Princeton University Library
32101 045242292

Digitized by Google

ANNEX LIB.

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1838.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1838.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 182—365, Beilagen Nr. 5 und 6, literarische Anzeiger Nr. XXI—XXXXVII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

Ac

Digitized by Google

RECAP)

0902
.133
V.2

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 182. — 1. Juli 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations: Colonies espagnoles; par M. *de Chateaubriand*. Zwei Bände. Leipzig und Paris, Brockhaus und Avenarius. 1838.

Staatsmänner, welche bei ihren Lebzeiten ihre Thaten und Werke selbst beschrieben und durch Veröffentlichung der Kritik unterworfen haben, sind zu allen Zeiten eine seltene Erscheinung gewesen. Denn abgesehen davon, daß dazu ein besonderes Talent, ein Beruf gehört, ist die politische Selbstbiographie noch durch andere moralische Triebfedern bedingt, welche nur um so stärker sein müssen, wenn man sich entschließen soll, eine solche Selbstbiographie seinen Zeitgenossen zu übergeben. Sie verlangt namentlich Resignation oder Eitelkeit, oder auch jene eigenthümliche Stimmung des Geistes, welche durch ein Gemisch beider erzeugt werden mag. Im glücklichsten Falle können sich beide das Gleichgewicht halten, und je nachdem die eine oder die andere Vorherrschaft hat, wird in den Augen unparteiischer Beurtheiler der Gehalt und Charakter eines solchen Werkes und seines Verfassers steigen und fallen.

Es ist in der That nicht ganz leicht, den Standpunkt zu bestimmen, welchen in dieser Hinsicht die Kritik dem vorliegenden Werke gegenüber einnehmen soll. Chateaubriand, zum Dichter geboren, wird durch die Verwickelung großartiger Verhältnisse in das politische Leben hineingezogen; sein Geist, gewöhnt, frei auf dem weiten Gebiete der Phantasie und der Empfindung umherzuschweifen, muß sich fast wider Willen in die engen Gewinde der Diplomatie und der Staatsgeheimnisse bequemen; sein Name, welcher seinen Ruhm längst schon in andern Sphären gefunden hat, wird mit einer der merkwürdigsten Episoden der Zeitgeschichte auf das engste verknüpft; und jetzt, nachdem ihn eine Welt von Ereignissen und Gefühlen schon längst von jener Zeit geschieden, so sehr der Gegenwart entfremdet hat, gibt er uns selbst die Erzählung dieser Episode wie ein Bild aus ferner Vergangenheit. Er gibt sie uns als Staatsmann und als Dichter, mit Resignation und nicht ohne Eitelkeit. Chateaubriand konnte selbst als Staatsmann den Dichter nicht verleugnen; die wenigen Jahre seines politischen Lebens erschienen ihm immer wie ein Spiel des Schicksals, des Verhängnisses, wenn man will, welches über ihm waltete; er sah in ihnen einen Act des großen Dramas, dessen goldener Faden mehr noch in seiner eignen Phantasie als in der Außenwelt lag. Wie in der Poesie, so ist er daher auch in der Politik mehr subjectiv als objectiv; er betrachtet auch sie als ein Mittel, die großen Gedanken im Leben zu verwirklichen, welche seine Seele erfüllten und im Heiligthume seiner Empfindung zur Reife gediehen waren. Das poetische Element seiner politischen Anschauung lebt fort auch in der Darstellung seiner kurzen politischen Laufbahn, über welche er hier, wie er selbst sagt, zum ersten und zum letzten Male spricht. Die höhere Poesie dieser Darstellung liegt nicht sowol in der Form, nicht in dem reizenden Gewande, womit er die Blößen der Diplomatie, die kalte Wirklichkeit der Geschichte zu bedecken versteht, sondern grade in jener Resignation, mit welcher er auf sein politisches Leben zurückblickt, und die ihm die Darstellung desselben schon jetzt zum Bedürfniß macht. Sie ist nicht blos das Abbild einer merkwürdigen Epoche der neuesten Geschichte, sie ist fast mehr noch das Abbild seines eignen Geistes, der Ausdruck seines Seelenlebens.

Man weiß, in welchen Sphären sich dieses Seelenleben bewegt und Befriedigung sucht. Chateaubriand, mehr mit der Welt als mit sich selbst zerfallen, liebt es, sich jener schwärmerischen Melancholie zu ergeben, welche an den Schattenseiten der Welt und an den Schwächen der Menschheit Nahrung sucht; sein umfassender Geist dringt in die Tiefen des Lebens ein, um in ihnen die Gründe des menschlichen Elends aufzufinden; er erhebt

508971

Digitized by Google

sich zu den Höhen der Phantasie, um von ihnen mit Mitleiden auf die Bedrängnisse herabzublicken, in welchen, nach ihm, die Welt nach geistiger und moralischer Erlösung schmachtet. Diese eigenthümliche Geistesstimmung macht das Gemisch von Verachtung der Welt und Anhänglichkeit an dieselbe, von Resignation und Eitelkeit erklärlich, welches wir als Grundzug in dem Charakter Chateaubriand's betrachten und in vorliegendem Werke wiederfinden.

Den subjectiven Standpunkt, welchen Chateaubriand in demselben angenommen hat, deutet er selbst in einigen Worten der Vorrede an.

Indem ich — sagt er da — als Staatsmann das größte Ereigniß der Restauration erzähle, habe ich mich genöthigt gesehen, die Staatsmänner auf die Bühne zu bringen, welche mit mir in Verkehr standen. Aber man beruhige sich: ich habe mich allein aufgeopfert. Wenn ich in den Urkunden die Lobsprüche, welche man mir gegeben hat und welche ich nicht verdiente, stehen ließ, so habe ich auch auf gleiche Weise das Böse erzählt, was man von mir sagte, ohne es zu verringern. Da ich Geschichte schrieb, habe ich für meine Person die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers gebraucht, und am Ende lege ich auf nichts Werth, was es auch sei.

Selbst diese Resignation wird hier zur Eitelkeit, welche wir beim Verfolg des Werkes noch öfter zu bemerken Gelegenheit haben werden. Doch schmälert dies den objectiven Werth der Darstellung keineswegs. Chateaubriand selbst schlägt diesen ziemlich hoch an. Werde sie Beifall finden, meint er, so müsse sie in den Urtheilen über eine der merkwürdigsten Epochen der Zeitgeschichte eine völlige Umgestaltung herbeiführen; man müsse durch sie zur Überzeugung kommen, daß der Congreß zu Verona nie den spanischen Krieg gewollt habe; daß dieser im Gegentheil einzig und allein eine durch die Interessen Frankreichs gebotene Unternehmung gewesen sei; daß die Ordonnanz von Andujar, so schön sie auch, philosophisch betrachtet, erscheine, am Ende doch nur als politischer Fehler gelten könne, und daß man überhaupt in diesen Dingen grade das Gegentheil von Dem glauben müsse, was man bisher geglaubt habe. Die Beweise hierzu sucht Chateaubriand nicht etwa in einer glücklichen Combination der Umstände und Vermuthungen, sondern in den Thatsachen selbst, welche durch die umfassende und im Original mitgetheilte diplomatische Correspondenz, welche damals durch Chateaubriand's Hände ging, hinlänglich bewährt werden.

Die Beweise sind da — fügt er noch hinzu —, authentische Actenstücke kann man nicht hinwegleugnen. Ich vertheidige mich nicht, der vorzüglichste Anstifter des spanischen Krieges zu sein. Wenn ich zufällig einmal gegen die Mehrzahl Recht gehabt habe, so verdammt mich; ihr werdet Thatsachen verdammen.

In diesen Worten liegt zugleich der Schlüssel zu dem ganzen Werke, welches allerdings über den Congreß zu Verona, den spanischen Krieg und seine Folgen und endlich die Verhältnisse der spanischen Colonien die interessantesten und unerwartetsten Aufschlüsse gibt. Eine gedrängte Analyse desselben wird uns Gelegenheit verschaffen, die wichtigsten Punkte darin gleich hier herauszuheben und zu zeigen, in welchem Geiste damals der Verf. Personen und Verhältnisse auffaßte.

Chateaubriand war französischer Gesandter zu London, als er sich im September 1822 von da durch Frankreich und die Schweiz nach Italien begab, um als einer der Stellvertreter seines Königs an dem Congreß zu Verona Theil zu nehmen. Die Gefahren, welche damals die spanische Revolution den Interessen der Monarchie in ganz Europa zu bringen drohte, waren einer der Hauptpunkte, welche die Zusammenkunft des Congresses veranlaßt hatten, und Chateaubriand, aus Überzeugung der Monarchie der Bourbons ergeben, hatte diesen Punkt längst zum Gegenstande seines tiefern Nachdenkens gemacht. Spaniens Größe und Spaniens Elend standen wie eine große Tragödie vor seinem poetischen Geiste, und mit Wohlgefallen verfolgte er das in ihr waltende Verhängniß durch die Jahrhunderte. In einigen einleitenden Abschnitten gibt er uns hier selbst mit großartigen und scharfen Zügen den Plan und Aufriß dieser Tragödie bis zu ihrer Entwickelung in dem letzten Acte, dessen weitere Ausführung der Zweck seines Werkes ist. Die ersten Worte desselben erscheinen uns wie der Prolog, welcher in altclassischer Weise mit Ernst, Würde und poetischer Ruhe den Inhalt des Stückes andeutet.

Seit der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Anfange des 17. — hebt er an — war Spanien die erste Nation Europas; es beschenkte das Weltall mit einer neuen Welt; seine Abenteuerer waren große Männer; seine Feldherren wurden die ersten Generale der Erde; es gab seine Sitten bis zu seinen Trachten den verschiedenen Höfen; es herrschte in den Niederlanden durch Verheirathung, in Italien und Portugal durch Eroberung, in Deutschland durch Wahl, in Frankreich durch unsere Bürgerkriege; es bedrohte das Dasein Englands, nachdem es sich die Tochter Heinrich VIII. vermählt hatte. Es sah unsere Könige in seinen Gefängnissen und seine Soldaten in Paris; seine Sprache und sein Geist gaben uns Corneille. Endlich fiel es; seine berühmte Infanterie starb zu Rocroi unter der Hand des großen Condé; aber Spanien unterlag doch nicht eher ganz, als bis Anna von Östreich Ludwig XIV. geboren hatte, welcher dann, als die Sonne nicht mehr in den Staaten Karl V. unterging, das auf den Thron Frankreichs versetzte Spanien selbst war. Es ist traurig, im Angesichte ihrer Trümmer daran zu erinnern, was diese beiden Monarchien gewesen sind..... Spanien vergrub sich unter der Familie Ludwig's des Großen in der Halbinsel bis zum Anfange der Revolution. Sein Gesandter wollte Ludwig XVI. retten; er konnte es nicht; Gott nahm den Märtyrer zu sich; die Rathschlüsse der Vorsehung ändert man nicht in der Stunde der Umwandlung der Völker.

Mit diesen Worten führt uns Chateaubriand auf die Scene ein, in deren Vordergrund wir Godoi, Karl IV. und den Prinzen von Asturien erblicken, nicht sowol als handelnde Personen, sondern vielmehr als die Spielbälle des Schicksals und eines gewaltigen Mittlers. Napoleon tritt zwischen diese Pygmäen als riesenhafter Vermittler. Karl IV. wird nach Bayonne berufen, Godoi verläßt Spanien unter Murat's Schutze, und der Prinz von Asturien bleibt als König das Phantom, für welches die spanische Nationalität in die Schranken tritt. Diese Scene, welche uns in das Mittelalter Italiens versetzt, schien durch Macchiavell eingegeben zu sein; dieses seltene Genie, welches, wie alle Männer von hohem Geiste und niedriger Gesinnung, große Dinge sagte und kleine that.

Digitized by Google

Aber — fügt der Verf. hinzu — die Spanier, der Monarchen beraubt, blieben frei. Bonaparte bekam es, nachdem er den Fehler begangen hatte, einen König zu entführen, mit einem Volke zu thun.

Und zwar mit einem Volke, dessen Charakter selbst als ein Problem, als eine räthselhafte Erscheinung gelten kann. Napoleon verstand diesen Charakter nicht, und dies war der moralische Grund, warum er über die Spanier, ungeachtet der Allgewalt seiner Waffen, nie eine dauernde Überlegenheit gewinnen konnte; er glaubte, daß er Iberien wie Germanien durch Gewalt und Versuchung besiegen könnte; aber er täuschte sich.

Der Nationalcharakter der Spanier ist vielleicht selten mit wenigen Zügen so richtig gezeichnet worden als hier von Chateaubriand. Ein Volk, in dessen Adern das Blut des Cantabrers, des Karthaginenfers, des Römers, des Vandalen und des Mauren rollt, kann nicht mit andern Völkern auf gleiche Linie gestellt werden; es hat seinen eignen Ideenkreis, seine eignen Gefühle und Richtungen; ein anderes Seelenleben bedingt in ihm andere Beziehungen zur Außenwelt. Das Bewußtsein der absolutesten Individualität, den unbezwinglichsten Despotismus des Charakters hebt Chateaubriand als Hauptgrundzug der spanischen Nationalität heraus. Ein sonderbarer Contrast hat ihr jene ins Weichliche und Komische übergehende Apathie beigesellt, welche die ganze Nation mit Gleichgültigkeit über Jahrhunderte und Geschlechter hinweggeführt hat, ohne daß sie auf ihr Wesen je bedeutenden Einfluß gewonnen hätten.

Wenn freilich unter den Stürmen, welche jetzt noch fortdauern — setzt Chateaubriand hinzu —, die Massen nach weniger individuellen Grundsätzen zu handeln scheinen, so beweist dies blos, daß der allgemeine Geist des Zeitalters anfängt, den besondern Charakter zu benagen; er ist jedoch noch weit davon entfernt, ihn schon bedeutend beschädigt zu haben. Die Gleichgültigkeit des großen Haufens ist hinter diesen Ereignissen, welche von ferne so viel Lärm verursachen. Wenn der Aufruhr und die Faction sich zeigt, da schließt man seine Thüre zu und läßt sie vorüberziehen wie eine Wolke Heuschrecken. Man entscheidet sich kaum für Jemand: Don Carlos kann keine Stadt nehmen; Christine bringt das Landvolk nicht zusammen. Übrigens haben sich die Spanier zu allen Zeiten für Könige, welche um die Krone rangen, unter sich bekämpft. Ist der Krieg vorüber, so kehrt Jeder unverändert zu dem Gehorsam, oder vielmehr zu seiner gewöhnlichen Lebensweise zurück, und diese erhält sich hier mehr in ihrer Reinheit als in andern Ländern, wegen des abgesonderten Lebens des Landvolkes und wegen eines herumschweifenden Handels, welchen eine Art Karavanen über die nackten Ebenen und die unbewohnten Gebirge führen.

Nach dieser Schilderung sollte man allerdings glauben, daß das spanische Volk die politische Freiheit nie gekannt habe. Chateaubriand beugt diesem Irrthume durch einen scharfen Blick auf die Grundgesetze von Spaniens politischer Verfassung in den verschiedenen Epochen seiner Geschichte vor; er zeigt, wie sich das demokratische Element dort zu allen Zeiten gegen die Macht des Königthums erhoben hat; er führt an, daß Deputirte des dritten Standes schon 1188 an der Versammlung der Cortes von Leon Theil hatten. Allein nach und nach schrumpfte auch dort unter dem eisernen Scepter der Monarchen und der Indolenz des Volkes die Nationalrepräsentation auf einige auserwählte Städte und die Consulten der Könige zusammen; und als man endlich in neuerer Zeit wieder das Bedürfniß derselben fühlte, beging man den Fehler, anstatt sich auf Geist und Sitten der Nation zu stützen, die Nationalrepräsentation nach einem in Frankreich erborgten Muster wiederherstellen zu wollen. Diese Anomalie gibt uns den Schlüssel zu den Verwickelungen, deren Opfer Spanien gewesen ist, seitdem es mit der Republik Frankreich in Berührung und Widerstreit gekommen war. Man folgt mit Leichtigkeit dem Faden, an welchem uns hier Chateaubriand durch dieses Labyrinth hindurch bis zu dem Congresse zu Verona und dem Kriege von 1823 bringt. Wir sehen die Regentschaft zu Cadiz mit ihren Cortes und ihrer Constitution, Ferdinand VII. in Freiheit mit seinem Decret von Valencia und seiner Treulosigkeit, Riego mit seinem Heldenmuthe und seinem Unglücke, die Wiederherstellung der Constitution von Cadiz, die Sitzungen der Cortes von 1820 und 1821 und zwischen ihnen die dunkeln Mauern des Escurial, des Zufluchtsortes Ferdinand VII., die geheimen Machinationen der Propagandisten in und außerhalb Spaniens, den offenen Volksaufstand in Madrid, in Piemont, in Portugal, den Jubel der Descamisados, dieser verfälschten Jakobiner, und den Schrecken der Gewaltigen von ganz Europa.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Cyanen. Novellen und Erzählungen von Amalie Schoppe. Zwei Bände. Leipzig, Taubert jun. 1833. 12. 2 Thlr. 21 Gr.

Die meisten dieser Blumen sind auf fremden Fluren gepflückt und von dunkler Färbung. Dunkel und blutig ist auch die eigne Schöpfung, „Eliza", welche schöne Dame von St.-Just, Robespierre und einem Vetter, mit dem der Vater sie verheirathen will, geliebt wird. Sie empfindet blos für den Ersten; um den Dritten vom Tode zu retten, verspricht sie Robespierre ihre Hand, paradirt bereits wahnsinnig als Göttin der Vernunft, wird in diesem Zustande bei Neapel wiedergefunden von dem Vetter, der just recht kommt, Zeuge ihres Todes zu sein und sich lebenslang darüber zu grämen. Eliza's Tante hätte freilich bei Zeiten Paris verlassen können, dann wären wir um eine Revolutionsgeschichte, Raisonnement über St.-Just, Mirabeau ärmer, was jedoch weniger uns als dem Umfange des Buchs geschadet hätte, denn diese „Cyane" ragt beträchtlich über ihre Schwestern hervor. Den kurzen Wuchs verzeihen wir vor allem dem „Sängerkrieg zur Wartburg" und dem „Mädchen von Navarra"; wir fürchteten, als der Inhalt vor uns lag, hundertmal erzählte Dinge in etwas verändertem Tone von Neuem hören zu müssen, aber der Schrecken war vergeblich, denn beide begnügen sich bescheidentlich mit 34 Seiten.

2. Alhambra. Spanische Novellen von Robert Heller. Altenburg, Pierer. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch hier lohnt sich der Muth, dem Gespenst dreist entgegenzutreten. Kein edler Castilier verzehrt sich in unglücklicher Liebe für eine reizende Maurin, kein Abencerrage kämpft mit den Zegris, man glaubt in der Novelle: „Die Schlacht von Tolosa", gar nicht in Spanien zu sein, wenn nicht der Zug gegen die Saracenen, Ventas und Calatravaritter zur Sprache kämen. Verliebungen, verkannte Edle, Nebenbuhlereien, kecke Wirthshausdirnen, die mit hündischer Treue dem Manne ihrer wunderlich bestimmten Neigung folgen, gibt's überall, nicht allein diesseit der Pyrenäen, nicht allein im Mittelalter. Die „Niña" ist freilich die oft durchgekaute Geschichte eines listigen

Digitized by Google

verliebten Mädchens, das einen Jüngling von der feindlichen Partei rettet. Schade ist's, daß die Bemühungen nicht an einen festern Gegenstand gerichtet wurden, der schnurstracks von den Christinos zu den Karlisten überzieht. Kasse sich Reiner durch die erste Seite vom Lesen des Buchs abhalten; „haftende Gedanken, die der Sehnsucht", „Lippen wie Granatenpurpur" kommen nicht wieder vor.

3. Musikalische Novellen und Silhouetten von Karl Gollmick. Mit einem Vorwort von Eduard Duller. Zeitz, Schieferdecker. 1838. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der gesunkene Zustand der Musik in Deutschland wie in den übrigen musikliebenden und übenden Ländern, die Effecthascherei, der charakterlose Klingklang wird in Ernst und in Scherz (wovon blos die Wortspiele mit den Namen berühmter Componisten etwas Erzwungenes haben) bündig ausgesprochen, aber — „die Predigt hat g'fallt, sie bleiben wie Alle". Jener wollte die mangelnden Syden in einer Reimgeile dadurch ergänzen, daß in einer andern derselben zu viel wären; so kann Der, welchem der Tadel der Componisten zu scharf dünkt, als Ausgleichung das überschwänglichste Lob von Sängern und Sängerinnen annehmen. Manche Nummern wären in einer musikalischen Zeitung am dessern Platze als in einem Buche, das nicht die Vermuthung gibt, es sei für wirkliche Musikkenner geschrieben.

4. Liebesgeschichten Ludwig XIV. Ein Beitrag zu der Sittengeschichte jener Zeit. Aus dem Französischen des Herrn von Boissi. Erster Theil. Altona, Hammerich. 1838. 8. 18 Gr.

Wir sind nicht die Kunst, aus zehn Büchern das erste zusammenzuschreiben, dies Buch könnte sie lehren. Aus den Memoiren der Frau von Motteville, der Prinzess von Montpensier und einiger Andern ist die Geschichte der Fronde aus dem Gesichtspunkte jener Damen erzählt. Ludwig XIII. platonische Liebschaften sind ausführlicher behandelt als ziemlich am Schlusse die galanten des Sohns, der jedoch, was eine wenig bekannte Hypothese ist, eigentlich sein Neffe sein soll, der Sprößling von Gaston von Orleans.

5. Stephanie, die Krautshändlerin des Chatelet. Von Vicomte d'Arlincourt. Übersetzt von Julius Schoppe. Zwei Bände. Altona, Hammerich. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dreierlei Absichten durchkreuzen sich in dem Roman, die bald sich zu Eins verbinden, bald mehr neben- als ineinandergehen. Erstens wird das große Herz eines gewissen Mipert von Savoisier zum Erstaunen der Leser vorgelegt. Es ist nicht allein Platz darin für einen unbändigen Muth, sondern auch für die Liebe zu drei Frauenzimmern zugleich. Die Erste, eine vornehme Dame, liebt er aus Sinnlichkeit; die Zweite, welche er ehrlicht, hat sich seiner Achtung zu erfreuen; die Dritte, seine Milchschwester, ist die eigentlich Auserwählte. Stephanie (Refwürde sie Kräuterhändlerin genannt haben) ist eine Heroine, welche das Volk bald zum Aufruhr anreizt, bald es besänftigt, wenn das Leben des Geliebten dabei bedrängt wird. Auch wird sie als das Phantom bezeichnet, welches König Karl VI. im Wahnsinn schreckte. Der Verf. geht unbarmherzig mit ihr und seinen Leserinnen um, die schwerlich Gefallen darin finden, daß ihrer schönen Stephanie die Glieder zerbrochen waren, nachdem Mipert sie aus dem ledernen Sack nach einer ekelhaften Kaghaigerei mit dem Henker befreite. Zweitens gilt's ein Stückchen Geschichtskritterung aus der Jugendzeit Karl VI. Drittens wird das Verderbliche und Nichtige der Volksempörungen gezeigt, die unter jenen König genannt und mit Citaten belegt, aber doch die neuesten eigentlich gemeint, mit hämischen Seitenblicken auf eine erlauchte Person, nur nicht so deutlich hier beim Herzog von Anjou als in dem Braunschweig Actreville.

6. Erbmeyern. Novellen und Erzählungen von Hugo Hasendorff. Zeitz, Schieferdecker. 1838. 8. 1 Thlr.

Das beschriebene Anshängeschild entwaffnet die Kritik; auch ist wirklich an den im guten Erzählungs- und Conversationstone geschriebenen Novellen, die Geschichtliches und Sagenhaftes mit enthalten, weiter nichts zu rügen als das vorherrschende Schillern in dunkle Farben.

10.

Notizen.

In den „Erinnerungen an Griechenland", von K. Schönwälder (Leipz 1838), findet sich (S. 52 und 57) von Neuem auch die Erinnerung an die Barbarei des Lords Elgin und dessen Kunstraub in Athen aufgefrischt. Der Reisende fand nämlich in Athen in der Nähe der Säulen des olympischen Zeus einige junge englische Seeoffiziere, die beschäftigt waren, sich Andenken von dem Marmor mit nach Altengland zu nehmen. Sie warfen mit Steinen nach den Capitälern, um wo möglich noch ein Stück von schöner Arbeit herunterzubekommen, und hatten einigen armen Griechen, welche dort herumliefen, Geld gegeben, um ihnen Stücke von den Säulen abzuschlagen. Wenn ihnen ein solches Stück nicht gefiel, so warfen sie es ebenso schnell wieder weg. Von den französischen Offizieren, setzt Schönwälder hinzu, hat man noch nichts Ähnliches gehört; aber die Franzosen haben dafür Achtung vor der Kunst, während die Engländer Alles nur für sich nehmen wollen, um es zu Hause aufzubewahren. Auch auf der Akropolis war es vorgekommen, daß ein Engländer das Fragment eines, überdies nicht einmal antiken Marmorkopfes unter seinem Rocke hatte mitnehmen wollen, doch hatten es ihm die Wächter am Thore wieder abgenommen. Weil nicht Wächter genug zur Disposition waren, um alle Räume zu bewachen, so hatte sich der Oberaufseher der Alterthümer sogar zu der Bitte an den Commandanten des englischen Geschwaders veranlaßt gesehen, dieser unüberwindlichen Neigung der Seinen Einhalt zu thun. Übrigens theilt der genannte Reisende auch noch mit (S. 55), daß das bekannte Sprichwort auf die Barberini in Rom bereits auf die Baiern übergegangen sei: „Quod non fecerunt Barbari, faciunt Bavari"; jedoch mit Unrecht im Allgemeinen, da die griechische Regentschaft vielmehr nach Kräften die alten Denkmäler zu erhalten suche. Doch war dieses Sprichwort schon früher nach Griechenland gewandert, indem man vom Lord Elgin sagte: „Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti."

Während der Cholera in Oberitalien 1836 fand ein Reisender in Venedig an allen Kanälen Anschläge, worin die Geistlichkeit die Barcarolen aufforderte, ihr Fluchen und Saetamentiren zu lassen (non più bestemmie, sempre sia lodato il nome di Dio e della santissima nostra Madonna).

25.

Literarische Anzeige.

Neu ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gruß an Berlin.

Ein Zukunftstraum

von

Heinrich Stieglitz.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

An der Hand der Poesie durch die Straßen der großen Hauptstadt wandernd, schildert der Dichter das Leben und Treiben in seinen verschiedenartigen Gestaltungen, vornehmlich aber den höchsten Interessen sich zuwendend, führt er wie in einem geistigen Panorama alle Namen, welche die Vergangenheit und Gegenwart Berlins in irgend eine Beziehung zu Kunst und Wissenschaft stellte, an seiner Phantasie vorüber und schöpft aus der Erinnerung an eigne Erlebnisse das Orakel der Zukunft.

Ein Blick auf das Verzeichniß der vorgeführten Persönlichkeiten zeigt, daß das Gedicht nicht allein Berlin, sondern die Interessen des gesammten Deutschlands berührt.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 183. — 2. Juli 1838.

Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations: Colonies espagnoles; par M. *de Chateaubriand*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

Wir eilen mit Chateaubriand zum Congresse nach Verona. Er führt uns selbst die gekrönten Häupter und ihre Stellvertreter oder Räthe vor, welche sich hier zusammenfanden; ihnen zur Seite läßt er uns einen Blick auf die Gesandten des um Freiheit ringenden Griechenlands thun; die Stimmungen dieses Fürstentages machten ihre schönsten, ihre gerechtesten Hoffnungen zu Schanden; die Trümmer einer andern Größe begegnen uns hier in der Erzherzogin von Parma und ihrem Hofstaate; und über allem diesen Glanze, allem diesen Elende ragt das kolossale Amphitheater als das bleibende Denkmal einer gewaltigen Zeit, als eine große Mahnung an die Nichtigkeit von Völkern und ihren Beherrschern hervor. Außer den Angelegenheiten Spaniens waren es noch vier größere und einige kleinere Fragen, welche den versammelten Monarchen zur Lösung vorgelegt wurden: als der Negerhandel, die Seeräuberein in den amerikanischen Gewässern und der Zustand der spanischen Colonien, die Händel im Orient zwischen Rußland und der Pforte und die Lage Italiens; dann die von geringerm oder speciellerm Interesse, als die Rheinschifffahrt, der Aufstand des griechischen Volkes und die Interessen der Regentschaft zu Urgel. Von allen diesen Dingen berührten nur zwei, und zwar auch nur mittelbar, Frankreich, der Negerhandel und die spanischen Colonien. Chateaubriand geht daher über sie nur leicht hinweg, um uns eine von ihm verfaßte Denkschrift über den Negerhandel mitzutheilen, welche an den Herzog von Wellington gerichtet war, und einen Blick auf den Orient, Italien und Griechenland zu werfen.

Für Frankreich und seine Vertreter lag die ganze Aufgabe des Congresses in dem spanischen Kriege, und für Chateaubriand liegt hierin zugleich der Zweck und Inhalt seines Werkes. Wir haben bereits mit seinen eignen Worten angedeutet, auf welchen Standpunkt er sich hier in dieser Frage stellt. Er will uns beweisen, daß dieser Krieg nicht das Werk des Congresses zu Verona, sondern einzig und allein Frankreichs war; es galt nach seiner Meinung nicht, Europa zu retten, sondern Frankreich sein politisches Gewicht in Europa und den Ruhm seiner Waffen wiederzuverschaffen, welche es mit dem Falle Napoleon's und den Verträgen zu Wien verschertzt hatte. Chateaubriand hatte den Krieg vorausgesehen, er wollte und betrieb ihn als eine Sache der französischen Nationalität und bot Alles auf, für Frankreich und sich in ihr die Initiative in Anspruch zu nehmen. Er stützt sich dabei einestheils auf die Instructionen, welche ihm Mittle ertheilte, anderntheils auf die Mittheilungen, welche der Vicomte von Montmorency am 20. Oct. 1822 an den Congreß gelangen ließ.

Die Meinung unserer Bevollmächtigten über die Frage, was der Congreß in Bezug auf Spanien zu thun habe — heißt es z. B. in jenen —, wird die sein, daß Frankreich, als die einzige Macht, welche durch ihre Truppen handeln muß, auch allein über diese Nothwendigkeit zu entscheiden hat.

Man weiß, daß Billèle diese Nothwendigkeit so viel als möglich entfernt wissen wollte und persönlich gegen den Krieg gestimmt war. Gleichwol ging Montmorency, auf seine Instructionen gestützt, schon einen Schritt weiter und machte in den genannten Mittheilungen die Möglichkeit des Krieges nur noch von drei Fällen abhängig, nämlich 1) dem eines bewaffneten Angriffs Spaniens auf das französische Gebiet, oder einer officiellen Handlung der spanischen Regierung, welche die Unterthanen der einen oder andern Macht direct zum Aufruhr reize; 2) dem, daß die Absetzung des Königs ausgesprochen, oder gegen ihn oder die Glieder seiner Familie ein Proceß anhängig gemacht werde; 3) dem, daß die spanische Regierung durch eine förmliche Erklärung den Rechten der königlichen Familie auf legitime Nachfolge Eintrag thue.

Es kam jetzt nur noch darauf an, die übrigen Mächte in dem Sinne Frankreichs zu stimmen und sich gegen sie sicher zu stellen, sobald es zum Äußersten kommen sollte. Dies bedingte Frankreichs Stellung zum Congresse zu Verona. Weit entfernt, daß dieser Frankreich zum Kriege angetrieben hätte, legte er ihm vielmehr allerhand Hindernisse in den Weg. Preußen und Östreich widersetzten sich dem Kriege gradezu; nur Rußland billigte ihn und versprach seine materielle und moralische Unterstützung, und England allein war wirklich zu fürchten. Der Herzog von Wellington weigerte sich, die Protokolle vom 20. October und 17. November zu unterzeichnen, und setzte die Gründe dieser Weigerung in einer Note auseinander, in welcher er eine Intervention Frankreichs in Spanien

Digitized by Google

als gefährlich, den Interessen Englands nicht angemessen und überhaupt nicht hinlänglich gerechtfertigt bezeichnete. Ungeachtet dieser etwas drohenden Stellung der auf dem Congresse gegenwärtigen Mächte, welche in der spanischen Frage nur neue Verwickelungen befürchten ließ, beschränkte sich am Ende doch die ganze Einmischung des Congresses in die spanischen Händel darauf, daß man übereinkam, den Stellvertretern der Alliirten zu Madrid diplomatische Noten zuzuschicken, welche der Regierung vorgelegt werden sollten, um sie mit den Gesinnungen der verschiedenen Mächte bekannt zu machen; im Fall man diese Mahnungen mit Verachtung aufnehmen würde, sollten die Gesandten der Alliirten ihre Päße verlangen. Dieser unschuldige Schritt, wie ihn Chateaubriand selbst nennt, führte zu weiter nichts als zu drei unbedeutenden Depeschen von Seiten Preußens, Rußlands und Östreichs, in denen man, weit entfernt, Spanien mit einem Continentalkriege zu bedrohen, nur die Besorgniß ausdrückte, daß ein Krieg zwischen Spanien und Frankreich nicht mehr unmöglich sei. Im Ganzen mit Mäßigung und Zurückhaltung abgefaßt, rügen diese Noten, welche Chateaubriand in ihren Hauptstellen im Originale mittheilt, nur die Ausschweifungen der Tribune und der Presse mit etwas Schärfe.

Absolute Monarchien — meint der Verf. dazu — werden repräsentativen Monarchien nie verstehen; es sind zwei Arten von Gewalten, deren Elemente unverträglich sind. Aber die Verfasser dieser Depeschen hätten auch etwas auf Rechnung der Menschen setzen und bedenken sollen, daß, wenn die Cortes sich über die Maßen streng bewiesen, sie es mit einem unbandbaren und treulosen Monarchen zu thun hatten, welcher sie nur zu betrügen suchte, und dessen Charaktre die Gewaltstreiche der Liberalen, wenn er sie nicht gutheiß, doch wenigstens entschuldigte.

Sonach behielt Frankreich für sich in der spanischen Frage freies Feld; es handelte sich nur darum, zu wissen, wenn es seinen Gesandten in Madrid abberufen solle, und die Entscheidung über seine bewaffnete Intervention in Spanien lag nicht mehr zwischen dem Cabinet der Tuilerien und den übrigen Höfen Europas, sondern zwischen Chateaubriand und Villèle, von denen jener dafür, dieser dagegen stimmte. Dieses Mißverhältniß zwischen Beiden störte etwas die Freundschaft, welche Beide aneinanderknüpfte, und erschwerte die Entscheidung um Vieles. Villèle hat Chateaubriand, welcher sich vorzüglich auf die Versicherungen Rußlands stützte, den spanischen Krieg nie vergeben können. Die zwischen ihnen deshalb in den letzten Monaten des J. 1822 gewechselte Correspondenz, welche hier mitgetheilt wird, ist eins der merkwürdigsten Documente zur Geschichte der Restauration.

Diese Briefe — bemerkt Chateaubriand selbst darüber — sind, geschichtlich genommen, ziemlich merkwürdig; sie lehren den Charakter des Geistes der zwei Minister kennen, deren Einigkeit und Trennung am meisten zum Glücke und zum Unglücke der Restauration beigetragen haben. Hr. v. Villèle sah fast nur die Gegenwart; ich war dagegen fast ausschließlich mit der Zukunft beschäftigt..... Es geht daraus auch hervor, daß ich und Hr. v. Villèle je eine fixe Idee hatten: ich wollte den Krieg, er wollte den Frieden; ich schob allen Alliirten die Anschuldigungen unter, welche Alexander eigenthümlich waren, um Hrn. v. Villèle an die Idee der Feindseligkeiten zu gewöhnen.

Vielleicht war es überhaupt eine Schwäche Chateaubriand's, daß er dem Kaiser Alexander persönlich eine zu hohe politische Bedeutung beilegte, welche ihm von andern Seiten leicht streitig gemacht werden könnte.

Nach Bonaparte — sagt er selbst — ist Alexander die größte historische Figur der Napoleonschen Zeit.

Chateaubriand stand mit Kaiser Alexander in ziemlich nahen Verhältnissen; es fand zwischen ihnen eine gewisse Gemeinschaft des Seelenlebens statt, welche jene Schwäche um so erklärlicher und verzeihlicher macht, wenn man einen Blick in den gedrängten Lebensabriß dieses Monarchen wirft, welchen Chateaubriand zu einer der interessantesten Episoden seines Werkes gemacht hat. Die Phantasie des Dichters behauptet darin die Oberhand über das kältere Urtheil des Politikers und des Staatsmannes. Man wird unter solchen Umständen folgendes Endurtheil über Alexander immer noch treffender und selbst unparteiischer finden, als man erwarten durfte:

Welches auch die hehren Eigenschaften des Zars gewesen sein mögen, am Ende ist er für sein Reich doch nur verhängnißvoll gewesen: er brachte es zu sehr mit dem Europa des Westens in Berührung; er legte dort Keime der Civilisation und wollte sie dann bei ihrer Entwickelung ersticken. Von zwei Seiten angegriffen, wußten die Völker nicht, was man von ihnen wollte, ob Aufklärung oder Dummheit, ob passiven oder legalen Gehorsam, ob Bewegung oder Stillstand. Alexander hätte als aufrichtiger Tatar, welcher seine Völker in der Barbarei zurückgehalten hätte, als aufgeklärter Fürst, welcher sie nach und nach zur Aufklärung geführt hätte, seinem Vaterlande einen besseren Dienst erwiesen. Er war zu stark, um den Despotismus anzuwenden, zu schwach, die Freiheit zu begründen: sein Zögern rief nicht die Befreiung der Nation ins Leben, aber gebar die individuelle Unabhängigkeit, welche ihrerseits anstatt der Befreier nur Mörder hervorbrachte.

(Der Beschluß folgt.)

Epistel an die „ehrwürdige" deutsch-evangelische Synode in Pennsylvanien. Pittsburg 1837.

In Spanien, das so lange das Dorado der Geistlichen gewesen ist, wurden vor einigen Jahren die Mönche von demselben Volke, das sie Jahrhunderte lang systematisch zu verdummen trachteten, unter den scheußlichsten Grausamkeiten ermordet; in Belgien, das man so gern als ein einziges großes Feldlager des Ultramontanismus darstellte, erheben sich eingelne Gemeinden kräftig gegen die Unfug treibenden Missionnaire, welche auch in Frankreich wieder an Boden gewinnen und die glücklichen Tage der Restauration zurückführen möchten; in Baiern wird, sehr überflüssigerweise, Klöster auf Klöster decretirt, während man in der Schweiz Institute für unnöthig hält, in denen sich jeder Mönch pro Tag vierzehn Maß Wein in Rechnung setzt, und Preußen hat im äußersten Osten mit seinen Muckern, in Schlesien mit den starren Lutheranern, am Rheine und in Westfalen mit einer hierarchisch-ultramontanen Adels- und Priesterpartei zu schaffen. Alle diese Erscheinungen deuten darauf hin, wie gewaltig die Elemente gähren, und wie man einerseits die Zeit, welche keinen Stillstand kennt, noch weniger ein Rückschreiten duldet, verkehrt und begreift, andererseits ihr einen Hemmschuh anlegen und sie für unlautere oder obsolete Zwecke ausbeuten möchte. So lange mit der römischen Curie transigirt wird, so lange man ihr übergriffe mannichfacher Art nachsieht, so lange wird sie auch ihre Ansprüche, die kein wohlgeordneter Staat befriedigen kann, insgeheim oder öffentlich geltend zu machen suchen. Hätten die Bestrebungen der aufgeklärten Katholiken, die im Anfange des vorigen Decenniums

Digitized by Google

danach trachteten, eine deutsch-katholische Kirche zu schaffen, von oben herab im Interesse einer zeitgemäßen Politik Aufmunterung gefunden; hätten ferner viele Protestanten es sich nicht einfallen lassen, diese zahlreiche und erleuchtete Partei zu ihrer Kirche hinüberziehen zu wollen, sondern ohne Nebenabsichten, und ohne an Proselytenmachen zu denken, dieselbe unterstützt; hätten endlich die Regierungen sich von der Ansicht frei machen können, jeder gegen die Anmaßungen Roms auftretende Katholik müsse zugleich auch Revolutionnair gegen den Monarchen sein, dann hätten wir sicherlich nicht die traurigen Zerwürfnisse zu beklagen, welche gegenwärtig mehre Provinzen unsers deutschen Vaterlandes zerrütten. Die Zeit liegt auch im Bezug auf kirchliche Institutionen im Kreisen, ein geschickter Geburtshelfer aber, der das Kindlein gesund zu Tage fordern könnte, hat sich bis jetzt noch nirgend blicken lassen. So viel ist gewiß, lauwarmes Wasser und bloße Palliative helfen nichts, und das Beste ist vielleicht ein Kaiserschnitt!

Auch in unsern Tagen ziehen Hunderte, ja Tausende aus Deutschland weg, weil sie in demselben keinen Raum für ihre religiösen Ansichten zu finden vermeinen. Einige Hundert wollen gegenwärtig die Neumark und Schlesien verlassen, um sich in Südaustralien anzusiedeln, während die Mehrzahl aus Schwaben und dem übrigen südlichen Deutschland nach den Vereinigten Staaten zieht, die für alle Separatisten ein classischer Boden sind und solchen ihr Dasein überhaupt zu verdanken haben. Die ersten Ansiedler errichteten dort eine Art von theokratischer Regierung, wurden aber, wiewol grade sie Wesen und Bedeutung der Toleranz hätten begreifen sollen, bald ebenso unduldsam wie die alte Kirche und verfolgten nun ihrerseits Herenmeister, Katholiken und Quäker. Die Katholiken in Maryland machten es gegen Andersgläubige anfangs auch nicht besser. Da aber in diesem neuen Lande die Berührungen zwischen Leuten von den verschiedensten religiösen Ansichten und Überzeugungen so vielfältig waren, daß ein Krieg Aller gegen Alle die nothwendige Folge gewesen wäre, wenn man nicht jeden Einzelnen ruhig hätte gewähren lassen; da man endlich sich auch überzeugte, daß es am zweckmäßigsten ist, „Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen", wie Friedrich II. sagte, falls er nur ein guter Bürger sei, so entstand allmälig eine allgemeine Toleranz, die jetzt durchaus allgemein ist. Die Brutalitäten, welche ein paar hundert Individuen vor einigen Jahren sich in Boston gegen eine katholische Erziehungsanstalt zu Schulden kommen ließen, fallen den Amerikanern nicht zur Last; denn eine Untersuchung stellte heraus, daß sie von hochkirchlichen Altengländern, meistens Hafenarbeitern, verübt wurden, die noch nicht lange in Amerika waren und den no-popery-Sauerteig aus Europa noch in sich trugen. Die Amerikaner werden lachen, wenn sie ja einmal die Reden mancher Mitglieder von Ständeversammlungen gegen die Emancipation der Juden lesen sollten; denn in ihrem Lande ist es Niemanden eingefallen, dieselbe zu verweigern, und in Maryland, dem einzigen Staate, in welchem früher kein Israelit mit den Christen gleiche Rechte hatte, decretirte vor etwa zehn Jahren die Legislatur die Emancipation freiwillig, „um den Fleck unwürdiger Intoleranz von sich abzuwaschen". Ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem folget nach!

Was die Deutschen in Amerika anbelangt, so sind die Evangelischen am zahlreichsten, besonders in Ohio und Pennsylvanien. In diesem letztern Staate werden auch die meisten Prediger gebildet, und mehre Vereine, die von Manchen hierarchischer Anmaßungen beschuldigt werden, haben es sich zum Ziele gesetzt, die deutschen Ansiedler, die im fernen Westen zerstreut wohnen und dort kleine Niederlassungen gegründet haben, mit Seelsorgern zu versehen. Diese Absicht ist die löblichste, die man sich denken kann; denn nicht jede kleine Gemeinde kann gleich anfangs einen Prediger besolden, wenn auch bei der großen Nachfrage nach Geistlichen überhaupt ein solcher zu bekommen sein sollte. Leider aber sind die Diener des Herrn nicht allemal Leute, die ihrem Stande Ehre machen, und es steht zuweilen mit ihrer Gelehrsamkeit auch nicht zum allerbesten. Das ist freilich ein Übelstand, dem erst mit der Zeit abgeholfen werden kann, nachdem die neugegründeten theologischen Schulen erst zahlreicher besucht worden sind und eine hinlängliche Anzahl von tüchtigen Candidaten aus ihnen hervorgeht.

Es gibt also unter den deutschen Predigern unwürdige Subjecte, denen es wie an wissenschaftlicher Bildung so auch an moralischem Werthe gebricht. Da die tüchtigen Seelsorger in den ältern Ansiedelungen feste Stellen haben, so werden in der Regel nur Individuen jener erstern Classe in die neuen Staaten gesandt, und die evangelische Synode in Pennsylvanien sieht in ihrem Eifer nicht ein, daß es besser ist, gar keine Prediger nach dem Westen zu senden als solche, die der Kirche zur Unehre gereichen. Es muß oft vorgekommen sein, daß solche Leute mit hierarchischen Anmaßungen aufgetreten sind, die den gebildeten Deutschen, deren es in Illinois und Missuri so viele gibt, völlig unerträglich waren; wir könnten uns sonst den geharnischten Ton, in welchem die oben namhaft gemachte Flugschrift verfaßt ist, gar nicht erklären.

Die Epistel führt das Motto: „Dumm machen lassen wir uns nicht, wir wissen, daß wir's werden sollen", und der Verfasser gibt sich als Christen und Protestanten, als einfachen Bauersmann im Bonhommedottom, Staat Missuri, zu erkennen. Die Veranlassung zu seinem Sendschreiben gab ein von der pennsylvanischen Synode nach dem Westen abgesandter Prediger, der in jene Kategorie gehörte, die wir eben bezeichnet haben. Dieser Mann, Namens Tegler, erschien im Sommer vorigen Jahres im Missuristaate. Er war ein Mensch „mit stieren Glotzaugen, von keinem Funken des Geistes belebt, und gewährte überhaupt einen ekelerregenden Anblick, der noch dadurch vermehrt wurde, daß seine Zunge eine ungeheure Kugel Kautaback unaufhörlich aus einer Backe in die andere wälzte, dessen Extract seinen Unterkiefer mit einem braunen Firniß überzogen hatte. Der Mensch sagte, er sei ein Deutscher, sprach aber ein Deutsch, dessen sich der geringste Bauer in Deutschland schämen würde, und war — wer hätte es geahnt! — wirklich ein geistlicher Herr und obendrein ein rüstiger Apostel, von der ehrwürdigen deutsch-evangelischen Synode in Pennsylvanien ausgesandt, um in den Wäldern des westlichen Amerikas den heidnischen Indianern und — Deutschen das Evangelium zu predigen. Ein sehr unsauberes Gefäß, gefüllt mit himmlischem Manna, die hungerigen deutschen Seelen in der Glaubenswüste zu erquicken, ein wahrer Eckstein der christlichen Orthodoxie! Vielleicht eine rauhe, garstige Schale, dachte man, der Kern mag um so lieblicher sein."

Tegler fand auf der Pflanzung eines jungen Deutschen gastliche Aufnahme, aber „der Docht des Kirchenlichtes war wahrscheinlich trocken geworden durch die Reise, denn das Erste, was er beim Hereintreten mit Ungestüm verlangte, war Schnaps. Nach einem langen Zuge aus der korngeistigen Hippokrene, die der Deutsche ihm einhändigte, schnalzte der Diener Gottes wie ein Bootsmann und stieß aus der Fülle seines Herzens einen kräftigen Fluch hervor. Hierauf wurde er unverschämt, verlangte von dem jungen Deutschen Bequemlichkeiten, die dieser sich selbst versagte, schimpfte sein Haus ein Hundeloch und behandelte den Besitzer desselben völlig als Nebensache, wahrscheinlich, weil er glaubte, derselbe sei nun überglücklich über das Heil, welches seinem Hause wiederfahren durch die angenehme Gegenwart einer so wichtigen Stütze des christlichen Glaubens. Kraft seines Amtes ermangelte der Mann Gottes nicht, den jungen Deutschen alsbald zu katechisiren, benahm sich aber dabei brutal, wahrscheinlich weil der Schnaps ihm seine Liebesdienste zu erweisen begann, griff die einfachen religiösen Gesinnungen des Mannes auf eine ehrenrührige, gemeine Weise an, sodaß derselbe, als die Ausbrüche pfäffischer Arroganz sich mehrten, genöthigt wurde, dem Apostel die Thür zu weisen."

Tegler wandte sich nun nach einer andern deutschen Pflanzung, wo er ebenso freundlich aufgenommen ward, und wurde hier von einem gebildeten Deutschen aus der Umgegend besucht,

Digitized by Google

der mit ihm über dogmatische Gegenstände sprach. „Aber wie erstaunten Alle, an einem Menschen, der sich Pfarrer nannte und von der Synode den Auftrag erhalten hatte, den Deutschen im Westen Christenthum beizubringen, eine so erasse Ignoranz über die gewöhnlichsten Interessen wissenschaftlicher Bildung und jeden Mangel an Denkkraft wahrzunehmen, der mit auswendig gelernten und noch dazu übel angewandten Bibelsprüchen um sich wirft, um die eigne Anmuth des Geistes damit zuzudecken. Und noch mehr, der ehrwürdige Herr entwickelte in seinem religiösen Feuereifer Ansichten und Lehren, wie sie nur aus dem Munde jener gottseligen Schuhflicker in Deutschland strömen können, die man hier und da als Curiosa in Irrenanstalten aufbewahrt findet, und die den Psychologen Beiträge liefern zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes. Dabei ermangelte der fromme Mann nicht, seine dogmatischen Vorlesungen mit Schimpfreden über die deutsche Bevölkerung des Westens zu würzen, nannte sie ein Heidenvolk und Theisten, ohne das e und i in der Aussprache zu sondern, und als ihm einer der Herren bemerkte, er habe wol Atheisten sagen wollen, erwiderte er ärgerlich: „Ei was, wir sprechen hier Deutsch und nicht Englisch!“

Am nächsten Sonntage wollte nun dieser Apostel eine Predigt halten, es fand sich eine zahlreiche Versammlung ein, auch Amerikaner waren da, um einen german preacher zu hören. „Es war kalt, der Mittag kam heran; kein Priester erschien; die ungeduldige Versammlung ging größtentheils auseinander. Endlich kam der Pfeiler der pennsylvanischen Synode gemächlich geritten, musterte mit einer Miene von Superiorität die Anwesenden, stieg vom Pferde und fing an, die Hände auf den Rücken gelegt, meditirend auf und ab zu gehen wie ein Philosoph der alten Schule, ohne sich um die Versammlung zu kümmern. Da ging auch der Rest auseinander, nachdem man vergebens gehofft, der Mann werde seinen Vortrag beginnen. Da ergriff der gottbegeisterte Apostel, der mit seinem Wirthe allein das Feld behauptete, eine Flasche Wein, die sein gefälliger Wirth zur Austheilung des Abendmahls herbeigeschafft hatte, trank sie in einem Zuge leer und sprach: „Das thue ich für Euch alle!“ Einige Tage darauf verschwand der ehrwürdige Herr, nachdem er einige Deutsche zuvor auf eine zudringliche Weise um Geld angebettelt hatte, um Geld zur Weiterreise in seinem göttlichen Berufe von ihnen zu erpressen.“

„Das ist die wahrhafte und erbauliche Geschichte des ehrwürdigen „Bruders“ Tegler, des Apostels der deutsch-evangelischen Synode in Pennsylvanien.“

Wir haben absichtlich den amerikanischen Verfasser selbst reden lassen. Derselbe wendet sich dann an die evangelische Synode mit der Frage, wer sie denn eigentlich autorisirt habe, eine solche zu bilden; die Staatsregierung könne es nicht gethan haben, weil sie keine Kirche als solche anerkennen dürfe; die deutsch-evangelische Bevölkerung von Pennsylvanien werde ihr auch nicht den Auftrag gegeben haben, eine solche Bevormundungsanstalt zu gründen; man wolle in Amerika kein neues Papstthum, es möge heißen wie es wolle, denn es passe nicht in ein Land, „wo die Menschheit sich in ihre ursprünglichen Rechte eingesetzt hat, und dessen freie Institutionen nur durch helle Einsicht und Aufklärung seiner Bürger erhalten und bewahrt werden können; wo der Mensch nicht engherzigen Pfaffen, sondern nur Gott und sich selbst für seine religiöse Überzeugung Rechenschaft schuldig ist“.

Da von vielen Seiten her über die Anmaßungen geklagt wird, welche die Geistlichkeit der meisten Religionsparteien, die der Unitarier ausgenommen, sich zu Schulden kommen lassen, so darf man wol annehmen, daß der Schreiber der Epistel, der sich auf offenkundige Thatsachen beruft, die Lage der Dinge schilderte, wie sie wirklich ist. Er ruft aus: „Wir haben Euch (die Leute von der Synode) bereits an Euern Früchten erkannt; Herrschsucht und Habsucht sind hier Euere Triebfedern wie in Europa; Euer Streben ist, über die Protestanten in Amerika den Papst zu spielen. Ihr wollt die Menschen in Euern Glaubenspferch sperren wie die Schafe, um sie nachher nach Herzenslust scheren zu können; Ihr wollt in der Dummheit der Deutschen nach und nach ein Capital anlegen, von welchem Ihr Euere Interessen beziehen könnt. O, wir kennen Euch, Ihr Schildwachen des himmlischen Zions in Pennsylvanien! Brüstet Euch nur mit religiöser Bildung und Aufklärung! Wahrscheinlich geschah es auch im Interesse derselben, als Euere Büttel durchs Land liefen, um das Volk gegen das neue Schulgesetz aufzuwiegeln? Ihr seid, wie in Europa, Helfershelfer der Aristokratie und habt den Zweck, gemeinschaftlich mit ihr die Völker niederzutreten in geistige und leibliche Knechtschaft. Wir Deutschen aber wollen als Christen und Protestanten im echten Sinne des Wortes hier durchaus unserer eignen religiösen Überzeugung leben und protestiren daher gegen Euere ehrwürdige Synode; wir halten ein solches Institut für unchristlich und für unvereinbar mit den republikanischen Institutionen dieses Landes, und für eine Antastung der Constitution der Vereinigten Staaten, die ihren Bürgern Glaubens- und Gewissensfreiheit garantirt, folglich jede fremde Einmischung in Sachen, die das Gewissen angehen, untersagt, rühre sie von Pfaffen oder Nichtpfaffen her. Darum, Ihr Herren, bleibt uns, im Namen des Gesetzes, künftig mit Euerer zärtlichen Sorge um unser Seelenheil vom Halse! Wir verbitten uns Euere Injurien! Ihr da in Pennsylvanien seid wahrlich nicht die Leute, uns den Ring der Dogmatik durch die Nase zu ziehen und uns herumzuführen wie Tanzbären. Wir brauchen Euere zudringliche Vermittelung nicht, um selig zu werden. Schickt daher Euere versoffenen Apostel und trostlosen Candidaten, die theils zu faul, theils zu dumm sind, ein ehrliches Handwerk zu ergreifen, und es deshalb bequemer finden, als vagabundirende Diener Gottes ihre Landsleute zu brandschatzen, schickt sie lieber zu den Indianern, wenn Euch nun einmal der Bekehrungseifer kitzelt, aber bleibt uns mit Euern Zudringlichkeiten vom Halse.“

Die Epistel schließt mit den Worten: „Lebt wohl, Ihr Herren. Sollte es Euch einfallen, diese Epistel nach Deutschland zu schicken zum Zeugniß über die gottlosen Deutschen im Westen Amerikas, so vergeßt nicht das Motto hinzuzusetzen: Dumm machen lassen wir uns nicht.“ Die evangelische Synode, welche überhaupt von vielen Seiten her bekämpft wird, weil man, ob mit Recht oder Unrecht, sie beschuldigt, daß sie dahin strebe, eine unbeschränkte Gewalt über die evangelischen Deutschen an sich zu bringen, dürfte gegen die Ansiedler im Westen, besonders die Illinois- und Missuri-Männer, die, wie wir sehen, sehr derb sind und kein Blatt vor den Mund nehmen, einen harten Stand haben. In kirchlicher Hinsicht bietet Amerika einige Erscheinungen dar, die mit den europäischen in mancher Hinsicht analog sind: auch dort strebt eine kirchliche Partei nach Erweiterung ihrer Macht und überschreitet das Gesetz wie bei uns; aber in einem Lande wie Amerika werden hierarchische Bestrebungen, weil sie von oben herab nicht begünstigt oder aufgemuntert werden, auf die Dauer keinen Boden gewinnen. 47.

Notiz.

In Nr. 1 d. Bl., S. 4, wird die Vermuthung ausgesprochen, die „Elegantiae Latini sermonis“ hätten dem Johann Meursius das Gebot, sich alles Bücherschreibens für die Zukunft zu enthalten, zugezogen. Aber das berüchtigte, auch unter dem Titel: „Aloysiae Sigaeae Toletanae satira sotadica de arcanis amoris et veneris“, bekannte Buch ist kein Werk des schon 1639 gestorbenen Johann Meursius, sondern des Nikolaus Chorier, Advocaten zu Grenoble, welcher 1692, 83 Jahre alt, gestorben ist und dasselbe 1678 zu Amsterdam unter dem falschen Namen Joh. Westrene herausgegeben hat. Demselben scheint das Buch: „L'école des filles“ (Paris 1671), zum Vorbild gedient zu haben. 95.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 184. — 3. Juli 1838.

Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations: Colonies espagnoles; par M. *de Chateaubriand*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 183.)

In der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Verona trat Chateaubriand wieder in persönlichen Verkehr mit dem Kaiser, welcher ihn nur in seinen einmal gefaßten Ansichten in Bezug auf Spanien bestärkte. Östreich und Fürst Metternich beharrten dagegen bei ihrer Opposition gegen den Krieg. Chateaubriand verließ Verona am 13. Dec. 1822, und am 1. Jan. 1823 bezog er zu Paris als Minister der auswärtigen Angelegenheiten das Hotel, welches einige Tage zuvor der Herzog v. Montmorence geräumt hatte. Der Grund, warum der Letztere das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zurückgab, ist nach Chateaubriand's eigner Meinung zur Zeit noch ein Geheimniß. Er glaube jedoch, daß es weniger in der Verwickelung der Verhältnisse als in einer gewissen Unverträglichkeit der Charaktere des Herzogs und des Hrn. v. Villèle zu suchen sei. An seiner Stelle trat Chateaubriand, mehr gezwungen als freiwillig, in das Ministerium ein. Mit Villèle persönlich befreundet, lebte er mit ihm gleichwol, wie wir gesehen haben, politisch bereits in einer gewissen Spannung wegen der spanischen Intervention, und Ludwig XVIII. selbst war ihm persönlich keineswegs sehr gewogen. Er gibt uns über diesen letzten Punkt einige merkwürdige Aufschlüsse, welche auf den Charakter dieses Königs ein ganz besonderes Licht werfen.

Ludwig XVIII., bekanntlich ein geistreicher Mann, welcher, wie er in der Beschreibung seiner Flucht von Paris 1791 zur Genüge bewiesen hat, auch die Feder gut zu führen verstand, war nicht frei von literarischer Eifersucht, und diese Eifersucht machte das Verhältniß des Königs zu einem Minister, welchem die öffentliche Meinung in der literarischen Welt eine so hohe Stelle angewiesen hatte, etwas unbehaglich.

Indessen — fährt Chateaubriand fort — gelang es mir doch, dem Könige mehr zu gefallen, als man hätte denken sollen, sobald mein Verdit bei ihm meinen Collegen Furcht machte. Se. Majestät schlief im Ministerrath oft ein, und er hatte recht; schlief er nicht, so erzählte er Geschichten. Er hatte ein bewundernswürdiges mimisches Talent; das vergnügte Hrn. v. Villèle, welcher die Geschäfte abmachen wollte, keineswegs. Hr. v. Corbière stützte seine Ellbogen auf die Tafel und legte seine Tabaksdose und sein blaues Schnupftuch neben sich; die andern Minister hörten mit Stillschweigen zu. Ich konnte für meinen Theil nicht umhin, mich an den Erzählungen Sr. Majestät zu ergötzen; der König war darüber sichtlich entzückt. Wenn er sich seines Erfolgs versichert sah, so suchte er, bevor er eine Geschichte anfing, eine Entschuldigung und sagte mit seiner kleinen Karen Stimme: „Zeit will ich einmal Hrn. v. Chateaubriand zu lachen machen"; und in der That war ich bei dieser Gelegenheit so natürlicher Hofmann, daß ich lachte, als ob ich Befehl dazu erhalten hätte.

Chateaubriand's Ministerium dreht sich ganz um den spanischen Krieg, welcher, an sich hinlänglich bekannt, den zweiten Hauptabschnitt seines Werkes füllt. Gleichfam als einleitende Episode dazu gibt er in einem eignen Abschnitte eine gedrängte Geschichte der geheimen Gesellschaften in Frankreich. Das Urtheil, welches er am Ende desselben über das Verhältniß der Restauration zu dem durch jene genährten Conspirationsgeist fällt, ist jedenfalls merkwürdig.

Die Großsprecherein, welche man seit den Anklagen über die Komödie von 15 Jahren geführt hat, mögen Menschen, die in Sicherheit sind, zur Genugthuung gereichen; in dem Augenblicke, wo die Legitimität fiel, conspirirte Niemand; sie selbst hat sich getrosten Muthes in den Abgrund gestürzt. Hat sie nicht 1830 die Kammer für eine Kammer von Feinden genommen? Es handelte sich ja damals um weiter nichts als darum, drei bis vier Männer zu wählen, welche vor Lust, Minister zu werden, umkommen wollten, und die dazu die nöthigen Talente hatten. Das hat eben die Legitimität nie begreifen wollen; die bei ihrem Unglück nur zu natürliche Empfindlichkeit nöthigt sie jetzt, das Dasein der eingebildeten Verschwörungen anzunehmen, welche sie trösten und entschuldigen.

In der Erzählung des Krieges selbst, in welcher die bekannten Thatsachen mehr bei Seite gelassen sind, hebt Chateaubriand vorzüglich die Stimmungen der Presse und die Stellung der Tribune diesseit und jenseit des Kanals heraus. Bekanntlich waren es die Debatten über den spanischen Krieg, welche die Ausschließung Manuel's aus der Deputirtenkammer veranlaßten, die damals so viel Aufsehen erregte.

Es war zu viel Gewalt für eine zu geringe Sache — meint Chateaubriand —; Manuel würde mich auf der Tribune nicht mehr genirt haben als die Preßfreiheit. Er fühlte sich in seinem Unglücke sehr glücklich; sein Schweigen brachte sein Talent in Sicherheit, und für das Andenken des Redners ist daraus eine jener Unsterblichkeiten erwachsen, welche sich einige Schritte vom Grabe erheben.

Übrigens ist hier Vieles, was aus den Journalen der Zeit bereits hinlänglich bekannt ist, mit einer Menge in-

Digitized by Google

teressanter, mitunter selbst ziemlich beißender Bemerkungen über Parteien und Persönlichkeiten vermischt. Lord Brougham z. B. muß hier seine damaligen parlamentarischen Ausfälle gegen Chateaubriand, welcher ihm aber auch schon in seiner Rede vor der Pairskammer geantwortet hatte, noch ziemlich hart büßen.

Herr Brougham war bei dem großen Oppositionsdiner, von welchem wir sprechen (bei Lady Jersey, 1822), fast stumm; er sah mich mit einer Art sarkastischer Unruhe an, welcher es unheimlich zu Muthe war; er wäre noch gröber gewesen, wenn er das Recht dazu gehabt hätte, es zu sein. Ich hatte ihn im Hause der Gemeinen gehört; seine Miene erschien mir ziemlich plebejisch, obgleich er einer adeligen Familie angehörte; nach seinen Gesten und Worten hätte man ihn für einen französischen Redner halten können; nur hatte er dazu noch jenen Ausdruck der Straßen, welcher dem Humor des John Bull anhängt.

Zur Entschädigung fand dagegen Chateaubriand damals in England einen eifrigen Vertheidiger an dem revolutionnairen Pamphletschreiber Cobbett, welcher einen seiner politischen Briefe gegen die Minister an Chateaubriand richtete. Als merkwürdiges Actenstück zur Beurtheilung der politischen Stimmungen damaliger Zeit theilt Chateaubriand diesen ziemlich langen Brief, welcher auf dem Continente noch wenig bekannt war, ausführlich mit. Er ist ein Seitenstück zu den berüchtigten „Briefen des Junius", welche er, obgleich der Sprache nach weniger rein, an feiner Ironie und Wärme noch übertrifft.

Die diplomatische Geschichte des spanischen Krieges wird hierauf fast nur actenmäßig gegeben, indem Chateaubriand fast die ganze officielle Correspondenz, welche er damals mit den verschiedenen Cabineten und den bei denselben accreditirten französischen Botschaftern zu führen hatte, im Original mittheilt. Sie beginnt mit einem Briefe an Gentz vom 30. Dec. 1822, in welchem Chateaubriand dessen Einfluß auf Metternich für sich zu gewinnen sucht, und schließt am 7. Oct. 1823 mit einem Schreiben Chateaubriand's an Hrn. v. Talaru, welcher sich damals als Unterhändler in Spanien befand. In jedem Falle der werthvollste Theil dieser wichtigen Actenstücke sind die Briefe, welche Chateaubriand mit Canning wechselte; ihnen zur Seite stehen dann die Depeschen der französischen Botschafter an den verschiedenen Höfen, als der Herren v. Marcellus zu London, de la Garde zu Madrid beim Ausbruche des Krieges, de la Ferronnais zu Petersburg, Rayneval zu Berlin, de Serre zu Neapel, Hyde de Neuville zu Lissabon, des Fürsten Polignac zu London in der letzten Zeit des Krieges, und der übrigen diplomatischen Agenten an den kleineren Höfen. Auch finden wir hier einige Briefe des Kaisers Alexander, des Fürsten Metternich, des Generals Guilleminot, welcher sich als Chef des Generalstabes beim Herzoge von Angoulême befand. Es versteht sich von selbst, daß diese Correspondenz weitere Auszüge hier nicht gestattet. Ihre bloße Erwähnung reicht hin, ihre Wichtigkeit begreiflich zu machen.

Auch im dritten Haupttheil seines Werkes, welcher die in Folge des spanischen Krieges angeknüpften Unterhandlungen und die Händel der spanischen Colonien betrifft, räumt Chateaubriand dieser Correspondenz abermals den Hauptplatz ein; sie endigt erst zu Ende Mais 1824, kurz vor dem Austritte Chateaubriand's aus dem Ministerium, welcher am 6. Juni erfolgte. Obgleich der spanische Krieg, Chateaubriand's Werk, nur nach Wunsche beendigt worden war, so trat doch zwischen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem Hofe kurz nachher eine gewisse Spannung ein. Chateaubriand wurde, als er nach der Ankunft der telegraphischen Depesche, welche die Befreiung Ferdinand VII. ankündigte, in die Tuilerien eilte, von der königlichen Familie ziemlich kalt empfangen, und seinerseits war er nicht Staatsmann genug, um über einige kleinliche Unachtsamkeiten, deren sich der Hof gegen ihn schuldig gemacht haben mag, hinwegzusehen und Stillschweigen zu beobachten. Diese Empfindlichkeit, die ihren Grund in beleidigter Eitelkeit hat, steht einem Staatsmanne nicht wohl an. Von allen Höfen mit königlichen Handschreiben und Ordenszeichen überhäuft, nahm es Chateaubriand sehr übel auf, daß Ludwig XVIII. einige Zeit mit Ertheilung des großen blauen Ordensbandes zögerte. Es wäre deshalb beinahe zum förmlichen Bruche gekommen, und Chateaubriand war einige Zeit wirklich Willens, das Portefeuille an den König zurückzugeben. Höhere Rücksichten behielten endlich das Übergewicht. Er knüpfte an die glücklichen Erfolge in Spanien die Hoffnung der Verwirklichung etwas weit ausschender Plane.

Chateaubriand, einer der erklärtesten Gegner der Friedensverträge zu Wien, ging mit der fixen Idee um, Frankreich das Rheinufer wiederzuverschaffen und England die spanischen Colonien durch Errichtung repräsentativer Monarchien aus dem Hause Bourbon zu entziehen. Ein Krieg mit England, meint er, würde ihn nicht abgeschreckt haben; „nous aurions voulu faner les lauriers de Waterloo"; und dabei rechnete er sehr auf den Beistand Rußlands, da er den Kaiser Alexander für seine Plane gewonnen zu haben glaubte. Die Sache der spanischen Colonien wollte er auf einem Congresse zu Gunsten Frankreichs und des Hauses Bourbon entschieden wissen. Die ersten Schritte dazu waren gethan. Sein Fall, meint er, vereitelte die glänzendsten Hoffnungen. Es herrschte zwischen ihm und seinen von dem Hofe mehr begünstigten Collegen längst eine unangenehme Spannung, als die Rentenfrage und das Gesetz über die Septennalität den Ausschlag gaben. Er stimmte für den Ansatz der fünfprocentigen Renten, und in den Verhandlungen über die Septennalität ließ man ihn nicht zum Worte kommen. Die letztern fanden am 5. Juni statt, und am 6. schickte Hr. v. Villèle Chateaubriand seine Entlassung zu.

Chateaubriand verfällt in der Darstellung des letzten Theiles seiner politischen Laufbahn in eine gewisse Bitterkeit, welche, wenn auch an sich natürlich und selbst verzeihlich, nichtsdestoweniger einen unangenehmen Eindruck macht. Er hielt sich für berufen, die Monarchie der Bourbons mittels der Erhebung Frankreichs wieder auf die Höhe ihres alten Ruhms zu bringen, konnte sich aber selbst nie von gewissen kleinlichen Rücksichten losmachen, welche diesem Plan im Wege standen. Vermöge seines

Digitized by Google

poetischen Geistes möchte er sich selbst zum Opfer eines gewaltigen Verhängnisses machen.

Die Restauration hatte in mir und in Hrn. v. Bilcke ihre wahren Minister gefunden; sie hätte nie den einen davonjagen (chasser), den andern verlassen sollen; allein es stand geschrieben, daß sie, beständig begünstigt, Alles aus den Händen lassen sollte.

Man hört Chateaubriand lieber, wenn in seiner Rede das poetische Element vorherrscht, wie es hier in den letzten Abschnitten seines Werkes der Fall ist. Niemand ist vielleicht mehr geeignet als er, die echt tragischen Momente in der Geschichte der Restauration mit so viel Wahrheit herauszuheben, als es hier geschieht. Die Schilderung seines letzten Zusammentreffens mit der verbannten Königsfamilie zu Butschlad in Böhmen ist ergreifend und von einem edeln Geiste beseelt. Man kann Chateaubriand, dem Dichter, die Irrthümer verzeihen, welche er als Staatsmann und Minister begangen hat. Er täuschte sich über sich selbst und seine Zeit. Sein Beruf war, nicht die Restauration zu retten, sondern ihr an ihrem Grabe ein ihrer würdiges Denkmal zu setzen. 96.

Gedanken aus dem Tagebuch eines Juden über die drei großen Propheten der europäischen Geschichte. Hamburg, Nestler und Melle. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Unter den vielen neuern Schriften über das Judenthum ist die vorliegende eine der merkwürdigsten. Die meisten haben sich mit der äußerlichen Emancipation und der Berechtigung dazu als Freunde oder Widersacher derselben beschäftigt, worüber man eine reiche Ausgabe der Literatur in der Abhandlung von J. Gurlitt: „Über das Bürgerrecht der Juden", und in den dazu in seinen „Gesammelten Schulschriften", Bd. 2, S. 385 fg., gegebenen Nachträgen von Müller findet. Eine mildere Ansicht über diese Streitfrage läßt sich jetzt als die allgemeine ansehen, und in der That ist es nicht zu verkennen, daß das Recht der Christen zu der entgegengesetzten Meinung nicht mehr vorhanden ist, seitdem das enge Band der Politik und der Religion gelockert oder ganz gelöst ist. Ein jugendlich kräftiges, ungemischtes Volk trägt von Natur die Einheit in seinen wichtigsten Interessen, im religiösen Glauben und in der bürgerlichen Verfassung in sich; beide schützen sich gegenseitig, und in ihrer innigen Durchdringung liegt des Volkes größte Lebenskraft. Dies zeigt die Geschichte der alten Völker ebenso deutlich wie die der christlichen Staaten im Mittelalter; fremdartige Elemente, welche sich mit dem Heiligsten und Theuersten des Volkes nicht zu einem innigen Bunde zu fügen vermögen, werden gewaltsam ausgestoßen, da sie immer nur als das Störende und Unheilbringende erscheinen; und wenn man daher auch nicht ohne Grauen und Abscheu die grausamen Judenverfolgungen früherer Zeiten betrachten kann, so darf doch auch nicht verkannt werden, daß im Allgemeinen dabei in einem gesunden Volke ein natürlicher Lebensprozeß zum Grunde lag, der das Fremde als einen Krankheitsstoff von sich abwehrt, um die eigene Existenz ungetrübt zu erhalten.

Aber ein solches Streben ist in unserer Zeit immer mehr neutralisirt durch ihr Zurückkommen von dem unmittelbaren, in sich einigen Volksbewußtsein. Die Staaten finden es für unbedenklich, verschiedene christliche Religionsparteien zu umfassen; die Staatsgenossen haben die Toleranz als ihre Pflicht anerkannt, und es ist eine unleugbare Konsequenz, daß auch die Juden als ein den übrigen koordinirter Bestandtheil des Staates anerkannt werden müssen, insofern und da sie weder durch ihre Religion noch durch ihre Nationalität sich gehindert sehen, den bürgerlichen Pflichten zu genügen. Die aus alten Zeiten fortgererbte, nun aber ihres eigentlichen Fundaments entbehrende Abneigung der Christen gegen sie wird ohne Zweifel immer mehr verschwinden, je mehr die Juden den hässlichen Eigenheiten entsagen, die ihnen in Folge der langen Unterdrückung anhaften. Hier tritt nun auf einer Seite eine Pflicht ein, die sie nicht allgemein anerkennen: das zähe Festhangen nicht nur an ihrem Glauben, sondern an allen Unwesentlichen, was sich allmälig mit ihm und ihrer gesellschaftlichen Stellung verbunden hat, muß abgestreift werden, und vor allen müssen sie sich zu einer Theilnahme an denjenigen Interessen erheben, welche der Zeit überhaupt in allen Staaten und Kirchen ihren wesentlichen Charakter geben, den Interessen der Wissenschaft und Kunst, und es läßt sich nicht verkennen, daß die Juden in diesen Beziehungen sehr erfreuliche Fortschritte gemacht haben, deren Beachtigkeit ihnen selbst nicht unbekannt geblieben ist; sie wissen es, daß auf diesem Wege die Achtung errungen wird, welche dann die äußere gleiche Berechtigung von selbst herbeiführt, und noch vor einiger Zeit ist ein Beleg von dem berufen Streben dieser Art in Nr. 254 d. Bl. f. 1837 besprochen worden, die „Legenden nach dem Talmud" von M. Veit. Nicht immer freilich tragen solche Leistungen einen Charakter, der dem Judenthum wahrhaft förderlich werden könnte zu seiner eigenen innern Erhebung oder zu seiner Beferandung mit dem Christenthum. Dafür ist die vorliegende Schrift ein merkwürdiges Aktenstück.

Der jüdische Verf. hat die geistigen Kämpfe der bessern Naturen seiner Glaubensgenossen durchgemacht, zu denen sie das Bewußtsein ihrer noch immer peinlichen Stellung in der Gesellschaft drängt. Er hat nach Wahrheit gerungen, und er hat sich dazu aller Mittel bedient, welche ihm der wissenschaftliche Standpunkt der Gegenwart darbot, jedoch nicht ohne Vorzusagen, sondern mit dem wo nicht unbewußten Streben, das Judenthum selbst festzuhalten und dessen Berechtigung als solches durch Resultat seiner Forschung zu begründen. Aber er hat hierbei weit über das Ziel geschossen, indem er nicht nur für sich und seine Glaubensgenossen Trost und Vertheidigung gewinnt, sondern eine Foderung gemacht, die weit über Alles hinausgeht, worauf je die Juden Anspruch gemacht haben, nämlich die Bekehrung der Christen und Mohammedaner zum Judenthum. Es ist die ungeheuerste Reaction, die je versucht worden ist, die brutige Welt auf den Standpunkt des Mosis zurückzuführen. Natürlich kann ein so gewaltiges Unternehmen nicht ausgeführt werden, ohne den Mosaismus selbst in eine Stellung zu bringen, die zu so hohen Ansprüchen den Grund gibt, und der Verf. hat dies mittels der Hegel'schen Philosophie bewerkstelligt, wobei denn, wie das nicht anders möglich war, die historischen Grundlagen entweder ganz unbeachtet bleiben oder nach der Willkür des Systems zurechtgelegt werden. Diese Willkür muß sich auch der Mohammedanismus und das Christenthum gefallen lassen, damit beide in die untergeordnete Stufe passen, welche sie vermöge der angeblichen Abweichung von dem ursprünglich Vollkommenen einnehmen sollen; der Mosaismus aber wird eben als dies Vollkommene demonstrirt, und insofern er dadurch mit Hülfe der Philosophie ganz neu organisirt wird, welche die historischen Beweismittel nur da benutzt, wo es mit einigem Schein für ihren Zweck thunlich war, kann man das Resultat nach bekannter Analogie das „junge Judenthum" nennen. Dient dies zur Beruhigung des Verf., so kann man ihm das gönnen; im übrigen aber kann man ihm nicht mehr zugestehen, als daß dieser neue Mosaismus eine schöne Schöpfung seiner Phantasie und ein geistreiches Spiel seiner Philosophie ist. Denn an Geschick, beide zu benutzen, fehlt es ihm allerdings nicht; jedoch ist hier nicht der Ort, seine Beweisführung im Einzelnen darzulegen und zu prüfen. Zu bedauern ist es, daß das Interesse, welches dieselbe zu gewähren im Stande ist, sehr bedeutend gestört wird durch die Art der Darstellung, welche höchst unordentlich und haltlos ist und nur erklärt, nicht entschuldigt werden kann dadurch, daß das Ganze auf flüchtigen

Digitized by Google

Aufzeichnungen im Tagebuche entstanden sein soll, die nur den Charakter einer augenblicklichen Herzenserleichterung und eines zwanglosen, willkürlichen Sichgehenlassens tragen, wobei der Verf. sich ganz der sich eben darbietenden Entwickelung der Gedanken hingab, ohne sie einigermaßen zu zügeln und auf einen bestimmten Zweck zu berechnen. 1.

Amerikanische Literatur in England.

Der Correspondent einer in Newyork erscheinenden Monatsschrift: „The Knickerbocker", drückt sich darüber in folgenden Worten aus: „Die Kenntniß und Würdigung der amerikanischen Literatur scheint allmälig in England Boden zu fassen; allein noch immer können sich nur sehr Wenige unserer Schriftsteller eines bedeutenden Rufes im Auslande rühmen, und von vielen Büchern und Namen, die uns ganz geläufig sind, hat man im Vaterlande des Shakspeare kaum ein Wort vernommen. Indessen gibt es doch einige glänzende Ausnahmen. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß man von Irving und seinen Schriften mit Enthusiasmus spricht, und zumal die frühern Romane Cooper's erfreuen sich in so hohem Grade der Gunst des Publicums in ganz Europa, als dies nur immer in seiner Heimat der Fall war. Allein die Engländer sind wenig, diese deinen Schriftsteller als die übrigen zu betrachten; Viele erwähnen wenigstens niemals ihres amerikanischen Ursprungs. Die „Versuche" des Dr. Channing haben in Großbritannien eine weitverbreitete Berühmtheit sich erworben. Fügt man zu diesen drei Namen noch jene von Washington und Franklin hinzu, so dürfte man kaum noch einen andern amerikanischen Namen nennen können, der einen wahrhaft europäischen Ruf genießt. Eine gewisse Anzahl unserer Bücher wurden allerdings dort nachgedruckt und sind ziemlich bekannt worden. Ich sah englische Ausgaben von einem oder mehren Werken der Miß Sedgwick, des Paulding, Simms, Flint, Fay und Dr. Bird. Mit unsern Dichtern ist man nur wenig vertraut. Mr. Irving hat bekanntlich eine londoner Ausgabe von Bryant veranstaltet und Barry Cornwall dieselbe Ehre Willis zu Theil werden lassen, dessen „Prosaskizzen" ungemein geschickte weise Verehrung Gedichte wurden vor mehren Jahren in England nachgedruckt. Einige von Halleck u. A. sind durch die verschiedenen Sammlungen amerikanischer Dichter ziemlich bekannt geworden. Die classischen Textbücher über orientalische und biblische Literatur von Andover, Cambridge ꝛc. sind nachgedruckt und gelten bei Gelehrten und Kritikern als hohe Autoritäten. Einige amerikanische Bücher von gemeinnützlichem und praktischem Charakter, als Abbott's „Young Christian", Webster's „Frugal housewife" ꝛc., hatten in England und Schottland einen ungeheuren Absatz. Die bestehende Frage des „Quarterly": „Wer liest ein amerikanisches Buch?" läßt sich nicht mehr vernehmen, allein englisches Vorurtheil läßt sich nur schwer davon überzeugen, daß „irgend etwas Gutes aus Nazareth kommen könne". Ein londoner Buchhändler versicherte mir, daß, wenn ein amerikanisches Buch nachgedruckt würde, man ihm einen schlechten Dienst erzeigen würde, wenn man seinen Ursprung verriethe. Es sind mir mehre Beispiele bekannt, wo amerikanische Bücher in London und Glasgow als Originalwerke publicirt wurden, indem man, ohne die Quelle anzugeben oder irgend eine Veränderung zu machen, nichts Anderes that, als die Ortsnamen auszulassen, um einer Entdeckung vorzubeugen. Es kam der Fall vor, daß eine in England auf diese Art gemachte Copie von einem neuyorker Buchhändler in Empfang genommen und als ein englisches Originalwerk in beinahe 1000 Exemplaren verkauft wurde, bevor man die Entdeckung machte, daß das Verlagsrecht dem Autor und Verleger in Philadelphia gehöre."

„Die amerikanische periodische Presse trägt indessen sehr viel zur Verbreitung der Kenntniß amerikanischer Literaten und Zustände in England wie in Schottland und besonders in Frankreich bei, und das Interesse an Allem, was unsere Republik betrifft, vermehrt sich mit jedem Tage. Einige unserer Zeitschriften werden in England sehr günstig aufgenommen; Silliman's „Journal of science" ist von den Gelehrten von ganz Europa geschätzt; von dem „North American review" werden in London gegen 200 Exemplare abgesetzt, und der „Knickerbocker" gilt bei Vielen für eine Monatsschrift, die sich hinsichtlich des Talentes, der Mannichfaltigkeit und des Interesses mit jedem englischen Magazine messen kann. In London sind zwei Buchhändler, die amerikanische Bücher einführen, O. Rich und R. J. Kennett, und zwei in Schottland, J. Reid und J. Symington und Comp. in Glasgow." 40.

Notizen.

Auch die Franzosen beschäftigen sich gegenwärtig mehr als früher mit dem Studium Dante's, und vor einigen Monaten erschien eine Übersetzung der „Hölle" von Lebrenille, welche das Original möglichst getreu in Versen wiedergibt. Eine übertragung Dante's in die französische Sprache ist übrigens ein höchst schwieriges Unternehmen; denn diese ist bei ihrer Armuth wenig geeignet, die üppige Fülle, die Härten und Eigenthümlichkeiten des großen italienischen Dichters wiederzugeben. Lebrenille hat indessen seine Aufgabe recht glücklich gelöst; zwar erschinnen seine Verse manchmal hart und sind hier und da wol dunkel; beides ließ sich aber schwerlich ganz vermeiden, und auf Eleganz mußte er ohnehin von vorn herein verzichten, wenn er die Urschrift treu wiedergeben wollte. Wir theilen als Probe die berühmte Inschrift des Höllenthores mit:

> Par moi l'on va dans la cité maudite,
> Par moi l'on va dans l'eternel malheur,
> Par moi l'on va chez la race proscrite.
> Une haute justice inspira mon auteur:
> Ouvrage qu'accomplit la divine puissance,
> La suprême sagesse et le premier amour.
> L'Eternel seul était à ma naissance;
> Je n'aurai pas de dernier jour.
> Vous qui entrez, laissez toute espérance.

Es werden immer mehr Keilinschriften in Persien aufgefunden. Gegenwärtig beschäftigt sich der Major Rawlinson, der einen großen Theil dieses Landes durchreiste, zu Teheran mit der Entzifferung derselben. Die Inschrift von Bisitun, welche etwa tausend Zeilen hat, enthält ihm zufolge einen Bericht über die Eroberungen, welche Darius Hystaspes in den östlichen Ländern machte; zu Persepolis will er einen solchen über die Triumphe des Xerxes gefunden haben. Den Anfang der Inschrift von Bisitun, der ein Geschlechtsregister des Darius Hystaspes bildet und der Stelle im Herodot, Buch 7, Cap. 11, zur Bestätigung dient, hat Rawlinson abschriftlich nach London an die Asiatische Gesellschaft geschickt, die ihm zum Danke für diese Aufmerksamkeit alle während der letztern Jahre über die Keilschriften in Europa erschinnenen Werke nach Teheran senden will.

Die französische Gesellschaft zur Aufmunterung, Förderung und Verbreitung der Naturwissenschaften, welche sich vor einigter Zeit gebildet hat, scheint rege Theilnahme zu finden. Sie bezweckt das Studium der Naturwissenschaften dem Publicum zu erleichtern, und deshalb für gute, wohlfeile Bücher zu sorgen, und Gelehrte bei ihren Arbeiten zu unterstützen, namentlich durch Nachweisungen aller Art. Ihren Mittelpunkt hat sie in Paris; aber Zweiggesellschaften sind bisher schon in Marseille, Nantes, Havre, Strasburg und Clermont gestiftet worden. 53.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 185. — 4. Juli 1838.

A. v. Sternberg.

Fortunat. Ein Feenmärchen von A. v. Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Palmyra oder das Tagebuch eines Papageis, herausgegeben von A. v. Sternberg. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Schifferſagen. Geſammelt von A. v. Sternberg. Zwei Bändchen. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Drei dem Titel nach ſehr verſchiedenartige Werke deſſelben Verfaſſers liegen hier zur Beurtheilung vor; aber ſie ſind ihrem Inhalt nach nahe verwandt, wie ſie, der Zeit ihrer Entſtehung nach ziemlich zuſammenfallend, von der Richtung, die der Geiſt ihres Verfaſſers genommen hat, ein übereinſtimmendes, bündiges Zeugniß ablegen. Jedes dieſer Bücher, einzeln betrachtet, möchte zu irrthümlichen Schlüſſen veranlaßt haben. Es könnte ja nur ein Ausflug ſein, ein poetiſcher Streifzug der Laune des Dichters; unrecht wäre es, darnach auf einen beſtimmten Weg, den ſein Sinn einſchlug, dem ſein Talent folgte, zu ſchließen. Aber wenn zweier Zeugen Mund ſchon allerwärts die Wahrheit kund macht, ſo geben drei Dichtungen doch ein noch vollgültigeres Zeugniß über Sinn und Gedanken ihres Autors.

Herr v. Sternberg iſt kein Schriftſteller, der der Mode fröhnt; er braucht ſich nicht um die Launen des Publicums zu kümmern und hinzuhorchen, was der Buchhändler wünſcht, der noch beſſer das große Publicum kennt als der aufmerkſamſte Schriftſteller, denn er kennt es aus den Zahlen, die nicht trügen. Hr. v. Sternberg iſt ein freier Mann; ein innerer Impuls treibt ihn, ſich auszuſprechen, und wie er ſich ausſpricht, es iſt eine Strömung — groß oder klein, das iſt relativ —, die beachtet werden muß von Dem, welcher die große Meerkarte der geiſtigen Strömungen in der Gegenwart ſich klar machen will.

Herr v. Sternberg iſt ein Schriftſteller, der den Proceß eines innern Lebens durchgemacht hat. Auch er kennt die Zerriſſenheit, ein deutſches Wort, das, freilich früher ſchon ausgeſprochen, doch durch ſeine bekannte Novelle erſt einen techniſchen Gattungsnamen in unſerer pſychologiſchen Literatur gewonnen zu haben ſcheint. Wir kannten längſt ſolche Unglückliche, Deutſchland mehr als ſeine praktiſchern Nachbarn; wir fühlten das unheimliche Weben eines ſolchen unbefriedigten Gemüthszuſtandes, in vollſter plaſtiſcher Kraft waren dieſe zerſtörten Geſtalten von den Dichtern ausgebildet, nur der Ausdruck fehlte uns noch. Wir ſind darin nicht ſo glücklich als die Franzoſen. Sie finden ſchnell den Namen für einen Begriff, der ſie ſtört, und damit iſt die Sache abgethan; ſie rangirt unter den fertigen Dingen, man faßt ſie an wie einen Ballen Waare, oder einen Stein, der im Wege liegt, und wirft und placirt ſie dahin, wo man Luſt hat, ſie unterzubringen. Heiße die Sache nun Legitimität, Reſtauration, hundert Tage, oder Anarchie, Romanticismus, Claſſicität, der Name macht ſie zu etwas Compactem, Handgreiflichem, und man weiß ſie zu nutzen, wo man ſie braucht, und aus dem Wege zu ſchaffen, wo ſie hindert. Wir fanden das glückliche Wort; es ward aber leider keine Bannformel für den Begriff.

Wer, der innerlich mitlebte mit Dem, was um uns vorging, fand ſich nicht berührt, mehr oder minder, von der unheimlichen Macht, für die der Franzos diesmal noch nach dem Worte ſucht! Wer hat ſich nicht auch einmal durchſchüttert, zerriſſen in Gefühlen, Anſichten, zweifelnd, ohne Troſt, am Rande des geiſtigen Abgrundes gefunden, aus deſſen dunkler, gähnender Tiefe kein Lichtſtrahl heraufdringt! Wer nicht auf dem Kreuzwege, wo Glaube und Wiſſen, Pflicht und Luſt, wo Politik, Treue, Liebe, Hoffnung und Vernunft, jede in verſchiedener Richtung winkt! Wer nicht auf dem Punkte, wo alle theuere Errungenſchaft, alle weiſen Lehren, alle heiligen und zarten Überlieferungen aus der Knabenzeit, aus dem Jünglingsalter ihm wie trockene Vorſchriften, ſchale Ammenmärchen erſcheinen, wo er an Allem hinter ſich zweifelt und vorn durch den wüſten Nebel keinen Stern erblickt! Von den Dichtern haben nur zu Viele es für Aufgabe erachtet, dieſe Zuſtände, von dem der Verſtimmung an bis zu dem der Verzweiflung, zu Papier zu bringen, oft früher, als ſie in ihnen ſelbſt ſich zur Anſchauung geſtaltet hatten. Wie dem nun auch, und ob das Aufgabe der Poeſie ſei oder nicht, Alle haben doch zugleich gefühlt, daß, wenn nicht die unerlaßliche, doch die nächſte Aufgabe die ſei, zu dem Ungelöſten eine Löſung, hinter dem Troſtloſen einen Troſt, hinter dem Dunkel ein Licht zu ſuchen.

Digitized by Google

Ob Sternberg's Studien mehr Selbsterlebnisse, oder mehr Beobachtungen von einem sichern Punkte aus gewesen, wie Mancher ihm vorwerfen will, der Dem nur zugesteht, Zerrissene zu schildern, welcher sich selbst schon verloren hat, kümmert uns hier nicht. Genug, er fühlte das dringende Bedürfniß aus den Strudeln nach einem Hafen. Er sprang in ein Rettungsboot und — hat den Hafen erreicht? —

In einem Hafen befindet er sich. Die Stürme der Gegenwart, die Fragen der Zeit, die Zweifel, die an uns nagen, davon hier keine Spur. Mit voller Gemächlichkeit schaukelt er sich auf dem Bassin, zufrieden, scherzend, sichern Taktes. Er scheint in seinem Elemente. Glücklich, wer das fand!

Als wir in einem frühern Buche des Verf. lasen, was den Zerrissenen retten, was dem Taumelnden wieder festen Grund und Boden gewähren solle, hielten wir es für Ironie. Nach solchen unser Dasein erschütternden Fragen sollte es noch möglich sein, die verlorene Ruhe wiederzufinden, indem wir uns in den anmuthigen Formen einer Convenienz bewegen! Nach Selbstkämpfen, die Hunderte — und das ist nicht mehr Metapher — ins Irrenhaus führten, sollten wir uns wieder in das Gängelband der Gouvernante Regel eindinden lassen, derselben Regel, gegen die schon vor einem Romantikern unsere besten Köpfe, die erwecktesten deutschen Geister mit Muth, Lust und frischer Kraft eiferten, als eine Ausländerin, die unsern Geist presse wie der Zwang der lateinischen Grammatik unsere freie Sprache! Von ihr sollten wir uns einfühlen lassen in die gute Gesellschaft und dort im witzig tändelnden Salongespräch, im Wegbuschen über Das, was uns erregte und bewegte, den verlorenen Frieden wiederfinden! Eine bittere Ironie, eines Dichters würdig. Aber es war keine Ironie, es war Hrn. v. Sternberg's bitterer Ernst. Jene Bücher besiegeln es; er hat seinen Hafen gefunden, er ist befriedigt. Wohl ihm — dem Menschen nämlich, nicht dem Dichter —, wenn ihm diese Stille genügt, wenn seine Seele Ruhe findet in einer kleinen Bucht, wo der Zufall das Wasser angestaut hat, während das Meer draußen nach wie vor tobt.

Aber so ganz einzeln steht er nicht da. Er hat sein Recht; er ist in der Dichterwelt nur das Symbol einer ganz bestimmten Richtung in der großen Zeitströmung. Auch da ist eine Rückstauung eingetreten; wie viel Gescheite glauben, weil nach so unüberlegten, thörichten Kraftanstrengungen der Vorwärtsvollenden eine allgemeine Mattigkeit eintrat, die sich Alles gefallen läßt, daß die alte Zeit mit ihren alten Regeln den Sturm beschwichtigen werde. Niemand, wo er auch wohne, braucht nach solchen Gläubigen weit zu suchen. Scheint es doch, als ob die Thorheit noch jeder Revolution, die sie vernichten wollte, immer alberner wieder geboren werde. Nach den Greueln und Excessen und der folgenden Tyrannei jener ersten, als der allgemeine Wille sich wieder nach der Würde altertümlicher Formen sehnte, die man zu rasch, in zu nüchternem Fanatismus niedergeworfen, erhob sich eine sanfte, von poetischen Erinnerungen durchschwelte Vorliebe für die großartige Aristokratie des Mittelalters. Scott war der Repräsentant dieser Reaction. Jetzt, nachdem die zweite Revolution gebändigt und gebämmt ist, weil sie in ihren Excessen sich lächerlich gemacht, wagt die Aristokratie nicht mehr in ihrer Größe vorzutauchen; statt der feudalistischen Herrlichkeit erscheinen die Herren allein, ohne Herrlichkeit, statt des Stahlglanzes des Ritterthums im Puderlusire des Rococothums. Freilich finden die Kurzblickenden noch anderswo Belege, Facta, die ihnen als Offenbarungen für ihre frommen Wünsche gelten mögen, wenn Hände, die bis da nur im Koth wühlend sich gefielen, plötzlich, nachdem sie einsahen, daß das Kothwerfen ohne Resultat bleibt, Glacéhandschuhe anziehen, um, weil es auf der Gasse nicht ging, in den Salons sich zu versuchen! Nomina sunt odiosa!

Wer will dem Adel, der sich für alle seine reellen Verluste damit tröstet, daß es noch eine gute Gesellschaft gibt, diesen Trost verkümmern! Mag er immerhin träumen, daß diese gute Gesellschaft ihm dereinst seine Rechte wieder verschaffe. Jede Illusion ist, wenn nicht heilig, doch rührend. Einem heruntergekommenen Glanze derarge man es nicht, wenn er Morgens und Abends träumt, daß der verschossene Sammet wieder Wolle, Saft und Licht gewinne, eine heruntergebrannte Kerze wieder strahle, wie als man sie anzündete. Auch Hrn. v. Sternberg, als einem kurländischen Edelmanne, derargen wir es nicht, wenn er in der feinen Sitte der vornehmen Welt mehr steht als der deutsche Bürger und sie von Herzen zu lieben versucht. Diese Sitte ist dem kurländischen Edelmanne mit Recht theuer, sie ist es, die ihn vor der Barbarei, die ihn umgrenzt, bewahrt, sie, die ihn im Conflict mit sarmatisch-asiatischer Roheit deutsch erhält; der Kurländer ist stolz auf sein feines deutsches Wesen, auf seine Bildung wie auf seine höfische Sitte. Es ist das Einzige, was er von seiner deutschen Abkunft und Freiheit gerettet hat. Aber wenn ein kurländischer Edelmann zugleich ein deutscher Dichter ist, so ist es schlimm, wenn er mit kurländischer Elle die deutsche Poesie mißt.

Herr v. Sternberg ist einer unserer werthvollsten Schriftsteller, ein feiner Zeichner, ein guter Charakterstiker, ein anmuthiger Maler. Er hat Blicke geworfen in die chaotischen Tiefen, wo die Farben gähren, in die wir unsere Pinsel tauchen. Er hat mit diesen gährenden Farben blitzende Bilder hingeworfen, die unser Auge erfreut, die ihm Ruf und Namen gemacht. Nun ist er satt dieser Farben und Bilder; er hat sich aus dem Chaos unerledigter Fragen und wühlender Empfindungen herausgerettet in die gute Gesellschaft, die nach jeder Revolution wieder oben aufschwimmen, Geltung behalten, ewig sein wird. Ist dieser Sprung ein Fehler, ein Verbrechen, das die Kritik zu rügen hat? An und für sich gewiß nicht. Es hat Jeder das Recht, sein Glück da zu suchen, wo er will, wenn er nur die Rechte Anderer dabei nicht kränkt. Aber daß ein Schriftsteller wie Hr. v. Sternberg sich aus der Literatur in die Gesellschaft flüchtet, um die Furien zu beschwichtigen, das ist es, was uns — befremdet — oder wehe thut, wie man will.

Digitized by Google

Sollte in der Poesie und Literatur, in ihrem weiten Territorium kein heiliger Hain sein, wo die Erinnyen keine Macht haben? Unter den alten Wipfeln der germanischen Wälder, durchschauert von tausendjährigen Sagen, wäre nicht so viel Heilkraft für ein verwundetes Gemüth als in den kerzenhellen Sälen, die die Convenienz auferbaut hat! Wir meinten immer, wie der Deutsche das Wort: Zerrissenheit, erfunden, sei auch er es allein, der das Wort: Gemüth, ins Leben rief. Es hat es kein anderes Volk; auch den Begriff keines so klar als das deutsche. Und wie nach den Naturgesetzen da, wo ein Gift wächst, auch sein Gegengift wachsen muß, so meinten wir, daß die Zerrissenheit, die deutsche nämlich, ihren Balsam, ihre Heilkraft in dem noch unerschöpften Born der deutschen Gemüthlichkeit zu suchen habe.

Herr v. Sternberg sucht ihn anderswo. Nicht ist er übergegangen zu den Jungen, die die letzten Fasern von Sitte und Anhänglichkeit, die letzten Reste des überkommenen Gewebes zerreißen wollten; er klebt und webt diese Fasern zusammen, daß sie wieder ein Schleier werden, überzuwerfen über Das, was ihm unangenehm ist anzuschauen, ein zierlicher Mantel, sich darin bis über die Ohren zu verhüllen vor dem unbehaglichen, zerreißenden Schrei der Nothwendigkeit. Ins Märchen hat er sich gerettet. Mancher wol möchte da mit ihm sich verbergen, ausruhen am ummoosten Quell, wo die Nixe unter der Laubnacht ihm süße Lieder zuflüstert, vor dem Geschrei des Marktes, dem Staube der Straßen, den Geschossen der Wahlkämpfe und Parteischlachten. Das ist nicht das Märchen unsers Dichters. Er verschmäht es, offen geständlich, das alte, ungefüge Volksmärchen, die rohen Dämonen der Natur, die mit unsern Vorältern spielten, in deren Nähe sie von den Schauern der Lust und des Grauens sich durchschüttert fühlten. Zu ungebildet sind ihm diese Stimmen, auch in dem poetischreichen Gewande, mit dem die romantische Schule sie ausstattete. Er hat sein Rettungsboot in das Feenland gesteuert. Rothkäppchen und Däumling, der Knecht Ruprecht und die kleinen Wichte passen nicht in die eleganten Antichambres und zierlichen Boudvirs der Modewelt. Ihre Stimmen sind zu rauh, ihre Töne zu unmodulirt; die eleganten, witzigen Feen, wie das Morgenland sie gebar und das Rococofrankreich sie ausbildete, wissen besser bei der Toilette einer Schönen zu schwatzen. Das französirte Feenreich ist es, wohin Sternberg uns führt, wo er sich wohl befindet, graziös bewegt, die grauenanregenden Fragen über Sein und Nichtsein fortzändelt und in dem tändelnden Spiele den Frieden findet. Das ist das Feld, das der Charakter jener Schriften.

Wir werden in eine Pagodenwelt von alabasterner Eleganz geführt. Eben wie in dem raffinirt ausgeschmückten Rococcabinet eines fashionabeln Junggesellen schauen wir ringsum lauter Wunder, die uns anfänglich mit dem Reiz des Neuen, Unerwarteten. Sie nicken und preisen uns von allen Seiten entgegen, Groteskes und Liebliches, Frauen und Schönheiten, wie man eben beide in sauberm Porzellan gestalten kann. Auch Leben ist da, viel Leben, Scherz, Witz, Frivolität, Anspielungen auf alles Mögliche, Geistreiches mancherlei; aber nicht weiter ausgesponnen, nicht tiefer eingehend, als die Convenienz in der guten Gesellschaft erlaubt. Die Frivolität kann da bekanntlich erstaunlich viel wagen, die Sinnlichkeit darf aufgeregt werden, wenn nur gewisse Grenzen beachtet, gewisse Schleier gelassen werden, mit denen die Moral nichts zu thun hat. Hineingezogen werden viele Gestalten und Charakterbilder aus der Zeit, trotz der mehren oder mindern Caricatur stets ergötzlich. Amusement, Spaß, Erholung, manche artige Überraschung findet man; aber das echte Fleisch und Blut, das uns anzieht, das uns herzinnig zu den Figuren zieht, das uns echte Theilnahme einflößt an ihrem Ergehen, fehlt. Es ist nur Porzellan, das lebt. Nur so weit werden die Püppchen lebendig, als ihre Lebendigkeit vor dem feinen und hohen Zuschauerkreise, an den der Dichter denkt, erlaubt ist. Wohl ver- und entwickelt sich die Handlung, und droht interessant zu werden in unserm Sinne. Das darf sie aber nicht, um nicht aus ihrem Charakter herauszufallen, um nicht Anstoß zu erregen, Nachdenken, Mitgefühl, mehr als jener Zuhörerkreis freiwillig zollen möchte, in Anspruch zu nehmen. Es muß Alles glatt über die Zunge gehen, um auch leicht und wohlgefällig am Ohr des Hörers vorüberzustreifen. Das ist es, weshalb die Kritik mit dem Dichter zürnen könnte, daß er, zu Mehrem berufen, zu wenig gibt; daß er, um wohlgefällig zu sein, Tiefe, Innigkeit, Naturfrische verwischt. Auch seine Naturkinder, deren mehre in diesen Märchen vorkommen, sind trotz ihrer Natürlichkeit und derben Sinnlichkeit doch nur solche präparirte Naturkinder, wie sie ein vergnügungssüchtiger Hof liebt und duldet, oder wie die Bäuerinnen in der Oper mit seidenen Bändern und Corset tanzen.

Im „Fortunat", der schon auf dem Titel ein „Feenmärchen" heißt, zieht der Verf. mit offener Polemik für „diese Blüten, die keine Frucht ansetzen", gegen ihre Widersacher zu Felde. Als Motto aus Voltaire fragt „le sage Ouloung": „Comment pouvez-vous préférer des contes, qui sont sans raison, et qui ne signifient rien?" Und „les suitanes répondaient": „C'est précisément pour cela, que nous les aimons." Wer sind hier die nous? Der Autor; aber auch das Publicum? Wahrscheinlich hat und kennt Hr. v. Sternberg seines, für das er schreibt. Seinen Referenten in d. Bl. ist es ihm diesmal nicht gelungen, weder mit seinen Gründen zu bekehren, noch durch die Anmuth seiner Darstellungen aus dem Feenreiche hinzureißen. Aber er hat das Unglück, auf Einen zu treffen, den selbst unter den Schätzen der orientalischen Sagen, unter den weltberühmten Märchen der „Tausend und Einen Nacht" nur die kräftigen Grundzüge, uralte Traditionen des Morgenlandes anfprechen, und den die feinen, witzigen Zusätze späterer Nacherzähler immer kalt ließen. Diese orientalischen Märchen, französisch zugeschnitten und gekleidet, sei es, um lüsterne und entnervte Hofzirkel zu belustigen, oder, von einer sorgsamen Gouvernante verbessert, um ihren Zöglingen die Moral vorzüglich beizubringen, waren ihm aber von je her unausstehlich zuwider und langweilig, noch weit mehr als

Digitized by Google

Hrn. v. Sternberg die nordischen Gnomen, Nornen, Zwerge, Hexen, Wehrwölfe und Wechselbälge. Er ist der Meinung, daß unsere deutschen Sagen so tief im Volke wurzeln, daß auch die Poesie nicht von ihnen lassen kann. Wenigstens werden die allerwitzigsten Feen die Nixen im Brunnen nicht mehr verdrängen, und das unheimliche Flüstern unter dem Schatten des alten Lindenbaums, der die Hütte beschattet, wird mächtiger sprechen zum deutschen Gemüthe als die wohlredendsten verzauberten Fische, die ihre Köpfe aus dem Flusse erheben, oder geröstet auf der Pfanne des Kochs die Mäuler aufthun.

Witzig ist fast Alles in diesem „Fortunat", geistreich Vieles, unterhaltend die Mehrzahl der launigen Wendungen, die Erfindung zuweilen genial in ihrer Art zu nennen, z. B. die Geschichte von der pruden Prinzessin aus England, die zur Strafe ihrer Pruderie in ein paar Beinkleider verwandelt wird. Gewandt und präcis ist die Sprache, klar die Bilder, auch das Ungewöhnliche wird anschaulich durch die Kunst des Erzählers. Es wird seine Kreise amusiren und entzücken, sie werden ihn vielleicht erheben als Restaurator des guten Geschmacks. Was kann der Verfasser dafür, daß mein Geschmack nicht der seinige ist, und daß sein Unglück oder der Misgriff des Redacteurs d. Bl. seine Bücher in meine Hände gab! Mein Geistergeschmack ist, was er vulgair nennt; ich kann ihn nicht bessern, der Dichter des „Fortunat" hat es aber auch nicht gekonnt.

Der schreibende Papagei „Palmyra" führt eine nicht minder witzige und geistreiche Feder. Im „Fortunat" ließ der Verf. seinen Unwillen aus gegen die dickleibigen dreibändigen englischen und deutschen Romane, die von den Feen sogar gebraucht werden, um Geister in Schlaf zu lullen. Aber wäre es an der Zeit, weil das Publicum darüber ungeduldig wird, ihm wieder französische „hinkende Teufel" ins Haus zu bringen? Der Papagei ist ein solcher Observator. Er beobachtet scharf, aber flüchtig, wie diese flüchtigen Zustände es gestatten. Auch da hält er es nicht immer aus und macht Sprünge in die orientalische Feenwelt zurück. Über Literatur und andere Dinge geistvolle, treffende Bemerkungen, unterhaltende Springlecture; was mehr, weiß ich nicht zu sagen.

Auf der See, die gar keine Cultur annimmt und, was man auch vornimmt, immer wieder in ihren Naturzustand zurückkehrt, hätten wir den Verf. am wenigsten vermuthet. Er zeigt da wol, daß ihm die ursprüngliche Kraft der einfachen Volkssage bekannt ist, aber das Gebiet ist ihm nicht behaglich. Wie trefflich erzählt er die Sage vom Klabautermann; aber die Farben sind ihm zu grell und einfach, die nordischen Wellentöne genügen ihm nicht; er erholt sich bald wieder in orientalischen Seegeschichten, wo es bunter, munterer, kecker und frivoler zugeht; aber das orientalische Meer, auf dem Sindbad schiffte, ist für mich nicht mehr das Meer, an das ich wahrhaftig glaube, wenn ich den fliegenden Holländer vorüberbrausen höre.

Meine Kritik trifft das Genre, das er wählte, nicht den Schriftsteller. Seine Welt läßt mich kalt; ich kann ihm nicht folgen, seine Geschicklichkeit, mit der er sich in dieser Welt bewegt und da Nuancen findet, wo mich nur farblose Monotonie anlächelt, nicht bewundern. Ich kann seine Kunstleistung daher auch nicht kritisiren. Sein Genre ist meinem Gefühl entgegen, der Schriftsteller nach Dem, was ich sonst von ihm kenne, mir werth. Wenn meine Abneigung gegen jenes mich gegen diesen ungerecht machte, wenigstens Das nicht finden oder hervorsuchen ließ, was ihn und seine Leistungen darin auszeichnet, so sollte ein anderer Kritiker, der mein Vorurtheil nicht theilt, mein Versehen wieder gut machen und mir zeigen, was ich übersah. 20.

Bibliographie.

Alexis, W., Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern. 3 Bände. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 5 Thlr.

Bulwer's Werke. Aus dem Englischen. 49ster bis 52ster Theil. Alix oder: Die Geheimnisse. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. 4 Theile. 16. Zwickau, Gebr. Schumann. 1 Thlr.

— — 53ster Theil. Die Lyoneserin, oder Hoffart und Liebe. Lustspiel. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. 16. Ebendas. 6 Gr.

Combe, H., Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu der Außenwelt. Aus dem Englischen von Ed. Hirschfeld. Mit Holzschnitten. Gr. 8. Bremen, Heyse. 1 Thlr. 16 Gr.

Cosmar, A., Dramatischer Salon. Almanach kleiner Bühnenspiele zur Unterhaltung in geselligen Kreisen. 1ster Jahrg. 16. Berlin, Morin. 1 Thlr. 16 Gr.

Eichwald, E., Reise auf dem Caspischen Meere und in den Kaukasus. 2ter Band. Alte Geographie des Caspischen Meeres, des Kaukasus und des südlichen Russlands. Gr. 8. Berlin, Morin. 6 Thlr.

Gall, F. v., Reise durch Schweden im Sommer 1836. 2 Theile. 8. Bremen, Kaiser. 1 Thlr. 16 Gr.

Hinrichs, H. F. W., Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. 2ter, dramatischer Theil. 1ste Abth. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Ohnesorgen, F., Kriegsbilder aus dem Jahre 1812. Nach historischen Begebenheiten erzählt. 2ter Band. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr. 12 Gr.

Oettinger, E. M., Der Ring des Nostradamus. Historisch-romantische Skizzen des französischen Hoflebens von 1515—1821. 3 Bände. Gr. 12. Leipzig, Wigand. 4 Thlr. 12 Gr.

Unser Parnaß oder die gepflückten Sirenen von Olympos Ferdusi. 16. Altona, Hammerich. 8 Gr.

Sporschil, J., Versuch eines direkten Beweises der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Gr. 8. Leipzig, Weber. 6 Gr.

Strauss, D. F., Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. 2 Bände. 3te mit Rücksicht auf die Gegenschriften verbesserte Auflage. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 6 Thlr. 8 Gr.

West-Ettin, Fr., Der Schuhmachergeselle, oder: der polnische Insurrektionskrieg von 1831. Erzählung. 8. Berlin, Morin. 1 Thlr.

Winter, A., Deutsche Lebensbilder. Novellen. 2 Theile. 8. Leipzig, Focke. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 186. — 5. Juli 1838.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weiße. Erster Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1838. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verf. dieser Schrift war einer der Ersten, welche über das Strauß'sche Werk vom Leben Jesu öffentlich gesprochen haben, und er that es in diesen Blättern.*) Auch wir wollen daher ihn hier zuerst mit dem gewichtigen Werke willkommen heißen, dessen Anfang er uns gegeben hat. Daß die Theologie und die Philosophie als Wissenschaften zusammengehören, darüber kann kein Zweifel mehr stattfinden. Aber es wird immer auch vom größten Vortheile sein, wenn Diejenigen, welche das Eine oder das Andere von Profession sind, thätige Theilnehmer und Mitarbeiter auf dem gegenüberliegenden Gebiete werden. Die Philosophie darf es niemals vergessen, was sie den Theologen, und zwar nicht blos aus solchen Zeiten her, in denen es kaum eine Wissenschaft gab außer der Theologie, und was sie ihnen für Geist, Stoff und Methode ihrer Wissenschaft verdanke. Ebenso können Gegenstände der theologischen Untersuchung nur gewinnen, wenn sich philosophische Meister mit ihnen beschäftigen; sofern diese sich nämlich der Anerkenntniß des evangelischen Geistes nicht verschlossen (aber dann würden sie auch gewiß nicht Das sein, was sie heißen) und sofern sie die Mühe nicht gescheut haben, in die Studien und die Forschungen der Theologen, vornehmlich auf den Gebieten der Auslegung und der Geschichte, tiefer und umfassender einzugehen, also ein Feld durchzuarbeiten, welches sich von Tag zu Tag mehr erweitert und in dem immer tiefer gearbeitet wird.

Zu solchen Mitarbeitern gehört Hr. Weiße wie Wenige in unserer Zeit. Er hat sich seines Gegenstandes in einem Umfange, einer Genauigkeit, einer Klarheit bemächtigt, welche kaum etwas vermissen lassen, und jeder Theolog kann in dem Buche studiren, um zu lernen. Sein philosophischer Geist und Verstand hat Vieles, ja das Meiste eigenthümlich aufgefaßt. Allerdings hat ihm hierbei, wie er es selbst in der Vorrede bemerkt, der freiere Standpunkt, auf welchem er stand, dann aber auch das begünstigt, daß ihm nicht in dem Maße wie den Theologen von Profession ein Schwall von Meinungen und von Traditionen der Schule für die freie Auffassung hinderlich war. Aber vor Allem müssen wir den christlichen Geist des Buchs anerkennen, die Ehrfurcht vor den Gestalten und vor der Geschichte des Evangeliums, die Freude an der Ergründung alles Herrlichen in Wort und That von Christus; und hat der Verf. hier und da bei den Untersuchungen sowol über die Quellen der evangelischen Geschichte als über diese selbst für unser Gefühl oder für unser Urtheil zu entschieden oder auch zu schroff gesprochen, so müssen wir dieses eben nach seinem Standpunkte beurtheilen. Dem Theologen liegt einestheils bei manchen Dingen vieleicht vor, wodurch sich das Urtheil über sie mildern, erweitern, kurz ausgleichen kann, und andernntheils mag er, wie er ja den Beruf hat, die evangelische Geschichte immer im Zusammenhange mit Bedürfniß und Geist des christlichen Lebens aufzufassen, gern Vieles unbestimmt und unerörtert lassen, wofür philosophische Historiker eine bestimmte Anschauung und einen pragmatischen Zusammenhang suchen und darbieten möchten; und selbst in Art und Ausdruck fällt Einem das zu Entschiedene und das Harte auf das Herz.

Das Werk gibt sich als ein Gegenstück zu dem Strauß'schen. Es ist nicht unsere Absicht, über dieses von Neuem abzuurtheilen, es würde, wie dasselbe vorliegt, viel zu spät kommen; gewiß aber wiegt dieses neue mehr als das bisherige Strauß'sche, und hoffentlich wird Hr. Strauß, welcher sich in seinen philosophischen Studien und Einsichten so stark fühlt, wenigstens diesen Schriftsteller, einen überall bewährten philosophischen Mann, sich gegenüber als ebenbürtig anerkennen. Unser Verf. hat das Verhältniß seiner Arbeit zu dem Strauß'schen Buche selbst wiederholt angegeben. Dieses Buch habe sich auf die negative Kritik beschränkt, und er wolle es für diese negative Kritik bei dem seinen voraussetzen; aber er gedenke das Leben Jesu kritisch im positiven Sinne darzustellen. Gewiß werden Alle, schon wie wir sein Werk bis jetzt vor uns haben, es einräumen, daß die evangelische Geschichte in ihm weit mehr Basis, Kern und Halt habe, als dieses bei Strauß stattfindet, wenn man auch dessen spätere Erklärungen mit dazunimmt, welche ja doch wol zum Theil wirkliche Milderungen und Ausgleichungen des Frühern gewesen sind, worüber wir uns in

*) In Nr. 61—65 d. Bl. f. 1836. D. Red.

Digitized by Google

der jetzt erscheinenden dritten Ausgabe werden unterrichten können. Aber über das Verhältniß der ganzen Denkart unsers Verf. zu der Strauß'schen erwarten wir die vollständige Erklärung in der philosophischen Abhandlung, mit welcher das Werk schließen soll.

Das erste Buch, von den Quellen der evangelischen Geschichte, wird von dem Verf. natürlich als die Grundlage seines Werks angesehen. Es sind drei Hauptresultate, welche hier ermittelt werden sollen und aufgestellt werden. Erstes: die Hypothese von einer mündlichen evangelischen Sage, welche, von dem Apostelkreise ausgegangen, sich mit Gleichmäßigkeit und Übereinstimmung verbreitet und allen schriftlichen Compositionen des Evangeliums wesentlich zum Grunde gelegen habe; diese neuerlich herrschend gewordene Traditionshypothese sei unhaltbar, und der Verf. hält sie für den eigentlichen Ursprung und Anhalt der evangelischen Mythologie von Strauß. Zweitens: das Marcusevangelium sei unter den drei ersten kanonischen Evangelien als eigentliche Urschrift anzusehen; daneben habe vornehmlich noch die ursprüngliche Schrift des Matthäus, Reden Jesu (λόγια), von welcher Papias gesprochen habe, Einfluß gehabt. Drittens: das vierte, das Johannesevangelium, sei eine unsichere Quelle, Johanneisch nur im innersten Kern, vielfach überarbeitet.

Es würde ein eignes Buch nöthig werden, um diese drei Resultate, sammt den mannichfachen Bemerkungen, auf welche ihre Erörterung geführt hat, theologisch zu prüfen, und selbst im Allgemeinen würden wir es wenigstens an dieser Stelle nicht unternehmen dürfen. Wir begnügen uns, Einiges in Beziehung darauf hinzustellen, mehr nur, um bemerklich zu machen, daß es immer noch Gründe für andere Ansichten dieser Gegenstände gebe, aber daß die Hauptsache dennoch sehr feststehe, wie man sich auch Vieles in diesen geschichtlichen Dingen stellen möge. Es trifft hier ein, was der Verf. seinem Werke aus dem Munde eines Mannes von damals ungewöhnlichem kritischen Geiste vorangestellt hat, das Wort Faustus des Manichäers (wiewol hier nicht ganz im ursprünglichen Sinne gebraucht): es sei ein geistloser Glaube an das Evangelium, welcher, ohne innere, geistige Gewähr, nur auf äußerliches Zeugniß und juridischen Beweis gestützt sei. Das innere Leben und die geistige Geschichte der Menschheit geben die eigentlichen Beweise für das Evangelium, und auch die ganze geschichtliche Gestalt von Christus darf freier, geistiger aufgefaßt werden. Die älteste Kirche that es; daher die unsern alten Dogmatikern unbegreifliche Sorglosigkeit derselben in der Aufbewahrung vieler einzelnen äußerlichen Züge des Bildes Jesu und mancher einzelner Momente seiner Geschichte.

Jene sogenannte Traditionshypothese mag sich allerdings unter uns bisweilen übertrieben haben; es hat sehr frühe in den apostolischen Zeiten auch schriftliche Darstellungen der evangelischen Geschichte gegeben; ferner ist die mündliche Verkündigung derselben mit aller geistigen Freiheit geschehen, und man darf sich jene Tradition, wenn sie stattgefunden hat, nicht in der Weise denken, wie man in der Kirche das apostolische Symbolum entstanden glaubte, als einen apostolischen Typus, von welchem sich Keiner leicht entfernt hätte; endlich hat jene Tradition auch gewiß nicht Gestalten und Geschichten aus Ideen oder Vorurtheilen umgebildet. Doch möchten wir nicht behaupten, daß die mythologische Ansicht sich grade nur auf diese Hypothese gestützt habe; jene Ansicht könnte ebenso gut mit der Vorstellung vom schriftlichen Urevangelium oder andern ursprünglichen Schriftquellen bestehen und hat in der That auch vor Strauß mit ihr bestanden. Auch scheint die M.'sche Bemerkung, daß jene Traditionsansicht unter den neuern Theologen im Zusammenhange mit Fr. A. Wolf's „Prolegomenen" aufgekommen sei, nicht ganz richtig. Dieses Werk hat allerdings unter die theologischen Kritiker eine große Aufregung gebracht, auch zu vielfachen Übertreibungen Anlaß gegeben, wie man sich ja grade auf dem Gebiete, welches unsere Vorfahren das heilige nannten, die größte Kühnheit verstattet hat, und wie auf ihm grade die Unbefangensten Kritik geübt haben. Aber was jene Hypothese hervorrief, war vielmehr das Bestreben, die Meinungen über den Ursprung der Evangelien zu vereinfachen und zugleich zu vergeistigen, indem man an die Stelle einer Unzahl schriftlicher Versuche und Quellen und einer mechanischen Benutzung derselben in den kanonischen Evangelien das apostolische, traditionell bewahrte Wort, die evangelische Verkündigung setzen wollte.

Und auf diese kommt doch auch die Auffassung unsers Verf. zuletzt zurück, nur daß er sie für die Erklärung unserer Evangelien auf die Person des Petrus einschränkt und neben ihr einige urkundliche Schriften, vornehmlich jene des Matthäus, bestehen läßt. Und Das, was man bei Strauß für eine bedenkliche Wendung der Traditionshypothese halten mag, findet sich doch auch in unserm Werke wieder: die Annahme von Allegorien, welche in den evangelischen Erzählungen der Apostel sichtend geworden und allmälig immer mehr als Geschichte genommen und als solche weiter gegeben worden seien; ferner die Annahme von andern Mißverständnissen, welche schon in die nächsten mittelbaren Berichte eingeflossen seien; endlich die Annahme von mythischen, selbst frei gedichteten Sagen, welche sich in die Berichte eingemischt hätten. Doch davon wird das Folgende noch weiter sprechen. Bei solchen Deutungen einzelner Theile der evangelischen Geschichten wendet unser Verf. selbst (S. 520) jenen Ausdruck: evangelische Verkündigung an.

Es ist schon erwähnt worden, daß der Verf. das berühmte Fragment des Papias von einer Schrift des Apostels Matthäus so versteht, wie es seit Schleiermacher immer mehr anerkannt wird, und die natürliche Folgerung daraus zieht, daß unser Matthäusevangelium in Papias' Worten nicht gemeint sein könne. Jene Erklärung des Ausdrucks: λόγια, nur von Reden, ist nothwendig, und wir bemerken nur, daß, wenn der spätere kirchliche Gebrauch bisweilen auch die Geschichtsbücher der Schrift so genannt hat, dieses in einer ganz andern Bedeutung des Wortes beruht, der nämlich, in welcher die heiligen

Digitized by Google

Schriften Gotteswort (λόγια τοῦ θεοῦ, oder auch schlechthin τὰ λόγια) genannt wurden. In diesen Reden Christi also, vom Apostel Matthäus gesammelt, von denen das Matthäusevangelium eine der Hermenien gibt, deren nach Papias so viele vorhanden gewesen sind, besitzen wir auch nach dem Verf. eine der authentischen Urkunden der apostolischen Zeit; eine zweite im Evangelium des Marcus, welches, wie gesagt, von dem Verf. für die eigentliche Grundschrift unter den kanonischen Evangelien gehalten wird.

Diese Meinung ist, wie wir wissen, nicht neu, sie hat selbst in der alten Kirche einige Spuren gelassen; unter den Neuern führte sie bekanntlich Storr vornehmlich aus, freilich nur in Verbindung mit den damals herrschenden Vorstellungen vom Urevangelium. Wir müssen unserm trefflichen Verf. einräumen, daß er seine Vorstellung sehr klar und bestimmt aufgefaßt und sinnreich durchgeführt habe. Ohne in das Einzelne einzugehen, bemerken wir Folgendes.

Es ist uns ganz aus Sinn und Seele gesprochen, was W. mit Lachmann („Theologische Studien und Kritiken", 1835, Thl. 3) gegen die durch Griesbach eingeführte, in der That geistesleere Meinung aufgestellt hat, daß das Marcusevangelium eine mechanische Compilation sei aus Matthäus und Lucas. Wir glauben ferner mit ihm, daß kein tüchtiger Grund vorhanden sei, die Angabe des Papias von einem Evangelium des Marcus nicht auf das kanonische dieses Namens zu beziehen. Hat nach Papias der Schrift, in welcher Marcus des Petrus Erzählungen niederschrieb, die Ordnung (τάξις) gefehlt, so paßt dieses ja ganz für jenes unser Evangelium; denn eine bestimmte chronologische und pragmatische Erzählung, ja auch überhaupt eigentliche Historie gibt dieses Evangelium gewiß nicht, und wenngleich die Handlung, das Thatsächliche, in ihm vorherrscht, so bildet ja doch auch hier Wort und Rede Christi den eigentlichen Kern, für welchen die Geschichte nur die Einfassung abgibt. Auch alle Dem stimmen wir gern bei, was der Verf. anerkennend und mit Vorzug von diesem Evangelium sagt. Gewiß ist es das nicht nur gedrungenste und lebendigste unter den drei ersten Evangelien, sondern es hat auch, wie Hr. W. mit Recht sagt, mehr als die übrigen alle eine Gesammtanschauung des Gegenstandes im Grunde, in welcher sich das Einzelne in ihm faßt und stellt. Auch Schleiermacher in seinen Predigten über Marcus hat hierauf oft hingedeutet. Dennoch aber behalten wir uns, gegen W. zweierlei vor. Wir können dieses Evangelium nicht für die Grundlage der übrigen halten; nur bei Lukas scheint eine Abhängigkeit von Marcus hindurch; und wir können dem Evangelium des Marcus keinen mehr ursprünglichen und apostolischen Charakter beilegen als den übrigen, da sich ja selbst nach dem Verf. auch in ihm schon der Übergang aus der geistigen Anschauung und Darstellung von Christus in die mehr und mehr äußerliche findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über F. G. Kühne's Klosternovellen.*)

Du willst, mein Freund, Nachricht von mir haben, du fragst nach meiner Gesundheit, nach meinem Leben, und ich schreibe dir von einem Buche. Du fragst nach meinem Herzen und nach meiner Seele, und ich schreibe dir von einem Roman. Du meinst, Frauen, die selbst Romane schreiben, wollen keine mehr lesen — nur spielen. Ihre Männer beurtheilt in der Regel die Frauen falsch, die liebenden meistens und die schreibenden immer. Wollte Gott, es würden uns viele solche Romane zum Lesen geboten, wir würden die Monotonie des Lebens ertragen, ohne welche zu schreiben.

Das Werk, welches hier vor mir liegt, und über welches ich dir berichte, heißt „Klosternovellen" von F. G. Kühne. Ich hatte früher schon mancherlei von diesem geistreichen Autor gelesen. Da war er Verstand, ein scharfer kritischer Verstand; er zerlegte das Leben, die Bücher und die Menschen, die Situationen und die Gefühle; den menschlichen Geist breitete er aus wie der anatomisirende Arzt das menschliche Gehirn; immer klar, verständig und verständlich. Das Alles ist auch in den „Klosternovellen" zu finden. Aber hier ist Gemüth und Phantasie ganz besonders bemüht gewesen, einen Segen oder einen Zauber darüber zu gießen. Die scharfe Feder wird so weich, und zum Herzen geht, was vom Herzen kommt.

Durch die „Klosternovellen" führe ich dich, mein Freund, wie durch eine Bildergalerie — eine Ausstellung von Meisterwerken, und jedes Bild hat Leben. Zuerst siehst du den Raoul, den Helden- und Charakterhelden des Romans. Im Kindergeplauder sagt er Wahrheiten, die er selbst nicht versteht, als Knabe empört er sich über Das, was er nicht billigt, und prüft gern selbst, was er glauben soll. Als lebendiger Jüngling entführt er seine Braut, Mauern und Gesetze überspringend, Gefahren und Priestern trotzend. Er erfaßt die Gelichte mit der ganzen Leidenschaft eines feurigen Herzens und erkannt zu spät in ihr seine Schwester. Als Mann ist er gebrückt vom Bewußtsein der Schuld und vom Schmerze der Trennung, aber er reinigt demselben nicht. Er predigt und ermahnt, er wirkt und schafft, er forscht und denkt und vergißt doch nicht. Er ist Jesuit, und die Bewohner von Paris wallfahrten nach seiner Beredtsamkeit. Er entdeckt, daß seine Geliebte nicht seine Schwester, die Schuld ist ihm abgenommen und sein Geist und die Binde von den Augen. Er glaubt nicht mehr an die Liebe seines Vaters, der Provinzial ist beim Jesuitenorden, und der ihm darin Aufnahme verschafft; er glaubt nicht mehr an die Heiligkeit des Ordens und dessen Zwecke und verläßt denselben. Er sieht die Geliebte wieder, von der ihn nichts mehr trennt; denn seine Seele neigte sich dem Calvinismus zu, und dieser hat einen Altar, an dem er Mönch und Nonne trauen kann, er hat einen Segen, der Glück gibt. Aber Antoinette ist zufrieden in den Klostermauern, zufrieden mit sich und dem Leben; sie liebt Raoul wie einen Todten und ihre Mutter, die Priorin ihres Klosters, wie eine Lebende. Raoul liebt sie genug, um ihr seine Liebe zu opfern und ihren Frieden nicht zu stören. Er wird Calvinist und beschließt sein Leben unter seinen Glaubensbrüdern im vouvlaer Thal.

Zwei Männer im geistlichen Gewande sieht du hier: die hohe hehre Gestalt ist der Bischof Franz von Sales. Er war erst Mensch gewesen, ehe er Priester wurde, und hatte auch dann nicht aufgehört Mensch zu sein; er ist der Pflegevater Raoul's. Und jener Andere, Ignaz Armand, ist Raoul's Vater und Provinzial des Jesuitencollegiums zu Paris. Er war immer Jesuit gewesen und hatte mit den Menschen nur die Berührungen gemein. Seine majestätisch gebieterische Haltung und das unheimliche Glühen des dunkeln Auges verrathen genugsam, daß der Ruhm seines Ordens ihm näher am Herzen liegt als des Sohnes Glück.

*) Klosternovellen. Von F. Gustav Kühne. Erster und zweiter Band. Raoul. Zwei Bände. Leipzig. Engelmann. 1838. 12. 4 Thlr. 18 Gr.

Digitized by Google

Der fromme Bischof schreibt ein — Capitel von der Liebe. Die göttliche Liebe blickt aus seinen Augen, und man sieht es ihm an, daß dieser einst eine andere Liebe vorangegangen, daß, ehe sein Herz die heilige Jungfrau erfaßt, es eine irdische Jungfrau umschlossen, und daß am eignen Schmerz er gelernt, fremden Schmerz zu verstehen und mitzuempfinden. Der Bischof ist der Repräsentant des Katholicismus in seiner Heiligkeit. Die Religion ist ihm „die Einigung der Menschen mit Gott", und dem Mariencultus gibt er eine hohe Deutung. „Der Mann soll die Wahrheit verstehen und predigen", so sagt er, und er forscht mit Herz und Verstand nach den höchsten Wahrheiten. Er wirkt in Liebe und Duldsamkeit. Durch die milde Sonne seines Glaubens wußte der Verf. die dunkeln Schatten des Aberglaubens greller hervortreten zu lassen, und wie Unwissenheit und Teufelsfurcht einen großen Theil der Gemüther beherrschen, sowol in den Klöstern als auch im Volke.

Drei Frauen begegnest du — drei Liebenden; es geht ja nur ein Thema durch die Herzen aller Frauen hindurch, das ist die Liebe. In der Einen spielt es in einfachen getragenen Tönen und Accorden langsam verhallend, während es in Andern in unzähligen verschiedenen Variationen hindurchtönt, bis zum Tode.

Antoinette, das junge blühende Wesen mit der dunkeln Ahnung und dem Traum von Liebe und Glück, und Clementine, die Beides gekannt und begraben und auf dem Grabhügel betet, während die Gräfin Verneuil nicht lassen kann von der Liebe, in Verzweiflung die Hände ringt, weint und höhnt und in der ersten Heftigkeit des Schmerzes nicht den Stolz finden kann, der den verhüllenden Schleier ziehen sollte über das tiefe Weh des gekränkten Gefühls. Sie liebt und haßt, und möchte Den verachten, den sie lieben muß, den Mann, der sie verlassen. Und dieser Mann ist ein König, und dieser König ist Heinrich IV. Verletzt ist Eitelkeit, Stolz und Gefühl. Ihr Herz blutet an tausend Wunden und bricht doch nur durch Heinrich's Tod. Auch sie nahm den Schleier; aber nicht sich selbst zum Troste wie die fromme Clementine, mehr ihrem untreuen Könige zum Vorwurf.

Ein Mann kann leichter sich lossagen von seinem angetrauten Weibe als von der, an die nur die Liebe ihn gebunden. Von der Erstern kann er sich gerichtlich scheiden lassen, die Andere muß er erst langsam morden. Die Erstere stellt ihm nur einen Advocaten entgegen, die Andere aber Thränen und Grämen.

Das fühlte Heinrich wohl. Er fühlte, daß er Schmerz bereitet, wo er nicht mehr wohl thun konnte. „Einem Weibe", sagte er, „das man nicht liebt, ist nicht zu helfen. Es hilft ihr nichts, wenn man ihr schwört, man achte sie, sie nimmt Alles für Hohn", so spricht er zu sich selbst, und als er das Bildniß, die Schleife, die verwelkten Blumen, die Andenken seiner verwelkten Liebe, mustert, da zieht ein leises Weh durch seine Seele, und der Dolchstich des Vorwurfs trifft ihn schmerzlicher als bald darauf das dreischneidige Messer des Ravaillac, der sein Leben endet. Diese beiden Momente sind gut geschildert, mit Autorenweisheit dicht hintereinander gestellt.

Der Mord, der Tod des Königs, der Schmerz des Volks und der Schmerz des Freundes Sully, Alles ist gut gemalt, voll Leben und Wahrheit, und der Leser erlebt Alles mit. Ebenso gut wie das Erzählen versteht der Verf. auch das Schweigen. Die Leidenschaft schildert er selten in ihren Ausbrüchen, sie ist immer gehalten und fühlt sich um so ergreifender hindurch. Man sieht den Sturm aufziehen, und man sieht, wo er gewüthet. Raoul's feurigste Liebe und sein heftigster Schmerz sind nur mit wenig Worten bezeichnet.

Noch drei groteske Gestalten stelle ich vor deine Seele. Der tolle Barfüßermönch, Teufelspuker genannt, der seinem Instinct folgend, den Lauf der Natur und des Blutes höher stellt als den Lauf des Klosterlebens und seine Ansichten, die so rebellisch gegen die Klosterzucht sind, in Dummheit kleidet, die das Gewand des wilden Humors annimmt. Man hält ihn für wahnsinnig, und wol mochte er das sein, da er, was so Viele im tiefsten Herzenskämmerlein verschlossen, in die Welt hinausschreit.

Thomassin, der greisige Jude, der den Christen fluchte und ihnen Hostien verkaufte, den Jesuiten diente und dem Pöbel prophezeite, und dessen wechselndes Geschick, voll Übermuth und Demuth, voll peinigender Furcht vor Tod und Schmerz und angeborenem Muth für ein geschändetes Leben, als Repräsentant des jüdischen Nationalgeschickes gelten kann, und sein Charakter als der Charakter des unterdrückten, verfolgten, gepeinigten Volks, das zwar getreten werden konnte, aber nie zertreten, da es durch seine Elasticität unverwüstlich ist.

Ravaillac endlich, der Königsmörder; sieh den breitschulterigen Schwärmer, der sich Visionen heraufbeschwört und daran glaubt. Roth ist sein Bart, wie der des Judas Ischarioth, doch nicht wie dieser dürstet er nach Reichthum, sondern nach der Märtyrerkrone. Eitelkeit und Ruhmsucht mit dem Fanatismus verbunden und zu einem widrigen Ungeheuer verschmolzen! Das Auge wendet sich hinweg von ihm und von seiner Hinrichtung, wo er sich bäumt unter dem Quälen der Henker, unter dem Wuthgeschrei des Volks, dem Vorwurf des eignen Gewissens und der Überzeugung eines verfehlten Märtyrerthums. Von da führt uns der Verf. auf das Grab von Raoul's Mutter, im stillen Winkel, von Ulmen und Weiden umschattet. Er trauert um die Gestorbene und freut sich der frisch erblühten Blumen, und Clementine steht neben ihm, die fromme Klosterfrau, die er in seiner Kindheit wie eine zweite Mutter geliebt und die Antoinetten erzogen. „Ihr sanftes Auge leuchtet auf seine stillen Gedanken wie ein milder Segen hernieder. So ist auch im Kloster das Göttliche nur da, wo der Mensch den Menschen findet."

Ich habe dir hier die einzelnen Personen vorgeführt und einzelne Momente angedeutet, und du wirst dich beklagen, daß ich dir keinen Begriff vom Ganzen gegeben habe. Das wollte ich auch nicht, denn du sollst das Ganze selbst lesen. Du sollst nicht über die „Klosternovellen" am Theetisch conversiren können, blos weil ich dir davon erzählt, wie das oft der Fall war. Ich hätte dir noch sollen das Auffassen des Zeitgeistes der geschichtlichen Personen rühmen, wie liebenswürdig König Heinrich, wie glücklich der Zeitraum gewählt, wie viele Studien diesem Werke vorangegangen sein müssen, und wie streng der Verf. gegen sich selbst war. Ich hätte auch angeben müssen, was aus Chroniken entlehnt ist, und was aus der Phantasie; ich hätte auch sagen sollen, daß das Buch gut geschrieben — ein Wort, das die Damen gewöhnlich sagen. Ich hätte aber auch sagen können, es gefällt mir, weil es mir gefällt! Also sei zufrieden, schau dich um in meiner Bildergalerie, aber lies Dr. Kühne's Buch. W.

Literarische Anzeige.

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Petőcz (Michael),

Ansicht der Welt.

Ein Versuch

die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 187. — 6. Juli 1838.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weiße. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 186.)

Die Urtheile des Verf. über das dritte Evangelium, das des Lukas, als das am wenigsten selbständige (vielerlei andere Quellen neben Marcus und der Urschrift des Matthäus), als ganz nur mittelbar apostolisch, dabei aber durch pragmatische Bestrebung oft ungeschichtlich: diese unterschreiben wir im Ganzen gern. Wenigstens theilen wir die Meinungen durchaus nicht, welche diesem Evangelium historische Vorzüge vor den frühern zwei zugeschrieben haben, wiewol der eigenthümlichste Abschnitt, Capitel 9 — 18, vieles so Merkwürdige als Authentische, meist wol nur unrichtig nach Zeit und Ort gestellt, enthält. Aber in die Ansichten des Verf. vom vierten Evangelium vermögen wir auf keine Weise einzugehen und bekennen unverhohlen, daß das Unrecht, welches unsers Bedünkens jener Schrift hier von Neuem geschehen ist, unsere Freude an dem Werke gestört habe, und daß wir manche Urtheile über den Lehrinhalt dieses Evangeliums bei einem Manne von diesem Sinn und Geist nicht wohl begreifen. Indessen hat er nicht blos die alten Gründe gegen diese Schrift wiederholt; seine Bestreitung ist fast durchaus neu, sowie auch das Resultat eigenthümlich ist. Es kann nicht fehlen, daß der Verf. viele Gegner finden werde, wiewol sich eben jetzt von mehren Seiten die Angriffe auf das vierte Evangelium erneuern; die beste Widerlegung seiner und jeder andern Bestreitung jener Schrift wird die immer mehr vervollkommnete Auslegung derselben sein. Die vollständige Ausführung der Urtheile unsers Verf. wird übrigens erst in einer Abtheilung des zweiten Bandes folgen.

Einiges von Dem, was er über das Evangelium Johannes im Ganzen und über seine Entstehung behauptet hat, kann man wol einräumen. Es können Überarbeitungen der Johanneischen Urschrift stattgefunden haben, und der Ausdruck, welchen kirchliche Unterschriften unter dem Buche gebraucht haben, die ἐκδοσις desselben sei durch die ephesischen Freunde des Apostels geschehen, kann, wenigstens ursprünglich, auf so etwas hingedeutet haben, und die herrschenden Ansichten über das 21. Capitel, welche Tholuck neuerlich auf eigenthümliche Weise für den Beweis der Echtheit dieses Evangeliums, nämlich als uraltes Zeugniß für dasselbe, benutzt hat, geben, wie auch unser Verf. bemerkt, wenigstens zu, daß die Schrift durch fremde Hände gegangen sei. Nur das ist dem Verf. hierbei nicht einzuräumen, daß die Vollendung des Evangeliums so spät erfolgt sei; abgesehen von jenem Zeugnisse des Papias, oder vielmehr des Presbyters Johannes, welches nur von evangelischen Schriften des Matthäus und Marcus spricht, ist das Johannesevangelium äußerlich grade so beglaubigt wie die übrigen. Die Einordnung desselben an die vierte Stelle, in welcher der Verf. einen stillen Zweifel aus ältester Zeit erkennt, hat gewiß nur einen chronologischen Grund gehabt; auch ist es dem Verf. wohl bekannt, daß diese Stellung des Johannesevangeliums wahrscheinlich grade nicht die älteste gewesen sei, sondern die, welche es sogar an den ersten Platz setzte. Aber wir halten es für ein sehr wahres Urtheil (S. 93), daß die Apokalypse aus innern (und aus äußern) Gründen dem Evangelium nicht so weit in der Echtheit nachstehe, als es die gewöhnliche Meinung ist. Dieses Buch muß wol erst in seinem Inhalte ganz durchgearbeitet und begriffen werden, ehe es zu einem vollständigen und sichern Urtheile über seinen Ursprung kommen kann.

Indessen stünde das vierte Evangelium auch, sowie wir es vor uns haben, in einem nur mittelbaren Verhältnisse zur Person des Apostels, so müßte es doch ganz vom Geiste desselben durchdrungen gewesen sein, und hiermit gehen wir auf Das über, was der Verf. aus dem Innern dieser Schrift gegen seinen apostolischen und Johanneischen Ursprung ausgeführt hat. Es kommt darauf hinaus, daß es diesem Evangelium an allem Plan und Zusammenhang fehle, daß es die Reden Jesu in sich sowie Reden und Antworten unzusammenhängend, ja unwahrscheinlich wiedergebe, daß es jenen Reden durchaus an dem Sinnvollen, Schlagenden, kurz an der Spitze fehle, welche ihnen den Eindruck verschafft habe, von dem die evangelische Geschichte spricht, daß sie nur Wiederholungen derselben Gedanken seien, und zwar diese sich alle nur auf die Person Jesu beziehen u. s. w. Die geschichtlichen Differenzen zwischen dem vierten Evangelium und den drei ersten werden von Neuem und so aufgestellt, daß sie als unausgleichbar erscheinen. Insbesondere hebt der Verf. hervor, daß jenes Evangelium — und zwar ungeachtet

Digitized by Google

jener fortwährenden Erklärungen Jesu über seine Person — einen unaufhörlichen Widerspruch, unausgesetzte Feindseligkeit der Juden gegen Jesus darstelle, während die übrigen Evangelien ihn im Volke stets anerkannt sein ließen, und er deutet an, wie dieses wol daraus zu erklären sei, daß dem Anordner dieser Geschichte blos die Katastrophe im Leben Jesu bestimmt bekannt geworden sein möge.

Die Ansicht nun des Verf. von dem vierten Evangelium, wie wir sie oben bereits andeuteten, ist diese: als Johanneisch gilt ihm der Kern desselben, wie er es nennt, der Zeugnisse wegen und wegen des ersten Briefes des Johannes, welchen er unbedenklich als echt annimmt. Dieser Kern sei von Mehren, aber Männern ausser dem apostolischen Geiste und seinen Traditionen, Männern hellenischer Bildung, ausgearbeitet und in eine Form, die von evangelischer Geschichte, gebracht worden, welche eigentlich die unpassendste gewesen sei, und für deren Durchführung sie, die Redactoren, sich nicht geeignet gezeigt hätten.

Was den ersten Brief des Johannes anlangt, so möchten wir unsern geehrten Verf. wol einer Befangenheit oder Inconsequenz anklagen. Wir theilen ganz seine Anerkennung dieses Briefes; aber sollte es mit dem Inhalte desselben anders stehen als mit dem des Johanneischen Evangeliums? Und wir wissen ja, daß in der That erst die neueste Zeit in die Tiefe und Bedeutung desselben eigentlicher eingegangen ist, nachdem man ihn früher (wir wollen nur an Eichhorn erinnern) oft fallen gelassen hatte gegen das Evangelium. Und wenn der Verf. hin und wieder das Johannesevangelium abhängig sein läßt von dem ersten Briefe, wird nicht ein Anderer das Verhältniß leicht umkehren können? Wenigstens voraus setzt der Brief gewiß das Evangelium. So nahm es bekanntlich auch die Kirche immer an. Der Verf. meint im Evang. 19, 35. eine Beziehung auf 1 Joh. 5, 6. zu finden; hätte eine Beziehung statt, so wol die umgekehrte; aber die Stellen liegen wol ganz auseinander. In der des Briefs sind Wasser und Geist die Hauptbilder wie anderwärts: sie bedeuten die Bedingungen, unter denen man zu Christus kommt und, wie es hier heißt, er zu uns, d. i. sich bei uns bewährt. Das Blut, der Tod kommt hinzu als Weihe und als wieder die Bedingung von jenem. In der Stelle des Evangeliums liegt die Bedeutung, welche der Schriftsteller allerdings in dem Erzählten findet, nicht im Wasser und Blut (wahrscheinlich war dieses nur ein Ausdruck, ein populairer Gebrauch für Das, was sich bei tiefen Verwundungen aus dem Körper ergösse), sondern in dem Durchstechen; denn daran knüpft der Evangelist, nachdem er seine Betheuerung gemacht hat, zwei prophetische Sprüche, welche er hierin erfüllt achtet.

Aber jener apostolische Kern des vierten Evangeliums nun, worin mag er bestanden haben nach dem Verf.? Ireen wir nicht, so sind seine Erklärungen darüber noch nicht ganz bestimmt; auch können sie es wol nicht sein, vornehmlich aus dem Grunde, weil der Verf. auch dem Apostel Johannes nur eine untergeordnete Stelle als evangelischen Geschichtschreiber einräumen will, sodaß sich ja das Ursprüngliche und das Hinzugekommene in Geist und Charakter nicht viel unterscheiden könnte. Auch schwanken die Äußerungen des Verf. offenbar darüber, ob jene apostolische Grundlage Schrift oder nur mündliche Lehre gewesen sei, ferner in jenem Falle, ob sie für den Apostel selbst nur niedergeschrieben gewesen sei (S. 104), oder schon für Andere, und die Äußerung, daß es vielleicht in Briefform geschehen sei, findet im Übrigen gar keine weitere Berücksichtigung. Nur das steht dem Verf. wol fest, daß es Reden Jesu gewesen seien, was vom Apostel in dem Evangelium herrühre, etwa wie jene λόγια des Matthäus. Aber, wie gesagt, der Apostel habe sie aus einer Gesammtvorstellung zusammengestellt, welche er sich selbst gebildet gehabt habe, ja er habe, und zwar in später Zeit und geistig vielleicht schon dem Ursprunge der Sache ferner gestellt, sich mit diesen „Studien" (S. 114) das Bild Jesu wieder hervorrufen wollen. Wir sollten meinen, dafür sei der apostolische Geist, für welchen der treffliche Verf. ja so voll Anerkennung ist, für sich schon kräftig und entscheidend genug gewesen.

Sollen wir etwas von unserer Meinung hinzufügen über den Charakter der Reden Jesu, des allerdings Wesentlichen im Johannesevangelium, so geben wir wieder, und wieder mit der gewöhnlichen Ansicht unserer Theologen, dem Verf. Manches zu. Jene Reden sind gewiß nicht buchstäblich so von Jesu gesprochen worden, wenigstens im Ganzen, wie sie in diesem Evangelium berichtet werden; ja, dieses ganze Evangelium hat einen nicht mehr palästinensischen Charakter: es ist das Evangelium der Hellenen, wie man es ja auch (dem κατ' Ἐξοχὴν entgegengesetzt) genannt hat. Aber es ist kein fremder Geist, nichts Angedichtetes, Erkünsteltes, was jene Reden hervorbrachte, was durch sie hingeht; es ist der nunmehr und fortwährend mehr befreite, universalere, es ist endlich der sich siegreich wissende Geist, und es ist die freiere Form, in welcher Johannes die Volksrede Jesu überträgt. Und soll denn Jesus wirklich nur die palästinensische, galiläische Volkssprache geredet haben, und gibt es denn nicht überall in den Evangelien, insbesondere bei Lukas, welcher grade aus dem Aufenthalte Jesu in Judäa so Vieles gesammelt hat, Anklänge Johanneischer Reden?

Was aber das Ganze des vierten Evangeliums anlangt, so haben wir uns — und Ref. ist sich einer unbedingten Unbefangenheit und „Voraussetzungslosigkeit" hierbei wie überhaupt bewußt — fortwährend mehr und mehr von Dem überzeugt, was die Meinung unserer Väter und der alten Kirche über dieses Evangelium war, und es wird uns so leicht nichts darin wankend machen. Doch würde dieses, sofern wir überhaupt gesonnen wären, anders als in der obenbezeichneten Weise, durch die Auslegung selbst, den Beweis dafür zu führen, erst im Gegensatze zu der Ausführung des Verf. im zweiten Bande dargelegt werden können. Nur das bemerken wir noch in Beziehung auf die Kritik unsers Verf., daß das vierte Evangelium uns in einer sehr klaren Absicht und einem sehr sichern Plane verfaßt zu sein scheine. Jene ist durchaus nicht

Digitized by Google

antignostisch u. s. w., sondern antijüdisch, bis mit dem 13. Capitel die Erzählung in den innern Kreis der Jünger übergeht. Daß die Juden unfähig seien, Christus zu begreifen, weil sie sich vom göttlichen Leben geschieden gehabt hätten, denn in diesem, aber nur in ihm, gehe den Menschen der Glaube an Jesum auf: dieses ist der Grundgedanke jener ganzen Reihe von Erzählungen. Die innerliche, geistige Gegenwart des Göttlichen in der Person Jesu ist durch das ganze Buch die Hauptsache, das äußerliche Wunder hat nur eine untergeordnete Stelle, auch in der Erzählung gibt es nur den Rahmen für die Reden. Aber endlich auch in der Darstellung von den äußerlichen Wundern schreitet die Erzählung fort vom Kleinsten, Äußerlichsten allmälig bis zu der geistig-übernatürlichen Gegenwart Jesu nach der Auferstehung. Hat aber das Johanneische Evangelium, was der Verf. ihm vorwirft, wie wir erwähnten, durchaus nur von Feindseligkeiten der Juden, wie er sie nennt (d. i. der Repräsentanten des Judenthums), gegen Jesum gesprochen, so lag dieses eben in seinem Plane, und es war lehrreich, denn an die Stelle jener Feindseligkeit war nunmehr der Haß der Welt gegen die heilige Schar getreten; übrigens muß man bemerken, daß das Volk beim Johannes immer, selbst mehr noch als bei den übrigen Evangelisten, der Person und Sache Jesu günstig erscheint, während bei diesen die Pharisäer die Rolle der Johanneischen Juden grade auch spielen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Italien.

Unser Jahrhundert, das in Allem, von der Fabrikation eines Stoffes an bis zu den See- und Landreisen, möglichste Schnelligkeit sich zum Zwecke macht, hat auch Mittel und Wege gefunden, auf leichte und rasche Weise die allgemein nützlichen Kenntnisse zu verbreiten; aus diesem Grunde gesellte es den Acten der Akademien, den wissenschaftlichen Journalen, den Encyklopädien u. s. w. fliegende Blätter jeder Art, Conversationslexika, Bilderbücher und Volksschriften bei, wodurch der Unterricht in den mannichfaltigen Zweigen des Wissens befördert wird. Auch in Italien wird mittels des Dampfes und der Eisenbahnen diese Art leichter und volksgemäßer Literatur einheimisch. Bereits bestehen schon hier seit einiger Zeit vier pittoreske Zeitschriften: „Il cosmorama" in Mailand; „L'album" in Rom, das sich durch seinen Inhalt wie durch seine artistische Ausstattung immer vortheilhafter auszeichnet; „Il magazzino" in Genua und „Il teatro universale" in Turin. Unter diesen für die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse bestimmten Werken machen sich in neuester Zeit diejenigen bemerklich, welche den in den Encyklopädien aufgehäuften unermeßlichen Schatz von Ideen in currente Münze verwandeln, obschon bereits seit 1828 das von Bonfanti gedruckte „Dizionario delle origini" zum Theil diesem Bedürfniß abzuhelfen suchte. Die beiden neuerlich erschienenen Werke gehören den venetianischen Provinzen an, wo man mit Muth und Ausdauer solche Unternehmungen, die eine vielseitige Mitwirkung erfodern, zu Stande bringt.

Enciclopedia moderna e dizionario italiano della conversazione ad imitazione dell' enciclopedia di Courtin e degli analoghi dizionari e lessici tedeschi, inglesi, francesi più accreditati, opera compilata da molti letterati e diretta da *A. F. Falconetti* padre. Fasc. 1 — 11. Venedig 1837.

Dieses Werk gehört fast durchgängig italienischem Ursprunge an; es befinden sich darin von Falconetti, Sohn, sehr tüchtig gearbeitete Artikel, besonders im wissenschaftlichen Fache, als z. B. über Wasser, über einige Theile der Mechanik; ferner Artikel über Moral und Literargeschichte von Ponzoni und Nardi, einige über Geographie vom Director Falconetti; unter diesen zeichnet sich besonders eine sehr ausführliche Abhandlung über Afrika aus, worin der Verf. die neuesten Entdeckungen berücksichtigte und nicht unterließ, hinsichtlich der verschiedenen Volksstämme diejenigen Schlußfolgerungen und Parallelen zu ziehen, welche sich aus Betrachtung ihrer mannichfaltigen Sprachidiome ergeben. Im zehnten Hefte macht sich vornehmlich ein Artikel von Nardi über die Albigenser und ein anderer von Zanotto über Alchimie bemerklich; im elften Hefte, das vor ganz Kurzem erschien, finden sich viele gutgeschriebene Biographien, außerdem ein Artikel über den Koran von Falconetti und ein sehr ausführlicher über die Alphabete vom Ab. Nardi, worin er sich über die gegenwärtig lebhaft angeregte Frage hinsichtlich der Abstammung der Sprachen verbreitet. Nebst diesen enthalten die ersten elf Hefte, welche in gespaltenen Columnen mit zwei Heften Tafeln 704 Seiten einnehmen, eine Menge anderer werthvoller Artikel, welche hinlänglich beweisen, daß dieses Werk den Bedürfnissen und wissenschaftlichen Anforderungen seiner Zeit zu entsprechen sucht.

Dizionario universale della conversazione e della lettura, compilato da *Luigi Carrer* sulle traccie de' più celebri dizionari etc. Fasc. I — VI. Padua.

Diese Encyklopädie scheint eine größere Kürze als die oben angeführte zu beabsichtigen; sie enthält viele werthvolle Originalartikel, allein die Mehrzahl ist aus andern Werken entnommen und übersetzt, wobei gewöhnlich die Quelle angegeben ist. Unter den Originalaufsätzen verdienen Erwähnung die biographischen von Carrer, jene über schöne Künste, Medicin, Ökonomie u. s. w. von Chevallier, Zanini, Caraco, Arrigoni, Salomoni und Zinelli. Wäre es erlaubt, in Bezug auf beide Encyklopädien, zwischen denen man, da sie erst noch im Beginne begriffen sind und Werke der Art gewöhnlich ein jedes sein eignes Verdienst haben, nicht wohl eine Vergleichung anstellen kann, einen Wunsch auszudrücken, so müßte er darin bestehen, daß die beiden Gesellschaften von Gelehrten, welche an ihnen arbeiten, sich hätten dahin vereinigen mögen, nur ein einziges Werk dieser Art zu liefern. Leider kommt dieser Wunsch jetzt zu spät, da beide schon zu weit vorgeschritten sind; andererseits erwächst daraus kein großer Schaden, indem nun Italien zwei ähnliche Werke erhalten wird, die um so besser gerathen werden, da die Redactoren durch die gegenseitige Rivalität zur Anstrengung aller ihrer Kräfte angespornt werden müssen.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht unterlassen, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß Luigi Carrer soeben in Venedig in der Druckerei des „Gondoliere" zwei Bände „Poesie e prose" herausgab. Diese Prosa gehört ganz jener Gattung von Schriften an, die sich die Verbreitung von nützlichen Kenntnissen zum Zwecke machen, und besteht aus der Sammlung der von Carrer in den „Gondoliere", eine geschätzte venetianische Zeitschrift, eingerückten Artikel. Zwanzig darunter, welche „Mitologia del secolo XIX" überschrieben sind, behandeln die Costume der Zeitgenossen; dazu kommen Novellen und bizarre Erzählungen, die sich durch Anmuth, Wahrheit und eine gesunde Philosophie auszeichnen. Der zweite Band umfaßt die Balladen, Sonette, Oden, mit einem Worte, alle von Carrer schon früher veröffentlichten Poesien, die ihm einen schönen Ruf erwarben. Beide Bändchen bilden ein anmuthiges Geschenk für die Freunde der guten italienischen Literatur.

L'ape delle cognizioni utili, con repertorio statistico intorno alla posizione attuale dell' industria agricola e manifatturiera nei diversi stati d'Italia, ossia scelta delle migliori notizie, invenzioni, cognizioni e scoperte relative all' agricoltura, all' industria, al commercio, alle arti, economia rurale e domestica.

Diese unter der Direction des G. de Welz, Verf. der „Magia del credito svelata" und mehrer anderer der Staats-

Digitized by Google

ökonomie angehörigen Schriften, stehende Zeitschrift befindet sich schon in ihrem fünften Jahre und gewann in dem heurigen eine neue Schwungkraft in Bezug auf alles Dasjenige, was der Director nicht besorgen kann, da G. B. Menini ihm als Mitarbeiter zugefellt wurde, ein gründlicher Kenner der italienischen Literatur sowie mehrer ansländischer, der sehr tüchtige linguistische Studien gemacht hat, wie er durch eine Denkschrift bewies, worin er ein nach einem ganz neuen Plane gearbeitetes deutsch-italienisches Wörterbuch verspricht. Die „Ape" macht sich, wie es die Einleitung besagt, zu ihrem Hauptzwecke, die gemeinnützigen Kenntnisse und besonders bei der gegenwärtig herrschenden Richtung in der Industrie diejenigen zu verbreiten, welche sich auf Eisenbahnen und Steinkohlen beziehen, wozu noch die Erörterungen in Betreff des monte di seta sich gesellten, eines höchst wichtigen Creditsinstemes, welches in Italien eine neue Industrielle und Handelsbewegung hervorbringen wird, und wofür man der Gesellschaft der Actionaire, die ihre Capitalien dazu hergaben, den wärmsten Dank zollen muß. Dieselben hatten gewiß bei Errichtung dieser Anstalt mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil sie den Charakter von mehren vereinigt, als z. B. jenen der eigentlichen Leihbanken (monti pe il prestito) und jenen der Banken für den Umsatz der Capitalien. Demnach ist es ein neues Institut nicht blos für Italien, sondern vielleicht auch für die übrigen Nationen; es könnte möglichermeise diesem Lande in der Geschichte der Staatsökonomie neuen Glanz und Ruhm verleihen, ähnlich demjenigen, den es sich schon dadurch erworben hat, daß es zuerst den Wechselcurs, die Banken, die Assecurationen und alle jene Handelshülfsquellen entdeckte, welche Fremde und voneinander getrennte Länder sich gegenseitig annähern, und zwar in jener Periode, wo Venedig und andere italienische Städte jenen weiten Behnten Handel betrieben, welcher gegenwärtig viele europäische Nationen groß macht.

Die „Ape" liefert theoretische, dem Werke des Hrn. Weig entnommene Artikel über Ökonomie, Nachrichten über inländisches und auswärtigen Handel und Industrie, statistische Notizen u. s. w. Auch erscheinen darin Mittheilungen über Mechanik, Ankündigungen neuer Werke und Biographien berühmter Männer, worunter eine von Menini verfaßte, sehr gelungene von Carlo Botta's, worin er den geschichtlichen Charakter dieses modernen italienischen Schriftstellers, der bei der Nachwelt stets einen ausgezeichneten Rang einnehmen wird, entwickelte.

Letture di famiglia, opera compilata da *Achille Mauri* e *Giuseppe Sacchi*, ed illustrata da sessanta tavole in litotipia eseguite dal pittore *Luigi Sacchi*. Erster Band. Mailand 1838.

Wir müssen uns auf eine bloße Ankündigung dieses eben erst begonnenen Werkes beschränken; die Namen der beiden, durch ähnliche Arbeiten rühmlich bekannten Herausgeber sind eine hinlängliche Bürgschaft, daß dasselbe nützliche Kenntnisse jeder Art verbreiten werde, wovon auch die bereits erschienenen Artikel den Beweis liefern. Die beigegebenen Tafeln bekunden den Fortschritt der in Italien durch Luigi Sacchi erfundenen Lithotypie; einen neuen Beweis davon gibt das zweite Heft des „Vecchio e Nuovo Testamento esposto da *Michele Sartorio* ad uso delle famiglie italiane con cento disegni in litotipia" (Mailand 1837).

Carteggio morale e letterario di *Benjamino Franklin*, traduzione di *Antonietta Tommasini*. Mailand 1837.

Vielleicht könnte Jemand die Frage aufstellen, warum man dieses Werk unter diejenigen zählte, welche gemeinnützige Kenntnisse verbreiten, indem es sich darin weder um Geschichte noch um Wissenschaften und Künste handle? Gleichwol verdient dieses Buch vor allen unter diejenigen gereiht zu werden, welche man der Jugend beider Geschlechter zur Lectüre anempfehlen sollte; wenn es auch keine Maschine beschreibt, keine Costüme schildert, keine historischen Thatsachen erzählt, so erfüllt es dagegen mit Sokratischer Weisheit das Gemüth, flößt ihm ein hohes Tugendgefühl ein und nährt es mit sittlichen Grundsätzen, welche in ihrer Einfachheit das ganze Leben hindurch als Leitstern dienen können. Wer kennt nicht viele Vorschriften von Franklin und den in ihnen wehenden Geist der Tugend?

Signora Tommasini wählte unter den vielen Briefen Franklin's diejenigen 42 aus, welche am besten den Bedürfnissen unserer Zeit, die eine nützliche Lectüre sucht, entsprechen. Die Auswahl wurde mit dem diese Dame, welche schon viele Bücher über die sittliche Erziehung herausgab, ausgezeichneten richtigen Takte und die Übertragung in jenem Geiste der Einfachheit und Wahrheit gemacht, welche der Charakter der Schriften von Franklin erheischt. Die Tommasini gab in der Einleitung über das Leben des Verfassers einige Winke, welche einen Theil einer ausführlichern und mehr ausgearbeiteten Biographie des amerikanischen Philosophen bilden, und wodurch das Werk ihrem eigenen Garten, dem berühmten Tommasini, der Zierde der italienischen Medicin. 40.

Noch eine Stimme über Eckermann's Gedichte. *)

Mit gespanntem Interesse empfing ich die „Gedichte" von Eckermann; eines Mannes, dessen früheres Leben in einem fortwährenden Kampfe gegen die mißlichsten Umstände bestand, wovin er dennoch einen reinen wahren Sinn für künstlerische und wissenschaftliche Ausbildung immer steigend bewahrte. Ganz entschieden trat bei ihm die Neigung zur plastischen Kunst zuerst hervor, ward aber nicht genährt, vielmehr verdrängt, und so finden wir von Eckermann nach vielen Schicksalen zuerst eine poetische Leistung bei Gelegenheit eines vaterländischen Festes.

Die vorliegende Sammlung gibt in ihrer Reihenfolge ein Bild von dem innern Leben des Dichters. In der ersten Epoche, „Liedesgedichte", führt uns der Verf. trauliche Bilder eines reinen Gefühls vor, wobei die Eigenthümlichkeit der Auffassung und Darstellung des Dichters am besten zu erkennen. Er ist entfernt von mystischem Dunkel, von überschwenglicher, verwirrender Anhäufung von Worten, womit man so gern einen höhern Werth, namentlich tiefe Gedankenfülle und Gewandtheit der Sprache zu finden glaubt. Er gibt uns schlichte gemüthliche Darstellungen in der reinsten Wahrheit, poetisch aufgefaßt, in einer leichten, verständlichen Sprache; gewiß etwas Genußreicheres und Verdienstlicheres, als wenn andere Dichter den Leser auf schwindelnder Höhe oder in allzu dunkler Tiefe mit vielem Wortschwall herumschleppen.

In allen seinen Dichtungen zeigt sich der heitere Geist, welcher gewiß oft dem Verf. bei so ungünstigen Lebensverhältnissen ein rettender Engel gewesen ist. Seinen weiterstrebenden, durch Zweifel unzufriedenen Geist führt das natürlich religiöse Gefühl zum himmlisch erquickenden Glauben zurück; wie trefflich schön hat der Dichtre von diesen Empfindungen uns in zweien seiner Gedichte ein Bild gegeben, dessen Wahrheit gewiß bei vielen Strebenden unserer Zeit den lebhaftesten Anklang und Beifall findet. Er gibt sein Innerres mit großer edler Freimüthigkeit, erweckt die Theilnahme, und man empfindet lebhaft mit ihm die wiedererlangte Gesundheit seines Geistes.

Die Darstellungen in seinen beschreibenden Gedichten sind treu und wahr, alle nähere Bezeichnungen sind vollständig und treffend, sie geben ein klares Bild der Natur, wobei die gemüthliche Weise der Auffassung des Dichters einen sehr angenehm beleidigenden Eindruck macht. 98.

*) Vgl. die Beurtheilung in Nr. 145 d. Bl. D. Red.

Notiz.

Victor Cousin entdeckte auf seiner Reise in Holland einige, bisher völlig unbekannt gebliebene eigenhändige Briefe des Descartes; einer davon ist in holländischer Sprache geschrieben. Zu den merkwürdigsten Manuscripten der leydener Bibliothek gehört eine Abhandlung des berühmten Huygens über die Verdienste des Cartesius um Philosophie, Mathematik und Physik. 55.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 188. — 7. Juli 1838.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weiße. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Das zweite Buch des Weiße'schen Werks behandelt die Sagen von der Kindheit des Herrn. Der Verf. beschränkt nämlich, nach einer Ansicht, welche sich neuerer Zeit selbst in der Meinung kirchlich gesinnter Theologen geltend gemacht hat, das mythische Gebiet in den evangelischen Geschichten auf jene Kindheitsgeschichte bei Matthäus und Lukas. Aber außerdem geht er von der Strauß'schen Mythologie noch darin ab, daß er jene Mythen geistiger auffaßt, sowol nach Grund und Ursprung als nach ihrem Inhalte, und daß er ihnen eine geschichtliche Grundlage, einen geschichtlichen Anknüpfungspunkt beilegt. Nach Strauß hat der frommdichtende Geist der apostolischen Gemeine in der Periode zwischen dem Scheiden Christi von der Erde bis zur Niederschreibung der Evangelien ein Christusbild zusammengestellt, welchem nur die Überzeugung von seiner Messianität zum Grunde lag, und dessen Züge und Farben also aus den messianischen Weissagungen, wie man sie nahm und gebrauchte, und aus messianischen Bildern sonst entlehnt worden waren. Erdichtungen anderer Art, zufällig in der Sage oder durch Einzelne entstanden, und Mißverständnisse werden mit in den Begriff von Mythus eingerechnet. Das Schwächste, Das aber grade, was Unkundigen am meisten imponirt hat, sind bekanntlich bei Strauß die aus vielgebrauchten Werken entlehnten Sammlungen jüdisch-messianischer Vorstellungen gewesen, wie sie zur Zeit Jesu gegolten haben sollten, von denen kaum einige wenige nach Echtheit, Sinn und Auslegung vor der wissenschaftlichen Kritik bestehen konnten.

Mythus ist unserm Verf. eine, in Begeisterung, und zwar gemeinsamer Begeisterung, nicht erst langweilig allmälig entstandene bildliche Darstellung von Ideen, durch welche der tiefere Sinn des Wirklichen und der Geschichte ausgesprochen werden soll. Der Abschnitt des Lebens Jesu, für welchen es keine Geschichte gab, wurde mythisch ausgefüllt: nicht durch materielle Übertragung und Ausmalung vorhandener Bilder, sondern in derselben Begeisterung, derselben Prophetie, aus welcher die alte Weissagung selbst hervorgegangen war — daher sie auch über die Bilder von dieser hinausging —, und in Darstellungen, welche das innere Wesen und die Bestimmung der neuen Sache ausdrücken sollten, von welcher der Geist herkam. Die bloße Sage, durch theilweise Umbildungen Dessen, was geschichtlich gegeben war, durch Mißverständnisse von Allegorien u. s. w. entstanden, soll von dem Mythus getrennt werden. Der Verf. findet nur solche in den übrigen Theilen der evangelischen Geschichtsbücher.

In den Hauptbegriffen stimmen wir hier nun allerdings mit dem Verf. Findet in diesen Geschichten Mythisches statt, so stammt es aus Geist und Begeisterung, und so lag ihm eine große geistige Wirklichkeit vor und zum Grunde. Nur meinen wir, was eben diese allgemeinen Begriffe anlangt, daß es in der apostolischen Gemeine wirklich auch solche Darstellungen Einzelner gegeben habe, und wir haben immer gemeint, daß jene Erzählungen der Apostelgeschichte von der hochbegeisterten (zungenredenden) Verkündigung der Wunder Gottes (2, 11.), oder vom Weissagen, wenn der Geist über sie gekommen sei, eine Spur geben von höhern, erregten Bildungen, von dichterischen Darstellungen der christlichen Urgeschichte. Auch ist es unsere Ansicht, daß der Gegenstand solcher Mythen (auch wie wünschten, daß dieser nun einmal so vieldeutige Name*) von diesem Gebiete entfernt geblieben wäre) wenigstens nicht allein der geistige Sinn und Erfolg der neuen Sache, sondern ganz vorzüglich auf die Person Christi gerichtet gewesen sei, diese zu verherrlichen von dem menschlichen Anfang an, bis wo die Geschichte des Wirklichen begann. Übrigens erkennt unser Verf. den höhern Sinn an, in welchem unsere kanonischen Evangelien diesen mythischen Stoff aufgenommen haben, neben die apokryphen Sagen gehalten. Vielleicht gibt er aber immer noch zu viel zu, indem er wenigstens einiges Sinnvolle in dem sogenannten Protevangelium des Jakobus und dem Evangelium von der Geburt der Maria finden will. Diese Schriften sind viel-

*) Mehr noch haben wir uns immer an das Wort Anekdoten gestoßen, wie es nämlich gewöhnlich auch von Vertretern der würdigern Ansicht, von de Wette und auch von unserm Verf., in den Geschichten Jesu gebraucht worden ist. Das Wort hat nicht nur für das christliche Volksgefühl etwas Verletzendes (man soll, pflegt Jeduc zu sagen, nicht die Sonn- und Festtagsevangelien zu Anekdoten machen), es ist sogar unpassend nach dem ursprünglichen Gebrauche, den es in der Literatur hatte.

Digitized by Google

mehr wirklich ganz auf demjenigen Boden entstanden, auf welchem Strauß die evangelischen Darstellungen construiren wollte, auf dem Boden des baaren Judenthums.

Nach Dem, was wir eben in Bezug auf unsere Abweichung von den W.'schen Ansichten der Kindheitssagen bemerkt haben, brauchen wir nicht erst es auszusprechen, daß wir von den Deutungen des Einzelnen, wie sie hier gegeben werden, fast durchaus abgehen müssen; oft sind es auch noch andere Gründe, welche uns dabei bestimmen. Aber es liegt in diesem Abschnitte des Werks sehr viel Sinn- und Geistvolles, und der Verf. bewährt in ihm eine Tiefe christlicher Gedanken, durch welche er erhebt und erfreut. Den eignen Grundsätzen des Verf. über die urchristlichen Mythen nicht gemäß scheint die Begründung seiner Meinung, daß die Sagen bei Matthäus später entstanden seien als die bei Lukas, indem sie bereits von einigen Voraussetzungen ausgingen, welche bei Lukas erst begründet wären. Der Verf. muß einräumen, daß diese Gedanken (die Geburt zu Bethlehem und das übernatürliche derselben) auch gemeinsame der urchristlichen Begeisterung gewesen sein können. Der Überlegung werth ist die Deutung, welche der Verf. einem bekannten Ausdrucke des Clemens von Alexandria gibt (bei Eusebius K. G. 6, 14): die Evangelien mit den Genealogien seien die ältesten. Nämlich die Genealogien seien die ältesten Darstellungen jener mythischen Art gewesen, am meisten noch mit dem Judenthum zusammengewachsen. Höchst eigenthümlich ist die ausführlich vorgetragene Ansicht, daß wie die David'schen Stammtafeln dem Judenchristenthum, so die Darstellungen von dem übernatürlichen Ursprunge dem Heidenchristenthume angehören, oder für sie bestimmt gewesen sein, und daß diese mit dem apostolischen Begriffe geistiger Geburt (Gal. 4, 23. fg.) zusammenhängen. Wir können indeß dem Verf. weder dieses noch die weitern Ausführungen der Ansicht einräumen. Völlig Recht hat er darin, daß jene Vorstellung, durch welche das Menschenleben Jesu in seinem Ursprunge und ersten Keim geheiligt werden sollte, durchaus nicht jüdischmessianisch gewesen sei; auch hat er es selbst von Neuem ausgeführt, daß sie ebenso wenig, wenn auch immer Heidenchristen verständlicher als Judenchristen, mit den heidnischen Mythen ähnlicher Art zusammengestellt werden könne. Auch in der Deutung der weitern Kindheitssagen hat sich der Verf. wol seiner geistigen Fülle und Lebendigkeit zu sehr überlassen. Die Allegorik der alten Kirche ist bisweilen schon, freilich von ihrem Standpunkte aus, auf demselben Wege gewesen. Und wenn der Verf. wieder darin Recht hat, daß man nicht ängstlich Thatsächliches „auszuklauben" habe aus diesen Erzählungen, so geht er doch wol in der Beseitigung des Thatsächlich-Persönlichen zu weit. Gewiß ist, wie er S. 218 sagt, die Erzählung von den Magiern und ihrem Stern „die Krone dieser mythischen Darstellungen", ja, so will es der Verf., „selbst überhaupt im Alterthume", und gewiß liegt darin, was die alte Kirche wie die spätere Legende schon erkannte, das Verhältniß des Heidenthums zu der neuen Sache, zum Christenthume, ausgedrückt. Doch müssen wir diesen Gedanken wol concreter nehmen, als es bei dem Verf. geschieht. Der Sinn jener Erzählung geht wol nicht auf das Judenthum an sich, sondern auf die heidnische Welt, und will es wol als Erwartung aussprechen, daß die Fremden gern huldigen würden, während das eigne Volk nichts wahrnähme, während selbst die Beherrscher desselben gegen den Neugeborenen und gegen die Keime der Volkshoffnungen sich erhöben. So ist denn auch im Einzelnen der Erzählung Vieles zu künstlich, wenn schon Alles ohne Zweifel geistreich gedeutet worden. Dasselbe gilt von der Deutung der Flucht nach Ägypten, in welcher der Verf. die Auswanderung des Christenthums aus seiner Heimat unter die Heidenlisten, nach Alexandria insbesondere, gefunden hat.

Das dritte Buch schickt den Berichten der einzelnen Evangelisten eine allgemeine übersichtliche Darstellung der evangelischen Geschichte bis zum Tode Jesu voraus. Wir können nicht anders als mit der Gesammtansicht des Verf. uns einverstanden erklären. Nur die zu entschiedene Durchführung von Hypothesen, den etwas ungemessenen Widerspruch gegen die gewöhnlichen Annahmen in der Geschichte Jesu und, was wir oben schon bemerkten, die zu große Bestimmtheit und Sicherheit da, wo die Geschichte schweigt oder Zweifel läßt, diese vermögen wir uns nicht anzueignen, so wenig wir auch sie verurtheilen oder eine Gefährde für die Sache darin finden mögen.

Freilich nun hat der Verf. Vieles als nicht geschichtlich genommen, was in dem Buchstaben der Evangelien so erscheint; auch theilt er mit denselben und neuen Philosophie die Scheu wenigstens vor Einer Art der Wunder in diesen Geschichten. Aber nicht nur, daß wir ihm bezeugen müssen, daß er bei diesem Allen der Würde des Gegenstandes nirgends zu nahe getreten sei; mit jener seiner Auffassung ist er darum weder der mythischen Verflüchtigung der evangelischen Geschichte, noch der materiellen Wunderdeutung beigefallen, und auch diejenigen Vertheidiger jener Geschichte, welche sich näher oder auch ganz auf dem kirchlichen Standpunkte halten wollen, kommen von solchen Ansichten der Sache nicht mehr völlig los.

Wirklich aber hat das Evangelium seine vollständige geschichtliche Sicherheit und Bewährung, ja, es findet sie so allein, wenn wir außer den unzweifelhaften, gemeinsamen Berichten der Evangelisten von den Reden Jesu, neben den Grundzügen seiner öffentlichen Lebensgeschichte, welche das eigentliche Evangelion der Apostel ausmachten, endlich neben dem Gesammtbilde von Christus, wie es sich aus dem ganzen Urchristenthume hervorhebt, auch nur Das als wesentlich und gewiß aufnehmen, daß sich von der Person Christi eine geistige Macht der Art verbreitet habe, daß sie Allem, was man von ihm fühlte, dachte und aussprach, den Charakter von Begeisterung und Erhebung aufdrückte. Diese nun haben sich verschieden bei den Einzelnen schon damals, durchaus aber zeit- und ortgemäß, sie haben sich auch dichterisch und sagenhaft ausgesprochen, und wir verständigen uns nicht, wenn wir

Digitized by Google

uns nun von jener Lichtgestalt auch in Sinn und Art einer vorgerückten und freiern Bildung erregen und begeistern lassen. Die Frage aber über die Wunder in der evangelischen Geschichte wollen wir hier weder von Neuem besprechen, noch auch nur aufwerfen. Gewiß sind die Geister unserer Zeit bei ihr einiger, als es viele wol selbst meinen, oder auch als sie es bekennen wollen. Es ist völlig durchgesprochen worden, wie wenig der gewöhnliche Wunderbeweis bedeute, wie viel höher Christus und seine Sache stehe, als um durch ihn erwiesen zu werden; ja selbst, wie störend für unsere Anschauung Christi das nur äußerliche, materielle Wunderwerk sei. Göttliche Kraft liegt für uns nicht mehr blos im Außernatürlichen, sondern in der Macht des Geistes über die Natur, mit welchem er den Stoff bezwingt und fesselt und wirkend die Schranken von Raum und Zeit durchbricht. Die Vernunft hat mit Recht sich dagegen zu sträuben, das Außernatürliche in ihre Vorstellungen und in die Betrachtung und Beurtheilung der Erscheinungen aufzunehmen; aber die geistigen Wunder sind sogar die eigentliche Region der Vernunft, uns da, wo sie in der höchsten Potenz erschienen sind, in der Person Christi und in der Geschichte des Evangeliums, kann sich der menschliche Geist nur gebeugt und erhoben fühlen. — Hierin liegt unser Urtheil über die Gesammtansicht des Verf. von den evangelischen Geschichten, über deren einzelne Seiten wir uns nur einige Bemerkungen verstatten.

Unser Verf. beginnt seine Darstellung wie das Evangelium mit dem öffentlichen Leben Jesu. Das Urchristenthum in seinem wesentlichen Sinne hatte kein Bedürfniß und Interesse für die frühern Ereignisse, für das Privatleben Jesu; es war sogar wol seinen Gefühlen angemessener, das Dunkel als den Hintergrund anzunehmen für das öffentliche Leben Jesu; das irdische Dunkel, wie es dasselbe Leben sich dann in einem himmlischen Geheimnisse endigen ließ. Und wir bedürfen nicht mehr als jenes Urchristenthum. Das äußerliche Jugendleben Jesu konnte sein Bewußtsein und seine Geisteskraft nicht entwickeln. Der ursprüngliche Geist seines Volks in den heiligen Schriften desselben, der Geist der Religion und sein eigner Geist haben dieses allein vermocht. Fast scheint es, als habe unser Verf. einige Fragen und Meinungen über diese Periode des Lebens Jesu, welche er dennoch aufführt, mehr nur darum aufgenommen, weil es bisher gewöhnlich war, sie zu besprechen, und es begegnet ihm dann auch wol, sie, wenigstens für Sinn und Gefühl Mancher, zu gewöhnlich menschlich zu behandeln. (Vgl. S. 38, 49.) Doch, wie gesagt, die eigentliche evangelische Darstellung beginnt auch bei unserm Verf. mit der Verkündigung und Taufe Johannes und mit dem Verhältnisse, in welchem Jesus zu diesem gestanden.

In diesen Geschichten nun sogleich meint der Verf. mit vielen neuern Kritikern vielfach von den unmittelbaren Erzählungen der Evangelisten abweichen zu müssen. Die Wirksamkeit desselben habe länger gewährt haben müssen, sie und das Auftreten Jesu haben sich nicht berührt (wie ja auch Jesus, Matthäus 11, 12., von einer Zeit des Täufers wie von einer vergangenen gesprochen habe), die Überzeugung und das Zeugniß Johannes des Täufers gehören wol erst einer spätern Zeit an („als er seinen Lauf vollendet gehabt habe", Apostelgesch. 13, 25.). Wir bekennen gern, daß für uns jener Gesammtbericht der Evangelisten über Johannes den Täufer immer noch ganz den Charakter der Wahrheit behalten habe. Vieles von Dem, worauf sich die Zweifel stützen, scheint in der unrichtigen Auffassung der Johanneischen Taufe zu liegen. Wäre es aber nur ein moralisches Symbol gewesen, oder ein Einweihungsritus für die Schule, die Freundschaft des Johannes, sodaß sich die gangbaren Waschungen der Juden hier hätten in Ein Symbol, also eins für die Reinigung des Lebens, zusammenbedingen sollen, so würde man weder die Sache, noch auch doch den Erfolg im Volke, welcher ja geschichtlich feststeht, recht begreifen können, auch abgesehen von den Berichten der Evangelisten. Vielmehr stand diese Taufe ohne Zweifel mit der Messiaserwartung schon im Zusammenhange: sie sollte jenes entsündigende Wasser darstellen, von dem die Propheten, vornehmlich das Buch Zacharia, gesprochen hatten, daß es sich am Ende der prophetischen Zeit ergießen würde. Wir brauchen fast nur die Züge aus den evangelischen Berichten zusammenzufassen, um Johannes den Täufer in Dem, was er war und that, zu begreifen: so wenig eben wie Unvereinbares in ihnen. So liegt gewiß nichts Unwahrscheinliches in der Darstellung unserer Evangelisten, daß die Begeisterung in der Taufe Jesu Beiden, dem Täufer und Jesu, gemeinsam zu Theil geworden sei, daß sie den Einen zur Verkündigung nunmehr von der Person des Messias, den Andern zur Vorbereitung auf seinen Beruf hingeführt habe, aber daß der Mann mit der jüdisch-prophetischen Denkart fortwährend eine äußerliche Epoche, eine Katastrophe erwartet habe, um sein Werk in dem Erschienenen zu beschließen. Das, was der Verf. als den alleinigen Erfolg der Taufe Jesu bei Johannes ansieht, das ist ohne Zweifel das Nächste und das Höhere auch bei den Evangelisten: das Eintreten, das Aufgehen des messianischen Berufs (gebrauchen wir immer diesen Ausdruck, wiewol er bei Christus gewiß niemals Das war, was man im Volke so hieß) in dem Geiste Jesu. Darauf kam die Befestigung, die eigentliche Entscheidung, in der Versuchungsgeschichte dargestellt, einer Erzählung, welche nach ihrem Sinn, aber auch schon darum in den Evangelien so bedeutend ist, weil so bei ihr keine Frage sein kann, daß das Urchristenthum auch mitten in die evangelische Geschichte Uneigentliches, Allegorie oder Parabel habe stellen dürfen. Übrigens theilen auch wir nicht ganz die Ansicht des Verf. von dieser Versuchungsgeschichte. Zwar können wir in der Vorstellung von einem Entwickelungskampfe in der Seele Jesu, sowie sie der Verf. faßt (daß das Gute und Wahre gleichsam dadurch persönlich geworden sei), nichts Bedenkliches finden; aber von der Art, wie es der Sinn jener Erzählung darstellt, hätte dieser Kampf doch nicht sein können, denn diese sinnlich-weltlichen Rücksichten konnten in der Seele Jesu unmöglich, auch nur vorübergehend, Raum finden. Wir

Digitized by Google

meinen, daß die neuerlich vor vielen andern aufgenommene Vorstellung immer noch das Meiste für sich habe: die, daß jene Versuchungsgeschichte als eine bildliche Darstellung aus dem Munde Jesu selbst anzusehen sei, in welcher sich Jesus im Widerspruche mit der messianischen Erwartung des Volks beschrieben habe; eine Darstellung, welche dann die Tradition unter den Jüngern unaufgelöst, in ihrer ursprünglichen Form beibehalten haben könne. Jener Kampf, welchen der Verf. annimmt, hätte nun allerdings länger dauern können, denn die Zeitangabe für ihn bei den Evangelisten gehört mit in das Bildliche der Darstellung; aber eine so unbestimmt lange Dauer anzunehmen, wie es vom Verf. geschieht, dazu sind wir nicht berechtigt; den Verf. führete dahin jenes sein Bestreben, die Wirksamkeit Jesu und des Täufers ganz auseinander zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus England über die Zeit von 1674 — 78; in Gesandtschaftsberichten des Ministers Otto von Schwerin des Jüngern an den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Herausgegeben von Leopold von Orlich. Mit einem Vorworte von Friedrich von Raumer. Berlin, Reimer. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

An die historischen und geographischen Arbeiten mehrer jüngern Offiziere des preußischen Heeres, als der Herren von Hüttel, von Gansauge, von Dankbahr, von Benningsen-Förder und Anderer, schließt sich auch die vorliegende Arbeit eines Verfassers an, der ebenfalls preußischer Offizier ist und sich bereits vor zwei Jahren durch eine wohlgelungene Biographie des großen Kurfürsten einen rühmlichen Platz unter den vaterländischen Geschichtschreibern erworben hat. An allgemeinem Interesse steht freilich die jetzige Schrift der frühern um Vieles nach, womit wir indeß, wie auch in dem sehr kurzen Vorworte bemerkt ist, das Verdienstliche derselben nicht verkennen wollen, zur Aufklärung einer Zeit beigetragen zu haben, in welcher sich größere Ereignisse vorbereiteten. Diese Zeit ist die Karl II. von England in den Jahren 1674—78, also vor dem Abschlusse des nimwegener Friedens, wo jener Fürst durchaus von dem Einflusse Ludwig XIV. abhängig war und seine Politik im hohen Grade sich als leichtsinnig, aufgeblasen, schwankend und unpatriotisch erwies. Hierzu geben nun die Gesandtschaftsberichte Schwerin's an seinen Herrn nicht uninteressante Beiträge, so wenig interessant auch für einen thätigen und scharfsichtigen Abgesandten, als welchen Schwerin sich überall zeigt, der Aufenthalt an dem Hoflager König Karl's sein konnte, denn er mußte bald wahrnehmen, daß der Einfluß des französischen Gesandten den des kaiserlichen, dänischen, spanischen und holländischen Gesandten, die im Auftrage der gegen Ludwig XIV. verbündeten Mächte handelten, sowie auch den seinigen bedeutend überwiege, und daß, wenngleich König Karl ihm Wohlwollen zeigte und an dem glücklichen Fortgange der brandenburgischen Waffen gegen die Schweden im Frühjahr des J. 1674 viel Antheil zu nehmen schien, derselbe doch eigentlich „sehr indifferent" war und Alles nur als Mittel betrachtete, um sich die Zeit zu verkürzen und manche ihn beunruhigende Gedanken zu entfernen. Dahin gehörte ganz besonders die sich auf das deutlichste aussprechende Stimmung des englischen Volkes gegen Frankreich, die sich auch auf einzelne Personen und auf französische Fabrikate erstreckte, wie z. B. die Stadt London ein für den Prinzen von Oranien zum Hochzeitsgeschenk bestimmtes Ameublement nicht übernehmen ließ, weil die Kleider für den Prinzen und dessen Gefolge aus Frankreich verschrieben waren. Der andere Gegenstand einer allerdings sehr großen Beunruhigung war die immer mehr sich kund gebende Hinneigung des altern den Königs zur katholischen Religion, worüber das englische Volk in wahrer Wuth war, überall papistische Umtriebe, Conspirationen fürchtete und auch theilweise entdeckte, allerhand ehrenrührige Caricaturen auf den König und seinen katholischen Bruder, den Herzog von York, ausbachte, die Ehrfurcht gegen ihn fast ganz außer Augen setzte und dessen persönliche Sicherheit selbst gefährdete. Über alle diese Verhältnisse enthalten die Berichte Schwerin's manche neue und anziehende Mittheilungen, außerdem über die Parlamentsverhandlungen, die Inconsequenz der englischen Minister und den Mangel an Einheit im Zusammenwirken der Absgesandten. Man braucht nur dreißig Seiten zu lesen, um sich zu überzeugen, wie gerecht Schwerin's Wunsch im Februar 1678 war, von diesem nutzlosen Posten abgerufen zu werden, der überdies große Ausgaben nothwendig machte, sodaß Schwerin in diesem Schreiben, welches in der Einleitung mitgetheilt ist, um 1125 Thlr. zur Bezahlung seiner Schulden bittet, aber auch dem Kurfürsten nicht verhehlt, daß er künftig trotz aller Sparsamkeit mit den ihm ausgeworfenen Summen nicht ausreichen könne. Die Abberufung erfolgte aber doch erst im November des genannten Jahres.

Hr. von Orlich hat auf 72 Seiten eine Lebensskizze des verdienten Staatsmannes vorangeschickt, die sich sehr gut liest und aus den ihm von der Familie Schwerin mitgetheilten Materialien ein lebendiges Bild des Aufenthalts Schwerin's zu Kölln und Wien (beide Male in diplomatischen Aufträgen) enthält. Über die Verhandlungen selbst an beiden Orten ist indeß nur sehr wenig gesagt, weit mehr über das äußere Leben, das Ceremonial, die Besuche, die Mittagsessen, die Reise u. dgl. m. 2.

Literarische Notizen.

Die Reisen des Captain Burnes und das eifrige Bestreben der ostindischen Compagnie, feste Verbindungen mit den Völkern und Staaten anzuknüpfen, die den Indus entlang wohnen, hat folgendes Werk hervorgerufen: „A grammar of the Sindhi language, with a copious vocabulary, by *W. H. Wathen*" (Bombay 1836). Lieutenant Leech, ein Begleiter des Capitains Burnes, hat ebendaselbst ein Wörterbuch der Sprache von Balutschistan angekündigt.

Außer der unter dem Namen der Mandarinensprache in Europa bekannten literarischen Sprache der Chinesen, die allein als Büchersprache gebraucht und auch wol von jedem gebildeten Chinesen verstanden und gereder wird, herrschen in China eine Menge Volksdialekte, deren Kenntniß für Reisende, Handelsleute und Seefahrer unentbehrlich ist. Dr. Morrison ließ schon vor mehren Jahren ein Wörterbuch des in Kanton herrschenden Dialektes drucken; Herr W. H. Medhurst, der Verfasser eines japanischen Wörterbuchs, hat jetzt den Dialekt der Provinz Fo-kien lexikalisch bearbeitet und sein Werk ist unter dem Titel: „A dictionary of the Hok-Keen dialect of the chinese language", gedruckt worden.

Wir machen die Orientalisten des Continents auf folgende wichtige Erscheinung aufmerksam: „The Koran of Muhammed, in the original Arabic. with two persian commentaries; the Tassiri Hossaini by Mullah Hossain Vaes Kaschefi, and the Tassiri Abbassi in the margin, and an interlinear Hindi translation of the text by Schah *Abd ul Kadir* of Dehli" (2 Bände, Kalcutta 1837). Die Ausgabe soll höchst sorgfältig bearbeitet und meisterhaft gedruckt sein. 62.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 189. — 8. Juli 1838.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weiße. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Aber — und dieß wird vielleicht die auffallendste Ansicht in dem Werke des Verf. sein — das ganze Leben und Wirken Jesu selbst scheint ihm nicht in der Zeit so zu beschränken zu sein, wie es die allgemeine Vorstellung thut. Er mag sich lieber an eine bekannte Nachricht des Irenäus, welche dieser sogar als apostolische Tradition gelten lassen will, von einem längern Wirken Jesu halten. Dabei baut er denn natürlich auch auf das Verwerfungsurtheil, welches er über das Johanneische Evangelium ausgesprochen hat, wiewol ja in den Erzählungen desselben von den Festreisen Jesu gar keine bestimmten chronologischen Momente liegen. Der Zweifel übrigens, welchen der Verf. theilt, an diesen wiederholten Festreisen Jesu überhaupt, scheint doch wenig Grund zu haben. Mögen auch die andern Evangelisten sie nicht gekannt haben (aus Marcus 10, 32. 11, 11. möchten wir dieß indeß nicht beweisen, und bei Lukas scheinen offenbar Sagen von ihnen durch, nur verschoben und verdunkelt), in den Gesammtberichten derselben ist doch auch nichts, was mit der Annahme von jenen stritte, wie der Verf. annimmt, daß sich bei jenen keine Spur von Erfolgen Jesu in Jerusalem finde. Wenigstens würde „einer der Jünger", Joseph von Arimathia, auch bei den drei ersten Evangelisten auszunehmen sein. Selbst Judas von Kerioth führt auf die Spur einer Jüngerschaft in Judäa hin, der einzige Nichtgaliläer, wie es scheint, unter den Aposteln, was für seine Geschichte vielleicht nicht unbedeutend ist. Doch was nun jene Nachricht des Irenäus anlangt, so scheint uns aus ihr nichts mehr genommen werden zu dürfen, als was wir schon wissen, daß die älteste Kirche auch in solchen Dingen, welche uns beinahe wesentlich dünken in der evangelischen Geschichte, nicht eben streng abgeschlossen gewesen sei. Die Nachricht selbst steht zu isolirt, ja sonderbar da, und man hat ihren Grund und Ursprung längst eingesehen. Aber wie kann man es mit der geistigen, edeln Ansicht unsers Verf. von dem Wirken Jesu vereinbaren, daß er bekennt, die Kraft und Bedeutung desselben nur aus einer längern Dauer begreifen zu können? und sonst kann es ja für jene Annahme auch nicht den Schein eines Grundes oder Interesse geben. Um so bestimmter und freudiger müssen wir uns mit alle Dem einverstanden erklären, was Hr. Weiße über Plan und Werk Jesu gesagt hat. Wir meinen sowol den Sinn und Inhalt jenes Planes (wenn man diesen modernen Ausdruck fortgebrauchen will, der so wenig im Geiste des Evangeliums ist) als die Art, wie ihn Jesus gefaßt habe. Nämlich, daß von einer Verschiedenheit, einem Wechsel in Absicht und Plan Christi weder in den Evangelien irgend eine Spur noch sonst die Annahme wahrscheinlich sei. Ja, diese Annahme zieht den eigentlichen Gedanken Jesu selbst nothwendig herab; denn die Absicht, für das geistige Leben der Menschheit zu wirken, dann erst gefaßt, nachdem es unmöglich gefunden worden wäre, für das Wohl des Volks äußerlich Etwas durchzusetzen, diese Absicht würde ohne Zweifel geistig und sittlich nicht eben hoch angeschlagen werden können. Treffend hat uns hierbei unter Anderm auch Das geschienen, was über den Namen des Menschensohnes (319 fg.) gesagt wird. Gewiß lassen die Evangelisten Jesum denselben mit besonderer Bedeutung gebrauchen, und es mag sein, daß er „räthselhaft, doppelsinnig" sei; aber er gehört mit zu den Spuren derjenigen Lehrweisheit Jesu, mit welcher er immer mehr das Messianische vergeistigte und erweiterte.

Mit der Wunderansicht des Verf. haben wir uns bereits im Ganzen einverstanden erklärt; es versteht sich, daß wir weder die Auffassung noch die Darstellung alles Einzelnen oder alle Beweisführungen vertreten mögen, wie sie sich hier finden. Es liegt in den Begriffen unserer Zeit, und es macht sich immer mehr geltend, die Wunder der geistigen Übermacht, für welche, auch als Heilungen, es Analogien noch in unserer Erfahrung gibt, und die äußerlichen Über- und Außernatürlichkeiten zu unterscheiden und in der evangelischen Geschichte für diese das Urtheil freier zu lassen. Aber die bloße mythische Deutung reicht für ihre Erklärung nicht aus, am wenigsten wieder in der mechanischen Ausführung von Strauß; von der äußerlich-natürlichen zu schweigen, deren Zeit ja doch wol vorüber ist. Es ist merkwürdig, wie die allegorische Deutung solcher Erzählungen durch so mancherlei Schicksale und Veränderungen hindurch unter uns wieder eingedrungen ist und sich geltend gemacht hat. Nicht immer brauchten es grade Reden Jesu zu sein, welche,

Digitized by Google

materiell genommen, äußerlich gemacht, zu Wundererzählungen solcher Art geworden wären; es hätten auch bildlich lobpreisende Formeln und Reden über ihn jenen zum Grunde liegen können, und gewiß verliert der Glaube nichts in solchen Erzählungen, wenn sie auch ganz in das Geistige übertragen würden.

Doch wir dürfen die einzelnen Gegenstände, welche den Verf. beschäftigen, hier nicht weiter verfolgen. Es folgt Vieles in seiner Darstellung, was wir vollkommen gutheißen, wie über Lehre und Lehrart Jesu und über Apostel- und Jüngerwahl; auch stimmen wir zu dem Meisten in Dem, was von den letzten Zeiten und der Katastrophe im Lebensgeschicke Jesu gesagt wird. Auch für uns ist es immer entschieden gewesen, daß der Gedanke, in den Tod zu gehen, der Seele Jesu selbst angehört habe, nicht blos aus Weissagungen und Vorbildern an ihn gekommen sei. Der Grund und Ursprung dieses Gedankens aber lag gewiß tiefer und ist ein anderer, als wie es (indessen nur nebenbei als Vermuthung) S. 431 angegeben wird, und es war kein Gefühl sinkender Kräfte, sondern grade das höchste Gefühl von Kraft und Begeisterung, welches ihn dahin führte, Person und Leben aufzugeben, um den Glauben an messianische Erlösung vollends zu zerstören und den Geist in die Seelen der Seinen einziehen zu lassen, welcher sie nunmehr an seiner Statt und in alle Wahrheit leiten sollte. Den Einzug in Jerusalem halten wir übrigens immer noch nicht für einen besondern Act, sich als Messias zu erklären, sondern für einen von den Seinen nur eigenthümlich geordneten und behandelten Festzug; auch finden wir in der Tempelreinigung etwas nur, was sich der altisraelitische Eifer, vornehmlich am Feste der Volksfreiheit, überall verstatten durfte; es konnte daher dasselbe auch mehrmals wol geschehen sein, und die Tradition der Jünger deutete und stellte es nur verschieden.

Das vierte Buch beginnt die evangelische Geschichte nach den Darstellungen der Einzelnen mit Marcus. Wir empfehlen diesen Abschnitt den theologischen Auslegern so gut wie den Lesern der Schrift und den Homileten; er bietet vornehmlich bei den Reden Jesu überaus viel Eigenthümliches und Treffliches dar. Den Grundsätzen des Verf. gemäß werden die Erzählungen des Marcus durchaus als die am meisten ursprünglichen und zuverlässigsten genommen. Oft muß dieses einerämt werden, wie wir uns auch das Verhältniß dieses Evangelisten zu den übrigen denken mögen. Die bildliche Darstellung der Taufgeschichte scheint dem Verf. bei Marcus bestimmt auf einen Vorgang in der Seele Jesu zu gehen, und er hält jene Darstellung für eine, wörtlich treu wiederholte, bildliche Rede Jesu selbst, von der Art, wie Lukas 10, 18.; ein Gedanke, welchen wir sowol bei dieser als bei andern Erzählungen oft auch gefaßt und ausgesprochen haben. Die Geschichte von der Verklärung (wieder eine von denen, welche zu der Annahme uneigentlicher, nichtgeschichtlicher Darstellungen in den Evangelien zwingen müssen) deutet der Verf. aus einer Ekstase der Jünger, und treffend bezeichnet er den Sinn derselben, daß den Jüngern in ihr die Messianität Jesu im Verhältnisse zu Gesetz und Propheten aufgegangen sei. Unter den Auslegungen einzelner Reden Jesu machen wir aufmerksam auf die von Marcus 9, 12. (als Frage angenommen, wiewol wir nicht dieser Meinung sein können); ebendas. V. 43 (nicht nur das Nächste werde unter dem Auge u. s. w. verstanden, welches auszurotten sei, sondern die selbst anscheinend edeln Neigungen unsers Gemüthes); ebendas. V. 49 (durch die Feuerläuterung, durch das Leiden, werde das Salz, die Würze des göttlichen Worts, gleichsam eingekocht); ferner der Reden Jesu über Ehescheidung (S. 561) und der letzten, berührten Antworten zu Jerusalem (S. 578 fg.). Etwas künstlich ist die Auslegung z. B. der Parabel vom Säenden. Es liegt wol keine besondere Bedeutung in der Vermischung der Ausdrücke von Samen und Erdreich, welche vielmehr ganz der volksmäßigen Sprache gemäß ist. Aber ganz wieder aus unserer Seele hat der Verf. da gesprochen (S. 594 fg.), wo er die Reden von der Rückkehr Jesu behandelt. Es hat uns immer roh geschienen, diese auch nur gewissermaßen als im eigentlichen Sinne gesprochen aufzufassen. Der Grundirrthum lag darin, daß man sie so nahm, als habe sie Jesus wie etwas sich Eignes gesprochen. Sie waren vielmehr die gangbaren, prophetischen und Volksbilder von der messianischen Erscheinung, und Jesus führte in solchen Stellen nur das aus, daß dieses Alles bei ihm wahrhaft, aber in einem höhern Sinne eintreffen werde; seine Person, sein Werk werde bleiben, es werde die Welt richten und in einzelnen großen Momenten vornehmlich und wahrnehmbar hervortreten.

Wir haben ausführlich über das Werk gesprochen, wie es dessen würdig ist. Wir würden uns freuen, wenn wir dazu beigetragen hätten, Aufmerksamkeit und Interesse für dasselbe zu gewinnen. Den Verf. aber haben wir sowol an unserm Theile ermuntern wollen, seine treffliche Schrift bald zu vollenden, als ihm die Stellen bemerkbar machen, bei denen es ihm nicht an Widerspruch fehlen wird. 99.

Portraits englischer Staatsmänner und Redner.
Canning und Brougham.

Lord Brougham ist schon seit geraumer Zeit der Leiter des „Edinburgh review", welches durch seine Mitwirkung in der letzten Zeit sich wieder an die Spitze der vielen rivalisirenden Zeitschriften geschwungen hat. Nun ist in der allerneuesten Zeit ein ebenbürtiger Rival ihm in dem „Monthly chronicle", von E. L. Bulwer geleitet und hauptsächlich geschrieben, aufgestanden, der ihm durch die Popularität der Darstellung, die geistreiche Auffassung der politischen und literarischen Erscheinungen der Zeit und die kecke und frische Haltung seiner Ansichten völlig gewachsen ist. Darum bringen wir auch beide Erscheinungen hier in eine Gemeinschaft, die ihnen schon wegen der Zusammengehörigkeit der in den letzten Nummern behandelten Gegenstände gebührt. Brougham entwirft im letzten Hefte (April 1838) in einem Artikel über die Mißbräuche der Presse (On the abuses of the press), bei Gelegenheit der apokryphischen Publication eines Tagebuches über das Leben und die Zeiten Georg IV.*), welches indeß manche Mysterien dieser sybaritischen

*) Vgl. unsere Mittheilungen darüber in Nr. 174. d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Regierung enthält, eine Skizze von Georg Canning, welche uns die Größe jenes unübertroffenen Staatsmannes in wenigen, aber höchst geistreichen Umrissen vorführt. Brougham zeigt hier eine neue Seite seines Genies, die Kunst einer populairen historischen Darstellung, und wir dürfen im Voraus, nach jenen geistreichen Portraits der Königin Karoline, Georg IV., des Lords Eldon, der Prinzessin Charlotte zu schließen, etwas Ausgezeichnetes von seinen Memoiren erwarten, an denen er jetzt arbeiten soll.

„Canning war in jedem Betracht einer der bemerkenswerthesten Männer, welche in unserer Zeit gelebt haben. Mit Talenten der höchsten Ordnung begabt, hatte er dieselben mit einem Fleiße und einem Erfolge ausgebildet, welche ihn in die erste Linie der vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit einreihten; er stand deswegen auf den Wegen der Wissenschaft hinter Andern zurück, weil er sich zufällig hauptsächlich nur mit den klassischen Studien beschäftigt hatte, welche damals zu Oxford am meisten in Ansehen standen. Aber er war mehr als ein bloßer Gelehrter. Es vereinigten sich in ihm in reichster Fülle die lebhafteste originelle Einbildungskraft mit einem glücklichen und stets bereiten Gedächtniß, außerordentliche Gaben seltener Ansichten mit dem nöthigen Witz in allen seinen Spielarten, der bald beißend und sarkastisch auftrat, um den Gegner zu überwältigen, bald scherzhaft und beweisführend, bald nur zu bloßen Unterhaltung spielte, um einer langweiligen Rede auszuhelfen, oder den trockenen Folgerungen eines ernstern Raisonnements einen Reiz zu verleihen."

„Oberflächliche Beobachter, von diesem Glanz geblendet und durch ihn zu nachsichtig gestimmt, begingen den gewöhnlichen Irrthum: sie nahmen an, daß Der, welcher seinen Gegenstand so auszuschmücken verstehe, nur ein unterhaltender Redner sei, während er doch die Beweisführung bei jedem Schritte förderte, oft den Verstand walten ließ, indem er gewandte Bemerkungen machte, und noch öfter nur witzig zu sein schien, wenn er die Schwäche der feindlichen Stellung enthüllte und sie auf diese Weise durch die Artillerie seines Witzes einnahm. Aber wahrlich, die Gewalt seines ungeheuren Raisonnements war hohen Ranges und konnte nicht von den in der Dialektik größesten Meistern übertroffen werden. Nur in der tiefen und vollen Haltung einer leidenschaftlichen Darstellung, mit hinreißender Beweisführung verbunden — die höchste Ordnung der Redekunst — fehlte er, was er auch selten versuchte. Seine berühmte Rede vom Goldcurs, die brillanteste und glücklichste aller seiner Reden, gibt unvergängliches Zeugniß von der Gewalt seines Reichthums, von seiner Fähigkeit, einer abstracten Wissenschaft fortwährend zu folgen, von seiner Gabe, den uninteressantesten Gegenstand auszuschmücken."

„In Gesellschaft war er vorzüglich liebenswürdig und anziehend, obgleich er, wenige Jahre seiner frühesten Jugend ausgenommen, sehr selten gesellige Kreise besuchte und seinen Umgang auf eine außerordentlich kleine Zahl warm zugethaner Freunde beschränkte. Er war in den Verbindungen seines häuslichen Lebens tadellos, die Wonne seiner Familie, wie er auch seine Freude in ihr widerstrahlte. Sein Temperament, obgleich von Natur reizbar und empfindlich, hatte nichts Kleinliches und Feindseliges; und wie Keiner besser wußte, wie und wann sich beleidigt zu finden, verstand auch Keiner bereitwilliger und gütiger zu verzeihen."

Das Portrait, welches Bulwer von Brougham entwirft, ist mit einer Meisterschaft gezeichnet, welche wir schon in der psychologischen Anatomie seiner Romancharaktere bewunderten. Das Portrait vereinigt mit der überraschendsten Ähnlichkeit eine poetische Weihe, welche die Wirklichkeit erhöht, ohne sie ins Reich der Dichtung zu versetzen, zugleich die gerechteste Würdigung des Staatsmanns Brougham, die uns je zu Gesichte gekommen. Heine hat auch in dem vierten Bande seiner „Reisebilder" noch einer englischen Skizze Brougham als Redner gezeichnet; seine Cravonzeichnung entdeckt aber, die Eleganz der Darstellung abgerechnet, der Naturwahrheit des Originals. Wir müssen uns wegen der Größe beschränken nur das Treffendste aus dem Aufsatze auszuheben.

„Lord Brougham", sagt Bulwer im „Monthly chronicle", Mai 1838, „nimmt als gerichtlicher Redner und Sachwalter einen hohen Rang ein. Mit andern ausgezeichneten englischen Gerichtsrednern, sowol seiner als früherer Zeiten vergleichen, ist er ohne Zweifel zu einer Stelle in der ersten Reihe berechtigt. — — An seine Vertheidigung der Königin tritt sein bestes Stück gerichtlicher Anwaltschaft, in welcher er den Herausgeber eines Journals zu Durham verthedigte, welcher wegen einer Schmähschrift über einen dortigen Geistlichen verfolgt wurde." — —

„Das britische Parlament ist sicherlich die größte Schule und die ausgebreitetste Bühne der populairen Beredsamkeit, welche je bestand. Wetteifernde Thatzeit, wetteifernde Talente, die höchsten Interessen, die begeisterndsten Bewegungründe, die aufsthcinendsten Leidenschaften haben im Hause der Gemeinen die Wirklichkeit eines rednerischen Wettstreits hervorgerufen, welcher den Reden des Forums mangelt, welche sehr dem angelegt und ausgearbeitet sind."

„Das unmittelbare Zusammentreffen zweier Gegner in dem Gewühl und der Hitze des Gefechtes schlägt Blitzesfunken der Gedanken und des Temperaments, bietet die gewandteste Festigkeit in dialektischen Künsten und, erzeugt leidenschaftliche Erregungen und glückliche Ausdrucksweisen, welche weder Kraft noch Studium im Cabinet oder bei kaltem Blute erreichen können."

„Die gerichtliche Arena ist sicherlich ohne alles Verhältniß durch officielle Langweiligkeit in Anspruch genommen, durch seichte Anmaßungen, oder durch vorherrschende Mittelmäßigkeit; aber das Haus der Gemeinen ist nicht allein die beste Schule und die edelste Bühne der Beredtsamkeit, sondern auch die höchste Feuerprobe in der Vollendung der Kunst. Brougham's Name findet sich zum ersten Male in den Parlamentsdebatten von 1810. Burke, Fox, Pitt, und grade damals Sheridan, welcher ein Anderer geworden, waren abgetreten. Canning war ihr Nachfolger und rangirte schon mit ihnen, trotzdem daß das Gegenwart nur zu sehr gemacht ist, lebendig zu glänzen. Talente aus Nein gering zu schätzen. Nach einiger Zeit fand er seinen einzigen und anerkannten Rival in Brougham, und sie fuhren fort größtentheils Gegner, immer aber Rivale im rednerischen Wettstreite bis zu Canning's brweinenswerthem Tode zu sein."

„Die Kraft und die Lebendigkeit des Gemüthes Canning's waren von den Grazien seiner von den Gegabung und Vollendung verhüllt. Brougham's Gemüth erscheint, mit dem Canning's verglichen, mehr abstract zu sein, weil es weniger absichtlich, seine Beredtsamkeit grobkörniger, weil sie roher ist. Niemals waren zwei Redner, weder Fox und Pitt, noch Demosthenes und Cicero, in Dem verschiedener, was den Styl oder die Manier ausmacht."

„Jeder von Beiden würde von dem Geschmack oder der Vorliebe Dessen vorgezogen werden, welcher vorrüge, wenn auch ohne Vorurtheil, wagen wollte, zwischen den Beiden zu entscheiden. Männer von verständigem und gesundem Urtheil würden vielleicht schwanken und sich zurückhalten, Einem die Palme zuzuerkennen. Der Leser und der Hörer ihrer kraftlichen Reden möchte Canning eine höhere und glücklichere Stellung in Hinsicht der Gaben und Fähigkeiten anweisen. Vielleicht übertraf Canning alle andern Redner in der Kunst, sür seinen Zweck alle Quellen des Witzes, seiner Einbildungskraft, seiner Gelehrsamkeit in der Anwendung einer Metapher, eines Gleichnisses, einer classischen Anspielung mit plastischer und vollendeter Kunst zu vereinigen. Brougham, untergeordneter in Dem, was man die Schönheiten und den Schmuck der Literatur heißt, aber mit einem noch größern Kreis der Belesenheit und einem Schatz tieferer Kenntnisse —, Eigenschaften gleichfalls verschieden und grobkörniger — schöpft selten aus seinem Gedächtniß, aber noch viel seltener aus

Digitized by Google

dem blendenden Quell der Einbildungskraft und Phantasie, mit welcher er vielleicht gar nicht, doch gewiß nur spärlich begabt ist. Deswegen werden seine Reden, bei einer oberflächlichen Betrachtung, mit denen Canning's verglichen, einförmig und nicht hervorspringend genug erscheinen, aber nur im Äußern. Er stützt sich auf die eingeborenen Kräfte seines Gemüthes; aber diese sind so beweglich und elastisch, daß, obgleich das Colorit nicht so mannichfaltig und anziehend erscheint, sich in ihnen doch eine Mannichfaltigkeit und eine Kraft geistiger Lebendigkeit und Handlung vorfindet, welche nicht nur anziehen oder die Aufmerksamkeit reizen, sondern die Vernunft unterwerfen."

„In einer Eigenthümlichkeit kann er aber unübertroffen genannt werden, nämlich in der glücklichen Fertigkeit, mit welcher er einen wichtigen moralischen Ausspruch oder eine moralische Wahrheit in eine so ausdrucksvolle, natürliche und behaltbare Phrase kleidet, welche aufgefangen wird und mit elektrischer Schnelligkeit im Volke umläuft. Das ist eine von den Künsten oder Mitteln, welche ihn weit über alle Mitbewerber darin emporheben, eine populaire oder öffentliche Wirkung hervorzubringen."

„Seine Phrase: „Der Schulmeister auswärts" (the schoolmaster abroad), war in jeden Winkel der Erde verpflanzt, wo die englische Sprache gesprochen wird. Jedermann verstand oder fühlte die Pointe, das Apropos dieser Phrase. Freilich nur Die, welche nachdenken und raisonniren, hatten die Wirkung und den Werth dieser Phrase gewürdigt. Die merkwürdige in Frage stehende Sentenz ist so kurz, daß sie eben in dieser Skizze angeführt werden mag. Sie bezog sich auf den Eintritt des Ministeriums Wellington beim Tode Canning's 1828. „Der Feldmarschall und Herzog von Wellington", sagte der Redner, „mag die Armee nehmen, er mag die Marine nehmen, er mag das große Siegel nehmen, er mag die Bischofsmütze nehmen. Ich mach' ihm mit alle dem ein Geschenk. Laßt ihn mit seiner ganzen Gewalt, das Schwert in Händen, gegen die Constitution anrücken, das englische Volk wird ihn nicht allein zurückschlagen, sondern auch über seinen Angriff lachen. Zu andern Zeiten mag das Land mit Schrecken gehört haben: „Der Soldat war auswärts." Es wird jetzt nicht so sein. Laßt den Soldaten auswärts sein, wenn er will; er kann nichts in dieser Zeit thun. Es gibt eine andere Figur auswärts, eine weniger imponirende Figur, in den Augen von Einigen vielleicht sogar bedeutungsloses. Der Schulmeister ist auswärts; ich vertraue ihm, mit seinem Abcbuch bewaffnet, den Soldaten in seiner vollen militairischen Rüstung gegenüber. Ich misbillige den Eintritt des Ministeriums Wellington vom constitutionnellen Gesichtspunkte, aber ich habe durchaus keine Furcht wegen Verletzung der Freiheiten meines Vaterlandes. Auf solche Befürchtungen blicke ich als auf grundlose und nichtige!"

„Was war die öffentliche Wirkung dieser wenigen Worte? Sie lehrte die Bürger der sittlichen Kraft vertrauen und sich selbst der physischen Stärke gegenüber; sie machte den Marschallstab in der Hand des militairischen Premierministers fallen, oder daß dies fernerhin nur als eine Kleinigkeit vom Volke angesehen wurde. Die gewichtige moralische Sentenz, also ausgesprochen, war wesentlich populair oder demokratisch. Die kurzsichtigen und gemeinen Parteigänger der Aristokratie betrachteten dies als eine Berechnung, den Ungehorsam des Volkes aufzureizen. Die Wirkung der Sentenz war aber im Gegentheil, wie alle Maximen und Sentenzen, welche, auf natürliches Recht gegründet, mit der allgemeinen Vernunft übereinstimmen, ganz geeignet, eine ruhige Regierung und den socialen Frieden zu befördern."

„Lord Brougham's natürliche Anlage als Redner ist wesentlich für den Angriff geeignet und begabt. Ein Gegner feuert auf ihn einen Beweis oder eine Phrase ab, von welcher sich der Redner eine große Wirkung verspricht, welche sie auch hervorbringt. Er dagegen nimmt sie auf, wendet sie um und um und betrachtet sie einen Augenblick wie eine Waffe in seiner Hand, ein Weniges modificirt er sie, legt sie zurecht und schleudert sie dann mit furchtbarer Wirkung auf seinen Gegner oder auf die feindlichen Reihen zurück." — —

— — „Er muß eine Partei vor sich haben, eine Person, ein Vorurtheil oder einen Misbrauch, für die er sein Feuer und die Verschiedenartigkeit seiner Mittel zusammenzieht. Seine Stärke ist, feindliche Reihen zu durchbrechen oder im Sturm einen Hauptangriff auszuführen. Dann beginnt er seine Logik ins Gefecht zu führen, den weitesten Spielraum dialektischer Künste anzuwenden, zuweilen verborgen, immer aber kräftig und gewandt, mag er nun einen Irrthum bloszustellen, einen schwachen Vorwand zu vernichten, einen Gegner aus seiner Stellung zu vertreiben und sie einzunehmen, oder gegen ihn die eignen Waffen zu kehren haben: gallenbittere Ironie, persönliche Verspottung und Bosheit, Sarkasmus, welchen man einen schindenden (flaying) nennen könnte, wenn diesem Epitheton nicht Tautologie vorzuwerfen wäre in Bezug auf den Ursprung des Wortes, kurz ein Strom der Rhetorik und des Raisonnements für seinen Zweck, welchen Ton oder welche Richtung seine Rede auch nehmen mag." — —

— — „Diese instinctmäßige Energie, dieser Sturm des Gemüths und Temperaments führt uns zu der Sünde, welche Besitz von ihm ergriffen. Sein Ungestüm wird häufig unbezähmbar. Dann macht er seine Angriffe mit unbekümmerter Verwegenheit. Er überschreitet die Grenzen der Klugheit, der Discretion und ebenso auch des guten Geschmacks. Dann hält er ungemäßigte Heftigkeit für strenge Wahrheit und wird nur in dem Verlauf durch einige Gefahr für seine Würde zurückgehalten. Er rafft dann von den Straßen eine gemeine Persönlichkeit auf und zieht sie als ein Sarkasmus auf solch eine Weise in die Debatte, daß er seine Würde und seinen Geschmack aufs Spiel setzt. Der Leidenschaft, dem Piquanten, dem falschen Glanz auf einen vorübergehenden Triumph gestaltet er freien Einzug. Er stützt sich auf seine rednerische Gewalt mit verzweifeltem Vertrauen, erlangt einen augenblicklichen Erfolg durch die Kraft und die Wirkung, mit welcher er declamatorische Fragmente und barbarische Sarkasmen, meistens ohne Unterschied, auf seine Gegner und deren Verbündete ausschüttet, verursacht einen furchtsamen Rückzug, ist aber so beschädigt, daß er es für klug hält, bei Zeiten das Schlachtfeld zu verlassen."

76.

Notizen.

Zu Ende des Jahres 1835 hatten in den sämmtlichen Sparkassen der Schweiz 60,028 Individuen Geld deponirt, also etwa 1 von 36; in den Cantonen Basel-Stadt und Genf aber kam 1 auf 8, während in Frankreich nur 1 auf 271 kommt. Im J. 1825 belief sich die Summe der in den schweizerischen Sparkassen deponirten Gelder auf 6,560,359 französische Francs, 1835 schon auf mehr als doppelt so viel, nämlich auf 16,694,882 Francs. In mehren katholischen Cantons fehlen diese wohlthätigen Anstalten noch ganz, während ihre Zahl in den protestantischen von Jahr zu Jahr wächst und in denen mit gemischter Bevölkerung, z. B. Graubündten, auf 16 protestantische Deponenten nur 1 katholischer kommt.

Ein Gelehrter hat beobachtet, daß allemal in einer Familie, in welcher vier Generationen aufeinander folgten, ohne daß die Männer Beschäftigungen hatten, welche körperliche Anstrengung erfodern, die Kinder, welche die fünfte Generation bildeten, jung und mehrentheils an Brustkrankheiten starben. Diese Beobachtung hat sich sowol bei Gelehrten als Handwerkern bewährt, die viel im Zimmer sitzen, z. B. bei Schneidern.

53.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 190. — 9. Juli 1838.

La chute d'un ange. Poème par M. *de Lamartine*. Paris 1838.

Lamartine berichtet uns in seinen Vorreden zu „Jocelyn" und dem „Fall eines Engels", daß diese beiden Dichtungen, wovon jede zwei Octavbände stark, nur Bruchstücke einer großen Epopöe sind, welche das ganze menschliche Leben umfassen und den Menschen in den verschiedenen socialen Lagen schildern soll, die er nacheinander auf der Erde zu durchlaufen hat, bevor er in den Himmel, seine ursprüngliche Heimat, zurückkehrt, welche er durch seine Schuld verloren hat und durch seine Thränen wiedergewinnen soll. Das Dasein ist demnach eine Sühne und die Erde eine lange Schmerzensleiter, deren Sprossen die Jahrhunderte und deren Stütze der Zorn ist; der Mensch ist dazu verdammt, langsam und unter seiner Last keuchend jene Leiter hinanzusteigen, und hat während dieses peinlichen Emporklimmens keine andern Anhaltepunkte, als die verzehrende Sehnsucht nach dem verlassenen Vaterlande, die bittere Erinnerung an die verlorenen Güter und jenen erzürnten Blick, welcher von oben beständig auf sein Elend herabschaut und ihm verspricht, dereinst gnädig zu lächeln, wenn sein ganzer Leib *eine* Wunde sein und seine von Kerker zu Kerker gewanderte Seele mittels unaufhörlichen Jammers eine irdische Hülle nach der andern abgestreift haben werde. Das ist eine düstere Lebensphilosophie, und es darf daher nicht verwundern, wenn in den beiden bis jetzt erschienenen Episoden das unglücklichen Opfer auf halbem Wege entmuthigt innehält und mit einem Verzweiflungsschrei zusammensinkt.

Der „Fall eines Engels" ist der erste Schritt des Menschen ins Leben, die erste Sprosse der langen Leiter. Ein Engel, von der Schönheit eines Mädchens in Versuchung geführt, verliert den Himmel aus Liebe; er steigt auf die Erde nieder, und sowie er den Boden berührt hat, beginnt seine Strafe. Liebe machte ihn zum Sünder, Liebe wird seine Folter. Lamartine beabsichtigt, in zwölf verschiedenen Dichtungen oder Episoden — alle wahrscheinlich von demselben Umfange wie die beiden bereits veröffentlichten — den ganzen Leidenscyklus zu beschreiben, welchen der Engel von seinem Falle bis zu seiner Rückkehr in den Himmel durchlaufen muß. Es ist zu erwarten, daß der Dichter in die Prüfungen, welche er seinem gefallenen Engel auferlegt, einige Abwechselung hineinbringen und den Aufwand dieser langen Marter nicht wie in den beiden ersten Episoden mit der Liebe allein bestreiten wird. So verschieden und künstlich erdacht auch die Situationen sein könnten, vierundzwanzig Bände Alexandriner mit Variationen über das Thema: Ich liebe dich! würden am Ende jedes Mitgefühl unterdrücken und die großmüthigste Geduld ermüden. Es gibt hienieden viele Arten des Unglücks, und die Liebe ist beiweitem nicht die einzigste Qual der Seele.

Schreiten wir zur Analyse des Gedichts. Ein alter Eremit vom Libanon, dessen Blick in der Vergangenheit liest, erzählt dem Verf. diese neue Episode in funfzehn Visionen. Die Handlung spielt in der Urzeit. Wir sehen zunächst einen Hirtenstamm, welcher vom Libanon herabsteigt und seine Heerden in die Ebene führt. Die Nacht bricht an, und beim Sternenlicht ertönt von allen Seiten ein großes *Pflanzenconcert* (concert végétal), welches die Cedern mit einem Lobgesang auf den Ewigen eröffnen, und in welches tausend geheimnißvolle Stimmen der übrigen Bäume, Blumen und Kräuter als Chor einfallen. Die Engel lauschen lange Zeit diesem erhabenen Naturgebete aus den Wolken zu; der fromme Hymnus verstummt allmälig im Raume, und die Engel begeben sich wieder in die obern Regionen zurück. Ein einziger bleibt in den Wolken, die Augen starr auf die Erde gerichtet und in dem Anschauen eines „schönen nackten Kindes" verloren, welches unter einem Baume eingeschlafen war und den Aufbruch ihres Stammes nicht gemerkt hatte. Das lange Anblicken dieses reizenden Geschöpfs macht den Engel mit seiner Engelsnatur unzufrieden; er erwägt in seinem Geiste die Vorzüge und Nachtheile des Himmels und der Erde, als ihn plötzlich das Geräusch schwerer Tritte aus seinen Träumereien aufweckt und er eine riesige Gestalt auf Daidha (die eingeschlafene Schöne) zuschreiten sieht. Es war ein „Menschenjäger". Als der Riese das am Baume liegende Mädchen anfichtig wird, stößt er ein höllisches Gelächter aus, klatscht drei Mal in die Hände, und auf dieses Signal eilen sechs andere Menschenjäger von seinem Schlage aus der Tiefe des Waldes herbei. Über die Besitznahme des Fundes gerathen die Titanen in Streit, und der erste Riese, welcher sie für sich allein haben will, stürzt, von sechs Keulenschlägen getroffen, zu Boden. Von dem Lärm seines Falles erwacht plötzlich Daidha, rafft

Digitized by Google

sich schleunig auf und entflieht wie eine verwundete Gazelle. Die Menschenjäger sehen ihr nach und werfen ihr im Laufen ein weites „Stahlneß“ über, worin sie gefangen wird. Bei diesem Anblicke stürzt sich der Engel vom Himmel auf die Erde und tödtet mit Blitzesschnelle fünf Riesen. Der zuletzt Übrigbleibende, gewandter als seine erschlagenen Brüder, packt seinen Feind um den Leib und ringt mit ihm, bis sie Beide in einen nahen Abgrund stürzen, in dessen Tiefe ein reißender Strom braust. Dort wird der Kampf mit noch größerer Erbitterung fortgesetzt; der Engel Cédar rafft endlich alle seine Kräfte zusammen, macht sich von seinem Gegner los, packt ihn beim Kinnbacken, reißt ihm den Mund auf und erstickt ihn mit Wasser.

Nach dem Siege fliegt Cédar zu Daidha, zerschlägt das Stahlnetz und befreit den gefangenen Vogel. Die dankbaren Liebkosungen des jungen Mädchens unterbricht die Ankunft der Hirten, welche die Schönste der Schönen ihres Stammes suchen, und man führt Beide mit Jubel in die Ebene hinunter. Aber die kräftigen und schönen Körperformen des gefallenen Engels erregen bald den Verdacht und den Neid der Jünglinge; man forscht ihn aus. Als neuer Ankömmling auf Erden versteht noch spricht der Engel die Sprache der Menschen; er bleibt stumm wie ein Fisch, und man schlägt deßhalb vor, ihn zu tödten. Aber die Weiber und der alte Phayr widersetzen sich, und Cédar wird in Berücksichtigung seiner guten That blos verurtheilt, Sklave zu werden. Dieser Zug gibt eben keinen vortheilhaften Begriff von der Justiz und den Tugenden des patriarchalischen Zeitalters. Nachdem das Urtheil gefällt ist, lassen die Stammhäupter das „Lianengeflecht“ herbeischaffen, welches man den Sklaven um den Hals und um die Arme zu befestigen pflegte, und treten an den Engel heran, um es ihm überzuziehen. Cédar wirft sie mit einem Stoße zu Boden und setzt ihnen den Fuß auf die Brust; als aber Daidha vor Schreck aufschreit, besänftigt er sich sofort, hebt den traurigen Strick von der Erde auf und läßt sich geduldig von ihr fesseln. Der arme Engel muß als Sklave die Heerden Phayr's hüten. Am folgenden Tage halten die Häupter ein Ministerconseil und beschließen, vom Fuße des Libanon an die Quellen des Orontus auszuwandern.

Dort angelangt, schlägt der Stamm seine Zelte in der Ebene auf, während die Sklaven mit den Heerden auf die Berge ziehen. Hier beginnt ein süßes Schäferleben für unsern gefallenen Engel, die blonde Daidha bringt ihm Abends zu essen und melkt seine Kamelinnen; wenn das Geschäft beendet ist, ertheilt sie dem Ungebildeten Sprachunterricht und spielt mit ihm bis spät in die Nacht hinein. Die Flitterwochen der beiden Liebenden dauern nicht lange; die Jünglinge des Stammes, sämmtlich von Daidha's Reizen entzückt, werben um ihre Hand; allein ohne Erfolg. Die Weiber erklären sich diese hartnäckige Weigerung nicht und vermuthen, daß Daidha's rebellisches Herz im Geheimen liebe. Durch List erfahren sie das schreckliche Geheimniß: die Tochter Phayr's liebt einen feilen Sklaven! Die Frauen rufen: Schmach! Schmach! Die jungen Mädchen treten mit Abscheu von der Schuldigen zurück; die zürnende Mutter bindet sie mit ihrem langen Flechtenhaar an die Wände der Grotte und läßt sie dort allein mit ihrem Schmerze. In einem Nu verbreitet sich das Gerücht von der Liebschaft Daidha's und Cédar's in dem ganzen Stamme; die jungen Burschen, Zorn und Rache schnaubend, rennen auf die Berge, um ihren unwürdigen Nebenbuhler zu massacriren. Cédar kann sich in seiner Lianenzwangsjacke nicht wehren und bleibt für todt auf dem Platze liegen. Daidha, welche das Wuthgeschrei der Hirtenbursche und das Angstgeschrei ihres Freundes von ihrem Gefängniß aus vernommen hat, windet sich wie ein junges Pantherweibchen in ihren Banden, und da sie die Knoten ihrer Haarflechten nicht vom Felsen ablösen kann, zerbeißt sie dieselben mit ihren Zähnen und stürmt athemlos ins Gebirge, wo sie ihren Geliebten ohne Lebenszeichen am Ufer des Orontus findet. Ihre Thränen und ihr Jammern bringen ihn jedoch bald wieder zur Besinnung, und Cédar, von seinen Fesseln befreit, nimmt seine Retterin in den Arm und trägt sie tief in den Wald hinein, wo er sie auf ein Blumenbett niedersetzt. Die Nacht breitet ihre schwarzen Fittige über die Gegend aus, und beim hellsten Mondenscheine entschädigt sich der arme Sklave für die Prügel seiner neidischen Nebenbuhler.

Neun Monate nach dieser Nacht gebar Daidha auf dem Moose ihrer Grotte ein allerliebstes Zwillingspaar. Sie durchschwimmt um Mitternacht den Orontus und bringt ihre Neugeborenen auf das jenseitige Ufer, wo sie Cédar in Empfang nimmt und im Geheimen mit Ziegenmilch ernährt; die Mutter kehrt unbemerkt in ihr Gefängniß zurück und Niemand ahnt das schreckliche Geheimniß. Aber der Zufall wollte es, daß einige Zeit darnach der Herr die Heerden im Gebirge musterte, welche er der Obhut Cédar's anvertraut hatte. Die Kinder, von einer Gazelle erschreckt, welche sie im Grase beschnüffelte, fingen an zu schreien und verriethen sich. Der darüber ganz erstaunte Heerdenbesitzer nahm die kleinen Zwillinge aus ihrem Moosneste und ließ sie nach Hause schaffen, worüber der Engel natürlich trostlos jammerte. Der ganze Stamm geräth in Bewegung; da sich die Hirten die Geburt dieser Kinder nicht erklären können, fürchten sie sich vor ihnen und werfen sie in den Orontus. Aber Daidha springt den beiden Zwillingen nach und bringt sie wieder ans Ufer. Die versammelte Menge bricht in Verwünschungen aus, und in wenigen Augenblicken sieht die zum Hungertode verurtheilte Tochter Phayr's einen steinernen „Hungerthurm“ um und über sich in die Luft steigen. Cédar wird seinerseits in den Strom gestürzt, mit einem Palmbaumklotze an jedem Fuße.

Aber es stand geschrieben, daß Cédar nicht durch Wasser umkommen sollte. Während ihn die Hirten für immer ersäuft wähnen, steigt er zum zweiten Mal frisch und gesund aus dem Flusse heraus und schleicht sich bei der Nacht an die Zelte seiner Feinde. In der Finsterniß stößt er an den Hungerthurm; Klageseufzer dringen aus diesem Grabe herauf; der Engel horcht, erkennt die erloschene

Digitized by Google

Stimme Daidha's, springt mit einem Satze wie ein Tiger oben auf den Thurm hinauf und schleudert die Steine in die Ebene. Das Gepolter erweckt die Hirten; sie kommen herbei, stürmen und wollen den Sklaven greifen. Aber Cédar wälzt Steine auf Steine seinen andringenden Gegnern auf den Kopf, zerschmettert und zerstreut sie; darauf wie ein Raubvogel in die Tiefe des unheimlichen Grabes hinabschießend, faßt er mit seinen gewaltigen Klauen Daidha und die beiden an ihre Brust geklammerten Zwillinge und rennt damit ins Gebirge. Sie irren mehre Tage und Nächte lang durch Berg und Ebene, bis sie endlich auf Felsenschluchten und Abgründe stoßen, welche ihnen den Weg verschließen. Cédar und Daidha wollen einen Ausweg suchen; aus Furcht vor Schakals legen sie ihre Kinder in die Krone eines jungen Palmbaumes, welchen der Engel mit seinem starken Arme herunterbeugt. Nachdem sie den Weg gefunden, kommen sie zurück, um die Kinder aus dem Neste zu holen; aber das Nest ist leer, über ihren Häuptern gewahren sie einen großen Gebirgsadler, welcher die beiden Zwillinge in seinen Klauen trägt. Cédar und Daidha sehen ihn in eine Höhle fliegen; sie eilen dahin und finden ihre Kinder auf den Knien eines Greises wieder, der ihnen Orangen auszusaugen gibt. Der Alte empfängt die Wanderer sehr gnädig, zeigt ihnen in seinem Garten die erfreulichen Wirkungen der Civilisation, erzählt ihnen seine Lebensgeschichte und liest ihnen Exegese über das echte Wort Gottes.

Der alte Prophet wird in seiner Bibelstunde von der Ankunft einer Bande roher Soldaten unterbrochen, welche ihn auffodern, den Baal anzubeten, und da er sich weigert, ihn bei den Haaren fassen und in den Abgrund schleudern, seine heiligen Bücher verbrennen und Cédar und Daidha in einem Luftschiffe nach Balbek transportiren. Balbek ist nämlich die Hauptstadt im Lande der Riesen, und Lamartine hat seine Phantasie riesenmäßig angestrengt, um uns den Residenzpalast des Königs Nemphed zu beschreiben. Über die detaillirte Schilderung dieses orientalischen Luxus vergißt der Dichter 50 Seiten lang seine Hauptheldeu, welche vom König Nemphed mit Bewunderung aufgenommen werden: Daidha erhält des lachendste Boudoir seines Harems und Cédar den schwärzesten Kerker in Balbek als Wohnung angewiesen. Die beiden Liebenden gehen blos über den Hof des Palastes, aber ihre Schönheit entzündet ein Männer- und ein Weiberherz zur heftigsten Leidenschaft. Lackmi, die Favoritin des Königs Nemphed, von dem Götterblicke Cédar's geblendet, besucht ihn jede Nacht in seinem Gefängnisse, und obschon er standhaft ihre Anträge ablehnt, steckt sie ihm doch eine Feile zu, zeigt ihm den Weg zur Flucht und verspricht, ihm seine Frau zu schicken; denn es werde bald eine Palastverschwörung ausbrechen, welche einen andern Herrscher auf den Thron der Riesen bringen solle. Am Abend zuvor, wo die Empörung losbrechen soll, besucht Lackmi die unglückliche Daidha, bezeigt ihr ein heuchlerisches Mitleiden und schildert die trostlose, verlassene Lage ihrer beiden Zwillinge. In einem Anfluge unbesonnener Mutterliebe schneidet sich Daidha ihre Haare ab und gibt sie der Courtisane, um die Blöße ihrer theuern Zwillinge damit zu bedecken. Der Palastaufruhr wüthet; mitten im Lärm des Mordens und Schreiens umhüllt Lackmi ihr Gesicht und ihren Nacken mit den Haaren Daidha's und eilt zu Cédar ins Gefängniß; dieser, seine Eisen abschüttelnd und seine Geliebte wiederzusehen wähnend, nimmt die Tochter der Riesen in seine Arme und trägt sie mit krampfhafter Freude weit fort von der verwüsteten Stadt. Am andern Morgen erwacht er in einer weiten Landschaft am Busen seiner schlafenden Gefährtin; er streicht ihr die Haare aus dem Gesicht, um die geliebten Züge wiederzusehen; die aufgehende Sonne verräth die Kriegslist Lackmi's, und Cédar schleudert sie in seiner Wuth in einen schauderhaften Abgrund; darauf springt er wie ein Löwe nach der Hauptstadt der Riesen zurück. Es war die höchste Zeit, daß er anlangte; der Riese Asrafiel, der Sieger Nemphed's, hatte sich bereits der Daidha, als des schönsten Krondiamanten bemächtigt, und da er ihren Widerstand nicht bezwingen konnte, so befahl er seinen Leuten, den beiden Zwillingen vor den Augen der Mutter den Kopf zu zerschmettern. Schon schwangen die Henker mit aufgehobenem Arme die beiden kleinen Creaturen in der Luft, als plötzlich oben von der Riesentreppe des Palastes herunter ein fürchterlicher Schrei erschallt. Cédar an der Spitze des empörten Volkes rückt heran, tödtet den Riesen, nimmt Daidha und seine beiden Kinder in die Arme und flieht weit weg. Von dem Riesen Stagor geführt, schlägt er die Straße nach der Wüste ein, um in das Land der Gläubigen zu kommen; allein während der Nacht von seinem Cicerone verlassen, geht er bald irre und wird von allen Qualen der Wüste gefoltert; zuerst sterben ihm seine Kinder, dann seine Daidha, welche ihn in ihren Fieberphantasien zurückstößt und verflucht. In seiner Verzweiflung sammelt er Sträucher von den Hügeln zusammen, macht daraus einen Scheiterhaufen und verbrennt sich über den Leichnamen seiner Geliebten und seiner Kinder, einen letzten und schrecklichen Fluch gegen die Erde ausstoßend. Ein Engel steigt vom Himmel und wirft auf die Menschheit das Anathem zurück, indem er mit seinen Flügeln die Asche des Scheiterhaufens zerstreut. Nach dem Engel erhebt sich der Sturmwind über diese wüste Fläche, und nicht die Überreste des menschlichen Staubes nach allen vier Himmelsgegenden auseinander, und jede Spur des Menschen ist ausgetilgt. Diese Schlußscene in der Wüste gehört zu dem Gelungensten im ganzen Werke und erregt hohes Interesse, welches in den übrigen Theilen des Gedichts wenig und nur flau in Anspruch genommen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Ansichten eines Engländers über einige Erscheinungen in der deutschen Literatur.

Das „Athenäum", welches zu den gediegensten wissenschaftlichen Zeitschriften Englands gehört, hat jetzt einen Correspondenten in Dresden, welcher seinen Leserkreis mit den wichtigsten Erscheinungen der deutschen Literatur auf dem Laufenden erhält. Leipzig, meint er, sei der beste Platz für einen Fremden, der

Digitized by Google

sich in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands gehörig orientiren wolle. In Betreff der Nationalökonomie hätten wir es den Franzosen sowol wie den Engländern an logischer Anordnung des Stoffes beiweitem zuvorgethan. „Es erschienen in Deutschland 72 theologische Zeitschriften. Gegenwärtig äußert sich der Parteigeist besonders lebhaft, und die ehrwürdigen Mitarbeiter an den meisten Blättern scheinen die Miene, welche Er, von dem sie doch sämmtlich ihren Glauben herleiten, so sehr einschärfte, nur zu oft außer Acht zu lassen. Die klinischen Wirren haben zwischen Katholiken und Protestanten viel Bitterkeit hervorgerufen, namentlich am Rhein und in Baiern, diesen Burgen der römeinden Zeloten. In Sachsen sind die Katholiken vergleichungsweise ruhig und schreinen nur zu bedauern, daß drei Männer wie der König von Preußen, der Papst und der Bischof von Köln gehandelt haben, ohne vorher die Folgen zu bedenken, welche noch nicht abzusehen sind. Dr. Ammen (sic), der Vorstand der reformirten lutherischen Kirche in Dresden, wurde neulich barsch angegriffen vom Baron Ackermann (Ackermann) und der Ketzerei beschuldigt, worauf der Doctor eine Entgegnung schried, die hitziger und persönlicher gehalten ist, als die ganze Sache verdient hätte. Die zweite Auflage von Ammen's wichtigem Werke: „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion", ist nun vollendet und täglich gewinnen seine Ansichten und Lehrmeinungen neue Anhänger; in der That gibt es nur wenige Deutsche von Erziehung, welche nicht den Versuch machen (so nennen sie es), ihren religiösen Glauben mit der Vernunft in übereinstimmung zu bringen; sogar „Das Leben Jesu", von Dr. Strauß, in welchem die Geburt des Heilandes und alle von ihm verrichteten Wunder so lächerlich als Fabeln behandelt werden, hat neulich eine zweite Auflage erlebt. Viele dicken mit Absehen auf dieses Buch; in einer Menge von Flugschriften und Recensionen ist es bekämpft worden; manche Schriftsteller aber haben offen den Ansichten, welche es enthält, Beifall gezollt. In Preußen geben die Pietisten und eine skandalöse Sekte, die Mucker, noch hin und wieder Zeugniß davon, wie sehr zuletzt das Christenthum gebi; die Letztern sind jedoch durch die Weisheit der Regierung bereits entlavvt worden, und so wird die Zügellosigkeit, welche unter dem Schleier der Religion sich verhüllte, bald zu Ende gehen."

„In den naturwissenschaftlichen und medicinischen Zeitschriften (wovon allein 41 ausschließlich für Arzneikunde und Physiologie bestimmt sind) werden viele Gegenstände von der größten Wichtigkeit besprochen und abgehandelt. Der thierische Magnetismus, der Somnambulismus und selbst die Geschichte von Mynschen, die vom Teufel besessen sind, setzen zahlreiche Federn in Bewegung. Ein Professor in Würtemberg, Eschenmayer, und Justinus Kerner sind kühn genug gewesen, dem Publicum mancherlei mitzutheilen, was ihrer Ansicht nach das Bestehenlein außer allen Zweifel stellt, sorab die frommen Seelen das erschrecken sind. In den medicinischen Zeitschriften werden übrigens diese „bestätigten" Angaben der würtembergischen Professoren behandelt, wie sie es verdienen. Die Werke, welche von Hensler, Professor der Physiologie zu Würzburg, und Dr. Bork, einem Arzte in Hessen, über thierischen Magnetismus erschienen, haben, gleich dem Buche des Dr. Passavant in Frankfurt, eine unsichtige Beurtheilung in Kerner's „Kometenstern" und andern Zeitschriften erfahren. Dr. Bork behauptet, binnen neun Jahren nicht weniger als 2000 Kranke durch den Einfluß des thierischen Magnetismus geheilt zu haben. In den Schriften zweier andern Ärzte wird die große Menge von Krankheiten, besonders bei Verheirathelen, der Disharmonie in den magnetischen Instungen zugeschrieben. In England erschienen zwar solche Ansichten abgeschmacht, in Deutschland aber glauben ohne alle Frage viele wohlunterrichtete Männer, daß sie richtig und wohlbegründet seien. Über den Somnambulismus und das Hellsehen wurden gegen Ende des verflossenen Jahres viele wunderbar lautende Sachen gedruckt und zum Theil von in Ruf stehenden Ärzten bevorwortet. Ich brauche hier nicht zu untersuchen, wie viel dabei auf Rechnung einer lebhaften Phantasie und der Übertreibung gesetzt werden muß, ich sage nur, wie die Sachen stehen. Die Homöopathie behauptet den gewohnenen Grund, und der Werke darüber erschienen immer mehr. Sie hat aber nur Anhänger unter den niedern Ständen (!). Nach den neuesten Artikeln in den homöopathischen Zeitschriften zu urtheilen, hat die ursprüngliche Lehre Hahnemann's wenig zu schaffen mit der jetz üblichen Art, Krankheiten zu heilen, und diesem Umstande haben wol grade die Ärzte ihren Ruf zu verdanken. Eine andere therapeutische Neuigkeit, die gegenwärtig stark in den medicinischen Zeitungen besprochen wird, ist das Kaltwasserystem. Die Anstalt zu Gräfenberg in Schlesien, in welcher die Kranken täglich mehrmals in heftige Ausdünstung versetzt und darauf mit eiskaltem Wasser übergeschüttet werden, hat große Berühmtheit erlangt, und auch in andern Theilen Deutschlands sind solche Wasserheilanstalten gegründet worden. Aus der Presse gehen fortwährend eine Menge Schriften hervor, die das kalte Wasser anpreisen; es soll ein Universalmittel gegen alle Krankheiten sein; kurz, es ist Mode geworden, und wahrschrinlich speculiren Manche, welche darüber schreiben, blos auf die Leichtgläubigkeit des Publicums."

Der Engländer erwähnt sodann des ersten Bandes der stuttgarter Vierteljahrsschrift und sagt darüber im Wesentlichen Dasselbe, was im Prospectus stand; bemerkt, daß Retzsch bald seine Umrisse zum „König Lear" und Bürger's „Lenore" vollendet habe, lobt an denselben die reine poetische Auffassung und die anmuthige Gruppirung, meint aber, Retzsch verstände es nicht, den Personen scharfe Individualitäten aufzuprägen. Lear und Kent könne man für gut gelungen lassen, Cordelia aber ebenso gut ein Weib aus irgend einem andern Shakspeare'schen Stücke darstellen. Zum Schlusse macht er seine Landsleute noch auf Kugler's „Geschichte der Malerei von Konstantin dem Großen bis auf unsere Tage" und Waagen's Werk über Kunst und Künstler in England, endlich auf Spruner's „Historischen Atlas" aufmerksam und verspricht zuletzt, bald über den Zustand der deutschen Lyrik zu berichten. 47.

Notiz.

Der 25. März in Griechenland.

Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß der König von Griechenland den 25. März (6. April) als denjenigen Tag, an welchem sich die Griechen 1821 zur Erringung ihrer Unabhängigkeit erhoben, für immer zu einem Nationalfesttage bestimmt hat, und daß er als solcher bereits im gegenwärtigen Jahre gefeiert worden ist, namentlich in Athen, und auf eine sehr poetische Weise. Es leuchtet ein, daß die Bestimmung solcher historischen Feste besonders unter einem so phantasiereichen Volke, wie die Griechen sind, höchst zweckmäßig ist, und es ward daher auch von Friedr. Thiersch in seinem Werke: „De l'état actuel de la Grèce", nicht vergessen, die griechische Regierung auf Einführung von dergleichen historisch-politischen Nationalfesten und deren zweckmäßige Gestaltung in antiker Weise aufmerksam zu machen. Von oben muß auch hierin der Anstoß nothwendig ausgehen; im Übrigen wird der schaffende Geist der Griechen das Einzelne schon selbst zu gestalten und auszuführen wissen. Übrigens verdiente grade der 25. März (6. April) obige Auszeichnung insofern, als an diesem Tage die erste eigentliche insurrectionelle Bewegung im Peloponnese, und zwar im Norden der Halbinsel, von Seite der Griechen allerdings erfolgte und an demselben die griechische Nation durch dem mißeinigen Senat gegen die europäischen Mächte ihre Absicht, die Freiheit sich zu erkämpfen, zuerst aussprach. Sonst sind freilich die Schriftsteller über den eigentlichen Ursprung der griechischen Revolution in Griechenland selbst und über den wahren Geburtstag der griechischen Freiheit nicht einig. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 191. — 10. Juli 1838.

La chute d'un ange. Poème par M. *de Lamartine*.

(Beschluß aus Nr. 190.)

Lamartine sagt in seiner Vorrede, daß er eine menschheitliche Dichtung, „poème humanitaire", schreiben und den Menschen die Seelenleiden ihres Lebens schildern wolle. Um solches zu bewerkstelligen, scheint es vor allen Dingen erforderlich, daß die Menschen sich in den Personnagen wiedererkennen, deren Herz der Dichter bluten läßt. Dies ist bei dem besten Willen in der neuen Lamartine'schen Dichtung unmöglich, welcher wir deshalb, ungeachtet schöner Einzelheiten, prächtiger Beschreibungen und hochmetaphysischer Gedanken, den Titel einer epischen Dichtung streitig machen müssen. Die Charaktere fehlen darin gänzlich; einzelne Portraits sind trefflich und kräftig gezeichnet; aber nichts besteht durch sich selbst, das Ganze beruht lediglich auf Einbildung. Die Einbildungskraft ist eine *kostbare Eigenschaft* und schöne Gabe des Himmels; aber man irrt sich doch, wenn man glaubt, daß sie allein alle Kosten eines ganzen Gedichts bestreiten könne; sie soll hauptsächlich zur Ausschmückung dienen; ihre Aufgabe ist, die Landschaften zu malen und zu verschönern, worin die Handlung vorgeht, sich mit allen Details der Inscenesetzung zu befassen und die Thatsachen herbeizuführen. Aber von ihr hängen keineswegs die handelnden Personen ab; diese rühren nur, wenn sie wahr sind. Das Dramatische im eigentlichen Sinne des Worts suchen wir vergebens in dem „Fall eines Engels"; die ergreifendsten Scenen sind nur glänzende Gemälde, wo die Farben stark aufgetragen sind; die Personnagen bewegen sich nicht, keine hat ein inneres, unabhängiges Leben: Cédar, Daïdha, Nemphed, alle Helden und Heldinnen der Dichtung sind reine Abstractionen und Traumgestalten. Der Dichter beschreibt uns Männer, mit Leopardenfellen bekleidet, welche ganze hochhohe Bäume als Fackeln in der Hand tragen und die dicksten Cedern mit dem kleinen Finger umbiegen, welche löwenstark sind und auf die andern kleinen Menschenkinder mit Stahlnetzen Jagd machen, welche in gigantischen Luftballons reisen, die sie vermöge eines am Hintertheil und Vordertheil angebrachten Blasbalgs nach Belieben zu lenken verstehen; eine Erfindung, welche wir mit dem griechischen Feuer und dem Nektar verloren haben, und welche die Phantasie Lamartine's der Welt wieder offenbart hat.

Die paradiesische Urwelt, in welche uns Lamartine einführet, stimmt, so viel ich weiß, mit keinem Religionssysteme zusammen; die Theologen mögen darüber entscheiden. In der Bibel ist allerdings von Riesen und von der Liebe der Engel zu den Menschen die Rede; aber nirgend steht geschrieben, daß die gefallenen Engel der Seelenwanderung unterworfen sind und alle Stufen der Wesenleiter durchmachen müssen, ehe sie wieder in den Himmel kommen. Dieser Gedanke rührt von Lamartine her. Aus der Philosophie des Gedichts kann man sich schwer herausfinden; Alles ist durcheinandergeworfen: Pantheismus, Buddhismus, katholisches und protestantisches Christenthum; Adam und Eva werden aus dem Paradiese gejagt, und Gott selbst hat seinen ehrwürdigen Bart und die goldene Strahlenkrone verloren, welche sein Haupt umgaben, als er dem Moses auf dem Berge Sinai erschien. Lamartine hat eine Welt erschaffen, welche alle Tradition verschmäht; seine Schöpfung ist jedoch ziemlich chaotisch geblieben und sein Fiat lux ist eben kein Meisterstück. In dieser ganz neuen Welt stoßen wir jedoch auf manche Anklänge aus der alten Welt: der Hungerthurm erinnert stark an den Thurm Ugolino's im Dante; bei den Abendunterhaltungen Cédar's und Daïdha's haben dem Dichter offenbar die köstlichen Scenen des ersten Liebespaares in den Gärten Edens bei Milton vorgeschwebt, und der Gegenstand des ganzen Gedichts stammt von Thomas Moore.

Wenn man von dem „Fall eines Engels" den ganzen übermenschlichen Theil mit seinen Riesen und andern phantastischen Gebilden wegschnitte, so würde man diese Episode mit Interesse lesen. Sie ist um zwei Drittel zu lang; bei der Beschreibung aller Zauber der Urwelt bleibt das Gemüth kalt, und wir sehen mit gleichgültigem Auge jene eingebildeten Naturwunder die Revue passiren. Das Non-plus-ultra dieser Übertreibungen ist die Schilderung des Residenzpalastes in Balbek: die Säulen dieses Palastes verlieren sich in die Wolken, eine Unzahl von Thürmen und Obelisken umgeben ihn; das Wunderbarste jedoch ist seine Ausschmückung. Die Säulen im Innern der königlichen Zimmer waren Pyramiden von nackten, übereinander stehenden Mädchen, die sich wie lebende Karyatiden von Stockwerk zu Stockwerk erhoben. Die Zwischenräume dieser lebendigen Marmorsäulen waren mit Kindern ausgefüllt, welche in tausend verschiedenen Stellungen in der Luft

Digitized by Google

schwebten, mit ihren Händen eine Kette bildeten und, ihre geschmeidigen Glieder aufs graziöseste biegend, sich als Körperguirlanden paarweise ineinander schlangen. Statt der Capitäle waren andere Kinder zusammengruppirt, welche den Himmel auf ihrem Rücken zu tragen schienen. Längs des Frieses hin lief eine lange Fruchtschnur von Jünglingen und Mädchen, welche auf den Karniessen schwebend üppige Tänze aufführten. Die Zimmerfußböden waren mit Teppichen aus Frauenhaaren bedeckt, zwischen welche Blumen hineingeflochten waren, und auf diesen weichen Vließen streckten die Riesen ihre rohen, ungeschliffenen Leiber in den malerischsten Attituden. Am geschmackvollsten jedoch waren ohne Widerrede die Tabourets, die Sophas und die Kissen. Gruppen von jungen Mädchen saßen auf der Erde niedergekauert, und beim geringsten Winke der Riesen standen die Schönsten auf, bildeten Tabourets, Bergères, Canapés, Armstühle u. s. w. Die Riesen drückten ohne Anstand ihre Ellenbogen in die weichen Fleischkissen; ihre warmen Füße ruhten zwischen elfenbeinernen Händen, und die muskulösen Nacken dieser beneidenswerthen Titanen wurden von den Sammetschultern der feischesten Schönen getragen. Die Tische waren gleichfalls von großer Seltenheit: Frauen, deren Hände zu Körben zusammengeflochten, trugen das Tafelservice, die Schüsseln, Becher u. s. w. Die Hauptgerichte waren Taubenzungen, Lämmermark, Kolibrieier, indianische Vogelnester u. s. w. Die Haare der Tische dienten als Servietten. Die Urmenschen Lamartine's sind ausgemachte Feinschmecker und schwelgen in einem Ueluxus, wovon man keine Vorstellung hat. Wir begreifen wahrlich nicht, warum der gefallene Engel und seine Gefährtin, welche uns der Dichter als vernünftige Wesen schildert, bei ihrem Eintritte in den Residenzpalast zu Baibel nicht laut aufgelacht haben; sie müssen in großer Angst gewesen sein.

Auffallend sind die Stolpachläßigkeiten, welche sich Lamartine in dieser neuen Dichtung zu Schulden kommen läßt; die französische Grammatik und Syntax werden vornehm bei Seite gesetzt und die Regeln der ars poetica auf jeder Seite verletzt; Lamartine reimt z. B. hymnes und sublimes, algues und vagues, cèdres und ténèbres und dergleichen mehr. Die Muse der Dichtkunst selbst wird sans façon behandelt; in der Vorrede heißt es unter Anderm: „Der Dichter muß seine Zeit zunächst den Geschäften und dann der Dichtkunst widmen, wenn ihm anders Zeit dazu übrig bleibt.“ Eine schöne Ausrede, wenn man schlechte Verse macht! Die dichterische Muse verschmäht diese mit in den Kauf gegebenen Ehrenbezeigungen und sist nicht gewohnt von Almosen zu leben; wenn sich Lamartine mit ihr auf diesen Fuß gesetzt hat, so ist es natürlich und gerecht, daß sie Repressalien gebraucht hat. Die politische Stellung Lamartine's ist seinen dichterischen Hervorbringungen nicht günstig; der Verf. sagt selbst, daß die Politik den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nehme und er nur in seinen Nebenstunden an die Poesie denken könne. Man kann aber nicht zweien Herren zu gleicher Zeit dienen, sagt das Sprüchwort, noch weniger zwelen Herrinnen; die Politik und Poesie sind zwei Herrinnen, deren Eifersucht sich gegenseitig bewacht und Jede einen ausschließlichen Dienst verlangt.

Im Ganzen genommen ist die neue Dichtung Lamartine's eine völlig verunglückte zu nennen; das Riesenhafte ist nicht erhaben, die Affectation ist keine Stärke und die Incorrectheit keine Fülle; drei Viertel des Gedichts sind Auswüchse, welche ausgemerzt zu werden verdienen. Dann bleiben allerdings immer noch anmuthige Einzelheiten, schöne Beschreibungen und wahre Gefühlsschilderungen genug übrig, um den Ruf des Dichters zu schützen und die Strenge der Kritik zu entwaffnen, welche, wenn Lamartine auf diesem Wege fortzieht, sich genöthigt sehen wird, die Dichtkunst gegen den Dichter zu vertheidigen. 35.

Erinnerungen aus Marokko, gesammelt auf einer Reise im Jahre 1830, von Ferdinand Freiherrn von Augustin. Mit 20 Ansichten. Wien, Schaumburg und Comp. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

In Folge der Feindseligkeiten, die wegen zwei geraubter österreichischer Kauffahrteischiffe mit Marokko ausgebrochen waren, wobei das österreichische Geschwader in povente die Hafenstädte l'Arrache, Arzilla und Rabat beschoß, bis von der marokkanischen Regierung die gefoderte Genugthuung geleistet wurde, beschloß der österreichische Hof, nach abgeschlossenem Friedensvertrage, eine Gesandtschaft an den Sultan von Fez und Marokko zu schicken, welcher dann der Verf. dieser Reisebeschreibung, ein österreichischer Grenadieroberstlieutenant, sich anschloß. Die Resultate seiner Beobachtungen während der zweimonatlichen Dauer seines Aufenthaltes in diesem Lande sind nicht eben von Belang, und der Verf. legt überdies manche Beweise dafür ab, daß er nachgerade kein Meister darin ist, von Dem, was er gesehen hat, durch anschauliche Schilderungen einen Begriff zu geben; allein wir müssen auch wieder billig gegen ihn sein und in entschuldigenden Betracht ziehen, daß er nicht nur wie alle Fremden von den Marokkanern mit großem Mißtrauen angesehen und fast auf allen Tritten und Schritten behindert wurde, sondern auch schwerlich selbst ein eigentlicher Schriftsteller sein dürfte. Es ist so wenig über Marokko bekannt und es kommt so selten ein Europäer in das Innere dieses Landes, daß man jedwede dessfallsige Mittheilung, sei es unter welcher Form es wolle, mit Dank annehmen muß.

Die Gesandtschaft stieg in Tanger im September an das Land. Tanger hat seinen Hafen mehr, seit die Nachläßigkeit der Mauren den von den Portugiesen erbauten Molo verfallen ließ. Die Strömung schwemmte viel Sand in die Bai, und daher können nur kleinere Fahrzeuge sich dem Lande nähern. So verschaffte die Trägheit selbst der Stadt ein Schutzmittel gegen feindliche Angriffe von der Meeresseite, denn die Festungswerke, mit denen sie umgeben ist, verdienen kaum diesen Namen, und sind in einem ebenso erbärmlichen Zustande als die zahlreichen Geschütze von allen Kalibern darauf. Sehr wenige haben eine Lafette von der einfachsten Art; bei den meisten liegt das Rohr auf der bloßen Erde und wird also nur, indem man es beiläufig in die Richtung des zu beschießenden Gegenstandes wälzt, auf gut Glück abgefeuert. Das Bergschloß, die Kassaba, das vornehmste Bollwerk, das hoch über der Stadt thront, ist sehr alt und beinahe ganz verfallen. Die wenigen erhaltenen Theile zeigen eine Pracht, wie sie die Mauren in ihrer schönsten Epoche anwendeten. Sie besteht aus einer Unzahl von Gebäuden, Höfen und Gärten, die beinahe den Raum einer kleinen Stadt einnehmen. Die Stadt Tanger ist klein, und enthält außer einer Moschee kein bemerkenswerthes Gebäude. Von der See aus gesehen, bietet sie einen schönen Anblick dar, indem sie terrassenförmig auf der sanften Abdachung

Digitized by Google

eines Borgebirges erbaut und von blühenden Gärten umgeben ist, aus denen die weißgetünchten Häuser hervorschimmern. Allein schon mit dem ersten Schritte durchs Thor verschwindet dieser freundliche Eindruck. Überall der ekelhafteste Schmutz, das tiefste Elend; die Gassen ungepflastert, eng und krumm; die Häuser sehr niedrig, ohne Dächer und Fenster; die Menschen halbnacktes oder wenigstens zerlumptes Gesindel von allen Farben, vom tiefsten Ebenholzschwarz der Neger bis zum Weiß der Mauren. Die Mauren sind gewöhnlich von hohem, feinem, aber kräftigem Körperbau und haben in ihrem Gesichte edle Formen. Ihre Gesichtsfarbe ist die eines europäischen Südländers. Sie tragen dünne, kurze Bärte. Ihre Kleidung ist einfach und bei Allen dieselbe, nur daß der Reichere feinere Stoffe trägt. Ein weißes Hemde mit sehr weiten offenen Ärmeln, das bis an die Knie reicht, wird um den Leib mit einem rothledernen Gurte zusammengehalten. Beinkleider tragen sie selten, oder wenigstens so kurze, daß man sie nicht bemerkt. Die Füße sind mit gelben Pantoffeln bekleidet. Auf dem glattgeschorenen Kopfe tragen sie eine hohe, rothe Mütze (Fes), zuweilen mit einem weißen Turban umwunden. Über alles Dies kommt endlich das Hauptkleidungsstück, der Haik, ein mehre Ellen langes und breites weißes Tuch, das eine faltenreiche schöne Draperie bildet. Diesen Mantel legt der Marokkaner sogar Nachts nicht ab, wenn er sich auf seine Strohmatte schlafen legt. Über den Haik hängt der Reiche und besonders der Krieger noch seinen Selham, einen Obermantel von einem Zeuche aus Kameelhaaren mit einer spitzen Kapuze (Bernuß). Dieser ist so dicht gearbeitet, daß er lange Zeit dem Regen widersteht. Ihre Weiber sieht man auf der Gasse gänzlich in einen solchen Haik gehüllt, sodaß nur die Augen sichtbar sind. Sie wandeln wie unförmliche Gespenster einher. Die Männer der gemeinsten Classe haben außer einem grobwollenen Hemde nichts am Leibe. Selbst der Kopf ist unbedeckt, und sie lassen zu dessen Zierde ein Büschel Haare stehen, das, in ein dünnes Zöpfchen geflochten, vom Scheitel herabhängt. Die Mauren schienen meist ruhig und steif, nur ihr Auge verräth die südliche Glut, die sie erfüllt. Abgemessenen Schrittes gehen sie herum, oder sitzen auf den Thürstufen der Häuser oft in ganzen Gesellschaften mit gekreuzten Beinen stumm und starr beieinander und thun nichts. Zu Pferde sind sie aber voll Feuer und Bewegung. Die in Tanger wohnenden Neger stehen in der Cultur noch um viele Stufen niedriger als die Mauren; sind aber gleichfalls ungemein geraue und Affenartige, sogar bei ihren Weibern, die unverschleiert umhergehen. Auch unter ihnen gibt es alle Abstufungen der Hautfarbe, vom Ebenholzschwarz bis gum Olivenbraun, welches die Farbe der Neger aus der großen Wüste ist. Die meisten Neger sind Sklaven. Auch viele Renegaten sind hier, meist entsprungene Gefangene aus Ceuta, oder geflüchtete Verbrecher. Sie werden von den Marokkanern sehr verächtlich behandelt. Die Juden haben sich in Tanger und ganz Marokko sehr zahlreich angesiedelt. Sie betreiben alle Handelsgeschäfte und sind den trägen Marokkanern sehr nützlich; jedoch verachten diese sie auf eine empörende Weise. Ihre Häuser sind besonders reinlich und müssen nach Sonnenuntergang geschlossen werden; der Jude, der später ausgeht, wird gewiß gemishandelt. Ihre Tracht ist ein langes dunkles Kleid aus Tuch — ein helles dürfen sie nicht tragen — um die Mitte des Leibes mit einem ledernen Gürtel zusammengehalten, und weiße leinene Beinkleider. Auf dem Kopfe ein schwarzes Käppchen. Auffallend sind die schönen Gesichtsformen ihrer Weiber, die sich aber auf der Straße nie zu zeigen wagen dürfen. Sie haben das herrlichste Colorit, schwarze feurige Augen und einen wohlgebildeten Mund mit den schönsten Zähnen. Ihre Blüte dauert natürlich nicht lange; im zwölften Jahre heirathen sie, im zwanzigsten sind sie Matronen. Ihre Kleidung ist geschmackvoll und reizend. Ein rothes, mit Goldborden geziertes Leibchen, an welchem weite griechische Ärmel herabhängen, schließt sich knapp an ihre Formen. Der kurze grüne oder gestreifte Rock wird durch eine vielfarbige seidene Schärpe festgehalten. Der Kopfputz ist entweder ein weißer Turban oder ein leichtgewundenes seidenes Tuch. Ihre Ohrgehänge sind von außerordentlicher Größe; der Ring beinahe fingerdick, drei bis vier Zoll im Durchmesser; er wird zwar durch die im Ohrläppchen gemachte Öffnung gesteckt, aber eigentlich mittels eines in den Haaren befestigten Kettchens getragen. Mädchen tragen an Armen und Beinen schwere silberne Ringe; nur die Reichern haben an den Füßen gelbe oder rothe Pantoffeln. Um ihre Schönheit zu erhöhen, färben sie den Rand der Augen dunkelschwarz und die Fingernägel gelb.

Das Innere der Wohnungen der Mauren ist äußerst einfach. Durch eine enge Pforte gelangt man von der Straße in einen kleinen Hof, der mit Steinplatten belegt ist und oft ein Wassin hat. Die Häuser haben statt der Dächer Terrassen und gar keine Fenster. Auf jedere Seite des Hofes ist nur ein einziges längliches Zimmer, das kaum Licht durch die Thüre erhält. Bei Reichen stoßen mehre Höfe aneinander und schließen selbst Gärten ein. In der Wohnstube ist außer etwa ein paar Wandschränken kein Geräth. Man sitzt auf Strohmatten oder kleinen runden Polstern aus Leder. In den Harems mag es wol wohnlicher aussehen. Die Heiligkeit der Regel darin ist so streng, daß sogar der Mann das Gemach seiner Weiber nicht betreten darf, wenn vor der Thüre Weiberpantoffeln stehen, ein Zeichen, daß eine Fremde da ist, auf welche Weise denn wol manches Mißbrauch stattfinden mag.

Der Marokkaner darf vier Weiber nehmen, hat aber meist blos eine. Odaliskен sind nur in den Harems der Reichen und Vornehmen. Der Sultan soll 300 besitzen, meist aus Circassien. Die jungen Männer scheinen die Monogamie zu lieben, selbst wenn sie es heirathen wollen. Hat Einer von den guten Eigenschaften eines Mädchen durch Mutter oder Schwestern, oder durch alte Weiber, die sich mit Kuppeln abgeben und deren es hier sehr viele gibt, gehört, so sucht er mit dem Vater über die Mitgift einig zu werden. Ist dies geschehen, so gehen sie zum Kadi und lassen die Bedingungen gerichtlich aufzeichnen. Der Kadi läßt dann einen Becher mit Wasser bringen, den er mit beiden Betheiligten austrinkt, und sie fallen alle Drei zu einem kurzen Gebete nieder. Der Tag wird bestimmt, an dem die Braut ihrem zukünftigen Gatten zugeführt werden soll, und die Heirath ist ohne weitere religiöse Ceremonie geschlossen. Die Braut hat bis zu diesem Tage zwei wichtige Geschäfte: erstens ihren Bräutigam ein Hemde zu verfertigen, das er in den Hochzeitnacht trägt und mit mit schönen Stickereien verziert wird, und zweitens, recht viel zu essen, um die hochgeschätzte Eigenschaft der Beleibtheit zu erlangen, wenn dies nicht etwa schon der Fall wäre. Am Hochzeittage wird die Braut erstlich ungefähr so geschmückt, wie schon die Tracht der Jüdinnen beschrieben war, nur daß das Kleid weiß ist. Auf die Stirne mit der feine Blume, auf die innern Handflächen allerlei Figuren gefärbt. So erwartet sie stehend mit Sonnenuntergang den Bräutigam, der, dicht vermummt, zu Pferde mit allen seinen Verwandten kommt, sie abzuholen. Sie wird dann in einen großen, mit weißem Zeuche überzogenen, kegelförmigen Käfig gesperrt, den man auf ein weißes Maulthier hebt und befestigt, und nun geht der Zug fort. Zuerst kommt die Musik, ein paar große Trommeln mit schlaffgespannten Fellen und einige Blasinstrumente, eine Art cleiner Schalmei, die langgezogene quietschende Töne von sich geben, in gewissen Pausen unterbrochen sie dumpfe Trommelschläge; dann der Bräutigam zu Pferde, neben ihm seine Verwandten zu Fuße, die große Tücher in der Luft schwenken; hinter ihnen die Verwandten der Braut mit Laternen, dann sie selbst in ihrem Käfig, und endlich die Väter zu Pferde. Eine ungeheure Menge Volk läuft schreiend mit und schießt Flinten ab. Auf den Terrassen stehen die Weiber, wie immer vermummt, und schreien ihr gewöhnliches lululululu! jejejejeje! Im Hause des Bräutigams angekommen, setzen sich Beide zum ersten Male. Bei den Mauren hört mit diesem Momente alle weitere Ceremonie auf; nur bei den Hochzeiten der Neger geht es lustiger zu und wird die Mitternacht ge-

Digitized by Google

tanzt, gesungen und geschmaust. Die Scheidungen erfolgen ohne große Umstände, und wenn der Kadi die Gründe des Mannes billigt, der seine Frau nicht mehr haben will, so schickt sie dieser dem Vater wieder ins Haus.

Unter die Heiligen, Sanetons, rechnet man alle Priester, Schriftgelehrte oder überhaupt Höher Gebildete und Seelige, die sich so oder so beim Volke das Ansehen zu verschaffen wissen, mit der Gottheit durch Inspirationen in näherer Verbindung zu stehen, und deren Zahl sehr groß ist, da die Heiligkeit in der Familie forterbt, sobald selbst das neugeborene Kind und in Ermangelung dessen ein Diener alle Rechte und Verehrung des Vaters oder Herrn genießt; ferner Blödsinnige und Verrückte and endlich Jeder, der einmal nach Mekka zum Grabe des Propheten gewallfahrtet. Die Sanctons zeichnen sich durch ihre Kleidung aus, und die Vornehmern sehen in ihrn blauen Haiks manchmal recht ehrwürdig aus. Die Inspirirten aber drehen ihre Blöße kaum mit einigen Lumpen, liegen den ganzen Tag im Schmutze auf den Straßen und haben den Leib mit unzähligen Amuleten behangen. Die blinde Verehrung des Volkes überhäuft die Sanctons mit Geschenken, und sie dürfen sich Alles erlauben. Ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, den Aberglauben auf allerlei Art durch vermeinte Zaubermittel für und gegen Dieb und Irnet zu nähren. Gewöhnlich halten sie jährliche große Umzüge mit fürchterlichem Gehrul durch die Straßen; ja, eine Secte soll sich dabei so wüthend geberden, daß sie allen Unflath auffrißt, der im Wege liegt. Jede vom Volke als heilig verehrte Familie hat ihre Familiengruft, und dies sind die Sanctuarien, die man in Marokko so häufig antrifft und immer höher verehrt, je tiefer sie nach dem Innern des Landes zu liegen. Sie sind sehr verschieden, zuweilen großartig mit Säulengängen und vielen weiten Thoren, meist aber kleine viereckige Häuschen mit einer Kuppel im Schatten von Gebüschen oder Palmen. Der Maure erweist ihnen sowie den Wohnungen der Sanetons große Ehrfurcht; sie sind Freistätten für Verbrecher; kein Jude oder Ehrist darf ihnen nahen.

Die gewöhnliche Nahrung der Marokkaner heißt Kuskusu und ist eine Mehlspeise, ähnlich sehr grobkörnigem Gries. Die Reichen essen dazu junge Hühner, Schöpsenfleisch, Kohl und Sellerie und über das Alles weg zerlassene Butter, die wohlschmeckend und nachsatt, aber zu fett ist. Die Reichen essen wol fünfmal des Tages, gewöhnlich sehr wenig. Die Mahlzeiten werden auf orientalische Art auf der Erde auf Teppichen gehalten, um die man niederkauert. Man ißt nur mit der linken Hand, und zwar ohne Messer, Gabeln oder Löffel, mit den Fingern; Brot genießt man dazu nicht, es liegt blos da, um sich die Finger abzuwischen. Nach der Mahlzeit wäscht man sich. Für gemeine Leute ist der Kuskusu ein Leckerbissen und sie leben in der Regel nur von ein wenig Milch und Früchten, meist Feigen.

Das Klima um Tanger und die ganze Küste ist äußerst lieblich. Die sengende Hitze wird durch die kühle Seeluft gemildert und erscheint also nicht so drückend als tiefer im Lande. Dort verschwindet im Sommer alle Vegetation, und die von den Sonnenstrahlen durchglühte Erde spaltet sich in weitgeöffnete Risse. Der Boden um Tanger ist außerordentlich fruchtbar, aber allenthalben wüste und nur etwa mit Gesträuch besetzt, nirgend eine Spur von Ackerbau. Von Bäumen gedeiht hier die Dattelpalme, der Feigenbaum, Ölbaum, Erdbeerbaum und unsere europäischen Obstbäume sowie der Weinstock. Weintrauben essen die Marokkaner sehr gern. Die Beeren sind oft so groß wie Pflaumen und zwar fleischiger als saftig. Der holländische Consul läßt einen herrlichen rothen Wein daraus pressen, der wie Champagner mousstirt.

Kameele, die nützlichsten Thiere, sieht man in ungeheuren Heerden, oft zu Hunderten, mit den Erzeugnissen des innern Landes beladen, an der Küste ankommen; ein Führer geht voraus und bläst auf einem Pfeifchen dazu den Takt des Marsches. Das Pferd der Berberei ist zwar nicht von so edler Race als das arabische, allein auch schön, kräftig, schnell und ausdauernd. Leider wird es durch den zu frühen Gebrauch und durch das widersinnige Reiten der Araber sehr bald verdorben, so zwar, daß man selbst in den Ställen der Reichen nur selten fehlerfreie Pferde sieht. Der Maure liebt das Thier wie der Araber außerordentlich und spricht zu ihm wie zu einem Menschen, es ist ungertrennlich von ihm. Unter Dach kommt es trotz aller Pflege jedoch selten, die Ställe kennt man eigentlich nicht. Die Pferde werden blos mittels Schlingen um die Vorderfesseln an starke Seile gebunden, die längs der Mauer des Hofes auf der Erde befestigt sind. Deshalb gibt es wol auch so verkrüppelte Thiere. Minderzucht wird im innern Lande stark getrieben; die Thiere sind klein, aber fleischig und äußerst billig. Es gehen ihrer jährlich etwa 2000 Stück nach Gibraltar für den Bedarf der englischen Garnison, durchschnittlich das Stück für 8—10 Piaster und 5 Piaster Ausfuhrzoll. Auch Esellgut gibt es sehr viel sowie Wild, als Wildschweine, Stachelschweine, Zibetkatzen, wenig Hasen und besonders viel rothe Rebhühner.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Allgemeines Handwörterbuch
der
philosophischen Wissenschaften,
nebst
ihrer Literatur und Geschichte.

Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften
bearbeitet von
Wilh. Traug. Krug.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Fünf Bände. Gr. 8. (287 Bogen.) 12 Thlr.

Der fünfte oder Supplementband auch unter dem Titel:
Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie. In zwei Abtheilungen. A—Z. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der vier ersten Bände dieses Werks (1832—34, 11 Thlr.), ist der Stand der Wissenschaft durch neue Philosophen und vielerlei Schriften verändert und gefördert worden, was Lücken in manchen Artikeln zur Folge haben mußte. Der Verfasser kommt daher dem Wunsche vieler Besitzer desselben und allen Denen durch Herausgabe eines neuen Lexikons entgegen, welche sich theils aus Bruch, theils mehr aus Neigung und ohne den ganzen Aufwand wissenschaftlicher Studien mit der Philosophie, als Grundlage der übrigen Wissenschaften, beschäftigen.

Um den Ankauf des ganzen nun bis auf die neueste Zeit fortgeführten Werks zu erleichtern, habe ich den Preis von 15 Thlr. 12 Gr. auf

Zwölf Thaler

ermäßigt, wenn alle fünf Bände zusammen genommen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 192. — 11. Juli 1838.

1. C. A. Böttiger's kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. Erster Band. Mit sechs Kupfertafeln. Dresden, Arnold. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.
2. Palämlogus. Kleine Schriften meist antiquarischen Inhalts von H. Hase. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Hinrichs. 1837. 8. 22 Gr.

Seitdem unsere nationale Literatur in der philologischen Schule so weit herangewachsen ist, daß sie sich berechtigt glauben kann, dieselbe zu verlassen und ihren eignen Weg zu gehen, hat sie nicht nur dies gethan, sondern sie hat sich auch vielfältig gegen ihre geistige Mutter aufgelehnt, bald mit Widerspruch, bald selbst mit Verachtung, Hohn und Spott, wie es eine noch sehr junge Selbständigkeit zu thun pflegt. Jedermann weiß, daß die Zahl Derer beutzutage Legion ist, die sich freuen, daß sie nicht nöthig gehabt haben oder haben, von jener alten oder veralteten Zucht Notiz zu nehmen, und die nun dieselbe Erleichterung gern auch ihren Kindern und Kindeskindern zuwenden und demgemäß die Literatur und deren Pflegerinnen, die Schulen, auf zeitgemäße Weise reformiren möchten. Diese Legion ist nun eben unverkennbar die ungeheuere Majorität des lesenden Publicums, eine Masse, die fest überzeugt ist, die klare und aufgeklärte Einsicht unserer Zeit in sich zu repräsentiren, indem sie alle Bildung frei machen will von der althergebrachten Leitung, welche sie zwar nur von Hörensagen, aber doch genug kennt, um zu wissen, oder zu glauben, daß dieselbe nur unnützen Zeitverlust veranlasse und gänzlich unpraktisch sei. So ist das deutsche Publicum gegen seine eignen Schulmeister, die guten Philologen, auffässig, übermüthig und rebellisch geworden, und es ist zuweilen sehr spaßhaft mit anzusehen, wie die Letztern es theils durch gemüthliches Zureden und vernünftige Vorstellungen wieder zu beschwichtigen und zu kirren, theils durch derbes Dreinschlagen und die Gewalt der Grobheit zur alten Ordnung zurückzuführen bemüht sind. Jedoch sind sie einmal in Mißcredit; man hört nicht mehr auf die guten Männer der alten Zeit, und das um so weniger, da sie meistens gar nicht oder nicht für die Masse zu reden wissen; und wenn es auch einmal Einer weiß, so will man ihn eben nicht hören, oder ist entschlossen, ihm wenigstens kein Wort zu glauben. Was sollen nun die armen Philologen hierbei thun? Theils kämpfen sie für ihre Existenz, theils können sie das Publicum doch nicht ohne Weiteres aufgeben, wie das ja auch bei dem mißrathensten Zögling kein gewissenhafter Schulmeister thun darf. Hier werden sie nun untereinander selbst uneinig: die Einen meinen, sie müssen nun erst recht das Alterthum mit aller Strenge aufrecht erhalten und sich auf keine Concessionen an den schlechten Zeitgeist einlassen, vielmehr ihm mit einer eisernen Consequenz entgegentreten; Andere wünschen sich zu accommodiren und von dem Modernen so viel als möglich sich anzueignen; noch Andere meinen, die Schuld habe nur an der inhumanen Form gelegen; man müsse nur das Alterthum selbst modernisiren, seine praktische Seite herauskehren und es so in kleinen Dosen überzuckert dem widerspenstigen Publicum beibringen; in der Form eines leichteingehenden Romans, einer interessanten Curiosität müsse es noch am leichtesten munden, zumal wenn man dabei hübsche Parallelen zwischen dem Ältesten und Neuesten anzubringen wisse. So suchen die Praktischen und Politischen unter ihnen bald diesen, bald jenen Schleichweg, um sich mit dem Publicum wieder in ein gutes Vernehmen zu setzen. Was dabei herauskommen kann und wird, ist eine an diesem Orte nicht aufzuwerfende Frage; das Gesagte soll nur dienen, um für die beiden vorliegenden Schriften den Standpunkt nachzuweisen, den sie einnehmen und nach dem sie zu beurtheilen sind.

Offenbar ist es, daß beide Verf. zu der zuletzt bezeichneten Classe der schreibenden und in Folge ihrer populairen Tendenz sich auch der deutschen Zunge bedienenden Philologen gehören; ja, es läßt sich behaupten, daß Böttiger von dieser Classe das großartigste Beispiel ist, und das war eben sein Unglück. Die Philologen haben guten Grund, ihn gar nicht, oder nur sehr bedingterweise als einen der Ihrigen anzuerkennen, und das große Publicum der Gebildeten, an welches er sich wendete, konnte nur halb wider Willen, im besten Falle mit kühler Toleranz oder augenblicklichem Interesse, ohne nachhaltigen Erfolg von seinen Leistungen Notiz nehmen; von den Einen war er abgefallen, und die Andern haben ihn nicht aufgenommen; so ist er in der Mitte schweben geblieben, und hat weder bei diesen noch bei jenen einen

Digitized by Google

Namen erlangt und einen Nutzen gestiftet, der seiner ungemeinen Thätigkeit angemessen wäre. Ob ihm dies unter andern Verhältnissen in einer weniger zwiespaltigen Zeit besser gelungen wäre, ist zweifelhaft; so aber, wie die Sachen standen, war jene unglückliche Stellung für ihn unumgänglich.

Die Popularität war sein Talent, seine eigenste Natur, über die er nicht hinauskonnte, auch wenn er es hätte wollen können; sie war seine Beschränkung und bestimmte mehr oder minder augenscheinlich alle seine Arbeiten nach Form und Inhalt. Bekannt ist die ungeheuere Ausdehnung seiner Studien; er bekümmerte sich um Alles und noch etwas mehr, und er schrieb über Alles. Es war für ihn wichtig, sich nicht an das Alterthum allein zu binden; er mußte die Tagesinteressen seines großen Publicums stets im Auge behalten, wenn er nicht die Verbindung mit ihm und die Möglichkeit des Verkehrs verlieren wollte. So ging sein Streben nirgend in die Tiefe, sondern es verlief sich in einer unendlichen Fläche, die es leicht überspülte. Bewundernswürdig ist hierbei das große Gedächtniß, was ihm eigen war und nie verließ; überall war er heimisch in seiner Art; überall fiel ihm etwas Schickliches oder irgendwie Verwandtes bei, beim Neuen etwas Altes, beim Alten etwas Neues, und so fehlte es ihm nie an einer in gewisser Weise interessanten Füllung. Und die Leichtigkeit, mit der er diese bewerkstelligte, wurde außerdem noch unterstützt durch eine nicht geringe Leichtigkeit der Darstellung, die eine Folge der ahnungslosen Heiterkeit war, mit der er seinen Stoff behandelte. Für ihn gab es keine Dunkelheit, keine Zweifel als in dem positiven, äußerlich historischen Material; das unbefriedigte Ringen einer Seele, die sich um tiefes, inneres Verständniß bemüht, war ihm gänzlich fremd; die Ideen kümmerten ihn nicht; er hatte überall nur ihre äußern Erscheinungen gefaßt und in das weitschichtige Fachwerk seines Wissens eingetragen; diese allein waren es, die ihn mit ihrem bunten Wechsel, ihren mannichfaltigen Übereinstimmungen und Contrasten, mit ihrer curiosen Originalität, mit Zierlichkeit und Schönheit der Formen erfreuten, und für solche das Gemüth leicht anregende Eindrücke hatte er stets einen offenen, heitern Sinn, der sich von selbst in angemessener, ungetrübter Form aussprach. Diese Vorzüge an Böttiger müssen jedenfalls gebührend anerkannt werden; sie sind die eigentlichen Hebel seiner Popularität, und wenn diese dessenungeachtet nicht durchgedrungen ist, so liegt dies nur darin, daß überhaupt der Stoff seiner Thätigkeit ein der Masse fremder, widerstrebender war, und daß zuletzt doch jeder Stoff, auch in der gemeinfaßlichsten Darstellung, nur dann wahrhaft populair wird, wenn ihn die Idee durchdringt, und wenn diese, fast unvermerkt, die Seele der Masse beschleicht. Dies war nun Böttiger nicht verliehen, und daher rührt der ihm von Philologen gemachte Vorwurf, daß er das Alterthum entweiht, die tiefe Bedeutung desselben, die er nicht erkannte, erniedrigt und in ein Spiel mit äußerlichen Curiositäten umgesetzt habe, und die Strengern unter ihnen gestehen ihm auch das Verdienst nicht einmal zu, als leichter Parteigänger die flüchtige Lesewelt zu der Überzeugung gebracht zu haben, daß das Alterthum doch wirklich viel Interessantes enthalte, da eben ein solches Gefallen an solchem Interessanten nur zum Zeitvertreib dienen und weder den Lesern nützen noch der Philologie Ehre bringen könne.

Alles dies scheint nun aber dadurch widerlegt zu werden, daß eine Sammlung der Böttiger'schen Schriften veranstaltet wird, wovon eben der erste Band vorliegt, dem schon ein noch stärkerer Band vorangegangen ist, welcher seine lateinischen Schriften umfaßt. Liegt dieser Sammlung ein wahrhaftes Bedürfniß zum Grunde? Diese Frage kann man mit Ja und Nein beantworten, je nachdem man die Sache ansieht. Nein werden entschieden die Vertreter gründlicher Alterthumswissenschaft sagen, und das große Publicum wird wenigstens nicht Ja sagen; es wird sich gleichgültig gefallen lassen, was geschieht. Dies scheint auch Böttiger selbst gefühlt zu haben, wenn er, der sonst zu literarischen Unternehmungen allezeit Bereite, doch nur zuweilen auf die Erinnerung seiner Freunde an eine Sammlung seiner Schriften dachte, nie aber recht ernsthaft daranging und dabei blieb. Die Pietät des gegenwärtigen Herausgebers weiß das freilich anders zu erklären; aber es ist kaum glaublich, daß Böttiger nicht eine Ahnung davon gehabt haben sollte, wie wenig seine Schriften den Anspruch auf eine nachhaltige Wirkung innerlich begründet in sich tragen; er mußte es fühlen, daß sie leicht entstanden und auf die augenblickliche Übersicht und Unterhaltung berechnet, keineswegs aber von der dauerhaften Construction einer lange und mühsam gepflegten, schöpferischen Leistung waren. Gleichwol kann man in anderer Beziehung auch wieder zugeben, daß die Sammlung wünschenswerth war; es wird nämlich von beiden Seiten, von Philologen und Laien, hin und wieder Einzelne geben, die für Einzelnes mit Aufgebung höherer Rücksichten belehrende Unterhaltung suchen; dies Verlangen werden sie befriedigt finden, und somit ist es dankenswerth, dies durch eine Sammlung bequemer gemacht zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus Marokko, gesammelt auf einer Reise im Jahre 1830, von Ferdinand Freiherrn von Augustin.

(Beschluß aus Nr. 191.)

Das Militairsystem der Marokkaner beschränkt sich auf allgemeine Aufgebote des Sultans zur Vertheidigung des Landes, und es ist dann jeder waffenfähige Mann Krieger; jedoch empfängt er nicht die geringste Vorbildung zu seiner Waffe, und zumal die Infanterie ist nichts als ungeregeltes Gesindel. Auf die Reiterei wird noch am meisten Sorgfalt verwendet. Der maurische Reiter erhält vom Sultan ein Pferd, eine Wohnung und ein Stück Feld zu lebenslänglicher Benutzung. Seine Bewaffnung besteht aus einer sehr langen Flinte mit unverhältnißmäßig großem Feuerschlosse, die er entweder wie eine Pike auf den Schenkel aufstemmt, oder während des Marsches in einer andern bequemen Lage trägt, einem Säbel, einem Dolch und einer großen, meist hölzernen Pulverflasche, die er inge-

Digitized by Google

sammt an dicken rothen oder gelben Seidenschnüren über der Schulter trägt. Die Säbel sind mehr gerade als gebogen und sehr schlecht und ungewehrmäßig. Der Reiter ruht in dem Sattel immer in gekrümmter Stellung, und bemerkenswerth sind seine Sporen, mehre Zoll lange Eisenspitzen, womit sie das Thier fortwährend peinigen, sodaß das Blut im buchstäblichen Sinne unablässig herabträufelt. Das Hauptmanoeuvre der Reiterei besteht darin, daß sie in getrennten Reihen hintereinander jagend auf den Feind losstürzen, ihre Gewehre abschießen, das Pferd plötzlich parieren und im vollsten Laufe wieder zurückjagen, um den hintern Reihen Platz zu lassen und von Neuem zu laden. Während des Angreifens stellt sich der Reiter aufrecht in die Steigbügel, schwingt sein Gewehr unter furchtbarem Geheul mit außerordentlicher Geschicklichkeit über dem Kopfe, bringt es auf Schußweite vor dem Feinde mit dem Kolben vor die Mitte der Brust und drückt mit der linken Hand ab. Dieses Manoeuvre ist überraschend, aber nichts weniger als etwa gefährlich für europäische Truppen, denn die Schüsse sind nie sicher und das Pulver ist grob und schlecht. Die Marokkaner führen keine Kanonen im Felde mit sich, höchstens bei Karawanen mehre einzige Drehbassen auf den Rücken der Kamele mitgenommen. Ihre Marine ist kaum der Rede werth. Ein paar größere Kriegsschiffe, die einzigen, die sie hatten, wurden 1829 von dem östreichischen Geschwader im Hafen von Tarrache verbrannt, und somit blieben ihnen nur einige kleine Ruderbarken zur Kaperei übrig. Festungen haben sie nicht, und alle ihre Hafenstädte sind wie Tanger höchst elend befestigt, sodaß sie kleinen halbwegs kräftigen Angriffe widerstehen können. Die Häfen sind äußerst unsicher und ohne Damm. Ihre Truppen sind in Hausen zu 500 Mann und Unterabtheilungen zu 100 geordnet. Die Wahl der Offiziere kommt dem Statthalter zu, der sie ohne Rücksicht auf Talent aus seinen Lieblingen wählt. Sie zeichnen sich von den Gemeinen nur durch ein rothes oder blaues Unterkleid, oder schönere Waffen aus. Die Gesandtschaft war einen ganzen Monat in Tanger aufgehalten worden, theils, hieß es, wegen Wassermangel in den Provinzen, theils wegen einer ausgebrochenen Empörung. Endlich erschien ein Favoritneger des Sultans, sein oberster Thereinschenker, mit 220 Maulthieren, um das Gepäck der Gesandtschaft und die Geschenke des Kaisers an den Sultan zu tragen, und holte sie nach dessen dermaliger Residenz, Mequinez, ab. Nach einem elftägigen Marsche durch unwirthliche baumlose Gegenden, meist hügelige Ebenen, langten sie daselbst an. Von Städten hatten sie nur das berühmte Alkassar berührt, bei dem der König Sebastian von Portugal das Leben verlor. Die Nächte hatten sie immer in dem Lager zugebracht, das sie mit sich führten. Man war bemüht gewesen, ihnen die Reise so beauem als möglich zu machen, allein sie war dennoch höchst beschwerlich gewesen, theils wegen des ungeheuren ungeflumen Andrängens des Volkes, vor dessen Ehrlichenhaß sie die starken Reiterabtheilungen, die sie immerfort begleiteten, kaum zu schützen vermochten; theils wegen des der Gesandtschaft zu Ehren ewig wiederholten Pulverspieles, des oben beschriebenen Manoeuvres, das ihren Marsch verzögerte und sie oft mit Staub und Pulverdampf fast erstickte; theils wegen der fürchterlichen, unerträglichen Hitze und Ermangelung alles Schutzes dagegen, ja sogar genießbaren Trinkwassers. Mequinez liegt wahrhaft prächtig mit seinen unzähligen Moschenthürmen terrassenförmig, in einer unübersehbaren Ebene, die mehre Flüßchen durchziehen; westlich ragen die Bergzüge des kleinen Atlas mit violetten Farbentönen hervor und contrastiren wundersam gegen das dunkle Grün der Olivenwäldchen in der Nähe, und über diese üppige Vegetation, in der auch wieder Spuren von Cultur zu sehen waren, spannt sich der dunkelblaue, wolkenlose, weite Himmel aus.

Die Gesandtschaft mußte acht Tage warten, ehe die Audienz erfolgte, und nicht eher durfte Einer von ihr das Haus, worein man sie eingeschlossen hatte, verlassen, um die Stadt zu besehen. Als sie endlich erlöst wurden, fanden sie, daß die Straßen eng, unfreundlich, ungepflastert und voll des ekelhaftesten Schmutzes, die Häuser meist aus Lufttiegeln oder röthlichen Sandsteinen erbaut waren und ein finsteres, zum Theil verfallenes Aussehen hatten. Diese erste Audienz erfolgte in einem Hofe der Kasbah unter freiem Himmel. Die Ceremonien dabei hatten nichts Außerordentliches, nur daß in dem Festzuge bei der Annäherung des Sultans auch ein zweirädriges Fuhrwerk war, das ein geschmücktes Maulthier in der Gabel zog, und welches ein Zeichen der Herrlichkeit und Macht des Sultans vorstellte, sich willkürlich bald zu Pferde bald zu Wagen weiter befördern zu lassen. Der Sultan, vor dem alle anwesenden Garden, mehre tausend Mann, mit dem Gesicht zu Boden stürzten, erschien in Gegenwart der barrenden Gesandtschaft, umgeben von seinen Würdenträgern, auf einem rasafarben- und goldgezäumten Schimmelhengste unter dem Zurufe des Volks. Er riet zu den Delegaten bis auf wenige Schritte heran und richtete seine Worte unmittelbar gegen den Dragoman: eine bedeutende Gunst, da dies sonst nur aus großer Entfernung durch den Mund des Ministers geschieht. Der Dragoman lag auf dem Boden und durfte nur erst auf erhaltene Erlaubniß sein Gesicht erheben, worauf er unter nochgetrahmtem Zittern auf den Knien bald gegen den Sultan, bald gegen den Gesandten rutschte. Der Sultan war damals etwa 40—45 Jahre alt, von einnehmender, edler Gestalt und ganz wie die übrigen Mauren gekleidet, nur daß seine Kleider gleichher, feiner und blendender weiß waren. Ein reicher schwarzer Bart beschattete sein Antlitz, das die gelbe Farbe eines Mulatten trug, da seine Mutter eine Negerin aus der Klasse gewesen sein soll. Seine Züge waren angenehm und leutselig, seine schwarzen Augen etwas offenliegend, was das Wohlleben des Harems. Auffallend war die Länge seiner Fingernägel. Er wechselte einige Freundschaftsversicherungen mit den Delegaten, nahm das lateinische Schreiben des Kaisers durch seinen Minister in Empfang und ritt dann wieder in seinen Palast. Hierauf durfte die Gesandtschaft dessen Inneres und die Gärten sehen. In dem Palaste waren nur etwa sehr schöne Fußteppiche, Holzschnitzereien bemerkenswerth, die Gärten dagegen wahrhaft paradiesisch und gingen, von einer Terrasse aus gesehen, so weit das Auge reichte. Unzählige Wäldchen von Orangen- und Citronenbäumen bildeten ein frischgrünes weites Meer, aus dem nur hier und da eine schlanke dunkle Cypresse, oder die reiche Laubkrone einer Dattelpalme aufragte. Feigenbäume, mit Rebengurlanden behangen, wechselten unten mit süßduftenden Jasmin, oder Rosengesträuche, oder mit großen, bunten, reichen Blumenbeeten ab. Ueberall sehr belebt von Weinreben, Jasmin und Gaisblatt dotten ihren kühlenden Schatten dar und umfassten blendend weiße Marmorbecken mit plätschernden Springquellen, oder führten zu luftigen Gartenhäuschen, in denen Ruhestätte angebracht waren. An diesem Tage sandte der Sultan den Delegaten sein Hoforchester, vier maurische Musiker, zur Tafel, und einer von ihnen kratzte auf seiner europäischen Geige die Melodien: „Marlborough s'en va-t-en guerre" und „God save the king", ab. Tags darauf erst wurde nun der Bann von den Mitgliedern der Gesandtschaft genommen, und sie konnten, jedoch natürlich nur mit einer Bedeckung von Soldaten, die Stadt besuchen, welchen Umstand sich der schmutzige Geiz und die Habsucht, welche die Marokkaner bei allen Gelegenheiten zeigten, nicht entgehen ließ, um sie zu prellen; sie mußten jedesmal für jeden Soldaten einen pfanischen Dukaten zahlen. Mequinez hat etwa 40—50,000 Einwohner und 22 Moscheen, welche der einzige Ort sind, wo ein Schein von Reinlichkeit herrscht. Der Geiz der Marokkaner gab sich recht auffallend auch bei Gelegenheit der Geschenke kund, die der Sultan machte und empfing. Die letztern waren Gold- und Silbergeräthe, Uhren, prächtiges Porzellan, kostbare Stoffe, Kaffee, Thee, Zucker und Liqueur; die erstern dagegen zwei kolossale Strauße, acht Pferde, fünf Gazellen, die aber gleich darauf starben, ein Leopard, mehre schöne Saiks von Seide und Goldstoff und sammetne mit Gold gestickte Teppiche aus der Fabrik von Fez. Die beiden Delegaten erhielten überdies ebensalls jeder zwei Pferde. Diese aber sowol wie die

Digitized by Google

für den Kaiser waren so schlechte Mähren, daß man sich gezwungen sah, zwei davon sogleich zum Austausche zurückzuschicken, bei dem nur kein Vortheil herauskam. Der Sultan mag wol bessere Geschenke bestimmt haben, allein diese sind wahrscheinlich in Marokko, wie es ja auch in dem größten europäischen Reiche bei solchen Gelegenheiten geschieht, in andere Hände gewandert. Da es Landesgebrauch ist, vor dem Sultan nie mit leeren Händen zu erscheinen, so hatten die Gesandten gleich bei ihrer Ankunft, sobald sie hörten, sie würden zwei Audienzen haben, ihre Geschenke in zwei Hälften getheilt. Allein der Sultan erfuhr dies und ließ ihnen sagen: er sehne sich, Alles mit einem Male in Empfang zu nehmen, und sie möchten es nur das erste Mal mitbringen, er wolle bei der zweiten Audienz nichts fodern. Sein Wunsch wurde erfüllt. Als man nun aber bei der zweiten Audienz keine Miene machte, Geschenke vorzubereiten, so ließ der Sultan wieder sagen: die Gesandten möchten ihr Gepäck durchsuchen, es würden sich gewiß noch einige Reste Zucker und Kaffee finden, und wenn auch nur ein Koffer voll, er würde Alles nehmen, was dann auch pünktlich geschah. Auch muß man bei jeder Botschaft vom Sultan ein Geschenk zahlen, und so geschieht es deshalb, daß oft mehre Mauren mit einer und derselben Nachricht kommen. Bei der Abschiedsaudienz fanden sie den Sultan in einem Alkoven auf goldenem Divan unter einem Thronhimmel, von seinen Ministern und Hofleuten umgeben. Gleich darauf trat die Gesandtschaft auf dem nämlichen Wege die Rückreise an; ihn über Fez, die blühendste Stadt des Reiches, nehmen zu dürfen, war ihr abgeschlagen worden. Der Rückweg war minder beschwerlich, weil die Vegetation unterdeß sehr zugenommen hatte und die Sonnenstrahlen minder stechend geworden waren, auch diesmal die lästigen Ceremonien und Pulverspiele wegblieben. Da sie jedoch ohne Geschenke reisten, so bekümmerte man sich wenig um sie, und sie hatten oft die größte Noth um Lebensmittel.

Das Kaiserthum Marokko — holen wir noch nach — besteht bekanntlich aus den drei Reichen: Fez, Marokko und Tafilet. Die erstern zwei zerfallen in die Provinzen: Sus, Haha, Gezula, Erhamma, Dukala, Ulada, Jedia, Zerarra und Sledma. Jede derselben umfaßt mehre Paschaliks, deren Oberhaupt der Sultan wählt und nach Gefallen absetzt. Die Tribus oder Unterabtheilungen der Paschaliks dagegen umfassen große Familien oder Stämme, die in den Duars oder permanenten Dörfern beisammen leben. Über den Tribus steht ein Scheikh, immer die ältesten Sprößlinge des Stammes, die den Adel bilden, oder die Richter sind, Steuern eintreiben, Lagerplätze bestimmen u. s. w. Die Lagerplätze werden aufgeschlagen, wo eine gute Weide für die Kameele ist, oder wo man das Feld bebauen will, und die Duars bestehen aus elenden Schilf- oder Erdhütten, aber nur aus Zelten, die in Form eines Halbmondes aufgeschlagen werden, um gegen Sonne, Sturm und Regen zu schützen. Ist die Ernte vorbei, oder finden die Kameele nichts mehr zu fressen, so zieht man in eine andere Gegend, und so findet denn nur in der Nähe von Städten ein eigentlicher Grundbesitz bei der so geringen Bevölkerung statt.

Festgesetzte Abgaben der Unterthanen an die Regierung gibt es in Marokka nicht, sondern Zeit und Umstände bestimmen sie. Der Scheikh berichtet nämlich über den Ertrag der Ernte an den Pascha und dieser an den Sultan, der darnach die Größe der Steuer bestimmt, die meistens nicht drückender sein kann. Scheint sie dem Pascha unerschwingbar, so wagt er wol einmal auf die Gefahr hin, in Ungnade zu verfallen, eine Vorstellung; doch setzt er so zugleich das Wohl der Provinz auf das Spiel, denn ist dem Sultan durch seine Vertrauten eingegeben worden, die Weigerung sei Böswilligkeit des Volks, so überfällt er die Provinz wol mit seinen Garden verheerend und mordend und raubt, was man ihm nicht geben wollte. Dies heißt in der Landessprache „eine Provinz auffressen". Ist dagegen der Sultan billig gestimmt, so läßt er das Volk um die Moschee versammeln und in die Hände seines Abgesandten schwören, daß man wirklich nicht mehr geben könne, als man angegeben, und begnügt sich damit.

Einen gewissen Distrikt, durch den die Gesandtschaft kam, bewohnten sonst Berberhorden; der Sultan hatte sie aber vorher, um seine Geschenke vor deren Raublust zu schützen, in die Gebirge treiben lassen. Diese ältesten Bewohner des Reiches halten sich meist in den wilden Gebirgsschlchten des Atlas auf und kommen nur dann in die Ebene, wenn Noth oder Raublust sie antreibt. Dann stürzen sie mit Blitzesschnelle über die Araber und Mauren, plündern Alles, was ihnen in den Weg kommt, und sind ebenso schnell wieder von dannen. Indessen sind sie nicht ohne Cultur und treiben an manchen Orten Bergbau. Sie theilen sich auch in Tribus, bauen sich aber nie an und wohnen in Hütten aus Baumästen oder in tiefen Erdlöchern. Ihre Sprache ist von der maurischen ganz verschieden und soll keine Ähnlichkeit mit irgend einer bekannten Sprache haben. Die in der Ebene sind Mohammedaner geworden; die Übrigen haben gar keine Religion, verehren ihre Priester oder Marabauts, deren jeder Tribus einen hat, zugleich als Gott, Arzt, Richter und Rathgeber. Sie sind mittelgroß und äußerst mager, aber dennoch kräftig und ausdauernd; ihre Gesichtsfarbe schwarzbraun, die Haare schwarz, doch scheren sie dieselben bis auf ein Zöpfchen am Scheitel ab. Ihre Kleidung ist die der Mauren. Ihre Weiber sind unverschleiert, aber selten von angenehmer Gesichtsbildung, wiewol sie meist schöne schwarze Augen haben. Ihre Heirathen schließen sie ungefähr wie die Mauren ab, nur daß die Mädchen keine Mitgift erhalten, sondern der Bräutigam die Braut für Geld oder Vieh dem Vater abhandelt.

Unser Reisender gibt eine kurze Übersicht der Beherrscher von Marokko seit 200 Jahren, die von andern bekannten Angaben etwas abweicht. Die lithographirten Landschaften, die dem Buche beigegeben, sind fast unter dem Mittelmäßigen, allein die colorirten Trachten und Portraits viel besser. 42.

Notiz.

Lavater.

Als Wilberforce in der Schweiz reiste, besuchte er auch den Physiognomen Lavater. Dieser äußerte, die Engländer zeichneten sich zumeist durch glatten Vorderkopf und scharfgezeichnete Augenbrauen aus. Ein anderes Mal kam er auf Offenbarungen zu sprechen und erzählte auch Folgendes. „Ich war einst Säckelmeister einer milden Stiftung und hatte deren Gelder in Verwahrung. Da kam ein Freund zu mir und bat mich um eine bestimmte Summe; bekomme er sie nicht, so sei er morgen bankrott. „Ich würde Ihnen das Geld gern geben, aber ich habe es nicht." — „Sie haben die Stiftungsgelder in Verwahrung", entgegnete er mir; „vertrauen Sie mir das Geld an, ich zahle es wieder, ehe Sie Rechnung ablegen müssen; retten Sie mich vom Untergange!" Ich that ihm endlich, wiewol ungern und mit Widerstreben, seinen Willen. Wie ich vorausgesehen hatte, so kam es: er war nicht im Stande, zu zahlen, als der bestimmte Tag kam, und doch mußte ich Rechnung ablegen. Ich betete inständig zu Gott, er möge mir einen Weg zeigen und Mittel an die Hand geben, damit ich aus dieser schwierigen Lage erlöst würde. Ich erhob mich dann von meinen Knien und begann in meiner Betrübniß alle Schubladen zu durchsuchen und zusammenzuraffen, was ich besaß. Da fiel plötzlich mein Blick auf ein kleines Papier, das ich gar nicht kannte; ich nahm es in die Hand, es war Geld darin; ich mache es auf, und siehe, ich finde grade die Summe, welche ich nöthig hatte, um richtige Rechnung ablegen zu können. Wie es aber dahin gekommen, ist mir bis auf den heutigen Tag ein Geheimniß geblieben." 53.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 193. — 12. Juli 1838.

1. C. A. Böttiger's kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. Erster Band.
2. Palaeologus. Kleine Schriften meist antiquarischen Inhalts von H. Hase.

(Beschluß aus Nr. 192.)

Freilich aber hat Hr. Sillig als Herausgeber seine Aufgabe in ganz andern Sinne gefaßt; er ist von einer so außerordentlichen Verehrung gegen Böttiger's Leistungen erfüllt, die sich ohne Zweifel auf die ehrenwertheste Weise aus seinem persönlichen Verhältnisse zu ihm erklärt, daß er es dem deutschen Publicum schuldig zu sein glaubt, auch kein geringes Zettelchen unberücksichtigt zu lassen, das Böttiger je hat ausgehen heißen; denn nicht nur die eigentlichen archäologischen Aufsätze desselben mit wenigen unumgänglichen Ausnahmen sollen wiederabgedruckt, sondern auch die ganze Masse der kleinen Arbeiten soll ausgebeutet werden, welche er über ganz heterogene Gegenstände der modernen Literatur und Kunst in verschiedenen Zeitschriften geliefert hat, und welche sehr häufig benutzt sind, um dem Publicum mitten in einer ganz andern belletristischen Verhandlung irgend eine archäologische Kleinigkeit beizubringen. Die erste Sammlung solcher Auszüge bildet unter dem Titel: „Antiquarische Analekten", einen Anhang zu dem vorliegenden ersten Bande, während die andern Schriften in drei Abtheilungen zerfallen, welche die Mythologie, das Bühnenwesen und antiquarische Scherze begreifen. Das letztere Genre war eigentlich Böttiger das liebste, und man darf nicht glauben, daß etwa die von dem Herausgeber nicht banach benannten Rubriken nicht auch des Böttiger'schen Scherzes die Fülle enthielten. Wie mühsam es gewesen ist, die kleinen Schriftchen, die in einer Masse von zum Theil nichts weniger als archäologischen Zeitschriften zerstreut sind, alle zusammenzubringen, wird ein Jeder dem Herausgeber gern glauben, der Böttiger's Schreibseligkeit kennt; auch ist dafür ein hinlänglicher Beweis das dem ersten Bande vorgesetzte Verzeichniß von Böttiger's sämmtlichen Schriften, das nicht weniger als 138 kleinere und größere für sich gedruckte Schriften, 1400 Aufsätze, die in 63 Journalen u. s. w. zerstreut sind, nebst 12 Vorreden und 6 von Böttiger herausgegebene, nicht verfaßte Schriften enthält. Hr. Sillig hofft und bittet darum, daß dies gewaltige Verzeichniß noch durch Nachweisung des von ihm Übersehenen vervollständigt werden möge, was um der schriftstellerischen Ehre des Verstorbenen willen kaum zu wünschen ist, da hierbei nur noch immer mehr heraustreten würde, in welche unendliche Fläche von gleichgültigen, des Andenkens nicht werthen Arbeiten er sich ausgoß. Und wenn am Ende auch ein so ängstlich vollständiges Verzeichniß gebilligt werden mag, dessen Nutzen übrigens schwerlich zu der Mühe, die es gekostet hat, in richtigem Verhältnisse steht, so ist doch jedenfalls das sehr anzurathen, daß Hr. Sillig bei der Auswahl der abzudruckenden Schriften mit weit größerer Strenge verfahre und nur die aufnehme, in denen Böttiger wirklich in gewisser Weise seinen Stoff hat erschöpfen können, und die nicht durch neuere bessere Leistungen schon überflüssig geworden sind, wobei denn freilich eine selbständige Prüfung des wahren Gehalts unerläßlich ist; namentlich aber möchten Aufsätze, deren Interesse blos in die Darstellung gelegt ist, ganz und gar keine Berücksichtigung verdienen; denn wie vortheilhaft sich auch oft Böttiger's Styl von der Dürre, Trockenheit und Ungelenkigkeit anderer Philologen unterscheidet, so ist derselbe doch an sich nicht von so großem Werthe, daß man darüber die Mangelhaftigkeit des Sachlichen übersehen könnte; wenn er einmal dazu gedient hat einige Unterhaltung zu gewähren und über eine unerquickliche Materie hinwegzuhelfen, so ist das genug. Im Übrigen ist Böttiger's Humor sehr zahm, und aller Scherz und Witz reducirt sich auf ein gewisses Spiel mit den gewählten Bezeichnungen, in denen eine sehr gelinde Pikanterie liegt, ohne alle Kühnheit und Genialität; nicht selten aber findet sich darin etwas Herbeigezogenes, Widerliches, Armseliges. Was übrigens den Inhalt anlangt, so ist schon aus dem Obigen ersichtlich, daß es überall an treuer, tiefer Erforschung des Materials, noch mehr aber an Ideen fehlt; daß sich meistentheils die Sache auf eine ansprechende Zusammenstellung hübscher Notizen der Curiosität wegen reducirt, ohne wahren wissenschaftlichen Nutzen, ohne tiefergehenden, ernsten Zweck. Dies im Einzelnen an B.'s Arbeiten nachzuweisen, wäre, selbst wenn hier der Ort dazu wäre, doch nicht mehr an der Zeit, da das Urtheil darüber längst bei allen Einsichtigen feststeht.

Es ist nicht des Ref. Schuld, daß gegen den Spruch: De mortuis nil nisi bene hier wieder hat auf Böttiger's

Digitized by Google

schwache Seiten hingewiesen werden müssen; es ist vor allen Dingen die Wahrheit zu sagen, da er einmal wieder dem Publicum vorgeführt werden soll, und Ref. glaubt dies mit möglichster Schonung gethan zu haben. Die ausgezeichnete Sorgfalt des Herausgebers ist mit gebührendem Lobe anzuerkennen.

Mit den Böttiger'schen Schriften die oben genannte des Hrn. Hase zu verbinden, ist sowol nach dem Verhältniß der Personen als nach dem der Schriften selbst angemessen. Zwar weiß allerdings Hr. Hase ein anderes Muster, dem er nachstrebt, nämlich Friedrich Jacobs, und sein Wunsch ist, daß dem „Paläologus" eine Stelle neben Lange's vermischten Schriften und Reden zugestanden werde: eine Wahl, die gewiß Jeder als die beste anerkennen wird, welche der Verf. treffen konnte. Indeß sind doch auch deutliche Beziehungen zu Böttiger vorhanden, wie namentlich der letzte Aufsatz: „Kuchenplastik", deutlich zeigt. Aber wie selbst in diesem Genre der Böttiger'sche Humor noch nicht einmal erreicht ist, so zeigt der Verf. überhaupt in der Darstellung weit weniger Leichtigkeit, als daß hierin das Anziehende liegen könnte; obendrein kommt noch dazu, daß die Wahl der Stoffe größtentheils verfehlt ist, wenn dabei, wie unverkennbar ist, die Absicht war, ein größeres Publicum zu interessiren. Fast die ganze erste Hälfte des Buches, welche eingenommen wird von den Abhandlungen über den Farnese'schen Congius zu Dresden, über das ptolemäische und das philetärische Fußmaß, über die Rechnung mit Brüchen bei den Griechen, über Dressurpferde und Kunstreiterei bei den Alten, ist doch in der That von der Art, daß dabei füglich nur philologische Leser vorausgesetzt werden können, und es wäre demnach das Publicum dafür nicht verkleinert, sondern im Gegentheile vergrößert worden, wenn sich der Verf. der lateinischen Sprache bedient hätte. Er versichert selbst, daß seine Arbeiten nicht ohne Mühe entstanden sind, und es muß anerkannt werden, daß er mit rühmlichem Fleiße und sorgsamerer Forschung, als sie Böttiger gewöhnlich anwendete, sich in möglichst vollständigen Besitz der für seine Zwecke dienlichen, meist sehr abgelegenen und zerstreuten Materialien gesetzt und sie zweckmäßig verarbeitet hat; aber von scharfsinniger Combination, von geistreicher Auffassung und wahrem innerlichen Leben, das nie durch fleißige Zusammenstellungen des Positiven, sondern nur durch die Herrschaft der Ideen erreicht wird, ist hier keine Spur zu finden, ja, es war dazu nicht einmal Veranlassung, da das Meiste zuletzt doch nur wie bei Böttiger auf einzelne Notizen und Curiositäten hinausläuft. Der Verf. verkennt daher den wesentlichen Unterschied, der zwischen ihm und seinen oben erwähnten geistreichen Vorbildern besteht. Jacobs ist ein Lieblingsschriftsteller für ein zahlreiches Publicum geworden und das mit Recht; er ist ein Mann, cujus se pectore tota vetustas condidit et major collectis viribus exit, wie Claudian in einem andern Falle sagt; er durchdringt und reproducirt das Alterthum geistig, und da er zugleich echt deutscher Rede und Bildung Meister ist und die Liebenswürdigkeit und den Adel in sich vereinigt, welches die schönsten Früchte der innigen Durchdringung beider Seiten sind, so ist eben seine Einwirkung auch eine geistige, lebendige und das fremde, todte Material befruchtende. Dasselbe würde sich auch von Lange vielleicht in ziemlich gleichem Grade haben sagen lassen, wenn dem vortrefflichen Manne ein längeres Leben und eine freiere Muße beschieden gewesen wäre, um seinen reichen Geist in größerer Ausdehnung zu entfalten. Hr. Hase hat ein ganz anderes Verdienst, das an sich auch nicht zu verachten ist, sondern gewiß immer gebührende Anerkennung findet, wenn sie in dem rechten Sinne verlangt wird. Die noch nicht genannten Abhandlungen sind folgende: „Zur Geschichte des Weihrauchs"; „Zur Geschichte der Arabesken"; „Über den Schutzpatron der Maler, den Evangelisten Lukas"; „Die Anfänge der Obstcultur im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen;" „Ikonographisches über die Jungfrau von Orleans". 1.

Abafi, von Nikolaus Jósika. Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumund. Zwei Theile. Leipzig, Scheld und Comp. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn ein jedes Geistesproduct als solches Theilnahme in Anspruch nimmt, so wächst dieselbe nach Maßgabe der Originalität des Werks. Ist nicht über die Lieder des David, über die Gesänge des Ossian, über das Epos des Homer ein geheimnißvoller Zauber gegossen, der dadurch unauflösbar wird, daß bei diesen alten Dichtern die Originalität so zu sagen zur Uranfänglichkeit wird, die uns in das Urleben des menschlichen Geistes und Gemüths zurückführt? Da nun im gegenwärtigen Augenblicke unsere deutsche Literatur an originellen Leistungen nicht sehr reich ist, so interessiren wir uns vielleicht schon deshalb mehr, als das in andern Perioden geschehen ist, für die Productionen der Fremden. In dieser Rücksicht hat sich nun in der letzten Vergangenheit uns wieder eine Perspective eröffnet: wir haben die deutsche Übersetzung eines der neuesten ungarischen Romane, „Abafi", bekommen.

Als in den vergangenen Decennien das Interesse für die ungarische Literatur in Deutschland angeregt wurde — das kleine Buch von Franz Toldy: „Blumenlese aus ungarischen Dichtern", hat viel dazu geholfen —, traten gleich Viele auf, welche sagten, man dürfe die ungarische Poesie nicht zu streng beurtheilen, weil doch die Sprache dieses Volkes nicht einmal zu den gebildeten europäischen Sprachen gerechnet werden könne. Allein diese Behauptung erscheint als eine durchaus unbegründete, wenn wir bedenken, daß der Genius sich überall eine eigne Form schafft, und daß er die Schwierigkeit der bestehenden mit Kühnheit und mit Glück überwindet. Wie das geschehen könne, und wie es wirklich geschehe, das sieht man an den arabischen, hebräischen, indischen Dichtern, von denen Manche Unerreichtes geleistet haben. Was übrigens den vorliegenden Roman betrifft, so ist der Verf. desselben keineswegs ein reiner Naturdichter in der Art, daß ihm fremder Völker gleichartige Dichtungen noch nicht bekannt gewesen wären, oder daß sein eignes Volk Ähnliches nicht aufzuweisen hätte. Von dem letzten gibt die Übersicht der ungarischen Literatur Zeugniß; das erste geht schon daraus hervor, daß unser Autor zu Überschriften seiner Capitel kurze Phrasen aus englischen, französischen und deutschen Schriftstellern hat wählen können. Unrecht aber würde es sein, wenn man diese Bekanntschaft daraus herleiten wollte, daß manche Wendungen in unserm vorliegenden Roman denen in den ordinairsten Romanen aller Nationen sehr gleichen; denn diese Ähnlichkeit könnte vielleicht darin ihren Grund haben, daß unser „Abafi" von überwiegend historischer Natur ist. Wenn

Digitized by Google

übrigens der Charakter dieses Romans scharf bestimmt werden soll, so muß ich denselben als einen historisch-psychologischen bezeichnen. Der Dichter dieses Werks scheint sich der Psychologie mit Vorliebe und nicht ohne Glück zugewendet zu haben; diese Verbindung der Psychologie mit dichterischer Darstellung zeigt sich am gelungensten in der Schilderung eines Traumes, in welchem ein Mädchen, Gizella mit Namen, das Geheimniß ihrer Liebe zu dem Helden der Geschichte ausplaudert. Jenes Ineinanderhinüberspielen von Träumen und Wachen, jenes Zurückfallen aus dem Wachen in das Träumen, jenes mysteriöse Halbwachen ist mit meisterhafter Wahrheit wie hingezaubert; ein in eine Anmerkung zusammengedrängtes Raisonnement darüber zeugt aber von tiefem Studium und von der glücklichsten theoretischen Auffassung dieses Geisteszustandes.

Allein so gewiß es ist, daß der Dichter eines Romans einen richtigen und scharfen psychologischen Takt besitzen muß, so augenfällig ist es, daß viele Romane grade deshalb gar keinen poetischen Werth haben, weil sie blos Exempel zu psychologischen Aufgaben zu sein scheinen. Bisweilen fürchtet man wirklich, unser Nikolaus Jósika gerathe auf diesen Abweg, insonderheit in jener Partie, wo er psychologisch entwickelt, wie es geschieht, daß Abafi sich in die politischen Angelegenheiten Siebenbürgens mischt, während unsern Helden das Läuterungsfeuer der Begebenheiten dazu hätte umschmelzen und die Flut des Lebens dahin hätte werfen müssen. Indeß, wenn ich dagegen halte die Darstellung jenes oben erwähnten Traumes, die gewaltige Izidora, den ungeheuern Dandar, den trauernden Deli Markó, so kann ich nicht behaupten, daß der Verf. von der Abstraction der Theorie ausgegangen sei, — er entfaltet poetisches Talent. Freilich ist damit immer nur Einzelnes gelobt, und es kann nicht verschwiegen bleiben, daß das Ganze des Romans keine vollkommne Einheit hat, indem in demselben zwei Theile, die sogenannte Liebesgeschichte und die Geschichte des politischen Lebens, mehr nebeneinander bestehen, als daß die eine die andere motivirte. Daraus geht nun für den gewöhnlichen Leser der Nachtheil hervor, daß der Zusammenhang nicht selten verloren geht und die leichte Auffassung des Ganzen gestört wird. Ebenso wenig darf es verschwiegen werden, daß der Verf. im Anwenden von Nebenpersonen kein großes Talent entwickelt, was um so fühlbarer wird, da er in dem Kampfspiel und am Hofe die Personen, man kann sagen, cohortenweis vorführt. Was ferner die Schilderung des Lebens am Hofe, die Darstellung der einzelnen Helden und ihrer Kriegsabenteuer betrifft, so findet man darin zwar Alles höchst detaillirt — der Verf. sagt, daß der Ungar das gern habe —, aber es ist ohne Perspective und sehr wenig lebensvoll gehalten, wenn man nur die gewöhnlichsten und bei dem Lesepublicum beliebtesten Darstellungen, z. B. des Herrn Blumenhagen, damit vergleicht.

Wenn ich nun über einzelne Personen des vorliegenden Werks Einiges sagen soll, so scheint mir die Hauptfigur des „Abafi" in der Anlage und in der Ausführung total verfehlt zu sein. In der Anlage, weil Abafi im Beginn der Erzählung als ein so geistig Todter, sogar des Mitgefühls Beraubter auftritt, daß auch nicht eine Saite seines Wesens den Leser freundlich anspricht. Selbst die Art und Weise, wie Abafi sich aus dem wilden Wuste seines tollen Lebens herausreißt, und wie er dazu kommt, das Niedrige und Gemeine von sich zu thun, ist eines Helden nicht würdig. Es heißt in dieser Rücksicht (Th. 1, S. 41): „So verdorben Abafi's Gemüth auch immer sein mochte, so konnte sich doch sein heller Verstand und sein richtiger Blick über die handgreiflichen Folgen einer guten Handlung unmöglich täuschen, insofern dieselbe, mit der vergänglichen Lust und der sie begleitenden Wirkung des Bösen verglichen, eine viel angenehmere Empfindung in ihm hervorrief. Nach einer guten That fühlte er sich gewöhnlich heiterer, ruhiger, zufriedener. Er selbst bemerkte dies anfangs lachend, später mit einer Art von Überraschung, nach und nach mit Aufmerksamkeit und endlich mit einer gewissen Zuversicht zu den beglückenden Folgen einer lobenswerthen Handlung, die ihn, wie er bereits erfahren, niemals täuschte" u. s. w. Und dasselbe Urtheil, was ich über die Anlage dieses Charakters gefällt habe, mache ich auch für die Ausführung desselben geltend, indem der Held der Geschichte keineswegs in der Art handelnd auftritt, daß er die Verhältnisse zu gestalten suchte, oder daß er gegen ein schlimmes Geschick mächtig ankämpfte, oder daß er auf seine Umgebung kräftigend, begeisternd, versöhnend einwirkte; er erscheint wie Einer, der von den Verhältnissen in einen festen bestimmten Port getragen wird, also, daß er von mehren Frauen geliebt wird und Diejenige bekommt, welche am wenigsten Aussicht dazu hatte. Unwillkürlich mußte ich mir bei der Person dieses Helden das bekannte Wort wiederholen:

Weiber, Glück und Gold
Sind allen Narren hold!

Gegensätze zu den Hauptheldeu bilden, erstens Deli Markó, der mehrmals in wahrhaft antiker Haltung auftritt; zweitens Dandar, eine plastische Figur, die ans Kolossale streift. Die Scene, wo Dandar seine frühere Geliebte im Walde am Quell findet und in einen Kampf der Liebe und Wuth gegen sie geräth, sowie der Moment, wo er die unglückliche Izidora zum Tode verwundet mit dem Pfeil, den er auf Abafi angelegt hatte, dient als Beleg zu diesem Urtheil.

Was die Frauen in diesem Roman betrifft, so sind drei derselben, Cristierna, Margit, Gizella, von zu feinem Colorit gegen das Ensemble des Übrigen. Alle Drei, von ähnlichem Charakter, lieben den Abafi; allein so einfach und so leicht durchsichtig das Verhältniß der Cristierna und Gizella zu Abafi ist, so wenig hat mich die Margit angesprochen; diese ist nämlich die Entsagende; aber man erfährt es eigentlich gar nicht, ob ihr Verhältniß zu Abafi ein derartiges gewesen ist, daß Dasjenige Entsagung im wahren Sinne des Wortes ist, was sie so nennt.

In mehr als einer Rücksicht aber ist die Izidora für uns eine interessante Person, jedenfalls der gelungenste Charakter des Romans. Wenn man den Jean Paul'schen Frauen vorgeworfen hat, daß sie zu nebelhaft sind; wenn ich behaupten muß, daß die Frauen der neuesten Schule ein zweiter verwässerter Aufguß der Heinse'schen sind, und nicht selten blos Probestücke zu Theorien ihrer Autoren: so finde ich in dem Bilde der Izidora das ganze geheimnißvolle, so glückliche und so leidende, so hoffnungsreiche und so wirklichkeitsarme Leben eines echten, naturkräftigen Weibes entfaltet, vor der alle Wallys und alle Seraphinen, und alle Madonnen und Camillas wünschen müssen, daß sie in die ewige Nacht zurückgeführt werden möchten. Izidora ist ein ideales und doch rein menschliches Weib. Wer jemals das Bild einer Hagar, einer Ariadne, einer Thusnelda, der Johanna von Orleans sich ausgemalt hat, der findet in der Izidora Streiflichter von seinen Ideen: Alles groß, einfach, kolossal bisweilen. Und wer von Bildern wie Elisabeth von England, Katharina von Rußland, Christine von Schweden sich hinwegwendet, weil er in denselben einen Hohn liest gegen die Schranken der weiblichen Natur, der findet hier ein wahrhaft gewaltiges Weib. Ihre Leidenschaft ist ein Sturm, der hinbraust und vernichtet; ihre Freundlichkeit ist sanfter Mailuft-hauch; ihr Kampf ist nicht ein Kampf gegen die kleine Noth des Tages, es ist ein Kampf gegen das Geschick; ihr Entsagen ist nicht ein dumpfes Hinbrüten, es ist ein fortgesetzter Freudedienst am Altare des Unerreichbaren.

Demnach dürfen wir es als ein Resultat der obigen Untersuchungen feststellen, daß dieser Roman zwar nicht ein Werk aus einem Gusse ist, daß aber psychologischer Takt und poetisches Talent dem Autor nicht abgesprochen werden kann. 75.

Aus Italien.

Die „Biblioteca italiana" hat am 1. April d. J. einen ihrer Redactoren, Dr. Robustiano Gironi, verloren, dessen thätiger Mitwirkung diese Zeitschrift einen großen Theil ihres ver-

Digitized by Google

dienten Ruhmes verdankt. Zwar blieben ihr noch Carlini, Zumagalli und Brugnatelli als Redactoren, doch wird es nicht leicht sein, für Literatur und Gelehrsamkeit, die jener bisher bearbeitete, einen gleich gewandten und kenntnißreichen Ersatzmann zu finden. Gi ron i war am 24. Oct. 1769 geboren. Die großen Ereignisse in Italien machten ihn erst 1803 dem geistlichen Stande fremder, dem er als Lehrer der Rhetorik zu Gorla, später im bischöflichen Seminare zu Mailand angehört hatte. Durch den Minister des Innern der italienischen Republik erhielt er eine Anstellung bei der Bibliothek der Brera, in der er 1817 Bibliothekar ward, womit er später (1835) die Oberaufsichtsrolle einstweilig verband. Er hatte den Titel als k. k. Hofrath und war mit dem Orden der eisernen Krone ausgezeichnet. Durch Arbeiten für die periodische Presse, z. B. für den „Poligrafo" und die „Biblioteca italiana", wurde er von größern wissenschaftlichen Werken abgehalten; doch bewiesen seine Erläuterungen zum Kupferwerke über die Gemäldesammlung der Brera („Illustrazione dell' I. R. pinacoteca di Brera", drei Folianten) und die Erklärungen zu Ferrario's „Costumi", wo er Griechenland, Spanien und Portugal bearbeitete, für den Umfang und die Anwendbarkeit seiner Kenntniß. Seine besten Kräfte wandte er der Bibliothek zu, deren Vermehrung seine angelegentlichste Sorge und deren Ordnung sein Stolz war. Mit diesen Verdiensten verband er persönliche Liebenswürdigkeit, die seinen seit Jahren besorgten Verlust doppelt schmerzlich machte. Auch einen bedeutenden Mann im Fache des Genieswesens verlor die Lombardei am 25. Jan. mit dem Generaldirector der Straßen und Brücken Fil. Ferranti. Seine Relazione storica sulle strade del Milanese" (1823), sein „Progetto di miglioramento nella navigazione del lago di Como" (Mailand 1830) und die „Memorie intorno alle strade a rotaje di ferro" (Mailand 1837) werden seinen Namen in der Wissenschaft erhalten. Ferranti war zu Como 1778 geboren.

Unter den vielen Mundarten Italiens ist keine weniger durch gedruckte Werke zur allgemeinen Kenntniß gekommen als die von Pavia. Erst 1764 ist ein Buch, ein Kalender, in ihr gedruckt worden; aber neuerdings hat man öfteres und mit Erfolge sie zu Scherzen benutzt. Mit Beifall zeigen die italienischen Blätter die „Poesie pavesi di Gelsomini" (Pavia 1838) an, und wenn auch Ausländer nicht leicht es dahin bringen werden, ihr Salz ganz zu erfassen, weil selbst die Sprechung zu ihnen gehört, so werden sie doch nicht versäumen, ihre Sammlungen damit zu bereichern, die für Dialekt dadurch einen interessanten Beitrag gewinnen. Monti würde dieses Büchelchen als eine wichtige Erscheinung für die Fortbildung der italienischen Sprache gepriesen haben, die er im Eifer gegen die Toscaner als einen adsterbenden Stamm ansehen mochte, der durch Verschreiser wieder Kraft frischem Triebe gereigt werden müsse. Es gilt die Frage, hatte einer seiner Verehrer vor nicht langer Zeit öffentlich gesagt, ob wir überhaupt eine Sprache haben? Jetzt lächelt man über diese Kriege, die nie Triumphe haben können, und wer das Geistreichste über sie zusammengestellt lesen will, der vergleiche einen Artikel: „Amene lettere e critica letteraria", mit dem die „Biblioteca italiana" für 1838 beginnt wird. Auf die einstfurchtbaren Misterschriftsteller des Auslandes hinweisend, sagt der Verf. mit Dio Cassius: „Es ist eine schlimme Zeit, wenn ein Tyrann Niemanden nichts erlauben will, aber eine noch schlimmere, wenn Alle sich Alles erlauben."

Von der fleißigen Akademie der Wissenschaften zu Turin ist 1835 der achtunddreißigste und 1836 der neununddreißigste Band erschienen, die namentlich für Botanik von Moris, G. und P. Savi und Berteri, für Mineralogie von Marmora und Sismonda, für Aktronomie von Plana, für Chemie von Gavini und Avogadro, für Mechanik von Botto sehr beachtenswerthe Beiträge bringen. Weniger inhaltschwer ist die Abtheilung der moralischen, historischen und philosophischen Wissenschaften im neununddreißigsten Bande. Zu den dreißig, meistens durch sardinische Gelehrte bekannt gewordenen Entlassungsurkunden römischer Soldaten (honestae missiones) bringt dort Ritter Baille, der schon früher mehre erläuternt hat, eine neue hinzu; dann geben Baruchi, Gavedoni, Promis und Avri nicht wichtige numismatische Abhandlungen und Ritter Franc. Dmodei eine Untersuchung über die Brandraketen („Osservazioni intorno alla storia de' razzi"), die dadurch interessant wird, daß sie das bekannte (lateinisch geschriebene) Buch des Griechen Marcus („Liber ignium"), das la Porte du Theil zuerst herausgab, als eine Arbeit, die nach Erfindung des Pulvers entstand, nachweist und überhaupt viele Behauptungen Montgery's mit guten Gründen bestreitet. 6.

Bibliographie.

Bellegno, F., Reise-Novellen und Erzählungen. 1ster Band. 8. Berlin, Verein-Buchh. 1 Thlr. 6 Gr.

Bilder und Randzeichnungen zu Deutschen Dichtungen erfunden und radirt von J. B. Sonderland. 1ste Lief. Gr. Fol. Düsseldorf, Arnz und Comp. 2 Thlr.

Bitter, C., Paulus von Frommenhausen. Neueste Nachrichten aus dem Reiche. Zur Erbauung der Gläubigen. 8. Altenburg, Hetbig. 20 Gr.

Champagner-Schäume. Umbildungen P. de Kock'scher Skizzen von L. Seidelmann. 8. Stettin, Nicolai. 18 Gr.

de Chateaubriand. Der Congreß zu Verona. Der Krieg in Spanien. Verhandlungen. Die spanischen Colonien. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen von G. W. 1ster Band. 8. Hamburg, Berendsohn. 1 Thlr. 18 Gr.

Erzählungen und Skizzen des Schisses von Cervic. Aus dem Englischen von A. v. Treskow. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Gilbert, C., Opferkränze. Novellen und Gedichte. Gr. 12. Berlin, Burmeister und Stange. 20 Gr.

Günther, A., Die Juste-Milieus in der deutschen Philosophie gegenwärtiger Zeit. Gr. 8. Wien, Beck. 2 Thlr. 15 Gr.

Halm, F., Der Adept. Trauerspiel. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

— — Comoens. Dramatisches Gedicht. Gr. 8. Wien, Gerold. 8 Gr.

Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien, Bronzen und Mosaiken. Gestochen von H. Roux dem Aeltern und Ad. Bouchet in Paris. Mit erläuterndem Text deutsch bearbeitet von A. Kaestner. 1ste und 2te Lief. Schmal gr. 4. Hamburg, Meissner. Preis für 24 Lief. 5 Thlr.

Hitzig, J. E., über belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf. Ein Wort der Warnung für Jung und Alt. 8. Berlin, Verein-Buchh. 4 Gr.

Des Steuermanns Menken Ernst aus Bergen in Norwegen, Leben, See- Land- und Schnell-Reisen in allen fünf Welttheilen. Nach mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen, herausgegeben von G. Nick. Vom Jahre 1799 bis zum Jahre 1814. 1ste Lief. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 8 Gr.

Ossians kleine Gedichte übersetzt von *Karl Georg Neumann*. Gr. 12. Berlin, Herbig. 1 Thlr.

Stahmann, F., Die Norna. Oder: Die Geheimnisse des Wart-Hill-Felsens. Nordischer Roman. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Stolle, F., Gamelien. Novellen, Erzählungen und Genrebilder. 2 Theile. 8. Leipzig, Meisner. 2 Thlr. 12 Gr.

— — Elba und Waterloo. Ein historischer Roman. (Fortsetzung von „1815" von demselben Verfasser.) 3 Bände. 8. Leipzig, Meisner. 4 Thlr. 12 Gr.

Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 3ter, 4ter Band. 8. Mannheim, Hoff. Geh. 4 Thlr 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 194. — 13. Juli 1838.

Lieder von Niclas Müller, Buchdrucker in der Officin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Eingeleitet von Gustav Schwab. Stuttgart, Cotta. 1837. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Manche literarische Erscheinungen wirken mehr durch den Charakter der Curiosität, den sie an sich tragen, als durch ihren innern Werth; sie kommen in die Mode, sie werden überschätzt, und nach einiger Zeit erkennt man ihnen nicht einmal mehr das Verdienst zu, das sie wirklich haben; gegen nichts müssen wir uns so eifrig verwahren, als gegen die Vermuthung: auch die hier angezeigte Liedersammlung habe vorzüglich nur als eine Curiosität Bedeutung und gründe auf den Stand und Beruf ihres Verfassers Ansprüche auf besondere Nachsicht. Auch wollen wir nicht unsern westlichen Nachbarn darin nachahmen, daß wir eine solche Erscheinung sofort als ein sociales Phänomen ausposaunen und eine neue Aera der Bildung zu weissagen davon Veranlassung nehmen, sondern wir wollen die Gedichte als solche nach ihrem innern Werthe prüfen und auf des Dichters äußere Lebensumstände nur insofern Rücksicht nehmen, als sie den Satz bestätigen helfen: daß der echte Dichterberuf in den verschiedensten Lebensverhältnissen sich geltend machen und durchdringen kann.

Die Einleitung von G. Schwab erzählt, wie er mit N. Müller, Buchdrucker in Stuttgart, dadurch bekannt geworden, daß ihm dieser Gedichte zur Aufnahme in das „Morgenblatt" gebracht:

Diese erste Mittheilung enthielt zwar nichts in hohem Grade Eigenthümliches, doch lauter unmittelbar Empfundenes und mit der eignen Seele Geschautes. Was aber meine ganze Verwunderung in Anspruch nahm, war, bei mangelhafter Rechtschreibung, die zierlichste Vollendung der metrischen Form, die kunstgerechteste und sorgfältigste Handhabung des Reims.

Lob und Tadel seines „Führers", wie Müller Schwab in einem Gedicht nennt, trugen treffliche Früchte, und er brachte „immer frischere, immer vom Gemüth durchdrungenere Gaben seines Talents". Schwab gab ihm, eigner Verbesserungen sich enthaltend, immer nur Fingerzeige und Winke, war nur sein poetischer Gewissensrath, und seine Leitung brauchte nie in Vormundschaft überzugehen. Binnen etwa drei Jahren entstanden die nun in einer Sammlung vereinigten Lieder, deren Anordnung er unter Schwab's Anleitung selbst besorgt, die er mit einer Selbstbiographie begleitet und mit eigner Hand gesetzt und gedruckt hat. Aus seiner Biographie begnügen wir uns als Hauptmomente für seine geistige Entwickelung und Bildung anzuführen: daß er, ein Sohn armer Ältern mit vielen Kindern, 1809 (den Tag weiß er selbst nicht genau anzugeben) bei Ulm geboren, von seinen Ältern gut und fromm, jedoch auf eigne Art erzogen wurde, da sein Vater, seines Handwerk ein Teppichmacher, dabei ein großer Freund und Jünger der Alchemie, Liebhaber von Kabbalistischen Studien und ein Separatist, ihn nicht in die Schule schickte, sondern zu Hause im Lesen und in der Religion unterrichtete. Diese seltsame Haushaltung jedoch, die Freiheit, die dem Knaben zu Spaziergängen blieb, die Wohnung außerhalb der Stadt, die mysteriösen Studien des Vaters, die Frömmigkeit der Ältern, bei welchen relsende Missionnaire verschiedener Parteien, Stundenhalter von Brüdergemeinden, Theosophen, Alchymisten, Schatzgräber, Wunderdoctoren einkehrten, und wo von Swedenborg, Jakob Böhme, Welling, Stinger u. s. w. gesprochen und gelesen wurde — dies Alles war wol geeignet, auf eine empfängliche Phantasie und ein offenes, tiefes Gemüth dauernde Eindrücke und Müller's Kinder- und Knabenzeit poetischer zu machen, als der Cursus durch Schule oder Gymnasium zu sein pflegt. Erst später wurde er in eine Schule geschickt, und zwar in eine benachbarte Dorfschule, und ein Jahr nach seiner Confirmation ging er zu einem Buchdrucker in die Lehre. Während seiner Lehrzeit las er gar vielerlei, machte chemische Versuche und erfreute sich an der Natur, kann sich aber nur eines Verses aus jener Zeit erinnern, der Anfangsstrophe des einzigen Gedichts, das er damals machte. Nach beendigter Lehrzeit trat er seine mühe- und gefahrvolle Wanderschaft nach Wien und Ungarn an, wo er in seinem Geschäft arbeitete, und von wo er, als ihn die Conscription traf, zurückkehrte. Erst nach einigen Jahren erwachte in ihm die Lust und der Trieb, Gedichte zu machen, und zwar wurde er dazu veranlaßt durch kleine Proben von Gedichten eines Bekannten, welche den Gedanken in ihm erweckten: „so etwas könntest du auch machen, vielleicht auch noch besser!" Die Formen und Regeln der Poesie lernte er aus der Mozin's französischer Grammatik angehängten französischen Verslehre; das Meiste aber zur Ausbildung von Geschmack und Geschick thaten bei ihm

Digitized by Google

die deutschen Dichter, mit welchen er sich in seinen Freistunden aufs eifrigste beschäftigte. Noch viele interessante Züge wird der Leser bei eigner Lecture der einfach und treuherzig geschriebenen Selbstbiographie finden.

Die Lieder selbst zerfallen in sechs Abtheilungen: Natur, Liebe, Leben, Höheres Leben, Dichter und Dichtung, Balladenartiges. Unter der fünften Rubrik finden wir ein Gedicht: „Auf eine gemischte Liedersammlung":

Vermischt seid ihr gekommen
Hinein in mein Gemüth,
Nachdem es Theil genommen,
Nachdem es hat geglüht.

Frei hat euch ausgegossen
Des Dichters volles Herz,
Nachdem ihm zugeflossen
Kam Freude oder Schmerz.

So gehe nun hinwieder
Ein jedes kleine Lied,
Geht all ihr bunten Lieder
Hin ohne Unterschied.

Es wäre vielleicht nicht unangemessen gewesen, wenn der Dichter seine Lieder ohne Unterschied, d. h. ohne Unterscheidung durch verschiedene Rubriken, gegeben hätte; wir finden es ganz passend, daß man Lieder und Romanzen sondert, weil beides gewissermaßen verschiedene Gattungen sind; aber wenn der Eintheilungsgrund von den in den Gedichten behandelten Gegenständen durch eine logische Unterscheidung und Sonderung genommen wird, durch eine Subsumtion der Poesien unter Begriffe wie Natur, Leben, Liebe u. s. w., so scheint uns eine solche Classificirung, weil sie etwas Schematisches hat, nicht grade günstig, und dies auch darum nicht, weil eben in einer Sammlung von Gedichten, die sich in einer mäßigen Sphäre halten und von gleichartigen, unter sich nahe verwandten Gefühlen beseelt werden, eine ungesuchte, bunte Mannichfaltigkeit einen angenehmern Eindruck hervorbringt, als eine absichtliche Zusammenordnung des Gleichartigsten. Überdies läßt sich eine solche Classificirung schwer consequent durchführen, und z. B. in unserer Sammlung findet sich das herrliche Gedicht: „Das Thränenparadies" unter der Rubrik Natur, und der „Strom der Seelen" unter der Rubrik Leben, da doch beide vielleicht eher unter Höheres Leben zu subsumiren gewesen wären.

Mit Recht macht G. Schwab darauf aufmerksam, daß unser Dichter, der Östreich und Ungarn durchwanderte, in jener Ferne nicht auf eine Jagd fremder Bilder und Motive ausgegangen sei; in der That verrathen seine Lieder kaum durch irgend eine Spur den Einfluß von äußern Erlebnissen auf seine Seele; er hat keine fremde Costume und Scenen in seine Gedichte aufgenommen, und dies ist uns insofern wichtig, als es uns über die Quelle seiner Poesie einen unverkennbaren Wink gibt: diese Quelle ist bei Niclas Müller das Gemüth. Dem Gemüth ist, im relativen Gegensatz zur Einbildungskraft oder Phantasie, welche die flüchtige Beweglichkeit des Geistes bezeichnet, die Beständigkeit, Beharrlichkeit, Innigkeit und Treue eigen; der vorzugsweise gemüthliche Dichter wird sich auf einen engern Kreis von Gegenständen und Interessen beschränken, mit beharrlicherer Liebe dabei verweilen, er wird weniger Äußerliches, Fremdes und Neues in den Kreis seiner Poesie hereinziehen als derjenige, dessen Poesie mehr von der Phantasie stammt. Natürlich jedoch schließen sich Gemüth und Phantasie nicht aus, sondern ihre harmonische Verbindung, für welche es unendlich verschiedene Mischungsverhältnisse gibt, bedingt grade die poetische Trefflichkeit. Und wenn wir als die tiefste Quelle von Müller's Poesie das Gemüth nennen, wollen wir damit nur sagen, daß er seine Lieder nicht äußerlich schaffe und forme, aus mehr zufälligen Anschauungen, Ideen und Facten, sondern daß er sie aus seinem eigensten, tiefsten Leben zeuge, sie mit dem Mark seiner Seele nähre; daß, wie das Gemüth der Sitz aller Frömmigkeit ist, so die Pietät den Grundcharakter von Müller's Poesie ausmache; welch' eine reiche und schöne Phantasie aber diesem Gemüth gesellt ist, werden wir unten zeigen.

Pietät ist der Grundzug dieser Lieder, Pietät in ihren verschiedenartigen Offenbarungen, als andächtige, liebende Versenkung in das Naturleben, welches an sich als etwas Ehrwürdiges, Heiliges, dem Menschenherzen Verwandtes und Vertrautes empfunden wird; als überallhinbegleitende, in Scheiden und Meiden betrübende, aber in der Ferne tröstende, in der Noth rettende Liebe; als getroste, freudige Anschauung und Führung des Lebens in seinen Wechseln; als beseligender, begeisternder Zug nach oben zu dem Unendlichen; als dankbare Liebe gegen Freunde, als Wohlwollen gegen alle Menschen; in dem Blumengarten dieser Lieder sind keine betäubend-narkotische und giftige Genüsse neben den labenden und süßduftenden; unter den Rosen und Lilien der seligen Befriedigung schießen nicht die Nattern des Hasses und Zweifels hervor; Alles ist Einheit, Versöhnung, Friede, Triumph.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geistlichen Amtes. Eine offene Erklärung von E. C. F. Lützelberger. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Erschütterung, welche der historische Grund des christlichen Glaubens und manche Glaubenslehren selbst durch „Das Leben Jesu" von Strauß erfahren haben, wird durch gegenwärtige Schrift fortgesetzt, verstärkt und weiter verbreitet werden. Aber wenn Strauß aus mehr wissenschaftlichem Interesse und für dasselbe wirkte, so dürfte die Wirkung der Schrift des Hrn. Lützelberger eine mehr praktische und daher für das Leben bedeutendere sein. Denn für Religion und Sitte, die selber nur Äußerungen des Gemüths- und Geisteslebens sind, hat natürlich was aus diesem stammt, die meiste Kraft der Anregung; und hier erhalten wir Bericht über ein Factum, über ein höchst merkwürdiges, fast beispielloses Factum, das sich mit unabweislicher Nothwendigkeit aus Gesinnung und Leben entwickelt hat, und welches das Ergebniß ist nicht blos wissenschaftlicher, sondern sittlicher, ja religiöser Bestrebungen. Hr. L., getrieben, in Einheit mit sich und Gott, zum Frieden der Seele zu kommen, wußte diesen nur zu finden, indem er sein geistliches Amt aufgab. Denn dieses verpflichtete ihn, zu lehren, was Glaubenssatzung der evangelischen Kirche ist, und seine religiösen Überzeugungen, je mehr sie den Bedürfnissen seines Geistes und Gemüthes ent-

Digitized by Google

sprachen, je mehr sie ihn zum Frieden mit sich, mit Gott und mit der Welt verhalfen, entfernten ihn immer weiter von den Satzungen der Kirche, auf welche man neuerdings in Baiern mit immer rücksichtsloserer Strenge zurückkommt. So blieb ihm als Mann von Gewissenhaftigkeit nichts Anderes zu thun übrig, als was er gethan hat, und wenn etwas zu beklagen ist, so ist es dies, daß die neun Zehntheile der protestantischen, und wir wollen nur hinzusetzen, auch die größere Hälfte der katholischen Geistlichkeit, die nicht viel anders denken und gesonnen sind, nicht gleiche Gewissenhaftigkeit beseelt, daß Hr. L. der Einzige ist, der gethan hat, was Tausende thun sollten. Was meint man wol, das geschehen wäre, wenn neun Zehntheile der protestantischen Geistlichen innerhalb eines Jahres etwa mit Rücktritt von ihrem Amte gedroht hätten, sofern die Obrecon-sistorien fortführen, von ihrem formellen Rechte Gebrauch zu machen und die streitende Observanz der symbolischen Bücher zu verlangen? Kein einziger Pfarrer würde seines Amts entlassen, aber die Oberconsistorien würden nachgiebiger, es würde ein Boden gewonnen worden sein, auf evangelische Weise Richtung Entwickelung, einer neuen Glaubensvereinigung entgegenzuführen. Aber die Halbheit und Feigheit, die Menschenfurcht und, fast möchte man sagen, für einen Geistlichen gottlose Angst um das tägliche Brot windet und schmiegt und accommodirt sich lieber, folgt lieber hundert sophistischen Beschönigungsgründen, verleugnet lieber Gott und unterdrückt lieber die doch nie ganz zu-bende Stimme des Gewissens, als sie sich zu einem entschiede-nen Schritt entschließt. Eigentlich bekennt hiermit diese ratio-nalistische Halbheit und Muthlosigkeit nur ihre völlige Richtig-keit. Denn was ist das für eine Überzeugung, die keinen Muth gibt, die ohne wahres Gottvertrauen ist? Nicht gegen den ra-tionellen Glauben überhaupt ist dies gesagt (denn wenn derselbe, wie in Hrn. L., eine Wahrheit geworden, so fehlt auch ihm nicht echtes Gottvertrauen); gegen die lauen und flauen An-hänger desselben ist es gesagt, die weder Fisch noch Fleisch sind, deren Gottesbewußtsein nur ein getrübtes und kaltes ist, die den geschichtlich positiven Glauben verloren haben, gegen den sie sich nur skeptisch oder höchstens matt eklektisch verhalten, ohne sich des Positiven, des Reingöttlichen, welches dem aufrichtig, ernst und kräftig Suchenden im eignen Innern, in der Natur und in der Geschichte offenbar wird, bemächtigen zu können.

Hr. L. wird daher muthreicher den Legion dieser Halbi-gläubigen und Halbrationalistischen, welche, ihrer Überzeu-gungstreuen Handeln und sein offenes Bekenntniß eine laute, aber unwillkommene Mahnung ist: Gehet hin und thut desgleichen, am meisten getadelt werden. Ohne zu bekennen, daß sie sich getrosten fühlen, worden sie sich vielmehr in ein dreistes Gerede über die Bedenklichkeit seines Thuns, über die übertriebene Skrupulosität, über die Verleugnung aller Pa-storalklugheit, über die Unpolitik gegenüber der katholischen Kirche, besonders grade in dem gegenwärtigen kritischen Augenblick, über das Ärgerniß endlich auslassen, das er damit so vielen, beson-ders ungebildeteren Laien gäbe, deren bitherigen Glauben er wan-kend mache, ohne ihnen einen neuen geben zu können ꝛc. ꝛc. *) Hierauf hat aber Hr. L. bereits so gantwortet, wie darauf geantwortet werden darf und muß. Die Wahrheit, so weit man sie erkannt hat durch redliches Forschen und Ringen, muß höher geachtet werden als jede andere Rücksicht; sie auszuspre-chen, ist wahrer Gottesdienst, ist Gewissens- und Glau-benspflicht. Denn weit entfernt, sich wie Strauß fast nur negativ zu verhalten, oder eine Philosophie an die Stelle der Religion, des Christenthums setzen zu wollen, hält er in seinem Gemüth einen religiösen Glauben fest und für das schönste Erb-theil des Menschen, aber einen solchen, der Gottes ebenso wür-dig als des Menschen sei. Es fragt sich jetzt zuvörderst, zu er-fahren, was Hr. L. nicht mehr hat glauben können, und was er eben deshalb nicht mehr hat lehren wollen.

Hr. L. gibt drei Hauptgründe an, die er selbst als Über-schriften zu den drei Haupttheilschnitten seiner Schrift in folgende Worte gefaßt hat:

1) Ich habe mich überzeugt, daß die kirchlichen Bekenntnißschriften mehrfach nicht übereinstimmen mit der Bibel; von der kirchlichen Oberbehörde wird aber die Festhaltung an den Bekenntniß-schriften neuerdings ernstlich gefodert.

2) Meine frühere Überzeugung von der gött-lichen Autorität der Schrift vermag ich nicht mehr festzuhalten, d. h., ich kann nicht mehr Alles, was die Schrift erzählt und lehrt, für wahr und rich-tig ansehen, und sie daher auch nicht mehr für eine göttliche und heilige Schrift annehmen, de-ren Wort ich verpflichtet sein und unbedingt ver-trauen könnte.

3) Ich kann den Gedanken nicht mehr von mir abwehren: die Messias- oder Christusidee des Al-ten und Neuen Testaments sei überhaupt keine göttliche, sondern nur eine menschliche, und habe deswegen nie Realität gewonnen und werde sie nie gewinnen; auch habe Jesus selbst sich weder für den Christus gehalten, noch dafür ausgegeben.

Es drücken sich in diesen drei Hauptgründen die drei Stu-fen in consequenter Steigerung aus, auf welchen die Verneinte sich zu immer größerer Unabhängigkeit von allem Autoritäts-glauben erhebt. Neu ist die Wendung, welche der im dritten Hauptgrunde ausgesprochenen Wahrheit gegeben ist. Denn daß Jesus nicht im kirchlichen Sinne der Christ, Messias, Erlöser der Menschen sein könne, ist schon lange die Überzeugung un-zähliger Christen gewesen; daß er sich aber selbst nicht dafür gehalten und ausgegeben habe, das hat selbst Strauß noch nicht hingunehmen gewußt. Hr. L. sucht zu Holzwürkig zu beweisen, wie er denn überhaupt in den Erörterungen, die er der Auf-stellung seiner Gründe beigefügt, sich als einen gelehrten, mit dem Stande der gegenwärtigen Theologie wohlvertrauten und dabei vollkommen selbstständigen Forscher beweisen hat. In die-ser Beziehung sind diese Erörterungen auch keineswegs ohne wissenschaftlichen Werth; aber was ganz besonders wohl thut, sie sind dabei völlig frei von jenem Hochmuth wissenschaft-lichen Verstandes, der selbst den Dr. Strauß in seinem vor-nehmlich wissenschaftlichen Werke verleitet hat, in einen, eines heiligen Gegenstandes unwürdigen Ton zu verfallen. Hr. L. behauptet durchweg eine würdige Haltung, verleugnet nie die Bescheidenheit, die grade bei Erörterung schwieriger wissenschaft-licher Probleme, zumal wenn sie das innerste Heiligthum des Gemüthes berühren, stets beobachtet werden soll, ja er ist überall von einer Wärme der Empfindung erfüllt, die auch uns das wohlthuende Gefühl mittheilt, daß ihm die Darlegung seiner Gründe selbst Sache des Herzens gewesen. Hierbei darf es nicht befremden, wenn alle höhnische Polemik gegen Andersden-kende und Anderesglaubende ausgeschlossen bleibt. Der Vers. ist in dieser Beziehung ein Muster von billiger, aufrichtig verzöhn-licher Denkungsart zu nennen; auch nicht eine Spur von Groll, aber auch nur inbiretter Anklage gegen die Gegner ist zu erspähen; vielmehr erkennt derselbe den letztern z. B. ohne Wei-teres das Recht und selbst die Verpflichtung zu, streng auf Beobachtung der Bekenntnißschriften zu halten; und nur wo er sich gegen die Verketzerungen, die seiner warten und die er voraussieht, verwahrt, erlaubt er sich hier und da die Form der Ironie, die aber nie zum stechenden Sarkasmus wird. Bei dieser Milde verdient die Entschiedenheit, mit welcher gleichwol die Grundüberzeugungen ausgesprochen werden, um so mehr unsere Anerkennung, und sie werden eben deshalb um so mehr Eingang in Vieler Gemüth finden, zumal da jene Milde die Frucht einer echt gottesfürchtigen Gesinnung ist, welche die ganze Schrift beseelt. Letzterer Ausspruch wird nur jenen be-

*) Die rationalistischen Spitzköpfe werden, überdies mit bekannter Drehlingskunst zu beweisen wissen, daß Hr. L. weit über den Rationalismus hinausgehe, der ja doch die Bibel immer noch gelten lasse, ein Gröstlicher, kirchlicher sei und bleiben werde ꝛc.

Digitized by Google

schränkten Seelen eine Parodoxie zu sein scheinen, denen echte Gottesfurcht und Kirchgläubigkeit gleichbedeutend sind.

Wir haben hier den Anlaß vorliegender Schrift, ihren und ihres Verf. Charakter, ihren Inhalt und dessen Verhältniß zu verwandten Erscheinungen, ihren Werth für Jeden, dem lautere Gottesverehrung am Herzen liegt, endlich das doppelte Schicksal, welches ihr beim Publicum bevorsteht, angedeutet, so erwartet man vielleicht eine nähere Angabe noch über die zur Rechtfertigung der drei Hauptgründe beigefügten Erörterungen. Allein hier konnten wir fast nur die ganze Schrift abschreiben, die sich selbst auf Hervorhebung und Durchführung der wesentlichsten, dabei in Frage kommenden Momente beschränkt. Es bleibt daher nichts übrig, als nur den Gang jener Erörterungen und die Hauptsätze, aus denen jeder Hauptgrund aufgebaut ist, ganz im Allgemeinen zu bezeichnen.

Für die Gewinnung des ersten dieser Gründe ist es nicht unbedeutsam, daß der Verf. bei übernahme seiner ersten geistlichen Functionen, in Folge der auf der Universität eingelogenen Lehren, selber ein Eiferer für Kirchgläubigkeit gewesen zu sein erklärt. Erst späterhin, als die kirchlichen Behörden immer strenger auf genauestes Festhalten an den Bekenntnißschriften drangen, scheint Hr. L., der bis dahin an die völlige Identität ihres Inhalts und der Bibel nicht gezweifelt, dem ärgerlichen Spalt selbst von jeher einen besondern Werth gehabt hatte, auf Abweichungen der Bekenntnißschriften von unmittelbaren Bibellehren eine geschärfte Aufmerksamkeit gerichtet zu haben. Dabei gab ihm die Entstehungsgeschichte der evangelischen Kirche Gründe genug an die Hand, die Bibel als die höhere Autorität für den evangelischen Glauben gelten zu lassen; und bald blieb auch ihm kein Zweifel mehr, daß die evangelische Kirche, wie jede Andere nachgewiesen haben, nicht schriftgemäß sei. Namentlich wurde ihm klar, daß das nicäische und Athanasianische Glaubensbekenntniß, welches die Reformatoren sich aneigneten, so wenig als die Augustinische Lehre von der gänzlichen Verdorbenheit menschlicher Natur und von der Seligkeit allein durch den Glauben aus der Schrift hinreichend begründet werden könne. Grade eigenthümliche Forschungen in der Paulinischen Schriften erhoben diese Ansicht Hrn. L.'s über jeden Zweifel. Mit besonderer Bündigkeit weist derselbe nach, daß z. B. die Dreieinigkeitslehre, wie sie die Kirche behauptet, unbiblisch sei. *) Näher verspricht der Hr. Verf. seine Ansichten über diese und andere Abweichungen der Kirchenlehre von der Bibel in einem „Versuch über die Paulinische Glaubenslehre" zu begründen. Möge er diesen Versuch möglichst bald der Oeffentlichkeit übergeben.

Bei Entwickelung des zweiten Hauptgrundes geht der Verf. von der Grundansicht aus, daß man die Bibel nur dann in dem eminenten Sinne, in welchem es von der Kirche und den Strengbiblegläubigen geschehe, für Gottes Wort, und folglich für unverbrüchliche Glaubensnorm gelten lassen könne, wenn dies unbedingt, ohne allen Vorbehalt geschehe, wenn man jedes Wort, ohne alle Ausnahme für göttlich, von Gott gesagt, dictirt oder inspirirt annehme. Sowie man zu deuten, nur in vorsichtem, symbolischem und überhaupt künstlich gewonnenem Sinne diese oder jene Thatsache, diesen oder jenen Ausspruch zu nehmen anfange, hebe man den Begriff göttlicher Autorität auf, die, wo sie wirklich und so zu sagen leibhaft vorhanden ist, keiner von Menschen dargereichter Stützen bedürftig sein kann. Und dann stellt er an jeden orthodoxen Theologen und Christen die Gewissensfrage: wer so unbedingt zu jedem Wort die Bibel als Gottes Wort anerkenne? Wir denken mit Hrn. L., es werden die Wenigen, die etwa unter den sich selbst als strenggläubig Bezeichnenden diesen unbedingten Glauben an die unbedingte Göttlichkeit der Bibel hegen, leicht zu zahlen sein, wenn man nämlich die Menschen ausnimmt, in welchen noch jedes wahrhaft menschliche Bewußtsein in dumpfem, thierischem Hinbrüten vergraben liegt. Auf die bekannten Widersprüche, Ungereimtheiten und andere, mit der Ihee eines allweisen, allgerechten, heiligen Gottes unvereinbarten Dinge, welche namentlich das Alte Testament enthält und die jeden Unbefangenen von der sehr menschlichen Entstehung desselben überzeugen, deutet der Verf. nur hin, und fügt nur ein selbst zusammengestelltes Beispiel aus der Geschichte Jakob's und seiner Söhne hinzu, die ein wahres Muster von chronologischer Verwirrung ist.

(Der Beschluß folgt.)

*) Hierin stimmt der Verf. bekanntlich mit Adolius überein.

Notizen.

In Pressburg ist ein Institut für serbische Literatur gestiftet worden, dem der serbische Kaufmann Tökely 20,000 Gulden Conv.-M. geschenkt hat, wofür das Institut ein schönes, zept mit einer serbischen Inschrift geziertes Haus sich erworben hat. Die übrigen in Pressburg schon länger bestehenden slawischen Institute haben den besten Fortgang; so hat die slawische Bibliothek bei dem evangelischen Gymnasium unlängst einen bedeutenden Zuwachs aus Privatsammlungen erhalten. An die Stelle des bejahrten G. Palkowitsch in Pressburg ist der Lehrstuhl der slawisch-böhmischen Sprache jetzt an Ludwig Stur übertragen worden.

Nach einem neuen Berichte enthält die königl. Bibliothek im Clementinum zu Prag jetzt 96,775 Bände und Manuscripte, darunter 1984 Werke in böhmischer Sprache. 9.

Literarische Anzeige.

Nu ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Palästina.

Von

Karl von Raumer.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriss der Kirche des heiligen Grabes.

Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Obgleich die zweite Auflage dieser ausgezeichneten Darstellung des heiligen Landes der ersten in kurzer Zeit folgt, so enthält dieselbe doch durchgängig namhafte Verbesserungen und Zusätze, wie sich schon aus dem erweiterten Umfange und aus der Vergleichung einzelner Artikel mit der frühern Bearbeitung ergibt. Die Hinzufügung mehrer wichtigen Abhandlungen über einzelne Gegenstände wird man nur als einen wesentlichen Gewinn betrachten können.

In dem im vorigen Jahre erschienenen Versuche:

Der Zug der Israeliten nach Kanaan.

Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

lieferte der Verfasser eine Beilage zu seinem „Palästina", welche seine Forschungen über diesen Gegenstand, von dem genannten Werke unabhängig, darlegt. Die sauber gestochene Karte (in gr. 4.) ist einzeln für 6 Gr. zu erhalten.

In neuen Auflagen erschienen von demselben Verfasser:

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdbeschreibung. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 4 Gr.

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 195. — 14. Juli 1838.

Lieder von Niclas Müller. Eingeleitet von Gustav Schwab.

(Fortsetzung aus Nr. 194.)

Wol die schönsten Lieder finden sich in dem Abschnitt Natur; das süße, heimliche Leben in und mit der Natur ist in nachstehendem Liede geschildert.

Asyl der Natur.

Ein Plätzchen, um noch frei zu walten,
Hat die Natur sich vorbehalten
In ihrem großen Haus,
Da ist es frei von allem Weltgebraus,
Und drinnen leben lauter Lustgestalten.

Aus grünbedeckten, kleinen Seen
Scheint's oft, als stiegen lichte Feen
Mit liebevollem Blick,
Und tauchten neckend wieder schnell zurück;
Doch hat das Aug' nur Blumenspiel gesehen.

Epheu und Winden dicht umranken
Die Bäume, die im Winde schwanken,
Darunter ist es still,
Und die Natur kann schaffen wie sie will,
Da dichtet sie in träumenden Gedanken.

Viel Schmetterlinge bunt beleben
Die Büsche, die sich eng verweben,
Und Fische silberhell
Ergötzen sich in ihrem klaren Quell,
Und drüber singend frohe Lerchen schweben.

Ein Strom hielt diesen Platz umfangen,
Darüber war man einst gegangen
Auf einem schmalen Steg,
Doch riß der Strom die Brücke wild hinweg;
Allein zu sein war der Natur Verlangen.

Sie hatt' als Freund mich eingeladen
In ihrem frischen Quell zu baden;
In ihrem grünen Saal
Bereitete sie mir ein köstlich Mahl
Und führte mich dahin auf fremden Pfaden.

Ihr Innerstes war aufgeschlossen,
Wo ihre Lieblingsblumen sprossen
In tausendfachem Schein;
Da hab' ich ganz mit meinem Sinn allein
Die Freuden der Natur am Quell genossen.

Besonders ansprechend ist in diesem Gedicht die anspruchslose Personification der Natur in den einfachen Worten: „Und führte mich dahin auf fremden Pfaden".

Die Lust und der Schmerz der zarten Lieder der Natur: Rose und Schmetterling, sind besungen in dem Liede:

Der Abendschmetterling.

Wann sich Licht und Dunkel losen
Dämmernd in dem Hain der Rosen,
Nicht von Sonn' und Mond belauscht;
Wann die Blumen, wonnetrunken
Süßem Schlaf anheimgesunken,
Liebe leis den Hain durchrauscht,
Und die Welt den Schleier tauscht:

Ist dein süßes Loos, geschwinde
Wettzueifern mit dem Winde
Um der Rose Liebesgruß;
Er, mit allem seinem Schmeicheln,
Darf ihr nur die Wange streicheln;
Aber dir wird tiefer Kuß,
Voller Liebeslustgenuß.

Und am Morgen, früh erwachend
Blickt die Sonne, freundlich lachend,
Nach der Rose ungesäumt;
Und besinnend sich bedächtlich
Ißt'd der Ros', als hätte nächtlich
Sie vom süßen Spiel geträumt
Und der Lieb' ihr Herz geräumt.

Und sie läßt in diesem Wähnen
Träufeln ihre Perlenthränen,
Neigt gar bald ihr schönes Haupt.
Als der Schmetterling, der lose,
Wiederkommen will zur Rose,
Und sie noch zu finden glaubt,
Hat sie schon der Tod geraubt.

In diesem Liede stoßen wir uns nur an den zwei Worten bedächtlich und der lose; es ist kein Grund, dem Schmetterlinge dieses Prädicat zu geben (als der Reim), und das bedächtlich ist ein etwas störender Pleonasmus. Trefflich aber ist das ganze Lied:

An eine frisch entknospete Rose.

Rose, du schönste der Nymphen im Garten der Flora,
Liehest die Farben zum Kleide der frühen Aurora;
Schimmert sie morgend herauf aus dem Thale der Schatten,
Muß sie vor deiner erhabenen Schönheit ermatten.

Buhlend umhauchte mit Wonne der Abend dich gestern,
Jüngste und schönste von allen den herrlichen Schwestern;
Und noch verrathen die wonniglich schwellenden Lippen
Euer gepflogenes Kosen und lüsternes Nippen.

Feucht noch umbeben dich perlende Tropfen voll Wonne,
Lechzend entsauge sie mit glühenden Strahlen die Sonne.
Duftend, mit himmlischen Göttergerüchen belebend,
Hängest du üppig, die schattige Laube beschwebend.

Liebliche Blume, wo ist deine Wurzel entsprossen?
Wer hat mit Milde dein glühendes Feuer begossen,

Digitized by Google

Lieblich vermischet das Roth und das Weiß deiner Wangen,
Wer dich so schützend mit wehrenden Dornen umfangen?

Warum bestraft du den Pflücker mit schmerzlichem Stechen?
Muß du so schrecklich, du Blume der Liebe, dich rächen,
Daß der empfundenen Freude gleich folgen die Qualen?
Muß dich so theuer dein seliger Finder bezahlen?

Antwort der Rose.

In himmlischem Entzücken
Saß einst die hohe Luft,
An ihre Wonnebrust
Die Sterblichen zu drücken.

Der Mutter Brust entfloß
Die Milch der reinen Freude,
Die noch im Unschuldskleide
Des Menschen Geist genoß.

Mit ihr sich zu vermählen
Kam nun der bittre Schmerz,
Und nahm ihr sanftes Herz
Um grausam es zu quälen.

Der hat in wilder Glut
So heftig sie umschlungen,
Daß aus der Brust gedrungen
Mit süßer Milch das Blut.

Und wo es floß, entglühte
Die Rose sanft vom Roth,
Die mit den Dornen droht
Und lächelt mit der Blüte.

Und wer die Rose pflückt,
Wer Freude will genießen,
Muß opfernd Blut vergießen,
In Lust und Schmerz entzückt.

Schmerz und Lust (diesen beiden Mächten hat Müller auch ein eignes Gedicht gewidmet, worin er den immer wiederkehrenden Reim mit Herz und Brust sinnig rechtfertigt) theilen sich in die Naturempfindungen unsers Dichters, gehen aber beide nicht über ein gewisses schönes Maß hinaus und gleichen sich oft in dem Indifferenzpunkte einer milden Zufriedenheit, einer lächelnden Wehmuth aus. Bald wird ihm der Thau zur Thräne, bald verwandelt sich ihm die Thräne zum Freudenthau — so in den beiden Gedichten: „Die Nacht“ und „Das Thränenparadies“.

Die Nacht.

Der Tag mit goldnem Licht ist schon entflohn,
Wol über Land und Meere weit davon,
Die Nacht eilt zitternd nach, und rühret kaum
Noch seines blauen Mantels rothen Saum;
Die Abenddämmrung weht um ihr Gesicht,
Auf ihren Armen glänzt ein fahles Licht.

Zu Füßen wallt ihr dunkles Gewand,
Den Mond als Leuchte nimmt sie in die Hand,
Den Sternenschleier um das Haupt sie nimmt,
Auf Bergen wandelt und durch Meere schwimmt,
Dem Tag zu kommen auf die lichte Spur —
Er aber, unerreichbar, flieht nur.

Doch Morgens früh, wann sie ihn bald erreicht,
Erröthet sie, und wieder schnell entweicht;
Von ihren Liebesthränen sind noch naß
Die Blumen in den Gärten und das Gras.
Der Tag erscheint, nichts wissend von der Pein,
Saugt er als Liebestrank die Thränen ein.

Das Thränenparadies.

Am Strom der Thränen stehen Trauerweiden;
Ihr Holz schmeckt bitter, wie der Seele Leiden,
Die Zweige flattern wie gelöst Haar
Verzweiflungsvoll betrübter Frauenschar.
Des Stromes Wellen seufzen hin in Klagen,
Die Felsen ächzen, wild von ihm geschlagen,
Isop und Wermuth grünt an seinem Strand,
Und keine Blume schmückt das öde Land.

Da kommt ein Kind, das wie die Sonne leuchtet,
Schöpft Wasser aus dem Strome und beseuchtet
Damit das Land, da sprossen alsobald
Der Blumen viel und blühen mannichfalt.

Aus Thränen treuer Liebe sproßt die Rose,
Der Freundschaft Thrän' entsprossen hell im Moose
Vergißmeinnicht und Veilchen himmelblau,
Und Freudenthränen gleren sie als Thau.

Der Reinen Seelen, ausgemeint, kommen
Den Strom als Schwäne still herabgeschwommen,
Sie steigen aus auf goldnem Ufersteg
Und gehen ein ins Thränenparadies,

Wo jedem Herzen das verwandte winket,
Zu ungetrennlicher Umarmung sinket
Die Sehnsucht der Erfüllung an die Brust,
Und Alle leben Ewigkeiten Lust.

Die angeführten Proben beweisen hinlänglich, daß Müller neben dem Gemüth eine reiche, fruchtbare Phantasie besitzt, deren Tugend aber darin besteht, daß sie, statt zügellos umherzuschweifen, sich der Leitung der Empfindung unterwirft und das jedesmal Passende von ihren Schätzen zur Verkörperung und zum Schmuck des Gefühls leiht, das in der Seele des Dichters aufgestiegen ist; man erkennt überall, daß die gesunde Phantasie des Dichters nicht durch Opium und andere gewaltsame, überspannende und exaltirende Mittel wach gehalten und entzündet, sondern daß sie von reiner Naturanschauung, von dem saftigen Grün der Wälder, von dem Blau des Himmels, von der Glut der Morgen- und Abendröthe, von dem Silberglanz der Bäche und Ströme genährt und gestärkt wird. Wir finden bei unserm Dichter nichts von jener — wir möchten sagen potenzirten Phantasie, die mit dem Einfachen und Naheliegenden nicht mehr zufrieden, vom Bilde wieder ein Bild abzieht, die ihre Anschauungen aus einer Welt der Fiction und der Gelehrsamkeit entlehnt und aus den poetischen Gegenständen, aus dem Factum oder der Empfindung, nur die allerfeinste Quintessenz destilliren möchte — wozu dann doch oft von den minder begabten Talenten wieder Wasser gegossen wird; unser Dichter preßt gleichsam aus den Trauben den süßen Most, der zum klaren, milden Wein wird — aber er verwandelt nicht diesen zum Weingeist. All sein Fühlen und Denken scheint ihm gleichsam durch die Natur vermittelt zu werden; auch die Liebe wird ihm durch die Phänomene der Natur vorgebildet und ins Gedächtniß zurückgerufen, wie in dem Gedicht:

Ander Waldquelle.

Hier sitz' ich in des Waldes Düstern,
Die halbentlaubten Bäume flüstern,
Der Herbstwind säuselt
Sanft ihren Namen in mein Ohr,
Die Welle in dem Bächlein kräuselt
Mir murmelnd seine Züge vor.

Und Abend wird's, noch hercht verlangend
Mein Ohr, an diesen Stimmen hangend,

Digitized by Google

Mehr zu erlauschen.
Wenn Alles längst in Stille ruht,
Hör' ich des Wasserfalles Rauschen,
Doch Nichts sagt mir: sie ist dir gut.

Von Thränen wird mein Auge trübe,
Die Theure, die ich ewig liebe,
Kann es nicht finden;
Ach könnt' in dieser Einsamkeit
Ein Blick des ihren uns verbinden,
Entschwunden wäre alles Leid.

Erinnrung, süße, hilf mir suchen!
O sagt mir doch, vertraute Buchen,
In deren Nähe
Ich, lieblich noch in Eins gepaart,
Die eingegrabnen Namen finde,
Wo ist, die ihr so treu bewahrt?

Sie ist nicht da! verschwunden alle Spuren
Schon lange von den lieblich trauten Fluren,
Und nur der Rasen,
Auf dem wir einst die süße Glut
Eins in des Andern Augen lasen,
Trinkt meiner Wehmuth Thränenflut.

Belege für Dasselbe bieten dar: „Sympathie", „Liebesbild", „Herbstbild" und andere. Darin, daß die Natur für unsern Dichter somit einerseits auch eine symbolische Bedeutung hat, oder daß er sie wenigstens so versteht und auslegt, besteht wol (um dies im Vorübergehen anzudeuten) sein Theil der Unterschied zwischen ihm und Karl Mayer, von dem Müller sagt: er habe ihn durch seine lieblichen, ins Enge gefaßten Naturbilder so angezogen, daß er beinahe sein Nachahmer geworden wäre. Beide haben in lebendiger Auffassung der Natur viel Verwandtes; aber Mayer ist objectiver, malerischer, epigrammatischer, Müller ist lyrischer, und betrachtet die Natur und ihre Phänomene nicht sowol als ein sinniger *Künstler*, denn als ein Liebender, der in dem Gegenstande seiner Liebe sein eignes Sein verdoppelt wiederfindet. Damit ist auch erklärt, warum Mayer's Naturgedichte schärfer ausgeprägt, concreter sind als Müller's, welcher sie nicht, wie bei jenem Dichter der Fall zu sein scheint, an Ort und Stelle gleichsam copirte, sondern sie aus seiner Einbildungskraft und Erinnerung reproducirte, wobei viele einzelne concrete Züge in ein allgemeines Bild zusammenflossen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geistlichen Amtes. Eine offene Erklärung von E. C. J. Lübelberger.

(Beschluß aus Nr. 194.)

Am wichtigsten sind unstreitig die zum dritten Grunde gehörigen Erörterungen. Um zu weit greifenden Deutungen der in dem dritten Grunde aufgestellten Behauptungen vorzubeugen, erklärt der Verf. zuvörderst, daß er keineswegs leugne, daß Jesus gelebt und gelehrt habe, des schmerzlichen Kreuzestodes gestorben und zu seinem Vater gegangen sei, noch auch, daß er auch jetzt gewiß noch bei demselben in Herrlichkeit lebe, vielmehr nur, daß er der Christus oder Messias sei, von welchem das Neue Testament behauptet, daß er in Jesus auf Erden erschienen sei zum Werk der Errettung und noch einmal erscheinen werde zum Werke des Gerichts, der ersehnte König aller Könige, Priester aller Priester und Prophet der Propheten, ein himmlisches Wesen, dem von Gott ein ewiges Reich unter dem Volke Gottes, d. i. unter den Juden, verliehen wird. Von dieser unter den Juden entstandenen Messiasidee, von diesem Ideale eines himmlischen Königs meint nun der Verf., daß sie keine göttliche, kein vom göttlichen Geiste eingegebenes Ideal sei, sondern ein Erzeugniß menschlichen Sinnens und Hoffens, und daher nie wirklich geworden sei und nie wirklich werden könne. Ebenso glaubt derselbe: Jesus habe sich selbst nicht für dieses Messias gehalten, habe auch nicht dafür gehalten sein wollen, weder im buchstäblichen, noch in einem geistlichen Sinne, weder in der That, noch blos um der Meinung der Menschen willen, sondern diese Christusidee sei ohne sein Wollen und Verlangen von seinen Jüngern und Zeitgenossen aus Verehrung gegen ihn und aus längst genährter Sehnsucht nach einem Christus auf ihn übergetragen worden ꝛc.

Zunächst gibt der Verf. an, daß der Christus des Neuen Testaments ein zwiefacher, sich selbst widersprechender und insofern schon unwirklicher Messias sei. (Dieser Schluß vom innerlichen Widerspruch auf die Unwirklichkeit scheint vorrätig, weil hiermit die meisten Menschen, die den innern Widerspruch, in welchem die im Menschen vereinigte zeitliche und ewige Natur steht, nicht zu überwinden vermöchten, für unwirkliche oder sogar unmöglichе Wesen erklärt werden müßten.) Nach den drei ersten Evangelien, der Apostelgeschichte, den Briefen Petri, Jacobi und Judä sei Jesus, wie der Verf. unter Anführung der Schriftstellen nachweist, ein vom Geiste Gottes zwar wunderbar gezeugter und vor Andern erfüllter, aber immer doch ein Mensch, der dann erst nach und nach zu Gottes Sohn erklärt, zum Christus geweiht und endlich zum Herrn der Welt gemacht, erhoben werde. Nach den Briefen Pauli, nach dem Evangelium Johannis und nach den Briefen Johannis, wie namentlich nach dem Hebräerbriefe, sei dagegen Christus ein von Anbeginn, vor der Schöpfung der Welt existirender, also ein Engel erhabenes, himmlisches Wesen, durch welchen sogar Gott die Welt geschaffen. Dieser uranfängliche Herr der Welt läßt sich nur zur Menschheit herab, um das Reich der Sünde und des Satans zu überwinden, dann, nachdem er dies gethan, den freiwilligen Kreuzestod erlitten hat, in den Himmel zurückzukehren, den Geist zu senden, nochmals zu kommen, Gericht zu halten und dann mit den Seinen zur unvergänglichen Seligkeit bei Gott einzugehen.

Aus dieser zwiefachen, sich widersprechenden Auffassung des neutestamentlichen Christus weist nun der Verf. alle übrigen Widersprüche nach, welche das Neue Testament über Jesus Reden und Handlungen enthält, indem alle in dem einen Grundwiderspruch wurzeln, nach welchem er einerseits als Gott selbst, andererseits blos als (göttlicher, gottähnlicher, gottgeweihter) Mensch erscheint. Alle Vermittlungsversuche weist der Verf. als ungenügend zurück, da sie die Unmöglichkeit eines bald gottgleichen, bald menschlichen Bewußtseins Jesu (das aus der Annahme, daß beide Christi des Neuen Testaments doch nur einer sei, nothwendig folgen müßte) nicht in Möglichkeit oder Wirklichkeit verwandeln könnten. Auch gegen den Hegel'schen Christus protestirt der Verf., in welchem (jedoch nur nach einigen Hegelianern) Gott den Gipfel seines Selbstbewußtseins erreicht habe, indem dieses durchaus nicht der biblische sei, so wenig als überhaupt der Gott der Bibel erst im Menschen zum Bewußtsein komme. Ein Gott und ein Christus, die sind, ehe denn die Welt war, werden wol auch, ehe sie die Welt und auf der Welt Menschen geschaffen, ein Selbstbewußtsein gehabt haben. Darin stimmen wir vollkommen mit dem Verf. überein, daß er die Meinung für eine Täuschung erklärt, die Hegel'sche Gottes- und Christuslehre stimme mit der biblischen überein. Ebenso wenig erkennt er aber auch den rationalistischen Christus für den biblischen an, da letzterer der alttestamentlichen Messiasidee allerdings entspreche, was jener ausdrücklich nicht thue, der nur ein Königs des Himmelreichs der Tugend und Wahrheit in den Seelen der Christen sei, während der biblische als König eines wirklich zu stiftenden Gottesreiches hier und dort zu gelten habe.

Digitized by Google

Die nun folgende Erörterung darüber, daß Jesus sich nicht selbst für den Christus gehalten und als Den bezeichnet habe, als welcher er in dem Neuen Testament bezeichnet und von der Kirche anerkannt wird, ist scharfsinnig und, die auf einige doch wol gar zu subtile Zweifel, eine gelungene. Der Verf. macht nämlich höchst wahrscheinlich, daß die Reden Jesu, und grade die, wo er sich selbst als den Messias bezeichnen soll, entweder gar nicht, oder doch keineswegs mit den Worten von Jesus gehalten sein könnten, in denen sie uns überliefert worden sind. Alle für diese Behauptung angeführten Gründe laufen auf den ziemlich plausiblen Nachweis hinaus, daß diese Jesu beigelegten Reden, Ausdrücke und Gleichnisse fast alle nur dann ein befriedigendes Verständniß erhielten, wenn man sie auf Vorgänge und Verhältnisse bezöge, die unzweifelhaft erst lange nach Jesu Tode stattgehabt hatten, nachdem z. B. schon Lehrstreitigkeiten, Zweifel über sittliches oder religiöses Verhalten in verschiedenen Gemeinden und Köpfen hervorgetreten seien.

Der Verf. bleibt insoweit nicht bei diesen Negationen stehen, sondern führt positive noch mit an, was ihm 1) noch als historische Wahrheit von den im Neuen Testamente vorgetragenen Geschichten stehen bleibt, und was er 2), nachdem er sich vom Kirchen- und unbedingten Bibelglauben losgesagt hat, noch selber als allgemeinmenschliche Glaubenslehre festzuhalten sich gedrungen fühle. Je wichtiger dieser positive Theil der ganzen Schrift uns erscheint, desto weniger hat er uns befriedigt, und wir müssen es bedauern, daß der Verf. demselben nicht mehr Sorgfalt hat widmen wollen. Vielleicht unternimmt er es, grade diesen Theil seiner Schrift zu einem eignen Werke zu verarbeiten, ein Unternehmen, welches ganz an der Zeit und höchst dankenswerth wäre. Freilich müßte das unbestreitbar Factische der neutestamentlichen Geschichte auf dem Grunde der genauesten kritisch-philologisch-historischen Forschungen ermittelt werden und unsers Dafürhaltens nicht schwer, nachzuweisen, daß jene allgemein- und reinmenschliche Glaubenslehre allerdings schon und in einer Tiefe und Klarheit, wie sonst nirgend, in der heiligen Schrift enthalten sei. Dann würde die Bibel, und namentlich das Neue Testament nach wie vor als heilige Schrift anerkannt bleiben können; nur dürfte man und nicht ferner hätten wollen, das Wort zwischen der Treffel und Spreu unter den Weizen biblischer Geschichten und Lehren in übermaß gesäet hat, weil es mit diesem Weizen auf einem Felde steht, ebenfalls für Weizen zu halten, ja sogar als den echtern zu verehren. Wären unsere Confistorien so weit in der Weisheit vorgeschritten, endlich einmal von so abfurden Foderungen abzulassen, von Geistlichen und Laien vielmehr grade zu verlangen, den Weizen vom Unkraut, die Kerne von der Spreu abzusondern und zu leben, wie die geläuterte Lehre und ein gereinigter Glaube verlangt; — dann stünde es besser, vielleicht nicht um Das, was man Kirche nennt und eigentlich nur Kirchenregiment ist, wol aber um wahrhafte, ungeheuchelte Frömmigkeit, um ein freudiges Ringen, unserm göttlichen Vorbilde näher und näher zu kommen, uns immer klarer, inniger als Ebenbilder in Gott zu fühlen und zu wissen, endlich aber auch immer mehr Sicherheit und Vollkommenheit in einem Thun zu erlangen, welches uns allein jenes Namens und der Vaterliebe Gottes würdig macht. 72.

Notizen.

Druidensteine in Irland.

In der irischen Grafschaft Sligo, unweit von der gleichnamigen Stadt, bei Carrowmore liegt eine Menge von gewaltigen Steinen, welche neulich von einem dubliner Gelehrten, Petrie, untersucht worden sind. Das Volk nennt sie Druidentempel; innerhalb des Kreises, den sie bilden, befindet sich stets einer oder mehre Cromlech oder Altsteine. Der Kreis besteht manchmal nur aus einer Reihe von Steinen, zuweilen auch aus zwei concentrischen, bei einigen sogar aus drei Reihen; das Ganze ist unregelmäßig, rings um einen großen Cairn, d. i. eine kegelförmig zusammengehäufte Steinmasse *), welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, zusammengruppirt; der Durchmesser der einzelnen Kreise, ihre Anzahl, sowie die Höhe und Dicke der Steine, ist verschieden. Auch bei den Cromlechs ist die Gestalt und Höhe sehr mannichfach. Viele von diesen Druidmälern haben im Laufe der Zeit sehr gelitten; doch steht man immer noch mehr als sechzig Kreise mit Cromlechs, während vielleicht ebenso viele oder noch mehre von den Bauern zerstört worden sind. Sie bestehen alle aus Granitblöcken, nur der Dorkstein und ein anderer des Cromlech im großen Cairn bestehen aus Kalkstein. In sämmtlichen Kreisen hat man Menschenknochen, irdene Urnen und dergleichen mehr gefunden, und eine kreisförmige Einhegung außerhalb der Gruppe, von weit größerm Durchmesser als die übrigen Kreise, aber offenbar ein und derselben Zeit mit jener augehörend, ist mit Menschen- und Thierknochen zugleich angefüllt. Petrie's Ansicht zufolge sind diese Steine bei Sligo das umfangreichste Denkmal dieser Art in ganz Großbritannien und Irland, mit Ausnahme der Monumente von Carnac in der Bretagne und Stonehenge in Wiltshire; es sind etwa 4000 von Menschenhänden errichtete Feldblöcke), das merkwürdigste in der Welt. Da alle nach einem gleichförmigen Plane errichtet worden sind, so hält er sie auch sämmtlich für gleichzeitig und schließt aus der Menge von Menschenknochen, daß sie Grabstätten waren und die Steine als Denkmale für die Männer dienten, die in einer Schlacht blieben. Der große Cairn in der Mitte deckt, ihm zufolge, die Gebeine des Anführers, während die weite Umhegung außerhalb der Gruppe für die gemeinen Krieger bestimmt war. Solche Monumente, behauptet er ferner, fänden sich auf allen Schlachtfeldern, deren in der altirischen Geschichte erwähnt wird, besonders auf jenen, wo die Kämpfe zwischen den Belgiern oder Firbolg und den Tuatha de Danaan entschieden wurden; die Denkmäler selbst hielt er für die Gräber jener Belgier, welche noch der Schlacht bei Southern Moy-Tureg, in welcher sie besiegt wurden, sich nach Cuil-Corra zurückzogen, wo sie abermals unterlagen. Ihr König, Eochy, wurde getödtet, als er bei Eboyeair am Strande der Ballysadare-Bai dahinzog, und noch bezeichnet ein Cairn, der bei der Flut von Ebbe des Wassers bedeckt ist, die Stelle, wo er fiel. Da ähnliche Denkmäler auch in östlichen Ländern gefunden worden, so ist Petrie der Ansicht, daß ihre nähere Untersuchung die Geschichte des indo-europäischen Stammes wesentlich aufklären und dazu beitragen würde, den Glauben, daß sie Druidenaltäre oder Druidentempel gewesen wären, völlig zu verdrängen.

Die freie Bevölkerung von Vandiemensland belief sich im October 1837 auf 21,649 Seelen. Davon gehörten etwa 15,000 zur englischen Hochkirche, 2350 waren Presbyterianer, 1833 Katholiken, 1400 Methodisten, 91 Baptisten, 533 Independenten, 69 Quäker, 184 Juden. Wo eine solche Religionsmischung herrscht, trachtet sich die Toleranz von selbst; alle Parteien haben gleiche bürgerliche Rechte und leben miteinander auf dem freundschaftlichsten Fuße. Im Laufe des gegenwärtigen Jahres sind von England aus schon mehr als 2000 Auswanderer nach Vandiemensland abgegangen. 53.

*) Cairn oder Carn erklärt Leibnig schon richtig aus den celtischen Sprachen: das Wort bedeutet Felsen und Steinhaufen, daher der Name Carnia, Carniola ein felsiges Land, Alpes carniese und Rocky-Mountains, Felsengebirge: vergl. Thunmann's „Untersuchungen über die nordischen Völker“ (Halle 1772). S. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 196. — 15. Juli 1838.

Lieder von Niclas Müller. Eingeleitet von Gustav Schwab.

(Beschluß aus Nr. 195.)

Die Einflüsse der Jugendbildung unsers Dichters verleugnen sich nicht in seinen Poesien, und was bei seinem Vater separatistischer Mysticismus gewesen sein mochte, verklärt sich bei ihm zu ahnungsreicher, freundlicher Poesie. Den Elementen, welchen sein Vater durch chemische Versuche auf die Spur zu kommen suchte, widmet der Sohn ein schönes Lied, worin er ihren Streit und ihre Versöhnung schildert; Feuer, Wasser und Wind rühmen ihre niederwerfende, zerstörende Kraft, und jedes maßt sich den ersten Rang an:

Die Mutter Erde, die das höret,
Sprach: Kinder, wer hat euch bethöret?
Ich schaff' am Frühlingskleid in Ruh,
Und daß es besser mir gedeihe
In meinem guten Wirken, leihe,
Mir jedes seine Kraft dazu.

Und sieh! das Wasser floß gelinde,
Nur angehaucht vom lauen Winde;
Das Feuer drang vom Luftazur;
Und Alles zeigt in schönem Walten
Mit tausend lieblichen Gestalten
Die große Werkstatt der Natur.

Der Grundsatz der Physik und Chemie, daß kein Stoff verloren gehe, daß nichts Vernichtung, Alles nur Verwandlung sei, wird auf die irdische Hülle der Seele angewendet in dem Gedicht: „Die Auferstehung des Leibes", dessen Schlußstrophen so lauten:

Lieg' ich in dem Grabe, wo der
Leichnam ruhig schlummert, oder
Dringt aus Sumpf und Wald mein Moder:

Dann durchdring' ich still die Erde,
Daß sie fett und fruchtbar werde,
Und ernähre Hirt und Heerde.

Aufgelöst im Wasser fließen
Wird mein Leben, sich zu gießen
Auf das Land, daß Blumen sprießen.

Und vielleicht darf ich der Süßen
Blühen noch zu ihren Füßen,
Und mit Rosenduft sie grüßen.

Weil das Leben ewig erblich,
So ist auch der Leib unsterblich,
Denn es stirbt nur, was verderblich.

Die dogmatische Lehre von der unio mystica kann man in dem kleinen Liede, wo der Dichter einen religiösen Begriff sich auch wieder durch ein Naturbild veranschaulicht, finden:

Der Strom der Seelen.

Im Strome, wo die Seelen ruhig fluten,
Vermählt sich eine mit der andern guten
Und diese wieder selig mit der andern,
Bis sie ins Meer der Einen Liebe wandern,
Wo alle wonnig in einander fließen
Und ewig sich einander selbst genießen.

Noch machen wir besonders aufmerksam auf: „Der Komet", wo die Phantasie des Dichters den kühnsten Aufschwung nimmt, indem er von dem Stern, der jetzt nur aus weiter Ferne schüchtern die Erde grüßt, ahnet:

Aber einmal wird als seine Braut,
Wie des Sturmes Nahen, mit Verlangen
Er die Erde mit Begier umfangen,
Wild mit ihr im Untergang getraut —

auf „Lebenslos", worin der Dichter sich selbst mit einer Pflanze vergleicht, die, unter dem Druck eines schweren Felsens schmachtend, doch aus qualbeängstigtem Herzen Blüten treibt und den Stein mit heiterm Schmucke ziert; die sich nicht sehnt verpflanzt zu werden, sondern nur darnach, daß man die Last von ihr abwälze, ein Wunsch, der, nach den Lebensnachrichten der Einleitung, wenigstens zum Theil an dem Dichter in Erfüllung gegangen zu sein scheint; und endlich auf das Gedicht: „Die Nachtwandlerin", unter den sonst minder bedeutenden Balladen, wo die Krankheit einer Nachtwandlerin davon hergeleitet wird, daß ihr von ihr verlassener und getäuschter Geliebter, der in kalter, heller Winternacht erstarrt und stirbt, vor seinem Tode den Mond angerufen hatte, ihn an der Treulosen zu rächen, was dadurch geschieht, daß er ihr das bleiche Bild ihres ehemaligen Geliebten erscheinen läßt und sie „zu geisterhaftem Lauf in hellem Mondesschimmer zwingt", bis sie dadurch zuletzt den Tod findet.

Die mitgetheilten Proben, welche durchaus nicht die Anzahl der schönsten Lieder erschöpfen, bestätigen das von Schwab über die zierliche Vollendung der metrischen Form, über die kunstgerechte und zartsinnige Handhabung des Reims Gesagte und bewähren ein ausgezeichnetes Talent der Sprache, welches sich jedoch mehr in Wohllaut, Biegsamkeit und Schönheit als in energischer Kühnheit und Kraft offenbart. So kunstreich und gewandt die Sprache behandelt ist, findet sich doch nichts Affectirtes und Ge-

Digitized by Google

machtes, und nur leichte Anklänge wie „mit Gewalten", „kunden" mahnen an die Neuerungen oder Alterthümeleien der romantischen Schule. An musikalischem Wohllaut stehen diese Lieder denen keines deutschen Dichters nach, und sie übertreffen die einst so gepriesene Matthisson'sche Glätte und Zierlichkeit ebenso sehr durch größere Mannichfaltigkeit als durch lebendigere Frische und innigere Wärme.

Daß Müller für seine Poesie neue Gebiete erobern werde, scheint uns nach seiner in dieser Sammlung so entschieden hervortretenden Individualität nicht wahrscheinlich, und er hat sehr gut gethan, in der Sphäre, wozu ihn sein innerer Beruf vorzugsweise trieb, sich zu halten, und wir beförchten auch nicht, daß ihm, wenn die poetische Productionskraft sich frisch erhält, in seinem eigenthümlichen Kreise der Raum zu eng werden und fehlen werde; wie nach einigen Theologen Hunderttausende von Seelen in einem Cubikzoll Raum zusammen sein können, so Hunderte von Liedern in einem Waldversteck, an einer Quelle, in einem Rosenhain.

Schwab bemerkt in seinem Vorwort mit Recht, daß Niclas Müller wol ein Autodidakt, nicht aber ein Naturdichter zu nennen sei, dergleichen man in Europa nur noch unter den Serben, den griechischen Klephten und in Schottland finde. Aber auch ein Autodidakt kann Müller eigentlich nur insofern genannt werden, als er sich seine mannichfaltigen Kenntnisse durch eignes Studium und Lecture, ohne fremde Anleitung erwarb, nicht aber, wenigstens nicht zur Unterscheidung von andern Dichtern, insofern, als er die poetischen Formen, Metrum, Reim u. s. w. von sich selbst, d. h. durch fremde Muster und angeborenen Sinn, Takt und Aufmerksamkeit lernte; denn wo wird in gelehrten Schulen über deutsche Prosodie, Reim und Metrum Unterricht ertheilt? und wie viele Dichter sind wol durch die lateinischen und griechischen Poeten, die sie in der Schule lasen, zur eignen Production deutscher Verse veranlaßt worden? wie viele gelehrte Pedanten zucken über deutsche Verse die Achseln, während sie vom Lobe eines lateinischen Distichons überströmen? Wo eine poetische Anlage wirklich vorhanden ist, da wird sie durch die wahrlich zum Theil nicht sehr poetischen Lieder im Gesangbuche und durch Volkslieder, die doch nicht leicht irgendwo ganz fehlen, eher geweckt werden, als durch die trefflichsten griechischen und römischen Poesien, welche allerdings zur Bildung des Geschmacks und Erweckung des Sinnes und Geistes überhaupt außerordentlich viel beitragen können. Nach den oben beigebrachten Notizen aus dem Leben Müller's erhellt, daß sein Bildungsgang ein im Ganzen für ein poetisches Gemüth nicht ungünstiger, wiewol nicht leichter und dornenloser war; es fehlte ihm nicht der Boden, darin er wurzeln konnte, aber es drängten sich Steine über ihn her. Weniger darüber wundern wir uns, daß er ohne gelehrte Bildung und systematische Anleitung die Poesie, die Kunst, erobert hat, als wir ihm dazu Glück wünschen und uns freuen, daß er unter dem Druck der Verhältnisse seine Natur, die Gesundheit des Gemüths sich bewahrte, und daß wir in diesem Siege des innern Berufs über die äußern Hindernisse zugleich den Triumph einer reinen und starken Seele über den verhaftenden Zauber der Materie und der Schwere begrüßen dürfen.

100.

Schilderungen aus Indien.

Unter den zahlreichen Werken, welche während der letzten Jahre in England über Hindostan erschienen sind, zeichnet sich jenes des Stabsarztes Dr. Spry *) sehr vortheilhaft aus, besonders durch treffliche Darstellung und seine Beobachtungsgabe, welche dieser Briefe in nicht geringem Grade besitzt. Seine Wissenschaft und seine amtliche Stellung machten es ihm möglich, das Leben an den Höfen der eingeborenen Fürsten genau kennen zu lernen, und sein Buch enthält über dasselbe eine Menge ebenso wertvoller als pikanter Bemerkungen, welche außerdem noch, wie so manches Andere, was er mittheilt, das Verdienst haben, neu und wol nur sehr wenig bekannt zu sein. Wir wollen daher Einzelnes ausheben und unsern Lesern mittheilen.

Aberglaube.

Der Aberglaube ist ein charakteristischer Zug bei jedem Hindu, und kein anderes Volk auf Erden glaubt so steif und fest an die Wirkungen der Zauberei. Alles, was Einem Unangenehmes im Leben begegnet, rührt von irgend einem geheimen Feinde her. Verliert ein Hindu Vieh oder Kind, misrath die Ernte, wird ihm ein Stück Vieh krank, so schreibt er das niemals auf Rechnung natürlicher Zufälle, sondern immer auf Böswilligkeit dieses oder jenes Menschen, der ihm nicht wohl will. Ein neugeborenes Kind wird von der Mutter volle zwölf Monate so viel als möglich dem Auge jeder Fremden entzogen, damit ihm ja der böse Blick kein Unheil bringe.

Der Zauberer, die in alle geheimen Wissenschaften eingeweiht zu sein vorgeben und sich auf Beschwörungen, Mantras genannt, trefflich verstehen, gibt es im Lande eine große Anzahl. Sie werden ebenso sehr verabscheut als gefürchtet, und wenn man überzeugt ist, daß sie durch ihre Zauberformeln Unglück angerichtet haben, zur Verantwortung gezogen und bestraft. Da sie behaupten, durch die Vollkommenheit und den Wohlklang ihrer Aussprache den Schutz der Gottheit, welche von ihnen besonders verehrt wird, erworben zu haben, so reißt man ihnen immer, um sie jenes Schutzes zu berauben, die beiden Schneidezähne aus. Wie groß die Furcht vor diesen Leuten ist, mag folgender Vorfall beweisen.

Ein achtbarer Landwirth bei Sangor, Namens Bábu Bait, wurde von einem Zauberer um Abtretung eines Stücks Landes gebeten; denn letzterer wollte dasselbe statt eines Gartens benutzen und mit Bäumen bepflanzen. Das Begehren wurde aber mehrmals abgelehnt, und so schwur Jener, er werde sich schon an dem Bábu Bait rächen, und ehe ein Jahr verflossen sei, solle derselbe eine Leiche sein. Unverzüglich schlug der Zauberer auf der Ebene von Sangor, in der Nähe des britischen Militaircantonnements und dicht auf der Grenze von Bábu Bait's Besitzungen seine Hütte auf, und jeden Abend sah man ein geheimnißvolles Feuer unter einem Kessel brennen und hörte Zaubergesänge ertönen. So verzingen Tage und Wochen. Endlich verbreitete sich das Gerücht, Bábu Bait sei sich geworden, kränkle, habe weder Schlaf noch Eßlust und werde das Fieber nicht mehr los. Er hatte sich bisher gestellt, als verachte er die Gaukeleien seines Feindes, aber sie machten nichtsdestoweniger einen tiefen Eindruck auf ihn. Es war nun ein halbes Jahr verflossen, und noch hatte der Zauberer seine Beschwörungen nicht ein einziges Mal unterlassen; ja, er verdoppelte sie und wenige Wochen nachher starb Bábu Bait wirklich.

*) Modern India, with illustrations of the resources and capabilities of Hindostan. Zwei Bände. London 1837.

Digitized by Google

Auch an Feen glauben die Hindus und nennen dieselben Ghins. Sie sollen, wie die Spriggian oder Feen in Cornwallis sich ein Vergnügen daraus machen, den Wanderer auf Irrwege zu leiten, einzelnen Leuten, denen sie wohlwollen, verborgene Schätze zu zeigen, und haben die Macht, Sturm oder Sonnenschein nach Belieben hervorzubringen.

Die Thugs und die Kukies.

Über die Thugs ist in der neuesten Zeit Vieles geschrieben worden, wir übergehen daher die Bemerkungen des Dr. Spry in Bezug auf diesen Gegenstand und beschränken uns auf wenige Andeutungen. Spry war mehrmals Begleiter einer Truppenabtheilung, welche Thugs aufhob. Die, welche eingefangen wurden, begreifen mit der größten Genauigkeit eine Stelle, wo sie zwölf Jahre zuvor sieben Reisende erwürgt und begraben hatten. Man fand die Knochen und einst stand das Zelt des in der Verfolgung dieser Raubmörder unermüdlichen Capitain Sleeman grade da, wo gleichfalls mehre Unglückliche erwürgt und eingescharrt worden waren.

Wenn ein gefangener Thug Alles, was er weiß, aussagt und keinen Einzigen seiner Genossen schont, so wird ihm das Leben geschenkt. Dann schickt Capitain Sleeman eine Abtheilung seiner Soldaten nach dem Dorfe, wo Thugs wohnen. Entweder umzingeln sie es, oder schleichen sich gegen Abend verkleidet ein, und nun wird der Jemadar oder Ortsvorsteher heimlich befragt und muß genaue Nachweisungen über die einzelnen Wohnhäuser geben. Theilt er unrichtige Bemerkungen mit, um den Verbrechern Zeit und Gelegenheit zur Flucht zu geben, so fallen letztere doch den Soldaten, welche das Dorf umstellt haben, in die Hände. In den Wohnungen der Thugs hat man große Reichthümer und viele Kostbarkeiten gefunden, namentlich venetianische Dukaten, Diamanten und andere Edelsteine, spanische Thaler, schöne Waffen, Kaschmirshawls und Manufacturwaaren aus Benares. Nachdem den Anverwandten der Ermordeten Alles zurückgegeben worden war, worauf sie Ansprüche machten, ist doch der Erlös aus dem Verkaufe der Diamanten, Edelsteine und Shawls so beträchtlich gewesen, daß in Sanger zwei Gefängnisse davon erbaut und die Unterhaltungskosten der Gefangenen bis 1834 bestritten werden konnten.

Durch Zufall hat man vor Kurzem im östlichen Theile der Provinz Bengalen, im Bezirke von Tschittagong, eine andere Classe von Raubmördern entdeckt, die noch weit verabscheuenswerther und eine viel gefährlichere Erscheinung sind, als selbst die Thugs. Tschittagong Engländer haben bei der Jagd auf wilde Elefanten, die dort häufig sind, eine Horde von Kannibalen entdeckt, die sich kaum von den Affen unterscheiden. Stand, Bildung und Charakter der Männer, welche jene Ungeheuer gesehen und beschrieben haben, lassen keinen Zweifel gegen die Wahrhaftigkeit ihrer Berichte aufkommen. Die Kukies, so heißen diese Bestien in Menschengestalt, haben, der Beschreibung des Major Gairdner zufolge, einen weit vorspringenden Bauch, kleine Gestalt, scharfausgeprägte Gesichtszüge und muskelstarke Glieder. Sie reden eine eigenthümliche Mundart und wohnen in Hütten, die sie auf den Ästen der Bäume erbauen. Feste Wohnsitze scheinen sie nicht zu haben, sondern irren und streifen umher von Wald zu Wald. Wenn sie eine Örtlichkeit gefunden haben, die ihnen zusagt, dann sind alle Mitglieder der Horde eifrig darüber her, Bambusrohr abzuschneiden und zusammenzuflechten. Dieses Geflecht befestigen sie auf Baumästen und bedecken es dann mit Rasen. Wenn das Nest fertig ist und jede Familie ihre Wohnung hat, dann steigen erst Weiber und Kinder hinauf; die Männer hauen alle Zweige unterhalb der Hütte ab und verflechten das Bambus eine lange Leiter, welche sie hinaufsteigen, wenn sie oben sind.

Sie rühmen sich offen ihres Kannibalismus und zeigen mit großer Selbstgenügsamkeit die Gebeine der von ihnen gefressenen Opfer; ja, sie sind so lüstern und begierig nach Menschenfleisch, daß nicht einmal die Elefantenjäger, wenn nicht gut bewaffnet und in beträchtlicher Anzahl, vor ihnen sicher sind. Als eines Tages einer der letztern durch Zufall von seinen Gefährten getrennt wurde, fielen die Kukies über ihn her und fraßen ihn ohne weitere Umstände auf. Man hat Versuche gemacht, diese Ungeheuer zu zähmen, und Major Gairdner nahm einen Kukie zu sich, um ihn zum Elefantentreiber heranzubilden. Bei der ersten Gelegenheit aber, wo er sich sicher glaubte, schlug er einen Menschen todt und wurde zu Tschittagong hingerichtet. Als seine frühern Gefährten von diesem Vorfalle Nachricht erhielten, wurden sie wüthend und boten alles Mögliche auf, um des Majors, den seine Berufsgeschäfte oft nach ihrem Gebiete riefen, habhaft zu werden. Er entging aber glücklicherweise allen ihren Nachstellungen.

Die Kukies wohnen nur etwa 150 englische Meilen von Kalkutta entfernt und doch hat die große Masse der Bevölkerung dieser Stadt nicht einmal eine Ahnung vom Dasein jener Kannibalen. Man glaubte lange, daß sie in Indien bereits erloschen seien, jetzt aber ist ihre Existenz nicht mehr zweifelhaft, es ist mehr als zur Genüge erwiesen, daß die Kukies in den blauen Bergen von Tschittagong, sowie die Goangs in den Waldgebirgen von Nagpur Menschenfleisch fressen, jedoch mit einigem Unterschiede; die Goangs thun es nämlich nur zuweilen und in Folge eines religiösen Wahnes, die Kukies aber aus Lüsternheit.

Der Radscha von Tschatterpur.

Dieser Fürst litt am Fieber und wandte sich, als die Krankheit bedenklich zu werden anfing, an Dr. Spry, der sich damals in der benachbarten Stadt Keitah aufhielt. Die Kukies oder Träger, welche er in Sogasse gemiethet hatte, einem Orte, dessen Radscha mit dem von Tschatterpur in Feindschaft lebte, setzten mitten in der Nacht den Palankin zur Erde, erklärten, sie würden ihn nicht weiter tragen, wenn sie nicht noch zwei Gehülfen bekämen, und machten sich zuletzt gar einer nach dem andern aus dem Staube, sodaß der Engländer nur noch den Mussalchi oder Fackelträger bei sich hatte. Um Mitternacht spazierte ein mächtiger Tiger ganz nahe am Palankin vorüber und erst früh Morgens war es möglich, andere Träger von Tschatterpur kommen zu lassen. Das ist eine sehr freundliche, hübsche Stadt im Bundelkhund, die mehre Papier- und Eisenwaarenfabriken hat. In den Gärten wird viel Betel gezogen.

Als Dr. Spry die Stadt erreicht hatte, schickte er einen Chuprasse oder Boten voraus nach dem Palaste und fand, als er sich diesem näherte, eine Menge von Bedienten, die seiner harrten. Seine Träger riefen, so laut sie konnten, ihr Elsawi! und ließen so schnell als möglich. Niemand verstand es besser, den Rang eines Mannes zu würdigen, als diese Palankinträger; ein Chola Sahib oder Einer, der keine hohe Würde bekleidet, wird es niemals, weder durch Geld noch durch Drohungen, dahin bringen, so schnell von der Stelle geschafft zu werden, wie ein Burra Sahib oder großer Herr. „Als ich aus dem Palankin stieg, empfing mich des Radscha Sohn, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, und redete mich zu meiner freudigen Überraschung englisch mit den Worten an: „Geben Sie mir Ihre Hand.“ Der Dewan Sahib, denn diesen Titel gab man ihm, war ein großer Freund der Engländer, deren Sitten und Gebräuche er nachahmte; er hatte auch einen Dolmetscher aus Kalkutta bei sich, der ihm Sprachunterricht gab.“

„Der Radscha lag auf einem niedrigen Bette, rings umpackt von mächtigen Polstern und Kissen; seine Diener schrien laut und beklagten den Zustand des Kranken, dessen Geschichtsm in der That gefährlich war. Ich holte sogleich meine tragbare Apotheke herbei und bereitete ihm einen Trank, den er ohne Anstand einnahm. Darauf wurde ein Nutter oder aus Geld, Früchten und Süßigkeiten bestehendes Geschenk gebracht, und ich entfernte mich, um in meine Wohnung zu gehen, welche der Radscha für Europäer, die nach Tschatterpur kommen, hatte einrichten lassen. Ich fand sie zu meinem großen Erstaunen von zwölf jungen Bullen occupirt, und mußte erst diese unsaubern Gäste vertreiben, ehe ich Besitz von den Zimmern nehmen konnte.“

Digitized by Google

Des Radscha Zustand besserte sich bald und Dr. Spry wurde der Gemahlin desselben vorausgeschickt. Die Mani oder Königin war mit einem seidenen Sacke bedeckt, der nur zwei kleine Öffnungen hatte, damit sie hindurchsehen konnte. Sie unterbricht ihn über ihren Gesundheitszustand, und reichte ihm endlich, damit er an den Puls fühlen konnte, eine Hand, so schön und rein, wie er sie noch nie gesehen hatte. Der Radscha war nach Verlauf von vierzehn Tagen völlig wiederhergestellt, schien unterdessen darüber, daß der Doctor wieder abreisen wollte, und überhäufte ihn mit den ehrerbietigsten Schmeicheleien. Wie ehrlich diese gemeint waren, läßt sich aber daraus abnehmen, daß er Dem, welcher ihm das Leben gerettet, aus Erkenntlichkeit für alle Bemühungen ein lahmes Pferd gab, das Spry nur mit Mühe für einen Spottpreis verkaufen konnte.

Zustand der Weiber.

Es ist ein unbegründetes Vorurtheil, wenn man glaubt, daß die Weiber in Hindostan wie Sklavinnen gehalten würden und keinen freien Willen hätten. Die mohammedanischen Damen haben Vorrechte, die gewiß kein europäischer Ehemann seiner Frau einräumen würde. Sie haben ihr eignes Gesetzbuch, in welchem ihre Privilegien verzeichnet und auf eine so dündige Art erklärt sind, daß gar kein Zweifel über die Freiheit und Unabhängigkeit, deren sie sich erfreuen, obwalten kann. Dieses Buch führt den Titel: „Kitabi Kuslum Naneh", oder das Buch des Kuslum Naneh. Wiewol nur ein Verfasser angegeben wird, so ist es doch aus einem Concilve sieben gelehrter Frauen hervorgegangen. Es gibt ihm zufolge in der Welt dreierlei Arten von Ehemännern: 1) einen anständigen Mann, 2) einen halben Mann und 3) einen Hulpuk-hupla. Ein anständiger Mann ist ein solcher, der seine Frau nicht nur mit Dem versorgen kann, was sie zum Nothdurfte braucht, sondern auch im Stande ist, alle ihre Wünsche und Launen zu befriedigen; er geht ein und aus, ohne zuvor Erlaubniß von ihr erhalten zu haben, und thut nichts, was ihr unangenehm sein könnte. Ein halber Mann ist nur ein armer Tropf, der eben sein Auskommen hat, aber nicht mehr. Seine Frau muß zu Hause bleiben und arbeiten; es ist ihr niemals wajib (erlaubt), ihm trockne Antworten zu geben. Wenn er sie schlägt, so darf sie ihn wieder schlagen und obendrein noch kratzen, ihm auch Haare aus dem Barte raufen u. dgl. m. Der Hulpuk-hupla endlich hat weder Geld noch Freunde. Eines solchen Mannes Frau kann jeden Tage und zehn Nächte aus dem Hause bleiben, ohne daß er sie darum tadeln dürfte; er hat nicht einmal das Recht, zu fragen, wo sie gewesen ist, ob sie mit einem Fremden in seinem Hause steht, so geht ihn das gar nichts an. Wenn er heim kommt, und findet die Thür verschlossen, so muß er umkehren und warten, bis sie für ihn geöffnet wird.

Ein britischer Arzt in Indien, Atkinson, hat das „Kuslum Naneh" ins Englische übersetzt. Es geht aus der Lectüre dieses Buches hervor, daß man in Europa bisher sehr schlecht über den Zustand und die Lage der Weiber in Hindostan unterrichtet gewesen ist, wenn man das Harem für ein unerträgliches Gefängniß angesehen hat.

47.

Miscellen.

Die Meinung, als sei es nur unserer Zeit eigen, beliebten Sängerinnen gleich Königinnen zu huldigen, widerlegt sich dadurch, wie die von ihren Zeitgenossen hochgehaltene erste Sängerin bei der großen Oper in Paris, Mlle. St.-Huberti, 1785 in Marseille gefeiert wurde. Sie hatte im Juli und August dort 25 Vorstellungen mit dem größten Beifall gegeben. Es regnete Verse und Kränze. Mehr als 100 Kränze und Kronen nahm sie mit sich, manche von bedeutendem Metallwerth. Man gab ihr unzählige Feste, von denen das auf dem Wasser, einer Königin würdig, besonders Erwähnung verdient. Mlle. St. Huberti in reicher neugriechischer Tracht, die ihr von Griechinnen, in Marseille wohnhaft, geschenkt worden, auf einem Divan hingestreckt, näherte sich in einer Gondel mit der marseiller Flagge dem Ufer. Über 200 Nachen umgaben das reich geschmückte Fahrzeug. Eine Salve von Geschütz, das Jubelgeschrei des Volks begrüßten sie. Die Gondel hielt, um ihr den Anblick eines Schifferstechens zu gewähren. Die Sieger brachte ihr den Kranz und empfing ihn aufs Neue aus ihrer Hand. Man wollte ihr auch den Fischfang in einem ungeheuern Netz zeigen, aber man konnte das Netz der Menschenmenge wegen nicht zusammenziehen. Beim Ausstiegen wurde sie von einer zweiten Salve begrüßt. Das Volk umtanzte sie beim Klang der Tambourins und Schalmeien. Die Landhäuser am Ufer waren alle illuminirt; man führte sie in eins der ärmern, vor dem man ein kleines Theater errichtet hatte. Man gab ein kleines allegorisches Stück von einem provencalischen Dichter der Sängerin zu Ehren, das einige gute Einfälle, aber auch die Plattheiten der meisten Gelegenheitsstücke hatte. Während des darauf folgenden Balles saß Mlle. St.-Huberti zwischen Mirabeau und Polyhymnia, die in der Allegorie aufgetreten hatten. Das glänzende Abendessen von 100 Couverts war in dem von außen und innen hell erleuchteten Hause, in einem offenen, blos durch ein Gitter geschlossenen Saale aufgetragen. Das Volk drängte sich in Masse heran. Als man beim Schlusse des Mahles sang, fielen die Außenstehenden im Chor ein. Die St.-Huberti dankte mit einigen provencalischen Strophen, was den Enthusiasmus aufs höchste steigerte. Unter dem Donner des Geschützes, den lauttönen Vivats's krank man die Gesundheit der Sängerin. Sie hatte bei der großen Oper Verbesserung des Costume eingeführt und zuerst die Reifröcke abgelegt. Aber doch hatte sie zu der den antiken Formen sich annähernden Tracht als Alceste ein gepudertes Toupet und einen ungeheuern Chignen. Ihr Hercules, Lucrisse, war noch ärger travestirt. Er hatte einen Helm mit nicken bunten Federn, eine Attasbeze mit brillantirten Stahlknöpfen, fleischfarbenen Strümpfe, Stiefeln mit rothen Absätzen, eine große lockenperücke mit zwei Schwänzen und dazu die Keule und das Löwenfell auf den Schultern. Der große Schreiber zog während seines Aufenthalts in Paris die St.-Huberti allen übrigen Sängerinnen und tragischen Schauspielerinnen vor. Sie hatte nicht den falschen Pathos, die lächerlichen Geberden der Hedwinnen des Kothurns. Ihre Iphigenie in Tauris hielt Schreiber für eine unübertreffliche Meisterrolle. Sie hatte sich kurz vor der Revolution mit dem Grafen d'Antraigues verheirathet, emigrirte mit ihm und hielt sich endlich des London auf. Der Graf hatte sich in politische Umtriebe verwickelt, sein italienischer Diener, von der pariser Polizei bestochen, theilte dieser die Papiere seines Herrn mit, er gerieth sich verrathen und redete deshalb 1812 den Grafen und die Gräfin, als sie in den Wagen steigen wollten.

Zu Ende des Jahres 1785 fand man in Paris an allen Ecken angeschlagen: „Kund und zu wissen ist, daß der Herr Generalcontroleur eine neue Schauspielergesellschaft errichtet hat, die zuerst in Versailles vor dem Hofe den 2. Januar 1787 spielen wird. (Es war dies die erste Anspielung der von dem Generalcontroleur Calonne eingerufenen Notabeln.) Man wird spielen „Die falschen Vertraulichkeiten", „Die erzwungene Einwilligung", als Beschluß ein pantomimisch-allegorisches Ballet, „Das Faß der Danaiden", von Hrn. von Calonne verfaßt." Ein anderes Mal wurde angeschlagen: „Die Oper wird Paris verlassen und künftig in Versailles spielen, weil alle Maschinen dort sind." Madame Lebrun hatte Calonne gemalt, als Knieſtück. Die witzige Sophie Arnould bemerkte, es seien ihm darum die Beine weggeschnitten, damit er am Platz bliebe. Es war damals der Ministerwechsel sehr häufig.

10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 197. — 16. Juli 1838.

Über den Mysticismus in einem der neuesten englischen Romane.

Eine Hauptseite unserer Literatur nimmt gegenwärtig der Roman in Anspruch. Weil derselbe nämlich eine Darstellung des Menschenlebens in seinen vielseitigen Combinationen gibt, so liegt darin der Grund, daß derselbe so viele Freunde immer gefunden hat und findet, unter Denen, die in des Lebens bewegter Mitte stehen, wie unter Denen, die von derselben zurückgezogen leben. Wer jemals den großen Mathematiker Thibaut besuchte, der traf ihn gewiß in dem bequemen Sessel, die grüne seidene Decke über sich, in der Hand einen Roman. Wie wunderten sich fromme Theologen, wenn sie auf dem Tische des ehrwürdigen Veteranen Planck die Phänomene deutscher Romanliteratur erblickten! Aber der Roman gibt ein Bild des Lebens; und wer darin au courant bleiben will, der muß ihn kennen. Wie nun die Gegenwart mit gewaltigem Arm über die Grenzen des nächsten Besitzthums hinübergreift, das zeigt sich auch hier, indem wir Deutschen uns bemühen, selbst die Romanliteratur fremder Nationen durch Übertragung in unsere Sprache uns anzueignen. Zufolge des Obigen treiben uns aber dazu nicht die Leser der Leihbibliotheken, sondern vornehmlich diejenigen, welche den Geist der Nationen umfassen und durch eine Fülle der Anschauung das eigne Leben bereichern möchten.

So erschien 1837 ein Roman von Mistreß Trollope, betitelt: „The vicar of Wrexhill", welchen die deutsche Literatur durch eine in demselben Jahre erschienene Übersetzung sich zugeeignet hat. *)

Die Deutschen hatten durch die höchst unweibliche und verletzende Erscheinung der Karschin, jener Zeitgenossin Friedrich's des Großen, eine Art Schrecken bekommen vor einem weiblichen Autor; und was uns auch unsere Philologen über eine Sappho und Korinna Schönes, Erhebendes, Poetisches sagen mochten, für uns war's unverständlich und unbegreiflich. Aber nachdem die freundliche, milde, versöhnende Gestalt der Karoline Pichler an uns vorübergegangen war, wurden wir durch Frau v. Stael einigermaßen wenigstens vorbereitet auf moderne Erscheinungen wie George Sand, Bettina ꝛc., und wenn man in früherer Zeit behauptete, das Classische könne blos von dem Manne geleistet werden, so ist der Charakter des Modernen der Art, daß darin der Unterschied der männlichen oder der weiblichen Autorschaft ganz verschwindet. Übrigens ist der „Vicar of Wrexhill", obwol er einen rein englischen Charakter trägt, doch wie für uns geschrieben. Es handelt sich nämlich in demselben um einen Gegenstand, um ein Lebenselement vielmehr, welches grade jetzt in Deutschland in einer bedeutenden Krisis steht; dies Lebenselement ist die Religion.

Ein Lebenselement, sage ich, ist die Religion; denn, sowie der Mensch die Kraft der Vorstellung, die Kraft des Begehrens, des Willens besitzt, sowie im Menschen das Bewußtsein des Ich liegt, so liegt auch in ihm das Bewußtsein seines Zusammenhanges mit einem Unsichtbaren, Geistigen, das höher ist als er selbst. Dies Bewußtsein in seiner eben angedeuteten Allgemeinheit ist der Grund der Religion und, weil der Grund der Religion, die Religion selbst im allgemeinsten Sinne des Worts. Sowie nun die Erfahrung zeigt, daß in der Religion selbst die materiellen Fehler des Dualismus, des Pantheismus, des Fatalismus ꝛc. vorkommen, so ist einer der gefährlichsten formalen Fehler der Mysticismus, welcher meint, das religiöse Leben in seiner Eigenthümlichkeit beschränke sich auf das Gefühl, und man müsse sich hüten, um die Hitze des Aberglaubens und die Kälte des Unglaubens abzuwehren, daß man das Licht des Verstandes an die einzelnen Ausprüche des religiösen Bewußtseins halte. Nun geschah es, daß auch unter uns Deutschen gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts ein skeptischer Geist erwachte; dieser löste sich jedoch bald in religiösen Indifferentismus auf, sodaß für die Jahre des sogenannten deutschen Freiheitskrieges das Wort des Lucrez gilt, welcher sagt: „timor facit Deos", d. h. die Furcht erweckt den Glauben an die Gottheit. Ja, nach dieser Periode nahm das religiöse Leben eine solche Richtung, daß erleuchtete Männer, welche das Gebiet des Glaubens ehrten, nicht streng genug darauf dringen konnten, daß man der Vernunft allewege ihr volles Recht gebe. Allein ich glaube, seit dem Beginn dieses Decenniums ist auch in dieser Rücksicht in Deutschland wieder

*) Der Vicar von Wrexhill. Ein Roman von Mistreß Trollope. Aus dem Englischen von Otto von Czarnowski. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1837. 8. 3 Thlr.

Digitized by Google

ein anderer Geist erwacht. Man will fortschreiten, man macht Zugeständnisse — aber nicht ohne Vorbehalt; man will das Licht der Wahrheit — aber man sieht zu, daß es nicht zu hell leuchte; man lacht über jenen Pilger, der auf seiner Wallfahrt nach Rom allemal zwei Schritt vorwärts und drei zurückthat — aber man sieht nicht, wenn man selbst in seinem Fall ist. So zeigt sich offenbar auf religiösem Gebiet unter uns eine bedeutende Reaction. Schon der oberflächlich Beobachtende merkt das an den vielen Bibelgesellschaften und Missionsvereinen, welche seit dem Beginn dieses Decenniums allgemeiner verbreitet, kräftiger, vielseitiger unterstützt werden, und welche jedenfalls doch nur dann einen Werth haben, wenn sie betrachtet werden dürfen als ein Erzeugniß des vollendeten religiösen Bewußtseins und Lebens. Man merkt das an der Flut von geistlichen Liederbüchern, mit denen die arme Welt jährlich überschwemmt wird; man vernimmt das aus den religiösen Streitschriften, aus den dumpfen, dunkeln Predigten von Kanzeln und Katheedern; man sieht es an dem finstern Blick und dem menschenfeindlichen Umherschleichen christlicher Sektirer, die, wenngleich im Stillen, doch um so sicherer durch ihren Pesthauch das Leben vergiften.

Wenngleich nun durch so viele schlimme Stadien unsere christliche Religion und Kirche sich hindurchkämpfen wird, wie sie sich schon so oft hindurchgekämpft hat; wenngleich die Männer von Fach sich durch allen Kampf der Systeme und allen Zwiespalt der Meinungen in ihrer Ansicht blos befestigen lassen und kühner und zuversichtlicher werden auf dem Wege der Wahrheit; wenngleich wir fest glauben, daß der Mann nur im Leben zur Religion gelangen und in der einfach wahren Religion gefestigt und gekräftigt werde; wenngleich es Thorheit wäre, wenn wir, namentlich unserer wissenschaftlich sich bildenden Jugend, jenen Kampf der Systeme gern ersparen möchten: so beklage ich doch dabei, namentlich bei dem Eindringen des Mysticismus und des auf denselben sich gründenden Pietismus, von Herzen unser armes deutsches Volk. Unser Volk, sage ich; aber ich nehme das Wort in seinem edelsten Sinn. Es liegt ein so tiefes, gesundes, religiöses Gefühl in unserm Volk — wie einfach erhaben war die Religion der alten Germanen — aber der Mysticismus vernichtet es; es hat sich unser Volk im Lauf der Jahrhunderte schon tief in die Religion des Christenthums hineingelebt, aber in der Hand des Mysticismus wird dieselbe zu einem höllenqualenden Werkzeuge. Und wer kann es leugnen, daß der Mysticismus und der auf denselben sich gründende Pietismus den Abfall von der christlichen Kirche befördert, sodaß derselbe uns auf diese Weise um dies heilsamste Vermächtniß früherer Tage bringen könnte. Ja, wie oft erfahren wir's, daß der Mysticismus in seiner gröbern Gestalt dem gesunden Gefühle durch seine Vorstellungen, seine Ansichten, seine Lehren sogar lächerlich erscheint! Und wird nicht dadurch die Religion mehr als durch irgend etwas profanirt? Und sollen wir es dulden, daß der Mysticismus unserer Jugend eine so verkehrte Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse einflößt? Sollen wir es dulden, daß er unserer Jugend die frohe Fernsicht — ach, wie Viele gibt es, die sagen, sie habe gar keine — trübt, daß er damit unserer Jugend die Kraft des Willens raubt und das Feuer der Begeisterung auslöscht? Sollen wir es dulden, daß der Mysticismus, dem immer nur schwächliche, verkrüppelte Seelen huldigen, das Leben der Freundschaft, der Geschwisterliebe, des Familienlebens, des geselligen Umgangs zerreiße und vergifte? Ja, wenn es gilt, gegen einen Todfeind unsers Lebens zu Felde zu ziehen, so gilt es gegen diesen; wenn ein Kampf heilig ist, so ist es dieser; wenn ein Kampf Sieg verheißt, so ist es dieser.

Freilich ist dem eindringenden Mysticismus unter uns schwer entgegenzuwirken, weil er sich oft verhüllt, verschließt und mit seinen Äußerungen, mit seinen Maximen nicht offen und frei auftritt, ja, weil wir die schimmsten Mystiker in ihren Raisonnements nicht selten den Mysticismus verdammen hören. Unleugbar ist, daß das deutsche Volk weniger der praktischen als der theoretischen Seite des Lebens zugewendet ist; der Deutsche macht seine Meinung, seinen Willen viel weniger schnell geltend im Leben als z. B. der Engländer, der Franzose. In England scheiden sich die Anhänger mystischer Sekten, z. B. die Methodisten, schon im Äußern ohne Scheu von Denen, die ihnen nicht anhangen; in England hört man die Mystiker in ihrem Umgange mit Nichtmystikern das Gespräch mit ihren Gebetswünschen, mit ihren frommen Flüchen durchweben; in Deutschland erkennt man sie meistens blos an den frommen Augen, an dem bohrenden Blick, an der blassen Farbe, am leisen Umherschleichen. Sowie aber jedes Übel schlimmer ist, wenn es im Dunkel schleicht, als wenn es offen und frei sich kundgibt, so wirkt in Deutschland das Übel des Mysticismus schlimmer, als das z. B. in England jemals geschehen wird.

Daß unter den obwaltenden Umständen ein Reagens auf dem erwähnten Gebiete erscheinen müsse, das wird ein Jeder als nothwendig anerkennen. Offenbar sehen Viele es ein, daß bei dem derzeitigen Stande der Dinge die Religion, namentlich das Christenthum, einem traurigen Zustande, man könnte vielleicht sagen, einem temporairen und partiellen Untergange entgegengeführt werde. Deshalb sind Welche aufgetreten, Heilmittel zu versuchen. Viele nehmen Singen, Beten, Predigen, Tractatenschreiben, Verketzern dagegen in Anspruch; Andere schlagen den wissenschaftlichen Weg ein, um den Gelehrten und durch diese dem Volke die Augen zu öffnen; Andere, wie Hr. Steffens in seiner „Revolution", verschern uns, daß das echte, religiös-christliche Leben wieder Grund und Boden unter uns gewonnen habe. Andere noch ergreifen die Waffe des satirischen Raisonnements, und es scheint, als wenn sie uns in die mittelalterlichen Zeiten zurückversetzen wollten, wo man dadurch, daß man in der Faschingszeit das Heilige der Profanation des großen Haufens preisgab, das Gefühl der Ehrfurcht vor demselben neu und kräftig anfachen zu können glaubte. Indeß meines Erachtens darf die Satire nur gegen einzelne, mehr äußerliche Thor-

Digitized by Google

heiten, nicht aber gegen Grundverthümer des Lebens gerichtet werden. Es gibt wirklich viele Thorheiten in der Welt, deren innere Absurdität so klar vorliegt, daß jedes Raisonnement über dieselben überflüssig ist; da ist die Satire das zweckdienlichste Mittel. Daher findet man in früherer Zeit schon die passendsten Gegenstände der Satire also bezeichnet: Moden und Trachten, schlechtes Theater, ausländisches Recht, Mangel an Ehrerbietung gegen die Alten, Phlegma der Justizpflege, Sonderbarkeiten der Studenten, Fresserei, Mesalliance, Empfindelei, geringfügige Ursachen der Kriege, Kriechen der Professoren vor reichen Studenten, schlechte Heerstraßen, Titelprunk in den Zeitungen, Anglomanie in den Gärten, Aberglaube des Pöbels. Dagegen auf dem Gebiet der am tiefsten liegenden Interessen des Lebens dürfte die Satire wenig angebracht sein. Wenn Jemanden die jüngste Geschichte der Universität Halle bekannt ist, der wird wissen, welch einen Einfluß die Reibungen der orthodoxen und der nicht orthodoxen Theologen, die dahin zielenden satirischen Erzählungen, Fabeln, Bilder und Caricaturen auf das ganze Publicum, das gelehrte wie das nicht gelehrte, gehabt haben; und wer das mit erlebt hat, oder wem die genaue Kunde von alle dem zugekommen ist, der wird nicht in Abrede stellen können, daß das Gefühl von der Hoheit und Heiligkeit der Religion dabei nicht nur nicht geschont, sondern nicht selten gar arg verletzt worden ist.

Nichtsdestoweniger scheint man mehre neuere Schriftsteller, welche gegen die formalen Fehler des religiösen Lebens unter uns mit Satire aufgetreten sind, verkannt zu haben. Daß dieselben für eine rechte Sache zu Felde liegen, das kann nicht geleugnet werden; daß sie sich in der Waffe, welche sie führen wollten, vergriffen haben, das ist wenigstens menschlich; und wenn sie in Eifer und aufgeregter Stimmung hier und da ein Wort mehr gesagt haben, so hätte man lieber die Quelle davon aufsuchen, aber am wenigsten ihre Überzeugung und ihren Willen verdächtigen sollen.

Wenn ich nun oben gesagt habe, daß das verständige Raisonnement kräftigst gegen den Mysticismus wirken werde, indem es Jedermann die Augen über dessen wahres Wesen öffne, so behaupte ich nicht, daß dies Mittel das einzige zweckdienliche sei. Wenn ihr den Mysticismus kennen lernen wollt, so geht nur hin und lest im Buch der Geschichte; vernehmt, was geschah, als die Flagellanten deutsche Gaue durchzogen, als Johann von Leyden in Münster hauste, als die Fanatiker unter Cromwell rasten. Denselben Effect wie die Historie hat in diesem Falle der Roman, sofern derselbe seiner Idee nach ein concentrirtes Bild des Lebens gibt. In dieser Rücksicht, glaube ich, ist es gut, daß wir den „Vicar of Wrexhill" von Mistreß Trollope durch eine deutsche Übersetzung unserer Literatur haben aneignen wollen, weil durch diesen Roman der Leser über die Idee des Mysticismus, über seine Tendenz, über seine Folgen, über die wirksamsten Mittel gegen denselben zu einer Klarheit gebracht wird, die wir Deutsche jetzt um Alles nicht entbehren können. Es ist unleugbar, daß der Mistreß Trollope der Molière'sche „Tartuffe" bekannt gewesen ist; aber bei Molière ist der Hauptproselyt der Scheinheiligkeit ein Herr, Monsieur Orgon; in dem „Vicar of Wrexhill" ist der Hauptproselyt des Mysticismus eine Dame, Madame Mobray. Wie die Verstandes- und Willenskraft des Hrn. Orgon mehr und mehr umstrickt und beschränkt wird, das ist meistens von komischem Effect; wie Mad. Mobray mehr und mehr in die Hände des Mr. Cartwright überantwortet wird und wie sich daraus die veränderte Stellung, die sie nun zu den Ihrigen einnimmt, entwickelt, das ist von wahrhaft tragischer Wirkung und würde das düsterste Gemälde geworden sein, wenn die Verf. sich nicht bemüht hätte, die schreienden Töne auf alle Weise zu dämpfen. Deshalb, wenn es unverkennbar ist, daß der „Tartuffe" mit komischer Satire durchwebt ist, so erscheint in der Geschichte der Mistreß Trollope der tiefe, gräßliche Ernst einer sich verirrenden Lebensansicht und Lebensrichtung. Nur einmal bemerke ich in der englischen Erzählung einen Zug, der komische Satire zu sein scheint. In der Zeit nämlich, wo Mad. Mobray sich so zu sagen noch in der Schule der Herren Corbold und Cartwright befindet, da überzeugt sie sich so lebhaft von der Entstiftlichung der Menschheit, daß sie meint, es möchte wol gut sein, wenn man einen Fonds zusammendrächte, damit die Erwählten, wenn sie reisen müßten, nicht nöthig hätten, auf der ordinairen Post in sündhafter Menschen Gesellschaft zu reisen.

Was übrigens den Roman selbst betrifft, so scheint er vielleicht blos drehalb etwas in die Breite gezogen zu sein, weil das Schicksal der Hauptperson sich nur in einem kleinen Kreise entwickelt. Zum Vorwurfe könnte man es der Verf. vielleicht machen, daß sie die Nebenpersonen, oder diejenigen Personen, welche die zweite Rolle im Stück spielen, wie die Damen Simpson und Richards, den Schulmeister, den Wirth ꝛc., nicht kräftiger und markanter in die Hauptgeschichte eingreifen läßt. Wenngleich nun die Verf. keineswegs einen didaktischen Zweck hatte, so ist doch, wie schon oben erwähnt wurde, in didaktischer Rücksicht der Roman für uns von unvergleichlichem Werth. Zu welch einem Zerrbild durch die mystische Richtung schon Kinder gemacht werden, das ist sehr gut gezeigt an der neunjährigen Tochter der Miß Simpson, indem dieselbe z. B. einmal sagt, sie habe ihren Johannisbeerpudding nicht gegessen, weil es sündlich sei, für unsere gebrechlichen Leiber zu sorgen, und weil wir nichts lieben dürfen als den Herrn. Offenbar ist eine Gradation bezweckt durch die Charakterschilderung der Tochter des Vicars, Miß Henriette Cartwright, welche als eine unglückliche Glaubenlose erscheint, die, weil sie die Heuchelei ihres Vaters erkannt hat, nun weder an ihn, noch an sich, weder an die Gottheit, noch an die Menschheit glaubt. Nichtsdestoweniger ist in dem Charakter der Henriette die größte Wahrheit. Und warum? Weil Henriette durch den Unglauben vernichtet ist, aber sich durch denselben nicht zu Thaten flachseln läßt, und das Weib repräsentirt ja seiner Natur nach die passive Seite des Lebens. Als Nebenzweig zu diesem Hauptstamm der Charakterzeichnung stellen sich dar Miß Fanny

Digitized by Google

Mobray und Mad. Mobray, und die Krone des Ganzen machen Mr. Cartwright und Mr. Cordold. Das Verhältniß dieser Beiden zueinander, wie die Modification ihrer Niederträchtigkeit ist wirklich lebenswahr geschildert.

Somit schließen wir und wünschen diesem Roman in Deutschland ein großes und verständiges Publicum. 75.

Nekrolog der Deutschen. Vierzehnter Jahrgang. 1836. Mit zwei Portraits. Weimar, Voigt. 1838. Gr. 8. 4 Thlr. *)

Als man dem General der Jesuiten Ricci eine Reformation seines Ordens zumuthete, hin- und herstritt, Dies und Jenes wollte, brach er endlich in die merkwürdigen Worte aus: „Sint ut sunt, aut non sint!" Ähnlicher Gesinnung ist auch der Verleger des „Nekrologs". Man hat sich (und zum Theil Schreiber dieser Zeilen selbst einmal) mit ihm herumgestritten, ob er nicht die sogenannte Universalität des „Nekrologs" aufgeben und sich bei der Auswahl der aufzunehmenden Biographien nur auf ausgezeichnete Personen und Sterne erster Größe beschränken sollte. Der Hr. Herausgeber hat indeß und Andere mit ihm sich dagegen erklärt. Dafür müssen wir uns wieder gegen eine andere vorgeschlagene Maßregel erklären, nämlich bei gleicher Festhaltung der jetzigen Allgemeinheit das Werk statt in zwei enggedruckten Octavbanden in zwölf splendid gedruckten Monatsheften erscheinen zu lassen. Soll unser „Nekrolog" ein Volksbuch sein, wie er beabsichtigt, so muß er auch für des Volkes Beutel sein, und wir wissen ja, wie dieser beschaffen ist, wenn es Büchern gilt. Doch der Verl. hat diese Anmuthung selbst schon bündig in der Vorrede widerlegt.

Der „Nekrolog" erscheint diesmal einige Monate früher, weil ein schnelleres Erscheinen als förderlich gewünscht worden ist. Allein schon jetzt und künftig vielleicht noch mehr dürfte dies die Folge haben, daß der Retardaten oder Rückstände und Nachträge immer mehr werden. Schon jetzt haben diese Beiträge für den nächsten Jahrgang zurückgelegt werden müssen. Also ist unser Rath: Eile mit Weile. Solche Winke nimmt uns Hr. Voigt nicht übel, denn gut mit der Sache meinen wir es wenigstens.

Und sie verdient's; man wird darüber immer mehr ins Klare kommen; ja, der Herausgeber glaubt es selbst bemerken zu müssen, daß seine Artien — um einen Aktienverkehrsausdruck auch hier zu brauchen — sich bessern, und er hat den tüchtigen Entschluß gefaßt, selbst nach einem bedeutenden Verlust die Sache nicht aufzugeben. Das loben wir selbst aus einem höhern sittlichen Grunde. In unserer Welt der vielseitigsten Bestrebungen, Versuche, Zertrümmerungen der Kräfte, eingeschlagenen und aufgegebenen Richtungen muß man sein Leben fest und seine Kraft unverwandt an eine Idee und Aufgabe setzen; es muß in sie aufgehen, damit es nicht mit uns untergehe.

Nun zur nähern Ansicht dieses Jahrgangs selbst. Die Bilder des Fürsten Rudolf Kinsky und des Geh.-Raths Hufeland stehen vor. Da wir den Ersteren, als er Kind war, und den Letzteren, als wir es waren, kannten, so bleibt ein Urtheil über Ähnlichkeit Andern überlassen. Haben sie auch keinen künstlerischen Werth, so bekommt man doch noch um ein Schock Portraits mit in den Kauf, und wenn man bei jedem nur einen Gedanken hat, so sind dies ein Schock Gedanken. Die vorgedruckte Liste Derer, die Beiträge geliefert haben, ist nach Zahl und Namen nicht unbedeutend. Es sind in diesem Jahre wieder erwähnt 1488 Verstorbene und zwar 321 in der ersten und 1167 in der zweiten Abtheilung. Von jenen Biographien sind wieder 208 als Originalarbeiten zu betrachten. Unter den ausführlicher Biographisirten hat Baiern diesmal viel Stoff geliefert und namentlich München ebenso viel als ganz Östreich (14). Mecklenburg und Oldenburg haben sehr fleißige Mitarbeiter, haben auch dort wie in Preußen und Sachsen die Zahl der Geschilderten verhältnißmäßig am größten ist. Nach Rang und Stand sind es sieben Fürsten (den König Anton von Sachsen an der Spitze), eine Anzahl Minister, Generale, Geistliche aller Würden und Weihen vom Erzbischof an, Staatsmänner aller Classen, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker und selbst ein Dorfschulze, aber ein tüchtiger.

Wir sind weit entfernt, ein Verzeichniß der Notabilitäten unter den hier Geschilderten geben zu wollen, aber einige Namen dunt untereinander, wie die Scherl des Todes ja auch nicht nach dem Staatsschematismus und den Rangclassen arbeitet, heben wir als uns besonders interessant hervor, unbekümmert, woher dazu die Materialien geflossen. Dr. Müller, Minister des Cultus in Dresden; Nolting und Jänkendorf — sein reiches Gemüthsleben hätte vielleicht noch tiefer aufgegriffen werden können —; die Artikel Humboldter, Wieland, Grotefend, Globius, Friedrich, Eisenschmidt, Nathan Rothschild, Raimund, Grabbe, Klaiber, Tauchnitz, Campe, Goldhorn, Daub, Münchhausen, Rehberg, Hufeland u. s. w.

„Aber in aller Welt", fragte neulich ein Mädchen, „woher kommt es denn, daß nur lauter gute, brave, treffliche, verdienstliche Leute darin stehen? In Deutschland sterben doch gewiß auch schlechte Leute von Distinction, und sollte keiner der Geschilderten auch nicht einen Fehler gehabt haben?" Darauf zur Antwort: Um die Fehler herauszustochern, ist der „Nekrolog" nicht da; hier gilt es dem Menschen nach der Totalität seiner Erscheinung in der Äußerwelt, und diese ist in der Regel so, daß sie im „Nekrolog" präsentabel ist, ohne dem Schildernden Censurlücken oder Injurienklagen zuzuziehen. Endlich vergesse man nicht, daß — schwarze Kühe auch weiße Milch geben! 45.

*) Vgl. den Aufsatz eines andern Mitarbeiters: „Über den Nekrolog der Deutschen", in Nr. 119 d. Bl. D. Red.

Notiz.

Als beim wiener Congresse das Schicksal der ionischen Inseln entschieden werden sollte, war man lange Zeit zweifelhaft, wem sie am füglichsten zu überlassen seien. Der Kaiser von Rußland wollte dem Bieckönig von Italien, Beauharnais, einen Beweis seiner Achtung und Freundschaft geben und ließ ihm, mit Einwilligung seiner Alliirten den Besitz derselben anbieten, die man zu seinem Gunsten zu einem Fürstenthume würde erhoben haben. Die Ehrendame der Kaiserin von Rußland, Roxane Sturdza, ward als Griechin vom Kaiser beauftragt, den Stiefsohn Napoleon's im Geheimen zur Annahme dieses Fürstenthums zu bestimmen; aber Beauharnais war und blieb unerbittlich. Hierauf beanspruchte Östreich mit Bezugnahme auf den Besitz der ionischen Inseln Seiten Benedigs, welches letztere dem ihm zugefallenen Königreich Italien einverleibt worden war, die Herrschaft über dieselben, und da es dies nicht erlangen konnte, schlug es vor, in Betracht, daß die alten Könige von Neapel aus dem Hause Anjou auf diesen Inseln gehersicht hatten, sie dem Könige beider Sicilien zu geben. Allein auf keinen dieser Vorschläge ging man ein, da man keinen derselben mit dem Interesse der sieben Inseln vereinbarlich fand, bis endlich die Ansicht des Grafen Kapodistrias durchging, der den Vorschlag machte, die ionischen Inseln an Großbritannien abzutreten. (S. Papadopoulo-Vreto's „Mémoires biographiques-historiques sur le président de la Grèce, le comte Jean Capodistrias". 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 198. — 17. Juli 1838.

Reiseliteratur.

1. Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Holland im J. 1837. Von Friedrich Karl von Strombeck. Braunschweig, Vieweg. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Diese Reisedarstellungen bilden den sechsten Theil von des Verf. mit seinen Jahren und Reisen fortschreitendem Werke: „Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit". Der Verf. entschuldigt in der Vorrede seine subjective, ihm wol hier und da als Fehler angerechnete Eigenschaft, Alles im rosenfarbenen Lichte anzusehen, mit der ihm von der gütigen Natur verliehenen Eigenschaft, „das Innere der Menschen einigermaßen zu durchschauen und die Nothwendigkeit (ἀνάγκη), welche sie gleich einem Fatum fortreißt, begreifen zu können". Der Verf. geht nun ein, daß unter den verschiedenen Stationen, welche die moralische Welt bis dato in ihrem zum Bessern fortschreitenden Gange zurückgelegt, diejenige ihm am besten gefallen, auf welcher wir, und er mit uns, gegenwärtig uns bewegen. Noch Besseres verspricht er sich von der Zukunft. Kurz, das rosenfarbene Licht, welches Hr. v. Strombeck über seine Darstellungen verbreitet, ist ein gemüthlicher Abglanz seines subjectiven Wohlbefindens und der unzerstörbaren Hoffnung, welche er auf unsere Zukunft gesetzt hat.

Unsere Zeit ist allerdings eine, in welcher man recht alt und recht behaglich alt werden kann; sie ist nach kurzem Interregnum der jugendlichen Aufgeregtheit, des jünglingsmäßigen Enthusiasmus und mitunter auch des Kleinkindergeschreis ein Ruhepolster des Alters geworden, dem die Kissen sanft unter das ehrwürdige Haupt geschoben werden. Ein bejahrter Mann wie Hr. v. Strombeck kann sich gar keine bessere Zeit wünschen, um Memoiren zu schreiben und von seinen Altersgenossen verstanden und gewürdigt zu werden. Die Flegeljahre des Lebens, in denen die Kampflust die innern Kräfte in fortschwingender Bewegung erhält, wo die Begeisterung sich ein Ideal der eignen Zukunft aufstellt, für das sie glüht, und wo man so leicht versucht ist, sein eignes Traumbild zur Zukunft eines ganzen Volks, ja, der gesammten Menschheit zu erheben, liegen weit hinter ihm und gehören einer Zeit an, deren Bedürfnisse, Hoffnungen und Kämpfe ganz anderer Art waren als die der unserigen. Selbst der Charakter des Landes, welches Hr. v. Strombeck zuletzt bereist und hier geschildert hat, harmonirt mit dem Charakter des höhern Alters. Die Jugend sehnt sich zumeist nach Ländern, denen der Charakter der Großartigkeit aufgedrückt ist, die durch ihre Gebirgsmassen, das sich aufdringende thätige Leben der Natur und die Wildheit der Erscheinungen imponiren, oder nach den Plätzen, wo die Weltgeschichte sich kreuzt und in sich aufdrängender Lebensthätigkeit sichtbar und festlich offenbart, oder nach den Landern des Ideals, der Kunst, der althistorischen Erinnerung; das kräftige Mannesalter, an Erfahrung und Wissen reich, setzt einen Fuß weiter vor nach dem Orient, Ägypten oder was jenseit des atlantischen Oceans liegt; Strombeck's reinliches Alter wählte das reinlichste, am meisten phlegmatische Land Europas, Holland, und schwankte nur eine Zeit lang zwischen Holland und Dänemark, letzteres bekanntlich auch ein phlegmatisches, eingefriedigtes und von dämmernder Ruhe umfangenes Landesgebiet.

In der Einleitung nimmt Hr. v. Strombeck Gelegenheit, von den lieben Personen zu reden, die er in Italien kennen lernte, und von den lieben Verhältnissen, in denen er auch jetzt noch zu ihnen steht. Er nennt Italien das Land seiner Sehnsucht. Was er aber hier mittheilt, gehört nicht eigentlich vor das Publicum, sondern allein auf die Gedächtnißtafel des Verf. selbst. In Preußen, sagt er weiter, habe er sich hochbeglückt gefühlt durch den Anblick eines blühenden Landes und eines glücklichen Volkes und freue es ihm ganz besonders, daß durch die Gnade des Königs zwei seiner Söhne in diesem seinem zweiten Vaterlande im Staatsdienste angestellt seien. Und warum zweites Vaterland? Weil des Verf. Familie schon im 13. Jahrhunderte Vasallin des Bisthums Halberstadt gewesen sei. So erfreut uns der Verf. noch durch gelegentliches Einweihen in Familienverhältnisse, wobei sich Ref. wahrlich wenig erbaut hat.

Hr. v. Strombeck reist von Braunschweig aus über die lüneburger Halde. Auch zu dieser berüchtigten Fläche weiß er sich in ein freundliches Verhältniß zu setzen. Er nimmt die rosenrothe Brille des Alters vor und findet die Dörfer in dieser Haide sogar romantisch gelegen; der Verf. langweilt sich nirgend; sieht er auf einer Haide ein paar Eichen, so findet er das Plätzchen romantisch, wenige Birken reichen hin, um ihn die Großartigkeit der

Digitized by Google

Schweizeralpen und die Schönheit des hesperischen Landes vergessen zu machen. In Hamburg geht es dem Verf. überaus wohl; alle Familien, in denen er eingeführt wird, sind exquisit, sämmtliche Mitglieder sind vortrefflich, und wie angenehm wissen sie zu bewirthen und zu unterhalten! S. 39 erfahren wir, daß der Verf. einmal mit Theodor Mundt Briefe gewechselt hat. Er rühmt an ihm, daß er von allen jetzt lebenden jüngern Schriftstellern die größte Glut und „Tiefsicht", Idealität und Lebensanschauung, Ernst und Charakter besitze, was alles noch mit so vieler „genialer" Ironie verbunden sei. Sehr naiv ist übrigens der Zusatz: „Mundt's Schriften werden keinen Schaden stiften; unsere Zeit ist es, die auf ihn gewirkt hat." Wir wünschten übrigens, daß Mundt selbst sich in der Achtung, die wir seiner Person, seinem Talente und Charakter zollen, zu erhalten fortführe, indem er weniger bei jeder Gelegenheit sich bestrebte, sich aus der „lächerlichen" Kategorie des jungen Deutschlands („lächerlich" ist Mundt's eigner Ausdruck) auszuscheiden und die ganze Last auf Guzkow allein haften zu lassen." Überhaupt sollte die Bezeichnung: junges Deutschland, die als ein antiquirter Schlachtruf anzusehen ist, weder zu Gunsten noch zu Ungunsten einer Person weder heraufbeschworen werden.

Doch von der Nachteile in Literatur und Leben weiß Hr. v. Strombeck mit seiner rothangelaufenen Brille freilich nichts; und wenn er, ein Repräsentant des alten und ältesten Deutschlands, Herrn Mundt als Mitglied der jungen Germania mit Lob überschüttet, so wird Mundt Strombeck's Lobpreisen wenn auch nicht zurückweisen, doch zu würdigen wissen; denn, wie gesagt, Strombeck ist kein griesgrämiger Kritiker. Von S. 35 — 39 finden wir überhaupt eine Menge geistvoller und liebenswürdiger Personen aufgezählt, welche Hr. v. Strombeck in Hamburg besucht hat. Des kaiserlichen Gesandten Gemahlin ist liebenswürdig und geistvoll; Frau Therese v. Bacherach ist im höchsten Grade liebenswerth und geistvoll und ihr Gemahl vortrefflich; bei der Madame Hesse, welche sich durch die schönsten Eigenschaften auszeichnet, gibt es einen Kreis kenntnißreicher Männer und liebenswürdiger Damen u. s. f.; kurz, Hr. v. Strombeck hat das Glück, nur mit der Elite des menschlichen Geschlechts zu verkehren. Weiterhin beschreibt der Verf. die Merkwürdigkeiten der Stadt anschaulich und angenehm. Bei Gelegenheit einer Erwähnung des „Hamburger unparteiischen Correspondenten", den er selbst jetzt noch höchlichst rühmt, gedenkt er mit unparteiischem und freisinnigem Lobe der Wirksamkeit, welche der Journalismus in den weitesten Kreisen ausübt. Er rechnet den Journalisten zu den Gewalthabern der Erde, obgleich er zugibt, daß mancher Minister über diese Äußerung lächeln werde. Der wahre Souverain der Erde, sagt er, ist am Ende doch die öffentliche Meinung, und wie unendlich ist der Einfluß, welchen auf diese angesehene Schriftsteller, vorzüglich aber Journalisten ausüben. Nun, man hat durch allerlei Verbaue und Gegenanstalten hinlänglich die Wahrheit anerkannt, daß die Literatur eine Macht sei, und sie wirkt selbst durch Verbaue und Gegenanstalten noch hindurch. Sie ist unaufhaltbar und wie die Luft am stärksten, wenn man sie zusammenpreßt. Bringt die freie Presse in Frankreich revolutionnaire Bewegungen zu Stande? Nein; als man die Journalistik einpreßte, that sie es und erzeugte die Revolution. Wol ein Fingerzeig! Das republikanische Gemeinwesen Hamburgs rühmt der Verf. ausnehmend.

In dem folgenden Capitel schildert der Verf. seine Seereise nach Amsterdam und letzteres selbst auf eine, wenn auch etwas bequeme, doch sehr behagliche und ansprechende Weise. Die Holländerei, die Reinlichkeit, die Behaglichkeit, welche den Styl des Verf. charakterisiren, ist für die Darstellung holländischer Städte und holländischen Lebens wie erfunden. S. 106 macht der Verf. die sehr wahre, aber im Gegensatze zu seiner rosenfarbenen Anschauungsweise immer auffallende Bemerkung, daß es in der lieben Welt anfange unglaublich langweilig zu werden. Alles Charakteristische, meint er, wird verschwinden, und sowie schon jetzt der schwarze Frack fast die einzige (?) Männerkleidung ist, so werden sich auch Diplomaten und Schuhputzer, Gräfinnen und Köchinnen auf ganz gleiche Weise ausdrücken. Den von Gemälden in der Bildergalerie hätte uns Strombeck mehr und Besseres erzählen können. Daß die Italiener und Spanier — obgleich wir es bei den Letztern sehr bezweifeln — Ideale, die Niederländer das Leben darstellten, ist eine so alltägliche Bemerkung, daß sie der Wiederholung nicht bedurft hätte. Wieder sehr wahr ist die Bemerkung S. 125, daß die Gesetzgebung sich nicht mit der Grausamkeit, mit harten öffentlichen Strafen paaren müsse, denn nichts sei ansteckender als die Grausamkeit. Auf gleich behagliche Weise, wie die Tour bisher, bereist und beschreibt der Verf. noch die Städte Harlem, Leyden, Haag, Delft und Rotterdam. Von hier die Maas und den Rhein hinauf nach Mainz. In Köln hat der Verf. eine sehr richtige Bemerkung an die gewiß traurige Wahrheit geknüpft, daß wir vor den Werken unserer Altvordern, wenn wir einmal eine neue Kirche aus einer alten machen, oder eine Caserne an die Stelle eines alten Bauwerks setzen wollen, gar keine Achtung, keine Pietät mehr haben. So verschwindet aus unsern Städten immermehr das Pittoreske und das ehrwürdige Grau. Es ist keine bloße und weggufpottende Caprice des Königs von Baiern, wenn er für die Erhaltung des-Alten in seinem statu quo eine so zarte Sorgfalt bewieß. Eine modernisirte und ausgeweißte altgothische Kirche macht einen widerlichen Eindruck. Laßt doch die Mauern, die alten Thore, die alten malerischen Thürmchen stehen, wenn nicht unabweisliche Gründe für ihre Abtragung sprechen! Es ist die alte Zeit, die Kraft der Altvordern, die aus diesen Bauüberresten zu euch redet und in unserer spaziergängerischen Zeit hinüberragt. Ganz ähnlich sagt Strombeck: „Wir leben in der Zeit der Gartenanlagen; diesen müssen altertümliche Mauern, Belege der Kunstgeschichte, weichen, und Pietät gegen den Erdauer eines Monuments, die sich noch durch dessen Erhaltung kund geben könnte, ist an vielen Orten etwas Romantisch-Abenteuerliches und also Lächerliches". S. 288 gibt Strombeck einem jungen Manne sehr beherzigungswerthe Regeln. Er sagt zu ihm: habe

Digitized by Google

man den eignen Geiſt emancipirt, ſo ſei man frei, und die Staatsverfaſſung, vorausgeſetzt, daß ſie Sicherheit der Perſon und des Eigenthums und Gewiſſensfreiheit gewähre, ziemlich gleichgültig; das wahre Glück beruhe in der Ruhe des Gemüths. Das nimmt ſich im Munde eines alten Mannes recht gut aus; aber ein gemüthsruhiger junger Menſch, der über ſeine Pflichterfüllung und Amtserfüllung hinaus nichts kennt, was ihn anregt, aufſtürmt, für das er glüht, iſt ein Unding oder ein Philiſter, ein bloßes Trieb- und Tretrad in der Staatsmaſchine. Jener junge Menſch war, wenigſtens nach der Verſicherung Strombeck's, ganz ergriffen von dieſer „Philoſophie"; ich zweifle indeß, daß ſie allzu lang in ihm gehaftet haben mag. Es wäre auch Schade um den ringenden und ſtrebſamen jungen Menſchen, wenn er ſich dieſe Philoſophie allzuſehr zu Herzen nähme. S. 291 iſt wieder ganz richtig bemerkt, daß unſere Jugend keine Jugend mehr ſei, daß ſie übermäßig ſpintiſire und theoretiſire, daß ſie ſich überlerne und anmaßlich ſich überſchätze, und das ſei Folge des jetzigen forcirten Erziehungs- und Bildungsſyſtems; es ſei unbegreiflich, wie ſo viele Regierungen durch Anordnung immer ſtrengerer Prüfungen dem fortſchreitenden Unweſen ſo recht in die Hände arbeiten; namentlich würde auch großer Unfug mit den aufgedrungenen mathematiſchen Studien getrieben. Sehr wahr! Eigentlich productive Genies bringen es trotz aller Qual doch zu nichts in der Mathematik, die nur ihre Productivität brechen und abſtumpfen hilft.

Hierauf Rückreiſe über Frankfurt und Kaſſel nach Wolfenbüttel. S. 348 wird der jetzige Papſt hochgerühmt; aber man weiß, daß Strombeck einmal bei ihm Audienz gehabt hat. Als Zwiſcheneſſen eine Betrachtung über das Patent des Königs von Hanover, welche die Für und Wider auf ſich beruhen läßt. S. 369 läßt Strombeck vermerken: ſeine letzte Unternehmung werde ſein, die Lücke auszufüllen, die annoch am Schluſſe ſeiner Darſtellung vorhanden ſei, und welche ihm ſo oft „vorgeworfen" werde. Zum Schluſſe ein des Neuen wenig bringender Abſchnitt: „Mein erſter Tag zu Paris 1806" und „Etwas über die Univerſität zu Leyden".

(Die Fortſetzung folgt.)

Neueſte italieniſche Poeſie.

Vor wenigen Jahren ſchrieben zwei Italiener, Botta in Paris und Biamonti im ſüdlichen Italien, zu gleicher Zeit ein Gedicht über die Thaten des Camillus. Gegenwärtig haben zwei andere Dichter gleichzeitig in Mailand und in Neapel ein Epos über die letzten Ereigniſſe in Griechenland dem Publicum übergeben, nämlich:

La Pace di Adrianopoli di *Domenico Biorci*. 1835.
La Grecia rigenerata, poema epico di *Giovanni De Martino*. Neapel 1835.

Indem der neapolitaniſche Dichter in der Vorrede von den Begebenheiten ſpricht, welche ſein Epos zum Gegenſtande hat, erklärt er, daß er zum Hauptthema deſſelben denjenigen Zeitpunkt gewählt, welcher den Krieg zwiſchen den beiden Reichen und den Friedensvertrag von Adrianopel betreffe, und die in Griechenland unmittelbar um dieſe Zeit vorgefallenen Ereigniſſe daran gereiht habe, um nicht die Geſetze der epiſchen Dichtkunſt zu verletzen, und um beſonders die Einheit ſeines Themas dadurch zu retten.

Die Schwierigkeit, gleichzeitige Begebenheiten auf epiſche Weiſe zu behandeln, ohne zu dem Wunderbaren, welches die in längſt verfloſſenen Jahrhunderten vorgefallenen Begebenheiten umhüllt, ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen, machte ſich von Lucan's „Pharſalia" an bis auf unſere Zeit geltend. De Martino war, um ſeinem Gedichte die gewünſchte Einheit und einige Mannichfaltigkeit zu geben, gezwungen, hier und da etwas Mythologie hineinzuverweben und einige ideale Epiſoden anzubringen, wovon eine einen beträchtlichen Theil der letzten Geſänge einnimmt, nämlich die Abenteuer Heinrich's, eines ruſſiſchen Abgeſandten, und der moslemitiſchen Emirena, die viel Intereſſe und Theilnahme in Anſpruch nehmen. In der Darſtellung der Begebenheiten der griechiſchen Revolution und des ruſſiſchen Krieges iſt er ziemlich kurz; er verbreitet ſich weit mehr über die Kämpfe der von ſeiner eignen Phantaſie geſchaffenen Helden und Heldinnen und ſchildert z. B. im ſiebenten Geſange die Schlachten, nicht wie ſie gegenwärtig ſind, ſondern wie ſie Arioſto beſchrieb. Das in zehn lange Geſänge eingetheilte Gedicht iſt jedoch gut angeordnet und die Lecture deſſelben geht raſch und unterhaltend von ſtatten. Die Ottaven des in den claſſiſchen Studien wohlbewanderten Verf. ſind leicht dahinfließend und mit Fleiß gearbeitet, und wenngleich ſeine Poeſie nur ſelten das Erhabene erreicht, ſo iſt ſie doch immer gut zu nennen; ſeine Schilderungen ſind ſehr lebhaft und abwechſelnd; beſonders anziehend iſt jene des dritten Geſanges, wo die Muſelmänner auf die Vermuthung hin, daß die Griechen in Konſtantinopel eine Verſchwörung angezettelt, ſich anſchicken, deshalb eine furchtbare Metzelei unter ihnen anzurichten:

Quel del Vesevo le sen mugge fremendo
Con fragor minaccioso igneo vapore;
E in gran massa raccolto infre il tremendo
Delle latebre sue profondo orrore,
Scoppia in globi di fiamme, e in torbo orrendo
Di fumo, ed in tocsete aspro rumore;
Cade in pioggie di fuoco, e i colti, ed ampi
Terreni incendia, e i sottoposti campi:

Scoppia del par le rovinosa trama
De' Greci e dacco — — —
— — — — —
Vedonsi là con bianco crine, e raro
Vecchi infelici, e per età cadenti,
Scioglier le meste ciglie in pianto amaro,
E preghi offrire, e flebili lamenti,
A tanta crudeltà vecco ripero:
Pietà non s'ode; e rovesciati, e spenti
Dagli avvocatati lor colpi diversi,
Cadono al suol nel proprio sangue immersi:

Qui desolata apper col picciol figlio,
Che il vacillante piè sostiene appena,
Madre, che inaridita ha già sol ciglio
Le sorgente del pianto, e in ogni vena
Quasi il sangue gelato al rio periglio:
Obblia se stessa, e sol del figlio ha pena,
Ch' alza le man tremanti, e grida, e plora,
E da quegli empi iovan pietade implora.

Es ließen ſich leicht noch viele ſolcher Ottaven und mehre gelungene Schilderungen und Erzählungen anführen, zum Beweiſe, daß dieſes Gedicht wie jene von Ricci unter die guten Erzeugniſſe unſers Jahrhunderts zu zählen ſei.

Ehe wir dieſes Thema verlaſſen, wollen wir wenige Worte über das oben bereits angeführte Gedicht: „La pace di Adrianopoli", von Biorci, hinzufügen. Der Plan dieſes letztern iſt weit umfaſſender als der von De Martino; während ferner der neapolitaniſche Dichter den hiſtoriſchen Theil ſehr dürftig ausgeſtattet, um ſeinen Erfindungen ſich um ſo mehr zu überlaſſen,

Digitized by Google

unterließ es Biorci nicht, seinen Gesängen einige von den großartigen Begebenheiten und den schönen Zügen von Heroismus und Frömmigkeit, woran die Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands so reich ist, einzuverweben; indem er die Mythologie ganz auf der Seite ließ, suchte er sein Interesse in dem Thatsächlichen und schilderte mit Wahrheit die griechischen und muselmännischen Sitten und Gebräuche, worunter sich besonders die Beschreibung des Harems, welche fast den ganzen siebenten Gesang einnimmt, auszeichnet. Mit Beziehung auf die Griechen wußte er sich mit Vortheil der gleichzeitigen Volksgesänge ihrer eignen Dichter zu bedienen, die, von Fauriel gesammelt, ein schönes Denkmal der jungfräulichen Poesie eines neu auflebenden Volkes sind. Biorci mochte einen geschmackigen Gebrauch von denselben und gab demnach in diesem Theile seines Gedichtes das Colorit und den wahren Charakter der von ihm befungenen Nation getreuer wieder.

Unter den lyrischen Poesien heben wir folgende als bemerkenswerth heraus:

Versi morali di *Marcellino Serpieri*, Romano. Mailand 1837.

Diese Verse bilden einen Theil einer unter dem Titel: „Amenità religioso-letterarie", in Mailand gedruckten Sammlung und sind die Frucht der Muse eines ergrauten Litteraten, der, nachdem er sein Leben auf Reisen und in ernsten Geschäften zugebracht, gegenwärtig von seinen Anstrengungen in der balsamischen Landluft von Bergamo ausruht. Der Dichter schöpfte seine Begeisterung in der Lecture der Bibel und schrieb unter dem Einflusse jener religiösen Gedanken, welche bei den Sorgen des Alters mehr Stärke gewinnen und größern Trost gewähren, diese Verse, in denen milde Schwermuth und religiöse Ueberzeugung sich gattend machen. Durch die Leichtigkeit der Versification und die Wahrheit, womit die Gedanken ausgedrückt sind, verräth sich die Schule von Frugoni, überall aber spricht sich ein Mann aus, in dessen Brust die vollste Ueberzeugung wohnt.

Versi di *Agostino Cagnoli*, Reggiano. Seconda edizione accresciuta. Prato 1836.

Saggio di poesie di *Antonio Zoncada*. Mailand 1837.

Diese beiden jungen Dichter, welche verschiedenen Schulen folgen, suchen durch die Schöpfungen ihrer eignen Phantasie den Geschmack ihrer Zeitgenossen sich zu gewinnen. Cagnoli, durch das Studium der italienischen Classiker gebildet, ist ein Anhänger der Schule von Monti und besitzt eine Anmuth des Gedankens und des Ausdrucks, welche auf das Gemüth eine höchst gewinnende Wirkung macht. Dahin gehören besonders seine ländlichen Gedichte (canti campestri), worunter „Der Morgen", „Die Herdstuft", „Der See" und mehre andere die süßeste Melancholie athmen. Seine sieben Gedichte an den Mond in verschiedenem Versmaß sind nicht phantastisch, sondern drücken die anmuthigsten Gedanken aus. In allen Poesien Cagnoli's finden sich gewählte Bilder, in schöne Reife eingekleidet, und es herrscht darin im Allgemeinen jener Charakter vor, den die Franzosen gegenwärtig mit poésie intime bezeichnen, nämlich jene Poesie, welche die im Herzen des Dichters wohnenden Gefühle, seine eignen Freuden und Leiden ausprícht. Dieser Poesie huldigte schon Dante, als er in seinen Canzonen seine Neigung für Bice befang, ebenso Petrarca und viele Gnadenerkiesen, und obschon sie sich später in die mythologischen Thorheiten der Anhänger von Marino und in das eitle Wortgepränge der letzten Arcadier verlor, so war doch sie es, welche die „Canzoni pastorali" des Pompei und selbst zuweilen die hochmüthige Muse des Parini inspirirte, — die Poesie des Gefühls und der Neigung, ohne welche die Lyrik nur ein leeres Wortgeklingel ist. Zoncada dagegen gehört einer neuen Schule an, welche, wenn sie statt der wenigen Anhänger, welche sie jetzt in Frankreich und Italien hat, deren viele und mächtige zählen wird, wohl geeignet ist, die Meinung für sich zu gewinnen und in der Literatur neue und große Schöpfungen hervorzubringen. Unter der Anzahl von jungen Dichtern, die diese Bahn verfolgen, gab gewiß Zoncada in seinen eignen Poesien die besten Muster, wenngleich er bis jetzt nur eine Saite, die religiöse, berührt hat. Hier sehen wir den Mann, im Suchen nach Wahrheit begriffen, der die Worte des Skeptikers, des Epikuräers und des Stoikers anhört, dem sich aber Christus allein als der Verkündiger der Wahrheit zeigt. Reichthum der Bilder und anmuthig ausgedrückte Gedanken zeichnen diese Gedichte aus. Die sieben, „La voce de' secoli" überschriebenen Gesänge fagen dem Schwunge der Phantasie von Zoncada am meisten zu. Sieben Engelstimmen befingen die Schöpfung, die Sündflut, Abraham, das geschriebene Gesetz, die Erlösung, das Weltende und das Völkergericht; der jugendliche Dichter ist von der Größe seines Gegenstandes mächtig durchdrungen und erhebt sich öfters zu kraftvollen und neuen Bildern, die bald im biblischen, bald im Pindarischen Geiste sind. Es herrscht in seiner Poesie eine gewisse Trauer und Schmerz, welche ihr jedoch den Charakter wahrer Rührung verleihen; endlich beweisen diese Proben von Zoncada, daß er zu den wenigen jungen Dichtern gehört, welche eine lebendige, fruchtbare Phantasie besitzen und die Poesie der wahren Bilderfprache nicht mit einer leeren Wortpoesie verwechseln. Wenn er fortfährt, den eignen innern Eingebungen zu lauschen, wenn er in seine Themas mehr Mannichfaltigkeit bringt und nicht die großen italienischen Meister der frühern Jahrhunderte vernachlässigt, so könnte er wol seinem Lande Gedichte geben, wie es sie jetzt verlangt, und unter den besten ältern Dichtern eine Stelle sich erwerben, wie sie ihm jetzt Niemand unter den jüngern wird versagen können.

40.

Notizen.

Der amerikanische Commodore Elliot hat in der Levante viele bisher unbekannte Alterthümer aufgefunden, namentlich bei Bairut, auf der Stelle des alten Berytus, zwei Marmorsarkophage, die 16 Fuß unter der Erdoberfläche lagen. Der Commodore kaufte sie von einem Landmanne, der auf jener Stelle Maulbeerbäume hatte pflanzen wollen. Jeder Sarkophag ist aus einem einzigen Stücke weißen Marmors gemeißelt und die sanft wie ein Dach abfallenden Deckel bestehen gleichfalls jeder aus nur einem Steine. Das Ganze ist trefflich erhalten, nur der größere hat am Ende einen kleinen Bruch. Der maltesische Künstler Giuseppe Hyzler hat von beiden genaue Zeichnungen verfertigt und wird diese wol in London durch den Druck vervielfältigen lassen.

Im Verlage des londoner Buchhändlers Murray werden noch im Laufe dieses Jahres zwei für die Geschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr wichtige Werke erscheinen, nämlich: „The correspondence of William Pitt, first earl of Chatham", herausgegeben von den Testamentsvollstreckern des jüngern Pitt, und die „Memoirs of general Wolfe" mit Auszügen aus dessen Correspondenz. Interessant dürfte Howitt's Buch „Colonisation und Christenthum", werden. Es ist eine volksfaßlich geschriebene Geschichte der Behandlung, welche die Eingeborenen in den Colonien von Seiten der Europäer erlitten haben. Von Schlegel's „Vorlesungen über die dramatische Literatur" liefert B. W. Pyrzee eine neue Übersetzung.

E. Rouillon hat Adelbert von Chamisso's „Peter Schlemihl" ins Englische übersetzt; auch von Spangenberg's „Leben des Grafen Zinzendorf" ist in dieselbe Sprache von Samuel Jackson übertragen worden. In der Vorrede, welche der Geistliche Latrobe zu diesem letztern Werke geschrieben hat, wird Zinzendorf's Wohlwollen, Kraft, Selbstverleugnung und Milde gelobt und der Vorwurf, als sei er ein Fanatiker gewesen, zurückgewiesen.

55.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 199. — 18. Juli 1838.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 198.)

2. Sendschreiben eines östreichischen Touristen; gesammelt und herausgegeben von Cornelius Victor. Zwei Bände. Leipzig, Weygand'sche Verlagshandlung. 1838. 8. 2 Thlr.

Als den directesten Gegensatz zu der eben besprochenen Reisedarstellung des Hrn. v. Strombeck lassen wir die des pseudonymen Cornelius Victor folgen, welche zum Theil dieselbe Localität zur Grundlage hat. Cornelius Victor ist eine Verlängerung oder besser Verzerrung der neudeutschen Schule; es ist ihre Sprech- und Anschauungsweise im tollgewordenen Zustande. Von der Erhabenheit zum Lächerlichen, könnte man sagen, ist nur ein Schritt, wenn von erhabenem Style und erhabener Darstellung jetzt überhaupt noch die Rede wäre. Neulich hörte ich den jetzt gäng und gäbe gewordenen Styl mit einem Menschen vergleichen, der auf einem parkettirten Fußboden ohne Beinkleider, aber mit Frack und Holzpantoffeln angethan, vornehm einherschlurrt; Victor's Styl aber hat auch die letzte Hülle von sich geworfen und zeigt verzerrte und durchkrampfte Glieder und Muskelgeflechte. Von Natur, der wir überhaupt uns möglichst zu entfremden suchen, weil die Natur etwas Gemeines und unendlich geringer ist als der in jedem denkenden Köpfchen sich fortentwickelnde Gedanke (Weltgedanke), und von natürlicher Empfindung ist bei Victor gar nicht mehr die Rede. Der Ertrag aus dieser Reisebeschreibung wäre zu gering, um auf ihren Inhalt einzugehen; es genügt, zur Bewahrheitung des Gesagten einige schlagende Stellen anzuführen.

Der Verf., der seine Leser mit „meine Kinder" oder „meine theuersten Kinder" anzureden pflegt, macht Th. 1, S. 203, folgende Tirade:

Ich kann allerlei Augen sehen an Mädchen, nur keine sanften schwarzen — wilde schwarze eher. Die sanften schwarzen Augen sind die verkörperte Moral. (Sollte man es glauben?) — — Die Natur selber hat da gewissermaßen den Sieg über ihre eigne Leidenschaftlichkeit davon getragen — —. Das Veilchen saß auf einem gestickten Feldsessel da u. s. w.

Diese leichtfertige Geistreichigkeit hat, mindestens gesagt, etwas Ekelhaftes, so abgenutzt und in frivolen Schmuz herabgezogen ist sie.

Weiter heißt es:

Holland ist gewissermaßen die Urinblase des nordwestlichen Europas.

Ferner:

Um dieses Ei (Y) nun ist Amsterdam in Form eines Halbmondes herumgebaut — Ihr seht, meine Theuersten! daß sich in Holland Alles um dieses Ei (Y) dreht — — „Ebenso hängt dieses Ei wie das der Frauen mit dem ganzen Organismus und Stadtkörper zusammen —. Krämpfe, Überschwemmungen, Ohnmachten gehen von diesem wundersamen Ei aus, und sowie es der glücklichen Stadt die schönsten Kinder in die Arme wirft, so speit es auch Krankheiten, Fieber und Wassersuchten aus — — Napoleon war der große Chirurgus; der mit seinem Degenscapell Throne anzapfte und Völker und Berge — —; er wollte die Stadt Amsterdam von ihren hysterischen Anfällen befreien und durch das empfindliche Ei ein Haarseil von Damm ziehen u. s. w.

Unsere Zeit fährt hinter uns mit einer gewaltigen Hetzpeitsche und der neunschwänzigen Matrosenkatze her u. s. w. — Enfin, Messieurs, die Sie meinem Brustbein gegenübersitzen und meinem Nabel, mögen Sie bedenken, daß das Rechte überall in der Mitte liegt.

Man vergißt bei einer Französin die Hülle und die haarigen Muttermäler auf ihr und sieht nur den lebendigen, geflügelten Geist vor sich — — Wenn ich auch von den obern Theilen einer Französin abstrahire, von den untern abstrahire ich nicht — —. Eine Französin hat nur zwei Pole, den Kopf und die Füße; zwischen diesen beiden Polen wiegt sich die ganze Figur hin und her und wird von eigenthümlichen Naturkräften wie von Grazien getragen. Meine Dame hatte mit dem erstern aufgehört zu kokettiren und fing mit dem zweiten an — —. Das nenne ich aber das interessanteste Übrigbleiben von der Welt.

Die feilen Dirnen beschreibt der Verf. so:

Da reißen sich die Mädchen wie die Weibchen der Johanniskäfer aus dem dunkeln Häusergebüsche der Straßen, die an die Boulevards stoßen, los, beschreiben ihre Kreise und verlieren sich wieder in das dämmernde Dunkel der verdächtigen Seitengasse; da folgen die Augen sehnsüchtig dem Schimmer ihrer Gewänder; und du wüßtest nicht, was du thun solltest, wenn nicht in demselben Augenblicke ein Seidenkleid an deiner Seite rauschte und die glühende Päonia (!) an dir vorüberschritte, wenn du nicht auf ein ganzes Rudel lockender Bisamthierchen stießest, die mit Ambrosia- und Nektardüften deine Sinne wollüstig verwirrten.

Nun weiß der Verf. doch, was er thun soll; er läuft dem Rudel und den Ambrosia- und Nektardüften nach; aber was soll der Leser thun? Voll Ekel wendet er sich ab.

In dieser liederlichen Reflexionsweise geht es fort bis zum Überdruß, und wie es der Liederlichkeit immer geht, sie nimmt im Laufe des Buches zu und kommt zuletzt im eignen Schlamme um. Die mitgetheilten, ohne besondere Wahl herausgegriffenen Stellen machen sich in dieser Ver-

Digitized by Google

einzelung immer noch nobler als im Zusammenhange, weil der Widerwille von Satz zu Satze wächst. Eigentlich sollte man an einem solchen Buche gar nichts rühmen, sondern das Bild, das man von ihm entwirft, nur als ein Schreckbild im Ganzen aufstellen; aber man muß doch zugeben, daß der Verf., wenn auch ohne logisches Denktalent, doch nicht ohne Darstellungstalent ist, eine Eigenschaft, wovon die Beschreibung einiger Gemälde, z. B. der Kreuzigung Petri von Rubens und eines Bildes von Paul Potter, welches einen weißgefleckten jungen Stier darstellt, Zeugniß ablegt. — Wahrlich, es wird seit einiger Zeit ein wahres Geschäft damit getrieben, sich zu prostituiren und in der Verhöhnung deutschen Ernstes, Tiefsinns und Gründlichkeit einander zu überbieten! Eine Ausartung dieser Liederlichkeit in ein Mehr ist kaum noch denkbar. Der Franzose weiß, auch wo er die Moral verletzt, wenigstens anständig zu sein. Es findet hier ungefähr derselbe Unterschied statt wie zwischen dem französischen Grisettenwesen und dem Treiben der Venus Cloacina in Deutschland.

3. Erinnerungen an Griechenland von K. Schönwälder. Brieg, Schwartz. 1838. 8. 1 Thlr.

Nachdem wir das liederliche Buch des Cornelius Victor abgefertigt, kommen wir hier an das Buch eines gesetzten Mannes, der aber keineswegs, wie man von einem preußischen Oberlehrer zu erwarten so leicht sich versucht fühlt, als ein Pedant reist, berichtet und auffaßt. Aber es ist doch ein eignes Ding um gründlich vollendete classische Studien! Der Verf. hat die bessern Elemente der modernen Zeit und die angenehme, leichte und bewegliche Art, die Dinge aufzufassen und darzustellen, sich glücklich angeeignet, aber von seinen classischen Studien hat er zugleich die charakteristische Malerei, die Plastik, die Treue, die Wahrheitsliebe. Er hat Geist, aber er ist nicht geistreich im gewöhnlichen Sinne, er quält sich nicht mit Bildern und Vergleichen, mit Bezügen und zu Grunde liegenden Welt- und Zeittendenzen. Was ihm gegenwärtig geworden, weiß er auch dem Leser zur anschaulichen Gegenwart zu machen. Die Sprache ist einfach und klar, ohne Periodenbreite, nur geht ihr wie der ganzen Darstellung die letzte Feile ab. Der Verf. sagt selbst in dem kurzen Vorworte, daß er diese Reisenachrichten anfangs nur zu brieflichen Mittheilungen und keineswegs zur Veröffentlichung bestimmt habe, sodaß eine Ungleichheit in das Ganze gekommen und der Ausdruck, wie bei freundschaftlichen Mittheilungen ohnehin, etwas sorglos sei. Nehmen wir das Buch, wie es ist, so haben wir ein Buch der Thatsachen, nicht der Reflexionen. Das liebe Ich, welches nur reflectirt, um sich auf diese Weise zu manifestiren und glänzend herauszustellen, drängt sich nirgend anmaßlich hervor. Es läuft und spielt nur so mit, weil es einmal nicht abgewiesen werden kann.

Die Seereise bewegt sich etwas langweilig tagebuchmäßig. Das Interesse beginnt eigentlich erst mit des Verf. Ankunft in Patras. Ein sonderbarer Kauz von Schiffscapitain gibt zu einigen anziehenden Gesprächen Anlaß. Er wollte nicht, daß die Griechen Ἕλληνες, sondern Ῥωμαῖοι genannt würden, denn jene seien Heiden gewesen; und statt vom Ὀδυσσεύς, Ζεύς, Θησεύς solle man lieber vom heiligen Spiridion und Nikolaos sprechen. In einem Kaffeehause trifft der Reisende einen jungen Mann aus Braunschweig, einen Anhänger des exilirten Herzogs Karl, dermalen Secretair bei einem schreiblustigen hohen Verstorbenen. Der Mensch erkundigte sich vorzüglich nach der Stimmung in Norddeutschland, und ob da Elemente zu einer Revolution bereit lägen, was Schönwälder natürlich verneinte. Sein jetziger Principal müsse es, hieß es weiter, noch einmal zu einer hohen politischen Stellung bringen, denn bei seiner Genialität und Energie könne seine Verwaltung zu den glänzendsten Resultaten oder zum gänzlichen Ruin führen. Schönwälder gab Letzteres zu, da er aus „Tutti Frutti" in Erfahrung gebracht, daß der Verstorbene uns mit einer Constitution beschenken werde, nach welcher die Fürsten, Grafen, Barone, deren Einkommen etwa nicht auf 30, 20, 10,000 Thaler steige, bis zur Erreichung dieses Quantums auszustatten wären. Als der junge Mensch sich entfernt hatte, erzählten die Anwesenden von seinem Herrn, daß er durch seine kühnen Reitereien und auffallenden Anzug in Athen und besonders bei der Jugend großes Interesse erregt habe; der Secretair werde von ihm tyrannisirt und oft zur Nachtzeit aufgeklingelt, damit er einen Einfall seines Herrn zu Papiere bringe; bei Verzögerungen pflege dieser wol mit einem Instrumente zu drohen, dessen Name der liberale Geist unserer Zeit zu nennen verbiete. Bei alledem gehört der Fürst zu den sogenannten „liberalen" Aristokraten.

Den längsten Aufenthalt widmet der Reisende der griechischen Hauptstadt. S. 49 erfahren wir, daß in Athen, wo es starke Hunde- und Eselzucht gibt, auf die fremde Verwaltung ein Spitzwort im Schwange sei: „Ὦ Ἀθῆνα, πρώτη χώρα, τί γαϊδάρους τρέφεις τώρα!" (Nach der Übersetzung des Reisenden: O, Athen, des Landes erste Zier, welche Esel hausen jetzt in dir!) Auch hat man das Stichwort auf die Barberini in Rom bereits auf die Baiern übertragen: Quod non fecerunt Barbari, faciunt Bavari. Weiterhin ist von den Besuchen die Rede, die der Reisende der Akropolis und andern interessanten Resten des Alterthums abstattet. S. 72 u. 73 sind einige sehr richtige Bemerkungen über den sterilen Boden, welchen jetzt die Kunstthätigkeit in unserm Bewußtsein vorfindet.

Wir wollen — sagt Schönwälder — die Religion in Form des Gedankens oder Gefühls, daher sind unsern Künstlern die bedeutendsten Gegenstände geraubt, die Malerei ist nur noch eine historische, die Architektur eklektisch und synkretistisch. Unsere Begriffe und Verstandeskategorien lassen sich nicht in Stein und Farben darstellen; die künstlerische Zeit, wo der Geist noch in der Form incarnirt ist, liegt wie eine selige Jugend hinter uns.

Der Reisende durchstreift sodann rittweise Livadien. S. 88 fg. ist von Θῆβα (fast ausgesprochen wie Fiwa) und der Lage des alten Thebens die Rede. Die Stadt soll jetzt ungefähr noch 5000 Einwohner haben. Um Livadia findet er eine liebliche Natur und freundliche Einwohner darin. Hier nahm er bei einem Geometer, aus

Digitized by Google

dem Urachthale auf der rauhen Alp gebürtig, ein Mittagbrot ein Angesichts des Parnassos und Helikon. Später gelangte er in den Paß von Gravia, wo im letzten Kriege 15,000 Türken von 100 Griechen zurückgeschlagen worden sind. Der Paß ist indeß so eng, daß häufig nur ein bis zwei Menschen nebeneinander vorkommen; mehr Heldenmuth als diese Neugriechen, welche aus der Höhe ihr Feuer unterhielten, bedurften doch die Spartaner in Thermopylä, welche den Feind mit Lanzen abhalten mußten. Als er später mit seinem griechischen Begleiter, einem Eparchen, in einen Eichenwald hineinritt, fand der Grieche, dem Schönwälder seinen Namen in καλὸ δάσος umgedeutet hatte, das Wortspiel: „Καλὸ δάσος εἰς τὸ καλὸ δάσος" (Ein schöner Wald im andern), und er war darüber so erfreut, daß er es häufig wiederholte. Das herrliche Thal zwischen Öta und Othrys scheint dem Reisenden Ähnlichkeit mit dem vom Salzburg zu haben, nur daß es breiter, aber nicht so grün ist. Der Hafen von Aulis, an den er später gelangt, scheint ihm nicht geräumig genug, um die nach Homer's Aufzählung 1184 Schiffe starke Flotte der Griechen, wohe man sich auch die Fahrzeuge möglichst klein denken, beherbergt zu haben. Von hieraus kehrt Schönwälder nach Athen zurück und beschreibt seinen zweiten Aufenthalt daselbst, der ihm durch Krankheit verbittert wird. Auch Ägina und Nauplia werden besucht und Athen zum dritten Male. Fortdauernde Kränklichkeit, durch Strapazen, Übernachten unter freiem Himmel und ungewohntes Klima erzeugt, verhindert den Reisenden, das Innere des Peloponnes zu besuchen und seine Beobachtungen weit hinauszudehnen. Evviva Italia! ruft der Verf. aus, als er endlich in Italien landet. Zum Schlusse gibt der Verf. noch eine Nachlese, Bemerkungen über die Stadt Athen und die innern Verhältnisse des griechischen Staats. Daß Athen in einer baumlosen Gegend liegt, ist bekannt. Drei Palmen und etwa drei bis vier Pappeln bilden die ganze Vegetation im Innern der Stadt. Auch Kirchthürme mit Glocken und Uhren gibt es nicht, einen von Lord Elgin am Markt erbauten niedrigen Glockenthurm ausgenommen. Außer dem Bazar sind alle Straßen noch ungepflastert. Der Interimspalast, den der König zur Zeit noch bewohnt, war im ersten Jahre der Residenzverlegung so unwohnlich, daß der junge Monarch es oft in der Nacht vor Insekten nicht aushalten konnte, und daß er im Winter das Vergnügen hatte, mit dem Regenschirme in seinen Sälen spazieren zu gehen. Ein gemeinsamer Bürgersinn ist hier nicht vorfindlich. Obenan stehen die höhern deutschen Beamten und die griechischen Notabilitäten, die ehemals ihre Vereinigung am Hofe und in Armansperg's Soiréen fanden. Die übrigen Deutschen, Unterbeamte u. s. w., meist verunglückte Studenten, versammeln sich in den verschiedenen Kaffeehäusern und bilden mehre Gesellschaften. Die griechischen Einwohner leben ohne Vereinigung, und die deutschen Handwerker sind nur darauf bedacht, Geld zu verdienen und in ihre Heimat wieder zurückzukehren.

Die Gebirge Griechenlands haben nicht den freundlichen Charakter der italienischen; meist öde, rauh und von aller Vegetation entblößte Felsenzüge, geben sie dem Lande bei aller Mannichfaltigkeit ihrer Bildungen einen einförmigen Charakter. Von den Flüssen ist keiner schiffbar und ein großer Theil von ihnen im Sommer ausgetrocknet. Als Ersatz gibt es in reichlicher Zahl Wasserquellen, die oft unvermuthet aus dem dürresten Boden hervorspringen und das Land umher mit der frischesten Vegetation bekleiden. Der Verf. sagt hierüber: „Das Rauschen einer solchen Quelle in der Mittagshitze, die Kühle, welche von ihr ausströmt, das Flüstern des Windes im Schilfe hat etwas ungemein Anziehendes; es ist Pan, welcher einladet, in seinem Reiche sorgenlos zu lagern und seinen Tönen zu lauschen." Das Klima ist, wie bekannt, herrlich und gemildert durch die Nähe des Gebirgs und Meeres, wodurch beständige Luftströmungen verursacht werden. Doch ist es nicht überall gleich. Das Plateau von Tripolizza hat z. B. ganz deutsche Witterung. Der Reisende ist mit Fallmerayer's Ansicht, daß die Neugriechen von Slawen abstammen, durchaus nicht einverstanden. Davon zeugt schon die Sprache, die der althellenischen viel ähnlicher geblieben ist als z. B. die italienische der lateinischen; ferner die mangelhafte Ausbildung der Stände, da es keinen Erbadel unter ihnen gibt. In den Fürsten des Fanar, in den Beis der Maina sind nur Spuren davon. Aber es wird sich vielleicht in Folge der Geldsucht eine Geldaristokratie herausbilden. Das gemeine Volk, obgleich so sehr vernachlässigt, zeigt nicht die Stumpfheit und Gefühllosigkeit germanischer oder slawischer Standesgenossen, und besonders bekundet die Jugend, unter freiern Zuständen als ihre Väter heranreifend, viel Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung. Daß man deutsche Truppen ins Land brachte, war ein großer Mißgriff. Diese Deutschen, meist junge ruinirte Leute, luden den Haß und die Verachtung der Griechen auf sich, welche in diesen fremden Truppen einen Vorwurf gegen sich und ein Zeichen von Mißtrauen erblickten. Die Deutschen, übel behandelt von ihren Vorgesetzten, ergaben sich dem Trunke, und es ist bekannt, daß zwischen ihnen und den griechischen Gendarmen häufig blutige Schlägereien stattfanden. Die Regiments- und Bataillonscommandanten behandelten ihre Truppen wie Gesindel, was sie häufig auch waren. „Jetzt, ihr Schurken, haben wir euch da, wo wir euch haben wollten!" rief ein Bataillonscommandant einem Rudel dieser Unglücklichen zu, die soeben in Nauplia gelandet waren. Der deutsche Soldat durfte mit Schlägen abgestraft werden, der griechische nicht; natürlich hielten sich die Griechen für eine vorzüglichere Truppengattung. Wie viel natürlicher und friedlicher haben sich die innern Verhältnisse des Landes gestaltet, seit die Regierung gelernt hat einzusehen, daß sie in dem Vertrauen der Eingeborenen selbst ihren Schutz, ihre Stütze, ihre Schwerkraft suchen müsse! Warum aber experimentirt man so viel und opfert Blut und Menschenglück, wo die Sachlage dem gesunden Menschenverstande sich von vornherein so klar und verständlich darzustellen scheint?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Robert Southey's Ansichten über Gründung einer Gelehrtenakademie.

Im Januar 1831 wandte sich der damalige Lordkanzler Brougham brieflich an Southey und bat diesen um Antwort auf die Frage: ob eine ausgedehnte Verleihung des Gueltsrechtes an Literaten wohlthätig auf die Literatur einwirken könne, und welches überhaupt wol die zweckmäßigsten Mittel und Wege sein möchten, welche die Regierung zu diesem Zwecke einschlagen müsse. Southey antwortete am 1. Februar auf die erste Frage: ob die Wissenschaften durch eine thätige Aufmunterung von Seiten der Regierung gewinnen würden, im Wesentlichen etwa Folgendes:

„Es gibt literarische Werke von nationaler Wichtigkeit, die sich nur durch gemeinsames Wirken Mehrer herstellen lassen und wol nie von dem Handelsgeiste, welcher gegenwärtig in der Literatur vorherrscht, unternommen werden dürften. Dahin rechne ich namentlich ein etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache und könnte noch manche andere namhaft machen. In diesem Falle würde allerdings die Wissenschaft durch nationale Aufmunterung bedeutend gewinnen, die Regierung aber gleichermaßen große Vortheile dadurch haben, daß sie solche Aufmunterung sich angelegen sein läßt. Das wissen revolutionnaire Regierungen gar wohl, und ich wünsche sehr, unsere legitime sähe es gleichermaßen ein, bevor es zu spät ist. Ich schreibe dieses an Einen, der sich ebenso wol als Staatsmann wie als Schriftsteller auszeichnet, und der wol weiß, daß die Zeit gekommen ist, in welcher eine Regierung ebenso wenig ohne Federn als ohne Bajonnette bestehen kann. Die Regierungsfeder wenn sie es nicht schon eingesehen haben sollten, werden sich bald überzeugen, daß die Freiwilligen wie die Besoldeten, die von der Feder sowol als von der Waffe, falls sie nicht in die Reihen und den Dienst eingeschrieben sind, sich dagegen einschreiben werden: Dürftigkeit macht die Menschen zu gefährlichen Mitgliedern der Staatsgesellschaft, sowie häufig Die, welche im Überflusse leben, sehr unnütz sind. Ich bin der Ansicht, daß manche Personen, die schlechte Unterthanen werden, weil sie in Dürftigkeit schmachten, weil „die Welt und der Welt Gesetz ihnen nicht hold ist", zu tugendhaften Menschen gemacht, oder doch wenigstens vom Unheilstiften abgehalten werden könnten, wenn sie früh schon Aufmunterung erhalten hätten und die Möglichkeit oder Hoffnung, eine ehrenwerthe Stellung mit einträglichem Gehalte erlangen zu können, ihnen in Aussicht gestellt gewesen wäre. Sie würden eine solche als Belohnung für literarische Bestrebungen, Fleiß und gutes Betragen betrachtet haben. Sie stehen gegenwärtig, Mylord, auf Seite der Conservationen; aber geringe Meinungsverschiedenheiten sind in unserer Zeit von gar keiner Bedeutung, da es im Lande eigentlich nur zwei Parteien gibt, die Loyalisten und die Revolutionairs. Ich habe für die gegenwärtige Verwaltung nur sehr geringe Vorliebe, sie hat den Teufel herausbeschworen, der nun das Reich durchwühret; sie muß aber in ihrer gegenwärtigen Stellung darnach streben, ihn wieder festzulegen, wenn sie kann; und zu allen Maßregeln, die darauf abzwecken, will ich von Herzen mein Gott segne sie sprechen. Wenn bessere Zeiten kommen (Southey prophezeite nämlich Krieg), wird es wohlgethan sein, zu erwägen, ob nicht die Gründung einer Akademie, deren Mitglieder besoldet wären, sehr zweckmäßig wäre, weil dadurch eine Anzahl ausgezeichneter Männer ins Interesse der Regierung (gleichviel, welche Partei am Ruder ist) gezogen würde. Eine jährliche Summe von 10,000 Pfund Sterling würde schon hinreichen; die Mitglieder der ersten Classe würden jeder 500, und die 25 der zweiten, aus den jüngern Mitgliedern bestehend, jeder 200 Pfund Sterling erhalten. Würde eine Stelle der ersten Classe erledigt, so müßte in der Regel, doch nicht nothwendig, ein Mitglied der zweiten Classe aufrücken. Die guten Folgen eines solchen Vorschlags, von der politischen Seite erwogen, bestehen nicht sowol darin, daß solche Männer abgehalten würden, sich zu Pamphletschreibern und Journalisten herzugeben, sondern daß sie überhaupt verhindert würden, gegen die bestehende Ordnung der Dinge feindselig aufzutreten, weil sie darauf rechnen können, mehr zu besitzen als das Allernothwendigste; sie würden gern Einrichtungen vertheidigen, von deren Bestande ihre eigne Wohlfahrt abhängt. Was die zweite Frage, wie wissenschaftliche Leistungen belohnt werden sollen, betrifft, so ist sie zum großen Theile schon in Obigem beantwortet; Preise als Belohnungen auszutheilen, paßt meiner Meinung nach nur für Schulanstalten und Collegien. Ehrenbezeigungen sind gelehrter Männer würdig und das Auflagen hat dieses eingesehen; doch im Allgemeinen ist es besser für Gelehrte, wenn sie mit Standeserhöhungen verschont bleiben, es sei denn, sie wären ohnehin schon reich. Ich selbst würde, falls wir einen Guelsenorden hätten, vorziehen ein Ghibelline zu bleiben. Nur Eins fodere ich im Namen der Gerechtigkeit von der Regierung, daß nämlich jenes schmachvolle, höchst nachtheilige Copyrightgesetz widerrufen werde, damit nicht die Familie eines Schriftstellers der ihr von Natur und durch Billigkeit zustehenden Rechte beraubt sei, wenn der Autor sich einmal einen bleibenden Ruf gegründet hat. Das aber fodere ich mit dem Nachdrucke, der einem Manne wol geziemt, welcher es sich bewußt ist, für die Nachwelt gearbeitet zu haben."

47.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1838:

*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1838. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer (1 Bogen) nebst Beilage (½—1 Bogen). Hoch 4. Auf feinem Maschinenvelinpapier. Pränumerationspreis vierteljährig 2 Thlr. 12 Gr. Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 1½ Gr.

*2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit vollständigen Registern. Jahrgang 1838. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostet 2 Thlr. 16 Gr., der Jahrgang 1837 3 Thlr. Beide Jahrgänge sind mit ausführlichen alphabetischen und systematischen Registern versehen.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1838. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. Funfzehnter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpapier 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Die Allgemeine Bibliographie für Deutschland und das Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 200. — 19. Juli 1838.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

4. Ausflug nach Böhmen und die Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Prag im J. 1837. Aus dem Leben und der Wissenschaft von Jakob Nöggerath. Bonn, Weber. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Gr.

Herr Nöggerath, königlich preußischer Oberbergrath und öffentlicher ordentlicher Professor der Mineralogie und Bergwerkswissenschaften an der Universität zu Bonn, außerdem, wie auf dem Titel des Buches auch noch angegeben ist, Mitdirector, Vorsteher, Mitglied verschiedener Anstalten und Gesellschaften, selbst Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe, qualificirt sich wol vor vielen Andern, über die Naturforscherversammlung zu Prag, deren thätiges Mitglied und selbst Sectionspräsident er gewesen ist, Bericht zu erstatten. Dieser Bericht ist, was die Resultate betrifft, wol nicht allzu reich und außerdem noch ein wenig breit und trocken, aber gewiß für Diejenigen, welche der Versammlung beigewohnt haben, von bedeutendem Interesse und selbst für den Laien in den Naturwissenschaften nicht ohne anziehende Belehrung. Vor Allem können wir auf die Treue, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit bauen, womit der Verf. berichtet hat.

Das in der Form von Briefen geschriebene Buch Nöggerath's zerfällt in zwei Haupttheile, in die Beschreibung seiner Reise nach Prag und von da wieder zurück, und in die Berichterstattung über die Naturforscherversammlung in Prag selbst. Jeder dieser Theile zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen: der erstere in eine rein physikalische und in eine andere Abtheilung, welche auch Außerphysikalisches zum Gegenstande hat; der zweite in eine Abtheilung, welche die innere Organisation der Versammlung und die Functionen, die sie verrichtete, vor Augen führt, und eine andere, welche auch die weitern Berührungen, in denen die Versammlung mit der umgebenden Welt gestanden, berührt und darlegt.

Was die Hin- und Zurückreise betrifft, so geschah sie zu schnell, als daß wir davon glänzende physikalische Resultate erwarten könnten, und die nicht physikalischen Gegenstände werden mehr angestreift als gründlich erörtert, und zwischen die geognostischen und physikalischen Betrachtungen und Abhandlungen über Bohrarbeiten drängen sich Bemerkungen über Goethe's Haus, das Senkenberg'sche Museum, den Maler Veith, das Juliushospital in Würzburg, den Dom zu Bamberg u. s. f. Die Ansichten über diese wie in bunter Mosaik geordneten Gegenstände schmecken freilich etwas ältlich und haben den Vorzug möglichster Kürze, wenn in der Kürze bei der Betrachtung oft so verwickelter Gegenstände, wie eines Domes, eines Museums oder des innern Lebens eines Malers und der Art, wie es sich in seinen Werken manifestirt, ein Vorzug zu suchen ist. Seine Reise geht über Frankfurt, Aschaffenburg, Bamberg, Baireuth und durch das Fichtelgebirge, wo die Reise schon mehr Interesse gewinnt. Berneck, dessen Thäler einen finstern, tragischen Eindruck machen, gibt ihm Anlaß, die dort befindliche dürftige Perlenfischerei zu besichtigen und zu besprechen. Ref. räth keinem etwa durch Nöggerath aufmerksam gemachten Leser, diese Perlenfischerei zu besuchen; sie ist des Aufenthaltes, des Ganges und des Biergeldes nicht werth; die schöne Umgebung und die Burgruinen treten mit ihren Anforderungen viel mächtiger an den Reisenden heran. Die eigentlichen Perlen jedoch, die man in Bernecks Bächen fischt, sind die schönen und weitberühmten Forellen. Bei Gelegenheit Wunsiedels ereifert sich Nöggerath, aber unter Anführung sehr trivialer Gründe, gegen die jetzige Monumentomanie der Deutschen; doch stimme er mit vollem Herzen für die Errichtung eines Beethoven-Monuments. Hierauf Betrachtungen über das Alexanderbad und die Luisenburg; außerdem allerlei Geognostisches. In immer größerer Ausführlichkeit und Wichtigkeit der Untersuchungen bewegt sich der Verf. in der Beschreibung der Badeörter Marienbad und Eger, indem er die marienbader Mineralquellen analysirt, ihre Wassermenge und Temperatur bestimmt u. s. f. Bei Eger schweift er ein wenig auf Wallenstein's Ermordung ab, wobei aber nichts lautbar wird, was nicht schon längst bekannt wäre. Auf seinem geeigneten Territorium finden wir ihn wieder in Karlsbad, dessen Mineralquellen er chemisch analysirt und geognostisch und genetisch behandelt. Endlich langt er in Prag und bei der Hauptpartie seines Buches an.

Nöggerath gibt S. 187 — 190 ein trockenes Namenverzeichniß der auswärtigen Mitglieder, S. 196 die Statuten der Gesellschaft und führt S. 200 fg. die verschiedenen sieben Sectionen mit Angabe der Präsidenten,

Digitized by Google

Secretaire und der zu den Sitzungen einer jeden bestimmten Stunden auf. Nöggerath selbst war Präsident der dritten Section für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Geographie. S. 209 werden Bemerkungen über die Abkühlung unserer Erde von G. Bischof mitgetheilt, welche Nöggerath in der Versammlung vortas. Die allmälige Abkühlung wird aufs genauste berechnet. Und so erhalten wir für unsere Steinkohlenformation ein Alter von 9 Millionen Jahren, überhaupt aber bis zur gänzlichen Erkaltung die erstaunliche Reihe von 353 Millionen Jahren. Jetzt befindet sich die Erde nach Bischof's Ansicht in ihrem stationnairen Zustande, da ihr Wärmeverlust durch Abkühlung vollständig compensirt wird durch die solare Wärmeerzeugung auf ihrer äußern Kruste. Indeß ist doch zu bemerken, daß es mehre Ursachen gibt, welche dem Innern der Erde Wärme entziehen, die nimmermehr dahin zurückkehrt. Hierzu gehören das Aufsteigen der Thermen, die vulkanischen Wirkungen, Erglessung von Lavaströmen, die Gasentwickelungen aus dem Innern der Erde, vorzüglich die Kohlensäuregasexhalationen und andere. Diese Abhandlung, welche mit einer anziehenden Beschreibung der dazu gemachten Versuche mit erhitzten Basaltkugeln verbunden ist, nimmt ein nicht gewöhnliches Interesse in Anspruch. Im elften Briefe liegt Vieles durcheinander: Betrachtungen über aktelei Gesellschaften, den Sinn der Böhmen für Musik, die Orgelschule, die böhmischen Pilze. Diese durchgehende Regellosigkeit thut dem Werthe des so zersplitterten Buches offenbar Abbruch. S. 264 erfahren wir, daß sich die Naturforscher das nächste Mal in Freiburg versammeln werden, obgleich auch Rostock und Erlangen in Vorschlag waren. Weiterhin wird das Buch immer bunter. Es ist da die Rede von Gastmählern, welche den Naturforschern gegeben wurden, von einer Medaille, welche die Stadtgemeinde auf sie schlagen ließ, und ein langweiliges auf die geleheten Gäste gereimtes Gedicht wird — leider! — vollständig mitgetheilt. So viel ergibt sich, daß man auch recht wacker geschmaust hat, und daß Nöggerath einmal eine liebenswürdige Dame zur Tischnachbarin hatte, über deren Unterhaltung er, wenn auch nicht das Essen, doch die übrige Tischgesellschaft vergaß. Aber verdient alles Das gedruckt zu werden? Nöggerath übernahm die hier zum Ueberfluß mitgetheilte, von Dankbarkeit überströmende Abschiedsrede, worin er auch den edeln Frauen und Jungfrauen Prags für die freundlichen Blicke, womit sie die fremden Männer begrüßt haben, seinen Dank abstattet. Von S. 306 — 342 wird eine vollständige Uebersicht der zahlreichen Sectionsarbeiten geliefert. Von der Rückreise, auf welcher er auch Tharand und den 800 Ellen langen Tunnel der leipzig-dresdener Eisenbahn bei Oberau besuchte, erwähnen wir nur, daß sie in der anziehenden Gesellschaft der Herren L. v. Buch und Elie de Beaumont geschehen ist. Den berühmten französischen Geognosten schildert Nöggerath als von großer Statur, körperlich wie geistig zum Geognosten berufen, als Fußgänger von Ausdauer und Nachhaltigkeit; Eigenschaften, worin er mit seinem Freunde L. v. Buch wetteifert. Noch ist er nicht 40 Jahr alt. Reisen im Wagen sind ihm überall lästig; aller Orten möchte er aussteigen, Alles näher ansehen, er hat seine Augen, möchte man sagen, fast gleichzeitig auf alle Gegenstände gerichtet, die in seinem Gesichtskreise liegen; er ist anspruchslos, freundlich und zuvorkommend, nicht vorlaut und verbindet mit feanzösischer Beweglichkeit deutsche Besonnenheit und Gründlichkeit.

5. Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardei, und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthschaft von C. Fr. v. Rumohr. Lübeck, Rohden. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.

Auch diese Reisedarstellung hat, wie die vorige, eine anderweitige Grundlage als nur sich selbst zum Zweck; doch ist auch sie wie die vorige mannichfaltig bunt. Die Gegenden, durch die Hr. v. Rumohr reist, sind zwar zum Theil sehr schön, malerisch, von Natur fruchtbar; aber das genügt dem Reisenden nicht, er will sie auch möglichst kultiviert, angebaut, und wo er sie gut angebaut findet, freut sich der Oekonom in ihm, und er fodert zur Nachahmung auf; wo er das Gegentheil findet, bewirthschaftet er das Land nach seinem Dafürhalten, und stellt seine Regeln auf, wie hier der Natur nachgeholfen und die Obstbaumzucht und der Gemüsebau befördert werden können. So gibt er S. 80 fg. eine lange Abhandlung über die Bewässerungscultur und Düngung, welche historisch und theoretisch sehr gelehrt und mit Stellen aus Herodot, Virgil's „Georgika", Columella und italienischen Autoren belegt ist. Diese Abhandlung und andere desselben Genres mögen für Kameralisten von Interesse und für praktische Ökonomen nicht ohne Brauchbarkeit sein, Ref. aber muß gestehen, daß er weder Kameralist noch praktischer Ökonom ist und sich daher nicht berufen fühlt, die Ansichten des Verf. zu widerlegen oder zu bestätigen. Klare Durchführung indeß muß er dem Verf., so weit er ihm in seinen landwirthschaftlichen Betrachtungen zu folgen im Stande war, zugestehen und zugleich einräumen, daß diese Partien in einem Style abgehandelt sind, der in Vergleich zu einem so trocknen, wenn auch gemeinnützlichen Gegenstande der Untersuchung immer schön genannt werden darf. Ref. könnte wol näher auf die übrigen nichtökonomischen Partien des Buches eingehen, indeß erscheinen ihm diese nicht wichtig genug und von dem Verf. selbst nur berührt zu sein, um sie liegen zu lassen, und was hier und da über einen Kunstgegenstand, ein altes Gemälde u. s. w. beigebracht wird, ist meist so dürftig und von so geringem Interesse, daß es Zeit und Mühe nicht verlohnt, sich weitläuftiger darüber auszulassen. Um Eins anzuführen, so sagt der Verf., daß ihm die Zunahme der Bevölkerung in Berlin ein statistisches Räthsel sei, da man den Grund davon weder im Zudrange reicher Gutsbesitzer noch in einer wesentlichen Vermehrung der Staatsbeamten suchen könne. Vielleicht läßt sich die Zunahme der Bevölkerung in unsern Centralhauptstädten aus der in einzelnen Gebietstheilen wachsenden Verarmung und aus der im Allgemeinen jetzt zunehmenden Veränderungs-,

Digitized by Google

Übersiedelungs- und Unternehmungslust erklären. Man hängt nicht mehr so fest an der Scholle wie ehemals, und da es, wie nicht zu leugnen ist, wirklich Gegenden gibt, wo Handel und Wandel gänzlich daniederliegen, indem dieser eine andere Richtung nahm und sich in gewissen Haupthandelsplätzen concentrirte, so darf es in der That nicht Wunder nehmen, wenn rüstige und thätige Familien aus ihrer verarmten Heimat in jene Centralplätze, wo doch immer ein weiteres Feld für Handels- und Gewerbsthätigkeit eröffnet ist und der Mittel, zu erwerben, so viele sind, sich übersiedeln, und viele zwar mit einem Reste von Vermögen, der ihnen an jenen Plätzen, wohl angelegt, noch wuchern kann. Oder woher die an sich traurige Wahrnehmung, daß einzelne Städte in gewissen Gegenden, — und Ref. kennt deren mehre —, von denen sich der Handel zurückgezogen hat, in einer nicht sehr langen Reihe von Jahren ein Fünftel, auch wol ein Viertel der Einwohner, wovon freilich nicht blos die Hauptstadt eingeschlürft haben mag, verloren haben? Warum die Lösung jenes statistischen Räthsels in der Sparsamkeit der Einwohner Berlins, die im Allgemeinen wol nicht so groß ist, und in bloßen Glücksfällen suchen, welche doch immer nur Einzelne treffen können? Und wird das oben Gesagte nicht durch Rumohr's eigne Aussage unterstützt, daß man in Berlin über Aufnahme von nahrungslosen Personen Klage führe?

Übrigens bezweckt der Verf. mit diesem Buche, daß in unserm Vaterlande die Vortheile der Bewässerung mehr als bisher ihre Anerkennung finden mögen. Dieser Wunsch wurde in ihm frühzeitig schon erweckt durch die Beobachtung jener großartigen Bewässerungssysteme der lombardischen Ebenen, welche innerhalb der letztverflossenen sechs Jahrhunderte ihre gegenwärtige Ausdehnung und jenen kunstvollen Zusammenhang erlangt haben, der sie den orientalischen alter und neuer Zeit beinah gleichstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hallam's Literaturgeschichte von Europa.

Henry Hallam's Werk: „Introduction to the literature of Europe in the fifteenth, sixteenth and seventeenth centuries" (erster Band, London 1837), findet bei der englischen Kritik außerordentliche Anerkennung und verdient jedesfalls, und insbesondere für England, die ihm zu Theil werdende Auszeichnung. Der durch frühere wissenschaftliche Schriften bereits rühmlich bekannte Verf. unterscheidet sich vortheilhaft von andern modernen Gelehrten Englands dadurch, daß er mit ausgebreiteten Kenntnissen und einem unermüdlichen Studium eine unverkennbare Reife und Gründlichkeit des Urtheils verbindet und zu den wenigen liebevollen Forschern gehört, welche die Tiefe nicht scheuen. Geistige Naturen dieser Art müssen aber in einer Zeit wie diese und in einer Nationalität wie die britische besonders werth gehalten werden. Durch seine Gründlichkeit sich auf gewisse Weise noch an die ältere Schule der Literatoren anschließend, ist er mit dem Strome der neuern Literatur fortgegangen, und man wird nicht sagen können, daß er irgend einen bedeutenden Wellenschlag vergesse oder absichtlich verkümmere. Diejenigen, welche diesen Schriftsteller nur aus seinen frühern Werken kennen, deren Tendenzen keine rein literarischen waren, werden sich überrascht finden durch den feinen aufspürenden Sinn und durch die lautere literargeschichtliche Forschung, die ihnen in dem obigen neuen Werk entgegentritt. Dieser Mann muß in neuerer Zeit viel gearbeitet, und nicht blos dies, sondern auch viele geistige Elemente der Literaturgeschichte sich assimilirt haben. Sehr richtig urtheilt der Kritiker im „Quarterly review" von Hallam's geistiger Anlage im Allgemeinen: daß er ein philosophischer Kopf sei, ohne zu philosophiren, oder vielmehr, daß er zu jenen unmittelbar-wissenschaftlichen Forschern gehöre, deren Hauptmerkmal dieses ist, daß sie nicht leicht die Tiefe der Objecte verfehlen. Diesem Urtheil kann füglich noch beigesellt werden, daß Hallam auch ein mit Poesie begabter Denker ist, der seinen Gegenständen leicht die dichterische Seite abgewinnt und diesen Eindruck in einer seltenen Lebendigkeit, Wärme, Kraft und Innigkeit der Darstellung abspiegelt.

Hallam's Buch beginnt mit den Ineunabeln der neuern europäischen Wissenschaft nach dem Verlöschen der classischen Latinität in Boëthius, der übergreifenden Herrschaft der scholastischen Philosophie, der Bildung der modernen Sprachen und der Wiederherstellung der classischen Gelehrsamkeit, besonders unter den Einflüssen Petrarca's. In dem Letztern scheidet sich das classische und das romantische Element in Sprache und Dichtung, sodaß das eine in der (jetzt ganz neuerdings in der italienischen Übersetzung von Montanari erscheinenden) „Seipiade", das andre in den Gesängen an Laura entschieden hervortritt. Um das Jahr 1400 finden wir die Existenz einer nationalen Literatur bereits in sieben europäischen Sprachen: der französischen, italienischen, deutschen, englischen und den drei Sprachen der pyrenäischen Halbinsel. Darunter schien die Sprache von Valencia sich ihrem Verfall zuzuneigen, und auch die deutsche Sprache erlebte damals, nach dem Verblühen des Minnegesangs, eine Periode der Abgelebtheit. Spanien hatte schon längst seinen „Cid", portugiesische Dichtungen fanden sich bereits im 12. Jahrhunderte; Provenzalen mit ihrer „heitern Wissenschaft" verschwebten in ihren letzten Klängen; die französische Dichtung erging sich in epischer Breite; Deutschland, obwol seine Sprache anfing verderbt und abgeschwächt zu werden, hatte doch im „Heldenbuch" und in den „Nibelungen" einen unvertilgbaren, ewigen Grund gelegt. In der Ansicht von der romantischen Poesie überhaupt zeigt der Verf. eine durchaus deutsche Auffassung. Er verwirft die historisch-empirische Meinung Derer, welche das innerlichste Element der Romantik, die Andacht der Frauenliebe, äußerlicher Weise von der ursprünglichen teutonischen Gesittung ableiten wollen, und führt ihren Ursprung, gleich allen tiefern Auslegern, auf die Urelemente des Christenthums selbst zurück.

Das Jahr 1440 betrachtet der Verf. als coincidirend mit einer allgemeinen Sehnsucht der Völker, sich aus den romantischen Elementen von neuem mit Eifer dem classischen Alterthum zuzuwenden. Um diese Zeit entfaltete sich die Erneuerung griechischer Literatur und Bildung in Italien. Hier war es Dasein und Wirken der Mediei, welches entscheidend übergriff und der ununterbrochenen Genealogie der Sonettendichter von Petrarca an, die nachgerade anfing beschwerlich zu werden, ein Ende machte. Dieses Zeitalter des unvergeßlichen Lorenzo stellt der Verf. auf treffliche Weise dar, und da bei dieser Gelegenheit sein lebeniger, von poetischem Gefühl auf ansprechende Weise durchdrungener Styl besonders hervortritt, so wollen wir als eine Probe davon die nachstehende Schilderung aus dem Leben des Lorenzo de' Mediei mittheilen: „Lorenzo de' Mediei hatte den Kern erkannt, der in der classischen Bildung verborgen ist; er wußte diesen mit der Poesie des äußern Lebens zu verbinden. In einer die Kuppeln des herrlichen Florenz überragenden Villa, auf der reinen und luftigen Höhe der Mutterstadt, des alten Fiesole, in Gärten, welche Tullius beneidet haben möchte, lebte er in Gemeinschaft mit Ficinus, Politian und Landinus und füllte die reizenden Stunden seiner Muße aus mit den herrlichen Gedanken und Dichtungen der Platonischen Philosophie, deren Duft und Geist sich natürlich am schönsten entfalten mußte in der Sommerstille und Frühlingsmilde eines italienischen Himmels. Und in der That war dies ganz der Platz, eine von Natur erhabene Seele noch erhabener zu stimmen und

Digitized by Google

ein ebenso poetisches als philosophisches Gemüth mit Gedanken zu erfüllen. Zu seinen Füßen lag Florenz, zwar nicht jenes prächtige, wozu es die spätern Mediceer gemacht, aber doch damals schon eine würdige, glorreiche Stadt. Ein Mann, das Wunder von Cosmus' Zeitalter, Brunelleschi, hatte die schöne Stadt mit der erhabenen Wölbung ihrer Kathedrale gekrönt, eine Schöpfung, vorbem in Italien unerhört und auch späterhin selten übertroffen. Sie schien mitten unter den Thürmen und Kuppeln der niedern Kirchen das Emblem der katholischen Kirchenherrschaft, den Supremat des katholischen Glaubens selbst zu bedeuten, wie Rom selbst, unzerbrechlich, saulenfest, unwandelbar, imposant, sich ausspannend nach allen Richtungen der Erde und ihre convergenten Curven zum Himmel aufreichend. Rund um diesen hochhäuptigen Mittelpunkt scharten sich wundervolle Bauwerke: das Baptisterium, dessen Pforten des Paradieses würdig sind, das schlanke und reichverzierte Glockenhaus des Giotto, die Kirche bei Carmine mit den Fresken von Masaccio, die von Santa-Maria Novella, so schön, wie eine Braut, die von Santa-Croce, welche an Pracht nur der Kathedrale selbst weicht, die des heiligen Marcus und Santo-Spirito, ein zweites großes Denkmal von Brunelleschi's Genius, nicht zu gedenken der zahllosen Kapellen, die sich innerhalb und außerhalb der Mauern von Alorenz erheben. Von diesen heiligen Gebäuden konnte der Blick sich zu den Trophäen der alten Republik wenden, zu dem Palazzo vecchio, wo die Signoria von Florenz ihre Versammlungen hielt, zu dem noch unvollendeten Palast der Pitti, zu welchem Brunelleschi gleichfalls den Plan entworfen, bevor noch dieses einflußreiche Geschlecht vor dem mächtigern Stern der Mediceer erbleichen mußte. Diese und so viele andere herrliche Baudenkmäler mußten an sich schon die erhebendsten Erinnerungen in der Seele eines so ruhmgekrönten Mediceers wecken. Aber dieser vorzügliche Mann wußte allen seinen Umgebungen den Geist und die Poesie einzuprägen. In seinem herrlichen, von baumbewachsenen Gebirgen umsäumten Garten zu Careggi hegte er die kostbarsten exotischen Gewächse (es war dies die erste botanische Sammlung in Europa); nicht leicht gab es einen schönen Platz in der Umgegend, den er nicht gekannt und verherrlicht hätte; ja, die ganze in That und Höhe, in Bäumen und Gewässern grünende, blühende, duftende, schimmernde Gegend schien ein einziger, großer lebendiger Garten zu sein, in welchem selbst eine neue Thiergattung (ihre seitdem in Italien heimische Büffel) dem großmüthigen Beförderer alles Fortschritts ihr Dasein verdankte. Lauter Leben, Blühen und Gedeihen längs den Ufern des Arno, bis wo er seine gelben Wogen in Toscanas Meer ergießt."

Über Ariost und seine poetische Eigenthümlichkeit spricht der Verfasser sehr ausführlich. Im Allgemeinen mit seinen Ansichten über diesen dichterischen Geist übereinstimmend, müssen wir doch die Bemerkung machen, daß er das negative, das ironische Moment in Ariost mehr als billig überstehen hat. Dies ist aber grade sein Ausgezeichnetstes und hierdurch eben erhebt er sich weit über den, in allem positiven und sentimentalen Ernst des Ritterthums befangenen Tasso. So müssen wir auch das nachstehende Eingeurtheil über den „Orlando furioso" etwas einseitig finden: „Der Orlando furioso, als ein großes Eingedichtes, ist nur selten übertroffen worden; doch muß er dreien, aber auch nur dreien seiner Vorläufer nachstehen. Es besitzt dies Gedicht nicht die Kraft, Einfachheit und Naturwahrheit des Homer; an Vollendung des Styls und durchgeführter Majestät muß es dem Virgil nachstehen; an Originalität und Kühnheit aber schierlich dem Dante. Am ehesten möchte es mit den Metamorphosen des Ovid zu vergleichen sein, die jedoch Ariost, wie nicht an Fruchtbarkeit der Erfindung, und Mannichfaltigkeit der Bilder, doch an Reinheit des Geschmacks, Anmuth der Sprache und Harmonie der Versification beiweitem übertrifft." Wozu — so möchten wir den Verfasser fragen — sollen solche Vergleichungen und Parallelisationen dienen, die auf jeden Fall den klaren Stand- und Gesichtspunkt des besondern Urtheils nur trüben können? Dante und Virgil sind so ganz entlegene, entgegengesetzte, nach den Dimensionen der Höhe und Niedrigkeit auseinanderstehende Momente, daß man sie auch da nicht zusammenbringen kann, wo es ein tertium comparationis gibt. Virgil ist an sich schon weiter nichts als ein Nachahmer, dessen Werk in so weit gut zu nennen ist, als man eine Nachahmung rühmen kann, wie denn überhaupt die ganze römische Literatur nur der secundaire Widerschein des Griechenthums ist. Im Vergleich aber mit dem barbarous ursprünglichen, gewaltig erfindenden, durch und durch schöpferischen und von höchst allgemeinen Ideen durchdrungenen Dante schrumpft Virgil gar zu einen Zwerg zusammen. Und doch ist der Vergleich Ariost mit Ovid noch weit unpassender; denn Virgil (wie nehmen hier natürlich einen höhsten und allgemeinen Standpunkt an) ist doch mindestens ein poetischer Nachdildner, Ovid ist nicht einmal ein Dichter oder dichterischer Geist zu nennen, weil nämlich nicht eine rasche Einbildungskraft und geschickte Wendungen den Menschen zum Dichter machen, sondern jene ursprüngliche Imagination und Gestaltungsfähigkeit, die auf dem lebendigen, productiven Gedanken beruht. Ariost ist nicht allein ein wahrer, er ist auch ein großer Dichter; ihn mit dem schaalsten aller Römer, mit Ovid, vergleichen, heißt ihn herabsetzen.

Schließlich müssen wir noch diesen Gegenstand erheben, daß der Verfasser des in Rede stehenden Werkes unserer deutschen Kirchenreformation nicht die ihr gebührende literarhistorische Stellung anweist und namentlich die geistige Persönlichkeit Luther's in kein genügendes Licht stellt. Luther's lateinische Werke und Streitschriften gegen Erasmus, König Heinrich VIII. u. sind für den Geschichtschreiber der deutschen Literatur keine wesentlichen Momente, und es kommt z. B. gar nicht darauf an, ob namentlich die letztere Controverse wirklich nichts gewesen als ein „Bellen in schlechtem Latein", wie sie der Verfasser nicht unwitzig nennt. Aber Luther's Bibelübersetzung ist die Morgenröthe aller modernen Prosa und in dieser Verdeutschung wohnt eine Kraft und Innigkeit auch der Poesie, die dem Literarhistoriker auf keine Weise entgleiten darf. Da der Verfasser ein Engländer ist, so sind wir weit entfernt, um dieses einzigen Verständnismangels willen sein Werk zu verurtheilen. Wären er aber ein Deutscher und thäte dergleichen, so müßten wir ihn unerbittlicher richten. Denn zwei Momente gibt es in der deutschen Literatur, deren Verkennung ein Werk über jene gleich a priori verdammt, das eine dieser Momente ist Luther, das zweite Lessing.

Auf jeden Fall ist ungeachtet des Gerügten Hallam's Werk ein verdienstvolles und die Fortsetzung desselben kann auch dem deutschen Leser nur erwünscht sein. 4.

Literarische Notiz.

Die vor einigen Monaten gestiftete Camden-Gesellschaft, die nach dem stiftigen Sammler historischer Denkmale sich nennt und zur Herausgabe wenig bekannter Quellen der vaterländischen Geschichte sich vereinigt hat, zählt bereits 400 Theilnehmer, deren Jeder jährlich eine Guinee zahlt. Die ist mit ihrer ersten Leistung hervorgetreten; es ist die von einem Augenzeugen geschriebene Geschichte Eduard IV. von seiner Ankunft in England bis zu seiner Erlangung der Herrschaft, eines Zeitraums, der bis jetzt durch die widersprechenden Angaben der seither zugänglichen Quellen in große Dunkelheit gehüllt war. Eduard selber erklärte diese Darstellung für einen treuen Bericht über die Ereignisse und schickte eine Abschrift desselben an die Stadtbibliothek zu Gent und im Auszug an die Stadtbehörde zu Brügge. Der Herausgeber ist John Bruer, der den Abdruck nach einer von dem gelehrten Alterthumsforscher Stow abgeschriebenen Handschrift besorgte und eine treffliche Einleitung und schätzbare Anmerkungen hinzufügte. 101.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 201. —— 20. Juli 1838.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 200.)

6. Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien, von F. Tietz. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 3 Thlr.

Wir können dem Verf. für die Darstellung seiner Reise, die wir zu den besten der jüngsten Gegenwart zählen, nur Dank wissen. Es ist ein Vorzug des Buches, daß es sich mehr mit der Berichterstattung des Thatsächlichen, Erlebten und Wahrgenommenen beschäftigt, als daß es darüber reflectirt, obgleich wir grade in den wenigen reflectirenden Partien nicht immer mit dem Verf. übereinstimmen möchten. So klar und rein mit eignen Augen der Darsteller die Gegenstände um sich her betrachtet und den Charakter von Land, Stadt und Volk treulich wiedergibt, so scheint es uns doch, als ob er die politischen Zustände mit einer einigermaßen russisch angelaufenen Brille ansieht, sodaß er bei Vergleichungen der europäischen Völkerschaften untereinander nicht immer vorurtheilsfrei erscheint und sich besonders den Aufenthalt in Griechenland so vom russischen, wie etwa Nicolai den Aufenthalt in Italien vom preußischen, oder vielmehr vom berliner Standpunkte aus verkümmern läßt. Allerdings ist dieser Übelstand in vorliegender Darstellung weniger hervortretend als in desselben Verf. früher herausgegebenen „Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland", obgleich doch immer noch bemerkbar. Im Ganzen kann freilich eine solche Vorliebe in unserer Zeit der vorherrschenden Zu- und Abneigungen nicht eben auffallend sein; sie ist überall, wo sie nicht in äußern Rücksichten und Vortheilen ihren Grund findet und dadurch zweideutig wird, entschuldbar und gerechtfertigt in sich, wenn auch vom entgegengesetzten Standpunkte aus zu widerlegen und zu vernichten.

Die Fähigkeit des Verf., selbst die uninteressanteste Localität zu einem uns anziehenden Gegenstande zu machen, tritt bereits S. 17 fg. offener heraus — ich meine bei der Darstellung der kurischen Nehrung, jenes schmalen Landstreifens, der sich zwischen Meer und Haff bis Memel hinzieht. Von Poststation zu Poststation folgen wir dem Darsteller trotz des unendlichen Flugsandes, auf dem er uns weiter schafft, mit wahrem Vergnügen. Da gibt es die Poststation Rossitten, eine Art Oase, indem der Ort von einem kleinen Wäldchen, aus Fichten und zwerghaften Eichen bestehend, umgeben ist. Es ist jenes Rossitten, welches in der trefflichen Novelle Hoffmann's: „Das Majorat", eine so erhebliche Rolle spielt. Der Pastor des Orts versieht auch die Filialkirche in Sarkau. Das einer Scheune ähnelnde Gotteshaus hat zwei Kanzeln, eine nach der Seeseite, die andere nach der Haffseite gelegen. Weht der Wind vom Meere und treibt den feinen Sandstaub durch die Fugen in das Gebäude hinein, so begibt sich der Prediger auf die Kanzel, auf der der Wind seinen Rücken trifft, weil er sonst in Gefahr stände von dem Staube zu erblinden; umgekehrt, wenn es vom Haff herweht. Übrigens ist auf der Seeseite wenig mehr von der Kirche zu sehen, da sich der Sand beinahe bis unter das Dach angehäuft hat. Ein weiter nordwärts gelegenes Dorf, Lattenwalde, ist allmälig im Sande verschwunden, ein Schicksal, welches auch dem Dorfe Kunzen bevorsteht. Bei Nidden gibt es eine Sandbank im Haff, von deren Entstehung uns der Reisende eine interessante Mähr erzählt, die noch im Gedächtniß der Landleute fortlebt.

Der Reisende, der diesen Weg öfter gemacht, fand diesmal für räthlicher, von Königsberg aus die große Poststraße über Tilsit einzuschlagen. Vierzehn Meilen lang jenseit Tilsit ist eine trefflich angebaute Gegend. Hier wohnen die Salzburger, Abkömmlinge jener 30,000, welche ihrer Religion wegen aus ihrem Vaterlande vertrieben und von Friedrich Wilhelm I. aufgenommen wurden. Preußen ist sich in dieser rühmlichen Politik, Vertriebene aufzunehmen und das Land durch fremde Colonisten anbauen zu lassen, immer gleichgeblieben. Schon Albrecht der Bär berief Niederländer und Westfalen, später nahm man Franzosen und Böhmen auf, ein Beispiel, welches sich unter dem jetzigen Könige in der Aufnahme der Zillerthaler wiederholt. Höchst anziehend ist die auch in ethnographischer Hinsicht wichtige Mittheilung über das originelle Volk der preußischen Lithauer, welche, und zwar besonders die zwischen den Städten Gumbinnen, Tilsit und Memel seßhaften, von dem gleichnamigen Volke in Rußland durchaus verschieden sind. Sie bilden so gut wie die Iren ein ursprüngliches Volk, und wie bei jenen

Digitized by Google

ist trotz dem eingeführten Christenthume noch manches heidnische Element bei ihnen aufzuspüren.

S. 42 ist bei Gelegenheit Tilsits von dem Corsen die Rede, der Preußen einen Frieden aufgezwungen haben soll, wie er „unmenschlicher" nicht hätte sein können. Gleich darauf wird dem Corsen — der Ausdruck: Corse, steht leider in der Bedeutung eines Schmähwortes — das Attribut der Roheit zugetheilt. Vielleicht hundert Windmühlen verkündigen dem Reisenden die Nähe der Stadt Memel, welche in einer so öden Gegend liegt, wie sie dem Reisenden sonst nirgend bei einer Stadt vorgekommen. Die Stadt selbst hat indeß viel Behagliches, eine lange, geräumige, mit vier Reihen Linden besetzte Straße, welche an die bekannte Straße Berlins erinnert, und viel feststädtisches Getümmel. Der Verf. macht hierbei die Bemerkung, daß ihm in einer Seestadt stets behaglicher sei als in einer Residenzstadt; in der theerfleckigen Jacke des Matrosen stecke gewöhnlich ein Mann, im gestickten Rocke eines gentilhomme de la chambre ein Ding, das so aussieht. Diese kleinen Spuren von Freimüthigkeit, nicht Freisinnigkeit, muß man Herrn Tietz schon als etwas Großes anrechnen.

Jetzt kommt der Reisende an der russischen Grenze an, und jetzt beginnt seine eigentliche Reisefreude. Im Eingang des Buches, gleich S. 4, befinden sich einige Seitenhiebe auf die Polen, indem sich Tietz unter Anderm darüber wundert, daß so viele Insurgentenoffiziere, welche oft Sieg oder Tod! geschrien, lebendig und kerngesund und besiegt nach Preußen sich geflüchtet hätten. Als ob deshalb ein Heer feig wäre, wenn es, nach Verlust so vieler Tapfern und ohne irgend eine Möglichkeit zu siegen, sich nicht bis auf den letzten Mann aufreiben läßt! Kaum am russischen Schlagbaume angelangt, zieht er gegen die liberalen Musterritter los und beweist die Vortrefflichkeit Rußlands mit der angenehmen Thatsache, daß sein Begleiter, ein Moskauer, mit einem russischen Liedchen die Grenze begrüßt habe, obgleich er doch soeben das „aufgeklärte" Frankreich und das „überfreie" England durchreist hatte. S. 64 heißt es von einer Schar Russen, welche lithauische Insurgenten überfiel, auseinandersprengte und einige Todte zurückließ, daß diese Russen ihren Schwur, zu siegen oder zu sterben, besser erfüllt hätten als die 14,000 Mann Roland's und Gielgud's und die 22,000 Mann Rybinski's; hätten diese echten Muth gehabt, so würden sie wol noch dem Feinde manche harte Aufgabe haben bieten können, da sie immer noch 36,000 Krieger gewesen wären. Bildeten jene 14,000 Mann Gielgud's, welche, abgeschnitten und schlecht angeführt, im Juli, und jene 22,000 Mann Rybinski's, welche, ebenfalls von allen Hülfsquellen abgeschnitten und ohne alle Aussicht siegreichen Erfolgs, im October die preußische Grenze überschritten, ein und dasselbe Heer, ein Heer von 36,000 Mann? Kann der Verf. nicht subtrahiren: 14 von 36 bleibt 22? Und wer kann sagen, ob jene 22,000 Polen nicht einen Kampf auf Tod und Leben eingegangen wären, wenn sie, in Betracht der sich rasch überstürzenden Wechselfälle in der damaligen politischen Welt, nicht geglaubt hätten, sich für das Vaterland erhalten zu müssen; wenn sie vielmehr die lange Reihe von Friedensjahren und ihr trauriges Loos, welches sogar viele ihrer Offiziere zu Wegebauern erniedrigt, vorausgesehen hätten? Man beneide den Glücklichen, aber wer edel denkt, ehre das Unglück! Über die Todten nichts Böses! Polen aber, wenigstens das damalige Polen, ist todt. Der Muth vieler Herzen, und nicht blos polnischer, ist damit zu Grabe gegangen. Das ist ein großer Verlust. Oder hat es der Verf. dahin gebracht, von den Thaten der Diplomatie sein Herz erwärmen zu lassen? Schade, daß wir seinen Geschmack nicht theilen können. Die Schlachten bei Praga, Grochow, Ostrolenka und der heroische Rückzug Dembinski's haben etwas Schwungvolleres als sämmtliche diplomatische Noten Talleyrand's und Nesselrode's oder der londoner Conferenz.

Doch genug hiervon. Ich werde ungern bitter gegen Herrn Tietz, der uns sonst so angenehm und lehrreich zu unterhalten weiß. In Mitau kommt er natürlich auf Ludwig XVIII. zu sprechen und auf Karl X., der auch in der Verbannung seinen frommen Sinn bewahrt haben soll. „Aber", ruft der Verfasser, „noch lebt der jugendliche Enkel des großen Heinrich. Mit ihm wächst die Hoffnung, viel ändert die Zeit!" Solche schwärmerische Stellen bedürfen keiner Erläuterung. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Von Mitau über Riga nach Dorpat, wobei der Verf. auf die sogenannte liefländische Schweiz zu sprechen kommt. Jenseit des Peipussee, über dessen gefrorene Fläche er pfeilschnell fährt, erblickt er das erste russische Dorf, Tschorna-Derewna. Weiter reist der Verf. durch Esthland, dessen Dörfer durch Schmutz grell und unfreundlich gegen die freundlichen russischen Dörfer abstechen. Auf einer der letzten Stationen vor Narwa überrascht ihn eine entzückende Aussicht auf den finnischen Meerbusen, wogegen ihm die Küstenstriche des hochgepriesenen Griechenlands öde, kahl und nackt erscheinen. Indeß muß der Leser wissen, daß sich der Reisende dermalen im Lande seiner Liebe befindet — in Rußland.

Die zweite Hauptpartie dieses ersten Theils besteht aus „Russischen Skizzen", oder besser gesagt: Skizzen aus Rußland. Petersburg ist des Verf. Augapfel. Er entwirft zuerst ein historisches Bild von der Entstehung und der in Siebenmeilenstiefeln fortschreitenden Zunahme der Stadt; dann stürzt er sich in ihr gegenwärtiges Treiben, was er sehr munter und lebendig zu schildern weiß. Auch das Smolnakloster, ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen und vorzugsweise Töchter aus armen Familien und solcher Edelleute, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben, wird besprochen. Der Verf. moquirt sich, daß zwischen den élèves, den Bürgermädchen, und den demoiselles nobles, den Adeligen, im Institute ein Unterschied gemacht werde. „Doch genug", fährt er fort, „damit ich mit meinen Gleichheitsideen (!) nicht als Revolutionnair verschrien werde."

Tietz betrachtet mit hier ganz passender Ehrfurcht und Bewunderung Suworoff's Grabdenkmal, welches die schönen einfachen Inschriftsworte trägt: „Hier ruht Su-

Digitized by Google

worosff." Von diesem russischen Lakonier, diesem originellen und geistreichen Manne werden uns weiterhin sehr interessante Wortspiele und Witz- und Schlagworte mitgetheilt, an denen derselbe so überaus reich war.

Hierauf folgt ein Capitel über das Theater in Rußland von seinem Entstehen an, und ein ebenso anziehendes Capitel über die Volkspoesie der Russen mit eingelegten Übersetzungen. Ein Zusammentreffen mit Alexander Puschkin, schon früher, so viel ich mich erinnere, im „Ausland" mitgetheilt, charakterisirt den großen russischen Dichter aufs trefflichste. Von fast novellistischer Anmuth und schreckhafter Spannung ist das sehr malerisch und schön erzählte „Abenteuer an der Berezina", eine in einer wüsten Judenschenke erlebte Nacht. Eine aus unglücklicher Liebe — ihr Liebhaber, ein Junker, wurde während der polnischen Revolution in ihrer Kammer von den Russen erschossen — wahnsinnig und stumm gewordene Jungfrau spielt darin die Rolle einer ebenso schönen als unheimlichen „Marmordraut". Am Schlusse des Theils vertiefen wir uns mit dem Reisenden in des Kaukasus Wald- und Gebirgsschluchten und befinden uns mitten unter den räuberischen Einwohnern jener großartigen und gefährlichen Region, welche so selten der Fuß eines Reisenden betritt.

Das reiche, orientalisch glühende und wieder phlegmatische, immer aber durch Fremdartigkeit der Erscheinungen interessirende Leben Konstantinopels ist der Gegenstand, welchen der Verf. in der ersten Hälfte des zweiten Theils abhandelt. Besonders munter gestaltet sich ein Gastmahl bei einem Renegaten, Osman Effendi, einem geborenen Franzosen, wobei dem Verf. sich die Gelegenheit bietet, einem für die Unterhaltung der Gesellschaft veranlaßten Tanz beizuwohnen und ihn zu beschreiben; zwei Männer, Araber von männlicher Schönheit, und zwei üppige Bulgarinnen führeten ihn aufs anregendste auf. Auf die Abendmahlzeit (Iftar) und den Tanz folgte eine echt türkische Musik, wobei Tieb die Gelegenheit nimmt, die Musik der Türken näher zu beschreiben. Auch ist der Lieblingsmarsch des Sultans (von Donizetti) als Musikbeilage dem Buche angehängt. Der Inhalt des zweiten Theiles gestaltet sich immer mannichfaltiger. Der Bezirk, der Hippodrom (Atmeidan), die Achmet-Dschami, eine prächtige Moschee mit 30 Kuppeln und 6 Minarets, ein mit den Ohren angenagelter Bäcker, die Ceremonien und Festlichkeiten bei der feierlichen Beschneidung eines Sultanssohnes, ein Besuch auf dem Sklavenmarkte (Awret Bazar), Ausflüge nach den Ufern des Bosporus bis zum schwarzen Meere hinauf sind die anziehenden Gegenstände, deren Schilderung dem zweiten Theile eine reizende Buntheit verleiht. Die Sklaven und Weiber sind nach dem Urtheile des Verf. gar nicht so übel dran, doch muß man Alles, was er über Russen und Türken sagt, mit Vorsicht lesen und sich erinnern, daß Tieb der Verf. ist. Mit großer Naivetät erzählt der Reisende ein zartes Liebesverhältniß mit einer Italienerin, der Frau eines bejahrten Kaufmanns aus Ancona, wie denn überhaupt das sinnliche Element des Verf. in Konstantinopel recht viele Nahrung und Befriedigung gefunden zu haben scheint.

Auch die zweite Hälfte des zweiten Theils, welche die Meerfahrt von Griechenland nach Italien schildert, bringt des Anziehenden eine reiche Fülle. Hierzu rechnen wir besonders die Meerfahrt selbst, den Aufenthalt des Reisenden in Korfu und die Ankunft in Ancona. Freilich sieht der Verf. in dieser Partie die Gegenstände in einem viel trübern Lichte. Er hat einen Widerwillen gegen die Griechen und gegen die Engländer eine Antipathie, deren Stoff unzerstörbar ist. Er beschuldigt die Briten des Vandalismus, und wenn wir Tieb glauben wollen, so schmachten die Einwohner der ionischen Inselrepublik in der schmachvollsten Sklaverei. Selbst Griechenland als Localität ist ihm widerwärtig, und es ist fast zu vermuthen, daß sich seine Ansicht über Volk und Land mit übertrachender Schnelle ändern möchte, wenn ein russischer Prinz an König Otto's Stelle oder ein russischer Statthalter an die Stelle des britischen Lordobercommissairs auf den ionischen Inseln träte. Trotz der gerügten, mein innerstes Gefühl unangenehm berührenden Einseitigkeiten entwickelt das Buch eine bunte Bilderfülle, einen tüchtigen Verstand, eine lebendige Auffassungs- und Darstellungskraft, eine Masse von Thatsächlichkeit und ist außerdem in einer so muntern Sprache geschrieben, daß wir, ohne irgendwo zu ermüden, dem Verf. Schritt für Schritt, Ansicht für Ansicht mit wahrem Vergnügen folgen und uns überall von dem Athem wirklicher Lebensdarstellung umweht fühlen.

(Der Beschluß folgt.)

Sammlung der vorzüglichsten Quellenschriftsteller zur Geschichte der germanischen Stämme. Vom Beginne der Völkerwanderung bis zur Periode der Karolinger. — A. u. d. T.: Paul Warnefrid's Geschichte der Langobarden. Zum ersten Male nach einem Codex der königlichen Bibliothek zu Bamberg aus dem 10. Jahrhundert übersetzt und mit Anmerkungen versehen von K. von Spruner. Hamburg, Perthes. 1838. Gr. 8. 20 Gr.

Der vorherrschenden Neigung unserer Zeit zur Geschichte verdankt so vieles Nützliche, Schöne und Große in diesem Gebiete des Wissens das Dasein. Selbst die schöne Literatur hat sich herabgelassen, die Historie als eine reiche Fundgrube auszubeuten. Man denke nur an den großen Unbekannten, der so vielen historischen Romane und Novellenschreibern auf dem Festlande zum Modelle gedient hat und noch dient! Der Eifer Jener, die ihrer Begierde nach geschichtlichem Wissen befriedigen wollen, sieht sich indessen beim Mangel hierzu tauglicher Werke mitunter sehr getäuscht und läuft sogar Gefahr, zu erkalten, wenn er die gewöhnlichen Geschichtsbücher der Neuern zur Hand nimmt, deren trockener, magerer, höchst allgemein gegebener Inhalt wol die Ereignisse überhaupt mittheilt, denen jedoch aller Reiz der Quelle und jener so selten beachtete Hauch fehlt, der über das Originalgemälde ausgegossen ist, und worin grade der Zauber solcher geschichtlichen Darstellungen besteht. Gewiß fühlen Alle, denen ihre besondere Bildung oder ihre Zeit nicht gestattet, an die Originale der Geschichte selbst sich zu wagen, diese Lücke unserer historischen Literatur recht schmerzhaft! Soll anders die Geschichte, die allgemeine so gut wie die der Völker,

Digitized by Google

wiederum Gemeingut der Gebildeten und Bildungsbedürftigen aller Stände werden, so genügen die magern Compendien, die reiz- und farblosen Darstellungen, aus denen überall nur die subjective Ansicht ihrer Verf. hervorschaut, auf keine Weise mehr. Es wäre vielmehr die Pflicht der Männer vom Fache, dem großen Publicum die Schätze der Geschichte nicht länger vorenthalten zu lassen, Unternehmen, welche sie zu geben bezwecken, nach Kräften zu fördern und die darzbreichende Gabe in Bezug auf ihre Reinheit möglichst zu überwachen. Ein solches unternehmen nun, welches die Quelle allgemein zugänglich macht, bietet der auf dem Felde der mittelalterlichen Geographie durch seinen geographisch-historischen Handatlas (Gotha 1837) rühmlichst bekannte Herr Verf., der königlich bairische Lieutenant K. von Spruner, dem Geschichte liebenden Publicum im ersten Bande der vorliegenden Sammlung in der Art dar, daß die Quellenschriftsteller in zweckmäßigen und dem Originale möglichst getreuen Übersetzungen vorgeführt werden. Das Unternehmen verdient von Seite der Gelingvereinten um so mehr Lob und so mehr eine vorzügliche Beachtung, als wir uns erinnern, daß bereits vor Jahren in Frankreich die Übertragung der Quellenschriftsteller für französische Geschichte mit dem ungetheiltesten Beifall stattgefunden hat.

Neben den Arabern hat keine Nation der Erde den Ruhm ihrer Waffen und ritterlichen Großthaten, die Tiefe und Gemüthlichkeit ihrer Institute weiter verbreitet als unser deutsches Volk. Darum gilt auch die v. Spruner'sche Sammlung vorzugsweise den germanischen Stämmen. Ein klares, deutliches Bild jener bewegten Zeiten, als sich deutsche Scharen in den Provinzen Westroms niederließen, erhält man nur allein durch die Lectüre der dahin einschlägigen Quellenschriftsteller, welche das in Rede stehende Werk auch dem der Sprache des Originals Nichtkundigen und doch für die Geschichte seines Volkes Begeisterten bietet.

Treffend hat Hr. v. Spruner mit Paul Warnefrid's Langobardengeschichte begonnen, welcher Historiker es verstanden, die Sagen seines Volks seit der frühesten Zeit mit der wirklichen Geschichte auf anziehende Weise zu verbinden. Wir wüßten kaum etwas Interessanteres als die in frischen, lebenskräftigen Bildern vorgetragene Geschichte der Langobarden, z. B. S. 18, 19 der Tod von König Roduif's Bruder auf Veranstaltung der grausamen Königstochter und die daran sich knüpfende Vermählung der Heruler; S. 23 Alboin's Jugendabenteuer, S. 33 dessen Gepidensieg, S. 55, 57 Alboin's Ermordung und der Rosamunde Untergang; S. 79 die von Dichtern der alten und neuern Zeit ausgebeutete, aber im Originale immer noch an Zartheit alle Dichtungen übertreffende Brautschau König Authari's; S. 101 die schauderhafte Zerstörung von Forum Julii, durch die Geister der Herzogin Romilda herbeigeführt, das Romantische der Flucht ihrer Söhne, und wie die Töchter ihre Kruchheit vor den brutalen Awaren zu bewahren gewußt ic.

Hr. v. Spruner hat bei der Übersetzung Warnefrid's den berühmten bamberger Codex benutzt, auf welchen schon in Pertz' „Archive für deutsche Geschichtskunde" aufmerksam gemacht wurde, und die Verlagshandlung hat das Facsimile der Handschrift beigegeben. Was aber die Lectüre dieser Langobardengeschichte sehr instructiv macht und den Werth der Übersetzung erhöht, das sind die, auch dem mit der Quelle Vertrautesten nicht unwillkommenen zahlreichen erläuternden Noten des Übersetzers.

102.

Miscellen.

Der Engländer Gibbon und der Russe Krylow.

Wie uns Matthijson in seinen „Erinnerungen" mittheilt, bewog der Homerische Vers in Voß's Übersetzung:

Hartig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

den Engländer Gibbon noch in spätern Jahren, die deutsche Sprache zu erlernen. Ein Seitenstück dazu findet sich in der russischen Literaturgeschichte. Mie Koenig („Literarische Bilder aus Rußland", S. 91) berichtet, waren der vor einigen Jahren verstorbene Gnedítsch, der unter Anderm den „Ilias" meisterhaft in Hexameter übersetzt hat, und der Fabeldichter Krylow sehr gute Freunde, auch Ersterer ein ebenso großer Verehrer als Kenner der Alten, der oft mit seinem Freunde über die classische Literatur sprach und dabei niemals zu bedauern unterließ, daß Krylow die Griechen nicht im Originale lesen könne. Dieser, schon ein Vierziger, mithin in einem Alter, wo man neue schwere Studien nicht leicht unternimmt und vollbringt, faßte gleichwol den Entschluß, heimlich, hinter allen seinen Bekannten her, Griechisch zu lernen, blieb am Tage seiner Lebensart und der ihm eigenthümlichen Trägheit getreu und studirte des Nachts, wo ihn Niemand bei seiner Arbeit stören konnte, auf das fleißigste. Nach drei bis vier Monaten kommt Krylow zu Gnedítsch, der eben bei seiner Übersetzung der „Ilias" sitzt. Und da Letzterer nun auch gleich wieder bejammert, daß Krylow den Homer in der Ursprache nicht lesen könne, ergreift dieser den Text, liest, übersetzt auf der Stelle, und dem staunenden Gnedítsch steht der Verstand still. Überhaupt bemerkt Koenig, daß der Russe für Alles fähig sei, wenn er nur wolle oder solle, wie sich dies unter Anderm in den Regimentern der Armee zeige, wo man alle Gewerbe und Künste habe, indem der Oberst jedem der Rekruten, bei ihm vorgestellt werden, oft scherzweise seine Bestimmung zutheile und dies dessen Machtspruch genügt, denn Jeder gehe dann hin und werde nach Befehl ein Handwerker oder ein ausgezeichneter Künstler.

Die sogenannten griechischen Fürsten und Prinzen.

Der neueste Biograph des Präsidenten von Griechenland, Johann Kapodistrias', der Grieche Andreas Papadopulos Vretos („Mémoires biographiques-historiques sur le président de la Grèce, le comte J. Capodistrias", Paris 1837) kennt im ersten Bande, S. 160, auch auf die sogenannten griechischen Fürsten zu sprechen. Bekanntlich machte sich schon 1822 der damalige Lord Obercommissair der ionischen Inseln, Thomas Maitland, in einer seiner Proclamationen über den Fürsten Alexander Maurokordatos lustig, und mit Recht, meint jener Biograph. Denn erstens, wenn die Pforte einigen Griechen von Konstantinopel, die sie als Hospodare in die Moldau und Walachei sandte, den Titel: Bei (d. i. Prinz) gab, so war dieser Titel nur ein rein persönlicher und nicht erblich; daher auch die Höflinge die Söhne jener Hospodaren nur Beijade (d. i. Sohn des Prinzen) nannten. Zweitens sind die Adelstitel in Griechenland durch Nationalversammlungen verboten, daher sich auch der Präsident Kapodistrias niemals mit seinem Grafentitel nannte. Aus diesem doppelten Grunde sind die Maurokordatos, Karabischas, Kantakuzenos u. s. w. offenbar falsche Prinzen, und noch ihrem ganzen Verhalten erscheinen die Fanarioten Griechenlands vielmehr nur als Aristokraten, Despoten, Unterdrücker des Volks und Feinde der Gleichheit, und selbst ihre Titelsucht ist ungesetzlich und ein Angriff auf ausdrückliche Satzungen des Staats, während im Gegentheile ein Lafayette sich für beleidigt hielt, wenn man ihn mit dem Titel: Marquis, nannte.

Über Rostopschin und den Brand von Moskau sind die Acten wol noch nicht geschlossen. Neue Aufschlüsse hierüber gibt der Graf Roman Soltyk in seinem Werke über Napoleon's Feldzug in Rußland. Unter Anderm erzählt er, daß Rostopschin mit eigner Hand ein Landhaus in Brand gesteckt habe, welches er in der Nähe von Moskau besaß. An der Stelle, wo es gestanden, fanden die Franzosen nur einen Pfahl mit der Inschrift: „Rostopschin hat diese Gegend Jahre lang verschönert; hier war sein Lieblingsaufenthalt. Beim Anrücken der Armee Napoleon's gab er dies Gebäude den Flammen preis, daß die Annehmbehr der Franzosen es nicht besudele."

25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 202. — 21. Juli 1838.

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 201.)

7. Wanderungen in Italien von C. Fenimore Cooper. Nach dem Englischen von F. Steger. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 1838. Gr. 12. 3 Thlr.

Cooper ist ein vortrefflicher Romanschriftsteller; er ist es wenigstens gewesen, wer zweifelt daran? Er ist aber darum, weil er Cooper ist, nicht ebenso trefflich als Reisebeschreiber, und die Engländer hätten wahrlich viel zu thun, wenn sie unsere Reisedarstellungen von gleichem Werthe so ohne Auswahl ins Englische übertragen wollten wie wir die ihrigen ins Deutsche. Die Briten aber beschweren das Schiff ihrer Literatur nicht mit so vielem unnöthigen Ballast, der Keinem zu gute kommt. Laßt uns offenherzig sein! Bieten uns die Reisewerke Cooper's einen gleichwiegenden Ersatz für die Mühe und die Zeit, die es kostet, sie zu übersetzen, zu verlegen und zu lesen? Ich glaube nicht. Die Ausbeute, die Ref. in Cooper's Erinnerungen aus Europa, in seinen Lebensbildern aus Frankreich, den Rheinländern und der Schweiz und jetzt in diesen italienischen „Wanderungen" gefunden hat, ist, wie er ehrlich gestehen muß, äußerst gering im Verhältniß zu dem Zeitverluste, den er durch die Lecture erlitten hat. Man bedenke vor Allem, daß Cooper nicht für Deutsche, sondern hauptsächlich für seine nordamerikanischen Landsleute schreibt, denen viele Mittheilungen interessant erscheinen werden, welche uns im hohen Grade unbedeutend dünken; das Alles haben wir ja schon viel ausführlicher und gründlicher erörtert gelesen. Um uns auf das wenige Neue, was sich in Cooper's Reisen vorfindet, aufmerksam zu machen, sind Auszüge in Journalen schon mehr als hinreichend. So überfüllt man den Büchermarkt mit Übersetzungen mittelmäßiger Werke und einer Unzahl von schlechten Originalschriften und hat noch Grund, sich über den geringen Absatz von Werken zu wundern, die einer allgemeinern Anerkennung würdig sind! Aber was soll man denn lesen? was soll man kaufen? Jedes, auch das schlechteste Buch hat doch wenigstens einige Abnehmer, sodaß schon dadurch der Absatz der bessern Bücher gekreuzt und gehindert wird. Es ist dieselbe Erscheinung, die auch in der Journalistik stattfindet. Wenn jährlich ein paar Dutzend mittelmäßige neue Journale auftauchen, so gibt es doch immer eine Anzahl von Abonnenten, welche den wohleingerichteten alten Instituten wenigstens temporair entzogen wird.

Cooper's „Wanderungen in Italien" sind aber einmal übersetzt und verlegt worden und machen somit auf eine Anzeige ebenso gegründeten Anspruch wie hundert andere Bücher von demselben Werthe und Genre. Es ist kaum glaublich, wie gewöhnlich tagebuchmäßig die Reise, besonders im ersten Theile, fortschreitet und beschrieben wird, und wie viel öde Sandflecken der Trivialität sich zwischen den wenigen vegetativen Partien, den Oasen in der Wüste, ausdehnen! Wir reisen mit dem Verf. von Mailand nach Lodi, wo dieser natürlich die berühmte Brücke in Augenschein nimmt. Der Verf. behauptet, daß viele von Napoleon's Schlachten nur in den Bulletins geschlagen wurden, und so sei es auch wol hier der Fall gewesen. Die Östreicher waren nämlich, wie der Verf. wissen will, bereits im vollen Rückzuge begriffen und hatten nur ein paar Kanonen gegen die Brücke gerichtet, sodaß Napoleon's Unternehmen ein tapferes war, aber keineswegs ein solches Wunder, wofür man es gewöhnlich hält. Von den Gemälden in Bologna sagt Cooper weiter nichts, als daß sie ihn höchlich befriedigt hätten. In Florenz gefällt es ihm überaus wohl; er behauptet auch, daß Neuyork, obgleich viermal größer und zehnmal reicher als Florenz, nicht ein Hunderttheil seiner Reize besitze. S. 53 heißt es, daß die Natur die Franzosen dazu bestimmt habe, sich im Kleidermachen, Tapezieren und in der Philosophie (!) hervorzuthun. Cooper hatte auch mehre Unterredungen mit dem Großherzoge, was ihn in den Augen der Hofleute und Diplomaten so hoch stellte, daß sie den früher Unbeachteten von allen Seiten umgaben. S. 80 u. 81 will der Verf. beweisen, daß der Despotismus nie vom Fürsten, sondern von der Classe der eigentlichen Aristokraten ausgehe, und daß ein absoluter Fürst einen Aristokraten mit mehr Mistrauen betrachten wird als einen Demokraten, da die Politik des Erstern sich mit der Souverainetät des Fürsten nicht vertrage. Man sieht, der Verf. hat, wenn auch nicht sehr haltbare, doch wenigstens sehr eigenthümliche Ansichten, die sich als theoretische Sätze sehr gut ausnehmen, aber in der Praxis nicht befolgt werden. Der Verf. macht auch über das kleine Ländchen Monaco und

Digitized by Google

über Genua einen Abstecher nach Marseille, wobei er behauptet, daß wenige Länder dem Auge des Durchreisenden weniger darbieten als Frankreich, und daß da nicht viel Pittoreskes zu finden sei. Innerhalb des ersten Theiles wiederholt der Verf. dreimal — vielleicht aus Nachlässigkeit, oder um es uns recht einzuprägen —, daß das mittelländische Meer mit seiner Durchsichtigkeit und tiefblauen Färbung dem trüben und dunkelgrünen Meere, welches die Küsten Nordamerikas bespült, weit vorzuziehen sei. Überhaupt sei es Thorheit, die Bai von Neuyork mit der von Neapel vergleichen zu wollen, wie es doch hier und da geschehen wäre; denn weder Land noch Wasser seien dieselben; er kenne in Unteritalien, die pontinischen Sümpfe und die Campagna abgerechnet, keine zwanzig Meilen, in denen nicht eine schönere Landschaft sich befinde als in dem ganzen ihm bekannten Nordamerika. „Wenn es", schließt Cooper, „Patriotismus ist, Gänse Schwäne zu nennen, so bin ich kein Patriot, und war es nie." Indem der Verf. überall sein Nordamerika im Auge behält, ist er für vieles uns Europäern trivial Scheinende entschuldigt, da es den Amerikanern neu oder wenigstens von einer neuen Seite aufgefaßt dünken wird. Von Neapel gelangen wir mit dem Verf. in großer Schnelle nach Pompeji und Herculanum. Erstres überrascht ihn gar nicht. Er nimmt auch an, daß Pompeji mit einer so dünnen Schicht Asche bedeckt worden sei, daß die Einwohner, deren sich bei der Katastrophe die Mehrzahl gerettet, die Asche recht gut hätten wegräumen können; denn die Ausgabe konnte kaum größer sein, als wenn die Straßen von Neuyork nach einem starken Winter vom Schnee gereinigt werden; aber man fürchtete eine neue Gefahr. Der Übersetzer selbst fühlt sich veranlaßt, hierbei ein großes Ausrufungszeichen zu setzen, und in der That, wenn man so viele wirkliche Albernheiten, die dem Leser bei der Lecture aufstoßen, zusammennimmt, so muß man auch seinen ganzen Glauben an Cooper's Autorität als Romanschriftsteller zusammennehmen, um ihn als Reiseschriftsteller nicht ganz und gar unter die Kennt niß- und Namenlosen zu werfen. Hin und wieder wird auch wol eine interessante und charakteristische Anekdote erzählt. So blieb Cooper einmal in Neapel vor einer angehefteten Proclamation stehen, um sie zu lesen. Die Schildwache befahl ihm, während des Lesens mit unbedecktem Haupte zu stehen; denn es sei ein Edict ergangen, daß man königliche Proclamationen nicht lesen dürfe, ohne den Hut zu ziehen. Cooper fand sich hier so sehr an Geßler's Verfahren erinnert, daß er die Proclamation lieber gar nicht las. Ob er auch an einen neapolitanischen Tell gedacht habe, wird dabei nicht erwähnt. Auch einige muntere Ausflüge nach den interessantesten Punkten in Neapels Umgegend werden gemacht und beschrieben, und der Kegel des Vesuvs fehlt unter diesen Glanzpunkten nicht.

Der zweite Theil gestaltet sich um Vieles interessanter, besonders die Schilderung der Ruinen von Pästum und der merkwürdigsten alten und neuen Gebäude Roms, wenn des Neuen auch hier wenig, dagegen an seltsamen Behauptungen kein Mangel ist. So treffen wir auf die Behauptung, daß die Tempel von Pästum vielleicht ebenso alt sind wie die Pyramiden Ägyptens. Der Übersetzer verstärkt hier aus eigner Machtvollkommenheit sein Ausrufungszeichen mit einem Fragezeichen. Sehr schön malt Cooper die herrlichen Farbenspiele bei Sonnenuntergang, ein Schauspiel, um dessen willen Cooper das Fort St.-Elmo zwölf Mal erstiegen hat. Der nordamerikanische Himmel bietet nichts Ähnliches. Kurz, aber trefflich beschreibt der Verf. das Innere der Peterskirche, welches einen so großartigen Eindruck auf ihn hervorbrachte, daß er bis zu Thränen gerührt war, und daß sich der kleine P —, den er mitgenommen, an ihn schmiegte und fast ängstlich fragte: „Qu'est-ce que c'est, qu'est-ce que c'est? Est-ce une église?" Überhaupt ist die Beschreibung Roms und seiner Überreste aus dem Alterthume voller Anschaulichkeit und die beste Partie des Buches. Bei Gelegenheit der Beschreibung des Pantheons macht der Verf. sogar einen Witz, was bei Cooper selten der Fall ist, und eben der Seltenheit und wahrlich nicht seiner Vorzüglichkeit wegen theile ich ihn mit. Er nennt nämlich die Vorsprünge an beiden Seiten des Porticus Eselsohren, bei deren Anblick der Beschauer lachen und unwillkürlich wünschen müsse, daß der Erbauer diese Zierathen, statt an dieses Gebäude, an sein eignes Haupt geheftet haben möge. Er spielt an diesem Orte auch den Conjecturenmacher, denn er sagt: die gewöhnliche Ansicht, daß das Pantheon allen Göttern geweiht gewesen, sei seiner Meinung nach irrig; wahrscheinlicher sei es, daß das Gebäude für einige wenige Götter errichtet wurde, die zusammen alle göttlichen Attribute repräsentirten. Damit haben wir doch auch nichts, am wenigsten etwas Neues gewonnen. Mit dem Volke der Italiener ist der Reisende sehr zufrieden; eine gelinde poetische Auffassung drängt sich nicht selten hervor, und seine Parallelen zwischen dem dichterischen Lande der Vergangenheit, Italien, und dem prosaischen Lande der Hoffnung, Nordamerika, wobei sich der Verf. nicht zu Gunsten seines Vaterlandes entscheidet, sind immer gelungen. Somit steht denn Nicolai, der nur aus Berlin hervorgehen konnte, noch immer als der Einzige da, der von den Herrlichkeiten Italiens vor Fiohstichen, schlechten Semmeln und Bettelknaben nichts gesehen hat. Ich kenne indeß noch einige Hof- und Rechnungsräthe, Jahnärzte, Kanzellisten und Ofenheizer, welche nicht fühlen würden wie Goethe, Heinse, Byron, Cooper und andere Geister von vollkommen poetischer Ausbildung, sondern selbst im Paradiese nicht bestehen könnten, wenn es da keine berliner Oper, berliner Weißbier und berliner Milchbrot geben sollte. Die Manie, sich entweder durch einseitigen Enthusiasmus oder das Gegentheil davon vor aller Welt lächerlich zu machen, wird in Deutschland nie ein Ende nehmen. Nachdem der Verf. die Ceremonien des Palmsonntags und die Einsegnung und die berühmte Illumination in Rom erlebt, geht er über Ancona, Venedig, Verona, Brixen, den Brenner und Innsbruck nach Deutsch-

Digitized by Google

land, wo München sein erstes Reiseziel werden soll. Objective Ruhe der Auffassung, Ungekünsteltheit und Einfachheit des Styls und liebenswürdige Bescheidenheit sind die Hauptvorzüge der Cooper'schen Reiseverke. Auch fehlt es, wie man von Cooper erwarten kann, nicht an einzelnen feinen und praktischen Bemerkungen. 23.

Romanenliteratur.

1. Das Glückskind, eine Novelle. Auf Dänisch und Deutsch herausgegeben von Karl Bernhard. Kopenhagen, Schubothe. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ein Student, Ditmar, nicht lange von einer deutschen Akademie nach Kopenhagen gekommen, wird durch einen umgestürzten Wagen in die Diplomatenearrière geschleudert; diese entwickelt ein Liebesverhältniß zu einer französisch-spanischen Gräfin. Ditmar nimmt die Seele eines Consuls in Cadix an, welche die Eifersucht eines neapolitanischen Prinzen ihm bietet, allein die Gräfin findet Mittel, dem Geliebten auf das Schiff zu folgen. Nur noch zwei Tage, und die Glücklichen hat Priesterwort vereinigt; da wird die Braut, so viele Hoffnungen, so vieles Glück tragend, Nachts bei Sturm und Nebel von einem spanischen Linienschiff in den Grund gesegelt, und — Ditmar's Glück war ewig! Dieser Schluß ist jedoch nicht das einzig Poetische der Novelle, überall taucht ein rein und ungezwungen hervor. Gleichwol haben wir einige Wünsche. Der erstere betrifft ein strengeres Studium der deutschen Sprache. Schon auf dem Titel tritt uns der Ausländer entgegen in den Worten: „auf Dänisch und Deutsch". Das ist höchst vulgair deutsch gesprochen und noch schlimmer geschrieben. Sodann leidet die Novelle an einiger Breite. Namentlich nehmen die diplomatischen Partien, wie unterhaltend und ergötzlich Manches auch sein mag, zu viel Raum ein, die Plastik dagegen zu wenig. Endlich tauchen manche Figuren nur auf, um wieder zu verschwinden, ohne ein wesentliches Agens im Ganzen der Novelle abzugeben. Und damit sei es des Tadels genug, denn das Buch hat uns im Allgemeinen recht erfreut.

2. Grillen. Novelle von Hermann Freiherrn von Friesen. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein warmes, reines Gefühl der Poesie, ein edler, deutscher Sinn und die leichte Behandlung der Gegenstände, wie sie der gebildeten vornehmen Welt eigen ist, haben uns freundlich angesprochen, und recht hübsch ist die Idee, daß der Hauptperson der Novelle die Augen eigentlich erst recht aufgehen, nachdem sie ein Auge verloren hat. Gleichwol ist die Novelle etwas zu conversationsmäßig behandelt. Hätte der Verf. hier und da der Darstellung mehr Raum gegeben, so würde die Erzählung bei dem Reichthum ihres Stoffes fertlich wol etwas umfangreicher, aber auch anschaulicher geworden sein und an Interesse sicher noch bedeutend gewonnen haben.

3. Venetianische Novellen von Franz Freiherrn von Gaudy. Erster Band. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr.

„Nur um die ewig quälende, an meinem Leben zehrende Sehnsucht nach dem gelobten Lande (Italien) in Schlaf zu lullen, schrieb ich diese Novellen nieder", sagt der Verf. in der Einleitung, und sein Schlaf hat mit den blühendsten Träumen die qualende Sehnsucht übergoldet. Die mitgetheilten Novellen sind einem trefflichen Erzähler zu Ehren Boglì Schianoni in den Mund gelegt, der es versteht, seinen Gegenstand auf eben so anschauliche als anmuthige Weise vorzuführen, sodaß wir zu der Überzeugung uns bekennen, einem geläuterten Hofmann zuzuhören. Wir wollen keine der Novellen besonders auszeichnen und nur der letzten, „Frau Venus", behalb gedenken, um unsere Anerkennung der Behandlung dieses ebenso anziehenden als bedenklichen Stoffes auszusprechen. Woher der Verf. den Stoff genommen, ist uns freilich nicht bekannt; wer aber den alten Vincentius Bellvacensis nachlesen mag, wird unsere Anerkennung gern theilen.

4. Mutter und Tochter, von Frau Charles Reybaud. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 3 Thlr.

Die Schicksale der Mutter und der Tochter sind an den Cardinal Mazarin geknüpft. Die Mutter fällt unter dem Beigen, schlauen, wollüstigen Emporkömmling und findet nur Freiheit und Ruhe hinter dem schwarzen Schleier der Karmeliterinnen. Die Tochter entgeht ähnlichen Fallstricken nur durch die wahrhaft ungeschminkte Unschuld und Reinheit ihres Herzens. Die Zeichnung dieser Tochter ist vorzugsweise überaus lieblich und zart, und wir haben lange kein so schönes Bild vor Augen gehabt. Was überhaupt dem ganzen Buche einen eigenthümlichen Reiz verleiht, ist die echt märchenhafte Zeichnung der Personen, Handlungen und der ganzen Umgebung. Daher mag es kommen, daß der historische Hintergrund etwas zu schwach angelegt erschint, namentlich treten Mazarin's Intentionen allzu unbestimmt hervor. Die Verf. sagt diese Intentionen als bekannt voraus, und das ist unrecht, in der Geschichte wie im Roman.

5. Rookwood oder der Straßenräuber. Roman von William Harrison Ainsworth. Nach der vierten Auflage des Originals. Deutsch von O. L. B. Wolff. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 4 Thlr.

Die Nachricht auf dem Titel: nach der vierten Auflage des Originals, beliebt uns, daß das Buch in England sich eines gewissen Rufes erfreue. Auch in Deutschland mag dieses der Fall werden, jedoch nur bedingt. Die Zeiten, wo über einem Hause ein düsteres Schicksal, heraufbeschworen durch Greuelthaten der Vorältern und angekündigt durch spukhafte Erscheinungen, waltete, diese Zeiten liegen hinter uns und kehren hoffentlich so bald nicht wieder. Das Buch hat also nur noch Interesse für Solche, welche jene Zeiten mit Begeisterung mitund durchlebten, und diese werden überreichen Stoff zu Aufrischung ihrer verratteten Neigung finden, da das düstere Grauen, das blutriefende Entsetzen sie ruhelos und rastlos verfolgt. Der ganze erste Theil beschreibt mit den nöthigen Anhängseln ein Begräbniß; der zweite ein wild-romantisches Zigeunerleger mit Mord u. dgl., und nur der dritte Theil: „Der Ritt nach York", enthält eine Schicksalsreise, die sie vielleicht kaum ein Buch aufweisen mag, nämlich die Flucht des Straßenräubers Dick Turpin vor dem Arme der Gerechtigkeit. Die schwarze Beß, dieses treffliche Pferd Turpin's, wird wahrhaft glorificirt durch die Beschreibung des Rittes nach York, der, so viel Raum er auf dem Papiere einnimmt, den Leser unwillkürlich mit fortreißt durch Nacht und Nebel, über Berg und Thal, und wenn endlich das Thier zusammenstürzt, erfaßt den Leser ein schreckenbarer Schreck, als stürze er selbst mit. Solche Beschreibung konnte nur einem Engländer gelingen, und sie allein ist der Glanzpunkt des Buches.

6. Der alte Commodore. Roman von C. Howard. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1838. 8. 3 Thlr.

Es scheint bei den Engländern ein ästhetisches Grundprincip zu sein, daß ein Roman nothwendig drei Bände füllen müsse, und das mag denn für den Schriftsteller manche Verlegenheiten erzeugen. Der Verf. des vorliegenden Romans darf das Urtheil des Publicums nicht scheuen, gleichwol scheint es, an nicht wenigen Stellen habe er in dem Doctor Gieninghaus, welcher, um selbst stets zu sprechen, Gesunden und Kranken das Wort entzieht, sich selber gezeichnet, um nur zum dritten Bande zu kommen. Hier läßt ihm die Masse des Stoffes wenig Zeit zu Reflexionen. Übrigens lesen auch diese Störenfriede im Allgemeinen sich recht gut, denn sie bethätigen die edelste Gesinnung und oft eine kuhige, wohlthuende Erhabenheit. Auch gereicht es dem Verf. zum Lobe, daß er weibliche Charaktere fast ebenso gut als männliche darzustellen vermag, und wenn auch die romantische Rosa weniger gelungen erscheint, so ist es doch ein schöner Zug, Rebecka's wilde Natur durch diese abzuklären und die Romantik wiederum durch Rebecka in das

Digitized by Google

rechte Gleis zu bringen. Das Buch wird hoffentlich und verdientermaßen viele Freunde finden. 36.

Mancherlei.

Alle Kirchen haben für sich etwas Eigenthümliches, Besonderstes, aus ihren geschichtlichen Verhältnissen Hervorgegangenes. Aber was über jedes Kirchenthum hinausliegt, ist höher als dasselbe, was Fischer und Zöllner zum Heilande führte und ihren Glauben festigte, ehe Bischöfe waren und Gemeinden. Und nur ein solches Christenthum gibt jedem Kirchenthume seine Bedeutung und sein Leben, zugleich auch den Standpunkt, von welchem man dasselbe nach seinem Werthe und seinen verschiedenen Formen zu würdigen vermag. Stellt man die Sache anders, wie es jeder Levitenschar eigen zu sein pflegt, so wird das Kirchenthum Alles in Allem, verleiht dem Christenthume erst Werth, umfängt es und bereichert es, und Concilien und Päpste haben davon weit mehr als die Jünger Christi oder die Anfänge apostolischer Gemeinden. Wenn Toleranz auf dem ersten Standpunkt natürlich ist, so wird sie auf dem zweiten Standpunkt unnatürlich; keine Kirche kann die andere billigen, weil sie eben die andere ist; eine jede macht Anspruch auf Katholicität, und jede protestirt gegen das Fremde. Zugleich bewahrt jede einen Schatz von Lehrbestimmungen und gottesdienstlichen Einrichtungen, der während des Lebens Christi sehr gering oder gar keiner sein mußte (das Sacrament des Abendmahls z. B. war vor der Einsetzung nicht vorhanden so wenig als die stellvertretende Genugthuung im Opfertode); und weil die Menschen im Himmlischen wie im Irdischen nach Schätzen streben, begehren sie lebhaft die Kirchenschätze, wogegen Dasjenige, was über alles Kirchliche hinausliegt, ihnen entweder unbekannt bleibt, oder als dürftige Armuth erscheint. Die Kirchen aber gleichen vollen Vorrathshäusern, aus denen die Begierde nach Reichthum für Arme, welche reich zu werden wünschen, befriedigt werden soll.

Der Kirchenvater Lactanz sagt: „Ich sehe, Gott ist ein anderer Regent gewesen in den ersten Zeiten, ein anderer in den folgenden, es kann also geschehen, daß er künftig noch ein anderer sein wird. Wenn nämlich sein früheres Reich geändert wurde, warum sollten wir verzweifeln, daß nicht auch sein späteres geändert werden könne." Der Spruch läßt sich deuten auf den Begriff des Werdens der Gottheit nach Schelling und Hegel. Allein woran hat der Kirchenvater diese Änderung des göttlichen Regiments wahrgenommen? Nichts scheint für den Menschen schwieriger zu sehn und auszulegen.

Wenn, wie bekannt, die Philosophen in ihren Lehren voneinander abweichen, so treffen sie dennoch oft überraschend miteinander zusammen. Unter Anderm sagte Fichte seiner Zeit in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters": „Es ist der größte Irrthum, wenn ein Individuum sich einbildet, daß es für sich selber dasein und leben und wirken und denken könne, wenn Einer glaubt, er selbst, diese bestimmte Person, sei das Denkende zu seinem Denken, da er doch nur ein Einzelnes, Gedachtes ist, aus dem allgemeinen und nothwendigen Denken." Die Worte lauten ganz im Sinne Hegel's, nur daß dabei nicht hinzugefügt wurde, wie dadurch Gott aus seinem An-sich zum Für-sich und Bei-sich gelangt. Ebenso, wenn Fichte den Instinct als blinde Vernunftkraft ohne Bewußtsein, ohne Einsicht der Gründe, und die Freiheit als sehend, als der Gründe ihres Verfahrens bewußt, dessen Gesammtgrund die Vernunft ist, bestimmt. Dadurch wird Gott, nach Hegel, zur vollen Persönlichkeit. Selbst das Folgende, nur unter anderm Ausdruck, läßt sich dahin deuten: „Das erwähnte Eine sich selbst gleiche Leben der Vernunft wird durch die irdische Ansicht zu verschiedenen individuellen Personen zerspaltet, welche Personen nicht an sich da sind und existiren." Nach Hegel wird Gott zu seinem Andern, in diesem Andern zur Vielheit, zum Für-sich, und in den persönlichen Individualitäten zum vollen An-, Für- und Bei-sich. 7.

Bibliographie.

Achmed Bey, oder der Harem und die Erstürmung von Constantine im Jahre 1837. Historisches Charakter- und Völkergemälde aus Nord-Afrika. Vom Herausgeber des Georg Schodri. 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr.

Aristoteles Werke. Übersetzt und erläutert von K. Hoffmeister und H. Knebel. 4ten Bandes 1ste Lief.: Rhetorik. Gr. 8. Stuttgart, Balz. 1 Thlr. 4 Gr.

Bülau, F., Geschichte des Europäischen Staatensystems. 2ter Theil. Bis zum Ausbruche der Französischen Revolution. Gr. 8. Leipzig, Goeschen. 2 Thlr. 6 Gr.

Die Damen der modernen Welt. 32. Leipzig, G. Wigand. 16 Gr.

Eschenmayer, Karateristik des Unglaubens, Halbglaubens und Vollglaubens, in Beziehung auf die neuern Geschichten besessener Personen. 8. Tübingen, Buchh. zu Guttenberg. 8 Gr.

Fouqué, L. M., Die Welt-Reise zu Anfange des Jahres 1838. Eine Bilder-Reihe. 8. Halle, Anton. 6 Gr.

Goedsche, H., Nächte. Romantische Skizzen aus dem Leben und der Zeit. 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr.

Guseck, Bernd v., Vulkansteine. Zwei Novellen. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 16 Gr.

Gutzkow, K., Blasedow und seine Söhne. Komischer Roman. 1ster Theil. 8. Stuttgart, Verlag der Classiker. 2 Thlr.

Hutten's, U. von, Jugend-Dichtungen didaktisch-biographischen und satyrisch-epigrammatischen Inhalts. Zum Erstenmal vollständig übersetzt und erläutert herausgegeben von E. Münch. Gr. 8. Stuttgart, Weise und Stoppani. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebs, J., Der König von Atzlan. Moderner Roman. 2 Bändchen. 8. Bunzlau, Appun. 2 Thlr. 4 Gr.

Kypsolos, A., Glätzische Sagen. 1stes Bändchen. 8. Breslau, Schulz u. Comp. 12 Gr.

Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen. 1ster Band. 2te Auflage. 8. Solingen, Ambergerr. 1 Thlr 12 Gr.

Reybaud, F. C., Ehestandsgeschichten. Übersetzt von F. Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 18 Gr.

Reynolds, G. W. M., Die Geheimnißvolle, oder die Folgen des jugendlichen Leichtsinns. Nach dem Englischen. 2 Bändchen. 8. Ulm, Ebner. 3 Thlr. 8 Gr.

Schaden, E. A. v., Über das natürliche Princip der Sprache. Gr. 8. Nürnberg, Stein. 1 Thlr. 12 Gr.

Selten, J., Claudia, oder die Stiefmutter. Allen edeln Frauen, und die es werden wollen gewidmet. 8. Braunschweig, Leibrock. 1 Thlr. 9 Gr.

Stockmeyer, K., Bethanien, eine Gabe in Dichtungen religiösen Inhalts. 8. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 16 Gr.

Werbelust des Hallischen Dichterbundes. 8. Halle, Anton. 1 Thlr. 12 Gr.

Werner, J. B., Ecce Homo für Kölner und Nichtkölner. Gr. 8. Zürich, Höhr. 3 Gr.

— — O., Thüringische Bilder aus dem Bauerkrieg 1525. Seitenstück zu Heeringens fränkischen Bildern. 8. Arnstadt, Meinhardt. Geh. 1 Thlr.

Wiener, M., Selma; die jüdische Seherin. Traumleben und Hellsehen einer durch animalischen Magnetismus wiederhergestellten Kranken. Gr. 8. Berlin, Fernbach. 1 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 203. — 22. Juli 1838.

Gesammelte Volkspoesien.

1. Die Volkssagen Ostpreußens, Lithauens und Westpreußens. Gesammelt von W. D. A. v. Tettau und J. D. H. Temme. Berlin, Nicolai. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Halle der Völker. Sammlung vorzüglicher Volkslieder der bekanntesten Nationen (größtentheils zum ersten Male metrisch in das Deutsche übertragen) von D. L. B. Wolff. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
3. Die schönsten Sagen des classischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab. Erster Theil. Mit einem Titelbilde. Stuttgart, Liesching. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Nachdem die vor uns mit dem Sagenschatz der Völker aus ihrer Kindheit ein zu leichtfertiges Spiel gespielt, gehen wir schon mit fast zu pedantischem Ernst daran. Jene stutzten zu, zerschnitten, reihten aneinander, und durch ihre Willkürlichkeit und ihre Absicht zerstörten sie das Wesen, was sie antrafen. Das zarte Märchen verträgt keine zu schwere Behandlung. Wir, voll Respect vor seiner Ursprünglichkeit und unangetasteten Heiligkeit, möchten von allen Seiten so viel davon abschneiden, daß es auch wieder, dünn und mager, seines phantastischen Schmucks beraubt wird. Der Buchstabe tödtet allüberall, ganz besonders aber beim Märchen. Sein Leben ist, daß es von Zunge zu Zunge übergeht und wächst, schmilzt, die Farbe ändert. Die Märchen, stabil gemacht durch ihre gelehrten Verehrer, eingekeilt in die streng nöthigen Worte, um das Ausdrückbare auszudrücken, sind sie, und wenn diese Worte auch die allernaivsten wären, entnommen der sinnlich-kindlichen Anschauung der Naturmenschen, alsdann noch Das, wodurch sie Macht ausübten auf die Gemüther? Märchen sind ein Spiel. Die vor uns wollten das Spiel nur gelten lassen, insofern ein Ernst (eine Moral) sich darin entdecken, allegorisiren ließ. Wir, im umgekehrten Proeß, möchten die Beziehungen, die sich vor uns gemacht haben, die kein Auswuchs, nur eine Fortsetzung, eine Entwickelung des ursprünglichen Kernes sind, oft gern abschneiden, um das ursprüngliche Spiel rein herzustellen. Aber wir verfeinern das Lebendige dadurch; das Spiel verhaucht unter unsern Händen, und es bleibt ein nüchterner, trockener Ernst. Im Eifer, das ursprüngliche Märchen zu finden, zu constatiren, wird aufnotirt und dadurch festgemacht, was noch nicht fest, was noch seinen Cursus im Volksmunde durchzumachen bestimmt war. Es wird nicht allein behorcht und belauscht, was in Spinnstuben und am Kohlenfeuer, in Winterabenden und Sommernächten von Munde zu Munde geht, auch aus beständen, vergessenen Chroniken und botanischen Werken der Vorzeit wird ausgezogen, was einstmals Sage im Munde des Volkes gewesen, oder auch vielleicht nicht gewesen ist; denn es war oft nur der Witz des Scribenten. Und wenn es war, ist es schon längst erloschen; die Niederschreibung hat es getödtet. Auf diese Weise sind Unmassen von Volksmärchen nicht ins Leben, sondern in Schrift und Druck gesetzt, alle zugänglichen Völker, Länder, Provinzen, Mundarten sind ausgebeutet, und wenn man die Totalsumme zusammenaddirt, könnte man meinen, die Vorzeit sei nur von Märchen bevölkert gewesen, etwas, was freilich in anderer Beziehung auch seine Wahrheit hat. Aber wenn man auf den Kern zurückgeht, wie viele Märchen würden verschwinden als Wiederholungen, als vertausendfachte, abgeschwächte Nachdrücke von einem, was einmal wirklich irgendwo lebte. Der Fischzüge aus dem großen Sagenmeere sind nun so viele, daß es an der Zeit wäre, vom Negistriren abzustehen und eine vergleichende Übersicht anzustellen, damit die Doubletten und Nachdrücke erkannt und die echt ursprünglichen Züge ins Licht gestellt würden.

1. Die Volkssagen Ostpreußens, Lithauens und Westpreußens.

Das erste der obengenannten Werke ist ein gelehrter, erfolgreicher Fischzug, einer aus einem See, wo bis da kaum einzelne Angelruthen die Uferwasser durchfuhren. Mit großen Netzen hat man ihn in seiner ganzen Ausdehnung überspannt und alle Winkel der schriftlich-chronikalischen und alle Tiefen der Volkssagen durchwühlt und an die Luft gezogen. Die Ausbeute hat 286 Großoctavseiten geliefert, alles Inhalt und Stoff; denn die Herausgeber verwahren sich dagegen, daß sie das Mindeste von sich dazugethan. Es galt ihnen kein Werk der bloßen Unterhaltung, und sie sind daher von ihren Gewährsmännern möglichst wenig abgewichen und haben selbst deren Worte, wo es ohne Anstoß geschehen konnte, bei-

Digitized by Google

behalten. Möglichste Einfachheit und Schmucklosigkeit soll ihre Mittheilungen charakterisiren.

Zweihundertneunundsiebzig Sagen, ohne die angehängten Meinungen und Gebräuche, sind das Resultat ihrer Forschungen durch Ostpreußen, Lithauen und Westpreußen. Man könnte bewogen werden, zu glauben, daß damit Alles erschöpft, Alles aufgerafft sei, was irgend sich noch finden ließ; daß der Sagenschatz dieser Landstriche nunmehr in ein Herbarium gethan, abgeschlossen und fertig sei. Aber wenn auch Alles, was in alten Büchern steht, ausgekehrt und aufgenommen ist, wo in den Winkeln untersuchter Landstriche lebt nicht doch noch etwas, was von Munde zu Munde geht und sein Recht hat, obgleich es nicht in die Adelsmatrikel der 1837 auffindbaren Sagen aufgenommen ist. Dies sei nur zur Verwahrung der Rechte künftiger Sammler gesagt, daß man ihnen nicht wie den spätern Historikern entgegenstelle: Euere Anführung ist unglaubwürdig, denn die bewährten Sammler vor euch, die der Zeit nach weit näher waren, haben davon nichts gesagt. Wo ist der endliche Abschluß für einen Sammler von Sagen? Mag nicht seine Köchin draußen in der Küche, derweil er in seiner Studirstube sein Werk schreibt und schließt mit der Überzeugung, daß er sein Thema erschöpft hat, den Gevatterinnen ein Märchen erzählen, schauerlich, schön und neu, was eine Perle in seiner Sammlung wäre, und er erfährt nie etwas davon! So wenig als Akademien eine Sprache fertig machen und constatiren können, was gegolten hat, gilt und gelten soll — denn wo wäre noch eine akademische Autorität so mächtig, als es die französische war, und wo ist jetzt ihre Autorität, wie hat sich die Sprache, nachdem sie ihr authentisches Siegel ihr aufgedrückt: So soll es sein! emancipirt und wiedergeboren —, so wenig als ein Wörterbuch eine Sprache stabilitet, können die Sagen eines Volkes auch durch Sammler wie die Gebrüder Grimm festgestellt werden.

Dies gelehrte und, sei es vorausgeschickt, höchst achtungswerthe Werk der beiden Sammler laborirt aber auch schon um deshalb an einem Mangel, daß ihm nämlich die zufälligen politischen Abgrenzungen des heutigen Preußens (in den obengenannten Bestandtheilen) zum Grunde liegen. Nur einzelne Abschweifungen über die Grenze hinaus haben sich die gewissenhaften Sammler geständlich erlaubt. Wer wollte ihnen dieses Recht bestreiten; aber auf welche Art von Vollständigkeit können sie um deshalb Anspruch machen? Eine königlich preußische Sagensammlung soll es nicht sein; es fehlten da nur Pommern, die Mark und einige andere Landestheile, z. B. der Rhein, die auch ihrerseits einige Sagen aufzuweisen haben. Das Königreich Preußen im engern und doch auch nicht vollständig abgeschlossenen Sinne umfaßt lettische, slawische und germanische Bestandtheile. Was die alten Preußen glaubten und davon zu unserer Kenntnißnahme übrig blieb, sei vollständig aufgenommen; wir mögen den fleißigen Sammlern es glauben. Die alte Nation ist ausgetilgt; aber die verwandte lettische erstreckt sich weit hinaus über diese politische Grenzen; noch weiter die slawische; und wo sind die Grenzen des Germanischen! Seiner eignen Aufgabe nach muß daher dieses reiche Werk ein unvollständiges sein, indem es nur die Sagen aufgenommen hat, welche, altpreußischen, lettischen, slawischen und deutschen Ursprungs, innerhalb des Territoriums, welches das Königreich Preußen im engern Sinne umfaßt, sich erhalten haben, oder als ehedem lebendig daselbst waren.

Die Verfasser selbst sprechen sich darüber in ihrem Vorwort mit Umsicht aus. In doppelter Beziehung befindet sich Preußen nach ihnen in ungünstigen Verhältnissen. Stets ist in gebirgigen Gegenden dieser Zweig der Volksthümlichkeit, die Sagenentwickelung, am reichsten und mannichfaltigsten aufgeblüht. Ein weites Tiefland wie Preußen, bietet in seinen räumlichen Bestandtheilen zu wenig Wechsel, als daß Das, was auf ihm emporkeimt, eine bedeutende Vielseitigkeit zu zeigen vermöchte. Gleich der Vegetation eines solchen Landes tragen auch seine Sagen den einförmigen Charakter. Noch weniger begünstigte eine dauernde Geschlechtsfolge die preußische Sage. Ausgerottet wurde das Urvolk; es ist also kein Volk mehr da, vielleicht auch nicht mehr ein Geschlecht, was eine Erinnerung an die Urzeit des Landes hätte bewahren können. Was davon auf uns gekommen, ist es nur in der Gestalt, wie die deutschen Eroberer und Colonisten es aufgefaßt und mit ihren Vorstellungen vermischt haben. Die Mehrzahl der Sagen aber sind rein germanischen Ursprungs. Ein deutlicher, trauriger Beleg, wie das deutsche Schwert hier gewüthet und ausgemerzt hat. In Ostpreußen, das durch den Orden ganz Deutsch wurde, fehlen alle Erinnerungen an die vorchristliche und vordeutsche Zeit ganz. In Lithauen treffen sich Spuren der Urbewohner; ihre Sprache ist nicht ganz verklungen, und es ist nicht jede Überlieferung aus der Vorzeit erloschen. Doch zeigt sich hier wenig angeborene Neigung für geschichtlich epische Poesie; das leichte, tändelnde Lied waltet vor. In Westpreußen, wo das slawische Urvolk der noch fast unvermischte Volksstamm ist, erinnern noch vielfache Stimmen an die früheste Vergangenheit. Aber auch der Slawe hat wenig Anlage und Neigung für die geschichtlich epische Poesie, und die Ausbeute bleibt dürftig.

Unter den frühesten Sagen, welche ein germanisches Gepräge tragen, tritt, hier sehr natürlich, der legendenartige Charakter heraus. Eine geistliche Ritterschaft bevölkerte das eroberte Land. Ein gräulicher, religiöser Eroberungs- und Vernichtungskrieg wüthete durch Jahrhunderte. Aber die Ritterthaten tragen nicht den anmuthig chevaleriesken Charakter der Kämpfe am Ebro und der Guadiana. Die Liebe spielt hier nicht mit; nur finstere Glaubenswuth. Keine edlern Principe brachten Bindungsglieder zwischen den Kämpfenden hervor, die gleich widerstrebenden Naturkräften nur gebethen konnten eines durch den völligen Untergang des andern. Die Jungfrau Maria, die den Christen erscheint, ist hier ein bloßes Phantom, die Glut für sie ist mit wenig menschlich Schönem gepaart; nur trübe Resignation begeistert die Marienbrüder. Die Legenden sind einförmig, plumpe Wiederholungen von einer wunderthätigen Mitwirkung der Himmels-

Digitized by Google

königin für ihre Sache. Die Phantasie hat wenig damit zu thun. Nach den Verf. träte aber doch der eigentlich legendenartige Charakter dieser frühen Sagen mehr zurück, als wir meinen, indem der Geist des Ritterthums im deutschen Orden den inbrünstig fanatischen Mönchsgeist niemals so aufkommen lassen, wie es in andern Ländern der Fall gewesen. Dies mag historisch so gewesen sein, und die deutschen Ritter mögen eine frondirende Opposition gegen Rom und die mönchische Kirche gebildet haben; auch sei zugeben, daß die preußischen Legenden des bunten fanatischen und süßschwärmerischen Schmuckes anderer Legenden entbehren und dafür Sporen und Schilde kräftiger darin klirren; dennoch sind die Sagen, vom allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachtet, nichts mehr als Legenden, in denen nur die Frömmigkeit kürzer abgefunden wird als anderwärts. Weil nun die preußischen Legenden mehr im Volke (Rittern und Colonisten) als in der Kirche ihre Entstehung gefunden, rechtfertigen die Sammler die Aufnahme derselben in ihre Volkssagen.

Die Verfasser sind nicht zu beneiden um die Mühe, die ihnen dieser erste Theil ihrer Arbeit gemacht haben muß. Wir erwarten Sagen und verstehen darunter etwas, was sich fortspricht im Volke und geglaubt wird, und finden dafür Auszüge aus alten Chroniken, Anführungen, die zuweilen, von den Scribenten selbst nicht geglaubt, nur dem stylistischen Witz derselben ihre Entstehung verdanken. Welche Arbeit, aus dem Wust trockener chronikalischer Mittheilungen die wenigen saftigen Histörchen auszuziehen! Welche Wiederholungen ein und desselben Wunders, das bei der magern Phantasie von einem Orte zum andern übergehen und sich aufs Neue ereignen muß. Was soll z. B. nach unserm Begriffe von Volkssagen der gelehrte Mönchswitz über die Entstehung des Namens der Brutener und Preußen? Die Masovier, die schon früher als ihre Nachbarn, die Brutener, das Christenthum angenommen, hätten diese wegen ihrer Roheit die Bruten, d. h. die Unsinnigen, Thierischen genannt. Die Bruten, als sie es erfahren, fingen gegen die Masovier einen heftigen Ehrenkrieg an, und Letztere, hart bedrängt, sahen sich zu Vergleichsvorschlägen genöthigt. Sie erklärten, nun wohl einzusehen, wie die Brutener witzig geworden, und wollten sie um deshalb praescii, d. h. die vorwissenden Leute, nennen. Die Brutener waren damit zufrieden, nannten sich selbst sofort praescii oder prusci, und daraus ist das Wort prussia entstanden.

Solche Mittheilung kann den Verfassern, die wol wissen, was eine Volkssage ist, selbst nur unerquicklich geworden sein. Aber ihre Arbeit wurde noch schwieriger da, wo sie aus den überkommenen Nachrichten von der alten mythischen Geschichte der Preußen und ihrer Mythologie mit der chronischen Sonde Das herausschneiden mußten, was sich als Sage geben ließ. Die fabelhafte Geschichte vom Waidewut und seinen Söhnen, die nicht ersprießliche Allegorie aller Eigennamen, die von Helden, Göttern und Priestern entlehnt sein mußten, mußte da mit als Sage aufgenommen werden. Aber diese ausgestorbene und spurlos aus dem europäischen Leben verschwundene Mythe erhält Leben nur durch den Zusammenhang. Die einzelnen herausgerissenen Theile entbehren für sich des Interesse und der Bedeutung, welche fast jedes Märchen aus der großen, schönen Sagenwelt der Griechen durch sich selbst hat. Statt daher eine Reihe von Sagen vereinzelt aufeinanderfolgen zu lassen mit besondern Überschriften wie: „Herkunft der Cymbern aus Ulmigerien", „Wie Ulmigerien ein Königreich ward", „Wie Waidewuto das Land theilte" u. s. w., die einzeln nicht anziehen, kaum verständlich sind, hätten die Verf. zweckmäßiger gehandelt, eine kurze zusammenhängende Sagengeschichte, wie sie aus den Nacherzählern Bischof Christian's von Kulm sich ergibt, den wirklichen Sagen voranzuschicken. Was sich als einzelne Sage herausstellte, hätte dann einen guten historischen Hintergrund gehabt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tscherkessien und Südrußland.

Wir haben in Nr. 65 — 67 dieser Blätter über Spencer's Reise nach Tscherkessien berichtet, erlauben uns aber noch einmal auf dieses Land zurückzukommen, das fortwährend die allgemeinste Aufmerksamkeit fesselt. Es sind vor einiger Zeit zwei Werke in Paris erschienen, welche theils Spencer's und Taitbout de Marigny's Aussagen bestätigen, theils den Zustand der Dinge und die gegenseitige Stellung der Feinde sehr lebhaft schildern. Das eine Werk führt den Titel: „Erinnerungen aus den letzten Feldzügen gegen die Circassier", das andere ist von St.-Sauveur verfaßt, der seine Ausflucht nach der Krim und den kaukasischen Küsten schildert. In beiden Schriften wird den russischen Generalen vorgeworfen, sie scheuten kein Mittel, um an den verhaßten Bergvölkern blutige Rache zu nehmen, und besonders zeichne sich General Saß durch seine Grausamkeit aus. Wir wollen hier einen Fall erzählen, dessen Wahrheit wir mitten in Deutschland freilich weder beweisen noch bestätigen können. „In dem Theile des Landes, welchen die Russen besetzt hielten (wahrscheinlich das Uferland am Kuban), lebte ein junger Tscherkesse, dessen Umsicht und Tapferkeit ihn dem General Saß verdächtig machten; denn dieser war der Meinung, jener Jüngling nehme lebhaften Antheil an den Unternehmungen seiner Landsleute gegen die Russen; indessen Beweise von Verrätherei lagen nicht vor und doch wollte sich der General gern eines Mannes entledigen, den er für gefährlich hielt. Da kam eines Tages Ahmek ins Hauptquartier, betheuerte seine Anhänglichkeit und Treue gegen seine Beschützer, wie er die Russen nannte, und fragte an, ob Saß ihn wol bei einem gefährlichen Unternehmen behülflich sein wollte. „Ich möchte gern des alten Bislenieff's Tochter heirathen; er stellt mir aber einen gar zu hohen Preis, will keinen Kopeken ablassen und ich kann das Geld nicht aufbringen. Ich will das Mädchen entführen und rechne auf deinen Beistand." Der General weigerte sich einige Zeit, stellte sich aber endlich, als willige er ein. „Wann willst du deinen Plan ausführen?" fragte er. „Morgen." „Morgen kann ich dir noch nicht behülflich sein. Indessen, da Niemand gesehen hat, daß du hierher gekommen bist, so bleibe bis zur Nacht hier, ich will einige Leute auswählen und bereit halten; sei übrigens verschwiegen, denn ich möchte nicht gern, daß deine Landsleute denken sollten, ich mischte mich in ihre Angelegenheiten." Ahmek war hocherfreut; Saß aber sandte einige Kosacken an den alten Bislenieff ab und verrieth diesem den ganzen Plan. Abends ritt Ahmek voll Hoffnung fort, befahl den Kosacken, als er in die Nähe von Bislenieff's Wohnung kam, etwas zurückzubleiben, während er herumspähte, ob Alles sicher sei; da aber fiel der Vater seiner Schönen mit mehren Verwandten aus dem Hin-

Digitized by Google

erhalte hervor, und Ahmek ward niedergemetzelt. Gaß war somit von diesem Jünglinge befreit."

Wie tollkühn Bergvölker sind, beweist Folgendes. Im Winter 1834 setzten 60 Schapsuthkrieger etwas oberhalb Jekaterinodar über den Kaukasus, um Stawropol, die Hauptstadt der russischen Kaukasusprovinz, zu überrumpeln und in Brand zu stecken. Sie hatten bis dahin eine Strecke von 350 Werst oder 50 deutsche Meilen zurückzulegen und zwar durch ein von Kosacken bewohntes Land, welches obendrein die Vertheidigungslinie gegen die Bergvölker bildet. Man begreift daher kaum, wie sie es möglich machten, durch die zahlreichen Wachtposten unbemerkt hindurchzuschlüpfen. Gewiß ist, daß sie bis vor die Thore von Stawropol kamen; da wurden sie von einem Bauer, der eben nach der Stadt ging, als sie sich lagern wollten, um den Einbruch der Nacht zu erwarten, gesehen; der von ihrer Anwesenheit unterrichtete Militairgouverneur bot einige Hundert Kosacken auf und umzingelte das Gebüsch, in welchem sie ausruhten. Da die Schapsuthen fanden, daß der Feind sie seit eingeschlossen hielt, faßten sie einen energischen Entschluß. Sie machten sich aus ihren Pferden Brustwehren, setzten sich, nicht lebendig in die Hände der Russen zu fallen, nahmen jeder einen Mann aufs Korn, schossen, zerschlugen dann ihre Karabiner und begannen ein Handgemenge, das nicht eher endigte, als bis alle sechzig Schapsuthen neben einer doppelt so starken Anzahl Kosacken bei ihren erschossenen Pferden todt am Boden lagen.

Am meisten verlieren die Russen durch nächtliche Überfälle, denen sie so häufig ausgesetzt sind. Die Aschercheffen, denen jeder Punkt im Lande genau bekannt ist, greifen ihre Feinde im Rücken, vorne, auf der Seite an; diese gerathen in Verwirrung, und selbst die Offiziere sind trotz der strengen Disciplin nicht im Stande, die Ordnung jedesmal wiederherzustellen. Es ist daher in allem Ernste mehrmals der Rath ertheilt worden, man solle auf die Aschercheffen förmlich Jagd machen und Jeden, der solchergestalt eingefangen würde, im südlichen Rußland ansiedeln. Allein die Ausführung dieses Planes würde die Mitwirkung von mindestens 100,000 Mann erfodern, und ungeheure Summen kosten, und der Erfolg bliebe bei der Beschaffenheit des Landes und Volkes doch immer problematisch, da die strengste Blokade den Schmuggelhandel doch nicht ganz hindert und die Aschercheffen im Laufe der letzten Jahre angefangen haben, selbst Pulver zu bereiten. Unterwerfen aber muß Rußland den Kaukasus um jeden Preis, wäre es auch nur, um seine Südprovinzen sicherzustellen; denn hier sind alle Elemente zu einer künftigen Entwickelung in vollem Maße vereinigt: die Krim ist im Laufe der letzten dreißig Jahre beinahe dahelbst emporgeblüht, der Ackerbau steht im Flore, bald wird Petersburg seinen ganzen Weinbedarf von dorther ziehen; Städte, welche seit den Zeiten des großen Mithridates in Ruinen lagen, erheben sich zu neuem Glanze, und in den Häfen flattern jetzt die Wimpel von weit mehr Schiffen als im Mittelalter, Genua in hiesen Gegenden mächtig war. Sebastopol endlich, das große Seearsenal mit seinen ungeheuern Werften, hat einen trefflichen Hafen, ist stark befestigt, und die Schiffe können von dort, da im schwarzen Meere die Nordwinde vorherrschen, binnen wenigen Tagen bis unter die Kanonen von Konstantinopel gelangen und diese Stadt einnehmen, ehe im übrigen Europa Jemand auch nur eine Ahnung davon hat. Wo vor einigen Jahren nur Gras wuchs, da baut jetzt der südrussische Landmann das feinste Korn, Wein und Öl. Das Grundeigenthum ist bedeutend im Werthe gestiegen und Woronzoff ein wahrer Landesvater für Südrußland. Soll aber diese Blüte zur Frucht reifen, dann muß Rußland die Ostseite des schwarzen Meeres besitzen und freien Verkehr mit dem kaspischen See unterhalten können. Diese Rücksichten sind so unabweisbar, daß es endlich seine gesammte Kraft nach jenem Punkte hinrichten muß, selbst wenn es darüber im Westen augenblicklich an Terrain verlöre. Bisher aber ist der Kaukasus für den Kaiser Nikolaus gewesen, was Spanien für Napoleon war.

47.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung auf Nr. 199.)

I. An Zeitschriften erscheint für 1838 ferner:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 12 Thlr.
Mit Dienstag und Freitag ausgegeben, kann aber auch in Monatheften bezogen werden.

*5. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1838. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

*6. Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von *Karl Pabst*. Jahrgang 1838. Wöchentlich 2 Nummern von 1 Bogen. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 6 Thlr. 16 Gr.

Zu den unter Nr. 4, 5 und 6 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2 mal 3 Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis oder der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet.

*7. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. 52 Nummern. (Nr. 249—300.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier. 2 Thlr.
Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.
Der erste Jahrgang des Pfennig-Magazins in 52 Nummern (Nr. 1—52) kostet sauber geheftet 2 Thlr., der zweite Jahrgang in 39 Nummern (Nr. 53—91) 1 Thlr. 12 Gr., der dritte Jahrgang in 52 Nummern (Nr. 92—143) 2 Thlr., der vierte Jahrgang in 53 Nummern (Nr. 144—196) 2 Thlr., der fünfte Jahrgang (Nr. 197—248) 2 Thlr., und es sind vom dritten Exemplare davon in guten Einbänden zu erhalten.

Das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publicum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden nur 5 Gr. berechnet. Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

*8. Das Pfennig-Magazin für Kinder. (Herausgeber: A. Kaiser.) Jahrgang 1838. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Velinpapier. 1 Thlr.
Wird monatlich ausgegeben.
Der erste bis vierte Jahrgang kosten cartonnirt jeder 1 Thlr.

*9. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Siebenter Band: siebentes und achtes Heft. (Nr. XLVII—XLVIII.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

*10. Leipziger Kreisblatt. (Herausgeber: K. A. Espe.) Jahrgang 1838. Wöchentlich drei Nummern (½ Bogen). Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. Pränumerationspreis vierteljährlich 12 Gr.
Für Bekanntmachungen aller Art wird die gespaltene Zeile mit 6 Pfennigen berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 204. — 23. Juli 1838.

Gesammelte Volkspoesien.

(Fortsetzung aus Nr. 203.)

Der erste Theil des gehaltreichen Buches könnte aus den angegebenen Gründen Leser, welche doch auch durch Sagen unterhalten sein wollen, zurückschrecken. Sie mögen sich die Mühe nicht verdrießen lassen, durch die trockenen Auszüge aus den Historikern sich durchzuarbeiten, und sie werden in den aus mündlicher Überlieferung niedergeschriebenen Sagen reichen Ersatz finden. Ebenso vieles ganz Ungekannte kommt uns hier überraschend entgegen, als Züge, welche sich in den Traditionen anderer Völker und Stämme wiederfinden, die überhaupt Sagen haben. In diesem Theile des Werkes haben die Herausgeber ihren Beruf für die nicht leichte Arbeit vollkommen bewährt. An der Darstellungsweise ist nichts anders zu wünschen.

Die Ehrfurcht vor den alten Eichen spukte noch lange nach der Vertilgung des Waldeswutgreifes fort. Was den Göttern heilig war, wird nach der Veränderung der Religion ein Altar des Teufels. Wie in Germanien verpflanzte man in Preußen die christlichen Heiligthümer an dieselben Orte, wo den Götzen geopfert worden, um die Andacht durch örtliche Bedingungen zu fesseln. Nur scheinen die deutschen Ritter milder gegen die alten Bäume verfahren zu sein als der heilige Bonifacius. Man ließ sie stehen, bis der Teufel zu arg sein Spiel damit trieb. So ward die heilige Eiche von Romove erst spät gefällt, ebenso die von Heiligenbeil; die heilige Eiche bei Wehlau, an der Erde 27 Ellen dick, soll noch vor hundert Jahren gestanden haben.

Charakteristisch ist aber die Notiz, daß noch zur Zeit der Reformation hier und da im preußischen Landvolk der alte Götzendienst als Aberglaube spukte. Zur Zeit Albrecht's des Ältern, Markgrafen von Brandenburg, drohten die polnischen Schiffe einen Einfall in Samland. Der Hochmeister wußte sich keines Rathes, da er seine Kriegsmannschaft an andern Orten brauchte. Er wandte sich deshalb an einen Freibauern an der samländischen Küste, der, abstammend von den alten Priestern des Landes, im Stillen als ihr oberster Priester oder Weidelot in großem Ansehen stand. Veltin Supplit versprach Hülfe. Er versammelte die Bauern, schlachtete am Strande einen schwarzen Stier und zerstückte ihn. Das Eingeweide ward verbrannt, das Fleisch aber gekocht und mit einer Quantität Bier von sämmtlichen Anwesenden unter sonderbaren Bewegungen und Geberden und vorgesprochenen Gebeten zu den alten Göttern des Landes verzehrt. Als sich nun die polnischen Schiffe sehen ließen, konnten sie doch zur großen Verwunderung des Markgrafen nicht landen, obgleich es das heiterste Wetter war. Die Polen erklärten nach dem Friedensschluß, die seltsamsten Verblendungen hätten sie abgehalten. Bald sei ihnen der Strand wie ein grausamer, entsetzlicher Abgrund vorgekommen, bald wie hohe, unersteigliche Sandberge. Leider aber gingen nun auch nicht allein die Feinde, sondern auch die Fische vom Strande fort. Supplit hatte in der Beschwörung ein Versehen begangen und machte es durch eine ähnliche Beschwörung wieder gut. Er mußte dafür zwar eine geistliche Buße zahlen, aber die Fische waren doch wieder da.

Wenn man hört, daß die Samländer durch nichts Anderes zum Christenthum bekehrt wurden, als weil sie die deutschen Ritter Salat essen sahen (sie meinten, wer rohes Gras ißt, dem ist nicht zu widerstehen), so wäre dieser Rückfall zum Götzendienst nichts Unerklärliches. Die Sage vom Opferstein auf dem Rombinus, sehr interessant in ihrer historischen Fortsetzung bis zum J. 1835, liefert noch einen Beleg, wie weit die heidnischen Traditionen reichen.

An spufhaften Herren, welche den bedrängten Kreuzrittern zu Hülfe am fernen Hozjott erschienen und die wilden Preußen närrten, fehlt es so wenig als an unmittelbaren Einwirkungen der Jungfrau Maria. Die Poggelsanen wurden einstens von einem ganzen Heere von Succubi oder Incubi ärger als durch ihre deutschen Feinde geplagt, die in menschlicher Gestalt ihnen allen möglichen Unfug anthaten und selbst mit ihren Weibern sich abgaben, sodaß wol die Ausrottung des so verderbten Geschlechts nothwendig und natürlich wurde. Die Sagen vom pommerschen Herzoge Schwantipol streifen auch hier hinein; so auch die von den heldenmüthigen Frauen, welche ihre Stadt allein vertheidigten. In den belagerten Burgen begeben sich Wunder, die natürlichen Kinder heroischer Anstrengungen, oft rührende Züge, der Dichtung werth. Auch hier findet sich wieder jene epigrammatische Sage, welche bei den Spaniern zur Romanze ward. Die hart Belagerten werfen ihr letztes Brot den Belagerern zu, die darauf

Digitized by Google

abziehen, weil sie es mit einem Feinde nicht aufnehmen mögen, der solche Hülfsmittel hat, daß er ihnen selbst noch abgibt. Die Geschichten der einzelnen deutschen Ritter, die gottlos in ihrem Vaterlande gewirthschaftet und, durch Wunder bekehrt, das Kreuz genommen und Streiter Gottes wurden, könnten zu mancher Ballade interessanten Stoff liefern. Auch finden sich einzelne launige Schwänke eingestreut, z. B. von jenem baierischen Schützen zu Ragnit, den der Teufel am Gelöß beißt, weil er Abends nur ein kleines Kreuz zu machen pflegte. Als der Schütz darauf ein Kreuz vom Scheitel bis zur Sohle machte, blieb er ungebissen. Der von einem angetrunkenen Junker angerufene Teufel, daß er ihm die Stiefeln ausziehe, erscheint und löst seine Aufgabe, doch mit dem Stiefel zieht er ihm die Haut ab.

Hier begegnet uns (ob zum ersten Male?) die Geschichte von der tugendhaften Nonne, welche sich vom wilden Litthauer, zu Prode, ob ihre Salbe vom Tode curirt, den Kopf abhauen läßt. Die reichen Bauern aus Mitkauswalde und die hochmüthigen Bauern aus Lichtenau nähern sich schon uns befreundeteren Sittenschilderungen aus der Wohlbehäbigkeit des Mittelalters. Die Geschichte vom Pfeiler im Remter von Marienburg und der verrätherischen Kugel, die ihn zerschmettern und die Ritter begraben sollte, reicht schon aus der Sage in die Geschichte hinüber.

Unter den Gespenstergeschichten, in die sich die Sagen aus späterer Zeit auflösen, sind manche recht interessante und ergötzliche, z. B. die Variation der Sage von Albertus Magnus. Ein Schulmeister, welcher der schwarzen Kunst mächtig, läßt die Tochter des Bürgermeisters allnächtlich von seinen Geistern zu sich bringen und pflegt mit ihr der Liebe, ohne daß sie will, noch ihre Ältern es hindern können, obschon sie die Tochter zwischen sich im Bette schlafen lassen. Der Thäter ist nicht aufzufinden, bis die List des Vaters der Tochter ein Knäuel in die Hand gibt, von dem er den Faden in seiner behält. So entdeckt man den Missethäter, der sich aber nachher, als er verbrannt werden soll, an einem seidenen Faden mit dem Mägdlein in die Luft schwingt.

Nun kommen auch lustige Schwänke von pfiffigen Dieben, die allerwärts so gut als in Preußen ihr Vaterland haben könnten. Einer soll einmal in Thorn gehangen werden. Aber oben auf der Leiter sieht er die heranmahenden Schweden unter Wrangel und schreit es den Thornern zu. Diese schenken ihm, weil er die Stadt gerettet, das Leben. Daß der alte Dessauer, der in Litthauen begütert war, daselbst spukt und hier nicht allein ein Mann des Volkes, sondern auch einer der Ammenstuben gewonnen, ist bekannt. Aber merkwürdig ist, daß die uralte, echt-germanische Sage von den Fingerlingen, Barstucken, Erdmännlein, die sich einem adeligen Geschlechte in nächster Wahlverwandtschaft anschließen und die Schicksale der Familie mit durch oder voraus erleben, hier in Preußen einen Hauptsitz hat. Es ist das Schloß Praffen, der Stammsitz des gräflich Eulenburg'schen Geschlechtes. In der Kirche von Jarskendorf entzündet sich jedesmal Nachts auf dem Altare eine Kerze, wenn ein Mitglied der Familie stirbt. Im litthauischen Städtchen Ragnit besuchen sich die Leichen der beiden Kirchhöfe Nachts unter ganz besondern Umständen und dulden nicht, daß man ihren Verkehr unterbricht. Als Beweis, daß die allerneueste Zeit auch ihre Sagen sich nach Bedürfniß schafft, sieht man links von der Weichsel unfern Graudenz allnächtlich zwei Reiter auf schwarzen, aus Nüstern und Maul flammenschnaubenden Rossen und mit einer glühenden Meßkette in den Händen die Flur umreiten. Es sind zwei Bauconducteure, die sich bestechen ließen, parteiisch die Länderein zu vermessen.

Der Anhang des Buches, über abergläubige Meinungen und Gebräuche in Preußen, ist ein Schatzkästlein, in dem sich noch manche Erzählung vorfindet, welche als Sage im Haupttheil ihren angemessenen Platz gefunden hätte. So sitzt nach dem Glauben an mehren Orten der Erste, welcher an einer Seuche stirbt, im Grabe aufrecht und verzehrt sein Laken. So lange er daran zu zehren hat, hört das Sterben nicht auf, wenn man ihn nicht ausgräbt und ihm mit dem Spaten den Hals absticht. Auch erfahren wir, daß der Glaube an Blutsauger bis auf den heutigen Tag unter dem Landvolke Preußens fast ganz allgemein ist. Er weicht nicht im geringsten von den Vorstellungen ab, wie er in Serbien, Bosnien und Illyrien gäng und gäbe ist. Schauderhafte aber klingt die Mittheilung eines Ereignisses aus der v. Wollschläger'schen Familie, welches noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stattfand. Ein Herr v. Wollschläger war gestorben. Mehre Umstände sprachen dafür, daß er ein Vampyr gewesen; auch folgten ihm schnell und unerwartet mehre Verwandte. Es ward deshalb ein Familienrath gehalten und beschlossen, daß der Jüngste und Beherzteste der Familie seinem Oheim den Kopf abhauen solle. Von einem Mönche begleitet, steigt er in die Gruft des Klosters. Der Sarg wird geöffnet, der Leichnam emporgezogen, um den Hals auf den Rand des Sarges zu legen. Die natürliche Bewegung des Kopfes setzt den Mönch in solches Schrecken, daß er seine Kerze fallen läßt und davonläuft. Der junge Wollschläger verliert nicht die Besonnenheit, er haut mit einem Beile der Leiche den Kopf ab; aber der mächtige Strahl des Blutes verlöscht auch seine Kerze. Kann die Poesie mehr Grauenhafteres erfinden? Nur mit Mühe tappt er hinaus, und der Retter seiner Familie ist selbst nahe daran, an einem Nervenfieber das Leben zu verlieren. Doch starb er hochbejahrt als Landschaftsdirector erst 1820. Die Leiche des Blutsaugers liegt noch in der Gruft des Bernhardinerklosters zu Jakobsdorf, den Kopf zwischen den Beinen.

Als die Cholera in Preußen wüthete, zeigte sich, wie fest die Sage von den Blutsaugern noch im Volke wurzele. Man konnte es kaum hindern, die zuerst Hingerafften auszugraben, weil man sie für Vampyre hielt. Der Glaube an die Nachtwandler, sehr verbreitet in Preußen, ist hier mit mehren charakteristischen Zügen ausgebildet. Die armen, ruhelos Umherschweifenden erdulden Qualen aller Art, von denen sie, erschöpft am

Digitized by Google

Morgen, nichts wissen. Häufig gehen auch mit ihnen Verwandlungen vor. Als Reifen haben sie Meilen weit zu laufen, als Katzen auf die Dächer zu klettern. Ein junger Bursch ward von einer Katze des Nachts gepeinigt und gekratzt. Einst glückte es ihm, sie zu fangen und in einen Sack zu binden. Des Morgens erstaunte er nicht wenig, im Sacke seine verlobte Braut zu finden. Sie war nun geheilt.

2. Halle der Völker.

Während jenes Werk die Stimmen der Volkspoesie aus dem kleinen Küstenreich Preußen zu umfassen suchte und doch auch darin nicht vollständig war, gibt dieses solche Stimmen aus England, Schottland, den Niederlanden, Frankreich, Belgien, der französischen Schweiz, Spanien, Portugal, Dänemark, Norwegen, Schweden, China, Indien, Türkei, Arabien, Ungarn, Serbien, Lithauen, Polen und aus dem Itzgrunde, nämlich Lieder. Den Plan dieses Buches als solches kann Ref. nicht fassen, wenn es nicht eben der war, ein Buch zu machen. An eine Vollständigkeit kann weder das Publicum denken, noch hat der Verf. desselben gedacht. Welches Buch umfaßte die Volkspoesien aller Völker, die Lieder sangen? Oder sammelte er eine gewisse Art des Gesanges, Kriegslieder, Liebeslieder, Todtenklagen? Nein. Die aufgenommenen Pieces gehören allen Gattungen des Volksliedes an. Was sollte denn das Buch gewähren? Eine Auswahl aus den Volksliedern aller Länder, damit das Publicum vergleichen könne, oder Geschmack dafür bekäme? Das war eine Aufgabe zu Herder's Zeiten; sie ist gelöst und hat ihre Wirkung erreicht. Wer dafür Sinn hat, weiß, wie die Schotten sangen und die Letten dichteten. Oder sollte es eine Anthologie des Vorzüglichsten sein? Dem widerspricht die Vorrede und sogar der Titel. Hr. Prof. Wolff behauptet, größtentheils nur Das aufgenommen zu haben, was noch nicht übersetzt war. Das Vorzüglichste aber aus den Poesien aller dieser Völker ist längst übersetzt und zum Theil so übersetzt, daß es nicht nöthig hat, noch einmal übersetzt zu werden. Er hat, was in seinen lobenswerthen Privatstudien der Volkslieder in seinem Pulte sich angehäuft von einzelnen Stücken, nach den Sprachen, worin die Lieder gedichtet sind, zusammengelegt, daraus eine Sammlung in zwei Bänden gefertigt, ihnen den Titel: „Halle der Völker", vorgesetzt, hinter dem Titel eine Dedication an Ludwig Tieck auf ein leeres Blatt geschrieben und so das Ganze in die Druckerei geschickt, und so ist es ein Buch geworden.

Aber für wen? Für Gelehrte, oder für das Publicum? Für Gelehrte mag es als Ährenlese Werth haben, und doch nur bedingten. Die Anführung auf dem Titel: „größtentheils zum ersten Male metrisch in das Deutsche übertragen", ist eine schwankende. Z. B. sind alle Lieder aus der „Minstrelsy of the scotish border" bereits in der Ausgabe dee Gebrüder Schumann übersetzt, und es scheint nicht nothwendig, sie noch einmal zu übersetzen, zumal da ihr Werth meist historisch-ästhetisch ist und sie, in jeder Übertragung einen Theil ihrer Frische einbüßend, doch nie bei uns populair werden können. Der Gelehrte liest sie lieber in der Ursprache. Hr. Prof. Wolff hat zum Theil andere, vollständigere Lesarten und Versionen, die ihm besser schienen, ausgewählt. Das ist recht gut, aber diese bessern Lesarten geben dem Liede noch nicht den Werth, der allgemein verständlich ist und von Jedem empfunden wird. Die Lieder aus den Niederlanden sind großentheils von Wolff selbst in seinen „Proben altholländischer Volkslieder" schon mitgetheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Je größere Aufmerksamkeit die Ackerbauvereine und die Regierungen nördlicher Staaten diesseit und jenseit des Weltmeeres dem Seidenbau schenken, desto mehr läßt man sich es in Italien angelegen sein, seinen Betrieb zu vervollkommnen und keine Erfahrung unbenutzt zu lassen, die den unsicherer werdenden Besitz ihnen aufs Neue verbürgen könnte. Das k. k. Institut für Wissenschaften und Künste zu Mailand, dessen Director Carlini ist, hat einen Preis von 1500 italienischen Liren für 1840 ausgesetzt, um über die zusagendsten Sorten von Maulbeeren und Seidenraupen ꝛc. sich genügende Antworten zu verschaffen. Das Programm der Aufgabe gibt die „Biblioteca italiana" im Januarheft für 1838. Durch Dandolo und Verri hat die Seidenzucht neuerdings bedeutendere Fortschritte gemacht als früher im Laufe eines Jahrhunderts. Man wetteifert mit Frankreich, und jede von dort ausgehende Nachricht über ein rationelleres Verfahren in Behandlung der Raupen, oder über eine vorgeschlagene Verbesserung bei der Gewinnung der Seidenfäden darf auf Theilnahme und Prüfung rechnen. Lebhaftes Interesse erregten daher die von Stanislas Julien aus chinesischen Encyklopädien nach dem Wunsche der französischen Regierung ausgezogenen Notizen, und bald erfolgte eine Übersetzung von Julien's Schrift ins Italienische, die in so gute Hände fiel, daß man bei allen fernern Übertragungen grade diese turiner zu Rathe ziehen sollte. Unter dem Titel: „Dell' arte di coltivare i gelsi e di governare i bachi da seta secondo il metodo chinese. Sunto di libri chinesi, tradotto in francese da *Stanislao Julien*, membro ecc.; versione italiana con note e sperimenti del cavaliere *Matteo Bonafous*, dottore in medicina, direttore dell orto agrario di Torino, socio del reale Istituto di Francia" (Turin 1837, mit 11 lithographirten Tafeln), ist die Schrift erschienen, die schon in der Vorrede auf die mancherlei Widersprüche aufmerksam macht, die durch die unkritische und allzu kurze Zusammenstellung verschiedener in China gebräuchlicher Verfahren entstanden. Indessen trotz dieser Mängel fand Hr. Bonafous doch Manches in den chinesischen Vorschriften, was er seinen Landsleuten um so mehr zur Berücksichtigung empfehlen konnte, als er durch eigne Versuche sich von der Anwendbarkeit der Angaben überzeugt hatte. Besonders wichtig für nördliche Länder scheint die in China eingeführte Gewohnheit, die frischen Maulbeerblätter mit Reismehl zu bestreuen, was dort wesentlich zur Gesundheit der Raupen beitragen und kräftigere Gespinnste gewähren soll. Schon Duhalde hatte das erzählt, aber erst jetzt hat Bonafous die Versuche angestellt und sich nicht blos auf Reismehl beschränkt, sondern auch Maismehl und Kartoffelkleien gebraucht und überraschend günstige Resultate erhalten. Gleicher Berücksichtigung werth scheinen die Vorschläge für Reinhaltung der Raupen, ohne daß man die Geflechte zu wechseln noth habe, sowie die Weise, wie man die Cocons mit Salz frisch hält, und wie man die auswählen muß, von denen man Falter gewinnen will. Manche der Vorschriften werden fernere Versuche veranlassen, da man von dem Vortheile sich überzeugt hat, den solche mit Umsicht angewandte Verfahren bringen. Doch wird bei jedem ein Haupterforderniß die Fütterung mit Maulbeerblättern bleiben, da alle Surrogatmittel nur durch die Blätter dieses von der

Digitized by Google

Natur der Seidenraupe angewiesenen Baumes ihr schmackhaft und zuträglich werden. Für die Vermehrung des Products sorgt daher, wer für die Vermehrung der Bäume sorgt, und große Berücksichtigung hat darum bei allen rationellen Seidenzüchtern eine neue Abhandlung von demselben Rizzi gefunden, der sich durch ein „Manuale pratico per coltivare il gelso“ einen Namen erworben hatte, worin er ein Verfahren in Vorschlag bringt, Ableger und Wurzelbrut von gepfropften Stämmen, die bekanntlich schöneres Laub geben, durch Senkreiser sich zu verschaffen. Man sehe seine „Memoria sopra un nuovo metodo di propagare i gelsi domestici, ossia nuovo vivajo perpetuo di gelsi innestati per margotte sotto terra del perito agrimensore *Dom. Rizzi*“ (Padua 1837) selbst nach, um sich von der Eigenthümlichkeit seines Verfahrens und dessen erfolgreicher Anwendbarkeit zu überzeugen. Der Hauptfeind aller Seidenzüchter bleibt die neuerdings so oft besprochene Krankheit der Raupen, il calcino. Doctor Ag. Bassi in Lodi glaubte ihren Grund in einer parasitischen Pflanzenbildung zu erkennen, die sich in der kranken Raupe erzeuge und die Ansteckung begründe und ward dadurch auf Mittel dagegen geleitet. Das ist in frühern Mittheilungen b. Bl. erzählt worden. Jetzt ist eine zweite Ausgabe seiner Schrift: „Del mal del segno ec. malattia che affligge i bachi da seta e sul modo di liberarne le bigattaje“ (Mailand 1837), und auch der „Memoria del dottor *Ag. Bassi* di Lodi in addizione alla di lui opera sul calcino“ (Mailand 1837), gleichzeitig aber auch eine Uebersetzung des im Ganzen ungünstigen Berichtes von Dutrochet an das französische Institut erschienen (Mailand 1836), dem aber die „Experimenti diretti a conoscere l'efficacia di due metodi profilattico e curativo proposti dal dottor Ag. Bassi di Lodi a prevenire e curare la malattia del calcino. Mem. del dott. *Ang. Cominzoni*“ (Verona 1838) durch sehr genaue Beobachtungen widerspricht. Doch nicht allein die Pflege der Raupen und die Sorge für die Mittel ihrer Ernährung kann die Seidengewinnung vermehren, auch die Mechanik kann für das alltägliche Geschäft des Abwelfens der Cocons mit Nutzen befragt werden. In Piemont z. B. ist es Sitte, die Haspel mit den Füßen in Bewegung zu setzen, während in der Lombardei sowie im südlichen Frankreich noch die ältere Weise, sie mit den Händen zu bewegen, vorherrscht. Die Frage, welche von beiden Weisen die vorzüglichere sei, ist in einer eignen kleinen Schrift: „Osservazioni ed esperienze intorno alla parte meccanica della trattatura della seta nel Piemonte, del prof. *Giov. Carena*“ (Turin 1837), untersucht worden und hat nach genauer Vergleichung alles Dessen, was dabei erwogen werden muß, für die Trittweisen entschieden. Alles gleich gesetzt, beträgt sich die Haspe viermal mehr in der Minute, wenn sie mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird, als wenn dies mit den Händen geschieht. Nach der angenommenen Meinung wird jedoch die geringere Menge der Arbeit durch die größere Sorgfalt ausgeglichen, die beim Abweifen mit der Hand ermöglicht werde. Aber auch dagegen bringt G. Carena Bedenken vor und empfiehlt daher das Weifen mit der Trittshaspel aus einer Menge von Gründen. — Wer die allgemeinen Vorschriften, die bei der Seidenzucht jetzt in Anwendung kommen, in Versen besammen haben will, ist bei der Menge der neuen Schriften auch nicht leer ausgegangen; die wenigen Worte, die Maschereni in seinem bekannten „Invito a Lesbia Cidonia“ über die Pflege der Seidenraupen sagt, hat ein Prof. bei den scuole pie zu Foggia, P. Niccolo Borrelli, zu einem nicht ganz gleichmäßigen Gespinnste in seiner „Bombiorgica“ (Foggia 1837) ausgesponnen. Durch die viele Gelehrsamkeit, die er einflocht, ist der Faden ihm oft gerissen und die Schichte rauh geworden. An eine geistreiche Variation von Thümmel's bekannten Worten:

Um einen Blätterschwaus
Hilft Amor hier ein Heer verliebter Spinnerinnen
Den Kindern der Natur gewinnen;

Die Schüsseln auf den Tisch und Meublen in das Haus
Und Feuer auf den Herd erspinnen —

ist bei einem Pater und Professor delle scuole pie so nicht zu denken.

Bei dem großen Einflusse, den italienische Aerzte auf die Verbreitung ärztlicher Theorien im Orlente haben, ist eine Schrift wie die folgende: „Dell' origine e del progressi della nuova dottrina medica italiana. Mem. del dott. *Odoardo Turchetti*“ (Santa-Croce 1837), dem deutschen ärztlichen Publicum wol der Beachtung werth. Sie spricht mit Klarheit von den durch Rasori 1800 gewagten Reformen in der Therapeutik, die noch neuerdings in einer nicht alltäglichen Schrift: „Dialoghi intorno alla teoria della Rogosi di Giov. Rasori, compda *F. Puccinotti*“ (Mailand 1837), zur Prüfung gezogen worden, und von den durch Buffalini und Tommasini seinen Sätzen entgegengestellten Behauptungen, oder den Erweiterungen, die sie ihnen gaben. 6.

Notiz.

Leitch Ritchie theilt im zweiten Theile seiner pittoresken Beschreibung von Irland (London 1838) folgende Thatsache mit, die recht schlagend zeigt, wie weit die Irländer, welche doch von Natur mit so vielen Fähigkeiten begabt sind, in Folge des Jahrhunderte dauernden Druckes hinter den regsamen Engländern zurückblieben. Ein menschenfreundlicher Mann, den das Elend, in welchem der größte Theil der Küstenbewohner zwischen Sligo und Ballyshannon lebt, tief rührte, nahm sich vor, dieselben auf die Hülfsquellen, welche das Meer ihnen bot, aufmerksam zu machen. Er ließ daher ein Fahrzeug bauen und ersuchte dann einige der ärmsten Bauern, mit ihm auf den Fischfang auszufahren, wofür sie die Hälfte des Fanges bekommen sollten. Das war ein annehmbarer Vorschlag; sie wiesen ihn aber von der Hand, wenn sie nicht zugleich auch Tagelohn für ihre Bemühungen erhielten. Der Fang war ein glücklicher, die Fischer bekamen nicht nur mehre Mahlzeiten für sich und ihre hungernden Familien, sondern behielten noch einen beträchtlichen Ueberschuß, den sie verkaufen konnten. Darauf hatte der Menschenfreund gerechnet: er wollte ihnen zeigen, wie sie es anfangen müßten, um aus ihrem Elende herauszukommen, und wie sie eine gesunde, nahrhafte Speise sich zu schaffen mit leichter Mühe im Stande wären. „Ich will euch nun“, so sprach er, „mein Fahrzeug so lange leihen, bis ihr so viel erworben habt, daß ihr euch selbst eins kaufen kennt. Seid nur fleißig, dann wird es euch an nichts mehr fehlen.“ „Aber werden Sie auch fortfahren, uns unsern Tagelohn auszuzahlen?“ fragten die Bauern, und da der Ankömmt natürlich verneinend ausfiel, so ging keiner wieder aufs Meer. Der Menschenfreund wußte sie ihrem Schicksale überlassen, und so blieben sie faul und elend bis auf diesen Tag. Dabei kennt aber ihre Gastfreundschaft und Mildthätigkeit keine Schranken; eine arme Familie, die zwölf Kartoffeln in der Schüssel hat, theilt dem ersten Besten gern bis zur Hälfte davon mit. Jeder Arme tritt ohne Umstände in das Zimmer, spricht sein: Gott segne Alle, die hier sind, und erhält zur Antwort: Gott sei mit Euch. Darauf setzt er sich ans Feuer oder an den Tisch und wird als Mitglied der Familie betrachtet. Ja, wer einige Kleidungsstücke mehr hat als ein Anderer, borgt sie willfährig Dem, der Blößen an sich trägt. Doch gilt das Alles nur von den armen Bauern untereinander; denn von den Wohlhabenden erwarten sie wenig, und eine vom reichen Lord aus der Wohnung getriebene Familie wandert vor den Palästen vorüber, ohne einzukehren, und klopft lieber an die Thür einer armseligen Hütte, weil sie dort barsch abgewiesen, hier freundlich sich aufgenommen wird. 53.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 205. — 24. Juli 1838.

Gesammelte Volkspoesien.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Das Publicum — das große können wir es freilich nicht nennen —, welches sich für solche Lieder interessirt, wird Interessantes genug finden; aber Vollständigkeit irgend einer Art, eine Abrundung, einen sichtbaren Zweck, auf den hingesteuert wird, wenn auch nicht erreicht, will doch auch dieses bei Sammlungen der Art. Für das frische neue Publicum, welches zuerst dadurch ein Aperçu erhielte, ist wieder zu viel Gelehrtes, zu viel Kaviar der Volkspoesie beigemischt. Der Lieder wie „Edward, was ist dein Schwert so roth", der Herr Olaf u. a., die auf Jeden wirken, weil es urkräftige, durchgreifende Naturtöne und gigantische Erfindungen der urschöpferischen Volkspoesie sind, finden sich allüberall nur wenig. Sie sind Perlen, die, wie auch übersetzt, durchdringen und wirken auf den Rohen wie auf den Gebildeten. Bei der Mehrzahl der hier mitgetheilten muß der Leser sich erst auf den örtlichen, zeitgeschichtlichen und sittlichen Standpunkt hinstellen, um den Werth herauszufühlen. Das ist aber nicht Sache des Publicums.

Bis Hr. Wolff den Standpunkt selbst angegeben, was er unterließ, von dem aus die Kritik seine „Halle der Völker" als ein gelehrtes Werk zu betrachten habe, hält sie sich der Aufgabe überhoben, ihm auf einem Wege zu folgen, den sie selbst nicht findet. Doch können wir mit Vergnügen von der Übersetzung der meisten Lieder sagen, daß sie gelungen und der volksthümliche Ton gut wiedergegeben ist. Der Übersetzer scheint gegen Das, was wir früher von ihm kannten, bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Aber ob eben, weil er so gut und treu im Tone des Urtextes übersetzt, das erreicht wird, daß unsere Leser mit den Liedern so vertraut werden, als er und wir mit ihm wünschen? Herder übersetzte die fremden Lieder nicht gut; aber er übersetzte gut für sein deutsches Publicum; darum wurden seine Übersetzungen populair. Aber wir dürfen nicht mehr wie Herder übersetzen, und mit Recht. Zur Probe, wie wohl Hr. Wolff in den Volkston eingegangen, zwei Anfänge französischer Kriegslieder, beide auf die Schlacht von Pavia:

Nun helft mir Alle klagen, ihr Abenteurer all,
Nun helft beklagen Franz, des edeln Königs, Fall.
Er ist ein edler Ritter, dem stets der Sieg beschert,
Nicht gibt es seines Gleichen zu Fuß, noch zu Pferd.

Am Tage Sanct Matthiä der edle Ritter war
Gewappnet und gerüstet mit seiner ganzen Schar.
Wir sollen wol beklagen den edeln König Franz,
Von allen Herrn auf Erden die Krone und der Glanz.
Verflucht sein die Verräther in ihrer Schlechtigkeit,
Die ihn verlassen haben in solcher schweren Zeit.

Man glaubt kaum eine Übersetzung, am wenigsten eine aus dem Französischen zu hören. Das neue Lied hebt so an, nicht minder charakteristisch in seiner Art:

O edler König Frankreichs!
Geliebt, verehrt so heiß,
Du wahrer Kern des Adels,
Von Tapferkeit der Preis!
Es klagt betrübt ein Jeder
Um dich in deiner Huld.
Nimm Tröstung aus dem Leiden
Und trag es mit Geduld.

Wol war es vor Pavia,
Wo sich der Kampf entspann,
Bewaffnet von den Spaniern
An dreißigtausend Mann;
Landsknecht in großer Menge
Waren dahin gebracht,
Dann die noch von Pavia,
Die kämpften in der Schlacht.

Eine gute Zugabe sind die deutschen Volkslieder aus dem Munde des Landvolks im Itzgrunde (bei Koburg) niedergeschrieben. In allen, die in hundertfachen Variationen auch anderwärts vorkommen, weht der frische heitere Hauch des echten deutschen Volksliedes, Musik durch sich selbst, durchzogen von einer auffauchzenden Lust, die nicht nachgedichtet werden kann. Schade, daß die meisten davon moderne Zusätze haben:

Itzgrund muß ich weg von hier
Und muß Abschied nehmen;
O du allerschönster Schatz,
Schreiben das macht Grämen,
Schreiben das macht sehr betrübt.
Da ich dich so sehr geliebt
Über alle Maßen,
Muß ich dich verlassen.

Wenn zwei gute Freunde sind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen;
Noch viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
Ziehet in die Fremde,
Ziehet in die Fremde.

Digitized by Google

Alles Lieder von Liebeslust, von Sehnen und Scheiden, voll Gemüth und Schmerz, aber ohne einen Anflug von Sentimentalität. Beim tiefsten Liebesschmerze scheint die Sonne und wärmt den grünen deutschen Boden, und wir berühren diese mütterliche Erde, und der Frohsinn zuckt schon wieder durch den Leid, während der Schmerz noch von der Lippe fließt. Solche Lieder haben nur die Deutschen. Und wohin ist diese Aber verschwunden! Auch Uhland, selbst Goethe erinnert nur daran; die ursprüngliche, gesunde Heiterkeit jener namenlosen Sänger unter unsern Vorfahren, das durch und durch Einfein ihrer Stimmung mit dem Liede ist ausgegangen und wird nicht wiederkommen. Das kostbare Soldatenlied vom Fähnbrich:

Marschiren drei Regimenter über den Rhein te.,

das jetzt wieder häufig gesungen wird, findet sich auch hier. Die Variationen sind unbedeutend.

Die Anmerkungen zu den Liedern historischen Inhalts sind eine werthvolle Zugabe. Gern hätten wir auch zu andern Liedern, die der Erklärung mehr bedürfen, eine gefunden. Aber wie Vieles, wo grade die Dunkelheit reizt, ist bestimmt, immer dunkel zu bleiben.

3. Die schönsten Sagen des classischen Alterthums.

Die Sagen der Hellenen stehen für uns in ihren plastischen Formen fest; wir mögen nur in unsern symbolischen Deutungen derselben variiren. Jede Zeit mit bestimmten philosophischen Tendenzen wird die Mythen in ihrem Sinne, nach ihrer Absicht auslegen. Dies unveräußerliche Recht der lebenden Geschlechter liegt in der Natur der Sage selbst. Aber die pädagogische Zeit vor uns hat die schönen großen Sagen zu Fibelbildern ihrer kleinen Moral verbraucht und die stereotypen Erklärungen haben die Mythen einer untergegangenen Götterwelt herabgewürdigt zu Kleinkinderbilderchen. Es war an der Zeit, auch in der Pädagogik ihnen ihr ursprüngliches Recht, durch sich selbst zu gelten, wieder zu vindiciren. Deshalb ist Gustav Schwab's Unternehmen, die Sagen des classischen Alterthums, den alten Schriftstellern und Dichtern einfach und vom Glanze künstlerischer Darstellung entkleidet und, wo möglich, mit ihren eignen Worten nacherzählt, der Jugend vorzuführen, an der Zeit und zu billigen. Mit Recht sagt er: „Die Moral, die auch der antiken Weltanschauung nicht fehlt, muß in der Darstellung selbst empfunden werden.“ Die Ausführung ist klar und warm, wie man sie von einem durchgebildeten, poetischen Geiste wie Schwab's erwarten konnte. Einzelne Sagen, z. B. die vom Pentheus, steigern sich zu wirklichen poetischen Schöpfungen. Nicht Alle werden ihm freilich beistimmen, wenn er mit stuttgarter Zartsinn vor Allem dafür gesorgt hat, daß alles Anstößige entfernt bleibe, und deshalb alle diejenigen Sagen ausgeschlossen hat, in welchen unmenschliche Greuel erzählt werden, „die nur eine symbolische Erklärung gewissermaßen entschuldigt, die aber, als Geschichte dargestellt — als welche der Jugend diese Sagen doch gelten müssen —, nur einen empörenden Eindruck machen müßten“. Indessen ist das Werk vorzugsweise für die Jugend bestimmt, und wo die Mythe in ihrer Totalrichtung hochsittlich ist, hat er sich überwunden, auch die unsittlichen Incidenzien nicht zu übergehen.

Der erste, uns vorliegende Theil enthält in sechs Büchern die Sagen vom Prometheus, den Menschenalten, Deukalion und Pyrrha, Jo, Phaeton, Europa, Kadmus, Pentheus, Perseus, Dädalus und Ikarus, die Argonautensagen, die vom Meleager und der Eberjagd, Tantalus, Pelops, Niobe, Salmoneus, das Hauptsächlichste aus der Herculessage, Bellerophontes, Theseus, die Sagen vom Ödipus mit Anhang, Atkmäon und die Sage von den Herakliden. Mit Vergnügen sehen wir dem zweiten Theile entgegen. 20.

Memoiren des Chevalier von Eon. Aus dessen Familienpapieren und nach authentischen Quellen, welche in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt sind, zum ersten Male bearbeitet und herausgegeben von Frédéric Gaillardet. Frei nach dem Französischen von E. Brinckmeier. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1837. 8. 3 Thlr.

Man hat in Frankreich an den Denkwürdigkeiten berühmter Feldherren und Staatsmänner aus der Napoleon'schen Periode noch nicht hinlängliche Nahrung für die Neugierdssucht gefunden, deshalb sind auch Robespierre, Brissot, Levasseur und andere Männer der Revolution nochmals von den Todten auferweckt und in ihren blutbefleckten Gewändern den jetzigen Frankreich vorgeführt worden. Wie viel in solchen Schriften echt oder unecht ist, kümmert die große Menge in Frankreich wenig, genug, wenn sie nur irgend etwas Neues oder Pikantes in ihnen findet, was für Wochen und Tage unterhält, die Spalten in einigen Journalen füllt und vielleicht irgend einen kleinen Skandal gibt, wodurch diese oder jene bekannte Familie etwas in das Gedränge kommt. Es scheinen aber selbst solche Memoiren aus der Revolutionszeit nicht mehr dem Heißhunger des Publicums zu genügen, da man sogar bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückgeht und durch Herrn Frédéric Gaillardet jetzt der weiland vielberühmte Chevalier d'Eon von Neuem hervorgeholt worden ist, um die Pariser von einem Manne zu unterhalten, der lange Zeit hindurch als ein Hermaphrodit oder als ein Monstrum gegolten hat. Die Sache ist am Ende so übel nicht gewesen. Hat doch der Bibliophile Jacob neuerdings über den Mann mit der eisernen Maske zur Unterhaltung der Pariser zwei dicke Bände schreiben können, ohne daß dadurch die Sache selbst nur im geringsten weiter gefördert wäre als durch Delort's Untersuchungen und die von Hrn. Jacob's deutschem Namensvetter (der Franzose hat sogar wieder Nachschriften gemacht), warum sollte Hr. Gaillardet nicht ein Buch über den Chevalier d'Eon schreiben, dessen Leben ja weit bekannter ist und allerhand frivole Situationen darbietet?. Der Chevalier war bekanntlich Offizier, Drogenerittmeister, Doctor der Rechte, Parlamentsadvocat in Paris, außerordentlicher Gesandter, bevollmächtigter Minister und galt 20 Jahre lang für ein Wesen männlichen Geschlechts, worüber schon Buchempfeln in seinem Buche über Engländer und Italien alle Gründe zusammengestellt hat. Mit einem Male hieß es, er sei ein Weib; alle die evidenten Beweise, welche er von seinem männlichen Geschlechte gegeben, sollten ungültig sein, er erschien in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Paris in weiblicher Kleidung mit dem Ludwigskreuze, mußte diese Kleidung auf Befehl des Königs tragen und hieß nun eine Jungfrau, die, wie man, jedoch fälschlich, glaubte, beinahe die Gattin des berüchtigten Beaumarchais geworden wäre. Unter solchen Verhältnissen konnte es an Ingredienzen

Digitized by Google

zu einem mysteriösen schlüpfrigen Roman, wie man sie in Frankreich und auch hier und da in andern Ländern liebt, nicht fehlen.

Da nun aber Hr. Gaillardet nicht dieselben Zweifel wiederholen wollte, die sich in den frühern Schriften über den Chevalier d'Eon und sogar in dessen eignen Memoiren finden, so sah er sich nach authentischen Documenten um. Nach seiner Erzählung erhielt er solche in der Vaterstadt des Chevaliers, in dem Städtchen Tonnerre, im Bonnedepartement, durch Herrn Jacquillat-Desprèaux, der ihm außerdem mit vielen Familiennachrichten unterstützte, und dann auf den Archiven des Ministeriums der öffentlichen Angelegenheiten durch den Herzog von Broglie und Herrn Mignet. Demnach ist laut seiner Versicherung in diesen Memoiren Alles authentisch. „Jeder Stein des Gebäudes trägt sein Siegel und kann seinen officiellen, legalen Stempel zeigen. Die Archive des Staats und die größtentheils autographischen Schriften des Chevaliers d'Eon selbst haben den Stoff geliefert.“ „Unser Eigenthum“, sagt der Franzose weiter, „ist nur das Aufrichten des Gebäudes und das Verbindet der innern Einrichtung, wenn dieses ein Verdienst ist.“

Allerdings läßt sich darüber noch mit Hrn. Gaillardet rechten, und das aus zwei Gründen. Denn erstens bedurften die mitgetheilten authentischen Documente, gesandtschaftlichen Briefe und Actenstücke, wie etwa das Testament Peter's des Großen, welches mehr als 19 als Text im Anfange des 18. Jahrhunderts angugebenden scheint, oder die I, 239 fg. angeführten Invasionsplane und Ähnliches eben nicht viel, oder geben nur irgend einen Aufschluß von Wichtigkeit über dies oder jenes politische Ereigniß. Wollen wir nun auch zweitens nicht in Abrede stellen, daß der Herzog von Broglie und Herr Mignet unsern Verfasser mit Beiträgen aus den Archiven unterstützt haben, indem es ja eine arge Frechheit wäre, das Gegentheil auf die Namen so bekannter und berühmter Männer hin erdichten zu wollen, so ist doch nirgend ersichtlich, welche Theile des Buches aus archivalischen Quellen geschöpft und welche von Hrn. Gaillardet hinzugethan sind. Denn nachdem Hr. v. Lamothe-Langon, einer der unermüdlichsten Memoirenfabrikanten in Frankreich, offen genug gewesen ist, in der Vorrede zu den „Apres-dinners de Cambacérès“ zu gestehen, daß er der alleinige Verfasser der Memoiren der Marquise von Fars, der Denkwürdigkeiten Ludwig XVIII., der Marquise Dubarry und Anderer gewesen ist, so darf man wol nochmals mistrauisch gegen Memoiren werden, die sich, was auch Lamothe-Langon von den seinigen rühmt, damit drüsten, die Einsicht in authentische Documente oder wichtige Papiere beruhmter Zeitgenossen gehabt zu haben. Einen recht handgreiflichen Beweis geben die vor acht Jahren in Paris erschienenen „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état“, über deren Zusammensetzung Barnhagen von Ense („Zur Geschichtschreibung und Literatur“, S. 387—400) die befriedigendsten Aufschlüsse geliefert hat. Wenn sich nun solche Compilationen gar Memoiren nennen, so zeigen ihre Verfasser — und so auch Hr. Gaillardet —, daß sie eigentlich gar nicht wissen, was Memoiren sind; denn ihrer Buchmacherei fehlt ganz das Subjective, und das eben ist es ja, was die Memoirenliteratur so interessant macht, daß man uns selbst über unsere langweilige Stellen, wie z. B. in den Memoiren der Herzogin von Abrantes, hinwegsehen läßt, weil wir doch immer wieder die Thatsachen in der Darstellung eines Zeitgenossen, oder solcher Personen, die zum Memoirenschreiben befähigt oder berechtigt sind, wie in einem Spiegel wiedergegeben finden. Will aber ein Späterlebender in den Geist Derjenigen eindringen, deren Selbstbekanntniß oder Denkwürdigkeiten er fabricirt, so sind das keine Memoiren, sondern fade Erzählungen ohne allen Reiz der Persönlichen oder Selbsterlebten, die dann durch allerlei Beiwerk, meistens frivolen Inhalts, durch Liebesgeschichten, Abenteuer u. dgl. m. schmackhaft gemacht werden müssen.

Von dieser Art sind nun auch die vorliegenden, sogenannten Memoiren des Chevalier d'Eon. Verliebte Abenteuer burften zuvörderst bei einer so zweideutigen Person, wo die terza gamba eine so bedeutende Rolle spielt (I, 205 u. 218), nicht fehlen. Und so schildert uns denn auch Hr. Gaillardet, wie der junge d'Eon, der übrigens noch dem in I, 11 beigebrachten Taufzeugnisse männlichen Geschlechts war (es dürften dies leicht nebst den II, 253 fg. mitgetheilten Sectionsprotokollen die wichtigsten Documente des ganzen Buches sein), sehr früh in liederliche Gesellschaft geräth, sich „als ein unter die Teufel gefallener Engel“ mit Grécourt, Voltaire und ähnlichen Lebeleuten eng verbindet, aber zugleich das eigne Schicksal hatte, „pünktlich bis zu den Geschlechtertrieben lange neutralisirt zu sein“, bis ihn „der magnetische Einfluß der jungen schönen Gräfin v. Rochefort von seiner organischen Lethargie befreit und er ihr die Erstlinge seiner Dankbarkeit widmet“. Da der Chevalier sehr zarte Formen hatte, so wird er verschiedentlich als Mädchen verkleidet und so nach einem Hofballe Ludwig XV. in seine geheimen Gemächer zugeführt, wo er zuerst mit dem Kendyaous mit der Marquise von Pompadour hat, die erst auf die Nebenbuhlerin eifersüchtig, ihn mit Ohrfeigen empfangt, dann sich aber eines Bessern belehren läßt und ihr versöhnt von ihm scheidet. Ludwig XV. wird natürlich auch getäuscht. Daß solche Scenen nun nicht gerade die züchtigsten sind, brauchen wir unsern Lesern wol nicht erst zu versichern; indeß wollen wir zu Hrn. Gaillardet's Ehre bemerken, daß die Schilderungen aus der Feder manches andern französischen Schriftstellers noch schlüpfriger ausgefallen sein würden. Darauf beschlüßt Ludwig XV. königliche Weisheit, sich des weiblichen Chevaliers im Felde der Diplomatie zu bedienen. Er wird in Begleitung des Ritters Douglas als Fräulein v. Beaumont nach Petersburg geschickt, um sich in Frauenkleidern der Kaiserin Elisabeth vorzustellen, ihr einen Brief von Ludwig XV. zu übergeben und so der geheime Vermittler einer mysteriösen Correspondenz zu sein, mittels welcher man die Harmonie zwischen Frankreich und Rußland herzustellen gesucht. Alles geth zunder das Auskunftmittel ihres sehr gelehrten Bruders Ludwig würdig, Fräulein v. Beaumont wird zur geheimen Vorleserin der Kaiserin ernannt, muß bei ihr im Palaste wohnen — celera quis nescit. Die Scene, wie die Zarin die Vorleserin vor ihr Bett kommen läßt, wo sie mit „blaulichen, geschwollenen Lippen, leuchtenden Augäpfeln, feuchtem Auge, unanständig entblößter Brust, unordentlich herabhangendem Haar“ vor ihm liegt, hat Hr. Gaillardet mol nicht aus seinen Archiven entlehnt, es ist eine Wiederholung der Scene aus Rousseau's „Bekenntnissen“ zwischen ihm und der Courtisane Giulietta in Venedig. Der Chevalier wird entlassen und tröstet sich in den Armen der schönen Nadège Stein, eines Edelfräuleins der Kaiserin. Ein ähnliches Abenteuer besteht er bei einer schönen Engländerin, der Gemahlin der Lords Ferrer, als ein früherer Faublas. Im zweiten Bande treiben die Verhandlungen und Wirren über das zweifelhafte Geschlecht des Chevaliers, die Foderung Beaumarchais', sich manu vel oculo zu überzeugen, und die Zeugnisse der Leute, die ihn in puris naturalibus gesehen haben, ebenfalls sehr an das Skandalose.

Das, was Hr. Gaillardet das Diplomatische und Politische nennt, ist sehr unbedeutend. Sehr gewöhnliche Betrachtungen über die politischen Verhältnisse der Zeit, Schilderung des Spioniesstems an den großen Höfen im 18. Jahrhunderte, Peter's der Großen sogenanntes politisches Testament, unwichtige Instructionen für Gesandte, Con's Ungnade bei den französischen Ministern und Aufenthalt in England, allerlei skandalöse Geschichten vom Hofe Ludwig XV. füllen den Theil des Buches, der nicht von Liebesgeschichten handelt und den unsterelig die meisten Leser überschlagen werden. Wir können ihnen darin gar nicht Unrecht geben, denn diese Manier, die politische Geschichte in Memoiren zu handhaben, ist verwerflich und ohne alle Belehrung. Denn was gehen und Hrn. Gaillardet's Raisonnements und Ausfälle gegen England an? In den letztern gefällt er sich besonders, und es klingt ordentlich komisch, wenn in einer Geschichte von 1755 der Felonie Englands gedacht wird, welche „seinen Namen

Digitized by Google

mit Feuerzügen an die Mauern von Kopenhagen geschrieben hat", oder wenn Frankreich bedauert wird, daß es „mehr als eine blutige Spur von der Kralle und dem scharfen Schnabel der englischen Harpyie trägt". Im zweiten Bande können die meist von Beaumarchais im Auftrage des französischen Hofes mit dem Chevalier gepflogenen Verhandlungen unmöglich für jetzige Leser großes Interesse haben. Der Chevalier soll alle Papiere, die sich auf seine Unterhandlungen beziehen, herausgeben, er soll versprechen, sich aller persönlichen und juridischen Verfolgungen gegen seine Gegner zu enthalten und deshalb auch nur nach Frankreich in Frauenkleidern und als Ritterin d'Eon zurückkehren. Dann verspricht ihm der Hof zu Versailles eine jährliche Pension und die Bezahlung seiner für den Staat gemachten Schulden. Eon ging 1775 diese Bedingungen ein und kam als Frauenzimmer, jedoch mit dem Ludwigskreuze auf dem „baumwollenen Busen", nach Frankreich zurück. Dazu ist dann wieder allerhand Romanhaftes gemischt, wie seine fortgesetzte Liebesgeschichte mit Nadège, die nach langen Jahren aus russischer Gefangenschaft entkommt und nicht wenig erschrocken ist, den Vater ihres Kindes als Frauenzimmer wiederzufinden, ohne alle Aussicht, daß derselbe je wird ihr Mann sein können. Aber alle diese Dinge sind doch eigentlich so wenig interessant, daß man sich fast versucht fühlen möchte, das lakonische Urtheil des „Quarterly review" über die „Après-dîners de Cambacérès" auch auf die vorliegende Schrift anzuwenden: „Diese Bände kosten uns 4 Pfund Sterling, sie sind aber nicht einen Penny werth."

An falschen Namen ist denn auch kein Mangel. In einer sogenannten politischen Übersicht figurirt ein Stanislaus August „Kurfürst von Sachsen und Polen", womit Friedrich August der Starke gemeint ist. Ein bei Ultropp im siebenjährigen Kriege vorgefallenes bedeutendes Treffen, wie auch ein preußisches Freicorps Rhees sind anderweitig nicht bekannt. Die russischen Namen Askoff, Schwalow, Robschack hätte der deutsche Übersetzer in Daschkoff, Schuwalow und Robscha umändern, auch nicht die Provinz Orenburg als eine von „Rußland weit entfernte Provinz" bezeichnen sollen.

Dieser deutsche Bearbeiter, der sich in der letzten Zeit mehrmals als gewandter Übersetzer gezeigt hat, mag mit dem Buche Gaillardet's viel zu thun gehabt haben. Denn es ist durchaus in einer so geschraubten und pretiösen Manier geschrieben, daß selbst diese Mängel in der deutschen, freien Übertragung nicht beseitigt werden konnten. Belege dazu finden sich auf allen Seiten, und wir wollen die Leser damit nicht langweilen. Nur eine Stelle stehe hier zur Probe, wo Hr. Gaillardet es beklagt, daß der Chevalier 15 Jahre lang für einen Rebellen, Staatsverräther und Majestätsverbrecher gegolten habe. „Er ward", heißt es, „von der öffentlichen Meinung an das Kreuz geschlagen, indem er sich für einen König opferte wie Jesus Christus für die Welt. Wie dieser, hatte er seine Passion; wie diesem, wurden auch seine Lippen mit Essig benetzt, sein Haupt mit Dornen gekrönt, und wie der Nazarener in dem Übermaße seiner Leiden nur die Augen zu Gott dem Vater erhob, begnügte auch er sich die seinigen zu dem Könige, seinem souverainen Richter zu erheben, für den er diese lange, grausame Marter des Schweigens erduldete, eine übermenschliche Marter, vielleicht die größte von allen; denn er hatte nicht einmal die Sympathie für sich, welche gewöhnlich jede in die Augen fallende Aufopferung begleitet. Alles verließ ihn, keiner nahm ihm seine Last wie Simon von Cyrene dem Heilande. Er ging unter Flüchen dahin, und unter denen, welche von fern an sein Ohr schlugen, unterschied er Flüche, die aus seinem Geburtslande selbst kamen. Freudig erstieg er seinen Calvarienberg, denn über ihm war ja der Himmel." Muthmaßlich hat Hr. Brinckmeier diese Stelle als Beweis französischer Frivolität stehen lassen, sonst glauben wir wol, daß er dieselbe unterdrückt haben würde. 52.

Miscellen.

Owen, der im Anfange dieses Jahrhunderts „Travels into different parts of Europe" herausgab, liefert (Bd. 2, S. 291) folgende Grabschrift auf Rousseau, die er in Lausanne gefunden haben will:

Ci-git Rousseau! chez lui tout fut contraste:
Il aima les humains, mais ce fut pour les fuir;
Il perdit sa patrie, en voulant la servir;
Modeste avec orgueil, il fut pauvre avec faste;
Ne sut pas vivre — et sut mourir.

So theilt auch Prof. Sneedorf aus Kopenhagen in den „Briefen eines reisenden Dänen" (Züllichau 1793) aus einer Unzahl von Inschriften, die er in Rousseau's Wohnung auf der St.-Petersinsel im Bielersee fand, als die feinste und sinnigste die seines berühmten Landsmanns Baggesen mit, der bekanntlich in mehren Sprachen schrieb und dichtete; sie lautet:

Voici l'autel qu'encore son ame habite,
Voici l'autel de ton ami, du mien,
Et si ton coeur, en approchant, palpite,
Entre dedans et tu verras le sien;
Si pure curiosité t'invite,
Reste dehors, tu n'y verras rien.

Das Bonmotisiren war in der Schreckenszeit, wenn es zur Guillotine ging, wie in Frankreich Alles, zur Mode geworden. Ein ehrlicher Mann konnte sich dadurch gar nicht mehr auszeichnen, denn der niedrigste Lump, der verächtlichste Bube wurde auf dem Schaffot witzig. Danton's Bonmot ist gräßlich; als einer seiner Gefährten ihn vor der Hinrichtung umarmen wollte, wies er ihn zurück und sagte: „Laß gut sein, unsere Köpfe kommen ja doch gleich im Sacke zusammen!"

Zwei französische Republikaner sahen in der Revolutionszeit auf einer süddeutschen Bühne Lessing's „Minna von Barnhelm" aufführen und schienen dem Gange des Stücks mit Theilnahme zu folgen. Nur als der Glücksritter Riccault de la Marlinière auftrat, nahm der Eine derselben an diesem Repräsentanten ihrer Nation großes Ärgerniß; der Andere beruhigte ihn mit den Worten: „C'est un émigré!" 29.

Bibliographie.

Bilder aus dem Nahe-Thale; oder malerische Darstellungen der interessantesten Punkte dieses Thales auf historischem Grunde, mit den sich daran knüpfenden Volkssagen. Gr. 8. Kreuznach, Kehr. 10 Gr.

Eisenhart, H., Die Götterdämmerung. Ein Versuch zur Begründung des angewandten Neuhegelianismus, mit einer streitbaren Zueignung an J. Görres über die heilige Dreieinigkeit. Gr. 8. Halle, Anton. 6 Gr.

Lax, L., Bilder aus den Niederlanden. 2 Bände. Gr. 12. Aachen, Mayer. 2 Thlr.

Lienh, Fr. von, Aus der Nachlaß eines Geschiedenen. 8. Leipzig, Magazin f. Industrie und Lit. 20 Gr.

Mariana. Schauspiel in fünf Aufzügen. Frei, nach Sheridan Knowles, von Fr. Treitschke. Gr. 8. Wien, Wallishauser. 15 Gr.

Schaller, J., Der historische Christus und die Philosophie. Kritik der Grundidee des Werks das Leben Jesu von D. F. Strauß. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Stolterfoth, Adelheid von, Rheinisches Album oder der Rheingau mit dem Wisperthale und den Nachbarstädten Mainz und Wiesbaden. 1stes Heft. Gr. 8. Mainz, Kunze. 6 Gr.

Westen, A., Babinische Scherze. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Leben. Gr. 12. Cöslin, Hendeß. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 206. — 25. Juli 1838.

Streiflichter
auf A. Tholuck's „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nichttheologische Leser dargestellt" (Hamburg 1837).

Bella geri placeat, nullos habitura triumphos.
Lucanus.

I.

S. 22:

Ist es nur das scharfe Scheidewasser des Verstandes an sich, dem dieser Päan gespendet wird — das Lob nämlich der Erfindungen, z. B. des Compasses, der Dampfschiffe u. s. w. — oder der Blitz des Genies? Ist es jener, warum, wenn wir die größesten Erfindungen durchgehen, welche die Menschheit Menschen verdankt, warum gibt es unter hundert Fällen mehr als die Hälfte, wo nicht auf seinem Altare, sondern auf dem des günstigen Augenblicks die Hekatombe des Danks niederzulegen ist?

Ist es denn nicht eben der Verstand, das Genie, welches „den günstigen Augenblick" erkennt, benutzt?! Herr A. Tholuck konnte tausend Mal einen Apfel vom Baume fallen sehen, ohne daß ihm der günstige Augenblick geworden wäre, eines der wichtigsten Naturgesetze zu entdecken. Also nicht dem günstigen Augenblicke, sondern dem Verstande, dem Genie gebührt die Hekatombe des Danks für jegliche große Entdeckung und Erfindung, welche die Menschheit Menschen verdankt!

Sollen die Zeiten wiederkehren, da die Kirche nicht nur die glücklichen Augenblicke, sondern auch die durch dieselben veranlaßten großen Entdeckungen und die Hekatomben des Danks dafür, ausschließend für sich in Anspruch nehmen durfte; da sie glauben durfte, mehr als genug zu thun, wenn sie den Verstand und das Genie für seine Wunder nicht zum Scheiterhaufen verdammte?

Jene „glücklichen Augenblicke" sind ganz eigentlich die, in welchen Gott den Menschen begegnet und sie grüßet, wie ein uraltes Sprüchwort sagt. *) Leider aber wird dies Begegnen und der Gruß nur selten vernommen, erwidert und benutzt, weil dazu ein feines Maß von Verstand, Vernunft und Genie gehört, wie auch ein gleich feines Maß von Wachsamkeit, Thätigkeit und Muth. Der Glaube freilich ist dazu nicht angethan, denn wie könnte dem der Herr begegnen, da er diesem ja immer im Schooße zu sitzen, oder wenigstens auf einem Zipfel seines Mantels zu kauern glaubt, wofür er sich dann berechtigt hält zu fodern, daß ihm die Tauben des ewigen Heils nicht blos gebraten, sondern auch bereits geschickt tranchirt in den Mund fliegen; Grund genug für ihn, weder auf Vernunft, noch Verstand, noch Genie, noch Erfindung, noch Entdeckung so gar viel zu geben. Was sollte dem Glauben auch der Verstand namentlich? Widert ihn dieser doch nur an, und schreckt ihn als ein „scharfes Scheidewasser", welches er, da es nicht zum Labetrunke taugt, auf keine Weise zu gebrauchen versteht!

*) Körte, Die Sprichwörter der Deutschen" (Leipzig 1837), Nr. 2338 u. 2339.

II.

S. 38 fg.:

Dies Alles kann jedoch nicht dazu dienen, die Mittheilung jeder möglichen theologischen Hypothese an Laien zu rechtfertigen. — Ist eine theologische Hypothese unter den Theologen selbst allgemeine Überzeugung geworden, dann kann sie gar nicht mehr den Gemeinden verborgen bleiben, aber Grausamkeit wäre es, bei jedem willkürlichen Einfalle der Gelehrten ihren Glauben zu einem Streite herauszufodern, zu welchem ihnen die Waffen fehlen — Grausamkeit gegen das Theuerste und Heiligste des Volkes, die Basis seines sittlich-religiösen Lebens immer aufs Neue in Zweifel zu ziehen und dadurch zu untergraben. — Wenn nun das Lateinischschreiben zu sonst nichts in unserer Zeit brauchbar wäre, wenigstens dazu sollte es dienen, solche Werke der Kenntniß des Publicums im Großen und Ganzen mehr zu entziehen, welche den Glauben des Laien untergraben, während ihm die Data zu ihrer richtigen Würdigung fehlen.

Hier werden also den Theologen, als Befugten und Befähigten, entgegengesetzt als Unbefugte und Unbefähigte: 1) die Laien, 2) die Gemeinden, 3) das Volk, 4) das Publicum im Großen und Ganzen. Wohin die Gelehrten, als solche, zu rechnen sind, ist nicht angedeutet; daß sie aber ebenfalls zu den Unbefugten und Unbefähigten gerechnet werden, falls sie nicht Theologen sind, ersieht man daraus, daß die Blüten und Früchte ihrer Forschungen in diesem Gebiete nur „willkürliche Einfälle", die der Theologen dagegen „theologische Hypothesen" genannt werden. Beleuchten wir nun die „Grausamkeit" näher, welche an den Laien nebst Zubehör durch theologische Mittheilungen strittiger Art begangen werden soll, so schwindet sie gradezu in Nichts zusammen; denn weder das Publicum im Großen und Ganzen, noch das

Digitized by Google

Volk, noch die Gemeinden, noch auch die Laien bekümmern sich weder um die „Hypothesen" der Theologen, noch um die „willkürlichen Einfälle" der Gelehrten. Dergleichen kommt nur dann in den Bereich derselben, wenn es ihnen durch die Theologen selbst in zelotischer Wuth und Wuth, als gefahrdrohend, von den Kanzeln zum Abscheu vorgestellt wird. Und ges fährdend sind dergleichen Hypothesen und Einfälle denn auch wirklich; nicht aber den Laien nebst Zubehör, sondern den Theologen und Consorten. Wer kann es leugnen, daß Dr. Martin Luther mit seinen deutschen Hypothesen, wie Ulrich von Hutten mit seinen deutschen Einfällen und Ausfällen auf Ablaß und Cölibat der damaligen Kirche unzuberechnenden Schaden gethan und das Zetergeschrei der damaligen Theologen mit vollem Rechte wider sich herbeigeführt haben? Hätte Luther seine Hypothesen, wenn er sie nun einmal nicht für sich behalten konnte, sein schlecht aber vorsichtig lateinisch geschrieben, anstatt unbesonnen, trefflich und hinreißend in der herrlichen Muttersprache, so wäre gar wol möglich, daß seine Irrlehren wider die alleinseligmachende Kirche, gegen Ablaß z. B. und Cölibat, noch bis auf den heutigen Tag nicht an die Laien und Gemeinden, nicht ans Volk und Publicum im Großen und Ganzen gekommen, sondern zum Heile der Kirche noch jetzt, im Schooße der „allgemeinen Übereinzeugung der Theologen", gar wohl aufgehoben wären! Schwerlich hätte dann heuer ein Mann wie Strauß in seiner Vernunft die Courage gefunden, die neutestamentlichen Wunder in öffentlicher Druckschrift zu bezweifeln und einem Manne wie Tholuck, dessen Glaube sein „ganzer Sieg" ist, das Leben so sauer zu machen.*) Schwerlich würde dann heuer ein Erzbischof, dessen Glaube ebenfalls sein ganzer Sieg ist, dem halben Siege der Vernunft-Courage eines preußischen Ministers des Cultus so mir nichts dir nichts unterlegen haben. In Summa, seit der Reformation und neuerlich seit 1777 bis auf den heutigen Tag haben Theologen und Gelehrte in deutscher Sprache zahllose Hypothesen und Einfälle zu Markte gebracht, ohne daß das Publicum im Großen und Ganzen, das Volk, die Gemeinden und die Laien dadurch sich gefährdet gefühlt hätten, als würde ihr Theuerstes und Heiligstes dadurch untergraben. Es ist sogar Tausend gegen Zehn zu wetten, daß durch das Werk des Dr. Strauß — obgleich es deutsch geschrieben und gewiß selbst auch von mancher Neugierigen wenigstens benaschet worden ist — dennoch dem Dr. Tholuck gewiß auch nicht ein Männlein oder Fräulein seiner Gemeinde abtrünnig geworden ist; ebenso wenig aber ist anzunehmen, daß seine Gemeinde, durch seine Schrift wider Strauß, irgend neuen Zuwachs erhalten habe. Dr. Tholuck kann getrost einer Zeit entgegensehen, in welcher der Glaube wieder zu Kräften kommt und die Vernunft ihrerseits wieder kleinlaut wird **); denn Verstand, Vernunft, Kritik, welche Selbstthätigkeit zum Forschen und Weiterstreben fodern, können nie so populair werden als der Glaube, der gar nichts verlangt, als etwa nur ein faulbequemes Maulaufsperren für die geistlichen Gaben, zu denen gelegentlich auch ein dicker Paps aus dem ekeln Tiegel der magisch-magnetisch-absurden Seherin von Prevorst benutzt wird.

Herrn Tholuck's Verlangen nach dem theologischen Lateinschreiben ist übrigens nicht neu. Bei ähnlicher Veranlassung, als nämlich die „Fragmente des wolfenbüttelschen Ungenannten" erschienen waren, seufzte auch der hamburgische Pastor, Melchior Goeze, darnach; nur daß dieser 1777 überall nur als „Hauptpastor" auftrat, immer nur in der steifen unbehülflichen Amtstracht, zelotisch-grob, drohend, warnend mit heiliger Schrift und Faust, während Dr. Tholuck 1837 grausam vielseitig und vielgestaltig auftritt, bald in geistlicher, bald in militairischer, bald in künstlerischer, bald in höfisch-geselliger Manier seinen Gegner bestreitend, dessen „scharfe Contrescarpes" er erstürmt, dessen Mauern er escaladirt, dessen Kanonen er vernagelt, während er den Seinigen die Scherin von Prevorst auf sein stolzflatterndes Panier malt mit „ordinairem Grau, schreiendem Purpur, einfachem Grün, warmem Gelb und sehnsüchtigem Blau" (S. 211). Auf dem Lehrstuhle hinwieder erzeigt er sich gelehrt mit griechischen, lateinischen, englischen Schriftstellen und mit arabischen, türkischen, armenischen Wörtern, während er im Salon, à la Fürst Pückler, seine Unterhaltung mit gespäßigen traits würzt, sich auch der „chronique scandaleuse" nicht fremd zeigt, und sein gutes ernstes Deutsch mit französischen Redensarten erheitert: „je n'en vois pas la nécessité!"

Also ist dennoch ein gewaltiger Unterschied zwischen Dr. Tholuck und Melchior Goeze, nicht nur in Benehmen und Haltung, sondern auch selbst in der Glaubensweise; aber in der Tendenz sind sie einander völlig gleich; nur daß jener im „ordinairen Grau" und „schreienden Purpur" von 1777 erscheint, dieser dagegen im „warmen Gelb" und „sehnsüchtigen Blau" von 1837.

III.

S. 65:

Aus Jesu Leben seine sämmtlichen Wunderthaten und Wundererlebnisse als mystisch wegstreichen, heißt das was Anderes, als aus dem Leben des Eid oder des Alexander ihre Waffenthaten und Schlachttage streichen?

Ei, ei, wie seid ihr Gläubigen doch so kleinmüthig! Wenn ihr dem Eid, dem Alexander die Waffenthaten, die Schlachttage streichet, so bleibt von Beiden so viel wie nichts, nicht einmal das bloße Heldenthum, denn woran sollte man dies dann erkennen? Dahingegen streichet aus dem Leben Jesu immerhin alle Wunderthaten, alle Wundererlebnisse dreist hinweg, und es geht so viel als nichts verloren; ihr werdet dennoch ausrufen müssen: „Sehet welch ein Mensch! Wahrlich er ist Gottes Sohn! Siehe, er hat die Gewalt des göttlichen Geistes, er hat die Macht und Kraft und die Herrlichkeit des ewigen Worts; er verschmäht das Schwert, um sich Reiche dieser Welt zu erobern, und erwählt das Kreuz,

*) Tholuck a. a. O. S. 33—35.

**) Daselbst.

Digitized by Google

um dem Vater das Herz der Menschheit zu gewinnen!" Euer Glaube aber läßt euch, wie es scheint, weder Raum noch Zeit, den Gedanken und das Werk der Erlösung in euch selber zu erleben: ihr glaubt blos die Erlösung selbst, wie ihr auch die Wunder blos glaubt, ohne alles Gefühl, ohne alles Denken, ohne alles innere Tichten und Trachten. Euer Glaube sieht ganz eigentlich den Wald vor den Bäumen nicht. Wenn Petrus kleinmüthig ward, weil er, ein Mann von Fleisch und Bein, auf dem Wasser unterging und nicht obenblieb, wie die absurde Prevosterin im Bade, so ist das ganz in der Ordnung. Es ist aber nichts weniger als in der Ordnung, wenn ein Theolog alsdann die Göttlichkeit des Heilands und seiner Lehre gefährdet glaubt, wenn Jemand behauptet: daß Jesus, ein Mann von Fleisch Bein, auf dem Meere nicht ebenso bequem habe spazieren können, als auf des Tempels Marmorboden. O der kleingläubigen Gläubigen!

(Der Beschluß folgt.)

Demetrii Zeni Paraphrasis Batrachomyomachiae vulgari Graecorum sermone scripta, quam collatis superioribus editionibus recensuit, interpretatione latina instruxit et commentariis illustravit *Fr. Guil. Aug. Mullachius*. Berlin, Fincke. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Noch che der im J. 1821 ausgebrochene Aufstand der Griechen die Aufmerksamkeit des Auslandes auf letztere und namentlich die Aufmerksamkeit der Gelehrten besonders auch auf die neugriechische Sprache und Literatur lenkte, war dieselbe bereits von Seite einzelner Gelehrten Frankreichs und Deutschlands ein Gegenstand der Beachtung gewesen. Dies war in natürlicher, weil das politische Interesse, welches sich zunächst an jenes Ereignis von 1821 knüpfte, auch dem wissenschaftlichen Leben der Neugriechen, der ihnen eigenthümlichen Sprache und ihrer, erklärlicherweise nur erst im Entstehen begriffenen Literatur mehr als zuvor die Aufmerksamkeit der Gelehrten zuwandte. Nach den Umständen und Verhältnissen, welche beide bisher beherrscht hatten, konnte der gewonnene Ausdruck in Ansehung der Literatur der Neugriechen allerdings nicht bedeutend sein; aber jedenfalls verdiente sie die Beachtung Derer, die eine aus dem Drucke äußerer ungünstiger Zustände zu nationalem Leben sich entwickelnde Literatur in ihren Anfängen und ersten selbständigen Regungen zu beobachten für interessant genug hielten, während sie zugleich dabei durch manche Blüten eines im Schosse des neugriechischen Volks schlummernden und doch originell schaffenden poetischen Lebens (wir meinen die neugriechische Volkspoesie) bereits nicht wenig überrascht und belohnt wurden. Die Hauptsache muß jedoch in dieser Hinsicht von der Zukunft erwartet werden. Anderd dagegen ist es in Betreff der neugriechischen Sprache selbst; denn wenngleich auch diese für ihre reinere und reichere Gestaltung und Entwickelung nicht wenig von der Zukunft zu erwarten hat und erwarten muß, so hat doch die neugriechische Sprache schon für die Gegenwart ein Interesse in sich, das um so stärker ist und um so tiefer begründet, als es seine Wurzeln nur in dem Altgriechischen selbst findet, und in dem Grade, in welchem es von diesem für seine Zukunft die Hauptnahrung empfangen muß, auch in der dem Leben der Vergangenheit angehörenden altgriechischen Sprache die Gründe anzuerkennen hat, auf welche sie ihren Anspruch auf Beachtung besonders stützt. Es ist nämlich neuerdings fattsam genug auseinandergesetzt worden, daß die neugriechische Sprache nur die, im Laufe der Jahrhunderte und in Folge der politischen Umwandlungen und vielfachen Einwanderungen fremder Völker in Griechenland immer mehr verderbte Volkssprache der alten Griechen ist, welche, wie eine jede ausgebildete Schrift- und Büchersprache eine nur im Munde des Volks fortlebende Ausdrucksweise neben sich hat, so ebenfalls neben der altgriechischen Büchersprache bestand, obgleich sie hin und wieder, z. B. in den Komödien des Aristophanes und Menander, erklärlich genug in die Büchersprache selbst sich eingedrängt oder letztere sich zu jener herabgestimmt hat. Wie groß auch immer in gewissen Beziehungen, was Grammatik, Syntax, Wortbildung und Wortbedeutung anlangt, die oberwähnte Verderbnis sein mag, so wird doch dadurch an sich und nach den offenbaren Beweisen, wornach Formen der altgriechischen Grammatik und echt altgriechische Wörter noch heutzutage im Munde des Volkes sich finden, anderntheils gewisse durchgreifende Bildungen der neuen Grammatik in der altgriechischen Sprache ihre Analogie und historische Begründung haben, obiges Ergebnis eines unbefangenen, aber freilich nicht blos oberflächlichen Studiums der neugriechischen Sprache nicht im geringsten verändert; vielmehr könnte man darnach, wenn anders etwas darauf ankäme, sogar die Behauptung durchzuführen sich veranlaßt finden, daß die altgriechische Sprache als solche untergegangen ganz und gar nicht betrachtet werden dürfe. Der Nutzen aber, der sich nun nach Obigem aus dem Studium des Neugriechischen für die tiefere Kenntnis der altgriechischen Sprache gewinnen läßt (wie sich denn überhaupt aus dem neuen Griechenlande noch manche Seite des griechischen Alterthums wird deuten und richtiger erklären lassen), ist bei dem innern und natürlichen Zusammenhange der neuen Sprache mit der alten, und bei dem Reichthum an Elementen der alten, die in der Sprache in sich fußt, offenbar, und eben dieser Nutzen ist es, der den Anspruch des Neugriechischen auf Beachtung von Seite Derer begründet, die ihr Hauptstudium dem Altgriechischen zugewendet haben. Gleichwol scheint, mit wenigen Ausnahmen, eine gewisse Abneigung, eine Art Vorurtheil gegen das Neugriechische im Schosse unserer Hellenisten, absichtlich oder zufällig, sich eingewurzelt zu haben, die entweder aus Scheu vor dem Neuen und aus Furcht vor Entsehung aus verjährtem Besitzstande, oder, weil sie in ignorantia facti sich befinden, gegen das Studium des Neugriechischen sich erklären und die Nothwendigkeit desselben bekämpfen, ohne sich jedoch die Mühe zu nehmen, erst selbst zu prüfen, ehe sie urtheilen, erst zu sehen, ehe sie absprechen. Dies ist in gewisser Hinsicht um so merkwürdiger, als dieser Widerspruch, diese Bekämpfung, dieses Nichtbrachten grade von einem Theile unserer, die in wissenschaftlicher Beziehung vielmehr für das Gegentheil Partei ergreifen sollten, eben weil es die altgriechische Sprache ist und die hellenistische Philologie, die an einem tiefern Studium des Neugriechischen für sich selbst ein besonderes Interesse hat. Indeß ist es gleichwol so, und man kann auch hier keineswegs sagen: was ist, ist vernünftig. Was übrigens den Vortheil und den Genuß anlangt, den das Studium der neugriechischen Sprache an und für sich und in Ansehung des Verkehrs mit Volk und Land, sowie wegen der in ihr verfaßten Schriften und Dichtungen gewährt, so lassen wir dies hier ganz dahingestellt sein, da sich Beides am Ende von selbst ergibt und es uns hier hauptsächlich nur darum zu thun war, den bösen Willen, die Unkunde und Abneigung unserer Hellenisten im Verhältnis zu der neugriechischen Sprache nach Verdienst zu würdigen und zu rügen.

Zu den in Vorstehendem enthaltenen Ansichten sind es nun auch im Allgemeinen, von denen der Herausgeber der vorliegenden, in neugriechischer Sprache verfaßten Paraphrase der Homerischen „Batrachomyomachie" bei dieser Ausgabe selbst ausgegangen ist, daher wir auch geglaubt haben, die Besprechung über dieselbe nicht zweckmäßiger einleiten zu können, als durch das von uns Vorausgeschickte. Nachdem der Herausgeber in den vorstehenden Prolegomenen über den Verfall der altgriechischen Sprache und den Ursprung der neuen (der aber durchaus kein plötzlicher, sondern um so mehr nur ein allmäliger war, als sie ursprünglich und anfänglich nur die Volkssprache der

Digitized by Google

alten Griechen war, erst im Laufe der Zeit immer mehr verderbt ward und sich mit fremdartigen Elementen zersetzte), sowie über das Verhältniß des Neugriechischen zum Altgriechischen sich ausgesprochen, gelegentlich auch der verschiedenen, im Schooße des neugriechischen Volks selbst gemachten Versuche, die neue Sprache zu verbessern (obgleich manche derselben eher dahin führten, sie noch mehr zu verderben, und nur Korais die rechte Methode ausstellte), gedacht hat, verbreitet er sich besonders über die Nothwendigkeit der Kenntniß des Neugriechischen zu gründlicherer Auffassung des Altgriechischen, wobei er zugleich über die neugriechische Aussprache des Griechischen spricht, hierin jedoch nach unserer Ansicht zu weit geht, wenn er sie als die ganz unveränderte der alten Griechen darstellt, so vielmehr diese ebenso, wie die Sprache selbst, durch die nämlichen äußeren Einflüsse beherrscht worden sein dürfte, wenn schon die neugriechische Aussprache, unbedingt und nach äußern historischen Gründen, offenbar mehr für sich hat, als die nach philosophischen Gründen gemachte Aussprache des Erasmus. Die Übersicht, welche sodann von Demjenigen gegeben wird, was bis jetzt in grammatischer und lexikographischer Hinsicht für die neuere Sprache der Griechen geleistet worden ist, ist zwar gerade hier nicht unzweckmäßig, kann aber nicht für vollständig gelten, da z. B. die „Γραμματικὴ ἀλκιδωκὴ Α. Χριστοπούλου“ (1804), worin der Verfasser zu zeigen sucht, daß die offenbaren Änderungen des Neugriechischen dorische und äolische Dialektformen seien, ferner die „Grammaire élémentaire du grec moderne, par Michel Schinas“ (Paris 1822), sowie das „Λεξικὸν τῆς κατὰ ζωὴν Ἑλληνικῆς διαλέκτου, ὑπὸ Ζαμπελίου Α. τοῦ Ἠπειρώτου“ (Athen 1835), unerwähnt geblieben sind. Was nun aber die herausgegebene Paraphrase selbst anlangt, die, ihrem Ursprunge nach, dem 16. Jahrhundert angehört, so ist hier der Grundtext in einer bessern Gestalt, als in den frühern Ausgaben, gegeben und ihm eine lateinische Übersetzung gegenübergestellt worden, denen beiden ein weitläuftiger Commentar folgt, worin zum Verständnisse des Textes auf die Bedürfnisse theils der Nichtkenner, theils der Kenner Rücksicht genommen ist, sodaß das Original, auch ohne weitern Gebrauch einer Grammatik, mittels des Commentars und der Übersetzung verstanden werden kann. Übrigens enthält der Commentar ebenso wol von anderswoher Bekanntes, als eigne selbständige Forschungen des Herausgebers. Mit Allem, was darin derselbe, namentlich in Erklärung einzelner neugriechischer Worte und ihrer Etymologie, beibringt, können wir nicht einverstanden sein, wenngleich wir wie überhaupt den Prolegomenen an einigen Stellen, mit einer Entschiedenheit und Zuversicht sich äußert, die ihm sicher von mancher Seite her, wenn schon nur von Seite Böswilliger, übel ausgelegt werden wird, dagegen auch von Gutmeinenden und für die Sache selbst sich Interessirenden grade hier als unklug getadelt werden muß. Indeß ist es hier der Ort nicht, in Einzelnheiten sich einzulassen, zumal da diese Verschiedenheit der Ansichten, selbst wenn der Herausgeber irrte, das Verdienstliche der ganzen Arbeit zu schmälern nicht im Stande ist. Vielmehr empfehlen wir dieselbe und das Studium des hier herausgegebenen neugriechischen Gedichts allen Denen, die sich für die Lectüre der in der neugriechischen Vulgarsprache geschriebenen Werke vorbereiten wollen, auf das Angelegentlichste.

Zuletzt gedenken wir noch, daß der Herausgeber, zufolge einer Notiz in den Prolegomenen, damit umgeht, eine ausführliche, für Philologen bestimmte Grammatik der neugriechischen Sprache zu schreiben, über deren Grundbedingungen er sich hier zugleich aussprecht und die er bereits bis zur Hälfte vollendet hat. Ob ein solches Unternehmen, da die neugriechische Sprache noch zu sehr im Bildungsprocesse begriffen ist, nicht zu früh sei, lassen wir unentschieden; wol aber erkennen wir die damit verbundenen Schwierigkeiten, zu deren Überwindung und Beseitigung namentlich die mit der neugriechischen Sprache sich beschäftigenden Prolegomenen des Korais manche lehrreiche Winke enthalten. Dergleichen Winke finden sich auch in der Vorrede zu der oberwähnten „Grammaire élémentaire du grec moderne“, worin der Verfasser über das Verhältniß der neuen Sprache zur alten, über die Bildsamkeit der erstern, die Art und Weise, sie zu verbessern, und ihre Vorzüge sich ausspricht; dergleichen Winke aber können nicht nur zu besserer Kenntniß des Neugriechischen selbst, sondern machen auch auf thatsächliche Beachtung Anspruch, damit nicht Korais Recht behalte, wenn er, obschon er den Mangel einer guten Grammatik anerkannte, dennoch irgendwo sagt: „Der nützt dem griechischen Volke mehr, der eine Grammatik verbrennt, als der eine schreibt.“ 25.

Notiz.

Scott's prosodische Fehler.

Unter diesem Titel („Sir Walter Scott's false quantities“) verkündeten im October 1824 die Zeitungen in London und Edinburg ihren Lesern die große Neuigkeit, daß Scott einen prosodischen Fehler gemacht hätte. Im October des genannten Jahres war ihm nämlich sein Lieblingshund Maida gestorben und, weil der Name desselben sich so gut zum Schluß eines Hexameters eignete, so setzte ihm Scott eine lateinische Grabschrift auf sein marmornes Denkmal:

Maidae marmorea dormis sub imagine Maida,
Ad jussum domini sit tibi terra levis.

und übersetzte sie in einem Briefe an seinen Sohn Borrede, den Lockhart („Memoirs of the life of W. Scott“, Thl. 3, S. 219) hat abdrucken lassen:

Beneath the sculptured form which late you wore
Sleep soundly, Maida, at your master's door.

Unstreitig ist die gleichfalls extemporirte Übersetzung besser als das Original. Nun hatte aber Scott's Freund und Verleger, Joh. Ballantyne, nichts Schneller zu thun, als dies Impromptu in einem edinburger Blatte drucken zu lassen, wegaß aber, daß Scott gesagt hatte: dormis und setzte dafür jacens nach seiner eignen Erfindung. Das war allerdings ein prosodischer Fehler und da man überdies entdeckte, daß jussu falsch gebraucht sei, indem die erste Sylbe lang ist, so erhob sich darüber viel Lärm und Geschrei. Einige wollten ihn vertheidigen, obgleich er sich um das Geschrei wenig kümmerte. Endlich aber schrieb er doch an den Herausgeber „Morning post“, er sei zu wahrheitsliebend als daß er sich weiße unter einem fremden Mantel verbergen, den einige Freunde seiner prosodischen Unwissenheit umgehängt hatten. Er erklärte dann, dormis sei durch des Abschreibers Fehler in jaces verändert, jussu aber sei von ihm in falscher Quantität gebraucht und er bekenne sich zu diesem Fehler. Freilich habe er seit 40 Jahren Manches vergessen, er wolle sich aber damit nicht entschuldigen, vielmehr wünschen, daß der gegenwärtige Vorfall dazu Veranlassung werde, die Jugend genauer und gründlicher in der classischen Literatur zu unterrichten, als es in seiner Jugendzeit der Fall gewesen sei. Übrigens — schließt er — pugna est de paupere regno.

Man ist in solcher prosodischer Beziehung denn doch in Deutschland toleranter als in England, denn was für Lärm würde sich dort erhoben haben, wenn in einem Gedichte, welches einem hohen Staatsmann überreicht wurde, gleich in der ersten alcäischen Strophe ein Fehler gegen die Quantität vorgekommen wäre, wie dies sich mit einem dem Geh. Staatsminister von Kiewitz zu Magdeburg im Jahre 1833 gewidmeten Festgedichte zugetragen hat. Oder würde wol ein englisches Theaterpublicum sich den Vers aus Schiller's „Maria Stuart“:

Die Copien von fremder Hand geschrieben

so oft haben ruhig versagen lassen, als es bei uns geschehen ist, wo man ja freilich von ungebildeten Schauspielern noch ganz andere Dinge zu hören bekommt? 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 207. — 26. Juli 1838.

Streiflichter

auf A. Tholuck's „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nichttheologische Leser dargestellt".

(Beschluß aus Nr. 206.)

IV.

S. 80 u. 81 stellt Tholuck die Wunder und den Glauben an sie, indirect nicht übel dar, als das Prachtportal der christlichen Kirche, im Gegensatze mit dem „Loche in der Mauer", durch welches die Kritik hindurchwischt, um die Wunder und den Wunderglauben näher aufs Korn zu nehmen.

Es gibt ein sehr bedeutungsreiches Bild: die Priester mit dem Krippkein, Ochslein und Eselein voran, die Gläubigen hinterdrein — jene voll Demuth in stolzer Pracht — ziehen in Procession bequemlich daher durch das hohe, breite, reichgeschmückte Portal, höhnisch und scheel herabsehend auf das einfache, ungeschmückte Pförtlein, durch welches mit ihnen zugleich die Kritik heiter und unbefangen einschreitet, lächelnd einen Blick werfend auf Ochslein und Eselein, welches, auch außer dem Symbol sich als Wunder geltend machen will und sich laut vernehmen läßt. Das Ganze umgibt ein Rahmen im Arabeskenstil, in welchem man auf der einen Seite den Diogenes in der Tonne sieht, wie er Alexander dem Großen um nichts weiter bittet, als: „Verstritt mir nicht das Sonnenlicht!" Auf der andern Seite sieht man denselben Alexander, wie er zu seinem Generalstabe sagt: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein!"

V.

S. 99:

Wird nun zugegeben, daß sich die Heilkräfte Jesu und die Prophetie als magnetische Erscheinungen erklären lassen, warum werden sie dann aus der Geschichte gestrichen?

Die Geschichte gibt nichts auf Geschichtchen, welche sich nur als magnetische Erscheinungen erklären lassen, oder nur als „magisch-magnetische Einwirkungen eines Auferstandenen" anzusehen sind. Die Geschichte gestattet es nicht, die Seherin von Prevorst als „Codex der Glaubwürdigkeit und Rationalität der neutestamentlichen Wunder" aufzustellen. Die Geschichte verabscheut „die Zauberbrücken, die auf so bedenkliche Weise ins alte Feenland des Supranaturalismus zurückzuführen drohen", welche dagegen Hr. Dr. Tholuck (S. 100 fg.) um so eifriger für sich und seine Gemeinde in Anspruch nimmt. Auf diese magnetischen Erscheinungen und Zauberbrücken ist auch der Grundsatz (S. 211) zu beziehen: „denn nicht in der Mitte, sondern in der Tiefe liegt überall die Wahrheit".

VI.

S. 103: Daß dem Dr. Tholuck nicht auch, wie Andern, der Verstand stille steht, weder bei den neutestamentlichen noch bei den prevorstschen Wundern, ist sehr begreiflich. Da er nämlich den Verstand dabei gar nicht in Gang kommen läßt, indem ihm dieser doch nicht folgen kann in jene magnetischen Tiefen, in welchen überall seine Wahrheit liegt, so kann er ihm auch dabei nicht stille stehen. Dr. Tholuck gibt überhaupt nicht gar viel auf den Verstand; lieber rühmt er sich: „die Wunder ohne Krittelei und Erklärungssucht zu glauben", weil dazu, „nach dem edeln Solger, ein weit stärkerer Geist gehört" (S. 105), bei welchem sich freilich der gesunde Verstand sehr schlecht, Dr. Tholuck aber mit der Prevorsterin desto besser steht. Wie Mancher mag nun an die Wunder schon blos deswegen glauben, weil dazu ein weit stärkerer Geist gehören soll; obgleich hinwiederum zum Glauben gar weder Geist noch Verstand nothwendig ist. Des edeln Solger's Ausspruch: „dazu gehört ein weit stärkerer Geist", ist jedoch wol nur in dem Sinne zu verstehen, in welchem man zu sagen pflegt: „dazu gehört ein starker Magen!"

VII.

S. 114: Die Gläubigen sind zu allen Zeiten in Rücksicht ihres Wunderglaubens wunderliche Heilige gewesen. Wissenschaftliche Wunder, für die ihr Verstand zu schwach war, schrieben sie dem Teufel zu und verdammten sie zu Feuer und Schwert; rein-absurde Wunder dagegen, für die ihr Geist stärker war, legten sie den Heiligen bei, als welche Wasser auf ihre Mühle zubrachten. Wer ihnen Wunder legend handgreiflich oder wissenschaftlich erklärte, war ihnen ebenso verhaßt und verdammlich als ein Zauberer und Hexenmeister selbst. Die Wunder gehörten zum köstlichsten Handwerkszeuge der Kirche, womit sie ihre Heiligen auch aus den plump-

Digitized by Google

sten Klöhen fein und anziehend zu schnitzen vermochte. Das Menschenkind liebt nun einmal das Wunderbare und läßt es sich nicht gern durch irgend ein Erklären rauben; es läßt sich sehr schwer davon überzeugen, daß etwas Übernatürliches einen ganz einfachen natürlichen Ursprung habe. Auf dem Harze wie im Erzgebirge lassen sich die Bergleute von ihrem Glauben an einen tückischen Bergegeist nicht abbringen, und spotten nur des verständigen Humphry Davy's, der ihnen eine Sicherheitslampe gegen das gefährliche Wasserstoffgas in die Hand gibt; ja, sie haffen den Mann, als welcher ihnen und ihren Gruben den Reiz der geheimnißreichen Absonderlichkeit ihres Metiers rauben will; sie möchten nicht gern angesehen werden gleich wie andere Leute! Also nun auch Dr. Tholuck: er kanonisirt die Seherin von Prevorst, eben um ihrer Wunder willen, weil sie ihm die neutestamentlichen Wunder rationalisirt und ihn zum „historischen Beweise derselben berechtigt".

VIII.

S. 121: Wie es mit dem kritischen Talente und Charakter des Dr. Tholuck steht, kann man unter Anderm auch daraus ersehen, wie er nie eine frohlockende Schadenfreude unterdrücken kann, wenn der Kritik irgendwo und wie etwas Menschliches begegnet. Mit welcher kindischen Freude wird das Geschichtchen erzählt: der berühmteste Kritiker, F. A. Wolf, habe in einem Codex beim Prälaten v. Diez ein Briefchen von Cicero gefunden, und solches nicht allein für bisher unedirt, sondern auch für unecht erklärt, da doch dieses Briefchen, als vollkommen echt, bereits in allen vorhandenen Ausgaben der „Epp. ad famm." stehe! Mit großer Behaglichkeit wird nun der große Kritiker dargestellt, wie ihm „die kritische Ader gejuckt, wie sein kritischer Geruchssinn den Unrath herausgespürt habe", und dann höhnisch hinzugefügt: „Da gingen vor unermeßlichem Gram die Analekten zu Grabe!" Es ist nicht ohne Interesse, hier den Dr. Tholuck selbst im Zustande des magisch-magnetischen Hellsehens beobachten zu können: obgleich durch Zeit und Raum persönlich weit entfernt von dem berühmten Philologen Wolf, welcher bereits seit 13 Jahren nicht mehr unter den Sterblichen ist, fühlt er dennoch dessen Jucken und riecht mit dem Geruchssinn desselben! Wahrlich wunderbar, höchst wunderbar! so wunderbar, daß uns dadurch alle Wunder, auch die neutestamentlichen, gar wohl rationalisirt und wir zum historischen Beweise à la Tholuck berechtigt werden. Nun aber zweifelt Jemand (der nicht weit stärkern Geistes ist, um pure glauben zu können) an der Glaubwürdigkeit des Hellsehers und prüft die vorhandenen urkundlichen Zeugnisse der Zeitgenossen des berühmten Kritikers, und findet da die Dinge ganz anders, nämlich also: nach S. 380 im vierten Hefte der „Literarischen Analekten" von Wolf ist das Factum richtig, daß der berühmte Kritiker in einem Diez'schen, jetzt königlichen Codex der Briefe Cicero's, zwischen dem 49. und 50. des 13. Buches ein Briefchen gefunden hatte, welches er dort in gedruckten Ausgaben nicht fand und nach näherer Prüfung für unecht erkannte. Damalige Leser, welchen die kleinern Briefe Cicero's „Ad famill." in frischerm Andenken waren, wiesen dem berühmten Philologen sogleich nach, daß jener Brief schon überall in der bekannten Sammlung gedruckt stehe, und zwar als 14. des zweiten Buchs. Darauf machte Wolf in Nr. 86 der Intelligenzblätter zur „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung" von 1819 bekannt: in dem erwähnten Codex habe dem betreffenden Briefchen ein Zettelchen beigelegen, von der Hand des ehemaligen Besitzers, des Holländers von Santen, durch welchen dieser auf jenes Briefchen als auf einen neuen Fund aufmerksam mache. Auf diese Autorität hin habe er den Brief ohne weiteres für unedirt angesehen. Was die Unechtheit des Briefchens betreffe, so sei er noch jetzt auf sehr triftigen Gründen davon überzeugt, von welchen er denn auch mehre angibt.

Wir sehen, wie irrig es dem Hellseher gejuckt, wie falsch er magnetisch gerochen hat.

Ferner wird in Friedemann's und Seebode's „Miscell. critt." (1823, Bd. 2, Heft 1, S. 20), und in „Wolf's Leben und Studien", 1833 (Bd. 2, S. 113), berichtet: daß Wolf nicht allein seine „Analekten" seit 1819 aufgegeben, sondern seitdem auch durchaus gar nichts weiter für den Druck geschrieben habe, aus dem einfachen Grunde, weil man zu der Zeit auch selbst den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften die Censurfreiheit genommen, also auch Ihn der Censur unterworfen hatte.

Wir sehen, wie grundfalsch der Dr. Tholuck auch in diesem Punkte hellgesehen hat, welches um so auffallender ist, da er „Wolf's Leben und Studien" nicht etwa nur obenhin gelesen, sondern, wie ihm handgreiflich aus seiner „Glaubwürdigkeit" selbst nachgewiesen werden kann, gar Manches daraus sich wohl gemerkt hat, was in seinen Kram zu passen schien. Indeß ist dies auch so auffallend nicht, wie es auf den ersten Blick scheint, da es ja eine bekannte Thatsache ist, daß dem Hellsehen wie dem Glauben eine ganz andere Sorte von Licht beleuchtet, als der uns von Gott verliehenen Vernunft! 103.

Quinze années d'un proscrit, par le général *Guillaume de Vaudoncourt*. Vier Bände. Paris 1837.

Vorliegende vier Bände gehören, allen Merkmalen zufolge, dem Gebiete der Memoirenliteratur an; jedoch begreifen sie, ihrem Inhalte nach, drei verschiedene Theile in sich. Zu dem einen Theile gehören Vaudoncourt's Biographie, die Geschichte seiner Feldzüge, seiner Erfolge, sodann seiner Unfälle und der Achtungen, die über ihn verhängt wurden. Der zweite Theil ist mit Anekdoten gefüllt. Endlich aber ist ein dritter Theil der allgemeinen Geschichte Frankreichs und der Beurtheilung derjenigen Männer gewidmet, die während 30 Jahren in Frankreich und in Europa auf der so beweglichen Schaubühne einander folgten, wo die politischen Revolutionen gespielt werden. Man muß dies jedoch nicht so verstehen, als hätte der Verf. eine gewisse Anzahl von Seiten oder Capitel jedem dieser Theile besonders gewidmet. Es rührt diese Eintheilung vielmehr von uns selber her, und wir wählten solche, um uns unsere Aufgabe, den verschiedenartigen Inhalt des Buchs zu besprechen und dessen respectiven Werth zu bemessen, desto mehr zu erleichtern. In der That aber findet man von dem Allem etwas in

Digitized by Google

diesen Memoiren, deren Verf. sich seinen Erinnerungen mit großer Freiheit und oftmals mit einer seltsamen Verwirrung hingegeben hat. Man stößt gleich neben unausstehlichen Deklamationen auf Seiten voller Beredsamkeit, die das Gepräge eines wahren Gefühls haben, und geschraubten Paradoxen gegenüber begegnet man höchst feinigen Bemerkungen.

Unserer Eintheilung zufolge soll nun zuerst von den biographischen Abschnitten dieser Denkwürdigkeiten die Rede sein. In der That, spricht B. von sich selber, so geschieht dies immer mit hoher Werthschätzung, weshalb wir ihn unbedingt eben nicht tadeln wollen. Indessen hat der achtungswürdigste Mann, hat er sein sechzigstes Lebensjahr erreicht, doch auch zuweilen sein Unrecht gehabt; allein es möchte Mühe kosten, in allen vier Bänden auch nur einmal das Eingeständniß davon aufzufinden. Dagegen haben alle Die, welche mit dem General zu schaffen hatten, stets Unrecht gehabt; sie Alle haben mehr oder minder den Tadel des Verf. und der Nachwelt verdient und gerechte Vorwürfe treffen sie. Wir wählten auf das Gerathewohl eines der letzten Capitel, da man ja ohnehin ein dickleibiges Buch öfters von hinten zu lesen anfängt. Dies Capitel enthält B.'s Geschichte seit der Julirevolution. Er kommandirte seit dieser Epoche mehre Departements; er war zu Brest, Angers, Angoulême; er stand in Beziehungen zu mehren Ministern, Generallieutenants, Präfecten und vielen andern öffentlichen Beamten. Vergebens aber würde man unter denselben auch nur nach Einem suchen, der nicht Unrecht gegen ihn gehabt, während er Niemand zu nahe trat. So wurde B. nach Brest geschickt, um das Departement Finistere zu kommandiren; es kommt der Generalinspecteur; er ist ein Karlist! B. erhält Befehl, sich nach Angers zu begeben; dort ist es noch ärger. Gleich anfangs hat er es mit Hrn. v. Rumigny zu thun, „den die Patrioten des Departements beschuldigen, mehr Böses als Gutes zu stiften"; demnächst findet General Lamarque ihn selber „allzu ensschieden, allzu parteilosch, allzu republikanisch für ein Departement, wo man die karlistische Faction schonen müsse". General Lamarque, der hiernach ebenfalls Karlist zu sein scheint, dewirkt demnach B.'s Versetzung, der in die Charente geschickt wird, wo er neue Bedrängnisse findet. „Während ich meine Militairgrade", sagt er, „auf dem Schlachtfelde erlangte, hatte der Divisionscommandant die seinigen in den Bureaux erworben; gegen das Ende der Regierung Karl's hatte man ihn zum Legitimismus zum Generallieutenant gemacht." Noch mehr, der Generalstab der zwanzigsten Division war, dem gesunden Menschenverstande zum Trotz, im Dienste verblieben, und B. hatte, in Folge davon, „mehr Dummheiten und Albernheiten zu verschlucken", während der sieben Monate, die er zu Angoulême verbrachte, als während seiner ganzen vierzigjährigen Dienstzeit. Genug, ging denn überall, wohin den General sein Unglücksstern führte, Alles auf's Schlimmste. Die höhern Generale, Präfecten, Unterpräfecten, Militair-, Civil- und Kirchenbehörden hatten sich, ihn mißvergnügt zu machen, verschworen, mit Ausnahme eines Präfecten der Charente jedoch, der gewiß ein sehr achtbarer Mann war, „den aber Casimir Périer zu andern Functionen berufen zu müssen glaubte". Von allen diesen Unannehmlichkeiten übersättigt, nahm B. seine Entlassung, nachdem er noch zuvor den Marschall Gérard der Ungerechtigkeit und den Marschall Soult der Unwürdigkeit angeklagt hatte. Er widmete von nun an seine Muße, wie er uns erzählt, der Abfassung der Geschichte der Proscriptionen, die er von 1815—25 erduldet hatte und die in der That interessant und merkwürdig, ja selbst gewissermaßen belehrend ist. Wir ersehen daraus, daß der Geächtete mit Muth und Seelenadel Armuth zu ertragen vermochte, indem er, um sich gegen Dürftigkeit zu schützen, zur Arbeit seiner Hände, zu anstrengenden Nachtwachen, dieweilen auch zu seinem Degen, wie beispielsweise in Spanien, seine Zuflucht nahm. Gleichwol muß auch dieser Theil der Memoiren mit einer gewissen Vorsicht gelesen werden; denn so angiehend immerhin die Lectüre derjenigen Blätter des Werks ist, wo uns der Verf. seine Kümmernisse, seine Leiden und die unendlichen Wechselfälle seines Exils mit natürlichen Farben schildert, die den Menschen treu darstellen, die und den Grund seines Herzens erschließen und mit seinen traurigen Schicksalsbestimmungen bekannt machen, so muß man jedoch gegen diejenigen Ergießungen des Memoirenschreibers auf seiner Hut sein, wo politische Leidenschaft sein Gedächtnißvermögen verwirrt und die uns, statt der Züge eines Geächteten, der sich auf edelmüthige Selbstentsagung versteht, nur die Larve des Parteimannes zeigen.

Zu den Anekdoten übergehend, womit das Werk in reichlicher Fülle ausgestattet ist, erlauben wir uns eine flüchtige Bemerkung vorauszuschicken, wozu uns die neuere Memoirenliteratur, wovon so Vieles seit mehren Jahren durch unsere Hände gegangen ist, Anlaß gibt. Die Anwendung auf gegenwärtige Memoiren wird folgen. Bei der Herausgabe dieser Art von Schriften tritt das mercantile Interesse des Verlegers sehr stark mit ins Spiel. Diesem nämlich, seinen Absatz berechnend, genügt es nicht, daß, um solchen zu sichern, Memoiren mit Gewissenhaftigkeit und Talent geschrieben sind. Um solche gegen die Langlebigkeit des Lesepublicums zu bewahren, um die öffentliche Neugeier möglichst auszubeuten und um dem Werke einen imponirenden Raum in den Anzeigen überweisen zu können, bedarf es eines recht glänzenden Inhaltsverzeichnisses von Eigennamen und seither noch nicht durch den Druck veröffentlichter Vorfälle; vor Allem aber muß das Buch an Anekdoten sehr reich sein. Die Anekdote ist gleichsam der Ballast, der das Buch über dem Wasser erhält und der beim ersten Stoße auf dem Grunde zu laufen es bestimmt. Nun ist aber die Anekdote, nach der Definition der Encyklopädisten, ein wenig bekannter Sonderumstand. Der Autor, zwischen diese Definition und die Foderung seines Verlegers gestellt, befindet sich nicht selten in großer Verlegenheit. Zu einer Epoche der Publicität wie Jedermann die wenig bekannten Sonderumstände; nach der Flut von Memoiren, womit wir seit 15 Jahren überschwemmt worden sind, gibt es keine so armselige Anekdote, die nicht, schon aufgespult, in irgend einem dickleibigen Buche, unter dem Schutze eines modischen Verlegers, ans Licht getreten wäre. Man muß also nach etwas Außerordentlichem, nach etwas Neuem haschen; wir wollen es kurz sagen: man muß erfinden. Ist dies nun die wunde Seite der Memoiren, die heutiges Tages erscheinen, so machen sie zwar, je nachdem die ihre Verfasser aus dem Dilemma zu ziehen wissen, damit ihr Glück; andererseits aber wird eben dadurch ihre Glaubwürdigkeit dem Geschichtschreiber, dem Publicisten, fast Jedem, der seine Waare nicht nach dem Scheine kauft, verdächtig. Wollen wir nun auch nicht, um auf unsern Anekdotenergänzer zurückzukommen, B. beschuldigen, daß er aus dem Stegreife erfunden habe, so hat er sich doch sicherlich sehr oft von seiner lebhaften Phantasie und Einbildungskraft verführen lassen. Seine Anekdoten haben größtentheils etwas Unglaubliches, das in die Augen springt, und worauf man mit Wahrheit die obenerwähnte Definition anwenden kann. Es ist dies beispielsweise eine Anekdote, die er von Louvel erzählt und die man schwerlich noch sonstwo gelesen haben dürfte. Dieselbe füllt mehre Seiten des Buchs und gibt ganz neue, aber so höchst seltsame Sonderumstände über die Motive der blutigen That dieses Fanatikers an, daß wir selbst Anstand nehmen, sie auch nur näher anzudeuten. Um aber doch einen Begriff von B.'s Anekdotenstyl und zugleich unsern Lesern eine Probe von der Verlegenheit zu geben, in die es ihn setzt, wenn er seinen sonst fließenden und eleganten Styl den Bedingungen dieser falschen Gattung unterziehen muß, die ihn zwingt, auf Kosten der Wahrscheinlichkeit mitzhun zu erfinden, so wollen wir ihm folgende Anekdote nacherzählen: Im J. 1814, „an einem Tage, wo es regnete", begegnete General B. in der Straße St.-Honoré dem Hrn. de la Sobardière, den er übrigens, wie er selbst sagt, nicht kannte. „Man denke sich", fährt er fort, „einen Mann von ziemlich traurigem Aussehen, in seidenen Strümpfen, mit großen Schnallenschuhen, einer blauen Tuchhose, sehr abgetragenem Frack, dessen aufgeschlagene

Digitized by Google

Schüsse und herabfallende Kragenspitzen mit goldenen Lilien besetzt waren, sodann mit Epauletten aus dem 17. Jahrhundert, einem Hut, wie ihn der Kutscher eines englischen Lords trägt, einem Haardeutel und einem Degen, dessen Spitze er himmelwärts schlenkerte; der ferner auf den Zehen ging und der sich mit einem schmalen Regenschirm zur Hälfte deckte, und man wird sich einen Begriff von meinem Erstaunen machen. Inzwischen riß der durch die Dachrinne angeschwollene Giesbach eine arme Katze mit sich fort. Plötzlich sehe ich meinen Helden mit gespreizten Beinen über den Giesbach setzen, die fast erkennbare Katze ergreifen und, solche ganz ernsthaft mit den Fingerspitzen aufhebend, gegen einen Abweisstein lehnen. Ich habe mir niemals diesen erhabenen Zug recht erklären können."

Es bleibt uns nun noch derjenige Theil der Memoiren zu untersuchen übrig, der in besondern Sinne der allgemeinen Geschichte gewidmet ist und, um dessen Gehalt und Werth zu bemessen, einige der Ansichten und Urtheile B.'s über Frankreichs politische Ereignisse und Männer näher zu beleuchten. Wir wissen, der General ist Verf. von geschätzten Werken über einige Feldzüge des Kaiserreichs, denen selbst Napoleon auf St.-Helena, zu einer Zeit, wo er auf Menschen und Schriften der Vergangenheit von einem sehr hohen Standpunkte aus herabsah, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Inzwischen haben wir es hier nicht mit B.'s strategischen Werken zu thun; in seinen Memoiren aber zeigt er sich, müssen wir von vorn herein bemerken, als einen höchst leidenschaftlichen, parteiischen, grämlichen und unversöhnlichen Mann. Er hat und daher als Geschichtschreiber eben kein Vertrauen einzuflößen vermocht, wenn schon wir allerdings seinen Annalen gegen Personen, die er für seine Feinde und Verfolger hält, aus menschlichen Rücksichten, entschuldigen wollen. So behauptet derselbe, beispielsweise, er habe 1815 eine Orleanistische Verschwörung bestanden, die den Umsturz des Thrones Ludwig XVIII. beabsichtigt habe, devor noch Napoleon's wunderbarer Triumphzug auf der Rückkehr von Elba die Wechselfälle des Glücks ihm zugewandt. Gründe für diese mindestens höchst gewagte Behauptung führt unser Memoirenschreiber nicht anzuführen; allein er macht Personen namhaft, die man mit wahrem Befremden auf der Liste der Urheber oder Theilhaber eines 1815 zur Thronerhebung des Herzogs von Orleans entworfenen Verschwörungsplans beieinander findet: so den Fürsten von Talleyrand, den Marschall Davoust, den General Maison, den Grafen d'Etien, Foy, Labedoyère, Gourgaud, Fabvier, Arthalin u. A. Gegen Behauptungen dieser Orleanistischen Verschwörer von 1815, die Männer, welche den jüngern Zweig des Hauses Bourbon auf den Thron setzen wollten, wäre Napoleon zu Elba verdieden, so unterstützt B. diese seltsame Behauptung, indem er sagt: „Die Rolle welche heute die vornehmsten Verschwörer von 1815 spielen, kann, denke ich, Denjenigen die Sache klar machen, die noch etwa ihre wirklichen Projecte bezweifeln möchten." Worauf sein heftigern Beweis für eine so wichtige historische Thatsache weiß B. nicht beizubringen, wenn schon er mehre Seiten mit deren Erörterung füllt. Denn am Schlusse einer langen und breiten Auseinandersetzung gelangt man endlich doch nur zu dem Resultat, daß „der General vor der Colonnade des Louvre von einem Bekannten angeredet wurde", und daß er dort jene vertrauliche Mittheilung erhielt, der er dann weitere Untersuchung Glauben schenkte. Wir sollten meinen, daß man nach Ablauf von 20 Jahren, ist man auch noch so leidenschaftlich und leichtgläubig, doch wenigstens Diejenigen namhaft machen müßte, auf deren Zeugniß man sich gegen politische Gegner beruft, die man kein Bedenken trägt, öffentlich preiszugeben. Unsererseits pflichten wir der Ansicht derjenigen Geschichtschreiber bei, die den Regierungssturz von 1815 nur als die Thatsache eines Mannes, und die nur Napoleon als den Mann betrachten, der sie auszuführen im Stande war. Der 20. März ist, wir sind zu der Überzeugung gelangt, nicht das Ergebniß einer mehr oder minder verzweigenen Verschwörung, noch selbst der Unzufriedenheit, die zu jener Zeit allerdings in Frankreich herrschte. Der 20. März ist Napoleon, Napoleon ganz allein, Napoleon, der von der Insel Elba mit einer Handvoll Tapfren zurückkam, seinen zerrissenen Fahnen und seinen mit dem Staube des Exils bedeckten Adlern. Dieses wundervolle Schauspiel mußte ganz Frankreich, unzufrieden oder nicht, allein von Begeisterung schwindelnd und wahnsinnig vor Freude, auf Napoleon's Schritten mit hineißen. Aber gewiß setzt unser Werk, obschon er nicht der Erste ist, wenn er behauptet, daß Alles zum Sturze der Bourbons in dem Augenblicke bereit gewesen, wo der Kaiser am 1. März 1815 im Golf Juan erschien. Allerdings herrschte viel Mißvergnügen und eben nicht ganz ohne Grund: die Armee beklagte sich, die Mittelclasse fühlte sich im Innersten verletzt; das Volk litt. Und wer auch nicht gegründete Ursache hatte, mißvergnügt zu sein, glaubte doch sich so stellen zu müssen. Diese Stimmung gab sich durch ganz Frankreich kund. Und gleichwol wäre Ludwig XVIII. Thron ohne Napoleon's unerwartete Rückkehr nicht gefallen. Es wußte dies der Herzog von Orleans sehr gut, und hätte er den mindesten Beruf gehabt, die Rolle zu spielen, die ihm B. überträgt, so würde er, allem Vermuthen nach, eine passende Gelegenheit abgewartet haben. Allein war denn wol, möchte man fragen, der General selber des Sturzes der Bourbons so gewiß, als er ihnen einige Tage vor dem 20. März in einem Schreiben an dem Kriegsminister seine Dienste anbot? Er wollte, wir glauben es ihm aufs Wort, damals nur seinem Vaterlande dienen. Auch gerricht es ihm nur zur Ehre, daß er wenige Tage später, nachdem der Kaiser angekommen und ihn mit den Worten begrüßte: „So sind Sie also auch mit uns; das ist mir lieb!" demselben antwortete: „Ich gehöre stets meinem Vaterlande an." Diese Eroberung war ehrmäßig; auch war B. einer der thätigsten und entschlossensten Patrioten jener denkwürdigen Epoche. Eben deshalb aber ist es uns unbegreiflich, warum er nicht zugeben will, daß diejenigen Officiere, die heute ihrem Vaterlande unter dem Könige der Franzosen dienen, vor dem 20. März edens thätig gewesen, so fremd der Intrigue und ebenso uneingenommen gewesen sein sollen, als er selber, der damals unter Ludwig XVIII. demselben dienen wollte. Man wird wol aus dem Vorstehenden erachten, daß wir den Werth dieser Memoiren, vornehmlich als Geschichtsquelle, keineswegs zu hoch anschlagen; gleichwol dürfen auch sie von dem Forscher nicht übergangen werden; denn jedenfalls haben sie das Verdienst der Echtheit und, mit Vorsicht zu Rathe gezogen, gewähren sie über viele Vorgänge, deren mitwirkender Zeitgenosse der Verf. war, um so schätzbarer Aufschlüsse, da wir, wenn auch seine Unbefangenheit, so doch nicht seine Aufrichtigkeit, irgendwo in Zweifel zu ziehen, Veranlassung haben.

13.

Miscellen.

Bei einer Parlamentswahl zu Shrewsbury ließ einst einer der Candidaten, Kingston, einen pensionirten Officier aus London auf seine Kosten dahin reisen, um ihn für sich stimmen zu lassen. Der Officier präsidirte bei allen Gastmählern, die Kingston gab; als es aber zum Stimmen kam, gab er dem Gegner seine Stimme. Man machte ihm Vorwürfe über sein Verfahren; er erwiderte: „Meine Herren, ich habe viele Campagnen mitgemacht und kann nicht vergessen, daß unser General uns immer empfahl, in Feindesland zu fouragiren."

Der berühmte Baron spielte noch im 80. Jahr den Rorbrige im „Sid"; der englische Schauspieler Macklin aber gab im 100. Jahre den Shylock im „Kaufmann von Venedig". Er starb 1797 im 107. Jahre und hinterließ Memoiren, die für die englische Bühne und für die Schauspielkunst selbst sehr wichtig sein sollen. Man hat aber leider nur seine Lebensgeschichte aus denselben bekannt gemacht.

29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 208. — 27. Juli 1838.

Amerikanische Vierteljahrsschriften.

Es ist eine nicht unmerkwürdige Erscheinung, daß die consistenteste Gabe der in unserer Zeit bis zur homöopathischen Verdünnung getriebenen periodischen Presse, die Vierteljahrsschriften, zu denen jetzt wieder in Deutschland ein ehrenwerther Versuch gemacht wird, nur in ihrem Geburtslande, in Großbritannien, bisher recht haben gedeihen wollen. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob die ganz unleugbare höhere Ausbildung dieser Art der Bekanntmachungen, sowie der gesammten britischen periodischen Presse allein der Schwierigkeit beizumessen sei, daß es dort bei dem Zustande des Buchhandels nur Wenigen gelingt, selbständige Bücher ans Licht zu fördern, oder ob man ihren Grund in andern Dingen zu suchen habe. Die Thatsache bleibt darum nicht minder wahr, und die achtungswerthen Vierteljahrsschriften des „Edinburgh", des „Quarterly", des „Westminster", des „Foreign quarterly" und des „British and foreign review" stehen noch immer, jede in ihrer Art, vom Auslande unerreicht da.

Das Großbritannien am nächsten stehende, Sprache und Literatur mit ihm theilende Land der Vereinigten Staaten Nordamerikas war auch das erste, wo eine Nachahmung des Mutterlandes, hierin wie in andern Dingen, versucht wurde. Veranlassung zu einer solchen Maßregel gaben wiederholte heftige Angriffe des „Edinburgh review" auf Amerika, in Folge deren bald nach dem genter Frieden mehre der ausgezeichnetsten Köpfe der amerikanischen Jugend, um selbständige Verbindungen ohne Englands Dazwischenkunft anzuknüpfen, literarische Reisen durch Europa antraten, unter denen ich nur die Gebrüder Everett, Hrn. Bancroft, Cogswell und Ticknor aus Massachusetts, Washington Irving aus Neuyork, Legore und Preston aus Südcarolina nenne. Gleichzeitig stiftete 1816 Hr. Tudor in Boston, der nachher als Gesandter in Brasilien starb, das „Northamerican review", welches zu seinem Wahlspruche eine Stelle aus dem „Edinburgh review" wählte, in der es heißt: „Wer liest ein amerikanisches Buch, wer sieht ein amerikanisches Schauspiel?" u. s. w. So verdankt also diese erste amerikanische Vierteljahrsschrift ihre Entstehung einem edeln Streben, diesen Makel von der Ehre der Nation hinwegzuwischen. Seit jenem Zeitpunkte besteht diese Zeitschrift, unter vielfältig wechselnden Herausgebern, bald steigend und äußerst werthvolle, einen bleibenden Werth behaltende Aufsätze, insbesondere über amerikanische Angelegenheiten liefernd, bald auch wieder sinkend, wie sie denn auch jetzt, unter der Leitung des Prof. Palfrey in Cambridge bei Boston im Ganzen genommen, den englischen Vierteljahrsschriften nicht an die Seite gestellt werden darf.

Dem „Northamerican review" folgte bald das in Philadelphia von Hrn. Robert Walsh, einem classisch gebildeten Katholiken aus Maryland, gestiftete und geleitete „American quarterly review". Es versuchte sich zu seiner Vorgängerin in das in Amerika freilich sehr modificirte Verhältniß des englischen „Quarterly" zum „Edinburgh review" zu setzen, und hat eine große Zahl schätzbarer Abhandlungen geliefert, mußte jedoch vor Kurzem, vermuthlich in Folge der Abwesenheit seines in Europa reisenden Herausgebers, geschlossen werden.

Während der Jahre 1828—32 ist auch in Charleston in Südcarolina ein mit vielem Geiste und Talente geleitetes „Southern review" erschienen, welches jedoch, bei dem in den südlichen Staaten noch weniger als in den nördlichen verbreiteten Sinne für Literatur, in dem letztgenannten Jahre sein Ende erreichte.

Andere Versuche in dieser umfangreichsten Art der Zeitschriften sind uns aus Amerika, dem Lande der tägliches Futter bietenden, mit unglaublich wenigen Ausnahmen, politischem und nichtpolitischem Parteigeiste fröhnenden, meist von Buchdruckern herausgegebenen Zeitungen nicht bekannt geworden. Jetzt aber, seit dem März 1837, erscheint in der größten, fast 300,000 Einwohner zählenden Stadt der Vereinigung das „Newyork review", von welchem die drei ersten Hefte vor uns liegen. Herausgeber desselben sind Hr. C. S. Henry und Dr. H. L. Hawks, bischöfliche Geistliche in Neuyork. Von den 31 sich an die ihnen vorgesetzten Bücher anschließenden größern Abhandlungen, welche diese drei Hefte, kürzere Anzeigen ungerechnet, enthalten, wollen wir nur einige, auch für deutsche Leser Interessantes enthaltende hier anführen.

Gleich im ersten Hefte der erste Aufsatz, von Dr. Hawks über Jefferson, spricht in der strengen, aber gerechten Beurtheilung dieses Stifters der durch General Jackson zum Besitze der Gewalt gelangten Partei die politische Farbe der Zeitschrift aus. Es ist, mit sehr wenigen Ausnahmen, die aller Männer von Kenntnissen, Bildung, Einsicht und

Digitized by Google

Vermögen in den Vereinigten Staaten, der dort sogenannten Whigs, welche den stets wachsenden Umgriffen dem Pöbel schmeichelnder Beamten entgegenarbeiten, vor Allem aber dem Geiste der Leidenschaftlichkeit, Selbsthülfe und Volksjustiz, der in den Verhältnissen zu fremden Staaten, zu den Indiern, Farbigen und im Innern gegen Andersgesinnte in religiösen, politischen oder gesellschaftlichen Beziehungen zu Ausbrüchen führt, welchen die machtlosen Regierungen nicht zu wehren vermögen.

Aus der vor Kurzem in Philadelphia zur Verherrlichung Jefferson's erschienenen Lebensbeschreibung desselben von Tucker, aus seinem Briefwechsel und aus andern Quellen werden alle schon früher in Jefferson's öffentlichem Leben wie in seinem Charakter gerügten Makel unwiderleglich bewiesen. Es wird gezeigt, wie Jefferson's auf die Vorbereitung der französischen Revolution höchst einflußreicher vierjähriger Aufenthalt in Paris von 1785—89 ihn der französischen sogenannten Philosophie zuführte; wie er die dort ergriffenen oder befestigten Grundsätze des Materialismus und Deismus, durch die Stiftung der virginischen Universität in Charlottesville nach Amerika zu verpflanzen und dort eine Schar junger Ungläubiger zu erziehen hoffte, ein Unternehmen, welches freilich nur dazu führte, unter den Studirenden einen Geist der Auflehnung, Gewaltthätigkeit und Willkür zu erzeugen, der erst nach seinem Tode mit dem Eintritte akademischer Zucht und der Anknüpfung religiöser Bande sein Ende erreichte.

Ferner wird der von Jefferson sich angemaßte und verfochtene Ruhm, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von England entworfen zu haben, in seine richtigen Grenzen zurückgeführt. Es wird gezeigt, wie Jefferson's Verdienst sich allein darauf beschränkt, die damals im amerikanischen Volke umlaufenden Ideen verkörpert und aus den verschiedenen dieselben darlegenden Urkunden jene Erklärung zusammengesetzt zu haben, die er noch immer durch zweideutige Ausdrücke als sein Geisteseigenthum zu vertheidigen suchte, als bereits durch die gesetzgebende Versammlung von Nordcarolina der gegentheilige Beweis geführt worden war. Es ist nämlich die so berühmt gewordene amerikanische Unabhängigkeitserklärung des Congresses bekanntlich am 4. Juli 1776, nachdem Jefferson's Entwurf zu derselben mit einigen Änderungen angenommen war, erlassen worden. Schon am 20. Mai 1775 hatte aber die Grafschaft Mecklenburg in Nordcarolina eine Erklärung der Unabhängigkeit von Großbritannien, dem sie von da an den Gehorsam versagte, ergehen lassen und dem in Philadelphia sitzenden Congresse übersendet. Diese vierzehn Monate ältere nordcarolinasche Erklärung, sowie Jay's im September 1774 geschriebene und bekanntgemachte Adresse an das englische Volk, des Richters Drayton am 23. April 1776 gehaltene und im Mai bekannt gemachte Rede im Gerichtshofe und endlich die am 12. Juni 1776 von der gesetzgebenden Versammlung Virginiens angenommene Erklärung der Rechte enthalten nämlich wörtlich die kräftigsten und bedeutungsvollsten Stellen der Jefferson'schen Unabhängigkeitserklärung, welche von ihm zusammengesetzt und verbunden wurden. Als mehrfacher Ausdruck der Meinungen und Gesinnungen des Volkes könnte dies wol kaum getadelt werden, wenn nicht Jefferson noch 1819, als man die frühere Erscheinung der nordcarolinaschen Erklärung wahrnahm und veröffentlichte, in einem Schreiben an den nachherigen Präsidenten Adams, deren Echtheit zu leugnen versucht hätte, da ihm doch als Congreßmitglied von 1776, und als Schreiber der in vielen Stellen wörtlich mit der carolinaschen Urkunde übereinstimmenden Erklärung die Echtheit von jener wol bekannt sein mußte.

Endlich wird aus Jefferson's Leben der ihm mit Recht gemachte, bei der Obmacht politischen Parteigeistes nur allzu häufig gegründete Vorwurf der sittlichen Unwahrheit und Falschheit belegt. Offenkundig wurde solches Benehmen in Jefferson's Urtheil über den Präsidenten Washington, unter dem er als Staatssecretair und Freund lebte, während er diesen großen Mann in einem langen Schreiben an Mazzei, einen italienischen Flüchtling in Paris, verleumdete, welcher Brief zu Jefferson's großem Schrecken 1796 im „Moniteur" gedruckt erschien. In diesem Schreiben beschuldigt er Washington und mit ihm den Senat, die Bundesrichter sowie alle Beamte der Vereinigten Staaten des Verrathes ihres Landes an England, welches er „eine vormalige Simsone und Salomone scherende Metze" nennt. So redete, öffentlich Freundschaft heuchelnd, der neue Thersites über das Weltmeer hinüber von Washington, dessen Seelenadel stets der menschlichen Natur zur Ehre gereichen wird, von Jay, dem ersten Bundesrichter, von Marshall, seinem Nachfolger als solcher, von Alexander Hamilton, dem Retter und Gründer des amerikanischen Finanzhaushalts; sämmtlich Männer, deren einen noch gekannt zu haben, allein die Thaten der amerikanischen Revolution erklärt, die beim Anblicke des gegenwärtigen Zwergengeschlechtes rein unerklärlich sein würden.

Ganz ähnlich war Jefferson's Verfahren gegen den sittlich freilich gar tief stehenden berüchtigten Obersten Burr, dessen Leben vor Kurzem durch seine, in einem andern Artikel der vorliegenden Zeitschrift ausführlich betrachteten, nach Burr's Tode erschienenen Denkwürdigkeiten *) eines Theiles der verschleiernden Hüllen beraubt worden ist, unter denen Jener es lange zu verbergen gewußt hatte.

Aaron Burr war, um Alles, was sich zu seinem Lobe sagen läßt, gleich voranzuschicken, ein tapferer und gewandter Krieger. Deshalb berief ihn auch Washington gleich nach dem verunglückten Zuge der Amerikaner gegen Quebek 1777, wobei Montgomery fiel, als Adjutant in seine belebende, wohlthätige Hausgenossenschaft der auserlesensten amerikanischen und europäischen freiheitglühenden Jünglinge und Männer. Bald aber durch seinen Wandel in vollsten Widerspruche mit Washington's reiner Seele tretend, mußte ihn dieser von sich thun. So kam Burr als Adjutant zum General Putnam nach Neuyork, bei dem er sich durch tapfere Kriegserfahrenheit, aber auch durch die zügelloseste verführerischste Ausgelassenheit der Sitten

*) *Matthew L. Davis*, Memoirs of Aaron Burr, with miscellaneous selections from his correspondence. Zwei Bände. Neuyork 1837.

Digitized by Google

auszeichnete. Die Erinnerungen dieses in Amerika damals ganz unerhörten, jedem ungeschriebenen Gesetze Hohn sprechenden Wandels wurden von Burr so hoch gehalten, daß er noch im achtzigsten Jahre jeden empfangenen Liebesbrief oder anderes Liebeszeichen sorgfältig aufbewahrte, so sein Alter noch an den Sünden der Jugend weidend, in der er bereits angefangen hatte, alle seine geheimen Gedanken, ganz gegen die dortige Gewohnheit, in Chiffreschrifte niederzuschreiben.

Dieselbe Heimlichkeitssucht zeigte Burr in seiner, nach dem Frieden in Neuyork begonnenen Advocatenlaufbahn, die ihn bald zu einem der Hauptführer der sich unter Jefferson's Flügeln bildenden, dem edeln, von Burr tödtlich gehaßten Washington die letzten Lebensjahre verbitternden, demokratisch genannten, aber richtiger ochlokratisch heißenden Partei wurde. Es war 1801, daß diese Partei, hauptsächlich durch Burr's Einfluß im Staate Neuyork, wo er lebte, und der die Stimmenmehrheit auf die Seite der Demokraten lenkte, zur Macht gelangte und zum ersten Male bei der Präsidentenwahl den Sieg davontrug. Die Geschichte dieser den dortigen Parteigeist bezeichnenden Wahl ist so merkwürdig, daß wir einige Stellen über dieselbe aus Burr's Denkwürdigkeiten anführen wollen.

Am 11. Februar 1801 begann die Wahl im Congresse, bei welcher Gelegenheit die von den Wählern in den verschiedenen Staaten eingesendeten Stimmzettel eröffnet werden, deren Inhalt die Präsidentenwahl entscheidet, welche indeß bei Stimmengleichheit dem Unterhause zufällt. Doch war dieses nach der damaligen, seitdem abgeänderten Bestimmung der Verfassung der Vereinigten Staaten gehalten, beim Fehlen der absoluten Mehrheit der Wähler für einen Einzigen (d. h. eines mehr als die halbe Wählerzahl), nicht zwischen zwei, sondern zwischen den vier, die meisten Stimmen habenden Candidaten, den Präsidenten auf vier Jahre zu wählen.

Die Eröffnung der an den Congreß gesendeten eingesiegelten Packete mit den Stimmen jedes Staates geschieht in Gegenwart beider Häuser durch den Vicepräsidenten des Bundes, der als solcher zugleich Präsident des Senates ist, und er übergibt dann die einliegenden Zettel dem Congreßmitgliedern zum Zählen. Jenes Amt bekleidete damals Jefferson, der bei dieser Wahl nicht nur mit Adams, damaligem Präsidenten, dem Haupte der aristokratischen Partei, zu kämpfen hatte, sondern auch mit Burr, der, wenngleich wie er zur demokratischen Partei gehörig, mindestens ebenso viele Freunde in dieser zählte als Jefferson, die ihn lieber zum Präsidenten gemacht hätten.

(Der Beschluß folgt.)

Der Künstler als Naturforscher.

Jedes Experiment ist eine Frage an die Natur, sagt, wo ich nicht irre, einmal der Schöpfer der Naturphilosophie, Schelling. Man muß aber geschickt zu fragen wissen, um eine passende Antwort auf seine Frage zu erhalten. Mehr oder weniger ist alles Beobachten der Natur, wenn es sich über das gemeine Sehen erhebt, ein solches Fragen, wethalb auch der wahre Naturforscher ungleich mehr sieht und der Natur Seiten der Betrachtung abzugewinnen weiß, an denen der gewöhnliche Mensch theilnahmlos vorübergeht. Das Vermögen, so zu sehen, ist eine Gabe des Himmels, die nicht erworben, wol aber durch Übung geschärft werden kann.

Die ist mit in dieser Beziehung die Verwandtschaft aufgefallen, in welcher der bildende Künstler zum Naturforscher steht. Die wahre Weihe Beider thut sich hauptsächlich darin kund, daß sie die umgebende Natur richtig zu fragen verstehen, daß ihr scharfes Auge dahin dringt, wo der gewöhnliche Mensch nichts wahrnimmt und das Gesehene durch Ideen zu beleben und zu durchdringen vermögen. An dem wahren Kunstwerk wie an der gelungenen Entdeckung und Schilderung des Naturforschers zieht uns hauptsächlich die Wahrheit, Einfachheit und Treue an, mit der die Natur aufgefaßt und wiedergegeben ist, sodaß wir wähnen, wir hätten Alles leicht ebenso finden können, wenn wir nur achtsamer gewesen wären. Es ist der kindlich einfache Sinn, der sich hier bei solcher Naturanschauung vorzüglich geltend macht, dessen Selbstständigkeit und Kunst aber leider oft durch die vielen Lehren und Aufdringen fremdartigen Stoffes im Leben verloren geht.

In manchen Menschen tritt jene angedeutete Verwandtschaft des Künstlers und Naturforschers auch im Vereine auf, wie in Goethe und Carus, und ließen sich Augen tauschen wie Brillengläser, so möchte manches gute Künstlerauge so gut für den Naturforscher taugen, als umgekehrt das Auge dieses für jenen.

Zur Bestätigung dieser Bemerkungen theile ich hier eine interessante naturhistorische Beobachtung eines berühmten Künstlers, Wilhelm Tischbein, mit, und zwar, um an der ganzen Mittheilung nichts zu verwischen ganz so, wie ich sie von seiner eignen Hand geschrieben, als Zugabe zu einer vortrefflichen Handzeichnung aufgefunden habe, mit allen orthographischen Fehlern. Kenner werden darin den scharfen Blick des ausgezeichneten Thiermalers nicht verkennen.

„Das der instinckt in die Thierr gelegt ist. Zeicht diesse Erfahrung deutlig. in der Kaze ist der instinckt und die begirde Mäusse zufangen, und in den Mäusen der instinckt sich für Kazen zu hüten, und das sie ihre Gesährligste Feunde sind.“

„Da Rom öfnete ich eine Schublade von einer Komode, wo ich selten überkam um Farben heraus zu nehmen, welche da in Papir gewikelt lagen. als ich das Kästgen hervorzog, sprang eine Maus heraus, und ich sahe das die Papirr zernacht waren. da ich sie aus einander legte, fant ich fünf junge eben gebohrene Mäusgens, die noch nackt und blint waren, sie waren sehr niedlig und hatten eine Weisse fleischfarbe. ich legte sie auf den tisch, und zeichte sie. Meinen Freunden. sie waren noch so ohnmechtig, das sie sich Kaum bewegen konten, noch weniger weg kriechen. sie zeichten auch Keine lust dazu, sondern liesen sich willig anfassen. sie worden in die hände genomen, und jeder besahe sie. und wan man sie wieder beysamen legte, so Krochen sie zusammen, als warmten sie sich an einander. In nemliger Zeit hatten wir vor wenigen tagen ein jungs Kazgen in das Haus bekomen, die auf erzogen werden solte. sie war noch so jung, das man ihr nichts anders geben Konde als Milch. ich war Neugirig zusehen, was das junge Kazgen Machen werde, wan sie die Kleinen Mäusgens sehe, und ich setzte sie dabey. Aber mit Verwunderung sahen wir, das sie die Mäusse nicht ein maht ansahe, so viel wir uns auch bemühten sie mit dem Gesicht da hin zuhalten. ofte Kam sie mit dem Mond an die Mäusse, aber doch bemerckte sie selbige nicht. den sie suchte immer nach Milch, weil sie nichts anders Kante. bis endlig kam ihr ein Geruz in die Nahse. der sie so einnam das sie für Begier zitterte. Diesse Begier worde immer aufgeweckter und lebhafter. und sie Beschnüffelte mit der Nasse die Mäusse das sie selbige berührte. Auf einmal worden die Weissfleischfarbige Mäusse Blindroth, und fingen an sich zu bewegen, als wolten sie fortellen aus der Gesahr. Das Kazgen Krech immer noch, und stupfte sie mit der Nasse.“

So weit Tischbein. Es thut mir leid, daß ich meinen Le-

Digitized by Google

fern nicht das schöne lebendige Bild der Katze mit den fünf jungen (rothcolorirten) Mäuschen, jetzt im Besitze des Herrn Meyer, Chef des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, vor Augen legen kann, um sich gleich mir daran zu erfreuen. Bild und Beschreibung gehören eigentlich wesentlich zusammen, um die scharfe Auffassungsgabe des Malers gehörig würdigen zu können. 16.

Don Quichotte et la tâche de ses traducteurs: Eclaircissemens nouveaux sur le style et l'esprit de l'original, et sur l'interprétation de son texte; développés dans une analyse du début de son nouveau traducteur français M. Viardot, par *F. J. François Biedermann*. Paris u. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 1837. Gr. 8. 16 Gr.

Der Verf., königlich sächsischer geheimer Legationsrath und ehemaliger Geschäftsträger in Spanien, hat das unvergleichliche Meisterwerk des größten spanischen Dichters zu einem Gegenstande sehr achtungswerther Studien gemacht, und versteht in sprachlicher Hinsicht, wie man wol sagen kann, dasselbe vollkommen, was bei den selbst für geborene Spanier außerordentlichen Schwierigkeiten nicht wenig sagen will. Er nennt Diplomaten muß man eine solche Kenntniß um so höher anerkennen, als doch eben sein Beruf ein der Poesie keinesweges verwandter ist und ihm sogar das Dilettiren in der Regel kaum zulassen will. Der Verf. sagt vom „Don Quixote" sehr richtig, daß er ein Buch so ungefähr wie die Bibel sei, für Jedermann geschrieben und von Jedermann verehrt, wenngleich es nur selten studirt und noch seltener verstanden werde; nur daß es für einen Dilettanten in der Kritik eine etwas bedenkliche Sache ist, wenn er hinterdrein mit gar zu großer Zuversicht von den schwachen Seiten und Fehlern eines solchen Riesenwerks spricht. Und es wird uns diese Zuversicht um so bedenklicher, wenn wir sehen, was in den Augen des Verfassers Fehler des „Don Quixote" sind.

Die kleine Broschüre ist zumeist gegen die neueste französische Übersetzung des „Don Quixote" von Viardot gerichtet und deckt in einer Analyse des übersetzten Prologs die Fehler dieser Arbeit auf. Viardot gegenüber hat Herr Biedermann fast durchgehends vollkommen Recht. Von einem so seichten Kenner der spanischen Literatur wie Viardot, ließ sich nichts Tüchtiges erwarten, und die Übersetzung mag allerdings sogar für einen Franzosen schwach genug ausgefallen sein. Hat ja Viardot schon in seinen vielbesprochenen „Studien über Spanien" u. s. w. dargethan, daß alle seine Weisheit in Betreff der Literatur dieses Landes nicht gar weit her ist, und nur aus denjenigen Federn besteht, die er den Noten zu der spanischen Übersetzung der Bouterwek'schen „Geschichte der spanischen Poesie" ausgerupft hat.

Dagegen aber ist Alles, was der Verf. über den Geist und Styl des Cervantes sagt, ebenso antief als in seiner Art Viardot selbst. Wo er damit den großen Dichter tadeln will, führt er keinen anderweitigen Beweis als den, daß er nicht fähig ist, ihn zu begreifen. Er geht von Hause von dem seltsamen Grundirrthume aus, daß er zwischen dem Style der höchsten Poesie und dem unerläßlichen der Diplomatie keinen Unterschied kennt und einräumt. Der Poesie würde die trockne, prosaische Verstandesklarheit des Geschäftsmannes ebenso verderblich sein, als diesem die vieldeutige ironische Ausdrucksweise, die wahrhaft große Dichter zu allen Zeiten geliebt und angenommen haben. Und es wäre ebenso verwunderlich, wenn man dem Diplomaten zumuthen wollte, sich darnach zu bilden, als wenn der Diplomat den großen Dichter behalb der Geschmacklosigkeit zeiht, weil er in einer Sprache spricht, die ihm, seiner Natur nach, völlig fremd sein muß. Es würde uns zum Vergnügen gereichen, aus „Hrn. Biedermann's" eignen Worten den Beweis bei der Gesagten zu führen; indessen fürchten wir, daß uns diese Blätter den Raum nicht gönnen, und müssen uns dessen also leider enthalten. Sollte uns die Redaction noch des Gegentheils versichern, so liefern wir unsere Vertheidigung des Cervantes nach. Es läßt sich jedwede Stelle, in der der Verf. auf seine Art Widersprüche und Verstöße findet, mit leichter Mühe rechtfertigen, ihn selbst aber trifft nur immer den Wald des tiefen Sinnes nicht vor den einzelnen Bäumen der Buchstaben. Von Allem abgesehen, wäre es denn aber doch auch an und für sich eine Unbilligkeit, den ganzen Styl oder Geist des großen Cervantes nach der kleinen unbedeutenden Einleitung zu seinem Werke zu beurtheilen, wie Hr. Biedermann thut. 42.

Notiz.

Colonisation im großen Weltmeere.

Allmälig erhalten jetzt selbst solche Inseln im großen Weltmeere europäische Bewohner, die bisher nur sehr selten von Schiffen besucht wurden. Oft erfährt man erst nach Jahren und durch einen bloßen Zufall etwas von solchen Niederlassungen, die immer kleine Anfänge haben, von denen doch manche, im Fortgange der Zeit, eine wichtige Rolle zu spielen berufen sind. Wie dergleichen gegründet werden, geht recht anschaulich aus der Colonisirung der Bonin-Inseln hervor. Diese liegen im großen Oceane, in 27° 6′ nördlicher Breite, und 142° 16′ östlicher Länge von Greenwich, waren früher unbewohnt und wurden vor einigen Jahren von der amerikanischen Kriegssloop Vincennes, Commodore Kennedy, besucht. Etwa ein halbes Dutzend Abenteurer, die dem Glücke unter allen Himmelsstrichen nachgerannt waren, ohne es je erjagen zu können, trafen 1829 auf den Sandwichinseln zusammen und hörten dort erzählen, die Bonin-Inseln seien, selbst im großen Oceane, als ein wahres Paradies zu betrachten. Die dortigen Gewässer, so sagte man ihnen, wimmelten von Schildkröten und fischen, die Einöden hätten Überfluß an Wild, an den Küsten wären Buchten, welche die trefflichsten Häfen bildeten, und der Boden so fruchtbar, daß er den Anbau wunderbar belohne. Das war zu locken. Die Abenteurer beschlossen, sich dort niederzulassen und auszuruhen von den Anstrengungen und Mühseligkeiten ihres unsteten Lebens. Ihr Plan war, besonders Seeraub zu treiben, um mit der Waffischjagge, welche bei ihnen anfangen würden, mit Erfrischungen versorgen zu können. Am Frühtinge 1830 verließen demnach Mates Mazarra, ein Genueser, Alden Chapin und Nathaniel Savary, zwei Nordamerikaner aus Massachusetts, Karl Johnsen, ein Däne, und Richard Millechamp, ein Engländer, die Sandwichinseln und schifften sich mit mehren Insulanern, Männern und Weibern ein. Im Juni landeten sie bei der Insel, welche Beechey Peelsinsel genannt hat. Sie fanden zwar nicht das gelobte Land, welches sie erwartet hatten, sondern überzeugten sich bald, daß ihr Eiland Stürmen und Erdbeben unterworfen war; allein umkehren konnten oder wollten sie nicht, begannen daher muthig die Arbeit, rodeten die dichten Jungeln aus, nährten sich bis zur ersten Ernte vom Marke der Kohlpalme und Schildkröten, bauten recht hübsche Hütten und richteten sich möglichst bequem ein. Die Männer vertrugen sich recht gut miteinander, nur unter den 19 Weibern herrscht nicht immer die wünschenswerthe Eintracht. Ob diese neue Ansiedelung aufgegeben werden oder gedeihen wird, steht dahin; wahrscheinlich geschieht das Letztere, da bisher schon viele Walfischfänger bei der Peelsinsel Anker geworfen und sich mit Erfrischungen versehen haben. 58.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 209. — 28. Juli 1838.

Amerikanische Vierteljahrsschriften.

(Beschluß aus Nr. 208.)

Als nun bei der hier in Rede stehenden Wahl Jefferson das Packet des Staates Georgien öffnete, zeigte sich, daß dieses ganz unregelmäßig abgefaßt war. Dem Umschlage ging die Aufschrift ab, und die inwendig angegebene Stimmenzahl war von keinem einzigen der Wähler als richtig bescheinigt noch unterzeichnet und sagte blos, Jefferson und Burr hätten jeder vier Stimmen. Herr Wells, Zähler des Senats, war unschlüssig, was zu thun sei, da wurde ihm von einem andern Zähler gerathen, das Papier dem vorsitzenden Jefferson blos mit den Worten einzureichen: es sei nicht der Ordnung gemäß. Er gab hierzu seine Einwilligung in der festen Überzeugung, Jefferson werde von seinem Stuhle aus dem Congresse diese Ordnungswidrigkeit anzeigen. Zu seinem großen Erstaunen mußte er aber vernehmen, wie Jefferson, Richter und Partei in einer Person, blos verkündigte, es seien vier Stimmen für Jefferson und vier für Burr, ohne der Ordnungswidrigkeit im geringsten zu erwähnen. Gleichzeitig legte er die Stimmzettel eilig bei Seite und erbrach das Siegel des Packets vom nächstfolgenden Staate, es darauf den Zählern übergebend. Hr. Wells meldet noch, daß Jefferson, als er die Stimmenangabe von Georgien ansah, seine Gesichtszüge veränderte, aber rasch und ungeziert auf die angegebene Weise handelte. Diese Angaben sind später durch Hrn. Nicholas, einen der andern Zähler und persönlichen Freund Jefferson's, zu dessen politischer Partei er gehörte, vollkommen bestätigt worden.

Wäre Georgien, wie es sich gebührte, beim Zählen der Stimmen nicht mit gerechnet worden, so würden Jefferson und Burr, die jetzt jeder 73 Stimmen von den 138 Wählern zählten, nur 69, also nicht die absolute Mehrheit gehabt haben. Die Folge hiervon würde gewesen sein, daß das Unterhaus des Congresses zwischen Jefferson, Burr, Adams und Pinckney für die Wahlen des Präsidenten und Vicepräsidenten zu entscheiden gehabt haben würde, nicht aber, wie jetzt geschah, für die beiden Ämter zwischen Jefferson und Burr, weil Beide zwar die absolute Mehrheit hatten, Keiner aber mehr als der Andere.

Nun begann aber ein neuer Kampf im Unterhause bei der Wahl zum Präsidenten zwischen Jefferson und Burr, von denen der in der Minderheit bleibende sich mit der Vicepräsidentschaft begnügen mußte, und an welchem auch die aristokratischen Mitglieder desselben, denen Beide gleich verhaßt waren, Antheil zu nehmen sich gezwungen sahen. Sieben Tage lang währte die Wahlhandlung, in denen 35 Mal abgestimmt wurde, ohne daß Jefferson die absolute Mehrheit der 16 Staaten zu erlangen vermocht hätte. Erst bei der sechsunddreißigsten Abstimmung, in welcher die aristokratischen Mitglieder aus Maryland und Vermont sich des Stimmens ganz enthielten, ward die Wahl zum Präsidenten für Jefferson entschieden.

Nach beendigter Wahl gab sich Jefferson gegen Burr das Ansehen, seinen durch dessen Wahl zum Vicepräsidenten herbeigeführten Verlust als Cabinetsminister, wozu er ihn ausersehen gehabt, tief zu beklagen, während er sich in einem vier Tage später an Madison geschriebenen Briefe höchst unverhohlhaft über Burr aussprach. So lebten Jefferson und Burr als Präsident und Vicepräsident während der vierjährigen Dauer ihres Amtes in Feindschaft. Gegen Ende dieses Zeitraums gelang es den Parteigängern des Erstgenannten, Burr bei den Demokraten so zu verleumden, daß er 1804 nicht zum Vicepräsidenten wiedererwählt wurde und im Frühlinge 1805 dieses Amt aufgeben mußte, während Jefferson wieder zum Präsidenten gewählt ward.

In diesen Zwisten war es, daß Burr den Alexander Hamilton, nächst Washington den ausgezeichnetsten Staatsmann Nordamerikas, schon längst als politischen Gegner haßend, durch Benutzung elender Klätschereien ganz gegen dessen Willen zu einem Zweikampfe zwang. Nachdem er sich für diesen durch tägliche Schießübungen mit Pistolen förmlich eingeschult hatte, schoß er im Zweikampfe seinen Gegner kaltblütig nieder. Da aber brach ein Schrei des Unwillens aus der Mitte aller Parteien. Burr sah sich genöthigt, Neuyork zu verlassen. Er durchwanderte die eben damals durch Louisianas Ankauf von Frankreich sehr erweiterten westlichen Staaten vom Ende Aprils 1805 an. Von dort kehrte er erst im Januar 1806 nach Washington zurück und verweilte daselbst bis zum August. Während jener Wanderungen im Westen scheint Burr, der damals Land an der mexicanischen Grenze besaß, mit Zulassung des an jener Grenze stehenden amerikanischen Generals Wilkinson und des damals in Neuorleans lebenden Eduard Livingston, den Entwurf gemacht zu haben, Me-

Digitized by Google

rico mit einem aus Abenteurern der westlichen Staaten gesammelten Heere zu revolutionniren, was um so leichter gelingen konnte, da man den baldigen Ausbruch eines Krieges zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten erwartete.

Schon im Januar 1806 war Jefferson als Präsident vollständig von Burr's Entwürfen und Schritten unterrichtet, ließ ihn aber ruhig, stets bewacht, sich tiefer verwickeln und zu strafwürdigen Handlungen fortschreiten, bis er ihn, nachdem Wilkinson und Livingston sich zurückgezogen hatten, am 3. März 1807, nachdem Burr auf der Insel Blennerhassett im Ohio 100 Bewaffnete im Winter gesammelt hatte, plötzlich verhaften und nach Richmond in Virginien bringen ließ, wo er, des Hochverraths angeklagt, vor Gericht gestellt wurde.

Über diesen Proceß äußert sich der Herausgeber von Burr's Denkwürdigkeiten, der aber die über dessen Schuld oder Nichtschuld allein Aufschluß gebenden Briefe desselben nicht mittheilt, auf folgende Weise, nachdem er sich über die Stellung Burr's ausgesprochen hat, der zwei Jahre zuvor der zweite Mann im Bunde gewesen war, und jetzt des schwersten Verbrechens bezüchtigt, für sein Leben streiten mußte.

Es gab nur ein Gemüth, in welchem keine Spur von Sympathie, keine Empfindung des Bedauerns stattfand. Mit der geschäftigen Emsigkeit eines Advocaten brachte Thomas Jefferson — wir würden es nicht behaupten, ginge es nicht aus seinen eignen Briefen hervor — durch seine elenden Gehülfen an allen Theilen der Vereinigten Staaten Zeugnisse gegen Burr zusammen. In seiner Thätigkeit den Anstand vergessend, der seiner Würde ziemte, der Pflicht uneingedenk, die ihm vielleicht bevorstand, bei einer Appellation des Verurtheilten an seine Gnade als Präsident einen Ausspruch zu thun, und die Zartheit des Gefühls eines Ehrenmannes bei Seite setzend, die ihn hätte bewegen sollen, sich möglichst fern von einem Rechtsfalle zu halten, welcher den Mann betraf, der sein Mitbewerber um sein gegenwärtiges hohes Amt war, erschien er, wie man tadelnd allgemein wußte, eifrigst bemüht, die Anklage bis zur Verurtheilung zu verfolgen. Fast täglich schrieb er während des Processes Briefe an den öffentlichen Ankläger, deren Sprache seine persönliche Theilnahme durch die vorgewendeten Ausdrücke verrieth, mit denen er von Burr's Vertheidiger und von der Frage sprach: „sollen wir Schritte thun, ihn als Theilnehmer am Verbrechen anzuklagen?“ Wenn jemals böswillige Feigheit gesättigt ihren lange gehegten Durst nach Rache zu befriedigen suchte, haben wir einen solchen Fall, und wir dürfen uns, da Falschheit und Feigheit geschworene Gefährten sind, nicht über die vollendete Heuchelei wundern, welche ihm, während er dem Ankläger sagte, was wir thun müßten, die Worte eingab, „persönlich hatte ich gegen Burr niemals eine feindliche Empfindung“.

Wir fügen nur noch hinzu, daß Burr freigesprochen wurde, und um die Sache verbluten zu lassen, vier Jahre in Europa zubrachte, wo er eine Zeit lang in Bentham's Hause lebte, dessen Schriften viel über ihn enthalten. Dann kehrte er nach Neuyork zurück, wo er, nur noch leiblich sein Dasein hinschleppend, lebte, und wo wir ihn noch 1835, ein Jahr vor seinem Tode, gesehen haben, im Blitze seines Auges allein noch den Ausdruck früherer Thätigkeit bewahrend.

Besonders bemerkenswerth sind noch in den vorliegenden Heften des „Newyork review“ zwei Aufsätze des Hrn. G. C. Calvert, eines achtungswürdigen Privatgelehrten in Baltimore, der seine Studien früher in Göttingen vollendet und seine Kenntniß unserer Sprache und Literatur durch eine Übersetzung des „Don Carlos“ von Schiller bewährt hat. Der erste der hier mitgetheilten Aufsätze zeugt von gleicher Kenntniß, denn er handelt von Jean Paul F. Richter, wol dem schwierigsten unserer Schriftsteller, denen man nicht vorwerfen kann, allzu klar und leicht verständlich zu sein. Der andere Calvert'sche Aufsatz hat Coleridge zum Gegenstande, den deutschesten aller britischen Schriftsteller, an dessen prosaische Werke sich, selbst genug, noch keiner unserer Übersetzer gewagt hat, bei denen aber auch freilich die bloße Fingerfertigkeit nicht ausreichen würde. Sie sind die einzigen uns bekannten britischen Werke, in denen zu finden ist, was wir in Deutschland Philosophie nennen. Höchst merkwürdige, hier mitgetheilte Auszüge aus dem von Coleridge's Neffen 1836 herausgegebenen literarischen Nachlasse desselben *) würden den deutschen Leser durch einige ihn sehr nahe angehende wunderbare literarische Entdeckungen belehren, die wir hier nicht im Voraus verrathen wollen. Auch die deutschen Theologen würden in dieser Zeitschrift auf Veranlassung der Drechsler'schen Schrift: „Über die Unwissenschaftlichkeit im Gebiete der alttestamentlichen Kritik“, eine bemerkenswerthe Darstellung des Zustandes der protestantischen deutschen Gottesgelahrtheit finden.

Sehr schätzbar sind auch ein paar Aufsätze über das bedrohliche Wachsthum der Gewalt der Handwerker in Amerika. So glauben wir diese neue amerikanische Vierteljahresschrift, der seit Anfang 1838 von der Jackson-Partei in Boston eine neue uns noch nicht zugekommene, „Boston review“ genannt, entgegengesetzt wurde, mit vollem Rechte der Aufmerksamkeit der Deutschen empfehlen zu dürfen. 104.

Gedichte von Chr. J. Mayerath. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Dichter, den ich hier zu besprechen habe, ist in seiner Art ein eigenthümliches Talent und zwar insofern, als er bei einer unverkennbaren Fülle von lyrischem Gemüth doch so viel seine Vorbilder hat auf sich einwirken lassen, daß er Schritt für Schritt ein Stück Schiller, Goethe oder Uhland mit sich schleppt. Er ist in der That eigenthümlich in seiner Nichteigenthümlichkeit; er ist seiner ganzen Grundlage nach ein rhythmisches Talent; man kann kaum eins seiner Gedichte als mißlungen bezeichnen; viele sind so trefflich, daß sie Schiller oder Goethe fast ebenso gut gedichtet haben könnten, aber das ist eben das Unglück, daß Schiller und Goethe ihm vorausgegangen sind, daß wir hier keinen einfachen und einigen Mayerath vor uns haben, sondern einen Mayerath-Schiller, Mayerath-Goethe, oder Mayerath-Uhland, daß er auffaßt, motivirt und verarbeitet, wie irgend einer von den Dreien gethan hat, daß er sie in der Form festhält und sogar bis auf einzelne sprachliche Wendungen genau verfolgt. Man sieht ihm an, daß er viele klassische Stunden gemacht hat, aber das man es ihm allzu sehr ansieht, schadet ihm; es schadet ihm jenes Durchformen gemischter, modern antiker Anschauungen, wie Schiller es erfunden hat und wie es nur bei Schiller, als dem Erfinder, erträglich ist. Ich werde mich durch Anführung von Beispielen verständlicher machen. Mayerath schildert den sterbenden Aias und führt ihn

*) The Literary Remains of Samuel Taylor Coleridge. Collected and edited by *Henry Nelson Coleridge*. Zwei Bände. London 1836.

Digitized by Google

zuletzt raisonnirend ein, wie Schiller ungefähr seine Kassandra oder Ceres raisonniren läßt. Das Gedicht schließt:

Weiberzorn war mein Verderben,
Kronos Schwäche mein Gericht;
Einmal mußte Aias sterben,
Aber Aias — bebte nicht.

Könnte diese Strophe, mit welcher die vorangegangenen formlich und sprachlich correspondiren, nicht ebenso gut von Schiller gedichtet sein? Ähnlich steht es mit der „Todesklage um Achilleus", welche, selbst dem Versschema nach, genau der „Siegesfeier" (mit dem Anfang „Priam's Beste war gefunden") abcorrespondirt ist. Man setzt Schiller abermals unter Matzerath's Marke. Man höre:

Trauer füllt des Lagers Hallen
Und es klagt das ganze Heer,
Denn Achilleus ist gefallen,
Thetis Knabe ist nicht mehr.

Und weiter:

Ob auch früh im Sturmesdrange
Deines Sohnes Sonne sank,
Ob er Lethe's Woge trank,
Ewig lebt er im Gesange.

Ähnliches begegnet uns in der „Apotheose" und in den Gedichten: „Chor im Bade" und „Chor im Frühling". Alle diese Gedichte stolziren in Schiller'scher Uniform einher, aber sie sitzt dem Dichter doch nur, wie einem Cadetten seine Uniform sitzen würde, der er einem alten gedienten General entwandt hat. Bei ähnlicher sprachlicher Vollendung und trefflicher Durchbildung der Form und gleichem rhythmischen Wohllaut fehlt doch durchaus die Energie des Gedankens, die Neuheit der Bilder und die Originalität der Anschauungen, wodurch die Schiller'schen Gedichte ähnlichen Stoffs und Genres sich auszeichnen. Matzerath dichtet demnach nicht aus voller frischer Menschenbrust; er hat sich, was er ist, nur angelesen; es findet bei ihm nur eine Hineinbildung in längst dagewesene Formen und Gedankenrichtungen statt. Hierzu gehört, bei nur einigen vorhandenen lyrischen Mitteln und classischen Studien, nicht viel mehr als Übung und Styleroreitium.

Haben wir soeben Matzerath-Schiller abgefertigt, so betrachten wir jetzt eine andere Seite seines dualistischen Menschen, den Matzerath-Goethe.

Diesen finden wir bereits in der Romanze: „Die Tochter von Tarent", welche sich, hinsichtlich der Sprache und der Versbildung, genau an Goethe's „Braut von Korinth" anschließt, ohne daß sie an wirkungsreicher Schattentiefe und innerer Bedeutung sich mit der letztern auch nur entfernt vergleichen könnte. Auch hieraus eine Probe:

Lebend kannt' ich wenig Gunst dir geben,
Nur mein Tod war meiner Liebe Pfand;
Dennoch war, o Knabe, dir mein Streben,
Wie dem Tag die Blume zugewandt.
Meine Liebe bleibt,
Meine Liebe treibt
Blüten, Früchte erst im Schattenland u. s. w.

Und wer hörte nicht Goethe aus Folgendem heraus:

Vieles kennt' ich, schön und traut,
Was ich sehr vermisse;
Aber eine süße Braut
Ist auch das Gewisse.
Manches Schöne gab uns doch
Schon die Gunst der Musen,
Vieles Gute birgt auch noch
Wot der Zukunft Busen.

An Mignon's Lied erinnert das Gedicht: „Das Mädchen an den Flüchtling". Auch Matzerath schildert darin Hesperien und zwar wie folgt:

Viel Bilder, voll von südlich hehrer Wonne,
Begegnen dort dem Auge ohne Zahl.

Es glänzt das Land und üpp'ge Düfte steigen
Berführerisch zum stillen Sternenreigen.
Dahin, dahin,
Dem Kranich folgend, ließest du dich ziehn.
Die Schuldheit hütet ihre sel'gen Bronnen,
Es glänzt der Fels, es glänzt die Meeresflut u. s. w.

Nun noch etwas von der dritten Person Matzerath's, dem Matzerath-Uhland. Wir finden sogleich ein Gedicht: „Heldenliebe", einen Wettgesang zwischen Uller und Harald, dem bekannten Uhland'schen Gedicht: „Heldentod", wie durch das Fenster, nur nicht in gleicher Präcision, nachgezeichnet. Uller beginnt:

Es glänzet rosig schön die Meeresflut,
In Abendglut,
Es zieht das Schiff die weite Wellenbahn,
Ein muntrer Schwan;
Doch finster schaut sein hoher Herr und Held
Mit düsterer Braue hin ins Morgenfeld.

Man vergleiche auch noch den Anfang der Ballade „Das Königskind":

Was rauscht so voll, was klingt so heiß
Herauf vom fernen Meer?
Die Welle schäumet silberweiß
Und blutig glänzt der Speer.

Und den Anfang der Ballade „Die Heimkehr":

Er stand auf Bergeshöhen.
Er sah in's liebe Thal,
Die grünen Wipfel wehen
Im rothen Abendstrahl.
Da singt du! Gott zum Gruße,
Mein liebes Vaterland u. s. w.

Ich denke, diese mehr oder weniger deutlichen Reminiscenzen, die ich ohne eigentliche Mühe herausgreife, werden hinreichen, uns von dem Anbildungs- und Nachahmungstalent des Dichters einen augenscheinlichen Beweis zu geben. Es gibt sonst hier nur treffliche Variationen auf alte Themata oder weise als Styl- und Versübungen benutzte Schemata. Man könnte in diesen Balladen, Romanzen und Liedern Vieles toben, aber nicht eben Matzerath, weil man zu wenig Matzerath vorfindet. In seinen Naturschilderungen wird es häufig trivial; er bringt die Gegenstände stückweise zusammen ohne Bindung, ohne eine landschaftliche Gesammtwirkung zu erzielen. Da gibt es in einem Gedichte erst lichte, schöne Abendwolken, sodann eine große Sonne, dann ein grünes Land, ein dampfendes Thal im Morgenstrahl, dann Berge mit Blütenschnee, einen klaren See, einen blauen Himmel, einen grünen Wald, glühende Gletscher, duftende Rosen, ein Sternenzelt, eine schöne Nacht; diese Schmuckstücheichen, alle zusammengeleimt, requirirt aus Frühling und Sommer (denn die Rosen duften und die Baumblüten blühen nicht zu gleicher Zeit), requirirt aus der Morgen- und Abendzeit, begegnen uns in einem und demselben Gedichte! Und was sagt uns der Dichter, daß der Himmel blau sei, der Wald grün, und daß die Rose duftet, das weiß bei uns ja der ausgemachteste Prosaist, jedes noch so kleine Mitglied einer Kinderbewahranstalt! In den Motiven ist er nicht selten kleinlich. Einmal wünscht er zu fliegen in die Unendlichkeit; doch sagt er, mir fehlt die Hülfe der Flügel, und was mehr noch sagen will, auch fesselt ein Liebchen mich leise auf diesem Planeten hier. In einem andern Gedichte verarbeitet er das alte, bekannte, abgenutzte Motiv: „Ich denke dein, wann" u. s. w. was von unsern nach-Goethe'schen Dichtern schon so oft variirt worden ist.

Matzerath's sprachliche und rhythmische Vorzüge habe ich bereits anerkannt. Seine Gemüthsrichtung ist edel und von modernen Schlacken rein; Matzerath spielt nirgend den Zerrissenen. Hier und da treffen wir einen hübschen, in geeigneter Form ausgesprochenen Gedanken. So in dem Gedichte „Ungenügen" mit dem Schluß:

Digitized by Google

Freie Seele, klage du,
Daß der Funke, die gegeben,
Allzu karg zum Gütterleben,
Allzu groß ist für die Ruh.

Oder wo er die freie Männerthat und, wie in dem Gedichte: „Die Muse der Zukunft", den Einfluß der alten Formen und die junge Weltgeschichte befragt, welche aus einem blutigen und trümmerreichen Kampfe des Alten mit dem Neuen erst hervorgehen soll.

Auf diese gereimten Gedichte nun folgen meist reimlose — ungereimte will ich nicht sagen, da bei Mayerath Alles sehr gereimt, sehr verständig erscheint. Zuerst Dithyramben, worin das Wort den Gedanken nicht selten verschüttet; dann die vorzüglichste Partie des Buchs: „Elegien, Idyllen, dramatische Scenen". Man kann nicht leugnen, daß der Dichter auch hier seine Vorbilder gehabt hat: Goethe's, Schiller's und Hölderlin's Elegien und Alles, was bisher in deutschen Hexametern und Pentametern das ewige Leben der Liebe besungen hat. Aber die Liebe ist von einer so unermessenen Unendlichkeit, so vielgestaltet, so reich an Erscheinungen und Formen, von einer so großen Ausdehnung nach innen und so weit ausgreifend nach außen, daß es dem Dichter gelingt, durch sein Liebesfeuer das Herz des Lesers zu erwärmen, und, indem er sich durch seine Liebe das Alterthum, die Erscheinungen des Geistes und der gegenständlichen Natur und den innern Zusammenhang der Dinge vermitteln, verklären und verbrüderlichen läßt, ihn auf die Dauer festzuhalten. Die Sprache und die Versifikation sind trefflich, und Manche haben in jüngster Zeit bessere Hexameter und Pentameter gedichtet als Mayerath. Der Dichter hat hier den Vortheil, daß bei dieser gleichmäßigen Form die Spuren der Vorbilder sich weniger ausprägen und nachweisen lassen. Die niederländische Idylle: „Das Erntemahl", worin sich eine ländliche Gesellschaft einen von Ameisen freien Platz auskucht und sodann gemüthlich den „Segen des Kordes", festen röthlichen Schinken, Butter, Brot und Gemüse verzehrt, schmeckt nach Voß und ist wunderdutend. Die dramatischen Scenen, welche den an den Kaukasus angeschmiedeten Prometheus und Faust im Sturme schildern, sind mit größerer poetischer, bilderreicher und sprachlicher Kraft ausgestattet, als wir von Mayerath zu erwarten Ursache hatten. „So steh' ich hier — ruft Prometheus — im kleinen Raum ein Bild des Alls, so lang es Zeus beherrscht! Allzu scharf ist der Schmerz ein Gott der Welt, allzu weich ist es wieder zu." Mayerath könnte in diesem Genre viel leisten, wenn er es über sich brächte, den Wortschwall seiner raisonnirenden Personen zu hemmen und nicht so viel Natur- und Empfindungsstücke bombastisch aneinander zu reihen. Es war Pflicht, über diesen Dichter auch im Tadel weitläufig zu sein, weil seine Leistungen schon im Voraus als etwas Ausserordentliches angekündigt wurden und das Urtheil der Menge sich nur allzu leicht irre führen läßt. 25.

Anekdote.

Die liebe Dorel.

Es war am Tage Sibylla, am 10. September 1618, als die Kinder in Brieg zur Herzogin Sibylla Dorothea von Brieg aufs Schloß, wie öfters geschah, geladen waren, um daselbst von der guten Fürstin belobt und beschenkt zu werden, so sie fromm und fleißig sich verhalten hatten. „Mein Töchterlein, wie heißest du?", fragte sie ein kleines Mädchen. „Anna Pohlin!" lautete die Antwort. „Und wie heiße ich denn?" fragte Sibylla weiter. „Liebe Dorel!" Der Sprecher der Bürgerschaft erschrak gewaltig über die kleine Unbesonnenheit und bat: „Fürstliche Gnaden wolle dem Kinde und der Stadt solches Wort zu Gnaden halten und nicht übel deuten, dieweil es wahr sei, daß das weibliche Geschlecht in Stadt und Land sie insgemein so nennen. Da aber fattete die gute Fürstin ihre Hände, hob sie gen Himmel und sagte: „Gott sei gelobt für solchen köstlichen Titel, und will ich ihn, so ich bei Sinnen bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht wechseln!" Ihr Gemahl aber, der Herzog, umarmte sie und nannte sie hinfort nicht anders, als „liebe Dorel!" *) 15.

*) Schmidt, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla (Brieg 1836), S. 61 fg.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Vollendung ungewiß.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*11. Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes zweites Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erst Band in 4 Heften (1835 — 36) kostet 2 Thlr. 4 Gr., das erste Heft des zweiten Bandes 16 Gr., das zweite 12 Gr.

*12. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Aerzte. Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr.

*13. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Siebenundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Viele Fortsetzung wird zunächst Sterne's „Der sentimentale Reisende" und Der Lesb und sein Siegfried" (16 Gr.) und Cervantes' Novellen enthalten. Bisher erschienen:

I—IV. Des Luitprie von Cremona, übersetzt von Stellan. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landredigen von Bokkefelt von Goldmund, übersetzt von Leland. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von Quevedo, übersetzt von Kreil. 12 Gr. — XI—XIV. Jery Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Jacopo Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XXI—XXII. Die Novellen von Boccaccio. 2 Thlr. — XXIII—XXIV. Die Leiden des Poetikus und der Gudmunda von Bernstjerne, mit einer Einleitung von L. Aleck. 1 Thlr. 8 Gr. — XXV—XXVI. Die Verlobten, von Manzoni, übersetzt von Bülow. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. Die ersten 22 Bände dieser Sammlung sind in der Verlagshandlung zu haben und kosten zusammen 13 Thlr. 5 Gr. nur 8 Thlr.

*14. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Vierzehntes Bändchen. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Das vierzehnte Bändchen enthält Hoffmannswaldau, Lohenstein, Wernike, Canitz, Wolke, Besser, Postel, Neukirch, Menschenick, Pfeffer und beschließt die Sammlung, die nun 20 Thlr. 16 Gr. kostet.

*15. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vollständig in vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Zweiten Bandes achte Lieferung und folgende. Dritten Bandes dritte Lieferung und folgende. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh. Preis jeder Lieferung 6 Gr.

Durch die Verausbauung, daß der zweite Band, die Artikel von P—L, und der dritte Band, die Artikel von M—R enthaltend, jetzt gleichzeitig gedruckt werden, sieht die Vollendung des Werks nun bald zu erwarten, ohne daß die rascher fortschreitende Herausgabe eine Verminderung der Sorgfalt der Redaktion in Hinsicht auf die Auswahl und Bearbeitung der einzelnen Artikel zu Folge haben soll.

Der erste Band, A—E (92 Bogen mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten), steht in elegantem Corpus gebunden 3 Thlr. 8 Gr. und wird Allen empfohlen, denen die Anschaffung des Werks in einzelnen Lieferungen unbequem sein sollte.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen zu gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 210. — 29. Juli 1838.

Friedrich II.

1. Friedrich's des Zweiten, Königs von Preußen, Briefwechsel mit dem Grafen Algarotti. Ein Nachtrag zu Friedrich's des Großen hinterlassenen Werken. Aus dem Französischen und Italienischen übersetzt von Friedrich Förster. Berlin, Gropius. 1837. Gr. 8. 20 Gr.
2. Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von J. D. E. Preuß. Berlin, Duncker und Humblot. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.
3. Friedrich's des Großen Briefe an seinen Vater, geschrieben in den Jahren 1732—39. Berlin, Mittler. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Seitdem Preuß durch sein gelehrtes und umfassendes Werk über Friedrich II. die Lebensgeschichte des großen Königs auf die vorzüglichste Weise bereichert hat, ist die in Deutschland nie untergegangene Theilnahme an dem ruhmwürdigen Regentenleben dieses Fürsten neu angeregt worden. Davon zeugen nicht allein die literarischen Arbeiten, deren Verfasser sich diesem Gegenstande mit Liebe und Sachkenntniß gewidmet haben, sondern auch die buchhändlerische Theilnahme, welche es die Verleger wagen ließ, sich in einer Zeit, die, wie die unsrige, fast nur für das Neueste und für industrielle Interessen Sinn hat, auf solche Artikel einzulassen. Ja, wir schlagen dies um so höher an, da manche neuere Schriftsteller sich eine Zeit hindurch viel Mühe gegeben haben, das Andenken Friedrich II. auf alle Weise zu schmähen und herabzusetzen, obschon sie schwerlich jemals einen Blick in des Königs Werke gethan und sich mit ihrer Kenntniß seiner Geschichte schwerlich über schlechte Compilationen hinaus verstiegen hatten. Denn schon aus Archenholz „Geschichte" hätten sie ein besseres Bild gewinnen müssen, und ein Schriftsteller, wie Heine, hätte Friedrich II. nicht „einen prosaisch-wundersamen Helden" nennen können, der „die raffinirte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und Tüchtige seiner Zeit recht deutschtapfer in sich ausgebildet hatte". Ebenso wenig würde er sich auch dann in dem witzigen (?) Ausdrucke gefallen haben, daß „Potsdam zu den oeuvres posthumes des Philosophen von Sans Souci gehöre, und daß man bei dem Betrachten dieser Stadt die hier und da aufsteigende Lachlust unterdrücken müsse, als fürchte man, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, als wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz".

Wir wollen uns indeß bei dergleichen Absurditäten nicht aufhalten und wenden uns lieber zu den drei vorliegenden Schriften, deren Verfasser von warmem Eifer für das Andenken des großen Königs erfüllt sind und die ihn selbst sprechend und schreibend vorführen, wie es dem Geschichtschreiber besonders wohl ansteht, der sich nicht in unnütze, ungründliche Declamationen einlassen darf.

Die in Nr. 1 gedruckten Briefe Friedrich II. und des Grafen Algarotti sind zwar nicht neu, enthalten auch keine Zugabe aus unbenutzten Handschriften, verdienen aber doch mit Dank aufgenommen zu werden, weil sie an mehren Orten zerstreut stehen und die gedruckten Exemplare der Originale außerordentlich selten geworden sind. Die handschriftlichen Briefe des Königs werden nämlich im Palast Corniani zu Venedig unter Glas und sicherm Verschluß bewahrt, und die nach den Abschriften derselben von Ogliani 1799 in Italien erschienene Ausgabe ist selbst in Rom und Venedig außerordentlich selten geworden. In den Briefen, welche in die Jahre 1739—64 fallen, ist nun durchaus und namentlich bis gegen 1750 hin (von da an werden beider Männer Briefe sehr kurz) die größte Verehrung Friedrich's gegen seinen „geliebten, harmonischen, sanften Schwan von Padua" (so wird Algarotti angeredet) sichtbar und die theilnehmendste Sorge für dessen Gesundheit und Wohlbefinden, wie dieser auch seinerseits dem Könige die schmeichelhaftesten Dinge zu sagen nicht unterlassen hat. Der Häckerling und das Heu Friedrich hatte geklagt, daß sein Kopf nur mit solchen Dingen angefüllt sei) würden unter seinen Händen zu Rosen und Myrthen, schreibt er, bis sie sich in Lorber verwandeln, und die mit Grenadieren untermischten Grazien folgen dem Anakreon, der in die Fußtapfen Cäsar's tritt. An einer andern Stelle will er dem Könige den Beinamen Silesiacus gegeben wissen, und wieder einmal, als ihn Friedrich nach Potsdam eingeladen hatte, äußert er, daß, wenn er auch jetzt nicht kommen könnte, doch sehr erfreut sein würde, von Zeit zu Zeit ein Jahr in Berlin zubringen zu können. Denn dies würde für ihn ein Jahr der Freude sein, wie es die Wiederkehr der Olympiaden für die Griechen war. Sonst verbreiten

Digitized by Google

sich die Briefe über Musik, bildende Künste und allerhand literarische und politische Dinge, wie über Voltaire's „Henriade", über des Königs „Anti-Machiavell", über französische Schriftsteller, wo indeß wol nicht jeder Leser mit dem Ausspruche übereinstimmen wird, daß Bernard's „Kunst zu lieben" das gleichnamige Gedicht des Ovid übertreffe, besonders über Voltaire. Über den Letztern, dessen Geist und Scharfsinn Friedrich in einem so hohen Grade verehrte, finden wir unter Anderm folgende Stelle aus dem Jahre 1749:

Voltaire hat einen Streich gespielt, der unwürdig ist (vermuthlich in Beziehung auf die Händel mit d'Arnaud und Maupertuis). Er verdiente auf dem Parnaß gebrandmarkt zu werden. Es ist Schade, daß eine so niedrige Seele mit einem so schönen Geiste verbunden ist. Er hat die Artigkeiten und Bosheiten eines Affen. Sobald ich Sie sehe, werde ich Ihnen sagen, was er ist; indessen werde ich thun, als ob ich nichts wüßte, denn ich bedarf seiner zum Studium des französischen Ausdrucks. Man kann auch von einem Bösewichte etwas Gutes lernen.

Von des Königs Liebe zu geistigem Umgange, von seiner anmuthigen Weise, politische Gegenstände mit literarischen zu vereinigen, von der bittern Ironie, mit der er über seine Kriegsführung scherzt, und dem Gefühl, mit welchem er die Noth der Länder, z. B. Sachsens, welche der Kriegsschauplatz sind, ermißt, finden sich auch in diesen Briefen hinlängliche Belege.

Die Übersetzung liest sich leicht und gut. Der sprachgewandte Übersetzer zeigt sich indeß noch mehr in den poetischen als in den prosaischen Stücken, die er theils in Distichen, theils in Jamben und Alexandrinern glücklich wiedergegeben hat.

Der Verf. von Nr. 2 hat sein Buch allzu bescheiden eine historische Skizze genannt. Wir nennen es vielmehr eine durchaus den Gegenstand erschöpfende Abhandlung, die aus den fleißigsten Sammlungen und der sorgfältigsten Lectüre der Werke Friedrich's hervorgegangen ist und überall von der rührendsten Anhänglichkeit an des großen Monarchen Leben und Wirken Zeugniß ablegt. Man dürfte nicht leicht in unserer Zeit einen Schriftsteller finden, der sich mit solcher Liebe und Treue der Erinnerung an einen großen Verstorbenen zu eigen gegeben hat, als es bei Hrn. Preuß der Fall ist. Seine uns jetzt vorliegende Schrift zerfällt in sechs Abschnitte von bedeutendem Umfange (407 Seiten) mit den Überschriften: „Jünglingsfreundschaft und Jünglingsverirrung", „Die Platonische Republik in Rheinsberg", „Das neue Lyceum in Charlottenburg", „Der Philosoph von Sans Souci", „Die Freunde in der Noth und die Familienleiden während des siebenjährigen Krieges", „Wiederschein der alten Zeit", „Das Alter entehrt". Wir werden indeß diese jetzt nicht einzeln durchgehen, sondern durch Anführung einzelner hervorstechender Persönlichkeiten ein Bild von Friedrich's geselligem und verwandschaftlichem Leben in seinen Hauptzügen darzustellen suchen.

Zuvörderst sprechen wir von seinen Ältern und Verwandten. Die Mißhelligkeiten mit dem Vater Friedrich Wilhelm werden, mit Verweisung auf das größere Werk, nur kurz besprochen, doch ausdrücklich gesagt, daß der Sohn im Unrecht gewesen sei. Um so lieber verweilt dafür der Verf. bei den sich seit 1732 immer besser gestaltenden Verhältnissen zwischen Vater und Sohn. Harmonie konnte allerdings zwischen zwei so verschiedenen Charakteren nicht stattfinden, der König blieb argwöhnisch, ob der Sohn seinen eigentlichen künftigen Beruf nicht verfehle und ob er ein guter Christ sei, und nur erst in den letzten beiden Lebensjahren des Königs erfreute sich Friedrich des wohlthuenden Gefühls, von seinem Vater so erkannt zu werden, als er es verdiente. So hat er auch seines Vaters nie anders als im Tone der größten Verehrung gedacht, der erst unterwürfig und demüthig war, dann aber an freier Bewegung und Erhebung zunahm. Die verwitwete Königin hat sich unausgesetzt seiner größten Ehrerbietung und Zärtlichkeit zu erfreuen gehabt, wie es denn Grundsatz des Königs war, daß die Erkenntlichkeit gegen die Ältern keine Grenzen habe und daß man wol Tadel verdiene, wenn man darin zu wenig, nicht aber wenn man darin zu viel thue. Gleiche Sorge und Theilnahme erhielt Friedrich's Gemahlin, die regierende Königin, die nach ihren eignen Worten nur durch die Fügung des Himmels keine Kinder bekommen hatte. Das Verhältniß Friedrich's zu seiner Gemahlin und ihre eigne Persönlichkeit ist eigentlich von Hrn. Preuß zuerst in das richtige Licht gesetzt worden. Wir erkennen in seiner Darstellung nicht blos, daß Friedrich seiner Gemahlin, weil sie eben die Königin war, jede mögliche Ehrfurcht erwies und erwiesen wissen wollte, sondern daß dieselbe auch durch die unwandelbarste Theilnahme und Ergebenheit gegen ihren Gemahl, durch Frömmigkeit und Wohlthun, durch unerschütterliche Tugend, durch wissenschaftliche Beschäftigungen und gebildeten Umgang der ihr erwiesenen Huldigungen vollkommen würdig gewesen ist. Seinen jüngern Brüdern, August Wilhelm, Heinrich und Ferdinand widmete der König gleich von seiner Thronbesteigung sorgfältige Aufsicht und Erziehung; so lange sie unvermählt waren, hatte er sie gern in seiner Nähe, und wenngleich die große Gebundenheit in Potsdam nicht so ganz behaglich war, so schloß sie doch die Brüder um so enger aneinander an. Dem Prinzen August Wilhelm, der ihn einst beerben sollte, widmete Friedrich sein großes Gedicht: „Die Kriegskunst", und sagt es in der meisterhaften Zuschrift, warum er grade diesen Bruder als Freund und Fürsten liebe. Und für den erstgeborenen Sohn desselben setzte er eigenhändig dem Erzieher desselben die Instruction auf. Die unglücklichen Begebenheiten im Juli 1757 nach der Schlacht bei Kolin, welche des Prinzen August Wilhelm Entfernung vom Heere und seinen baldigen Tod herbeiführten, brauchte Hr. Preuß nur kurz zu berühren, da er in seinem größern Werke und Varnhagen von Ense im „Leben Winterfeldt's" diese Ereignisse ausführlich und der Wahrheit gemäß geschildert haben; Friedrich's Schmerz über den Verlust des Bruders und über das Unglück des Staats treten gleichmäßig hervor und rechtfertigen ihn gegen den Vorwurf der Härte, zu dessen Widerlegung Hr. Preuß auch die hierher ein-

Digitized by Google

schlagende Partie aus Rochow's „Charakteristik des siebenjährigen Krieges" berichtigt hat. Prinz Heinrich glänzt als ausgezeichneter Feldherr, des Königs Achtung und Vertrauen fehlt ihm ebenso wenig als dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig. In den spätern Jahren sehen wir ihn nur selten im Kreise seiner Familie; mit seiner Gemahlin nahm er zuletzt am Neujahrstage 1785 das Diner ein, und als der Prinz Wilhelm, der Sohn des Prinzen von Preußen (nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II.) am 10. Juli 1783 getauft werden sollte, war Friedrich II. zwar willig, eine Pathenstelle zu übernehmen, aber die ganze Feierlichkeit mußte in sieben Minuten abgethan sein, ein Beweis, wie wenig Friedrich in seinem etikettereichen Jahrhundert auf Etikette hielt, denn er selbst kam mit einem Adjutanten zu Pferde und der Minister Finkenstein in einem Fiacre gefahren. Endlich stellt sich auch das Verhältniß des Königs zu seinen Schwestern, den Prinzessinnen Wilhelmine, Ulrike, Charlotte und Amalie, aus vielen Stellen als schön und befriedigend dar. Seine Lieblingsschwester war bekanntlich die Markgräfin von Baireuth, die Gefährtin seiner frühesten Jugend in Leid und Freude, die spätherin Allem, was der Bruder geistreich hingab, mit dem Geiste folgte — fast ein Verhältniß, wie es zwischen Goethe und seiner Schwester Cornelia bestanden hat. Darum traf auch ihr Verlust — grade am Tage der Schlacht bei Hochkirchen — das Bruderherz so empfindlich, und war noch 15 Jahre später ebenso lebendig als an dem Tage, wo die Trauerpost einging. In der ganzen so lebensvollen Reihe hat Ref. nur die Prinzessin Amalie vermißt. Ihr Name ist kaum zwei bis drei Mal genannt, und doch knüpfen sich grade an diesen Namen so manche Geschichten und Sagen (wir wollen nur an Das erinnern, was der Franzose Thiebault in seinem Werke über Friedrich II., Thl. 1, S. 210—220, von ihr meldet), daß es wol zu wünschen gewesen wäre, Hr. Preuß hätte über die gewiß in vieler Beziehung recht unglückliche und von ihrem Bruder so geliebte Fürstin Mehres und Urkundliches geben können.

Die zweite Reihe von Lebensbildern in des Verf. Buche bilden die Freunde und Vertrauten Friedrich's. Sollen wir unter dem letzten Ehrentitel nur Dienstfreunde oder Solche verstehen, die unmittelbar um des Königs innerste Geheimnisse wußten, so sind fast nur der General Winterfeldt und Schwerin, der Minister Podewils, der Cabinetsrath Eichel, der geheime Kämmerer Fredersdorff, aus spätern Zeiten der Minister Hertzberg, und in mehr oder geringerm Grade diejenigen Cabinetsräthe und Generaladjutanten zu nennen, welche Hr. Preuß namhaft gemacht hat. Aber neben und mit ihnen erscheint noch eine stattliche Menge von Freunden und Vertrauten, die des Königs Kriege führten und wie früher in dem anmuthigen Stillleben zu Rheinsberg, dann in den Gemächern zu Sans Souci und Potsdam des Königs geistige Erholungen getheilt haben. Hr. Preuß hat über alle diese Männer interessante Details beigebracht; wir können freilich fast nur ihre Namen aufführen, so ungern wir auch der Versuchung widerstehen, Einzelnes auszuheben und dadurch Friedrich's inneres Leben zu schildern, wäre es auch nur um des Contrastes willen mit dem in den Gemächern Napoleon's zu St.-Cloud und in den Tuilerien. Der so oft mit Napoleon zusammengehaltene König von Preußen würde dabei wenigstens nicht verlieren. Schon in Rheinsberg glänzen die Namen Knobelsdorf, Chazot, Fouqué; des Letztern Briefwechsel mit dem Könige, der bis 1771 reicht, ist in hohem Grade schön und erhebend und zeigt des Königs dankbare und treue Seele. Keyserling, Jordan, Duhan, die Lehrer und Freunde der Jugend, starben bald nach dem Regierungsantritt des Königs. In ihre, der nie Vergessenen, Stelle treten die Generale Rothenburg, Stille, Goltz, die Gesandten Valori, Mitchell, Rudenskjold, Feldmarschall Keith und Mylord Marechal; nach dem siebenjährigen Kriege die Generale Lentulus, Seydlitz, Krokow, Krusemark, in den letzten acht bis neun Jahren die Generale Gaudi, Chazot, Anhalt, Görtz und Schwerin, der Marquis Luchesini und der Minister Hertzberg. Mit diesen mischen sich die französischen Literaten Maupertuis, Darget, Le Catt, der Italiener Algarotti, die Akademiker Formey, Bitaubé, Merian, Achard, Sulzer, der Marquis d'Argens und Voltaire. Von ihnen sind die beiden Letztern für Friedrich's inneres Leben die bedeutendsten geworden, weshalb auch Hr. Preuß dieses Verhältniß auf das vollständigste und unparteiischste dargestellt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Elsaß.

Unter der Redaction des jungen elsässischen Dichterpaares, Auguſt und Adolf Stöber, deren Name aus der langen und breiten Schar deutscher Poeten rühmlich hervortritt, erscheint zu Strasburg seit Mai d. J. ein Unterhaltungsblatt „Erwinia", das nach Inhalt und Richtung auch die Beachtung des überrheinischen Deutschlands verdient. Wie gegenwärtig die Verhältnisse stehen, zeigt sich im Elsaß nichts weniger als die Sehnsucht einer politischen Wiedervereinigung mit dem deutschen Stammlande. Die Elsässer sind mit der pariser Deputirtenkammer ebenso wohl zufrieden, als man es in Deutschland mit dem hohen Bundestage zu Frankfurt ist. Sie nehmen weder lebhafte Partei für die bandorische Verfassung von 1819, noch für die von 1835. Sie meinen, daß sich das Glück des französischen Mauthsystems und des deutschen Handelsvereins beiläufig die Wage halten. Sie sind noch immer höchst reizbar für den alten Ruhm der französischen Waffen, woran sie einen verhältnißmäßig so großen Antheil hatten, und sie mutheu den Deutschen wol gar zu, ihnen Dank zu wissen, daß sie während einer Periode der Erniedrigung den guten Ruf germanischer Tapferkeit, wenngleich im fremdlichen Heere, aufrecht erhalten. Endlich sind ihnen aus der Zeit der Revolution einige Institutionen geblieben, die sie so wenig missen wollen, daß sie selbst damals nicht irre wurden, als ihre Geschworenen die in das strasburger Attentat Verwickelten freisprachen und als durch alle Katheder und Gerichtssäle Deutschlands ein kalter juristischer Fieberschauer hinlief. Dennoch wollen die Elsässer in Sprache und Sitte deutsch bleiben und, das Wort sie sollen lassen stahn" — so ruft mit männlichem Trotze die große Mehrzahl allen Welschen und Verwelschten entgegen. Und deutsche Sprache und Sitte werden nicht untergehen! Wenn dies unter ganz verschiedenen Verhältnissen im größern Theile Lothringens geschehen konnte und mußte, so bleiben dagegen die Elsässer, durch die fort und fort sich erneuernden Fäden eines lebhaften

Digitized by Google

persönlichen und geistigen Verkehre, an das freundliche deutsche Rheinthal mit seinen noch jetzt lebendigen Sagen und Erinnerungen geknüpft; und gegen diese Natur der Dinge, gegen die Macht eines sich täglich wiederholenden Lebens wird keine Politik etwas vermögen, die sich hier die Vernichtung deutscher Sprache und Sinnesart zum Ziele setzen wollte.

Immer konnte es jedoch während der langen Dauer französischer Herrschaft nicht fehlen, daß von dem frischen Borne der Muttersprache, woraus die Kraft eines eigenthümlich geistigen Schaffens quillt, einige Wenige sich abgewendet haben, um sich zu Halbbrangosen wallachen zu lassen. So sind denn einige sehr schwerfällige und ekelige Uebersetzungen von Elsässern ins Welsche entstanden, welche die nachsichtigen Franzosen etwa wie eine Art von Druckfehlern in ihrer Sprache passiren lassen. Diese fatalsten Früchte eines aufgepfropften Franzosenthums, die auf der deutschen Seite faul und auf der französischen unreif sind, werden nicht den gesunden Kern des mütterlichen Volksstammes anfressen. Doch könnte sich die Anfechtung wenigstens auf der Oberfläche verbreiten, und eine zu dem Zwecke, um ihr vorzubeugen, um den deutsch erbenden und fühlenden Elsässern einen Einigungspunkt zu schaffen, ist die „Erwinia" gegründet worden. Auch soll damit eine fortdauernde Bekanntschaft mit der deutschen Literatur und allem Bedeutenden, was in ihr auftaucht, erhalten und über alle Mauthen und politischen Schranken hinaus ein geistiger Verkehr mit Deutschland und der deutschen Schweiz vermittelt und erneuert werden, da er während der letzten Jahrzehnde allzu sehr ins Stocken gerathen ist. Darum beschränkt sich die „Erwinia" nicht ausschließend auf den Elsaß, sondern aller Orten her, so weit die deutsche Sprache klingt, mögen sich Stimmen in ihr vernehmen lassen.

Keineswegs stellt sie sich jedoch der neuern französischen Literatur feindselig entgegen, mit jenem wohlfeilen, deutschthumlichen Patriotismus, wie ihn jetzt manche deutsche Schriftsteller zur Schau tragen. Freilich hat die junge, französische Literatur noch ihre trübe Gährung. Aber es ist kein Gespenst des 18. Jahrhunderts, das mit der Perücke umgeht, sondern ein jugendlich brausender Geist, welchen die alle Tiefen des Völkerlebens aufsprengende Revolution hervorruft und der mit seinem Janusgesichte ein allerdings sehr verzweifelt verzerrtes Gesicht der Vergangenheit und Gegenwart zuwendet, aber doch auch prophetisch in die Zukunft hinausblickt. Nur die Lebenden haben recht, und was die Literatur der Lebendigen betrifft, so dürfte sich die französische der deutschen wol gewachsen meinen, seit diese von der Censur aus der gefahrvoll stürmischen See so glücklich auf den hiesen Sand geschleudert worden ist. Gewiß würde also die „Erwinia" ihrer Aufgabe verkennen, wollte sie die deutsche Aesthetikritik nachahmen und sich als brummende Wächterin an die Grenze des deutschen Sprachgebiets setzen, um aus der einen Tasche an dem Ruhm eines Schiller zu saugen und mit der andern gegen Alles, was französisch heißt, täpsisch zuzufahren. Es entspricht vielmehr ihrer eigenthümlichen Stellung, daß sie prüfend und vergleichend dahin und dorthin ihre Blicke wende; daß sie wenigstens das Bedeutende von beiden Seiten ins Auge fasse und, was bei der Beurtheilung der neuern französischen Literatur in Deutschland so häufig versäumt wird, daß sie stets auf ihren Zusammenhang mit den socialen Verhältnissen, auf den Grund, woraus sie entsprießt, besonders Rücksicht nehme. Dafür findet sich die „Erwinia" in sehr geeigneter Lage, da gerade im Elsaß sowol die nationalen Gegensätze des Deutschen und Französischen, als die socialen des Alten und Neuen zum Theil sehr scharf sich gegenüberstehen, zum Theil in mannichfachen Schattirungen sich vermischen und verschmelzen. Schlagen doch von beiden Nationen her die Wogen eines bewegten geistigen Lebens, manche Spuren hinterlassend, auf dem Boden des Elsasses zusammen. Ehrensestes, deutsches Bürgerthum neben demegtlichen Frangosenthum; stolze und stattliche Bauernwirthschaft neben ausgedehnter Industrie und Maschinenwesen; alte Volkstrachten neben pariser Moden; ganz und halbe Franzosen neben verbannten Polen und Deutschen; Republikaner, Juste-milieus und Legitimisten neben Anhängern von St.-Simon, Fourier und andern Socialsten; steifer Katholicismus, orthodoxes Lutherthum und Pietismus neben den Lehren von Lamennais und Strauß; Eleckisch neben neuer französischer Romantik; literarische jeune France und junges Deutschland neben schwäbischer Dichterschule und Mengel'scher Kritik; Philosophien aus Berlin und Paris: — das Alles und mehr hat wenigstens einzelne Vertreter gefunden und bietet sich wenigstens vorübergehend der unmittelbaren Betrachtung dar. Solchen reichen Stoff möge die „Erwinia" zu benutzen wissen und selbst in ihren leichtern Erzählungen und Novellen nicht in das Unbestimmte und Gestaltlose verschwimmen, sondern vor Allem an Das sich halten, was aus der frischen Gegenwart sich herausgreifen läßt. Nebendei mögen denn auch, zum belebenden Contraste, in Sagen und Märchen die Geister der Vergangenheit berufen werden. Und je unbefangener und unparteiischer sie dies Alles darstellen und beurtheilen wird, um so mehr wird sie ein echt deutsches Blatt sein, jenseit des Rheins Unterstützung finden und dieselbe zur Bewahrung deutscher Sprache und Sinnesart das Ihrige beitragen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Anfrage.

Es ist in neuerer Zeit behauptet worden, daß die ein bis zwei Meilen um Altenburg lebenden Bauern, die durch Kleidung, Sitten, Lebensweise, Wohnstand, Bildung, häusliche Einrichtungen und allerlei Eigenthümlichkeiten sich vor ihren Grenznachbarn auszeichnen, auch wegen ihrer Landwirthschaft selbst im fernen Auslande berühmt sind, nicht Sorben-Wenden, sondern urdeutschen Stammes sein sollen. Ein interessanter Aufsatz darüber soll selbst in diesen Blättern einst vorgekommen sein. Wo finden sich Beweise für jene Behauptung? Nicht leicht zu erklären möchte es sein, wie dieses Völkchen zu diesen Eigenthümlichkeiten, abgesondert in seinen Umgebungen, gekommen und sich im Wesentlichen bei einzelnen Veränderungen darin erhalten habe. Und wenn auch manches Eigne dieser Landleute nicht nothwendig auf wendische Abkunft deutet, so sind doch offenbar die vielen Namen von Dörfern und Flecken, wie Zschanisch, Taschwitz ꝛc. ebenso wie Eutritzsch und andere Ortschaften bei dem nahen Leipzig von den Sorben-Wenden abgeleitet. Dahin hat auch Hempel in der ganz neu bearbeiteten dritten Auflage des Kronbiezel'schen Werks („Sitten, Tracht, Lebensweise, häusliche und landwirthschaftliche Einrichtungen der altenburgischen Bauernschaft ꝛc.", Altenburg 1839) die bisherige Annahme, daß diese Bauern, die im altenburgischen und rennenburgischen Amtsbezirk auf 40,000 und mit den Grenznachbarn im preußischen und sächsischen Gebiete zusammen auf 50,000 gerechnet werden, von Sorben-Wenden abstammen, noch immer als die begründetste angesehen und beibehalten, Nachweise für jene erwähnte Ansicht jedoch möchten jedenfalls interessant sein.

105.

Gegen das Ende des amerikanischen Krieges nannte ein Lord im Oberhause in der Hitze der Debatten den damaligen Kanzler der Schatzkammer, Lord North, „this thing of a minister". Einige von Lord North's Freunden drangen in diesen, sich Privatgenugthuung wegen dieser Beleidigung zu verschaffen. Dieser entgegnete mit Ruhe: „Das will ich auch und zwar dadurch, daß ich meinen Posten behaupte; denn ich weiß, Se. Herrlichkeit hat sonst nichts gegen mich, als daß er wünscht — das Ding zu sein, was ich bin."

29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 211. — 30. Juli 1838.

Friedrich II.

(Beschluß aus Nr. 210.)

Mit wie großer Erwartung sich Friedrich nach Voltaire's Bekanntschaft gesehnt hatte, wie überglücklich es ihn machte, mit demselben eine Correspondenz einzuleiten, und wie er 4-2 Jahre lang in derselben alle wichtigen literarischen, politischen und sittlichen Fragen zur Sprache gebracht hat, ist hinlänglich bekannt. Jedoch wird man die von Hrn. Preuß wohlgeordneten Auszüge mit nicht geringerm Vergnügen lesen. Wir wollen hier blos zu Friedrich's genauerer Charakteristik erwähnen, daß der Verf. im vierten Abschnitte von Voltaire's Schlechtigkeit im Umgange, von seinem hämischen Charakter, seiner Habgier, seinem Neide gegen Maupertuis u. A., seinem kriechenden, schmeichelnden Wesen, wenn er den ihm so gütigen König erzürnt hatte, durchaus urkundliche Nachrichten gibt, ebenso wie von des Königs sicherer, fester Haltung, mit der er Voltaire seine Niedrigkeiten mehr als einmal sehr derb vorhält. Mit Recht sagt Hr. Preuß daher, daß schon um das J. 1750 die Zeit der moralischen Begeisterung für Voltaire rein verschwunden, die literarische aber überschwenglicher als je gewesen sei, und daß sich Friedrich ohne den Besitz eines solchen Kopfes nicht habe zufrieden geben können, den er stets mit gleicher Bewunderung als unerreichbar anerkannte, indeß sein eigner moralischer Charakter sich von dem ebenso unbestrittenem Vorrange Zeugniß gab. Bald darauf ließ Voltaire die Satire auf den Doctor Akakia folgen, Erniedrigung und Aussöhnung wechselten miteinander, bis endlich Voltaire mit des Königs Erlaubniß am 26. März 1753 von Potsdam abreiste, und hierauf die bekannte Anhaltung zu Frankfurt a. M. am 1. Juni stattfand, wodurch der Bruch für kurze Zeit entschieden war, das briefliche Verhältniß jedoch zwischen ihm und dem Könige, der nun einmal von Voltaire nicht lassen konnte, auf Voltaire's eigne Einleitung sich wiederherstellte. Selbst nach neuen Beweisen von Voltaire's Falschheit und von seiner abscheulichen Freude über des Königs Unglück im Kriege hörte der Briefwechsel nie ganz auf. Ein ganz anderer, weit edlerer Charakter war der Marquis d'Argens, der für den König im siebenjährigen Kriege Das wurde, was ihm Jordan während der beiden schlesischen Kriege gewesen war. Ernst und Scherz, Politik und Literatur, die zärtlichste Sorgfalt für des Marquis Gesundheit und seine Liebhabereien wechseln in Friedrich's Briefen miteinander ab und verleihen dieser Correspondenz die größte Wichtigkeit für des Königs innere Geschichte. Ist dieselbe auch bereits seit längerer Zeit gedruckt, so durften doch die wichtigsten Stellen von Hrn. Preuß im gegenwärtigen Werke nicht übergangen werden.

Überblicken wir nun noch einmal die Reihe der von Hrn. Preuß geschilderten Freunde und Verwandten Friedrich's, so glauben wir noch mit einigen Worten jener zarten Aufmerksamkeiten des Königs gedenken zu müssen, die sich auf das anmuthigste durch wichtige Besprechungen über Politik und Literatur, oft in den sorgenvollsten Stunden des Monarchen hindurchziehen. So sendet er seinem kranken Fredersdorff ungarischen Wein, an seine gute Mama, die Gräfin von Camas, spanischen Schnupftabak „mitten aus dem Hundeleben, welches er eigentlich führt", an seine Gemahlin und an seine Schwägerinnen meißnischen Porzellan, an den Greis Fouqué Balsam von Mekka, Trüffeln, Porzellan u. A. m. Sollen wir noch erwähnen, daß er den Mylord Marschal in einem eignen Zimmer seines Schlosses sein Mittagsschläfchen halten ließ, daß General Stille in einem dazu bestimmten Zimmer seine Pfeife rauchte, daß Fouqué in einem kleinen Wagen durch die Alleen von Sans Souci fuhr, während Friedrich zu Fuße nebenher ging, daß er Zietben ruhig an seiner Tafel schlafen ließ, so sind das wenigstens Züge, die den so oft vorgebrachten Tadel über Friedrich's Egoismus zu entkräften vollkommen geeignet sind.

Ebenso gilt der König bei Vielen auch für einen Verächter des schönen Geschlechts. Hr. Preuß hat gezeigt, daß nicht blos in Rheinsberg neben andern schönen Künsten, vorzüglich Musik und Malerei, und neben den verschiedensten Jugendbelustigungen auch schöne Damen den Hof geziert haben, sondern daß er auch noch nach dem siebenjährigen Kriege seine Schwester Amalie und andere Damen zu sich habe einladen lassen. Die Bewunderung weiblicher Größe und Schönheit, ja selbst eine gewisse Galanterie bewahrte er sich noch bis in die letzten Jahre seines Lebens.

Zuletzt heben wir nur noch Eins aus dem so reichhaltigen Buche hervor. Friedrich hat stets als ein Verächter der Geistlichkeit gegolten und einzelne harte Äuße-

Digitized by Google

rungen über Schäker und Muckerpack sind auch wol nicht ganz in Abrede zu stellen. Aber wir dürfen auch aus der Zeit seiner Jugend nicht übergehen, daß seine Unterhaltungen mit Suhm, Manteuffel und Wolf doch sehr oft theologische Materien zum Gegenstande hatten, daß der Propst Reinbeck zu des Kronprinzen nähern Umgange gehörte, und daß er mit den wackern französischen Geistlichen in Berlin, Beausobre und Achard, näher und persönlich bekannt zu werden suchte. Dem Letztern sendete er sogar zwei Texte zu Predigten. Ebenso erwähnt Hr. Preuß, daß Friedrich oft die Predigten berühmter französischer Kanzelredner in seinen Gemächern zu Ruppin gelesen habe, sodaß bei Erwägung des damaligen Standes der lutherischen Theologie und Dogmatik man leicht die Worte König Philipp's zum Marquis Posa, daß er „gewußt habe, mit Menschen es zu halten, als er einen fand", auf Friedrich in gewisser Beziehung anwenden möchte. Und für Friedrich's spätere Lebensjahre können wir zum Schluß das Zeugniß des frommen und tapfern Generals v. Günther aus einem Briefe an den nachmaligen Erzbischof Borowski zu Königsberg vom 25. August 1801 anführen:

Friedrich hat sich Ramler's Ode auf den Tod Jesu oft nach Ramler's Composition aufführen lassen; er liebte und schätzte, wenn er es gleich nicht äußerte, alle die Männer und Generals, die Religion hatten und übten, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, den General Zieten, Fouqué, Saldern und mehre. („Preußische Provinzialblätter", 1836, Februar, S. 162.)

Einen kleinern Kreis aus Friedrich's des Großen Leben umfaßt die unter Nr. 3 verzeichnete Schrift des preußischen Hauptmanns v. Hahnke. Es sind Friedrich's Briefe, die er als Kronprinz aus Ruppin an seinen Vater von 1732—39 geschrieben hat, in einer möglichst sorgfältigen und vollständigen Sammlung, mit berichtigtem Texte und beibehaltener Orthographie des fürstlichen Briefstellers, jedenfalls eine dankenswerthe Arbeit, die noch verdienstlicher durch die historischen Einleitungen des Herausgebers und seine vielen genealogischen, historischen und militairischen Anmerkungen geworden ist. Demnach stellt sich dies Buch an Fleiß, Ausdauer, Beiseitheit und patriotischer Gesinnung seines Verfassers auf recht würdige Weise neben die Bücher des Hrn. Preuß.

Die Gegenstände, welche Friedrich in den Briefen an seinen Vater bespricht, sind nun zwar nicht welthistorischer Art, auch lehren dieselben Materien, sowie der durchaus demüthige, unterwürfige Ton mehr als einmal wieder und bringen wenig Abwechselung in die Lecture. Dagegen ist es aber interessant, die schüchterne Art und die beständige Furcht, in welcher der Kronprinz sich gegen den strengen Vater befindet, mit andern zu derselben Zeit aus Rheinsberg geschriebenen Briefen zu vergleichen, in denen Lust und Jugendmuth athmet und deren Hr. v. Hahnke mehre der an Manteuffel, Grumbkow, Suhm, Camas, Achard u. A. geschriebenen beigefügt hat. Bedenkt man überdies, daß diese Briefe bald nach jenen fürchterlichen Scenen geschrieben sind, die des Kronprinzen Leben und Freiheit bedroht hatten, so wird man zugeben, daß der Ton nicht leicht anders sein konnte. Man wird aber auch von Jahr zu Jahr wahrnehmen, wie sich das Verhältniß bessert und des Kronprinzen Sinn freier wird, wenngleich selbst ansehnliche Beweise von seines Vaters Wohlwollen, wie das Geschenk der Stutereien zu Trakehnen in Lithauen, den Ton der Briefe nicht aus der frühern Unterwürfigkeit herausbringen können. Freilich brachte auch die Sitte des Jahrhunderts eine Steifigkeit mit sich, die der Genialität unserer heutigen jüngern Welt unerträglich scheint.

Fassen wir nun den Inhalt der Briefe zusammen, so machen die Berichte über die Angelegenheiten des ruppinschen Regiments, über „große Kerls", die zu Recruten gepreßt werden sollen, über neue Monturen, über Kranke und Geflorbene, ferner über die Kornpreise, über die Fabrikate der neuen Glashütte in Ruppin, über Jagdangelegenheiten, Besuche auswärtiger Fürsten und Neuigkeiten aus der Umgegend einen großen Theil derselben aus. Seiner Gemahlin, schlechthin „meine Frau" genannt, gedenkt Friedrich fast in jedem Briefe, woraus sich auf ein eheliches und häusliches Zusammenleben in Rheinsberg schließen läßt. Ebenso erfolgt bei den meisten Briefen irgend ein Geschenk aus des Kronprinzen Wirthschaft, das „er sich die Freiheit nimmt, in aller Unterthänigkeit zu übersenden", als Würste, kalte Pasteten, Puter, Kapaunen, eingemachte Gänse, Hummer, Kabeljaus, Erdbeeren, Weintrauben, wogegen ihm der Vater von Zeit zu Zeit ungarischen Wein verehrt. Bei irgend zweifelhaften Dingen wird der Vater um Rath gefragt, so bei dem Tode seines Schwiegervaters, des Herzogs von Braunschweig, wie die Trauer einzurichten sei. Als Antwort kam folgendes mündliche Decret des Königs:

Thut mir leid. Seine leute müssen alle schwarz seyn. Er einen blauen Rock schwarz Futter schwarze Aufschläge, schiechten Hut mit Flohr Reitkarche sollen den blauen Rock haben, doch schwarz Futter, Aufschläge Westen und Hosen, Kutscher, Laquayen, Pagen alles schwarz.

Als Proben dieser Briefe wollen wir zwei geben, ein Glückwünschungsschreiben zu des Vaters Geburtstage und den Bericht über den Aufenthalt des Prinzen von Mecklenburg-Strelitz-Mirow in Ruppin. Wir lassen beide Briefe mit genau beibehaltener Orthographie abdrucken; der erste vom 14. August 1736 lautet also:

Aller Gnädigster König und Vahter. Da Hier das Glück haben heute den geburts Tag Meiner Aller gnädigsten Vahters abermahlen zu feiren, so wird mein aller gnädigster Vahter nicht ungnädig nehmen das ich Ihm meine darüber entstandene Freude an den tach lege mit dem inniglichen Wunsch das der höchste Gott Wolle Meinen Allergnädigsten Vahter bey beständiger gesundheit und vergnügen noch lange jahre behalten möchte, hierbei nehme mihr die freyheit Meinen allergnädigsten Vahter eine Bagatelle zu presentiren mit der bitte Er wolle sie gnädigst annehmen, und wan Ehr sie gebrauche darbey gedenken das ich mit aller erfinnlicher Submission treue respect und wann Es mihr Erlaubet ist zu sagen mit aller unterthänigster Liebe bis an mein grab verharre Meines allergnädigsten Königs und Vahters treu gehorsamster Diner und Sohn Friederich.

Der andere Brief vom 11. Nov. 1736 ist folgender:

Des Printzen von Mirau visite ist gar zu curieus gewesen auf das ich nicht Meinen allergnädigsten Vahter alle umbstände davon berichte. Ich habe in meinen letzten schreiben Meinem Allergn. V. gemeldet, wie das der General Pretorius

Digitized by Google

bey uns gekommen wehre so fundt ich selbigen eben bey mihr wie ich mit dem Printzen von Mirau in die Camer kam; so fing der General Pretorius an, voilà le Prinse Cajacx, und das so laut das es alle leute hörten. Kaum wardt, der Printz im Hause das man mihr sagen kam, das dem armen Printzen zum Unglück der Printz Henrich (von Schwedt) gekommen wehre, welcher in den dermaßen ufzoch (aufzog) das wir alle gedacht thet vor lachen zu bleiben er wurde immer gelobet und obsonderlich über seiner schönen kleidung seine gutthe aire, und seine ungemeine leichtigkeit im tantzen, ich habe auch gedacht es würde Kein aufhören des Complimentes werden. Den Nachmittach umb ihn den Rock zu verbrehen, so haben wier im Regen, nach dem Vogel geschossen, er wolte wohl nichts sagen, aber man Kunte doch sehen das er sich umb den Rock sehr hatte. Den Abendt so kriget er einige glächer im kopf und wurdt recht lustig u. s. w.

Der letztere Brief mag überdies auch als ein Beleg für das heitere, lustige Leben in Rheinsberg dienen, wo neben Kunst und Literatur auch ein fröhlicher Humor sein Wesen trieb, den selbst der ernste Vater nicht ungern gesehen zu haben scheint. Seine eignen Späße waren ja mitunter ziemlich derb, und er mochte wol den Sohn lieber so beschäftigt sehen, als im Verkehr mit französischen Literaten. 2.

Aus dem Elsaß.

[Beschluß aus Nr. 210.)

Von der „Erwinia" sind bis jetzt acht Bogen erschienen. Es ist nicht Alles bedeutend, was sie gibt, und kann es nicht sein, da man in einem solchen angekündeten Blatte, bis es erst sein Publicum gefunden, einige Rücksichten zu nehmen hat und den Wohlmeinenden, auch wenn sie mitunter geringere Gaben bringen, nicht immer den Eintritt versagen darf. Manches Wertvolle findet sich besonders unter den ziemlich zahlreichen Gedichten. Dahin gehören unter Anderm die drei elsässischen Bilder: „Das Freischießen zu Strasburg", „Das glückhafte Schiff von Zürich" und „Die Züricher in Strasburg", worin Adolf Stöber die bekannte Fahrt der Züricher mit dem Hirsebrei im J. 1576 recht lebendig und anschaulich schildert. Geschieht es in dieser Weise, so hat die Poesie immer ein Recht, selbst einen Jahrhunderte alten Hirsebrei wieder aufzuwärmen. Es spricht sich damit der nicht erkaltete Dank der Enkel und die Neigung aus, die alte Freundschaft der Ihnen zu erneuern. Möge man dies in der deutschen Schweiz erkennen, und darin eine freundliche Einladung für die beiden so besonders nahe verwandten Volksstämme erblicken, sich in gegenseitiger Beachtung und einem lebhafteren geistigen Wechselverkehr wieder näher zu treten. Dürften doch in einer nicht gar fernen Zukunft die volksthümlichen Stämme und Verwandtschaften von größerer Bedeutung sein, als — genealogisch und diplomatisch — alle fürstlichen Alliancen oder Mesalliancen. Sehr ansprechend ist sodann ein Gedicht von Karl Buchner: „Die drei Federn." Eine freundliche Fee reicht dem frisch aufblühenden Knaben Adalla drei Federn. Wenn ihn im Laufe seines Lebens das Hochgefühl der Freiheit durchglüht, soll er das Wort Freiheit schreiben. Es werde damit den Sinn desselben dauernd in seinem Innern befestigen, aber zugleich werde die Feder, wo mit er geschrieben und mit der dritten Feder sein Leben vertorren. Jauchzend mit andern Knaben im kühlen Wellenarme des Stromes, wird er zum ersten Male der Lust der Freiheit sich bewußt und schreibt ihren Namen in ein Palmendlatt. Als Jüngling blickt er von der erstürmten Zwingherrnburg in das freie Land; noch heiß von den Mühen des Kampfes rinnt ihm ein Tropfen Schweißes in die zweite Feder und mit leuchtenden Buchstaben schreibt er „Freiheit" in das Banner, das er im Sturme vorangetragen hatte. Ein gereifter Mann kämpft er fort für das Heiligthum seines Lebens, und gefangen und mit Ketten belastet soll er dafür büßen in derselben Burg, die er früher erobert. Da ergreift ihn im Kerker das Gefühl der Freiheit mächtiger als je zuvor, er faßt die letzte Feder:

Doch, wo ist Tinte, wo ein Blatt Papier?
Kein Palmenblatt, kein Banner schafft hier;
Selbst in der Stirne, obwol glühend' heiß,
Scheint eingebannt das kleinste Tröpfchen Schweiß.

Da sticht er sich die Feder in den Arm,
Und mächtig fällt sich's, quellend roth und warm;
In Kerkers Mauer schreibt er da „Freiheit" ein;
Ha, jeder Buchstab glänzt wie Demantschein.

Die Feder dorrt. Abdallah's Lippe bleicht.
Längst ist im Palmenblatt zermürbt, zerweicht,
Längst im Banner der „Freiheit" glühend Wort,
Doch an der Kerkermauer glimmt's noch fort.

Vielleicht hätte der Dichter sein Thema etwas mehr verdufften und hier und da die Ausführung sich etwas weniger bequem machen dürfen. Aber die Idee ist so neu und so echt poetisch, es werden damit die Schicksale des bisherigen Freiheitskampfes so sinnig veranschaulicht und man wird so unwillkürlich an ein besonderes tragisches Ereigniß in der Heimat des Dichters erinnert, wodurch das Gedicht zugleich so viel individuelles Leben erhält, daß man es gewiß zu dem Besten der neuern deutschen Poesie zählen darf.

Unter den Beiträgen in Prosa ist der Aufsatz: „Wir reden deutsch" in Nr. 5 besonders tüchtig, und thut hauptsächlich die Stellung und Richtung der „Erwinia" kund. Es ist eine markige Rede voll gedrungenen Sinns; der gehaltene Ausbruch eines edeln, sittlichen Zorns, gegen Diejenigen eifernd, die den biderben Elsasser in den französischen Schmürteib verpacken wollen. Durch einen Artikel des „Album alsacien" veranlaßt, das in aller französischen Geschwindigkeit den Deutschen im Elsasse das Deutsche wegdisputiren möchte, sollte der durch Umstände verspätete Aufsatz schon in der ersten Nummer erscheinen. Nachdem er erst die im Lande umgehende Fabel, daß der alte deutsche Geist des Elsasses und seiner Sprache vor der siegenden Gewalt der fränkischen Bildung weichen werde, gehörig beleuchtet, auch einige Unbilden zurückgewiesen hat, die besonders gegen das Andenken des mit Recht so verehrten G. D. Arnold gerichtet scheinen, wird auf die eng verschlungenen politischen Verhältnisse Frankreichs und des Elsasses hingewiesen, und hiernach anerkannt, daß die Existenz des Französischen dem gesinnten Bürgere nicht schaden möge, und Verbrüderung der Alten, der eine Carrière machen wolle, unentbehrlich sei. „Aber in den genannten Verhältnissen", so heißt es weiter, „erschöpft sich das geistige Leben eines Volks nicht; ja, nur für sehr Wenige ist darin ein wirkliches Leben gegeben; nur sehr Wenige leben in der Politik und im öffentlichen Amte. Für die Meisten bleibt das Staatsgesetz und die bürgerliche Ordnung eine bloße todte Form, gegen welche sie sich passiv verhalten und mit welchen sie nur bei bestimmten Gelegenheiten in Berührung kommen. Für Tausende existirt der Staat nur, wenn sie bezahlen; das Gesetz nur, wenn sie heirathen; das Recht nur, wenn sie verkaufen, erben, processiren. Das Alles ist nicht das Leben des Volks. Das geistige Leben des Volks ist sein Glaube, seine Religion, seine Gewohnheit, seine Sitte, sein Vergnügen, sein Fest, sein Lied, seine Wissenschaft, seine Geschichte. Was das Alles fehlt, habt ihr keinen lebendigen, organisch sich entwickelnden Körper, nur einen Leichnam; ihr möget wol noch Soldaten draus machen und Abgaben erheben, aber ihr dürft auch gleich Gendarmen, Polizeidiener und Geschworenengerichte verzehnfachen, wenn die Verwesung nicht euch selbst anstecken soll. Jene lebensäfte vertrocknen unaufdenklich und mit ihnen alles Bessere, Edlere, wo ihr den Zusammenhang mit der Vergangenheit unterbrecht, wo ihr dem Volke seine Geschichte, die Bildung stehlen wollt." Es wird sodann entwickelt, wie zwischen zwei Nationen, die bereits eine gleichmäßig hohere Culturstufe beschritten haben, nicht mehr von einer Verdrängung der

Digitized by Google

Sprache und Bildung der einen durch die andere die Rede sein könne; wie darum auch die Elsässer von deutschem Sinn und deutscher Art nicht lassen werden, sondern deutsch predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten, oder aufhören müssen, treu und fromm, tapfer und freiheitsliebend zu sein. „Mag es wahr sein", sagt der Vers. am Schlusse, „daß, wer von uns etwas werden will, vor Allem ein Franzose sein müsse, ein Franzose mit Mund und Seele; wir wollen ja nichts werden, wir wollen sein und bleiben, was wir sind. Und so lassen wir Jeden, dem's drum ist, nach der Hauptstadt ziehen und im Salon sein Glück versuchen; wir bleiben auf unserm Grund und Boden, Nahrung saugend an den unversiegbaren Brüsten der vaterländischen Natur; wir lassen's die Andern auf den Dächern und in den Hörsälen predigen, daß der elsässische Jüngling, wenn er das stürmische Meer der Literatur befahren will, die französische Sprache als Nothanker mitführen muß; wir beklagen die verditterten Herzen, welche die schöneren Stunden ihres Frühlings, die sie der deutschen Muse geweiht, nun als Jugendsünden beseufzen. Wir wünschen aber unserm Elsasse Glück, daß es viele Söhne hat, die an seine Zukunft glauben und die den glänzenden Lohn, der in den Zeitungen dem Modedichter gezollt wird, willig hingeben für den bescheidenern, reichern, dauerhaftern, für das Bewußtsein, das Schöne gepflegt, das Gute gefördert und sich selbst eine Quelle von Seligkeit in dem Wirken fürs Vaterland eröffnet zu haben."

Dies ist genug, um auf ein echt deutsches, der Beachtung sehr würdiges Unternehmen aufmerksam zu machen. Es ist nicht zu viel, wenn man die in jeder Beziehung so hochwichtige Stellung einer den Deutschen politisch entfremdeten, aber volksthümlich befreundeten und bewährt treuen Bevölkerung zu ermessen und den Geist zu schätzen weiß, welcher — so werth der Anerkennung und doch noch so wenig erkannt — diesen deutschen Volksstamm durchdringt und in dem Erscheinen der „Erwinia" ein neues erfreuliches Wahrzeichen gegeben hat. 88.

Notiz.

Doublettenaustausch.

Schon vor einigen Jahren hatte der bekannte Reisende Vaternau, der sich selbst Alexandre nennt, einen Plan zum gegenseitigen Austausche der Doubletten, welche den einzelnen Bibliotheken von nur geringem Nutzen sind, entworfen. Seine Ansichten fanden damals auf dem Festlande großen Beifall und gegenwärtig werden sie in England, wo er sich seit einiger Zeit aufhält, von den geachtetsten Männern verbreitet, sodaß vielleicht sein Project doch endlich verwirklicht werden dürfte; denn die Kaiser von Östreich und Rußland sollen persönlich versprochen haben, in ihren Ländern der Sache möglichst Vorschub zu leisten. In England ist Vaternau bemüht, eine Gesellschaft zum Zwecke des Austausches zu constituiren und hat, um zu zeigen, wie leicht seine Vorschläge zu realisiren sind, eine kleine Schrift drucken lassen, in welcher einige überraschende Facta angeführt werden. Die Bibliothek in München hat, ihm zufolge, nicht weniger als 20,000 Doubletten, die jenaische 12,000, die petersburger 54,000, die wiener 30,000. Selbst in Städten, deren Bibliotheken nicht sehr zahlreich sind, ist kein Mangel an Doubletten; in Rheims sind deren 98, in Colmar 100, Arras 136, Amiens 119, Rouen 247, Douay 250, Metz 500. Diese Doubletten, welche zum Theil in höchst werthvollen oder seltenen Sachen bestehen, nützen da, wo sie sich gegenwärtig befinden, nur wenig; die Arsenalbibliothek in Paris besitzt drei Gutenberg'sche Bibeln, gäbe sie zwei davon ab, so würde sie, da das Exemplar auf 20,000 Francs geschätzt wird, ein Äquivalent an Büchern von 40,000 Francs erhalten. Vaternau will nun, wie gesagt, eine Gesellschaft bilden, die in Paris oder irgend einer andern passend gelegenen Stadt ihren Sitz haben würde und in welcher anerkannt ausgezeichnete Männer das Präsidium bilden sollen. Die einzelnen Bibliotheken reichen derselben ihre Doublettenkataloge ein, bestimmen die Preise der einzelnen Artikel und machen die Werke, welche sie eintauschen möchten, namhaft. Die Sache erscheint auf den ersten Blick etwas verwickelt und kostspielig, ist in der Wirklichkeit aber, sobald sich Alles einmal erst im regelmäßigen Gange befindet, ganz einfach; auch die Kosten werden nicht beträchtlich sein und es steht daher zu hoffen, daß Vaternau's Vorschlag, der überdies große Regsamkeit in die Kreise der Bibliophilen bringen würde, zur Ausführung komme. Übrigens paßt derselbe auch auf Münzen, Kupferstiche, botanische, entomologische und andere naturwissenschaftliche Sammlungen. 55.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiß.

(Fortsetzung aus Nr. 209.)

16. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Fünfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der großen Classe der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinen Classen enthalten.

*17. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitem Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Dreißigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Funfzehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämp. Zehnter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*18. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienkassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salarienkassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. von Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. 34 Bogen. Auf Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste bis dritte Band kosten in der dritten Auflage (1829—30) auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.; alle 4 Bände jetzt nur 4 Thlr. 16 Gr. auf Druckpapier, 7 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts der preußischen Staaten, herausgegeben von F. H. v. Strombeck, und fortgesetzt von F. L. Lindau (4 Bände, 1829—37), kosten zusammengenommen nur 5 Thlr. auf Druckpapier, 8 Thlr. auf Schreibpapier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 212. — 31. Juli 1838.

Die übersprungenen Jahrhunderte.

Es ist in mehr als einer Beziehung interessant, zu sehen, wie die Franzosen jetzt über die Geschichte philosophiren. Treffend bemerkt Hr. v. Chateaubriand in seiner, dem Style nach etwas prätentiösen Schrift „Congrès de Verone" in Beziehung auf die spanische Nation zur Zeit jenes Congresses:

Plagiarier des Kaiserreichs, entlehnen die Spanier den Namen der „heiligen Schar" dem Rückzuge von Moskau, wie sie die Marseillaise, die Sansculotten, die Rebengarten Marat's und die Diatriben des Vieux Cordelier nachäfften *), immer die Thaten in noch größere Niederträchtigkeit, die Sprachweise ins Gemeinste übertragend. Sie brachten Nichts hervor, weil sie nicht aus dem Antriebe des Nationalgeistes handelten; sie übersetzten und spielten immer nur unsere Revolution auf dem spanischen Theater. Unsere Köpfe ohne Körper, und unsere Rümpfe ohne Haupt, wenn man sie aus der Ferne sah, wenn man ihre Schreckhaftigkeit nicht mehr wahrnehmen konnte, boten zum wenigsten durch die symmetrische Anordnung des ungeheuern Gebeinhauses (ossuaire) Erschreckendes und Riesenhaftes dar. Nicht so die Halbinsel, als sie aus ihrer Eigenthümlichkeit heraustrat. Die Menschen dieses Landes hatten zwei ihrer Jahrhunderte mit Einem Satze übersprungen, um unsere Geschichte wieder zu erreichen — auf der einen Seite bei Voltaire, auf der andern beim Convent; aber diese unterdrückten Jahrhunderte kamen wieder **), bemächtigten sich wieder ihrer Herrschaft und störten die gewaltsam eingerichtete Ordnung. Die Spanier waren wirklich groß, als das Volk unabhängig und der König Herr war, als die Nation sagte: „Wenn nicht, dann nicht" (Si non, non), und der unbeschränkte Herrscher zeichnete: „Ich der König." Die beiden vollständigen Freiheiten der Demokratie Aller und der Demokratie eines Einzigen begegneten sich, ohne sich einander umzustürzen, und sprachen zueinander ihre stolze Sprache; ein Schauspiel, welches sich nie gezeigt hat als in Spanien.

Wie treffend hier Hr. v. Chateaubriand im Vorbeigehen jenen ungeheuern Mißstand bezeichnet, der den Spaniern daraus erwachsen, daß sie mehre Jahrhunderte hindurch, gleichsam von dem allgemeinen Weltleben ausgeschlossen, in das Kloster oder die Einöde sich zurückgezogen, oder in die Kerker der Inquisition abgesperrt, oder in der Wildniß als Hirten oder Räuber herumgeirrt, — so leichtfertig schlüpft dagegen der sonst so geistreiche Leminier über ein ähnliches Verhältniß hinaus, welches seine eigne Nation betrifft. In seinem Artikel über das Papstthum macht er zuerst folgende Bemerkungen über die Verhältnisse desselben zu Frankreich:

Rom gegenüber hat die alte Monarchie es verstanden, zugleich frei und — katholisch zu bleiben. Sie läßt sich nicht ein in den Streit des Priesterthums mit dem Kaiserreiche, sie ist ehrerbietig (mit Worten) gegen die Päpste, aber unabhängig (der That nach), und es findet sich, daß sie es ist, die denselben das heftigste Mißvergnügen verursacht. Innocenz III. stirbt am Fieber, welches ihm die seinen Befehlen zuwiderlaufende Adresse des Sohnes Philipp's August nach England verursacht. Gregor IX. hat von Ludwig dem Heiligen die Verfassung einer Hospitalität dahinzunehmen, welche der König und seine Barone für gefährlich halten. Philipp der Schöne bricht die Kraft Bonifaz VIII. Richelieu macht die römische Politik zu seinem Werkzeuge. Ludwig XIV. ist unerbittlich (nicht bis zu Ende) und bändigt mit seinem Stolze den Hochmuth des Vaticans. Die Parlamente, bald in Gemeinschaft mit dem Klerus, bald wider dessen Willen, vertheidigen die Unabhängigkeit der Krone und die Freiheiten der Nationalkirche. Und doch bleibt Frankreich katholisch; es trennt sich nicht. Scheint es einen Augenblick versucht, sich in die Reformation des 16. Jahrhunderts einzulassen, so kömmt es doch bald davon zurück, es wendet sich wieder zur Einheit; es bricht mit Richelieu's Arm die Mauern von Larochelle und die ersten Ansänge einer aristokratischen Conföderation; es flüchtet vor einem theilweisen Schisma und bewahrt sich ganz für die sociale Umwälzung von 1789.

Wir haben Deutsche gehört, die sich Glück gewünscht, daß die Reformation dis jetzt ihr Vaterland vor den Versuchungen zu einer politischen Revolution behütet; wir, wir wünschen Frankreich Glück, daß es mit einem Satze von der katholischen und monarchischen Einheit zur philosophischen und demokratischen Einheit übergegangen ist.

Es ist nun allerdings wahr, daß Frankreich von Anfang an eine gewisse Selbständigkeit gegen Rom behauptet, wo es galt, bald bischöfliche Autonomie oder weltliche Rechte, mitunter auch fürstliche Willkür gegen päpstliche Machtvollkommenheit geltend zu machen. Auch hat der römische Stuhl jedesmal von seiner „heiligen Strenge" nachgelassen, wenn er unüberwindlichem Widerstand begegnet, sodaß die Franzosen schon sehr frühe sich mit sogenannten „Freiheiten der gallicanischen Kirche" brüsten konnten, die im Grunde doch nichts Anderes waren, als theilweise Protestationen der Bischöfe gegen die kirchengesetzliche Souverainetät ihres Oberhirten oder gar Unterwerfung des Kirchlichen unter die weltliche Macht. Unbegreiflich aber ist es, wie ein so kenntniß- und geist-

*) Ils étalent bouffonesques de etc.

**) Revenaient, wobei Chateaubriand wol an revenant — Gespenst — gedacht hat.

Digitized by Google

reicher Mann, wie Lerminier, es seiner Nation zum Glück, ja fast zur Ehre rechnen kann, daß die Reformation in ihr von brutaler Gewalt, und größtentheils nur aus egoistisch-politischen Motiven unterdrückt und hierdurch jene blos formale Einheit wiederhergestellt worden ist, welche weder das demnächst einreißende Sittenverderbniß, noch die geistige Zerrüttung während des 18. Jahrhunderts zu verhindern vermocht hat. Mit Chateaubriand muß vielmehr gesagt werden, daß „die unterdrückten Jahrhunderte" der Reformation und des in Deutschland zu Stande gekommenen bürgerlichen Religionsfriedens als strafende Gespenster wieder aufgestiegen und „gewaltsam die (gewaltsam) eingerichtete Ordnung gestört haben". Oder waren der Jansenismus und die Constitution civile du clergé von 1791, der Vernunftcultus der Jakobiner und die französische Religion des Abbé Thârel etwas Anderes als rächende Schatten der geworbenen Reformation? Waren die Vertreibung der Hugenotten auf der einen und die Verbannung der eidweigernden Priester auf der andern Seite, waren die Verfolgung der Protestanten zur Zeit der Restauration und die Zertrümmerung des erzbischöflichen Palastes nach der Julirevolution nicht gespenstische Nachspiele der in Deutschland ausgefochtenen Religionskriege, und die im 18. Jahrhundert aufgekommene hypokritische Toleranz und die, auf revolutionnairem Wege eroberte bürgerrechtliche Gleichstellung der Confessionen nicht der in frühern Jahrhunderten gebrochene Religionsfriede, das zurückgenommene Edict von Nantes, welche sich das Recht nehmen, das man ihnen geraubt hatte?

Wie kann aber Hr. Lerminier seiner Nation es zum Glücke und fast zum Ruhme anrechnen, daß sie in frühern Jahrhunderten „vor einem theilweisen Schisma geflüchtet, um sich ganz für die Revolution von 1789 aufzubewahren"? Sind die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche mit sammt ihrer zweideutigen Declaration von 1682 etwas Anderes als ein fortlaufendes theilweises Schisma? Hat der römische Stuhl nichts stets gegen jene Freiheiten protestirt, diese Declaration ausdrücklich und wiederholentlich verdammt, und was ist Schisma in Wahrheit anders, als entschiedene Renitenz gegen die Befehle und Decrete des kirchlichen Oberhauptes? Ein solcher theilweiser Ungehorsam ist aber in Frankreich seit Jahrhunderten öffentliches Staatsrecht geworden. Grade nun, weil die thatsächlich auch in Frankreich allmählig sich bewirkende Reformation theils von oben herab gewaltsam unterdrückt, theils hypokritisch verleugnet, grade deshalb ist die Revolution von 1789 so greuelhaft geworden, daß man während der eigentlichen Krise nicht sowol Menschen als eingefleischte Dämonen gegeneinander wüthen und Rache und Hypokrisie, Herrschsucht und Schrecken, Gewissenszwang und Religionshaß in grauenvoller Geisterschlacht begriffen zu sehen glaubt. So war diese Umwälzung keineswegs eine blos politische oder eine nur sociale, sondern wesentlich auch eine religiöse, die grade dadurch so schauderhaft geworden, daß der Groll, der sich schon zu der Zeit der Reformation angehäuft hatte, noch durch die fortwährend erneute Niederdrückung derselben zuletzt zu einem Alles zerfressenden Gifte geworden.*)

Und nicht nur das Jahrhundert der deutschen Reformation, sondern auch das Jahrhundert der englischen Revolution, hinter welchem Frankreich zurückgeblieben war, kam in der Umwälzung von 1789 zum Ausbruche, und die französische Nation ist fürwahr nicht darum zu beneiden, daß jene beiden Jahrhunderte zu gleicher Zeit hier von den Todten auferstanden sind!

Ebenso wenig ist endlich Frankreich zu jenem Salto mortale Glück zu wünschen, mittels dessen es, nach Hrn. Lerminier's wirklich lächerlicher Versicherung, „von der katholischen und monarchischen — zur philosophischen und demokratischen Einheit übergegangen" sein soll. Der geistreiche Mann sinkt in dieser Phrase zum gedankenlosen Wortkünstler herunter, dessen Fatuität man belächeln könnte, wenn man nicht solchen Wortmisbrauch auf das strengste rügen müßte. Oder wird nicht bis auf den heutigen Tag die katholische Einheit sogar policeilich gegen jede Abweichung mit möglichstem Nachdruck behauptet, welche von dem verfassungsmäßigen Rechte der Cultusfreiheit Gebrauch machen möchte? Huldigt nicht der übergroße Theil der Nation noch den katholischen kirchlichen Herkömmlichkeiten? Drängen sich nicht auch die höhern Stände selbst in Paris um die katholischen Fastenprediger, und wo ist auch nur eine Spur von jener „philosophischen Einheit" zu finden, zu welcher die Nation übergesprungen sein soll? Mag dann auch bei diesem Überspringe die Demokratie etwas glücklicher abgekommen sein als die Philosophie, ist darum das monarchische Element so völlig verdrängt? Lastet die streng monarchische Centralisation und Bureaukratie nicht noch wie ein schwerer Alp auf der Nation? Ist nicht sogar die blos theoretische Bekämpfung des monarchischen Princips gesetzlich verboten? Ereirt nicht der oberste Beamte jener Demokratie noch täglich eine Menge sehr undemokratischer Herzöge, Grafen, Marquis und Barone, und ist jene gerühmte Einheit etwa in geldadeligen Deputirtenkammern repräsentirt?

Hr. Lerminier möge sich deshalb von Hrn. Chateaubriand belehren lassen, daß Jahrhunderte nicht unterdrückt und nicht übersprungen werden können, mit andern genauern Worten, daß jede gewaltsame Hemmung oder Unterdrückung einer welt- und völkergeschichtlichen, naturgemäßen Entwickelung immer und überall sich dadurch rächt, daß die gefesselten Kräfte und Bildungs- oder Umbildungstriebe früher oder später Krisen herbeiführen, die entweder den Untergang oder eine gewaltsame, mehr oder weniger verkümmerte Umgestaltung zur Folge haben.

Es wäre eine des größten philosophischen Historikers

*) Wir haben dieses Moment in seiner Bedeutsamkeit hervorgehoben in dem „Rückblicke auf die Ursachen der französischen Revolution" (Hanau 1834) und in der Darstellung der „Drei ersten Jahre der französischen Revolution" im sechsten Bande des „Archivs für Geschichte und Literatur" von Schlosser und Bercht (1835).

Digitized by Google

würdige Arbeit, dieses im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte der Mit- und Nachwelt zur Belehrung und Warnung anschaulich zu machen!

F. W. Carové.

Seraphine. Roman von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Gutzkow ist, wenn er auch sonst nichts wäre, wenigstens eine so eigenthümliche Erscheinung als Mensch und Schriftsteller, daß es von keinem geringen Interesse ist, ihm Schritt für Schritt in seinen Büchern und journalistischen Ausströmungen zu verfolgen. Wer ihn würdigen und kennen lernen will, muß ihn genau anatomiren seiner ganzen literarischen Leibeslänge nach; an einem einzelnen von seinen Producten hat man für Gutzkow keinen Maßstab; kaum ist eine von seinen Productionen, bis etwa auf den „Nero“ und die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“, eine besonders hervorstechende Erscheinung, ein bedeutender Posten; aber sie geben auf dem Wege des Zusammenzählens eine immer respectable Summe. Nicht der einzelne Ton macht das Geräusch einer Trommel so betäubend und auffallend, aber wol das Zusammenwirbeln der Töne. Die Summe aus diesen einzelnen Posten zu ziehen, kann hier der Ort nicht sein; indeß muß auf einige Eigenthümlichkeiten des Gutzkow'schen Geistes wenigstens hingewiesen werden. Gutzkow hat bisher mit der Menschheit, der Geschichte, dem religiösen Glauben, der Philosophie, der Literatur nur Versuche gemacht; in jedem Buche hat er nicht viel mehr gethan, als mit seinem Gegenstande experimentirt; er soll selbst einmal geäußert haben, er wolle doch sehen, wohin man gelangen werde, wenn er auf seinem Wege fortschritte — und er schrieb die „Wally“. Gutzkow ist ein kalter Verstandesmensch, sein Feld das der Debatte. Er gehört in ein politisch regsameres Land; er würde z. B. in Frankreich und in England ein ausgezeichneter Publicist geworden sein. Mit schneidender Schärfe sieht er überall die Lächerlichkeiten und Einseitigkeiten auf, von wem es auch sei, und wenn weiß, daß unser liebes Vaterland Lächerlichen Einseitigkeiten nicht eben arm ist. Gutkow, ein finsteres, ernstes und kaltes Gemüth, begehrte Resultate. Diese sind der neuen Schule und aus ihr nicht in sehr bedeutendem Maße erwachsen; er verlor für seine Debatte immer mehr an Terrain und zuletzt sah er sich auf ein so geringes Feld des bloßen literarischen Räsonirens beschränkt, daß ihm die Galle überfloß, die er nun gegen Alles, was ihn sonst an Wichtigstand oder zu stehen meinte, auswürfen läßt. Das geringe Maß poetischer Milch, das er besaß, ist ihm nun völlig zu Gift geworden. Er hat den Glauben an seine ehemaligen Freunde verloren, und man kann nicht leugnen, daß von allen Seiten viel geschehen ist, ihn in seinem Glauben völlig zu erschüttern. Der Hypochondrie wird Alles Nahr- und Zehrstoff; ein Mensch wie Gutzkow will eigenthümlich gern debattirt sein. Man kennt seine Conflicte mit der jungen deutschen Literatur. Aus der Art, wie man ihm in Berlin begegnete, war es Keinem leichter, das Lächerliche herauszufinden, als Gutzkow; was sich aber in seinen Augen lächerlich macht, das stößt er von sich. Und hierzu kommt, daß sein hypochondrisches, aller angenehmen Illusionen, wie es scheint, entkleidetes Gemüth die Dinge immer noch schwärzer und lächerlicher findet, als sie in der That sind. Von den Pfeilen aber, die er nun nach allen Seiten hin außendet, möchten viele, wie wir ihm prophezeien, auf ihn selbst zurückprallen. Gutzkow hat einen eisernen Muth, der ihn das Resultat, ganz allein zu stehen, nicht fürchten läßt, und offenbar arbeitet er nach dieser isolirten Stellung. Selbst da, wo er lieben und loben zu wollen scheint, hat er sich immer verclausulirt und den Rücken frei gehalten. In dieser Kunst zu reserviren, die immer so viel gibt als nimmt, von der man nicht sagen kann, die linke Hand wisse nicht was die rechte thut, hat er sich oft als Meister bewiesen. Man kann manche seiner Kritiken für verwerflich halten, aber man wird doch zugeben müssen, daß sie vortrefflich gearbeitet sind, um den Zweck zu erreichen, den er sich vorgesteckt. Hiermit scheint er freilich das Ende aller Kritik nicht selten erreicht zu haben, aber seine individuelle Gemüthlage und seine dialektische Kunst behalten ihr Recht. Seine Vorzüge und Fehler entspringen aus seiner allzu einseitigen Richtung, sich für Zustände, nicht für Personen zu interessiren. Es ist, Alles in Allem, das Hauptresultat jener gefühllosen Richtungen, die wir, der Eine mehr, der Andere weniger, in jüngster Zeit verfolgt haben. Selbst die Gemüthsvollen wurden aus ihrem Gleise gedrängt. Wer aber noch Gemüth besitzt, sollte über Gutzkow nicht den Stab brechen, denn es ist schwer, zu glauben, daß er sich bei seinem Zerfleischungsproceß glücklich fühlt. Jedenfalls wird Gutzkow mehr als mancher Andere als ein bedeutsames Moment in der jetzigen Entwikelung unserer Literatur angesehen werden müssen.

Die „Seraphine“ bekundet so gut oder so schlimm wie jedes andere Product Gutzkow's die schneidende Schärfe seines Verstandes, sein herbes ernstes Gemüth, welches den leichten und leichtfertig anmuthigen Spielen poetischer Anschauungen abgeneigt ist. Was sauer ist, ist ihm saurer; er sucht es mit seinem Zuckerbergquß zu versüßen, und selbst die Liebe, jene holdseligste Blüte des Daseins, jenes anmuthigste Prinzip unmittelbaren Werdens, erscheint hier nur in der Form dialektischer Qual, einer fortgesetzten Verzweiflung, einer raffinirten Angst. Es ist eine Liebe, die nicht in ihrem Zustande steht, sondern außer ihm und über ihm, um über sich zu reflectiren und von ihrer Art in jedem Augenblicke sich selbst und Andern Rechenschaft geben zu können. Und doch beruht gerade in dieser Auffassung der Liebe ein besonderer, ein origineller Vorzug des Buches. Ich glaube, daß die Liebe in dieser Form nichts in Deutschland Unerhörtes ist; ich glaube, selbst weibliche Wesen gekannt zu haben, welche ungefähr aussahen wie diese Seraphine. In der Einsamkeit, in schlichten, spießbürgerlichen Umgebungen aufgewachsen, ohne in tüchtigen sinnlichen Naturell, bei alledem verliebt, von überwiegendem Verstande, voll Sentiment, gewöhnt, sich in Lagebüchern Abends von Allem Rechnung abzulegen, was sie Tags über gedacht, gethan, empfunden, in religiösen Scrupeln befangen, Werthreinen der Liebe'schen „Urania“, der Wilschel'schen „Morgen- und Abendopfer“, einiger lieber Gräber und der Fest- und Geburtstagsherrlichkeiten, bis zu einem gewissen Moment des Gefühls hingerissen, aber sogleich wieder geneigt, die Tagebuchsnatur herauszukehren und ihren Gemüthszustand zu zerlegen, wie man ein frisches grünes Blatt zerletzt, so sind sie — so erscheint uns Gutzkow's Seraphine. Solche weibliche Geschöpfe können nur in Deutschland erzeugt werden, um in Abnormitäten aller Art dahinzuwelken. Sie sind in der Regel schmachtend, unglücklich und nicht schön und kommen eher in der Provinz, in abgelegenen Landstädtchen, als in größeren Residenz- oder Handelsstädten zum Vorschein. Wer je ein Weib der Art kennen gelernt hat, wird die Art, wie Gutkow den Charakter seiner Seraphine entwickelt, interessant und der Wahrheit nicht zuwiderlaufend finden. Solche Gemüther können anfangs reizen, anziehen und den Wunsch berbeiführen, daß man für sie selbst anziehend sei; sie beschäftigen eine Zeit lang, dann werden sie langweilig; die Liebe verwandelt sich in theilnehmendes Mitleid, in Bedauernis oder gar in Ueberdruß; es ist mit ihnen nur auf eine sentimentale Reflexionsweise zu verkehren, aber nicht in gebundenem Verhältniß zu leben, nicht einmal zu lieben. Diese sonderbaren weiblichen Wesen verschmerzen leicht den Verlust eines Mannes, wenn sie einen zweiten gefunden haben, der in ihre schmachtenden, blasmangigen Raisonnements eingeht; sie treiben eine Art geistiger Prostitution und haben im weiblichen Geschlechte selbst ihre erbittertsten Gegner. So verkümmern sie und gehen sogar in der Ehe noch leicht zu Grunde, da sie für das

Digitized by Google

materielle Element in ihr kein Verständniß haben; denn die Sentimentalität endet zwischen Küche und Ehebett. Man hat zuletzt an diesen Unglücklichen nur ein gebrochenes geistiges Skelett, um welches das Hausweſen loſe und zerglidert umherſchlottert. Dies iſt etwa auch der Bildungsgang, den Gutzkow's Seraphine nimmt. Es zeigt ſich an dieſem Charakterbilde ein ſcharfer, beobachtender, dialektiſcher Geiſt. Gutzkow hat ſich ſo ziemlich mit dieſer Seraphine zu verſchmelzen gewußt; er würde, wäre er ein Weib, ſo wie dieſe Seraphine ſein, nur boshafter, trotziger, ticker, wo es nicht grade die Dialektik des Liebens und Geliebtwerdens betrifft. Der feine Beobachter bekundet ſich auch anderwärts, beſonders in der Schilderung der Madame Lardy, welche die Directrice einer Erziehungsanſtalt iſt. Es ließen ſich noch manche andere Partien des Romans und mehre Raiſonnements der Seraphine über das Weſen der Liebe als trefflich bezeichnen. Wenn ihr kannter politiſcher Apoſtat in Berlin, welcher als verarmter literariſcher Invalide die Gaſſen der Literatur durchzieht und auf verſtimmtem Leierkaſten moderne Jeremiaden heult, ein Miniſter und ein halbtoller Muſikus ſind gut geſchildert, obgleich es zu letzterem an Hoffmann'ſchen Vorbildern nicht fehlt. Auf die Schönheit eines Kunſtwerks verzichte man von vorn herein. Der Roman wird im Fortgange immer ſchroffer und ſtoßender, anmuthloſer, ſelbſt häßlicher. Die Epiſode mit dem Miniſter nimmt ein faſt lächerliches Ende. Seraphine ſelbſt verſchrumpft jämmerlich, indem ſie eine unglückliche Ehe mit einem niedrigen Individuum eingegangen iſt. Aus den Schlußworten Gutzkow's ſcheint hervorzugehen, daß er wirklich mit einem ſo capricids organiſirten Weſen ein Verhältniß gehabt habe und der Untergang deſſelben die treue Copie einer wirklichen Lebenserelgniſſes ſei; aber die Poeſie ſoll nicht loltern und peinigen und den Leſer im kalten Fieberfroſt erſtarren machen; ſie iſt berufen, gelind zu verſöhnen oder wenigſtens mit einem gewichtigen Schlage über Freud' und Leid zu entſcheiden. Gutzkow hat das officielle Unglück, daß man ihm nicht leicht etwas vergibt; er hätte das bedenken und es vermeiden ſollen, ſeinen Roman auf eine Weiſe zu ſchließen, die ihm der freundliche und gemüthliche Leſer, wenn auch noch Alles, ſchwerlich vergeben wird. 84.

Miscellen.

Karl Ludwig, Kurfürſt von der Pfalz, hatte vernommen, daß eine Wirthin in Weinheim ſich über ſeine Zurüſtungen zu einem Feldzuge luſtig gemacht hatte, und erließ daher folgendes Decret: „Nachdem des Pfalzgrafen kurfürſtl. Durchl. in gewiſſe Erfahrung kamen, daß des Wirths Frau zum Bock zu Weinheim unlängſt ſich gegen hohe Perſonen verlauten laſſen, Kurpfalz hinführo eine Anzahl Gänſe zu halten, das mit man ſieder mit Federn als im Felde Krieg führe; als haben ihr Anerbieten in Gnaden angenommen und iſt Dero gnädigſter Befehl, daß gedachter Wirthsfrau die kurpfälziſche Kanzlei jährlich mit Schreibfedern genugſam verſehen, ſolche alle Jahr auf Martini das erſtemal liefern, auch daß dieſes alſo geſchehe, Kanzleidirector von Wollzogen darob halten ſolle. Heidelberg, den 20. Aug. 1669. Karl Ludwig.“

Der reiche Exdirector Rewbel kam bald nach Auflöſung der Directorialregierung krank und äußerſt leidend nach Plombières. Er ward von Gicht- und Steinſchmerzen gequält. In einem der heftigſten Anfälle ſagte er zum Arzte: „Ach leide Höllenſchmerzen!“ Der Arzt, ein bekannter Sarkaſt, erwiderte trocken: „Wie? Jetzt ſchon?“

Dem lieben Gott zu Ehren, ſagt ein Bußprediger des vorigen Jahrhunderts, ein Bischen faſten und beten, nachdem man Wochen und Monate lang ſich allen ſinnlichen Ausſchweifungen ergeben habe, käme ihm grade vor, als wenn man Jemand einen Kuß gebe, nachdem man ihm etliche Hundert Rippenſtöße zugetheilt hat. 29.

Bibliographie.

Aſchylos' Werke nachgedichtet von J. Minckwitz. 1ſtes Bändchen. Die Eumeniden. 8. Leipzig, Kummer. 10 Gr.

Boduszynski, A., Phyſikaliſch-aſtronomiſcher Verſuch über die Weltenordnung. Eine populaire Darſtellung. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Conrad v. d. Fulda, der Phönix und die kirchlichen Wirren. Zeitumgeſicht. Mit 1 Titelkupfer. Gr. 8. Caſſel, Luchhardt. 8 Gr.

Duller, E., Kaiſer und Papſt. Roman. 4 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 5 Thlr. 15 Gr.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählungen. Inhalt: 1) Maria Balthaſar. 2) Hans Grote. 3) Henning Grote. 4) Hammer und Schalt. 8. Königsberg, Bändeloff u. Grieſe. 1 Thlr.

Fingerzeige Gottes, in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmliſches und irdiſches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Weimar. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Herloßſohn, C., Scherben. 8. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

Kepferlingk, H., Novellen und Erzählungen. 8. Königsberg, Bändeloff u. Grieſe. 1 Thlr. 16 Gr.

Kühne, F. G., Weibliche und männliche Charaktere. 2 Theile. 8. Leipzig, Engelmann. 3 Thlr. 12 Gr.

Lafitte, E., Gedichte. 2te Sammlung. 8. Leipzig, Böhme. 8 Gr.

Das Land Otuquis in Bolivia. Nach einem Originalberichte des Herrn M. Bach, mit Beziehung auf allgemeine ſüdamerikaniſche Verhältniſſe beſchrieben von G. L. Kriegk. Nebſt 1 Karte. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schmerber. 10 Gr.

Minckwitz, J., Graf von Platen als Menſch und Dichter. Literaturbriefe. 8. Leipzig, Kummer. 1 Thlr. 10 Gr.

Montanus der Jüngere. Riſida. Zwei Novellen vom Verfaſſer einer Alltagsgeſchichte. Herausgegeben von J. L. Haisberg. Aus dem Däniſchen von W. C. Chriſtiani. 8. Leipzig, Kummer. 2 Thlr.

Biographiſche Notizen über Ludwig van Beethoven, von F. G. Wegeler und F. Ries. Mit dem Schattenriß des ſechszehnjährigen Beethoven und mit lithographirten Brieffacſimilen. 8. Coblenz, Bädeker. 16 Gr.

Quandt, J. G. v., Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Leſen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Raumer, F. v., Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. 6ter Band. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 6 Gr.

Richard, D., Dramatiſche Kränze. 1ſter Bd. Gr. 12. Hamburg, Leipzig, Böhme. 1 Thlr.

Richter, F. W., Heſperien. Ein Cicerone für Italien, vornehmlich für Rom und Neapel. Gr. 12. Quedlinburg, Ernſt. 1 Thlr. 16 Gr.

Rolle, Th. F. K., Die Blene. Eine ſentimentale, humoriſtiſch-didaktiſche Epopee. 1ſter Geſang. Gr. 12. Trier, Linz. 10 Gr.

Schaden, A. v., Sentimentale und humoriſtiſche Rückblicke auf mein viel bewegtes Leben. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Spenden der Zeit. Enthaltend: neue Dichtungen von A. v. Chamiſſo, Cobnfeld, Ferrand, Förſter, v. Gaudy, Gentzel, Grumbach, Möllendeck, Quien, Reilſtab, v. Reitenſtein, Röſel, v. Sallet u. A. 8. Berlin, Voß. 16 Gr.

Wehrmann, C., Bunte Bilder auf Reiſen geſammelt. 8. Frankfurt a. d. O., Hoffmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Würth, A., Bellettriſch dramatiſche Beiträge. 16. Wien, Kaulfuß Wwe. u. Kugler. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 213. —— 1. August 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Erster Artikel.

Wenn man das poetische Erzeugniß mit dem Jahrgewächs rheinischer Weine vergleichen könnte, so hätte man bei einer Relation über die Gaben eines einzelnen Jahres gar leichtes Spiel, indem ein einziges Epitheton die Qualität und Quantität desselben schon hinlänglich bezeichnen würde. Zwischen Poesie und Wein findet sich mehr als ein Analogon; indessen entfaltet Mutter Natur in der ersteren so viele zarte Modificationen und Distinctionen, daß man genöthigt ist, das Bild fahren zu lassen. Um jedoch nur einige Secunden dabei zu bleiben, so bemerken wir einleitend zu dem nachfolgenden Aufsatz, daß das lyrische Jahrgewächs von 1837 mit dem von 1836, wie gegenwärtige Blätter aus letzterm Jahre es dem Leser bezeugen können, viele Ähnlichkeit habe, und sich nur nach Beschaffenheit des Bodens, dem es entsproß, nach den meteorologischen Einflüssen der Zeit und nach der Geschicklichkeit der Winzerhand, die es baute, verschieden gestalte. Manches läßt dem Kostenden einen etwas sauern Geschmack auf der Zunge zurück, Manches einen süßlichen, Manches einen faden und matten, Manches aber auch einen feurigen und anregenden; Manches ist trübe und noch nicht völlig ausgegohren, wie in einigen Erstlingsproductionen; Manches hell und klar nach völlig vollendetem Gährungsproceß; Manches hat eine liebliche Blume; Manches endlich afficirt die Geruchsnerven gar nicht und man setzt den Becher gleichgültig bei Seite. Daß wir unter den meteorologischen Einflüssen, die von außen auf die lyrische Pflanze wirken, diejenigen verstehen, die seit drei bis vier Lustren von Goethe, Uhland und Heine ausgehen, wird der Leser, der dem Gange der deutschen Lyrik mit beobachtendem Auge gefolgt ist, ohne unsere Erinnerung verstehen. Viele und nur zu Viele schlagen immer noch diese dreifache Richtung ihrer Bahn ein, besonders die Vielen aus Deutschlands Norden und Südwesten, während der Südosten eine Selbständigkeit zu bewahren weiß, die unsere vollkommene Beachtung und Anerkennung in Anspruch nehmen muß. Auffallend ist es, daß Schiller unter den heutigen Bebauern des lyrischen Feldes wenige Nachtreter zählt (die nachfolgende Relation gibt nur einige an), und daß seit der Julirevolution diese Zahl immer mehr zusammengeschmolzen ist; ebenso auffallend ist es, daß auch die Zahl der Epiker sich heutiges Tages mindert und man jetzt keinen Sinn für ein Oeuvre à longue haleine der Art zu haben scheint; aus den Gesängen Homer's, Virgil's, Lucan's, Tasso's, Ariost's, Voltaire's und Klopstock's haben sich Balladen und Romanzen gestaltet, also verkürzte, beschnittene Epopöen, deren Lecture uns mit der beliebten Eisenbahnschnelligkeit unserer Zeit ans Ziel führt. Schließlich bemerken wir noch, daß in nachfolgender Relation, die auf den Namen einer Recension auch hier Verzicht leistet, manches freundliche, liebe Bild zu finden, das im reißenden, breiten Strome undeutscher Poesie unbeachtet verschwimmen und untergehen wird und durch die Hand eines Referenten oder Recensenten diesem Untergange nicht entzogen werden kann.

1. Lyrische Anklänge von Lebrecht Dreves. Altenburg, Pierer. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es sind nicht wenige unter diesen, Adelbert v. Chamisso dedicirten Gedichten, die an das Herz klingen, vorzugsweise unter den Liedern, deren uns zwei Bücher geboren werden. Was der Verf. in „Liebe und Poesie“ (S. 5) sich selbst charakterisirend sagt:

> Dennoch will es mir erscheinen,
> Als ob mir im Busen die
> Noch ein Fünkchen jener reinen
> Liebe sei und Poesie,

wolle ihm kein neidischer Kritikus wegdemonstriren; denn lesen wir ein „Tanzlied“ (S. 9), ein „Abendlied“ (S. 14), „Was der Frühling ist“ (S. 57) und „Im Herbst“ (S. 61), so wird der Unparteiische finden, daß unser Lyriker ein Ohr hat für die Musik des Reims und Geschicklichkeit, die innerlich klingenden Melodien für das Auge und Ohr darzustellen. Freilich mahnt

Digitized by Google

der leichte, gefällige Scherz beim Küssen, Tanzen, Trinken und Singen oft an Goethe, wozu eine gewisse Behaglichkeit in der Stimmung sich gesellt, die der Bildung leichter Lieder so günstig ist. Seltener, aber doch unbestreitbar, wie „An Julie" (S. 132), zeigt des Sängers Physiognomie ein Heine'sches Geberdenspiel; doch wo er reflectirt, wie er auch das zuweilen thut, vergißt sich das Heine'sche um so mehr, da seine Reflexionen nicht ohne ethisches Moment sind. Die „Ritornellen" (S. 95) wollen wir Gedankenspänchen, einer poetischen Hobelbank entfallen, nennen, und ein paar Weidenlieder sind sinnig und anmuthig. Wie artig, durch den Contrast gehoben, ein melancholischer Seufzer mitten in den Frühlingsjubel hineinklingt, ist unter Nr. 46 (S. 84) also zu lesen:

Um Mitternacht
Auf meinem Zimmer
Hab' ich bedacht't
Drei wache Hämmer, die ruhten nimmer.

Der eine, nur
Vor meinem Bette,
Die Taschenuhr,
Wollt' laufen mit der Zeit wol um die Wette.

Der zweite Mann
Rief durch die Wände:
Muß zeigen an
Als Todtenwurm: das Leben geht zu Ende.

Wer hat gepocht
Als dritter Hammer
Und unterjocht
Im Lauf die zwei? Mein Herz mit seinem Jammer.

Romanzen dürfen bei neugermanischen Dichtern nun einmal nicht fehlen, besonders seitdem sie aus Schwaben her so lieblich erklungen sind. Die hier mitgetheilten haben ihre Vorzüge und ihre Mängel; die Darstellung ist nicht übel; aber hinsichtlich des Stoffes bekunden sie Effectmacherei, und viele sind, des Epischen ermangelnd, Genrebildchen nach der beliebten neuen Art. Auch unter den vermischten Gedichten sind wirklich bona mixta malis; so ist z. B. „Serenate" (S. 163) kindisch, „Lätitia Bonaparte" dagegen ideenreich und erweckend. Einen besondern Abschnitt bietet: „Sulamith", rhythmisirte Bruchstücke aus dem Hohenliede; wahrscheinlich sollte der Sammlung das Orientalische nicht fehlen. Es ist recht gut zu lesen; doch sonderbar, daß man lieber das Original in seiner hohen Einfalt mag. Die Sonette, Erotisches zum Gegenstande habend, sind in besserer Form abgefaßt, als wir erwarteten. Auch Ghaselen treiben gleich muthwilligen Kindern in Frühlingstagen hier ein neckisches Reimspiel; doch sind einige dabei, die sich etwas schwerfällig bewegen und ihren Charakter verleugnen; verglichen 16, S. 270. Um die Zahl des jetzt Beliebten in der Dichtkunst voll zu machen, bilden sogenannte Glossen den Schluß der Sammlung: Karyatiden, stammhaft und kraftvoll, die das Gebäude schwächlicher Gedanken tragen.

2. Balladen und Romanzen von Johann N. Vogl. Neue Folge. Wien, Wallishausser. 1837. Gr. 8. 18 Gr.

Auf unsern kritischen Lucubrationswanderungen sind wir schon zweimal Hrn. Vogl begegnet. Einmal trafen wir ihn in einer Gesellschaft südostdeutscher Schöngeister, die sich unter seiner Firma und seinem Panier zum Romanzensangspiel vereinbarten *), und das zweite Mal beschauten wir die von ihm 1837 herausgegebenen „Lyrischen Blätter" **). Beide Male freuten wir uns seiner Bekanntschaft, sowie wir auch jetzt, auf dem Romanzengebiet ausschließlich ihn treffend, ihm freundlich die Hand schütteln. Das Avisо auf dem mit einer Vignette gezierten Titelblatte: „Neue Folge", deutet auf Vorgänger gegenwärtiger Balladen und Romanzen ***), und es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß sie nicht schlechter sind als die vorliegenden, die wir alle mit Genuß gelesen haben; ja, wir wagen zu behaupten, der Leser könne das Buch auf Gerathewohl aufschlagen und er werde nirgend etwas ganz Schlechtes finden. Einige Andeutungen über das Beste mögen folgen. Die sentimentale Romanze: „Der Weg zum Paradiese", gehört zu den selbsterfundenen und erzählt von einem verwaisten kleinen Mädchen, das auf seinen Wanderungen den Weg zum Paradiese überall sucht, bis es ihn sterbend findet. „Jose mokir Schabbas", d. i. Joseph, der den Sabbath ehrt (S. 29), erzählt sinnreich die Bestrafung eines geizigen und arglistigen Juden, Namens Sira, dessen Denkart mit der des Joseph in grellem Abstich steht; der Reiz liegt hier zugleich in der Sprache der gelehrten Raddinen. „Der Würden Rangstreit" möchten wir wegen seiner ethischen Pointe lieber Paramythie als Romanze nennen. Unter den Balladen, deren Stoff der Sagenwelt oder der Geschichte entnommen ist, möchten wir „Die Burgfrau von Cseitha", die wir schon irgendwo gelesen zu haben uns erinnern, auszeichnen. Darüber Folgendes. In Cseitha oder Csytha, einem Marktflecken in der neutraer Gespanschaft, lebte 1610 eine Schloßfrau, welche das Schloß durch das Blutbad, welches sie durch ihren Hofzwerg Fitzko an mehr als dreihundert Mädchen ausüben ließ, bis auf unsere Zeit berüchtigt machte. Zahlreiche Mädchen gehörten damals zum Hofstaat der Burgfrauen, also auch zu dem Hofstaat dieses weiblichen Tigers. Ihr Name war Elisabeth Bathor. Diese Mädchen nun bei dem geringsten Vergehen mit Nadeln stechen, mit dem Platteisen brennen, im Winter mit Eiswasser begießen und im Sommer die Hände auf den Rücken gebunden und mit Honig bestrichen den Mückenstichen auszusetzen, schien der Strafenden nicht zu hart und das Winseln und Jammern der Gemarterten war angenehme Musik für ihr Ohr. Ein Blutstropfen, der einst bei einer ähnlichen Mishandlung auf ihr Angesicht fiel und, wie sie zu bemerken glaubte, die Haut weißer gemacht hatte, erzeugte in ihr den Höllengedanken, ein Bad von Jungfernblut müsse dieselbe Wirkung auf den ganzen Körper haben, und sei also für sie, die bereits Alternde, das beste Verjüngungsmittel. Sie ließ nun alle junge Mädchen, deren sie habhaft werden konnte, Nachts zusammenfangen, in den Schloßkellern ermorden und badete sich in ihrem Blute in einem eisernen Kessel, welcher noch vor einigen Jahren den Fremden in den Kellern der Ruine gezeigt wurde. Unvermuthet, wie der rächende Blitzstrahl Gottes, überfiel aber der Palatin, Georg Thurzo, der von dem ungeheuern Verbrechen eine dunkle Kunde erhielt, die Mörderin, bevor sie ahnen konnte, daß ihren Verbrechen ein Ziel gesetzt werden würde. Sie soll nach Einigen mit ewiger Gefängnißstrafe belegt, nach Andern auf ihrem Schloß lebendig vermauert worden sein, was auch unsere Romanze erzählt; der Zwerg aber wurde durch das Schwert und die beiden Weiber, die ihr als Badem ägde dienten, durch den Scheiterhaufen hingerichtet. „Die Wetterkirche" (S. 65) macht einen guten Eindruck. „Die Jagd des Todes" (S. 71), erinnert mit seiner Wortmalerei, seinen Kraftausdrücken und seinem Reimspiel an Bürger's „Wilden Jäger"; hören wir daraus die beiden Strophen als Beleg der Behauptung:

Ein Heer ist's von grausen Gerippen fürwahr,
Auf luftigen Hieschen, so nackend und bar,
Mit knickenden Leibern und losem Gebein,
Ha, klippeen und klappern die hinter ihm drein.

Wild rasselt und schlottert das lockre Gesind',
Es schlenkern so Arme als Beine im Wind,
Es wackeln die Schädel, es knattert der Zahn,
Es knacken die Rippen an jedem Kumpan.

Im „Grabeswächter" (S. 76), wozu die Titelvignette gehört, wird der berechnete, grausige Effect nicht ausbleiben; nur scheint uns Einiges darin unmotivirt. War in „Jose mokir Schabbas" das Orientalische in der Darstellung anziehend, so ist es in „Quanahanna" (S. 87) das Ausländische, Fremdartige, was den Reiz verleiht, indem der Schauplatz der Handlung

*) Vgl. Nr. 178 d. Bl. f. 1837.
**) Vgl. Nr. 191 d. Bl. f. 1837.
***) Vgl. Nr. 131 d. Bl. f. 1836.

Digitized by Google

die Negerinsel Benin in Oberguinea ist. „Das Bettelmädchen" (S. 126) ist in psychologischer Hinsicht anziehend, indem das selbe, nachdem es den unvermuthet erhaltenen Reichthum verloren, dafür Gott dankt, daß es nun wieder betteln kann wie vorher. Daran schließt sich „Der Klausner" (S. 152), der nach richtiger psychologischer Begründung, nicht vor dem Raube der Beute, der ihm mit dem Tode droht, wol aber vor der reizenden Maid, die, an ihm vorbeistreifend, seine Begierden entzündet. „Das Licht am Strande" (S. 141) hat viel Ergreifendes, und „Die Nothglocke" (S. 150) gehört doch wol zu den zu oft behandelten Sujets, ein crambe saxenties cocta. „Glockenstimme" (S. 148), theilen wir in seiner lakonischen Gedrängtheit als Probe mit:

Zwei ferne Glocken klingen
Hinab zum Aillen Thal,
Mit leisen linden Schwingen
Im letzten Abendstrahl.

Die eine ruft ins Weite
Vom Schloß dort auf der Höh,
Vom Kloster tönt die zweite,
Das drüben ragt am See.

Im Schlosse folgt mit Beben
Dem Bräut'gam zum Altar,
Ein bleiches Fräulein eben
Den Myrthenkranz im Haar.

Im Kloster lichumschimmert
Da schwört in selber Stund'
Ein Jüngling, blaß, verkümmert
Den Eid — mit tiefem Mund.

Und fort vom Wind getragen
Bewegt der Klang im Thal —
Zwei wunde Herzen schlagen
Nur noch in tiefer Qual.

3. Balladen und Romanzen von Mar v. Oer. Erfurt, Müller. 1837. Gr. 12. 12 Gr.

Diese 57 Balladen und Romanzen eines wahrscheinlich noch jungen Sängers bringen nach dem Vorwort:

bunte Sagen
Aus alten, längst vergessnen Tagen
Von Schwerterklang
Und Schlachtenruf,
Dazwischen süße Liebesklagen
Und Becherfall und Zechgelagen,
Und Minnesang
Und Lanzenspiel.

Sie stehen den Vogl'schen durchaus nicht nach, indem sie das echte Romanzencolorit und die echte Romanzensprache, nachgebildet der Einfalt früherer Jahrhunderte, tragen. Die Sujets scheinen sämmtlich erfunden, und behandeln die christlich-germanische und sarazenisch-spanische Ritter- und Heldenwelt. Auszeichnen möchten wir „Die drei Freier" (S. 9), „Ave Maria" (S. 16), „Die drei Tempter" (S. 35), „Otto III." (S. 56) und das letzte Stück: „Die Mohrin von Motril".

4. Die Mähr vom hörnen Siegfried. Balladenkranz nach dem Volksbuche von Hugo Hagendorff. Zeitz, Schieferdecker. 1837. 8. 16 Gr.

Wir würden dem Verf. dieses kleinen Balladenkranzes Unrecht thun, wenn wir über seine Leistungen den Stab brechen wollten. Die Mähr vom hörnen Siegfried, dargestellt in der Naivetät der altgermanischen Volkssprache, hat das Verdienstliche, daß der Bearbeiter sie nicht in jene schlafererzeugende Breite gegossen, die häufig in ähnliche Stoffe getnetet ist. In die wechselnde Form von 19 Balladen hat er die Thaten des fabelhaften Recken, eines biederlings ländlicher Märchenerzähler, gegossen, nämlich: Wie Siegfried auszog; wie er bei dem Schmiede war; wie er hörnen ward; wie er zu König Gundobald kam; wie er träumte; wie er mit Kunimund stritt; wie er des Zwergkönigs Hochzeit beiwohnte, und überhaupt wie er bei dem Zwerge weilte; wie er mit dem Riesen focht; wie er mit dem Zwergkönig Egwald unter der Nebelkappe fechte; wie er zu dem Drachen kam; wie er schön Florigunde fand; das Wunderkraut; des Drachen Tod; der Abschied von den Zwergen; der Kampf mit den Räubern; die Hochzeit; wie die Kurzweil bei der Hochzeit war, und endlich der Mähre Ende, wo Siegfried's Tod erzählt wird. Ein Anhang bietet neun Romanzen, die sich würdig an die in einen Kranz geflochtenen anschließen. „Der letzte Graf" (S. 122) und „Rechberger's Hund" (S. 140) möchten wir auszeichnen, als das Gelungenste aber „Die Rose von Disen" (S. 110) erklären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches und Artistisches aus Piemont.

Der empfindlichste Verlust, den die literarische Welt im obern Italien erlitt, war der unlängst erfolgte Tod Karl Boucheron's. Dieser Gelehrte, der vorzüglichste Pfleger und Beförderer der römischen Literatur in Italien, schrieb die Sprache des Cicero, Virgil's und Tacitus' mit seine zweite Muttersprache, wovon seine Biographien Catuso's und Peiresc's, seine Reden und Inschriften den besten Beweis geben; sein ungewöhnliches Talent, seine umfassende Gelehrsamkeit, sein freies und feines Benehmen, die ungemeine Fertigkeit, womit er ebenso gut Italienisch als Latein sprach, zogen eine Menge Zuhörer in seine Vorlesungen über alte griechische und römische Literatur. Obwol der Verlust eines so ausgezeichneten Mannes nicht leicht zu ersetzen sein wird, so mag es doch zum Troste dienen, daß in Piemont fortwährend ernste Studien verfolgt und tüchtige Werke bekannt gemacht werden. Außer Dem, was Peyron für classische Alterthum geleistet, ist nun auch von der Deputazione sopra gli studi di storia patria der zweite Band der „Monumenta historiae patriae edita jussu regis Caroli Alberti" erschienen, ein höchst wichtiges Werk, welches die „Statuti municipali" enthält, und wahre, seit lange verborgene Perlen zu Tage fördert. Dasselbe wird ein ganz neues Licht auf den ökonomischen, bürgerlichen und commerciellen Zustand der Völker des Mittelalters.

Von der „Reale galleria di Torino illustrata da *Roberto d'Azeglio* dedicata a S. M. il Re Carlo Alberto" ist das zehnte Heft erschienen und somit der erste Band, der wahrhaft glänzend zu nennen ist, geschlossen. Derselbe enthält 40 den ersten Schulen Italiens, Flanderns, Hollands, Spaniens ꝛc. angehörende und von den vorzüglichsten Künstlern der ganzen Halbinsel in großem Maßstabe und in höchster Vollendung gestochene Gemälde, sodaß man darin die ausgezeichneten Proben des Kupferstiches aller italienischen Schulen von Genua bis Neapel besitzt. In der vom Marchese Roberto d'Azeglio herrührenden, aus 288 Seiten bestehenden Erläuterung findet man nicht blos die Angabe der Gegenstände, den ein Gemälde behandelt, den Namen des Künstlers und einige Andeutungen über sein Verdienst, sondern auch eine Zusammenstellung alles Dessen, was Studium und tiefe Kunstkenntniß an die Hand zu geben vermögen, und eine beständige Rücksichtnahme auf die Umstände, welche bei der Entstehung des Kunstwerkes mitwirkten. Hierauf folgt die Geschichte des Künstlers, sowie der Schule, welcher er angehört, dann eine Beschreibung des Gemäldes und eine genaue Analyse seiner Verdienste, indem es öfters mit andern Werken desselben Künstlers verglichen wird. Der Inhalt führt den Erklärer häufig zu andern wichtigen Untersuchungen und Notizen, indem es, wenn es Portraits berühmter Männer, als z. B. des Erasmus, Philipp IV., Martin Luther u. A. sind, eine genaue Biographie derselben liefert; sind es aber religiöse, geschichtliche oder mythologische Gegenstände, so entwickelt er den Charakter, welche die Künste von der christlichen Religion im Vergleich mit jenen der antiken enthehten; bald spricht er von den Blumen, welche die Mo-

Digitized by Google

thologie über die Palette des Albaners auszuschütten vermochte, bald von dem Standpunkte, den das Sujet dann einnimmt, wenn sich der Künstler durch Darstellung großartiger Ereignisse zur Würde der Geschichte erhebt. Mit einem Worte, die in diesem Werke besprochenen Punkte sind so mannichfaltiger Art, daß es gewissermaßen eine Encyklopädie der Künste bildet.

Mit wahrem Vergnügen zeigen wir zwei Werke des noch jugendlichen Marchese di San-Tommaso an, welcher, anstatt von dem ererbten väterlichen Ruhme zu zehren, durch tüchtige Studien eifrig bemüht ist, denselben in sich selbst zu verjüngen. Das erste führt den Titel:

Considerazioni intorno alla Farsaglia di Marco Anneo Lucano. Turin 1837.

In der jüngsten Zeit führten zwei Italiener ihre Zeitgenossen zur römischen Literatur zurück, Collonetti und Tommaso, wovon Ersterer den Horatius in einem neuen, glänzenden Gewande wieder erscheinen ließ, das der Majestät der römischen Toga nicht zur Schande gereichte oder, um uns des eigentlich passenden Ausdrucks zu bedienen, das die Gedanken und die Schönheiten des Horaz wiedergibt, aber ihn durch die poetische Ausdrucksweise der großen italienischen Meister, welche mit dem Antiken besser im Einklange stehen, dem italienischen Charakter näher zu bringen beabsichtigt, indem es zu gleicher Zeit die Kraft und die Kürze des Lateinischen beibehält. Hiermit konnte Collonetti den Beweis liefern, daß die neuere italienische Sprache der antiken um Nichts nachstehe, im Gegentheil durch die Parallelisirung darthun, daß sie den Charakter einer jungfräulichen, ursprünglichen und schöpferischen Sprache an sich trage, ein Beweis, der um so mehr Gewicht in einer Zeit erhält, wo man von eben dieser Sprache zu behaupten wagte, daß sie todt und nicht mehr im Stande sei, sich weder der Phantasie noch dem Gedanken anzuschmiegen. Der andere Versuch, zur antiken Literatur zurückzulenken, ist das von Marchese di San-Tommaso herrührende Werk über die „Pharsalia" des Lucanus, eines Dichters, der zur Zeit der höchsten römischen Civilisation schrieb, wo dieser Gattung der Poesie die größten Schwierigkeiten im Wege standen, indem der Dichter die Beihülfe des Wunderbaren sich nicht mehr erlauben durfte und einzig durch das Interesse des Inhalts und die Macht des Gedankens sich behaupten mußte. Nisard in seinem Werke über die lateinische Literatur der Verfallzeit sprach ausführlich und in gelehrter Weise über Lucanus, schilderte, um zu beweisen, daß er ein Repräsentant seines Jahrhunderts war und dessen Neigungen theilte, die mannichfaltigen Laster und die wenigen Tugenden desselben, und zog daraus den Schluß auf den Verfall des Jahrhunderts und des ihm angehörenden Dichters. Der Marchese San-Tommaso dagegen war durch das Beispiel seines Vaters, welcher einen Commentar über die ersten Bücher des Lucanus im Französischen herauszugeben angefangen hatte, aufgefodert, diesen Dichter dem Verständnisse zu eröffnen und seine Schönheiten zu zeigen; demnach schmolz er die Arbeit seines Vaters um, vollendete und widmete sie dem Cavaliere Cesare Saluzzo, dem Freunde seines Vaters, einem Mann, der mit den höchsten Eigenschaften des Geistes die schönsten Tugenden des Herzens vereinigt. Unter diesen Auspicien eröffnet der junge Tommaso die Analyse der „Pharsalia", geht Buch für Buch durch, entwickelt die einzelnen Schönheiten und macht auf die Charaktergröße der Helden, ihre physiognomischen Gesichtszüge, so zu sagen, aufmerksam. Zu diesem Zwecke vergleicht er Lucanus mit den andern Dichtern und weist nach, daß er z. B. in der Darstellung der Zuneigung des Pompejus zu seiner züchtigen Gattin eine zartere Empfindung verräth, ferner bemißt er die Stärke seiner eignen edeln Gesinnungen nach der Art, wie er jene des Cato behandelt, die Weisheit seiner Philosophie darnach, wie er die Eroberungen Alexander's, die Sitten der Kleopatra und die Zwistigkeiten der beiden Helden beurtheilt, welche den Frieden Roms störten. Besonnenheit des Urtheils, Geradheit der Absicht, Liebe zum Schönen sprechen sich stets in diesem Commentare aus, der seinem jugendlichen Verfasser von vielen Seiten reiches Lob geerntet hat.

Tavole genealogiche della real casa di Savoja, descritte ed illustrate da *Felice Carrone M. di San-Tommaso*. Turin 1837.

Die Geschichte des Hauses Savoyen wurde in diesen letzten Jahren, besonders durch die Bemühung der berühmten Cibrario und Promis und der Deputazione sopra gli studj di storia patria von Neuem durch Documente, Medaillen, noch nicht herausgegebenen oder schlecht bekannten Sigillen u. s. w. erläutert und aufgehellt. Auf diese Art wurde in der Genealogie des Hauses Savoyen, welche Cibrario eben von den Irrthümern, die sie verdunkelten, befreit und ihren ältesten Stammherrn in Manasse Graf von Savoyen entdeckt hatte, Alles von Neuem geordnet. Eine bedeutende Zahl Gelehrter trug zu diesem geschichtlichen Aufklärungswerke ihr Scherflein bei, wie man aus dem Verzeichnisse der Werke über die vaterländische Geschichte, welches dem zuletzt über diesen Gegenstand erschienenen Werke des Marchese San-Tommaso vorangesetzt ist, ersehen kann. Dasselbe besteht nicht in einfachen genealogischen Tafeln, wie der Titel besagt, sondern in einer nach einem großentheils neuen Plane vertheilten Geschichtsdarstellung. Der Verf. gibt in einzelnen Tafeln den genealogischen Stammbaum des königlichen Hauses und der Seitenverwandten, verbunden mit einer ausführlichen biographischen Schilderung aller in dem Stammbaum bezeichneten Personen und mit reichhaltigen dazu gehörigen diplomatischen Notizen. Zum Nutzen der Leser, welche blos entweder die Geschichte des regierenden Hauses oder die diplomatische Seite der Zeit oder die Notizen über Personen, welche der Familie angehören, kennen lernen wollen, hat er ferner die Erzählung in drei Colonnen getheilt; in zweien gibt er die Geschichte der regierenden Fürsten, in der ersten die genealogischen und diplomatischen Notizen, in der andern die Biographie, in der dritten vereinigt er die Geschichte der Seitenverwandten, jedoch in der Art, daß alle diese Notizen immer zusammen in chronologischer Ordnung erscheinen. Auf diese Weise kann man zu gleicher Zeit die Geschichte eines der merkwürdigsten italienischen Staaten und die Ursachen kennen lernen, welche vielen Begebenheiten zum Grunde lagen, sowie den Einfluß ersehen, welchen die Nationen gegenseitig aufeinander ausüben konnten. Gleichzeitig aber beleuchtet die Biographie viele Staatsmänner und viele berühmte Krieger, ein schlagender Beweis für die Fruchtbarkeit des bürgerlichen und militairischen Geistes in Italien. Bereits hatte die „Storia militare del Piemonte del conte *Alessandro Saluzzo*", ein ausgezeichnetes Werk, hinlänglich dargethan, wie viel der Fortschritt der Kriegskunst Italien zu verdanken habe; dieser militairische Ruhm strahlt auch in kurzen, aber kräftigen Zügen aus den Biographien des Marchese Tommaso zurück, der allen Fleiß und Sorgfalt darauf verwendet hat, daß dieses Geschichtswerk des Begründers der erwähnten Deputazione würdig und der historischen Bildung unsers Jahrhunderts entsprechend erscheine. In dem Lande, wo so zahlreiche Geschichtschreiber glänzen, als: Manno, Saluzzo, Cibrario, Sauli, Cesare Baldo, Federico Sclopis, Promis, Datta, Giovanetti, Mnletti, Gazzera, Barese, Spotorno u. A., in dem Lande, das den erst vor Kurzem erlittenen Verlust des Serra und des Boucheron beklagt, kann ein jugendlicher Schriftsteller, dessen Geschichtswerk das öffentliche Lob sich erwirbt, nur eine freudige Erscheinung sein. 40.

Notiz.

Daß das Wort „Alkoven" arabischen Ursprungs sei, läßt schon die erste Sylbe vermuthen. Wie Tietz („Bunte Skizzen", Th. 2, S. 49) sagt, nennt man in der Türkei kleine dunkle Cabinete, zur Siesta bestimmt, Kobbe, sodaß das spanische: „Alcoba" nur das arabische „al kobbe" sei, woraus dann unser „Alkoven" geworden. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 214. — 2. August 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

5. Bindobona. National-epische Dichtung von Sigmund Schlesinger. Wien, Kupffer und Singer. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Einleitung zu diesem historischen Gedicht bildet eine Canzone von 54 wohlklingenden Stanzen. Der Dichter führt uns in einer Vision die Jungfrau Fantasia, und mit ihr einen Greis, den Geist der Geschichte, vor. Letzterer ertheilt ihm hinsichtlich seines Vorhabens Weisung und Belehrung; Ersterer zeigt ihm in prachtenden Bildern die stolze Metropolis, die sieben-gethürmte Weltversicherin Roma, das alte Bojanz, London und die Rinive des Westens, Paris; aber er wendet sich weg von jener Pracht und Reiz; die Kaiserstadt, die vaterländische, zieht ihn allein an. „Da glühte ich", heißt es Strophe 50:

> Da glühte ich in tiefer Scham, erkennend,
> Wie thöricht ich die Blicke ausgesendet
> In weite Fernen, um Das zu erspähen,
> Was mir ein gütiger Geist so nah gesprendet,
> Und kniend streckt' ich mein Arme brennend
> In hell'ger Sehnsucht aus, für mein Vergehen
> Vergebung zu erflehen.
> Ja — rief ich hin, begeistert und erhoben —
> Die Mutter, die ja Alles mir gegeben,
> Was mich erfreuen mag und kräftigen im Leben,
> Die will ich auch die letzte Kraft zuloben!
> Denn Keine hat wie du der Stadten mehre,
> Womit der Sänger ihr das Haupt verklare.

Nun folgt die poetische Darstellung der bedeutendsten Momente aus Wiens Geschichte in einzelnen Gemälden, die zum Theil sich in Romanzengeist und Romanzenform dargeben. Solche Localschilderungen müssen nothwendig auch ein Localinteresse haben, und wir können es uns lebhaft denken, wie begierig die Bewohner der Kaiserstadt nach einem Buche greifen werden, welches die Stätte preiset, wo sie ihre Tage hindringen. Indessen wird auch der fernstehende Leser sich nicht abgestossen fühlen, indem sich in diesen Gedichten bei localisch mitunter etwas zu kühnen Wortbildungen, bizarren Reimen und orthographischen Unebenheiten dennoch ein glücklicheres Streben nach epischer Lebendigkeit und objectiver Anschaulichkeit in den Schilderungen durchgängig entfaltet. Das Ganze ist in vier Abschnitte abgetheilt und behandelt der Zeit nach den Stoff nur bis zum J. 1146. Der erste dieser Abschnitte aber schildert uns Wien in seinem Entstehen vom J. 7 nach Christi Geburt bis 433 und ist überschrieben: „Die Stadt der Römer." Hier bilden die Namen Marc Aurel, Commodus, Pertinax, Julianus, Konstantin der Große, Valentinian, Theodosius und Odoaker den historischen Hintergrund und die Staffage der Bilder. Der zweite Abschnitt hat die Überschrift: „Die Stadt der Barbaren", von 490—950. Der Dichter versetzt uns in die Zeit, wo Albvin und die Avaren Bindobona beherrschten oder überschwemmten; hier bringen die Erscheinung Karl's des Großen und die durch ihn herbeigeführten Ereignisse etwas mehr Licht in das dunkle Bild. In einem dritten Abschnitte erscheint die alte Kaiserstadt als Stadt der Markgrafen. Hier möchten wir den romanzenartigen Klang in: „Der erste Babenberger in der Ostmark" (S. 57) ausgezeichnet, sowie sich in dieser Abtheilung überhaupt mehr epische Lebendigkeit bekundet. Wir loben es namentlich, daß es dem Verf. in dem kleinen Romanzencyklus: „Markgräfin Itha" gefällt, von den fast durchgängig und bis zur Ermüdung gebrauchten vierzeiligen, gereimten Jambenstrophen abzugehen und einmal zu trochäischen Klängen sich wenden zu sehen, wie es denn überhaupt wohlgethan gewesen wäre, wenn er mehr Wechsel in das Versmaß, wie es S. 80 geschehen, gebracht hätte. Der letzte Abschnitt behandelt historische Stoffe aus der Zeit von 1137—46 unter dem Titel: „Die Stadt der Herzoge." Begonnen wird mit „Des Stephandoms Weihe"; darauf folgt als anziehende Episode in vier Nummern: „Richard Löwenherz"; dann wird übergegangen zu Friedrich dem Streitbaren und geschlossen mit der Leithaschlacht. Nirgend finden wir eine Erklärung, ob der Verf. das Lied fortsetzen und die noch übrige bedeutende Stoffmasse verarbeiten werde; indessen ist das zu erwarten, da sich wahrscheinlich Bindobonas heutige Siedler und Insassen zu lebhaft dafür interessiren.

6. Winterblüten. Eine Weihnachtsgabe von Arthur Lutz. Erfurt, Müller. 1837. 8. 6 Gr.

Die Gabe der Götter, ohne Schwierigkeit dem flüchtigen Gedanken rhythmische Fesseln anzulegen und Farbe zu geben, oder das objectiv Angeschaute ohne große Geburtsschmerzen darzustellen, versetzt manches jugendlich auftretende Gemüth zu ersichem poetischen Bilden und Schaffen. Rasch metamorphosirt sich da eine individuelle Empfindung zum Gedicht; aber häufig unterläßt man die nüchterne Prüfung, ob diese Empfindung ästhetischen oder moralischen Werth hat; rasch wird ein angeschautes Bild oder eine scheinbar eclatante Handlung zur Romanze oder Ballade gebildet; aber es wird nicht ruhig untersucht, ob der Stoff der poetischen Darstellung würdig, ein Deo vindice dignus nodus sei. Nicht selten vergreift nun der junge, auftretende Dichter bei diesem leichten Bildungsgataent seine Kraft, mit der er nicht haushälterisch umzugehen versteht; er schreibt sich aus, wie es die Sprache des gemeinen Lebens nennt, ehe er den Culminationspunkt seines poetischen Bildungsvermögens erreicht hat. Der noch junge Bildner vorliegender „Winterblüten" ist namentlich in der letzterwähnten Gefahr. Man sieht es seinen poetischen Kindlein an jedem Zuge, an jeder Bewegung an, daß sie ohne große Geburtsschmerzen, an das Licht des Tages erblickt haben, und das, fürchten wir, wird ihn zu einer Produktivität verleiten, die leicht eine frühe, traurige Erschöpfung zur Folge haben kann. Er geht doch ja haushälterisch mit seiner Jugendkraft um; er prüfe dabei jegliche Empfindung,

Digitized by Google

ob sie edel und energisch genug sei, um poetisch dargestellt zu werden; er prüfe Bild und Handlung, ob Farbe und Stoff der Behandlung würdig sei; denn es finden sich in diesen Blättern einige Romanzenstoffe, die schwerlich ein episches Interesse erregen, wie das mit dem undankbaren Sujet: „Der Trompeter“ (S. 22) überschrieben, der Fall ist. Gern und freudig wollen wir übrigens das Talent anerkennen, das sich für die Romanze, besonders in einigen andern Nummern, wie in der mit epischer Lebendigkeit dargestellten „Feuersbrunst“ (S. 29) und in der Erzählung der Bedninen: „Radec und Dahar“ (S. 30), klar bekundet. In den morgenländischen Erzählungen ist „Der Hirtenknabe“ (S. 54), nach einer Erzählung Meißner's, wenn wir nicht irren, glücklich bearbeitet, wogegen die Paramythie: „Gebet und Arbeit“ (S. 56), schlagender und prägnanter von Pfeffel behandelt ist. Also noch fleißige Studien, lieber, junger Aspirant nach Apollon's Lorbeer! Nüchternheit, Kühlheit, Besonnenheit auch in der hehenden Minute! Prüfung des Stoffs und haushälterisches Umgehen mit dem Jugendfeuer und Jugendblut, und das schöne, ersehnte Reis könnte die wol einmal zu Theil werden. Für jetzt begnüge dich mit jener dem Dichter eigenthümlichen Freude, deren du in „Tasso“ (S. 17) gedenkst:

Doch eine Freude ist ihm auch geblieben,
Sie schlägt so süß in seiner tiefsten Brust:
Denn Wesen schuf er, Herzen, die zu lieben. —
Für gleichgestimmte Seelen Schmerz und Lust.
Und diese Geister werden ewig leben,
Wenn er auch stirbt, sie dauren, wie die Zeit:
Und dies Gefühl hat ihm ein Gott gegeben,
Ja, dies Gefühl ist seine Seligkeit.

7. **Der Wunderstein.** Romantisches Gedicht in fünf Gesängen. Von **Cl. Franz.** Quedlinburg, Basse. 1837. 8. 20 Gr.

Der mannliche Ritter Reginald, dem im Traum eine Fee die Auffindung des Wundersteins der keuschen Liebe verheißt, schickt sich an, mit seinem betagten Freunde Sueno den hohen Norden zu verlassen, um das Kleinod im Süden zu ersuchen. Dem Scheidenden nahen Walhalla's Walkyren, und suchen ihn für sich und Odin's Dienst zu gewinnen. Er erklärt jedoch den Jungfrauen, die Sehnsucht nach dem verheißenen Wundersteine ziehe ihn nach dem Süden, warauf sie, Zorn und Rache schwabend, die grausige Norne beschwören, den Frevler, der es wagt, sie zu verschmähen, zu verfolgen, und mit ihrem finstern Gefolge verschwinden. Dies bis hieher den Gesang des Gedichts in nicht übeltlingenden, aber in der Form zuweilen verfehlten Octaven abgefaßten romantischen Gedichts. Im zweiten Gesange sehen wir den Paladin, dem fast alle Offenbarungen feindseliger und gewogener Geister durch Traumbilder werden, eine leichte Pinke bestriegen, welche Nordlands Gestade vergebens in den Abgrund zu bohren streben. Die Freunde landen an einem sichern Gestade und durch dichtes Gebüsch Waldes einen erneuten Anfall des nordischen Geisterwolfs. Der wilde Jäger setzt läßt sich in einen Kampf mit Reginald und Sueno ein, die nur durch das Herbeieilen gewogener Geister aus seiner Hand gerettet werden. Elfen, von der Frenkönigin Titania gesandt, verheißen ihnen für die Zukunft in holden Gesängen Hülfe in jeglicher Noth und Fahr. Kaum sind sie etwas ermuthigt weitergezogen, so warten ihrer ein neues Abenteuer. Ein Hirsch mit Geschgehörn greift einen Greis an, zu dessen Hilfe sie herbeieilen und das Thier durch Zerstörung seines Zaubergewichts erlegen. Der gerettete Alte berichtet ihnen, er sei von der Fee Huldine ausgesandt, um sie zu ersphähen und sie zu ihr zu führen. Ehe sie zu ihr gelangen, übernachten sie in einem Walde, in welchem der tränmende Reginald das süße Bild der künftigen Geliebten erblickt. Die Fee empfängt ihn mit Eisengesang und versichert den Paladin, mit ihm sei Titania; durch sie werde er unfehlbar das theure Kleinod finden. Sie wolle durch Zauberkraft sein Schwert weihen, damit die Geister des Nordens und die feindseligen Gnomen im Erdenschacht, die den Wunderstein bewachen, ihm nichts anhaben könnten. Im dritten Gesange gibt es Kämpfe mit erzbeschnppten Drachen, mit einem Riesen, mit Basilisken, die jedoch der von der Fee geweihten Waffe erliegen. Die erneuten Angriffe der Nordlandsgeister schwacht Titania, unter deren Schutz er auch in die Schachten der Erde steigt, wo ihm der König der Zwerge und Gnomen den ersehnten Wunderstein — zeigt:

Doch, spricht der Zwerg, nie darf der Stein erblicken
Das Erdenlicht, sonst weicht des Zaubers Kraft:
Er bleibe jetzt hier in der Tiefe Haft.
Mit Wunderglanz der Erze Reich zu schmücken.
Doch daß du glücklich ihr den Sieg verschafft,
Dein Herz vom Zauber ließ sich nicht berücken.
Will ich dir einen Ehrdrmant gähn,
Der soll als Stern auf deinem Panzer blühn.

Diesen Ehrdemant, also nur das Surrogat des Wundersteins, drückt ihm der Zwergkönig in des Panzers Brüstung, und der Paladin tritt mit dieser Zegide wieder an das Tageslicht, den treuen Sueno suchend. Im vierten Gesange nahet dem Träumenden Titania in einem von Schwänen gezogenen Fahrzeuge und zeigt ihm die liebliche Königstochter, die er einst sein nennen soll. Da entwirft eine der feindseligen Nornen den Plan, den Helden durch die Zauberin Walkrude zu unheiligem Liebesgrauß zu verlocken. Er findet, nachdem er im Walde zagend sich verirrt hat, in einem Zauberschlosse eine reizende Schlafende, die seine Sinne in einen verführischen Taumel versetzt. Schon erliegt er ihrem Reiz und ihren Liebkosungen, als ein guter Geist ihm zuflüstert, das holde Wesen sei nicht die rechte Geliebte, und er ermannt sich und flieht:

Da dringen plötzlich aus der Erde Spalten
Auf Reginald viel grimmige Gestalten.
Mit Kreisch und Schrei, mit wildem Saus und Braus
Und brüllen grause Flüche durch das Haus:
„Du Hund von Ritter, willst mit frechen Händen
Der Herrin Ehr' und hohen Adel schänden?
So fahre zu der Hölle tiefsten Grund
Und mach den Teufeln deine Schande kund!“
Der Paladin steht an des Thores Schwellen
Und zieht das Schwert, entbrannt von edelm Muth:
„Frohlocke nicht, du Zuggeburt der Höllen,
Du Nachtgeschmeiß und schwarze Satansbrut!
Laß fluten deiner Rache dunkle Wellen,
Ich spotte kedlich deiner blinden Wuth!“
So rufend, läßt er seiner Waffen Spitzen
Wie Wellen auf den Trotz der Feinde blitzen.

Nachdem er den Spuk verjagt, findet er Nachts im Walde einen Klausner, der ihm seine Hütte bietet. Morgens hat er einen neuen Kampf gegen einen Lindwurm zu bestehen. Nachdem er denselben erschlagen, will er die Zauberin Zorade in ihrem Schloß aufsuchen, um von ihr sein künftiges Geschick zu erfahren. Ehe er jedoch dahin gelangt, hat er manchen Strauß zu bestehen gegen allerlei Gezücht und feindselige Wesen, die ihm die grimmigen Nornen senden; überall liegt der Wunderstein in des Panzers Brüstung. Die Zauberin Zorade lockt einen Zauberkranz und die ganze Scene erinnert an die Hexenscene in „Macbeth“. Sie kündet ihm:

So höre denn, wie treu die Fee Zorade
Den Knoten knnt, den das Geschick sie flocht:
Fern, an des Nordens starrendem Gestade.
Wo kalte Faust des Elfes Panzer pocht,
Da glühte für Titaniens Lebenspfade
Des Zornes und der Rache Höllenbrodt,
Und blinde Wuth schlich auf den dunkeln Steigen,
Die hehre Macht der Strahlenfee zu bringen.

Denn — also steht's in Runen-Odin's (?) Hallen,
Die werden ewig sich des Glanzes freun,
Bis Helden zu dem Purpurschachte wallen,
Wo tief versteckt der Liebe Wunderstein.

Digitized by Google

Erhebt er sich aus bergenden Metallen,
Und strahlt er segnend seinen Zauberschein,
Dann bleicht die Macht im eisbeschienten Norden,
Dann schlummern seiner Götter wilde Horden.

Der mächt'ge Zwerg, der Fürst im Zauberstollen,
Wählt eine Fee zum traulichen Gemahl,
Und ihr zur Ehre reichen Schatz zu zollen,
Setzt er den Demant mit dem Wunderstrahl,
Der seiner langen Finsterniß entquollen,
Als Gemma in der Himmelslichter Zahl,
Der flimmert an dem blauen Dom bei Nachte,
Und flammt bei Tag' im rothen Purpurschachte.

Und wenn der Stein durch rüst'ger Gnomen Hammer
Aus seinem ehrnen Band herausgehau'n,
So endet bald Titaniens Schmerz und Jammer,
Denn ihrer Macht kann sie dann sicher traun.
In Wolken öffnet sich die Hochzeitskammer,
Und alle Feen und alle Elfen schaun
Des Lebens schönsten Feiertag erscheinen,
Wo sie mit trauten Buhlen sich vereinen.

So erfährt er, welchen Knoten zu lösen er bestimmt sei, und die Zauberin fügt nur noch hinzu, daß dies binnen Zeit von drei Monden geschehen werde. Im fünften und letzten Gesange betritt nun Titaniens Schützling das Gebiet jenes mächtigen und stolzen Königs, dessen Tochter Swanhilde der Preis seiner Heldenthaten werden soll. Er findet die holde Prinzessin in einem Garten schlafend und heftet eine Rose an ihr Gewand. Sein Bild schwebt ihr im süßen Traume vor. In einem festlichen Turnier, dessen Kampfpreis die Prinzessin selbst nach ihres Vaters Bestimmung sein soll, bleibt Reginald glücklicher Sieger und fodert den Preis vom Vater. Dieser weist ihn schnöde zurück, worauf Titania den alten König so lange durch allerlei Plagen ängstet, bis er sich entschließt, das liebende Paar zu vereinen.

Dies ist der Stoff eines Gedichts, den Meister Ludwig sowol als auch Wieland gewiß mit reichern Phantasiegemälden und blühenden Episoden ausgestattet hätten, die wir hier sehr vermissen. Weiß der Himmel, wie es kommt, daß man sich nicht so lebhaft für den Paladin interessirt, und daß dem Ganzen jener romantische Duft gebricht, der sonst in ähnlichen Schöpfungen alle Gestalten umfließt. Indessen ist Herr Cl. Frantz nicht Meister Ludwig — non omnia possumus omnes — wir müssen fürlieb nehmen mit dem Gericht, das uns hier aufgetischt wird, und wollen es nicht ein Pastiecio nennen. Sprachrichtigkeit, Rhythmus und Bild lassen ja auch nichts zu wünschen übrig, und wenn einmal gesagt wird, der junge Tag räuspere sich im Osten, so wollen wir gleich hinzufügen, daß solche bizarre Metapher nur ein einziges Mal vorkommt.

8. Die Braut von Jerusalem. Religiös-romantisches Gedicht in zehn Gesängen. Von W. M. Nebel. Manheim, Löffler. 1837. Gr. 12. 21 Gr.

Es ist für einen Referenten eine gar unangenehme Pflicht, eine geistige Production, die ihrem Erzeuger vielen Schweiß gekostet haben mag, gradehin total verunglückt nennen zu müssen; Ref. ist mit der „Braut von Jerusalem" in diesem unangenehmen Falle. Die Fiction bekundet Mangel an Erfindungsgabe und entbehrt alles Phantasiereizes; die Charaktere der handelnden Personen sind sämmtlich ohne Kunde menschlichen Herzens und ohne psychologischen Blick gezeichnet; dabei ringt der Verfasser nicht, er balgt sich förmlich mit der Sprache und wird doch nicht ihr Besieger. Unbehülflichkeit im Ausdruck, Unklarheit in der Darstellung des Gedankens, Verworrenheit in der Folge der Begebenheiten, Schwerfälligkeit sogar im Flechten des Perioden treten uns auf jeder Blattseite durch das ganze Werk entgegen, bei dem man fragen möchte: Cui bono? Denn es ergötzt nicht, es belehrt nicht; es bereichert die Romantik nicht. Noch eine andere Frage drängt sich auf: was ist der langen Rede kurzer Sinn? Denn lang, beim Himmel, lang ist die Rede; der beklagenswerthe Leser muß 525 Stanzen abhaspeln, ehe er ans Ziel kommt, und es ist nicht sowol die Langeweile, die ihre bleierne Hand uns auf das Herz legt, es ist in der That mehr ein verhaltener Unwille, daß heutiges Tages solche Verse gedruckt werden, was uns allen Genuß verkümmert und verleidet. Klingt „die Glocke der Andacht", als deren Verf. sich Hr. Dr. Nebel auf dem Titelblatt bezeichnet, nicht klarer und erhebender, so setzt sie wahrlich keinen ihrer Hörer in die rechte poetisch-andächtige Stimmung. Das Einzige, was an dem Buche gut ist, ist das Äußere!

9. Esaias Tegnér's kleinere Dichtungen. Aus dem Schwedischen von Ernst Theodor Mayerhoff. Berlin, Plahn. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das ausgezeichnete Talent dieses berühmten nordischen Sängers hat in Deutschland Anerkennung, Theilnahme und Lob gefunden, indem wir uns gar gern mit Sitte und Sprache des verwandten nordischen Volks befreundet haben. Irren wir nicht, so hat Mohnike den würdigen Abkömmling der skandinavischen Skalden zuerst bei uns eingeführt und Hr. Mayerhoff ist ihm nachgefolgt. Gern erkennen wir des Letztern Streben nach Treue in seinen Übertragungen an, wenn man auch hin und wieder (z. B. in dem Gedicht: „An einen Jüngling", S. 131) den Versen ansieht und anhört, daß sie übersetzt sind. Er hat dagegen die Schwierigkeit, den Dichter bei dem schnellen Wechsel verwandter Gedanken und bei seinem Reichthum an Bildern uns genießbar und schmackhaft zu machen, größtentheils glücklich überwunden; auch scheint es, als sei ihm im Fortschritt der Arbeit die Kraft gewachsen, sodaß er nicht übel thäte, wenn er auch andern Dichtern Schwedens, wie Atterbom, Franzén, Geijer ꝛc. einen deutschen Mantel umhinge, möchte man es diesem auch ansehen, daß er nicht eben auf den Leib jener Männer geschnitten sei, ein Übelstand, der sich auch bei Mohnike und fast jedem Übersetzer findet. Hr. Mayerhoff gibt uns hier den zweiten und letzten Band von seinen Übersetzungen der bisherigen poetischen Werke Tegnér's, welcher die Dichtungen enthält, die er 1828 zu Stockholm unter dem Titel: „Smärre samlade dikter" herausgab und 1832 unverändert wiederauflegte. Recht wohl hat er gethan, daß er die darin befindlichen Dichtungen: „Axel", „Die Nachtmahlskinder", „Die Predigerweihe" und „Des Skalden Morgenpsalm", die wir sämmtlich in d. Bl. würdigten, nebst einigen Übersetzungen Tegnér's aus andern Sprachen ins Schwedische hier weggelassen hat, und wir danken ihm für die Genüsse, die er uns durch die Übersetzung von Gedichten gemacht hat, denen man es überall ansieht, daß sie dem eignen Grund und Herzensboden eines begabten Sängers entsprossen sind, und in denen die auftretenden nordischen Göttergestalten mit großer Kunde gezeichnet und von bedeutendem Effect sind. Hinsichtlich der letztern verdient es einer lobenden Erwähnung, daß dem Buche ein alphabetisches Verzeichniß der so häufig in den Gedichten vorkommenden nordisch-mythologischen Namen beigefügt ist. Unter dem Guten als Bestes bezeichnen wir verschiedene Zeitgedichte (wohin wir auch die Oskarlieder rechnen), die durch den effectvollen Wechsel ihrer Rhythmen ein besonderes Relief gewinnen. Der Refrain im Gesange von „Jemtland's Jäger" (S. 39) erinnert an Körner's „Wilde Jagd"; doch ist es gewiß keine Reminiscenz oder Nachahmung. Der poetische Erguß (S. 22): „Bei Veranlassung des kieler Friedens 1814", wo Norwegen an Schweden abgetreten wurde), ist ein begeisterter Aufruf an die nordischen Nachbarn, dem Schwesterlande bieder die Hand zu reichen, und reich an schönen Stellen, obwol etwas überladen mit Nordlandsmythen und Anspielungen darauf, wie wir dies auch in: „Die Asenzeit" (S. 57) rügen müssen. Schön ist: „Neujahr 1816" (S. 75); „Des Skalden Heimat", nach Öhlenschläger (S. 89); „Gesang an die Sonne" (S. 137), der durchgängig Ossian'schen Geist athmet; „Die Rom-Reise", wo nur der Schluß nicht befriedigt; „Die Zugvögel" (S. 149) und „Der Wachtelschlag" (S. 151), wo uns die nordische Naturseenerie überall ansprechend entgegentritt. Die Nachrufe an edle Verstorbene Schwedens, die den Schluß bilden,

Digitized by Google

interessiren den fernstehenden Leser weniger; auch erheben sie sich nicht über den Schwung und Ton allbekannter Gelegenheitsreime. Wie reich der Dichter an Gedanken ist, zeige uns eine Stelle aus dem „Epilog bei der Magisterpromotion zu Lund", wo der Verf. selbst Promotor war (S. 97):

Denn Kraft und Klarheit ist es,
Die Phöbus fodert von den Kranzesträgern.
Der Gott, der ja des Tages Fackel zündet,
War auch der Gott mit jenem goldnen Schwert
Und Silberbogen, der den Python fällte.
Selbständ'ge Kraft ist Männern erste Tugend.
Fest soll er stehen, wie ein Herculeš,
Gehüllt in Löwenhaut mit Keulenstütze.
Das schlaffe Schwanken, blinder, leichter Glaube,
Ist täglich frischer Krebs am jungen Geiste.
Er frißt das Denken aus des Hirnes Kammern
Und Muth und Stärke aus der freien Brust.
Ein Jeder kann nicht sein ein Genius,
Mit sichern Schwingen auf zum Lichte steigend;
Doch wer nur will, kann prüfen, eh' er richtet,
Kann selbst die Wahrheit fassen, der er schwur,
Kann selbst das Schöne kennen, das er schätzet.
Gewiß, im stillen Weltmeer der Gedanken
Da liegen manche unbekannte Inseln,
Und manche Sterne spiegeln sich darin,
Bisher nicht aufgedeckt des Forschers Auge.
Kannst du die tiefen Wogen nicht durchschiffen,
So horche willig auf des Weisen Stimme,
Des weitgereisten, der mit sicherm Zeichen,
Von neuen Landen wieder heimwärts kehrt.
Doch trau nicht Allem, was die Schiffer sagen
Von unerhörten, dort erfahrnen Dingen,
Von Räthseln jener Welt, die sie gelöset,
Und von der Weisen Stein, den sie gefunden.
Die armen Sterblichen! Den Stein der Weisen
Enthält der Knopf am Scepter des Allvaters,
Und Menschenhände brechen den nicht los.
Vergebens fodern sie die hohe Wahrheit
Heraus mit dunkler Zauberformel; Dunkles
Doch fördert diese nicht, sie wohnt im Lichte.
In Phöbus Welt, im Wissen, wie in Dichtung
Ist's immer klar; denn so strahlt Phöbus Sonne,
Klar wie die Quelle, die kastalische.
Was du nicht klar kannst sagen, weißt du nicht;
Gedanken fördern Wort' auf Mannes Lippen:
Unklar Gesagtes ist auch so gedacht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Lissabon, im Juli 1838.

Die Lücken, welche der gegenwärtige Stillstand in der Politik in den öffentlichen Blättern läßt, werden mit Theaterzwistigkeiten ausgefüllt, die uns einen Blick auf den Zustand und den Grad der Ausbildung der portugiesischen Bühne zu thun erlauben. Der Portugiese ist, wie es alle südliche Völker Europas sind, geborener Mime und für die darstellende Kunst von besonderm Geschick. Aber dessenungeachtet hatte man, unter dem allgemeinen Verfall der Bildung, hierin seit langer Zeit sehr geringe Fortschritte oder vielmehr bedeutende Rückschritte gemacht; es fehlte an guten Dichtern, wie für die Wissenschaften an guten Lehrern, und das Theater war zu einer sehr niedrigen Stufe herabgesunken. Von dieser hoben es Franzosen wieder empor, welche der modernen Civilisation, im Privat- wie im öffentlichen Leben einen so bedeutenden Impuls gegeben haben, und deren Einfluß auch wir in dieser Hinsicht nicht fremd geblieben sind. Eine französische Schauspielergesellschaft, welche mit vielem Beifall, besonders der Vornehmen, zwei Jahre hindurch französische Stücke gab, dann aber in Folge der Septemberrevolution, die derselben ihr eigentliches Publicum, den Adel, entzog, sich auflösen mußte, hatte wenigstens das Gute, daß sie den Geschmack wiedererweckte und auch Portugiesen zu Leistungen der Kunst anreizte. Viele Individuen des portugiesischen Nationaltheaters hatten durch Besuch des französischen sich in Mimik und Declamation vervollkommnet, und der Unternehmer faßte den Gedanken, im Verein mit ihnen an der Besserung und Erhebung des portugiesischen Theaters zu arbeiten. Die Stücke von Victor Hugo, Alexandre Dumas und anderes edle Gut der Franzosen wurden daher ins Portugiesische übersetzt, mit Beifall aufgenommen, und der Unternehmer hob das Theater, dem er vorstand, zu dem ersten Lissabons empor. Ein Streit jedoch, den er mit dem Hauptacteur desselben hatte, mißfiel dem Publicum; noch mehr mißfiel es, daß er, ein Franzose, es wagte, die Übersetzung eines spanischen Stückes, welche ihm von dem ersten Dichter des Landes, Feliciano Castilho, überreicht war, zurückzuweisen. Castilho's Stück wurde auf einer andern Bühne mit großem Beifall aufgenommen; auf einmal erhob sich nun ein gewaltiger Sturm gegen den französischen Unternehmer, „der durch seichte und schlüpfrige Erzeugnisse die portugiesische Sitteneinfalt verderbe"; die enthusiastischen Patrioten wollten volksthümliche, originale und moralische Stücke und die besten Köpfe der Hauptstadt wie der genannte Castilho, Garrett, Carvalho u. A. traten zusammen, um Portugal ein Nationaldrama zu schaffen, um von der Bühne aus gute Sitten unter das Volk zu bringen. Schade nur, daß bis jetzt keiner von ihnen, mit Ausnahme Garrett's, im Drama etwas gethan oder geleistet hat, wovon die Folge sein wird, daß das portugiesische Publicum den leichtfertigen Dumas u. A. ihren gutgesitteten ernsthaften Stücken vorziehen wird. 74.

Anekdote.

Wilberforce, der edle Negerfreund, dessen hinterlassene Papiere kürzlich von seinen Söhnen herausgegeben worden sind, erzählt folgendes Beispiel von Frivolität eines Franzosen, das Pitt ihm mitgetheilt hatte. Nachdem die Königin Marie Antoinette enthauptet worden war, flüchtete ein Herr von Perigord, der in seinen Kreisen etwas galt und mit Pitt, als dieser in Versailles gewesen war, Bekanntschaft gemacht hatte, nach London und machte in Downingstreet seine Aufwartung. Natürlich kam das Gespräch bald auf die blutigen Scenen der französischen Revolution und auf ihre Folgen für die gesellschaftliche Ordnung; besonders war die Rede von den Barbareien und der unwürdigen Behandlung, welcher sich die Königin ausgesetzt sah. Den Franzosen übermannte das Gefühl dermaßen, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten; er rief schluchzend aus: „Ah, Monsieur Pitt, la pauvre reine, la pauvre reine!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da drehte er sich auf einem Beine herum, man sah deutlich, daß ihm plötzlich ein anderer Gedanke in den Kopf kam, erblickte nach einem kleinen Hunde hin, den er mitgebracht hatte, und rief: „Cependant, Monsieur Pitt, il faut vous faire voir mon petit chien danser." Und flugs zog er eine kleine Taschengeige aus seinem Rocke, tanzte im Zimmer umher und rief wiederholt seinem Hunde zu: „Fanchon, Fanchon, dansez, dansez!" Das Thierchen that, wie ihm befohlen ward und schnitt solche Capriolen, daß selbst Pitt in ein lautes Gelächter ausbrach, so sehr er auch indignirt war über den furchtbaren Leichtsinn dieses Perigord. Leute wie diese hielten sich für die Stützen des Thrones und werden von Manchen noch dafür gehalten. Ist es ein Wunder, daß solche Stützen nichts zu tragen und zu halten vermochten? 53.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 215. — 3. August 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 211.)

10. Hieropantia. Ein didaktisches Gedicht von J. G. Bartholmä. Ansbach, Brügel. 1837. Gr. 12. 6 Gr.

Der Verf., wahrscheinlich ein junger Geistlicher der evangelischen Kirche in Baiern, legt auf wenigen Bogen in diesem Gedicht, das keine Fehler hat, als daß es in Form und Ton gar zu sehr Wirklichkeit, angehenden Geistlichen die Würde und Wichtigkeit ihres Berufs ans Herz. Er will also Jünglingen, noch ehe sie sich für den geistlichen Stand bestimmen, vollkommene Aufklärung über Das geben, was das Amt, das die Versöhnung predigt, fodert. Er thut es in einem Conglomerat von in Versen gebrachten, reich mit Stellen der heiligen Schrift verbrämten Lehrsätzen, und empfiehlt jenen Jünglingen Nachfolge Christi, Glauben, Kampf für das Ewige, Selbstaufopferung, Sanftmuth, Geduld, Klugheit ohne Falsch, frommen Wandel, Selbstverleugnung und Uneigennutz. Er gibt mithin eine Pastoraltheologie in nuce, und hätte noch leichteres Spiel haben können, wenn er die beiden Briefe des Paulus an den Timotheus in gereimte Rhythmen geflochten hätte, was ihm gewiß nicht schwer geworden wäre, da er die Sprache nicht übel beherrscht. Wir empfehlen also diese „Hieropantia“ bestens allen Gymnasiasten, Studenten und Candidaten der Gottesgelahrtheit.

11. Poetische Versuche von B. Gotthelf, genannt Bitz. Dinkelsbühl, Walther. 1837. 8. 12 Gr.

Herr Actuar Gotthelf, genannt Bitz, glaubt wahrscheinlich, weil sein König Ludwig dichtet, müsse er es als getreuer Unterthan auch versuchen. Einen andern Impuls mag er auch wol in dem Umstande finden, daß er in Griechenland gewesen, weshalb er im Prolog überaus naiv sagt:

Hat die Sonne meinen Sinn verbrannt,
Gleicht mein Sang den dingerwetten Flurren,
Trägt mein Lied der kahlen Berge Spuren,
So verzeiht, ich war in Griechenland.

Verzeihen wollen wir, doch nur mit dem Beding, daß er fortan keine Versuche mehr macht, über die ein Hr. Feldmann, Vers. der auch in d. Bl. besprochenen „Höllenlieder“, uns das Urtheil sappobirt, S. 80:

Du nennst Versuche deine Lieder?
Versuche gar der Poesie? —
Vergesse künftig nicht zu beten:
„Führ', Herr, mich in Versuchung nie!“

12. Versuche in gebundener Rede von Johann Adam Seufert. Erlangen, Palm und Enke. 1837. 16. 12 Gr.

Sind besser ausgefallen als die vorigen. Es waltet in dem Gedezhüchlein eine witzige, sententiöse Reflexionspoesie, die sich mit einer gewissen Vertraulichkeit in das Gemüth schmeichelt.

13. Blätter aus dem Hain. Strasburg, Treuttel und Würtz. 1836. Gr. 12. 15 Gr.

Wir haben es hier mit einem alsatischen Sänger zu thun, der seine dem Baume der Poesie entpflückten Blätter etwas spät in das Publicum streut; spät sagen wir; denn diese Lieder und Poesien, denen die Jahreszahl ihrer Entstehung überall beigesetzt ist, leiten ihren Ursprung größtentheils aus Zeitbegebenheiten ab, oder beziehen sich auf historische Ereignisse, die freilich dem Interesse der Gegenwart ziemlich fern liegen. Sie beginnen mit dem ominösen Jahre 1789 und enden mit 1800; denn die sieben letzten Gedichte erscheinen mehr als ein zufälliger Appendix aus späterer Zeit, und das letzte Gedicht: „Das Unendliche“, eines der ansprechendsten in der Sammlung, ist erst 1836 geschrieben. Sie betreffen Frankreichs Aufersthehen (S. 3), die neue Zeit (S. 8), ihre Anregungen und Einflüsse auf politisches und religiöses Leben; es kann mithin der Maßstab der Beurtheilung, wie wir ihn bei Erzeugnissen der Gegenwart gebrauchen, hier durchaus nicht angelegt werden. Diese Gedichte sind Kinder ihrer Zeit und wollen im Lichte ihrer Zeit gewürdigt sein; thun wir das, so können wir nicht leugnen, daß sie in jenen Tagen der Aufregung, die sie ins Leben riefen, wol offene Ohren und Herzen gefunden haben mögen. Sie handeln die historischen und ethischen Lieblingsthemata der beiden Revolutionsläufen (1789—99) in einer gefälligen und reinen Sprache ab, schmecken nicht nach Sanscultotismus und Jakobinismus, und wenn wir sie als Blätter aus dem Haine betrachten, so ist ihre Farbe frisch und sie rauschen und lispeln mitunter gar anmuthig wie in duftiger Waldkühle. Über die Orthographie des Verf., der besonders ein geschworener Feind des ß zu sein scheint, wollen wir hier nicht mit ihm rechten.

14. Mozart's Gedächtnißfeier. Gedicht von Heinrich Stieglitz. München, Franz. 1837. Gr. 8. 8 Gr.

Am 15. August 1837 wurde auf dem Theater zu München eine Vorstellung zum Vortheil des Mozart-Denkmals in Salzburg gegeben. Den Anfang machte der erste Act des „Don Juan“, zum Behuf dieser Festfeier von Neuem in Scene gesetzt. Hierauf folgte ein Gedicht, gesprochen von Hrn. Dahn, unterbrochen von Einzelnscenen in lebenden Bildern aus den bedeutendsten Opern Mozart's, nebst der entsprechenden Musik, denn sich als Schlußpunkt ein Chor aus dem Requiem anschloß. Dies Gedicht, in der Form wohlklingender Octaven, ist hier vor uns und schildert den Meister in seinen entschiedensten Richtungen. Das erste Bild ist aus „Belmont und Constanze“, das zweite aus „Figaro's Hochzeit“, das dritte aus „Don Juan“, das vierte aus der „Zauberflöte“ und das fünfte aus „Titus“. Hier als Probe eine Octave:

Und folgen wir dem Strom der wunderbaren
Tonfluten, die uns seine Brust gebar,
Wer wagt es, zu entwirren das Himmelklaren
Lichtbahn mit bunter Flagenbarn „Er war“ —?
Er ist! Denn was sich je zu Offenbaren
In Kraft vermocht als echt, als schön, als wahr,

Digitized by Google

Was in des Geistes Weihnacht ward geboren,
Daran ist das Erdenleid „Es war" verloren.

Das 23 Seiten füllende Gedicht wird zum Besten des Mozart-Denkmals in Salzburg verkauft.

15. Nordsüdliche Iurte von Wilhelm v. Waldbrühl. Leipzig, Friese. 1837. Gr. 12. 8 Gr.

Das durch Goethe veranlaßte Angeln und Streben einiger Poeten und Poetaster auf den, der letzten Lustren, das Reis südländischer Poesie auf den Baum germanischer Dichtkunst zu pfropfen, regt in diesen Blättern (es sind nur 48 Blattseiten) einen Schalk an, dasselbe durch den Contrast von Schilderungen aus Europas dreisten Regionen lächerlich zu machen, und er nennt sein Büchlein, das er dem „biedersinnigen Beurtheiler Wolfgang Menzel in Stuttgart" hochachtungsvoll zugeeignet, eine Vorrede zu manchen neuen, noch ungeschriebenen fremden Dichterlebens und Dichtergrabsbetten, einer Nachrede zu den bereits erschienenen und ein unbedeutendes Opfer den Geistern Goethe's und Platen's dargebracht. Wir können das nur einen glücklichen Gedanken nennen, dessen gelungene Realisirung manchen neudeutschen Apollojünger, dessen Mund eben überschäumen will von Schenken, Bülbül, Schiras Rosen, Palmen u. s. w., die allzu gerlaubte Zunge im Baume hält oder lähmt. Er unterläßt vielleicht die geschmerliche Jagd nach Ostens Bild und Form und alles Hafisiren und Bülbülisiren, wenn er hier liest, wie der junge, stämmige Same auf die lustige Robbenjagd zum Eise zieht, wie er die Gelehrte in der rauchererfüllten Kojo besingt, oder die Kranke durch des Zauberpriesters Trommel heilen läßt, oder wie der Eskimo mit krummgebogenem Walfischbein den Wolf erwürgt, oder wie er, indem der Schnerschuh ihm unter dem Fuße knischt, die Lippen zur Labung mit holdem Thran benetzt. Im „alten Ehtreim" (S. 22) heißt die letzte Strophe:

Eng sind beide auch verbunden,
Süße Liebe, süßer Thran.
Wer's genoß, der hat's empfunden;
Wer noch nicht, heut sang' er an.
Daß er heut noch mit und über:
Süßer Thran, o süße Liebe!

Ebenso leicht schwirrt die Spottgeißel aus dem Liede „Der Hebe!" (S. 26), wo die hochnordischen Liederkünstler in einem Birkenwalde aus vollem Halse und mit blauem Antlitz singen und das Lied mit gutem Bier bebrühen. Die einleitende Ghasel, das erste Stück, setzt den Leser sogleich au fait, wie es der Schalk hier gemeint:

Sechs Monden steht die Sonne recht scharmant
Am Horizonte, verennet nicht genannt,
Zeugt nicht im Haupte schwärmige Fantasma;
Dann sinkt sie sechs, die lange Nacht tauchant
Mit Mordlicht, wunderklar und blimerant,
Ist trotz der Finsterniß uns sunnsant.
Legt auf das Haupt ihr gar Schwerkatalysma,
So ziehet wol am End' der Ulverstand
In das Gehäuse, das so lang' vacant,
So läßt es noch das wunderliche Spasma,
Ihr kehret gesund ins deutsche Vaterland
Und eure Heilung bleibet ekatant,
Wenn ihr hinführo wieder nicht galant
Euch wahrtet vor barbarischem Miasma.
Probatum est!

16. Jesus und Maria. Lyrisches Gedicht in drei Gesängen von Ferdinand Holland. Braunschweig, Horneper. 1837.

Ein freundlich liebes, halbidyllisches Bild aus dem Leben Jesu! Nicht von seiner Mutter ist hier die Rede, noch von deren Schwester, dem Weibe des Klevphas, noch von jener Maria aus Magdala, die er vom Sündenpfad ab in die Arme der Tugend führte, sondern von jener frommen, jugendlich-schuldlosen Maria, in deren Hütte er so gern weilte, und von der er, zu ihrer häuslich-geschäftigen Schwester Martha gewendet, sagte: Sie hat das bessere Theil erwählt, da sie meinem Lebensworte lauscht. Grade dieses Wort und diese Scene vermissen wir in diesem kleinen, lieblichen Gemälde. Dagegen macht der Dichter — denn Hr. F. Holland ist wirklich ein solcher — diese Maria zu jenem Weibe, von dem die evangelische Geschichte erzählt, sie habe den Heiligen des Evangeliums zu seinem Ende gesalbt und ihm ein Gefäß mit köstlichem Nardenöl über das Haupt gegossen. Sie findet im ersten Gesange den Helden schlafend, salbt ihn im zweiten, und im dritten, der ihren Schmerz über sein frühes, blutiges Ende schildert, kündet der Sehnenden ein Engelgebild, sie werde ihn im Glanze des Auferstehungslichts wiedersehen und solle sich zu diesem Zweck auf den Berg Tabor begeben. Sie folgt dem Geheiß. Er erscheint ihr als Sieger des Todes und sie vernimmt mit seligen Empfindungen seine Worte (S. 100):

Sei mir gegrüßt, du Heilige vor Allen,
Gestählrtin auch der schweren Prüfungszeit!
Tritt ohne Scheu in meines Tempels Hallen,
Bald soll du von der Erdenlast befreit
Vereint mit mir will ich zur Heimat wallen,
Schon harret dein des Himmels Herrlichkeit.
Bald schmücken dich des Friedens Palmenkronen,
Du sollst mit mir in meinem Himmel wohnen!

Du fromme Magd, du reine Himmelstaube,
Die Erde hat die nimmer ein Asyl,
Auch suchte stets dein heilig fester Glaube
Ein sabnreres, ein segenreiches Ziel;
Er baute die dort eine Götterlaube,
Des Morgenthaus, der Schmetterlinge Spiel.
Dort darfst du in dem Schattenfitz der Liebe
Frei huldigen des Herzens sel'gem Triebe.

Denn liebend hat der Vater aller Armen
Von seinem Thron auf dich herabgesehn;
Er sah dein Leid mit himmlischem Erbarmen,
Sah dich mit Muth den großen Kampf bestehn.
Drum hebt er dich auf seinen Götterarmen
Zu sich empor auf seine lichten Höhn.
Dort sollst du mit den Frommen, mit den Reinen
Den sünd'gen Haß der Sterblichen bweinen.

Noch einmal — ein freundlich liebes Bild stellt uns dies kleine Gedicht dar, das wir allen jungen Mädchenseelen, die so rein und schuldlos, so von der Liebe zum Göttlichen durchdrungen sind, wie diese Maria, gern empfehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Narrative of an expedition into the Interior of Africa, by the river Niger, in the steam-vessels Quorrah and Alburkah, in 1832, 1833 and 1834. By *Mac Gregor Laird* and *R. A. K. Oldfield*, surviving officers of the expedition. Zwei Bände. London 1837.

Auch Richard Lander, bekanntlich der erste Europäer, welcher die Mündung des sogenannten Niger erreichte und auf diese Weise ein Problem löste, das Jahrhunderte lang besprochen wurde, hat dasselbe Schicksal gehabt wie so viele muthige Entdecker, die vor ihm das Innere Afrikas erforschten: er erhielt auf seiner dritten Reise, während er den Run hinabfuhr, einen Flintenschuß und starb auf der Insel Fernando Po in Folge dieser Wunde. Er hat den Weg ins innere Afrika gebahnt, der Quorra wird nun schon mit Dampfbooten befahren, so gut wie der Rhein oder die Donau, wie der Mississippi und Orinoco, und dem Kaufmann wie dem Entdecker ist ein weites Feld für Thätigkeit aller Art geöffnet.

Die Vortheile, welche wahrscheinlicherweise ein mit den Anwohnern des Quorra angeknüpfter Handelsverkehr ergeben mußte, bewogen mehre liverpooler Speculanten, eine Expedition ausrüsten zu lassen, welche den Strom hinaufsegeln und an

Digitized by Google

der Stelle, wo der Tschadda sich mit ihm vereinigt, eine Factorei gründen sollte. Sie wandten sich, um nähere Erkundigungen einzuziehen, an Lander, der die Versicherung gab, man könne von den Negern Elfenbein, Indigo und andere Landesproducte für ein Spottgeld erhalten, und sich schließlich geneigt erklärte, die Fahrt in Person mitzumachen. Für dieselbe wurden zwei Dampfschiffe bestimmt, welche nicht tief im Wasser gingen: der Quorra, 112 Fuß lang, von 40 Pferden Kraft, und der Alburkah, 70 Fuß lang und von 16 Pferde Kraft; der letztere war ganz von Eisen und sicherlich für die Flußschiffahrt trefflich geeignet, ob aber für eine Seereise von 1000 Meilen, war eine andere Frage. Aengstliche Gemüther meinten, durch heftigen Wellenschlag würden die Fugen auseinander gerissen werden, die Mannschaft werde es in diesem eisernen Kasten, den die tropische Sonne erhitzen müsse wie einen Backofen, nicht anshalten können, und endlich sei er ein Conductor für den Blitz, wie es noch keinen gegeben habe. Er müsse demnach beim ersten besten Gewitter rothwendig zu Grunde gehen. Allein die Theorretiker hatten solch diesmal verrechnet: die Fugen gingen nicht auseinander, der Blitz schlug nicht ein, und das Eisen hatte fortwährend dieselbe Temperatur wie das Wasser, auf welchem es schwamm. Am 19. Juli 1832 segelten beide Schiffe in Begleitung der Brigg Columbine von Liverpool ab. Die Regierung hatte den Marineleutenant Allen zur Aufnahme der Stromufer mitgesandt. Beide Schiffe nahmen mehr Kroomen an Bord, theils die einen kräftigen Mannschlage anzugehören, am Cap Palmas wohnen und als Matrosen sehr gesucht sind. Sie wandern in großer Menge aus, weil ihre Heimat sehr unfruchtbar ist.

Am 16. Oct., nach einer langen, unangenehmen Fahrt, erreichte der Quorra die Mündung des Nun, und die beiden andern Schiffe vereinigten sich mit ihm. Aber gleich beim Beginn der Expedition fing das Fieber an unter der Mannschaft zu wüthen, und die Ersten, welche demselben erlagen, waren der Capitain und der Ingenieur des Quorra. Wie furchtbar ungesund das Klima an den heißfeuchten afrikanischen Küsten ist, davon liefernte die elende Zustand, in welchem sich die Matrosen am Bord der im Fluße liegenden liverpooler Brig Susanna befanden, den unmittelbaren Beweis. Sechs Monate war sie schon segelfertig; die wenigen Seeleute, welche kein Opfer des Todes geworden waren, hatten zusammen nicht Kraft genug, nur die Anker aufzuwinden!

Am 26. Oct. begannen die Schiffe stromaufwärts zu segeln, das Ufergelände war zu beiden Seiten nichts als ein weiter mit Mangrowebäumen und Palmen bestandener Sumpf. Die Eingeborenen sind von Geschmeidigkeit und Lebhaftigkeit ausgezeichnet förmlich bedeckt und haben überhaupt ein fleckes Ansehen, sowol in Folge der Einwirkungen des Klimas als ihrer zweckwidrigen Lebensart; sie schlafen nämlich stets unter freiem Himmel, benauschen sich häufig im allerschlechtesten Branntweine und nähren sich vorzugsweise von Fischen und Alligatorenfleisch. Der Fluß wurde weiter aufwärts immer breiter, das Land gewährte allmälig einen angenehmern Anblick, die Bevölkerung wurde dichter, zeigte sich aber auch feindseliger; die Mannschaft des Quorra landete und steckte sehr unnöthigerweise eine kleine Stadt der Eboes in Brand. Zwei Tage nachher erreichten die Dampfschiffe die Hauptstadt Eboe, welche 150 englische Meilen von der Meeresküste an der Spitze des Nigerdeltas liegt, an einem parallel mit dem Fluße laufenden Stromarme. Sie hat etwa 800—1000 Häuser, um vielleicht 6000 Einwohner, wovon zwei Drittel unter 14 Jahren. Sie sind ein unternehmender Menschenschlag und treiben ausgedehnten Handel mit Sklaven und Palmöl. Ein guter, gesunder Sklave kostet im Durchschnitte 60 Schillinge! Eine kleine Strecke oberhalb Eboe, das gleichfalls eine ungesunde Lage hat, trennen sich zwei große Arme vom Hauptstrome des Quorra, der Bonny und der Benin. Die Spitze des Deltas liegt nach Laird's Berechnung 160 englische Meilen von der Küste, und dieses selbst erstreckt sich in seinen Armen westlich bis zum Cagos und östlich bis zum Kalabar. Von den 22 Stromesmündungen sind der Benin, Warri, Nun, Bonny und Alt-kalabar die bedeutendsten, und der letztere soll mittels des sogenannten Kreuz- oder Querstusses (Cross River) mit dem Neukalabar in Verbindung stehen. Keiner von diesen Armen, den Nun ausgenommen, ist bis jetzt näher erforscht worden. Dieser aber hat bei Eboe 3—3500 Fuß Breite; doch verengt er sich weiter abwärts an mehren Stellen bis auf 40 Schritte. Das Delta ist von einer unzähligen Menge von Nebenarmen durchschnitten; die, welche vom Nun aus nach Osten laufen, sind aber sehr seicht und nur für Canots fahrbar. Die sumpfigen Ufer sind nur schwach bevölkert, und dabei berechnet die Anzahl erwachsener männlicher Personen von der Küste bis nach Eboe aufwärts auf höchstens 4000 Personen. Die Weiber und Kinder sammeln Palmöl; die Männer beschäftigen sich ausschließlich mit Waglagerei, stehlen Menschen, wo sie können, um dieselben als Sklaven zu verkaufen, und betauschen sich tagtäglich.

Eboe oberhalb des Deltas ist der Quorra eine englische Meile breit und das Klima gesund; aber jetzt grade machten sich die Folgen der Sumpfluft fühlbar; binnen zwei Tagen erkrankten 16 Menschen, unter diesen Laird, der erst nach drei Wochen, als 17 Mann gestorben waren, wieder sein Tagebuch fortzusetzen im Stande war. Alle sahen aus wie Gespenster und waren aufs äußerste abgemagert; nur Lander selbst befand sich ganz wohl. Mit Mühe erreichten sie Aboh, die sich auf einem 250 Fuß hohen Hügel dicht über dem Strome erhebt, und deren König für den mächtigsten Monarchen zwischen der Seeküste und Fundah gilt. Er treibt einen ausgedehnten Handel mit Sklaven. Attah ist der einzige Ort, wo ein Europäer längere Zeit leben könnte, ohne ein Opfer des Klimas zu werden, und muß, wenn der Handel erst mehr Ausdehnung gewinnt, eine große Wichtigkeit erlangen. Es beherrscht den Eingang zum Nigerdelta, ist trefflich zur Anlage einer Factorei geeignet, und die Bewohner sind unternehmende Kaufleute, wiewol es den Engländern nicht gelang, Geschäfte zu machen; denn der Neger ist langsam und bedenkt sich, da er nicht weiß, was Zeitverlust ist, lange, ehe er mit unbekannten Leuten Verbindungen anzuknüpft.

Dreißig englische Meilen oberhalb Attah beginnt die Stromverengung des Quorra, der hier nur 700 Yards breit ist und sich durch das Gebirge zwängt, welches Laird das Konggebirge nennt. Er sagt aber nicht, aus welchen Gründen er es als solches bezeichnet. Wahrscheinlich bedient er sich dieses Namens, weil er keinen andern wußte, und weil er grade diesen in den Lehrbüchern der Erdkunde fand. Denn nach Gebirgsketten, welche hier der Quorra durchbricht, eine Forstsetzung des Konggebirges sei, welches über 200 deutsche Meilen weiter westlich im Mandingolande sich erhebt, darf man wol, ehe sichere Facten und Beobachtungen vorliegen, nicht annehmen. Ebenso unwahrscheinlich möchte es sein, vorauszusetzen, daß die Neger in der Gegend um Attah vom Vorhandensein jenes Konggebirges genaue Kunde hätten, oder daß sie vermeintliche lange Kette, hier wie dort, denselben Namen führe. Übrigens erheben sich die Gebirge, welche das Quorrathal einschließen, unmittelbar oberhalb Borque oder Jcory, einem Dorfe, wo häufig zahlreich besuchte Märkte abgehalten werden, bis zu 2000 oder 3000 Fuß und haben tafelförmige Gipfel. Die großen Felsmassen, welche im Strome liegen und die Schiffahrt erschwerlich machen, sind Granit, und das Wasser bildet viele Wirbel. Kaiser oberhalb bietet die Gegend einen entzückenden Anblick dar, und der Quorra hat eine Breite von 3000 Yards (8—9000 Fuß); das mit zahlreichen Dörfern besetzte Ufer glich an manchen Stellen einem englischen Parke. Hier mündet der Sharry, und am nördlichen Ufer zog sich eine Kette niedriger Hügel nach Ostnordost. Am 22. Dec., als das Dampfschiff Quorra grade an der Mündung des Sharry ankam, rannte es auf den Grund und blieb volle vier Monate hier liegen. Dieser Unfall war nm so verdrießlicher, da bis jetzt noch keinerlei Handelsverbin-

Digitized by Google

dungen hatten angeknüpft werden können und alle Speculationen fehlgeschlagen waren. Zum Glück zeigten sich die Neger sehr friedlich, und Laird durfte es sogar wagen, einen großen Theil seiner Vorräthe aus Ufer zu schaffen. Er war sehr erfreut, das Land er mit dem Albuekah bis Rabba oder Boussa hinaufsahren wollte; denn dieser Mann fing bei jeder Gelegenheit Zank und Streit mit den Eingebornen an und gab Veranlassung zu manchen unangenehmen Verwicklungen, deren Opfer er endlich wurde. Der Capitain des Albuekah aber weigerte sich, weiter zu fahren, weil der Strom nicht Tiefe genug habe, ein Vorgeben, das offenbar ganz grundlos war.

Vom Ankerplatze aus erblickten die Engländer sieben Städte und große Dörfer, so dicht ist das Land bevölkert; von Eboe bis zur Sharrymündung zählte Laird wenigstens 40 Dörfer, von denen jedes mehr als 1000 Einwohner hatte. Die Neger sind in dieser Gegend denen am Nun in jeder Hinsicht überlegen, und zeigten sich als intelligent, friedlich, arbeitsam; sie bebauen den Boden recht emsig, liefern mehrerlei Waaren in den Handel und verstehen sich so gut auf den Fischfang, wie irgend ein europäischer Fischer. Der Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften wird als ungemein lebhaft geschildert, und soll wenigstens zweimal so stark sein als der auf dem Oberrhein; Männer, Weiber, Kinder, Alles handelt, mit Sklaven, baumwollenen Zeuchen und Elfenbein, und der Mittelpunkt dieses Handels ist Bocqua oder Jcrory, wo alle zehn Tage ein großer Markt abgehalten wird, den Kaufleute aus Eboe, Attah und Bonny, sowie Quaqua, Kattuma Kuroffi und Funbah besuchen; auch finden sich Handelsleute aus dem innern Lande ein. In Perlenschnüren, Elfenbein, Reis, Sklaven wird großer Umsatz gemacht; auch sind spanische und portugiesische Waaren am Platze und Kauries das Circulationsmedium; 1000 derselben gelten etwa so viel wie ein Schilling Sterling; Tauschhandel kommt nicht vor, Alles wird baar bezahlt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Wie heißt die Gans im Lateinischen?

Anser. Ja, das ist eine gute lateinische oder römische Gans. Aber eine deutsche heißt Ganza. Dies wird nicht gleich mancher gute Lateiner glauben wollen, und doch ist es so. Als Philipp Melanchthon einst viele Gelehrte zu einer gebratenen Gans geladen hatte, entstand die Frage, wer sie zerlegen solle? Wer den ersten lateinischen Vers auf die Gans extemporisirt! hieß es endlich. Schnell ließ sich einer, der Prof. Stigel (geb. 1515, gest. 1562 in Jena), hören:

Vertitur assando nigra rubigine *Ganza*.

Alle stutzten über das letzte Wort; aber schnell kam von Stigel noch der Pentameter hinzu:

Miraris *Ganzam*? *Plinius* auctor habet.

Und dem ist in der That so. In der „Hist. Nat.", X, 27, Tauchnitz'sche Stereotypausgabe, findet man es; es steht zwar (in meiner Ausgabe) ganzae hier, allein Schneider's „Lexikon" sagt wiederum ausdrücklich, daß ganta und ganza eines sei. Das Wort ist offenbar deutsch, denn Plinius bemerkt, daß die weißen Gänse in Deutschland so genannt würden. Es hat dies Capitel aber auch noch einige andere hübsche Notizen. Die Römer schätzten eine Gänseleberpastete so gut wie wir und wußten die Leber durch Mästen zu ungewöhnlicher Größe zu ziehen (in magnam ampliudinem), nur stritt man über den Erfinder dieser Kunst. Auch das Ausrupfen der Federn, was einen guten Gewinn gab, zweimal im Jahre, war gewöhnlich. Die deutschen Flaumfedern (pluma mollior corpori proxima) achtete man besonders hoch und die Gänsezucht war in Deutschland außerordentlich lebhaft. Daselbe war in Gallien der Fall; vom Kanal her (a Morinis) wurden ganze Heerden nach Rom getrieben, was hundertmal mehr sagen will, als wenn jetzt eine Heerde Truthühner aus Böhmen zu uns gelangt.

15.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 211.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

*19. *Ersch* (*Johann Samuel*), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. Bearbeitet vom Prediger *C. A. Rese* in Halberstadt.

Der Druck ist bis zum 33. Bogen fortgerückt und es fehlt nur wenig zur völligen Beendigung dieser Abtheilung, die ich im Laufe des Jahres ausgeben zu können hoffe.

*20. Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Zweiten Bandes dritte Abtheilung und folgende: Geologie, Bestreinerungskunde, Chemie, Berg- und Hüttenkunde, Meteorologie. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Der erste Band mit 221 Abbildungen (1836) kostet 2 Thlr.
Des zweiten Bandes erste und zweite Abtheilung enthalten: Anleitung zur Mineralogie (1837) 18 Gr.; Anleitung zur Krystallographie (1837), 6 Gr.

*21. Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Zweiter Band. J. W. Iffland und K. Devrient. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste Band, v. A. W. Hoffmann und J. G. Wegel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

22. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Brömmel. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr.

*23. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Zwölfte Lieferung. Enthaltend: Zweite Abtheilung, Bogen 46—60. Vellejus—Zyro. Nebst drei Beilagen. Gr. 4. Geh. Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., Schreibpapier 1 Thlr. 16 Gr.

Der ohne jetzt vollständige Band kostet 10 Thlr. 12 Gr.
Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

*24. Hille (Karl Christian), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile. Mit Karten und Plänen. Iten Heft und folgende. 8. Auf feinem Druckpapier.

Das erste Heft (1837, 12 Gr.) enthält als Brunnen- und Bades-Diätetik das Allgemeine über die Mineralquellen und ihre zweckmäßige Benutzung, und dient zugleich zur Vervollständigung der einzelnen Monographien; das zweite Heft (1837, 20 Gr.) die Beschreibung der Heilquellen von Böhmen und Mähren; das dritte Heft (1839, 16 Gr.) die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Oberlausitz Sitzy; das vierte Heft (1838, 1 Thlr.) die Nord- und Ostseebäder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 216. — 4. August 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 215.)

17. Funken von Friedrich v. Sallet. Trier, Troschel. 1837. 16. 5 Gr.

Herbei, Kritiker und Poeten! Hier ist ein Büchlein für euch, ein lehrreiches, beherzigenswerthes Büchlein, obgleich nur in Sedez und 44 Seiten lang; Funken, mit dem scharfen Stein des Geistes aus dem Gehirn geschlagen; Funken, von denen wir wünschen, daß sie in Herzen und Geistern Zunder, d. i. Beachtung und Beherzigung, finden mögen. Der Dichter, den wir schon früher einige Male in d. Bl. begrüßt haben, gibt den Inhalt seines Einfälle, Epigramme und sententiöse Ansichten enthaltenden Schriftleins selbst (S. 2) also an:

Praktisch und satirisch,
Didaktisch und lyrisch,
Confus und summarisch,
Und meist literarisch.

Also etwas Praktisches:

Nr. 22. Wer euch, wie ein Ei, zu betippen dächte,
Renkte nimmer euch die Glieder zu rechte.

54. „Rückert" . . . hub ich zum Theefräulein an;
Sie rümpfte das Näschen: „Wie heißt der Mann?"

80. Sie rennen nach Stoffen durch alle fünf Welten,
Den Stoff im Gemüth erfassen sie selten.

Etwas Satirisches:

4. Das Ende muß stets spitzig sein;
Der Esel hat ein Schwänzelein.

6. Gedanken such' im Liede nie;
Der Gukuk ist ein kluges Vieh.

10. Der Menzel schreibt Kritiken sehr;
Der Mogul ist ein großer Herr.

27. Er war einmal in Berlin, potz Blitz!
Das sparet allen Fleiß mir,
Denn ohne zu lesen, schnell mach' ich den Witz:
Seine Verse sind Sand und Weißbier.

121. Bei dem Geschnatter ringsumher
Hört man die Nachtigall nicht mehr.

Etwas Didaktisches:

39. Die Kraft geberdet sich nicht wild;
Der echte Wein ist stark und mild.

92. Leicht ist es, Verse zusammenleimen;
Das Lied muß wie die Blum' entkeimen.

94. Die schönste Erzählung und Schilderung
Ist nur eine Guckkastenbilderung.
Auf daß du sie zum Gedicht verklärst,
Such den poetischen Brennpunkt erst.

Etwas Literarisches:

65. Oft ist die moderne Zerrissenheit
Nichts als kindische Eitelkeit.

66. Es ist bequem, zerrissen sein
Bei Austern und Champagnerwein.

76. Wie dräut der wilden Erhabenheit Stempel
An einem zertrümmerten Göttertempel!
Ja, Byron! es ragt ein zerrissener Gott
Hoch über gesunder Zwerglein Spott.

113. Ja, wir Poeten sind die Nullen,
Die ihr wogendes Herz
Ausbluten in Liedesschmerz,
Um die gnädige Frau auf dem Canapee
Nachmittags beim Kaffee
In behaglichen Schlummer zu lullen.

115. Mich ignorirt der große Menzel,
Mich nichtcapirt das kleine Genzel,
O weh! wo bleibt mein Lorberkränzel?!

Etwas Confuses:

147. Gott selber konnte nicht widerstehn,
An das Kreuz zu gehn,
Der Menschheit Weh auf sich zu laden,
In des Jammers Wollustwellen zu baden.

Etwas Summarisches endlich:

150. Wenn das Alles gelesen die seichten Knechte,
Sagen sie: „Der ist uns auch der Rechte!"

Der geneigte Leser wolle nun selbst das Mitgetheilte summiren und sich daraus das Facit ziehen.

18. Gedichte von Pennafranca und Leander. Güstrow, Opitz. 1837. Gr. 12. 9 Gr.

Von diesen pseudonymen Kameraden in Apoll ist Einer so unbedeutend wie der Andere; so müssen wir bei aller Geneigtheit, ihre Bitte um nachsichtige Beurtheilung zu erfüllen, im Allgemeinen urtheilen. Der Leander gibt lyrisch-epische Sachen, die sämmtlich auf dem lauwarmen Strom der Alltäglichkeit dahintreiben, und die Sonette sind keine. Die ihnen folgenden Herzensklänge sind dem Petrarca'schen Canzoniere entstammt bis auf das Gedicht „An Sie" (S. 47), das an den Hymnus auf die Jungfrau Maria erinnert. Der Abschnitt: „Frauen und Mädchen" — matt, herzlich matt. Epigrammatische Herzensergießungen — erträglich. Pennafranca baut ein Magazin dem verliebten Jüngling, aus dem er nach Belieben eine Herzenshuldigung für die Erkorene nehmen kann; denn einen Namen von den vierundfunfzig muß sie doch wol haben? Charaden und Räthsel machen den Beschluß. Kurz, Hr. Leander ist kein Méry, Hr. Pennafranca kein Barthélemy, die Beide wie das Doppelgestirn Kastor und Pollux am literarischen Himmel Frankreichs glänzen und deren Namen immer zusammen genannt werden!

Digitized by Google

19. Gedichte von Friedrich Beisert, Adolf Bruck und Rudolf Lichter. Oppeln, Baron. 1837. 8. 16 Gr.

Hier gar eine drifache pierische Verbrüderung aus Opitz's Vaterland! Drei Primaner vom Gymnasium zu Oppeln, durch die Bande gemeinsamer Liebe zur Muttersprache und deren reiche poetische Litteratur vereinigt, kamen auf den Gedanken, ein sogenanntes poetisches Kränzchen behufs der Förderung und Bildung des Schönheitssinns zu stiften. Diesen Zweck suchten sie zu erreichen durch eigne poetische Bilden, gegenseitige strenge Kritik und durch die Betrachtung fremder Meisterwerke. Als nun zwei zur Universität abgingen, beschlossen sie, nach reiflicher Prüfung des pro und contra ihres Vorhabens, die Blumen und Früchte ihres Kränzchens zu sammeln und dem Publicum zu überreichen, und setzten zugleich fest, den etwaigen Erlös zum Besten des Gymnasiums, das sie bildete, zu verwenden. Dem Hrn. Doctor Dehmann, welchen sie ihren Lehrer und den theilnehmenden, fördernden Freund ihrer Kameradschaft und Verbrüderung nennen, haben sie mit dankbarer Gesinnung das Buch dedicirt. Freundlich und bescheiden bitten sie das Publicum, mit Nachsicht ihre Versuche aufzunehmen. Wären wir ein bärbeißiger Referent, der mit boshafter Freude das glimmende Docht auslöscht, oder das wankende Rohr zu zerstoßen liebt, oder ein übellaunigter, vornehmer Recensent, der über Jugendversuche der Art mit seinem Urtheil gleich bereit ist, so möchte es den dichtenden Commilitonen und Kranzflechtern übel ergehen; und wären wir ein Schulpedant, so würden wir ihre vielleicht barsch heranfahren: „Sie hätten weiser gehandelt, meine Herren, wenn sie auf dem Gymnasium zu Oppeln die Blumen von Hellas und Latium gesammelt hätten, damit Sie dereinst dem Vaterlande als Ärzte, Geistliche oder Richter tüchtige Dienste geleistet hätten"; und Recensirant noch ein ächtem Shakspeare'schen Ausdruck, die Milch der Milde und Nachsicht durch und durch, wir wollen dem Hrn. Doctor Johannes Dehmann an Liberalität nicht nachstehen und nicken freundlich zum Beginn des Musenstrollums; nur auf Zergliederung und Charakterisirung ihres respectiven poetischen Naturells können wir uns bei der Beschränkung des Raums in d. Bl. nicht einlassen. Schon genug, daß wir keinen der Herren ein servum limitaneum pecus zu nennen brauchen!

20. Gedichte von Wilhelm Volkmar. Berlin. 1837. Gr. 12. 6 Gr.

Abermals eine jugendliche Erstlingsgabe; aber ein tüchtiges, vielversprechendes Streben; denn es zeigen sich hier Keime, die herrliche Blüten verheißen, und manche haben sich schon in duftigste Fardenfülle erschlossen. Es fehlt dem Verf. nicht an Objectivität; er hat Takt im Betrachten und Darstellen fremder Sitte und Volksthümlichkeit, wie sich das in der Ballade (S. 16), in: „Untergang der Ommajaden" (S. 12), im „Negerknaben in der Sahara" (S. 22), in „Frankreich", einer meisterhaft abgefaßten serbischen Erzählung (S. 43) und in der „Irmenwiktingerschlacht", wo der Norden und seine Sitte geschildert wird (S. 55), klar bekundet. Eine regsam vielseitige Phantasie schlingt ihren Zauber um alle hier zu poetischer Darstellung geweihten Objecte. Sein Ohr hört leise jeden rhythmischen Wohlklang, und wie ein Dichter sein und was er lieben muß, entfaltet sich zart und innig in: „Einsamkeit" (S. 29). Wie effectvoll erscheinen in ihrer edeln Einfalt die vier Nummern: „An der Ostsee", und wenn es in der „Memnonssäule" (S. 31) heißt:

Memnon, der Eos Sohn, zog hin zu der Schlacht am Skamander,
Aber der Tapfere fiel durch des Peliden Geschoß.
Da nahm trauernd die Mutter des theuren Kindes Gebeine,
Führte sie über das Meer heim zum ägyptischen Strand.
Dort nun barg sie die Leiche am Ufer des schwellenden Stromes,
Stellte ein mächtiges Bild ewig als Denkmal ihm auf.
Wenn sie nun Morgens erfleht am sanft sich röthenden Himmel,
Grüßt sie der Sohn, und es tönt klagend, doch lieblich der Stein.
Tausend von Jahren verschwanden, der Ruf klebt still durch die Trümmer;
Memnon's Säule ist stumm; aber die Sage ist schön.
Dürfte auch ich aus dem Grabe hervor die Geliebten einst grüßen,
Leise, doch freundlich und mild flüsternd im Hauche der Luft.
So freuen wir uns, daß uns sein Hauch noch lebenswarm hier anweht! *) 106.

Narrative of an expedition into the Interior of Africa, by the river Niger, in the steam-vessels Quorrah and Alburkah, in 1832, 1833 and 1834. By *Mac Gregor Laird* and *R. A. K. Oldfield*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Ende Februars starb der Schiffsarzt, Dr. Briggs, und Laird beschloß im März, den Sharry hinaufzufahren, um wo möglich Fundah zu erreichen. Nach mancherlei Fährlichkeiten kam er wirklich dorthin, und wurde vom Könige besucht, dessen Gefolge in zwölf Reitern und zahlreichen Berschnittenen bestand. Er war von athletischer Gestalt, in Sammet und Seide gekleidet, hatte aber einen unheimlichen Blick. Auf Laird's Anrede, daß er gekommen sei, um mit ihm ein gutes Vernehmen zu halten, entgegnete er in der Landessprache: Es sei ihm lieb, das Angesicht eines weißen Mannes zu sehen; er habe Elfenbein in Fülle, und Alles, was er sein nenne, gehöre dem Fremdling. Zwölf greise Neger, die seinen geheimen Rath bildeten, nickten Beifall. An demselben Abend erhielt Laird von einem zudringlichen Kerl Besuch, der aber bald hinausgeworfen wurde; am andern Tage bei der Audienz ergab es sich, daß dieser kein anderer als Sr. Majestät selbst gewesen war. Er hatte aber nichts dirt genommen; doch hielt er den Engländer, der sehr krank wurde, länger zurück, als diesem lieb war, und verstand sich erst dazu, den weißen Mann abreisen zu lassen, als dieser in seiner Gegenwart einen Fetisch gemacht hatte, d. h. er ließ Raketen und blaue Lichter steigen, und wies seinen Compaß vor, der immer nach Norden zeigte. Das setzte die Neger in Erstaunen, und sie ließen nun einen Mann gehen, der einen so wunderbaren Fetisch besaß. Nach zweimonatlicher Abwesenheit kam er wieder bei den Schiffen an. Fundah ist eine große Stadt mit wenigstens 40,000 Einwohnern, und liegt in einer Ebene etwa zwölf geographische Meilen (es sind 60 auf den Grad gemeint) vom Sharry entfernt, am nördlichen Ufer desselben, und etwa 40 Meilen von dessen Mündung. Die Festungswerke waren so zweckmäßig angelegt, daß sie, wenn sie fertig wären, von einem Volke herrühren, das weit civilisirter gewesen sei als die jetzigen Bewohner; die Hauptstraße ist eine englische Meile lang und 200 Fuß breit, die übrigen aber sind eng und schmutzig. Die Hüttenmasse, welche den Palast des Königs bildet, bedeckt einen Raum von zehn Morgen Landes und ist mit einer 15 Fuß hohen Erdmauer umgeben. Die Gewerbsamkeit der Stadt ist auf Verfertigung von Baumwollenzeuch, Kupfer- und Eisenwaaren und zwei Färbereien beschränkt. Das Zeug wird aus einer ihrer feinern Baumwolle gewebt, ist sehr stark und dauerhaft und den Waaren von Manchester beiweitem vorzuziehen. Das Kupfer, welches hier verarbeitet wird, kommt den Sharry hinab, aus einem im Osten liegenden Lande. Fundah hat gegenwärtig keinen bedeutenden Handel, es war aber früher ein Stapelplatz, wo Araber und Fellatah europäische Waaren gegen Sklaven einzutauschen. Im 15. Jahrhundert ist es wol bedeutender gewesen, was auch daraus hervorgeht, daß man den Namen Fundah auf der Karte des venetianischen Geographen Fra Mauro findet. Laird reiste im Anfange des Jul. zurück, traf aber am 10. desselben Monats unterwegs Lander, Oldfield, nebst mehren Begleitern, welche in einem Boote stromaufwärts fuh-

*) Der zweite Artikel folgt im October. D. Red.

Digitized by Google

ren, um einen Engländer aus Cape Coast Castle, Brown, als Agenten irgendwo ans Land zu setzen.

Am 2. Aug. hob der Alburkah in den Sharry, oder, wie Oldfield schreibt, in den Aschadda hinein. Er wollte wo möglich den Tschadsee erreichen und fuhr 14 Tage lang stromaufwärts. Da begannen die Lebensmittel auszugehen, und die Reisenden beschlossen umzukehren, weil die Eingebornen sich feindselig gegen sie zeigten. Oldfield bemerkt, es sei immer noch ungewiß, ob der Sharry oder Aschadda dem Tschadsee zum Abflusse diene; doch ist er geneigt, die Frage dejahend zu entscheiden, wiewol unserer Ansicht nach auf die Äußerungen der Neger nicht viel zu bauen ist, sobald diese von Gegenden sprechen, die entfernt liegen. So behaupteten sie z. B. auch widersinnig genug, der Quorra münde in den Sharry und ströme demnach in den Tschadsee. Übrigens ist das Wasser des Sharry kälter als jenes des Quorra; jener schwoll früher und weit plötzlicher an als dieser; es wird auf ihm, im Vergleich mit dem Quorra, nur ein unbedeutender Handel getrieben, der doch, falls der Fluß mit dem großen Tschadsee im innern Sudan zusammenhinge, sehr beträchtlich sein müßte; wahrscheinlich ist daher der Sharry kein Abfluß des Tschadsees, sondern kommt aus einem Gebirge unter dem Äquator, vielleicht aus derselben Kette, auf welcher der Kamerooni, der Malimba und andere Ströme entspringen, die östlich nach dem Golfe von Benin fließen.

Der Alburkah fuhr wieder in den Quorra hinein, und zwar nach Norden. In Kakunda, das etwa zehn Meilen oberhalb der Sharrymündung, aber am westlichen Ufer liegt, war das Land gut angebaut und weiter oberhalb die Volksmenge sehr beträchtlich. Man konnte vom Bord aus auf einmal elf bedeutschtliche Städte zählen, und Cagga soll noch nach Oldfield's Behauptung „eine unermeßliche Einwohnerzahl" haben. Am 16. Sept. erreichte der Alburkah die Stadt Rabbah, 50 deutsche Meilen nordwestlich von der Sharrymündung entfernt. Sie liegt bereits im Gebiete der mächtigen Fellatahs, und zum ersten Male wurde hier eine britische Kanone abgefeuert. Die Straßen sind eng und schmutzig, doch ist der Verkehr sehr lebhaft und jede Waare hat ihren eigenen Marktplatz. Dumas, der Statthalter von Rabbah, ein verständiger, unterrichteter Mann, nahm die Reisenden wohlwollend auf; es waren mehre Araber (weiße Mohammedaner) in der Stadt, und Alles deutete auf eine höhere Civilisation als bei den weiter unten am Strome wohnenden Völkern. Wiewol auch hier die Neger sich keineswegs dreisten zu handeln, so ist doch Lander der Meinung, daß künftig vortheilhafte Verbindungen angeknüpft werden können. Da keine Geschäfte zu machen waren, so setzten die Reisenden, welche eigentlich bis Boussa gewollt hatten, wo eine quer durch den Fluß laufende Felsenkette weiteres Auffahren unmöglich macht, am 2. Oct. wieder um; Lander kaufte unterwegs bei Attah den Eingeborenen eine Insel ab und ließ dort Herrn Brown mit Waaren als Handelsagenten zurück. Am 1. Nov. erreicht der Alburkah das Meer, wurde nach Fernando Po gesteuert und dort ausgebessert (während Lander nach Cape Coast Castle ging, um einen Vorrath Kauries zu holen) und fuhr, von Oldfield begleitet, abermals den Quorra aufwärts, aber zu einer sehr ungünstigen Zeit; Alles mislang, die Maschinen wollten nicht gehen, es fehlte dem Schiffe der nöthige Vorrath an Öl oder Fett, es rannte mehrmals auf, die Mannschaft wurde zum größten Theile vom Fieber dahingerafft und Lander, der wieder am Bord war, so verwundet, daß er, wie schon oben bemerkt wurde, bald nachher starb.

Daß die ganze Expedition so schmählich verunglückte und so geringe Resultate ergab, rührt offenbar zum größten Theile von dem Mangel an Einigkeit zwischen den Anführern her. Lander und Laird konnten sich miteinander nicht vertragen; als der Quorra wie Monate vor der Sharrymündung liegen blieben mußte, warf der Alburkah nicht etwa dicht bei ihm, sondern in einer Entfernung von beinahe anderthalb deutschen Meilen seine Anker aus; Lander war gesund, die Eingebornen zeigten sich friedlich, und doch fiel es ihm nicht ein, auch nur eine Excursion ins Innere zu unternehmen, während Laird, obwol schwer krank, doch die mühevolle Reise nach Fundah machte. Und als er nach zwei Monaten zurückkam, war Lander gar nicht mehr anwesend und schon längst abgereist; er begegnet diesem, der wieder zurück und stromaufwärts fährt, nicht um bis Boussa zu steuern und Handelsverbindungen anzuknüpfen, sondern um den Sharry zu untersuchen, wo möglich den Tschadsee zu erreichen und Entdeckungen zu machen; allerdings ein lobenswerthes Bestreben, aber unter den obwaltenden Umständen schien weder zu billigen noch zu entschuldigen. Die Sterblichkeit war furchtbar; am Bord des Quorra starben von 29 Mann nicht weniger als 24, auf dem Alburkah 15 von 19. Freilich waren die Leute selbst daran schuld; denn daß bei gesteigerter Vorsicht das Klima doch nicht so unheilbringend ist, wie man allgemein glaubt, das hat die Expedition des Kaufmanns Tierroff gezeigt. Dieser, auf Fernando Po wohnhaft, fuhr in demselben Dampfschiffe Quorra im September 1835 den Strom hinauf und erreichte Eboe schon nach einer Fahrt von nur 37 Stunden, führte oberhalb Attah einen sehr einträglichen Handel, knüpfte eine Menge von Verbindungen an, kam nach Verlauf eines Vierteljahres wieder in Fernando Po an und hatte nur einen einzigen Mann verloren.

Der Reisebericht Oldfield's nimmt den größten Theil der vorliegenden zwei Bände ein; sein Mann ist kein besserer Beobachter als Laird und weit vorurtheilsvoller als dieser, der doch wenigstens ausdrücklich zugesteht, daß die Anwohner des Quorraströmes sich freundlich, friedlich und zuvorkommend erwiesen. Er sagt: „Ich kann mit Wahrheit behaupten, daß europäische Kaufleute von den Bewohnern des Innern mit offenen Armen empfangen werden; daß sie darauf rechnen dürfen, mit Güte und Achtung behandelt zu werden, und ihr Leben wie ihre Waare auf dem Niger ebenso sicher und wohl geschützt sind wie auf der Themse."

Übrigens stimmt Laird's Text häufig nicht mit der von Lieutenant Allen entworfenen und von der Admiralität herausgegebenen Karte des Quorra überein. Laird sagt z. B.: „Funfzehn englische Meilen oberhalb Eboe trennen sich der Benin und der Bonny vom Quorra. Wir fuhren über den Benin, und fanden ihn etwa 800 Yards breit." Laird hätte sich durch einen Blick auf die Karte überzeugen können, daß er über einen zum Bonny fließenden, vom Hauptstrome durch eine Insel getrennten Arm fuhr.

Die Erdkunde ist im Ganzen wenig durch diese Expedition bereichert worden, und von den Ländern, die nicht dicht am Quorra liegen, erfahren wir durchaus nichts. Wer in diesem Werke etwas über Wassenah und Wangara zu finden meint, wird sich getäuscht finden. In Rabbah traf Oldfield arabische Kaufleute aus Bornu, Tripoli und Timbuktu; er hat aber von ihnen weiter nichts erfahren, als daß Rabbah von Timbuktu 10 oder 15 Tagereisen entfernt sei.

Auf die Nordpolarexpeditionen sind ungeheure Summen verwandt worden, und sie haben England vielleicht hundertmal mehr gekostet, als Rußland für die Untersuchung der nordasiatischen Küste auszugeben nöthig hatte; wäre nur ein Zehntheil jener Summen auf zweckmäßig geleitete Entdeckungen in Afrika verwandt worden, dann wüßten wir sicherlich mehr über diesen jetzt noch so unbekannten Erdtheil. Die Reise nach Timbuktu auf dem Niger oder von der Cape Coast Castle durch das Land der Ahantis dürfte jetzt für Kaufleute keine sehr bedeutenden Schwierigkeiten mehr dar. Aber auch Expeditionen, die in andere Gegenden unternommen würden, könnten leicht bedeutende Resultate ergeben, z. B. eine Untersuchung des Kourflusses im 17° 40′ südlicher Breite. Er ist für kleinere Schiffe recht gut fahrbar und wahrscheinlich der Kunene oder große Fluß der portugiesischen Karten, der von den Gebirgen im Innern Benguelas kommt und nach Süden fließt. Die dortigen Neger sollen sehr fleißig sein und ihr Land sorgfältig anbauen. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus unternommene Entdeckungsreisen haben eine breite Strecke von Wüsten und dürren Ebe-

Digitized by Google

nen zu durchziehen, ehe sie in volkreichere Gegenden kommen, während Expeditionen von der Ostküste her auf günstigern Erfolg rechnen dürften. Schon Isaac Vossius forderte vor 200 Jahren zu dergleichen Unternehmungen auf. Der Erfinder von Patta, der auf einer Insel im Zambesi (Zambeze) wohnt, ist zwei Monate lang denselben Stromaufwärts gefahren, und das geschah erst vor einigen Jahren. Die Karawanenstraße von Fen Berdera ins Innere des Landes der Somolis ist lebhaft besucht worden und bekannt, so weit die Geschichte reicht, und 1833 erbot sich ein Häuptling, einen Offizier des englischen Schiffes Palinurus mit ins Innere zu nehmen. Von dieser Seite her müssen wir über kurz oder lang viel Wichtiges und Neues vernehmen. 47.

Manchcrlei.

Der Aesthetik des Komischen läßt sich statt jener Zweitheilung in Hohes und Niedriges eine Dreitheilung empfehlen. Komisch ist Etwas, 1) worüber gescheite Leute lachen; 2) worüber die Dummsten lachen; 3) worüber sowol Gescheite als Dumme lachen. Irgend eine von diesen Klassen braucht zu befriedigen, ist nicht leicht, aber den Triumph des Komikers bildet, wenn er die letztern beiden befriedigt. Jean Paul z. B., welcher Vortrefliches für die erste Klasse geschrieben, hat dadurch viel eingebüßt, daß die zweite Klasse Nichts an ihm findet, und sonach ist er von jeher von der dritten ausgeschlossen. Cervantes dagegen ergötzt unvergleichlich die zweite Klasse von Menschen und hat mit ihr zugleich die dritte und erste. Niemand ist so dumm, daß er nicht lacht, wenn Don Quixote Windmühlen für Riesen, Stallmägde für Prinzessinnen ansieht, und Jeder freut sich angesichts, daß er niemals ein solcher Narr gewesen. Gewitzigtere Leute, die vielleicht öfter in den umgekehrten Zustand des Don Quixote geriethen, daß sie nämlich Riesen des Lebens als klappernde Windmühlen, Herzensprinzessinnen wo nicht als Mägde, doch als gewöhnliche Erdenkinder ansehen lernen, finden in der Thorheit des Ritters Irrthum ihrer Stoff zum Weinen als zum Lachen; aber der ironische Hohlspiegel des Dichters, welcher ihm die eigne Erfahrung seltsam verkehrt zeigt und daran die sinnreichsten Gespräche des Ritters und seines Knappen knüpft, gewährt bedeutsame, feinste, sich selbst stets verjüngende Ergötzung. Selbst ein Philosoph, der doch unter die Ersten der ersten Klasse gehört, möchte lachen, wenn er sich nicht legert, wie dialektisch Don Quixote seine Ritterthumsbegriffe gegen Windmühlen und Mägde und Sancho Pansa's gemeinen Menschenverstand zu rechtfertigen weiß. Wollte man Tieck und Flachwitz unterscheiden, wie Tieckinn und Flachsinn, so hätte Cervantes an den Abenteurern von La Mancha das herrlichste Mittel gefunden, seinen Tieckwitz mit hinreichendem Flachwitz zu versehen, was immer geschehen muß, um in der Menschengesammtwelt beliebt zu sein und zu bleiben, was aber nicht oft mal gelingt und z. B. „im Pantagruel" und „Dudibras" ziemlich verunglückte. Ist es schwer, ein Komisches für geistreiche Leute darzustellen, so noch schwerer für beschränkte, und am schwersten für bederlei Art zugleich.

Unsere ästhetischen Reisebeschreiber vor zwanzig Jahren bemühten sich mit seltenem Glück, schön zu schreiben, das heißt, viel Gemüthliches, was auf Reisen gesehen wird und sich reginet, in angewöhnlicher Weise mitzutheilen, woraus ein schlichter Prosaist Manches lernen darf, nämlich: witzigen Flug der Einbildungskraft, gelehrte Anspielungen, eigenthümliche Empfindungsweise. Nach Matthisson, welcher weit reiste, das Erfahrene verzuckt beschrieb und für classisch gehalten wurde, hatten sich Viele gebildet und überdrein sich in Schönheiten, deren vollständige Blumenlese höchst lehrreich sein müßte. So nannte ein damaliger Reisebeschreiber die Erde „unsere alte Kassandra", den Harz „ein Stachelschwein abgerissener Schweiß", den Blocksberg „einen langen Hexern Philister", den sich Nebelkappen bedeckte", ja wenn er nebelfrei wurde, „schon er sich aus den Wolken wie das Gebirge Ararat nach der Sündflut". Weil in der Gegend von Gießen die Weiber ihre Lasten auf dem Kopfe tragen, wollte der Reisende, es sollten die Pfarrer dagegen predigen, indem es die Weiber damit „den Geschehrten und den mit Hörnern lastbetragenden Ochsen gleich thun". Goethe ward genannt ein „consequenter poetischer Spinoza", die Bergstraße „ein süßes Idyll, welches das romantische Gedicht einleitet, das die Natur am Rhein vor unsern Blicken aufschlägt". Von dem heidelberger Schlosse aus war das Herrlichste, was sich darbietet: „Das außerordentliche Blatt aus dem Buche der Natur" u. s. w. Die neuern Berf. von Reisebildern hüten sich sorglich vor solchen Schönheiten der Matthisson'schen Zeit, sie haben aber dafür andere, deren Sammlung wünschenswerth wäre.

In einer Schrift über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit verlangt Mebel vier höchst nützliche Werke: 1) Lexikon des Wissens, 2) Lexikon des Wahrscheinlichen, 3) Lexikon des Ungewissen, doch Möglichen, 4) Lexikon der Irrthümer und des Unergründlichen. Diese Werke sollen, meint er, von Sachkundigen gemeinschaftlich verfaßt werden. Der gute Mann vergißt aber, daß außer mathematischen Sätzen die Menschen weder über Wissen, noch über Wahrscheinliches, Mögliches und Irriges übereinstimmen. Mancher Philosoph würde seine Philosophie dem ersten Lexikon einverleiben wollen, welche nach dem Urtheil Anderer ins Irrige gehört, und was irrig Wissenden, die auch Philosophie über Wissen, Wahrscheinliches, Ungewisses und Irriges entscheiden muß? 7.

Enthüllung eines merkwürdigen Geheimnisses.

Im J. 1824 erschien zu Warschau von einem dortigen Professor, Namens Jinferling, der erste Band einer „histoire romaine", in welcher nicht nur „le fameux Luther", sondern auch einige Professoren in Göttingen, unter andern Heeren und Hugo, gewaltig mitgenommen werden. So heißt jener „un malheureux professeur, qui a donné à sa triste compilation le titre d'idées", und dieser „un de ces professeurs, que Dujas n'aurait pas reçu au nombre de ses écoliers"! Allein noch merkwürdiger ist das Geheimniß, welches uns dieser Jinferling in Bezug auf die Frage enthüllt, warum es in katholischen Ländern mehr Revolutionnairs gegeben habe und noch gebe, als in protestantischen. Darauf hat zwar schon Görres geantwortet, es möchte den Protestanten wol ebenso wenig als den Katholiken an Lust zum Revolutionieren fehlen; sie hätten aber nur nicht den Verstand und die Kraft dazu. Allein eine so flache Antwort konnte dem tiefer schauenden Professor in Warschau nicht genügen. Er ging daher der Sache mehr auf den Grund und entdeckte diesen in einem Geheimnisse, welches die protestantischen Revolutionnairs gefunden haben sollen. Man höre und staune! „C'est que ces Messieurs ont trouvé le secret de faire dans les pays protestans *une révolution sans révolution*, en attendant mieux, tandis que dans les pays catholiques il fallait d'abord parer la force établie le pouvoir de la secte, parceque'elle y trouvait plus de difficulté à regner en silence." Schade, daß das Geheimniß nun verrathen ist und also wol auch in protestantischen Ländern sobald keine wirkliche Revolution ausbrechen wird! *) Krug.

*) Den wahren Grund hat unstreitig besser entdeckt Zschirner in seiner Schrift: „Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet" (4. Aufl., Leipzig, 1824). Auch die jetzigen Wirren am Rheine und in Posen erhalten dadurch viel Licht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 217. — 5. August 1838.

Savonarola. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau. Stuttgart, Cotta. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Echte Poesie, schöne Poesie, von einem echten Poeten, und doch kein Gedicht. Es klingt so anspruchlos, wenn der Dichter sein Werk nur „ein Gedicht" nennt. Und doch ist es grade das nicht. Poesie, geschöpft aus tief innerster Quelle des Gemüthes, ausgestattet mit allen Blüten der Phantasie, unterstützt von der lebendigsten Gabe der Rede, von hellem Urtheil, von harmonischen, das Ohr kitzelnden und die Seele erfreuenden Versen; aber wenn ein Gedicht ein Ganzes sein soll, nicht ein gemachtes, zusammengefügtes, sondern ein geborenes Organon, Eins aus dem Andern entspringend, Eins das Andere bedingend, eine Nothwendigkeit, deren Zwang man nicht sieht, von deren Kraft man aber hingerissen wird, dann ist es kein Gedicht. Ein leuchtendes Bild, ein großer Gedanke hat dem Poeten vorgeschwebt; doch die echte Ehe wollte nicht kommen. Sie liebäugeln wol, sie sprechen und phantasiren von ewiger Liebeslust und Treue, aber der Bund dauert nicht aus. Sie glauben noch zusammenzustimmen, Eins zu sein, allein es ist Selbsttäuschung, und um die Lücken in der Leere zu verbergen, wird Äußerliches, Willkürliches von fern herbeigeholt. Eine schön gedachte, empfundene und begonnene Dichtung, kunstreich ausgeführt, aber kein Kunstwerk.

Ob Savonarola, so viel wir über ihn wissen, allüberall zum Gegenstande eines epischen Gedichts taugt, steht dahin. Vielleicht dann, wenn es wahr wäre, was der Dichter von ihm sagt:

> Ein Wunsch durchglüht sein ganzes Leben,
> Sein Trachten immer, überall
> Ist nur, die Kirche zu erheben
> Von ihrem ungeheuern Fall.

Aber wenn der Wunsch ihn durchglühte, so war es nicht sein letzter, und blieb nicht sein einziger. Die innere Geschichte des kühnen florentiner Mönches ist noch von geheimnißvollem Dunkel umlagert; in seiner äußern Geschichte tritt aber die reine, heile, gläubige Begeisterung nach einer Kirchenreformation, wenn sie in ihm Bewußtsein geworden, bald zurück und die wilde Factionswuth eines italienischen Demagogen begehrt ihre Rechte. Savonarola wollte herrschen, wenn auch nicht wie ein Cromwell, Robespierre und Napoleon, doch wenigstens wie ein Calvin, dessen Adern italienisches Blut durchglüht. Er maßte sich das weltliche Regiment an. Dies, und nicht die Furcht der römischen Kirche vor seinen Lehren, stürzte ihn. Lenau läßt den Jüngling Savonarola mit seinem Freunde Domenico schwelgen an der Erinnerung der Märtyrer Johannes Huß und Hieronymus von Prag, und sich begeistern zu ihrer Nachfolge. Aber der historische Savonarola wird ein republikanischer Reformator; weil das Haupt der Kirche auch ein Tyrann ist, kämpft er gegen diesen und erregt dessen Groll wider sich. Das konnte auch der Dichter nicht umgehen; im Gegentheil es wird auch bei ihm zu einem Hauptelemente des Gedichts, wenngleich er das ethische Moment, den Abscheu vor den Freveln der Borgias, heraushebt. Von einer Doctrin, von einer allgemeinen Kirchenreformation, die Savonarola gepredigt und ins Leben setzen wollte, schweigt die Geschichte. In kleinliche Intriguen eines kleinen Staates verwickelt ging der kühne Feuergeist unter. Wenn die reine Glaubensflamme, die einen Luther, Melanchthon und Zwingli durchglühte, in ihm wirklich aufgeleuchtet ist, wenn sie symbolisch in einzelnen Momenten seines Lebens sich aussprach, so zeigt wenigstens sein trübes Ende, daß sie nicht mächtig genug war, ihn gegen die Unbill seiner Feinde vor der Nachwelt zu vertheidigen. Untergehen mochte er, aber aus dem Untergange eines gotterfüllten Bewußtseins schießt ein Lebensbaum empor. Was ging aus Savonarola's schmählichem Tode für Italien hervor? Der Dichter läßt einen alten, in fürchterlichem Schmerze abgestorbenen, ingrimmigen Juden sich bekehren und Christ werden. Das ist dichterisch schön erfunden, aber was weiter?

Wie die Sachen standen, war es am Dichter, aus Savonarola einen Helden zu machen, wie er ihn brauchte. Der historische genügte nicht. Nun ist der Fleiß und die Arbeit, und auch die Begeisterung nicht zu verkennen; aber weil er das nicht fand, was er suchte, hat er so viel hineingetragen, daß das Nebenwerk zur Hauptsache ward. In des Dichters Idee lebte Savonarola als Reformator, er läßt ihn träumen, schwärmen, predigen. Daß er ihm eine Doctrin in den Mund gibt, die ins 19. und nicht ins 15. Jahrhundert gehört, sei ihm nicht verargt; daß sein florentiner Mönch gegen die philosophischen Verirrungen der jüngsten Zeit von der Kanzel von San-Marco

Digitized by Google

donnert, warum sollte es ihm nicht zugestanden werden, da es sein Savonarola ist. Aber die Geschichte trat nun störend ein. Er konnte seinem Helden keine andere äußere Laufbahn vorzeichnen, keinen andern Erfolg, keinen andern Ausgang ihm andichten, als den des wirklichen Savonarola. Wie mag er gerungen haben, seinen Reformator in der Idee siegreich durch die Strudel und Klippen zu bringen, an denen der historische zerschellte. Vergebens. Die Geschichte zersplittert sich. Der wirkliche Held tritt in den Hintergrund, um nur zum Schlusse, mit dem Märtyrerschreine des Dulders umstrahlt, auf Augenblicke wieder zum Vorschein zu kommen. Aber der Dichter weiß sich zu helfen. Er bringt in den Vordrund die fürchterliche Sittengeschichte des Jahrhunderts und der verderbten italienischen Staaten, des päpstlichen Hofes. Bilder, Nachtstücke, mit flammendem Pinsel der Entrüstung hingeworfen, Gesänge mit solcher blendenden, schlagenden Wahrheit, daß sie den Dichterberuf ihres Verfassers allein schon bekunden. Aber was helfen alle diese zerstückten, vortrefflichen Bilder dem Ganzen? Sie sollen den Mangel verdecken, aber weil sie so mächtig in sich sind, lassen sie die Leere nur desto deutlicher merken. Wenn man dem Zornerguße in der herrlichen Predigt Savonarola's mit Entzücken folgt, welche Anlage zu einem großen, herrlichen Gedichte! Und je weiter man vordringt, Umschreibungen, schöne Bilder, Täuschungen. Wir fragen uns: hat sich der Dichter mehr im Stoffe vergriffen oder in der Kraft, die er sich zumuthete, verstehen? Unsere Bildung will keine großen Gedichte, eine Epopöe ist nicht mehr an der Zeit, könnte man uns antworten. Unser Bedürfniß zerlegt das Heldengedicht in seine alten Stoffe; nur so, als getrennte Balladen will es sie noch genießen. Wir meinen nicht, daß der Dichter sich zur Beschönigung das zugesteht. Er wollte etwas Ganzes, und welcher Dichter kann das nicht wollen? Seine Kraft brach, entweder am Gegenstande, oder an etwas Schlimmerm. Lenau kann sich deshalb mit Vielen trösten. Schlimm, daß es ist, allein es ist; aber vergebens lügen wir uns vor, weil wir nichts Ganzes mehr machen können, daß die Poesie jetzt berufen ist Stückwerk zu liefern.

Welche wunderschöne Klänge, welche andere wirkliche Wahrheit, statt des stereotypen Anrufs der Muse, wie der Dichter seinen Gegenstand selbst anruft, ihn zu inspiriren:

> Girolamo, dreihundert Jahre
> Sind nachgeflogen deinem Staub!
> Komm, segne mich mit deiner Nähe,
> Und segne meines Liedes Klang,
> Daß ich dein großes Herz verstehe,
> Und nicht verletze im Gesang!
> Laß weihend in die Seele fallen
> Von jenem Strahl mir einen Schein,
> Und laß ein leises Wiederhallen
> Mein Lied von deinem Worte sein!

Doch es kostet Mühe, ehe die Gestalten da sind, unter denen das Wort erschallen kann. Auch der Prediger selbst muß erst gebildet werden. In bilderreichen Romanzen erfahren wir seine Jugendgeschichte, wie die Schauer einer Gewitternacht den Sinn des Knaben zum Geistigen gewendet, wie er den Ältern entweicht, in ein Kloster geht, erzogen wird und sich erzieht zu dem großen Berufe. Das sind süße Bilder und Lieder, wie wir sie von Lenau kennen. Aber ein epischer Dichter würde uns in medias res, in den Sturm der wogenden Volksmenge von Florenz geführt, er würde mit dem Kampfe zwischen dem Augustiner und Savonarola auf den Kanzeln begonnen haben. Die Erziehungsgeschichte ließ sich immer als Episode, als eingeschobenes Idyll nachholen. Doch Lenau's Poesie ist wie gebannt an süße Stilleden, wo die Natur in Nachtigallen und Rosen hold flüstert mit den Verzweifelnden. Wenn ihm das Unmögliche gelang, selbst Faust zu einem süßen Träumer zu machen, was verargen wir ihm, wenn er seine italienischen Reformatoren und Demagogen mit den Blumen kosen läßt. Der alte Prior spricht zum Novizen folgendes Gedicht, das wie an jedem andern Orte wunderschön fänden, wo es nicht als Einleitung zu den florentiner Volksstürmen steht:

> An Blumen freut sich mein Gemüthe,
> Und ihrem Röthel tauscht ich gern,
> Die und so nah mit Duft und Blüte,
> Und durch ihr Schweigen hech so fern.
> Wenn ich durch ihre schmucken Reihen
> In Abendkühle wandeln geh,
> Und oft in süßen Träumereien
> An einer Gruppe sinnend steh,
> So ist mir schon zu Sinn geworden,
> Es lagre unterm Himmelszelt
> Der große reiche Blumenorden,
> Ein weites Kloster durch die Welt.
> Ob sie nicht in Gelübden leben?
> Sind nicht die Blumen keusch und rein?
> Der Armuth hold und treu ergeben,
> Vergnügt bei Thau und Sonnenschein?
> Gehorsam springen sie vom Bette,
> Wenn sie die Frühlingshorn ruft,
> Und eilen in die große Mette,
> Zu bringen ihrem Opferduft.

Ob die Urheber unserer romantischen Revolution im Ausgange des vorigen Jahrhunderts es wol als möglich dachten, daß ein halbes Jahrhundert später der alte Gedanke: „Welchen süßen Frieden athmet die Natur, und welch ein reißendes Thier ist der Mensch dagegen", eine große begabte Dichterschule, die junge österreichische, noch so sehr begeisteen könne, daß er in ihren Gedichten immer und immer und in tausend Variationen wiederkehrt! Die sentimentalen Rückblicke auf das Stilleden der Natur erinnern mich in diesem Gedichte an die Kunst unserer Improvisatoren, welche, unzufrieden oder nicht eins mit der ihnen gewordenen Aufgabe, sich so oft es geht mit lyrischen Intermezzen erholen, die in ihnen fertig sind.

> Savonarola ist gefährlich
> Der Papst- und Mediceermacht,
> Weil er das Licht der Wahrheit ehrlich
> Der Sünde streckt in ihre Nacht.

Um deshalb muß der Augustiner Mariano in seiner Kanzelrede ein feines, buntes Truggewebe von dem Glücke der Gegenwart dem blöden Volke um die Augen stricken. Der Papst hat ihm geschrieben:

Digitized by Google

Geh hin und schlage diesen Schwärmer
Mit des Verstandes blankem Schwert,
Schaff mir vom Leib den wilden Lärmer,
Der mir an meinem Mantel zerrt.

In Mariano's glänzender Rede, daß wir uns der Lust der Welt nicht verschließen sollen, mit allen ihren Citaten aus den heidnischen Classikern in der katholischen Kirche ist nichts Unhistorisches. Rom, aufgesäugt mit griechischer Weisheit und Kunst, focht damals mit andern Waffen als heute gegen die finstere Sittenstrenge der Reformatoren. Nicht die Doctrin galt es damals zu erhalten, sondern die heitere, hochgebildete Lebenslust. Von Roms Kanzeln ertönten vor Luther noch ganz andere Vorträge. Die Namen der Götter Griechenlands flossen von den Lippen der römischen Priester, um sich beim päpstlichen Hofe beliebt zu machen, in dessen Kreisen antike Naturen größere Verehrung als alle wunderthätigen Heiligenbilder genossen. Mariano's Rede ist vortrefflich, aber gewiß nicht, wie ein oberflächlich Unterrichteter meinen könnte, protestantisch, wenn er das Volk haranguirt:

O Freunde, glaubet nicht dem Herben,
Der überall nur Jammer sieht;
Laßt Euch das Leben nicht verderben,
Das doch so bald, so bald entflieht.

Der Gott, der sich uns hingegeben,
Gab auch den milden Sonnenschein,
Hängt süße Trauben an die Reben
Und weckt die Nachtigall im Hain.

Er gönnt den flücht'gen Phänomenen,
Eh sie verschlingt die Todesschlucht,
Daß lächelnd unter Freudenthränen
Sie sich umarmen auf der Flucht.

— — —

Gott wird nicht ewig Euch verlassen
Ob eurer Sünden in der Zeit,
Gott liebt Euch über alle Maßen,
Denn Gott ward Mensch von Ewigkeit.

Die Menschheit hatt' in Gottes Lichte
Gedicht schon längst und ehedem;
Der Strom der heiligen Geschichte
Entspringt nicht erst in Bethlehem.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Athen, 27. Juni 1838.

Als im October 1836 Dr. Roß seine Stelle als Conservator der Alterthümer niederlegte, ließ Pittakis, sein Nachfolger, die bereits weit vorgerückte Ausrichtung des Siegestempels einstellen. Man wollte vorher noch Nachgrabungen in der Nähe des Tempels anstellen, in der Hoffnung, noch andere Bruchstücke desselben zu finden. Zugleich schien es nöthig, die Pinakothek von dem auf ihr lastenden spätern Baue zu befreien, welcher den westlichen Theil ihrer Mauer verschoben und sie zu zerstören drohte. Diese auf der rechten und linken Seite der Propyläen begonnenen und gegen die Mitte fortgeführten Arbeiten führten in natürlicher Weise zur Ausgrabung der Propyläen selbst; es schien zweckmäßig, von außen nach innen zu gehen.

Vom October 1836 bis Februar 1837 wurde die Pinakothek und der davor befindliche Säulengang vollständig eröffnet und gereinigt; auch wurden die neuern Mauern eingerissen, welche von den Propyläen gar nichts sehen ließen und selbst deren höchste Säule überdeckten, sodaß früher eine türkische Batterie und in neuester Zeit ein provisorisches Museum der Alterthümer sich darauf befand. Der südliche Mauertheil derselben, der sich nach außen neigte und den Einsturz drohte, ward wieder herbergestellt, und so eines der glänzendsten Bauwerke aus der Epoche des Perikles der Bewunderung und dem Studium der gebildeten Welt wiedergegeben. Das gänzliche Abtragen der türkischen Befestigung vor den Propyläen führte zur Entdeckung der dreiten und schönen Stufen, würdig des herrlichen Eingangs, zu dem sie führten. Durch sie wird Leake's Hypothese über den Eingang in die Akropolis widerlegt. Diese Stufen, welche, wie es scheint, der Breite nach über den ganzen Raum zwischen der Base der Agrippasäule und des Siegestempels gingen, erstrecken sich bis zum Ende des letztern.

Im Laufe des J. 1837 schritten die Ausgrabungen bis zu dem Wege vor, der von den Propyläen zum Parthenon führt, wobei man beabsichtigte, den alten Boden der Akropolis zu finden, was auch gelang. Mehre Bruchstücke von Sculpturarbeiten und Inschriften, meist aus der römischen Zeit, wurden ausgefunden. Als man bis zum Erechtheum ausgegraben hatte, ward beschlossen, mit Reinigung desselben und den nöthigen Reparaturen zu beginnen. Hierzu kam noch die Rücksicht von der Nothwendigkeit, bevor man zur Aufrichtung des Parthenons schreite, die ganze Umgegend desselben, und besonders die nördliche Seite, noch während des Sommers zu reinigen, wo keine heftigen Nordwinde die Arbeit stören. Man fand bei den Ausgrabungen fast alle Platten der nördlichen Mauer des Erechtheums und sieben Stücke des Frieses fast alle wohl erhalten, ebenso auf der östlichen Seite die Base der von Lord Elgin weggeführten Säule. Auf alle diese Reparaturen setzte man, Irrthümern in der Folgezeit zu begegnen, die Worte: Gebaut im Jahre 1837. Bei Herstellung der südlichen Mauer fand man mehre Sculpturarbeiten, darunter die fünfte Karyatide des Pandrosium, welche man jetzt sämmtlich zu Rom im Vatican befindlich glaubte; man hat dieselbe jedoch noch nicht an ihre alte Stelle bringen können, da sie in viele Stücke zerschlagen ist, von denen einige noch nicht aufgefunden wurden. Dagegen stellte man die bei der Belagerung 1826 herabgestürzte Karyatide wieder auf, deren Kopf Pittakis aufbewahrt hatte; das fehlende Haargeflecht wurde von dem Bildhauer Imbof ergänzt. Am westlichen Theile wurden zwei Säulen vollkommen aufgerichtet, die dritte reparirt und die Mauer gestützt, die man die noch fehlenden Stücke gefunden haben wird. Auch wurde der Eingang zum Tempel theilweis gereinigt; aus seinem jetzigen Zustande kann man sich ein ziemlich vollständiges Bild von seiner alten Eintheilung machen, und es scheinen sich dadurch Stuart's Hypothesen vollständig zu widerlegen. Über die jüngsten Arbeiten auf der Akropolis nächstens, desgleichen über den interessanten Streit, den Roß noch kurz vor seiner Abreise durch eine Abhandlung über den Theseustempel veranlaßte, den er für einen Tempel des Mars hält.

Die Literatur Griechenlands beginnt allmälig aus der Unbedeutendheit herauszutreten, die ihr bis jetzt durch die untergeordnete Stufe, welche die Griechen in der Cultur einnahmen, und durch die ungünstigen Verhältnisse des Landes angewiesen war. Den besten Maßstab zur Beurtheilung des vermaligen geistigen Zustandes der bessern Classen des griechischen Volks geben die bedeutenden Fortschritte, welche die neugriechische Sprache seit einigen Jahren gemacht hat. Wer Gelegenheit hatte, die neugriechische Sprache vor nur einem Jahrzehnd kennen zu lernen, und dieselbe mit der jetzigen vergleicht, muß über deren Fortschritte staunen: sie hat in kurzer Zeit an Bestimmtheit, Reinheit, sogar an Eleganz des Ausdrucks bedeutend gewonnen und aus dem Altgriechischen sich bereichert. Aus der Schriftsprache sind bereits fast alle fremde Wörter entfernt und auch in der Umgangssprache der Gebildeten werden dieselben immer seltener. Die Sprachformen sind, sofern sie nicht gänzlich außer Gebrauch gekommen, möglichst den alten Formen angepaßt, und es ist nichts Seltenes, Abhandlungen zu lesen, die der ohne Schwierigkeit versteht, welcher des Altgriechischen kundig ist. In den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, na-

Digitized by Google

mentlich der Justiz, den Finanzen, dem Militair- und Marinewesen, hat sich eine feste, beinahe durchgehends auf die alte Sprache basirte Nomenclatur gebildet, sodaß ein neues Wörterbuch der jetzigen Sprache um das Doppelte reicher sein müßte als die früher erschienenen. Wenn auch diese Rührigkeit und diese rasche Entwickelung der neugriechischen Sprache vorzüglich durch den öffentlichen Dienst angeregt und befördert wurde, so gebührt doch andererseits auch der literarischen und journalistischen Thätigkeit das Verdienst, das Sprachgebiet allseitig erweitert und auf die bessere Gestaltung des syntaktischen Theils der Sprache mächtig eingewirkt zu haben.

Noch vor drei Jahren beschränkte sich die literarische Thätigkeit Griechenlands meist auf Übersetzungen französischer und italienischer Gedichte, nicht immer in glücklicher Auswahl. Von selbständigen Werken gehört nur ein französisch-griechisches Wörterbuch von Skarlatos Byzantios, eine Sammlung der Gedichte von A. Sutsos und einige Gedichte von Rhizo Rhangabis (Vater), der gute metrische Übertragungen französischer Tragödien geliefert hat, in diese Periode. Alle literarische Thätigkeit schien in den politischen Bewegungen und Kämpfen untergegangen. In der neuesten Zeit jedoch macht sich ein regeres Leben und eine praktischere Tendenz in der griechischen Literatur bemerklich. Statt mit Übersetzungen ausländischer poetischer Erzeugnisse sich zu befassen, fing man an, auf die Geschichte, namentlich die Griechenlands, Fleiß zu verwenden, wie auch wissenschaftliche Werke und Bücher für den Unterricht zu bearbeiten und zu übertragen. Unleugbar hat auf diese ernstere und praktischere Tendenz der königliche Schulbücherverlag, der durch die Staatsbuchdruckerei ins Leben gerufen wurde, vornehmlich eingewirkt. In Griechenland, wo es weder unternehmende Verleger noch Buchdrucker gibt, wo die Kosten für Druck und Papier sehr beträchtlich sind und der Absatz gering ist, war es nothwendig, die Gelehrten durch Honorare für ihre Geistesproducte aufzumuntern, wie andererseits der Regierung die Sorge oblag, die höhern und niedern Unterrichtsanstalten mit guten und zweckmäßigen Lehrbüchern zu versehen. Darum ward der Schulbücherverlag errichtet. Eine Commission, bestehend aus dem Ministerialrath Rhangabis, dem Oberschuldirector Kokonis, Gymnasialrector Gennadios, Director Anselm und Universitätsprofessor Missail Apostolides, ward mit Auswahl und Prüfung der nöthigen Lehrbücher und nützlicher Volksschriften beauftragt und angewiesen, den Verfassern oder Übersetzern brauchbarer Werke der Art entsprechende Honorare zuzuerkennen. Mehre tüchtige Gelehrte lieferten nun zweckmäßige Arbeiten, sodaß innerhalb zwei Jahren die nöthigsten Lehrbücher in den Händen der Jugend waren. Wir nennen u. a. eine griechische Chrestomathie in fünf Bänden und eine griechische Grammatik von Gennadios, eine lateinische Grammatik von Ulrichs, die heilige Geschichte von Missail Apostolides, die Geographie von Kokonis, die Mythologie von Kontogonis, die Mathematik vom Prof. Baphas, die Gymnastik von Pagon, mehre französische Sprachlehren, einen Auszug aus Barthélemy's „Anacharsis", übersetzt von S. Skuffos, eine Übersetzung von Campe's „Väterlichem Rath" von Rhangabis Sohn, vieler andern, besonders auf den Elementarunterricht bezüglicher Schriften, Landkarten u. dergl. zu geschweigen.

Auch in andern Gebieten der Literatur herrschte ein regeres Leben. Wir erwähnen nur die Memoiren des Sulioten-obersten Perrhädos und die des verstorbenen Bischofs von Patras, Germanos, von denen in d. Bl. früher ausführlich die Rede war. Mehre deutsche und französische wissenschaftliche Werke wurden ins Griechische übertragen; so übersetzte Polyzoides das „Naturrecht" von Groß, Rhallis und Rhenieris Mackeldey's „Lehrbuch des römischen Rechts". Mehre kriegswissenschaftliche französische Werke erhielten gleichfalls Übersetzungen. Unter den Ausgaben alter Classiker, die veranstaltet wurden, sei der neuen Auflage des Korais'schen Plutarch gedacht. Es erschien ein ziemlich ausführliches französisch-griechisches Wörterbuch, ein altgriechisch-neugriechisches von Skarlatos Byzantios, und ein lateinisch-griechisches von Ulrichs ist angekündigt. Gesetzsammlungen wurden veranstaltet und von dem französischen bürgerlichen Gesetzbuche ward eine Übersetzung geliefert. Der Prof. Maurokordatos gab ein ausführliches Lehrbuch der Anatomie und Prof. Bambas Elemente der Philosophie heraus. Rhizo Rhangabis der Sohn ließ einen Band Gedichte und prosaischer Aufsätze drucken. Die Theologie ward durch ein Werk des greisen Ökonomos bedacht u. s. w.

Außer den politischen Journalen, dem „Griechischen Courrier", der „Minerva" und dem „Sauveur", von welchen der letztere durch reinen Styl sich auszeichnet und in dieser Hinsicht den ersten Rang unter den griechischen Journalen einnimmt, bestehen noch mehre andere Zeitschriften wissenschaftlichen und gemeinnützigen Inhalts. Dahin gehören: die „Archäologische Zeitschrift", die auf königlichen Befehl von einer Commission der archäologischen Gesellschaft redigirt und auf Kosten der Regierung herausgegeben wird (bis jetzt sind vier Hefte von derselben erschienen); die medicinische Zeitschrift, von einer Commission der medicinischen Gesellschaft redigirt; die „Anthologie", welche von Dr. Anselm geleitet und auf königliche Kosten herausgegeben wird; eine juristische Zeitschrift in Nauplia, von dem Advocaten Arelos redigirt; der „Hermes der Cykladen" und „Hermes der Insel Syra", zwei Blätter gemischten Inhalts; das in Athen erscheinende Anzeigeblatt „Fama" u. a. m.

Das Interesse der Nation an allem Wissenswürdigen und die sich immer mehr verbreitende Schulbildung geben die beste Hoffnung für die rasche Entwickelung der geistigen Kräfte des griechischen Volkes. 107.

Miscellen.

König Karl X. über amerikanische Freiheit.

Die vor Kurzem in Paris erschienene Lebensbeschreibung des würdigen Erzbischofs von Borbeaux, Cardinals Cheverus, der sich als Bischof von Boston in Nordamerika dort die allgemeine Liebe jeder Glaubenspartei erworben hatte, enthält folgende merkwürdige Angabe über eine Unterredung desselben mit König Karl X. Dieser, der beständige Klagen über die Freiheit hörte, fragte einst den Cardinal, wie diese Dinge in den Vereinigten Staaten behandelt würden. „Dort wäre ich", antwortete der Cardinal, „vollkommen ungehindert, Missionen in alle Kirchen zu senden, allenthalben geistliche Seminarien anzulegen, deren Leitung den Jesuiten anzuvertrauen, und Niemand würde darüber klagen, sowie jede Widersetzlichkeit gegen solche Handlungen für Tyrannei und Verletzung wahrer Freiheit gelten würde. Dort könnte ich auch das kirchliche Begräbniß Jedem versagen, der es mir nicht zu verdienen schiene, und der Gedanke, mich dazu zu zwingen, erschiene lächerlich." Der König antwortete seufzend: „Mindestens verstehen jene Leute, was Freiheit ist; wann wird man dies bei uns verstehen?" („Au moins ces hommes-là entendent la liberté; quand l'entendra-t-on parmi nous?") Wem fällt hierbei nicht Sièyes' Ausruf in einer der französischen gesetzgebenden Versammlungen ein: „Sie wollen frei sein und verstehen nicht einmal, was gerecht sein ist!" („Ils veulent être libres, et ils ne savent pas être justes!") 104.

Der alte Nationalhaß Seiten der Russen wider die Polen schreibt sich von der früheren Eroberung Rußlands durch die Polen her. Der Graf Roman Soltyk bemerkt in dieser Hinsicht in seinem Werke über Napoleon's Feldzug in Rußland, daß seit jener Zeit der Name: Pole, die Bewohner von Moskau mit unwillkürlichem Schrecken erfüllt, und daß die Mütter des Namens Lach (d. i. Pole) als eines Schreckbildes für die Kinder sich bedienen, indem sie, wenn diese nicht artig sind, rufen: „gleich kommt der Lach und holt dich"; und dieses Wort allein mache sie folgsam. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 218. — 6. August 1838.

Savonarola. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau.

(Beschluß aus Nr. 217.)

Protestantisch ist der Anfang der donnernden Rede Girolamo's, mit der er Mariano's Truggewebe zerreißt. Er zeigt in flammenden Zügen, wie schwer die Kirche Christi erkrankt sei. Treulos sei sie geworden der Heerde, die sie führen soll und nun ohne Führer, ohne Licht dem Gerichte verwildert entgegentaumeln lasse. Der Klerus möchte um die Welt bannen ein schwarzes Lügenzelt, daß sie den Strahl des ewigen Lichtes nicht sehe, und allein die Segensgrüße Gottes auffangen, damit der Laie bei ihm um falschen Trost betteln müsse. Er ehre die Kirche, aber wie man eine kranke Mutter ehrt, die, wahnsinnig, sich selbst ermordet. Nicht die Welt wolle er den Lebenden vergiften, doch vor ihren Verstrickungen warnen:

Die Seele soll auf ihrem Zuge
Sich nicht verfangen hier im Strauch,
Die Erdenblüten nur im Fluge
Berühren, wie ein Windeshauch.

Weh Dem, der sich der Welt verbungen,
Denn müd und nackt, und ohne Lohn,
Wenn's Glöcklein Feierabend klungen,
Jagt sie zuletzt den Knecht davon.

Mariano wird nun gescholten als Volksverderber, als schlechter Arzt, der verfallene Heidengräber plündere, statt den klaren Trost des Evangeliums zu spenden, seine Rührung nur Spiegelübung, all sein Flöten und seine Sturmesmelodie machen den Sünder nicht erröthen und erschüttern nicht seine Seele. Das weichlich süße Selbstbedauern sei Gift für schuldkranke Herzen. Das classische Geschwätz mache weder zur Tugend kühn, noch zum Glauben stark, es lulle nur den heiligen Schmerz in Ruh:

Verschleiern möchtest du die Wunde,
Die durch das Herz der Menschheit brennt,
Verwirren mit dem alten Bunde
In Eins das neue Testament.

Die Wunde läßt sich nicht verschleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche sich erneuern
Und finden, was sie längst verlor.

In klaren Bildern wird die Bedeutung des neuen Bundes gegeben. Die Menschheit habe sich längst nach Gottes Lichte gesehnt, aber die heilige Geschichte ist doch erst in Bethlehem entsprungen. Von hier an ist es unternommen, in das Ohr durch ihren Wohllaut kitzelnden Versen eine ernste Doctrin und eine Polemik gegen andere Doctrinen auszuprägen, die beide in dem Dichter und nicht in dem historischen Savonarola ihren Quell suchen. Aber wenigen Dichtern möchte es gelungen sein, eine religiös-philosophische Gedankenfolge in einer Reihe blühender Gleichnisse gleich klar zu plastischem Leben zu fördern. Grade in dieser Rede hat sich Lenau als ein großer Dichter bewährt, wenn das das Kennzeichen des echten Poeten ist, tief innerste Gedankenentwickelung zu bildlicher Anschaulichkeit zu bringen. Nicht klar und faßlich allein, auch warm, blühend und schön stehen die Ideen vor uns, die mit allen Hülfsmitteln der ungebundenen Rede schon schwer wird so deutlich zu machen, daß der Leser mit dem Schreiber gleich fühlt. Wir bedauern, daß uns der Raum nur Auszüge erlaubt:

Der alte Quell war nur ein Sehnen,
Der Menschheit ahnungsvoller Gram,
Ein heißer Strom einsamer Thränen,
Bis endlich der Ersehnte kam.

Dir (Mariano) sind zu eng des Glaubens Schranken,
Dein Christus ist, greift ich dich recht,
Die Summe göttlicher Gedanken
Im ganzen menschlichen Geschlecht.

Der Herr der Welt in Menschenhülle,
Die Macht des Schöpferes und sein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Ist dein zerfahrner Christus nicht.

Ich kenne dich und die Genossen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herren verstoßen,
Und meint, ein Gottmensch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns schildern,
Wie er die Welt uns ausgeheckt
Nach seinen schönen Musterbildern,
Ein fein geschmackter Architekt.

Und was von göttlichen Ideen
Ein feindgabter Menschengeist
Auf Menschenweise mag verstehen,
Das wär, was man Christus heißt.

Einst werden sagen spätre Thoren:
„Wenn sein Bewußtsein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren —
Sich auf sich selbst zurück besinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, so weit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt."

Digitized by Google

Die Menschenhülle Gott umschlingend
Als trauten Gast aus Himmelshöhn:
Hier ist Ihre so wahr und dringend,
So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? Ihr fehlte die Gewalt,
In der Geschichte Raum zu nehmen
Als die lebendigste Gestalt?

Die Hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Märchen, Mythe und Symbol?

Nein! nein! wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo Niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Jedes Wort trifft und zündet, und wir möchten auf Lenau hier anwenden, was Tieck in seiner Shakspeare-Novelle über die Bilderkraft der neuen Sprache des Britenjünglings sagen läßt. Ja, unter den neuern Dichtern, die die Wahrheiten des Christenthums sich zur Aufgabe stellen, hat keiner so die modernste Kraft des Wortes getroffen. Sie umschreiben oder holen die alten Bilder und Worte der Offenbarung hervor, die, freilich von unerreichter Kraft, in neuer Anwendung doch nur die eigne Ohnmacht verrathen.

Nach dieser Kanzelrede ist die Erwartung aufs höchste gespannt. Auf diesen Sturzerguß gläubiger Begeisterung welche Thaten, welche kräftige, durchgreifende Handlung muß da folgen. Aber es ist aus, es entwickelt sich nichts daraus. Kleine, pikante Genrebilder, furchtbare Nachtstücke kommen, voll Interesse, aber abschweifend von dem Einen, das uns so mächtig ergriffen hat. Savonarola, an Lorenzo's von Medici Sterbebette gerufen, ist noch eine imposante Gestalt, aber der christliche Puritaner wird zum fanatischen Republikaner. Dem sterbenden großen Fürsten versagt der christliche Priester den Segen, wenn er nicht dem Volke Das zurückgibt, was er ihm geraubt, die Freiheit:

O Fürst, den Segen will ich sprechen
Zu deiner Rückkehr in den Staub,
Willst du dem Volk die Fesseln brechen,
Gibst du zurück den großen Raub.

Glaubst du an Gottes heil'ge Dreiheit,
Mußt glauben du zu gleicher Frist:
Daß Christus ist ein Gott der Freiheit,
Daß nimmer ein Despot ein Christ u. s. w.

Was wollte die Freiheit, die Savonarola für sein Florenz damals wollen konnte, gegen Das bedeuten, was Lorenzo von Medici für Florenz schon gethan! Beider Wollen und Wirken abgewogen, und die Freiheit, die echte, als Richterin, wem würde sie den Kranz reichen müssen? Mehr Lorenzo von Medici in jener gährenden Zeit, und Italien würde heute nicht nach der Freiheit seufzen, wie nach hesperischen Früchten. Auch merkt man an dem erlahmten Schwunge in Savonarola's Predigtton hier in den Gemeinsätzen und Tiraden aus der jüngsten publicistischen Literatur, daß dem Dichter die Begeisterung unter der Feder entwichen ist, welche ihn in der Rede gegen den Augustiner forttrug. Des sterbenden Lorenzo Worte athmen dagegen volle Dichterkraft, vielleicht gegen die Absicht des Dichters. Prachtvoll ist der Traum des Kranken, platonische und christliche Phantasien in wildem Kampfe, vortrefflich seine milde Vertheidigung gegen den herben Sittenprediger, der hier nicht mehr rein als Diener des reinen Evangeliums auftritt. Die Geschichte bedingte die Poesie. Der Gesang für sich wäre einer der schönsten unter unsern neuern Gedichten.

Nun folgt eine grauenvolle Episode, die Geschichte des wahnsinnigen Juden Tubal. Für ihn ist der römische Klerus „die borst'ge Gadarenerheerde", in die der Meister die galiläischen bösen Geister gejagt. Sie schwammen aus dem See unter der Erde fort in die Tiber. Die Phantasie des Grimmes findet hier dieselbe Kraft des Ausdrucks, wie die gläubige Begeisterung in der Rede zu San-Marco. An rude Kraftausdrücke sind wir gewöhnt, aber eine ähnliche Prägnanz des Ingrimms wie in Folgendem kam wol noch nicht vor:

Einst lag das erste jener Thiere,
Der achte Innocenz genannt,
Und streckte sterbend alle Viere,
Da kam herbei der Arzt geronnt;
Der sprach zum Thier im Sterbebette —

nur durch Transfusion sei der Sterbende zu retten, durch Einguß des Blutes dreier frischen Knaben bekomme der alte Papst frische Lebenskraft:

Da sprach das Thier: „Drei frische Knaben
Hat Tubal, stehl sie mir geschwind!
Ihr Herzblut soll das meine laben,
Macht schnell! Ein Jude braucht kein Kind."

Der Schmerz um seiner Kinder Verlust heiligt vor dem Pöbel des Juden Wahnsinn. Er darf seine fürchterliche Kunde ungescheut in den Tabernen ausschreien. Es ist derselbe Jude, dem am Schlusse des Buches Savonarola's Märtyrertod zum Christenthume bekehrt; eine schöne Übersetzung der bekannten Novelle Boccaccio's.

Karl VIII. kommt nach Italien, die Medicäer werden verjagt, Savonarola ist thätig dabei, und predigt dem Franzosenkönige Weisheit und Mäßigung, den Florentinern Moral; es ist aber nur ein schwacher Aufguß. Der Feuerwein ist geleert. Die Hefen dampfen. Der Dichter wendet sich von seinem Helden, den er nicht mehr heben kann, und führt uns zur Greuelwirthschaft der Borgias in Rom.

Was die Geschichte nur andeutet und, dem Zweifel Raum lassend, schweigt, die blutschänderischen Bublschaften von Vater und Brüdern mit der Tochter und Schwester, spricht der Dichter kek mit dürren Worten aus; er nennt Lucretia Borgia:

So zeigend, daß für sie entbrannte
Das Brüderpaar in Liebesglut;
Daß sie der Papst sein Liebchen nannte
Und schänd' genoß sein eignes Blut.

Mit glühenden Farben wird die nackte Lust nicht ausgemalt, sondern mit kecken Pinselstrichen hingeworfen. Die ernst-sittliche Tendenz blickt so bewußt hervor, daß

Digitized by Google

die Ethik dagegen nichts einwenden kann. Im Übrigen ist die Geschichte Papst Borgia's und seiner Söhne so treu dargestellt, wie die zur Geschichte gewordene Sage sie uns überliefert hat. So der Zwist der Brüder, die Ursache, der einsame Nachdauerirt, der nächtliche Überfall, die Leichenfeier an der Tiber, diese fast buchstäblich treu nach den bekannten Berichten. Solcher Stoff, von einem Dichter, auch von minderer Kraft als Lenau, behandelt, muß ein Gedicht werden, das Mark und Bein erschüttert. Aber das Gespräch zwischen dem Papste und seinem Sohne Cäsar nach dem Brudermorde ist die großartigste Erfindung im Gräßlichen, und zugleich von einer psychologischen Wahrheit, gegen die die willkürlichen Greuel der französischen Romantiker ins Lächerliche spielen. Solche Scenen kann nur ein bedeutender Dichter dichten und über die Brutalität erheben. Der Vater harrt ängstlich der Heimkehr des einen Sohnes. Der zweite, der ihn ermordet hat, weidet sich an seiner Angst, und langsam, mit teuflischer Freude, bringt er dem Vater die Nachricht bei:

Der Pontifex zusammenschauernd
In Cäsar's düstern Busen späht,
Und sieht entsetzt, wie dort schon lauernd
Der Vatermord im Winkel steht.

„Verruchter, Schrecklicher, erzähle!
Gabst du dem eignen Bruder Gift?
Schlägt keine Furcht dir in die Seele,
Daß dich die Strafe Gottes trifft?"

Dies Zürnen ist nur Windesfächeln
Für Cäsar, den verruchten Sohn,
Er läßt das arge, kalte Lächeln
Nicht fort sich von den Lippen drohn;

Sein Lächeln, still und ungeheure,
Zielt auf des Papstes wundes Herz;
Also umschwebt ein stiller Geier
Ein blutend Wild voll Angst und Schmerz.

Und in den Zeichen bittrer Leiden
Auf seines Vaters Angesicht,
Läßt Cäsar seine Blicke weiden,
Bis endlich er gelassen spricht:

„Ich segle fern im Meer der Lüste;
Bis ich versinke, bleib' ich stark;
Mich schreckt sie nicht die Fabelküste:
Ich glaub', wie du, an keinen Gott."

Aber hiermit scheint die Kraft, die ihn bis da getragen, erschöpft. Was nun folgt, ist Abhub, mühsam zum Ganzen gelöthet. Die Pest wüthet in Florenz; Alles verzagt, nur Savonarola bleibt Mann. Er ruft die Könige der Christenheit auf, sich der gefallenen Kirche zu erbarmen und ein Concilium zu berufen; der Papst schleudert den Bann auf ihn. Seine Feinde triumphiren, seine Freunde werden eingeschüchtert; nur er bleibt unverzagt. Seine Verhaftung, die Unruhen in Florenz folgen, die Untersuchung vor der Signoria. Ein Rabulist Ceccone wird citirt, um den Mann, den weder des Papstes Bann noch das Gericht seiner Feinde überwältigen kann, zu verderben. Und der Rabulist überwältigt den Reformator und Tribunen. Er besteigt glaubensmuthig den Scheiterhaufen und seiner in den Arno geworfenen Asche folgt der bekehrte Tubal. Die Historie selbst ist über den Ausgang Savonarola's im Dunkel, der Dichter hat es nicht unternommen es aufzuklären.' Dagegen hat er uns die wiederholten Folterschmerzen und das Krachen der Glieder nicht erspart. Eine Vision im Kerker soll die Kunst mit diesen Martерpartien versöhnen.

Ein Gedicht, wo der Wille so ernst und groß und die Ausführung nur am Stoffe scheitert, ist jedenfalls der ernstesten Theilnahme und Beachtung werth, zumal wo große Partien zu dem Gelungensten und Schönsten gehören, was wir in der deutschen Poesie besitzen. D.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Erstes Bändchen. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der vorliegende ist einer der bessern und sinnreichern Romane, die das Ausland uns von Zeit zu Zeit zusendet, und da er aus Schweden kommt, obenein eine Seltenheit. In der Literatur aber sind Seltenheiten, exotische Blumen, nicht minder beliebt als in der Gartenkunst, und da Alles an diesem Gewächse fein, geschmackvoll und wohlgestaltet erscheint; da es selbst eine in Deutschland fast unbekannte Varietät darstellt, die sogar zur Verbesserung unserer eignen Species beitragen kann, so stehen wir nicht an, diese Hervorbringung allen Freunden solcher Gewächse angelegentlich zu empfehlen. Aber den Autor dieser reichen und lieblichen Gemälde ist uns nichts bekannt, indessen scheint die durchaus reine und gefühlvolle Bildung doch auf eine Frauenhand zu deuten und den Frauen, den Erzieherinnen, den Müttern widmet sich denn diese Erzählung auch ganz vorzüglich.*) Es ist ein beobachtender, echt religiöser und sittlich feinfühlender Geist, der diese Anschauungen verkörpert hat, aus welchen Lehre, Warnung und Vergnügen ungekünstelt und fast unmerklich hervorgehen. Wir erblicken in einem glänzenden Hause Schwedens einen Vater, Graf, Präsident, Wittwer mit vier Töchtern, und sehen ihn bemüht, diese unter dem Beistand einer jungen Gouvernante, der Erzählerin, zu ausgezeichneten Frauen zu erziehen. Dies löbliche Streben, auf welche Verirrungen, auf welche grelle Mißverständnisse trifft es, und wie wenig fügt sich der Mutter die praktische Haltung, der Ernst, das Leiden die Weltleichtlichkeit die Vorsätze bin, wie stehen Wille und That im Widerspruch, wie macht sich fast Alles wider die Absicht der Erziehung? Welch ein lehrreiches Gemälde von den innern Metamorphosen, die wir gegen Erziehung, eignen Antrieb und Vorsatz durchlaufen, ergibt sich aus dem Ganzen?

Die Kunst der Darstellung, wiewol bei ihr von außerordentlichen Ereignissen gar kein Gebrauch gemacht ist, läßt nichts zu wünschen übrig. Motive und Vorgänge sind in dem Geiste Young's, zart und natürlich, fein und wie mit leiser Hand gezeichnet, nichts verletzt, nichts ist grell und schreiend; aber das Kleinste und Natürlichste erscheint in anmuthiger und bedeutender, in charaktervoller Färbung. Die kleinsten Familienereignisse, das Abbrennen einer Gardine, welche spielende Kinder in Brand stecken, werden zum Quell relativ wichtiger Veränderungen, und die Erzählung gibt uns so, wenn es deren noch bedürfte, einen neuen Beweis, daß in der Kunst nichts absolut klein oder unbedeutend ist und daß vielmehr Alles erst durch Stellung und Gebrauch wirksam und bedeutend werden muß. Es bedarf des Haschens nach Effecten niemals, vielmehr ist das Haschen ein Hinderniß des Effects.

Von der Bemühung um Ereignisse nicht gehemmt, hat die Verf. alle ihre Kunst auf die Charaktere verwenden kön-

*) Die Verfasserin der in Schweden sehr beliebten und in mehren Sammlungen und in verschiedenen Auflagen erschienenen „Teckningar ur Hvardagslifvet" ist Fräulein Friederike Bremer. D. Red.

Digitized by Google

nen und in dieser Beziehung denn auch höchst löbliches erlangt. Die Krone dieser Charakterbilder aber ist Edla, die älteste der Töchter des Präsidenten, ein Wesen zu so vollkommener Harmonie der Bildung durchgeführt, daß es, obgleich nicht eigentlich die Heldin des Romanes, das Gemüth jedes Lesers unwiderstehlich sympathetisch bewegen muß. Wir müssen diese treffliche Gestalt mit einigen Zügen nachbilden. Edla ist von der Natur stiefmütterlich ausgestattet. Die Unanst, die ihr neben ihrer schönen Schwester überall entgegentritt und von der selbst der denkende Vater nicht frei bleibt, hat ihr Gemüth verdüstert, es fehlt ihrer Seele an Entwicklung des Keimes der Liebe. Der Vater, um dieser Zurücksetzungen durch Erziehung zu begegnen, gewährt Edla zum Genuß der Gesellschaft. Das Übel wird dadurch nur schlimmer; Edla, welche in Gesellschaft nur fühlen lernt, was ihr versagt ist, sinkt tiefer und tiefer in Trübsinn. Ihr fehlt ein Zweck des Lebens — so irrt die bestgemeinte Erziehung! Aus heftigen Scenen mit ihrem Vater erwacht der erstickte Keim der Liebe zu ihm; allmälig erkennt sie die Aufgabe ihres Lebens — die zärtlichste Pflegerin ihres Vaters zu sein; dieser wird seines Unrechts gegen sie inne, und das schönste Verhältniß der Liebe zwischen Beiden krönt zum Schluß den Roman.

Diesem sinnigen Charakterbilde gegenüber sehen wir die Heldin des Romans, die jüngere Schwester Adelaide, reich von der Natur ausgestattet, aus Eitelkeit und übermäßiger Weltliebe durch einen trefflichen jungen Mann, Graf Alarich, der die bessere Pflicht in ihr erkennt hat, zur Besinnung und Erkenntniß zurückgeführt. Hier tritt uns eine schöne Zeichnung echter Zärtlichkeit entgegen und das ganze Bild ist in seiner Weise nicht minder durchgeführt und gelungen wie das erste. Andere Frauengestalten spiegeln andere Verhältnisse, andere Verirrungen und andere Bedeutungen zurück. Als vorzüglich gelungen ist noch Angelica zu bezeichnen, welche die Schicksale eines ungewöhnlichen und früh glänzenden Künstlerlebens in der hohen Gesellschaft entwickelt und eine Reihe trefflichen Betrachtungen über wahre Kunst und Künstlerdrang gewährt.

An der Zeichnung der männlichen Charaktere erkennt man einigermaßen die Frauenhand. Außer bei Alarich, dem Ideal der Verf., sind die Umrisse unsicher und das passive Element herrscht vor. Meisterhaft aber ist der Präsident gezeichnet, eine Gestalt, die lebt und in jeder Bewegung ein Stück Leben repräsentirt. Selbst seine allmälig erwachende kleine Zärtlichkeit für die Gouvernante — ein so natürliches Product eines täglichen Verkehrs in gemeinsamen Interessen — wie wahr, rein und naturgemäß ist sie skizzirt! Endlich zieht noch, von vielen andern Gestalten abgesehn, die schwere, feine, verwickelte Stellung der Erzählerin selbst unsere Sympathie nothwendig an. Auch hier ist Alles fein und voller Bedeutung, rein und reich, ein wirkliches harmonisches Kunstwerk.

Es ist unsere Gewohnheit nicht, über Leistungen in der Romanenliteratur so weitläufig zu sein wie hier; die Erscheinungen drängen sich allzu sehr und werden zu schnell von andern verwischt. Wir glaubten jedoch ein Recht zu haben, den Zügel hier einen Augenblick anhalten zu müssen vor einer Erscheinung, die in der That des Ungewöhnlichen und Außerordentlichen viel zu sich trägt. Denn die Harmonie der Gestalten ist hier auch in die Führung übergegangen und der Styl, die Form der Darstellung zeigt sich im vollsten Einklang mit dem Gegenstande. Resterien und Betrachtung bilden ein starkes Element in diesem Roman, ohne überwiegend, vordrängend oder störend zu sein. In diesem schönen Gemälde, das Vielen Freude machen wird, fließt Alles vielmehr zu wahrer harmonischer Wirkung zusammen. 30.

Notiz.

über Lessing's bekanntes Gemälde: Leonore, sagt ein englischer Kritiker, der übrigens nur die nicht eben ruhmwürdige Lithographie von Reichert vor sich hatte: „Der stillere Schmerz auf dem gramdurchfurchten Gesichte der Mutter Leonorens ist mit tiefem und naturwahrem Pathos ausgedrückt, in Leonoren aber wühlt der Todeskampf nicht blos äußerlich in den Zügen, er wühlt im Herzen. Wir wissen nicht, wo wir unter unsern eignen Malern so viele Kraft und Einfachheit in der Wiedergabe der Leidenschaften finden könnten. Es ist etwas Ritterliches und Rührendes darin, wie die Verzweiflung des jungen Mädchens den Jubel der Sieger erdröhnen macht. Auch die Nebenfiguren sind anmuthig und ausdrucksvoll behandelt." Besonders rühmt der Rec. den Jüngling auf dem weißen Pferde in seiner kecken bequemen Haltung. Der englische Berichterstatter bedauert nur, daß ein Bild von so gedankenvoller und poetischer Anlage kein besseres Medium als diese Lithographie gefunden habe. Ganz besonders wird das Gemälde als Gegensatz zu den Werken vieler modernen deutschen Künstler gerühmt, welche ausschließlich nach dem Geist und Buchstaben der alten Kunst Treibjagden anstellen. 108.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 215.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

*25. Hoepfner (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäftsübersicht und Vermögensübersicht. Zweite Abtheilung. Schmal gr. 4. Auf Velinpapier. Geh.
Die erste Abtheilung, Inventur (1836), kostet 16 Gr.

26. Löffler (Franz Adam), Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
Der erste Theil (1837) kostet 2 Thlr.

*27. Raumer (Friedrich von), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Dritter bis fünfter Theil. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.
Diese neuen Mittheilungen des Verfassers werden Beiträge zur Geschichte Europas vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83) enthalten. Der erste Theil: „Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart" (1836), und der zweite Theil: „König Friedrich II. und seine Zeit" (1836), kosten jeder 2 Thlr. 12 Gr.

*28. —, Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band und Folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.
Durch die Reisen des Verfassers nach England und Frankreich in den Jahren 1835—37 ist das Erscheinen der Fortsetzung dieses mit so überaus großer Vollständigkeit entgegengenommenen Werks verzögert worden; doch ist nunmehr der sechste Band im Druck vollendet, und die Besitzer der frühern Bände werden sich durch den reichen Gewinn aus englischen und französischen Archiven für die Unterbrechung entschädigt sehen.
Der erste bis fünfte Band (1832—37) kosten im Subscriptionspreise auf Druckp. 14 Thlr. 16 Gr., auf Velinp. 29 Thlr. 8 Gr., der sechste Band auf Druckp. 3 Thlr. 6 Gr., auf Velinp. 6 Thlr. 12 Gr.

29. Ross (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. II. Gr. 4. Geh.
Das erste Heft (1834) kostet 1 Thlr. 8 Gr.

30. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

*31. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Zehnter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.
Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf
5 Thaler.
Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste bis neunte aber, wie jeder jeder 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 219. — 7. August 1838.

Über das Leben und die Werke des dänischen Dichters B. S. Ingemann.

Mittheilungen aus der ungedruckten Autobiographie desselben.

Nicht immer ist es das reichbewegte, mit Sturm und Wellen kämpfende Leben, das unsere Theilnahme in Anspruch nimmt: auch die stille, gemüthliche Entwickelung, die in der Heimat ihren Mittelpunkt findet, weil sie selbst der Heimat zueilt, hat ihr Recht, und, wenn in dieser Stille tausend Bilder sich rein spiegeln, wie in des wahren Dichters Seele, ihr großes Interesse. Von letzterer und nicht von ersterer Art sind die Mittheilungen, die hier zum ersten Male gegeben werden.

Bernhard Severin Ingemann, ein Lieblingsdichter des dänischen Volks seit einer Reihe von Jahren, ward geboren auf der Insel Falster am 28. Mai 1789, der jüngste unter acht Geschwistern, „ein glücklicher Benjamin im patriarchalischen Familienkreise". Daß die Wurzeln des Glaubens in das Herz des Kindes tief eingesenkt worden, kann nicht bezweifelt werden; denn der Vater war ein frommer, gläubiger Pfarrer, der, wie der Sohn ihn schildert, eben seinen Kreis ganz ausfüllte, und also gewiß durch Wort und Zeugniß auch im Hause seine Jüngerschaft bekannte. Übrigens war der Ton in der Familie keineswegs der pietistische; auch Manches, was früher ein stehender Ausdruck der christlichen Frömmigkeit war (z. B. das laute Tischgebet) war abgekommen. Mit der Heiterkeit des religiösen Stilllebens verschmolz die ganze übrige idyllische Sphäre: von den großen Weltbegebenheiten, die mit blutigen Zeichen eine neue Ära der Menschheit eröffneten, vernahm man hier nur einen Nachklang, der mehr das Gespräch ausfüllte als die Herzen; der Marseillanerhymnus ward begrüßt als ein neues Gesellschaftslied aus der Hauptstadt. Die gährenden Elemente hatten indeß eben in der Hauptstadt manchen Anklang gefunden: wenn in der Ferienzeit der älteste Bruder mit andern Studenten von der Universität (Kopenhagen) zurückkehrte, hörte man von ihren Lippen nichts als die Rede von Freiheit und Gleichheit, von Naturreligion und Aufklärung, sodaß der Ernst des würdigen alten Vaters und mehrer ihm gleichgesinnter Amtsbrüder nur abwehren konnten, was sie als eine Verirrung der zügellosen Jugend betrachten mochten. Auf das kindliche Gemüth unsers Dichters machte dies nur den rein objectiven Eindruck eines bestehenden Zwiespalts im großen Leben; er schloß sich desto fester an Gott und die Natur, mit welchen ihm der lebendige Umgang zum Bedürfniß worden war.

Sobald der Gedanke von Gott mir klar ward — sagt er — lebte ich in einem so vertraulichen Verhältnisse zu ihm, daß ich mich alle Abende mit ihm unterhielt und jeden meiner kleinsten Wünsche ihm vortrug. Nicht blos mit einem jeden lebendigen Geschöpfe wollte ich spielen, auch die großen Himmelskörper zog ich in mein Spiel mit hinein; wenn der Mond vor mir herwandelte, meinte ich, meine Liebe würde von ihm erwidert, und tröstete mich mit der unbewußtlichen Selbsterfahrung, wenn mein Bruder behauptete, daß er dieselbe Gunst genieße.

Mit den Sitten des Landvolks und des gebildeten Mittelstandes wurde der Dichter aus den nächsten Umgebungen vertraut, und hatte so eine Grundlage der Lebensanschauung, die durch verschiedene Evolutionen wol einer poetischen Empfänginß fähig war. Die Gegenstände des Unterrichts wurden ihm durch Scherz und liebevolle Ermunterungen nahe gebracht; eine alte Jungfer z. B. lehrte ihn das Lesen mit Hilfe von Rosinen und Mandeln; „und diese Erziehungsmethode", fügt er hinzu, „ist, bildlich gesprochen, die einzige, in welche sich meine Freiheitsliebe mein ganzes Leben hindurch hat schicken wollen".

Der letzte Tag des J. 1799 beraubte ihn seines alten ehrwürdigen Vaters. Der Sohn stand an seinem Sterbebette und weinte; in einem heftigen Fieberanfalle griff der Vater dessen Arm krampfhaft und rief: „Weg vom Bord des Schiffes, Junge!" Diese Worte prägten sich von da an seiner Seele mit Gewalt ein, und so oft später im Leben er, geistlich gesprochen, dem Abgrunde des brausenden Meeres nahe war, dünkte es ihm, als ob die Hand des sterbenden Vaters seinen Arm ergriff und ihn zurückhielt. Ihren Wittwensitz nahm die Mutter in Stagelse, einem nahrhaften Orte auf der Insel Seeland, meist um für die Fortbildung dieses Sohnes in der dortigen lateinischen Schule sorgen zu können. Hinter ihm lag die Kindheit, vor ihm eine Welt voll tausend Bilder der Zukunft; beide trennte, wie ihm schien, das Meer, das er soeben durchmessen, dessen Tiefe ihn gleichsam einem neuen Lebensabschnitt entgegenführte. Die Zuchtlosigkeit in der Schule, sonst ein wahres Übel, brachte ihm auch Gewinn fürs Leben; „hier", sagt er, „wo das Recht des Stärkern galt, lernte ich vielleicht besser als

Digitized by Google

sonst irgendwo die Menschennatur sowol von ihrer guten als bösen Seite kennen." Doch ward ihm gegen den Schluß seiner Schuljahre ein Lehrer, an welchen er sich mit herzlicher Verehrung anschließen konnte; es war der nachher als Theolog nicht unbekannte J. Möller. Schon hatte sein Genius manche Flügelschlage gewagt; er wegte sich in einer Zauberwelt von Ahnung, Hoffnung, Sehnsucht, und fühlte sich glücklich durch das Ausströmen Dessen, das ihn tief innerlich bewegte, ohne deshalb die Stimmung zu überschätzen, die dem Naturtriebe hier ein künstlerisches Gepräge gab. Denn

die poetische Welt der Kindheit — sagt er — kennen wir ja Alle, und wenn Dichter oft die Lebenspoesie ihrer eignen Kindheit hervorheben als große, seltene Phänomene, die ihnen ausschließlich gehören, so ist dies, meiner Ansicht nach, gewöhnlich nur ein naiver Egoismus und eine eitle Raretätsliebe zum Spiegelbilde ihres eignen Lebens, worüber sie vergessen, daß sie selbst nur freie, selbstbewußte Organe eines Lebens und einer Poesie sind, die die ganze Natur durchströmt, die der aus der Gottheit entsprungenen Weltseele gehört und mehr oder weniger klar ein jedes erwachtes kindliches Leben durchschimmert.

Auch rettete sich von der Poesie dieses Theils seines Lebens nichts hinüber: das Bombardement von Kopenhagen (1807) legte die ganze Lyrik seiner Kindheit mit in Asche. Ein Jahr zuvor hatte er die Universität bezogen; nun stand er in den Reihen der jungen Söhne des Vaterlands, die mit dem tiefsten innern Schmerze die Herrlichkeit derselben hinsinken sahen und vergebens mit ihrem Leben eine Schutzmauer bilden wollten gegen die rohe Macht. Vor seinen Augen fiel auf den Wällen der Stadt so mancher brave Kamerad, vom Kugel- und Bombenregen getroffen, während in der Stadt selbst die herzschneidendsten Jammertöne sich drei Tage und Nächte lang wiederholten. Sein Herz war gewaltsam aufgeregt, er brannte vor Begierde, den Tod seiner Waffenbrüder an dem unmenschlichen Feinde zu rächen, während sein Auge trocken blieb, als er den Verlust seiner Habseligkeiten, worunter auch seine Handschriften, erblickte. Die Größe des allgemeinen Verlustes, die Tiefe des Schmerzes, aber auch die unverdunkelte Herrlichkeit des dänischen Namens und der gerechte Ingrimm gegen den das Völkerrecht mit Füßen tretenden Feind sind es, die mehre seiner trefflichsten Lieder aus jener Periode charakterisiren, welche einige Jahre nachher, durch die Töne getragen, auf Aller Lippen schwebten.

Doch bald kehrte der Dichter wieder in das stille, verborgene Leben der Betrachtung zurück; es trieb ihn ein unwiderstehlicher Drang, der Ideenwelt sich zu bemächtigen und das ganze Wesen seiner Seele in dieses Meer hineinzutauchen, dessen Ufer wir zwar vom Rande des Erdenlebens erblicken, aber nur um die Unermeßlichkeit der ganzen Schöpfung desto tiefer zu empfinden. Harmonie, Umgrenzung, Klarheit mußte ihm bei diesem Streben etwas ganz Untergeordnetes sein; zu einer planmäßigen Kunstausbildung hatte er, wie er selbst sagt, keine Ruhe; die erste Form, die sich ihm darbot, war ihm genügend; nur der poetische Inhalt aller Poesie war ihm von Wichtigkeit. Daher in dieser ersten Periode seines Dichterlebens (von 1811 — 14) das Übergewicht des Gefühls und der Hang der Phantasie, die Weltanschauung und das ganze innere Leben in eine symbolische Bildertracht zu kleiden; und sowie das Geheimnißvolle, das Gebiet der Ahnung, nie ohne starke Schlagschatten auftritt, die nur das ewige Wort erleuchten kann, so waren seine Gedichte aus dieser Zeit zum Theil nicht ohne schwärmerischen Anstrich. Doch war es keineswegs die hoffnungslose, kreuzigiöse Sentimentalität, welcher er eine Sprache lieh; sondern im Hintergrunde seiner Romantik lag stets das ruhige Bild der Ewigkeit, wo alles Sehnen sich zu einem höhern Dasein verklärt. Im J. 1811 erschien der erste Band seiner Gedichte und wurde von der Nation mit großer Theilnahme empfangen. Um sein Glück zu vollenden, mußte ein edles weibliches Wesen, die später (nach einer zehnjährigen Verlobung) seine Frau ward, ihm den Kranz reichen, den sie schon im stillen Herzen ihm geflochten hatte. „Es war", sagt er, „als ob meine Poesie nun erst aus der Traumwelt ins Leben und in die Gestalt der Geliebten heraustrat." Das Unnennbare, das sich damals in ihm regte, versuchte er in einem lyrisch-sentimentalen Romane: „Werner's poetische Wanderungen", objectiv abzuspiegeln; allein der Triumph der Liebe vollendete sich in dem Tode des Liebenden; und in der That ward der Dichter selbst in diesen Jahren öfters an den Rand des Grabes gebracht: der Keim der Schwindsucht, welcher seine Mutter und drei Brüder unterlagen, war auch in ihm niedergelegt. In dem zweiten Theile seiner Gedichte (1812) und einer andern Sammlung „Procne" (1813) sind, außer dem erwähnten Romane und einer Menge lyrischer Gedichte in den verschiedensten Formen, auch seine ersten dramatischen Studien: „Mithridates" und „Turnus", enthalten. In das erstere hat der Dichter die volle jugendliche Kraft ausgeströmt; seltdem er Shakspeare's Bekanntschaft gemacht hatte, war sein Streben, großen tragischen Ideen in Charakterzeichnung und dramatischer Composition Form und Gestalt zu geben, zur Leidenschaft geworden.

Das bewegte Weltleben in dieser Zeit hatte für unsern Dichter kein näher eingreifendes Interesse; selbst die Flamme von Moskwa, der Untergang der großen Armee und der Fall Napoleon's waren ihm nur vorübergehende Erscheinungen; in den gewaltigen Umwälzungen sah er blinde vulkanische Kräfte der Menschennatur, die in ihrer Gährung es zu keiner freien Entwicklung der Idee der Menschheit kommen ließen; ja, selbst im deutschen Freiheitskriege erblickte er nur das zersplitterte Volksleben in Zwietracht mit sich selbst, und die edelsten Kräfte ohne innere Einheit, ohne Halt. Was vor seinem Blicke die Idee mit der Wirklichkeit versöhnen sollte, war und blieb die Poesie mit der Liebe im Bunde, und in einer höhern, Alles umfassenden Ordnung die Religion; das romantische Epos: „Die schwarzen Ritter" (in Octave rime), vielleicht die reifste und vollendetste seiner Jugendarbeiten, ist die Frucht dieser Betrachtung. Die Romantik in diesem Gedichte gehört nicht dem äußern, sondern dem innern Leben an; die Bilder und Farben desselben

Digitized by Google

sind mehr wie zurückgeworfene Schatten von einer Laterna magica, als Spiegelbilder des Natur- und Menschenlebens in dem Quell der rein objectiven Dichtung. In einer Reihe symbolisch-phantastischer Gedankenbilder unter der freiern Form des Märchens führt er uns die ideale Weltanschauung vor, ohne irgend eine kleinlich ausgesponnene Allegorie oder ideenlose Personification von Begriffen, welche unpoetische Commentatoren mit blos dialektischem Verstande darin suchen wollten.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geborenen Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von Karl August Schmidt. Zweite durchweg vermehrte und verbesserte Auflage. Brieg, Schwarz. 1838. 8. 1 Thlr.

Als Ref. vor acht Jahren den ersten Band von Stenzel's „Geschichte Preußens“ las, zogen unter dem vielen Trefflichen, welches jene historische Schrift darbietet, die Notizen zur Geschichte der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg seine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Der Verf. entlehnte dieselben aus der Hoffmann'schen „Monatsschrift von und für Schlesien“, in welche sie der Syndikus Koch zu Brieg, ein mit der schlesischen Geschichte und briegischen Vorzeit sehr wohl vertrauter Mann, hatte einrücken lassen, und da jene Zeitschrift doch nur in Schlesien verbreitet war, so gebührt Hrn. Stenzel das Verdienst, das größere Publicum auf diese trefflichen Beiträge zur Specialgeschichte Schlesiens aufmerksam gemacht zu haben. Es kann daher nur erfreulich genannt werden, daß gegenwärtig durch Hrn. Schmidt eine neue Ausgabe dieser Denkwürdigkeiten veranstaltet und mit ungedruckten Originalaufsätzen bereichert worden ist.

Wer freilich nur für Dampfwagen und Eisenbahnen schwärmt, oder sich in politische Heißsporngesinnungen, die oft nichts Besseres als Kannegießereien sind, über die königlichen Witzen und die hannoversche Frage, über die Rentenconversion in Frankreich und den Abfall Canadas von England vernehmen läßt — wer, sagen wir, nur für diese Dinge Sinn und Aufmerksamkeit hat, dem wird das schlichte Büchlein, von dem wir jetzt zu sprechen im Begriff sind, nicht sonderlich behagen. Da es nun aber Gottlob! unter Denen, die für die wichtigen Interessen der Gegenwart eine warme Theilnahme hegen, ohne sich grade à la hauteur du siècle zu stellen, noch Viele gibt, die nicht blos gern in die Geschichte der Vergangenheit zurückschauen, sondern auch für edle Menschenwürde, für fürstliche Größe und Hoheit und für ein tüchtiges, verdienstliches Walten und Schaffen im engern Kreise noch den rechten Sinn besitzen, so zweifeln wir nicht, daß diesen achtbaren Persönlichkeiten die vorliegende Schrift lieb und werth sein wird. Namentlich müssen auch deutsche Frauen auf dieselbe aufmerksam gemacht werden, deren wir mehr als Eine gekannt haben, welche mit Freude und großer Befriedigung die Lectüre dieser Denkwürdigkeiten vollendeten.

Dorothea Sibylla, geboren am 19. Oct. 1590, war die Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, eine sehr fromm erzogene, in allerhand Künsten und Wissenschaften wohlunterrichtete und zur Haushaltung fleißig angehaltene Prinzessin. Im Dec. 1611 vermählte sie sich mit dem Herzoge Johann Christian von Liegnitz, einem frommen Herren von trefflichen Geistesgaben, mit dem sie bis zum 19. März 1625 in einer sehr glücklichen Ehe gelebt hat. Wenig berührt von den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, unter denen ganz Schlesien in den folgenden Jahren so viel gelitten hat, ward ihr Leben durch äußere Ereignisse fast gar nicht gestört; die Herzogin vermochte also dasselbe durchaus der Begleitung ihrer Unterthanen und der Erfüllung ihrer Pflichten als Mutter und als Gattin zu widmen. Dies geschah denn auch in einer solchen Art, daß ihr Chronist sie für eine Frau erklärt, welche „nicht leichte gewesen ist und nicht leichte wiederkommen wird“. Denn obgleich uns die Geschichte von verschiedenen fürstlichen Frauen erzählt, die mit kräftiger Hand in die Sitten ihrer Völker eingriffen und es nicht verschmähten, dem häuslichen und Familienleben eine besondere Sorgfalt zuzuwenden, so dürfte doch nicht leicht von der altdritischen Königin Maude bis auf die Mutter Anna in Dresden eine Fürstin gefunden werden, die so ganz eine Bürgerfürstin (wir wollen einmal dies Wort der französischen Zuliusrevolution gebrauchen) im besten Sinne des Worts gewesen ist, als Dorothea Sibylla von Brieg. Ohne daher das in diesem Buche geschilderte Wirken mit dem verbrecherischen Namen eines Fürstenspiegels belegen zu wollen, nennen wir es eine sehr anziehende Schilderung des Lebens einer deutschen Fürstin im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts und ein Musterbild praktischer Frömmigkeit und inniger Theilnahme an dem Wohle jedes ihrer Unterthanen, in einer Einfachheit und patriarchalischen Einfalt, der wir keine ähnliche Charakteristik an die Seite zu stellen wissen.

Reden der Herzogin und ihrem Gemahle sind besonders zwei Personen von besonderm Interesse in dem vorliegenden Büchlein, der briegische Bürger und Rothgerber Valentin Gierth und die Leib- und Hebamme der Herzogin, Margaretha Fuß, gewöhnlich die alte Grete genannt. Dem Tagebuche des Ersteren ist der größte Theil des Schmidt'schen Buchs entnommen, um so mehr muß also vorangeschickt werden, daß Meister Gierth ein verständiger und gescheiter Bürger war, der ein einträgliches Gewerbe trieb und durch seinen Handel mit Rauchwerk ein wohlhabender Mann geworden war, sodaß er auf den Zuruf seiner schönen Ehefrau Susanne, als diese von der Herzogin auf das Schloß zu einem Vesperbrot und zu einer freundschaftlichen Unterhaltung eingeladen war, nicht weniger als 84 Thlr. 11 Gr. 15 Heller gut Geld wenden konnte und ihr zu Weihnachten 1622 eine Schaube, einen Muff, Winterschuhe und Pelzhaube zum Geschenke machte, die ihn nach den mitgetheilten Rechnungen auf 325 Thlr. 26 Gr. gut all Geld zu stehen kam. Am herzoglichen Hofe war er seiner Frau wegen, die eine natürliche Tochter des vorigen Herzogs und also Johann Christian's Halbschwester war, nicht minder wohl gelitten als wegen seines Verstandes und seiner Anstelligkeit. Die alte Grete, auch Mutter Grete in Brieg genannt, war eine für ihre Zeit sehr geschickte Leib- und Hebamme, die ihre Studien auf der hohen Schule zu Strasburg gemacht hatte und spätterhin der Herzogin Dorothea Sibylla nach Brieg gefolgt war. Dort stand sie im größten Ansehen. Sie hatte, Meister Gierth ein ständiges Ansehen und eine Zierde seiner Tracht. Sie trug nämlich einen schwarzen, vielfaltigen Rock mit breiten Scharlachstreifen, eben solchem Mieder mit goldenen Posamenten (Tressen, Borten), eine jede mit Marder verbrämt und mit Goldschnuren reich besetzt, wie die ungarischen Reitter tragen, und eine rothe Mardermütze mit einem Scharlachdeckel, an welchem eine schwere goldene Quaste hing. Zur Winterszeit trug sie eine weite schwarze Schaube (eine Art Mantel) mit gelbem Fuchspelz gefüttert und besetzt. In der Hand hielt sie gewöhnlich einen großen, lebernen Zocker oder Deckelkorb, auf welchem sich der von einer Schlange umwundene Äskulapiusstab gemalt befand, und in der andern einen Stock mit einem goldenen Knopfe, der mit Edelsteinen reich verziert war, zur Abwehrung der Hunde. Diese Frau — eine Art von Mrs Merrilies — war die rechte Hand der Herzogin und wurde zu allerhand Diensten verwendet, konnte sich auch gegen ihre Gebieterin ein freieres Wort erlauben, wurde aber wiederum von dieser mitunter hart angelassen. So auf einer Bürgerhochzeit, die mit der anschaulichsten Lebendigkeit geschildert worden ist, als die alte Grete wider ihre Gewohnheit mehr getrunken hatte

Digitized by Google

(der Herzog hatte seine Lust daran, ihr mehr als gewöhnlich einzuschenken) und die Braut auf allerlei Weise mit Anspielungen neckte. Da gereicht die Herzogin in großen Zorn: „Schäme dich, sagte sie zu ihr, deiner grauen Haare! Du reißt arge Zoten und bringst Schande über dich! Hast des Plauderwassers zu viel getrunken und bietest deine Dienste der Braut an, da du doch selber meiner Dienste möchtest für die Nacht bedürfen und ich bei die werde wachen müssen! Darum schwöge dei Meidung meiner immerwährenden Ungnade!" Und als sie alte Grete trotzig widersprach, ließ sie die Herzogin sofort in der fürstlichen Carrosse auf das Schloß fahren und kanzelte sie am andern Morgen noch gehörig ab: „Hätte ich nicht dein Alter ehren wollen, Grete, so wären dir ein paar derbe Maulschellen zu Theil geworden."

Schon die soeben angeführte Stelle zeigt, daß Dorothea Sibylla vor allen Dingen darauf bedacht gewesen ist, in ihrem Hause gute Zucht zu halten. Und so finden wir auch durch das ganze Buch die Beweise für eine echt bürgerliche Haushaltung im Schlosse zu Brieg. Mit ihrem Gemahle lebte sie durchaus einträchtig und friedlich, sie hielt am Hofe auf Sparsamkeit und gute Wirthschaft, ohne daß dabei Arme, Kranke oder Nothleidende Schaden erlitten, aber die unnützen Hofstellen waren ihr durchaus unangenehm. Ihr eigner Hofstaat bestand aus einer adligen Hofmeisterin, zwei adligen Fräulein, die Lehrjungfern genannt wurden und zu allen wirthschaftlichen Beschäftigungen angehalten, auch in Sprachen und Wissenschaften wohlunterrichtet wurden, wie denn die Herzogin selbst italienisch, französisch und lateinisch verstand, ja im Virgil ganze Stücke aus dem Gedächtniß hersagen konnte. Alles ging sehr fromm und anständig dabei, aber ohne den mindesten Beigeschmack von Pietisterei oder kopfhängerischem Wesen; die Herzogin war durchaus lustig und kraftig nur mit gelinden Worten. Als aber einst eine Lehrjungfer sich nicht gewehrt hatte, als ihr ein Junker in den Busen gegriffen und dann im Schlafkämmerlein zu den andern Jungfrauen unzüchtige Worte gesprochen hatte, so ward ihr dafür eine besondere Strafe auferlegt. Diese Jungfer mußte, wie Meister Gierth erzählt, über die bloßen Beine ein paar dünne Leinwandhöschen ziehen und sich über einen Sessel strecken, worauf sie von der Meisterin so derb gezüchtigt wurde, daß schon bei dem achten Streiche das Blut durch die Beinkleider drang. Da erbarmte sich die Herzogin ihrer und nahm sie zu Gnaden an. Der lüsterne Junker aber empfing vom Herzog ein paar derbe Maulschellen und mußte drei Tage lang das Wasser zum Tränken der Rosse im fürstlichen Marstall herbeitragen. Selbst auf die gewesenen Hoffräulein erstreckte die Herzogin ihre mütterliche Sorgfalt. Denn als sie hörte, daß eine derselben sich im Bade zu Jauer einem unzüchtigen Lebenswandel ergeben hatte, ließ sie mit Vorstellungen bei ihrem Gemahl nicht nach, bis derselbe im Einverständniß mit der Ortsobrigkeit in Jauer jenes Mädchen durch den mit mehren Begleitern abgeschickten Meister Gierth verhaften ließ. Man brachte sie nun nach Brieg, wo sie in ein Bußstübleln gesperrt wurde, bis ihre Angehörigen über ihre Zukunft entschieden hätten. Aber schon wenige Tage darauf starb sie, worauf denn die Herzogin an ihrem Sarge eine kräftige Buß- und Sittenpredigt an die anwesenden Hofjungfern hielt. Die Fräulein dagegen, welche sich gut aufgeführt hatten, wurden von der Herzogin reichlich ausgestattet, wenn sie sich verheiratheten, selbst zum Altar geführt und auf vielerlei Weise geehrt, sodaß eine solche fürstliche Ehrenstiftung einen ganz besondern Werth erhielt.

Außer dieser Sorgfalt war aber die Herzogin auch fleißig bedacht, durch ihre Gegenwart und öftere Besuche in den einzelnen Familien gute Sitte und Zucht zu erhalten. So pflegte sie z. B. seit 1619, wo sie nach Brieg gekommen war, jeder Bürgerstochter zu ihrem Hochzeittage, wenn sie sich ehrbar, züchtig, gottesfürchtig und gehorsam bewiesen hatte, einen Strauß von selbstgefertigten Blumen zu schenken, auch ihr weil durch eine Hofjungfer eine ihrer Schauben zu senden, die sie selbst erst getragen hatte und die von der Braut während der Trauung umgenommen werden mußte. Zu solchen Hochzeiten kam sie dann wol selbst, auch ihr Gemahl folgte nach, und von Gierth unter der Überschrift: „Der Blumenstrauß", geschilderte Scene im Hause des Leinwandhändlers Fabian Schmidt stellt dies patriarchalische Verhältniß auf das anmuthigste dar. Ref. ist überzeugt, daß es Niemanden gereuen wird, diesen Beitrag zur Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts gelesen zu haben, indem dies Stillleben überdies einen merkwürdigen Contrast mit den kriegerischen Scenen aus den ersten Jahren des dreißigjährigen Kriegs bildet.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Der Engländer Holme, welcher sich eifrig mit Forschungen über die Naturgeschichte der Giraffe beschäftigt hat, theilte in einer Sitzung der Ashmolean Society zu Oxford, in welcher der Geolog Buckland den Vorsitz führte, einige interessante Notizen über dieses Thier mit. Es kommt schon auf den Monumenten zu Theben vor, und zwar auf denen, welche die Opferhäupter der vier Nationen darstellen, die Thothmes III. Tribut bringen. Dieser König wird für den Pharaoh gehalten, unter welchem die Juden aus Ägypten zogen. Ob diese letztern die Giraffe kannten, ist ungewiß; Aristoteles wußte nichts von ihr, wohl aber Timäus (260 v. Chr.), der ihrer in seiner nicht bis auf unsere Zeiten gekommenen Geschichte Siciliens erwähnt. Agatharchides (180 v. Chr.), dem wir, beiläufig bemerkt, auch die ersten Nachrichten über das Rothe Meer verdanken, beschreibt sie und sagt ausdrücklich, sie führe den Namen Kamelopard, weil sie so groß sei wie ein Kamel und so gefleckt wie ein Panthertbier; ihr Hals sei so lang, daß sie bequem die Blätter von den Bäumen herabfressen könne. Bis auf Cäsar wird des Thieres sodann nirgend erwähnt; zu seiner Zeit aber wurden, nach einer Bemerkung des Plinius, die ersten Giraffen nach Europa gebracht; sie lebten da wol nördlich von der Sahara, aber wahrscheinlicher, sie kamen über Nubien aus Habesch. Seitdem sah man ihrer mehre im Abendlande; Strabo, der bekanntlich bis in die entferntesten Gegenden Oberägyptens Reisen gemacht hatte, beschreibt sie ausführlich, während der Bericht bei Plinius sehr dürftig ist. Nur verdient erwähnt zu werden, daß sie ihm zufolge bei den Äthiopen Nabis hieß; die Hottentotten nennen sie jetzt noch Naip. Cypian, welcher wahrscheinlich die gesehen hatte, welche zur Zeit von Gordians nach Europa kamen, schildert sie im dritten Buche der „Kynegetica" ausführlich. Nach dem Untergange des abendländischen Reiches und besonders späterdin hörte, weil die Araber das nördliche Afrika im Besitz hatten, der Verkehr zwischen Äthiopien und dem Abendlande ganz auf und nach den Zeiten des Heliodor im vierten Jahrhundert erwähnten nur arabische Schriftsteller des Thieres, das für Europa zur Zeit wieder zu den Zeiten der Kreuzzüge aus dem Dunkel hervortritt. 1260 war eine Giraffe unter den Geschenken, welche der Mamluken-Sultan von Ägypten dem Kaiser Michael Paläologus sandte; später erhielten Kaiser Friedrich III. von Deutschland, Lorenzo, der Mediceer, jeder eins gleichfalls vom ägyptischen Sultane zum Geschenke und seitdem ist keines wieder lebendig nach Europa gekommen, bis auf das, welches vor einigen Jahren in Paris so großes Aufsehen machte. Die europäischen Reisenden aber, welche orientalische Höfe besuchten, erzählen meistentheils alle von der Giraffe. Buffon beschrieb sie und zwar nach einer Haut, die er vom Vorgebirge der guten Hoffnung erhalten hatte. Sie bewohnt ganz Ostafrika, vom Kaplande im Osten, bis Kordofan im Norden. 53.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 220. — 8. August 1838.

Über das Leben und die Werke des dänischen Dichters B. S. Ingemann.

Mittheilungen aus der ungedruckten Autobiographie desselben.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Eine neue Periode in des Dichters Leben trat seit 1815 ein, mit weit bestimmterer dramatischer und vorherrschend tragischer Richtung, sowie im Ganzen von einem kräftigern und gesundern Dasein getragen, wobei der lyrische Grundton noch immer sich durchhören ließ, und wo die Charaktere den Verfasser nicht zwangen, den Blick nach außen zu richten, die subjective Auffassung sich nicht verleugnete. Die Liebe, die alles Irdische aufopfert, in tragischem Conflicte mit der Staatskunst und den mächtigen Leidenschaften des äußern Lebens, aber festhaltend an ihrem höhern Leben, und deshalb an der Unverweslichkeit des Geistes theilnehmend — das ist die Idee, welche durch die Tragödie „Blanca" (1815) hindurchgeht; das Sujet ist aus einer Novelle im „Gil Blas" genommen; die Behandlung desselben Gegenstandes von Thomson ward dem Dichter erst mehre Jahre nachher bekannt. In dem Trauerspiele „Masaniello" (1815) sehen wir die Freiheitsidee, durch religiöse Begeisterung erhoben und gestärkt, im Kampfe mit der Tyrannei und den Leidenschaften der Völker und Fürsten; der Geist siegt selbst auf den Trümmern seiner Größe, während die Welt es liebt, das Edle in den Staub zu ziehen. Beide Dramen wurden mit großem Beifalle auf der Nationalbühne gegeben. Interessant ist es, wahrzunehmen, wie dem Dichter die ihm eigenthümliche Welt immer mehr sich aufschloß und er die zuerst nur geahnete Befriedigung im Glauben immer sicherer ergriff. Noch vom J. 1815 ist sein biblisches Drama: „Die Stimme in der Wüste, oder der Tod Johannis des Täufers"; wie die Offenbarung in das Menschenleben eingreift, indem sie theils höhere Motive darreicht, theils einen gewaltigern, aber auch desto gesegnetern Kampf bedingt, ist der Grundgedanke, woraus das Ganze sich entwickelt. Wie „Die schwarzen Ritter", so hatte das lyrisch-dramatische Märchen: „Rainald, das Wunderkind" (1816), auch die Darstellung einer poetisch-philosophischen Weltanschauung zur Aufgabe; der Dichter wollte darin zeigen, wie mit dem Menschenleben die ganze Natur freigemacht wird, wenn das Mysterium vollendet ist, das Gott mit der Welt verbindet, und die menschliche Natur in die Sphäre des göttlichen Lebens aufnimmt. Als den Befreier führt er eben jenes Wunderkind ein, die Vermählung gleichsam zwischen dem einfältigen Glauben und der himmlischen Liebe; das Objective wird dadurch nicht zurückgedrängt, sondern im Bilde der Dichtung gleichsam vorgezeichnet. Den Sieg des christlichen Ritterthums über den Islamismus stellt die Tragödie „Der Hirte von Tolosa" (1816) dar, vielleicht unter allen ähnlichen Productionen des Dichters am getungensten in der Charakterzeichnung; die Sage, wie ein unbekannter Hirte in der Schlacht bei Tolosa den Christen einen Umweg über das Gebirge zeigt und dadurch ihr Heer rettet, gab der dichterischen Erfindung einen weiten Spielraum. Einem andern Genre gehört das zweite Trauerspiel Ingemann's von diesem Jahre: „Die Löwenritter" an; es ist, wenn man will, eine romantische Schicksalstragödie; allein die zerschmetternde Nothwendigkeit entspringt hier, ihrem innersten Wesen nach, aus der Freiheit selbst, indem der Wille sich das tragische Erbstück aneignet und nun als selbsteigne Nemesis schaudererregend durch die Menschennatur geht. Der Ton, welcher die starken Dissonanzen lösen sollte, konnte indeß nicht durchdringen, ohne daß die Form zersprengt wurde; in einer Reihe von Balladen, sowie in dem Epiloge der Tragödie, suchte der Dichter die auflösenden Accorde. Seine lyrischen Gedichte aus dieser Periode sind meist gesammelt in der „Weihnachtsgabe" (1816), die zugleich ein Märchen in Chronikenform: „Herr Helias und Jungfer Beatricia" enthält. Ein größeres Märchen: „Die Unterirdischen" (1817), benutzt die fruchtbaren Volkssagen aus dem Mittelalter, die an die Umgebungen der Insel Bornholm (Burgundorum insula) sich geknüpft haben.

Der ästhetische Kampf zwischen Baggesen und Öhlenschläger, der 1815 ausbrach, hatte eine große Bedeutung für die dänische Literatur, indem er einerseits die Rechte der Kritik und des Geschmacks, im wahren Sinne des Worts, zur Anerkennung brachte, und doch andererseits die unbestrittene Wahrheit, daß die Productivität das ursprüngliche Leben in aller Dichtkunst ist, nicht verdunkeln konnte. Wie bei einer jeden fruchtbaren Gährung eine Zeit eintreten muß, wo die Elemente sich ordnen und scheiden, um neue Verbindungen einzugehen, so auch hier; und obgleich eben die zu solcher Scheidung berufen waren,

Digitized by Google

einander oft bitter verkannten, und jeder nur auf seinem Gebiete einseitig beharren wollte, so konnte doch dadurch der reelle Gewinn für die Folgezeit nicht verkümmert werden. Es hatte eine Öhlenschläger'sche Schule sich gebildet, nicht sowol durch Einigung über kritische Grundsätze, als durch das frische Leben und die Begeisterung, die aus den Jugendwerken dieses Dichters strömte; dieser mochte Ingemann indeß, seinem ganzen Wesen nach, sich nicht anschließen, sowie er überhaupt für den Republikanismus gegen alle Aristokratie in der Literatur sich von jeher entschieden erklärt hatte; das Heilige und die Erforschung des Menschenlebens in seiner Tiefe, als der letzte Zweck aller Kunst, war es, was ihn durchaus von ihnen entfremdete. Auf der andern Seite hatte Baggesen, jener kunst-philosophische Proteus und Wiederherersteller des dänischen Sprachidioms in seiner unvergleichlichen Fülle, so viel von der Bildung der letzten Zeit sich angeeignet und gleichsam mit geistigen Fühlhörnern ihr Eigenthümliches betastet, daß er Allem, was ihm nicht durch Formlosigkeit widerstrebte, Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte und gern widerfahren ließ. So kam es, daß er Ingemann in einem Epigramm erhob, welches Öhlenschläger aufs dlutigste verwundete, und Grundvig, dessen undeutlichen Sinn er jedoch nicht zu würdigen verstand, auf einen Augenblick näher trat. Der Kampf gewann durch die hinzutretenden bedeutsamen Erscheinungen immer mehr an Interesse; die Kritik der Öhlenschläger'schen Schule wurde neutralisirt durch eine höhere Weltbetrachtung, und wenn auch Ingemann oft von jener Seite bitter und höhnend angegriffen wurde, so konnte doch der Platz, den er unbestritten unter den dänischen Dichtern einnahm, nicht von einer Schulrichtung verrückt werden, und er zog sich gewöhnlich still auf dem Streite in das höhere productive Leben zurück, wo ihm voller Ersatz für jene Ungerechtigkeit wurde.

Indeß war es ihm doch wünschenswerth, von dem verworrenen Treiben auf dem kritischen Kampfplatze einen freiern Blick auf die Welt und das Menschenleben zu werfen; durch königliche Unterstützung wurde er in den Stand gesetzt, 1818 und 1819 eine Reise ins Ausland zu machen. Er sah Deutschland, Frankreich, die Schweiz, Italien. In Rom vollendete er sein dramatisches Gedicht: „Tasso's Befreiung", worin er von allen Dichterleiden sich selbst zu befreien suchte, indem er den Kampf jenes Dichtermärtyrers mit dem Leben und seinen Sieg im Tode aussprach. Von den literarischen Notabilitäten, mit welchen er in nähere Berührung trat, rühmt er besonders den Meister des Gesangs, Ludwig Tieck in Dresden, als den unter allen damaligen deutschen Dichtern, mit welchen er am meisten sympathisirte. Die wundervollen Denkmäler der Kunst in Italien, die Eindrücke der großen Naturscenen und des ganzen bunten Reiselebens verwandelte sich unter der Hand zur Lyrik, die er in den zwei Theilen der „Reiselyra" (1820) dem Publicum mittheilte. Ehe er jedoch diese Gedichte sammelte, ward es ihm, im Gefühl der heimatlichen Freude, ein Bedürfniß, sich in das vertrauliche Leben am Herde, durch die Erzählung alter Märchen und Sagen, wieder hineinzuversetzen. Die Märchen: „Das hohe Spiel" und „Der Sphynx" (letzteres in der Callot-Hoffmann'schen Manier, bestimmt jene darocke Poesie zu charakterisiren), wurden fast improvisatorisch erfunden durch solche Erzählung im Kreise von Kindern; das frische, heitere Leben in derselben zeugte von der Gemüthsstimmung, die der Dichter von der Reise mitbrachte. In den Erzählungen: „Die Altartafel zu Soröe" und „Muhme Maria" (sie machen mit jenen einen Band von Märchen und Erzählungen aus) erblicken wir, sowie dort, den Übergang zu einer neuern Periode in seinem Dichterleben; zum ersten Male hatte er hier Charakterzüge und Begebenheiten aus dem täglichen Leben der Gegenwart als Behikel der Darstellung ergriffen. Eine Tragödie: „Der Kampf für Walhalla" (1821), erweckte weniger Theilnahme als die frühern des Verfassers; das Streben, den gigantischen Kampf des Heidenthums auf Island mit dem neugepflanzten Christenthume in seiner ganzen Größe zu fassen, hatte der objectiven Klarheit der hervortretenden Gestalten geschadet. Die Komödie: „Der Magnetismus in der Bardiesstube" (1821), ein Versuch, unter den alten Holberg'schen Masken Thorheiten der Gegenwart darzustellen, steht zu vereinzelt da, um bei dem Ganzen der Bestrebungen dieses Dichters ein Moment in die Waagschale zu legen.

Im J. 1822 wurde Ingemann als Professor der Nationalliteratur zu Soröe angestellt und führte seine Braut heim. Hier, unter den großen Denkmälern des romantischen Mittelalters Dänemarks, erfaßte zuerst sein Geist jenes Leben in seiner ganzen poetischen und historischen Fülle; er begann eine Reihe von Studien, in welchen Alles sich um jenen Brennpunkt der Entwickelung einer hohen und kräftigen Nationalität in Freud' und Leid, in That und Gesang sammelte. Die anschauliche Kenntniß des Lebens im Katholicismus, die früher gewonnene Vertrautheit mit dem dänischen Volksleben und der Schatz der eignen Erfahrung des Dichters vereinigten sich mit den hehren Erinnerungen, die der reizende Aufenthalt in Soröe ihm darbot; Alles bewegte sich um ihn wie Gestalten von alten Freunden und Bekannten. Was die Geschichte verschwieg, die innern Triebfedern zu den hervorspringenden historischen Ereignissen, das ergänzte ihm die dichterische Auffassung: die dürftigen Samenkörner in den Annalen jener Zeit blühten auf zu einer Reihe von romantischen Generationen. So entstand zuerst das historische Gedicht: „Waldemar der Große und seine Helden" (1824); die Monotonie der veralteten, lediglos epischen Form hat hier einer wechselnden, reichen und lebendigen Darstellung Platz gemacht, worin die Form nach dem Inhalte sich schmiegt; dieses und vor Allem der volksthümliche Geist des Buchs, die Kunst des Dichters, alle Stände und Lebensverhältnisse in ihrem eigenthümlichen Lichte erscheinen zu lassen, erwarb ihm begeisterte Leser und sicherte ihm einen dauernden Ruhm. Für die Darstellung seiner übrigen historisch-poetischen Bilderreihen wählte Ingemann die Form des Romans; die Ausführlichkeit, welche dieser Dichtungsart eigen ist, gestattet eine

Digitized by Google

umständliche Ausmalung der vielfachen charakteristischen Einzelnheiten des Menschenlebens, und bringt die epische Ruhe in der Beweglichkeit hervor, wie das vollendete Gepräge solcher Darstellungen ist. Man denkt natürlich hierbei an Walter Scott; allein, in der Grundanschauung einig mit ihm, ging doch unser Dichter, was Architektonik und Grundlegung aus der Geschichte betrifft, den ganz entgegengesetzten Weg. Ingemann's Romane sind frei behandelte Königschroniken, mit fast lauter historischen Personen und den merkwürdigsten Repräsentanten und Begebenheiten des Zeitalters im Vordergrunde; die Erfindung besteht hier in der Ausmittelung der eignen Lebenspoesie des dargestellten Zeitalters, in der Darlegung der in den trockenen Begebenheiten und annalistischen Aufzeichnungen verhüllten Romantik, endlich in der Zudichtung aller eventuellen und psychologischen Bedingungen für das poetische Leben der thatsächlichen Wahrheit. Umgekehrt läßt Walter Scott gewöhnlich einen durchaus fingirten Helden als Hauptperson des Gemäldes auftreten, mit einem sorgfältig ausgeführten historischen Hintergrunde. Der erste historische Roman des Verfassers: „Waldemar Seier", erschien 1826, und wurde mit lebhafter Theilnahme begrüßt; ihm folgte 1828: „Die Kindheit Erik Menved's", 1833: „König Erik und die Geächteten", und endlich 1835: „Prinz Otto von Dänemark und seine Zeitgenossen". Das historisch-nationale Element in diesen Darstellungen greift oft durch den Dialog in die dramatische Form hinüber; der Humor und der tragische Ernst wirken zusammen, um alle Nuancen des Lebens in einem vollständigen Bilde aufzufassen.

Einer frühern Periode des Dichters gehören seine ersten geistlichen Lieder an („Morgenlieder und Cantaten", 1822 u. öfter, „Lieder beim Frühgottesdienste", 1825), die indeß in dieser ihre Fortsetzung fanden („Morgenlieder für Kinder", 1837); sie stehen, wie man erwarten konnte, durchaus auf christlichem Grunde, schlagen die tiefsten Töne des Herzens an, und verbinden mit der strengen Einfachheit, die dem heiligen Gesange eigen ist, die Kraft und Erhabenheit, die das Wort in seiner Gottesfülle darreicht. Fragmente der höhern Weltbetrachtung in lyrisch-epischem Gewande enthalten die „Blätter aus dem Tagebuche des ewigen Juden" (1833); mit diesem hohen finstern Heros der tragischen Phantasie war der Dichter so vertraut geworden, daß das Bild ihm zuletzt wie sein Schatten folgte, und er gleichsam gezwungen war, den Bildern der Seele Umriß und poetisches Dasein zu geben. Ueberhaupt war dies seine Art und Weise auch im Conflict mit dem Formalismus der Kritik, wovon er so Manches zu leiden hatte, daß er die Indignation in poetische Schöpfungen gleichsam austhauchte, und so doppelt gewann, was die Gegner ihm zu verderben drohten. So entstand sein „Märchen von Ole Namenlos, oder die Huldregaben" (1829); gestützt auf die bekannte norwegische Volkssage von einer armen Bauersfrau, die bei den Elementargeistern (Huldren) eine Wundersalbe sich holte, womit sie die Gabe empfing, Alles im Lichte der Idee zu sehen, nun aber auch mit der prosaischen Weltbetrachtung in den bittersten Streit gerieth, ließ er seinen Helden, auf die Abwege der idealistischen Richtung gerathen, in einen freien und ergötzlichen Kampf mit den Caricaturen der Gegenpartei auftreten, sodaß die Blößen der letztern offen dalagen. Der Unwille der Widersacher machte sich Luft in einer förmlichen Anklage gegen den Dichter als Verächter der Wissenschaft und Vertreter einer schwärmerisch-mystischen Richtung, die ja leider in unserer Zeit auch auf poetischem Gebiete so weit um sich gegriffen habe; und während er nun selbst in einem Epiloge zum Märchen: „Der Aufstand in der literarischen Republik", den Kampf direct fortsetzte, erklärte sich der geniale Philosoph Sibbern für die objective Wahrheit des Märchens, die nur von Denen verkannt werde, welchen der Glaube und die poetische Auffassung des Lebens in gleichem Grade abgehen.

Die letzten Werke des Dichters sind: sein historisches Gedicht: „Die Königin Margarethe", womit er 1836 den historisch-poetischen Cyclus von Bildern aus dem dänischen Mittelalter schloß, und „Holger Danske", ein Gedicht von 1837, das vielleicht in einem noch höhern Grade als seine frühern Arbeiten das Nationalgefühl ansprach; die volksthümliche Form in dem letztern ist aus den Elementen, die in den altdänischen Heldenliedern und der Reimchronik zerstreut liegen, zu Stande gebracht. 58.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geborenen Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von Karl August Schmidt.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Mit nicht minderer Achtsamkeit wachte die Herzogin über den Frieden und die Eintracht in den einzelnen Familien, versöhnte streitige Ehegatten miteinander, nahm auch gern die Einladungen zu Pathenstellen in den Bürgerfamilien (wie unter andern bei dem Kinde ihres Günstlings Giertz), an, und war vor allen Dingen eine große Kinderfreundin, wie denn auch ihre eigne Ehe mit 15 Kindern gesegnet war. Von dieser Liebe gibt die Beschreibung des Sibyllenfestes im Giertz'schen Tagebuche ein ausführliches Zeugniß. Da wurden die sämmtlichen Kinder aus der Stadtschule auf das Schloß geladen, reich beschenkt und gespeist, worauf sie mit lustigen Spielen sich vergnügten, an denen die Herzogin selbst Antheil nahm. Nach dem Abendessen war großer Tanz für Alt und Jung, im Pomeranzenhause ward ein Schauspiel aufgeführt, zuletzt ein Feuerwerk abgebrannt, worauf denn endlich die Herzogin ein andächtiges Nachtgebet sprach und die Kinder nach Absingung eines Abendliedes, und nachdem ein jedes dem Herrn und der Frau den Saum des Kleides geküßt hatte, entließ. Aus dieser und andern Stellen ersieht man deutlich, daß die Herzogin an den Freuden dieser Welt auch Wohlgefallen gehabt habe und denselben nicht gleichsam schon im Mutterleibe abgestorben war, wie zu ihres Gemahls großem Unwillen der Superintendent Reemenius in seiner Leichenpredigt auf die Herzogin gesagt hatte.

Für Schulen und Kirchen war Dorothea Sibylla eine treffliche Landesmutter, wie unter Andern das Schreiben an den Rath zu Brieg, welches sie als Regentin in Abwesenheit ihres Gemahls erließ, hinlänglich darthut. Herr Schmidt hat sehr wohl gethan, es im Anhange mitzutheilen, sowie auch das vortreffliche Sendschreiben an den ehrwürdigen Pfarrherrn Matthias Baumgart vom 2. Sept. 1618. Denn in diesem nimmt die Herzogin — also lange vor Ayomastus — eine der Hexerei angeschuldigte alte Frau auf eine so nachdrückliche Weise in

Digitized by Google

Schutz, und verweist dem Pfarrer seine liebloſe Predigt in einem ſolchen Grade, daß daſſelbe ihrem klaren Verſtande und ihrem chriſtlichen Sinne die größte Ehre macht. Arme und Nothleidende fanden ſtets bei ihr Hülfe und Troſt, ſie riefe mit der alten Grete fleißig im Lande umher und ſpendete geiſtige und leibliche Hülfe; denn ſie war auch in der Arzneikunde wohlerfahren, gab wenig auf ausländiſche Mittel, ſcharfe und gewürzte Arzneien, ägyptiſche Mumien (die man damals für ſehr wirkſam hielt) und empfahl neben Gebet und Vertrauen auf Gott friſche Luft, Mäßigkeit und Leibesöffnung. In der letzten Beziehung iſt im Tagebuche bemerkt, daß die Herzogin durch die Mutter Grete habe eine zinnerne Spritze anwenden laſſen, ſelbſt ſogar mit Hand angelegt. Ebenſo ward durch ſie zuerſt eine Hebammenſchule in Brieg eingerichtet, die jedoch nach ihrem Tode wieder eingegangen iſt.

Von der Liebe und Verehrung, welche die Herzogin im Lande genoß, ſind rührende Beiſpiele angeführt. Ihre Unterthanen nannten ſie nur „die liebe Dorel", und ſie ſelbſt hörte keinen Namen lieber als dieſen, der ihr die reinſte Anhänglichkeit ausdrückte. „Gott ſei gelobt", ſagte ſie, „für dieſen köſtlichen Titel, und will ich ihn, ſo ich bei Sinnen bleibe, in keinen Leben gegen eine Majeſtät nicht wechſeln." Wie würden zu ausführlich werden, wenn wir alle hierher gehörige Stellen anführen wollten. Aber ein ſchönes Wort können wir doch nicht übergehen. Die Stadt Brieg hatte ihr einen trefflichen, ſehr theuern Pelz oder Fuchskoller verehrt. Als ihr denſelben die Mutter Grete an einem kühlen Abende umhing, hülte ſich die Herzogin recht behaglich in denſelben und ſprach, daß ſie in Fuchskoller ſie gedoppelt wärmen würde, da er mit der Stadt Liebe gefüttert ſei.

Zum Schluß wollen wir noch erinnern, daß es der holdſeligen Dorothea Sibylla auch ſo ergangen iſt, wie in unſern Tagen der jungen Königin Victoria von England, daß ſie nämlich ebenfalls ſchwärmeriſche Liebhaber und Verehrer gefunden hat. Der Eine von dieſen war Friedrich von Logau, der nachmals bekannte Dichter, der 1617 Tage am Hofe zu Brieg war und ſeiner Gebieterin, die ihm wohlwollte, einen ſehr feurigen Liebesbrief vor die Thüre ihres Schlafgemaches gelegt hatte. Der Herzog war darüber ſehr ungehalten und wollte den Logau „mit der Peitſche ſcandiren" lehren, aber ſeine Gemahlin meinte, man müſſe ein ſolches Ingenium fördern. „Wirft doch der Junge mit den Liebesgöttern und Muſen um ſich, gleichſam als wenn ſie Kirſel wären, und die Venus ſei gegen mich nur eine Küchenmagd." So erhielt denn der dreizehnjährige Page Gnade, mußte aber für dieſen Pagenſtreich eine Zeit lang eine vergoldete Ruthe ſtatt des Schwertes tragen. Der andere Liebhaber war Meiſter Geerth, der uns ſelbſt ſehr treuherzig erzählt, wie ihn die ſchöne Herzogin den Kopf verdreht habe, wie es ihn faſt wahnſinnig gemacht, wenn ſie ihm die Hand zum Kuſſe gereicht hätte, und wie er mit allerhand unheiligen Gedanken herumgelaufen ſei. Darauf folgte dann eine Unterredung mit ſeiner lieben Suſanne, der er alle Angſt ſeines Herzens vertraute und die ihn mit liebevollen Worten zurechtwies. Die Herzogin erfuhr aber von dieſer häuslichen Scene und ſprach daher einige Tage darauf zu Meiſter Valentin: „Ich vermelde Euch, daß wir uns meiden wollen auf alle Weiſe, nicht um meinetwillen, denn ich bin eine ehrbare deutſche Hausfrau und mag einem jeden Ehrſtammrecht dreiſt bieten, die Zungen ſchauen. Euch aber, Valten, Euch ſind die Weiber gefährlich. Kann mich nicht genug verwundern; der liebe Gott hat Euch das Zeitliche geſegnet, habt eine geſunde, kräftige, ſchöne Hausfrau, die Euch herzinniglich liebt und um die man Euch beneidet. Solche Perle wollt Ihr wegſchleudern und auf ein ormes, krankes, mit Kummer und Aengſten kämpfendes Fürſtenweib ingen?" Wie zählen dieſe Partie, welche vom Herausgeber „Der Frauengeiſt" überſchrieben iſt, zu einer der ſchönſten des ganzen Buchs.

Mancher Leſer wird vielleicht wünſchen, die Anſchaulichkeit dieſes frommen, heitern und mildthätigen Fürſtenlebens durch ein Bild der Herzogin Dorothea Sibylla noch vergrößert zu ſehen. Ein ſolches iſt jetzt, nach den neueſten Zeitungsnachrichten, auf Koſten der Frau Kronprinzeſſin von Preußen lithographirt worden, und der Ertrag aus dem Verkaufe deſſelben zur Errichtung einer kommenden Stiftung zu Brieg im Sinne jener edeln Fürſtin beſtimmt. Z.

Bibliographie.

Adami, F., Sonnenblumen aus Süd und Weſt. Novellenalmanach für 1839. 8. Berlin, Stackebrand. 1 Thlr. 12 Gr.

Bielfeld, v., Friedrich der Große und ſein Hof, oder So war es vor 100 Jahren. In vertrauten Briefen, geſchrieben von 1758—1760. 2 Theile. 8. Breslau, Max und Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Boz, Humoriſtiſche Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben. Nach dem Engliſchen von A. Diezmann. 1ſter Theil. Gr. 12. Braunſchweig, Weſtermann. 21 Gr.

Cohnfeld, L., Die Hofitalität. Novelle. Zum Vortheil des Nicolaus-Hoſpitals. 8. Berlin, Curths. 1 Thlr. 8 Gr.

Deutſchland und die Repräſentativ-Verfaſſungen. Gr. 8. Gießen, Heyer, Vater. 8 Gr.

Elsner, J. C., Die Bildung des Landwirthes in der weiteſten Bedeutung. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Erdmann, H., Worte für Freunde und Verſtändige. Gr. 8. Baſel, Schweighauſer. 8 Gr.

Franke, F. F., Gebete, Lieder und Gedichte. Angehängt iſt eine Überſetzung der Sitten Cato's. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 8 Gr.

Heller, W. A., Novellen. 2ter Band. Der Treuloſe. Der Bettler. Der Finkenſteller. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 6 Gr.

Hille, Die Nord- und Oſtſee-Bäder. Für Badereiſende bearbeitet. Mit 3 Kärtchen. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Mannſtein, H. F., Der Aufſtand in Stralſund, geſchichtliche Novelle, und Mirabeau's Tod, Novellette. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Der Mönch und die Nonne, oder Bibliothek der intereſſanteſten und angiehendſten Gemälde aus dem Kloſterleben. 1ſtes, 2tes Bändchen. 8. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 2 Thlr. 16 Gr.

Paſſek, J. C., Denkwürdigkeiten aus den Regierungsjahren der Könige Johann Kaſimir, Michael Korybut und Johann IV. von Polen, vom Jahre 1656 bis 1688. Polniſch herausgegeben vom Grafen C. Raczyński, deutſch von G. A. Stenzel. 8. Breslau, Max u. Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Rotteck, K., Die Kirchliche Sache, betrachtet vom Standpunkt des allgemeinen Rechts. Gr. 8. Speyer, Reichart. 9 Gr.

Sander, A., Novellen und Gedichte. 1ſter Theil. Gr. 12. Göttingen, Dietrich. 1 Thlr.

Scavola, C., Briefe eines Flüchtlings. 4 Theile. 8. Bunzlau, Appun. 6 Thlr.

Schaden, A. v., Lebensbilder. Humoriſtiſch-ſatyriſches Gemälde unſerer Zeit. 2 Theile. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 16 Gr.

Terſon, Das Ende der alten und das Anfangen einer neuen Welt. Streifzüge durch rationaliſtiſche Gebiete. Nach dem Franzöſiſchen. Gr. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 8 Gr.

Venedey, J., Reiſe- und Raſttage in der Normandie. 2 Bände. 8. Leipzig, Fr. Fleiſcher. 4 Thlr. 12 Gr.

Dramatiſches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1839, von Th. Hell. 16tes Bändchen. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Wachsmann, C. v., Lilien. Taſchenbuch hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen für 1839. 1ter Jahrgang. 16. Leipzig, Focke. 2 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 221. — 9. August 1838.

1. Histoire de la Réforme, de la Ligue et du Règne de Henri IV. Par *Capefigue*. Paris 1837.
2. Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Par *Capefigue*. Paris 1837—38.

Herr Capefigue hat innerhalb weniger Jahre mehre historische Monographien veröffentlicht, die höchst wichtige Epochen der Geschichte Frankreichs schildern und die sehr umfangreich sind. Seine beiden neuesten Arbeiten sind die rubricirten Werke, die wir hier in einem Artikel zusammenfassen, theils, weil sie uns fast gleichzeitig zu Händen kamen, hauptsächlich aber, weil sie gemeinschaftliche Kriterien hinsichtlich des Lobes wie des Tadels an der Stirne tragen, und ein und dieselben Vorzüge oder Mängel sich darin bemerklich machen, die des Verf. Manier, Geschichte zu schreiben, eigenthümlich sind. Diese Eigenthümlichkeiten näher zu bezeichnen, wird demnach die zuvörderst von uns zu lösende Aufgabe sein.

Hr. C. berühmt sich, er schlage als Geschichtschreiber einen ganz besondern Weg ein und keinerlei Band knüpfe ihn an die neuere Schule; gleichwol hat er einen Zug mit der literarischen Familie des 19. Jahrhunderts gemein. Es ist dies jenes ungemessene Selbstvertrauen, jene ungezähmte Persönlichkeit, die, stets in Bewunderung vor den eignen Meisterwerken, dem Lobe Anderer nichts zu thun übrig läßt und sich mit eigner Hand Triumph und Vergötterung zuerkennt. Hrn. C.'s Vorreden haben gemeinhin ein Doppelgesicht: spricht er von seinen Vorgängern, so sind es Satiren, von sich selber Lobpreisungen. Er nimmt das Vorrecht in Anspruch, der Colombo der Geschichte zu sein, und in der Zeit wenigstens ebenso viele Entdeckungen gemacht zu haben, als der berühmte Seefahrer im Raume. Er betrachtet die verflossenen Jahrhunderte als unbekannte Länder, die noch kein menschlicher Fuß betreten, und man sieht wohl, daß er sich gewissermaßen für den Schöpfer der Vergangenheit hält. Für Hrn. C. und seine Leser wäre es vielleicht besser gewesen, hätte er ein wenig von der Bescheidenheit der Benedictiner und aller Mitglieder jener gelehrten Körperschaften gehabt, deren Arbeiten er so gern die seinigen vergleicht; auch würde er vielleicht nur dabei gewinnen, spräche er von Andern mit mehr Achtung, von sich selber mit mehr Bescheidenheit.

Vorgedachter Anspruch nun ist zugleich die Quelle einer Eigenthümlichkeit, der wir an sich unsern Beifall nicht versagen können, und eines Fehlers. Hr. C., von dem Wunsch beseelt, etwas geschichtlich Neues zu sagen, hat sich mit Eifer in die Reaction gegen die systematische Schule des 18. Jahrhunderts geworfen, die, man kann es nicht in Abrede stellen, aus den nationellen Jahrbüchern Frankreichs eine Art antimonarchischen und antichristlichen Roman machte. Anstatt, wie jene Schule, die Epochen zu entstellen, die Natur der Thatsachen zu verändern und die Ideen in ein Gewand zu kleiden, das sie beinahe unkenntlich macht, hat es ihm beliebt, den Epochen ihre Gestalt, den Thatsachen ihre natürliche Beschaffenheit und den Ideen ihre eigentliche Farbe wiederzugeben. Er hat den Staub der Jahrhunderte abgekehrt, um jene Schildereien zu erforschen, deren ehemals so glänzende Farben unter der Hand des Todes erblichen, und er wollte sie in den Augen aller seiner Leser vergegenwärtigen. Diese Absicht ist nur beifallswürdig; allein indem sich unser Geschichtschreiber gar zu große Mühe gab, die Fehler der historischen Schule des 18. Jahrhunderts zu vermeiden, fiel er in den entgegengesetzten Fehler. Ohne Zweifel zog jene ideelle und philosophische Schule quer durch die Epochen ihre strakte, leb- und farblose Linie; sie malte im Profil, weil es ihr Bedürfniß war, stets nur die eine Seite der Dinge zu zeigen. Sie ließ unbeachtet, ja selbst sie verbarg auf das sorgfältigste alle Einzelzüge, die mit ihrem System in Widerspruch hätten treten können, und sie schnitt die Geschichte ungefähr ebenso zu, wie in den Gärten le Nôtre's die Linden- und Kastanienbaumgänge zugeschnitten wurden, bis sie sich in vier ungleichförmige Wölbungen rundeten, als wären sie von Marmor oder Werkstücken erbaut gewesen. Hingerissen nun von seinem Widerwillen gegen diese gleichsam geschneitelte und abgeschnürte historische Methode, die dem 18. Jahrhundert eigen war, verbesserte Hr. C. allerdings diesen Mißstand; allein, wie es den Menschen häufig zu ergehen pflegt, durch einen andern Mißstand. Da, wo das 18. Jahrhundert durch Trockenheit gefehlt hatte, fehlt der neuere Geschichtschreiber durch die Überfülle; da, wo das 18. Jahrhundert zu karg mit Einzelzügen gewesen war, bezeigt sich der neuere Geschichtschreiber allzu verschwenderisch damit. Seine Geschichtswerke gleichen einem mit üppigen, weit hin sich verbreitenden Wucher-

Digitized by Google

pflanzen bedeckten Gartenbeete; sie sind mit einem Gepäcke von Anführungen, mit einem beschwerlichen Ballast von Originalurkunden und Texten überladen, die den vom Verf. geschriebenen Jahrbüchern das Aussehen und die Unzuständigkeiten einer Compilation verleihen. Was man gemeinhin Geschichte nennt, ist die genaue und vollständige Schilderung einer Epoche, die man in ihrem Ganzen aufgefaßt und in ihren Einzelzügen erforscht hat. Anstatt dessen führt Hr. C. die Leser in seine Forschungen selber ein; er stellt ihnen vielmehr die Materialien des Gebäudes als das Gebäude. selbst vor Augen; er erläßt nicht einmal jene unnützen Documente, die ein Geschichtschreiber zu lesen genöthigt ist, um gewiß zu sein, daß ihm die wesentlichen Documente nicht entgangen sind. Er überschwemmt sie mit einer Sündflut von Gelehrsamkeit, die unversiegbar in ihren Anführungen und langweilig in ihren Erinnerungen ist. Ja, um uns eines zwar trivialen, aber doch richtigen Ausdrucks zu bedienen: er verdaut seine Geschichte vor aller Welt.

Hieraus ergibt sich nun ein unvermeidlicher Übelstand. Die großen historischen Linien verlieren sich, indem sie durch diese Menge von Einzelzügen hinziehen. Hr. C. hat als Geschichtschreiber fast eben dasselbe System angenommen, wie jener Geschichtsmaler, der ein großes historisches Sujet abbilden wollte, auf demselben jedoch Haupt- und Nebenfiguren mit so gleicher Genauigkeit, mit so kleinlicher Sorgfältigkeit darstellte, daß das Auge nicht weiß, auf welchen Punkt es sich heften soll. Es ist dies, so man will, die physische Wahrheit; allein es ist nicht die moralische Wahrheit. Man muß nicht aus der Acht lassen, daß eine solche Scene von Menschen Augen, d. i. von den Augen des Herzens und des Verstandes gesehen wird. Allzu genau in ihren Einzelzügen, ist sie es nicht mehr in ihrem Ganzen; allzu treu unter dem materiellen und mechanischen Gesichtspunkte, hört sie fast auf, es unter dem moralischen und intellectuellen zu sein. Wenn demnach in einem Gemälde, das bei uns die Wirkung einer schönen Situation hervorbringen will, die Nebendinge uns mit ihrer unbescheidenen Vollkommenheit verfolgen, wenn sie zur Hauptgruppe werden und so unsere Augen auf sich ziehen, wenn der moralische Effect durch den mechanischen Effect der materiellen Schönheiten aufgewogen wird, so kann man wol sagen, daß jene Treue untreu, jene Wahrheit eine Lüge ist. Diesen Fehler werfen wir nun ebenfalls Hrn. C. vor. Dieser Fehler ist bei ihm aber desto fühlbarer, weil der Schriftsteller, der weniger Colorit an der Spitze seiner Feder als der Maler an der Spitze seiner Palette hat, nicht die nämlichen Mittel besitzt, seinen Fehlgriffen Entschuldigung zu verschaffen. Bei dem Einen ist es die zu ängstliche Genauigkeit der Einzelzüge, die dem Ganzen schadet; bei dem Andern ist es deren Vervielfältigung und Überladung. Der Eine bringt Miniaturen und Portraits in einem Geschichtsgemälde an; der Andere verfaßt zugleich ein Tagebuch und eine Chronik, indem er die Jahrbücher eines Volks schreibt. Der Eine, zertheilt die allgemeine Handlung in eine Menge besonderer Handlungen; der Andere erstickt sie unter den Einzelzügen und alle seine Bücher werden, so zu sagen, unter dem Ausströmen einer gewaltigen Bibliothek vergraben, die ihre großen Schleusen öffnet, um sie zu überfluten.

Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie weit diese Citationssucht und dieser Compilationsluxus geht, wovon Hr. C. heimgesucht wird. So führt er zu den Epochen der Ligue und der Fronde die Umlaufsschreiben an, die an die Viertelscapitaine erlassen wurden, um ihnen anzubefehlen, die Bürgergarde zu benachrichtigen, daß sie bei Straßenaufläufen oder feierlichen Umzügen Pickets ausstellen hätten. Doch ist dies noch nicht Alles. Zu jeder Zeit gab sich die Opposition durch Sinngedichte und Spottverse kund, sowie die Schmeichelei ihrerseits durch Sonette, Oden oder anderes Reimgeklingel. Hr. C. begnügt sich nicht damit, blos einige von diesen ephemeren Geisteserzeugnissen anzuführen, was allenfalls begreiflich wäre, geschähe es mit Maß und Ziel, und wählte er unter den Belegen dieser Art das Wichtigere und Merkwürdigere aus; er tischt uns schonungslos alle jene Armseligkeiten auf, die Haß oder Schmeichelei wider oder für die Personen an den Markt brachten, die in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Jahrhunderten eine gewisse Rolle spielten. Da aber die menschlichen Leidenschaften sich immer gleichen, so läßt sich meistens nichts Langweiligeres und Eintönigeres lesen als jene vergessenen Lobreden oder verstörten Stachelschriften, die er so unzeitig aus dem Grabe gezogen hat. Allein nicht genug, daß er den Urtext in Notenform anführt; es werden die Verse auch noch in der Geschichtserzählung selbst, in Prosa übertragen, wiedergegeben, was sich wahrhaft possirlich ausnimmt. Mittels dieser wunderbaren Methode aber gelingt es dem Verf., unter die Augen des Lesers zweimal Dinge zu stellen, die nicht ein einziges Mal dessen Blicke auf sich zu ziehen verdienten.

Wir bemerkten bereits Hrn. C.'s Bestreben, als Geschichtschreiber eine neue Bahn einzuschlagen. Es gelingt ihm dies oftmals und führt ihn zu glücklichen Entdeckungen, namentlich in Nr. 1, wo er sich wohl hütet, alten jenen Meinungen und Begriffen blindlings zu huldigen, die sich seit Jahrhunderten fortgepflanzt haben. Andererseits verleitet ihn seine historische Neuerungssucht häufig zur Aufstellung von wahrhaft paradoxalen Ideen und zu Urtheilen, die, sind sie auch neu oder doch wenig verbreitet, deshalb keineswegs richtig sind, überdies aber das Gepräge der Parteilichkeit an sich tragen. Dieser Vorwurf trifft nun besonders das soeben gedachte Werk, das wir mit kurzen Worten abfertigen wollen.

Die Religion verleiht dem politischen Leben der Völker seine Weihe; sie ist, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, die herrlichste Segnung des Himmels. Überschreitet sie aber die in Folge davon ihr überwiesenen Schranken, d. i., entartet sie in Fanatismus, so kann sie der Fluch der Menschheit werden. Die Kirchenverbesserung war nothwendig; man kann indessen nicht in Abrede stellen, daß sie im Allgemeinen eine umkehrende und zerstörende Tendenz hatte, wenn schon sie höchst wohlthä-

Digitized by Google

tig in ihren Resultaten war. Wenden wir nun unsere Blicke der Ligue zu, so hat auch sie, bei allen Verbrechen, womit sie sich behudelte, manche ehrenvolle Gesinnungen aufzuweisen. Anstatt nun aber beide Erscheinungen mit ihren Licht- und Schattenseiten einander gegenüberzustellen, hat Hr. C., indem er die betreffende Epoche schilderte, sich für das Pikanteste und Neueste bestimmen lassen. Nachfolger von Geschichtschreibern, welche die düstere Seite der Ligue dargestellt haben, zeigt er uns nur die Lichtseite dieser katholischen Verschwörung. Man hatte die Protestanten gelobt; er hüllt sich in den Mantel des Liguisten. Diesen Gesichtspunkt ist neu, weil er alt ist. Lobpreisen, was Voltaire verwünschte, und verwünschen, was dieser belobte, ist ein Paradoxon, was allerdings sein Interesse hat; es ist aber dasselbe vielmehr eine glänzende Thesis als ein ernster Gesichtspunkt. Hr. C. sah das Frankreich des 16. Jahrhunderts nicht, wie es in der Wirklichkeit beschaffen ist; er sah es als ein Spanier von der Ligue, der die Ligue und die Reformation beurtheilt. Er vergrößerte die Ligue, um den Belang aller der Mühe, die er sich gegeben, die Archive von Simancas zu durchstöbern. Unter seiner Feder bereicherte sich die Staatskunst jener Zeit mit einer Höhe und Tiefe, die man bei derselben voraussuchen wol mit Recht Anstand nehmen darf. Liest man sein Werk, so wird man versucht, es für die Arbeit eines Geheimschreibers Philipp II. oder des Herzogs von Alba zu halten, der die Jahrbücher Frankreichs im 16. Jahrhundert schreibt. Hatte der Geschichtschreiber Anquetil viele Kleinlichkeiten, erbärmliche Anekdoten und lächerliche Intriguen in diesem stürmischen Zeitenlaufe gewahrt, so entdeckt Hr. C. seinerseits tausend große Gedanken, erhabene Ansichten und eisenhafte Combinationen. Immerhin hat sich unser Historiker ein Verdienst um die französische Geschichtsliteratur erworben: er füllte eine Lücke darin gewissermaßen aus, indem er sie um eine im Geiste der Ligue geschriebene Geschichte jener denkwürdigen Epoche bereicherte. Diese flüchtigen Andeutungen mögen aber hier für unsern Zweck genügen, wogegen wir bei Nr. 2, als Hrn. C.'s jüngstem Werke, desto länger verweilen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Jaques, von George Sand. Aus dem Französischen übersetzt von J. L. K. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Eine pragmatische Geschichte des Verstandes und Herzens in Briefen. Die Tendenzen der Verfasserin sind bekannt: Frauenemancipation und im Geschlechtsverhältnisse eine Freiheit, die, so weit sie namentlich dem weiblichen Geschlechte zuständig sein soll, manchen Moralphilosophen mit Schrecken erfüllen muß. Ref. hat hier wenigstens nicht den Beruf, mit der Verf. sich in eine Fehde einzulassen und will daher, kurz den Inhalt des Romans andeutend, nur einige Betrachtungen hinstellen. Jaques, ein Mann aus Napoleon's Feldzügen, 35 Jahre alt, trinkt und gern eine Pfeife rauchend, wie die Verf. Cigarren, heirathet ein junges Mädchen von 17 Jahren, arm, aber blühend und rein wie der Frühling und seine Sonne. Gleich anfangs wird häufig an den Unterschied der Jahre, der wenigstens in Deutschland nicht so besonders auffallen kann, häufig erinnert, wie denn überhaupt der Anfang des Buches, die Zeit vor und gleich nach der Hochzeit etwas langweilig ist. Das treffliche Leben währt nur kurze Zeit: Verstimmungen führen zu Mißhelligkeiten, und eben als sie wieder ausgeglichen sind, findet sich ein junger Mann, Octave, ein, der leichtsinnig und egoistisch genug ist, eine frühere Liebe zu vergessen, allerlei Spuk zu treiben und daraus ein Verhältniß zu der jungen Frau zu entwickeln. Dieses führt endlich förmlichen Ehebruch herbei und Jaques, von Allem wohl unterrichtet, thut keinen Schritt, dem nur bangenden und wankenden Vertrauen der jungen, unglücklichen Frau entgegenzukommen, vielmehr verläßt er sie und kehrt nur zurück, um sich zu überzeugen, daß er nicht hätte gehen sollen. Er geht nun zum zweiten Male, ohne wiederzukehren, denn er verliert sich in tiroler Gletscherabgründen; er wählt den Tod, weil ihm die Liebe zu heilig ist, die sein Weib mit dem Manne ihres Herzens verbunden. Das ist die Geschichte. Wenn Hr. Jaques, der sich schon zur Zeit der Verlobung ein so väterliches Ansehen gibt, im Standpunkte seiner Ansichten von der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Bedingungen sagt: „Ich wähle die priesterliche Copulation, weil ich keinen andern Weg sehe, zum Beispiel Ferdinande's zu gelangen", so müssen wir seiner Väterlichkeit jedenfalls so viel Einsicht zutrauen, daß der eingeschlagene Weg ihm neben den Rechten auch Pflichten gebe und daß es ihm nicht mehr freistand, das Schicksal seines Weibes, seinen Grundsätzen zu gefallen, dem Moral- und Sittengesetze zu opfern. Allerdings kommt jeder Mensch, dem das Leben etwas mehr ist, als eine Anstalt zum Vertreiben, gar bald zu der Erkenntniß von Unzulänglichkeit, von Zwiespalt zwischen dem Leben und dem Gesetze, und aber und insbesondere wenn er die Pflicht der Fürsorge für ein anderes Wesen auf sich genommen, ist es seine Aufgabe, dieses Wesen auf dem Pfade des Rechten zu erhalten, oder dahin zurückzuführen, denn er ist verantwortlich für das Glück desselben, und anderswo ist kein Glück, als auf jenem Pfade. Man wird vielleicht einwenden: das sei eine ordinaire und ebenso schwache als unausführbare Moralpredigt. Allein Ref. ist der festen Überzeugung, daß die einfachsten Sätze der Moral und Sittenlehre mit den höchsten Principien der Philosophie in Eins zusammenfallen, und wo das nicht nachgewiesen werden kann, sind entweder jene Gesetze oder diese Principien falsch. Wie widersinnig, wie empörend sogar manche bürgerlichen Verhältnisse des Weibes zum Manne nun auch sein mögen, so kann das Gesetz doch eben nichts Besseres an deren Stelle setzen, vielmehr ist es die heiligste Pflicht des Mannes, das kalte, schroffe Gesetz zu etwas Höherm zu erheben. Das geschieht aber nicht durch Geheimlassen weiblicher Leidenschaften und durch Selbstmord. Das Buch würde weniger verletzen, wenn es nicht als Confession einer Dame, als Apotheose einer niedrigen Leidenschaft erschiene.

2. Der Marquis von Portangès, von E. Gay-Girardin. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Jene triste Einseitigkeit des „Jaques" können wir nicht schneller vergessen, als eben bei der liebenswürdigen, scharfsinnigen und edeln Gay-Girardin, und wir halten uns der freundlichen Übersetzerin dankbar verpflichtet für die gelungene Copie eines wohlangelegten und ebenso frei als sorgfältig ausgeführten Gemäldes voll Wahrheit und tiefer Bedeutung. Lionel von Marny ist ein vollendeter Pariser, d. h. ein Philister en gros, wie die meisten Großstädter der höhern Cirkel. Daß er ein Verhältniß haben muß, versteht sich von selbst und darum sei sie ihm die Schönheit der Frau von Portangès, deren Gemahl der widerwärtigste Cretin ist. Wechsels dieser die Ehre bei, Pathe des Romans zu sein, wollen wir nicht weiter untersuchen, dagegen fortfahren, zu berichten, daß nicht die Schönheit allein, sondern auch die edle, reine, tiefe Seele der Marquise von Portangès ebenso viele Fesseln für Lionel sind und ihn in einen ewigen Seelenstreit zwischen Egoismus und wahrer

Digitized by Google

hafter Liebe verwickeln. Der erstere siegt und als die letzte wiederkehrt, da ist es zu spät und Wahnsinn das Ende. Anders ist es mit der Marquise. Im Streite der Pflicht und der Liebe siegt die erste zwar; doch als die Pflicht erloschen durch den Tod des Marquis, da ist es zu spät, der Liebe zu leben und die reine, edle, tiefe Seele hat Lionel's ordinaire Weltprincipien nicht vergessen, sie kehren als geschäftige Kammerzofen wieder, um die Seele in die Robe einer Weltdame zu hüllen. Die Idee ist wirklich großartig und man sollte meinen, der Ausführung müsse eine Damenfeder erliegen. Dem ist aber nicht so und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Verf. nicht von ihrem Stoffe beherrscht wird; sie lenkt ihre Feder, wie ein geschickter Steuermann, für den es weder Klippen noch Untiefen gibt.

3. Eigne und fremde Schuld. Roman von Regina Frohberg. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1837. 8. 3 Thlr.

Jenen französischen Damen möge sich die deutsche anreihen. Wir würden jedoch den verstatteten Raum weit überschreiten müssen, wollten wir allzuscharfe Parallelen ziehen; daher nur Folgendes: Wenn George Sand eine äußere Ungebundenheit der Geschlechtsverhältnisse proclamirt, so ist R. Frohberg dagegen eine strenge Predigerin des Bestehenden. Wenn Mad. Gay sich als feine Darstellerin der Coterie und ihrer Gebrten bethätigt und dieses Unwesen im Spiegel des Edlern und Bessern im Menschen reflectirt, so hebt R. Frohberg aus der Gesellschaft nur die nothwendigsten Figuren hervor, bannt sie auf den Isolirschemel ihrer Erfahrungen und elektrisirt sie aus der Flasche ihrer Grundsätze. So kommt es denn, daß ihre Gestalten sich fort und fort wie unter den Augen einer bejahrten Gouvernante bewegen; daß die Bessern und Reinen von einer pretiösen Steifheit nicht frei sind und das Schlechte nur episch zur Erscheinung gebracht wird.

Wir wollen nicht tiefer in den Roman eingehen, der ungeachtet mancher wesentlicher Mängel doch reich ist an feinen Beobachtungen, sondern nur anführen, daß der Knoten am Ende zerhauen wird, damit nur die edeln Seelen ans Ziel gelangen.

4. Blaue Märchen für alte und junge Kinder. Neu erzählt von August Lewald. Mit vielen Abbildungen. Stuttgart, Scheible. 1837. 16. 2 Thlr.

Diese Sammlung ist französischem Boden entsprossen. Die Arbeiten des Charles Perrault, der Gräfin d'Aulnoy u. A., welche in Deutschland durch die „Blaue Bibliothek" und Wieland's „Dschinnistan" bekannt sind, hat der Herausgeber in die Sprache der Gegenwart gekleidet, um sie alten und jungen Kindern ans Herz zu legen. Die französischen Märchen sind bekanntlich Bearbeitungen bereits vorhandener Stoffe, oder diese sind doch vielfältig in ihren Motiven benutzt worden. Da, wo die Märchen als Originale auftreten, leiden sie mit wenigen Ausnahmen an überflüssiger Maschinerie und an Übertreibungen in den Figuren nnd Handlungen; außerdem erinnert ihre ganze Darstellung an Ort und Zeit ihrer Entstehung. Man könnte sie Hof- und Salonmärchen aus der Zeit Ludwig XIV. und XV. nennen, und da der Geschmack dieser Zeit gegenwärtig wiederaufzuleben beginnt, so kann es nicht befremden, auch die Märchen derselben wiedererweckt zu sehen. Befremden aber muß es, daß der Herausgeber in der gut geschriebenen Vorrede mit keiner Sylbe seines Verhältnisses zu den „Haus- und Kindermärchen" der Gebrüder Grimm gedenken wollte. Befremden muß ferner S. xv die Anführung: „Die Prinzessin mit der langen Nase" sei nur zum Theil nach dem Französischen und größtentheils Erfindung, da jedes Kind auf den ersten Blick den „Fortunat" darin erkennen muß. Wir fürchten, der Herausgeber ledt mit zu großer Vorliebe am linken Rheinufer, wir fürchten ferner, daß die „Blauen Märchen", sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht für kleine Kinder passen, und so mögen denn die großen versuchen, damit fertig zu werden.

5. Aquarelle aus dem Leben. Von August Lewald. Dritter und vierter Theil. Manheim, Hoff. 1837. Gr. 12. 3 Thlr.

Eine leichte, gefällige Darstellung hat die ersten Theile dieses Büchleins der Lesewelt bereits bestens empfohlen. Auch die vorliegenden beiden Bändchen geben eine Collection anziehender Bilder; unter denen im dritten Theile die „Geschichtlichen Erinnerungen" besonders hervorzuheben sind. Mit wahrhafter Rührung haben wir auch den einfachen Kranz betrachtet, welchen der Verf. auf Platen's Grabhügel am Schlusse dieses Theiles niedergelegt hat. Platen wäre vielleicht nie ein großer Bühnendichter, wenigstens niemals im Sinne der Zeit geworden; allein wir müssen seinem Streben nach dem Hohen und Edeln Gerechtigkeit widerfahren lassen und können der ziemlich geltend gewordenen Ansicht nicht unbedingt beitreten, er sei einzig nur um Vollendung der Form bemüht gewesen. Im vierten Theile werden wir zunächst in die Salons und Werkstätten mehrer pariser Dichter und Schriftsteller geführt und lernen französische Philister kennen, wie im dritten deutsche. Wenn übrigens der Verf. im Gegensatze zu den Franzosen die Deutschen des Egoismus beschuldigt und als Beleg S. 125 einen Deutschen über seinen einzigen Apfelbaum voll Blüten sich ausnehmend freuen und alle Welt herbeirufen läßt, so ist das wenigstens kein glücklich gewähltes Beispiel. 36.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss.

(Fortsetzung aus Nr. 218.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

*32. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Dritter Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt.

Der erste Jahrgang, mit 5 Kupfern, kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite Jahrgang, mit 5 Kupfern und einem Facsimile, 3 Thlr.

*33. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1839. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Auf feinem Velinpapier. Geb.

Nähere Mittheilungen über die Fortsetzung dieses Taschenbuchs mir vorbehaltend, bemerke ich nur für jetzt, daß es außer dem Titelkupfer keine Bilder geben, aber dafür einen desto reichern literarischen Inhalt bieten wird.

Im Preise herabgesetzt sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder zu haben. Von den Jahrgängen 1835—38 kostet jeder 2 Thlr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*34. Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Von der Verfasserin erschien bereits in meinem Verlage: „Totesblätter. Drei Novellen." (1835, 1 Thlr.)

*35. Anleitung zum Selbststudium der Geologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit 16 Abbildungen. 16. Geh. 21 Gr.

*36. — — zum Selbststudium der Versteinerungskunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit 30 Abbildungen. 16. Geh. 12 Gr.

*37. Anleitung zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*38. — — zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*39. — — zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

Nr. 35—39 bilden einzelne Abtheilungen des unter Nr. 20 angezeigten Werks.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 222. — 10. August 1838.

1. Histoire de la Réforme, de la Ligue et du Règne de Henri IV. Par *Capefigue*.
2. Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Par *Capefigue*.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Bevor wir zeigen, in welcher Weise Hr. Capefigue den reichen Stoff zu behandeln versteht, den die Regierung Ludwig XIV. dem Geschichtschreiber darbietet, wollen wir es versuchen, diese Regierung zunächst in ihrem günstigsten Lichte darzustellen. Wir beabsichtigen damit lediglich gewisse Vergleichs- und Anhaltpunkte zur Beurtheilung des vor uns liegenden Werkes aufzustellen, was von vorn herein ausdrücklich zu bemerken, wir schon deshalb für unumgänglich halten, damit man uns nicht beirechnen möge, wir wollten mit den neuen Lobrednern dieses Monarchen etwa Chorus machen. Betrachten wir nun Ludwig XIV. Regierung aus vorbezeichnetem Lichte, so erscheint uns dieselbe als eine große Reaction der unter den vorhergehenden Regierungen mehr und minder beeinträchtigten und in Gefahr gebrachten Nationaleinheit, gegen alle die Ursachen, die sich zu ihrem Verderben verschworen hatten. Diese Einheit personificirt sich in dem Könige, und unter diesem Gesichtspunkte ist Ludwig XIV. so vielfach bekrittelter Spruch: „L'état c'est moi", wahr und richtig. Die Nationaleinheit war bedroht und ihre Personification, das Königthum, erniedrigt: dies ist die Geschichte der vorhergehenden Zeiten. Die Nationaleinheit, in ihrer Rückwirkung gegen diese excentrische Bewegung und sich mit einer unvergleichlichen Kraft entwickelnd, indem sie ihr Symbol, das Königthum, mit einer weit hinstrahlenden Majestät umgibt, dies ist die Geschichte der sogenannten großen Regierung. Ein flüchtiger Überblick der Thatsachen und Hauptvorgänge unter derselben wird unsere Ansicht rechtfertigen.

Die Aristokratie hatte es versucht, die monarchische Einheit einer Art feudalen Anarchie unterzuordnen. Sie strebte dahin, den königlichen Statthaltern innerhalb ihrer Gouvernements Unabhängigkeit zu verschaffen; sie mischte sich in alle Streitigkeiten, stürzte sich in die Wirren und unterhielt die bürgerlichen Zwiste. Zur Zeit der Ligue benutzte sie die Religionskriege, um gewaltsam die Einheit zu zerreißen und um besondere Oberherrlichkeiten in den Provinzen zu errichten, die sie hierauf um schweres Geld an Heinrich IV. verkaufte. Von Richelieu's kräftiger Hand gezügelt, bekriegte sie gleichwol den furchtbaren Cardinal; kaum war dieser vom Schauplatze abgetreten, so stürzte sie sich in die Fronde, und noch einmal versuchte sie es, ihre tausendköpfige Regierung wiederherzustellen, indem sie noch einmal Frankreichs politische Einheit in Frage stellte.

Ludwig XIV. Regierung nun, welche die große Reaction der politischen Einheit gegen jene wiederholten Versuche zu sein bestimmt ist, wird, ihre Sendung zu erfüllen, die französische Aristokratie in Adel umwandeln. Die Aristokratie aber, weil sie nach einer mit der Einheit unverträglichen Unabhängigkeit strebt, wird sogar der zu ihrer Existenz unumgänglichen Bedingungen verlustig gehen. Die Adeligen, indem sie die Provinz verlassen, wo ihre Stärke ist, werden sich gleich Strahlen um jene Sonne reihen, die das glänzende Symbol des Königthums unter dem großen Könige ist. Der Adel, im Frieden vom Hofe abforbirt, wird während stets wiederkehrender Kriege auf zwanzig Schlachtfeldern Beschäftigung finden. Mittels der auf diesen erfochtenen Siege wird Ludwig XIV. bei diesen tapfern Edelleuten die Erinnerungen an ihre vereitelten Ansprüche tilgen.

Das Parlament hatte es versucht, die ihm von königlicher Hand überwiesene richterliche Gewalt in eine politische zu verwandeln, die mit der Gewalt der Könige um den Rang stritt. Es setzte sich selbst an die Stelle der Generalstände, die zu ersetzen es weder Mission noch Macht hatte. Gleich der Aristokratie mischte es sich in die Unordnungen und Wirren. In fast allen Provinzen tauchte bei den Parlamenten der Versuch auf, sich Privilegien anzumaßen, die nichts weniger bezielten, als ebenso viele besondere Oberherrlichkeiten, als es große Städte gab, zu erschaffen. Während der Fronde besonders gelangten diese Anmaßungen auf ihren Hochpunkt. Das Parlament hob Truppen aus, legte Steuern auf, erließ Gesetze, entsandte gegen die königlichen Armeen parlamentarische Heere und unterhandelte mit dem Auslande: mit einem Worte, es unterließ nichts, um eine halb richterliche, halb militairische Anarchie an die Stelle der nationellen und militairischen Einheit zu setzen. Nun wohl, Ludwig XIV. Regierung wird ebenfalls die Existenz des Parlaments modificiren, wie sie dem Adel eine andere Bestimmung gab. Die monarchische Einheit wird eines Tages mit der Reit-

Digitized by Google

politische in der Hand in das Heiligthum der Gesetze treten, weil man in diesem Heiligthume politische Maßregeln gegen die monarchische Einheit Frankreichs beschlossen hatte. Doch hierbei sollte es nicht sein Bewenden haben. Die, richterliche Reformen bezweckenden königlichen Edicte werden auch die Parlamente und die um sie her sich drängende Schreiberwelt treffen, die Ordonnanz über das Verfahren in Civilsachen wird in der Sphäre Derer, die sie berührt, ohnmächtige Stürme hervorrufen; allein sie wird vom Publicum mit allgemeinem und lautem Beifall aufgenommen werden und zu der nämlichen Zeit, wo sie erscheint, wird, wie Hr. C. recht treffend bemerklich macht, Racine sein Lustspiel: „Les plaideurs", aufführen lassen, „ein Lustspiel", sagt der Geschichtschreiber, „das dem Dichter vielleicht auch ein Wort Ludwig XIV. eingegeben wurde; denn niemals bediente sich ein Fürst der Federn schriftstellernder Gelehrten so häufig als dieser König."

Man wird uns wol nicht für einen Vertheidiger der Dragonaden halten, wenn wir den Protestantismus mit unter den Elementen begreifen, die der nationalen Einheit Frankreichs zu jener Epoche im Wege standen. Es hatte derselbe langjährige und blutige Kriege gegen die Masse der Nation geführt, seine besondere Regierung und Verfassung gehabt und eigne Versammlungen gehalten, worin man sich unter dem Vorwande der Religion mit politischen Fragen beschäftigte. Er unterhielt Bündnisse im Auslande, die er ohne Zustimmung des übrigen Frankreichs einging, und die zum öftern dem allgemeinen Interesse nicht entsprachen; er ernannte und empfing Gesandte, bezog Subsidien, hob Kriegsvölker aus und bot nicht selten den Feinden Frankreichs die Hand. Er hat da, mit einem Worte, im Herzen Frankreichs einen Dualismus hervorgerufen, mit welchem die nationale Einheit unverträglich war. Diese nun führte in den ersten Jahren Ludwig XIV. mit dem Protestantismus einen heimlichen, aber ununterbrochenen Krieg, der später durch den Widerruf des Edicts von Nantes in hellen Flammen auflohte. Die nationale Einheit behielt die Oberhand in diesem Kampfe, dem wir übrigens um so weniger das Wort reden wollen, als unserer Überzeugung nach derselbe ganz füglich hätte unterbleiben können. Eine Folge dieses Kampfes war der Krieg mit Holland, von wo aus der aus Frankreich vertriebene Protestantismus Haß und Rache athmende Schmähschriften gegen dessen Beherrscher schleuderte. Hr. C. meint zwar, es sei die Triebfeder dieses Krieges allein in der beleidigten Würde des Königs zu suchen; gehen wir aber von dem vorhin aufgestellten Gesichtspunkte aus, so sind eben diese Würde und Frankreichs Nationaleinheit identische Begriffe. Eine Reaction dieser Einheit waren gleicherweise Ludwig XIV. übrige Kriege gegen das Ausland. Europa hatte die langjährigen Zwiste, die Frankreich in seinem Innern zerrissen, zu Versuchen gegen diese Einheit benutzt. Theilungsprojecte wurden zu verschiedenen Malen auf die Bahn gebracht, und mehrmals hegte man Hoffnung, sie auszuführen. Zur Epoche des Lehnwesens hatte England, zur Zeit der Ligue Spanien den Gedanken aufgefaßt, Frankreich als eine Provinz mit ihren Besitzungen zu verbinden. Unter dem Ministerium Richelieu's hatte das Cabinet des Escurial bei den Protestanten des Südens wiederholt dem Plane Vorschub geleistet, sich von Frankreich zu trennen und einen besondern Staat unter H. v. Rohan zu bilden. Während der Fronde erhielten die Edelleute und die Parlamentsanhänger von außen Ermunterungen, und es lag nicht an den fremden Mächten, daß sich eine Anarchie, die ihnen die Mittel verlieh, Frankreichs Staatsgebiet zu beschneiden, in einem Staate verlängerte, der ihre Eifersucht erregte.

Man kennt die glücklichen Erfolge der Reaction von Frankreichs nationaler Einheit nach außen hin. Wurde aber nun auf solche Weise deren Sicherheit materiell verbürgt und gewann sie eine feste Stellung gegen alle Elemente, die sie bis dahin bedroht hatten, so dürfen auch die religiösen, moralischen und intellectuellen Garantien, die ihr aus derselben Reaction erwuchsen, nicht unbeachtet bleiben. Die Erklärung der französischen Geistlichkeit von 1682 schützte die Freiheiten der gallicanischen Kirche gegen jeden der Eingriffe, nicht etwa indem dadurch, wie Hr. C. behauptet, ein Bastardprotestantismus und eine verlarvte Ketzerei eingeführt, sondern indem damit jene Grundsätze festgestellt wurden, welche die allgemeine Einheit der Kirche mit der französischen Persönlichkeit der gallicanischen Kirche vereinbarte. Zugleich aber erhielt jene Einheit ihren moralischen und intellectuellen Ausdruck in der so mächtigen Einheit der Sprache und in jener glanzvollen Literatur, worin sie sich abspiegeln sollte. Dieser Gesichtspunkt aber ist unserm Geschichtschreiber gänzlich entgangen. Die wissenschaftliche Bedeutung von Ludwig XIV. Regierung wird von ihm durchaus verkannt. Er gewahrt in Boileau und selbst in Racine und Molière nur die Pamphletschreiber und Lobpreiser des Monarchen; er faßt die ganze Literatur dieses Zeitalters nur von ihrer kleinlichen Seite auf. Ohne Zweifel erfuhren Boileau, Molière, Racine, wie solches gemeinhin geschieht, den gewaltigen Einfluß des Mannes, der die ganze Epoche beherrschte; sie halfen ihm Vorurtheile und Lächerlichkeiten bekämpfen, die der Vollführung seiner Absichten im Wege standen. Allein der große Charakter des durch sie vollbrachten Werks, ihre Ansprüche vor der Nachwelt, ihre Hauptrolle, man darf sagen, ihre Mission ist, die nationale Einheit in der Sprache zu derselben Zeit begründet zu haben, wo solche sonst überall triumphirte. Durch sie wurde die große Reaction des französischen Idioms gegen alle fremden Idiome, das lateinische und griechische des Alterthums, das spanische und italienische der Neuzeit vollbracht, und durch die Werke dieser Könige des Gedankens triumphirte die Nationaleinheit in der Sprache, wie solche in den Thatsachen durch die Handlungen Ludwig XIV. triumphirte.

Hätte nun Hr. C. die vorbemerkten Gesichtspunkte in ihrer Gesammtheit aufgefaßt, anstatt sich in ein Labyrinth von Einzelfragen zu verirren, hätte er, anstatt in Ludwig XIV. nur einen Mann zu gewahren, der es un-

Digitized by Google

vernahm, das Königthum wieder zu Ansehen zu bringen, die gesellschaftliche Bewegung im Auge behalten, die den König unterstützte und die ihm die Kraft verlieh, sein Unternehmen auszuführen, hätte er endlich als eine große Reaction der nationalen Einheit gegen die Elemente, die sie in den vorhergehenden Jahrhunderten in Gefahr brachten, den allgemeinen Gang des 17. Jahrhunderts betrachtet, anstatt in dieser Reihefolge von Thatsachen und in dieser Verkettung von Ideen nur ein persönliches System zu erblicken, das gewaltsam von Richelieu zur Anwendung gebracht und widerstandslos von Ludwig XIV. fortgesetzt wurde, so würde sein, in dem Theile besonders, der von Staatsangelegenheiten handelt, recht schätzbares Geschichtswerk einen höhern Rang in der neuern historischen Literatur Frankreichs einnehmen, zugleich aber auch wahrhafter sein. Was interessiren, beispielsweise und um nur bei einigen Einzelzügen zu verweilen, die spätern Jahrhunderte jene portraitartigen Schilderungen, die er von den Maitressen Ludwig XIV. entwirft und die noch überdies kaum richtig sind, vergleicht man sie mit den diesfälligen Angaben der gleichzeitigen Memoirenschreiber? So stößt man gleich zu Anfang des Werks, wo man doch berechtigt war, eine Übersicht der großen Epoche, deren Geschichte zu schreiben Hr. C. unternimmt, zu erwarten, auf ein Portrait der bekannten Lavallière, die bis auf die Farbe ihrer Haare und andere ähnliche Particularitäten, die nur ein Lächeln hervorrufen können, uns beschrieben wird, sodaß die betreffende Schilderung einem Steckbriefe gleicht, der ganz genau sein soll, dabei aber nicht selten ganz unrichtige Merkmale enthält. An einem Orte zeigt er sich entschieden feindselig gegen Boileau, wider den er Mlle. Scudéry, die dieser bekanntlich so derb gegeißelt hat, in Schutz nimmt. Er beschuldigt ihn namentlich, eine schlechte Handlung begangen zu haben, indem er Frankreich der Wunderwerke des Mittelalters beraubte, und begeht so selber eine Ungerechtigkeit. Er läßt unbeachtet, daß die Zeit für eine mit dem Stempel des Princips der Autorität bezeichnete Literatur gekommen war. Boileau drückte demnach nur die allgemeine Tendenz der Ideen seines Jahrhunderts aus, indem er die veralteten Formen einer dem Untergange geweihten Schule bekämpfte. Mit ebenso viel Recht könnte man Ludwig XIV. vorwerfen, sich nicht vor der so belebten und pittoresken Anarchie der Fronde gebeugt zu haben, als man dem Satirendichter es zum Vorwurfe macht, vor der sentimentalen Anarchie der Romane der Scudery nicht mehr Achtung bewiesen zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Licht und Finsterniß, oder Darstellungsversuch einer Lebensüberzeugung, zur Förderung höherer Wahrheit, mit besonderer Rücksicht auf unsere Zeit, von C. A. Moritz Art. Kleve, Char. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser (jetzt Professor am Gymnasium zu Metzlar, früher in Kleve) hielt im Jahre 1832 zu Kleve eine Rede zur Geburtstagsfeier des Königs, erörterte den Begriff wahrer Menschenbildung, sprach von einer falschen, von einer christlichen, fand Beifall, wollte drucken lassen, hatte Subscribenten, als sich eine Stimme erhob — eine persönlich bedeutende — der Redeinhalt sei dem heidelberger Katechismus zuwider. Weil damals noch nach diesem Katechismus im Gymnasium zu Kleve gelehrt wurde, fürchtete unser Verf. sittlichen Nachtheil, welchen die weitere Veröffentlichung seiner Worte bei solcher Aufgeregtheit hätte erwecken können, und ließ nicht drucken. Jetzt thut er es, nachdem die Rede zu einem selbstständigen Buch herangewachsen, nachdem er es verfaßt zu eigner Belehrung und Erbauung, eingedenk der Herder'schen Mahnung: „Mitbelfern und nicht dem deinem Vaterlande, wo und wie du kannst, ermuntern, retten, bessern, und wenn du Ganz des Capitoliums wärest.“ „Gönne man also“, ruft er aus, „uns namenlosen Kleinen die Paar Bogen Papier; machen doch die Großen und Beliebten auch ihr gut Theil Maculatur!“ Aber diese Worte lauten zu bescheiden, denn er ist ein wohlmeinender kenntnißreicher Mann, obwol in der Theologie nur Autodidakt, will erwecken und anbeuten, die Lehren der Bibel und der Reformatoren bekannter machen, welche in dem Religionsunterricht auf den Gymnasien zu sehr vernachlässigt werden. Zugleich sind Anmerkungen und Citate dem Buche beigegeben, in mehr oder weniger enger Beziehung zum Text; er hat diesen, „um mit den elegantibus zu reden, hic illic notulis obpergirt, wie einen fremden“.

Und so wird in 11 Capiteln gesprochen über Bildung, Gnade, Evangelium, Paulus, Reformatoren, Afterreformatoren, Geschichte, Lyrisches, Leben und Staat, Offenbarung, und Geschlossen mit einer Nachrede. Wer mit dem heidelberger Katechismus enge Freundschaft hält, wird Mißbehagen bei der Lesung empfinden, wer rasche Eile, der nicht liebt, wird ungeduldig sein, wer sich Zeit nimmt zum gemächlichen Lesen und Überdenken, wird in den Capiteln sowie in den notulis Kleines antreffen, dem er bestimmt und was ihn auf irgend eine Weise anzieht.

Hören wir Einiges. Der Mensch wird durch Selbstbetrachtung, Weltbeschauung, Wissenschaft in Gesinnung und Leben ein echter Christ, ein Widergeborner aus Wasser und Geist, ein Erlöster durch den Gottessohn, ebenso gewiß und wahrhaftig, als Christus und das Sittliche Eins sind. Darum ist es bekiagenswerth, wenn Einige nach buchstäblich genommenen Bibelstellen, denen tausend andere entgegenstehen, als seligmachende Wahrheit lehren, daß Gott zu seiner Verherrlichung durch Rache den größten Theil der Menschen von Ewigkeit der zum Dienst des Satans und zum ewigen Verderben, einigen Wenigen, ebenfalls zur Verherrlichung seiner Gnade, den Glauben an Christi, seines Sohnes, für alle Sünden, so viel sie begehen würden, gültig bezahlenden Sühnopfer, und in diesem Glauben die Fähigkeit zu einem ihm gefälligen, keineswegs möglichst reinen, sondern namentlich zur Erhöhung der Demuth mit Sünden befleckten Leben und um dieses Glaubens willen ewige Seligkeit zu ertheilen, von Ewigkeit her beschlossen. — was unter andern Krummacher in seinem „Thron der Gnade“ vorträgt. Der Bekenner dieser Lehre muß sich nothwendig selbst zu den Erwählten zählen.

Während aber die ersten Christen durch die Gabe des heiligen Geistes zu weissagen und beliebige Sprachen zu reden vermochten, sehen wir heute bei den Erleuchteten keine Spur von gesteigerten Seelenkräften, sondern im Gegentheil geben sie sehr ärgerliche Blößen in Grammatik, Antiquitäten, Geschichte, Logik, Ästhetik und die ganze Kunde der Erleuchtung scheint bei ihnen keine andere zu sein, als der Buchstabe der Lutherischen Übersetzung. Freilich lehrt Christus ebenso wenig ausdrücklich, daß der Mensch die Freiheit habe, das Gute oder das Böse zu thun, als er beweist, daß ein Gott sei; diese Wahrheit setzt er, als sich von selbst verstehend, voraus.

Aus den Briefen des Apostels Paulus hat man die Gnadenwahl gefolgert. Die Worte aber sind menschlich geredet, der Apostel wählte eine anthropopathische Bezeichnungsweise des geistigen Zustandes der Menschen und die Erläuterung der-

Digitized by Google

selben durch das Jndische. Sie sind gesprochen gegen die Werkheiligkeit der Pharisäer. Und die Reformatoren? Nur Calvin hat förmlich und ausdrücklich die Gnadenwahl gelehrt; es gibt noch andere offenkundige Differenzen unter ihnen, wie mag man von einer Kirche sprechen, welche auf den mit der Bibel dem Buchstaben nach im Wesentlichen übereinstimmenden Schriften der Reformatoren basirt wäre? Die Tradition preist die heilige Schrift als die reinste äußere Religionsquelle, der evangelische Christ aber soll sich von ihrer Göttlichkeit selbstkendend überzeugen; diesen Begriff eines evangelischen Christen stellte die Reformation wieder an das Licht. Eine auf den Buchstaben der Reformatoren und der symbolischen Bücher gegründete einige evangelische Kirche hat es weder jemals gegeben, noch gibt es eine solche, und kann es nun und nimmermehr geben.

Die Reformatoren lehrten dergleichen Dinge nur gedrängt von Syllogismus in der Theorie, spritzten aber die Gemeinden mit der Frucht des vernünftigen Geistes in der Hülse des dogmatischen Schematismus; ihre falschen Nachfolger dagegen lassen sie die dürre leere Hülse hinabreichen. Die Reformatoren förderten die Tugend, verlangten Gottähnlichkeit und Reinheit von der Sinde, stellen als Merkmale des wahren Glaubens Unterdrückung böser Gedanken und einen rechtschaffenen Wandel dar; ihre falschen Nachfolger verlangen mit einer plumpen Unterscheidung der eigentlichen und uneigentlichen Sünde, des sündigen Gedankens und der sündigen That, vom Gläubigen die Empfindung der Sünde, auch ein jeden Tag nothwendiges, nützliches, ja unentbehrliches Übel. Sie machen die äußere Sittlichkeit des Wandels, ein exemplarisches Leben, von der Kanzel lächerlich, schimpfen die Moral und das Gesetz als Heidenthum und Naturalismus, nennen die Prediger Verführer des Volks, Wölfe in Schafskleidern, falsche Propheten, Spedtoren des Höllenreichs. Lasset es mit dem Versuchen gut sein. Unser Zeit hat doch unverkennbar einen Schritt vorwärts gethan zum vernünftigen Gottesdienst, welchen der Apostel Paulus verlangt.

Bedenklicke Bürger sind die heutigen Gnadenwahlbekenner, als Schwärmer, welche unmittelbare göttliche Erleuchtungen glauben, als Prediger der Unsittlichkeit. Bald werden sich alle Verbrecher mit einem Ruf von oben entschuldigen und Niemand würde mehr wissen, was man mit ihnen anfangen solle, wenn nicht Heinroth zur glücklichen Stunde gefunden hätte, daß auch die Verrückten gehenkt werden müssen. Schon ward den Regierungen vorgeworfen, daß sie durch Anstellung rationalistischer Theologen absichtlich Gegner des Christenthums unterhielten, schon sind Consistorien des schwärzesten Unglaubens und der Pflichtvergessenheit öffentlich beschuldigt worden, schon hat man beklagt, daß Spinoza im gottlichen Departement dominirten. Der Teufel riecht den Braten, würde Buchse wiederholen, was er den Mönchen zurief, denn wenn die Sprachen aufkommen, so kriegte sein Reich ein Loch, das er in seinem Leben nicht wieder zukopft. Was uns Noth thut, ist eine einige christliche Kirche, welches Melanchthon noch zuletzt auf seinem Sterbebette äußerte.

Überall, wo das Rechte gedacht und gethan, gelehrt und dargestellt wird, findet der denkende evangelische Christ das Walten des heiligen Geistes, also in der vorchristlichen Zeit nicht allein im alten Testamente, sondern auch bei den Heiden. Das Wahre und das Sittliche ist das Göttliche und der Menschengeist ist ein einiger Geist; aber die einzelnen Funken des Göttlichen sind nach dem Wohlgefallen der Allweisheit nur selten zu einer erleuchtenden und erwärmenden Flamme concentrirt, in Völkern wie in Individuen. Den Ursprung der Religion und ihre Verbreitung kann man nicht durch eine übernatürliche Offenbarung erklären, sondern geräth dadurch auf Widersprüche; der ganze Gedanke ist eine durch die siegreiche Wahrheit erzwungene Anerkennung, daß, laut thatsächlichen Befundes, bei den Heiden der Mensch seiner Natur nach Gott finden könne und solle, seiner Natur nach fähig sei zum geistigen Dienst derselben, und daß vorzüglich Viele unter den großen Alten die Verehrung des Allerheiligsten unleugbar erkannten.

Man sieht, unser Verf. ist ein Rationalist, denn diesen Namen verdienen Alle, welche eine Vernunftfeindschaft annehmen. Auch Joh. Jende ist ein solcher, denn er sagt in seinem „Wahren Christenthum“: „Wie das Gesetz Gottes in Aller Herzen geschrieben sei: denn es ist nicht ein Volk so barbarisch und wild gewesen, das da verleugnet hätte, daß ein Gott wäre; denn die Natur hat sie inwendig und auswendig überzeuget.“ Auch der heilige Augustin ist ein solcher, wenn er sagt: „Wir würden unserm Gott nicht gelaubt haben, wenn er uns nicht auch genug getrieben hätte durch Tugendzeugnisse, noch würden wir sein Gesetz angenommen haben, wenn wir es nicht als ein reines und der Bekennung würdiges erkannt hätten.“ Auch die Reformatoren verfuhren rationalistisch, wenn sie in dem Kirchenthum ihrer Zeit nicht lauter Vernünftiges noch mit der heiligen Schrift übereinstimmendes erkannten. Ohne Vernunftgebrauch gibt es zugleich keine vernünftige Auslegung der letzteren, keinen vernünftigen Schriftglauben, sondern nur Köhlerglauben. Das Eifern gegen den Rationalismus entspringt unter den Protestanten aus dem Widerwillen gegen gewisse Lehren, die von Einigen unter diesem Namen vorgetragen werden und unchristlich zu sein scheinen, und Viele wenden sich lieber zu Lehren, die man überchristlich nennen könnte, z. B. von der Gnadenwahl, oder zu sinnlichen Vorstellungen von Aboaschung der Sünden durch Blut, welche mit Vernunftbegriffen von Gottes Güte und von sittlichem Wandel nicht übereinstimmen. Daraus entspringen dann Zerwürfnisse, welche der christlichen Liebe am meisten Eintrag thun und das Fundament der christlichen Gesinnung zerstören. Es trifft dann allerdings ein, was der Verfasser in Hinsicht auf die verschiedenen Urtheile der Reformatoren bemerkt, welche jedesmal mit der Schrift übereinstimmen sollten: „Christus ist freilich die Wahrheit, aber wer hat ihn? — Wer an ihn glaubt. — Wer glaube an ihn? — Wer an ihn zu glauben glaubt.“ 7.

Notiz.

Der Ablaß in der griechischen Kirche.

Die griechische Kirche kennt den Ablaß in Bezug auf künftige Sünden und für Lebende nicht; es wird jedoch den Verstorbenen, auf Ansuchen und zur Beruhigung ihrer Hinterlassenen, bisweilen ein gedruckter Sündenablaß gegeben. Tieß, in seinen „Bunten Skizzen aus Ost und Süd“ (I, S. 174), bestätigt dies; er erzählt nämlich, daß bei dem Trauergottesdienste für einen General, dem er in einem griechischen Kloster in Petersburg beigewohnt, die Priester am Schlusse desselben dem Geschiedenen sich genähert und ihn eingesegnet, darauf aber einer von ihnen dem Todten eine Schrift in den Sarg gelegt, in welcher ihm der Sündenablaß in folgenden Worten ertheilt worden: „Ich, hier unterschriebener Bischof, bescheinige hierdurch, daß der Jnhaber dieses Briefes, der verstorbene General * * *, stets lebte, wie ein guter Christ leben soll, sich auch zum heiligen griechischen Glauben bekannte, alle seine Sünden gehörnlich beichtete, die Absolution und zur Vergebung seiner Sünden das heilige Nachtmahl empfing. Er ehrte Gott und seine Heiligen und fastete und betete, wie die Kirche es vorschreibt, also daß ich ihn gern von seinen Sünden losspreche. Zur Beglaubigung habe ich ihm dieses Attest ausgefertigt, das mit der heilige Petrus, wenn der Verstorbene es ihm vorzeigt, ihm die Thore des ewigen Paradieses aufschliessen möge.“ Wie gut Vieles in der christlichen, namentlich in der griechischen und römisch-katholischen Kirche an das heidnische Griechenland und Rom erinnert, so fühlt man sich versucht, bei den letztern Worten dieses Sündenablaßbriefes an die alte Sitte zu denken, wornach man den Verstorbenen ein Geldstück in den Mund legte, als Fährgeld für Charon, damit dieser sie in die Unterwelt geleite. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 223. — 11. August 1838.

1. Histoire de la Réforme, de la Ligue et du Règne de Henri IV. Par *Capefigue*.
2. Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Par *Capefigue*.

(Beschluß aus Nr. 222.)

Wir wollen nun noch, da uns der Umfang des Werks, bei dem uns in d. Bl. gestatteten Raume, eine nur aphoristische Besprechung desselben gestattet, der zweiten kürzlich erschienenen Lieferung zwei Charakterschilderungen entlehnen, die zum Maßstabe dienen mögen, in welcher Weise der Geschichtschreiber diesen Theil seiner Aufgabe zu lösen verstand. Wir wählen zu dem Ende Jakob II. und Frau v. Maintenon. Den Ersten stellt uns Hr. Capefigue als einen zwar durch Mißgeschick gedemüthigten, von den Seinigen verlassenen und von seinen Feinden unterdrückten Monarchen dar, der aber gleichwol etwas Edles und Erhabenes in seiner Gesinnung offenbarte. Die Rolle Jakob II. erschien ihm keineswegs so kleinlich und erbärmlich, als die Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts sie schildern. Er hatte dabei ohne Zweifel noch eine moralisch-politische Absicht, die folgende Anführung zu erkennen gibt:

Jakob II. — sagt er —, erschien in meinen Augen als das schlagendste Beispiel jenes zähen Festhaltens am Recht, jener hohen und innigen Überzeugung, die den Menschen veranlaßt, Alles, Wohlsein und Sicherheit des häuslichen Herdes, dem unwandelbaren Gefühl seines Rechts aufzuopfern. Die Welt ist in Bewegung, der Boden erbebt, Jakob II. gewahrt es kaum; die Gesellschaft befindet sich in die lebhafteste Unruhe durch das politische und religiöse Wort versetzt, der Sohn der Stuarts, vom Throne gestürzt, hat nur einen einzigen Gedanken, einen einzigen Gewissensruf: Diese Krone ist mein! Dies so innige, so starkköpfige Gefühl, diese fortwährende Protestation des legitimen Eigenthums gegen den Starken und den Sieger, diese Stimme des Schwachen gegen den Mächtigen, dies Alles hat seine edle Seite, seine unermeßliche Bedeutung. Zu den entkräfteten und materiellen Epochen spottet man des Rechts; man genießt, man besitzt, man liebt jenen höhnischen Sensualismus, der alle vollbrachten Thatsachen sich gefallen läßt, weil sie von Glück zeugen; allein der Märtyrere seines Glaubens, der Alles ihm ist, welcher die Krone oder seine Freiheit, die Prärogative oder seine Meinung unausgesetzt verfolgt, der vertheidigt das Eigenthum Aller, der opfert sich für Alle auf.

Es gibt nichts Höheres und Bewunderlicheres als diesen dauernden Kampf Jakob II. gegen Wilhelm III. Von Zeit zu Zeit ist es nothwendig, diese Charaktere halsstarriger Greise zu schauen, wie sie sich erheben und bis zu ihrem Todbette ein widerrechtlich entrissenes Erdgut zurückfodern. Dieser Glaube an sein Recht ist schön und natürlich; er bringt die Gesellschaft zur Wiege ihrer Ideen, zu ihrer ursprünglichen Reinigkeit zurück. Jakob II. ist unter diesem Gesichtspunkt besonders ein historischer Charakter von bewunderungswürdiger Einheit. Er ergibt sich in die Schläge des Mißgeschicks, in die schlimmen Wechselfälle des Verhängnisses; allein seine Krone spricht er als Eigenthum an. Man trägt ihm heren andere, die groß und edel sind, an; man bietet ihm gothene Subsidien, Pensionen, Ehrenbezeigungen dar; man spricht zu ihm von Vergleichen, von Abkommnissen. Nein, antwortet stets der verbannte Monarch, das ist mein Recht nicht, das ist nicht meine Krone von England. Beharrlicher Gedanke, welcher der Gewalt einen tiefen moralischen Ursprung verleiht; denn er schützt das Eigenthum und die Autorität, diese unwandelbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung.

Unstreitig um des Gegensatzes willen gibt der Geschichtschreiber zu verstehen, daß die Lage Wilhelm's von Oranien, der für den Thronraub zu büßen hatte, noch weit härter als die Jakob II. war, der sich für sein Recht aufopferte. In der That war es, nach Hrn. C.'s Andeutungen, eine Stachelkrone, die Wilhelm auf sein Haupt setzte, und sein Leben war fortan im Parlament wie auf den Schlachtfeldern allen Unruhen, Besorgnissen und Gefahren preisgegeben, wenn schon die Umstände, unter denen er sich der Krone Englands bemächtigte, ihm so günstig wie möglich waren.

Frau v. Maintenon nun bemüht sich der Geschichtschreiber gegen die Verunglimpfungen zu rechtfertigen, womit andere Schriftsteller sie überhäuft haben, wie namentlich die Mutter des Regenten und der Herzog von Saint-Simon.

Der Hof des Palais royal — bemerkt er — haßte diese Frau, und der kaustische Saint-Simon, der ohnedies gern Andern nur Schlimmes nachsagte, tauchte seine Feder in Galle.

Wolle man aber den Schilderungen, geschwärzt von der Bosheit Derjenigen, die sie entwarfen, Glauben schenken, so wäre die mit Ludwig XIV. Achtung und Wohlwollen beehrte Frau eine gemeine Ränkemacherin, ein lächerlicher Zierafft gewesen, von wenig Verstand und schlechtem Herzen.

Diese Angriffe aber sind eine Überlieferung des Palais royal, und der Haß, von dem sie zeugen, erklärt sich leicht für Diejenigen, die etwas tiefer in die Geheimnisse der Geschichte deringen. Alle historische Personen sind der Ausdruck gewisser Gefühle, gewisser Ideen. Frau v. Maintenon vertrat bei Ludwig XIV. den sanften Einfluß der Religion und stand an der Spitze Derjenigen, die für Frankreich die Regentschaft eines Prinzen von Geblüt fürchteten, der keine Grundsätze, keinen religiösen Glauben, keine Sitten, keine Privat- noch öffentlichen

Digitized by Google

Tugenden besaß. Ein Prahler mit Lastern (fanfaron de vices), wie ihn Ludwig XIV. genannt hatte, schien ihr wenig tauglich, die Schicksale eines großen Volkes zu leiten. Sie hätte, wie Viele, gewünscht, daß seine Macht wenigstens nicht ohne Controle bliebe. Erinnert man sich aber der verderblichen Thorheiten des Law'schen Systems, der Nichtswürdigkeiten des Ministeriums Dubois, der Aufopferung aller Interessen Frankreichs, um Englands despotischen Foderungen zu genügen u. s. w., so kann man die Besorgnisse der Frau v. Maintenon eben nicht so unvernünftig, noch so ungerecht finden, und so nachtheilig sie auch für das Haus Orleans sein mögen, so möchte man beinahe wünschen, daß sie eine überwiegende Berücksichtigung erhalten hätten.

Doch nicht zufrieden, Frau v. Maintenon gegen die Schmähungen ihrer Feinde in Schutz zu nehmen, zeigt uns Hr. C. dieselbe in Ludwig XIV. Cabinet, während er Rath hält, Platz nehmend und, wird sie befragt, stets einen weisen Rath ertheilend, den sie in die edeln, klaren und eleganten Formen der Sprache, deren Meister sie war, kleidete; er zeigt sie uns der Diplomatie jene feinen Schattirungen leihend, welche die Frauen allein zu finden wissen, und die Reife eines männlichen Geistes mit jenem feinen Verstande vereinigend, der nur ihrem Geschlecht verliehen ist. Zugleich sucht er zu beweisen, daß, weit entfernt, bei Ludwig XIV. der Dolmetscher der Ideen von Strenge und Härte zu sein, die Louvois bei ihm aufgestellt hatte, sie sich im Gegentheil im Namen der Ideen von Milde und Religion zu Gunsten jener Protestanten verwandte, gegen welche Louvois die folgerichtige Anwendung eines politischen Gesetzes übertrieb, das die Umstände ins Leben gerufen hatten.

Was nun endlich die Darstellung der Hauptperson dieser historischen Monographie anbetrifft, so stellten wir bereits die Gesichtspunkte auf, aus denen sein Lobredner dieselbe aufzufassen, sich, um ihn uns im günstigsten Lichte zu zeigen, hätte können bewogen finden. Er tadelt den Monarchen in einzelnen Fällen ohne hinlänglichen Grund, wogegen er, um nur rückhaltlos zu loben, die Mängel seines politischen Systems und seines sittlichen Wandels ganz unbeachtet läßt. Einige flüchtige Andeutungen in beiderlei Betreff sollen unsern Bericht schließen.

Hr. C., der sonst in ziemlich treffenden Zügen die diplomatischen Verhältnisse dieser Regierung mit dem übrigen Europa zeichnet, und der jener Schule von Diplomaten, deren sich dieselbe zur Ausführung ihrer weit umfassenden Plane bediente, des Lobes kaum genug spenden kann, beschuldigt gleichwol Ludwig XIV., er habe die im Entstehen begriffene Macht Rußlands nicht geahnet. Gleichwol führt einer der Memoirenschreiber jener Epoche eine von Ludwig XIV. Hand geschriebene Depesche an, die diese Beschuldigung förmlich widerlegt:

Man muß nicht zugeben — wird darin gesagt —, daß sich der Moskowiter, der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg in Polen theilen.

Mag man nun auch immerhin Ludwig XIV. bewundern, weil er der Schöpfer von Frankreichs Nationaleinheit war, so muß man doch mit Vorsicht bei Beurtheilung dieses Theils seiner Regierung zu Werke gehen. Geben doch die entschiedensten Verehrer zu, daß die Tendenz, Alles zu centralisiren, mit einer Übertreibung verfolgt ward, die kaum die Umstände zu entschuldigen vermögen. Denn ist auch die Einheit eine Wohlthat für die Nation, so ist Centralisation die Krankheit der Einheit. Ist eine einzige Leitung für den Körper Nothwendigkeit, so muß man doch, um dieser zu genügen, die Glieder nicht lähmen. Es ist leicht einzusehen, daß Ludwig XIV., der nicht nur die Gewalt, sondern auch die Verwaltung centralisirte, der den Adel aus seinen Schlössern an seinen Hof zog und ihm jede Provinzialexistenz raubte, indem er das ganze gesellschaftliche Leben in einem Mittelpunkte vereinigte, die Gewalt für die folgenden Zeiten, je unumschränkter sie war, auch desto hinfälliger machte, zugleich aber der Freiheit, je straffer sie gezügelt ward, desto größere Spannkraft verlieh, die einst hervorbrechen und Alles gewaltsam über den Haufen werfen sollte. Die Freiheit, auf allen Punkten des Bodens bestehend, wurde durch die materiellen Interessen vertreten, und auf einen Punkt sich zusammenziehend, mußte sie durch die Leidenschaften vertreten werden. Als sich die ganze Thatkraft der Gewalt in einer Hauptstadt concentrirt befand, war sie leichter am rechten Fleck zu treffen; ihre Basis hatte an Höhe gewonnen und an Breite, sohin an Festigkeit verloren.

Legte auf solche Weise Ludwig XIV. den Keim zu dem Übel, das die Folgezeit entwickelte, so trifft ihn in sittlicher Beziehung nicht minder ein herber Vorwurf, den seine Bewunderer nicht abzuweisen im Stande sind. Er hatte das Unglück, die Schwächen des Menschen mit der Größe des Königthums zu vermengen. Trunken von seiner Macht, stellte er jene Schwächen, anstatt sie zu verbergen, öffentlich zur Schau. Er wollte seine Laster bis zu sich erheben, ohne zu bedenken, daß er, um sich ihnen zu ergeben, von der Höhe des Thrones herabgestiegen sei, und vor Europa und Frankreich führte er mit prahlerischem Prunkaufwande das anstößige Schauspiel seiner ehebrecherischen Liebschaften auf. Hierdurch versetzte er der öffentlichen Moral eine beklagenswerthe Wunde, die um so tiefer in die Herzen der Völker drang, als der Stoß von oben herabkam. Das französische Königthum, von unehelichen Sprößlingen umgeben, nahm etwas von dem Charakter des orientalischen Königthums an, und jener Wundfleck erweiterte sich unter der folgenden Regierung, als systematische Ausschweifung, ohne Zauber und Blendwerk, an die Stelle der Verirrungen Ludwig XIV. trat. 18.

Correspondenznachrichten.

Paris, Juli 1838.

Gedruckte Vorlesungen sind in Deutschland ebenso wenig als in Frankreich etwas Unerhörtes. In Frankreich sind es hauptsächlich die Vorträge über Geschichte, Staatswirthschaft und Literatur, welche außer den Zuhörern auch noch Leser suchen. Der Grund dieser Erscheinung ist in dem politischen Leben der Franzosen zu suchen, die am gierigsten nach Dem greifen, was unmittelbar die Gegenwart betrifft, oder mit ihr, wenn auch nur entfernterweise, in Verbindung gebracht werden kann. Die genannten Fächer befinden sich in diesem Falle. Die Behandlung

Digitized by Google

der Litteraturgeschichte, die durch Baharpe einen sehr flachen Charakter angenommen hatte, gewann offenbar durch die politischen Beziehungen, in die sie sich unter der Restauration die Professoren der schönen Wissenschaften versetzt fanden, an innerm Gehalte; und wenn man vormals blos nach dem Numerus der Phrasen und der Täfer der Verse bei der Beurtheilung eines Kunsterzeugnisses fragte, so richtete man jetzt sein Augenmerk auf die einem Werke zu Grunde liegende Idee und den Zweck seiner Abfassung. Dadurch bekamen die Cours de littérature einen Inhalt, ohne darum von der Form der Kunstwerke abzusehen; ja, dadurch allein war zur Beurtheilung der Form die Haupt- oder vielmehr die einzige Bedingung erfüllt. Einen hohen Werth haben in dieser Beziehung die gedruckten Vorlesungen von Villemain. Ein anderes Werk dieser Art, welches im Augenblicke Aufsehen erregt, ist die „Histoire de l'eloquence politique et religieuse en France“ von Géruzez, dem Substituten Villemain's an der Faculté de lettres zu Paris. Die in Rede stehende Publication enthält die Vorträge des ersten Semesters von 1836—37, und ist die Fortsetzung früherer Vorträge unter demselben Titel, welche das ausgesprochene Thema von den frühesten Zeiten bis 1484 verfolgen. Mit diesem Jahre, in dem die Berathungen der Stände zu Tours statt hatten, nimmt der Verf. den Faden der Geschichte der Beredsamkeit wieder auf und führt ihn fort bis 1572, dem Jahre der Bartholomäusnacht.

Der Verf. hat die ihm zu Gebote stehenden Quellen gewissenhaft, und zwar so benutzt, daß der Leser, der selbst entweder keine Zeit oder keine Lust hat, sich in denselben umzusehen, aus diesen Vorlesungen nicht nur ein lebendiges Bild vom Gesammtleben jener Epoche erhält, sondern auch den Stand gesetzt wird, über die Kunst und Philosophie, sowie über den Geschmack dieser Zeit zu urtheilen. Die mitgetheilten Proben der damaligen Staats- und Kanzelberedtsamkeit zeigen, daß damals eine Sprechfreiheit bestand, wie sie sich das jetzige Europa noch keineswegs allenthalben zu erfreuen hat. Noch weiter ging, wie ebensalls die mitgetheilten Proben zeigen, diese Freiheit auf dem Theater, das eine Art Obervormund über den Staat, die Kirche und ihre Diener führte. Ich kann mich nicht enthalten, ein paar Beispiele der Staats- und Kanzelberedtsamkeit dieser Zeit folgen zu lassen. In der Ständeversammlung von Tours sagt Jean Garbier, Richter zu Forez: „Was das Volk anbelangt, so sage ich mit Wahrheit, daß unter diesem Könige schrecklichen Andenkens (Ludwig XI. ist gemeint) die Last der Abgaben das Volk beinahe niedergeworfen und erdrückt hätte.“

In derselben Versammlung sagt Philipp Pot, Abgeordneter des Adels von Burgund: „Die Könige stehen an der Spitze der Geschäfte, nicht um sich zu bereichern und zu gewinnen auf Kosten der Völker, sondern um ihre eigenen Angelegenheiten zu vergessen und nur für die Wohlfahrt und Vergrößerung der öffentlichen Sache zu sorgen. Habt ihr nicht oft gesehen, daß die öffentliche Sache die Sache des Volkes ist? Wenn dem aber so ist, wie sollte er da wohl der Mühe noch Sorge für die Sache haben? Wie wagen es die Schmeichler, dem Fürsten die ganze Souverainetät beizulegen, wenn er dieselbe zum Theil vom Volke empfangen hat?... Ich nenne Volk nicht blos die niedern Classen und Unterthanen des Fürsten, sondern die Mitglieder aller Stände, die Fürsten selbst mitinbegriffen....“

Der Prediger Menot läßt sich also auf der Kanzel vernehmen: „Gegenwärtig tragen die Herren der Gerechtigkeit lange Gewande, und ihre Frauen gehen gekleidet wie Prinzessinnen. Legte man ihre Kleider auf eine Kelter, das Blut der Armen würde daraus rieseln. Ihr Herren Richter, rühren die Einkünfte, die ihr verzehrt, von eurem Vätericlen her? Wisst ihr, wohin sich das Nothgeschrei der Wittwen und Waisen richtet? Zu Gott richtet es sich, über euch Allen waltet der große Richter... Ihr Herren Pfarrer und Canonici, ihr, die ihr über euern Häuptern fünf oder sechs Glockenthürme habet, ich hab's gesagt und sag' es immer, Alles, was der Geistliche über Bedarf und Schicklichkeit seines Standes hinaus zieht, ist ein Diebstahl an Gott und an den Armen.... Das ist die Quelle der Taxen, die ihr auferlegt. Nun gut! Diese Taxen sind das Salz und Gewürz, um euer Fleisch desto besser in der Hölle zu braten.“

Maillard sagt in einer Predigt: „Herr, haltet ihr es mit Gott oder mit dem Teufel? Fürst und Fürstin, mit wem haltet ihr? Berweiget die Sünde! Ihr Ordensritter, mit wem haltet ihr? Berweiget die Sünde! Und ihr übrige, aufgeblähte Magistrate, mit wem haltet ihr? Berweiget die Sünde! Und ihr Priester, wolltet ihr sterben mit den Messen auf dem Herzen, die ihr gelesen?... Ich sage euch, wenn wir vordem gesehlt haben, so verlassen wir das sündhafte Leben, und Gott wird Erbarmen mit uns haben: wenn nicht, so übergebe ich euch allen Teufeln.“

Derselbe entwortete, als man ihm bedeutete, Ludwig XI. werde ihn wegen seiner Freimüthigkeit ertränken: „Der König ist Meister, mit mir, wie mit so vielen Andern zu schalten; allein ich gelange schneller zu Wasser ins Paradies, als er mit seinen Postpferden.“

In den Vorträgen des Hrn. Géruzez wird die Reformation in angemessener Weise gewürdigt. Ihre Verbältnisse zur Politik tritt hier in ihr rechtes Licht. Eine besondere Aufmerksamkeit wird Calvin gewidmet, dessen Beredtsamkeit und Schriftstellertalent in der That kaum ihres Gleichen haben, während sein Charakter und sein System die Seele mit Schauder und Entsetzen erfüllen.

Ein Werk, das den Pflegern der romanischen Sprachen sehr willkommen sein wird, ist: „Lexique roman, ou dictionnaire de la langue des troubadours par M. Raynouard, membre de l'Institut.“ Es wird in diesem Wörterbuche die Sprache der Troubadours mit den übrigen Töchtersprachen des lateinischen verglichen. Das in dieser Beziehung Geleistete verdient Anerkennung; denn außerdem daß alle Artikel auf eigner Forschung des gelehrten Verfassers beruhen, ist das Werk zugleich vollständig, insoweit bei dem jetzigen Standpunkte des Studiums der alten südländischen Literatur Vollständigkeit irgendwie bar war, und zeichnet sich durch zweckmäßige Anordnung besonders aus. Es wundert mich sehr, daß der Verf. in der Einleitung zum Wörterbuche seine in einem frühern Werke ausgesprochene Meinung, daß die Völker, welche gegenwärtig italienisch, französisch, spanisch und portugiesisch sprechen, sich selbst der sämmtlich der lingua romana latina bedient haben, angeblich mit neuen Gründen wiederholt. Die deutschen und englischen Gelehrten werden schwerlich Schlegel's Meinung gegen die von Hrn. Raynouard aufgeben; sie werden vielmehr vor wie nach annehmen, daß sich alle Töchtersprachen der lateinischen unmittelbar von der letztern ableiten. Wenn der Verf. z. B. sagt, zur Bildung der Wörter caval, cheval, cavallo, caballo bedürfe es eines vermittelnden Wortes, so kommt mir das nicht anders vor, als wenn sich Jemand bemühte, uns zu zeigen, daß Mamfel und Damsel (englisch) nicht unmittelbar von Mademoiselle herzuleiten seien, sondern eine intermediaire, beiden gemeinsame Form unterstellen. So verhält es sich mit allen zur Stützung der Hypothese des Hrn. Raynouard vorgebrachten Etymologien. Ebenso wenig gelingt es ihm, den Beweis in syntactischer Beziehung zu liefern. Die Sprache der Edictsformel Chlodwig des Deutschen unterstellt freilich eine fast sonstgem gebräuchliche Construction; aber damit ist keineswegs dargethan, daß diese Sprache von den damaligen Bewohnern Italiens, Spaniens, Portugals und Frankreichs gesprochen wurde; es ist dies sogar höchst unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie sich die verschiedenen Völkerstämme, deren Muttersprache die lateinische nicht war, bei dem Processe der Sprachmischung und Corruption verhalten mußten. In Spanien, wo wie die nordischen Völkerschaften mit Landeseingebornen und Römern in Berührung sehen; ebenso in Gallien, wo die alten Gallier mit den germanischen Stämmen und angesiedelten Römern in Bezug traten, mußte die Ab- und Zusartung der lingua ru-

Digitized by Google

stica romana nothwendig weiter gehen als in Italien, mit dessen alten Bewohnern blos Deutsche in Berührung kamen. Übrigens was hinderte den gelehrten Verf., anzunehmen, daß die in der Ribeosormel Ludwig's des Deutschen befolgte Construction die der deutschen Sprache sei, eine Construction, die sich auch da, wo am meisten von dem Wortvorrath der lateinischen Sprache beibehalten wurde, geltend gemacht hat und allen neuern europäischen Sprachen zu Grunde liegt?

Der Umstand, daß dieses in der That ausgezeichnete Werk der vergleichenden Sprachkunde eine so günstige Aufnahme in Frankreich findet, zeigt, daß das vergleichende Sprachstudium überhaupt viele warme Freunde in Frankreich hat, und ist ein neuer Beweis, daß man sich in dem Urtheile über das Wissen der Franzosen nicht zu sehr übereilen solle. Die neuesten Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Alterthümer und der Geschichtskunde haben dargethan, daß Frankreich nicht nur mit Erfolg die sogenannten ernsten Wissenschaften pflegt, sondern auch Erfreuliches in jenen Fächern leistet, in die sich Deutschland und England so zu sagen getheilt zu haben schienen.

Eine wichtige Umgestaltung hat in dem letzten Decennium das intellectuelle leben Frankreichs dadurch erfahren, daß der Franzose seine Abneigung gegen das Fremde überwunden hat. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Aussage liefert die günstige Aufnahme, die allenthalben in Frankreich die erste Lieferung des „Panoramas de l'Allemagne" gefunden hat. Die Journale der Departements machen es zur Ehrensache, diesen Unternehmen die größtmögliche Publicität angedeihen zu lassen. Auch wird Hr. Savoye jetzt unverzüglich die zweite Lieferung, und sodann ununterbrochen die übrigen regelmäßig nachfolgen lassen.

Die jüngst erschienene Broschüre über die letzten Augenblicke der Herzogin von Abrantes findet Leser in allen Kreisen. Ihr Verfasser, Hr. Rookmaker, der Freund der Wittwe Junot's, blieb ihr in ihrem Mitgeschicke treu, und er hatte nähere Ansprüche als jeder Andere, von den Leiden dieser Frau zu sprechen, die ihre Tage in Armuth beschloß, nachdem sie auf dem Gipfel der Größe und des Reichthums gestanden hatte. 109.

Das Boston-Buch.

Unter dem Titel: „The Boston-Book, being specimens of metropolitan literature, occasional and periodical", erscheint in Boston eine Art nordamerikanischer Musenalmanach, welcher besonders die poetischen Kräfte Neuenglands (der sechs nördlichen Staaten) repräsentiren soll. Die altenglische Kritik spricht sich über das Unternehmen mit wohlwollender Ironie und entschuldigendem Mitleid aus. Man habe, heißt es in einer Kritik, Boston das amerikanische Athen genannt, wie Edinburg das britische genannt worden sei; man sei auch so weit gegangen, die Hauptstadt gradezu ein nordamerikanisches Edinburg zu nennen. Wir erfahren, daß der Almanach 100 Pieces und 80 Autornamen enthält. Diese Herren Schriftsteller, heißt es weiter, seien eigentlich nur Buchmacher, die meist zu einem praktischen Zwecke schrieben, und z. B. auch Schulbücher fabricirten. Wenn man nun zugebe, daß die Musterstücke dieser Achtzig im literarischen Sinne eine Probe ausbieten, so käme bei der Bevölkerung von Boston auf je tausend ungefähr ein literarischer Charakter. Dies Verhältniß wäre freilich kein geringes, und weder Liverpool noch Edinburg wären im Stande, so viele Juwelen unter ihren Söhnen aufzuweisen. Liverpool habe nur zwei berühmte Namen: Roscoe und Mrs. Hemans; dagegen möchte ein Edinburg-Buch, welches die Namen Scott, Hume, Stewart, Jeffroy, Wilson, Chalmers aus älterer und jüngerer Zeit aufführen könnte, schon mit dem Boston-Buch zu concurriren im Stande sein. Was bei dem Boston-Buch am meisten Wunder nähme, wäre die Menge der dabei Betheiligten; es wären immer respectable Menschen, eine gewisse republikanische Gleichheit herrsche vor, eine allgemein ausgebreitete Fassungskraft, nicht eine selbständige Literatur, sei hier bemerkbar. Die besondere Eigenthümlichkeit der nordamerikanischen Literatur beruhe darin, daß sie mehr zufällig sei. Die Nordamerikaner hätten etwas Anderes zu thun als Literatur zu treiben; sie müßten erst ihre Städte bauen, ehe sie die Flöte spielen; der Charakter des Landes sei einmal praktisch, der Literator sei noch was dabei, Advocat, Lehrer, auch wol noch was Praktischeres. Wenn sie schreiben, so geschähe es nur vorübergehend; man könnte als Schriftsteller, wenn man nicht reussire, sehr leicht in den Fall kommen, nicht beruhiget, aber wol verlacht zu werden. Übrigens sei Boston noch ziemlich zu einem Stapelplatz der nordamerikanischen Literatur geeignet, da es alt, reich, müßig und aristokratisch sei. Der englische Ref. mußert darauf die Liste der Mitarbeiter. Er führt mehre auf, welche bereits Bände von „Versuchen" geschrieben oder in ihrem Geschäfte ihre Gesundheit zu Grunde gerichtet haben, welche wiederbergweklten Einer oder der Andere nach Europa auf Reisen ging. Dann gibt es noch ein Dutzend Advocaten, an deren Spitze jener berühmte Webster, den man in Nordamerika für den großen Mann halte, den absolut Großen. Sein hier mitgetheiltter Aufsatz über Architektur rechtfertige seinen großen Ruf freilich nicht. Fünfundzwanzig andere stünden achtzig sind oder waren Herausgeber oder Herausgeberinnen von Zeitungen; einer Mitarbeiterin, Mamma Hallock, ist in der Besprechung des durch Irving so bekannt gewordenen Afar, ein anderer, Sprague, welchen die Nordamerikaner ihren Pope nennen, in einer Bank als Kassirer angestellt. Dieser nordamerikanische Pope, der diesen Beinamen durch seine Eleganz und sein pointirtes Versspiel erworben hat, sagt von sich selbst, er sei an den Fronden des Lebens verkauft

Für schaden Geld,
Wo der Gedanke nichts erzeugt als Geld.

Indeß meint der englische Ref., das sei Übertreibung, wenn man nach den Versen des Dichters urtheile. Irgee als diesem Sprague hat das Schicksal dem Dichter mitgetheilt, der zum Schuhmacher erzogen wurde, während Snelling ursprünglich Jäger und Wildsteller war, der sich lange unter den Indianern im Nordwesten umhertrieb und unlängst ein Blatt herausgab. Snelling schreibt mit der Energie eines Wilden, wenn auch ohne Grazie, den Tomahawk seiner Satire schwingend. Seine „Rocky Mountain Wälderer" hat viel Lärmendes. Longfellow, ein anderer Mitarbeiter, trägt mehr den Charakter eines Literaten im europäischen Sinne, arbeitet im Geiste Irving's, ohne dessen Nachahmer zu sein, mit Irving'schrer Bonhommie ausgerüstet, Verfasser von „Outre-Mer". Eine Mrs. Child theilte ein schönes Freimärchen mit; sie ist Verf. eines Buchs gegen die Sklaverei („Anti-slavery book"). Dann ist noch zu erwähnen Washington Allston, der soß so gut schreibt, als er malt, was viel gesagt ist, da er in Amerika an der Spitze der Künstler steht. Nathanael Greene, der etwas Melancholisches über die Liebe dichtete, wird uns als Postmeister von Boston aufgeführt, und was, fragt der Referent, was kann einem Postmeister wol einfallen? Über der Mitarbeiter waren, so gut wie Franklin, als Druckerdurschen erzogen. Gerühmt wird Dana seiner einfach scharfen philosophischen Darstellung wegen, man könne ihn den nordamerikanischen Wordsworth nennen; auch die beiden Brüder Everett, von denen der eine der berühmte Bokkrehner, jetzt Gouverneur in Massachusetts, haben am „Boston-Book" mit gearbeitet. Im Allgemeinen rühmt der Ref. die kunst- und sorglose, aber charakteristische Energie dieser „self made men", die voll von Fehlern, aber auch oft voll Geist seien, und zwar ihres eignen Geistes voll. 109.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 224. — 12. August 1838.

Michael Beer's Briefwechsel. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Vor einigen Jahren erhielten wir eine Gesammtausgabe von Beer's Schriften, hevorwortet von seinem langjährigen Freunde Eduard v. Schenk. Gehört auch Beer nicht zu denjenigen Geistern, die vermöge ihrer Ursprünglichkeit in irgend einer Weise neue Bahnen brechen, so muß er doch unbestritten den mit Fleiß und Ausdauer strebenden Talenten beigezählt werden. Michael Beer hat nur als dramatischer Dichter in einem ziemlich engen Kreise Befreundeter wahrhaften Anklang gefunden. Der Allgemeinheit blieb er fremd, die Nation kennt ihn nicht. Der Grund davon lag, abgesehen von dem Mißcredite, in welchem das Dramatische überhaupt gegenwärtig bei den Deutschen steht, darin, daß Beer nur ein secundaires Talent war. Er eröffnete in keiner Weise einen neuen Weg, schlug nichts formell Veraltetes in Stücke, und stand überhaupt nicht in so enger Verwandtschaft mit dem productiven Geiste der Zeit, daß er in glücklicher Gedankenkeckheit dem Leben ein Prognostikon für die Zukunft hätte stellen können. Ein früher, unerwarteter Tod zerstörte wol auch so manches im Keime Vorbereitete und entriß den Zeitgenossen leider eine frische, wenn auch im Beginnen und Wollen etwas ängstliche Kraft.

Reliquien von Verstorbenen zu sammeln, die, sei es in größern oder kleinern Kreisen, Aufmerksamkeit erregten, ist eine Function der Pietät, die den Überlebenden wohl ansteht. Zerstreute Blätter, hingeworfene Gedanken, die grade in ihrer Absichtslosigkeit der Wahrheit meist näher kommen, als für eine allgemeinere Verbreitung bestimmte, haben oft vielen Werth, wenigstens in Bezug auf das Individuum, dem sie angehörten. Ungetrübt von mancher geselligen Rücksicht, äußert sich hier der volle, ganze Mensch, und gibt dem Tage seine lautesten Gedanken hin, ohne ein grelles Mißverstehen befürchten zu dürfen. Unsere überrheinischen Nachbarn besitzen in ihren unzähligen Memoiren reizende und historisch bedeutsame Denkmäler dieses Denkens und Ahnens großer Individualitäten innerhalb der festen vier Wände oder des luftigen Zeltdaches. Wir Deutschen, groß und unermüdlich im Schreiben, wir Helden nicht im gesprochenen, sondern im aufgezeichneten Wort, wir könnten unsere Nachbarn erdrücken, wollten und dürften wir alle interessanten, ja großartigen Briefe drucken lassen, die je geschrieben worden sind. Das Beste in dieser Art des geistigen Republikanismus liegt fest verschlossen in der Truhe. Es wird, fürchte ich, nie aus seinem Verließe befreit werden. Es muß dort zerfallen, wie ein zum langsamen Tode Verurtheilter in den unterirdischen Gewölben der Gewalt. Freilich ist dies Nichterlöstwerdenbürfen auch eine Art von Tyrannei, allein es fühlt es doch Keiner und die Menge empört sich nicht darüber, weil ihr die Helden undekannt sind, an denen jene wunderliche Todesstrafe vollzogen wird.

Nur die mildernde Humanität kann hier als Retter erscheinen. Manches wird zum Leben auferweckt, was ohne diesen besänftigenden Freund der Gegenwart unwiederbringlich dem Tode verfallen würde. Dies ist ein schöner Vorzug unserer Tage. Die Humanität in ihrer reinsten Blüte vermag, ohne Heuchler zu sein, die Ketten aufzuschließen, in denen große Gedanken der Vorzeit wie der Gegenwart muthlos verkümmern zu müssen glaubten. Eine recht ansehnliche Menge von Briefwechseln sind uns seit einer Reihe Jahren gegeben worden, und schlich sich durch Mangel an sichtendem Fleiß auch viel Unbedeutendes mit darin ein, so konnte man doch mit Sicherheit darauf bauen, daß Verfälschungen hier nicht vorgenommen wurden, wie sie so oft in Frankreich bei Sammlungen von Memoiren vorfallen. Der verstorbene Grabbe zwar ereifrete sich einmal sehr über das Herausgeben von Briefwechseln, und behauptete, die Herausgebre schrieben die Briefe alle selber. Indeß Grabbe ärgerte sich über viele Dinge, die ihn nur hätten erfreuen sollen.

Der uns hier mitgetheilte Briefwechsel zwischen Michael Beer und Karl Immermann gehört zwar keineswegs unter die hervorragendsten Erscheinungen in dieser Art, allein er nimmt das Interesse eines Jeden in Anspruch, der sich berufen hält, in den Erscheinungen in Literatur und Kunst einen Nachhall oder Dolmetscher des bunt wechselnden Lebens zu erblicken. Einer der Correspondenten steht noch mitten unter uns, thätig, wirksam, selbst schaffend, und der Andere lebt in der Erinnerung seiner Zeitgenossen fort. Dazu kommt, daß dieser Briefwechsel in eine Zeit fällt, die theils vorbereitend auf unser zehnjähriges Jahrzehnd einwirkte, theils dieses selbst in den ersten

Digitized by Google

Krämpfen seines Werdens noch mit bespricht, wenn auch blos vorübergehend. Denn der eigentliche Kern des Buches ist wesentlich und ausschließlich der Kunst, vorzugsweise aber der dramatischen Kunst geweiht. Immermann und Beer, Beide voll productiver Anreizungen, sprechen gegenseitig ihre Ansichten aus über Dramen, Theater, Dramaturgie, über die Art und Weise, historische Sujets dramatisch zu bearbeiten u. s. w. Daneben laufen wol auch Klagen über die Gebundenheit des heutigen dramatischen Dichters, und namentlich zeigt sich der beamtete Immermann keineswegs zufrieden, wenn er das Wirken des Dichters zusammenhält mit dem Gesammtwillen des politisch und industriell productionslustigen Jahrzehnds. Auch Der, welcher Immermann nicht beistimmen kann, bringt es doch auch nicht bis zum Zürnen. Immermann ist oft freisinniger als man glauben sollte, so sehr auf der andern Seite das Hereinbrechen einer politisch hoch aufgeregten Zeit ihn ennuyirt. Beinahe spaßhaft erscheint dann Beer, der, in Paris lebend, ungeachtet seiner eignen Abneigung gegen politische Diatriben, doch in den Drang und Sturm des Tages mit hineingerissen wird, und sich nun wiederholt bei Immermann seines Liberalismus wegen entschuldigt. Als ob der Liberalismus eine Schande, ein Frevel wäre für einen Poeten!

Diese Stimmung der Gemüther ist bei den Briefschreibern jedoch nur eine vorübergehende. Das Besprechen der eignen Productionen, die sie sich gegenseitig zuschicken, bleibt der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Und hier erfahren wir bei vielen beherzigenswerthen Bemerkungen über allgemeine poetische und respective dramatische Fragen manches sehr Interessante über Immermann's „Alexis", „Tulifäntchen", „Martin" und die „Epigonen", die in jener Zeit theils beinahe geschlossen, theils im Entstehen begriffen waren. Oft setzt es scharfe Debatten, und man muß es den beiden befreundeten Dichtern zugestehen, daß eine schonende Lobhudelei ihr Urtheil nie trübt. Beide kritisiren einander scharf, und sind dann bemüht, die etwaigen verbessernden Änderungen wirklich vorzunehmen. Da es Vielen der Leser angenehm sein dürfte, die Ansichten beider Dichter über Dies und Jenes, was in irgend einem Zusammenhange steht mit dem dramatischen Leben und Weben, zu vernehmen, mögen hier einige Auszüge folgen, die zugleich den Styl und die Gesinnung der geachteten Briefsteller in das schönste Licht stellen können. Bei einer Gelegenheit, wo Beer Immermann vorwirft, er nehme bei seinen dramatischen Arbeiten zu wenig auf das Theater Rücksicht, entgegnet Immermann auf eine Weise, die ebenso wahr als beherzigenswerth ist, und gegenwärtig vielleicht in noch höherm Grade wahr sein möchte als damals. Er schreibt an Beer:

Sie werfen mir in dem Briefe an Schadow Unkenntniß des Theaters vor, und glauben, daß aus dieser alles Unheil in meinen Dichtungen entspränge. Ich glaube nicht, daß Sie so ganz Recht haben. Einmal ist mir das Theater doch nicht so unbekannt, als Sie glauben; ich habe die meisten bedeutendern Bühnen Norddeutschlands auf meinen Wanderungen gesehen, und einige Zeit lang die ununterbrochene Anschauung einer Anstalt in ihrer Vollkommenheit, nämlich der weimarischen Bühne, gehabt. Da ist es mir eben klar geworden, was ein Theater sein kann und sein soll, und aus dieser Reminiscenz entspringt mein Widerstreben gegen die jetzige Art und Weise. Daher kommt es, daß ich sehr Vieles für vollkommen dramatisch und theatralisch halten muß, was unsere jetzigen Schauspieler als nicht darstellbar verwerfen, weil ich nämlich gesehen habe, daß die Darstellung möglich ist, sobald nur die Darsteller vorhanden sind. Ich will unbedingt jede meiner Dichtungen dem Urtheile einer solchen Gesellschaft, wie die ältere weimarische war, unterwerfen, und würde gleich mich ihrem Ausspruche über die Darstellbarkeit oder Nichtdarstellbarkeit unterwerfen. Aber von den jetzigen Schauspielern, diesen Menschen ohne Fleiß, Takt und Schule, da sollte der Dichter lernen können, er, den in seiner Stille ein Gott erleuchtet, und die Wege führt, die er zu wandeln hat? — Wie ist es möglich, daß uns eine nach dem Urtheile aller Stimmfähigen depravirte Anstalt über das Wesentliche in der Kunst aufklären möchte? Nein, es ist wahrhaftig nicht die Zeit, daß die Dichter von der Bühne lernen, sondern die Bühne soll wieder vom Dichter lernen. Kein einziges Theater, ich spreche es aus der tiefsten Überzeugung, spielte Shakspeare, wenn er unter uns als homo novus aufträte.

Ich bin überzeugt, diesen Worten Immermann's wird Jeder beistimmen, der die gegenwärtigen Bühnenverhältnisse kennt. Die Schauspieler freilich wollen dergleichen niemals gelten lassen, weil sie theils zu bequem, theils zu beschränkt sind; und da die Masse in der Wirklichkeit immer den Ausschlag gibt, so muß natürlich das ob auch recht vernehmlich ausgesprochene Wort der Wahrheit im Winde verhallen. Es wird daher auch nicht eher besser werden, als bis das ganze bischen Bühnenspectakel vollends im Cloak der Gemeinheit versunken ist. Dann wird allein die Sehnsucht nach etwas Gutem dies selbst hervorrufen. Ob dies bald oder spät geschehen dürfte, hängt von Umständen ab, die sich nicht vorausbestimmen lassen. Doch glaube ich, die Besserung steht uns näher, als wir glauben.

Nicht minder beherzigenswerth ist das Raisonnement, zu dem Immermann durch einen Brief von Beer über Mozart's „Don Juan" veranlaßt wird. Beer, seiner poetischen Individualität und Charakteranlage nach empfänglicher als Immermann, wird von einer Darstellung dieses großen Tongedichts zu Äußerungen hingerissen, die im Momente der Begeisterung ihre Rechtfertigung finden, als allgemein gültig aber schwerlich hinzustellen sein möchten. Immermann geht darauf ein und opponirt sich dem enthusiasmirten Dichter folgendermaßen:

Wenn Sie mich für einen Feind der Musik halten, so thun Sie mir bitter Unrecht. Es gibt wol nichts, was mich oft so von Grund aus bewegt, erschüttert und beglückt hat, als grade sie. Ich verstehe nichts von der Sache, aber ich bin ein musikalischer Naturmensch. Doch will ich, daß Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte vorgenommen werde. Verdrängt die Musik das Gespräch unter den Menschen, zerstört sie den Sinn für die bescheidenere Wirkung der Poesie, so führt sie uns sanft der Barbarei entgegen. Das Wort ist die unterscheidende Gabe des Menschen; wer dieses Heiligthum verletzt, wer dazu beiträgt, diesen höchsten und theuersten Schatz unsers Geschlechtes in Miscredit und Verachtung gerathen zu lassen, der erscheint mir als ein böses und die eigentliche menschliche Bildung vernichtendes Princip. Ich verstehe unsere Zeit wol in ihrer Neigung zu jener Kunst — wenn man kalt ist, so sucht man sich zu erwärmen —, und ich glaube deshalb, daß jene Sehnsucht nicht unbedingt zu verwerfen ist; ich schätze sie vielmehr als den Moment einer Krisis, die durch das Bestreben der Natur, sich zu helfen, herbeigeführt ist; niemals aber wird das jetzige Chari-

Digitized by Google

wori als ein selbständiger Culturmoment in der Geschichte dastehen. Es ist ein Durchgangspunkt, und wir müssen abwarten, ob er zur völligen Asthenie oder zur Regeneration unserer Zustände führen wird.

Ich könnte in Alles, was Sie über „Don Juan" Rührendes sagen, einstimmen, und müßte dennoch leugnen, daß auch eine Reihe solcher Opern die Tragödie einem wahr und richtig fühlenden Volke entbehrlich machen würde. Die Tragödie, wesentlich in die moderne, geht durchaus auf Darstellung des Charakteristischen aus, beshalb steht ja eben Shakspeare als Vater der Gattung da, weil die Charakteristik bei ihm aufs Höchste getrieben erscheint, weil die Handlung jedes seiner Stücke so individuell und einzig ist, daß sie sich gar nicht unter andern Personen wiederholen kann. Diese große Individualität scheint mir der Topus zu sein, aus welchem eigentlich rationelle Tragödien in der neuern Zeit herausgearbeitet sein sollen. Kein Held, kein König, kein Mädchen, keine Frau, kein Bösewicht Shakspeare's sieht dem andern gleich. Das plastische Princip ist in der neuern Tragödie, wenigstens in ihrem vollendetsten Muster, sichtbar. Nun frage ich, steckt sich denn die dramatische Musik dieses Ziel ab, kann sie sich überhaupt dieses Ziel setzen? Ich glaube nicht. Das, was ich Charakteristik genannt habe, ist ja der Musik, die sich so ganz in einem allgemeinen lyrischen Elemente bewegt, fremd. Die Empfindungen und Affecte — Zorn, Freude, Schmerz, Stolz, Rache u. s. w. — drückt sie mit wunderbarer sinnlicher Stärke aus; es sind aber immer nur allgemeine Ausdrucksweisen, es sind, daß ich mich des Ausdruckes bediene, Darstellungen der Affectionen, noch nicht gebrochen durch das Prisma menschlicher Individualität.

Ich glaube deshalb, daß die Oper und das Trauerspiel sich in ganz verschiedenen Sphären bewegen. Ich glaube, daß das Trauerspiel nie die lyrische Fülle der Oper, die Oper das gegen auch nie die geistige Würde und Hoheit der Tragödie erstreben kann und wird. Die Eindrücke beider Kunstwerke sind ganz specifisch verschieden, die Oper löst in uns, was starr ist, auf, die Tragödie sammelt, was in uns sich zerstreuen will. Ein für die Schönheit wahrhaft empfängliches Volk müßte, wie mich dünkt, zu beiden Erscheinungen die gleiche Neigung mitbringen.

Als Michael Beer Victor Hugo's „Hernani" erwähnt und sich über die Bizarrerien der Romantiker Frankreichs beschwert, antwortet Immermann mit sehr glücklichem Blicke in die literarische Zukunft:

Wenn Victor Hugo's neueste Arbeit erscheint, so möchte ich sie wol lesen. Er hat eine für einen Franzosen bewundernswerthe Frische und Fülle der Phantasie. Die französische Literatur in ihrem jetzigen Ringen ist eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung. Gelingt es ihnen, mit ihrer Praxis sich in der Tiefe festzusetzen, so können wir noch schöne Erscheinungen zu sehen bekommen. Daß Jenes geschehe, muß nun freilich ein Wunder geschehen, an welches wir glauben wollen, wenn es da ist. Denn jetzt zur Zeit hören wir nur den Wiederklang deutscher und englischer Laute, die uns nur beshalb so überraschen weil wir sie von den Franzosen vernehmen. Für das Drama hoffe ich am meisten von ihnen. Es ist möglich, daß sie Das, was wir wollen, aber bei der Ungunst aller Verhältnisse und dem Entgegenstehen des Volkscharakters nicht erreichen können, zur sichtbaren Gestalt bringen, und daß unsere Motive, Charaktere, Situationen, von ihnen benutzt, erst an der Seine zum Vorschein kommen.

Hierdurch fühlt sich Immermann veranlaßt, einen tieferen Blick in das deutsche Leben zu thun, der ihn wieder zu Aeußerungen hintreibt, die nie oft genug unsern Landsleuten wiederholt werden können, sollen sie zur wahren Erkenntniß ihres dramatischen Kranken, schwindsüchtigen Lebens kommen.

Der Pfeiler — sagt Immermann — die Osteologie alles Dramatischen, wenigstens bei den nördlichen Völkern (und doch wol auch bei den südlichen), ist die Tragödie, und in dieser wieder die mythische Heldensage und die Staats- und Volkstragödie. Diese kann aber deshalb nie ein im Ganzen und Großen nachhaltig wirkendes Interesse bei uns gewinnen, weil uns das Gefühl des Heldenthums, das Bewußtsein eines Staates und Volkes mangelt. Wie sollen die Menschen die Wichtigkeit eines Streites um eine Krone begreifen, sie, denen es ja im Grunde ganz gleichgültig ist, wer bei ihnen die Krone trägt, wenn sie nur zu Hause beim Kinder zeugen und ihre Kost essen dürfen! Die höchsten tragischen Motive sind also für uns schon verloren, wenigstens nicht von der Bedeutung, wenn es zur Oeffentlichkeit der Dichtung kommt, die sie doch haben müssen, sollen sie die eigentlich regulirende sein. Das Häusliche, Sentimentale ist unser Lebenselement, darin sind wir heimisch; deshalb ist die Familientragödie diejenige, welche allein bei uns zur vollkommenen Anschauung gebracht werden kann. . . Wenn man diesen Gesichtspunkt aufsucht, und er scheint mir ein sehr einfacher zu sein, so weiß man auch, was man von dem endlosen Gerede über den mißlichen Zustand unseres Theaters zu denken hat. Nicht die Schauspieler, nicht die Dichter, nicht das Theaterpublicum sind, jedes für sich, am Verfalle schuld, sondern alle zusammen können kein Theater hervorbringen, wo der Boden für das Gerüste fehlt. Selbst unsere größten Genies mußten an das gute Herz, der lieben Landsleute klopfen, damit Herein! gerufen wurde. Sie, und mich, und vielleicht noch ein paar Hundert entzückt Wallensteinen und das bewegte öffentliche Leben um ihn — die übrigen Millionen suchen am liebsten Max und Thekla allein! . . . Hiermit ist auch das Einmischen sentimentaler Motive, welches sich Goethe und Schiller bei großen Staatsactionen erlaubten, gerechtfertigt, wenigstens vollkommen entschuldigt. Sie waren ohne diese Zuthat ganz unverständlich gedieben.

Zu dieser sehr wahren Ansicht von der Sache kommt Immermann, als zu Kritik und Skeptik hinneigender Norddeutscher; bricht aber über Nacht die Lust sich zu bewegen zur That auf, dann fühlt sich Immermann bengt, so gut wie die Andern. Augenblicklich demächtigen sich seiner Seele trübselige Ahnungen, als die Julirevolution von seinem Freunde Beer mit Beifallsgeschrei ihm verkündigt wird. Aengstlich combinirt er alle Möglichkeiten, geht nur mit Widerwillen auf die Politik des Tages ein, da sie zur Weltfrage sich erhoben hat, und bricht baldmöglichst wieder ab, um von dem Organismus seiner Trilogie „Alexis" mit dem aufgeregten Freunde sich zu besprechen. Grade in diesem absichtlichen Ignoriren der größten Zeitereignisse gebiert unsere deutsche Sentimentalität so unendlich viel Verschwommenes, nur keine gewaltige That. Wenn Männer, wie Immermann, sich von den welterschütternden Ereignissen auch in unserer Zeit noch belästigt fühlen, ist alles Klagen über Mangel an Oeffentlichkeit eine Thorheit. Erst müssen sich die Tüchtigsten den Sinn dafür zukommen lassen, mit diesem zur That zu gelangen suchen, nicht aber nach dem Großvaterstuhle greifen, um die erschrockenen Glieder bübsch zur Ruhe zu bringen. Immermann beschwert sich über Goethe's Egoismus, er klagt über deutsche Sentimentalität, raisonnirt vortrefflich über die Motive und die Art und Weise, wodurch mit Ausdauer wol eine Änderung hervorgerufen werden könnte; selbst aber mag er sich wieder aus dem alten Gleise herausbugsiren, noch irgend etwas mit Politik zu thun haben. Es streift fast ans Lear'sche, wenn er dem empfänglichern Beer immer leise

Digitized by Google

zu Kunstgesprächen zurücklockt, und dieser seinerseits wiederholt betheuert, er sei allerdings für das monarchische, ja sogar aristokratische Princip, man könne aber doch solche gewaltige Dinge, wenn sie mit Fug und Recht vom Volke ausgingen, nicht desavouiren. Durch diese Unlust, das öffentliche Leben mit in die Correspondenz zu verweben, tauchen die Ereignisse der Zeit auch nur wie Irrlichter zuweilen noch auf. Beiweitem den größten Theil umfassen Deliberationen, Expositionen und kleine Zwiste beider Briefsteller, wie sie durch gegenseitige Mittheilung ihrer Producte sich von selbst ergeben. Dabei kommt gar mancherlei Gutes zum Vorscheine, was freilich mehr oder minder nur Denen von Interesse sein kann, die einen innigern Antheil an der dramatischen Literatur Deutschlands nehmen. 33.

Aus Italien.

Unter den vielen Deutungen, die das Windspiel in Dante's „Göttlicher Komödie" schon erhalten hat, verdient die nachfolgende in der kleinen Schrift: „Sul Veltro di Dante, lettera al N. marchese Gino Capponi del marchese Pompeo Azzolino (Florenz 1837), eine aufmerksame Beachtung. viele bedeutende Zeitgenossen des Dichters schon darunter gesucht worden sind, ist Allen zur Genüge bekannt, die nur einigermaßen um die Hermeneutik dieses Gedichtes sich bekümmert. Daß alle diese Deutungen (durch Can grande, Uguccione della Faggiuola, Heinrich VII., oder durch Gudo und Berengar) noch Schwierigkeiten übrig lassen, ist nicht schwer zu erweisen. Marchese Azzolino sucht mehr unter dem Windspiel Dante selbst, Dante, der die Wirkungen seiner Weisheit in einer fernen Zukunft voraussieht. Geistreich weis er darzuthun, wie Dante sich berufen glaubte, den Menschen seiner Zeit eine neue Bahn zum Glück, zur Bildung und zur Humanität zu eröffnen, und wie das göttliche Gedicht selbst das Mittel war, seinem Berufe zu genügen. Er übrigt jede Andeutung, die seine Hypothese stützen kann, ohne durch mehr moralische Deutung einer künftige schlagendere unmöglich zu machen, vielleicht ohne selbst der politisch-historischen, die für Can grande della Scala so vieles Zusammenstimmende anzuführen weiß, alle Anhänger zu entfremden. Freunden des Dichters wird es lieb sein, außerdem zu erfahren, daß 1838 in Monza „Il secolo di Dante. Commento storico, necessario all' intelligenza della D. C. scritto da Ferd. Arrivabene, colle illustrazioni storiche di Ugo Foscolo sul Poema di Dante" erscheinen ist, eine Schrift, die durch die Vergleichung mit G. L. Fauriel's „Dante e i suoi tempi" (im „Subappemino", December 1837, S. 166) an Interesse gewinnt.

Seit 1833 hat der Graf L. Serristori sich als einen der eifrigsten Forscher für die Statistik Italiens bekannt gemacht. Er trat zuerst mit einem Saggio di un Atlante statistico dell Italia", auf, der in Wien herauskam und dessen Vervollkommnung alle seine nachmaligen Werke gewidmet waren. Seit 1835 erscheint nun heftweise seine „Statistica d'Italia (Florenz), aber nur wenige Staaten kommen seinem löblichen Unternehmen mit so unverhohlenen Mittheilungen zu Hülfe als Toscana, über das daher die besten Nachrichten hier sich finden (im fünften Hefte). Erschienen sind außerdem: Königreich Sardinien (Heft 1), Insel Corsica (Heft 2), Republik San-Marino, Fürstenthum Monaco, Herzogthum Lucca (Heft 5), Insel Sicilien, Herzogthum Parma (Heft 4), aber einige der wesentlichsten Punkte, selbst die Angaben über die direkten und indirekten Steuern, über die Anzahl der Beamten bei den Renteien, den Mauthen und dem Heere blieben trotz der Mühsamkeit und dem gewissenhaften Eifer des Grafen Serristori noch ohne Ausfüllung und, wie es zu geschehen pflegt, fanden italienische Beurtheiler, daß grade diese Angaben weitentlichere seien als manche, die er aufgenommen hat; obgleich man zugibt, daß schwerlich ein Anderer mehr als er zu leisten im Stande gewesen wäre. Erfreulich ist es daher, wenn die Regierungen selbst die Antworten auf manche Fragen mit Gewissenhaftigkeit übernehmen, wie es in der Schrift geschehen ist: „Degli Istituti di pubblica carità e d'istruzione primaria in Roma. Saggio storico e statistico di monsign. D. Carlo Luigi Morichini vicegerente. dell' Ospizio apostolico di S. Michele" (Rom 1835). Das Vertrauen in die Mittel, die man in Rom anwendet, um die sittliche und die äußere Lage der Armen zu verbessern, hat dann eine Basis, und wenn es durch die Rechnungsablegung nicht gesteigert wird, so wird die Schrift doch die Ansicht fester begründen, daß die Mängel anderswo liegen müssen, als in den großen Kräften, die man bis jetzt aufbot, um der Armuth zu wehren. Vielleicht sind sie den Aussichten der Krägheit und Faullenzerei nur zu willig entgegengekommen und haben dadurch ihres Zweckes verfehlt. Aber die einzelnen sehr bedeutenden Summen, die Spitäler, Herbergen, Armenschulen u. s. w. jährlich kosten, wird die „Beschreibung Roms" das Genauere ergänzen, der wir nicht vorgreifen wollen. Im umfassendsten Sinne arbeitet dem Grafen Serristori das „Giornale di statistica compilato dagl' impiegati nella Direzione generale della statistica in Sicilia" (Palermo) vor, von dem drei Quartalshefte 1836 und 1837 erschienen sind, die als Vergleichungspunkte des Jetzt (z. B. bei der Bevölkerung) die Jahre 1798 und 1831 zum Grunde legen.

Im Vaterland so vieler schöner Stimmen und des künstlichsten Gesanges haben begreiflich die Untersuchungen des Dr. Bishop über das Physiologische der Sprache und des Gesanges, die er 1837 der londoner k. Societät vorlegte, große Theilnahme gefunden. Bishop stellte ins Klare, daß der Grund aller Töne der menschlichen Stimme die Schwingungen der Stimmritze (der Glottis) und des Kehldeckels (der Epiglottis) seien. Von der Anspannung und dem Widerstande der Stimmritzenbänder und von dem zusammenwirkenden Drucke der Luftsäule in der Luftröhre hange die der Schwingung fähige Länge der Glottis ab. Die tiefern Töne wechselten in gerademem Verhältnisse und die hohen in ungeradem Verhältnisse mit der erzitternden Länge und der Anspannung der Bänder. Dazu sei der Gehörgang so angebracht, daß er durch den zusammentreffenden Einfluß der Stimmwechsel gleichfalls in Schwingung gesetzt werde. Hebe sich der Kehlkopf, so verlängere sich der Gehörgang; das Gegentheil erfolge, wenn er sich senke. Sein Durchmesser und seine Anspannung verändern sich nicht selbstverständlich mit seiner Länge. Falsettöne würden von einer Trennung der Luftsäule und dadurch hervorgebracht, daß der Stimmgang, seiner Länge nach, einzeln in Schwingung komme. Dann sei der Ton im Stimmorgane im Zustande der Ruhe im Allgemeinen die Octave ihrer Grundnote. Dazu haben die Italiener folgende Sätze hinzugefügt: Die Kraft, die Kartheit und die Stärke der Stimme hängen von der Kraft ab, die mit einem Male ausgestoßen wird, von der entsprechenden Weite der Lungen und von der größern oder geringern Anspannung und Vibration der Kanäle, die diesen Luftstrom nach außen leiten. Bei den tiefen Noten senkt sich der Kehlkopf und die etwas zusammengezogenen Lippen treten heraus; die Stimmritzenbänder lassen nach und die Zunge wird breiter. Das Gegentheil erfolgt bei den hohen Tönen. Alter, Geschlecht, Temperament, Gewohnheit, normaler Zustand der Athmungsorgane, selbst Leere oder Vollsein des gastrischen Systemes ꝛc. wirken merklich auf Ton und Stimme ein, lassen aber immer noch eine Menge Fragen übrig, ehe das Geheimnißvolle eines Wortes aus schönem Munde, das hergötternd und rasend machen kann, mechanisch erklärt sei. G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 225. — 13. August 1838.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. S. C. Schweigger. Ein Anhang zu der in den Jahren 1824—28 erschienenen Zeitschrift des Vereins für Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit. Mit zwei Kupfertafeln. Halle, Anton. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein scharfsinnig philosophisches und gründlich gelehrtes Werk vor dem gebildeten, aber nicht grade wissenschaftlich durchgebildeten Publicum zu besprechen, kann bedenklich scheinen, weil die Wissenschaft selbst sich nicht populairisiren läßt, und weil eine oberflächliche Auffassung ihrer Probleme und Resultate zu nichts frommt. Aber Das ist eben der Vorzug des wissenschaftlichen Lebens unserer Zeit, daß es sich nicht isolirt vom Leben der Gesellschaft, und nicht in Orakelsprüchen, die nur für die in die Mysterien Eingeweihten Sinn und Bedeutung haben, sich ausspricht. Die Unterhaltung der gebildeten Kreise bewegt sich selbst auch innerhalb des weiten Gebiets der wissenschaftlichen Forschung und eignet sich die Resultate derselben an, ohne mit pedantischer Schwerfälligkeit den ganzen gelehrten Apparat, der zur Forschung gehört, herbeizuziehen. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben die schöne Aufgabe, solche Resultate zum Gemeingut zu machen, und wirken dazu nach einem viel größern Maßstabe, als Literaturzeitungen und andere Archive der wissenschaftlichen Kritik, die doch zumeist auf die Gelehrten und wissenschaftlich Forschenden ihren Einfluß beschränken. Der Gegenstand der vorliegenden Schrift aber ist ohne Zweifel der Theilnahme der meisten Leser dieser Blätter hinreichend empfohlen.

Daß die Mythologie etwas mehr sei als eine bloße Fabellehre, mehr als der Inbegriff der Traumgestalten heidnischen Aberglaubens, und daß man der Bekanntschaft mit ihr nicht bloß zum Verständnisse alter und neuerer Dichter und antiker Bildwerke, sondern auch zur richtigen Würdigung der ganzen alten Welt bedürfe, das ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt, und wer sich zu den Gebildeten zählt, hat auch das Bedürfniß gefühlt, wenigstens mit griechischer und römischer Götterlehre sich einigermaßen zu befreunden. Man verkennt auch nicht mehr, daß in den gräßlichen Mißgestalten ägyptischer und indischer Gottheiten nicht minder als in den harmonischen und idealen Formen der griechischen Hieroglyphen vorliegen, deren geheimen Sinn zu deuten, bereits auf verschiedenen Wegen und aus mannichfachen Standpunkten von Vielen versucht worden ist. Daß man auf philologischem und historischem Wege allein nicht zum Ziele, nicht zu einem klaren Verständnisse gelange, sowol weil der tiefere Gehalt der Mythen unverkanndar über das Gebiet der Philologie und die mythische Zeit weit über die historische hinausliegt, als auch weil alle historische Forschung endlich auf einen mysteriösen Kern stößt, den sie zwar von seinen Schalen zu entkleiden, aber gleichwol nicht zu ergründen vermag, das sollte nicht mehr verkannt werden. Aber man ist noch nicht einmal darüber einig, ob der Mythus vielleicht das in die Erscheinung hereingetretene und in der Beschränktheit menschlicher Auffassung sich verkörpernde Göttliche, der prismatisch gebrochene Strahl des Lichts ursprünglicher Manifestation der Gottheit, oder nur eine Vergötterung der Erscheinung selbst, oder ihrer Kräfte, oder ihrer Idee sei. Diejenigen, welche an eine ursprüngliche Gottesoffenbarung, deren hellleuchtende Spuren in der geschichtlichen Urkunde, dem 1. Buche Mosis, sich nachweisen lassen, zu glauben sich gedrungen fühlen, können in den ältesten Mythen nur die gebrochenen und mannichfach verdunkelten Strahlen derselben anerkennen, ohne damit die eigenthümliche Gestaltung der Religionsbegriffe und der heiligen Sagen der alten Völker vollständig erklären zu wollen. Am häufigsten geht man von der Voraussetzung einer Vergötterung aus, aber mit dem Unterschiede, daß man entweder Ideen, oder Naturkräfte, oder Menschen in den Mythen vergöttert sieht. Wenn nun aber weder aus dem einen noch aus dem andern Objecte der Vergötterung allein der ganze Umfang der Mythologie zu erklären ist, so gewinnt die Untersuchung wol eine sicherere Basis, wenn sie für die sehr verschiedenartigen Mythen auch einen verschiedenartigen Ursprung und Gegenstand, Vergötterung nicht blos des einen oder des andern jener Objecte, sondern aller drei voraussetzt. Wie in der Geogonie die Neptunisten und Vulkanisten beide Recht haben, sobald sie die Entstehung einer oder der andern Erdformation aus dieser oder jener Quelle ableiten, Unrecht aber, wenn sie aus derselben Quelle alle hervorgehen lassen, so in der Mythologie die Anhänger der verschiedenen Erklärungsversuche. Es ist durchaus nicht zu leugnen, daß mehre der tiefsinnigsten

Digitized by Google

Mythen nur aus der Naturwissenschaft zu erklären sind, und schon Platon hat diesen Weg eingeschlagen; aber man würde gleichwol das Verständniß des ganzen weiten Mythenkreises sich verschließen, wenn man in ihnen nur Personificationen der Natur und ihrer Kräfte erblicken wollte. Sieht man in ihr personificirte oder verkörperte Ideen, die schon philosophische Speculation und Anschauung voraussetzen, so dringt sich die Frage auf: Ob die Mythe vor der Philosophie oder diese vor jener entstanden ist? Beides ist wahr, und die Gleichzeitigkeit beider dazu, wenn man die Ungleichzeitigkeit der verschiedenartigen, ob auch alle dem mythischen Zeitalter angehörigen Mythen, sowie der verschiedenartigen Philosopheme berücksichtigt. So unleugbar ein Theil der Mythologie in früher hervorgetretenen Philosophemen sich begründet, so gewiß sind mehre der gehaltvollsten Philosopheme von Mythen ausgegangen.

Nur setze man nie und nirgend eine absichtliche Gestaltung oder willkürliche Dichtung voraus; denke nicht an künstliche Symbolisirung oder an Allegorisirung, die der mythischen Zeit überhaupt nicht angehört. Die philosophische Anschauung, das Product der reinen Speculation und die Erkenntniß der Naturwahrheit auf empirischem Wege gefunden, gestaltete sich unmittelbar im Mythus, kleidete sich unmittelbar, aus innerer Nothwendigkeit, in das Symbol, und Philosophie und Poesie hatten gleichen Antheil daran. In der mythischen Zeit ist am wenigsten die Wahrheit der Poesie eine andere als die der Philosophie; Wissenschaft und Poesie sind noch nicht getrennte Factoren; die unmittelbare Anschauung ist selbst poetisch. Der Dichter glaubt an seine Götter, wie der Philosoph sie weiß; er macht sie nicht, sondern wird von ihnen ergriffen und durchdrungen; sie stehen ihm an, wie er sie anschaut, in der Eigenthümlichkeit seiner Persönlichkeit, in dem Leben der Natur, im Geiste seiner Zeit. Keineswegs hat ein einzelner Dichter oder Denker die Mythe, oder gar einen Mythenkreis geschaffen; sie ist Volksdichtung, Volksschöpfung, unmittelbar aus dem Leben und Anschauen des Volks hervorgegangen, und zwar nicht als Dichtung, oder als Deutung und Auslegung, sondern als Anschauung, die philosophisch und poetisch zugleich ist. Die Götter sind allerdings Personificationen, aber nicht eigenmächtige, willkürliche, beliebig erfundene, sondern nothwendige Anschauung der Idee im Symbol, im Wort, in der unmittelbaren Gestaltung, und wie sie aus dem Volksglauben selbst hervorgingen, so behaupten sie auch um so sicherer ihr Bürgerrecht im Volke. Der Volksglaube war ursprünglich auch Glaube der Dichter und Philosophen; erst als der Unglaube überhand genommen, als im Volksglauben die Göttergestalten zu starren Formen, gegläubten Fabeln geworden waren, als in den ursprünglichen Mythenkreis des Volkes auch fremde Götter eingedrungen waren, schufen Dichter und Denker, selbst der ursprünglichen Anschauung verlustig, sich einen abstracten Glauben. Menschenvergötterung insbesondere gehört erst einer spätern Zeit der Mythenschöpfung an; die ursprünglichere ist die unmittelbare Anschauung des Göttlichen im Menschen, wie in der Natur überhaupt. Aber auch diese Menschenvergötterung ist ursprünglich keine absichtliche; es schließt sich die Anschauung des Göttlichen an eine heroische Menschengestalt an, gleichsam unmittelbar wie nothwendig; die Offenbarung der Gottheit im Menschen erhebt in der menschlichen Anschauung den Menschen selbst zum Gott. Daß übrigens der Ursprung der Mythen und der Mythologie nicht gleichzeitig sei, bedarf keines Beweises; jene waren lange vor dieser, nicht als vereinzelte Sagen, sondern als eine Gesammtanschauung des Volkes, sich aneinander anschließend; und erst in der Zeit des einbrechenden Unglaubens, da diese Gesammtanschauung verloren ging, bildete sich reflectirend das nun des ursprünglichen Zusammenhangs und Lebens entbehrende Einzelne zu einem absichtlichern, künstlichern Ganzen in der Mythologie aus.

Gleichwol ist nicht grade ein besonderes, nun verlorenes Organ der frühern Menschheit für die Mythenschöpfung, etwa ein animalisch-magnetischer Zustand anzunehmen, wol aber eine eigenthümliche Entwickelungsstufe des Menschengeistes. Wir bezeichnen diese allerdings als eine dichtende und philosophirende Zeit, die nicht nothwendig eine solche sein mußte, da Verstand, Phantasie und Vernunft noch nicht durch die Kraft der reflectirenden Philosophie getrennt, sondern „einig waren, wie sie es immer sein, und, da sie es nicht sind, wieder werden sollen", in der aber das Dicht- und Denkvermögen in religiösen Anschauungen zusammenfloß. Eine solche Zeit ist zwar weder historisch nachgewiesen, noch in ihrer absoluten Nothwendigkeit nachweisbar; sie ist aber gleichwol keine ganz willkürliche, bodenlose Hypothese, indem die vorgeschichtlichen Mythen, als die lebendigen Erzeugnisse einer solchen Zeit, den bezeichneten Charakter derselben an sich tragen. Faßt man nicht die poetische Wahrheit als einen Gegensatz der philosophischen auf, jene nur als Erdichtung, Fiction, Fabel, diese allein als reale Thatsache, so erscheint ein poetisch-philosophisches Zeitalter der Menschheit um so weniger als grundlose Voraussetzung, oder als in sich widersprechend. Doch steht man allerdings auf festerem historischen Standpunkte, wenn man an die in der ältesten Geschichte enthaltenen Andeutungen und Zeugnisse von einer uralten, untergegangenen Naturweisheit sich anschließt, in welcher Physik und Theologie innig vereint, wirklich eine Physikotheologie waren, aus der in der That ein großer Theil der alten Mythen sich ableiten und erklären läßt. Bekanntlich führen Indier und Ägypter auf das schon ihnen fernliegende Zeitalter einer solchen Naturweisheit ihre Mythologien zurück, und forschende Griechen reisten nach Ägypten, um jene bei der sie bewahrenden Priesterkaste zu suchen. Sie war eine nur noch theilweise vorhandene, dem Volke verborgene Geheimlehre, deren Reste man heilig hielt und zu erhalten strebte, auch in den griechischen Mysterien, in denen sie sich aber je mehr und mehr trübte und verdunkelte, aus denen sie auch je mehr und mehr verlautete, wozu die Dichter, besonders die Tragiker mitwirkten. Aus solcher Verdunkelung und Verlautbarung mochten die nach dem mythischen Zeitalter hervortretenden Volksreligionen sich gestalten, die, sonach aus einem schon sehr getrübten Quell hervorgehend, nur Überlieferungen dar-

Digitized by Google

bieten, aus denen den reinen Gehalt auszuscheiden sehr schwer, zum Theil unmöglich ist. Huldigt man nicht dem ebenso unhistorischen als unphilosophischen Vorurtheile, daß die ältesten Völker in einem rohen sogenannten Naturzustande lebten, und statt irgend einer wissenschaftlichen Erkenntniß, bei reicher Imagination, nur phantastische Vorstellungen von der Natur hatten, so verweilt man gern bei den bewährten Zeugnissen von jener uralten Naturweisheit, deren Hieroglyphen auf dem jetzigen Standpunkte der Naturwissenschaft, ihrer außerordentlichen und bewundernswürdigen Fortschritte in der neuern Zeit ungeachtet, uns zum Theil noch unverständlich sind, während Andere, die man früher als Träume, oder als unbehülfliche Versuche, die Geheimnisse der Natur zu deuten, selbstgefällig verlachte, in ihrem tiefen Gehalt bereits anerkannt sind.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist ein tüchtiger Hieroglyphendeuter, dazu ausgestattet mit Scharfsinn, mit dem erfoderlichen Maße von Phantasie und poetischer Auffassungsweise, mit wissenschaftlicher Penetration, reichen Kenntnissen und vielseitiger Bildung. Nicht die ganze Mythologie, aber mehre der bedeutsamsten, zunächst griechischen Mythen aus naturwissenschaftlichem Standpunkte, ausgehend von der ihm hinlänglich beglaubigten Voraussetzung einer uralten, in heiligen Sagen theilweise verkörperten Naturweisheit, zu deuten und dadurch zum Verständniß der verschiedenartigen Mythenkreise den Weg zu bahnen, hat er sich zur Aufgabe gestellt.

Mit Recht empfiehlt er in der Einleitung sehr dringend Zartheit und Nüchternheit in Behandlung religiöser Gegenstände, — was die Theologen aller Parteien sich gesagt sein lassen mögen. Ebenso schön und überzeugend wird der Einfluß der Naturwissenschaft auf Erweckung und Belebung echtreligiösen Sinnes nachgewiesen. Daß nicht einseitig, aus Vorliebe für eine vorgefaßte Meinung, der Gegenstand behandelt wird, erhellt schon aus dem Bemühen, die physikalische mit der philologischen Auffassung der Mythen zu verbinden und zu vereinigen. Wir heben Einiges, was Hr. Schweigger zur Begründung seiner Ansicht von dem Zusammenhange der alten Religionen mit einer vorhistorischen Naturwissenschaft mittheilt, in kurzen Andeutungen hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Literatur in Griechenland.

Athen. Sonettencyklus von Adolf Ellissen. Athen 1838.

Griechenland, das heutige in der Wiedergeburt begriffene Griechenland, bietet in so vielfachen Beziehungen reichen poetischen Stoff dar, daß es zu verwundern wäre, wenn die heutige, einer Erfrischung durch neue lebenssäfte gar sehr bedürftige Dichtkunst sich seiner nicht zu bemächtigen suchte. An jeder Spanne Bodens, an jedem Berge und Felsen, an jedem Bach und jeder Quelle haften die größten geschichtlichen Erinnerungen; aber diese Erinnerungen erhalten eine elegische Färbung durch die Spuren der Zerstörung und Verödung, die jenen großartigen Landschaften aufgedrückt sind. Niemand hat dies tiefer empfunden und wahrer ausgedrückt als Lord Byron; und jene Strofen seiner Gedichte, in welchen er uns den Zauber griechischer Gegenden unter dem leicht darüber hingebreiteten Nebelflor ihrer historischen Erinnerungen im Bilde vorüberführt, gehören zu den schönsten und gefühlreichsten Erzeugnissen seiner hochbegabten Muse.

Der junge Dichter, dem der vorliegende Sonettenkranz seine Entstehung verdankt, hat vorzugsweise den Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt poetisch aufzufassen und darzustellen sich befreidet; und zwar hat er sich für diesen ersten Versuch einen beschränkten Kreis von Gegenständen gewählt, die Stadt Athen mit ihren Monumenten. An die einzelnen Denkmale knüpft er seine Betrachtungen an, bald der Trauer über den geschwundenen Glanz und die gesunkene Größe sich hingebend und nur die Vergangenheit feiernd, bald die neuern Bestrebungen und Zustände mit den alten vergleichend, und die Hoffnungen andeutend, die an Griechenlands Wiedererhebung verheißungsvoll sich knüpfen. Wir heben hier einige Proben heraus.

Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin.

Wie's die Väter klug ersannen,
Wurde Nike ohne Flügel
Aufgestellt auf Kekrop's Hügel,
Sie an Kekrop's Stadt zu bannen.

Doch die Schwingen bald begannen
Neu zu wachsen; los der Zügel
Sprengt sie ihres Kerkers Riegel,
Schwingt sich auf und fliegt von dannen.

Zehn nach zweitausend Jahren
Kehrt sie ihrem Volke wieder,
Wandelt in Triumph sein Trauern.

Feindesschanzen, die bewahren
Ihren Tempel, fürzen nieder,
Neu erstehen Nike's Mauern.

Oelwald.

Seid mir gegrüßt, ihr dunkeln Friedensbäume,
Dreitausendjähriger geweihter Wald!
Dein Säuseln wiegt mit magischer Gewalt
Des Sängers Herz in süßverlorne Träume.

Ich wandle stumm durch die geweihten Räume,
Wo Plato's hohe Worte einst erhallt,
Wo der Kephisos still und zögernd wallt
Durch seiner Ufer Anemonensäume.

Die Seel' ist matt vom weiten, leren Lauf,
Sie schmachtet lechzend nach dem süßen Frieden,
Den Pallas ihrem alten Hain beschieden.

Nimm, düsterr Wald, den Wandrer freundlich auf!
Wie Odysseus, dem Armen, Lebensmatten,
Gewähr' ihm Ruh in deinem heil'gen Schatten.

An die Sonette sind in einem Anhange einige Epigramme gereiht, von denen wir die zwei nach unserm Urtheil gelungensten ebenfalls mittheilen wollen.

Lord Elgin's Thurm.

Schöne der Ewigkeit raubte der Schotte, doch gab er die Uhr Euch.
Die die Minute getreu hatt der Jahrtausende zeigt.
Schaut hinauf, Ihr Hellenen, ob's Zeit ist, wieder zu fordern.
Was für Britannien nicht Phidias' Genius schuf!

Museum im Tempel des Theseus.

Theseus' Tempel umschließt der Metropolis heiligre Beute.
Schätze den Todten geweiht gaben die Gräber zurück.
Kore zu rauben, betrat er vor Zeiten die Schwelle des Orkus.
Siehe! er plündert aufs Neu Hades gefürchtetes Reich.

Das letztere Epigramm deutet sich darauf, daß ein großer Theil der im Museum aufbewahrten Kunstwerke aus Basreliefs von Grabmonumenten besteht. Die mitgetheilten Proben mögen genügen, um darzuthun, daß Hr. Ellissen nicht ohne dichterische Anlage und nicht ohne Geschick in der Wahl und Auffassung seiner Gegenstände ist. Wir empfehlen ihm tiefere geschichtliche Studien und eine größere Strenge in den Anfode-

Digitized by Google

rungen an sich selbst in Bezug auf Sprache und Ausdruck, sowie eine größere Mannichfaltigkeit in der Form; obgleich er auch jetzt schon versucht hat, das in häufiger Wiederholung monotone Sonett durch Anwendung verschiedener Sylbenmaße zu variiren. Je vertrauter er sich mit seinem Gegenstande macht und je Höheres er von sich selbst fodert, desto Höheres wird er auf dem von ihm gewählten Gebiete auch wirklich leisten können. 57.

Was verlangen die Bürgerlichen? Brief an den Grafen ***. ***** von F. B. 1838.

Unter diesem Titel ist in dem Vereinsverlage zu Zürich eine Flugschrift erschienen, welche, durch den hanoverschen Verfassungsstreit hervorgerufen und mit diesem sich besonders beschäftigend, eine allgemeine Beachtung verdient, die ihr denn auch in der Lage, wohin die für ganz Deutschland so wichtige Angelegenheit gekommen, sicher nicht ausbleiben wird. In dem ungenannten Verfasser glauben wir einen der ausgezeichnetern und wohlmeinendsten politischen Schriftsteller Deutschlands zu erkennen. Er hatte wol schwerlich nöthig, eine allzu große Strenge der politischen Censur zu befürchten und diesem Grunde seine Schrift in der Schweiz verlegen zu lassen. Ist er doch in seinen Wünschen bescheiden, also daß er in Beziehung auf diese Censur nur weniger Preßzwang, nur etwas mehr Liberalität, etwas weniger Aengstlichkeit als dringendstes Bedürfniß für Deutschland fodert. Ein Anhänger des monarchischen Systems und der englischen Schule zugethan, beantwortet er sich die Frage: „Was wollen die Bürgerlichen?“ mit den Worten: „Einen starke Krone; einen starken Adel; ein starkes Bürgerthum.“ Der größere Theil seiner Flugschrift ist der weitern Ausführung dieser Ansicht gewidmet und namentlich hält er eine Wiederbelebung des ihm politisch noch wichtig dünkenden Adelsinstitut in Deutschland nur durch eine Restauration desselben nach dem Muster des englischen für möglich. Von andern Standpunkte aus den Bildungsgang des europäischen Staatenwesens fassend, mag man wol die Frage aufwerfen: Ob eine solche Uebersetzung der englischen Verfassung ins Deutsche, oder selbst eine freie Bearbeitung derselben, überhaupt als ausführbar erschiene? Ob nicht der größere Theil der europäischen Nationen einer Phase ihrer Entwickelung nahe gerückt ist, worin auch diese englischen Institute den wachtenden Bedürfnissen des öffentlichen Lebens nicht mehr durchaus genügen werden? Bücher Meinung man übrigens über die Zukunft unsers Welttheils beispielsweise hegen, so muß man darin mit ihm übereinstimmen, daß die Gefahren, die sie in ihrem Schooße birgt, durch jede Missachtung des formell geltenden Rechts nur beschleunigt werden können. Solche Gefahren glaubt nun auch der Verf. zu erkennen und er versichert, daß der Totaleindruck einer Reise, von der er eben heimgekehrt, ein höchst ungünstiger ist, und daß die Gemüther in der Tiefe erregt seien. Er meint sogar, wenn Deutschland durch Pyrenäen und Meer von dem Einfluß der übrigen Länder getrennt wäre, daß dann wahrscheinlich ein politischer dreißigjähriger Krieg entbrennen würde.

Auf die hanoversche Verfassungsangelegenheit näher eingehend, scheint es ihm nothwendig, daß von oben her der öffentlichen Meinung einige Genugthuung gewährt werde. Sehr weit von jedem Terrorismus entfernt, genügt es ihm jedoch in seiner deutschen Gutmüthigkeit, wenn etwa der Minister, der jetzt in Hanover an der Spitze der Verwaltung steht, zu einem einjährigen Cursus des öffentlichen Rechts nach England, auf die „Insel des Gesetzes“, gesendet werde. Nächstdem hofft und erwartet er, daß die hohe Bundesversammlung zu Frankfurt in dieser „wichtigsten moralischen Krisis“ nicht für incompetent sich erklären, sondern liegend ein Zeichen der Mißbilligung

Dessen, was in Hanover geschehen, irgend einen Fingerzeig geben wird, daß man Das, was bestehendes Recht ist, erhalten wolle. Dies Alles ist mit dem warmen Eifer der Ueberzeugung in einer frischen lebendigen Sprache vorgetragen, welche dem auch äußerlich gut ausgestatteten Schriftchen zahlreiche Leser verspricht. 88.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel wurden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*40. Auserlesene Gedichte von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Kaspar von Lohenstein, Christian Wernike, Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz, Christian Weise, Johann von Besser, Heinrich Mühlpfort, Benjamin Neukirch, Johann Michael Moscherosch, Nicolaus Peucker. Herausgegeben von Karl Förster. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Bildet das siebenundzwanzigste und letzte Bändchen der unter Nr. 14 erwähnten Sammlung.

*41. Bartbels (Friedrich), Die naturgemäße Behandlung der Schafwolle durch schonanenweise Wäsche vor der Schur, oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung fremdartiger Stoffe. Nach vielfachen eignen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 21½ Bogen. Geh.

Die Aufmerksamkeit des ökonomischen Publicums ist schon lange auf die vortheilhafte Methode des Verfassers gerichtet gewesen und es wird die Nachricht nur erwünscht sein, daß der erste Theil im Drucke bereits vollendet ist und demnächst ausgegeben werden soll.

*42. Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Amilius Ludwig Richter und Karl August Espe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Die Berichte vom Jahre 1835—37 kosten jeder 10 Gr.

*43. Bobuszynski (Augustin), Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populaire Darstellung. Mit 3 Steindruckfiguren. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

*44. (Böttiger.) Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von K. W. Böttiger. Zweites Bändchen. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Bändchen (1837) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Eine biographische Skizze K. A. Böttiger's, ebenfalls von seinem Sohne herausgegeben, erschien im vorigen Jahre in meinem Verlage und kostet 16 Gr.

*45. Busch (D. Wilh. Heinr.), Handbuch über die Krankheiten des Weibes. Vier Bände. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der berühmte Verfasser beschenkt das Werk als ein Ergebniß seiner dreißigjährigen praktischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Studien. Der erste Band, welcher die allgemeinen pathologischen, pathologischen, diätetischen, formellen und therapeutischen Lehren enthält, wird bald erscheinen.

*46. Cazotte (Jacques), Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife. Zwei Novellen. Uebersetzt von Ed. von Bülow. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

Bildet den siebenundzwanzigsten Band der unter Nr. 13 angezeigten Sammlung.

47. Cervantes Saavedra (Miguel de), Novellen. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 226. — 14. August 1838.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. S. C. Schweigger.

(Fortsetzung aus Nr. 225.)

Nach Herodot behandelte bei Ägyptern und Indiern jeder Arzt nur eine Krankheit; — die Heilkunst war also vertheilt, — und Jeder war an die in alten heiligen Büchern vorgeschriebenen Gesetze des Heilverfahrens so gebunden, daß jede Abweichung von denselben (wahrscheinlich zunächst im Fall eines ungünstigen Erfolgs) eine Anklage auf Leben und Tod begründete. Jene heiligen Bücher — naturwissenschaftlichen, astronomischen und dann auch wol speciellen therapeutischen Inhalts — bewahrten Reste untergegangener Weisheit, blieben in den Händen der Priester, der alleinigen Ärzte; ihrer Kaste allein waren sie zugänglich; aber auch diese verlor ihr Verständniß immer mehr. So gehen auch die frühesten griechischen Philosophenschulen des Thales, Pythagoras u. s. w. aus den noch vorhandenen Resten jener vorhistorischen Naturwissenschaft hervor, deren höhere Wahrheiten endlich nur noch durch die griechischen Tragiker vor dem Volke verlauteten. Das Christenthum, seinem Wesen nach der Naturwissenschaft günstig, trat doch zunächst mit der naturwissenschaftlichen Deutung der Mythen in Conflict; — bei der Zerstörung der alten Göttertempel verschonte man auch die darin aufbewahrten Sammlungen von Büchern und Naturerzeugnissen nicht; — so verlor sich mit jenen Urkunden der alten Weisheit diese selbst immer mehr, und es entwickelte sich sogar eine Opposition gegen die Naturlehre, die als heidnischer Wahn verfolgt ward.

Aus neuern Beobachtungen ergibt sich, daß die altägyptischen Maße, wie sie auch an den Dimensionen ägyptischer Bauwerke, namentlich der Pyramiden, sich zeigen, auf die genauesten Gradmessungen sich beziehen, die, weil notorisch kein Volk der historischen Zeit die dazu erforderlichen Hülfsmittel besaß, ebenfalls auf eine vorhistorische, tiefere Naturwissenschaft zurückweisen. Dazu haben neuere Untersuchungen und Forschungen die tiefe Wahrheit mancher alten Lehren, welche man, ihres Verständnisses ermangelnd, bereits als Märchen und Fabeln verworfen und verspottet hatte, und auf welche allerdings die gewöhnliche Naturkunde nicht kommen konnte, wieder ans Licht gebracht.

Der Verf., für seinen Gegenstand begeistert, hat in einer mythischen Trilogie drei poetische Versuche: 1) eine Homeridische Probe neuer Gestaltung und Ausschmückung alterthümlicher Mythen, 2) ein naturwissenschaftliches Bruchstück, im Sinne der mythischen Hypothese Strabo's, und 3) Proben zur Andeutung des dichterischen Elements in der Naturwissenschaft, unabhängig von Mythenbildung, mitgetheilt, die Beachtung verdienen, und allerdings ihrem Zwecke, seinen Ansichten als Beispiele und Belege zu dienen, entsprechen. Wichtiger für die Wissenschaft sind seine Bemerkungen über Mythenentstehung nach Strabo's Ansicht, mit besonderer Hinsicht auf die Mythe von den Dioskuren, welche bereits in dem poetischen Bruchstücke als gleichbedeutend mit der Elektricität gebraucht wurden. Strabo meint: die Alten hätten ihre physikalischen Ansichten von den Dingen in Räthsel eingehüllt und ihren wissenschaftlichen Betrachtungen eine Mythe beigefügt (etwa wie der treffliche Schubert seiner „Allgemeinen Geschichte des Lebens" einige Mythen, — Klage der Erde bei der ersten Trennung — das Erwachen der Sonne — Leben und Anbetung vorangestellte, und darin gleichsam den ganzen wissenschaftlichen Gehalt des Buches vorbildete, wobei er jedoch keineswegs eine Nachahmung oder Beglaubigung der antiken Mythen beabsichtigte). Aber, fragt man, warum hätten die unterrichteten (allerdings ihrem Zeitalter und Volke voraneilenden) Naturforscher, wie wir nach ihren Leistungen sie uns denken müssen, ihre Entdeckungen in Räthsel einhüllen sollen? Gewiß nicht, um neidisch sie zu verbergen! Meint man aber, die Zeit habe schon, wie in der Pythagoräischen Periode, auf Geheimhalten hingedrängt, so setzt man schon ein Misverstehen der naturwissenschaftlichen Lehren voraus. So meint man auch, die ältesten Dichter hätten die Naturkräfte personificirt, und so Mythen angereiht an eine naturwissenschaftliche Grundlage, um aufzumuntern zum Nachdenken, zur Erforschung der Wahrheit, sie zugänglicher und anziehender zu machen durch Anmuth des Vortrags.

An den Bezeichnungen des Sauerstoffs und Wasserstoffs als Ilt und Brint wird nachgewiesen, daß, wiewol beide recht eigentlich als Personificationen, Dämonen, erscheinen, doch auf solche Weise die Mythen nicht entstanden sein können. Wie wenig auch das überlegene poetische Talent im Stande sei, die willkürlichen, dichterischen Personificationen zu wirklichen Mythen zu erheben,

Digitized by Google

erhellt nicht nur aus den reichen allegorisirenden Personificationen in Hebel's alemannischen Gedichten, sondern auch aus ältern urchristlichen Dichterwerken, die reich sind an solchen Allegorisirungen. Als äußere Gründe, daß jene alten Mythen unmöglich durch allegorisirende Personification an Naturerscheinungen, zur Vergötterung der sinnlichen Natur, angereiht sein können, führt der scharfsinnige Verfasser an, daß von vielen Mythen nie ein alter Dichter Gebrauch gemacht hat, daß also zu dichterischen Zwecken so etwas, z. B. die idäischen Daktylen, gewiß nicht erfunden worden; daß ferner Cicero erzählt, im Mythenkreise der alterthümlichen Theologen seien sogar mehre Sonnen angenommen worden, was zu keiner der gangbaren Hypothesen von Mythenentstehung paßt, sondern auf etwas Strengnaturwissenschaftliches zurückweist.

Wie in eine Welt voll Wunder die Naturwissenschaft einführt, wird in der physikalischen Abhandlung, die möglichst populair gehalten ist, anschaulich gemacht. Der Physiker ist um so mehr echter Theoretiker, je mehr er Dichter ist, im alterthümlichen Sinne die Natur darzustellen vermag, auf gewisse Urwunder zurückweist, Gruppen zusammenstellt, aus denen eine Klarheit der Beschauung (Theorie) hervorgeht.

Die Bemerkung, daß Verbrennen und Erzeugen gleichbedeutend erscheine, verwandtlicher Natur sei, bestätigt der Heraklitische Satz, daß der Streit entgegengesetzter Kräfte (deren Symbol die Dioskuren sind) die Entstehung neuer Körper bedinge, die Ausgleichung dieses Gegensatzes aber Verbrennung genannt werde, was wieder gleichbedeutend ist mit dem altpythagoräischen Satze: Gegensätze sind die Principien der Dinge, worin der schärfste Ausdruck der chemischen Polaritätslehre, welche den Namen der Elektrochemie führt, enthalten ist, deren Princip in den alterthümlichen Ausdrücken sogar schärfer und durchgreifender bezeichnet ist, als in den neuern Lehrbüchern der Chemie.

Wenden wir uns zu den Dioskuren, den Söhnen des Himmels, die beständig Beide zugleich aufleben und zugleich hinsterben, so zwar, daß nothwendig immer der Eine sterbe, damit der Andere lebe. Das scheint eine Unmöglichkeit, ein logischer Widerspruch zu sein. Dieser löst sich auf in den Gesetzen der Polarität. In der Magnetnadel ist nie der Nordpol ohne den Südpol, oder dieser ohne jenen vorhanden. Beide leben zugleich auf, streng in demselben Moment, und wenn der eine Pol vernichtet wird, so ist es zugleich der andere. Aber auch im kleinsten Magnet liegt zwischen dem Nord- und Südpol eine ganz unmagnetische, den Übergang von einem Gegensatze zum andern vermittelnde, die sogenannte Indifferenzzone, welche die entgegengesetzten Pole dynamisch eint. Der Übergang von Plus zu Minus kann nur durch Null oder durch die Unendlichkeit stattfinden. Im Kreise des Physischen ist nur an Null zu denken. Die zum Wesen der magnetischen Polarität, zur Vermittelung der Gegensätze gehörige Indifferenzzone, worin sowol der Nord- als Südmagnetismus erstorben sind, ist schlechthin nothwendig zur Existenz der polarischen Zone, d. h. die beiden Magnetpole leben blos durch den Tod ihrer Gegensätze. An der zerbrochenen Magnetnadel (etwa einer magnetisirten Nähnadel) kann man leicht sich selbst überzeugen, daß, wie in dem allerkleinsten Stückchen, das etwa da, wo die stärkste Nordpolarität sich zeigt, abgebrochen ward, diesem Nordpol gegenüber der Südpol hervortritt, also in der nordpolarischen Zone die südpolarische Kraft, obwol scheintodt, noch vorhanden ist, während sie aus dem Scheintode erwacht, sobald man den Versuch machen will, den Nordpol allein abzubrechen. Dasselbe gilt mit verändertem Ausdrucke von der südpolarischen Zone. Folglich ist es ganz streng wahr, daß die nordpolarische Kraft sterben muß, damit die südpolarische auflebe, und umgekehrt, während doch beide Polaritäten unzertrennlich sind, miteinander lebend und miteinander sterbend.

[Die Fortsetzung folgt.]

Die periodische Presse in Belgien.

Erster Artikel.

Daß in unserm Zeitalter, besonders aber seit der Julirevolution, die periodische Presse als Organ der öffentlichen Meinung, zumal in solchen constitutionnellen Staaten, wo eine mehr oder weniger unbeschränkte Preßfreiheit existirt, eine Hauptrolle spielt und durch ihren Einfluß die kräftigste aller Maschinen, Volk genannt, in Bewegung zu setzen im Stande ist, kann als hinlänglich bekannt angenommen werden, und es ist ebenso wenig einem Zweifel unterworfen, daß ihre Wirkung, so lange sie die gesetzmäßigen Schranken nicht überschreitet, im höchsten Grade wohlthätig sein kann, dahingegen aber Unheil und Unordnung zu stiften vermag, wenn sie in Zügellosigkeit, Parteischaft, Privathaß u. s. w. ausartet. Die belgische Constitution erkennt die Preßfreiheit im weitesten Sinne an, und setzt demnach auch der periodischen Presse keine andern als natürliche Schranken, solche nämlich, welche die Person und das Eigenthum schützen sollen; und man muß, der Wahrheit gemäß, dieser Presse in Belgien das Lob geben, daß sie, wenig Fälle etwa ausgenommen, ihre Freiheit nicht sehr misbraucht, und sich fast immer gemäßigter gezeigt hat als ihre französische Schwester, und gewissermaßen auch als die der ehemaligen Opposition unter dem holländischen Scepter. Ihre Wichtigkeit ist, wie ihr Einfluß außerwärts, freilich auch um Vieles geringer als jene, erklich wegen des verhältnißmäßig geringern politischen Einflusses des Landes, so dann wegen des mindern Gehalts oder innern Werths der Producte, mit deren Erzeugung sich in Belgien nicht, wie in Frankreich, Gelehrte und Staatsmänner vom ersten Range, gesetzt das Land habe deren aufzuweisen, abgeben. Dessenungeachtet dürfte es auch für das Ausland nicht ohne Interesse sein, mit den Bestandtheilen dieser Presse, sowol in Hinsicht auf Qualität als auf Quantität so genau als möglich bekannt zu werden, und da hierin, wie fast überall, die Hauptstadt den Ton angibt und in den meisten Fällen ihre Erzeugnisse fürs ganze Land als Muster gelten, so wird man es natürlich finden, daß wir in diesem Aufsatze, welcher eine möglichst vollständige und unparteiische Übersicht der belgischen Journalistik zum Gegenstande hat, unsern Blick vorzüglich auf die brüsseler politischen und andern Zeitschriften richten, ohne jedoch die bedeutendsten in den andern Provinzstädten Belgiens ganz zu übergehen.

Da wir uns jedenfalls am meisten um den Inhalt und innern Werth bekümmern und keine trockene statistische Angabe bezwecken, so enthalten wir uns, um weder zu viel noch zu wenig zu sagen, von der Bestimmung der Gesammtanzahl aller Producte der belgischen periodischen Presse zu sprechen. Wir begnügen uns mit der Erklärung, daß, wenn auch die desfalls im Feuilleton Nr. 14 des „Journal de la librairie française" vom

Digitized by Google

7. April d. J. gemachte Angabe von 84 solcher Produkte für ganz Belgien, wovon 40 allein auf Brüssel kommen, uns, besonders was letztern Punkt betrifft, weit übertrieben und demnach die daraus gefolgerte Berechnung von $2\frac{1}{2}$ Journale auf 100,000 Einwohner unrichtig scheint, die wirkliche Anzahl, welche wir fürs ganze Land um $\frac{1}{3}$ und für Brüssel ungefähr um $\frac{1}{2}$ geringer anschlagen zu können glauben, dennoch immer beträchtlich genug ist, nicht nur im Verhältnis mit Ländern, wo diese Presse sich eines geringern Maßes von Freiheit zu erfreuen hat, sondern auch mit Frankreich, England und Amerika, obschon für diese Länder in der angeführten Mittheilung respective die Zahlen 750—1200 und 2800 angenommen sind, weil die innern und äußern Verhältnisse dieser Länder eine ganz andere Wichtigkeit haben als die des belgischen Staats. Die Untersuchung nach den Ursachen würde uns, obschon sie ziemlich in die Augen fallen, zu weit von unserm Zwecke führen, und wir bemerken nur beiläufig, daß man sich vielleicht in keinem Lande mehr wie in Belgien irren würde, wenn man von der Zahl der Zeitschriften, zumal der rein politischen, auf die Menge der Abonnenten, Leser oder Politiker schließen wollte; denn einerseits haben die meisten hiesigen Zeitungen nur wenige Leser und noch weniger Abonnenten, weil sie nicht mehr wie ehedem den Beweis zu führen haben, daß eine gewisse Anzahl feste Abonnenten besitzen, um zur Herausgabe autorisirt zu werden, und auf der andern Seite, wie überall ein einziges Exemplar in den Kaffe- und Wirthshäusern, Soeietäten und Leseeabineten u. s. w. für viele Leser dient, nur die wenigsten außer Land versandt, selten über 450—500 Exemplare davon abgezogen, mehre in Umtausch gegen andere, oder gar gratis geliefert werden. Dennoch gibt es hier erstaunlich viele Zeitungsleser, nicht nur in den höhern, sondern auch in den niedern Klassen, obschon um Vieles weniger als in Frankreich, England und Amerika.

Daß die belgischen Zeitungen einen so geringen Absatz und so wenig Leser haben, rührt aber daher, daß die bessern Blätter mit wenigen Ausnahmen ihre meisten und besten Artikel buchstäblich aus den pariser Zeitungen abschreiben, und letztere in Brüssel nicht nur viele Abonnenten haben, sondern von verschiedenen, z. B. vom „Constitutionnel" von der „Gazette des tribunaux", vom „Journal des débats" u. a. m. täglich hier Nachdrücke veranstaltet werden. So wirkt denn auch wechselseitig der geringe Gewinn, den die Unternehmung eines Blattes von gewöhnlichem Schlag in Belgien abwirft, auf dessen Redaction, mit welcher sich nur mittelmäßige Köpfe abgeben, und wegen des dürftigen Honorars — falls ja ein solches bezahlt wird — auch auf dessen Mitarbeiter; und wiederum muß die Unbedeutenheit der Aufsätze, mögen es Artikels de fond oder des Feuilletons sein, zur Unsinnigkeit der Buchstabenwolle oder an bessere ausländische Kost gewöhnte Leser abstoßen. Was sonst noch über die besondern Eigenschaften einzelner brüsseler Zeitungen zu bemerken wäre, soll bei jeder derselben in unserer Uebersicht erörtert werden, zu welcher wir nunmehr schreiten, ohne uns an eine chronologische oder sonst bestimmte Folgeordnung zu halten.

1. Der „Moniteur belge" muß natürlich als anerkanntes officielles Blatt der Regierung, die das ganze Unternehmen auf Kosten des Staats bestreitet, am ersten die Revue passiren. Er enthält, wie dies gewöhnlich bei solchen Blättern der Fall ist, zwei Hauptabtheilungen, nämlich eine officielle für die eigentlichen Gesetze, Verordnungen und Anzeigen, von den höchsten und höhern Behörden ausgehend, und eine quasi nicht-officielle für Berichterstattungen von den Sitzungen der beiden Kammern und den eigentlichen Zeitungsnachrichten, mitunter auch für sogenannte Articles de fond oder ursprüngliche Aufsätze, meistens zur Widerlegung von Gerüchten oder Beschuldigungen zum Nachtheil der Regierung in andern in- und ausländischen Blättern, bisweilen auch Ansichten, welche auf spätere Verordnungen vorbereiten sollen. Wir sagen quasi nicht-officiell; denn obgleich die Redaction öfters betheuert hat, daß die Regierung in der Anfertigung dieser Abtheilung die Hand nicht im Spiele habe und für deren Inhalt nicht verantwortlich sein wolle, so weiß man doch besser, daß keine Zeile abgedruckt werden darf, bevor sie nicht von diesem oder jenem damit von der Regierung Beauftragten durchgesehen und erwogen worden, sowie auch viele der Articles de fond aus dem Ministerium selbst hervorgehen. Die besten dieser Aufsätze fließen aus der Feder des wegen seiner Geschichte der belgischen Revolution und sonst als Literatus vortheilhaft bekannten Hrn. Rothomb, Minister des öffentlichen Arbeiten, und des Staatsministers Ledeau. Die politischen Nachrichten im „Moniteur" sind zwar weniger einer solchen Censur unterworfen, es ist aber, um mit Goethe zu sprechen, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, oder eigentlich, daß der Staat bei der Veröffentlichung dieser Nachrichten nicht gefährdet werden kann, indem nur die unschuldigsten, unbedeutendsten Berichte — denn Neuigkeiten kann man sie wol nicht nennen, da sie in der Regel zwei und drei Tage später als in andern Blättern erschienen — aufgenommen werden; besonders während der Sitzungen der beiden Kammern, da viele Mitglieder, zumal der Repräsentantenkammer, gern ihre Reden in extenso eingerückt sehen und zwar bisweilen zweimal, wenn unglücklicherweise die Stenographen — welche, beiläufig gesagt, nichts weniger als die premiere force sind — hier und da etwas weggelassen oder falsch mitgetheilt hatten. Es trifft sich daher öfter oft, daß der „Moniteur" mit seinen zwei oder drei Beilagen während mehrer Tage hintereinander keine einzige politische Neuigkeit enthält. Daher kommt es auch, daß er wenig oder keine freiwilligen Abonnenten hat und nur von Behörden, Beamten, Gesellschaften u. dgl. gehalten wird, und da ihm auch wenig Inserate gesandt werden, so ist es kein Wunder, daß diese Unternehmung für den Staat ziemlich kostspielig ist und jährlich kostspieliger wird. Die unmittelbar unter dem Justizministerium stehende Hauptredaction ist einem ehemaligen französischen Arzte, der übrigens ein geschickter Literator und gewissenhafter Mann ist, anvertraut, und alle nicht unmittelbar aus dem Cabinete selbst hervorgehenden Originalaufsätze werden von ihm verfaßt.

2. Der „Indépendant" ist ein rein ministerielles, gewissermaßen auch halb officielles und unter der Hand auch, wie es heißt, zum Theil von der Regierung besoldetes Blatt und verdient seinen Namen demnach blos im ironischen Sinne. So viel ist gewiß, daß die bedeutendsten Publicisten im Ministerium und von der royalistischen Partei in den Kammern die vorzüglichsten Aufsätze und fast alle zur Widerlegung anderer Blätter der Oppositionspartei bestimmte Articles de fond liefern. Ueberhaupt ist die Redaction dieses Blattes, das sich auch in Hinsicht auf typographische Schönheit und Correctheit vor den andern auszeichnet, Hrn. Rousseau. Er soll von allen brüsseler Zeitungen die meisten Abonnenten, auch im Auslande zählen, und ist daher im Stande, eine gute auswärtige Correspondenz zu unterhalten und mit seinen Neuigkeiten vor vielen andern voranzueilen. Ein Advocat aus dem mittäglichen Frankreich, steht an der Spitze der Redaction und wird aus verschiedenen Gründen von einigen alten Oppositionsblättern oft zur Zielscheibe ihrer Sarkasmen genommen.

3. Die „Emancipation", welche kurz nach der Revolution 1830 entstanden ist, hat während dieser Zeitraume öfter ihre Farbe geändert, blieb aber doch immer mehr der Opposition als der ministeriellen Partei ergeben, hat jedoch den revolutionnairen Charakter, den sie anfangs angenommen hatte und weshalb sie sich durch Mittheilung solcher Berichte, welche der Regierung nichts weniger als günstig waren (wie z. B. die in und bei Löwen 1831 stattgehabte schimpfliche Niederlage, wovon in keinem andern belgischen Blatte eine so ausführliche und treue Beschreibung zu finden als in der „Emancipation" vom 15. August), auszeichnete, bald abgelegt und ist, nachdem sie sich ziemlich lange ganz neutral gehalten, seit letzter Zeit gemäßigt liberal, oder mit andern Worten, ihre Opposition ist mehr ad rem denn ad hominem gerichtet, wobei allenfalls nur zu tadeln ist, daß die Redaction bisweilen in ihrer Opposition nicht

Digitized by Google

recht mit der Sprache herausrücken will und das erste Feuer den andern Blättern für und wider überläßt. Diese Zeitung, welche besonders im Inlande sehr verbreitet ist und viele Abonnenten zählt, wird ziemlich gut von einem Belgier redigirt, hat fast täglich einen Originalaufsatz und ein gehaltreiches Feuilleton, und liefert die interessantesten politischen, literarischen und andere Neuigkeiten so schnell als möglich. Da die „Emancipation" des Morgens erscheint, so hat sie an dem „Eclair" — welcher in früherer Zeit ein selbständiges Journal war — ein Succursalblatt, welches des Abends erscheint und nebst den Tagesneuigkeiten die hiesigen und antwerper Börsencurse liefert, während manche der andern hiesigen Blätter zu diesem Behufe täglich zwei in ihrem Hauptinhalte jedoch nur wenig verschiedene Auflagen erscheinen lassen. Sowol die „Emancipation" als der „Eclair" sind das Privateigenthum eines der reichsten belgischen Capitalisten, der, wie es heißt, überdies noch bei mehren andern hiesigen und fremden Zeitungen interessirt sein und seine Rechnung sehr gut dabei finden soll.

4. Der „Courrier belge", welcher seit seiner Entstehung in den ersten Jahren der holländischen Regierung allmälig unter den Benennungen von „Libéral", „Vrai libéral", „Courrier des Pays-bas" erschien und dessen Redaction aus einer Hand in die andere übergegangen ist, war indessen immer bis im vorigen Jahre das Hauptorgan der liberalen Partei und einer systematischen Opposition, welche bisweilen die revolutionnairsten Meinungen vertheidigte, obschon man ihm kurz nach der Revolution von 1830 eine gewisse Verliebe zum Prinzen von Oranien zum Vorwurf machen wollte. So lange dies Journal größtentheils das Eigenthum eines jungen belgischen Advocaten war, der sich in öffentlichen Verhandlungen seines Ultraliberalismus halber ausgezeichnet hat, war es eines der gelesensten und auch wegen seiner Redaction am vortheilhaften bekannt. Seitdem der „Courrier" aber im vorigen Jahre das Eigenthum eines ehemaligen französischen Mechanikers und Lithographen geworden, hat er eine ganz andere Farbe angenommen, und ohne geradezu die Fahne der liberalen Opposition ganz zu verlassen, hat er sich als Hauptorgan der Finanzaristokratie und besonders als eifrigen Vertheidiger der Eisenbahnen und anderer industriellen Unternehmungen kundgethan. Daß er ein Eigenthum der ältern Bank (Société générale) sei, oder wenigstens von ihr besoldet werde, um ihre Partei wider die der Verwaltung zu verfechten, dürfte wol eine falsche Beschuldigung seiner zahlreichen Gegner sein, die er sich durch öfteres Anfeinden und beständiges Sticheln zugezogen. Das Blatt ist eines der gehaltreichsten und ziemlich gut redigirt, nur läßt es sich bisweilen zu sehr zu Personalitäten und Witzeleien hinreißen. Sein Hauptredacteur hatte sich ehedem als Herausgeber des „Industriel" und anderer periodischen Schriften und vieler Flugschriften bekannt gemacht.

5. Der „Observateur", ein erst vor wenig Jahren unter den Auspicien der Université libre und gleichzeitig mit ihr entstandenes Journal, hat sich als Hauptorgan der Wissenschaften und Künste mit gemäßigt liberaler Farbe angekündigt und ist auch ziemlich diesem Princip treu geblieben. Dies vielgelesene Blatt zeichnet sich mehr durch seine Originalaufsätze, Feuilletons u. s. w., als durch die Menge seiner Tagesneuigkeiten aus, ist gut, aber nicht immer im nämlichen Geist und Styl redigirt, welches davon herrühren mag, daß es, wie man sagt, mehre Mitarbeiter und Redacteurs hat, denen als Actionnairs das Einrücken ihrer Aufsätze nicht verweigert werden darf. Verschiedene Professoren und Studenten der brüsseler Universität liefern Beiträge, und man trifft hier mehr als in den andern hiesigen Blättern Übersetzungen aus deutschen Journalen. Sein Haupteigenthümer ist der ehemalige Besitzer des früher genannten, im „Observateur" am meisten angefeindeten „Courrier belge", und diese beiden Journale spielen hier in gewisser Hinsicht, aber freilich in Miniatur, die Rolle der in Paris die romantische oder die classische Schule verfechtenden Zeitschriften.

6. Der „Conservateur". Von dieser Zeitung läßt sich nichts Sonderliches sagen, als etwa, daß sie im vorigen Jahre die nach mehrjähriger Existenz eingegangene „Union" zu ersetzen, und wie diese das Interesse der katholischen oder eigentlich ultramontanischen Partei zu vertreten bestimmt wurde. Sie ist aber beiweitem nicht so gut redigirt wie ihre Vorgängerin, und es fehlt ihr an gehörigem Takt und Energie, um die Vortheile ihrer Partei mit gutem Erfolg geltend zu machen. Sie steht also in dieser Hinsicht wie überhaupt in der des eignen gediegenen Styls u. s. w. hinter dem zu Lüttich erscheinenden erzkatholischen „Courrier de la Meuse" weit zurück, wird außerhalb des Cirkels ihrer Gönner und deren Anhänger wenig gelesen, zählt demnach wenig freiwillige Abonnenten und dürfte bald eingehen, zumal wenn über kurz oder lang ein freisinnigeres Ministerium ans Ruder kommen sollte. Als Hauptredacteur wird Niemand bestimmt angegeben; ihre besten Mitarbeiter sollen einige Professoren der katholischen Universität in Löwen sein.

7. Der „Lynx" ist, wie bekannt, das älteste und anerkannteste Organ der orangistischen Opposition, und datirt seine Existenz seit der Revolution 1830, seit welcher Zeit selten ein Jahr verflossen ist, ohne daß dessen Redaction einer oder mehren Verfolgungen ausgesetzt war, indem bald der natürlich von Andern aufgereizte Pöbel das Redactions- und Druckbureau plünderte und verheerte, bald diese oder jene Abtheilung des Militairs, gegen welche der „Lynx" am öftersten loszieht, sich gegen einzelne Personen der Redaction Thätlichkeiten erlaubte, bald aber die gerichtlichen Behörden auf gesetzlichem Wege Geldbußen und Gefängnißstrafen über diejenigen einzelnen Personen verhängten, die sich als verantwortliche Redactoren, Herausgeber und Drucker angegeben hatten, von denen man aber wol weiß, daß sie nur sogenannte hommes de paille sind, wie sich dies noch vor Kurzem in dem Proceß über die aus dem „Lynx" extrahirte Flugschrife „Turpitudes" vor dem brüsseler Assisengericht erwiesen hat. Es ist nicht zu leugnen, daß der Trotz und die zuweilen bis zur Insolenz gesteigerte Kühnheit, mit welcher der „Lynx" dem Interesse seiner Partei vorsteht, eine baldige Restauration mit lauter Stimme ankündigt oder herbeiwünscht, die Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Institutionen, ohne Ausschluß des Thrones in ein gehässiges Licht stellt, die Wohlfahrt des Landes leugnet, die höhere und höchste Behörde der gröbsten Misbräuche, Übelthaten und Laster beschuldigt u. s. w. alle diese Verfolgungen wo nicht entschuldigen, doch wenigstens erklären, und man sich fast verwundern muß, daß dies Blatt trotz allen diesen Stürmen fortbestehen konnte, was gewiß dem durch die Constitution anerkannten Princip einer unbeschränkten Preßfreiheit zur Ehre gereicht und demnach die Opposition mit ihren eignen Waffen bekämpft. Dessenungeachtet ist der „Lynx" beiweitem weder so frech noch so sarkastisch in seinen Ausfällen als der „Messager de Gand", und nur daß er in der Residenz sich befindet, setzt ihn mehr der Gefahr aus als diesen, der fast ganz von Orangisten umgeben ist. Der Styl des brüsseler Journals ist, wie überhaupt seine Redaction, selten zu tadeln, und dessen Originalartikel sind, wie gesagt, nicht so spitzig wie die des „Messager", aber mehr factisch. Der „Lynx" scheint seine meisten Abonnenten im Auslande, zumal in Holland zu haben, und es dürfte vielleicht nicht ungegründet sein, wenn behauptet wird, daß er von dort aus seine Hauptnahrung in finanzieller und vielleicht auch in literarischer Hinsicht erhält. Daß sich die am „Lynx" Betheiligten beständig neuen Verfolgungen ausgesetzt glauben, oder wenigstens das Ansehen haben wollen, unter dem Schwerte des Damokles zu stehen, erhellt daraus, daß die Ablieferung des Blattes mit der größten Behutsamkeit und verstohlenerweise geschieht, und man sich nichts ärmlicher vorstellen kann als das Mobiliar in der Arbeitsstube der Redaction.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 227. — 15. August 1838.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. S. C. Schweigger.

(Fortsetzung aus Nr. 226.)

Wie bei der magnetischen, so ist es bei der elektrischen Polarität; die eine Art der Elektricität wird nur dadurch hervorgerufen, daß die ihr entgegengesetzte stirbt. Wie der Nordpol den Südpol, so setzt die eine Art der Elektricität stets die ihr entgegengesetzte, als gleichzeitig mit ihr auflebend, voraus, und kann nicht bestehen ohne den Gegensatz. Wesentlich aber unterscheidet sich magnetische und elektrische Polarität darin, daß die Gegensätze des Magnetismus immer an einem und demselben Körper auftreten, während dieselbe Nothwendigkeit des Gebundenseins an ein und dasselbe Individuum bei der Elektricität nicht eintritt. Federposen mit Siegellack gerieben, zeigen Glaselektricität, mit einer Glasstange gerieben, Harzelektricität, am Elektrometer, sobald der elektrische Gegensatz an zwei nebeneinander befindlichen Individuen auftritt. Man kann also die Elektricität unter dem Bilde zweier unzertrennlichen Individuen auffassen. Da der Nordpol eines Magnets blos durch die Ansiehung zu dem Südpol eines andern Magnets erkenndar ist, und ebenso die Elektricität blos mit Beziehung auf die ihr entgegengesetzte, so ist hier im strengsten Sinne von zwei so ähnlichen Brüdern die Rede, daß sie einzeln für sich gar nicht, sondern blos durch unmittelbare Vergleichung zu unterscheiden sind, von zwei Brüdern, die miteinander leben und miteinander sterben, während doch nothwendig immer der Eine sterben muß, damit der Andere lebe. Der Verf. folgert daraus: Was man also für eine Mythe gehalten hat, das ist der einfachste, schlichteste und zugleich gründlichste Ausdruck einer strengwissenschaftlich ausgesprochenen Naturwahrheit, und der Widerspruch in dem Dioskurenmythus, der den Philologen so viel zu schaffen gemacht, ist aufgelöst, sobald man das Wort des tiefen Räthsels gefunden hat. Weiter wird die Schnelligkeit der Dioskuren durch „geblendende Schwingen" oder „weiße Rosse" bezeichnet, ihre Gewalt über die empörte See, auch das Plötzliche, Überraschende ihrer Erscheinung oben am Gipfel der Masten aufgestellt, Alles bestimmt und klar ausgesprochene Naturwahrheit.

Die Vergöttlichung der Natur, d. h. die Darstellung des überall in der Natur erscheinenden Wunderbaren und Göttlichen, geht also mehr von dem Physiker als von dem Dichter aus. Diese Vergöttlichung besteht im Sinne Kepler's darin, daß der Physiker die Gott lobende Stimme des Himmels und der ganzen Natur vernehmlicher und klarer zu machen sucht. An Kepler's Schriften meint der Verf. auch dargethan zu sehen, daß nicht in oberflächlicher Betrachtung, welcher die Eitelkeit, was ihr zur Ausschmückung gutdünkt, anreiht, sondern in strengwissenschaftlicher Anschauung der Natur zur treuen Darstellung derselben das begeisternde Princip, das wahrhaft Poetische liege.

Daß die alterthümlichen Göttergestalten nicht durch allegorisirende Personification, nicht dadurch, daß man gewisse Ideen, wie in der Minerva die Weisheit, in Hercules die Kraft symbolisch darzustellen versuchte, entstanden sein können, wird daraus erwiesen, daß die Römer vergebens die Treue, die Tugend, die Ehre, indem sie ihnen Tempel erbauten und Feste anordneten, zu personificiren versuchten; den willkürlich gestalteten Idealen Leben einzuhauchen, vermochten sie nicht. Die antikern Personificationen mußten also tiefer in der Natur begründet sein. Dagegen findet sich in den Dioskuren der strengste Ausdruck der Naturwahrheit; nicht eine Spur der Erdichtung, nicht der kleinste Zusatz menschlicher Phantasie ist beigemischt. Zum Beleg dient die dioskurische Bilderwelt, zu welcher der Verf. einleitend bemerkt, daß, während die neuern Dichter den Zeichnern, Malern, Bildhauern erst Stoff zu Bildern darzubieten suchen, die alterthümliche, und namentlich die griechische Dichtkunst schon vorhandenen Gebilden aus einer vorhistorischen Zeit sich anschloß, denen die Mysterien zur Niederlage dienten. Aus den Bildern der Mysterien scheint selbst das Bedeutendste in Tempelbilder und in die Volksreligion übergegangen zu zu sein. Auch Platon deutet auf einen vorhistorischen, feststehenden Typus der Bilderwelt hin. So sollte auch die hier mitgetheilte physikalische Mythenerklärung an eine alterthümliche Bilderwelt vorzugsweise sich anschließen. Die griechischen Dichter aber gingen darauf aus, jene alterthümliche Bilderwelt zu vergeistigen und statt der verlornen Naturwahrheiten sie mit höhern, die nie verloren gehen, in Verbindung zu setzen; dadurch wurden sie auf Erhebung und Verbeldung des Ganzen, eben dadurch auf das ewig Wahre und Schöne geführt; insofern ist die Schönheit bei den Alten das höchste Gesetz der bildenden Kunst, die, wie die

Digitized by Google

Dichter, die ungestalteten ägyptischen Kabirenbilder in die herrlichen Gestalten der Dioskuren verwandelte, ohne den Urtypus ganz verwischen zu wollen. Das den griechischen Dioskurenbildern zum Vorbilde dienende ägyptische ungestaltete Kabirenbild aber entspricht einem von der Natur selbst dargebotenen Typus. Die naturwissenschaftliche Bilderschrift, die, wie die geometrische Zeichensprache, Pasigraphie und Stenographie zugleich ist, hat nichts von spielender, willkürlicher Allegorie, sondern ist strenge Wahrheit und die Anknüpfung strengwissenschaftlicher Deutung, ja, sogar der allerfeinsten physikalischen Beziehungen an alte mythische Bilder rechtfertigt sich schon durch die Dioskurenbilder. Das alte syrische Kabirenbild, dessen griechische Umschrift die Figuren als syrische Kabiren bezeichnet (diese in ihrer Art einzige Antike im ersten Theile von Montfaucon's Antiquitäten), entspricht ganz dem Typus, welchem gemäß bei den Griechen Kastor und Pollux dargestellt wurden, und beweist, daß Dioskuren und Kabiren ursprünglich dieselben Wesen sind. Es ist dabei Herodot's Hinweisung auf den Zusammenhang ägyptischer und griechischer Götterlehre viel beachtenswerther, als neuere Philologen gemeint haben, wie denn die gelehrteste philologische Forschung nicht ausreicht, um zu irgend einem einigermaßen befriedigenden Resultate über die griechischen Mysterien zu gelangen. Herodot sagt ausdrücklich: fast alle Namen der Götter kamen aus Ägypten nach Griechenland. Unter den Namen Kastor und Pollux waren die Dioskuren den Ägyptern allerdings nicht bekannt; dies hindert aber nicht, die Kabiren und Dioskuren, und nicht minder die phönicischen Pataiken als dieselben Wesen anzuerkennen, obwol jene von den griechischen Heroen, Kastor und Pollux, ebenso verschieden sind, wie der ägyptische und griechische Hercules, die doch auf eine gemeinsame Hauptidee zurückweisen. Bemerkenswerth ist dabei, daß man eine ausgebildete Mythologie im Alterthume nur bei schiffahrttreibenden Völkern findet. Die dem dioskurischen Mythenkreise angehörigen Bilder, als eine naturwissenschaftliche Hieroglyphe aufgefaßt, deren Schlüssel in der Tiefe der Natur verborgen lag, bis unsere Naturforschung wieder zu dieser Tiefe gelangte, macht die große Bedeutsamkeit der Kabirenlehre für den gesammten griechischen Mythenkreis anschaulich, aber auch wahrscheinlich, daß die Tyndariden, Kastor und Pollux, in denen die Götter zu Heroen herabgesunken sind, in die Ehre der alten Dioskuren oder Kabiren sich nur eingeschlichen haben, — wie bereits Welcker geistreich entwickelt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Die periodische Presse in Belgien.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 226.)

8. Der „Belge", welcher seit 1830 seine frühere, zur Hälfte wenigstens ironisch-tautende Qualificirung: Ami du roi et de la patrie, wegläßt, ist noch immer, was er seit seiner Entstehung unter der holländischen Regierung war, eines der Hauptorgane der liberalen, sogenannten patriotischen Opposition, benimmt sich aber oft so ungeschickt, daß er seiner Partei mehr schädlich als nützlich ist, zieht auch nicht mehr so unbedingt wie vor wenig Jahren gegen das Ministerium und die katholische Partei zu Felde, und richtet vielmehr seine Angriffe wider die Zeitungen, welche das Finanzsystem, den Handel und die Industrie vertheidigen, und die in den Augen des „Belge" alle des Orangismus und der Freundschaft mit Holland zu beschuldigen sind. Von allen brüsseler, vielleicht auch von allen belgischen politischen Blättern ist es der „Belge", dessen Styl und Redaction am meisten vernachlässigt sind, dessen Aufsätze von Sprachfehlern wimmeln und wegen Schwulst und Unsinn ans Lächerliche grenzen, der sich alle Neuigkeiten und Stadtgeschwätze aufbürden läßt und sich wenig darum bekümmert, ob man ihn zum Widerruf nöthigt. Er ist vorzugsweise die Zeitung der Bierschenken, Estaminets und der geringern Volksclasse, zählt daher genug Abonnenten, um wegen seiner Existenz unbesorgt zu sein, besonders bei seinem kleinern Format, der Seltenheit guter Originalartikel und Feuilletons und der geringen Sorge, die auf seine Redaction verwendet wird. Während längerer Zeit stand einer der ausgemachtesten Republikaner und eifrigsten Patrioten an der Spitze der Redaction dieses Blattes, dem er den Stempel des unbeschränktesten Vertrauens in de Potter und dessen Lehre aufgedrückt hat; doch seit vorigem Jahre scheint die Herausgabe des Journals von Mehren besorgt zu werden, und es besitzt nicht einmal das Verdienst, sich bei seiner Mittelmäßigkeit consequent zu bleiben.

9. Das „Journal de la Belgique" ist die älteste aller jetzt existirenden brüsseler Zeitungen, welcher es, wie ihrer Vorgängerin, „L'oracle", wegen ihrer Apathie gegen allen Parteigeist, der Abweisung aller Originalaufsätze, ihrer Vermeidung einer entscheidenden Meinung, mit einem Worte, wegen ihrer Unbedeutsamkeit als politisches Organ, wogegen sie, bei verhältnißmäßig kleinerm Format, eine größere Menge Nachrichten und Neuigkeiten, besonders von Localangelegenheiten brachte, wohl gelang, ohne je angefeindet zu werden, die ganze holländische, die revolutionnaire und die neuere belgische Periode mitzumachen und fast ein Vierteljahrhundert zu durchlaufen, wobei sowol ihre Begründer als ihre jetzigen Unternehmer ihre Rechnung gefunden haben. Das „Journal de la Belgique" ist gewissermaßen wie die Mehrzahl der deutschen Zeitungen und holländischen Couranten einzelnen politischen Mittheilungen gewidmet, und enthält überdies täglich eine beträchtliche Anzahl Ankündigungen, zu deren Behuf es in den wöchentlichen Petites affiches eine Beilage oder Intelligenzblatt besitzt; auch ist es das einzige brüsseler Blatt, welches vierteljährig ein Register oder Inhaltsverzeichniß herausgibt. Aus allen diesen Gründen und vielleicht auch, weil es wegen seines kleinern Formats und weniger kostspieligen Redaction wohlfeiler als die andern Blätter ist, hat das „Journal de la Belgique" viele Abonnenten und wird besonders vom gemeinen Bürger allen andern vorgezogen. Den Namen la petite bête, unter dem dies Blatt allgemein und fast ausschließlich bekannt ist, hatte es wegen des Löwen im belgischen Wappen an seiner Spitze in der holländischen Zeit erhalten, als das damalige Gouvernementsblatt „La Gazette des Pays-bas" mit dem niederländischen Wappen im Großen prunkte; letzteres hieß deshalb auch la grosse bête. Wir müssen indessen nachträglich bemerken, daß das „Journal de la Belgique" trotz der erwähnten Unparteilichkeit in seinen analytischen Mittheilungen der Verhandlungen in den Kammern dennoch eine gewisse liberale Nuance annimmt, in den Streit des Liberalismus mit dem Katholicismus aber sich entweder gar nicht einmischt, oder nur etwas Weniges zur katholischen Partei hinneigt.

10. Der „Commerce belge", welcher erst vor kurzer Zeit seinen Namen „Mercure belge" mit diesem vertauscht hat, aber überhaupt erst seit wenig Jahren besteht, ist seinem Namen gemäß ganz im Interesse des Handels und der Industrie abgefaßt und wird besonders vom Effectenhandel in Anspruch genommen, indem er mit den Coursberichten aller Börsen am frühesten und ausführlichsten versehen ist. Da man mit oder-

Digitized by Google

ohne Recht einmal angenommen hat, daß alle Stimmen für Handel und Industrie aus der ältern Bank (Société générale) hervorgehen, und man diese ein- für allemal für holländische Creatur und Vorfechterin der ehemaligen Regierung hält, so beschuldigen die Feinde, die der „Commerce belge" in bedeutender Anzahl zu haben scheint, ihn des Orangismus, was aber vielleicht ebenso ungegründet sein mag als die Beschuldigung, es mit der Polizei zu halten. Jedenfalls hat das Blatt keinen innern Werth, liefert selten Originalaufsätze, um nur bisweilen ein den französischen Blättern entlehntes Feuilleton. Außer bei Stockjobbers und Speculateurs, deren es hier aber gar viele gibt, trifft man diese Zeitung fast nirgend.

Alle bisher erwähnte Journale erscheinen täglich, sogar am Sonntag und nur mit Ausnahme von etwa 8 — 10 hoher Feiertage im Jahr, und, wie wir bereits erwähnt haben, liefern einige derselben täglich zwei Auflagen. Das Format der sechs ersten ist Großfolio, wie das der meisten pariser Blätter und der „Preußischen Staatszeitung"; Nr. 7, 8 und 10 Kleinfolio, wie etwa die „Kölnische Zeitung", und Nr. 9 Großquart; und da die dem Format angemessenen und ziemlich bedeutenden Stempelgebühren zum Voraus für jede tägliche Auflage entrichtet werden müssen, fällt dies den Unternehmern äußerst beschwerlich, voraus sich erklären läßt, warum alle so sinnlosen auf die Herabsetzung dieser Gebühren gedrungen haben. Das deshalb den Kammern vorgelegte Gesetz ist noch nicht durchgegangen und verspricht nur geringe Abhülfe, die den kleinern Blättern fast gar keinen Vortheil bringt. Der Abonnementspreis für den ganzen Jahrgang in loco ist im Durchschnitt 16 — 18 Thaler für die größern, und 12 — 14 Thaler für die kleinern. Einzelne Blätter werden zu 2 — 4 Gr. abgelassen.

Unter den nicht oder nur zum Theil politischen und nur einige Mal wöchentlich erscheinenden brüsseler Blättern zeichnet sich der „Mephistopheles" aus, der bereits seit acht Jahren zweimal wöchentlich erscheint, welche Ausgiebigkeit er aber sonst keineswegs wegen seines gediegenen Inhalts und gemäßigten Styls verdient, in welcher Hinsicht wie im Betreff des Witzes er weit hinter den französischen Blättern, z. B. „Figaro", „Charivari", „Corsaire" u. a. m. zurücksteht. Wenn er also dennoch so lange fortzubestehen und sich viele Abonnenten und Leser zu erhalten wußte, so hat er es lediglich seiner Verschmitztheit und dem stets regen Eifer zu danken, mit welchem er seine systematische Opposition betreibt, gegen alle Personen und Behörden ohne Unterschied und Schonung, besonders aber gegen die ganze Priesterkaste losgeht und in letzter Zeit sich zu diesem Behufe auch wöchentlicher Caricaturen in gröberm Styl bedient. Wie er in frühern Jahren fast in jedem Blatte über die Mitglieder des Congresses und der Kammern hergefallen war und jedes derselben, das ihm nicht gefiel, abconterfeite und an den Pranger stellte, so hat der „Mephistopheles" später aus seinen Anfällen gegen Fremde, die sich in die Ämter eindrängen und sich allerlei größere oder geringere Vergehen zu Schulden kommen lassen, einen stehenden Artikel gemacht, worin er sämmtliche Ausländer (weil die meisten dieser Kategorie Franzosen sind) unter dem geldspektakelnden Schimpfworte Franzaillon zusammenfaßt. Aber auch die würdigsten Staatsbeamten und ordlichen Privatleute werden vom „Mephistopheles" nicht selten gebadet und als Zielscheibe seines oft sehr schalen und plumpen Witzes gebraucht, wodurch man sich im Allgemeinen auch wenig darum bekümmert, ob man von ihm gelobt oder verpottet wird. Unter seiner jedesmaligen Rubrik „Boutades", die eine Art Olla potrida sind, theilt er die meisten Hiebe aus, und da er, sobald Jemand ihm Nahrung zu Spott und Witz gegeben, so lange darauf loshackt, bis er seinen Gegenstand erschöpft und den Leser ermüdet hat, so verfehlt er meistens seinen Zweck. Der einzige Nutzen, den er vielleicht in seiner ganzen Laufbahn bisher gestiftet hat, dürfte etwa in seiner Freimüthigkeit und Beharrlichkeit bestehen, womit er den Mißbräuchen der niedern Geistlichkeit nachspürt und sie vor das Forum der Öffentlichkeit zieht, welches dann bisweilen die Aufmerksamkeit der höhern geistlichen und weltlichen Behörden zur Abhülfe der besprochenen Übelstände nothwendig erwecken muß, und so ist hierbei wie überhaupt seine Rolle derjenigen ähnlich, welche Pasquin und Marforio in Rom spielen. Er hat oft seine Redacteren gewechselt und besitzt so viele Mitarbeiter als Liebhaber, die ihm Materialien zu seiner „Chronique scandaleuse" liefern; dessungeachtet läßt er sich seine jährlichen 100 Rummern in Quart mit 5½ Francs, also verhältnißmäßig ziemlich theuer bezahlen.

Nächst dem Mephistopheles hat sich die „Papillote", eine halb poetisch-literarische, halb Mode- und Theaterzeitung, die wöchentlich einmal in Quart erscheint, am längsten erhalten, da sie schon seit sieben Jahren besteht. Sie war in ihrer Kindheit wegen ihrer witzigen und gut ausgeführten Caricaturen interessanter als jetzt, wo sie kaum so viele Abonnenten zählt, als sie nöthig hat, um ihre Unkosten herauszubringen.

Unter den vielen ähnlichen Flugblättern und Pamphleten, welche seit 1830 allmälig periodisch erschienen, aber bald nach längerer oder kürzerer Dauer aus dem Geschäftskreis verschwanden, haben sich anfänglich der „Knout", später die „Bombe", und in letzter Zeit der „Cerbère" und die „Kumenides" theils durch bessere Redaction, theils durch Witz und Satire ausgezeichnet. Der „Remorqueur" und der „Journal des vrais" waren gewissermaßen nur Intelligenzblätter anderer Zeitungen. Der noch bestehende „Courrier des spectacles" und „Courrier des modes" haben außer ihrer Specialität zu wenig Werth, um bei ihnen zu verweilen; und da auch von den in flämischem Dialekt erschienenden „Brabander" und „Volksvriend" nichts Anderes zu sagen ist, als daß sie ausschließlich für die geringste Volksklasse und für die armen Handwerker, deren Interesse sie vertheidigen, verfaßt sind, und auch nur von diesen gelesen werden, so wollen wir hiermit von den brüsseler Zeitblättern Abschied nehmen, um uns noch kürzlich bei denen der übrigen Städte umzusehen.

Antwerpen zählt drei vorzügliche, mit Ausnahme des Sonntags täglich erscheinende Zeitungen in französischer Sprache, nämlich das eigentliche und älteste „Journal d'Anvers", theils liberal, theils gemäßigt der katholischen Partei zugethan, mit wenig ursprünglichen Aufsätzen und vielen Privatanzeigen, bessen Redaction sich durch nichts auszeichnet; das „Journal de commerce d'Anvers", seinem Namen nach dem Handel, mitunter auch der Industrie gewidmet, und obschon unverhohlen orangistisch gesinnt, doch keineswegs nicht so heftig und fanatisch wie der „Lynx" und der „Messager de Gand"; dahingegen möchte es die Opposition seiner Partei öfters durch faktische und statistische Angaben, ist gut redigirt und mit einer guten auswärtigen Correspondenz versehen, und hat auch viele Abonnenten außerhalb Antwerpen, zumal unter den Effektenhändlern in Brüssel; endlich den „Précurseur", welcher im vorigen Jahre an die Stelle des „Pharo" getreten ist, und mit dieser die Partei der Regierung vertheidigt, ohne deshalb grade zu minsterviell zu sein. Das Blatt erhebt sich nicht über das Mittelmäßige, und die Anzahl seiner Abonnenten dürfte schwerlich der bedeuten zuvor erwähnten gleichkommen.

Gent, mit Inbegriff der Provinz Ostflandern, hat vier Zeitungen, die Erwähnung verdienen, nämlich zwei täglich in französischer Sprache erscheinende: „Le journal de Flandre" und „Le messager de Gand", von denen ersterer vor einigen Jahren an die Stelle des ehemaligen ziemlich berühmten „Catholique des Pays-bas" (später „Le catholique" schlechtweg) getreten ist und wie dieser die katholische Partei sehr kräftig vertheidigt, dabei aber auch der Regierung zugethan ist. Seine Redaction wird weniger gelobt als die seines Vorgängers, und er zählt die meisten Abonnenten außerhalb Gent. Der „Messager" ist, wie wir schon bemerkt haben, das Hauptorgan der Orangisten in Belgien und scheut sich nicht, seine Partei nicht nur vertheidigungs-, sondern auch angriffsweise in Schutz zu nehmen, wobei er die Person des Königs, den er aber mei-

Digitized by Google

stens nur als Prinzen von Koburg nennt, so wenig wie die der Minister schont, die hohe Geistlichkeit hingegen ziemlich in Ruhe läßt. Da er überaus gut redigirt und mit guter anwärtiger Correspondenz versehen ist, erklärt es sich leicht, daß er in einer Stadt, wo beinveitem die Mehrzahl der Industriellen durch die Revolution von 1830 verloren haben, oder dies wenigstens vorgeben, und die seitdem bei jeder Gelegenheit mit dem Gouvernement, besonders bei der noch immer nicht entschiedenen Bürgermeisterwahl in Streitigkeiten war, viele Abonnenten und Leser findet, wie zudem auch der „Messager de Gand" von allen belgischen Zeitungen diejenige ist, die am meisten ins Ausland kommt. Die Frage, ob und inwiefern seine Redaction, die früher vom jetzigen Redacteur des „Journal de Francfort", Hrn. C. Durand, besorgt wurde, von der holländischen Regierung besoldet wird, müssen wir dahingestellt sein lassen, und bemerken nur, daß trotz dem Oefter, womit der „Messager" seine Gönner vertheidigt, die Gleichgültigkeit, womit man ihn seine Straße ziehen läßt, unstreitig seinen Gegnern zum Lobe gereicht. Die beiden übrigen genter Blätter sind der „Gentsche Merkurius" und die „Gazette van Gent", beide im flämischen Dialekt verfaßt und demnach blos fürs locale Bedürfniß berechnet, weshalb wir uns nicht bei ihnen aufhalten und nur hinzufügen wollen, daß sie nur minimal möchtendlich erscheinen und größtentheils mit Privatanzeigen angefüllt sind.

Brügge, jene vor einigen Jahrhunderten vor allen andern so blühende Stadt, und Hauptort der volkreichen und dürftenden Provinz Westflandern, steht jetzt, Dank dem Obscurantismus oder Fanatismus, dessen Herrschaft daselbst am undeschränktesten ist und der kaum noch der Industrie und dem materiellen Interesse etwas Zeit übrigläßt, wie in jeder übrigen intellectuellen Hinsicht auch mit Bezug auf Journalistik weit letzten zurück. Außer der unbedeutenden, dreimal wöchentlich im flämischen Dialekt erscheinenden „Gazette van Westvlaanderen", und dem fast noch unbedeutenden oftendescher Anzeiger: „Affiches de la ville d'Ostende", sind uns keine Zeitungen aus dieser Provinz bekannt; doch glauben wir, daß auch Courtray, vielleicht auch Roulers jedes seine Zeitung oder Feuille d'annonces haben wird, und wir wollen keineswegs behaupten haben, daß die Westflamänder blos wegen dieses Mangels weniger glücklich, rechtschaffen und fleißig sein sollten. Was ihnen an Zeitungen abgeht, ersetzen sie an Rederyk kamers und an Leseziekels, die aber freilich mehr oder weniger von der ultramontanischen Partei beherrscht oder geleitet werden; und wenn es eines Beweises bedürfte, daß ein Land nicht grade überfluß an Zeitungen haben muß, um auf vielen Punkten selbst in politischen Fächern hervorzubringen, so würde die Provinz Westflandern ihn liefern können, indem noch jetzt verschiedene der wohlverdienstesten und geschicktesten Publicisten und Mitglieder der Repräsentantenkammer, wie z. B. die Staatsminister Devaux und de Meulenaere, der Abt de Foere, der Advocat Julien und König Wilhelms Ergzeind (der blinde) Alexander Rodenbach aus dieser Provinz gebürtig sind, während das an Zeitungen so gesegnete Brüssel sie nur selten seinen Repräsentanten aus andern Städten und Provinzen hergeholt hat.

Lüttich, das in mancher Hinsicht mit Brüssel wetteifert und an geistiger Aufklärung wie in der Vollkommenheit verschiedener Institute ihm vielleicht überlegen ist, besitzt indessen doch nur vier täglich erscheinende Zeitungen, die namhaft gemacht zu werden verdienen, nämlich: 1) das Provinzialblatt „Journal de Liège", öfterer mit Tagesneuigkeiten als mit Originalaufsätzen und selten mit Feuilletons versehen, doch gut redigirt, aber ohne bestimmte Farbe; es hat viele Abonnenten und ist am reichlichsten mit Privatanzeigen angefüllt; 2) der „Politicien", in früherer Zeit „Mathieu Laensberg" genannt, dessen Hauptredacteur damals unter der holländischen Regierung der jetzige belgische Staatsminister lebeau gewesen sein soll; wie damals, streitet das Blatt noch jetzt unter der Fahne des Liberalismus, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht mehr so oft mit der Regierung in Streit liegt. Die Redaction ist nicht zu tadeln, und auch an guter ausländischer Correspondenz fehlt es dem „Politique" nicht; doch steht er in beiden Hinsichten wie in Betreff des Stils hinter 3) dem „Courrier de la Meuse" zurück. Dieser ist nicht nur das eifrigste, sondern auch das geschickteste Organ der ezkatholischen Partei, die er zuweilen in meisterhaft verfaßten Artikeln vertheidigt; er und vielleicht mehr noch sein ihm seit kurzer Zeit zugestelltes Hülfsblatt: „Journal historique et littéraire", von welchem vorkommenden Orte die Rede sein soll, sind die Wehrkammer der belgischen Propaganda, insofern nämlich wirklich eine solche bestehen sollte, was wir nicht bestimmt zu behaupten wagen. Man sieht es jedenfalls dem „Courrier de la Meuse" an, daß er seine geistliche Inspiration von hoher und höchster Hand her hat, und er versteht dabei so behutsam, daß er setten nöthig hat, eine Rechtfertigung zu widerreden, während er sich meistens der gemäßigtsten Ausdrücke bedient, um von vermünftigen Gegnern keine heftigen Anfälle defürchten zu müssen. Daß der „Courrier" bei solchen Vorzügen viele in- und ausländische Abonnenten zählt, versteht sich. Weniger Vortheilhaftes läßt sich in jeder Hinsicht von 4) dem „Espoir" sagen, welcher der Opposition überhaupt und der orangistischen insbesondere zugethan ist, aber seine Partei nur schwach vertheidigt, und wenigstens an Energie in diesem Bezug weit hinter dem „Messager de Gand" und dem „Lynx" zurücksteht. Wenn er daher genug Absatz findet, um seine Existenz zu fristen, so ist er es, falls nicht auch er fremde Unterstützung genießt, seiner ziemlich reichhaltigen ausländischen Correspondenz und seinen vielen Privatanzeigen schuldig.

Die in der nämlichen Provinz liegende Handelsstadt Verviers hat zwei Journale, von denen eins der katholischen oder gemäßigt-liberalen Opposition und das andere dem Handelsinteresse und nebedei auch der holländischen Regierung zugethan sein soll. Wir sagen soll, denn keine dieser beiden Zeitungen ist uns sogar dem Namen nach bekannt, und wir enthalten uns also, etwas mehr von ihnen zu berichten; ebenso wenig und aus gleichem Grunde von dem zu Mons (Bergen im Hennegau) erscheinenden „Modérateur", von den drei Blättern: „Le nouvelliste" „Le courrier de l'Escaut" und „Le journal de Tournay", die in letztbenannter Stadt (Doornik) herauskommen, wie auch von den Zeitungen der Hauptstadte in den drei übrigen Provinzen Namur, Limburg und Luxemburg. Da alle diese Zeitungen, die meistens nur zwei- bis dreimal wöchentlich erschienen und gewissermaßen blos als Anzeiger zu betrachten sind, auch mit wenigen Ausnahmen nur ein locales Interesse haben, so findet man sie, außer in den Bureaux der Zeitungen, die sie in Tausch annehmen, fast nirgend anders als in den Ortschaften ihrer Provinzen. *)

92.

Anekdote.

Den 3. Dec. 1812 übernachtete Napoleon in dem Schlosse des Fürsten Ogínski zu Meledezna. Hier war es, wo er das berühmte 29. Bulletin dictirte. Nach seiner Abreise fand man über dem Kamine, vor welchem er auf einem Sopha geschlafen hatte, folgende Inschrift mit Bleistift: „Napoleon der Erste." Einige Tage darauf bewohnte Kutusow das nämliche Schloß und dasselbe Zimmer und nach seiner Abreise fand man, daß eine unbekannte Hand den Worten: „Napoleon der Erste" hinzugefügt hatte: „und der Letzte." Diese Inschrift wurde gewissenhaft geschont und, wie Graf Roman Soltkk in seinem Werke über Napoleon's Feldzug in Rußland berichtet, befand sie sich noch vor kurzer Zeit über dem Kamine.

25.

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 228. — 16. August 1838.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. S. C. Schweigger.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Bei Betrachtung der samothracischen Mysterien hält sich der Verf., wie billig, allein auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, unbekümmert um den Volksglauben und selbst um die Auffassungsweise der Gebildeten in der historischen Zeit; er will die vorhistorische Wahrheit, entkleidet von spätern Mißverständnissen und Missdeutungen, enthüllen; indem er also über die Zeit, innerhalb welcher die Philologen mit ihrer historischen Kritik sich bewegen, hinausgeht, hört er eigentlich auf, wo diese anfangen. Gewiß ist, was Lobeck in seinem trefflichen Werke über die eleusinischen Geheimnisse genügend dargethan hat, daß die Mysterien der Alten auf eine Bilderwelt sich bezogen, mit der die Eingeweihten bekannt gemacht wurden, sowie, daß die ägyptischen Priester physikalische Kenntnisse, die dem Volke geheim gehalten wurden, besaßen. Auch Pausanias berichtet, er selbst habe gesehen, wie in Lydien ein Magier unter Gebetsformeln, ohne Anwendung eines Zündmaterials, die Flamme auf dem Altare hervorgerufen habe. So ward auch das Vestafeuer, wenn es zufällig erloschen, nicht auf gewöhnliche Weise, sondern durch geheimgehaltene Künste (es wird auf das elektrisirende Reiben oder Schlagen der Fläche einer gewissen Materie, auch auf das Auffassen des Feuers in einem ehernen Siebe hingedeutet) angezündet, und es scheint Alles, was Plutarch davon erwähnt, weit mehr die Voraussetzung eines elektrischen Apparats, als etwa eines Brennglases oder Spiegels zu begründen. Wie dem auch sei, gewiß ist das Hauptphänomen, die wunderbare Rettung im Meeressturme, worauf die samothracischen Mysterien sich bezogen, elektrischer Natur, und mit diesen samothracischen, oder den Mysterien der Göttermutter standen die der Vestalinnen in enger Verbindung. Auf das Hervortreten der Elektricität, durch Reiben der Haare, war man gewiß schon früh aufmerksam geworden, und die elektrische Kraft des Bernsteins insbesondere (dessen Namen: Elektrum, nach Plinius, Dichter von Elektor, d. i. die Sonne, ableiteten) ward keinesweges übersehen. Es wird bei den Alten ausdrücklich erwähnt, daß von den zum Anzünden des Vestafeuers dienenden Werkzeugen einige dem Volke gezeigt, andere geheimgehalten und nur den Eingeweihten bekannt gemacht wurden. Noch jetzt bestehen in Indien naturwissenschaftliche Mysterien, zu denen nur die Brahminen, und auch diese erst nach langen Vorbereitungen, Zutritt erhalten, und so mochten auch in den griechischen Mysterien gewisse naturwissenschaftliche Erscheinungen, ererbt aus längst vergangenen Zeiten, unter die verborgenen Heiligthümer gehört haben. Am wahrscheinlichsten ist dies bei den samothracischen Mysterien, welche aus Phönicien und Ägypten stammten, und daß die geheime Weisheit der Ägypter sich wesentlich auf Naturwissenschaft bezog, unterliegt kaum einem Zweifel.

Pausanias sagt: die alten Griechen hielten die Mysterien höher denn alles andere Religiöse, in dem Grade, „wie Götter höher sind denn Heroen". Die Geheimnisse der Mysterien aber wurden so heilig und so verborgen gehalten, daß auch die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, welche, als ein unveräußerlicher Schatz, in ihnen den Geweihten anvertraut waren, dem Volke nicht verrathen werden durften. Wenn daher bei griechischen Schriftstellern manche physikalische Erscheinungen kaum leise berührt werden, auch da, wo ihre Erwähnung ganz nahe lag, so darf das nicht befremden, noch das absichtliche Verschweigen als ein Beweis der Unbekanntschaft mit denselben betrachtet werden. So waren die großen geheimnißvollen Kräfte des Magnets den Alten keinesweges so unbekannt, wie man aus ihrer auffallenden Nichterwähnung folgern möchte, obwol schon Thales ihm eine Seele zuschrieb, wie Aristoteles ohne weitern Zusatz berichtet. Die Berichte von den samothracischen eisernen Tempelringen, die Sagen von den aus Magnetstein gewölbten Tempeldecken, welche ganze eiserne Götterbilder ohne sichtbares äußeres Band schwebend erhielten, von den eisernen Kugeln, welche beim Apollofest umhergetragen wurden, von denen die obere, als Bild der Sonne, die kleinern, von ihr herabhängenden, als Bilder des Mondes und der Planeten festhielt, selbst die Fabeln von magnetischen Felsen, welche Schiffe, an denen sich Eisen befand, unwiderstehlich an sich zogen, auch die Nachrichten von den Bätylien, magnetischen Meteorsteinen, welche, als weissagende Steine, von den Priestern der Cybele umgetragen wurden, beweisen zur Genüge, daß Griechen und Ägypter mehr davon wußten, als sie verriethen, daß aber auch die Scheu vor dem Verrath an den Geheimnissen der Mysterien die For-

Digitized by Google

scher ebenso sehr, wenn nicht an der sorgfältigen Beobachtung, doch an der wissenschaftlichen und experimentalen Zerlegung und Deutung mancher physikalischen Phänomene hinderte. Dies gilt vom Bernstein wie vom Magnet, von denen auch Seneca schweigt, während er doch der Brennspiegel und Brenngläser, mit denen Griechen und Römer viel experimentierten, umständlich gedenkt. Dabei ist merkwürdig, daß an die wohlbeobachteten Phänomene der Luftspiegelung, der Sonnen- und Mondfinsternisse sich bei den Alten keine Mythe anschließt, noch davon ein poetischer Gebrauch gemacht wird, worin der Verf. einen neuen Beweis findet, daß die Mythen lediglich aus dichterischer Phantasie des Volks oder einzelner Volksdichter nicht hervorgegangen, und die Mythen um so weniger nur eine Vergöttlichung der sichtbaren Natur sind. Er leugnet aber nicht, daß Fabeln, wie z. B. von der Entstehung des Bernsteins, absichtlich ersonnen worden sind, um bedeutsame Naturerscheinungen in ein mysteriöses Dunkel zu hüllen, und verweist auf den Unmuth des Plinius, welcher den großen Tragiker Sophokles deshalb tadelt, und nachdrücklich hinzusetzt: „von einer alltäglichen, im Überfluß vorhandenen Sache (dem Bernstein), wobei die Unwahrheit sich sogleich selbst darstellt, solche Dinge sagen, dies ist die größte Verachtung der Menschheit, eine unerträgliche Straflosigkeit der Lüge", wobei er weniger den Sophokles, als die Geheimnißkrämerei der Mysterien, welche der gründlichern Naturforschung hemmend in den Weg traten und doch von alten Schriftstellern mit hoher Achtung erwähnt werden, hauptsächlich auch wegen der in der Entstellung noch bedeutsamen altertümlichen Überlieferung im Auge haben mochte. Es ist auch ein Verdienst des Christenthums, eine alle Geheimnißkrämerei ausschließende und bekämpfende Naturforschung möglich gemacht zu haben, den tiefen Gehalt der Mythe, die ursprünglich ein Ausdruck der Wahrheit selbst war, von der mysteriösen Hülle, in welche die Geheimnißkrämerei der Mysterien sie gehüllt, dargestellt und entstellt hatte, wieder zu enthüllen. Wie hemmend aber die geheime Tradition der unbefangenen Beobachtung und naturwissenschaftlichen Forschung entgegensteht, das zeigt Sparta, welches bei seinem starren Festhalten der Tradition in wissenschaftlicher Regsamkeit hinter den andern Griechenstaaten zurückblieb, und noch heute Indien, wo die traditionellen Rechte uralter Naturwissenschaft in ihrem mysteriösen Gewande noch immer die Forschung beengen. Der Verf. weist nach, wie in Griechenland und Rom, selbst zu der Zeit, als man schon dreist gegen die Volksreligion sprach, noch eine heilige Scheu vor den mit den samothracischen sowie mit den eleusinischen Mysterien innig zusammenhängenden verstärkten Heiligthümern sich behauptete, zugleich eine Furcht vor Veröffentlichung ihrer Geheimnisse, wie denn auch die wiederaufgefundenen Bücher im Grabe Numa's, in Gemäßheit eines Senatsbeschlusses, verbrannt wurden. Der panische Schreck (Pan gehört, in Verbindung mit Hermes, Hercules und Apollo, ebenfalls den samothracischen Mysterien an und ist ursprünglich nicht der Waldgott), welcher selbst einen Nero beim Eintritt in den Vestatempel ergriff, wie Tacitus berichtet, zeigt wol auch, daß die Vestalinnen noch ganz andere Künste verstanden, als das Opferfeuer wunderbar anzuzünden; auch wurden sie durch einen zehnjährigen Unterricht in die Geheimnisse eingeführt.

Diese Andeutungen aus der „Einleitung in die Mythologie aus naturwissenschaftlichem Standpunkte", mögen hier genügen. Wir müssen, um nicht zuviel Raum in Anspruch zu nehmen, uns versagen, den reichhaltigen Abschnitt über eine aus dem samothracischen Mythenkreise stammende strengphysikalische Zeichensprache, welcher entscheidende Belege zu den frühern Erörterungen enthält und die in den Mysterien aufbewahrte tiefe Kunde des Elektromagnetismus sattsam bewährt, und aus dem Folgenden einige Dichterstellen des Alterthums vom Zwillingsfeuer, das nun elektrisches heißt, Einiges hervorzuheben, wollen aber noch besonders aufmerksam machen auf die zweckmäßig beigefügte Entwicklung der ältesten (mysteriösen) Auffassung der Iliade, mit Beziehung auf die samothracischen Mysterien, worin auch die stets wiederkehrenden Hindeutungen Homer's auf letztere nachgewiesen sind, wie es keinem Zweifel unterliegt, daß der unsterbliche Sänger seine ganze Iliade an die ältesten Wohnplätze des Kabirencultus anknüpft. (Bekanntlich berichtet Diodor Siculus, daß diese Mysterien schon in dunkler vorhistorischer Zeit der durch die erste große Flut verwüsteten Vorwelt angehörten und nachmals von Jupiter neu gestiftet wurden.) Wir heben hier nur heraus, daß Achilles in der Iliade nicht nur als den Kabiren und Dioskuren verwandt, sondern auch selbst als Dioskur erscheint, und es erinnert allerdings an jenes Polaritätsgesetz, demgemäß immer der Eine der innig verbundenen Brüder sterben muß, damit der Andere lebe, wenn Achilles mit Patroklos im Leben so innig vereint, wie im Grabe ihre Asche von Einer Urne umschlossen werden soll, erst und nur durch des Freundes Tod wieder ins Leben, zum Kampfe zurückgerufen wird. Man betrachte diese mystische, von der allegorisirenden wesentlich verschiedene und die grammatisch-historische keineswegs ausschließende Erklärungsweise nicht als eine Spielerei oder unwissenschaftliche Phantasterei; sie hat in der That einen tiefen Sinn, sie gewährt überraschende und erfreuliche Aufschlüsse und ist von dem eifrigen Verf. mit wissenschaftlichem Ernst, wie mit gründlicher Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn behandelt. Wir können es freilich noch nicht für hinreichend erwiesen halten, daß die samothracischen Mysterien in dem großartigen Heldengedichte gleichsam den dunkeln Hintergrund eines Gemäldes bilden, auf welchem die Gestalten der Helden in so lichterem Glanze hervortreten; in jedem Falle aber bietet sich nicht nur eine willkommene Anregung zu weiterer Forschung, sondern es stellt sich auch wirklich die tiefsinnige Einheit des Gedichts von diesem Standpunkte aus unmittelbar dar. So viel wenigstens scheint erwiesen zu sein, daß Naturvorzeitterung im Allgemeinen der Mythologie fremd ist.

Der Verf. hat, überall der altherbrühmten deutschen Gründlichkeit huldigend, literarische Nachweisungen, ein

Digitized by Google

vollständiges Sachregister und Nachweisungen der Bildererklärungen seinem inhaltreichen Buche beigefügt, und wir dürfen dasselbe als einen sehr ergiebigen Versuch, der wissenschaftlichen Mythologie Bahn zu brechen, zu sorgfältiger Beachtung empfehlen. Einige physikalische Kenntnisse sind freilich zum klaren Verständnisse nothwendig; die Darstellung ist aber so einfach und klar, daß gebildete und aufmerksame Leser sie nicht unzugänglich finden werden.

F. A. Koethe.

Des General-Feldmarschalls Dubislav Gneomar v. Natzmer auf Gannewitz Leben und Kriegsthaten, mit den Hauptbegebenheiten des von ihm errichteten und 48 Jahre als Commandeur an chef geführten Gardereiterregiments Gensdarmes. Ein Beitrag zur brandenburgisch-preußischen Armeegeschichte von Kurd Wolfgang v. Schöning. Berlin, Lüderitz. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Wir haben schon einige Male Gelegenheit gehabt, in d. Bl. auf die Wichtigkeit zugeschriebener militairischer Biographien für die speciellere Geschichtschreibung aufmerksam zu machen, wir dem z. B. Schulenburg's Denkwürdigkeiten, Wellington's Memoiren vom Major Moyle Sherrer und Barnhagen von Ense's Biographien der Generale Seydlitz und Winterfeldt zwar nicht welthistorische Begebenheiten darstellen oder die Geschichte ganzer Zeiträume berichtigen, aber doch eine Masse von Einzelnheiten enthalten, die, vom rechten Manne gebraucht und angewendet, ein überraschend helles Licht auf Zeiträume und Personen werfen. Zu solchen Schriften gehört auch die Lebensbeschreibung des brandenburgischen Generals v. Schöning, von dem Hrn. v. Schöning, einem Nachkommen desselben, deren wir in Nr. 57 d. Bl. f. 1837 gedacht haben, und ebenso die vorliegende Schrift desselben Verfassers. Sowie die frühere, zeichnet sich auch diese durch Reichthum an Materialien, durch einen sorgsamen, treuen Fleiß in Verarbeitung derselben und durch eine echt vaterländische Gesinnung aus, die alles Große und Schöne, was Natzmer in 66 Dienstjahren zur Ehre und zum Ruhme seines Landesherrn vollbracht hat, verdienstermaßen hervorhebt. Man merkt es überall der Darstellung des Hrn. v. Schöning an, daß wahres Gefühl und echte Anhänglichkeit an das preußische Regentenhaus ihn bei Abfassung dieser Schrift geleitet haben, und wir wünschen daher derselben recht viele Leser, die eine solche patriotische Gesinnung zu ehren wissen.

Die Natzmer'sche Biographie hat neben ihrem Hauptinhalte noch den Nebenzweck, die Hauptbegebenheiten des Cavalerieregiments der Gendarmen, welches bis 1808 eins der berühmtesten in der preußischen Armee war, darzustellen. Dies Regiment hatte Natzmer 1691 errichtet. Die Details über dasselbe, seine Uniformirung, sein Rangortreitniß zu den übrigen Truppen, die Rangisten, die Theilen des Regiments in den schlesischen und im siebenjährigen Kriege, sowie die biographischen Nachrichten über die Chefs und Officiere des Regiments finden im Auszuge besser in einer militairischen Zeitschrift Platz, und sind auch mehr für Militairs geschrieben, als für gebildete Leser aus allen Ständen. Sonst enthalten diese biographischen Notizen manches Bemerkenswerthe, namentlich aus dem Leben der Generale Kahler, der den Grund zur Vorrangsstreitigkeit der preußischen Cavalerie vor Seydlitz legte, Schwerin und Prittwitz, des Retters Friedrich II. in der Schlacht bei Kunnersdorf. In der Correspondenz, die Natzmer für sein Regiment mit dem Kurfürsten (nachmaligem Könige) Friedrich geführt hat, erwähnen wir nur eines Abschiedsgesuches für den Major v. Stozentin, der so dick geworden war, daß er „fast in seinem eignen Fette ersticken muß".

Von einem allgemeinern Interesse ist allerdings Natzmer's Leben, für welches Hr. v. Schöning außer den gedruckten Hülfsmitteln mehre handschriftliche Nachrichten und Privatrelationen benutzen konnte, ganz vorzüglich ein eigenhändiges Manuscript Natzmer's, die Relationen des Brigadiers Otto Christ. v. Geumdown und die Biographie des Generals Friedrich Albrecht v. Schwerin. Aus einem alten Geschlechte in Hinterpommern entsprossen, begann der am 14. Sept. 1654 zu Gutzmin geborene Natzmer seine Laufbahn mit einer Pagenstelle im Hause des Grafen Dohna in Küstrin, vertauschte dieselbe jedoch bald mit dem Dienste unter den holländischen Truppen, wo er 1674 und 1675 die Feldzüge in Brabant als gefreiter Corporal mitmachte. Mangel an aller Aussicht zum Weiterkommen führte ihn in den vaterländischen Dienst zurück, wo er Officier ward und vor Stettin, Stralsund, auf Rügen, in Preußen und zuletzt 1686 in Ungarn unter dem General Schöning gegen die Türken focht. Überall zeichnet er sich aus und gibt interessante Details über den Feldzug in Ungarn, nach dessen Beendigung er zum kurfürstlichen Generaladjutanten erhoben ward.

Eine besondere Wichtigkeit hat die 1688 stattgefundene Expedition brandenburgischer Truppen unter dem Marschall Schomberg nach England, um Wilhelm von Oranien zu unterstützen. Hr. v. Schöning hat diesem Ereignis, dessen in ausführlichern Kriegsgeschichten jener Zeit fast gar nicht gedacht wird, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das Resultat seiner Forschungen ist, daß die brandenburgischen Truppen allerdings nach England abgegangen sind, aber schon vor dem Frühjahr 1689 zurückgeführt sein mögen, weil jene Unternehmung einen so überraschend schnellen und glücklichen Ausgang hatte. Natzmer trat um Weihnachten 1688 seine Heimreise an, ward aber von einem französischen Kaper aufgebracht und zu Dünkirchen mehre Monate in ziemlich enger Haft gehalten. Eine Verkleidung und die List seines Kammerdieners rettete ihn aus der Gefangenschaft.

In den folgenden ruhmvollen Feldzügen der brandenburgischen Truppen am Rheine (1689—94) wird der Name des Generalmajors Natzmer überall mit Auszeichnung genannt, und er selbst von den bedeutendsten Feldherren mit einem besondern Vertrauen beehrt, namentlich von Marlborough. Die Geschichte dieser Feldzüge hat aus archivalischen Quellen manche Bereicherung erhalten. Dasselbe gilt auch von den Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges, so weit dieselben am Rheine und in Schwaben geliefert wurden, wo Natzmer preußische Truppen befehligte, und bei den Belagerungen von Bonn, Venloo, Ruremonde, Douay, Bethune und in den Schlachten bei Blenheim (1704), Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709) seinen Ruhm und den seiner Truppen bewährte, die in den Berichten Marlborough's und des Prinzen Eugen von Savoyen als „tapferste Leute" gerühmt werden. Überall war er an der Spitze seiner Reiter, empfing auch bei Blenheim und bei Oudenarde ihm heftigsten Feuer nicht unbedeutende Verwundungen und hatte sogar das Mißgeschick, in den Schlacht bei Hochstädt am 19. August 1703 beim Kreoguoscieren gefangen zu werden. Damals ward er acht Monate in französischer Gefangenschaft gehalten.

Als ein seltsgjähriger Greis, aber „bei vollkommener Gesundheit und bei Kräften des Geistes und des Gemüthes" kehrte Natzmer, der mittlerweile zum Generallieutenant ernannt war, mit den preußischen Truppen nach dem Abschlusse des utrechter Friedens in das Vaterland zurück. Der junge Monarch, Friedrich Wilhelm I., bewies ihm dasselbe Vertrauen, welches ihm sein Vater geschenkt hatte; Natzmer begleitete den König auf Reisen und nahm auch Theil an dem sogenannten Tabaks-Collegium, wo bei Bier und Taback wichtige, sowie gewöhnliche Ereignisse verhandelt wurden. Er ward General der Cavalerie, dann Feldmarschall, und konnte im August 1730, als Friedrich Wilhelm I. über die Flucht seines Kronprinzen auf das höchste erbittert war, dem Könige die dringlichsten Vorstellungen gegen das grausame Verfahren machen, welches er einzuschlagen im Begriff war. Unser Berf. stimmt ganz mit dem verständigsten Histo-

Digitized by Google

riker, mit Preuß, darin überein, daß der Kronprinz die Erhaltung seines Lebens gewiß hauptsächlich dem Standhaften Muthe des Fürsten von Dessau, des Generalmajors v. Buddendrock und Rathmer's zu verdanken gehabt hat. „Der Tag", setzt er hinzu, „an welchem dies geschah, war ihm gewiß der schönste seines Lebens." Und in der That ist schon in dieser Rücksicht Rathmer für Preußen ein bedeutender Name, und Hr. v. Schöning hat wohl daran gethan, den Glanz desselben durch seine wackere Schrift zu erhöhen.

Neun Jahre nach jenem Ereignisse, also ein Jahr vor der Thronbesteigung Friedrich II., starb der alte Held im 85. Jahre seines Lebens am 14. Mai 1739, und ward mit den größten Feierlichkeiten bestattet.

Das Portrait des Generals zeigt uns einen stattlichen Kriegsmann mit einem ausdrucksvollen Gesichte. Eine andere interessante Zugabe ist die von 57 Facsimiles von Unterschriften hoher fürstlicher Personen, preußischer Könige und Prinzen und geachteter Feldherren und Staatsmänner, als Eugen von Savoyen, Marlborough, Derfflinger, Schöning, Danckelman, Grumbkow, Seydlitz, Winterfeldt, Ziethen u. A. 2.

Notiz.

Die Insel Hydra.

Die durch den griechischen Freiheitskrieg und die in ihm erwiesene Thätigkeit und Unerschrockenheit ihrer Matrosen berühmt gewordene Insel Hydra wird bei den Alten kaum erwähnt. Herodot erzählt im dritten Buche seiner Geschichte, daß die Samier, als sie auf ihren Schiffen vor der Tyrannei des Polykrates flohen, sich zuerst nach Syphnos wandten und, nachdem sie von den Einwohnern dieser durch ihre Bergwerke damals sehr blühenden Insel hundert Talente erhalten, von den Hermioniern die dem Peloponnese gegenüberliegende Insel Hydra kauften. Diese Auswanderer scheinen daselbst ein neues Vaterland gründen zu wollen; allein sie gaben die Absicht bald auf, vertrauten Hydra den Einwohnern von Trözene an und wandten sich nach Kreta, um sich in der Stadt Kydonia niederzulassen. Auch der Geschichtschreiber Hekataros erwähnte Hydras, und nach einem Citate des Geographen Stephanos Byzantios aus dem einundzwanzigsten Buche der Geschichte der Musik von Dionysios gab es einen sehr ungelehrten Dichter von Hydra, Namens Gogges, der gleichwol in guter Dichter und Verfasser mehrer Komödien war. Pausanias nennt Hydra nur im Vorbeigehen. Übrigens ist hiernach der ursprüngliche Name der Insel nicht Hydra, sondern Hydrea. 25.

Bibliographie.

Der wandelnde Ahnherr oder: Alf von Schroffenfels mit dem blutigen Harnisch, Romantische Ritter-, Räuber-, Kloster- und Geistergeschichte aus der grauen Vorzeit. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Album. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen herausgegeben von *Friedrich Wilthauer*. 1te Auflage. Gr. 8. Wien, Mösle's Wwe. u. Braumüller. 1 Thlr. 8 Gr.

(Böttiger.) — Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger. 1tes Bdchn. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Busch, G. F., Cinthio oder: Die gebesserten überreste aus dem furchtbaren Bunde der verschworenen Brüder. Eine romantische Räuber- und Familiengeschichte. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. 3tes Heft. Baini — Besson. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr. Schreibpap. 12 Gr. Velinpap. 18 Gr.

Cornelia, Taschenbuch für Deutsche Frauen auf 1839. Herausgegeben von A. Schreiber. 16. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 8 Gr.

Dethmar, F. W., Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. 1. Gr. 12. Essen, Bädeker. 16 Gr.

Ellendorf, J., Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. 1ster Band. Gr. 8. Essen, Bädeker. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster's, Fr., Gedichte. 1tes Buch. Romanzen. Erzählungen. Legenden. 8. Berlin, Hypmann. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Frauen. Novelle von der Verfasserin der Freundinnen, der Cousinen u. a. m. Aus dem Schwedischen übersetzt von G. Eichel. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Fröhlich, C. F., Das fürchterliche Schloß Podiebrad und seine unheimlichen Gäste. Eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Gervinus, Gesammelte kleine Schriften. Gr. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 16 Gr.

Gfrörer, A. Fr., Geschichte des Urchristenthums. (1stes Buch.) Das Jahrhundert des Heils. 1ster, 2te Abth. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 3 Thlr. 16 Gr.

Heingelmann, F., Marschall Vorwärts und die Freiheitskriege in Liedern. Gr. 8. Magdeburg, Ernst. 8 Gr.

Hempel, C. F., Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart, häusliche und landwirthschaftliche Einrichtungen der Altenburgischen Bauern. Nebst 10 colorirten Lithographien. Gr. 8. Altenburg, Schnuphase. 2 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 18ter Jahrg., für 1839. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr. 16 Gr.

Klein, J. W., Geschichte des Blinden-Unterrichts und der den Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland, sammt Nachrichten von den Blinden-Anstalten in andern Ländern. Gr. 8. Leipzig, Liebeskind. Geh. 1 Thlr.

Leibrock, A., Der junge Gardist in Napoleons Armee im Feldzuge von 1812. Historisch romantische Erzählung. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 18 Gr.

Lewald, A., Handbuch für Reisende am Rhein, im Taunus, in dem Nahe- und Moselthale. Mit 1 Reisekarte. 8. Stuttgart, Hallberger. 21 Gr.

National-Bilder, dargestellt in Novellen und Erzählungen, herausgeber von L. Frei. 2 Theile. 8. Breslau, Leuckart. 2 Thlr.

Oswald, Leben, Charakter und Philosophie des Horaz. Ein Dialog. 8. Leipzig u. Paris, Brockhaus u. Avenarius. 1 Thlr.

Schoppe, A., Zwei Beichten. 1) Der Unthat Lohn. 2) Der Secretair. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Schüz, G., Die eifersüchtigen Weiber, Posse. 8. Gästrow, Opitz. 12 Gr.

Spindler's sämmtliche Werke. 54ster, 55ster Bd. Novellen. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 3 Thlr. 6 Gr.

Stahmann, F., Drei Nächte aus dem Leben der Königin Anna von Oestreich Gemahlin, Ludwigs XIII. Die Schauernacht am Haidekrug. 8. Neuhaldensleben, Cyrand. 1 Thlr.

Täuffer, E., Erzählungen. 8. Neuhaldensleben, Cyrand. 1 Thlr.

Walter, Das Privat- und öffentliche Leben des Erzbischofs von Köln Freiherrn Clemens August von Droste-Vischering. Nach den besten Quellen geschildert. 8. Hanau, König. 20 Gr.

Zgnafer, L. Felix Anselmo, genannt der rothe Amtsrath. Eine wahre Räubergeschichte aus dem 19ten Jahrhundert. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

— — Leonardi Belloni oder: Der Ahnenruf im Hain der Nemesis. Eine italienische Räubergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 229. — 17. August 1838.

Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Lewald. Dritter Jahrgang. Für 1838. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Drama war der siegreiche Sturmblock, mit welchem bei uns Deutschen die chinesische Mauer eines steifen, begeisterungslosen Lebens und einer formellen, abgestandenen Poesie hauptsächlich umgerannt und erschüttert wurde. So unmittelbar wirkte nicht die Philosophie Kant's, nicht die Kritik Lessing's, so ausgebreitet nicht die überschwenglich gefeierte Messiade Klopstock's, als die dramatischen Erstlingswerke Goethe's und Schiller's, und die Reihe von Bühnenproducten, welche Letzterer den Augen seiner Landsleute vorführte. Eine ganz neue Welt sinnschwerer sprachlicher Wendungen und Gedanken, Ansichten und Tendenzen that sich dem Volke auf und wurde ihm Mittelst. Schiller wurde Volksmann; er hat für uns historische Bedeutsamkeit, wie die Bühne, die er schuf. Wenn in Weimar ein neues Schiller'sches Drama aufgeführt wurde, so war's ein Fest, wie das einer Wallfahrt; das Volk bildete Gassen, wenn er nach einer Aufführung hindurchschritt, und wies auf ihn wie auf einen Heros. Des Volkes Stimme lügt nicht, aber wol logen später die kritischen Stimmführer, welche an den heroischen Mann das Beil ihrer Kritik zu legen suchten. Von dieser Verirrung fängt man endlich an zurückzukommen; fester als je hat sich die Überzeugung gegründet, daß die Bühne durch Shakspeare und Lessing, Goethe und Schiller unsere Poesie gerettet hat; man fängt wieder an, Achtung vor einem Institute zu bekommen, welches eine Zeit lang nur als Füllung leerer Abende und als Lückenbüßer für die Conversation benutzt und von dem geistvollern Theile der Nation mit Gleichgültigkeit behandelt wurde. Denn es ist offenbar und nicht mehr abzuleugnen, daß die Bühne in einen verderbten Zustand der Stagnation gerathen ist. Die Theaterkritik, welche lange Zeit in der Gewalt käuflicher und urtheilloser Leute war, ist endlich zur Erkenntniß der Gebrechen gekommen, an welchen die gegenwärtige Bühne leidet, und hat grade durch ihre auf Tod und Leben kämpfende Polemik bewiesen, wie stark das Interesse ist, welches sie an der Zukunft der Bühne nimmt. Die Zahl Derer ist gering, welche überhaupt das Theater und mit ihm das Drama als ein den Foderungen unserer Zeit nicht entsprechendes Postulat aufgegeben wissen wollen; eine solche Verzweiflung ist ganz am unrechten Orte und gehört ganz in das Reich jener unglücklichen modernen Verzweiflungen, von denen die eine die Journalistik, die andere das Epos, die dritte die gesammte Literatur, die vierte das politische Leben oder gar das Leben selbst aufgeben zu müssen glaubt. Jenes Vergnügen an dem gegenwärtigen Zustande der Bühne, welches sich in einem großen und zwar dem gebildetern Theile der Nation kundgibt, jene seit einigen Jahren wachgewordene und in Stahl und Eisen gegen das Theater der Gegenwart anstürmende Polemik, jener heilige Ernst, womit man sich mehr als je auf Shakspeare und Schiller zu berufen anfängt, sind ein Zeugniß von der Achtung, die man vor den Principien hat, von welchen die Bühne ausgehen sollte; und wenn sie es nicht thut, so liebt man sie auch in diesem Zustande noch, wenn auch in der Form des Hasses. Selbst Schauspieler, welche es mit ihrer Kunst redlich meinen, sind von der Unhaltbarkeit der Bühne in gegenwärtiger Gestalt überzeugt; sie sind es müde, jene nach der allgemeinen Elle der Mittelmäßigkeit zugeschnittenen charakterlosen Rollen sich anzupassen; sie behaupten, daß die Bühne und der Geschmack des Publicums bis zur möglichsten Degradation sinken müssen, bis die Jämmerlichkeit nicht mehr überboten werden kann und der alte Jammer, dessen man überdrüssig sein wird, keine vollen Häuser mehr macht; dann, meinen sie, werde eine Reorganisation der Bühne von Grund aus eintreten müssen und aus der schlackigen Asche der Phönix der Kunst sich siegreich emporschwingen. Diese Hoffnung hat ebenso viel Hypochondrisches als vielleicht auch Sanguinisches; es ist die Hoffnung der Katholiken auf das reinigende Fegfeuer; aber man muß sie als Endziel, wonach unsere kritischen Angriffe zu organisiren sind, festhalten und Andern einprägen. Jene kritischen Bedenken Einzelner werden zu einer kritischen Grundstimmung Aller werden müssen; es wird eine Ebbe in der dramatischen (theatralischen) Production eintreten; denn nicht Jeder mag wie Nestroy, und nicht Jeder kann wie Raupach dichten, weil Wenige die sogenannte Bühnenkenntniß und die spielende Jambenfertigkeit Raupach's besitzen. Es ist oft von Letzterm behauptet worden, daß er kein eigentlicher Poet sei, und in der That, wer sich in seinen Lustspielen so im Sande der flachsten und poesielosesten Trivialität zu tummeln weiß und den

Digitized by Google

bloßen Spaßmacher spielt, von dem läßt sich schwerlich behaupten, daß er in seinen Tragödien als wirklicher Poet erscheinen werde. Hätte sich Shakspeare oder Calderon so weit herablassen können, Stücke zu schreiben wie etwa Raupach's „Der Platzregen als Eheprocurator" und ähnliche, so würden sie es auch unterlassen haben, einen „König Lear" oder einen „Standhaften Prinzen" zu dichten. Solche Gegensätze sind in einer und derselben Person gar nicht denkbar. Die Bühne hat sich in Raupach so festgerannt, daß man auf ihn bei jeder Abhandlung über die gegenwärtige Bühne unwillkürlich zurückkommt. Ihr tadelt Raupach, hat man uns gesagt, aber ihr gebt uns nichts Besseres. Ganz recht! als aber Euripides, von dem Kunstideal des Sophokles abgelenkt, die Begriffe des Publicums geschwächt, verwirrt und sich zum Alleinherrscher der athenienſischen Bühne gemacht hatte, war auf die Ausbildung eines zweiten Sophokles gar nicht mehr zu rechnen. Wo die bloße Coulissen-, nicht Bühnengerechtigkeit das einzige Kriterium geworden ist, wonach man über die Aufnahme der Stücke entscheidet, da ist für das echte Drama kein Boden mehr; und wer die Scenenfolge bequem einzurichten, leicht declamirbare Verse zu schreiben und effectvolle Abgänge zu machen weiß, der ist König und Held der Bühne. Man kann Raupach's Verdienste und im Allgemeinen sein glänzendes productives Talent anerkennen, man kann ihm zugestehen, daß er der reingeschichtlichen Tragödie neuerdings Bahn gebrochen, die Überschwemmung französischer Bühnenartikel zurückgedämmt und — was doch immer etwas ist — dem Publicum manchen lachlustigen Abend bereitet habe: das Alles kann man ihm einräumen und doch behaupten, daß eine die Fortbildung des Dramas unsaglich hindernde Kraft in ihm liege. Die Bühne hängt sich an die Barke seiner dramatischen Productivität; aber es ist zu viel Ballast darin aufgehäuft, als daß man sich flott erhalten könnte. Fragt man nun: was hat uns eure Polemik gegen die Bühnenzustände der Gegenwart gefruchtet? so lassen sich die reifen genießbaren Früchte freilich nicht nachweisen, die sie emporgetrieben, aber wol die faulen unerquicklichen Früchte, die sie als solche bezeichnet und von dem gesunden Stamme des Dramas entfernt hat. Die Kritik hat das Geschäft, das Unkraut, die Quecken, die Parasitenpflanzen wegzuräumen, das Erdreich umzuroden und das fruchtbare zu oberst zu bringen. Und wenn sie nur wie ein umgekehrter Wegweiser sagt: diesen Weg sollst du nicht einschlagen, du wirst dich auf ihm verirren, er wird dich vom Ziele abführen! so haben wir auch dadurch schon viel gewonnen. Producirt wird leider genug, mehr als ein gewöhnlicher Menschenmagen vertragen kann; aber die aufräumende und beschränkende Kritik wird noch lange nicht mit hinlänglichem Ernste und in gehöriger Ausdehnung geübt. Auch datirt die Überzeugung von der gegenwärtigen Depravation der Bühne, oder die Fähigkeit und der Wille, sie offen auszusprechen, seit wenigen Jahren. Was aber in Bezug auf den jetzigen Zustand des Theaters Tieck, Immermann, Gans (Letzterer im „Zodiacus") eingewandt oder festgestellt haben, wird auf die Dauer nicht verloren sein. In demselben Sinne redigirt Willkomm seine „Jahrbücher", in demselben Sinne schrieb ich meinen Aufsatz in Mundt's „Dioskuren"; in demselben Sinne sprechen sich Gutzkow, Heine, Kühne, Duller u. A. an den verschiedensten Orten aus, und in demselben Sinne bearbeitet Lewald seine „Theaterrevue", von welcher hier die Rede sein soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Gesellschaft. Novelle von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Duncker und Humblot. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist ein charakteristisches Merkmal der modernen Novellen-Literatur, daß dieselbe mit Vorliebe die Fragen, die Situationen, die Charaktere der Gegenwart reproducirt; ja, das Publicum, oder vielmehr ein Theil desselben, geht so weit, daß es, wenn's nur aus der Gegenwart herausgeschrieben ist, den Mangel an poetischer Auffassung und idealer Combination leicht übersieht. Das Interesse für die vorliegende Novelle ist aber schon deshalb ein doppeltes, weil wir uns die glücklichste Harmonie versprechen dürfen zwischen dem Autor und dem Stoffe. Der Autor, der in den höhern Kreisen der Gesellschaft steht, ist nicht in dem Nachtheil so vieler jungen Schriftsteller, die, weil sie in den Palästen der Großen sich umsahen, oder weil sie im Bade oder auf Dampfschiffen eine vornehme Bekanntschaft machten, oder vielleicht in der subalternen Stellung eines sogenannten Hauslehrers in einem adeligen Hause waren, das Leben der Gesellschaft verstanden zu haben glauben, während sie dasselbe sich mehr erträumen, als daß sie es gründlich kennen gelernt hätten. Unser Autor aber hat in den Kreisen, in welche er uns einführt, so zu sagen seine Heimat, und was ihn umgibt, das hat er mit glücklicher Beobachtungsgabe durchdrungen. Ein zweiter Grund, auf welchen ich mein Urtheil über die Harmonie des Autors und seines Stoffs basire, ist, daß er, als dem Adel angehörend, manches Urtheil über denselben aussprechen, manche Wahrheit demselben sagen konnte, die man von den Adeligen sich sagen läßt, während man dieselben Bemerkungen und Urtheile, wären sie von einem in gesellschaftlichem Range niedriger Stehenden ausgesprochen, für Härte, für Persifflage ausgeben und als unbillig und gehässig verschreien würde. Durch die liebenswürdige Unparteilichkeit der Verfasserin bleibt aber diese Novelle der Wahrheit und Wirklichkeit so nahe wie möglich.

Demnach glaube ich gewiß, daß wir in unserer deutschen Literatur durch diese und ähnliche Novellen und Romane mit der Novelle der neuesten Zeit wieder könnten ausgesöhnt werden. Denn, odwol andere Nationen uns die erfreulichsten Beispiele gegeben haben, wie in der genannten Gattung der Poesie die Gegenwart behandelt werden müsse, indem wir z. B. durch viele von Bulwer's Romanen in die genauste Bekanntschaft mit der englischen Gesellschaft gesetzt sind und indem wir durch Miß Martineau eine so umfassende, specielle und wahrhafte Darstellung des amerikanischen Lebens erhalten, so hat im Gegentheil die neueste Schule in Deutschland sich planmäßig bemüht, durch eine rasende Umkehrung und Verdrehung der Verhältnisse uns glauben zu machen, unser Leben sei so unfruchtbar, so verdorrt und arm wie die Phantasie ihrer Propheten.

Wenn ich aber das obige über die vorliegende Novelle ausgesprochene Urtheil einigermaßen begründen soll, so kann ich es nicht besser thun, als wenn ich zunächst zeige, daß die Verfasserin das Leben der Gegenwart, dessen Tendenzen und Zustände kennt.

Sie sieht es sehr gut ein, daß unser Alter nicht mehr weise und unsere Jugend nicht mehr jung sein will: sie tadelt die Hast, mit der unsere Jugend sich ins Leben stürzt, als wäre das Höchste darin so früh und mit Sturm zu gewinnen. Unsere Verfasserin weiß es wohl, daß man den Men-

Digitized by Google

schen jetzt weit weniger nach seiner abgerundeten Persönlichkeit als nach einzelnen Eigenschaften beurtheilt und ihn weit weniger als Menschen als nach dem Stande, dem er angehört, oder dem Range, den er behauptet, schätzt. Auch ist ihr nicht entgangen, daß durch die allgemeine gegenseitige Maskerade der Rest der Wahrheit aus der Welt verbannt werden wird, daß die Kälte in Erfahrung übergehen muß und die Kolossale, vernichtende Langeweile, an der namentlich unser weibliches Geschlecht laborirt, kaum mehr zu bewältigen ist, indem wir schon hätten einsehen sollen, daß die wissenschaftliche Bildung, die wir den Frauen aufzupfetzen uns bemühen, dagegen nicht hilft. Daß man ferner die Fragen vom wahren Lebensinteresse aus der Gesellschaft verbannt und unerörtert liegen läßt und nur die sadesten Gegenstände bespricht, vor denen kein noli me tangere steht, daß man die Religion ignorirt, im Leib aber auf dieselbe schmäht, — wer hätte das nicht erfahren! Und leider ist in unserm Leben — ich meine, unser Autor sieht es ein — das Gefühl für Ehre viel zu wenig gepflegt; wir Deutschen hätten dasselbe nicht genug beleben, kräftigen können; jetzt aber, wo es geschieht, daß Männer, welche der Zufall hoch in der Gesellschaft stellte, des Ehrgefühls sich entledigt haben, da kann sich dies die jämmerliche Eitelkeit mit ihrer Dürre und Kraftlosigkeit an die Stelle der Ehre drängen. Daher ist auch die Noblesse, die von ihr allein liegt, auf diese Ideen basirt. Indeß eine Doctrin ist hier nicht vorgetragen; die Verhältnisse werden geschildert, wie sie sich gestalten, und die Entwickelung ist natürlich. In der Gegenwart, wo es zur Manie gewonden ist, Alles in die Urdestandtheile aufzulösen und die Conglomerate in ihre Theile zu zerlegen, wo man über Rechte und Pflichten letzten Grund aufsucht und gar nicht gern dabei stehen bleibt, daß sie in der Ewigkeit und Nothwendigkeit des Lebens den letzten Grund haben — da hat eine der Grundtagen unsers Lebens, die Ehe, dieser zerlegenden und zersetzenden Betrachtung nicht entgehen können. Daß aber die Idee der Ehe, welche unser Geist sich bildet, oder sich bilden kann, mit der Realisirung in Widerspruch steht, das ist auch, wohl der Fall bei jeder Idee eintritt; das lebendigere Einsicht davon gelangen wir aber, wenn wir sehen, wie in der Ehe die ideale Harmonie so oft gestört wird, wie die selige Ruhe aufgehoben wird durch Arbeit, Sorge, durch Noth vielleicht; wie die Liebe, statt im Lauf der Tage aus den zwei Wesen mehr und mehr eins zu bilden, aufgelöst wird in Gleichgültigkeit, Kälte, Zerrnnung. Der Grund von dieser zu oft vorkommenden Erscheinung liegt aber in der Totalität unserer Cultur: die Moralbegriffe sind zu weit, sind lax, die Moralprinzipien sind höchst willkürlich aufgestellt; wir statuiren zufolge, unsers Standpunktes und unsere Bedürfnisses eine verschiedene Moral, eine Moral des Christenthums, des bürgerlichen Lebens, der kaufmännischen Verhältnisse, der Politik — und was die eine für Wahrheit erklärt, das ist, wenn ich die andern sage, Falschheit und Lüge. Ja, wir hätten keines Gottes nöthig, der gegen die Sophisten und gegen die Sophistereien mit Kraft und Muth zu Felde zöge; denn die Sophisten nisten sich immer tiefer ein in unsere Politik, in die Moral, in die Religion, in das Haus, in alle unsere Begriffe, berauben den einfachen Menschen seiner richtigen Vorstellungen, lassen sein einfach wahres Urtheil als verkehrt erscheinen und setzen ihn außer Zusammenhang mit der Wahrheit und mit der Gesellschaft. So ist es nun geschehen, daß die belletristischen Philosophen oder die philosophischen Novellisten unsers Decenniums herausbrachten, die Stellung des Weibes unter uns sei nicht sowol im Äußern als in ihrem innersten Wesen eine durchaus unmoralische und es sodere ihre Pflicht, der Welt das Bild vom rechten, wahren, vollkommenen Weibe vorzuhdealisiren. Allein dies Idealisiren streifte denn doch bisweilen leider etwas über das Kolossale hinaus, wobei namentlich die Nudität sehr frappirend auf uns wirken mußte, weil dieselbe sowol im Physischen wie im Moralischen von uns Deutschen durchaus verabscheut wird. Sowie über den dunklen germanischen Urwäldern ein tiefes Schweigen lag, so liegt dasselbe über den Gemüthern unsers Volks; sowie das Weib des Germanen sich hielt in der Zurückgezogenheit, wie die Hausfrau Germane seine Religion mehr in der Tiefe des Gemüths als in Zeichen und Symbolen feierte — so ist jede Enthüllung des weiblichen Wesens und Lebens gegen den Charakter des echten deutschen Volks. Daß wir nichtsdestoweniger unter uns Frauen finden, die von der Idee des Weibes sich weit entfernt haben und Dasselbe sein könnten, was jene Novellisten anbeten, das kann nicht geleugnet werden. Indeß, so wenig unsere Religion über solche Individuen den Bann ausspricht, so wenig unsere Gesellschaft sie aus ihren Kreisen verweist, so wenig hätte man, meiner Ansicht nach, das Anathema über dergleichen novellistische Darstellungen aussprechen und die Verfasser so zu sagen ächten — sondern dem Gefühl, dem Geschmack und der Kritik des Publikums hätte man jene Produktionen überlassen sollen, über sie ihren Werth oder Unwerth ein gesunder Sinn schon längst entschieden hatte, als ihre Verfasser mehr oder weniger deutlich klein deßwegen und zu widerrufen anfingen.

Die Verf. der vorliegenden Novelle aber gehört keineswegs in die Reihe Derer, die das Evangelium einer neuen Liebe und einer neuen Ehe verkündigen; denn sie gibt deren, dem sinnlichen wie dem geistigen Elemente in der Ehe, ihr volles Recht. Es ist ihr die Ehe ein heiliges Mysterium, dessen Hülle sie niemals mit frivoler Hand zu berühren oder gar wegzuziehen wagt. Obwol sie sich darin zu gefallen scheint, ähnlich wie George Sand in ihrem „Secrétaire intime", eine Frau, deren Bildung so zu sagen abgeschlossen ist, im übergewicht erscheinen zu lassen über einen ganz jugendlichen Mann, so geht doch aus dem Ganzen des Buchs hervor, daß die Verf. glaubt, daß nur die Vereinigung von Mann und Weib komme die vollkommene Menschheit zur Erscheinung Bei diesem unbetretbar ihr angehörenden Grundgedanken kann man nicht ihr, sondern nur der Gesellschaft zur Last legen, wenn einzelne Personen ihrer Novelle dieselben einen etwas frivolen Ton anstimmen, wie wenn Adrian einer Stelle hilft: da die tugendhaften Frauen die Laune haben, daß die Liebe sich ihnen nur im Gewande der Andrung nahen dürfe, so kann man ihnen wol den Spaß der Maskerade machen; oder wenn gesagt wird, daß die Frauen, die ihren Gemahl am zärtlichsten lieben, des Liebens so gewohnt sind, daß man am leichtesten bei ihnen trufft. Wenn dessenungeachtet Armand austreten wollte und sagen, die Verf. unserer Novelle scheine doch nicht recht an das Glück der Ehe zu glauben, den möchte ich an einen Gedanken des Buchs erinnern, welcher in dieser Rücksicht wol der leitende sein müßte. Die Verf. sagt nämlich einmal, die Bibel gebe uns doch den Rath, zu besitzen, als besäßen wir nicht; wenn nun zwei Menschen, meint sie, die sich lieben und besitzen, diese Worte zur Richtschnur ihres Lebens machten, wenn es möglich wäre, daß die Begier, die Zwietracht, die Selbstsucht, die Flamme des Nichtbesitzens sich verbänden mit der der Glut und Hingebung des Besitzes — wer, sagt sie, wollte dann nicht gern an das Glück in der Ehe glauben und in derselben den Himmel auf Erden sehen!

Ein anderer Gedanke der Gegenwart, der in dieser Novelle mehrfach discutirt wird, ist das Verhältniß des Adels zur Gesellschaft. Es ist nicht zu verkennen, so sehr die neueste Schule sich dagegen verwahren mag, daß sie, wenn auch nicht zu dem Krug'schen, oder zu dem Rotteck'schen, oder zu dem Christiani'schen, aber doch zu einem liberalismus, vielleicht Ultraliberalismus, sich bekennt: alle die hyperbolischen Äußer-

Digitized by Google

rungen über Volk und Königthum, die Insulten gegen das Bestehende, die Invectiven gegen die Aristokratie, der ganze Ton und die Haltung ihres Vortrags begründen die öffentliche Meinung, welche über sie entschieden hat. Was man auch urtheilen möge über die historische und philosophische Bildung der Köpfe, die da behaupten, daß der Adel, der jedenfalls — die Form lasse ich unbestimmt — ein nothwendiges Element in jedem staatlichen Zusammenleben ist, unter uns ganz ausgemerzt werden könne, so kann ich diese Behauptung nur für die maßloseste Phantasterei ausgeben, die ein verständiger Mensch gar nicht in die Welt hätte hinauspredigen sollen. Dessenungeachtet aber sollte ein Jeder einsehen, daß der gegenwärtige Zustand des Adels und sein Verhältniß zu dem Stande unserer Politik, unserer Moral, unserer wissenschaftlichen Cultur, unserm Leben überhaupt in mehrfacher Rücksicht nicht die richtigen seien. Indem unsere Verf. dies anerkennt, tritt sie aber, selbst im entferntesten nicht, in Opposition gegen das Königthum, welchem die Anhänger der neuesten Schule feindlich entgegentraten in einer Zeit, wo dasselbe nur in eine Art von Quietismus versinken zu wollen schien und nicht grade positiv den Ideen, den Systemen, den Interessen des Volks widerstrebte. Die Sätze, welche in der vorliegenden Novelle im adeligen Salon discutirt werden, sind einfach, klar, ohne Bitterkeit vorgetragen und erscheinen als Resultate der Geschichte und Erfahrung. Der Adel hat in der That einen dummen Streich gemacht, daß er sich von den Fürsten in die Erbärmlichkeit des Hofdienstes locken ließ, um die stolze Unabhängigkeit seines Schlosses und des Kriegsdienstes mit der Sklaverei am Throne zu vertauschen. Geleugnet kann es wol nicht werden, daß die Fürsten, man hat vielleicht ein Recht zu sagen, undankbar genug sind, den Adel, nachdem er sich an ihren Höfen ruinirt hat, fallen zu lassen, sodaß selbst die Protectionen, weil sie oft nur verstohlen gewährt werden, aussehen, als verdiene der Adel dieselben nicht. Unsere Verf. läßt sogar einen Adeligen auftreten, der behauptet, daß die Aristokratie keine Kraft mehr im Blut habe, um sich selbst zu regeneriren; er fürchtet, daß dieselbe vergehe gleich dem uralten Baume des Waldes, während der Tiersetat sich wie eine neue Anpflanzung über die mächtigen, kahlen Stämme erhebe. Ebenso verständig wird aber der Nachtheil des Bürgerthums hervorgehoben, indem gesagt wird, daß es für das letztere ein Unglück ist, daß die Schranken des Turnierplatzes sich ihm so weit öffnen, die Zahl der Aspiranten wird dadurch zu Legionen, mithin auch die der Unzufriedenen und Unruhigen. Es gibt unter ihnen, wie unter den Aristokraten, meistens Mittelgut, manche Tröpfe, selten ein Genie. Wenn aber unter dem Adel ein Genie auftaucht, so stellen die Andern ihm sogleich drei, vier gegenüber und so wird es unmöglich, selbst durchs Zahlenverhältniß unmöglich, diesen den Rang abzulaufen. Wie sehr aber jede Partei in diesen Auseinandersetzungen ihr Recht bekommt und wie wenig die Verf. darauf ausgeht, für irgend ein System zu gewinnen, das zeigt sich recht auffallend an einer Stelle, wo sie behauptet, die bürgerlichen Frauen hätten nicht den Aplomb im Sichgehenlassen; sie meint, dieselben wären unendlich viel steifer, förmlicher und gingen zu leicht in ungehinderte Lustigkeit über. Allein auch im Gegentheil gesteht sie ein, daß die aristokratischen Frauen mitunter oder häufig in Dreistigkeit, gar in Impertinenz übergehen, und das dürfe uns nicht Wunder nehmen, weil ja nicht alle aristokratische Frauen edle Naturen seien.

Was übrigens die einzelnen Personen und Charaktere unserer Novelle betrifft, so könnte nur der Unverstand verlangen, daß dieselben im Verlauf der Darstellung sich völliger entwickeln und abschließen möchten, denn da die Novelle nur einen kurzen Lebensabschnitt umfaßt, in welchem die Charaktere sich nicht abschließen und vollenden können, da überhaupt unser Verkehren mit den abgeschlossenen und fertigen Charakteren oft ein sehr aphoristisches ist — so glaube ich, grade darin liegt ein Vorzug der Lebenswahrheit, daß in dieser Novelle von zwei bedeutenden Persönlichkeiten die eine, Polydoro, als werdend erscheint und vorübergeht, die andere, Otto, als geworden, aber sehr schweigsam und halb verhüllt, uns vorgeführt wird. Für Schilderung weiblicher Charaktere hat die Verf. Vorliebe. Die Hauptperson: Ilda, streift ans Heroinenartige; eine Heroine aber ist in der Novelle und dem Roman, wie im Leben, nur dann erträglich, wenn sich vor uns die volle, reiche Kraft ihres heroischen Wesens entfaltet, nicht aber wie hier, die Ilda, welche in Sympathie, entsagender Liebe und Kunstbegeisterung hinlebt.

Was aber die Combination der Einzelheiten zum Ganzen betrifft, so ist dieselbe ungezwungen, natürlich; die Darstellung lebhaft und ohne Prunk; die Conversation animirt und nicht ohne gut eingelegte Pointen, wenngleich dieselbe bisweilen so gedehnt und forcirt ist wie die Salon-Unterhaltung, die ich aus eigner Anschauung kenne. Ganz unnatürlich ist das lange Gespräch zwischen Ilda und Herrn von Versfen, nachdem er von derselben einen Korb bekommen hat.

Daß in dieser Novelle die französischen Worte und Redensarten so häufig vorkommen, mußte vielleicht geschehen, weil es „aus der Gesellschaft" ist. Im Gespräch laß ich's mir auch gefallen, aber in erzählender poetischer Darstellung ist es, was auch Semilasso über die Nothwendigkeit sage, so unerträglich, daß es Einem das Durchblättern seines „Letzten Weltganges" ganz verleidet. Wenn aber gar in ernsten, tragischen Momenten, aus dem Munde des Resignirenden z. B., ein französisches Wort gehört wird, so kann ich mir nichts denken, was von so barockem Effect sei wie dieses auf S. 217, wo Ilda, in einem wirklich ernsten Moment sagt: „Die Ehe ist desenchantirt für mich." 75.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 225.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*48. Cobbett's (William) englische Sprachlehre. Zweite Auflage, mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, sowie auch zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von Jakob Heinrich Kaltschmidt. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier.

Diese namentlich im Auslande längst als vorzüglich praktisch anerkannte Grammatik wird in der neuen Bearbeitung des durch seine Sprachwerke bekannten Verfassers ihre Brauchbarkeit in Deutschland immer mehr bewähren.

*49. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. Zwölf Bände. Gr. 8.

Jeder Band in einem neuen Abonnement, das zu jeder Zeit begonnen werden kann, auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

*50. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. Registerband. Gr. 8. Auf Druck-, Schreib- und Velinpapier.

Dieser Registerband soll ein wahrer Index zu dem vielverbreiteten Werke werden und den Besitzern das Auffinden aller der verschiedenartigen Mittheilungen desselben erleichtern, dadurch also noch wesentlich dessen Brauchbarkeit erhöhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 230. —— 18. August 1838.

Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Lewald. Dritter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

August Lewald ist unbedingt einer der ebenbürtigsten Gegner des gegenwärtigen Bühnenzustandes, weil er von uns Allen der am meisten praktische ist. Ehemals selbst darstellender Künstler und Regisseur, hat er die genauste Localkenntniß; er sah der Bühne hinter die Coulissen und bekämpft sie auf einem Boden, auf welchen sich die Wenigsten von uns wagen dürfen. Diese Kenntniß bekundet er abermals in seiner diesjährigen „Theaterrevue"; er schreibt eine Abhandlung über die Mise en scène, was wir Deutschen schwerfällig „in die Scene setzen" nennen. Alle jene Misbräuche, welche bei den Rollenvertheilungen, Lese-, ersten Theater- und Generalproben eingerissen sind, werden schonungslos, aber mit Anstand, scharfer Einsicht und in trefflicher Prosa aufgedeckt, zu Ärger und Lust der Leser. Es ist unglaublich, welche Lächerlichkeiten, Intriguen und Nachlässigkeiten bei diesen für eine gute Darstellung so nothwendigen Vorbereitungen stattgefunden haben und noch stattfinden. Die Directoren, Regisseure, Theatermeister und Requisiteure finden hier Andeutungen, die sie sich als ebenso viele Lehren zu Herzen nehmen sollten. Ein interessantes und wichtiges Capitel ist auch das über die Rollenvertheilung. Man lernt daraus die unverantwortliche Behandlung kennen, welche von den Herren Theaterkönigen, denen der Verf. ekelhafte Bornehmheit, wie unsern meisten Bühnendichtern abscheuliche Demuth vorwirft, den eingesandten Manuscripten und den Einsendern selbst zu Theil wird. Lächerlich, sagt Lewald, sei der Vorwand, mit welchem von einigen Bühnen die eingesandten neuen Stücke zurückgewiesen würden, der Vorwand nämlich: es sei kein Geld vorhanden, neue Stücke zu kaufen, die Theater kosteten ohnehin schon zu viel. Aber, meint der Verf., man kann die Kosten bei Unbedeutenheiten, Überflüssigkeiten u. s. f. einschränken; ein Theater, welches auf den Namen eines guten Anspruch machen wolle, könne ohne Neues gar nicht bestehen; das wäre das einzige Lebenselement, das allein, was die regste Wechselwirkung zwischen Publicum und Künstler zu erhalten im Stande ist. Die wenigsten der eingesandten Stücke, behauptet Lewald, würden so gelesen, wie sie eigentlich gelesen werden müßten, sodaß man sie genau prüfte, wie sie etwa durch Veränderungen einer scenischen Belebung angepaßt werden könnten; und als Muster für die Art, wie man sie lesen müsse, stellt er Schröder, Iffland, Schreivogel und Rhode in Breslau auf, welche, wie der Verf. bemerkt, sämmtlich keine Hofchargen bekleidet hätten. Auch Kotzebue sei in diesen Punkten sehr aufmerksam gewesen. Von den liebenswürdigen Gründen, wodurch jetzt ein gewöhnlicher Bühnenvorstand bestimmt wird, ein neues Stück zu geben, werden mehre mitgetheilt. Entweder sei eine große Bühne (Berlin oder Wien) mit gutem Beispiele vorangegangen, und dies sei mit den Sachen von Raupach der Fall, ferner mit denen von Halm, Zedlitz (berühmten Edelleuten, wie ich bemerke), Bauernfeld, Töpfer, Blum (eigentlichen Bühnendichtern, zum Theil nur Bearbeitern ausländischer Sujets) und den andern Wenigen geschehen, deren Stücke in diesem Augenblick unsere Theaterlangweile beseligen. (Hier mache ich darauf aufmerksam, daß die Angeführten an Orten leben, wo die Bühnen noch zugänglich sind. Wie machen es nun Talente — deren es doch, mit Verlaub der Herren Directoren und Regisseure, hier und da eines geben kann — in Breslau, Dresden, Leipzig, Hanover, Braunschweig und Stuttgart? Berlin, Wien und Hamburg sind weit, und die Nähe ist nur scheinbar. Wirklich! es ist das Beste, daß man von Hause aus mit der Bühne in geschiedener Ehe lebt, geschieden von Tisch und Bett, sodaß kein Kindersegen zu befürchten steht.) Oder, fährt Lewald fort, es ist Protection dabei im Spiele; irgend ein Mann oder eine Frau, ein Jüngling oder Mägdlein, das sich bei dem Intendanten oder dessen Gattin, bei dem Regisseur oder dessen Gattin, oder bei sonst einem vielvermögenden Schauspieler einzuschmeicheln wußte. Solche arme Schützlinge haben jedoch viel Herbes zu kosten; hundertmal glauben sie schon nahe am Ziele der Aufführung zu stehen, aber ebenso oft werden sie weit davon weggeschleudert u. s. w. (Ich, der Referent, füge noch hinzu, daß ein Hofrath- oder Geheimerathstitel, als Titel des Verf. beigesetzt, in einer gewissen Stadt mehr alles Andere zu Gunsten der Aufnahme eine eclatante Wirkung haben und einen Heiligenschein der Coulissengerechtigkeit über das eingesandte Stück verbreiten würde.)

Das Übrige von den eingesandten Stücken, fährt Lewald fort, was nicht zu den obigen Kategorien gehört, wird unbeachtet liegen gelassen. Ist das Manuscript schön

Digitized by Google

und sauber geschrieben, wol gar noch dazu elegant gebunden, so heißt es in der Schlendrianssprache der Machthaber: „Das nehme ich nicht in die Hand; das ist gewiß von einem Anfänger, der in seine Arbeit verliebt ist; wer wird das noch erst lesen; es ist Nichts, das weiß ich vorweg!“ Oder sieht das Manuscript unansehnlich aus, genial wie ein Wisch, so spricht solch ein Theatermensch: „Ich habe meine Zeit zu lieb, als sie mit dem Entziffern dieser Hieroglyphen hinzubringen!“ und dann geht er fort und würfelt um seinen Kaffee oder spielt Whist, Kegel u. dgl., um seine Zeit besser zu nützen.

Hierauf nimmt Lewald an, das Stück sei im Lesecomité durchgegangen, oder auf sonst eine Art angenommen worden; wie nun? Ganze Scenen und Reden werden gestrichen, das ist unterhaltlich, dazu hat jeder Regisseur von Gottes Gnaden die Befugniß erhalten; dann sind ein paar kleine Rollen, die überflüssig schienen, ausgeschnitten, zusammengezogen, andern im Stücke auftretenden Personen zugetheilt worden: Alles ohne Anfrage bei dem Autor. Entweder wagt dieser (mit Ausnahme von Raupach, setze ich hinzu, weil bei dem die Besetzung jeder Rolle in der Rolle selbst liegt) nur bescheidentlich zum geneigten Beguchten ein Vorschlägelchen der Rollenbesetzung, oder stellt noch bescheidener Alles dem weisesten Ermessen hochlöblicher, hoftheaterlicher Infallibilität anheim.

Ist Alles wirklich so, wie Lewald hier und weiterhin angibt, dann, in der That! möchte es kaum die Sache eines Ehrenmannes sein, irgendwo ein Stück zur gefälligst allergefälligsten Begutachtung einzureichen. Aber die Hoffnung, die Geduld, darin beruht die Stärke eines Deutschen, der damit sogar den Tod überwindet und jenseit einsieht, daß er vergebens gehofft, vergebens gewartet hat. Es ist wahr, jene Theaterherren betrachten häufiger als recht ist die Kenntnißnahme von einem Stücke nicht wie eine Pflicht, sondern wie eine Vergünstigung, und so lange noch Raupach producirt und die Birch-Pfeiffer und Nestroy von der Menge gern gesehen werden, oder so lange — aber wer weiß wie lange — die halbsittlichen Conversationsstücke, wie wirklich geschehen ist, für Ergüsse ausbündiger poetischer Kraft und für einen Fortschritt zum „socialen“ Drama angesehen werden, so lange kümmern sich die Herren um junge Talente nicht, noch denken sie der Zukunft. Wie aber, wenn Raupach seine Productionslust, die Birch-Pfeiffer ihren ganzen Credit, Nestroy sogar den Beifall der Menge verloren hat, oder wenn man der Salon- und Conversationsstücke müde und satt ist, wie dann? wie, woher wollt ihr euch rekrutiren? Ihr habt keinen jungen Dichter, der nur Dichter ist, herangezogen, begünstigt, gebildet, und euere ältern Dichter habt ihr verzogen, abgenutzt, geschwächt; ihr habt euch an die Aristokratie gewandt, aber die Aristokratie ist launisch, vornehm und wenige ihrer Mitglieder sind jener poetischen Urkraft voll, welche euch freilich plebejisch erscheinen mag, die aber allein im Stande ist, eine Reform der Bühne herbeizuführen. Erschreckt nicht, wenn ich euch sage: Ihr müßt euch an die Demokratie, oder besser an die Demagogie wenden; erschreckt nicht, ich spreche nur von der poetischen Demagogie. Seht euch doch, um das Nächste zu nennen, in d. Bl. um, betrachtet die dramatischen Übersichten, und ihr werdet finden, daß es in Deutschland allerdings eine große Zahl von ehrenwerthen Talenten für die Bühne gibt. Eure Behandlung ist es, die ihre Flügel lähmt und sie in den Käfig des Buchhandels sich zurückzuziehen zwingt. Ihr tadelt uns, wenn wir eure Schlüpfrigkeit und Vornehmheit und das schlechte Spiel eurer Schauspieler rügen; aber wie — ich frage — verfahrt ihr gegen uns? Ist euer Urtheil nicht viel härter, euer Verfahren nicht viel grausamer? Wüthet ihr nicht gegen unser eigen Fleisch und Blut? Die Stellung des Schauspielers zum Dichter kann immer nur eine secundaire sein; aber jeder Soufleur meint es besser zu verstehen als der Dichter; es gibt Städte, wo man seine Stücke (natürlich gegen festgesetzte Procente) dem Soufleur anvertraut, der es bei dem Herrn Regisseur bevorwortet, der Herr Regisseur bei dem Intendanten u. s. f. Und nun die Regisseure! Ließe einmal ein junger Dichter sein Manuscript durch alle deutsche Bühnen die Runde machen, so würde jeder Regisseur nach Geschmack und Gutdünken so viel Fleisch von dem Stücke fortnehmen, daß zuletzt nur ein Skelett noch übrig bliebe. Wir müssen's verstehen, sagen sie; wir kennen die Bedürfnisse der Bühne, des Publicums. Freilich! aber das kindliche Gemüth des Dichters sieht oft reiner und heller als ein Intendant mit seinen Beisitzern und Regisseuren, deren Augen gestumpft, matt und vom Lampenlicht des Theaters geblendet sind. Kannte Shakspeare unsere Bühne und deren angebliche Gerechtigkeit? Nein! unsere Bühne lag seinen Begriffen fern, und dennoch wickt er auch heutigen Tages noch. Wir wissen freilich, daß euch auch Shakspeare bereits unbequem zu werden anfängt; und kein Theater, sagt Immermann, spielte Shakspeare, wenn er unter uns als homo novus aufträte. Ja, heißt es, wir haben von dem oder dem jungen Dichter ein Stück versucht und es hat nicht gefallen; es ist wenigstens — und das ist die Sache — kein Zug- und Kassenstück geworden. Versucht es mit dem jungen Dichter weiter, statt ihn abzuschrecken; ihr versucht ja so Vieles, Ballete und glänzende Opern, die einen großen Aufwand verursachen und auch nicht immer reussiren, warum seid ihr so grausam gegen die Heimat Bulwer's ersten Drama gefiel nicht, das zweite hatte Erfolg und einen so glänzenden, daß es siebzigmal hintereinander gegeben wurde. Versucht's mit einem zweiten, dritten Stück, mit einem zweiten, dritten Dichter, gewiß! die Mühe verlohnt sich einmal, später oder früher. Wir kennen eure Vorwände und Ausflüchte, welche nur der Deckmantel euerer Vornehmigkeit und Trägheit sind.

Da ich über diesen Gegenstand nächstens eine Broschüre zu veroffenbaren denke, so ist mir Lewald's Abhandlung eine doppelt dankenswerthe Erscheinung. Auch ich habe reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt, welche mir zu einem schönen herzhaften Strauß verhelfen werden. Man muß fortan mit Thatsachen gegen die Bühne ankämpfen, nicht mit Reflexionen. Oder sind das nicht beherzigungswerthe Thatsachen, wenn man ein Büh-

Digitized by Google

nenstück zwei Jahre und länger ungelesen in dem unglücklichen Repositorium liegen läßt, wo die eingesendeten Stücke auf Leben und Tod eingekerkert werden? Oder wenn man ein Drama, welches angenommen wurde, erst neun Jahre nach der Annahme auf das Repertoire bringt? Das war aber ein Drama, welches noch innerhalb der Nordlandsreckenzeit Fouqué's verfaßt wurde, und freilich nach neun Jahren ein ganz und gar verändertes und fremdes Publicum vor sich hatte. An das Publicum ist nicht mehr zu appelliren; das Publicum hat kein Urtheil, keinen Geschmack mehr; man hat alles Mögliche gethan, um seinen Geschmack zu verschlechtern und sein Urtheil irre zu führen. Die Krankheitsursache liegt anderswo als im Volke; ein verderbter Hof und ein verderbtes Volk, eine verderbte Theateregie und ein verderbtes Publicum, das ist eine Erfahrung von Alters her. Die größten Schäden haben meist eine beschränkte locale Ursache.

(Der Beschluß folgt.)

Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes. Eine historisch-publicistische Monographie von Th. Friedr. Wilh. Freiherrn von Leonhardi. Frankfurt a. M., Andreä. 1838. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Verf. dieser Monographie gehört, wie schon aus dem Vorworte erhellet, der historischen Schule unserer Staatsrechtsgelehrten an. Weit entfernt, sich in Theorien zu verirren, so vortheilhafte Resultate auch deren glänzende Außenseite vorheißen mag, erscheint ihm, als das große Lebensprinzip für die Praxis, die Geschichte: „jene große Lehrerin für Regenten und Völker, jenes Orakel, welches die Räthsel der Gegenwart durch die Aufschlüsse der Vergangenheit, die Räthsel der Vergangenheit durch die Aufschlüsse der Gegenwart löst". Von diesem Gesichtspunkte bei Abfassung seines Werkes ausgehend, hat er demnach das Austrägalverfahren des deutschen Bundes nicht als etwas Abgesondertes behandelt, vielmehr die Wurzeln desselben in der Geschichte aufgesucht und so die Gegenwart aus der Vergangenheit hergeleitet. In consequenter Festhaltung eben dieses Gesichtspunktes schickt Hr. v. Leonhardi der Gesetzgebung des Bundes selbst einen historischen Abriß über das Entstehen und die Fortbildung des Austrägalverfahrens in Deutschland voran. Unsers Bedünkens aber ist diese Abtheilung des Werks, füllt sie auch nur etwa den elften Theil der Seitenzahl des Buchs, doch keineswegs die minder interessantere; wir finden und haben auch um so mehr veranlaßt, vorzugsweise dabei zu verweilen, als hier der Verf. ganz besonders Gelegenheit findet, aus seinen eignen Studien hervorgehende Ansichten zu entwickeln, um so die Lücken auszufüllen, die aus der Dürftigkeit der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel entsprangen. Hinsichtlich der zweiten Abtheilung des Werks werden wir uns dagegen um so kürzer fassen können, als dieselbe, ihrer Natur nach, eine Compilation ist, die freilich, erwägt man auch nur die große Menge von Actenstücken, die zu dem Behufe durchgangen werden mußten, einen großen Aufwand von Zeit und Fleiß erfoderten, die jedoch, wie wir gleich im Voraus bemerken, vom Verf. keineswegs vergebens auf seine Arbeit verwandt wurden.

Die soeben erwähnte geschichtliche Untersuchung antretend, glaubt Hr. v. L. den Ursprung der Austräge beweitem jenseit der Zeiten des sogenannten Interregnums (1250) versetzen zu müssen. Freilich spricht, wie er zugibt, für letztere Annahme, welche die allgemeinste ist, der Umstand, daß sich besonders zu dieser Epoche das Bedürfniß nach einer gewissen Gesetzlichkeit recht fühlbar machte. Gleichwol, für die Ansicht, daß der Anfang der Austräge bereits in die karolingische Zeiten falle, ja daß sich selbst Spuren davon noch früher bei den germanischen Völkern auffinden lassen, schienen dem Verf. Gründe zu sprechen, die er sehr bescheiden „Vermuthungen" nennt und wovon wir, da solche ihm fast durchgehends eigenthümlich angehören, oder doch, aus Mangel reichlich fließender und ganz klarer Quellen, das Resultat sehr mühsamer Forschungen sind, die wesentlichsten nähre angeben wollen. Bevor jedoch Hr. v. L. seine Beweisführung antritt, bemerkt er, wol ganz richtig, man müsse, um die ganz alte Abstammung des Instituts der Austräge vertheidigen zu können, dasselbe nicht von den Schiedsgerichten trennen; dann aber dürfte diese Ansicht — der auch Ref. beitritt — gar wohl sich rechtfertigen lassen, zumal da zu ihren Gunsten der deutsche Nationalcharakter zeuge, selbst Grundzüge zu allen Zeiten sich gleich geblieben seien. Von dies sem Vordersatz ausgehend, argumentirt derselbe nun also: „Es liegt in der Natur des Menschen, daß entstandene Streitigkeiten nicht immer durch einen Richter entschieden zu werden brauchen, sondern daß dies ebenso gut durch Verständigung der Parteien oder Vermittelung Dritter zwischen denselben geschehen könne; dies wird wol allenthalben und in der ganzen Welt der Fall sein, und braucht weder näher erwiesen noch erörtert zu werden. Solche Vermittelung liegt aber jenen Völkern näher, bei welchen die Sippschaftsverhältnisse so sehr in das Leben eingriffen und der Sinn nach Unabhängigkeit so sichtbar hervortritt, wie bei den Deutschen, zumal da bei ihnen ein abgesonderter Richterstand gar nicht existirte. Schon Tacitus und Cäsar zeigen uns den freiheitsliebenden Sinn unserer Vorfahren, welcher durch ihre ganze Lebensweise genährt und durch ihre Erziehung fortgepflanzt wurde. Außer der von der Natur gegebenen Namensverwandtschaft konnte sie beinahe nur der Krieg ihrem selbstgewählten Oberhaupte gehorsam machen, denn sonst zogen sie es vor, fremd jener größern Vereinigung, in ihren Familienkreisen zuzukürzen. Vergebens suchten die Römer mit Waffengewalt ihr künstliches Rechtssystem in dem rauhen Germanien einzuführen; der Deutsche kannte dies noch nicht entragen und brauchte es auch noch nicht. Entweder wurde ein entstandener Streit durch die Waffen entschieden, oder durch einen freiwillig erwählten Schiedsrichter. Die anwesenden Nachbarn schlichteten ihn auf der Stelle oder die nächsten Freunde und Gesippen wurden berufen, ihn beizulegen; Beides geschah ohne vorstehenden Richter, obwol zuweilen auf dem (umgehegten) Gerichtsplatze, in Güte, nach der Minne, daher die Schiedsrichter auch Minnerer genannt wurden. Diese waren gewöhnlich dazu ernannt, unter beiden streitenden Parteien einen Vergleich zu stiften und die Sache gütlich beizulegen, oder es war ihnen auch, bei vorfehltem gütlichen Auskommen, die Entscheidung der Sache zugleich übertragen. Ersteres hießen zur Minne und Gütlichkeit, letztere aber zum Rechten erkorene Austräge. Der Deutsche war durch öffentliche Gerichtstage und das Schöffeninstitut zu der freien Mitwirkung beim Rechtsprechen aufgefordert, und dieses als Vorrecht und Ehrenrecht des Mannesalters hochachtend, war es schon früh gewohnt, Recht sprechen zu hören und selbst Recht zu sprechen. Einen Zweifel in einen solchen Ausspruch zu setzen, würde keinem unserer ehrenfesten Vorfahren in den Sinn gekommen sein, wie uns noch das schöne Sprüchwort: „Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann!" Zeugniß gibt." Das es indessen schon, wie der Verf. im Vorstehenden bemerkt, im Charakter des alten Deutschen, sich seinen Richter selbst zu erwählen, so fällt das erste Beispiel von einem Schiedsgerichte, dessen die Geschichte erwähnt, doch erst in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts, wo Kaiser Ludwig der Deutsche es dem strasburger Bischof Ritzolo erbeilte. Nach dem Verfalle der wohlgeordneten karolingischen Gerichtsverfassung und der kräftigen Herrschaft bei sächsischen und fränkischen Kaiserhauses aber mußte sich unter den Hohenstaufen, wo das Ansehen des Reichsoberhauptes allmälig dahinsank, das dem Judicium parium so nahe liegende Schiedsgericht und Compromisweisen immer mehr ausbreiten, da es an einer Behörde fehlte,

Digitized by Google

die über die Streitigkeiten der vielen Landrechtbohten, die aus dem Verfall des kaiserlichen Ansehens seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts aufkeimten, entschieden sollte. Daß inzwischen das Faustrecht die Gewalt der Schiedsgerichte und Austräge sehr erweiterte, stellt Hr. v. L. keineswegs in Abrede; allein grade in diesem Umstande findet er die Ursache des Irrthums derjenigen Schriftsteller, die deren Ursprung in die Zeit des großen Interregnums setzen, ein Irrthum, den er jedoch bei den solarischen Quellen, aus denen sie zu schöpfen vermochten, für sehr entschuldbar erachtet. Zur Rechtfertigung seiner Meinung aber verweist er auf die Nachrichten, die in den sogenannten Spiegeln von gewillkürten Austrägen mitgetheilt werden und die beweisen, daß zur Zeit, da die Verfasser dieser Rechtsbücher lebten, dergleichen als längst bekannt und begründet betrachtet wurde. Trafen doch schon zu Ende des 13. Jahrhunderts viele Stände in ihren Verträgen eine Verabredungen darüber, daß, wenn unter ihnen oder ihren Nachkommen Streit entstände, derselbe nicht mit Gewaltthätigkeiten, auch nicht mit Klagen beim Kaiser oder beim kaiserlichen Hofrichter, sondern mittels Austrags eines dritten Standes, oder auch durch von beiden Theilen zu ernennende Vasallen geschlichtet werden solle. Im 14. Jahrhundert aber waren die Austräge so allgemein, daß man es für Standesverletzung hielt, einen Fürsten beim Kaiser zu verklagen, ehe man ihn vorher hatte, es sich nicht durch Austrag eines dritten Fürsten wolle gefallen lassen, worauf auch freilich der Nachdruck, den die Schiedsgerichte nöthigenfalls anwandten, bedeutenden Einfluß hatte. Noch über aber drutette man es dem also Befragten, wenn er sich den Austrag nicht wollte gefallen lassen, und war die Sache zum Austrag gediehen, so würde man es beinahe für ehrlos gehalten haben, wenn man den ausnahmsweise ertheilten Spruch nicht hätte befolgen wollen. Ja, es ging sogar so weit, daß es keinesweges zu den seltensten Fällen gehörte, daß Kurfürsten, selbst der Kaiser, als Obmann aufgerufen wurde.

Endlich gewahrt der Verf. noch in der Thatsache, daß mit Errichtung des Kammergerichts, unter Kaiser Maximilian I., die Austräge keineswegs verschwinden, noch ihr Ansehen verlieren, einen fernerweitigen Beweis, daß die Meinung Derjenigen, die ihren Ursprung aus dem Faustrechte herleiten, nicht die richtige sei. Denn wurde auch durch die Bestellung dieses höchsten Reichsgerichts dem Mißbrauche roher Selbsthülfe ein Ende gemacht und die Ruhe im Reiche auf einen dauerhaften und festen Fuß gesetzt, so verlangten nichtsdestoweniger die Stände, daß die Austräge geordnet würden. Der Kaiser mußte daher nicht blos zugeben, daß die bisherigen, willkürlichen und privilegirten Austräge fortdauerten, sondern auch auf noch überdies die gesetzlichen eingeführt wurden. Allen Arten von Austrägen wurde hierbei eine gemeinsame Regel zu verfahren vorgeschrieben; sie wurden für die erste Instanz in den Rechtshändeln der Stände des Reichs erklärt, von deren Ausspruche jedoch jeder Partei an das Kammergericht zu appelliren erlaubt sein sollte. „Dies Alles", schließt der Verf., „dient uns von Neuem zum klaren Beweise des ältern Ursprungs dieses Instituts, sowie die ganze Begebenheit unter die lebhaften Spiele deutscher Anhänglichkeit an alte Verfassung gehört."

Wir wollen nun noch, bevor wir mit dem Verf. den historischen Boden des deutschen Austrägaverfahrens vor Errichtung des deutschen Bundes verlassen, die von ihm für seine Darstellung gewählte Zeiteintheilung in der Kürze in Erwähnung ziehen. Hr. v. L. nimmt zu dem Behufe drei Perioden an, wovon die erste mit der Abtondetleiung des Kaisers Maximilian I. (1493), die zweite an oder mit dem letzten Reichstagsabschiede des J. 1654 schließt. Diese zweite Periode bezeichnet derselbe als die Blütezeit der Austrägalgerichte, „weil vorher Alles mehr oder weniger der Willkür einer Privatübereinkunft zwischen den Betheiligten überlassen blieb, und erst dann, als durch Kaiser Maximilian I. allgemeine gesetzliche Formen angeordnet wurden, eine rasche Entwicklung stattfand. Die Austräge hatten ihren Höhepunkt durch ihre große Ausbildung erreicht; eine sinflureichere, bedeutender konnten sie bei der künstlichen Staatsmaschine des deutschen Reichs nicht werden; deshalb sehen wir, daß sie sich zwar noch kräftig und unversehrt, trotz aller äußern und innern Stürme, welche das deutsche Reich erlitt, bis zu Ende dieser Periode erhalten", doch lag bereits in ihr der Keim des Verfalls, der in der dritten Periode dargestellt wird. In dieser nun führt uns Hr. v. L. bis zur „Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation". Wie aber wollte noch in Kürze zeigen, was der Verf. unter vorerwähntem Verfall versteht und worin er dessen Ursachen gewahrt. Es findet, bemerkt derselbe, auch hier Das statt, was bei jeder historischen Entwicklung drinahe unvermeidlich ist, nämlich daß die Periode nicht da anfangt, wo sie als Abschnitt erscheint, sondern daß die Wurzeln des Verfalls schon einer frühern Zeit angehören. „In der höchsten Blüte, in dem kräftigsten Zeitalter werden oftmals die Keime der Auflösung geboren, die allmälig wachsend sich so mit dem Ganzen verschlingen, daß wir sie erst in ner genauern Beobachtung würdigen, wenn sie, der Explosion gleich, dem sie leitenden Stamme schon viele Kraft entzogen haben." So verhalte es sich denn auch hier. Die Stände nämlich hatten unter Karl V. und seinen Nachfolgern das Recht, welches sie als einen ihrer köstlichsten Kleinoden betrachteten, dem Kaiser abgezwungen, abgetrotzt, um sich in diesem Kampfe war das damalige Austrägalverfahren zu einer für die damalige Zeit hohen Stufe der Ausbildung und Klarheit gebichen; aber es war für das Fortschreiten deffelben höchst nachtheilig, daß die spätern Kaiser durch mancherlei Gründe abgehalten wurden, dies für ihre Macht gefährliche Recht den Ständen streitig zu machen, die, zufrieden mit dem Errungenen, drinahe nur die Erhaltung der Erhaltung ihrer Würde, um sie der Verfolgung der kaiserlichen Wünsche knüpften. Die Kaiser, ihrerseits, in ewige Kriege mit Frankreich und der Türkei verwickelt, verwandten ihr ganzes Ansehen darauf, die Stände zur militairischen Hülfe zu bewegen, und konnten nur wenig für die innere Organisation des Reichs thun. „Daher die zahllos eingreifenden Mißbräuche in vielen Fächern, daher die häufigen Klagen gegen Kammer- und Hofgericht, daher die immer wachsende Selbstständigkeit der einzelnen Reichsmittelstaaten, und daher der zunehmende Verfall unseres Austrägalverfahrens."

Zur zweiten Abtheilung des Werks übergehend, werden wir uns, aus schon angedeuteten Motiven, kürzer fassen. Dieselbe umfaßt das Austrägalverfahren des deutschen Bundes, in Hinsicht auf gesetzliche Bestimmungen und deren Anwendung, seit Errichtung dieses Bundes bis zum 1. Sept. 1835. Indeß scheint hierbei noch das summarische Verfahren nicht in Betracht zu mit fallen denn in den Bereich dieser Abtheilung: 1) das ordentliche Verfahren bei Streitigkeiten, die von dem Bundesausträgalverhältnisse unabhängig sind, insofern die einzelnen Bundesglieder, als Souveraine, selbständig, durch die Bundesversammlung nicht betroffen, einander gegenüberstehen; und 2) das Verfahren in Folge des Art. 30 der wiener Schlußacte zur Bestimmung der streitigen Vorfrage in Betreff der Beschwerdevorstellung; in welchen beiden Fällen, bei selbstverständiger gütlicher Erledigung des Streits, die rechtliche Entscheidung einer Austrägalinstanz anheimfällt. Wir ersehen aus dem Versolg der Darlegungen des Verf., daß von den durch die Bundesversammlung an ein Austrägalgericht gebrachten Fällen zehn zu der ersten Kategorie, dreizehn aber zur zweiten gehören, und daß von jenen bis jetzt fünf, von diesen aber sechs erledigt worden. Sachkundige, glauben wir noch schließlich bemerken zu müssen, werden auch diesen Theil der Arbeit des Verf., wenn schon derselbe mehr compilatorischer Natur ist, ebenso zu würdigen wissen, als eine Production des schöpferischen Geistes; zumal da Anordnung und Ausführung vollkommen gelungen sind. Ref. aber betrachtet das Werk als eines jener Bücher, wodurch die staatswissenschaftliche Literatur des deutschen Bundes überhaupt eine wesentliche Bereicherung erhalten hat. 15.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 231. — 19. August 1838.

Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Lewald. Dritter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 230.)

Ein Aufsatz von hohem Interesse ist in vorliegendem Jahrgange der „Theaterrevue" Costenoble's Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben. Als ich den Künstler vor einem Jahre in Nürnberg als Schewa gastiren sah, merkte ich ihm nicht an, daß ihm der Tod so nahe bevorstände; er erschien trotz seiner 68 Jahre lebendig und rüstig, und ich kann sagen, daß Costenoble beiweitem der beste Schewa war, den ich seit dem Tode Devrient's gesehen habe; ja, er hatte selbst einige so ergreifende Momente, und durch die ganze Darstellung zog sich ein so frischer natürlicher Hauch von Lebenswahrheit, daß ich Devrient über Costenoble vergessen konnte. Dieser Mann hat hier seine Autobiographie von seiner Flucht aus dem älterlichen Hause bis 1798 mitgetheilt. Man kann einige Unerheblichkeiten und Breiten hinwegwünschen; aber der einfache ungezierte Ton des Ganzen, die Naivetät der Auffassung, der ungetrübte freische Blick, die Redlichkeit der Selbstgeständnisse machen diese Autobiographie in jeder Partie anziehend, und einen ganz besondern Werth erhält sie dadurch, daß sie ein treues, lebendiges und munteres Bild von jener Zeit der nomadisirenden Bühnen gewährt, wo kleine vagabundirende Truppen oft mehr wahrhafte Genies und auf Universitäten durchgebildete Männer aufzuweisen hatten, als zu unserer Zeit eine Hof- und Nationalbühne. Das abenteuerliche Reiseleben hielt die Künstler frisch und machte sie erfinderisch, sodaß sie nie ins Stocken kamen. Man verschwendete das Geld, wenn man welches hatte; und hatte man keins, so war man nichtsdestoweniger guter Dinge, oder man legte sich auf die Ausübung sonst einer Kunst, die man verstand, man ließ sich z. B. in kleinern Städten als Portraitirer ankündigen, ein Geschäft, welches auch Costenoble mit einigen seiner Kunstgenossen hier und da betrieben hat. Relegirte Studenten, sogenannte verdorbene Genies gab es damals in großer Zahl, welche schon in ihrem Universitätsleben den Schauspieler machten, und mithin als vagabundirende Schauspieler ganz in ihrer Rolle und Functionen blieben. Das Leben war ihre Schule; mit unmittelbarem Gefühle faßte man seine Rollen auf, man riß hin, wie man hingerissen war, man griff in das Volle des Lebens und überließ sich dem augenblicklichen Strome der Begeisterung. Das waren häufig die tapfersten Kriegsmänner, welche ihre Herren mit jedem Wechsel des Mondes wechselten, die besten Dichter, Künstler und Schauspieler oft die, welche nicht an die Scholle und einen stehenden Haushalt gebunden waren. Anständig und für die bürgerliche Stellung vortheilhaft ist eine liederliche Wirthschaft nicht, aber sie hat immer etwas Geniales, so lange sie nicht in Gemeinheit ausartet. Man fragte einmal einen Schauspieldirector, warum es jetzt so wenig große Schauspieler gäbe? und er soll geantwortet haben: weil man so wenig Studenten relegirt. Grade damals, als die Schauspieler in ihrer bürgerlichen Stellung schlecht berathen waren, drängten sich die Studenten zur Bühne; jetzt suchen sie sich auf eine andere Weise fortzuhelfen. Der Schauspieler ist in unserer Zeit ein Mensch wie wir; in den seltensten Fällen von gelehrter oder poetischer Durchbildung, opfert er die charakteristischen Ecken und Spitzen seines Wesens, welche zu einer genialen und charaktervollen Darstellung nöthig sind, dem abgeglätteten und abglättenden Leben der modernen Gesellschaft, deren geltendes Mitglied er ist. Eingebildeteree Künstler haben wir jetzt viel, aber keine ausgebildetern. Der Künstler mußte damals für sich zu begeistern wissen, weil er mehr als jetzt von der Gunst des Publicums abhing. Wenn er sonst nichts galt, so galt er wenigstens Alles auf der Bühne, auch wol in der Tabagie, so lange er im Stande war, etwas springen zu lassen. Die genialsten Künstler, wie Fleck und Devrient, führten selbst in ihrer fixirten Stellung zu Berlin ein losgelassen wildes Nomadenleben. Auch das Ensemble ging zu der Zeit der vagabundirenden Truppen inniger und feuriger zusammen als jetzt; Costenoble sah als Lehrling der Kunst viele Gesammtdarstellungen, wie er sie später an Hof- und Burgtheatern nie so trefflich wieder erlebt hat; er schwärmt in seiner Biographie für einzelne Schauspieler, deren Andenken, ja deren Namen selbst gänzlich erloschen sind. So erzählt er von einem gewissen Wolf, ehemals Student, dann Schauspieler bei der Boutenop'schen Truppe, dessen Darstellung des Franz Moor mit der Darstellung, welche Iffland und Devrient von derselben Rolle gaben, auf gleicher Höhe der Vortrefflichkeit stand.

Der gute Junge — sagt Costenoble — war aber auch wie todt, wenn wir Räuber ihn fortschleppten zum Gericht,

Digitized by Google

und er brauchte wol fünf Minuten, ehe er sich erholte und besann, daß Alles nur Darstellung gewesen sei, so hatte er sich, bei vollkommener Ueberrschung seines darzustellenden Charakters, selbst in Täuschung gesetzt.

Dergleichen Züge, worunter auch mehre für die schon damals hervortretende Kälte und Vornehmheit der Berliner charakteristische, finden sich in dieser Lebensdarstellung in großer Zahl, und wenn unsere jetzigen Künstler nicht harthörig sein wollen, so möchte ich ihnen die Lecture dieser Biographie, die ihnen in vieler Hinsicht von Nutzen sein könnte, aufs angelegentlichste empfehlen.

Dieser Autobiographie folgt eine Betrachtung über die französische Bühne, von H. Heine, gewissermaßen eine Ergänzung der Darstellung, welche Jules Janin über denselben Gegenstand im vorigen Jahrgange der Lewald'schen „Theaterrevue" geliefert hat. Auch ohne daß ich es sage, weiß man, daß es für Heine ein Ding der Unmöglichkeit ist, an irgend einem Orte langweilig und uninteressant zu sein; aber ebenso wenig ein Ding der Möglichkeit, seinen Gegenstand erschöpfend, in organischer Fortentwickelung und der Sachlage vollkommen getreu darzustellen. Alle charakteristische Eigenschaften der Heine'schen Anschauung und Darstellungsweise findet man hier wie auf einer bunten Musterkarte beisammen: treffende Wahrheiten und pikante Unwahrheiten, fulminante Blitzschläge des Witzes, poetische und politische Abschweifungen, die vom Hunderttsen ins Tausendste führen, directe Beleidigungen und indirecte Unverschämtheiten, blutiger und thränenweicher Ernst und auflachender Hohn, der an Blasphemie und Frivolität grenzt; es ist ein Chaos von wohl- und übelduftenden Blumen, von süßen und sauern Früchten, ein ordnungsloses Frucht- und Blumengehänge, unter deren Blätterwulsten feingängige Schlängleln lauern und ihr Gift ausspritzen, daß die umliegenden Blätter und Blüten welk und gelb werden, während schillernde und buntfarbige Tag- und Nachtfalter der Poesie mit glänzenden Flügeldecken und lang vorgestreckten Saugrüsseln an der Blumenfülle hin und wieder naschen, und verliebte Brillantkäfer sinniger Träumerei eine grüngoldige Verklärung und schimmernde Funken darüber hinstreuen.

Das Portrait der Amalie Stubenrauch ist als Titelkupfer dem Buche beigegeben. Die Schauspielerin Retich, geborene Glev, wird in einem ihrer Darstellungen wenig erschöpfenden Aufsatze, und Andreas Gryphius, dessen große poetische Verdienste allmälig zur gerechten Würdigung gelangen, von Honeck weitläufiger besprochen. Ein buntes Gemisch von Theatercuriositäten bildet den Schluß des Buches, dem ein guter Fortgang, wenn auch nicht zu prophezeien, doch herzlich zu wünschen ist.

H. Marggraff.

Blumenlese aus A. Puschkin's Gedichten.

Bald nach dem Tode Puschkin's traten mehre seiner literarischen Freunde zusammen, um eine Gesammtausgabe seiner im verstreuten Druck und in Zeitschriften zerstreuten Werke zu veranstalten. Diese Sammlung ist auf sechs Bände berechnet und davon sind im Anfange 1838 drei Bände unter dem Titel erschienen: „Sotschinenija", d. i. Werke von Alexander Puschkin (Petersburg 1838). Der erste Band enthält den Roman in Versen „Eugenius Onegin", das Drama „Boris Godunof" und einige kürzere dramatische Scenen, darunter sich auch Uebersetzungen befinden. Der zweite Band umfaßt die erzählenden Gedichte, neun an der Zahl. Der dritte lyrische und andere kleinere Gedichte. Aus diesem heben wir einige Gedichte aus, die in ihrer subjectiven Art gleichsam einen kleinen poetischen Lebensabriß des Dichters bilden und als Beitrag zu seiner Charakteristik hienen mögen, indem sie zugleich auch als Aushängeblätter seiner Dichtungen angesehen werden können. Bekanntlich stammte der Dichter mütterlicherseits von einer Familie ab, deren Ahnherr, Abraham russischen Marine, ein Neger war. Puschkin geiel sich, ernstlich oder scherzweise in seiner Gesichtsbildung afrikanische Züge nachzuweisen und es mag ihn dies fast ebenso beschäftigt haben wie Lord Byron sein verkürzter Fuß. Als der bekannte englische Portraitmaler Dawe, von Kaiser Alexander beauftragt, eine Galerie russischer Generale malte, die in den Kriegen gegen die Franzosen den Beifall gefiihrt, und neben diesem Auftrage auch viele andere Köpfe, darunter Puschkin zeichnete, widmete ihm dieser folgendes kleine Gedichtchen, das, wie noch mehre andere, jene erwähnten Formen des Gesichts berührt:

An Dawe.

Was willst du auf die Leinwand fürben
Mein afrikanisches Profil?
Ob diese Züge leben, sterben,
Der Nachwelt liegt daran nicht viel.
Nein, jene liebe Züge:
Ein Feldherrn-Antlitz ist's zwar nicht.
Doch Schönheitszüge sind's voll Siege,
Ein Ueberwinderangesicht.

Viele dieser flüchtigen poetischen Blüten zeugen von einem Mißmuthe und einem Lebensüberdrusse, wie solche zum Theil aus der jugendlichen Unruhe eines leidenschaftlichen Herzens, zum Theil aus modischer Uebereinstimmung mit geseierten Dichtern des Auslandes sich erklären lassen. In einer Stanze ruft Puschkin aus:

O mühiges Geschenk des Zufalls, Leben,
Warum, wer sagt es, ward es mir gegeben?

und beklagt sich dann in den Schlußzeilen, daß „sein Dasein zwecklos sei, sein Herz leer, sein Geist müßig, und daß die ihn umgebende Welt mit ihrem einförmigen Lärm ihn schmerzlich berühre". Andere Gedichte jedoch, vielleicht in spätern Jahren gedichtet (nirgend sind leider Jahreszahlen hinzugesetzt), weisen schon auf eine gemäßigtere Stimmung, auf tröstende Ergebnisse der Erfahrung hin. So z. B. folgendes (S. 54) dieser Ausgabe:

Wird das Leben dir nicht recht,
Nicht gesürnet, nicht gewinkt,
Blieb das Wetter lange schlecht,-
Kommt der Tag, wo Sonne scheint.

In der Zukunft lebt das Herz
Und die Gegenwart ist trüb,
Doch Vergänglichkeit allwärts —
Was vergangen ist, wird lieb.

Unter den Gedichten, die in der Rubrik „Sinngedichte" zusammengefaßt sind, finden sich einige, die sich auf literarische Zustände beziehen. Gegnern gegenüber war Puschkin gemäßigt; ihm widerfuhr überhaupt mehr Lob als Tadel, eine verkehrte Richtung konnte ihn aber in Harnisch bringen. Hier diene als Beispiel ein Epigramm, das S. 229 abgedruckt ist:

Schaut, welche Wuth ihn hat erwischt,
Den Schriftler, in des Zwistes Eifer,
Zum Opium der Tinte mischt
Er eines tollen Hundes Geifer!

Da Puschkin die frühern Jahre seines Lebens auf Reisen in den Küstenländern am schwarzen Meere unter den Umge-

Digitized by Google

dungen einer großartigen Natur und mannichfacher historischen Erinnerungen zugebracht hat, so trifft man häufig auf Widerklänge dieser Erlebnisse. Es gehören hierher vielleicht die merkwürdigsten seiner Dichtungen. Die erzählenden Gedichte: „Der Gefangene im Kaukasus“ und „Die Quelle von Baktschi-Sarai“ sind schon aus Übersetzungen bekannt. Einige kleinere Gedichte mögen hier Erwähnung und zum Theil ein Plätzchen finden. Von der Küstengegend am schwarzen Meere, die sonst die thracische hieß, richtet Puschkin an Ovid eine poetische Epistel, die also beginnt:

Ovidius, ich leb' hier an dem öden Strande,
Wohin du einst, verbannt aus theurem Heimatsland,
Penaten traurend trugst und ließest deine Asche.

Man sieht, die Epistel ist nach altem Brauch in Alexandrinern abgefaßt. Da solche für deutsche Ohren veraltet, ja fast im Verruf sind, so übertragen wir aus der übrigen Epistel, die, im Vorbeigehen gesagt, 104 solcher Verse enthält, die Stellen, worin der Dichter vom Ovid auf sich selbst zurückkommt, den prunkenden Alexandriner verlassend, in ungebundener Rede:

„Wer wird deine Elegien, diese letzten Ergebnisse dichterischen Geistes, darin du deine fruchtlose Wehklage der Nachwelt übergeben hast, lesen, und voll hochmüthigen Trotzes ungerührt bleiben? Ich, ein rauher Slave, ich vergoß keine Thränen, aber ich habe Dich verstanden. Aus der Heimat durch eigenen Willen verbannt, mit der Welt, mit mir selbst und mit dem Leben unzufrieden, habe ich, meine Seele in Nachdenken hüllend, das Land besucht, wo du einst kummervolle Jahre verlebt hast. Hier hat der Gedanke an dich die Träume meiner Seele belebt, ich wiederholte deine Gesänge und hielt ihre trüben Bilder gegen die Umgebung. Aber der Blick befriedigte meine Erwartung. Dein Verbannungsort fesselte durch seine Schönheit meine Augen, die an die Schneeklüfte des trüben Nordens gewohnt waren. Hier leuchtet die Bläue des Himmels eine lange Reihe von Tagen hindurch, und kurz nur waltet die Härte winterlicher Stürme. Von den südlichen Küstenhöhen blinkt purpurfarbig die Tochter des Südens, die Traube, jetzt hier heimisch geworden. Noch breitet der finstere Dombey über die russischen Fluren dichte Schneedecken aus, starrender Winter hemmte dort den Athem, hier aber rollte die heitere Sonne über mir in Frühlingswärme; die Wiese erglänzte in frischem Grün, der Pflug des Landmanns durchschnitt die freigewordenen Felder und ein leichtes Beben bewegte die Luft, erst gegen den Abend erkaltend. — — Hier ließ sich die nordische Harfe durch öde Strecken ertönen, sie in jenen Tagen durchschreitend, als an den Mündungen der Donau ein hochherziger Grieche zur Freiheit auftrief. Kein Freund horchte meiner Stimme, aber die fremden Höhen, Wiesen und stillen Haine, auch die friedlichen Musen waren mir gewogen.“

Am Kasbek, einem hohen Berggipfel im vordern Kaukasus, auf dem ein gruusinisches Kloster, kleidet der Dichter einen wehmüthigen Wunsch der vielbewegten Brust in folgende Verse:

Weit über niederer Berge Buckl
Hebst, Kasbek, du dein hehres Haupt.
Weiß schimmernd glänzt aus tiefer Schlucht
Dein Kloster dir empor. Man glaubt,
Es sei in grauer Wolkenflut ein Schiff,
Das dort gescheitert an dem Felsenriff.

O ferner und erwünschter Strand!
Dort möcht' ich landen aus des Lebens Flut,
Erringen mit das freie Gipfelland.
Die Zelle, wie hoch über Wolken ruht,
Den Menschen fern, am blauen Himmels Rand!

Die Zerrissenheit in Puschkin's Gemüth, die hier in der Sehnsucht sich lüftet, fern von Menschen, über den Wolken, in einsamer Wüste und Zelle zu leben, führt ihn zu anderer Zeit in heiterer Weise auf Lebensansichten eines blasirten Dandy, dem die Reize der verfeinerten Welt wenig begehrlich erscheinen und der bei ihrer Entbehrung eine hinlängliche Entschädigung selbst in den schmuzigen Zelten der Kalmücken findet. In solcher Art ist folgendes Reisefeld aufgestellt:

An ein Kalmückenmädchen.

So leb' denn wohl, Kalmückenmädchen.
Bald hättest du mit ganz verwiert
Und mich und Reisefieber am Fädchen
Des Blicks, Gott weiß wohin geführt.
Dein Auge nun ist freilich schmal,
Die Stirne breit und platt die Nase,
Von deinem Mund schallt durch den Saal
Auch freilich keine welsche Phrase,
Du bleibst für die breite Haide
Dein Füßchen nicht in enge Seide,
Sitzt nicht am Theetisch geistreich forschend,
Die Brötchen britisch zierlich brechend;
Lobst nicht des de Vigny Roman
Und Shakspeare's ächtig neben an;
Man sieht dich nicht das Küssen senken
Im tiefen Sinnen und — nichts denken!
Auch kannst du nicht Ma dov' è singen,
Galopp in glatter Halle springen,
Was thut's? — Ich habe doch verlesen
Das Stündchen, bis die Rosse mir
Man eingeführet, im Selbstvergessen
Bei heitrer Rede hier mit dir — —
Sagt, Freunde, kann's nicht gleich uns gelten,
Wo man sein müß'ges Herz vergißt,
Ob's Prunkgemach der feinen Welten,
Ob's Wandergelt der wilden ist?

Mannichfach mögen die Reiseerlebnisse des Dichters gewesen sein. Die Erinnerung, die sich in dem nachstehend mitgetheilten kleinen Gedichte ausspricht, macht ihn sogar, zufolge eignem Geständniß, zu einem Theilnehmer vagabondirender Zigeunerzüge. Es ist dasselbe übrigens nicht mit einem andern größern, erzählenden Gedicht zu verwechseln, das gleichfalls „Die Zigeuner“ überschrieben ist. Dieses letztere beschreibt die tragischen Erlebnisse eines jungen verbannten Russen inmitten einer Zigeunerhorde. Er wird Aleko genannt, welches eine verkürzte Form des Vornamens Puschkin's, Alexander, ist. Es mag nun damit eine Bewandtniß haben, welche es will, und unter Aleko irgend eine Fraction von Puschkin zu verstehen sein, so ist doch in dem größern Gedicht in dieser Hinsicht gewiß viel Dichtung zu irgend einer Wahrheit gemischt. Das kleinere Gedicht aber lautet wie folgt:

Die Zigeuner.

An dem Fluß, in Waidesgrunde,
In der Zelte Reih' und Glied,
Flammen Feu'r in nächt'ger Stunde,
Schall Gespräch und heitres Lied.

Wildnißsöhne, aufgefunden
Hab' ich euch an euerm Lied!
Gab es Streiten doch und Stunden,
Wo ich mich von euch nicht schied.

Morgen, wenn die ersten Lichter
Sendet in den Wald der Tag,
Brecht ihr auf, doch euer Dichter
Geht nicht mehr dem Zuge nach.

Wandernächte sind vergessen
Und die Streiche aller Zeit.
Denn zu lang hat er gesessen
In des Hauses Ehrbarkeit.

Wanderend im Kaukasus kam Puschkin jenseit desselben in die türkischen Gebiete südlich des schwarzen Meeres, während die Heere dort hausten. Er sah hier den Krieg in der Nähe und hat diesen Zeitabschnitt seines Lebens in einem besondern prosaischen Aufsatze: „Die Reise nach Erzerum“, dargestellt. Seine Schilderungen des Kriegs sind aber Skizzen; die Bilder,

Digitized by Google

die er davon in seinen Gedichten auftellt, oft tändelnd, wie im folgenden Gedichtchen, das jedoch einer gewissen Bedeutung nicht entbehrt:

Flintenschüsse auf den Hügeln —
Beide Heere schaun hinan,
Wo Kosacken Rosse zügeln,
Sprengt dorthei ein Muselmann.

„Muselmann, was warum dies Wagen,
Schone deine junge Brust,
Wirst bald an dem Sperre ragen,
Aus ist's dann mit muth'ger Lust!"

„Hör', Kosack, sig ab und bleibe,
Denn der Türk' in Rosssprung,
Haut den Kopf dir ab vom Leibe
Mit des krummen Säbels Schwung!"

Nicht doch, beide sag zur Wehre,
Und, wer hätte das geglaubt,
Geht, der Türke ragt am Sperre,
Der Kosack liegt ohne Haupt!

Das Wanderleben, Jahre lang fortgeführt, ermüdete den Dichter; er sehnte sich nach Ruhe, geordnetem Leben, und drückt das Ungemach des ewigen Wechsels, dem ein Reisender unterworfen wird, in nachstehenden Versen aus:

Reisekummer.

Wandrend soll ich wol verharren
Ewig nach des Schicksals Schluß,
Jetzt im Wagen, dann auf Karren,
Bald zu Rosse, bald zu Fuß.

Nicht in meiner Ahnen Zwinger
Und wo meiner Väter Grab,
Weißt mich Wandrer Gottes Finger
In die Todesgruft hinab.

Fall' ich unter Rosseshufen,
Berg hinab, zermalmt vom Rad',
In der Kluft an Felsenstufen,
Aus im Fluß, gestürzt vom Pfad?

Cod' ich wo im Polunhelle,
Frier' ich todt in Winters Eis,
Oder köpft mit Schlagbaums Beile
Linkisch mich ein Thorwartgreis?

Reiß im Wald bei nächt'ger Weile
Mich des frechen Räubers Stuz,
Sterb' ich gar aus Langerweile
In der Quarantaine Schuz?

Soll nach lange zum Entsetzen
Kältefrost mich Aging rein,
Kräftefülle mich ergehen,
Nur wenn Träume mir gedeihn?

Wie ganz anders sein am Orte,
Sich in Moskau umsehn,
Bräute suchen, Mitgiftshorte,
Dann auf seine Güter gehn.

Freund, daheim ist andres Leben,
Nachts im Bett und Morgens Ruh'
Ihre und Kum und was noch neben —
Postilon, auf, fahre zu!

Die Gefahren der Reisen waren beseitigt, der Dichter lebte seit Jahren in einem geordneten, festen Haushalt, und schien das Glück und die Sicherheit erreicht zu haben, die er sich im Gedichtchen wünscht. Das darauf die Veranlassung zu dem gewaltsamen Tode, dem er unterlag, eben aus einem häuslichen Verhältniß hervorging, erscheint dies nicht wie eine Ironie des Schicksals, wie die Verwickelung eines orientalischen Märchens, wo das Verhängniß den Menschen, der in der Meerflut sterben soll, diesen Tod auch mitten in der Sandwüste Sahara finden läßt?

In vielen Gedichten der Jünger und Anhänger Puschkin's wird sein Andenken gefeiert und sein Tod beklagt. Zu ihrer Zahl gehört auch A. Podolinski's „Bergfahrt über den Jaule", welcher Name einen hohen Gebirgsrücken in der Krim bezeichnet. Das Gedicht selbst ist in einer der letzten Nummern des Journals „Die Lesebibliothek" enthalten, und da es auch zur Charakteristik Puschkin's beiträgt, so folge hier eine fragmentarische Uebertragung. Ein Reisender unterhält sich mit seinem Führer, einem alten Tataren, und der Greis erzählt ihm, daß vor Jahren in diesen Gebirgsschluchten er einen jungen Reisenden umhergeführt habe, dessen Art und Weise, Kühnheit und Leutseligkeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätten, dessen Andenken er fortwährend ehre und gern etwas von ihm erfahren möchte. Es ergibt sich nun drauf, daß jener Reisende kein Anderer gewesen sein könne, als Puschkin der die landschaftlichen Schönheiten der Krim in zahlreichen Versen gepriesen hat. Der alte Tatar ruft aus: „Wer war er denn?" Und der spätere Reisende antwortet:

Ein Zauberborn, dem reiches Lied entrann;
Einfach war seine Art, sein Geist gewaltig;
Was in Gedanken uns erfreun, entzücken kann,
Der ganze Schatz war sein und vielgefaltig
Gab er ihn uns in schöner Worte Klang.

Der Tatar.

Nun, jetzt weiß ich, warum er Stunden lang
Im Abu-Dag ganz einsam weilen konnte,
Ich wagte nicht, alsdann mich ihm zu nahn,
Sein Antlig flammte und im Blick, dem starren,
Da wogte Widerschein von Meereswellen,
Und strahlte Widerschein von Himmelssternen,
Und wieder ging ein Lichtglanz drüber hin,
Zuweilen auch entströmte seinen Lippen
Ein tönendes Gemisch von Worten, lieblich
Harmonisch anzuhören, doch mit Armen
Ganz unverständlich, fremder Sprache eigen!

Der ehrliche Tatar bewundert unverstandene Verse. Deutsche Leser mögen billig sein gegen verdolmetschte. Schon vor Jahrhunderten machte Cervantes die Bemerkung, daß eine Uebertragung zum Original sich verhalte wie die linke Seite eines Teppichs zur rechten. Außerdem durfte und konnte diese Blumenlese blos ein Sträußchen werden, zu dem also nur kleine Blümchen oder Blättercchen der größern ausgewählt wurden. 5.

Notiz.

Der Engländer Guilford.

Die Gründung einer Universität auf der Insel Korfu, die der Graf Guilford seit 1816 beabsichtigte und wofür er, als deren Kanzler in partibus, jedes Jahr eine vergebliche Reise nach Korfu selbst machte, konnte er jedoch erst nach dem Tode des Lord Obercommissairs, Thomas Maitland, 1824 von dessen Nachfolger, Frederik Adam, erlangen. Maitland war ihr, ebenso wie dem griechischen Freiheitskampfe, feindselig gesinnt. Dagegen unterstützte der damalige russische Minister, Kapodistrias, die Errichtung einer ionischen Universität auf alle mögliche Weise. Bereits 1818 war Guilford Präsident der musenliebenden Gesellschaft (ἑταιρεία φιλόμουσος) in Athen, der auch Kapodistrias angehörte, geworden; von diesem Augenblicke an bis zu seinem Tode im Jahre 1827 trug Guilford, als Beweis seines lebhaften Eifers für die, auch durch jene Gesellschaft begonnene Aufklärung unter den Griechen, an seiner rechten Hand die Insignien dieser Gesellschaft, nämlich einen goldenen Ring mit der Eule, dem Vogel der Athene, und der Aufschrift: ΑΘΗΝ. Im J. 1837 beabsichtigte der Gemeinderath von Athen die Errichtung seiner Büste auf einem öffentlichen Platze der Hauptstadt des Königreichs. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 232. — 20. August 1838.

Zur Geschichte von Spanien.

1. Los Condes de Barcelona vindicados, y cronologia y genealogia de los Reyes de España considerados como soberanos independientes de su Marca. Por D. *Prospero de Bofarull y Mascaro.* Zwei Bände. Barcelona 1836.
2. Histoire d'Espagne, depuis l'invasion des Goths jusqu'au commencement du dix-neuvième siècle; par *Rosseeuw St.-Hilaire.* Erster und zweiter Band. Paris 1837.

Von allen Provinzen Spaniens ist Catalonien in Ansehung historischer Documente aus den letzten elf Jahrhunderten, nach der Versicherung des Verf. des ersten der beiden vorliegenden Werke, eine der reichsten. Die Hauptstadt Barcelona selbst besitzt eine bedeutende Anzahl von Archiven. Außer dem Archivo de la Corona de Aragon mit dem de la Diputacion de los tres Brazos (Estamentos) del Principado, welchem Hr. de Bofarull selber als Archivero mayor vorsteht, nennt er noch ausdrücklich die Archive de la Bailia general, del Consejo de Ciento, del Gran Priorato de S.-Juan de Jerusalem, de la Real audiencia, de la Iglesia catedral de S.-Pedro de Vich und de la Capitania general. Aus der Provinz gedenkt er des schon anderweitig bekannten Klosterarchivs der Sta.-Maria de Ripoll und macht auch auf die Papiere der ältesten Familien Cataloniens, der Cardonas, Queralts, Pereyadas, Pinos, Dalmases u. a. den Geschichtsforscher aufmerksam. Die vorhandenen Urkunden würden vielleicht noch höher hinaufreichen, wenn nicht die Eroberung und Verheerung von Barcelona durch die Araber 986 die Stadt auch aller ihrer literarischen Schätze beraubt hätte. Noch 1044 waren Bücher dort so selten, daß, wie Hr. de Bofarull aus einer Urkunde berichtet, der Bischof Giliberto von Barcelona einem gewissen Raimundo Seniofredo für zwei Exemplare des Priscian ein Haus nebst einem Stück Land abtrat. *) Der Vorrath an wichtigen Documenten ist aber immer noch sehr groß, und mit besonderm Interesse haben wir Bd. 2, S. 259, des erstgenannten Werkes gelesen, daß das königliche Archiv unter Anderm über die Aufhebung des Ordens der Tempelherren in Aragonien und selbst über ihren Proceß in Frankreich sehr merkwürdige Actenstücke aufbewahrt. Wie viel Ausbeute Hr. de Bofarull dort für seine Forschungen fand, kann nur aus seinem Werke selbst ersehen werden.

Die Bibliotheken von Barcelona stehen den Archiven an Reichthum nicht nach. Der Herr Verf. erwähnt vorzugsweise einer Sammlung von Werken, die in der Provinz Catalonien selbst von jeher erschienen sind, einer Stiftung des Prälaten von Astorga Dr. Felix Torres de Amat, die gegenwärtig mit der Biblioteca del Seminario Conciliar Episcopal vereinigt ist. Alle übrigen aber, wie die Biblioteca de Santa Catalina im Dominikaner-, die Mariona im Franziskanerkloster, die Biblioteca de S.-Agustin, S.-José und andere sind auf Befehl der Regierung alle in das Nonnenkloster des heiligen Johannes von Jerusalem gebracht worden, um ihre Benutzung zu erleichtern; allein die 140,000 Bände sind bis jetzt weder aufgestellt noch geordnet. Warum nicht? fragen wir nicht weiter, nur dürfen wir daraus nicht auf Mangel an Interesse für die Pflege der Wissenschaft in Catalonien und namentlich in Barcelona schließen. Im Gegentheil, wir ersehen aus der Einleitung zu dem vorliegenden Werke, daß besonders vaterländische Geschichte, selbst die älteste, viele Gelehrte beschäftigt, mehr als man bei den ungünstigen politischen Verhältnissen Spaniens seit mehren Jahren erwarten sollte, worauf wir schon früher in diesen Blättern hindeuteten, als wir die kleine Schrift von Luis Bordas über die Junta de Comercio de Barcelona besprachen. *) So erwähnt der Verf. unter den Männern, von welchen er Mittheilungen zu seiner Arbeit erhielt, vor Allen José de la Canal, den Forsteher der „España sagrada". Er verspricht uns ferner die baldige Herausgabe der „Observaciones historico-cronologicas sobre la santa Iglesia de Barcelona" von Raimundo de Capdevila. Bei der Benutzung des Klosterarchivs von Sta.-Maria de Ripoll unterstützte ihn

*) Dos libros muy buenos del arte de gramatica titulados el uno *Priscianus mayor* y el otro *Constitutiones Prisciani Grammaticae artis* por precio de una casa sita en la Calle del Call de Barcelona y una pieza de tierra sita en Mogoria, firmando la escritura de este contrato Berenguer obispo de Helna, Arnulfo obispo, Guillelmo obispo, Ganeefredo obispo de Narbona, varios eclesiasticos de dignidad, y finalmente el juez de Ausona lo aprobó por ser arreglado á los canones.

*) Vgl. Nr. 74 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Roque de Alzinellas, den er den Mabillon von Catalonien nennt; Jaime Ripoll, Decan und Archivar der Kathedralkirche, wird ebenso ehrenvoll genannt, und Marcial Antonio Lopez möge sich der wissenschaftlichen Welt bald weiter bekannt machen. Beiläufig werden noch die Nachforschungen berührt, welche Antonio Puig y Luca und Alberto Pujol über die Ruinen bei S. Miguel d'Erdol schon vor mehren Jahren unternahmen, von deren Ergebnissen wir indessen seitdem nichts gehört haben.

Die bisherigen Bearbeitungen der Provinzialgeschichte von Catalonien fand Hr. de Bofarull ungenügend. Die „Histoire de Languedoc", welche über die Vorzeit jener Provinz mit die gründlichsten Untersuchungen enthält, ist, wie das schon Andere ausgesprochen haben (s. Lembke's „Geschichte von Spanien", I, 381), ein höchst mühsames Studium, von dem sich der Leser fast lieber zu den Quellen selbst wendet. Die „Marca hispanica" des Petrus de Marca und Stephanus Baluzius ist, wie derselbe Gelehrte a. a. O. bemerkt hat, mit Parteilichkeit gegen Spanien geschrieben und leider die mitgetheilten Urkunden nicht immer zuverlässig, wie die dort citirte Stelle aus Villanueva's trefflichem Werke („Viage literario á los iglesias de España", VIII, 96 fg.) beweist. Die „Historia de los Condes de Barcelona" von Diago, dem Verf. der „Anales de Valencia", stößt das obige Urtheil des Hrn. de Bofarull nicht um. Von der „Cronica universal de Cataluña", von Dr. Geronimo Pujades, die auf drei Bände berechnet war, ist nur der erste erschienen, und eine Fortsetzung derselben steht, wie wir hören, nicht weiter zu erwarten. Capmany's mit vollem Rechte hochgeschätzte „Memorias historicas de la marina y comercio de Barcelona" beschäftigen sich mit einer höchst wichtigen, aber nur mit einer Seite der Geschichte von Catalonien, und Schriften wie Marcillo's „Crisis de Cataluña", Madramany's „Tratado de la Nobleza de la Corona de Aragon", Benito Moro's (Erzbischof von Charcas) „Memorias historicas del monasterio de S.-Cucufate del Vallés", sowie die „Memorias selectas de la Real Academia de la historia", Bücher, die sich zum Theil auf deutschen Bibliotheken nur selten finden werden, konnten nur von gelegentlichem Nutzen sein. Übrigens entwickelt der Verf. eine gründliche Gelehrsamkeit. Florez und die Fortsetzer der „España sagrada", Masdeu's „Historia critica de España", Mariana's „Historia general de España", mit einem Worte, die Hauptwerke über spanische Geschichte sind fleißig zu Rathe gezogen und, wo es nöthig war, berichtigt und vervollständigt worden. Die Berücksichtigung der Forschungen auswärtiger, zumal deutscher Gelehrten, wollen wir von dem Spanier nicht verlangen, und es hat uns gefreut wenigstens Einiges, z. B. Gauttier d'Arc's „Histoire des conquêtes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce" benutzt zu finden. Unter den Manuscripten des königlichen Archivs wird eine „Historia de los Condes de Urgel", von Diego Monfar, mehrfach citirt.

Hr. de Bofarull hatte anfänglich die Absicht, sämmtliche von ihm zuerst benutzte Urkunden seinem Werke in einem besondern Anhange beizugeben, und wir bedauern, daß der größere Umfang, den sein Buch dadurch bekommen haben würde, für ihn ein Hinderniß werden konnte, sein Vorhaben auszuführen, und unter diesen Umständen wünschten wir, daß er lieber nichts wieder aufgenommen hätte, was schon gedruckt war und so bedeutenden Raum einnimmt, wie z. B. das Testament Ferdinand's des Katholischen, welches aus des Paters Mariana „Historia general de España", mit einer Fortsetzung, besorgt von Benito Montfort, ohne Weiteres entlehnt worden ist, obwol man ein so wichtiges und für das Verständniß der Vereinigung von Aragonien und Castilien unentbehrliches Document mit Vergnügen wieder liest.

Wenden wir uns nun zu dem Werke selber, so finden wir zuvörderst eine kurze Geschichte der Grafen von Barcelona, als welche auch die spätern Könige angesehen werden („Sumario historico-cronologico in verso, de los Condes de Barcelona desde su origen hasta principios de siglo XIX"), welche Vaca de Guzman, der Dichter der „Naves de Cortes en el Nuevo mundo", behufs des Unterrichts seiner Söhne am Ende des vorigen Jahrhunderts in Verse brachte, die wiederum Hr. Ramon Muns y Seriña auf den Wunsch des jetzigen Herausgebers und für ihn emendirte. Das Gedicht hat vielleicht für den einheimischen Leser mehr Interesse als für den Fremden; wir hätten indessen auch die 29 Seiten, welche dasselbe ausfüllt, den unbekannten handschriftlichen Schätzen des königlichen Archivs zugewendet.

Es folgt die Einleitung und darin einige Worte über die Geschichte Spaniens von der Eroberung der Araber bis zum Ende des 9. Jahrhunderts. Das dieser Abriß nicht ausführlicher geworden, ist schwerlich ein Verlust für uns. Um jene anziehende Periode der spanischen Geschichte würdig und wissenschaftlich zu behandeln, ist vor Allem zweierlei erfoderlich: Unparteilichkeit gegen die Eroberer und Kenntniß ihrer Sprache. Bei Hrn. de Bofarull ist aber noch von dem Pseudopropheten von Medina und von seinem verführerischen politisch-religiösen Systeme die Rede; obwol er die hohe Bildung, zu welcher sich die Araber in Spanien erhoben, nicht wegleugnen kann, so bringt er denn doch die alte Fabel von dem Khalifen Omar herbei, der die 4000 öffentlichen Bäder in Alexandrien sechs Monate lang mit der „kostbaren, unermeßlichen" Bibliothek der Ptolemäer habe heizen lassen, und meint, um dieser Unthat willen müsse denn doch das ganze Menschengeschlecht das Andenken des falschen Propheten von Medina und seiner Anhänger hassen und verabscheuen. Arabisch versteht Hr. de Bofarull wol auch nicht, sonst hätte er bemerkt, daß es in der Stelle, die er II, 143 aus Nieto's „Geschichte des Cid" citirt, statt Ahmed Almoctader mit dem Beinamen Billa, heißen muß: Ahmed mit dem Beinamen Almoctader Billah, und die Bemerkung I, 226 über die Etymologie von Hôn-Ohrerera wäre anders ausgefallen oder ganz weggeblieben. Der Verf. schließt seine Einleitung aus einem ganz ehrenwerthen Patriotismus mit einer Art von

Digitized by Google

Prognostikon für seine Vaterstadt, welches er in dem ersten Capitel — „De la conservatio e duratio de la ciutat de Barcelona" — einer Handschrift des königlichen Archivs mit dem Titel: „Obra de Mossen Sent Jordi é de Cavalleria", gefunden hat, das indessen in sprachlicher Hinsicht interessanter sein dürfte als in historischer oder gar in prophetischer. Er versucht noch die symbolische Fledermaus, die der von Jaime dem Eroberer eingesetzte Rath der Hundert in das Wappen von Barcelona aufnahm, mit Hülfe einer aus Pierio Valerio's „Tratado de los geroglificos" citirten Stelle in ähnlicher Absicht wie das obengenannte Capitel zu deuten und verweist Diejenigen, welche über das Wappen der Stadt und ihrer Grafen Näheres wissen wollen, auf Juan Sans o de Barutell's Aufsatz in den „Actas y memorias selectas de la Real Academia de la Historia", VII, 203, um uns nunmehr in ihre Geschichte einzuführen.

Die Historiker sind nicht einig über die Zeit, wo die Grafschaft Barcelona unabhängig wurde; Einige behaupteten mit Wifred dem Haarigen (el Velloso), Andere mit seinem Enkel Borrell, noch Andere mit Ramon Berenguer dem Alten (el Viejo) oder mit Alfons dem Keuschen, und noch Andere endlich mit Jaime dem Eroberer (el Conquistador) wegen des Tractats von Corbeill mit Ludwig IX. von Frankreich 1258. Der Verf. entscheidet mit Widerlegung der übrigen Ansichten für Wifred den Haarigen. Nunmehr theilt er die Geschichte der Grafschaft in zwei Perioden. Die erste endet mit der Vereinigung von Barcelona und Aragonien (1150) Bd. I — II, S. 212; die zweite mit der Vereinigung von Barcelona, Aragonien und Castilien unter Ferdinand und Isabella. Indem er nun von Wifred ab die Dynastie desselben verfolgt, beschränkt sich der Verf. mit wenigen Ausnahmen auf Genealogie und Chronologie, auf die Berichtigung früherer und den Nachweis seiner eignen Angaben aus den Urkunden, die ihm reichlich zu Gebote standen, wie wir wissen. In der Mittheilung derselben im Uebrete an den betreffenden Stellen seiner Erzählung ist er sehr freigebig, und sein Werk wird dadurch auch noch für den Sprachforscher wichtig. Begebenheiten aus der einheimischen oder auswärtigen Politik werden nur dann ausführlicher besprochen, wenn sie chronologische oder anderweitige Schwierigkeiten darboten, wie die erste Eroberung und Zerstörung von Barcelona durch die Araber — nach unserm Verf. den 5. oder 6. Juli 986 — unter Mohammed den Abdallah Almanzor, dem Großvezier des weichlichen Hischam II., der unter den Freuden seines Harems die weisen, friedlichen Rathschläge bald vergaß, die ihm sein Vater Alhakem Almostanjir auf dem Sterbebette gegeben hatte.

Wie sich der Verf. unsern Zeiten nähert, besonders mit der zweiten Periode, verschwinden auch die Zweifel und Räthsel, die er früher oft zu lösen hatte. Er schreitet daher von dort an sehr viel schneller fort. Das ganze Werk aber, soweit wir uns davon haben überzeugen können, ist mit rühmlichem Fleiße und mit vieler Gründlichkeit gearbeitet. Die Darstellung ist einfach und klar. Ein vollständiges und vollendetes Bild der Zeiten, von denen hier nacheinander die Rede ist, darf schon nach dem Titel und nach der Absicht des Verf. Niemand erwarten; vielmehr hat man sich darauf gefaßt zu machen, das Buch mehrentheils nur wie ein historisch-genealogisches Wörterbuch zu gebrauchen, und es ist nur zu bedauern, daß ihm nicht ein ausführliches Register über die große Anzahl der vorkommenden Namen beigegeben worden ist. Eines Auszugs ist es bei dieser Beschaffenheit kaum fähig.

Daß die Lecture seines Werkes bei allem Verdienst für den größten Theil der Leser leicht ermüdend werden könne, mochte der Verf. selbst fühlen, und vermuthlich suchte er dem vorzubeugen, indem er hier und dort eine unterhaltendere Episode einschob. Eine davon ist die Abbildung und Beschreibung der Façade, mit welcher Abderrahmân III. die Moschee von Tarragona verzieren ließ. Dort ist sie noch heutiges Tages zu sehen, bildet aber jetzt einen Theil einer Wand nicht weit von dem Eingange der Kapelle del Santisimo Sacramento in dem Kloster bei der Metropolitankirche in Tarragona. Eine Inschrift in kufischen Characteren nennt den Namen des Khalifen und seines Baumeisters und die Jahrzahl 349 d. H. Eine zweite derartige Episode ist der Abschnitt über das Verhältniß des großen Don Rodrigo Diaz del Bivar zu den Grafen von Barcelona II, 143 — 156, entnommen aus Risco's „Geschichte des Cid", die aus Huber's deutscher Bearbeitung bei uns bekannt ist. Eine dritte endlich, und die anziehendste von allen, sind die Statuten des von Don Pedro el Ceremonioso 1371 gestifteten Ritterordens, der Cofradia oder Caballeria de Mossen Sent Jordi oder de S. Jorge de Alfamá, wie er später hieß, aus dem oben erwähnten Manuscripte des königlichen Archivs abgedruckt I, S. 182 — 196.

Wir dürfen dabei aber nicht länger verweilen, denn wir haben noch von dem zweiten, französischen Werke über Spanien zu reden, wenn davon auch nicht so viel Rühmliches als von dem vorigen zu sagen ist. Die beiden bis jetzt erschienenen Bände sollen die ersten von sechs oder sieben sein, in denen Hr. Rosseeuw St.-Hilaire uns die Geschichte Spaniens bis auf den heutigen Tag erzählen will. Bis jetzt ist er, von den Einwanderungen der Gothen ausgehend, bis an den Anfang des 11. Jahrhunderts gelangt. Nach dem „Avant-propos" hielt sich der Verf. 1833 kurze Zeit nach dem Tode Ferdinand VII. in Madrid auf. Er fand, daß, um die politischen Erscheinungen jener Zeit zu begreifen, gründliche Kenntniß der Geschichte des Landes unentbehrlich sei. So entschloß er sich, sie genauer zu studiren. „Mais cette histoire", sagt er sehr vornehm, „j'en demande pardon aux historiens des deux derniers siècles, pour l'étudier il fallait la faire." Er wollte nun anfänglich blos für sich eine historische Skizze der Verfassung Spaniens entwerfen; so aber gewöhnte er sich allmälig „à l'effrayante idée d'entreprendre une histoire complète de la Peninsule", unternahm sie wirklich und fand sich am Ende „engagé entre la difficulté d'avancer et la honte de reculer, dans

Digitized by Google

une de ces voies sans issue où il faut marcher seul et frayer la route à mesure qu'on y chemine." Das klingt so abenteuerlich, als wenn wir von den furculis Caudinis, oder von Roland und Roncesval reden hörten. Ganz so gefährlich war es aber nicht, denn Hr. St.-Hilaire hatte unter Andern zwei sehr wackere Vorgänger an den Hrn. Aschbach und Lembke, deren aber in der Vorrede mit keiner Silbe gedacht wird. Die muß man auch haben, wenn man die Geschichte von Spanien bis zum 11. Jahrhundert in drei Jahren erforschen und darstellen will. Hr. St.-Hilaire hat die deutschen Untersuchungen darüber seinen Landsleuten, die noch immer wenig vom Deutschen wissen, zugänglich und mundgerecht gemacht im Modestyl, der nun einmal spirituell und pikant sein muß, gleichviel wie und auf wessen Kosten. Er kennt zum Theil die Gegenden, von denen er handelt, und ihre heutigen Bewohner aus eigner Anschauung. Den Vortheil hat er benutzt. Er hat ferner die neuesten in Frankreich erschienenen Werke, die seinen Gegenstand berühren, wie Fauriel's unlängst erschienene treffliche Arbeit über die Geschichte des südlichen Frankreichs, fleißig studirt. Es wäre ja auch unverzeihlich, wenn er das nicht gethan hätte. Arabisch versteht Hr. St.-Hilaire leider nicht, und so haben wir von dieser Seite her in seinem Werke nichts Neues zu erwarten. Da ihm aber Murphy, Conde, Lembke u. A. nicht genügen (II, 62), so ist es zu verwunden, daß er sich selbst so leicht genug that, indem er mit Hülfe des Hrn. Reynaud, des Verfassers der „Invasions des Sarrasins" etc., die Orthographie der arabischen Namen bei Conde verbesserte und im Übrigen sich an seine Vorgänger hielt. Wir erwarten für die Kenntniß der Geschichte Spaniens in jeder Beziehung das Beste von den fortgesetzten Studien des Hrn. Lembke, da sich derselbe schon seit längerer Zeit in dem Lande selbst aufhält und eine der ersten Buchhandlungen Deutschlands sein Werk verlegt und gewiß auch ihrerseits Alles aufbieten wird, daß es nicht unvollendet liegen bleibe. Hr. St.-Hilaire wird darum doch, auch im Auslande, so viel Anerkennung finden, als seine Leistungen verdienen, und wir wünschen recht sehr, daß weder der Verleger, noch der Autor, noch sonst Jemand zu den beiden glücklich vorhandenen Bänden spreche: Die ersten sollen die letzten sein. 59.

Foe Rue Ki.

So lautet der Titel eines chinesischen Werkes, von welchem nur eine französische Übersetzung erschienen ist, die von Rémusat begonnen, nach dessen Tode von Klaproth fortgesetzt und, als auch dieser starb, endlich von Landresse vollendet ward. Das „Foe Rue Ki" ist ein Bericht, den ein chinesischer Buddhist, Schi-fa-hian, über seine Reise durch die Mongolei und Indien am Ende des 4. und im Anfange des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verfaßte, und der um so wichtiger ist, weil wir aus jener Zeit von keiner andern Seite her Nachrichten über Indien besitzen. Schi-fa-hian verließ Schan-gan in der Provinz Schen-si 399, reiste erst nach Nordwesten, dann nach Westen durch die große Wüste Schamo und an den Lobsee, wo er Buddhisten fand, welche stritig die Pallisprache studirten, d. h. die heilige Sprache der Buddhisten, welche mit dem Sanskrit verwandt ist. Nach 50 Tagen erreichte er Khoten und wohnte, da er selbst Priester war, in einem Kloster, das nicht weniger als 3000 Mönche zählte. Nach einer langen Wanderung gegen Süden setzte er auf einer aus Seilen verfertigten Brücke, dergleichen auch jetzt noch gebraucht werden, über den Indus, den er Sinthru nennt, nahm seinen Weg nach der Dschamna, fand hier überall buddhistische Fürsten und Völker, hielt sich eine Zeit lang in jenen Gegenden auf, welche das jetzige Königreich Audh umfaßt, schiffte den Ganges hinab, besuchte Ceylon, wo er zwei Jahre verweilte, und reiste über Java nach China zurück, das er vor funfzehn Jahren verlassen hatte.

Schi-fa-hian's Reisebeschreibung ist in vielfacher Hinsicht von bedeutendem Werthe und von den drei französischen übersetzern mit gelehrten Anmerkungen begleitet worden. Wir machen hier nur auf einen Punkt aufmerksam. Die Hindus sind gegenwärtig kein seßhaftes Volk, und doch zeigen Tempel, Bildsäulen, Religion, Sprache auf mehren Inseln des östlichen Archipelagus und namentlich auf Java, daß die dort herrschende Gesittung von ihnen ausging und auf hindustanischer Grundlage beruht. Nur ein Volk, das eine ausgedehnte Schifffahrt hat, kann Inseln colonisiren und einen solchen Einfluß gewinnen, daß es seine Religion dort zur herrschenden macht. Die Nachrichten, welche wir bei den Griechen und Römern über Indien finden, sind Stückwerk allzumal; Schi-fa-hian füllt einen Theil der großen Lücke aus. Aus ihm ersehen wir z. B., daß der Einfall der Scythen (Yue-chi) in Oberindien im Anfange des 5. Jahrhunderts eine historische Thatsache ist; sodann setzen es seine Berichte außer allen Zweifel, daß die Hindu damals auch ein seßhaftes Volk waren und weite Reisen unternahmen. Das Schiff, in welchem er binnen 90 Tagen von Ceylon fuhr, hatte mehr als 200 Menschen am Bord und war gut verproviantirt; jenes, auf dem er die Reise von Java nach China machte, war gleichfalls mit Hindus bemannt. Diese standen also in directem Verkehre mit dem himmlischen Reiche. Sie verstanden es schon in alten Zeiten die Sonnenhöhe zu messen und bedienten sich dazu einer höchst einfachen Vorkehrung, eines Sonnenweisers nämlich und eines mit Knoten versehenen Windsadens. Noch im 15. Jahrhunderte, als die Portugiesen Afrika umschifft hatten, trieben die Hindus lebhaften Verkehr mit der Ostküste dieses Erdtheils. Vasco de Gama fand in Melinda Kaufleute aus dem Gujerât; einer derselben gab ihm einen Piloten, der ihn nach der Küste Malabar führte und sein Instrument zum Altreisladen der Portugiesen beiweiten vorzog. Der Zamorin von Kalikut hatte eine bedeutende Kriegsflotte und selbst Brander, und als er 1503 einen Krieg mit dem Könige von Cochin führte, bot er 50,000 Mann Landtruppen und eine Flotte von 80 Schiffen auf, die 380 Kanonen und 4000 Marinesoldaten führte. Die Hindus hatten damals schwimmende Burgen, die auf zwei aneinander befestigten Schiffen angebracht waren; sie zeigten sich ferner sehr geschickt im Entern.

Aus obigen Bemerkungen geht hervor, daß die Hindus im Alterthume und im Mittelalter mit dem Auslande im lebhaften Verkehre standen und keineswegs so abgeschlossen von der übrigen Welt lebten, wie man insgemein anzunehmen gewohnt ist. Ferner ergibt sich aus Schi-fa-hian's Reiseberichte, daß der Buddhismus in vielen Gegenden dem Brahmanismus erst in verhältnißmäßig neuere Zeit Platz gemacht hat. Die Palisprache ward studirt von Khoten bis Ceylon; der Buddhismus herrschte in der großen Wüste und am obern Indus; im Pendschab, an der Dschamna und am Ganges zählte er weniger Bekenner, blühte aber dagegen sowie der Handel an der Mündung des letztern Stromes. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 233. — 21. August 1838.

Über die neuere französische Philosophie.

Zuvörderst haben wir zu bemerken, daß die weitaus größere Zahl derjenigen Schriftsteller, welche wir hier, dem französischen Sprachgebrauche nachgehend, Philosophen nennen, im heutigen Deutschland nicht also genannt werden dürfte. Speculative Philosophie — und was man außer ihr noch Philosophie nennt, verdient nicht diesen Namen — liegt nicht nur in Frankreich, sondern überall factisch aus dem Gedankenkreise der meisten Menschen, die Majorität der Gelehrten nicht ausgenommen, und eine Geschichte der Philosophie enthält immer nur wenige Namen. Frankreich aber findet sich in dem Falle, zur Geschichte der philosophischen Wissenschaft seit wenigstens 80 Jahren auch kein einziges bedeutendes und entscheidendes, eingreifendes Factum geliefert zu haben; nach Carteſius, Malebranche, Brunet und dem Atheisten Holbach, welche eigenthümliche Standpunkte behauptet haben und auf den Gang der Philosophie von Einfluß gewesen sind, ist durch die ausgebreitete Herrschaft des Locke-Condillac'schen Empirismus und Sensualismus eine anhaltende geistige Stagnation, eine Erschöpfung, eine Ruhe auf den gewonnenen Resultaten, eine Furcht vor neuer Bewegung eingetreten, und als sich endlich nach dem Sturze Napoleon's das Gefühl des Unbefriedigtseins mit den bisherigen Theorien bemerklich machte und das Bedürfniß wahrhafter Erkenntniß kund gab, da sah sich Frankreich in derselben Lage, in welcher sich Europa im 15. und 16. Jahrhunderte befand: wie der nach Wahrheit strebende und verlangende Geist damals, bevor er aus sich eine neue geistige Welt statt der untergegangenen mittelalterlichen schaffen konnte, sich empfangend verhalten, sich an das Denken der classischen Alten anschließen mußte, grade also müssen auch die Franzosen, denen bei ihrer positiven Antiphilosophie nachgrade alle Ahnung der Philosophie ausgegangen war, bevor sie productiv werden können, zuvörderst eine philosophische Welt reproduciren, die anderwärts ihren Ursprung hat. Der Enthusiasmus vieler begabter Franzosen für deutsche Wissenschaft, wie überhaupt das Factum, daß der französische Geist, der im vorigen Jahrhunderte gegen England gravitirte, gegenwärtig an Deutschland seinen Stab und Leuchte hat, darf nicht in Erstaunen setzen und ist keine bloße Mode.

Nicht aber allein in der deutschen und schottischen Philosophie haben die Franzosen ein Mittel gegen die totale Ausleerung des Inhalts in ihrem Geiste gesucht; Viele haben wieder zur Lehre der alten Kirche ihre Zuflucht genommen, und Andere sind in ihrem bisherigen Zustande verharrt und setzen die Sensualisten des 18. Jahrhunderts fort. Hiernach zerfällt das heutige französische Philosophiren in drei Schulen: die sensualistische, die katholische und diejenige neue Richtung, welche aus dem Studium fremder, besonders deutscher Philosophie hervorgegangen und unter sich wieder mannichfach gespalten ist. Eine vierte Abtheilung bilden einige mystische Denker.

Die theologisirenden Philosophen: Graf de Maistre, de Bonald, de Lamennais (in seiner ersten Periode), Eckstein, Bautain, stehen im Grunde außerhalb der Philosophie und stützen Das, was sie Philosophie nennen, auf die Autorität der Kirche. Sie sind, vermöge ihrer Stellung zur römischen Kirche und der Stellung dieser zur Vernunft, Gegner aller Philosophie, Misologen, welche die Vernunft bekämpfen und zu beweisen suchen, daß dieselbe Wahres zu wissen unfähig ist, wobei sie sich aber doch Mühe geben, durch allerlei Reflexionen die Vernunft ihrer Leser dahin zu stimmen, daß diese an sich selbst irre, gleichsam schwindelig wird und sich alsdann in den warmen und dunkeln Schoos des kirchlichen Autoritätsglaubens flüchtet. Sie könnten allen ihren Schriften das Wort von Clemens Alexandrinus als Motto vorsetzen: „Philosophandum erit vel ideo, ut intelligamus, non esse philosophandum." Nichtsdestoweniger schreiben wir dieser Denkart eine wesentliche Berechtigung zu und meinen auch, daß sie Elemente enthält, welche eine spätere Culturperiode aufzunehmen haben wird; dahin rechnen wir erstens das objective Christenthum und zweitens das Bleiben im Zusammenhange mit der Geschichte und Tradition.

Die beiden andern philosophischen Schulen sind in ihrer Verwerfung der Autorität als Erkenntnißquelle einig, aber über die Erkenntnißquelle selbst sind sie es nicht, und darin liegt eben ihr Gegensatz. Für die wahrhafte Philosophie ist das psychologische Problem: Wie kommt der Geist zu seinem Inhalte? Welche ist die Einheit zwischen dem wissenden Subjecte und dem gewußten Objecte? von geringer Bedeutung, indem sie in der absoluten Erkennt-

Digitized by Google

niß den Gegensatz von Denken und Sein, Subject und Object, Wissen und Glauben, Geist und Natur, Speculation und Erfahrung, Ideellem und Reellem, oder wie man sonst noch ihn fassen mag, gelöst und versöhnt weiß; die wahrhafte Philosophie hat es mit Wichtigerem zu thun, indem es für sie gilt, Das, was ist, zu erkennen, die Gegenstände in ihrer Wahrheit zu denken. Die französische Philosophie steht aber noch nicht auf diesem Punkte, die beiden entgegengesetzten Schulen sind überhaupt ohne Metaphysik und haben nur eine dürftige Psychologie nebst angehängter Moral; sie sind noch nicht einmal in die Interessen der Kritik der reinen Vernunft getreten, und das ganze Philosophiren quält sich mit der Vorfrage: Wie kommt der Geist zu seinem Inhalte?

Wir dürfen, weil die philosophische Wissenschaft diese Frage gegenwärtig hinter sich hat, dieselbe doch nicht für zu unbedeutend ansehen, denn die Philosophie hat sich fast drei Jahrhunderte mit ihr beschäftigt. Ihre Lösung versuchte man auf zwei Wegen. Man ging von einem der beiden Pole aus, von der Erfahrung, der Natur, dem Objecte, oder vom Denken, vom Innern, vom Geiste, vom Subjecte. So haben wir ein realistisches und ein idealistisches Philosophiren, einen subjectiven und einen objectiven Dualismus, Rationalismus und Empirismus.

Das idealistische Philosophiren hat in Frankreich mit dem großen Cartesius begonnen, der tiefsinnig Malebranche und der nicht nur von seinen Zeitgenossen verkannte, sondern auch den jetzigen Franzosen völlig unbekannte Arzt Claude Brunet, dessen Speculation eine der Fichte'schen und Berkley'sche verwandte Richtung nahm, sind nachgefolgt. Während aber in Deutschland das Cartesianische Intellectualsystem an der Leibnitz'schen Philosophie seinen Fortgeher erhielt, bis dann endlich in Fichte diese Richtung ihre abstracte Spitze erreicht hatte, wo sie nicht mehr über sich hinausgehen konnte, sondern auf ihr eignes Gegentheil hinwies, haben die Franzosen gleich im Anfange des 18. Jahrthunderts sich dem von England herübergekommenen Empirismus in die Arme geworfen, und die Spitze dieser Richtung ist denn das „Système de la nature", der materialistische Atheismus gewesen.

Gleich im Anfange der Restauration machte sich eine heftige Reaction gegen den Sensualismus geltend. Zuerst die katholische, dann die philosophische. Diese letztere nun hätte billigerweise die Philosophie wieder da aufnehmen sollen, wo Maiebranche sie gelassen; man hätte alsdann mit Kant die Unzulänglichkeit des abstracten Verstandes, Wahrheit zu wissen, erkennen und so die Verstandesmetaphysik überschreiten müssen; alsdann war man befähigt an der Schelling-Hegel'schen Philosophie Theil zu nehmen und in ihr die große Versöhnung der idealistischen wie der empirischen Reflexionsphilosophie zu feiern. Man hat aber in französischer Weise die Pyramide auf den Kopf gestellt und da angefangen, wo man aufhören mußte; man hat nach einer sehr flüchtigen und keineswegs wissenschaftlichen Aneignung der Hauptresultate der letzten Philosophie diese zu französiren und obendrein aus ihr und dem vorhandenen Empirismus ein neues Systemchen zu machen gesucht, welches denn wie billig weder die Kenner noch die Nichtkenner hat befriedigen wollen. Das ist der Cousin'sche Eklekticismus.

Vor Cousin hatte Royer-Collard die schottische Philosophie, die Doctrinen von Reid und Dugald Stewart eingeführt, ebenfalls eine ganz achtbare Lehre, insofern man sie unter dem Gesichtspunkte der moralischen Intentionen und ihres möglichen Einflusses auf gebildete Weltleute und Weiber betrachtet, aber in philosophischer, in wissenschaftlicher Beziehung ohne allen Werth und Bedeutung und ebenso wie Cousin's Eklekticismus ein schlechter Vergleich, ein rohes Gemenge zwischen zwei entgegengesetzten Lehren, ein Vergleich der Billigkeit, wie er dem gesunden Menschenverstande gemäß ist, wo es heißt: Gott und der Geist ist, und dieses Stück Papier ist auch. An solcher schlechten Vereinigung hat die speculative Vernunft keinen Antheil, denn diese kann bei solchem Auch, bei solcher Gleichgültigkeit des Nebeneinanderbestehens, wo beide Seiten gleiche Substantialität haben, nicht stehen bleiben. Es sind die ganz Verworrenen, die so die Fragen abthun und die Realitäten mischen und mengen. Man kann sich als sittlicher Mensch darüber freuen, daß die Franzosen von dem Materialismus zurückgekommen sind, aber die Philosophie gewinnt bei dem Eklekticismus nichts. Das philosophische Bedürfniß ist, die Einheit der entgegengesetzten Seiten zu fassen, jedoch so, daß der Unterschied nicht weggelassen werde, sondern daß er ewig aus der Substanz hervorgehe, ohne darum sich zum Dualismus zu versteinern.

Weggelassen haben den Unterschied einige neuere Richtungen, welche darum zum Pantheismus geworden sind. Da haben wir die St.-Simonisten, Lerminier, Quinet, Lerour und vielleicht nun auch Lamennais. Durch mystische Unbestimmtheit schwer zu charakterisiren sind einige andere neuere Autoren, desonders Ballanche und Wronsky.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Aerger. Ein Büchlein für Jedermann. Mit einer Vorrede von J. C. A. Heinroth. Leipzig, F. Fleischer. 1838. 8. 8 Gr.

Der wunderliche Einfall einer pariser Dame, die in einem Codicille zu ihrem Testamente für die dortige medicinische Facultät ein Legat von 20,000 Francs bestimmte, wovon die jährlichen Zinsen Dem zu Theil werden sollten, welcher die beste Abhandlung über das Thema: daß der Aerger auf des Menschen Gesundheit den verderblichsten Einfluß übe, einliefern würde, hat uns zum Besitz des vorliegenden Büchleins verholfen, das, obwol klein an Bogenzahl, dennoch Manches enthält, was Berücksichtigung und Beherzigung verdient. Ob es der pariser Dame mit ihrer Preisaufgabe Ernst gewesen, und ob sie nicht vielmehr ihren eignen Aerger statt der 20,000 Francs auf einen Andern hat vererben lassen wollen, der sie im Leben mit gleicher Münze bezahlt hat und sich nun in seinen Erbschaftshoffnungen betrogen sieht, steht noch in Frage; unserm Verf. aber ist es mit seinen Bemerkungen über und gegen den Aerger voller Ernst, und obschon er hier und da einer humoristischen Wendung nicht aus dem Wege gegangen ist, so trägt doch das Ganze das Gepräge religiöser Haltung und eines gu-

Digitized by Google

ten normiosen Gemüthes. Der Mann wie sein Büchlein gefällt uns, und wenn auch das letztere weitre kennen besondern Nutzen verspräche, so machen es schon Freude, in dem Ersteren ein Vorbild zu finden, wie man das Leben zu nehmen hat, nicht auf leichtsinnige, sondern auf ernste Weise, aber mit dem Vorsatze, dem überall verbreiteten Stoff zum Aerger aus dem Wege zu gehen und, wenn wir Thüren und Fenster nicht vor ihm verschließen können, doch Herr im Hause zu bleiben. Auch der treffliche Heinroth, der das Büchlein hervorgerufen hat, rühmt daran besonders seine Gemüthlichkeit und den lebhaften Drang zur Beschwichtigung oder doch Verminderung der aus dem Aerger entspringenden Leiden, ohne jedoch den Mangel an tiefer, wissenschaftlicher Gründlichkeit zu verkennen.

Der Aerger gehört zu den größten Feinden des menschlichen Gemüths, wenigstens zu den heimtückischsten, er ist ein Hausteufelchen, was saß in jedem Hause, im Palaste wie in der Hütte, sein Plätzchen besaupetet und schwer daraus zu vertreiben ist; er ist nach dem Verf., „eine Verstimmung, eine Störung der Seelenruhe, eine Krankheit des Geistes, die ich in mit verschließe, und welche dadurch entsteht, daß mein — gerader oder krummer — Weg, meine — billigen oder unbilligen — Ansichten, durch einen andern — gerechten oder ungerechten — Willen oder ein physisches Hinderniß durchkreuzt und gehemmt werden; daß mein lustenschiff durch das Zusammentreffen mit einem andern — größern oder kleinern — aufgehalten, beschädigt oder gar in den Grund gebohrt wird. Er richtet sich nicht nach der Größe und Wichtigkeit des entgegenstehenden Hindernisses; auch die kleinste Störung, der Nagel an der Wand kann, wenn man dafür empfänglich ist, den größten Aerger hervorbringen." Der Verf. hat sich oft geärgert, wenn er ein Messer suchte und lauter Gabeln, oder statt der Gabeln lauter Messer im Tischkorbe fand, und die Billardkugeln nach Durchsuchung aller andern Beutel erst im letzten zu finden waren.

Als einen blos leidenden Zustand können wir den Aerger nicht betrachten; allerdings wird er durch ein Leiden, durch eine Affection des Gemüths hervorgerufen, aber die Seele bleibt dabei ebenso wenig passiv als das Auge, wenn es von dem Lichtstrahle afficirt wird. Der Aerger ist vielmehr ein in seinem Ausbruche durch das Gefühl von Ohnmacht oder durch äußere Umstände gehemmter Zorn, der wie die Expulsivkraft der Kohlensäure in der Champagnerbouteille durch den Pfropf zurückgehalten wird, aber dennoch in der Bouteille steckt. Auch er gährt und braust wie diese, aber nur im Innern, obschon der aufmerksame Beobachter auch an manchen äußern Merkmalen, aus der Blässe des Gesichts, aus den herab- und zusammengezogenen Augenbrauen, aus dem beschleunigten Athemholen durch die Nase, aus dem düstern, in sich gekehrten Blick, aus dem krampfhaften Hineinziehen und Schließen der bleichen oder blauen Mundlippen, aus dem Stillschweigen auf die vorhandene innere Bewegung schließen kann.

Der nachtheilige Einfluß, den der Aerger auf die physische Seite des Menschen, namentlich auf die Verdauungsorgane äußert, ist von dem Verf. nicht übersehen worden; dagegen hat er die Beziehung, in welcher eben jene physische Seite zur Erzeugung desselben steht, ganz mit Stillschweigen übergangen, ungeachtet dieses grade eines der wichtigsten Momente ist, welche hierbei in Betrachtung kommen. Zu sehr vielen Fällen ist Aerger einzig und allein Symptom eines krankhaften Zustandes, vorwiegend wird man nie irren, wenn man von dem Vorhandensein einer andauernden ärgerlichen Gemüthsstimmung auf einen solchen krankhaften Körperzustand zurückschließt. Erfahrenen Aerzten ist es nicht unbekannt, in welcher Beziehung manche Krankheiten, namentlich Abzehrungen, Lebertiden u. s. w., zur Erregung des Aergers stehen, wie ferner eine ärgerliche Gemüthsstimmung dem Ausbruche mancher Krankheiten vorangeht oder ihre Reconvalescenz begleitet, wie körperlich leidende Menschen zu manchen Tageszeiten, namentlich in den Vormittagsstunden oder nach dem Mittagsschlaf, ärgerlicher sind als zu andern Zeiten. Bei manchen Menschen wurzelt der Aerger zugleich mit manchen Krankheitskeimen von der zartesten Kindheit an tief ins Leben ein und bleibt ihr steter Begleiter bis ins späte Alter, und es gibt Kranke, bei denen diese Gemüthsstimmung einen so hohen Grad erreicht, daß auch nicht ein freudiger Sonnenblick den dunklen Flor ihrer Seele zu durchbrechen, kein freundliches Wort, ja die größten Aufopferungen von Seiten ihrer Freunde nicht einmal ihrem Mißmuth Grenzen zu setzen vermögen. Engel würden es ihnen nicht recht machen können; ihre einzige Beschäftigung ist, sich zu ärgern, sie verzehren sich im Aerger, und wie ihre Krankheit den Aerger nährt, so dieser wieder die Krankheit.

Es läßt sich leicht ermessen, daß der Aerger von dieser Seite, als Krankheitssymptom angesehen, ja ganz andern Betrachtungen Veranlassung gibt und einer ganz andern Behandlung unterliegt, als wenn er nicht aus physischen Ursachen entspringt, sondern das Kind einer üblen Gemüthsart ist. Indessen auch seine physische Abkunft schließt eine psychische Curmethode nicht aus, und es ist Sache der Erziehung, schon in frühern Lebensperioden dahin zu wirken, daß krankhafte Gefühle die Willenskraft nicht untergraben und dem Aerger Thüre und Thore öffnen, denn gar oft ist er das gemeinschaftliche Erzeugniß von Krankheit und weichlicher Erziehung zugleich. Auch jene Seite des Gegenstandes hätte wol der Aufmerksamkeit unseres Verf. nicht entgehen sollen, sowie denn überhaupt der erste Theil seines Büchleins: „Über den Ärger", in Hinsicht auf gründliche Erörterung dieses Gemüthszustandes am wenigsten befriedigt. Beinweitem lieber folgen wir ihm auf dem Gebiete des zweiten Theils, „Gegen den Ärger" überschrieben, obwol er uns auch hier nur einige Reflexionen in aphoristischer Form zu bieten gibt; Reflexionen indessen, die durch ihre Einfachheit und Gemüthlichkeit Anregung zum Nachdenken erwecken.

Der Verf. weist uns hier zuvörderst auf Moral und Religion hin, die uns aufs kräftigste gebieten, der ärgerlichen Stimmung in uns entgegenzutreten, indem man dadurch nur sich selbst schade und auf Andere, vorzüglich aber auf die unbefangene Jugend, nachtheilig einwirke. Es sei die heiligste Pflicht, sich dagegen mit aller Kraft anzukämpfen, weil in diesem Kampfe, wie überhaupt von jedem gegen eine Leidenschaft, oft Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Leben oder Tod, abhänge. 2) Man objectivire sich die Sache, das Ereigniß ꝛc., welches Verdruß in uns erregt, so sehr als möglich, d. h. man betrachte es nicht allein in Beziehung auf uns, sondern auch von andern Seiten, oder als eine ganz fremde Sache, die Andere betreffe; man bedenke, was vor einem Fremden für eines Rath und Trost in gleicher Lage geben würden; man überdenke seine eigne ganze Lage, und es werden sich gewiß immer Gründe finden, die den Stachel des Schmerzes abstumpfen. Oft wird man einsehen, daß man allein selbst die Schuld des gehabten Ärgers trägt, und daß man in einer weit üblern Lage wäre, wenn man sich nicht grade in gegenwärtiger unangenehmen befände. 3) Man suche den rechten Humor zu gewinnen. Man ist dann im Stande, die kleinen Teufelchen, die uns zwicken und kneipen wollen, in lauter possirliche Gestalten zu verwandeln, die uns beluftigen und versöhnen. 4) Man habe, wenn man sich in bedrängten und qualvollen Lagen befindet — Geduld. Man darf aber nicht sagen, daß man sie habe, wenn man doch zuletzt darin Grund und Boden findet; sie muß, wie Shakspeare sagt, so tief sein als das Meer. Das ganze Leben ist eine Geduldsprüfung; Alles, selbst in der Natur, ist darauf gegründet, der Tag muß warten, bis die Nacht, der Sommer, bis der Winter vorbei ist; der Komet muß sich gedulden, bis er wieder in die Sonnennähe kommt. Geduld ist das Ol, welches die empörten Wogen glättet, der Sonnenschein, die Wärme, in der alle geistigen Früchte und die guten Menschen reifen. Das härteste Übel kann durch sie das herrlichste Mittel zur Selbstbildung, zur Selbstveredlung werden. 5) „Betrachte das Leben der weisesten und erhabensten Menschen." „Vergleiche dein Leben mit dem der Heroen der Menschheit! Sind deine Verdrießte und deine Leiden mit den ihrigen auch

Digitized by Google

nur in irgend einen Vergleich zu stellen? Hast du so viel erduldet wie Huß, Thomas Morus, Savonarola, Galilei, Lamoignon-Malesherbes und so viele Andere? Du wirst gewiß bei Betrachtung der Leiden dieser Männer Beruhigung wegen der die widerfahrenen kleinern und unbedeutendern Widerwärtigkeiten finden." 6) Je eifriger der Mensch an seiner geistigen Ausbildung arbeitet, je höhere Stufen der Cultur er erreicht hat, je geistig stärker und mündiger er wird, desto mehr wird der Dämon des Aergers verschwinden, der die körperlichen und geistigen Kräfte aufzehrt. In den höchsten Regionen des Geistes, bei wirklichem Enthusiasmus für das Gute, Erhabene und Schöne muß er nothwendig ganz verschwinden. 7) Kann man einen gehabten Aerger durch keine Reflexion bezwingen und erhebt er sein Gorgonenhaupt immer von Neuem wieder, so nehme man sogleich eine Arbeit, sei es eine körperliche oder geistige, vor und arbeite aufs eifrigste fort, bis man merkt, daß die Teufelchen nach und nach verstiegen. 8) Man knüpfe ein Gespräch mit wahren Freunden an; nur hüte man sich, ihnen von dem gehabten Verdrusse viel zu erzählen, weil man dadurch immer wieder von Neuem aufgeregt wird. 9) Sei mäßig nach jedem Genusse! Nach jeder stärkern Hingebung zu sinnlichen Genüssen wird der ärgerlichen Stimmung Thür und Thor geöffnet. Nach durchschwärmten Nächten ärgert man sich über die größten Kleinigkeiten; man ärgert sich dann von Neuem darüber, daß man sich über solche Sachen geärgert hat. Der Rath des Verf., den Aerger in kaltem Wasser zu ersäufen, möchte aber vor dem ärztlichen Richterstuhle nicht allgemeine Billigung finden, indem sich wol nicht leugnen läßt, daß in Folge dieses Gemüthszustandes auch eine physische Aufregung innerer Organe und eine Effervescenz des Blutes entsteht, die nicht immer ohne Nachtheil durch Kälte niedergeschlagen werden kann. 10) Endlich empfiehlt der Verf. noch eine zweckmäßige und ausgewählte Tectur, der gute, kräftige Kost, und Vertrauen auf Gott.

Diesen und der Erfahrung genommenen Recepten gegen den Aerger lassen sich leicht noch manche andere hinzufügen. Hilft das eine nicht, so hilft vielleicht das andere. So möchten wir vor Allen noch empfehlen: Demuth. Der meiste Aerger hat darin seinen Grund, daß die Menschen sich selbst, ihr Wissen, ihre materiellen und geistigen Kräfte, überschätzen, in ihrer kleinen Sphäre sich Königen dünken, denen man den schuldigen Tribut nicht verfagen muß. Man betrachte z. B. den Chef eines Geschäftsbureaus, den Fabrikherrn, den Hausvater u. s. w. in seinem Hause, in seinem Geschäfte, wo er zu befehlen hat. Jede Uebertretung seiner Gesetze, jeder Eingriff in seinen Eigenwillen wird eine ärgerliche Stimmung in ihm hervorrufen, während er vielleicht außer dem Hause eine Beleidigung, wenn sie nicht zu grob ist, gutmüthig hinnimmt, weil er gewohnt ist, sich da dem Willen Anderer zu fügen, vielleicht zu sein, weil man es auch gegen ihn ist. Nur der Gedanke: ich bin ein Mensch, an Fehlern und Schwächen andern Menschen gleich, ich muß die Fehler Anderer mit Geduld tragen wie sie die meinigen, schützt hier gegen Ungerechtigkeit und Aerger. Auch die falsche Ansicht mancher Menschen, man müsse ihnen wegen ihrer übrigen guten Eigenschaften im Umgange manche Nachlässigkeit, manche Launen, manche Härte des Ausdrucks, manches Aufbrausen zu gute halten, ferner, als übrigen Menschen müßten von ihren (der Ersteren) Grundsätzen, als den allein richtigen, ausgehen, die Dinge nach ihrer Weise anschauen, und dieselben wärens, so oft sie von ihnen abwichen, Verirrte, Unwissende, Thoren, am Verstande Beschränkte, eine Ansicht, die als häufige Quelle von Aergernis betrachtet werden kann, entspringt aus diesem Mangel an christlicher Demuth.

Unter die Ableiter des Aergers wie die des Zorns kann auch ein plötzliches Einschlagen, ein Schrecken, den man sich selbst bereitet, gezählt werden. Ein Mann warf, wenn er die wetterschwangere Wolke sich in seinem Innern zusammenziehen fühlte, schnell alle auf seinem Schreibtisch befindlichen Papiere herab auf die Erde, um sie dann geduldig wieder zusammenzulesen. Von dem vortrefflichen Herder hörte ich sagen, er habe in jüngern Jahren, wo ihn leicht die Hitze überreizt, beim Herannahen des Sturmes, schnell an der Schelle gezogen, um seinen Bedienten herbeizurufen, und aus Scham vor einem solchen Zeugen seiner Leidenschaft seinen Aerger verbissen.

Noch fällt mir bei diesem Gegenstande ein alter Jugendbekannter, ein Bauer, ein, der, als man ihn fragte, wie es doch komme, daß er sich gar nicht ärgere, lächelnd erwiderte: „Mit dem Aerger ist es wie mit dem Salze, ein Jeder nimmt sich davon nach Belieben; will sich Einer aber der Aerger die Suppe versalzen, meinetwegen; ich iß sie dann die versalzenen Speisen nicht!"

Doch genug nunmehr vom Aerger. Unserm Autor glauben wir mit unserer Anzeige seinen bereitet zu haben, leicht könnte es uns aber mit unsern Lesern so ergehen. 16.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*51. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Gr. 8. Auf Druck-, Schreib- und Velinpapier.

Seit der Vollendung der achten Auflage des Conversations-Lexikons wird ich mit der Verbesserung dieses Werks beschäftigt, welches sich die Aufgabe gestellt hat, nach Art des Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur (4 Bände, 1837—38. Druckpreis 5 Thlr., Schreibpapier 10 Thlr. 16 Gr., Velinpapier 20 Thlr.) das Hauptwerk mit der rasch fortschreitenden Zeit im Einklang zu erhalten, indem es ein lebendiges Bild alles Dessen geben will, was sich in den letzten Jahren Bemerkenswerthes in der Politik, im Leben, in Literatur und Kunstergreifender die Aufmerksamkeit Lebender verdienen in höhern Grade in Anspruch genommen hat. Es wird somit für die Besitzer irgend einer Auflage des Conversations-Lexikons, sowie der zahlreichen Nachdruckungen und Auszüge desselben als unentbehrliches Supplement und ist das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur als neue Folge zu betrachten sein, als auch für sich ein abgeschlossenes Werk bilden.

Das Conversations-Lexikon der Gegenwart wird in Heften von 10 Bogen, den deren bereits drei ersten erschienen sind, ausgegeben. Der Preis für jedes Heft ist auf Druckpapier 8 Gr., auf Schreibpapier 12 Gr., auf Velinpapier 16 Gr.

*52. Der Cavalier auf Reisen. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835". Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das ermähnte Werk erschien 1836 bei Frederger in Leipzig und koster 2 Thlr.

*53. Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

*54. Die Römische Curie im Kampf um ihren Einfluß in Deutschland, veranlaßt durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen Preußen unter Mitwissenschaft Roms und das Verdammungsbreve des Hermes'schen Lehrsystems. Vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Cöln, seine Freunde und Opposition." 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

Die kurz vorher erschienenen Schriften des Verfassers sind unter Nr. 61 und 85 angekündigt.

*55. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegiesser. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Früher erschien in meinem Verlage: Die göttliche Komödie des Dante, übersetzt und erklärt von K. L. Kannegiesser. Dritte, sehr verbesserte Auflage. Drei Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und genauen treuen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. 3 Thlr.

*56. Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Auf Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser ist durch die Herausgabe seiner „Gespräche mit Goethe" (2 Theile, 3te Auflage. 1837. 4 Thlr.) dem Publicum so theuer geworden, daß man mit Zuversicht seine eignen poetischen Productionen entgegennehmen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 234. — 22. August 1838.

Über die neuere französische Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

Betrachten wir jetzt die verschiedenen Schulen etwas näher und sehen nach, was denn das Wesen und der Kern ihrer Doctrinen ist.

Die katholische Schule möge beginnen. Da sie außerhalb der Philosophie steht und von Metaphysik nichts wissen will, so ist es nur ihr religiöses und politisches System, welches wir zu betrachten haben. Dieses ist nicht mehr noch weniger als der nackte Katholicismus. Bei Abbé Gerbet*) heißt es:

Der katholische Glaube hat geruht und ruht beständig auf der Autorität. Das Princip der Autorität ist das katholische, christliche; das Princip des Selbstprüfens ist die Quelle der Sünde, des Irrthums, der Unseligkeit ... Der Glaubensact ist die Unterwerfung des Geistes unter die Autorität der katholischen Überlieferung ... Der Autoritätsglaube ist bereit, Alles zu glauben, was die Autorität bezeugt und künftig bezeugen wird, weil er sein eignes Urtheil nicht zur Richtschnur nimmt ... Der Glaube hängt auch nicht von Erörterung der Schriftstellen ab: man muß der Kirche glauben, weil sie die größte sichtbare Autorität ist. (S. 200, 80, 102, 148.)

Lamennais sagt:

Wenig liegt daran, was jeder Protestant glaubt oder nicht glaubt; wenn er auch glaubt, so geschieht dies doch nicht kraft des Fundamentalbeweggrundes, daß Gott das Geglaubte geoffenbart hat, sondern weil seine Vernunft dafürhält, daß Dasjenige, was er glaubt, in der That eine Wahrheit ist ... Sobald man demnach die Autorität der Kirche hinwegnimmt und in ihr nicht mehr den unfehlbaren Richter über die Lehre sieht, bleibt von Religion keine Spur übrig.

Wir haben dies vorangestellt, weil da der Hauptpunkt liegt. Der Protestantismus wie die Philosophie kann im directen Gegensatze zu dem mitgetheilten katholischen Principe einen Glauben, der nur Autoritätsglaube ist, für keinen wahrhaft religiösen halten; wir verlangen wenigstens innere Erfahrung, die Subjectivität muß mit dabei sein. Daß der Glaube seinen äußerlichen Anfang in der positiven Überlieferung hat, dagegen ist weiter nichts zu sagen; die Hauptsache ist, daß das Positive seine Härte und Fremdheit verliere und für das Subject ein innerlichstes Eigenthum werde. Es liegt in diesem ganzen Systeme ein Widerspruch, der sich in der Beweisführung am grellsten zeigt. Man will demonstriren, daß die Vernunft nicht selbst prüfen darf, und fodert sie doch auf, die Nothwendigkeit des Nichtselbstprüfens zu prüfen. Überhaupt ist diese Denkart nur bei vollständiger philosophischer Rohheit möglich. Der Gang der Demonstration ist aber im Wesentlichen dieser:

Die Vernunft ist ein rein persönliches Vermögen.*) Wenn wir also irgend etwas im Namen der Vernunft behaupten, so thun wir dies im Namen unserer Vernunft; die Gewißheit ist nur eine individuelle, was absurd ist. Die Thorheit Derjenigen, welche sich auf die Aussprüche ihrer Vernunft verlassen, geht schon aus der Unzahl von sich widersprechenden religiösen und philosophischen Meinungen hervor, welche im Namen der Vernunft aufgestellt worden sind. Man muß also eine andere Erkenntnißquelle suchen, welche Autorität hat. Diese ist der heilige Stuhl, er ist Inhaber der Tradition wie der authentischen Erklärung der heiligen Schriften.

Jetzt aber kommen wir auf einen Punkt, wo sich die philosophirenden Katholiken trennen; ohne nur an die katholischen Systeme, welche in Deutschland seit mehren Jahren aufgestanden sind**), zu denken, unterscheiden wir deren gleich in Frankreich drei: das System von de Maistre und Bonald, das System von Lamennais in seiner ersten Periode, das System von Bautain. Man könnte noch ein viertes, das scholastische System der Gallicaner unterscheiden.

Will man das Princip der Autorität consequent durchführen, so darf die Kirche, wenn sie auch nicht grade glauben heißt, quia absurdum est, doch sich nicht darum bekümmern, ob ihre Lehre absurd ist. Die Vernunft bleibt aber ganz beiseite, sie ist rechtlos, hat sich zu unterwerfen. Eine Apologie des Katholicismus kann nur eine authentische Exposition der Lehre sein, ein Katechismus, wie Bossuet's Buch es war. Die ganze Begründung liegt in den Worten: die Kirche glaubt und lehrt also; oder wie Bossuet sagt: „Il a semblé bon au Saint-

*) Des doctrines philosophiques sur la certitude, dans leurs rapports avec les fondemens de la théologie. Paris 1826.

*) So verschmäht man wahrhaft philosophische Untersuchung, will sich die Philosophie vom Leibe halten und bekommt zum Lohne dafür eine schlechte Philosophie, die solche Barbareien wie diesen Satz zu Ausgangspunkten hat.

**) Das System von Hermes in Bonn, Günther und Pabst in Wien, Friedrich Schlegel, Eckstein und Windischmann. Die beiden Letztern stehen mit den Franzosen in Connex.

Digitized by Google

Esprit et à nous." Da aber diese Begründung doch nicht mehr dem widerspenstigen Zeitalter gegenüber vorhalten wollte, so nahm man zu allerlei Raisonnements seine Zuflucht, und in der That haben Lamennais, Bonald, de Maistre und Chateaubriand *) mit scharfsinnigem Geiste und großer Gelehrsamkeit eine reichhaltige apologetische Masse für das katholische Christenthum zusammengebracht, auf welche zu antworten unsern ordinairen protestantischen Theologen in hundert Fällen unmöglich sein möchte; denn der Protestantismus kann sich vor dem Katholicismus nur mittels der Philosophie vertheidigen.

Lamennais ging aber noch einen Schritt weiter und nahm sich vor, den päpstlichen Katholicismus und den gesunden Menschenverstand zu identificiren, eine sonderbare und neue Art von Rationalismus. In der That, Lamennais war und ist durch und durch Rationalist, und wenn er die Welt mit seinen Sophismen getäuscht hat, so hat er sich zuerst getäuscht, indem er sich seit 25 Jahren für einen echten Katholiken hielt, was er, wie er nun eingesehen und eingestanden, nie gewesen ist. Indem er nämlich die individuelle Vernunft verwirft, statuirt er einen consensus gentium, den sens commun, ein allgemeines Zeugniß der Menschheit, und diesem legt er Untrüglichkeit bei. Die individuelle Vernunft enthalte Wahres und Irriges, weshalb sich Keiner auf sie verlassen könne, und wenn sie auch die Wahrheit besäße, so hätte sie doch nicht die Gewißheit, sie zu besitzen. Wenn aber alle individuelle Vernünfte summirt würden, so träfe es sich, daß sie über gewisse Dinge gleich dächten, und dieses Übrigbleibende sei die Essenz, die allgemeine Vernunft. Auch in dieser barbarischen Vorstellung liegt etwas Wahres, aber der Tropfen Wahrheit ist wol nie in einer größern Quantität Irrthum erschienen; denn Lamennais' Lehre war von vorn herein Rousseau's contrat social in die Theologie und Philosophie gebracht. Nach dieser Lehre bedarf es keiner Forschung, Kenntniß, Einsicht mehr: man versammelt die Menschheit und läßt abstimmen; die Majorität gibt die Wahrheit. Da aber die Majorität nicht wohl zu befragen, so nahm Lamennais als Interpreten des sens commun den Papst an; ein harter Sprung, womit überdies dem heiligen Stuhle kein Dienst geschah. Denn wenn die Einen das System lächerlich fanden, weil man, um zu dem Entschlusse zu kommen, die eigne nichtsnutzige Vernunft der allgemeinen Vernunft zu unterwerfen, just dieser individuellen Vernunft zur Fassung solchen Entschlusses bedarf, so erschraken die rechten Katholiken, als sie hörten, daß der Papst und das allgemeine Zeugniß der Menschheit identisch sein sollten. Denn wenn sie auch den Stellvertreter Gottes für einen Zauberer ansahen, so trauten sie ihm doch das Kunststück nicht zu. Daß Lamennais gesagt, der eigne Vernunftgebrauch führe zum Atheismus, war ihnen ganz Recht; aber weiter gingen sie nicht mit dem verwegenen Neuerer; denn wer bürgte ihnen dafür, daß grade alle Menschen so raisonniren würden wie der Abbé Lamennais? **)

Lamennais hatte von der göttlichen Wahrheit Kriterien verlangt, und als solches Kriterium seine allgemeine Vernunft, die sich durch den Papst ausspricht, dargestellt. Die göttliche Wahrheit ist also doch nicht absolut, sondern von dem Zeugniß der Menschen abhängig; sie wird nicht um ihrer selbst willen geglaubt, sondern weil die Menschheit sich durch ihre Abhäsion für sie verbürgt hat. So hat man Recht gehabt, die Lamennais'sche Lehre einen eigenthümlichen Protestantismus zu nennen. **) Dagegen behauptet nun der Abbé Bautain, Professor der Philosophie in Strasburg, die christliche Philosophie, d. h. nach ihm die wissenschaftliche Explication des Katholicismus, sei seit ungefähr 600 Jahren auf falschem Wege, und man müsse wieder zu der Methode der ersten Scholastiker zurückkehren, wo die Philosophie sich darauf beschränkte, die von der Kirche überkommenen Dogmen zu beweisen. Diese ersten Scholastiker wurden bekanntlich von den rationalistischen Scholastikern, die sich sententiarii nannten, überwunden, die Methode der Letztern aber herrscht noch jetzt in der französischen Theologie. Bautain sagt nun, daß alle philosophischen Systeme seit Cartesius und Bacon im Principe und in der Methode gefehlt haben, weil sie die Vernunft von der Offenbarung unabhängig gemacht. Indem dieser scharfsinnigste der heutigen französischen Philosophen nun Lamennais darin beistimmt, daß die Vernunft, ohne sich auf die Autorität und die Tradition zu stützen, kein System metaphysischer Wahrheiten gründen könne, da ja alle Philosophie auf einem Principe beruhen müsse, dieses aber, weil Princip, ein unbewiesenes wäre, womit denn die Philosophie in der Luft stände; indem er ferner ebenso wenig wie Lamennais von einer Vermittelung der sogenannten individuellen Vernunft und der Offenbarung durch die speculative Erkenntniß weiß, vielmehr in den Dualismus von Subject und Object fest eingefroren ist und von deutscher

*) Chateaubriand in seinem „Génie du christianisme", der Graf de Maistre in seinem „Soirées de St.-Pétersbourg" und in dem Buche: „Du Pape". Bonald ist mehr politisch, wovon unten.

*) Es ist immer hier von Lamennais' erster Periode die Rede (1808—29), wo er den Katholicismus durch Regierungen und Papst zu neuem Glanze erheben wollte. Als die Regierung sich gegen die Theokratie gleichgültig, ja feindlich zeigte, ließ Lamennais sie fallen, ging zum politischen Liberalismus über und gedachte seine hierarchischen Pläne, für welche er den Ausdruck nur wechselte, durch das Papstthum und die Völker ausgeführt zu sehen. In diesem Sinne wurde der „Avenir" geschrieben. Als aber auch Rom von einer Wiedergeburt der katholischen Kirche nichts wissen und den Glauben Einer unter die Sauvegarde der christlichen Bayonnette als der Revolutionnaire stellen wollte und die Doctrinen Lamennais' verdammte, da trat dieser nach einigem Schwanken in seine dritte Periode, die mit den „Paroles d'un croyant" anfängt und mit den „Affaires de Rome" schließt. Wie früher die Könige, so läßt Lamennais in seinen „Paroles" auch den Papst fallen und hofft die christlich-katholische Wiedergeburt von der Revolution allein. Jetzt hat Lamennais ein neues Leben angefangen, über das erst später gesprochen werden kann.

**) So Lamennais' ehemaliger Schüler und Mitredacteur am „Avenir", Lacordaire.

Digitized by Google

Philosophie nichts gelernt hat als das Kant'sche Resultat, daß die reine Vernunft (d. h. der abstracte Verstand) unfähig ist, Wahres zu wissen: indem Bautain von diesen festen Punkten ausgeht, gelangt er zu einem sich dem Augustinismus nähernden katholischen System, welches er in seiner „Philosophie du christianisme" auseinandergesetzt hat. Von Kriterien ist bei ihm keine Rede: er setzt die Offenbarung als die Quelle aller Wahrheit, und nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Sprache, des Staates, der Philosophie u. s. w. Fragt man nun, wer die Glaubwürdigkeit und Authenticität des geoffenbarten Wortes garantirt, so ist die Antwort: die Kirche. Fragt man dagegen: Wer garantirt aber die Autorität und Infallibilität der Kirche? so ist die Antwort wieder: die heilige Schrift. Wie Bautain aus diesem fehlerhaften Zirkel sich herauszuretten will, können wir nicht absehen; jedenfalls will es mehr besagen, einen deutschen Philosophen zu überzeugen als einige junge Juden, welche durch die Doctrin des strasburger Professors bekehrt worden und jetzt katholische Geistliche sind.

Das politische System der katholischen Schule ist so einfach wie das religiöse. Auch in ihm ließen sich noch Nuancen nachweisen, und man könnte Absolutisten, Aristokratisch-Monarchische und Theokraten unterscheiden, ja, unter den Letztern wieder möchten wir Hrn. v. Bonald den Monarchisten, den Grafen de Maistre den Aristokraten und Lamennais den Liberalen nennen. Der Letzte hat vor der Macht nie großen Respect gehabt. Wohin Bautain politisch gehört, kann uns hier gleichgültig sein. Das System des Absolutismus wie das feudalistische, aristokratisch-monarchische hat auch in Deutschland an Hrn. v. Haller und Andern seine Sprecher und wir brauchen nicht von ihm zu reden; das theokratische aber verdient, daß man es ansieht.

Damit die menschliche Gesellschaft oder eine Fraction derselben, ein Staat, bestehe, ist ein Gesetz nöthig und eine Gewalt, welche es vollziehe. Das Gesetz hat seine Quelle in Gott, ebenso ist die Gewalt göttlich, freilich nur dann, wenn sie dem göttlichen Auftrage entspricht. Es gibt folglich weder fürstliche noch Volkssouveränetät; Gott allein ist souverain. Da Gott aber seinem Sohne Jesu Christi alle Gewalt im Himmel und auf Erden übertragen und dieser wieder an dem Papste seinen bevollmächtigten Stellvertreter hat, so ist der Papst der Vermittler zwischen Fürst und Volk, der wahre Souverain. Der Papst legitimirt und vernichtet Regierungen. So bedarf es keiner Constitutionen, die überhaupt nichts taugen. Nach de Maistre ist die Menschheit in der Welt, um die Erbsünde abzubüßen; gäbe man ihr Freiheit, so würde sie, da sie einmal des Teufels ist, daran nicht denken. Wie also der Vater Herr über seine Kinder — die Mutter macht den Vermittler —, so ist es der König unter der Vermittelung des Adels (die natürlichen Minister) über das Volk. Sollte aber der König die Pönitenz zu stark einrichten, so ist der Papst da.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's. Von J. Funck. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Werk bildet den zweiten Band der von J. Funck herausgegebenen „Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen", wovon der erste Band sehr dankenswerthe Mittheilungen über Hoffmann und F. G. Wetzel enthielt.*) In würdiger Weise reiht sich dieser zweite dem ersten an. Besonders ist die Schilderung Iffland's als Mensch und Künstler und die ziemlich tief in sein Wesen eingehende Analyse seines Spiels von bedeutendem Interesse und wohl auch geeignet, manche Vorurtheile, welche man von Alters her gegen Iffland's Charakter hegte, und andere, die sich erst in jüngster Zeit in Bezug auf seine künstlerischen Verdienste festsetzten und fast das Bürgerrecht erlangt hatten, gänzlich zu beseitigen. Besonders heftig tritt der Verf. gegen Lewald auf, welcher unter Andern mit dem kecken, aber nicht immer gründlich motivirten Vornehmthun der Modernen seine mißliebigen Urtheile über Iffland in die scharfe Spitze zusammendrängte, das Iffland ein Held zum Lachen gewesen sei. In einer Literaturperiode, wie die unsere, wo Herder und Johannes v. Müller, Goethe und Schiller ähnliche Verunglimpfungen erfahren haben und z. B. Boß von Menzel beschuldigt wurde, er sei auf jedem Punkte seines Daseins nichts gewesen und geblieben als ein niederdeutscher Bauer, kann Lewald's Ausspruch nichts Auffallendes, aber sehr sein Verübendes haben. Der Verf. thut in diesem Buche viel, um den Eindruck der harten Kritik Lewald's auf nichts zurückzuführen, wenn man ihm auch einige Uebertreibungen zugut halten muß.

Sehr treffend und wahr sind seine allgemeine Bemerkungen S. 8 und 9. Iffland's Dichtungen, sagt er, waren Geschöpfungen aus seiner Zeit und für dieselbe; diese selbst war keine leipzige, von willkürlich selbstgeschaffenen physiognomischen Kunsttheorien verwirrte und zersplitterte, sondern in sich klarer, natürlicher, verständige. Die jetzige Poesie will, nach außen strebend, oft ganz politisch werden, obwol doch gewiß Politik und Diplomatie die tödtlichsten Würmer für die zarte Natur der Poesie sind. Von diesem Standpunkte aus preist der Verf. Iffland's Bühnenstücke, in denen zwar nur ein kleines, bürgerliches, politisch unbewegtes Familienleben geschildert sei, aber jedesmal mit der tiefsten psychologischen Wahrheit. Er hat hier nicht Unrecht. Wie wenig Iffland als Bühnendichter vornehm bei Seite zu schieben ist, ergibt sich aus der Thatsache, daß viele der jüngsten Bühnenstücke, welche zu Ansehen und Ehre gekommen sind, nicht viel mehr sind als eine Renovation der in der Iffland'schen Bühnenposie enthaltenen Elemente, ohne daß Iffland in der Mannichfaltigkeit und Schärfe der Charakteristrung und in der Auffassung des wirklichen Lebens erreicht worden ist.

Wer aber auch fortfahren wollte, Iffland's Bedeutenheit als Bühnendichter in Frage zu stellen, wird sich gern von unserm Verf. überreden lassen, daß Iffland ein großer Künstler gewesen sei. Er widerlegt zuvörderst Lewald, welcher die Gelungenheit von Rollendarstellungen allzu sehr von körperlichen Aeußerlichkeiten abhängig macht. Lewald behauptet, eine zu ausgezeichnete Persönlichkeit sei für einen Schauspieler, der nach Allgemeinheit strebe, ein Hinderniß. Dagegen führt Funck Ekhof an mit seiner kleinen, durch einen Höcker markirten Figur, den unterstützen Garrick, die kleine unansehnliche Bethmann u. A. Natürlich ist für Herrn Lewald der Schauspieler Seydelmann eine Normalfigur; denn er besitzt keine ausgeprägte Aeußerlichkeit, sodaß es ihm am ehesten möglich ist, nach Allgemeinheit zu streben und sie zu erreichen. Man hat überhaupt mit Seydelmann allzu sehr Parade geritten; er ist kein Halt, keine Hoffnung für das classische Drama, und was die Lewald'sche

*) Hierüber berichtete ein anderer Mitarbeiter, F. A. Koelbe, in Nr. 96 — 99 d. Bl. f. 1837. D. Red.

Digitized by Google

Allgemeinheit betrift, so ist das ein so unbestimmter Ausdruck, daß wir nicht viel damit anzufangen wissen. Die Verdienste Seydelmann's als Künstler und die Lewald's als Kritiker will ich hiermit nicht geschmälert haben; aber man sollte es doch ja vermeiden, in blinder Vorliebe für das Neue ältere Berühmtheiten herabzusetzen und diese Verfahren auf Prämissen zu gründen, welche an sich keinesweges haltbar sind.

Im vierten Capitel spricht der Verf. über Iffland als Vorleser, und er gesteht, daß er ihn die „Weihe der Kraft“ mit einer Kraft und Weihe habe vortesen hören, welche ihm einen Sieg verschaften, wie er ihn selbst auf dem Theater kaum je errungen habe. Besonders war es das Auge Iffland's, welches ihn auf das wunderbarste und eindringlichste unterstützte. Über Iffland's Mienen- und Geberdenspiel, seine Wahrnehmungsmanbheit und Geistesgegenwart handeln Cap. 5 und 6. Hierher gehört des Verf. Bemerkung, daß er kein Künstler gesehen, der auf der Bühne mehr zu Hause gewesen wäre, als Iffland; nichts konnte ihn verstimmen und aus dem Gleise bringen; er war immer vollkommen Herr seiner selbst. Er war ungern einen Schauspielabend unthätig und übernahm oft kleine Rollen, nur um aufzutreten. Über seine Art zu copiren und seine bewundernswerthe Fähigkeit zu extemporisiren sprechen Cap. 7 und 8. Den Vorwurf, daß er sich „aufspare“, daß er nämlich die Rolle anfangs schwach nehme, um gegen das Ende starke und brillante Effectlichter anzuwenden und den Beifall der Masse zu erzwingen, bezeichnete Iffland selbst als die „tölpelhafteste Kritik“, die ihm je vorgekommen. Iffland hatte ein Recht, zu sagen, daß es eigentlich keine undankbare Rollen gäbe; selbst die undankbarste wurde, von ihm dargestellt, eine dankbare, und wenn er auch in solchen kleinen Rollen zur Menge nicht imponirte, so genügte es einem enthusiastischen Künstler wie Iffland, daß er sich selbst genügt, und zur vortrefflichen Abrundung der Gesammtdarstellung beigetragen und die Anerkennung der Edlern und Verständigern des Publicums errungen habe. Ich möchte wol wissen, ob ein Künstler in unserer Zeit, der einen Iffland in sich zu fühlen glaubt, eine Rolle wie etwa den Graf Aubespine in der „Maria Stuart“ oder den Landmann Bertrand in der „Jungfrau von Orleans“ übernehmen würde? Eben darum hinken auch die Darstellungen auf unserer jetzigen Bühne, weil Jeder für sich glänzen will und die bedeutenden Künstler lieber gar nicht auftreten, als kleine, aber bedeutsame Rollen spielen wollen, die dann oft den miserabelsten Darstellern in die ungeschickten Hände fallen.

Weiterhin entwirft der Verf. eine Analyse der bedeutendsten Rollen Iffland's; er analysirt ihn als Kammerrath Fegefack in der Nachbildung des Molière'schen „Geizigen“, als Hofrath Reinhold in den „Hagestolzen“, als Antonius in Kotzebue's „Octavia“, als Shylock, als Lorenz Stark, als Langsalm im „Wirrwarr“, als Wallenstein, als Flapport in Brehner's „Arzwohnischem Liebhaber“, als Amtshauptmann in „Ulrike von Waldorf“, als Wilhelm Tell, als Bittermann in „Menschenhaß und Reue“, als Franz Moor, als Kriegsrath Dallner in der „Dienstpflicht“ und als Abbé de l'Epée. Wir sehen aus der Analyse dieser Iffland'schen Rollen, daß der Verf. ein gewiegter, einsichtsvoller Kenner ist und Iffland's Spiel Zug für Zug, Wort für Wort verfolgt hat. Von besonderm Interesse ist die Analyse des Iffland'schen Franz Moor und des Wallenstein, welchen letztern er dazu benutzt, zwischen Iffland und Fleck eine Parallele zu ziehen, welche mehrfach zu Gunsten Fleck's, in andern Punkten aber zu Gunsten Iffland's ausfällt. Fleck gab mehr den geschichtlichen, oder besser, seinen Wallenstein, indem sein großes Genie fast unbewußt in Wallenstein's geschichtliche Größe einen kühnen Griff that; Iffland mehr den Schiller'schen Wallenstein, sowie der Dichter ihn geschrieben hatte und aufgefaßt haben wollte. Fleck war vorzüglicher in den eigentlich heroischen Partien der Rolle, Iffland vorzüglicher in den mehr allgemein menschlichen; Beide dadurch groß, daß Jeder in seiner Individualität blieb. Eßlair tritt gegen Beide zurück. Eßlair wird überhaupt nur einmal als glücklicher Rival Iffland's gerühmt, in der Rolle des Kriegsraths Dallner. In dieser Rolle weiß der Verf. nicht, wem von Beiden, Iffland oder Eßlair, er den Vorrang zugestehen soll.

Von S. 179 an werden Beiträge zu Iffland's Jugendgeschichte geliefert und die letzten Lebenstage Iffland's geschildert. S. 189 überraschte mich eine Bemerkung, die auf das berliner Theaterwesen und auf seinen Zustand unter Iffland's Leitung Bezug hat. Es heißt hier, daß die bessern Künstler der berliner Bühne, unbekümmert um die Gesammtwirkung, Alle darauf ausgegangen wären, Jeder für sich und unter Allen am meisten zu glänzen; dieses Streben sei aber um so nachtheiliger gewesen, weil es neben so hervorstechenden Schauspielern auch unbescheidlich elende auf der berliner Bühne gab, sodaß nicht leicht ein größeres Ganze zu Stande kam. Es ist bemerkenswerth, daß sich diese unangenehme Erscheinung auch jetzt wieder in so auffallendem Maße zeigt als auf der berliner Bühne, eine Untugend, die sich jedenfalls zur Zeit noch stärker herausstellt als damals, wo Iffland, der thätige Gewalthaber, der für seine Kunst innigst Begeisterte, alles Möglichе anwandte, um die sich einseitig Hervordrängenden mit den übrigen Kräften und Talenten in die nothige übereinstimmung zu bringen. Wer die intriguirende amtssüchtige Republik der berliner Bühne kennt, wird mich verstehen.

Es ist unserm Verf. in mancher Beziehung ein glückliches Loos gefallen. Er, so vieler trefflicher und genialer Männer genauer Freund, machte ganz durch Zufall auch des genialen Devrient Bekanntschaft in Dessau. Die äußere Erscheinung Devrient's ist von ihm sehr malerisch und gut beschrieben worden. Aus den frühern Jugendjahren Devrient's werden manche Momente mitgetheilt, welche abermals beweisen, daß ein wahrhaftes Genie sich überall Bahn zu brechen weiß und wie ein feuriges unbändiges Roß über die Schlagbäume setzt, durch die es auf die glatte und ebene Chaussée des bürgerlichen Werkeltagslebens zurückgewiesen werden soll. Devrient's Debut sei nicht glänzend aus; sich selbst genügte er am wenigsten; die Bühnenvorstände aber, die doch schon Mehrales in ihm erkannten mußten an seiner Anfänger gewöhnt waren, ermunterten ihn auf alle mögliche Weise. Devrient wuchs zusehends, als er seine Lieblingsneigung, Amorosos zu spielen, aufgab und sich dem Fache der Charakterrollen widmete. Als der Verf. seine Bekanntschaft machte, war er schon unter dem Namen: Herzberg, ein beliebter und vielgenannter Künstler. Die Art, wie Devrient zur Bühne kam, wird hier abweichend von der bisher angeführten Weise erzählt, und der Verf. selbst spricht die Vermuthung aus, daß Reilstab's Angaben auf einem Irrthume beruhen möchten. Merkwürdig ist noch ein anderer Umstand, daß nämlich der Verf. hauptsächlich es war, welcher Devrient durch seine Überredung vermochte, bei der Bühne zu verharren und dem Wunsche seines Vaters, der ihm Verzeihung versprach, wenn er die Bühne verließe, nicht nachzugeben. Er besitzt von Devrient selbst einen Brief aus spätern Jahren, worin dieser dankend auf den umstand anspielt, daß er durch ihn der Bühne wiedergegeben sei. „Die Behauptung“, sagt der Verf., „darf ich wol aussprechen, daß, hätte ich Devrient damals gerathen, zu seinem Vater zurückzukehren und die Bühne, wie dieser es wünschte, zu verlassen, er mir ohne Zweifel gefolgt haben würde. Dadurch wäre aber vielleicht ein Künstler der Welt verloren gegangen, von dem Lewald sagt: „Ludwig Devrient war vielleicht die originellste Erscheinung, welche nicht nur das deutsche Theater, sondern das Theater aller Völker und Zeiten aufzuweisen hatte!““

84.

Berichtigung.

In der Notiz: „Doublettenaustausch“, in Nr. 211 d. Bl., ist der Name des Bauchredners Alexandre, der dort als ein bekannter Reisender bezeichnet wird, Battemare zu lesen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 235. — 23. August 1838.

Über die neuere französische Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 234.)

Wenden wir uns jetzt zum Sensualismus, wie man in Frankreich den Empirismus genannt hat.

Der Empirismus geht von dem Endlichen, Sinnlichen, unmittelbar Wahrgenommenen aus und will von hieraus zu Geist und Gott übergehen, wenn er etwa zu diesen einen Übergang und diese überhaupt finden sollte. Locke hatte dem Geiste außer der Sensation auch noch Reflexion zugeschrieben und so von sinnlichen und Reflexionsvorstellungen gesprochen. Der Intellectus erfinde dann hinterdrein das Allgemeine, mische, verbinde, trenne, combinire die Vorstellungen, und so entständen die allgemeinen Vorstellungen von Raum, Zeit, Einheit, Verschiedenheit, Ursache, Wirkung, Freiheit, Nothwendigkeit, Kraft, Substanz u. s. w. Nichts ist langweiliger, unwahrer und, um es grade herauszusagen, abgeschmackter. Wenn man unbestimmt fragt: Was ist der Ursprung, das Werden des Wassers? und man antwortet: Es kommt aus den Bergen heraus, oder vom Regen, so ist das eine Antwort im Geiste jenes Philosophirens.

Condillac führte Locke's System in Frankreich ein, nahm aber consequenter nur Eine Erkenntnißquelle an, die Sensation. Wie Fichte die Natur vernichtet und sie zu einem Producte des Ichs macht, so vernichtet der Sensualismus das Ich und macht es zu einem Producte der Sensation. Auch sagt Condillac ausdrücklich, daß die Menschen nur durch Täuschung von einem Ich reden, indem Das, was sie die Einheit des Ich nennen, nur der sensible Zusammenhang zweier Sensationen sei. Merkwürdig, daß weder Locke und Condillac noch einer ihrer Schüler bedacht haben, daß der Mensch ihrer Fabrik, der sich den Eindrücken der Außenwelt gegenüber so passiv verhält wie eine Wasser- oder Spiegelfläche, gar nicht denken, ja, nicht einmal zu dem Bewußtsein der Sensation kommen kann, so wenig der Spiegel sich des auf ihm hervorgebrachten Bildes bewußt wird, und daß am wenigsten die Gedanken von Raum, Zeit, Gott, Freiheit u. s. w. aus dem Sinnlichen herstammen können; die Reflexion scheint man aber nicht gemacht zu haben. Man versichert, daß die Sinneseindrücke nach und nach Riechen, Fühlen, Sehen, Hören, Vergleichen, Urtheilen, Begehren, Lieben, Hassen, Fürchten, Wollen u. s. w. lehren; daß die Aufmerksamkeit die exclusiv gewordene Sensation, das Gedächtniß die verlängerte, der Begriff die erleuchtete Sensation sei; aber was verlängert denn die Sensation? was erleuchtet sie, hält sie fest, ruft sie zurück?

Diese Theorie findet sich mehr oder weniger in allen Sensualisten, Condillac, Helvetius, Diderot, Voltaire, Holbach und Andern im vorigen Jahrhundert; Condorcet, Destutt de Tracy, Cabanis, Volney, Broussais, Azais und Andern im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Die Consequentern dieser Philosophen gingen nun zum Atheismus fort, die meisten aber blieben beim Deismus stehen, anerkannten Gott als den leeren Namen, als das unbekannte Jenseits, als algebraisches x, als être suprême, wenn man ihn unter der Kategorie der Quantität, als Urheber der Welt, wenn man ihn unter der nicht viel tiefern Kategorie der Causalität betrachtete.

Es ist ohne alles Interesse, das System des Materialismus wissenschaftlich weiter zu prüfen; seine greulichen praktischen Folgen sind aber zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, dabei zu verweilen. In der That ist die Sensation die Quelle aller Realität, so ist sie auch das Princip der Moral und des Rechts, und die erste Pflicht ist dann die, für seinen Vortheil zu sorgen; von Religion kann billigerweise auf der Basis eines solchen Systems gar nicht die Rede sein, und wo man aus Inconsequenz das Wort beibehält, so verwandelt sie sich in eine bloße Glückseligkeitslehre, bestimmt, uns zu erinnern, daß man mäßig genießen müsse, um recht lange und recht Vieles zu genießen; ein Gott ist deshalb da, damit er unser Wohlsein besorge, und blos unsere Bedürftigkeit hat ihn zu dem Entschlusse gebracht, existiren zu wollen. Daß consequentere Denker mit einem solchen Gotte nichts zu schaffen haben wollten und Atheisten wurden, kann man ihnen nicht verargen.

Unter den Gegnern des Sensualismus sind die Schriftsteller der katholischen Schule, der Theosoph St.-Martin, der Moralist St.-Pierre, Chateaubriand und Frau von Staël die einflußreichsten gewesen. St.-Pierre gab in seinen schön geschriebenen „Etudes de la nature" vom Standpunkte einer etwas sentimentalen Moral und Physikotheologie eine Widerlegung des Atheismus; Chateaubriand warf sich zum Vertheidiger des katholischen Christenthums auf, Frau v. Staël führte die Resultate der

Digitized by Google

Kant'schen Moralphilosophie ein und setzte dieselben dem Sensualismus entgegen.

Wissenschaftlicherseits wurde der Materialismus von Royer-Collard, seinem Nachfolger Cousin und dessen Schülern angegriffen. Der ehrwürdige Royer-Collard, dieser Bayard der Constitutionnellen und Oheim der Doctrinaires (Guizot ist Vater und Frau v. Staël Großmutter), war unter Napoleon Professor der Philosophie und lehrte die schottische Philosophie. Diese war nun hinreichend, um dem Sensualismus vorgezogen zu werden, und erfüllte überhaupt die Anfoderungen, welche man als gebildeter Mann an eine Philosophie machen kann, aber ihr eigentlich wissenschaftlicher Werth war sehr gering. Theilweise in Übereinstimmung mit dem Sensualismus und im Gegensatze mit Kant, theilweise in Übereinstimmung mit dem Idealismus und im Gegensatze zum Empirismus stellten Reid, Beattie, Oswald, Dugald Stewart weder den äußern Sinn noch die Vernunft als die Quelle aller Realität auf, sondern den Gemeinsinn, die innere Stimme, die Thatsachen des Bewußtseins. Man nimmt hier an, daß es gewisse unbewiesene und unerweisliche Grundwahrheiten gebe, die man unmittelbar weiß und nicht kritisiren darf; was aus diesen Wahrheiten im Gebiete der Erkenntniß und Sittlichkeit folgt, Das ist festzuhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Streifereien in Ostindien, nebst einer Wanderung über die Himalayagebirge, zu den Quellen des Ganges und der Jumna. Von Major Thomas Skinner. Aus dem Englischen von F. Steger. Zwei Theile. Leipzig, Fischer. 1837. 8. 3 Thlr.

Dieser Reisende ist eine erfreuliche, tüchtige, gesunde britische Natur, und sein interessantes Buch hätte einen gewandtern Übersetzer verdient, als es gefunden hat. Herrn Steger's Deutsch ist ein englisirtes, verworren, breit, schwerfällig, ungeschickterweise dem Originale treu; er hätte denkend, frei übersetzen, weglassen müssen, was nur englische Leser betrifft, so würde etwas sehr Lesbares entstanden sein, was dauernden Beifall im deutschen Publicum finden und sich über die Masse der Novitäten, die auch in diesem Zweige der Literatur erscheinen, erheben müßte. Wir entladen uns dieses kleinen Ärgers über das deutsche Übersetzerunwesen, wo nur Bogen für Bogen hingefegt wird, um das Honorar recht schnell zu verdienen, gleich im Anfange, damit wir uns ungestört mit dem Buche selbst beschäftigen können.

Das erste Capitel oder die erste Streiferei ist eine Fahrt auf dem Ganges, die der Reisende mit seinem Regimemte 1826 von Kalkutta durch die Sunderbunds nach Dinapore machte. Die Flotte bestand aus mindestens 300 Böten aller Art, und die Fahrt war äußerst beschwerlich und genußlos, weil sie in der ungünstigsten Jahreszeit, in den Monaten März und April stattfand; jedoch ist die Schilderung reich an charakteristischen Zügen. Das zweite Capitel beschreibt einen Aufenthalt in Delhi 1828. Diese Stadt ist nur noch ein trauriges Skelett von Dem, was sie früher war; sie hat jetzt 200,000 Einwohner und soll einmal zwei Millionen gehabt haben, und ihr ehedem so berühmter und mächtiger Großmogul ist nicht viel mehr als ein Beamter oder blindes Werkzeug der Engländer. Die Schilderung des öffentlichen Lebens von Delhi ist sehr anschaulich, und wir belächeln mit dem Reisenden die Ostentation und den Scheinlurus des Orients. Das dritte Capitel enthält die Beschreibung eines anziehenden indischen Festes bei der Stadt Moorshedabad. Das vierte spricht von einer indischen Herrscherin, die einen abenteuernden Schweizer zum Manne gehabt hat, und macht auf die sonderbare Lage aufmerksam, in der sich ein denkender Hindu in dem unbedingten Gehorsam erachten muß, den er den Europäern zu zollen sich genöthigt sieht, die in seinen Augen doch so unrein und befleckt erscheinen; nur ist dies Verhältniß schon so viele Male in der Geschichte der Völker dagewesen! Einige Anekdoten in Betreff des Verhaltens der Hindus gegen die Europäer und umgekehrt sind ergötzlich, und unsere deutschen Ultratabackraucher werden sich freuen, wenn sie hier lesen, daß die Indier von diesem bei ihnen allgemein herrschenden Laster sogar über Tische nicht lassen können. Vielleicht bringt uns unsere vorschreitende Cultur auch noch einmal soweit, und das wäre dann der Anfang der so hochgepriesenen allgemeinen Weltbildung. Das fünfte Capitel schweift ein wenig in eine afrikanische Wüste ab, und in dem sechsten ist das Merkwürdigste, was der Reisende von dem Missionswesen und der Bekehrung der Hindus sagt. Alle diese Capitel seit Delhi enthalten zugleich kleine Reiseabenteuer. Vom siebenten an steigert sich das Interesse des Buchs und der Verf. bereitet sich darin zur Gebirgsreise vor. Anfangs Mai hatte er in der neuen englischen Colonie Landour, der ersten Linie der Gebirge, seine Führer und die Träger für seine Zelte und sein Gepäck, 60 an der Zahl, zusammengebracht, und am 6. Mai brach er mit ihnen auf, wobei er an dem lärmenden Wesen und der Trägheit der Hindus wiederholte Erfahrungen machte.

Die Reisegesellschaft bestand aus dem Verf. und dessen Bruder, Lieutenant Skinner, von dem bengalischen Heere, welche beide mit Flinten über der Schulter und langen Stäben in der Hand den Zug anführten. Dann kamen ihre Diener, Mehammedaner und Hindus, die nichts als ihre Kochgeschirre trugen, und endlich die Coolys, Einer hinter dem Andern, und in drei Haufen getheilt, von denen jeder durch einen Tindal oder Führer mit einem mächtigen Speere in der Hand befehligt wurde. Eine kleine Heerde von Schafen und Ziegen vollendete das Gemälde, und der Schafhirt trug einen Schäferstab und eine — Tabackspfeife, die hier jeder Bergbewohner führt. Tags darauf, als sie die Budvajkette erkletterten, stand der Hindu, der den höchsten Punkt erreicht hatte, plötzlich still, machte einen tiefen Salam und rief, so laut er konnte: Jumoona! Jumoona! Als dies die Andern hörten, rannten sie eilig herbei, um den ersten Blick auf den Jumna zu werfen. Die Coolys warfen ihre Ladungen ab, die Diener ihre Kochtöpfe und Alle dachten nur an den schönen Strom in der Tiefe, der sich prachtvoll um den Fuß der hohen Berge wand und schlängelte. Dieser Anblick gab den Leuten die Kraft und den guten Muth wieder, den die Meisten verloren hatten.

Von den Bewohnern dieser Gegenden läßt sich nichts Allgemeines sagen, sie sind voneinander zu sehr verschieden, wiewol die redlichsten Menschen von der Welt, und man hört unter ihnen nicht von dem allerkleinsten Verbrechen. Ihre Frauen sind hübscher als in der Ebene; Reinlichkeit ist bei den Hindus allenthalben nicht zu Hause. Hier im Gebirge herrscht die, auch in andern Theilen Ostindiens gewöhnliche Sitte der Vielmännerei. In der Regel hat eine Frau ihrer vier, weil Vier eine heilige Zahl ist; jedoch ist Ehebruch häufig und kein Verbrechen. Die Kinder sehen einander in einem Dorfe fast alle ähnlich. Oft hat eine ganze große Familie von Brüdern blos Eine Frau. Der Älteste ist dann der Vater par excellence, und diese Würde geht nach seinem Tode auf den Nächsten über. Diese Einrichtung dient dazu, das Eigenthum der Familie zusammenzuhalten, denn wo so viele Arbeit erforderlich, den Boden zu bebauen, wo guter Boden so schwer zu erhalten ist, wurde es äußerst wichtig, die Übervölkerung und Zersplitterung des Grundes und Bodens in zu kleine Theile zu verhindern. Diese Ursache mag wol dem sonderbaren Gebrauche seine Entstehung gegeben haben. Von Verwandtschaftsbanden, von Liebe haben die Hindus keinen Begriff; oft bietet ein Vater sein einziges Kind zum Ver-

Digitized by Google

kauft an. Trotzdem daß die Eingeborenen Ostindiens sehr mäßig und nur eben unerhört starke Esser sind, zollen sie doch dem Branntwein eine übermäßige Verehrung, weil sie ihn, die Liebe der Europäer zu diesem Getränke angesehen, für eine unerträgliche Medizin halten. Die Brahminen im Gebirge unterscheiden sich von der übrigen Bevölkerung gar nicht. Sie sind wedrer gebildeter noch glaubenseifriger als die Andern, und die Eintheilung in Kasten scheint hier gar nicht gekannt zu sein oder nicht geachtet zu werden. Die Brahminen erkennt man nur an dem heiligen Gewande. Im Allgemeinen aber unterscheiden sie sich in Indien schon durch ihre Gestalt von den andern Ständen, da die Absichließung der Kasten die jetzigen Generationen einander so unähnlich gemacht hat, als ob sie zu verschiedenen Völkern gehörten. Müßiggang ist das große Vorrecht des Priesterstandes; selbst arbeiten sie gar nicht, das bleibt nur etwa ihren Weibern überlassen; im Herbste nehmen sie sich Arbeiter. Neugier und Reiselustät scheinen die größten Aelmittel dieses Volkes zu sein; man weiß nicht, welches vorherrscht. Die Gegenden dieses Gebirges sind überreich an Wundern der Natur und voll der größten, erhabensten Schönheiten. Alle Jahreszeiten finden sich oft an einer Stelle vereinigt. Die höchsten Alpen, alle Thiere der heißesten Zonen, reife Südfrüchte neben blühenden Frühlingsblumen unserer Länder, Schlittschuhlaufen, Veilchen, Krokus, Maßliedern, Alpenrosen und reifen Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren u. a. An der heiligen Quelle des Jumna, oder vielmehr an der Stelle, bis zu der man diesen heiligen Strom verfolgen kann, ist ein wundervolles Phänomen, nämlich ein heißer Quell an der Grenzlinie ewigen Schnees, der mit großer Kraft aus einer Öffnung der Felsen herausströmt. An seinem Ursprunge stand das Thermometer auf 180°, und um ihn herum lagert sich beständig ein Rauch, der bis zu einer beträchtlichen Höhe emporsteigt. Die Hindus, deren Religion darin besteht, daß sie das Gemurmel eines von den Brahminen ersonnenen Flusses und Quellen verehren, weil sie nicht wissen, wo sie entspringen, ein Naturphänomen für heilig halten, weil sie es sich nicht erklären können, einen Berg anbeten, weil er Ähnlichkeit mit einem Büffel hat, und eine Höhle, weil sie sich einbilden, daß sie dem Maule einer Kuh gleicht, müssen denn auch wol diesem Phänomen ihre Huldigung darbringen. Sie tauchen ihre Hände hinein und verrichten ihre gebräuchlichen Gebete und Ceremonien, wobei sie dem Brahminen Geld überreichen, wenn sie welches haben. Die Umwohner dieser Gegend haben fast alle Kröpfe, größer als die in der Schweiz vorkommen. Sie schreiben sie dem Trinken des Schneewassers zu.

Von der Quelle des Jumna ging die Reise auf die des Ganges zu, und als die Reisenden das Thal dieses noch heiligern Stromes erreichten und ihn zum ersten Male nach einer im höchsten Grade beschwerlichen Reise von 30 Tagen wiedersahen, mußte des Jubel der Hindus natürlich noch größer als über den Anblick des Jumna sein. Gunga Jee! war einige Minuten lang das allgemeine Geschrei, Gunga Jee! hallte es in den Wäldern und Bergen wider. Unsern Reisenden entgüchte dieser Anblick übrigens zu keiner Zeit. Der Ganges, wie er uns sagt, ist in den Ebenen wie im Gebirge so sandig und trübe, daß er sich niemals trotz alles Durchseihens und Reinigens entschließen konnte, den Hindus nachzuahmen und von seinem heiligen Wasser zu trinken. Er stirbt bald rasch bald sanft in seinem Bette und todt bei dem kleinsten Hinderniß fürchterlich, indem er seinem Quelle zu immer dunkler wird. Major Skinner nahte zeht Gungoutri, diesem Quelle, der hochheiligsten Andachtstätte der Hindus. Vorher aber besuchte er noch den in einem Fichtenhaine einige Meilen unterhalb gelegenen Tempel des Bairo, eines Heiligen, der einst viele Wunder im Dienste des Ganges verrichtete, und zu dessen Stätte die frommen Hindus wallfahrten, um ein wenig Erde davon als Talisman mitzunehmen.

Das Wasser des Ganges ward nun immer dunkler, je näher der Reisende Gungoutri kam, und viele von den Büchen, die sich von den umliegenden Bergen in ihn ergießen, haben eine ebenso dunkle Farbe und scheinen eher aus dumpfen Höhlen als von diesen reinen Höhen zu fließen, wo der Schnee noch gar nicht mit der Erde in Berührung gekommen ist. Das Getöse der Wasserfälle eingesamm, bei dem Ausflusse, von den einzige Ueber furchtbare Abgründe springen und einen dichten Nebel emporsprühen, ist eine vollkommene Nachahmung der Musik des Niagara. Etwa 20 Meilen unerhalb Gungontri scheinen die Gebirge miteinander zu wetteifern, welches dem Hauptstrome den größten Tribut liefere. Der Anblick dieser Scene ist schwindelerregend. Überall, wohin sich das Auge wendet, trifft es einen allgemeinen Wasserwirbel. Aber auf einem der schmalen Pfeiler über einen solchen Bergstrom geht, fühlt sich gezwungen, den Kopf zu senken, um nicht körperlich und geistig in den wilden Strudel gezogen zu werden. Bei Gungoutri stößt man auf die wunderbarsten menschlichen Gruppen und Erschinungen. Einige, die Monate wanderten, um ihre Gefäße an dem Strome zu füllen, liegen, von der Gegenwart ihres Gottes überwältigt, an den Ufern niedergeworfen umher. Andere stehen bis an den Gürtel im Wasser und verrichten alle Handlungen der Hindusandacht. Unter den Auspicien der Brahminen sitzen Gruppen an verschiedenen Uferstellen, kneten Sandballen, mit heiligem Grase um die Finger geflochten, als Gaben, dem Ganges für das Heil der Seelen ihrer Väter darzubringen, und werfen sie dann mit dem tiefsten Ernste in den Fluß. Man glaubt so sehr an seine Wunder zu thun, daß Viele diesette mit Übergehung für die tägerlichsten Dinge anflehen. Major Skinner sah einen Fanatiker bis an die Mitte des Leibes im Wasser stehen, der den Fluß bat, ihm die Gabe der Weissagung zu verleihen, wiewol ein Brahmine ihm zweifelhafte Einwendungen dagegen machte, damit er als Prophet in seine Heimat zurückkehren und dort reich werden könnte.

Als der Reisende sich dem heiligen Schreine nahte, glitt eine Schar bleicher Gespenster vor ihm durch die Wälder, welche trübin kam ein Haufen Fakirs, die sich über und über mit Asche weiß gemalt hatten. Ein Strick war um ihre Hüften geschlungen, ihr Haar hing wie Schlangen geflochten über ihre Schultern. Die Hände dicht an die Seiten gelegt, schlichen sie gemessenen Schrittes dahin und wiederholten fortwährend in hohlem Tone das Wort: Ram! Ram! Ram! mit dem die Hindus die Gottheit bezeichnen. Auch ist es nichts Ungewöhnliches, daß man in der Stille der Nacht, wo diese Wesen nur ausgesetzt rings von den Felsen widerhallen, dem Schein des Mondes auf dem Gipfel eines Abhangs eine solche Schreckensgestalt stehen sieht, den einen Arm, unfähig jeder Bewegung, über den Kopf erhoben, derweil die Nägel weit durch die geschlossene Hand gewachsen sind. In Gungoutri gibt es mehre Hütten zum Obdach der Pilger. Da ein Sturm drohte, bezog sich Major Skinner am Abend in sie ein. Es war ein langes, schmales Gebäude und das hintere Ende dermaßen in Dunkel gehüllt, daß er sich lange darin befand, ehe er etwas entdecken konnte. Ein dumpfes Gemurmel zog ihn endlich an, er ging dahin, wo es herkam. Ein zerlumpter Mensch hatte eben einige Stecken in eine Flamme geworfen. Als das Licht in sein Gesicht fiel, trat der Reisende unwillkürlich zurück und mußte all seinen Muth zusammennehmen, um sich wieder zu ihm zu wenden. Die Augen starren ihm aus dem Kopfe hervor, und seine Knochen waren durch die Haut hindurch sichtbar, seine Zähne klapperten, seine ganze Gestalt bebte vor Kälte, sein Haar war ellenlang, verwirrt, struppig. Der Reisende redete ihn an; vergebens, der Fanatiker würdigte ihn nicht einmal eines Anblicks und machte keine andere Bewegung, als daß er dann und wann das Feuer anblies. Er war zu dem Zwecke gekommen, durch Verbungern in Gungoutri seinem Leben ein Ende zu machen. Viele Fakirs haben schon diesen Tod versucht und tagelang ohne Nahrung an den Ufern des Stromes gelegen; die Brahminen verschern aber, daß Niemand an einem so heiligen Orte sterben könne, und um dem Strome das Ansehen zu retten, daß er mit der Sterblichkeit in keinem Zusam-

Digitized by Google

menhange fehle, tragen die Bewohner der Umgegend Sorge, daß sie nicht verhungern, schleppen sie mit Gewalt fort und füttern sie, oder erlauben ihnen im schlimmsten Falle, anderswo zu sterben. Ein kleiner Tempel bezeichnet die heilige Quelle des Stroms, und unmittelbar gegenüber liegt der orthodoxe Ort für das Baden sowie für das Füllen der Wassergefäße, die, sobald sie gefüllt, von dem Brahminen gestempelt werden, der das Siegel wie einen Ring an dem Finger trägt. Er hat die eingegrabene Inschrift: Das Wasser des Bagirathi, Gungautri. Ohne diesen Stempel würde das Wasser von den Käufern in den Ebenen nicht für heilig gehalten werden. Die Reichen dort, die es auch als Zaubermittel gebrauchen, zahlen oft viel Geld dafür, und die Armen — d. h. nur Brahminen dürfen es — wandern schamewelke dahinauf und holen es auf ihren Köpfen. Die Brahminen des Stroms oder Pundahs, wie sie in den Bergen genannt werden, treiben ein sehr einträgliches Geschäft damit; jeder Pilger, mit Ausnahme der Bettler, gibt ihnen etwas; sie sind überdies sehr eigennützig, und es wird zuweilen unter großem Geschrei mit ihnen um den Preis ihrer Gebete in dem Heiligthume gehandelt. Das Geheimniß der Anbetung bleibt indeß jedem Fremden verschlossen; auch Major Skinner erlangte keinen Zutritt.

Etwa vier Tagereisen von Gungeutri liegt der Schreckensort Kedar Nath. Nach diesem Gebirge ziehen ganze Schaaren Hindus von Gungeutri hinauf, nachdem sie sich durch ihre Abwaschungen und Gebete erattirt haben, und erklauen jeden Schritt mit Mühseligkeiten, die sie zur Kanonisirung berechtigen konnten, um ihre Tage in Hunger und in einer Kälte zu beschließen, die ihre Glieder erstarrt. Man hört meist nie wieder von ihnen. Manchen rust es unterwegs, und sie sterben dann wol an ihren Qualen unter einem Felsen, nachdem sie schon umgekehrt sind, und werden noch obendrein durch die Betrachtung und die Verwünschungen aller Vorüberziehenden und ihre eignen Gewissensbisse wegen ihres Mangels an Glauben mit der Ansicht auf ihre Verdammniß gestraft. Sie sind nämlich der Meinung, daß Niemand den Rückweg finden kann, wenn er nicht vom Himmel verstoßen ist. Ein sehr großes Verbrechen — das größte ist, einen Brahminen oder eine Kuh zu tödten, die beide gleich heilig sind — führt sie gewöhnlich diesem Ort entgegen; es folgt aber nicht, daß dem Opfer, das sich selbst darbringt, volle Verzeihung bewilligt werde. Man denkt sich, daß es dem Erwählten gestattet ist, einen hohen Gipfel, Namens Brigao, zu erreichen, und von dem stürzen sie sich in einen bodenlosen Abgrund, wohindurch sich ein scharfer aus dem Gebirge hervorstechender Stein zieht: fallen sie quer auf denselben, sodaß sie in der Mitte durchgeschnitten werden, so ist ihnen vergeben; andere Arten des Geschmettertwerdens schließen eine leichte Bestrafung ein. Da sich der Frost ihrer bald bemächtigt, so kehrt Niemand, der eine Strecke in dem Schnee zurückgelegt hat, wieder; daher der Glaube, daß es für den Angenommenen keine Rückkehr gebe. Diejenigen, welche zittern, werden, wenn sie dem Sturze entgehen, von den nächsten Dörfern, welche glauben, daß so sündenvolle Wesen ihnen Fluch bringen, zu Tode gesteinigt. — Die Hindus glauben Kedar Nath habe Ähnlichkeit mit einem Büffel, und diesem Umstande verdankt es einen Theil seiner Heiligkeit. Er war ehedem ein lebendes Wesen und hatte Streit mit einem Riesen. Um sich an dem zu rächen, nahm er die Gestalt eines ungeheuren Büffels an und stürmte auf ihn ein. Der Riese stellte sich aber wie ein Koloß auf die nahen Berge und schien das Thier zwischen seinen Beinen durchlassen zu wollen. Als dasselbe jedoch heranstürmen war, zog er sie zusammen und theilte es so in zwei Theile. Kopf und Schultern wurden Kedar Nath, der Hintertheil blieb in dem Königreiche Nepaul, wo er noch eins der höchsten Gebirge ist.

Die Eingeborenen schätzen die Fakirs oder Pilger sehr hoch, und Viele sind auch gelehrt und meinen es aufrichtig. Sie fallen über die Dörfer her wie Heuschrecken und verzehren Alles. Es ist gesetzwidrig, sie zu kränken, und ferveiligés, ihnen Speise und Trank vorzuenthalten. Einstmals kamen ihrer 10,000 an einen Ort und erregten Angst vor einer Hungersnoth. Man wollte sie überreden, sich im Gebirge zu zerstreuen, und bot jedem Einzelnen eine Quantität Korn, wenn er ginge. Umsonst, sie blieben beisammen und ließen sich an Ort und Stelle nieder. Zum Glück ist es ihnen nun aber gestattet, auf ihres Vergnügen zu verzichten und Augen und Ohren dafür zu verschließen, und diesen Umstand benutzte man. Man trieb so viele Musiker und Tänzerinnen auf, als man konnte, und ließ den Fakirs bei einem Mahle so lange mit allen nur erfinnlichen Verführungen, Schmeicheleien und Liebkosungen durch diese zusetzen, bis sie entsetzt und in größter Eile davonflohen, um nicht ihre Heiligkeit an den Profanationen zu verlieren. Die Lage von Gungeutri ist sehr anziehend. Die eigentliche Quelle des Flusses ereignet man aber in das Gebirge Rudra Himaleh, das östlich von ihm gelegen und auch eine Art Olymp sein soll, wo man die Götter erblicken könne. Der Ganges ist fast noch rascher als der Jumna, bildet aber keine Wasserfälle, sondern strömt fast immer in einem weiten Bette dahin. Über die heilige Quelle Gungeutri hinaus vorzudringen ist völlig unmöglich, und schon bis zu ihr kostet es Anstrengungen genug, die die Welt sich verschicktern hat. In dem goldenen Zeitalter konnte man leicht und bequem seine Andacht an der Quelle verrichten, denn damals entsprang sie in Benares. Vermehrte Sündhaftigkeit bewirkte, daß sie sich in verschiedenen Zeitaltern viermal weiter zurückzog.

Von Gungeutri wandte sich unser Reisender Mitte Juni wieder zurück, und auch fernerweit behält seine Wanderung das höchste Interesse. Wir müssen es uns leider durchaus versagen, uns noch irgendwo mit ihm aufzuhalten, können aber schließlich nicht umhin, diese Reisebeschreibung noch einmal als eine der unterhaltendsten zu empfehlen, die uns in der neuesten Literatur vorgekommen sind. 42.

Anekdote.

Kanzelberedtsamkeit vor 100 Jahren.

Im J. 1729 starb ein alter Forstmann in Wiltenhain und der Pfarrer Sam. Schreier hielt ihm die Leichenpredigt, welche er vielleicht auf Verlangen drucken ließ. Er stellte den Heiland darin als Förster dar. Sein Kleid sei grün nach Art der Jäger, denn er habe sich gern im Grünen aufgehalten; das Wort Gottes sei der Hirschfänger desselben, sein Waidmesser die Strafpredigten; der Fangstrick sei sein Brief der Liebe und Wohlthaten, die Hornfessel die göttliche Gewalt, das Waid- und Jagdhorn das Lehr- und Predigtamt, die Jagdhunde das Kreuz. Der Förster reite, und auch der Heiland sei in Jerusalem eingeritten; als Forstart dienten ihm die Drohungen der Sünden und zu tödtlichen Geschossen die wirklichen Strafen; zu Fuchsnetzen habe er sich treue Lehrer und Prediger bestellt. Sein Behaltungsbrief ist aus der Prophetenschrift entnommen und die Besoldung durch die erretteten Seelen gegeben. Ein geistliches Forstlied nach der Leichenpredigt drückte dem Ganzen den Stempel auf und ließ den alten Waidmann in 13 Versen seine Beschwerden und Leiden besingen, die sich nun zu Freuden im Forste der Ewigkeit verwandelt hätten. Solche Spielereien waren damals auf der Kanzel Mode und wurden von den besten Rednern geübt. Ich hatte einmal eine dicke Postille auf alle Sonntage in Händen, wo Jesus jedesmal in einer höchst auffallenden Rolle aufgeführt war. Noch 1738 handelte die Predigt eines Magisters Mehnert, als eine Orgel in Dresden eingeweiht wurde, von deren vox humana. Die Lungen, hieß es in seiner Rede, seien den Blasbälgen, die Zähne den Claviren, die Zunge dem Organisten zu vergleichen. 15.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 236. — 24. August 1838.

Über die neuere französische Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Victor Cousin hat unter den zeitgenössischen französischen Philosophen das meiste Aufsehen erregt und ist bei seinen Landsleuten im Ansehen, Schöpfer oder wenigstens Ordner eines eignen philosophischen Systems, des Eklekticismus, zu sein. Wir wollen nur gleich voraussagen, daß Cousin's Verdienste um Frankreich sehr groß und seine hohen Würden wohlverdiente sind. Cousin hat mit Guizot und Villemain mächtig dazu mitgewirkt, eine bessere Cultur in Frankreich zu verbreiten als die vorhandene katholische oder materialistische; er hat eine große Anzahl Schüler gezogen, welche jetzt wieder Lehrer sind; er hat seine Landsleute mit Platonischer und Schelling-Hegel'scher Philosophie mehr oder minder bekannt gemacht; er hat unter Guizot's Oberleitung große Verbesserungen im französischen höhern und niedern Schulwesen eingeleitet: hat nun derselbe Mann große persönliche Fehler — von denen hier nicht die Rede sein soll —, und ist andererseits seine philosophische Thätigkeit nicht frei von Charlatanerie und Ballhornomanie, so ist es billig, daß man um dieser Schwächen und Fehler willen die großen Vorzüge eines solchen Mannes nicht verkenne.

Was an Cousin zuerst auffällt, ist dies, daß er kein Philosoph, sondern ein Kenner der Philosophie ist. Er ist vorherrschend receptiv, lernend, aneignend, verarbeitend; ein Princip, das ihm angehörte, einen Gedanken, der, in ihm zuerst entstanden, die philosophische Wissenschaft weiter zu führen im Stande wäre, diese würde man bei ihm vergebens suchen. Auch hat er selbst erklärt, seinen Ruhm vorzugsweise von seinen zur Geschichte der Philosophie gehörigen Arbeiten erwarten zu wollen. Bei dieser Eigenthümlichkeit hat denn Cousin successive seine Lehre oft ändern müssen; und in der That, er ist zuerst Sensualist gewesen, dann durch Rover-Collard für die schottische Philosophie gewonnen worden, hat dann Kant studirt und später Schelling und Hegel. Sein Cursus von 1818 zeigt ihn überwiegend als Schellingianer, zugleich aber hatte er schon damals den Gedanken, sich zum Vermittler der philosophischen Gegensätze, zum Versöhner des französisch-englischen Empirismus und des deutschen Idealismus zu machen. Aus diesem Streben entstand ein Gewächs, das aussah wie ein philosophisches System, welchem der Erfinder den Namen Eklekticismus gab.

Ehe wir die schadhafte Seite dieses Eklekticismus aufzeigen, haben wir den höchst vernünftigen Grundgedanken dieser Geistesrichtung anzuerkennen. Die ganze Krankheit neuerer Zeit, welche in Frankreich ihren Hauptsitz hat, ist, abstract ausgesprochen, nichts anders als der Kampf zweier Principien, des subjectiven germanischen und des objectiven römischen, welche nur darum sich so hassen, weil sie sich eines dem andern feindlich glauben und nicht wissen, daß sie zur innigsten Vereinigung bestimmt sind. Das objective Princip ist unter verschiedenen Formen religiös: Katholicismus oder allgemeiner Autoritätsglaube, politisch: Absolutismus, philosophisch: Empirismus, poetisch: Classicismus; das subjective ist dagegen religiös: Rationalismus, politisch: Liberalismus, philosophisch: subjectiver Idealismus, poetisch: Romanticismus u. s. w. In Frankreich, wo diese Gegensätze besonders unter der Restauration auf Tod und Leben kämpften, konnte es weitersehenden Männern nicht entgehen, daß in keinem der abstracten Gegensätze die Wahrheit liege. Wie nun die constitutionnelle Monarchie einerseits eine Vermittelung des subjectiven und objectiven Princips in der Politik ist, so lag der Gedanke nah, auch in den übrigen Lebens- und Culturgebieten eine solche Vermittelung anzustreben. Dieser vom Instinct der Vernunft eingegebene Gedanke brachte die Schule oder Denkweise hervor, welche man (weil sie an die Stelle der Leidenschaften Doctrinen setzt) doctrinair genannt hat: Villemain versuchte in seinen Vorlesungen eine Versöhnung des Classicismus und des Romanticismus; Guizot, dessen überlegenem Geiste bald der erste Rang zufallen mußte, führte die Vermittelung in das Gebiet der Geschichte und Staatslehre ein, und Cousin übernahm dasselbe Geschäft in der Philosophie. Wenn seitdem die politischen Leidenschaften gegen die Doctrinaires, besonders gegen Guizot gewüthet haben, so ist das natürlich — in Frankreich ist man nur populair, so lange man nicht Minister ist —; 1828 — 30 aber war mehr als das halbe Frankreich linkes Centrum, der damalige politische Chef der Doctrine, Rover-Collard, wurde von acht Wahlcollegien auf einmal gewählt, und die Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin erregten bei der Jugend

Digitized by Google

einen Enthusiasmus, wie man ihn sich in Deutschland unmöglich vorstellen kann. *)

Sollen wir nun auf das Ungenügende des literarischen, geschichtlichen, politischen und philosophischen Eklekticismus oder Doctrinarismus aufmerksam machen, so bedarf es dazu weniger Worte. Jeder Eklekticismus setzt bereits vorhandene Theorien und ein Kriterium der Wahrheit in dem Eklektiker voraus, da dieser die vorhandenen Systeme in einen wahren und in einen falschen Theil zerlegen und aus den wahren Stücken seine neue Lehre, die ganze, allseitige Wahrheit, zusammensetzen will. Um aber die Scheidung zwischen Wahrem und Falschem machen zu können, muß man schon im Besitze der Wahrheit sein; um alle Systeme zu beurtheilen, muß man voraus ein System haben. Der Eklektiker stellt sich Münchhausen's Problem, der sich an seinem eignen Zopfe aus dem Sumpfe zog.

Der Eklekticismus, und besonders der Cousin'sche, welcher mehr als die Hälfte der Hegel'schen Resultate enthält, verhält sich zu der Hegel'schen Philosophie, wie sich ein Automat zu einem lebendigen Organismus verhält. Cousin's Philosophie hat den kleinen Fehler von Roland's Roß: das arme Thier war todt.

Seit der Julirevolution ist die doctrinaire oder eklektische Schule zu den Geschäften berufen worden, und ihre wissenschaftliche Wirksamkeit scheint fast geschlossen. Inwiefern Cousin's Schüler die Lehre verbreiten, können wir nicht beurtheilen; so viel wir aber aus einigen philosophischen Handbüchern von den Professoren Gérusez, Mallet, Caro, Mazure und einigen Andern sehen, befindet sich der philosophische Unterricht auf den französischen Akademien und Colléges in sehr schlechten Händen.

Welche Evolution jetzt die französische Philosophie machen wird? Wir lieben kein Prophezeien, aber es gähren Gedanken, aus denen sich neue und eigenthümliche Gestalten entwickeln mögen. Eine Zeit lang war Hoffnung, daß der Katholicismus sich durch Philosophie verjüngen würde: Lamennais und Bautain und neben und hinter ihnen Foisset, Jourdain, Lacordaire, Gerbet, de Cour, de Carné und mehre Andere regten sich, — jetzt hört man nichts mehr; der St.-Simonismus regte metaphysische und moralische, zumeist aber sociale Fragen auf, die noch jetzt in der Literatur, besonders von G. Sand discutirt werden; Hoëné Wronski und Ballanche lieferten bedeutende Beiträge zur Philosophie der Geschichte; die Herren Leerminier und Lerour haben sich zu Fortsetzern der abstracten demokratisch-revolutionnairen und antichristlichen Theorien des vorigen Jahrhunderts aufgeworfen, nur daß sie nicht mehr wie Voltaire zu seiner Zeit das Christenthum heftig hassen, sondern blos meinen, es sei abgenutzt und ausgelebt, und es müsse jetzt der Pantheismus an die Reihe kommen. Lerour ist so abstract wie Leerminier und in seiner Lebensanschauung nicht von diesem verschieden; nur ist er gelehrter, männlicher, gedankenreicher als der Professor Leerminier, den man ohne Ungerechtigkeit den Jules Janin der Jurisprudenz und Philosophie, d. h. auf deutsch einen Schwätzer nennen darf. Ich habe bei einer andern Gelegenheit das „Au-delà du Rhin" dieses Autors besprochen und seiner glänzenden Nichtigkeit und Leere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gestrebt.

Was jetzt zu befürchten steht, ist dieses, daß die Invasion deutscher Philosopheme stark genug gewesen ist, um die alten Theorien zu vernichten; daß man aber diese Philosopheme, die fast allgemein nur als Resultate aufgenommen, nicht aber auf methodischem, wissenschaftlichem Wege angeeignet worden sind, wieder in verständiger Weise, als abstracte Vorstellungen annehmen und so mitten im Spinozismus sein wird. Während demnach die neuere deutsche Philosophie endlich glücklich sowol über den Dogmatismus wie über den Formalismus hinausgegangen ist; während sie endlich das Absolute als Subject begriffen, folglich einen persönlichen Gott hat; während sie ferner mit der Erkenntniß Gottes als des absoluten persönlichen Geistes die verständige Nothwendigkeit des Determinismus und Pantheismus aus dem Begriffe Gottes wie aus der sittlichen Welt entfernt und die Nothwendigkeit zur Freiheit verklärt hat, freilich zu einer Freiheit, welche die Nothwendigkeit an ihr selber hat: während dies die deutsche Philosophie gethan hat, steht zu fürchten, daß die Franzosen einem neuen Dogmatismus verfallen, daß sie Gott nur als das Wesen, als die Substanz, mithin als die starre Nothwendigkeit auffassen; daß der Sensualismus mit seinen auflösenden Folgen neuerdings als Consequenz des Pantheismus erstehe, mit einem Worte, daß die Franzosen jetzt dahin kommen, wohin sie nach Malebranche hätten kommen sollen, zu Spinoza. Wie lange es alsdann dauern wird, bis die französische Bildung den Weg zwischen Spinoza und Hegel absolvirt haben wird, darüber haben wir nicht einmal Vermuthungen.

Übrigens scheint der französische Nationalcharakter die Philosophie nur als Mittheilung fertiger populairer Resultate zu vertragen, und es möchte sehr zweifelhaft sein, ob es denn in ganz Frankreich zwölf Männer gibt, die Hegel's „Encyklopädie", oder sechs, welche Fichte's „Wissenschaftslehre" studirt haben. Bis jetzt hat man aus dem Deutschen meist die populairen Sachen übersetzt, unter andern Herder's „Ideen", Fichte's „Bestimmung des Menschen", doch ist vor Kurzem auch ein werthvoller „Essai sur la philosophie de Hegel", und von Barchou eine „Geschichte der deutschen Philosophie" erschienen.

K. W. E. Mager.

*) Ehemaliger Zuhörer der Genannten, spreche ich aus Erfahrung. Man weiß, daß diese Vorlesungen stenographirt und seitdem oft gedruckt worden sind. Wie sehr sich Goethe davon angezogen fühlte, ersieht man aus Eckermann's schönem Buche.

Das Unterrichtswesen in Rußland.

Der von dem russischen Minister des öffentlichen Unterrichts, Umarow, für 1837 dem Kaiser abgestattete und so veröffentlichte Bericht über die Wirksamkeit seines Ministeriums enthält

Digitized by Google

folgende Nachrichten über den Zustand des öffentlichen Erziehungswesens in Rußland. In den fünf Jahren, seit Herr Umarow dem Ministerium vorsteht, sind in Rußland neu gegründet: 1 Universität, 9 Gymnasien, 49 Kreisschulen, 255 Pfarrschulen und 112 Privatlehranstalten, außerdem bei den Gymnasien 26 Adelspensionen. Im Ganzen sind in diesem Zeitraume 480 neue Lehranstalten entstanden. In sämmtlichen dem Ministerium untergeordneten Anstalten befinden sich 95,566 Lernende, und das Verhältniß der Anzahl der Lernenden zur ganzen Volksmenge ist wie 1 zu 43. Im Besondern zählte die petersburger Universität 73 Lehrer und Beamte und 385 Studirende, der baue gehörige Lehrbezirk 9 Gymnasien, 50 Kreisschulen und 99 Pfarrschulen, zusammen 913 Lehrer, außerdem 92 Privatschulen, in sämmtlichen Anstalten 12,865 Lernende. An der Universität zu Moskau befanden sich 96 Lehrer und Beamte und 611 Studirende, im ganzen Lehrbezirk 17,949 Lernende. Die Universität Charkow besaß 81 Lehrer und Beamte und 315 Studirende, der Lehrbezirk 13,664 Lernende. Die Universität Kasan zählte 76 Lehrer und Beamte und 270 Studirende, der zugehörigen Lehrbezirk 9257 Lernende. An der Universität Dorpat befanden sich 74 Lehrer und Beamte und 563 Studirende, im ganzen Lehrbezirk 8991 Lernende. Von den Universitätsbibliotheken zählte die petersburger 24,145 Bände, die moskauer 52,652, die charkowsche 33,166, die kasansche 33,294 und die dorpatsche 62,042 Bände. In letzter Zeit wurde den 31 öffentliche Gouvernementsbibliotheken neu zugewendet, die jetzt bereits an 100,000 Bände enthalten, allen Volksclassen geöffnet sind und fleißig benutzt werden. Vorzugsweise wurde bei der Jugend darauf hingearbeitet, diese von der Begier nach ausländischer, oberflächlicher Bildung zurückzuführen und ihr Achtung für russische Interessen einzuflößen, sowie sie zu der Überzeugung zu führen, daß nur durch Anpassung der allgemeinen Aufklärung zu der russischen Volksthümlichkeit und dem russischen Nationalgeist dem Ganzen und jedem Einzelnen wahre Wortheile erwachsen können. So ward versucht, den Kampf zwischen der sogenannten europäischen Bildung und dem russischen Bedürfnisse auszugleichen. Die russische Sprache gewann immer mehr an Terrain und besonders allmälig die äußersten Grenzpunkte des Reiches mit dem Mittelpunkte zu verbinden. Besonders in den nichtrussischen Theile des kolossalen Reiches durch das Band der Sprache enger aneinander zu knüpfen, ward zwar mit Eifer gestrebt, doch mußten locale Verhältnisse annoch berücksichtigt werden. In den östlichsten Theilen des Reiches wurde ein Bildungssystem eingeführt, das die Bekanntschaft mit der asiatischen Lebensweise befördern soll, dabei dort vorzügliche Aufmerksamkeit auf die asiatischen Sprachen und Literaturen gerichtet ward, wodurch auch die fernen Bewohner der Steppen Asiens den russischen Schulen zugeführt werden. Bei fernerer Entwickelung dieses Planes wird der Bezirk der Universität Kasan dereinst die Bewohner zweier Erdtheile geistig verbinden. Ebenso war das Ministerium bemüht, in den sogenannten Ostseegouvernements russische Sprache und russische Bildung (!) immer mehr heimisch zu machen; den größten Einfluß jedoch äußerte das jetzige Unterrichtssystem in den von Polen exkultivirten Gouvernements. Da das ganze System des öffentlichen Unterrichts in Polen den wesentlichen Vortheilen der Bevölkerung nicht entsprach, so mußten mit den dortigen Anstalten durchgreifende Veränderungen vorgenommen werden. An der Stelle der frühern entstanden neue wohlorganisirte Anstalten, in denen vor Allem die vaterländische (russische) Sprache allgemein eingeführt und der Jugend eine den Foderungen der Zeit entsprechende geistige Richtung gegeben wurde, und bereits kann behauptet werden, daß die Anstalten in den polnischen Gouvernements sich wenig mehr von den in den großrussischen unterscheiden. Die Aufsicht über die Privatpensionen und Schulen wurde strenger und wachsamer. Zur zweckmäßigen Leitung der häuslichen Erziehung wurde ein neuer Stand creirt, der der Hauserzieher; Tausende von diesen Jugendlehrern, vorzugsweise Russen, für deren Talente und Sittlichkeit von der Regierung gebürgt wird, sind bereits in Wirksamkeit. Am Schlusse des Berichts spricht Herr v. Umarow die Überzeugung aus, daß bei dem fortgesetzten Gange dieses Unterrichtssystems, bei der heilsamen Festigkeit, die der Kaiser in der Ausführung aller schwierigen, doch nothwendigen Reformen gezeigt hat, das Ziel des Ministeriums bestimmt erreicht und das Streben der Regierung mit Erfolg gekrönt werden wird. 9.

Ansichten eines Briten über englischen Materialismus und deutschen Spiritualismus.

Eine englische im „Athenaeum" mitgetheilte Kritik über ein spiritualistisches Buch: „Muthmaßungen über die Wahrheit, von zwei Brüdern", welches jetzt in zweiter Auflage erschienen ist und als dessen Hauptverfasser der Mitübersetzer von Niebuhr's römischer Geschichte, F. C. Harr, genannt wird, ist für uns Deutsche von um so höherm Interesse, da der Ref. nicht blos die maßlosesten Ausfälle auf den Materialismus seiner Landsleute macht, sondern zugleich die Deutschen als Repräsentanten des Spiritualismus ihnen als Muster aufstellt. Der Ref. ist durchweg von Zorn und Grimm pulverisirt, und seine Ausfälle gegen den britischen Materialismus sind wahrhaft vulkanischer Natur, obgleich, wie man nicht leugnen kann, mit vielem Geiste und großer Phantasie geschrieben, die in Büchern wohnt und am entzündbaren Stoffe des religiösen Fanatismus zu gehren scheint. Der Verf. billigt zwar die Manier der Deutschen nicht, immer nur vom eignen Gehirn zehren zu wollen, „indeß", fährt er fort, „ist es besser, mit Plato wie ein Philosoph und nicht wie ein Ehbändler zu irren. Mögen auch die Deutschen, zwischen ihren Sandsteppen und Fichtenwäldern eingeschlossen, sich wie die Anachoreten der Wüste speculativen Träumen hingeben, als ihr Geist sich aufgerieben hat oder wie ein Irrlichtschein, den man für einen Heiligenschein ansehen möchte, um ihre Häupter spielt, möge sich auch ihr Transfendentalismus bis zur Monschcinverdufung erheben oder ihre Reflexion in Tiefen verstehen, wo das Chaos brütet, so glauben wir doch, daß der Spiritualismus der Deutschen Tag für Tag einen schlechtern Charakter annimmt, und daß ihr Genius durch eine heilsame Mischung unsers praktischen Sinnes mit ihrem speculativen Gemüthsleben eine herrlicher Richtung nehmen wird in dem Maße, als sich ihre Heimat mehr den Richtungen des Westens als des Ostens anschließt." Den baaren materialistischen Gegensatz zu diesem Spiritualismus findet der Recensent in England. Er nennt die Engländer sammt und sonders Sadduzäer, denen es nicht darauf ankommen würde, das himmlische Zion mit Gas zu erleuchten, die Wege der Ewigkeit mit Gußeisen zu pflastern und den Strom des Paradieses Mühlräder oder Maschinen treiben zu lassen, um Amaranten in die Kränze der Engel zu winden. Die englischen Genies, Politiker, Philosophen, sogar die Dichter mit ihrem einzigen Grillengeiste über die Freuden am Hausherde begehren nichts, als über überschwänglicher Seligkeit nach dem Fleischtöpfen auszuforschen. Als blind für die glänzenden Aussichten, die sich dem menschlichen Geschlechte öffnen, als Visionaire, Monsüchtige und Idioten werden Alle verschrien, welche Dampfwagen und tragbare Öfen nicht für die Hauptingredienzen des summum bonum ansehen wollen. „Wann", fährt er fort, „werden wir aufhören, und in dem süßen Gedanken zu besinnen, daß wir die souveränen Kohlengräber, Schiffer, Ackerund Bootsen sind? Unser Nationalleid sollte nicht mehr bestehen: „Britannia rule the waves", sondern „the waren" — Britannien herrscht über die Waaren! Er scheint schließlich die Zeit herbeizuwünschen, wo die Danae der modernen Königreiche, Britannien, ihren geräuschvollen Weltmarkt in ein stilles Laboratorium des Geistes verwandeln wird, wo ihr Philosophen und Gelehrten sich nicht mehr an den Materialismus und Mechanismus verkuppeln werden, wo das physische Unglück diese Danae zwingen wird, die wahre Wohlthäterin der Menschheit

Digitized by Google

zu werden, indem ihre verlassenen Höfe sich in die Hallen der Stoa und ihre Märkte in akademische Haine verwandeln. Im Laufe wenigrer Jahrhunderte seien schon größere Revolutionen herbeigeführt worden. England habe nicht Frankreich, nicht Rußland, nicht Nordamerika, sondern vor Allem Deutschland zu fürchten, was er, wie der Narr im Schauspiele, als „Prozeßgegung ausspreche". Das in Rede stehende Buch, trotz seiner zweiten Auflage, wird, wie der Recensent sagt, kein besonderes Glück machen; denn was im spiritualistischen Sinne geschrieben sei, das sei für England in Runen geschrieben. 108.

Correspondenznachrichten.

Paris, im Juli 1836.

Die Strafstinge und die Strafanstalten haben in Frankreich wie überall ihre eigne Literatur. Was geben die Verfasser aller hierauf bezüglichen Bücher und Broschüren nicht für herrliche Rathschläge! Das Ganze kommt mir vor wie die Spiegelfechterei der Methodenschreiber für die lieben Kleinen. Das Pönitentiarsystem, das gemilderte wie das strenge, zählt viele Verehrer. Probeanstalten sind an verschiedenen Punkten des Königreichs auf das laute Geschrei hin erbaut worden. Diejenigen, welche etwas weiter in der Sache sehen, glauben ein tiefes Stillschweigen beobachten zu müssen, weil ein System, das sich nicht als ausschließend ankündigt, in diesem Augenblicke keine Anerkennung findet. Halbes oder ganzes Stillschweigen, bestündige oder blos periodische Absonderung kann nach der Verschiedenheit der Individualitäten die verschiedensten Folgen haben. Das in der Einsamkeit der Mensch überhaupt über sich selbst nachzudenken veranlaßt wird, ist erfahrungsmäßig, und der Verbrecher macht von dieser Regel keine Ausnahme; allein ebenso erfahrungsmäßig ist es, daß der Mensch des Umganges mit seines Gleichen bedarf, um sich aufrecht zu erhalten, und daß eine vollständige Absonderung der Verbrecher und ein ewiges Stillschweigen naturwidrig ist. Die freiwillige Absonderung in den Klöstern hat Narren, Heilige und Heuchler hervorgebracht. Die enge Haft des Mittelalters und der Maulkorb hatten das baldige Hinschwinden der Individuen und Wahnsinn zur Folge. Die Strafanstalten sollen Besserungs- und Erziehungsanstalten sein, wenigstens gibt man sie dafür aus. Ist dies der Fall, so kommt Alles auf die Erzieher an. Vor allen Dingen muß man daher darauf bedacht sein, in den Arresthäusern und Strafanstalten Alles zu beseitigen, was den moralischen Zustand der Zöglinge verschlimmern könnte. Die Administratoren, Directoren, Lehrer, Beichtväter, Aufseher müssen so gewählt und ernannt werden, daß sie der ganze Wichtigkeit des ihnen aufgetragenen Geschäftes begreifen und die zweckdienlichen Mittel theils anzuwenden, theils ausfindig zu machen im Stande sind. Diese werden sich wol hüten, Alles über denselben Leisten zu schlagen, wie das die meisten Systemmacher anempfehlen. Sie werden vielmehr nach Befund der Sache bald so bald anders handeln. Vor allen Dingen aber werden sie sich aller Worte und Handlungen enthalten, deren man sich vor Fremden gegenüber zu enthalten hat, wenn man nicht für unvernünftig, ungeschlacht oder grob gehalten sein will. Doch wohrer wird man die Leute nehmen, die dieser Rolle gewachsen wären? Sie wären die edelsten ihrer Gattung; diese aber weiß man besser anderwärts zu benutzen, und die Selbstaufopferung ist längst außer Mode. Dieser Gedanke verbindet uns, gar zu sanguinische Hoffnungen in Betreff der Strafstinge und der Strafanstalten zu hegen. Aber gleichwol erkennen wir als todenswerth jedes vernünftige Wort in dieser wichtigen Angelegenheit; jede neue Anregung derselben ist im Interesse der Menschheit, weil sie vor Gleichgültigkeit bewahrt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdient besonders Beachtung die Schrift: „Les condamnés et les prisons, ou réforme morale, criminelle et penitentiaire", der herrliche Grundsätze wegen, welche darin auf eine ergreifende Weise ausgesprochen werden. 109.

Bibliographie.

Bastide, C., Talleyrand's Fürsten von Benevent, politisches und religiöses Leben. Aus dem Französischen. 1ste Lief. Gr. 12. Cassel, Krieger. 6 Gr.

Cooper's (Mekenstein), Werke, Plan zu einer neuen Grundlage für die Philosophie der Geschichte. Wissenschaftlicher Versuch nebst einigen literarischen Studien. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 12 Gr.

Cavalcade. Eine Skizze aus dem Leben und Treiben der Guerra'schen Kunstreitergesellschaft. Herausgegeben von A. G. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Cooper's sämmtliche Werke. 11stes bis 18stes Bändchen. Die Heimfahrt oder die Jagd. Seeroman von J. F. Cooper. Aus dem Englischen übersetzt von C. F. Nitzsch. 3 Theile. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr.

Federigo, oder moderne Malerei. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 6 Gr.

Göschen, J. F. L., Vorlesungen über das gemeine Civilrecht. Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von A. Ereden. 1ster Band. Einleitung und allgemeiner Theil. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 2 Thlr. 12 Gr.

Kaspar Hauser oder Andeutungen zur Enthüllung mancher Geheimnisse über Hausers Herkunft, die Ursache seiner Gefangenhaltung und Ermordung. Herausgegeben von W. C. Gr. A. Gr. 8. Regensburg, Manz in Comm. 20 Gr.

Lefrant, M., Der Humorist. Eine Auswahl des Schönsten und Besten aus den bekanntesten humoristischen Schriften der Deutschen und Britten. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 16 Gr.

Die beiden Lojzerolles und Maximilian Robespierre. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Nebst einem Vorspiel in einem Act von Carl Fr.....n. Gr. 8. Freiburg, Wagner. 18 Gr.

Norder, E., Janus oder Erinnerungen einer Reise durch Frankreich, Deutschland und Italien. 4ter Theil. (Italien.) 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 16 Gr.

Preuß, J. D. E., Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke. Ergänzungsheft. Gr. 12. Berlin, Veit u. Comp. 14 Gr.

Rotteck, H. von, Poetische Versuche. 16. Freiburg, Wagner. 14 Gr.

Sand, G., Reise-Novellen. Aus dem Französischen: „Lettres d'un Voyageur" von E. Wille. 2 Theile. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 2 Thlr.

Schiff, Dr., Gevatter Tod. Ein Mährchen. Novelle. 2 Bände. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 3 Thlr.

Schneeglöckchen. Deutsche Lieder aus den Offen-Provinzen gesammelt und herausgegeben von A. Tidebohl und W. Schwartz. Gr. 12. Riga, Goetschel. 1 Thlr. 12 Gr.

Sternberg, A. von, Psyche. 2 Theile. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 Thlr.

Wiendarg, L., Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 20 Gr.

Wilke, H., Novellen. 10ter Band. Der Lohn des Verderbens. Das Bild der Diana. Der Gemüthskranke. Drei Novellen. 8. Braunschweig, Leibrock. 1 Thlr. 9 Gr.

Zerstreuungen. Eine Sammlung kurzer Erzählungen und Novellen. Herausgegeben von Fr. Reinhard. 1ste Folge. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 237. — 25. August 1838.

Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinhardt. Hamburg, F. Perthes. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der unruhige, bewegte Charakter unserer Zeit ist auch nicht ohne Einfluß auf unsere deutschen Gymnasien und ihre Verfassung geblieben. Zuvörderst ward der alte Streit zwischen Humanismus und Realismus erneuert, man hörte von Neuem die bekannten Schlagwörter: idealer Zweck, classisches Princip, formale Bildung u. a., die Jacotot-Hamilton'sche Methode drohte mit ihrer rohen Empirie auf einige Zeit der deutschen Gründlichkeit, die Realschulen und polytechnischen Anstalten schienen ein zu dringendes Bedürfniß der Zeit geworden zu sein, als daß nicht die bisherige Einrichtung der gelehrten Schulen durch sie eine wesentliche Reform hätte erleiden müssen. Auch das sittliche Princip in den Gymnasien ward angegriffen, man fürchtete, die classische Literatur werde der christlichen Religionsstadt Eintrag thun oder solche demokratische Grundsätze, welche allem Bestehenden Hohn sprächen, unterstützen. Indessen haben sich die Gymnasien gegen alle diese Angriffe in ihrer alten Würde behauptet und nur im Einzelnen Dem nachgegeben, was besonnene Lehrer und erleuchtete Behörden für wesentlich nothwendig erkannt hatten; denn ein Stillstehen darf auch hier nicht sein. Der letzte Angriff kam von einer Seite, wo man ihn nicht erwartet hatte, von einem Arzte. Lorinser's kleine Schrift: „Zum Schutze der Gesundheit in Schulen", hat eine große Menge von Gegenschriften hervorgerufen, unter denen die von M. Schmidt unstreitig die bedeutendste ist. Die Gymnasiallehrer kämpften pro aris et focis, und wenn mitunter ein hartes Wort gesprochen ist, so verdient das allerdings Entschuldigung, da Lorinser's Angriff ungerecht und grundlos war, und es von Denen, die es mit ihrer Sache redlich meinen — und deren sind viele —, nicht ohne wahren Unmuth angesehen werden konnte, daß sich ein Fremdling ganz unbefugterweise auf ihr ihm völlig fremdes Terrain einschmuggeln wollte. Mittlerweile ist Lorinser auf sein eigenthümliches Gebiet zurückgekehrt und hat in einer vortrefflichen Schrift die orientalische Pest geschildert, seine reformatorischen Vorschläge aber scheinen überall so gut wie ad acta gelegt zu sein. Denn selbst in dem Lande, wo er sich zuerst einen Erfolg seiner Rathschläge versprechen zu können glaubte, in Preußen, ist durch das vortreffliche Ministerialrescript vom 24. Oct. 1837 *) allen Denen die Freude verdorben worden, welche da glaubten, es würden auch die Gymnasien der Neuerungssucht zum Opfer gebracht werden.

Wollen nun gleich die Gymnasien sich von unberufenen Sprechern oder übelwollenden Tadlern nicht um ihre Krone bringen lassen, oder leichtsinnig Das hinopfern, was die Stimme der Erfahrung als nützlich und bewährt anerkannt, so werden auf der andern Seite verständige Gymnasiallehrer es auch nicht in Abrede stellen, daß für eine richtige, zeitgemäße Stellung ihrer Anstalten gesorgt werden muß, und daß man sich zwar nicht dem Zeitgeiste blind unterwerfen, aber auch nicht mit demselben in zu hartnäckige Opposition setzen darf. Die Gymnasien sind von jeher Träger und Bewahrer der Wissenschaft gewesen, es kommt also darauf an, ihnen diesen Ruhm zu erhalten, das gute Alte ihnen zu sichern und dem Neuen da einen Platz einzuräumen, wo das Alte nicht mehr ausreichen sollte. Wie dies am besten geschehen kann, ist eine nicht leichte Aufgabe, die bereits viele Köpfe und Federn beschäftigt hat und noch viele beschäftigen wird, da man Niemanden, der selbst gedacht und sein Amt praktisch geübt hat, zumuthen kann, sich ohne Weiteres legend einem Systeme oder den Ansichten einer philosophischen Schule zu unterwerfen, deren lautester Sprecher oft nicht einmal praktische Erzieher und Schulmänner gewesen sind. Die Praxis aber und die Erfahrung gelten am meisten, wo es sich um die Gymnasialbildung handelt, denn es ist — und oft zum Schaden der studirenden Jugend — in den letzten 50—60 Jahren sehr viel geredet, geschrieben, experimentirt worden; und aus diesem Grunde stehen auch Niemeyer's „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" so hoch über Benekе's „Erziehungs- und Unterrichtslehre". Hr. Beneke ist niemals Gymnasiallehrer gewesen, während Niemeyer sich durch Praxis und Theorie eine lange Reihe von Jahren hindurch Verdienste erworben hat, die ihm nur der Neid streitig machen kann.

Der Verf. der vorliegenden Schrift (Oberlehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Wittenberg) will in derselben zeigen, wie der Gymnasialorganismus

*) Vgl. Nr. 21 u. 22 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

auf wissenschaftliche Weise eingerichtet sein müsse, und das Seinige dazu beitragen, um die Widersprüche in der Gymnasialpädagogik zu lösen. Wir freuen uns dieses edeln Unternehmens, wir freuen uns aber auch, aus diesem Buche einen strebsamen, jungen Mann voll Eifer und Lust am Schönen und Guten kennen zu lernen, den selbst bittere Erfahrungen und wenig erfüllte Hoffnungen dem Ideal nicht untreu machen werden, welches er in seiner Brust trägt. Auch daß er als Mathematiker vom Fache ein solches Buch geschrieben und die einzelnen Gegenstände des Gymnasialunterrichts mit Liebe und Sachkenntniß umfaßt hat, trägt zu seinem Lobe bei. Denn es ist in der Regel nicht die Sache der Mathematiker vom Fache, sich auch um andere Disciplinen zu bekümmern, sondern vielmehr in einer Einseitigkeit zu beharren, die auf das harmonische Zusammenwirken in unsern Gelehrtenschulen nur zu oft einen wenig erfreulichen Einfluß übt. Unser Verf. aber macht eine Ausnahme von Goethe's Bemerkung („Briefwechsel mit Zelter", I, 430), daß diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste gibt, äußerst einseitig und beschränkt sei.

Da wir nun im Folgenden noch viel Gutes von Hrn. Deinhardt's Buche zu sagen haben werden, so wollen wir gleich hier eines doppelten Übelstandes gedenken, welchen dasselbe hat, und wodurch nach unserm Dafürhalten sein Werth verringert worden ist. Der eine liegt in der Form. Der Verf. schreibt im Allgemeinen gut und mit einer edeln Wärme, wie sie das Resultat der Überzeugung zu sein pflegt. Um so unangenehmer ist der häufige Gebrauch einer neuphilosophischen Terminologie in Wörtern, wie: gegenständlich, adäquat, Innerlichkeit, absolut, Kategorien (ein Lieblingsausdruck des Verf.) u. a., sowie eine Unklarheit in einzelnen Stellen oder Definitionen, wie auf S. 73: „Frei sein heißt in dem Andern bei sich selbst sein. Frei bin ich in der Liebe, denn ich habe in dem Andern, den ich liebe, mich selbst gefunden und bin bei in ihm und in ihm wie bei mir und in mir." Oder von der Geschichte: „Die Geschichte ist die Entwickelung des objectiven Geistes der Menschheit. Das objective Dasein des menschlichen Geistes aber ist der Staat." Eine längere Stelle, die wir ohne gestirnteinzelnes Suchen herausgreifen, ist folgende:

Obgleich aber die christliche Wissenschaft eine unendlich vollkommnere Wissenschaft ist der Sache und Wahrheit nach als die Wissenschaft der Griechen und Römer, so ist d dessenungeachtet nicht minder wahr, daß der Weg zu echter christlicher Wissenschaft nur von den Griechen und Römern aus möglich ist. Die Wissenschaft kann sich in dem einzelnen Menschen nicht anders entwickeln, als sie sich in der Menschheit entwickelt hat. Alle Stufen, die die Menschheit im Großen durchlaufen hat, muß der einzelne Mensch als einzelne Momente durchlaufen. Der einzelne Mensch ist nichts anders als die individualisirte Menschheit. Die Wissenschaft hat sich von der Äußerlichkeit und Gegenständlichkeit des Alterthums zur Innerlichkeit und Geistigkeit des Christenthums fortbewegt; sie kann sich in dem Einzelnen, der den wissenschaftlichen Beruf hat, nicht anders entwickeln. Durch die Überwindung der Gegenständlichkeit erhält die Innerlichkeit erst Kraft und Leben.

Wenn wir ferner einen zweiten Übelstand nennen, so müssen wir recht sehr wünschen nicht misverstanden zu werden. Hr. Deinhardt erklärt gleich zu Anfange seines Buches, daß im Christenthume und namentlich in dem durch die Reformation erneuerten Christenthume die Grundbestimmung unsers Volkes und der ganzen neuern Zeit liege, und daß also dieser Geist des Christenthums auch das allgemeine und wahrhafte Princip aller Erziehung sein müsse, welche Gestaltung sie auch sonst haben möge. Das ist — sagt er auf S. 8 — der gemeinsame Zweck aller unserer Erziehung, Christen zu bilden, d. h. Menschen, die der Geist Gottes treibt, die das freudige Bewußtsein der Kindschaft Gottes in sich tragen und in diesem Bewußtsein Gott erkennen in seinem Wesen und in seiner Offenbarung, ihn lieben und, gestärkt von der göttlichen Erkenntniß und Liebe, hinausgehen in die Welt und auch außer sich der unendlichen Wahrheit, die in ihrem Innern zu leben angefangen hat, Platz und Wirklichkeit zu erringen und zu verschaffen suchen.

Daher steht die Schule in lebendiger Beziehung zur Kirche, der Geist des christlichen Glaubens muß das ganze Gymnasium und alle seine Einrichtungen und Mittel durchdringen und beleben, denn ohne Glauben ist kein Wissen; das Lehrercollegium muß von demselben erfüllt sein, das Wort Gottes muß rein gelehrt werden, der Unglaube und Rationalismus darf nicht die besten Kräfte des Gymnasiums lähmen, wie noch an so vielen Gymnasien geschieht, wo zwar Stunden angeordnet sind, in denen die christliche Religion gelehrt werden soll, aber die eigenthümliche Lehenslehre des Christenthums, die Lehre von der Erlösung der Menschheit durch Christum, die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, ja die göttliche Offenbarung selbst entweder ganz geleugnet oder doch auf eine so formelle, äußerliche Weise gedeutet werden, bei der Geist und Kraft verloren geht. Gilt es nicht als das Letzte und Höchste, Gott sich zu opfern und Gott in Allem zu dienen, und als das höchste Moment der Wissenschaft, den dreieinigen Gott zu erkennen, und als das herrlichste Object der Liebe Gott, der sich in Christo offenbart hat, so versinkt ein Gymnasium, und wenn es auch noch so große Gelehrsamkeit in sich hätte, und wenn auch noch so viele Kräfte die Geister der Schüler bearbeiteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nächte. Gepanzerte Lieder von Karl Beck. Leipzig, Engelmann. 1838. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

In seiner „Wollust sommerheißen Nächten" träumte der Dichter:

Ein Sultan bin ich, wild und sturmbewegt,
Mein Herz des Lieds gepanzerte Gestalten;
Um meine Stirne hat der Gram gelegt
Den Turban in gedrimmigreiche Falten.

Mir schickt die Mohrenkönigin, die Nacht,
Aus Schlafgemach die jungfräulichsten Rosen.
Die leicht geschürzten Träume nahen sacht,
Und Kuß auf Kuß und brünstlich süßes Kosen.

Sie salben mit den suggeklömten Geist
Frisch mit der Bilder duftendem Gewürze,
Sie plätschern um mich her und schlecken breist,
Wenn ich ins heiße Bad der Dichtung stürze.

So, von Genüssen zu Genüssen flogend und selbst noch vom „Traum des Glaubens" sanft umhetzt gehalten, geküßt von der Liebe mit ihrem wärmsten Kuß, ruhte der Dichter weich im

Digitized by Google

Arme der Hoffnung; aber ein schrillendes Angstgeschrei schreckte ihn auf, der Feind der Träume, das Leben, rückte mit seinen „nie besiegten Mächten" heran, das fürchterliche Heer des Kummers, die bleiche und hagere Wirklichkeit, „der listige Spion Zweifel" schleichen sich „in seines Busens unbewachtes Lager". Geschlagen, verwundet und zerknickt, hielt er sich nur noch an der Erinnerung „schwankem Krückenstab". Nachdem, nach flüchtigem Verlangen und flüchtigem Genusse, noch viele Traumgestalten ihm hingestorben und sein rasch entbrannter Sinn sich nach neuen Liebesflammen sehnte, kam eine Jungfrau hergeschwebt, umrauscht von festlichem Gewande:

Es waren Kreuz' und Kronen eingewebt,
Gebrochne Herzen, Blut und Eisenbande.

Sie trug sein kindlich Herz zum Himmel auf:

Ihr offner Busen wallte üppig voll,
Mir brannte ein Vesuv im tiefsten Hirne,
Das Angstgeschrei der bangen Freunde scholl:
„O folge nicht, o folge nicht der Dirne!"

„Schlaf wohlgemuth im angeerbten Haus,
An der Gewohnheit, des Besitzes Brüsten;
Doch Jene, frei geworden, saugt dich aus,
Ach, und vergiftet dich mit ihren Lüsten."

Aber der Dichter folgte, himmelselig, ihr. Allnächtlich brünstig ihn umschließend, sang sie ihm „im Glühweinrausch der Küsse" die ihrem Feuergeist entsprossenen Märchen.

Sie nennt sich Zeit, und ihres Sehnens Drang,
Ihr Lieben, ihr Gebären, ihr Bestreben
Und ihre Mächen, mitternächtig bang,
Ich scheleb sie hin mit meinem rothen Leben.

Das erste Märchen: „Abenteuer eines leipziger Studenten", ist dem Freunde des Dichters, Dr. F. G. Kühne, gewidmet. Derselbe hat durch „versöhnend trautes Wort" des Dichters „Zähren besonnt"; deshalb vertraut er dessen

Händen
Schlösser, die sein Geist gebaut,
Wie der Sämann seine Saaten
Treuen Gründen anvertraut.

Das erste Märchen umfaßt 17 Nächte. Das Abendgebet der zweiten sagt uns, weshalb dem Dichter Das, was andern Dichtern vor ihm genügte, nicht genügen kann. Wen es mächtig ins wilde Meer hinaustreibt, kann nicht still säumen auf trockenem Lande:

Der muß mit Thaten kämpfen, mit Gedanken;
Die Ruhe ist ein Weib, groß kann sie säugen,
Gebären nur, nicht schaffen, nicht erzeugen;
Der muß des Schicksals steingeformte Schranken
So lang' an seines Willens Stahl zerschlagen,
Bis rings umher die hellen Funken tagen.

Mich drängt's hinaus ins Stürmen und ins Grauen,
Wo Völker bluten, Männerthränen blitzen,
Auf des Gedankens Eichen möcht' ich sitzen,
Ein Aar ins dunkle Thal hinunterschauen,
Kein Vöglein, das begehrt, im sichern Hafen
Auf eines Mädchens Busen einzuschlafen.

In der dritten Nacht unternimmt er einen Gang um Leipzig. Der Sturm ist los. Er treibt sein Dichterroß nicht dahin, wo frohe Seelen scherzen, sondern verwitterte Gebeine will er schauen, öde Steppen und gebrochene Herzen.

Vielleicht gelingt's, die Särge zu zerspellen,
Ich schwinge kühn die Streitart der Gedanken,
In Wüsteneien trag' ich Thränenquellen,
Wo im verbrannten Sand die Pilger kranken.

Bei so großem Vorsatz verschmäht der Dichter es doch nicht, „auf seinem Haupte die Studentenmütze" zu tragen; an seinen Füßen klirren die Sporen hell, und seine Pfeife streut Funkenblitze aus, „den Weihrauch, den gepanzerten Gedanken". Wie im barbarischen Kriege einzelne Züge von Menschlichkeit, die anderwärts gleichgültig ließen, das Herz erquicken, so hier die Studentenmütze, die Pfeife und die Sporen. Wir wissen, es ist ein Student. Der Grab- und Himmelsstürmer könnte schwache Seelen zurückschrecken. Ein Student ist ein Mensch, zu seiner Zeit ein außerordentlicher; nachher wird er wie wir. Man kann es schon mit ihm wagen. Den Philistern aber, die meinen, er solle aus Büchern sich die Welt erzählen lassen, ruft er zu: auf diesen Fluren lern' er die Geschichte; das rauschende Gezweig ist ihm ein Sänger, Busch und Gräser sind Kraftgedichte:

Ich starre hin, an einen Baum mich lehnend,
Mein Geist gesalbt von der Begeisterung Öle,
Mein Auge tritt, nach Menschenblut sich sehnend,
Ein Löwe, grollend aus der dunkeln Höhle.

Die Halme werden Krieger, der Nebel Pulverdampf, jeder Baum eine grüne Fahne, eine Weltschlacht, und auf der Dichtung „schwanken Sturmesleitern" erklimmt sein Geist den alten deutschen Himmel. Hier will er den alten Gott befragen, ob Alle, die hier ihr Herzblut verspritzt und auf der Erde ein Kreuz trugen, beseligt zu seiner Rechten sitzen. Aber wie er mit flammendem Gefieder zum Himmel kommt, tönen oben Stimmen:

„Zurück, zurück! Er schläft — komm morgen wieder!
Er träumt, er hat die Wolken vorgeschoben."

Da ist es ihm, als läge er tief begraben. Geisterklänge rauschen ihm zu: Wie er denn vom großen Himmel Antwort verlange, da ja nicht einmal die kleine Erde ihm lausche. Es treibt ihn zur Stadt zurück; die Stimmen hatten wahr gesprochen:

Philisterthum und Markt und Vorurtheile
Sie standen fest — sein Herz war nur gebrochen.

Die vierte Nacht bringt ihm beherzigenswerthe Träume über die deutsche Buchhändlerbörse; ein Stein fugt sich zum andern in dem prächtigen Gebäude „ein Dichterleben — eine Dichterjugend". In der fünften sieht er Schiller's Haus in Gohlis. Der Silberschwan aus Weimar singt ihm von seinem Reiche, das er nicht ererbt, vielmehr sei er, vom Volke erwählt, ein Bürgerkönig seiner Zeit gewesen; er habe nach des Volkes Begehren geherrscht (ein zweifelhaftes Lob für den Gefeierten!), und wenn er statt feurig lebendiger Gestalten kalte Ideale gegeben, so sei ja der Kuß der deutschen Muse Schmerz, sie tanze mit ihrem Dichter zum Sarkophage. Der Dichter, nämlich der junge, ruft dem Schatten zu: er sei noch Fürst in allen deutschen Gauen, und die Freiheit, die jetzt nahe, sei Schiller's Zaubermädchen aus der Fremde:

Zur Herrschaft strebt ein andrer Wallenstein,
Der groß und frei sich fühlende Gedanke.

Dein Posa ist kein schaumgeborner Wahn:
Ist Börne für die Menschheit nicht gefallen?
Es klomm sein Geist, ein Tell, den Berg hinan
Und ließ der Freiheit Hüfthorn weit erschallen.

Dort hat er ruhig seinen Pfeil gespitzt,
Entfernt von seiner Lieben treuem Herde,
Er zielte, schoß — und tief im Apfel sitzt
Der Freiheit Pfeil — tief in der runden Erde.

Der Dichter, vermuthlich selbst über seinen Schuß erschreckend, bricht dem Pathos durch eine Heine'sche Selbstpersiflage die dünne Spitze ab. Der Anfang des Gedichtes ist schön.

Die sechste Nacht verstreicht in sehr praktischen Träumen über die Bedeutung der Eisenbahnen. Dem Dichter sind die Actien Noten, ausgestellt auf Deutschlands Einheit. Amen!

Eisen, du bist zahm geworden!
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen.

Digitized by Google

Doppelt Amen! — Von Heinrich Heine ein gelungenes Portrait (siebente Nacht); auch die Bedeutung des Baumtebens ein treffendes Bild (neunte Nacht); aber die Bäume im Rosenthal bei Leipzig (achte Nacht), von der Sonne nach einem Sturme beschienen, wollen nichts davon wissen, daß die Himmelskönigin es ihnen mit Gold lohnen dürfe, weil sie fest standen. Es täßt sie vielmehr kühl, sie banden

Sich selbst aufs Haupt des Ruhmes Kronen.

Ein abgeflorbener Baum ist ihm ein Mönch. Beide heben die Arme mit frömmelnder Geberde, aber ihr Füße kleben auf der sinnlichen dunkeln Erde.

Das die Resultate eines Spaziergangs um Leipzig. Zacharia's Student, seiner Zeit, brachte andere heim; aber eine jede Zeit fodert auch andere. „Die Juden auf der Messe" sind nichts Anderes, als was von andern jüdischen Dichtern schon oft geklagt, geseufzt und angedeutet wurde. Der Jude muß das Dunkel lieben, er hebt das Antlitz scheu empor,

Denn es steht darauf geschrieben,
Daß ein Gott ihn auserkor.

Die „Bettelnde Polin" und „Hötel de Russie" (dreizehnte und vierzehnte Nacht) sind gute Gedichte; wenn sie die gepanzerte Gesellschaft verliesen, würden sie durch die Wahrheit und Schönheit der Empfindung ansprechen. Den Inhalt der vierzehnten Nacht: „Die verwaiste Burschenknipe", hüte ich mich in Prosa aufzulösen. Der Dichter hat wohlgethan in räthselhaftester Verschreibung Das zu verbergen, was sich nicht mehr aussprechen läßt. Das Gedicht der siebzehnten Nacht ist ein vortreffliches, wenn es, nicht nach allgemeinerer Bedeutung zeigend, nur auf den Gegenstand der beiden Vorgehenden sich bezieht:

Wir sind gefallen, weil wir uns geschwungen,
Ein alter Schmerz, er hat nicht weh gethan;
Doch — daß man der Geschichte aufgezwungen:
Die Thoren bluteten für einen Wahn u. s. w.

Die Auslegung in der Fortsetzung (siebzehnte Nacht) könnte neu klingen, wenn wir nicht auf so Vieles vorbereitet wären.

Wir werden, wenn auch nicht am dritten Tage,
Doch einst gewiß nach Tagen auferstehn.

Der ewge Jude kann den Fluch nicht heben,
Er kann nicht ruhen, Geberden nimmermehr;
Die Freiheit kann nicht wollen und nicht leben,
Die Freiheit ist der neue Ahasver.

„Die neue Bibel" heißt das zweite Märchen. Börne donnert gegen den Himmel, ein Harlekin, der, eine Welt zu betrügen, mit der Larve sich geziert, wahr allein, wenn er Blitze wirft „nach des Gedankens Thürmen" und die Menschen haßt:

Der Börne sprach's in seinem rothen Himmel,
Von dem sein Zorn, ein Nordlicht, niederschien;
Tief unter ihm Europas Volksgewimmel,
Voran Paris — des Erdballs Harlekin.

Von der achtzehnten bis zur zweiundzwanzigsten Nacht werden Börne's bekannte Schmerzen unter dem Titel: „Chaos", verspleißt. In dieser Nacht liegt die Bibel vor ihm aufgeschlagen, und durchdrungen vom Gedanken, daß der Mensch sich so lange mit den Trümmern einer längst gesunkenen Welt getragen, will er eine neue Bibel schreiben, an die ein zweifelndes Jahrhundert glaubt.

Ein großes Kreuz erhebe sich auf Erden,
Zu dem der Jude fromm und gläubig zieht;
Ein Kreuz, ap dem die Heiden selig werden,
Vor dem der Teufel selber nicht entflieht.

Das stille Wort, versteckt im Scherz der Lippe,
Es ringe sich zur That, zur Macht herauf:

So schlief versteckt das Kindlein in der Krippe,
Und göttlich, weltenstark wacht es auf.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*57. Eitner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Novelle. 8. Auf feinem Druckpapier.

*58. Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren DD. *v. Ammon, Dieffenbach, Grossheim, Jüngken, Kluge, Trüstedt* herausgegeben von *Friedrich* und *Behrend*. In vier Abtheilungen: I. Medicinische Klinik. II. Chirurgische Klinik. III. Geburtshülfliche Klinik. IV. Hülfswissenschaften. Das Ganze etwa 150 Tafeln in Folio mit ausführlichem Text.

Das Unternehmen ist soweit vorbereitet, daß die erste Abtheilung der medicinischen Klinik eher die Darstellung der Krankheiten in diesem Jahre erschienen kann. Ich behalte mir vor, den Plan des ganzen wichtigen Werks nächstens mittzutheilen.

*59. *Kreh* (*Johann Samuel*), Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von *Chr. A. Geissler*. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 20 Gr.

*60. —, Literatur der schönen Künste u. s. w. Neue fortgesetzte Ausgabe von Prediger *C. A. Kese* in Halberstadt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Vgl. Nr. 19.

*61. Der Erzbischof von Köln Clemens August Freiherr von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

Die spätern Schriften des Verfassers über diesen Gegenstand sind unter Nr. 54 und 56 angeführt.

*62. Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Sonntagsbote himmlisches und irdisches Heil. Von *L. v. S.* Gr. 8. Meimar. Geh. (In Commission.) 16 Gr.

☞ Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.

*63. *Funck* (J.), Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Bildet den zweiten Band des unter Nr. 21 angekündigten Werks.

64. *Gans* (Eduard), Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Den ersten Band dieser in den Jahren 1829—33 an der berliner Universität vor zahlreichen Zuhörern gehaltenen, für den Druck aber sehr ungeeigneten Vorlesungen hofft ich bald ausgeben zu können.

*65. *Haase* (Karl Heinrich), Alphabetische Zusammenstellung der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen und Verordnungen enthaltenen Bestimmungen. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

*66. *Herringen* (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser hatte als Begleiter des Don Fernando, jetzigen Königs von Portugal, gewiß zu höchst interessanten Bemerkungen Gelegenheit.

*67. *Herder* (*B. A. W. v.*), Ueber den Meissner Krebsstollen. Mit Kupfern und Karten. Roy.-4. Auf Velinpapier.

Das Werk war noch vor dem Tode des verehrten Verfassers vollendet und wird in Kurzem erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 238. — 26. August 1838.

Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anfoderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinhardt.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

Wir haben in obigen Worten das Grundthema des Verf. angegeben, das in allen seinen Betrachtungen über Methode und Unterrichtsmittel widerklingt. Ref. würde unwürdig sein, über Hrn. Deinhardt's Buch ein Urtheil abzugeben, wenn er in der Hauptsache anders als er dächte, und wenn er nicht auch überzeugt wäre, daß die Schule ein Tempel des heiligen Geistes sei, und daß es des Lehrers und Erziehers heiligste Pflicht sei, die jungen Gemüther für das Reich Gottes zu erziehen.

Das Religiöse — sagte Tegnér 1824 (m. s. seine „Sechs Schulreden") ist der eigentliche Kern aller menschlichen Kenntniß und der äußerste Vereinigungspunkt alles Wissens. Wenn die Speculation nur durch lange Umwege und schwankend und unsicher sich den wichtigsten Wahrheiten der Menschheit naht, so findet sie gewöhnlich die Religion schon daselbst vor. Sie ist heimisch auf den Höhen der Menschheit: sie ist der Vogelweg zum Ziele.

Ref. muß nur in der Ansicht über die Behandlung des Religiösen einigermaßen von Hrn. Deinhardt abweichen; denn auch in göttlichen Dingen kann es ein Zuviel geben, und der junge Mensch kann durch die zu häufige Erwähnung der erhabensten Gegenstände leicht gleichgültig und abgestumpft werden. Nun meint zwar der Verf., daß er nicht so verstanden sein wolle, als ob auf allen Tritten und Schritten von nichts als von Gott die Rede sein solle, er erklärt mit bestimmten Worten, daß es zur Einseitigkeit und subjectiven Beschränkung führe, der Fülle der christlichen Idee sich blos hinzugeben und sich nicht zu gewöhnen, die Tiefe des geistigen Inhalts, der in der Hingebung an Gott in Jesu Christo erzeugt und empfunden wird, aus dem Schachte des Geistes zu Tage zu fördern; aber er dringt doch auf die Nothwendigkeit, überall das Christliche vorwalten zu lassen, „denn", dies sind seine Worte, „alle Dinge, wenn auch noch so endlich und vergänglich, sind Analogien von Gottes Wesen, und keine Wissenschaft, auf welches Gebiet der objectiven Welt sie sich erstrecken mag, hat eine andere Aufgabe, als dieses ewige Wesen der Dinge, in welchem sie von Gott zeugen, zu fassen, und so ist mit dem Christenthume erst die Möglichkeit einer wahrhaftigen, durchdringenden, sich wirklich vollendenden Wissenschaft gegeben". Wir wollen dies Hrn. D. in thesi gern zugeben, aber wir dürfen dabei doch auch nicht unerwähnt lassen, daß diese Ansicht nicht neu ist, daß verständige Lehrer — und solche hat es doch auch schon vor Hrn. D. gegeben — den historischen Unterricht in voller Anerkennung der eigenthümlichen Kraft und Herrlichkeit des Christenthums ertheilt haben — wir erinnern hier nur an Wachler's einleitende Abhandlung vor der vierten Ausgabe seines „Lehrbuches der Geschichte" —, und daß sie auch bei Erklärung griechischer und römischer Schriftsteller wohl eingedenk gewesen sind, daß sie die Gymnasiasten nicht zu Griechen und Römern machen sollen, sondern zu wissenschaftlich gebildeten Christen. Daß der Verf. solche Erscheinungen ganz mit Stillschweigen übergangen hat, können wir nicht billigen. Die Gerechtigkeit foderte es von ihm, zu sagen, daß unsere Gymnasien weit christlicher geworden sind, als sie es am Anfange des Jahrhunderts waren, und daß unter den so oft geschmähten Philologen nicht wenige sind, die es verstehen, Heiliges heilig zu behandeln, wenn sie auch nicht immer von dem Glauben, von der Liebe, von der Buße und von dem dreieinigen Gotte sprechen. Oder bestreitet es Hr. D., daß die Erbauungsreden eines Herder, Mörlin, Niemeyer, A. G. Lange, Friedemann, Lehmann und anderer würdigen Männer im engen Kreise ihrer Schüler ohne Frucht geblieben sind, wenngleich sie nicht blos dogmatisch waren, sondern Das aus dem Leben des Schülers hervorhoben, was ihm besonders Noth that, und wovon jene sich die besten Folgen für die sittliche Führung desselben versprachen? Auch uns hat die Erfahrung gelehrt, daß solche Ansprachen oft weit zweckmäßiger wirkten als die gehäufte Religionsstrafe, wie sie in einzelnen Erziehungsanstalten, die sich vorzugsweise der Frömmigkeit rühmten, wie in früherer Zeit in den Schulen des hallischen Waisenhauses, und noch später in den herrnhutischen Erziehungshäusern und in den sächsischen Fürstenschulen stattfand, wo noch im ersten Jahrzehend des laufenden Jahrhunderts der religiöse Werkdienst, die starren Gebetsformeln, die Fastenpredigten, die wöchentlichen kirchlichen Beerstunden, die Morgen-, Abend- und Tischgebete, der dreimalige Gottesdienst am Sonntage selbst die inbrünstigsten Herzen, wie ein achtbares Zeugniß (Friedemann's in den „Paränesen", I, 148)

Digitized by Google

bestätigt, mit Langeweile zu erfüllen und in Lethargie zu versenken pflegte. So halten wir es z. B. für sehr heilsam und schön, an jedem Morgen den Unterricht mit einem gemeinsamen Gebete zu eröffnen — das jedoch nicht immer derselbe Lehrer halten muß —; aber dies auch am Schlusse des Tages, nach sechs und oft mehren Unterrichtsstunden zu thun, wie der Verf. auf S. 129 will, ist sehr bedenklich und dürfte oft jenen religiösen Formalismus herbeiführen, den Hr. D. für erschrecklich und widerlich erklärt. Denn es hat Tieck in seiner Novelle „Die Verlobung" sehr richtig gesagt, daß

wer nicht irdisch sein kann, auch nicht überirdisch sein kann, und daß Derjenige, welcher die Erleuchtungen der Andacht und die Entzückungen einer himmlischen Liebe zu einem stehenden Artikel in seinem Herzen machen wollte, sich auf dem allergefährlichsten Standpunkte befinden dürfte, auf den sich nur ein Mensch wagen kann.

Hr. D. hat nirgend literarische Nachweisungen oder Überblicke gegeben, obschon dies wol an vielen Stellen recht zweckmäßig gewesen sein würden. So würden denn in Beziehung auf das religiöse Leben in den Gymnasien die Stellen bei Thiersch („Über gelehrte Schulen", II, 107—120) eine ganz besondere Berücksichtigung verdient haben, da hier ein tüchtiger, durch Welt und Bücher gebildeter Mann mit Wärme und mit innigem Gefühle für das Beste der Jugend spricht. Auch er, ein Zögling der Schulpforte, warnt vor dem Zuviel in dieser ehrwürdigen Sache, da es leicht Gleichgültigkeit oder gar Überdruß erzeugen könnte, und setzt dann hinzu:

Wie viele solcher Übungen, in welcher Folge und Ausdehnung den Schulen heilsam seien, im Allgemeinen anzugeben, ist kaum möglich. Es genügt, daß der Staat sie begehrt und über die Einhaltung seiner Befehle wacht. Ihm muß als einem großen, durch Sittlichkeit und Religion in seinem innersten Kräften bewegten Körper daranliegen, daß das Christenthum in allen Formen, in denen er es anerkennt, fest und stark gehalten, daß jede Kirche auf die Wahrung ihrer Lehre, ihrer Satzung gewiesen und darin beschlossen bleibe, weil nur so die Gleichgültigkeit gegen kirchliche Dinge, die zu ihrer Auflösung führt, abgehalten werden kann. Die Ausführung des Einzelnen aber fällt billig den von ihm dazu Eingesetzten anheim.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu den einzelnen Partien des Buches, so können wir unser bereits ausgesprochenes Urtheil nur wiederholen, daß Hr. D. in demselben viel Zweckmäßiges und Schönes gesagt hat. Gleich zu Anfang finden sich zwei geistreiche Ausführungen über die Unterschiede der Erziehung nach Zeiten und Ständen und über den Zweck des Gymnasialunterrichts. Der zweite Theil umfaßt die Unterrichtsmittel des Gymnasiums. Als solche erkennt der Verf. in ideeller Beziehung Mathematik, Grammatik, die Classiker und Religion, weil ihre Nothwendigkeit aus der Idee des Gymnasiums sich herleiten läßt. Ihnen treten die Realien gegenüber, durch welche die Beziehung des Gymnasiums auf die unterschiedenen Sphären des Lebens vermittelt wird.

Es würde uns viel zu weit führen, auch der Tendenz dieser Blätter nicht entsprechen, wenn wir die einzelnen Abschnitte mit unsern Bemerkungen begleiten wollten. Wir werden also nur Einzelnes hervorheben. Manches, was Hr. D. ganz gut vorgetragen hat, findet sich indeß bereits in andern pädagogischen Büchern und ist das Gemeingut aller Lehrer geworden, sodaß hier grade nicht von Neuheit die Rede sein kann, wenn wir die Einkleidung ausnehmen. So stimmen z. B. seine Bemerkungen über Grammatik und Mathematik als die Logik des Gymnasiums mit Dem überein, was Föhlisch in seinem Programme von 1834: „Das Gymnasium, eine natürliche Vorschule der Philosophie" („Schulschriften", I, 237 fg.), auseinandergesetzt hat; die Methode des geschichtlichen Unterrichts ist im Ganzen keine andere als die, welche in dem Protokolle der 1826 gehaltenen Conferenz der westfälischen Gymnasiallehrer bevorwortet und in mehren Programmen ost- und westpreußischer Schulmänner (Fabian, Lucas, Hirsch und Hamann) aus den J. 1832—35 empfohlen worden ist; was der Verf. über die Methode im classischen Unterrichte sagt, findet sich nicht sehr abweichend bei Thiersch, Baumgarten-Crusius, Matthiä, Siebelis, Föhlisch und andern verdienten Gelehrten und Schulmännern.

Zuvörderst ist es eines ganz besondern Lobes werth, daß Hr. D. als Lehrer der Mathematik die griechische und lateinische Sprache so hoch hält, daß er erklärt, sie müßten der eigentliche Stoff und Inhalt des Gymnasiums bleiben, auf dessen Aneignung deiweitem die meiste Zeit verwendet werden müsse, und daß die christliche Wissenschaft und Kunst der fortwährenden Aneignung der antiken Welt und ihrer Werke bedürfe, wenn sie nicht in Dunkelheit und in trübe Einseitigkeit verfinken wolle; wer darum die classische Bildung nicht erhalten habe, der besitze auch nicht die Fähigkeit, der erkannten Wahrheit Gottes die rechte klare Gestalt zu geben — ein sehr wahres Wort. Für die Gymnasien, sagt der Verf. ferner, ist das Studium der griechischen Classiker ebenso nothwendig als das der lateinischen; an den Erstern entzündet und entwickelt sich der wissenschaftliche Sinn, ebenso der Sinn für Schönheit und Geschmack, an den Andern lernt der Schüler zweckmäßig reden und handeln. Er muß daher auch in dieser Sprache reden und schreiben lernen, und es würde einen Verfall der Gymnasien verrathen, wenn die Übung und Fertigkeit im Lateinischsprechen und Lateinischschreiben nachließe. Jedes Gymnasium müßte es als ein Hauptziel seiner Wirksamkeit betrachten, daß jeder seiner Zöglinge nicht blos correct die lateinische Sprache reden und schreiben, sondern auch nach echt römischer Weise reden und schreiben lernte. Das Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, heißt es an einer andern Stelle, hat lediglich den Zweck, die grammatischen Formen und Regeln recht einzuüben. Ref. stimmt Hrn. D. in dieser Ansicht ganz bei: die große Bevorzugung des Griechischschreibens hat der Fertigkeit im Lateinischschreiben seit dreißig Jahren wesentlich Eintrag gethan. Ungern sehen wir in diesen Abschnitten die so nützlichen und angenehmen Übungen in der lateinischen Verskunst ganz übergangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nächte. Gepanzerte Lieder von Karl Beck.

(Beschluß aus Nr. 227.)

„Börne schreibt die Bibel." So ist die dreiundzwanzigste Nacht überschrieben. Die alte Bibel, mit der wir uns so lange begnügt, enthält unter Anderm einige kernige Sprüche. Mit Hülfe derselben hat es so Mancher „unter den Trümmern der längst gefunkenen Welt" bis jetzt ausgehalten. Zum Exempel: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.". „Was du willst, daß die geschthe, das thue du auch" u. s. w. „Liebet eure Feinde und thut wohl Denen, die Euch hassen." „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet." „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung." „Was hülfe es ihm, so Einer die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele", oder, wer der Liebe entbehrt, gleicht „einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle". Börne ist unstreitig an starken Redensarten einer der Stärksten; in seiner neuen Bibel hat es ihm aber nicht gefallen, dergleichen kernige Sprüche, die Jeder versteht und die dem Geringen wie dem Hohen ins Mark dringen, aufzunehmen. Ja, es verwundert, von einem solchen Manne des Volkes so wenig, oder eigentlich nichts zu hören, was den gemeinen Mann erquickt. Der durchgehende Charakter der neuen Bibel ist negativ; er lautet, in schlechte Prosa übersetzt, ungefähr: So viel habe ich gewünscht, gehofft, getrümmt, gedacht, siehst du, und es ist doch nichts geworden! Das klingt sehr ordinair, und die Verse klingen so pompös, darum ist es besser die Verse zu lassen.

Du hast umsonst dein Blut an uns verschwendet ꝛc.
Du hast im schönsten Glauben uns erzogen,
Des Lichtes Feuersäulen anzubeten;
Um diesen Glauben hat man uns betrogen,
Zu Juden uns gemacht und dann getreten.

Zu Juden und gesteinigt und beschnitten,
Zur Knechtschaft verdammt und dann gesteinet,
Im Reigen der Geschöpfe nicht gelitten,
Bis wir vor fremden Göttern niederknieten.

Da schaue her, verzweifle, Rabenvater,
Wer zeugen will, muß auch versorgen wollen:
Wir spielen Sklaven auf dem Weltentheater,
Und du versprichst uns Herrn- und Bürgerrollen

Die Sündflut wird in der neuen Bibel erklärt: Das frühere Gigantengeschlecht habe am runden Tische gesessen, wo Jeder obenan sitzt, und zwar weil die Erde auch rund ist. Daher darf ein Jeder der Beste werden. Solcher Rivalitätsneid habe dem Herrn der Heerscharen bange gemacht, und er sandte die grauen Wellen der Alltäglichkeit auf die Erde.

Der zweite Theil der neuen Bibel schenkt uns ebenfalls nichts Positives. Doch hatte die alte Bibel, wenngleich nicht als Hauptbestandtheil, auch ihre Klagelieder Jeremiä. Deren finden sich hier viel schöne, auch wahre. Wo wäre nicht Grund, zu klagen! Doch wenn Klagen nur nicht monoton werden, wenn der Witz durchleuchtet, wie lichte Silberblitze die schwere Masse des Verdrusses durchbrechend, hört man sie gern. So die Klagen der sechsundvierzigsten Nacht. Nur die compacte Unverdaulichkeit des Missvergnügens wirkt tödtend. Dagegen wird der Beweis für die Strophe der neunundvierzigsten Nacht noch erwartet:

Wie halten nur, wir schlagen nieder?
Wir bauen auch und lieben echt
Und beingen, singen, Karte bieder,
Als Ständchen, unserm schönen Recht.

Dafür eine reiche Variation desselben Themas, das im zweiten Theile nur milder erklingt, jedoch positiver ausgesprochen ist:

Der Liebe Geister schworen
Auf unsre Erde nicht herab.
Die Erde, rings vom Meere umgeben,
Ist nur ein thränbenetzes Grab.

Oder:

Gott war ein Fürst, er flog vom Throne,
Ein Fürst, der fromm und edel hieß —
Der seinen Treuen nichts zum Lohne
Als seine Liebe hinterließ.

Oder:

Wohin du siehst, ein leerer Raum.
Du hörst kein Herz darinnen schlagen.

Dagegen, wo die Wehmuth in den Schmerz spielt, auch manche Perle, wie das schöne Gedicht der vierundfunfzigsten Nacht. Überhaupt bekommt von hier an das elegische Element mehr Gewicht; die Übersetzungen aus Börne machen den Ergüssen eigner Stimmungen Platz.

Der Gedankeninhalt des vierten Märchens (die dreiundsechzigste bis siebzigste Nacht), überschrieben: „Das junge Palästina", ist so ziemlich in folgenden beiden Strophen charakterisirt:

Wenn das Geschick des Menschen kühnes Streben
Im Hohne will zerschmettern an den Wänden
Und zeigen, daß ein ganzes, ganzes Leben
Nichts als ein Federball in seinen Händen:

So schafft es eine Seele, thatenfrühende,
Mit Kraft bereitet, zum Gott sich aufzuringen,
Und läßt sie dann ergläuhend und verglühend
Dem Schoose eines Judenweibs entspringen.

Zu dem Thema, was freilich in seiner tragischen Wahrheit ewig ist wie der ewige Jude, dann als Schlußwort:

Im Kerker Judenthum bin ich gefangen
Und rüttle kraftlos an den Gitterstäben;
Als Kerkermeister kommt die Zeit gegangen.
Ach, und ergähnt, was draußen sich begeben.

Unselig Volk! Das ist Jehovah's Strafe,
In Banden bist du dreifach eingeschlagen!
Du bist des Christen, bist des Geistes Sklave,
Und auch des Spottes Kette mußt du tragen!

Das Thema ist Poesie selbst; die Variationen darauf werden es immer sein, wenn sie den elegischen Ton der Resignation finden, in den der Dichter hier einlenkt; nur da, wo sie „thatenfrühend" und „gedankenknisternd" im Judenthume den angeketteten Prometheus der Weltfreiheit erblicken, verfallen sie dem Fluche des Lächerlichen. Der vulgairr Spott, der die Nationalität selbst traf, prallt jetzt ab, wo diese sich zeigt, wie sie ist, ihre Mängel nicht bedeckend mit dem Mantel des europäischen Ultraliberalismus.

Wir ließen den Dichter mit seinen eignen Worten reden. Wo unsere Meinung sich doch dazwischen aussprach, war es unwillkürlich. Sie auszuführen erforderte ein Buch, nicht minder umfangreich als seines. Das wäre verlorene Mühe. Was sich über den Stoff sagen läßt, ist schon gesagt, so pro als contra. Wir haben es hier mit einem Parteimanifest zu thun. Wir kennen es längst; nur noch nicht in gepanzerten Liedern. Wer schon dafür ist, mag sich freuen, seine Gedanken in geharnischten Versen zu lesen; wer dagegen ist, den wird der Stahlglanz nicht einschüchtern und bekehren. Wir leben in einer Zeit, wo man sich durch Einschüchterung nicht mehr bekehren läßt. Die Anhänger des liberalen Judenthums haben Halleluja gerufen über die neue Offflamme. Auch eine Offflamme thut's nicht mehr. Übertriebenes Lob schadet nur Dem, über den es ausgegossen ward.

Die Sache für sich; nur noch ein Wort über den Dichter, und hier kommt eigne Meinung. Wir leugnen nicht, mit Mistrauen diese „Nächte" in die Hand genommen und mit starkem Mißbehagen uns hineingelesen zu haben. Der Dichter verbarg sich unter dem gespreizten, feierlich Parteistreiter, die Poesie unter dem umgeschnallten Harnisch. Unsere Meinung änderte sich im Fortlesen. Es quoll immer mehr Wahres, wirklich Empfundenes und Schönes aus dem Harnisch hervor. Wir er-

Digitized by Google

kannten, die Panzerkruste ist nicht angewachsen, sie ist nur umgeschnallt. Hinter der pausbäckigen Fähnrich-Pistolpoesie athmet eine andere lebensfrische, ein Talent, und ein nicht unbedeutendes, das, wenn es die barocken, geschmacklosen Stahlschuppen abgehäutet, in dauerhafterm Glanze auftreten und, wenn es nicht den Mund mehr so voll nimmt, mit süßen Lippen singen mag. Wenn der Dichter nicht mehr „ins hrige Bad der Dichtung sich stürzen" und sich nicht mehr mit „der Bilder duftendem Gewürze salben" wird; wenn die Muse ihm nicht mehr „im Glühweinrausch der Küsse" Lieder singen, und er sie nicht mehr mit „seinem rothen Leben" niederschreiben wird; wenn er nicht mehr „auf des Gedankens Eichen sitzen", oder nicht mehr „die Streitart der Gedanken schwingen" und nicht mehr „des Schicksals steingeformte Schranken an seines Willens Kraft zerschlagen" wird; wenn ihm vor Allem nicht mehr

Das Leid der rohe, blutige Korsar,
Der selig kreuzt im stillen Meer der Thräne,

sein wird, — alsdann wird er gewiß ein Dichter werden, und vielleicht auch an seiner Ansicht zweifeln, daß Börne für die Menschheit gefallen ist.

Wir können ihm nichts Besseres wünschen, als daß der Traum seiner achtundvierzigsten Nacht sich an ihm selbst bewähre:

O, glücklich, denen nur im Frieden
Das Lied dahin, ein Bächlein, fließt;
Mir aber ward ein Lied beschieden,
Das bäumend, schäumend sich ergießt.
Es floß in seine stillen Quellen
Die Thräne der gequälten Zeit,
Und auf zum Strome mußt es schwellen,
Zum ernsten Strome, weit und breit.

Sein erster Gang, sein erstes Ringen,
Ein jäher Sturz vom Felsgestein, —
Ein Springen, Dringen und Verschlingen
Bis tief ins stille Thal hinein;
Ein Bauen, Stürzen und Zerschlagen,
Und Überschwemmen das Gefild, —
Das sind die trotzig dunkeln Sagen
Vom Lauf des Stromes, kühn und wild.

Doch kehrt er wieder zum Gestade,
Ins alte, stille Bett zurück,
Wenn er auf alle, alle Pfade
Gestreut der Halmen goldnes Glück.
Dann kommt er ruhig hergezogen
Und wallt und wallet bis ins Meer,
Die Sonne schwimmt in seinen Wogen
Und der Gestirne blankes Heer.

Dann wird er nimmer stürmen, schlagen
Und branden um das Felsenriff,
Dann wird er still und ruhig tragen
Des Lebens schwer befrachtet Schiff.
Und unter Singen, unter Lachen,
Im Rudertakte dort und hier,
So schwimmt auf ihm im bunten Nachen
Des Friedens muntrer Gondolier. 20.

Mancherlei.

Unter dem Fuße des Menschen eilt die Erde sammt ihrem Leben einer unbekannten Sonne entgegen, deren Morgenroth das Auge des Gläubigen erfüllt, ihn erleuchtet und tröstet, wenngleich über dem irdischen Horizont die Sonne der Sonnen nicht aufgeht. Wir stehen und sehen, aber auf bewegtem Boden und als ahnende Propheten der Zukunft. Darum können lebendige Philosophie und Religion sowol solarisch als planetarisch heißen; jenes, wenn das Ziel gemeint wird, wohin sie sich bewegen; dieses, wenn man die unabänderliche Bewegung selbst versteht. Hierüber schelten sich nun die Menschen und gerathen in Sprachverwirrung; jedoch gehören diese Misverständnisse, wie Hamann sagt, zu den Arcanis der göttlichen Haushaltung und Regierung. Gewiß müssen lebendige Philosophie und Religion sich davor verwahren, daß ihnen, wie den Thoren, die Sonne des Lebens und Geistes von dem Metalle goldener Kälber, oder von dem künstlich verfertigten Strahlenscheine der Heiligenbilder entgegenleuchte. Christenthum ist Morgenroth, die Philosophie ist es auch, und beide können durch Erdnebel verschattet, oder durch Kälberdienst entstellt werden. Christliche Färbung oder philosophische können dabei vorwalten, die Färbungen selbst fließen eigentlich ineinander, und der Quell ihres Lichtglanzes ist dieselbe Sonne. Darum ist der Beruf des Christen wie des Philosophen, Gedanken der Morgenröthe in seinem Geist zu kräftigen, zu entwickeln, anzuwenden, mitzutheilen; zu kämpfen mit Wort und That gegen Baalim, so oft diese von Neuem gegossen werden (2. Chron. 28, 2); dies ist ein Kampf der Lichtphilisophie gegen Nachtphilosophie, wovon Jacobi spricht. Und wie zu alten Zeiten Propheten aufstanden, welche das Volk straften, daß es nicht dem Wort des Herrn gehorche, sondern seinem eignen Rath, daß es hinter sich gehe, nicht vor sich (Jer. 7, 24), so müssen auch in unsern Zeiten Männer aufstehen, welche die Völker warnen, daß sie nicht Baalim folgen, wie sie ihre Väter gelehrt haben (Jer. 9, 14), damit nicht der Herr das Schwert hinter sie schicke, bis daß es aus mit ihnen sei (Jer. 9, 16); ja, es ist diese Warnung in unsern Tagen noch nothwendiger als einst, weil man bis dahin nicht erfahren, daß die Götzendiener zur Selbsterkenntniß ihrer Schuld gekommen und gleich den Kindern Israel ausgerufen: „Herr, wir haben an dir gesündigt; denn wir haben unsern Gott verlassen und Baalim gedient!" (Buch der Richter 10, 10.)

Spaniens neuere Geschichte ist tragisch wie keine andere. Nicht etwa, weil die übrigen Völker Europas seit dem Mittelalter lauter Lust und Freude genossen, sondern weil Spanien finstern Mächten unterthan geblieben, denen zu entfliehen jene Völker Gut und Blut geopfert. Die schöne pyrenäische Halbinsel, mit ihrem südlichen Himmel, mit ihren reichen Produkten, ihren stolzen und kühnen Bewohnern, war und ist der Schauplatz kriegender Gewalten, ungebändigter Leidenschaften, muthloser unerweckter Thatkraft für ein besseres Dasein. Ungeachtet der Schätze Indiens blieb der Staat arm, ungeachtet ihres fähigen lebhaften Geistes die Nation stumpf; denn es walteten über dem Ganzen die Schauer der Inquisition und die Vermächtnisse Philipp II. Nirgend kann bürgerliches Glück und Segen der Regierung gedeihen, wo nicht Freiheit unter dem Schutz von Verfassungen und Gesetzen und Gehorsam unter Herrschaft eines gerechten Willens heimisch werden; es helfen dann nicht die Tugenden und das Geschick des Einzelnen, selbst nicht die Persönlichkeit und guter Vorsatz der Regenten; Alles muß verkümmern und verderben im gemeinsamen Jammer und im Fluch des herkömmlichen Unsegens. Im Kampf der Parteien ist nur das Verderben gemeinsam. Schon der Untergang einzelner Menschen durch sich selbst oder durch äußeres Schicksal ist tragisch, wie vielmehr ein solcher Untergang ganzer Nationen auf dem Schauplatz der Geschichte!

Sollen wir Abendländer aus dem Orient eine Gabe empfangen, so sei sie etwas Phantastisches, welches aus der freisten Natur des Orientalen hervorgeht, der eben damit den Druck des Despotismus sich zu Zeiten erleichtert, obgleich er das Bild des letztern auch in jenes hinüberträgt. Kein Religiöses, Moralisches und noch weniger Witziges haben wir dort zu suchen; denn das Religiöse und Moralische haben unsere heiligen Schriften weit vorzüglicher als Chinesen, Indier und Araber, und an Witz sind unsere eignen Schriftsteller reicher. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 239. — 27. August 1838.

Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinhardt.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

Zweitens. Über die sogenannten Realien urtheilt Hr. Deinhardt recht verständig. Er will durch sie die Unterrichtsmittel der Gymnasien, Mathematik, Grammatik und Religion, auf keine Weise beeinträchtigt wissen und bemerkt sehr wahr, daß der ganze wissenschaftliche Geist des deutschen Volkes untergraben würde, wenn unsere Gymnasien aus der idealen Tendenz, welche durch Ineinanderwirken dieser drei Hauptunterrichtsmittel erzeugt wird, herausgelenkt werden sollten. Die Realien haben nun die Aufgabe, den Gymnasiasten aus der reinen Wissenschaft in das Leben heraberzuleiten, aber nur an der Hand der Wissenschaft und auf wissenschaftliche Weise; Sprachen und Literatur, Mathematik und Religion, die idellen Unterrichtsmittel des Gymnasiums, verhalten sich zu der entsprechenden realen Geschichte, Naturwissenschaft und Kirchengeschichte wie die Lehre zum Beispiel. Sie führen den Gymnasiasten in das Naturleben, in das Staatsleben und in das kirchliche Leben ein, und ihre letzte Wirkung besteht darin, daß der Gymnasiast sich als ein gesundes Glied der Natur und als die Spitze der Natur seinem Leibe nach betrachtet, und daß er endlich, was die Hauptsache ist, ein Glied der kirchlichen Gemeinschaft wird, als solches an allen Verrichtungen und Handlungen der Kirche von Herzen Antheil nimmt und ein Beschützer und Vertheidiger der heiligen Interessen seiner Kirche wird. Was nun das Einzelne angeht, so ist es befremdend, daß Hr. D. die Kirchengeschichte unter die Realien rechnet, da sie doch nach seiner eignen Äußerung S. 126 in den Religionsunterricht der Gymnasien gehört. Auch würde, was er über die Kraft des Protestantismus, über die unsichtbare Kirche Christi und über die sichtbare Gemeinschaft der Gymnasiasten durch kirchlichen Gottesdienst, gemeinschaftliche Gebete und den Genuß des Abendmahls sagt, ebenso gut seine Stelle in dem Abschnitte gefunden haben, wo er von der Religion als einem Hauptunterrichtsmittel gesprochen hat. Recht wacker ist die Stelle über die Geschichte, die eine weit bedeutungsvollere Stellung als die Naturwissenschaft unter den realen Unterrichtsmitteln des Gymnasiums einnimmt. Wir heben die Hauptpunkte hervor. Wenn der Geschichtsunterricht nichts gibt als Namen und Jahrszahlen, oder doch die Thatsachen in solcher Art, daß kein Gefühl, keine Idee darin sich offenbart, so ist er eher schädlich als nützlich, denn eine Gedächtnißübung kann und soll der Geschichtsunterricht nicht sein. Ebenso unzweckmäßig ist es, den Gymnasiasten auf der untern Stufe seiner Bildung schon von Staats- und Rechtsverhältnissen, von Grundsätzen der Politik, von Maximen der Kriegsführung vorerzählen zu wollen. Man kann in der Geschichte ein doppeltes Element unterscheiden, ein objectives, welches auf die Erkenntniß der Einrichtung der Staaten und ihrer lebendigen Entfaltung geht, und ein subjectives, welches das subjective Interesse der Individuen für ihren Staat und den Patriotismus, von welchem die Individuen für ihren Staat und für ihr Vaterland durchdrungen waren, zum Gegenstande hat. Beide Zwecke werden zunächst am besten von der alten Geschichte erfüllt, wo Alles weit objectiver hervortritt als in der modernen Geschichte, aus welcher der Schüler lernen muß, daß volle Freiheit nur im christlichen Sinne möglich ist, und daß die Staatsidee in ihren Unterschieden und in ihrer Einfachheit nur im Christenthume zu ihrer Verwirklichung kommt. Der Unterricht in der neuern Geschichte bleibt in seinem Zusammenhange der obersten Classe vorbehalten, er hat besonders zu zeigen, daß „im Protestantismus die volle Versöhnung des Staats mit der Religion zu Stande gekommen ist" (nach des Ref. Meinung ein zu preciöser Ausdruck). Durch den Geschichtsunterricht soll aber auch der Schüler sich als Glied des Staatsorganismus fühlen lernen, er soll den Drang haben, den Staat, in dem er geboren ist und erzogen wird, zu lieben, seine Interessen zu vertheidigen und den elenden Kosmopolitismus fliehen lernen, der wie der traurige Indifferentismus in religiösen Dingen allen Geist und Begeisterung zernichtet hat.

Eine herzliche Ergebenheit an Fürst und Vaterland, eine Begeisterung für den Mutterstaat und seine Interessen, der volle, wahre Patriotismus, der sich durch kleinliche Erfahrungen und Fehler im Einzelnen nicht irre machen läßt in seiner Kraft und, wenn's gilt, kein Opfer scheut, dieser sollte in allen Seelen der Gymnasiasten kräftig entzündet werden.

Um diesen Patriotismus zu entzünden, dient der Unterricht in der vaterländischen Geschichte, dann auch gemeinschaftliche Spaziergänge und Turnübungen, die Schul-

Digitized by Google

prüfungen, die Feier des landesherrlichen Geburtsfestes, Erinnerungen an wichtige vaterländische Tage und Feste und überhaupt Alles, wodurch der Schüler die Verbindung des Schulorganismus mit dem Staatsorganismus begreifen lernt. Zum Schluß wird die Belebung religiösen Interesses unter den Schülern als ganz besonders zweckmäßig zur Bildung des Patriotismus empfohlen.

Den naturwissenschaftlichen Unterricht — als den dritten Hauptheil der Realien — hält Hr. D. keineswegs für entbehrlich auf den Gymnasien, weist demselben jedoch mit Recht eine nur untergeordnete Stellung an. Denn er dient dazu, dem Schüler das allgemeine Leben der Natur aufzuschließen und in demselben Zweckmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit zu erblicken; er hat auch eine sittliche Folge. Richtig bemerkt der Verf., daß eine in das Einzelne einzehende, oder gar auf das Praktische bezügliche Kenntniß der Thätigkeiten und Producte der Natur nicht in das Gymnasium gehört, ebenso wenig als eine trockene Terminologie oder ein buntes Spiel mit äußerlichen Bildern, sondern nur eine allgemeine Kenntniß des Naturlebens; dazu reiche eine Stunde in der Woche hin. Mit großer Heftigkeit spricht sich der Verf. in einem Anhange über die Einwürfe aus, welche Niemeyer in seiner Schrift: „Gedanken über die jetzige Gymnasialverfassung im Königreiche Preußen" (Halle 1836), gegen den naturgeschichtlichen Unterricht in Gymnasien gemacht hat. Bei ruhiger Überlegung wird indeß Hr. D. wol selbst einsehen, daß durch eine solche Polemik, die von persönlicher Animosität nicht frei ist, der guten Sache nicht genützt werden kann.

Drittens. Über die Religion als Unterrichtsmittel ist bereits gesprochen worden. Inwieweit des Verf. Behauptung, daß in vielen Gymnasien, wie sie jetzt sind, der eigenthümliche Inhalt des Christenthums entweder gar nicht oder doch in einer, die Wahrheit mehr oder weniger in Unwahrheit verkehrenden Weise gelehrt wird, gegründet sei, liegt uns nicht ob zu untersuchen. Hr. D. kennt aber wol schwerlich so viele Gymnasien, um sein absprechendes Urtheil gehörig beweisen zu können. Als Beleg für seine Behauptung führt er mit Schmerz an, daß Niemeyer's „Lehrbuch der Religion" bereits 16 Auflagen erlebt habe und noch fortwährend in so vielen Anstalten gebraucht werde. Dies Buch aber sei, so redlich es sein Verfasser auch gemeint haben möge, in aller Weise so beschaffen, daß es alle Religion zerstören müsse, statt sie zu erzeugen, denn es sei in formeller Hinsicht völlig unbrauchbar, es sei sehr trocken und leer an aller Begeisterung und aus dem abstracten Verstande hervorgegangen, der keine Liebe, keine Wahrheit und keinen Geist hat. Wer ein so hartes Urtheil über ein Lehrbuch der Religion fällt, der urtheilt unstreitig in gleicher Weise über dessen Verfasser, weil Sinn und Charakter desselben auf ein solches Lehrbuch weit mehr einwirkt als auf irgend ein mathematisches oder philosophisches Compendium. Und da können wir es nur tadeln, daß sich der jüngere Mann zu einem so ungerechten Urtheile über einen verdienten Greis hat hinreißen lassen, der nach des frommen Schwarz Urtheil („Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre", I, 41) der Repräsentant der hohen Stufe, welche in seiner Zeit die Erziehungskunde in Deutschland erreicht hatte, gewesen ist. In Hrn. D.'s Worten erkennt man leicht das unbegründete Urtheil derjenigen Schule, die Niemeyer niemals hold war, die sich aber auch nie die Mühe gab, den Werth des Mannes zu erkennen und mit großer Geringschätzung auf ihn herabsah, während Niemeyer grade darin groß war, daß er in seiner praktischen Wissenschaft die Klippen abstracter Speculation und zerfließender Empirie weislich zu vermeiden wußte und die Wahrheiten bewährter Erfahrung durch leitende Ideen an den wissenschaftlichen Standpunkt seiner Zeit anknüpfte. Ref. will jetzt nicht den Lobredner Niemeyer's machen; ist es aber Hrn. D., dessen persönliche Kenntniß nicht in die Zeit von Niemeyer's Wirksamkeit reicht, darum zu thun, sich ein richtiges Bild von Niemeyer's Eigenthümlichkeit zu verschaffen, so wird ihm dazu das Programm von Föhlisch: „Erinnerungen an Niemeyer den Pädagogen" (in dessen „Schulschriften", I, 314 — 380), eine sehr nützliche Anleitung werden, wo auf S. 359 fg. namentlich von dem religiös-sittlichen Grunde gesprochen ist, auf den Niemeyer die ganze Schulbildung zurückzuführen bemüht war.

Viertens. Sehr übereinstimmend erklärt sich Ref. mit der Art und Weise, in welcher Hr. D. den deutschen Sprachunterricht behandelt wissen will. Er hält sich hier durchweg frei von übertriebenen Anforderungen als auch von unbedachtsamer Herabsetzung. Deutsche Aufsätze können nicht entbehrt werden, denn in ihnen treten die verschiedenen Seiten der Gymnasialbildung in einer individuellen Spitze zusammen. Aber deutsch sprechen und deutsch schreiben, geläufig und zweckmäßig sprechen und schreiben lernt der Gymnasiast mehr aus dem Lateinischen als selbst an deutschen Aufsätzen; er lernt es an dem Übersetzen der lateinischen Schriftsteller ins Deutsche, an dem Übersetzen deutscher Aufgaben ins Lateinische und besonders an freien lateinischen Arbeiten und an mündlichem freien Sprechen. Wir freuen uns, Hrn. D. hier in Übereinstimmung mit Thiersch zu finden, mit dem er jedoch hinsichtlich der deutschen Aufsätze nicht gleicher Ansicht ist. Als ein nothwendiges Förderungsmittel der deutschen Arbeiten und zur Bildung des Geschmacks und des deutschen Styls ist die Lecture der deutschen Classiker zu betrachten, das heißt unserer großen Dichter und vor allen Schiller's. Hinsichtlich der modernen Lecture, wie sie ein an sich vernünftiger Drang des Jünglingsalters fodert, ist große Vorsicht zu beobachten, damit sie nicht in elende Romanlesere ausarte und, wie Ref. hinzusetzt, die Lust und Liebe am classischen Alterthume untergrabe. Wir verkennen wahrlich nicht die Vorzüge der modernen Literatur, den großen Ideenreichthum, die bedeutende Subjectivität, das lyrische Moment in der Poesie der Neuern; aber dafür sind die alten Classiker unübertreffliche Muster in der Gestaltung und Darstellung der Ideen. Sie werden sich aber auch in ihrer verdienten Würde überall erhalten, wo der Lehrer des Deutschen gleichmäßig für sie.

Digitized by Google

eingenommen ist; wo dies freilich nicht der Fall ist, wo ein Lehrer es verkennt, daß „das Römische der Grund und Boden ist, aus welchem das Deutsche erwachsen ist", da muß die Liebe zur alten Literatur sehr gefährdet sein, und alle Vorschriften der Behörden und organischen Lehrpläne sind nur schwache Widerstandsmittel.

Die deutsche Lecture — sagt Hr. D. zum Schluß — gehört in die Erholungsstunden des Schülers. Die eigentliche Arbeit bildet das Studium der alten Classiker. Wenn ein Schüler dieser Arbeit seine Kraft entzieht und auch in den Arbeitsstunden deutsche Bücher, wenn auch mit Sorgfalt und Nachdenken, liest und die alten Classiker vernachlässigt, so entsteht in ihm nothwendigerweise jenes schöngeistige, süßliche, sentimentale, geistreich und geistvoll sich geberdende Wesen, welches zu nichts Ernstem und Tüchtigem nütze ist, sondern nur in Ressourcen und Thegesellschaften gehört, wo über Theater, Schiller, Goethe und dergleichen viel gesprochen und nichts entschieden wird.

Die Lecture mittelhochdeutscher Gedichte, der Nibelungen, des Otfried und Anderer auf Schulen berührt Hr. D. mit Recht gar nicht. Hat sich doch auch erst neuerdings Gervinus („Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", I, 65 u. 272) dagegen sehr kräftig ausgesprochen.

Vom Unterrichte im Französischen, im Zeichnen und im Gesange hat Hr. D. nirgend gehandelt. Sollte er diese Gegenstände ganz aus seinem Gymnasium ausschließen wollen? Da würde er nur sehr geringen Anklang bei den Schulmännern Deutschlands finden.

(Der Beschluß folgt.)

Neugriechische Literatur.

Περὶ Ζαχαρίου τοῦ Βαρσχίου. Μιτ. 23, 35. *καὶ Λουκ.* 11, 51. *Ὑπὸ Θεοδοσίου Φαρμακίδου.* (Über Zacharias den Sohn des Barachias u. s. w. Von Th. Pharmakides.) Athen 1833.

Literarische Erzeugnisse auf dem Gebiete der Theologie waren bisher in Griechenland sehr selten und beschränkten sich fast auf die seit mehren Jahren, doch nicht ohne Unterbrechung (vom Herbste 1836 bis zum Sommer 1837), durch den Mönch Germanos herausgegebene Kirchenzeitung („*Κήρυγμα ἐκκλησιαστικὸν*"). Dieses Journal trat anfangs gemäßigt und ohne eine entschiedene Polemik gegen andere Kirchen auf. Nachdem aber der durch seine classische Gelehrsamkeit wie durch seine Beredsamkeit ausgezeichnete und berühmte Priester Konstantin Ökonomos, der 1835 aus Rußland nach Griechenland kam, im Winter 1835 auf 1836 durch seine „*Ἐπιστολικὰ διατριβή*" gegen den Protestantismus ins Feld gezogen war, und nachdem fast gleichzeitig die heilige Synode dadurch, daß sie den Archidiakonus C. Diomedes zum Widerruf gezwungen von ihm über die apostolischen Kanones aufgestellter Sätze nöthigte, eine streng alleglaubige Tendenz bewährte, da fing auch die „Evangelische Trompete" an, eine mehr feindselige Richtung gegen die andern christlichen Kirchen zu entwickeln. Unverständige, unbillige und tiefverletzende Äußerungen eines Inspectors der amerikanischen Missionen über den Zustand der griechischen Kirche, die aus einem amerikanischen Blatte in eine deutsche Zeitschrift übertragen wurden und so ihren Weg nach Hellas fanden, gaben der Geistlichkeit eine, wenn auch nicht ganz ungesuchte, doch sehr gerechtfertigte Veranlassung zu Beschwerden über die protestantischen Missionen und zur Verdächtigung der philanthropischen Zwecke ihrer vortrefflich eingerichteten und von vielen Hundert Kindern besuchten Schulen in Athen und auf der Insel Syra. Außer einigen damals erschienenen Flugschriften machte sich die genannte Kirchenzeitung zum Hauptorgan der Anfeindungen des Protestantismus im Allgemeinen und jener Missionsschulen im Besondern, welche Anfeindungen ihren Gipfel in einigen unruhigen Auftritten auf Syra (Sommer 1836) erreichten. Allein diese Bestrebungen der altgläubigen Eiferer schritten an der beim Volke fest begründeten Überzeugung von dem Nutzen jener Schulen, deren Besuch seitdem fortwährend im Steigen begriffen ist, und bald ruhte der theologische Hader gänzlich, als der kriegliche Staatskanzler einige Monate später von der heiligen Synode ein Decret erwirkte, durch welches der Mönch Germanos, als politischer Umtriebe verdächtig oder gar überführt, in ein entlegenes Kloster verbannt wurde.

Nach der Rückkehr des Königs fand auch Germanos Fürsprecher, und es wurde ihm gestattet, aus der Verbannung wieder zurückzukehren, worauf er bald sein Journal wieder fortsetzte, zu welchem der berühmte Ökonomos fortan häufig Beiträge lieferte. Die „Evangelische Trompete" schlug aufs Neue die frühere intolerante und polemische Richtung ein, hierin nur ein treues Organ der Majorität der heiligen Synode, deren Intoleranz sich in früher nicht gekannten sehr erschwerenden Bestimmungen über gemischte Ehen sowie in einigen andern demselben Princip entsprungenen Acten deutlich kund gab. Die öffentliche Stimme begleitete als den Urheber und Anreger dieser Sinnesart und Handlungsweise der heiligen Synode den Priester Ökonomos, was auch dieser selbst nicht abzuläugnen scheint. Dabei müssen wir es freilich auf sich beruhen lassen, ob auch die weitere Beschuldigung der Gegner einigen Grund hat, als handle nämlich Ökonomos in dieser Beziehung nur im Interesse und nicht gegen die Absichten der russischen Regierung, zu welcher er im Unterthanenverhältnisse steht, und von der er nicht allein früherhin mit Orden und Ehren überhäuft worden ist, sondern noch fortwährend eine sehr bedeutende Pension bezieht. Diese letztere gilt sogar für das Hauptbindemittel, wegen dessen der gelehrte und beredte Mann nicht in griechische Staatsdienste tritt, da das arme Griechenland nicht im Stande sein würde, ihm eine gleich reiche Versorgung anzubieten.

Diese historischen Notizen glaubten wir vorausschicken zu müssen, um den Standpunkt zu bezeichnen, aus welchem die zwischen Ökonomos und seinen Freunden einerseits und seinen Gegnern andererseits ausgebrochene Polemik aufzufassen ist. In dem Novemberhefte 1837 der „*Ἐκκλησιαστικὴ Σάλπιγξ*" war ein Aufsatz von Ökonomos erschienen: „*Περὶ Ζαχαρίου τοῦ παιδὸς τοῦ προδρόμου ὑπομνηματικὴ ἐπιστολή*", in welchem der Verf. auszuführen suchte, daß der in den oben angeführten Schriftstellen erwähnte Zacharias der Vater Johannis des Täufers sei, seine Ansicht größtentheils aus der Kirchenväter fügend und freigebig in Seitenhieben gegen Diejenigen, welche die patristischen Traditionen nicht hinlänglich hoch und heilig halten möchten. Diese Ausfälle scheint der Verf. der vorliegenden Gegenschrift vorzugsweise auf sich bezogen zu haben. Hr. Th. Pharmakides, gegenwärtig Secretair der heiligen Synode, hat in Göttingen Theologie studirt und ist in Deutschland bekannt als ehemaliger Herausgeber des „*Κοινὸς ὁ Λόγος*", in Griechenland aber als einer der aufgeklärtesten freisinnigsten Geistlichen, als entschiedener Gegner des Mönchthums und Klosterwesens und als einer der Begründer der gegenwärtigen kirchlichen Ordnung, dabei in seinen politischen Ansichten dem Liberalismus huldigend und deshalb ehemals an der Spitze der Opposition gegen den verstorbenen Präsidenten Kapodistrias und gegen das sogenannte russische System. Pharmakides nimmt also in dieser Schrift den hingeworfenen Handschuh auf und beleuchtet in dem ersten Theile derselben (S. 1—149) den erwähnten Aufsatz seines Gegners, in strengwissenschaftlicher Form die Ansicht und die dafür versuchte Beweisführung desselben prüfend und Schritt für Schritt widerlegend, indem er selbst dagegen die Meinung der meisten Neuern zu begründen sucht, daß jener Zacharias der Sohn des Jodae sei. Indeß ist diese historische Streitfrage, obgleich sie formell den Hauptinhalt des Buches ausmacht, im Grunde nur das

Digitized by Google

Mehiki, um die von Ökonomos aufgestellten Behauptungen über den Umfang und die Geltung der kirchlichen Tradition, des λόγος ἐκ παραδόσεως ἀγραπτότερος, mit großer Klarheit und Schärfe zu bekämpfen, auch andern Ansichten derselben entgegenzutreten, seine ganze Tendenz als eine aus politisch-hierarchischen Zwecken hervorgegangene zu bezeichnen und zu verdächtigen, und die im griechischen Publicum verbreitete hohe Meinung von dem tiefen theologischen Wissen des Ökonomos in ihren Grundfesten zu erschüttern. Gegen seine Tendenz ist namentlich gerichtet ein vortrefflicher Abschnitt über die Pharisäer (S. 110 fg.), die hier unter Anderm sehr beziehungsreich mit den Worten des Josephus (Ant. jud. 17, 2, 4) bezeichnet werden als „Solche, die vor Allen den Königen zuwiderzuhandeln geeignet sind“ (βασιλεῦσι δυσμενέστατοι μάλιστα ἀντιπράσσειν). Wenn diese Anspielung noch eines Commentars bedürfte, so gibt diesen der folgende Satz: „Allein, Dank sei dem christlichen und biedern Charakter des hellenischen Volkes, die heilenischen Pharisäer finden weder Glauben, wenn sie gegen den König reden, noch schenkt man ihnen Gehör, wenn sie in den Häusern und auf den Gassen und überall gegen die wahrhaft Frommen als gegen Unfromme (ἀσεβεῖς) reden oder declamiren.“ An diese Stelle knüpft sich die nachstehende unter den Text gesetzte Anmerkung des Hg. mit männlicher Freimüthigkeit die 1833 ausgesprochene Unabhängigkeit der griechischen Kirche von dem Patriarchen und der Synode in Konstantinopel gegen die heutigen Umtriebe der Gegner rechtfertigt und in Schutz nimmt, und die wir, als den Standpunkt der Parteien bezeichnend, hier ganz mitzutheilen uns nicht enthalten können:

„Die Unabhängigkeit der Kirche des Königreichs Griechenland ist gleichzeitig mit der Unabhängigkeit der griechischen Nation; und was am 23. Juli 1833 geschah *), war nichts Anderes, als die rechtskräftige Anerkenntniß Dessen, was seit 1821 factisch bestanden hatte. Die Autonomie und Selbstständigkeit eines Volkes und die Abhängigkeit seiner Kirche von einer andern sind zwei unverträgliche Dinge, wie man die Sache auch betrachten möge, und nichts in der Stande, daß ein griechisches Volk zu überreden, daß es wieder dahin zurückkehre, von wo es sich losgerissen hat; denn es hat hierin übereinstimmend mit den Principien (λόγοις) unserer rechtgläubigen morgenländischen Kirche gehandelt. Diese mit dem Nationalwillen übereinstimmende Handlung wünschten Einige um selbstischer Zwecke willen zu verhindern; und da sie dies nicht durchsetzen vermochten, haben sie seitdem nicht aufgehört, diesen Act zu verdammen und unbegründete Argumente dagegen beizubringen. Es ist jetzt ein ganzes Jahr, seitdem in der hellenischen Bürgergemeinde einige Männer aufgetreten sind, welche, am eignen Gewissen gebrandmarkt, nicht aufhören das hellenische Volk zu bejammern, als habe es seinen Glauben und seine Sprache verloren. Sie haben hierzu auch einige Parasiten katechisirt, die sie als Apostel so seltsamer Lehre aussenden. Und was kröchen sonst die Meister als die Jünger? Dahin ist der Glaube in Hellas, dahin ist die Sprache; die Kirche ist unterjocht; der Klerus ist erniedrigt; Dieser und Jener ist gottlos (ἀσεβής); Dieser und Jener ist heterodox u. s. w.! Daß aber der so große Eifer dieser Menschen trügerisch und hinterlistig ist, daran zweifelt weder die Nation noch die Regierung. Die Hellenen haben Ströme Blutes für ihren Glauben und ihr Vaterland vergossen; und seitdem sie durch Gottes Hülfe ihr Vaterland wiedererlangt, betrachten sie ihren Glauben als ihren heiligsten Schatz und bewahren ihn, um ihn ihren Enkeln von Geschlecht zu Geschlecht unverletzt und ungeschmälert zu überliefern, wie sie ihn von ihren Vätern empfangen. Sie verrathen weder ihren Glauben noch ihr Vaterland; aber hierzu bedürfen sie weder einer Ermahnung noch einer Vormundschaft. Wir bitten also Diejenigen, welche aus selbstischen Zwecken so großen Eifer und so große Frömmigkeit erheucheln, endlich aufzuhören über Hellas Wehe zu rufen, denn Hellas bedarf keiner Klageweiber, und aufzuhören, Krokodilsthränen über die Hellenen zu vergießen, denn sie machen sich dadurch nur lächerlich; und dies um so mehr, je mehr es allbekannt ist, daß ihre Worte nicht mit ihren Handlungen übereinstimmen, und daß hieraus ein unerträglicher Widerspruch hervorgeht. Mögen sie uns dies aufs Wort glauben!“

Hierin ist, wenn man die Verhältnisse kennt, fast jedes Wort schlagend, und diese Probe mag zeigen, wie wichtig diese Schrift dem Kirchenhistoriker zur Kenntniß der gegenwärtigen Regungen im Schoos der griechischen Kirche ist. Endlich den letzten obenerwähnten Zweck, den bisherigen fast blinden Glauben an das große theologische Wissen des derzeiten Ökonomos zu erschüttern, dürfte Hr. Ph. auch nicht ganz verfehlt haben. Er weist nämlich schlagend nach, daß Ökonomos das Material seiner Abhandlung größtentheils aus Schriftsuhn und ähnlichen andern Werken entlehnt hat, und dabei oft ungeschickt verfahren ist, indem er in der Übertragung der lateinischen Sätze und Citate sich seltsame Fehler hat, zu Schulden kommen lassen. Einen verwandten Zweck hat auch der Anhang der Schrift: „Περὶ ἀποστολικῶν κανόνων“, den wir in gleichnamigen Aufsatz desselben Verf. gerichtet ist, in welchem seine classisch-philologische Gelehrsamkeit einer Prüfung unterworfen wird. Welche weitere Folgen die so begonnene theologische Fehde der Hyperorthodoxen und der Gemäßigten in der griechischen Kirche haben wird, muß die Zeit lehren.

57.

*) Die Einsetzung der griechischen heiligen Synode in Nauplia.

Notiz.

Eine der sonderbarsten Schriften ist ohne Zweifel folgende: „Pragmatische Geschichte einer Hostia, welche Endesgefetzter aus der hohen Hand des hl regierenden Herrn Herzogs von Würtemberg, Herzoglichte Durchlaucht, erhalten hat und annoch besitzt. Mit Erlaubniß der Obern. Konstanz, gedruckt bei Martin Wagner. 1789.“ Ich gestehe wenigstens über den Inhalt dieses Titels die Neugierde, zu wissen, was es mit dieser Hostie für eine Bewandniß habe, mächtig in mir regte. Die Sache verhält sich aber so: der Verfasser der Schrift, Johann Riedmüller, erhielt am 8. August 1779, als er noch herzoglich würtembergischer Hofkaplan war, aus der Hand des Herzogs eine Hostie mit den Worten: „Herr Hofkaplan! hier hab ich eine Hostie, die Ich Zusammenkunft verehrt; ein gewisser Bedienter hat sie aus einer großen Schmiedekohle herausgeschlagen; wenn Er die Sache noch besser und umständlicher verlangt, so kann und wird Ihm der Oberstlieutenant und Oberauditor Weinmann die beste Auskunft geben können. Da es doch möglich, daß die Hostie consecrirt, so nehm Er sie hin; Ihr Geistliche müßt wissen, was damit zu machen sei u. s. w.“ Der Verf. wendete sich nun an den Bogenhuten und erhielt von demselben über den Vorfall einen schriftlichen Aufsatz. Diesem zufolge hatte der Bediente Joseph Friedrich Blaumann eine große Schmiedekohle von Buchenholz, eines mittelmäßigen Mannsarms dick und durch und gebraunt, auf dem Herde gefpalten, wobei diese Hostie, von der Größe eines mittelmäßigen Dreibatzenstücks, herausgefallen war. Die Lage derselben in der Kohle konnte nicht bemerkt werden, weil der Bediente dieselbe zu früh zerschlagen hatte. Die Hostie war so dick als die gewöhnlichen, und der Verf. glaubte in der Zeichnung einen gothischen Griffel zu erkennen. Er setzte voraus, daß sie sich derzeits in dem lebenden Baume befunden haben müsse, und die Frazen, wie sie sich dort bei dem jährlichen Ein- und Austreten des Saftes sowie später bei der Verhohlung des Holzes habe erhalten können, wie sie in den Baum hineingekommen sei u. s. f., schienen ihm so wichtig und schwierig, daß er den Fall in einer eignen Schrift bekannt machte.

19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 240. — 28. August 1838.

Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anfoderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinhardt.

(Beschluß aus Nr. 239.)

Der dritte Theil der Deinhardt'schen Schrift handelt von der Methode des Gymnasialunterrichts. Der Verf. zeigt auch hier, daß er über die einzelnen Gegenstände nachgedacht und manches Fehlerhafte in der bisherigen Methode zu beseitigen gesucht habe. Indeß wird der in der Literatur der neuern Pädagogik bewanderte Leser leicht bemerken, daß Hr. D. nicht überall Neues gesagt habe, sondern sich oft zu denselben Ansichten bekennt wie seine Vorgänger, die er nun einmal gänzlich ignorirt, die aber doch auch wissenschaftliche Leute waren und den empirischen und den rationalen Unterricht ebenso gut voneinander zu trennen verstanden als unser Verf., der überall diesen Gegensatz aufgestellt hat. Ebenso könnten seine Worte auf S. 286, daß sein Bestreben gewesen sei, den Gymnasialunterricht als ein organisches Ganze, welches von einem lebendigen Principe zusammengehalten und entwickelt wird, zu fassen, von Manchen so verstanden werden, als ob er unter allen Pädagogen zuerst diesen Zweck verfolgt habe. Wir trauen indeß Hrn. D. eine solche Vornehmheit nicht zu, da ihm ja wol nicht unbekannt geblieben sein kann, daß das Princip der Wissenschaftlichkeit im Organisiren gelehrter Anstalten nicht blos in größern Werken, wie in denen von Niemeyer, Schwarz, Bernhardi und Thiersch vorherrscht, sondern auch in kleinern Schriften, wie sie z. B. Baumgarten-Crusius, W. E. Weber und Friedemann verfaßt haben, und in einer Reihe gehaltvoller Schulprogramme — wir erinnern etwa nur an die von Matthias in Magdeburg, Dilthey in Darmstadt, Kirchner in Stralsund, Weber in Kassel, Baum in Köln — durchgehends verfolgt worden ist. In dem Buche unsers Verf. enthält der erste allgemeine Abschnitt theils Bekanntes, theils Unverständliches, was größtentheils durch die Anwendung philosophischer Terminologien hervorgebracht ist. Dann folgt die methodische Vertheilung des mathematischen Unterrichts auf Gymnasien, wo Hr. D., wie zu erwarten war, für seine Wissenschaft mit Eifer streitet und sich namentlich sehr gegen die Aussprüche der im Mai 1834 zu Halle versammelten Gymnasialdirectoren erklärt, die einstimmig auf Beschränkung des mathematischen Unterrichts angetragen hatten. Ref. ist dort nicht gegenwärtig gewesen, aber er weiß, daß jene Männer die Mathematik nicht als Unterrichtsmittel angegriffen haben oder so bestimmt gegen die Mathematik aufgetreten sind, als der englische Recensent von Whewell's „Thoughts on the study of mathematics" im „Edinburgh review", 1836, Nr. CXXVI, gethan hat, noch, wie Beneke thut („Erziehungs- und Unterrichtslehre", II, 40), den formalen pädagogischen Nutzen der Mathematik als sehr problematisch betrachtet haben. Jene Directoren klagten nur darüber, daß die Schüler hier und da fast zwei Drittheile ihrer Zeit auf das Ausarbeiten vollständiger mathematischer Hefte, auf die Lösung der daneben erhaltenen Aufgaben, ja sogar auf mathematische Privatstunden wenden müßten. Und dagegen mußte von Amtswegen gesprochen werden. Man vergleiche die vortreffliche Ausführung Schmidt's in seiner Schrift: „Über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht." Übrigens erkennen ja selbst Mathematiker vom Fach, wie Diesterweg („Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise", S. 86 fg.), es an, daß die Vereinfachung der Lehrgegenstände mit Mathematik und Naturkunde beginnen müsse, daß von der Arithmetik auf die Gymnasien nur die Rechenkunst und die niedere allgemeine Arithmetik gehöre, von der Raumlehre nur die ebene Geometrie und die Stereometrie.

Die methodologischen Bemerkungen über den Unterricht in den alten Sprachen enthalten gute Bemerkungen über die Philosophie der Sprache, über einzelne Theile der Grammatik, über die Unmöglichkeit, den antiken Geist aus Übersetzungen kennen zu lernen, über lexikalische Übungen, Wörterkenntniß und Wörterbildung, über die auf Schulen zu lesenden Schriftsteller, wo wir namentlich die Stelle über die Lecture der Dichter und besonders des Homer hervorheben müssen. Das Einzelne genau durchzugehen oder im Auszuge mitzutheilen, fehlt es an Raum. Auch gibt es hier Punkte, über die man sich schon längst geeinigt hat; andere, über die man sich so bald nicht einigen wird und die also noch Stoff zu mancher Discussion geben werden. Die Abschnitte über die Anordnung des Religionsunterrichtes auf Gymnasien zeigen allerdings, wie ernst und gründlich Hr. D. über diese Gegenstände geforscht hat, und wir glauben gern, daß ein so geord-

Digitized by Google

neter Katechismus und rationaler Religionsunterricht von gedeihlichen Folgen für Schüler sein wird. In allen Classen des Gymnasiums bildet die Bibel, besonders das Neue Testament, die absolute Grundlage des Unterrichts; in den untern Classen ist es Katechismusunterricht, nach der Confirmation und in den obern Classen rationaler Religionsunterricht. Bis dahin gilt das Hinnehmen auf Autorität, im Jünglinge aber ist der Drang nach Selbständigkeit begründet, und es ist ein völliger Mangel an Weisheit und Erkenntniß der menschlichen Natur, wenn das rationale Element in den Religionsunterricht des Jünglingsalters nicht aufgenommen wird. Die christliche Religion ist in sich selbst die tiefste Vernunft und der schärfste Verstand, und es brauchen daher ihre der Erkenntniß angehörigen Elemente nur aus ihr hervorgehoben und entwickelt zu werden, damit sie auch die tiefste Befriedigung des erkennenden Jünglings bilde, wie sie die tiefste Befriedigung für den fühlenden Knaben war. *) Eine Trennung der Religion in Dogmatik und Moral ist auf dem Gymnasium nicht an ihrer Stelle, wenn der Unterricht nicht seinen wahren Standpunkt verlassen und daher unfruchtbar werden soll. Was nun weiter im Einzelnen über die verschiedenen Stufen des Katechismusunterrichts, über die zusammenhängende Geschichte der Erlösung im rationalen Unterrichte, über die Entwickelung des Christenthums nach der Vollendung des Erlösungswerkes, über die Erkennung des vernünftigen Zusammenhanges der christlichen Lehre, wie sie in der Bibel enthalten ist und sich aus der heiligen Schrift geschichtlich entwickelt hat, ferner über die Lecture der Bibel und die Vortrefflichkeit des Lehrbuches von Marheinecke vor allen andern Lehrbüchern (wo wol nicht alle Religionslehrer mit Hrn. D. gleicher Ansicht sein werden) gesagt wird, alles dies kann nicht ausführlicher hier von uns aus den bereits angedeuteten Ursachen besprochen werden.

Und so wären wir wieder zum religiösen Elemente des Gymnasialunterrichts zurückgekehrt, von wo wir ausgegangen sind.

Denn nur wo in einem Gymnasium — sagt Hr. D. — die Religion im Geiste des Christenthums gelehrt wird und die Erkenntniß des dreieinigen Gottes als die höchste Erkenntniß, die Liebe Gottes als die würdigste, ja allein werthe Liebe gilt, wo die Religion der Geist der ganzen Anstalt ist, da wird auch der kirchliche Sinn nichts Äußerliches bleiben, sondern Leben und Wahrheit werden, und die Schüler werden ihn mit hinausnehmen in ihr Berufsleben und treue Glieder der Familie und treue Diener des Staats werden, weil sie treue Diener der Kirche, d. h. des lebendigen Gottes sind.

Zur Vergleichung stellen wir daneben einige Worte, mit denen der von Hrn. D. so hart geschmähte verstorbene Niemeyer die achte Ausgabe seiner „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" wenige Jahre vor seinem Tode beschlossen hat.

Nur in dem Grade wird die Jugendbildung gedeihen und das künftige Geschlecht besser werden, in welchem Religiösität — aller Weisheit und Tugend Anfang und Wurzel — Familien und Schulen durchdringt. Aber es sei die echte, die nicht in geweihten dunkeln Formeln, nicht in sinnlich schwärmenden Gefühlen, nicht in blinder, die Vernunft verachtender Anhänglichkeit an menschliche Lehrbestimmungen, welche die Bibel nicht kennt, das Wesen der Gottseligkeit sucht, sondern sich durch Ehrfurcht, durch Liebe und Vertrauen gegen Gott, durch wahrhaft christlichen Sinn, durch Rechtschaffenheit, Tugend und echte Menschenliebe bewährt.

Wir wissen nicht, wie man das höchste Princip des Gymnasialunterrichts schöner, kürzer und klarer aussprechen kann, als es Niemeyer in den angeführten Worten gethan hat. L.

*) „Zwischen der Vernunft und Religion", sagt Tegnér a. a. O., „findet so wenig ein wirklicher Grundstreit statt, daß die Offenbarung vielmehr die eigentliche Probe der Richtigkeit der Forschung ist, insofern nämlich beide gleichartige Gegenstände behandeln."

Mittheilungen aus Lissabon.

Die Akademie der Wissenschaften in Lissabon. So wie im politischen und gemeinen Leben Portugals Unordnungen, Hader und Streit eingerissen und alle Leidenschaften aufgeregt sind, so haben auch selbst unter den wissenschaftlichen Classen alle diese Übel Wurzel gefaßt, und unsere Akademie der Wissenschaften wird gegenwärtig besonders davon heimgesucht, nachdem sie kaum jetzt angefangen einigen Credit im Auslande durch die Bemühungen des bisherigen Secretairs der Akademie (Maçedo) zu erhalten, welcher Correspondenzen mit allen Akademien und gelehrten Gesellschaften so zu sagen der ganzen civilisirten Welt angeknüpft und dadurch der Bibliothek der Akademie seit einigen Jahren durch die Schriften anderer Akademien einen Zuwachs von mehren Tausend Bänden verschafft hat. Mit einem Male aber wurden Neid und Mißgunst gegen Hrn. Maçedo rege, Intriguen wurden gesponnen und manche Beschuldigungen gegen den Secretair sich einander nach löblicher Sitte ins Ohr geraunt. Mit einem Worte, man wünschte ihn von der Stelle eines Secretairs wegzubringen, was aber seine Schwierigkeiten hatte, da diese Stelle nach den neuen Statuten der Akademie von 1834 lebenslänglich bei dem einmal dazu ernannten Individuum bleibt. Nach den ältern Statuten der Stiftung der Akademie war diese Stelle nur dreijährig, und wie nun nach der Restauration Portugals durch Dom Pedro in allen Zweigen des Staatshaushalts Reformen eintraten, so hieß es auch bei der Akademie, daß deren alte Statuten aus dem vorigen Jahrhunderte nicht mehr für die gegenwärtigen Zeiten paßten; es wurden daher neue geschaffen, die übrigens nur den Zweck zu haben schienen, daß man einen beständigen Secretair schuf, und Senhor Maçedo, der den größten Einfluß dabei hatte, schuf diese Stelle für sich. Jetzt nun, wo mon sich gern seiner entledigen möchte, ungeachtet seiner großen Verdienste um die Akademie, und dieses auf keine andere Art möglich ist, als daß man abermals die Statuten über den Haufen wirft, hieß es, daß die neuen Statuten dem Zwecke der Akademie nicht entsprechend seien, und die Akademie faßte den Entschluß zur Abfassung neuer, oder vielmehr der Modificirung der alten Statuten, und bei der Discussion der Artikel stimmte die Majorität für ein dreijähriges Secretariat (Hauptzweck der Abänderungen). Natürlicherweise mußte ein solcher Beschluß kränkend für Hrn. Maçedo sein, und dieser erklärte, daß er von dem Augenblicke an seine Stelle niederlege. Dies war's, was seine Gegner wünschten, und sie suchten nur durch allerhand Schmeichelworte ihm die Pille zu versüßen, ja man ging sogar so weit, daß man ihn nach vorgängiger Verabredung in der folgenden Sitzung bei der Wahl eines neuen Secretairs einstimmig wieder zu der Stelle erwählte, wahrscheinlich in der Überzeugung, daß Hr. Maçedo diese Ehre ausschlagen würde. Eine wahre Komödie wurde in der Sitzung der Akademie gespielt, die portugiesische Heuchelei zeigte sich dabei in ihrer vollen Glorie; allein aus dem ganzen Acte könnte wol noch ein Lustspiel werden, wenn man sich getäuscht haben

Digitized by Google

und Hr. Macedo gegen alles Vermuthen das Secretariat wieder annehmen sollte. Daß man schon einen Andern in petto hat, dem man diese Stelle, welche 600 Thaler einbringt, zuwenden möchte, versteht sich wol von selbst, und man hat ihn deshalb auch einstweilen schon zum Vicesecretair ernannt. Ob derselbe auch Fähigkeiten genug besitzt, die auswärtige Correspondenz zu unterhalten, sowie es Hr. Macedo eingeführt, ist wol zu bezweifeln; doch darauf kommt es den Akademikern ebenso wenig an, als es der Regierung von jeher darauf ankam, Männer für Ämter zu finden, dagegen aber manche Ämter für Männer geschaffen wurden. Auch außer diesen Zwistigkeiten herrschen so manche andere Unzufriedenheiten unter den Akademikern, die gewiß den Wissenschaften nicht förderlich sind, einzig herbeigeführt durch Persönlichkeiten, die in alle und jede Dinge mit eingeflochten werden, sowie durch die der ganzen Nation so eigne Unverträglichkeit und das stete Hinarbeiten nach verschiedenen Zwecken, welches augenblicklich Spaltungen in allen Corporationen hervorbringt; daher denn auch die wenigen Leistungen und die wenigen Fortschritte in allen und jeden Zweigen sowol des Handelns als Wissens; ein Grund, warum viele Akademiker weder in den eigentlichen Sitzungen der Akademie erscheinen, noch Abhandlungen für dieselbe einsenden, viele wissenschaftliche Männer selbst nicht einmal den Wunsch äußern und nicht das mindeste Verlangen haben, Mitglieder der Akademie zu werden, besonders auch deshalb, weil sich die meisten überschätzen und sich für zu gut dünken, eine Abhandlung einzusenden, von der ihre Aufnahme abhängt, und die erst einer Censur der Akademie unterworfen werden muß, wozu sich höchstens nur junge Anfänger verstehen, die sich noch keinen literarischen Ruhm erwarben.

Das „Panorama", ein literarisches instructives Journal, welches von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse herausgegeben wird und von welchem wöchentlich ein Bogen erscheint, enthält nicht nur Originalaufsätze des Redacteurs (ein talentvoller junger Mann von außerordentlicher Belesenheit der Werke anderer Nationen, besonders der Deutschen, deren größter Verehrer er ist), sondern auch viele Auszüge aus andern wissenschaftlichen Journalen und Zeitschriften sowie aus größern Werken, mitunter auch Recensionen herausgekommener Werke im Auslande in Bezug auf Portugal. Es konnte demselben also auch nicht der im vergangenen Jahre erschienene erste Theil des „Staats- und Sittengemäldes" von Portugal, welches Oberst v. Eschwege in Skizzen und Bildern darstellte und bei Hoffmann und Campe in Hamburg herausgab, entgehen, und er machte darüber folgende Bemerkungen in dem „Panorama". „Es ist uns ein Exemplar dieses Werks, welches vielleicht zu vielen Bänden anwachsen kann, wenn der Verf. so fortfährt, wie er angefangen, zu Gesichte gekommen. Dem Hauptinhalte geht eine Einleitung in Briefen voran, die, obgleich sie in keiner Hauptverbindung mit dem Folgenden steht, dennoch von größtem Interesse ist, da sie in jenem leichten und zugleich scharfsinnigen Style geschrieben ist, den die Engländer Humour nennen, und der besonders da, wo er von der Illumination der Stadt spricht, ein gutes Muster für unsere Schriftsteller abgeben würde, die sich so gern über Alles herauslassen. In der Beschreibung des Volkscharakters und seiner Sitten, welche in dem letzten Briefe der Einleitung mit eingeflochten ist, behandelte uns der Verf. zwar sehr streng, allein unserer Einsicht nach sprach er der Wahrheit gemäß."

Der Recensent führt darauf den Inhalt der Capitel an und läßt sich im Allgemeinen folgendermaßen darüber aus: „Obgleich es unsere Pflicht sein würde, in diesem Journal unsere Meinung über viele Gegenstände der Capitel, welche Bezug auf die gegenwärtige Geschichte und die Bewegung der politischen Parteien haben, auszusprechen, so können wir jedoch nicht unterlassen, zu bekennen, daß das Gesagte des Verf. sich meistens auf authentische Documente bezieht und daß er seine Beobachtungen auf diese gegründet hat. Ganz wahr bemerkt Baron von Eschwege, daß Portugal noch wenig in dem übrigen Europa gekannt ist, und dieses Werk, von einem Manne geschrieben, der über 20 Jahre in Portugal gelebt, muß wol die Aufmerksamkeit des Auslandes erwecken. Unsere Literatur, die in Deutschland schon mehr gekannt ist, verdiente auch, daß man nun das Volk schildert, welches so viele classische Werke hervorgebracht, die sogar von einer gewissen literarischen deutschen Schule überschätzt worden sind. Dieses Buch hat außer seinem innern Werthe auch noch den, daß es zur rechten Zeit erschien."

„Obgleich, zum Nachtheil unserer intellectuellen Fortschritte, das Studium der deutschen Sprache unter uns selten ist, so empfehlen wir doch den Wenigen, die sie verstehen, das Lesen dieses Buchs, dessen Inhalt in so vieler Beziehung mit uns steht."

Schon vielfaltig ist dem Schreiber Dieses die Bemerkung zu Ohren gekommen: ob sich denn Oberst v. Eschwege durch seine freien Äußerungen in einem Lande von so weniger Aufklärung keine Ungelegenheiten aussetze? Die beste Antwort darauf ist wol der Inhalt obiger Recension; sie zeigt, daß die Portugiesen der völligen Emancipation entgegengehen, indem sie schon Wahrheiten auch aus dem Munde eines Ausländers anhören können und ihm Recht geben; wer einmal hier eine solche Journalstimme für sich hat, der hat gewonnen Spiel, Niemand wagt dagegen etwas einzuwenden, so lange es sich nicht um politische Meinungen handelt, und mit diesen hat von Eschwege als Ausländer nichts zu schaffen.

Alexander Hereulano de Carvalho, Redacteur des „Panorama", ist zugleich junger angehender Dichter, der schon Mehres producirt, was ihm die allgemeine Anerkenntniß als ein guter Dichter erworben, besonders seine Poesien, die in besondern Heften erschienen und den Titel: „A voz do propheta" (Die Stimme des Propheten) führen. Carvalho, der alle seine Kenntnisse dem Selbststudium verdankt und sich sehr ausgebreitete bibliographische Kenntnisse in der deutschen, französischen und englischen Literatur erworben, war enthusiastischer Anhänger des liberalen Systems, aus welchem Grunde er sich, kaum 20 Jahre alt, unter Dom Miguel's Regierung genöthigt sah, nachdem er sich lange Zeit bei dem hiesigen deutsch-protestantischen Prediger verborgen gehalten, Portugal zu verlassen und nach Frankreich auszuwandern, woselbst er seine Studien fortsetzte, und alsdann während der Belagerung Portos in dieser Stadt ankam. Nach dem Siege wurde er von Dom Pedro zum zweiten Bibliothekar der in dieser Stadt neuerrichteten öffentlichen Bibliothek ernannt. Hier war er als geborener Bücherwurm ganz an seiner Stelle; jedoch durch den Umsturz der constitutionnellen Charte im Sept. 1836 wurde sein Plan verrückt; als treuer Anhänger derselben gab er seine Entlassung ein, erklärte öffentlich, daß er kein Anhänger des neuen Systems sein könnte, und kehrte nach Lissabon zurück. Hier wurde er Mitarbeiter verschiedener chartistischen Blätter und schrieb darauf seine „Voz do propheta", welche lauter Anspielungen auf das künftige Schicksal Portugals enthält, trübe Visionen und Träume, mit stets durchscheinender Religiosität gepaart. Darauf erschienen seine poetischen Versuche, wie er sie nannte, die er zum Theil in frühern Jahren schon entworfen, unter dem Titel: „A harpa do crente" (Die Harfe des Gläubigen). In dem ersten Gesange, „A semana sancta" betitelt, dem das Motto von Schiller vorgesetzt ist: „Der Gedanke Gott weckt einen fürchterlichen Nachbar auf, sein Name heißt Richter", schildert er das Feierliche der heiligen Woche und die erhabenen Gedanken, welche sie einflößt. Er gesteht aber selbst in den beigefügten Noten, daß er in seiner jugendlichen Einfalt geglaubt, die ganze Pracht dieses großen Dramas der Christenheit umfassen zu können, und daß seine Harfe dazu gestimmt sei, diesen Gegenstand zu besingen; daß er nun aber wohl einsehe, daß die „Heilige Woche" des Dichters der heiligen Woche der Religion nicht ähnlich sei, daß er nicht Kraft genug dazu besessen, daß es dazu nur einen Klopstock gegeben, und daß vielleicht nie wieder ein Klopstock auferstehe. Aus die-

Digitized by Google

sem Grunde des Mangels an innerer Kraft habe er in der Vergangenheit herumgetappt und die Zukunft zu errathen gesucht, über Jerusalem und sein Vaterland gewint, sich zum Himmel erhoben und sei in die Hölle hinabgestiegen, habe die Sonne begrüßt, sowie die Finsterniß; in Athen und an allen Orten habe er nach Inspirationen gehascht, und sie da gesucht, wo er sie nicht hätte suchen sollen, da der Gegenstand, die Erlösung und deren Folgen, über dem Horizont seiner Begriffe gelegen. Der folgende Gesang hat die Ueberschrift: „Arrabida" (auch Träume und Visionen in dem einsamen Gebirgsklofter von Arrabida); ein anderer: „A vox"; ein dritter: „A victoria e a piedade", welcher sich auf die Begebenheiten der Belagerung von Porto bezieht und 1833 an Ort und Stelle geschrieben wurde, den Tage nach einem blutigen Gefechte, dem der Verfasser beiwohnte (wie er in einer Anmerkung versichert), wo seine ganze Imagination noch durch den Anblick der Leichname seiner Freunde und Gefährten, die um die Schanze herumlagen, auf welcher er seinen Sitz genommen, aufgeregt war. Noch hörte er das enthusiastische Geschrei des Angriffs, das Zischen und Pfeifen der Kugeln, das Getöse der Verwundeten, das Klirren der Waffen, das Rücheln der Sterbenden. Wie viele Tapfere waren nicht an diesem Tage gefallen, und er kniefchte bei diesem Gedanken mit den Zähnen, eine bittere Zähre rollte über seine Wangen, und er war im Begriff, einen Fluch über die gefallenen Leichen der Feinde, die hier auch herumlagen, auszusprechen; allein da schien es ihm, als wenn sie sich emporrichteten und ihm zuriefen: „Gedenke, daß auch wir Tapfere waren und besiegt wurden." Er gedachte, parische Höllenpein sei für einen Soldaten sein müsse, sterbend noch die Überzeugung mit hinübernehmen zu müssen, besiegt worden zu sein; und dieser Gedanke allein stimmte ihn zum Mitleiden, er betete zu Gott; er sagte zu sich, bevor ich Soldat war, war ich Christ, und Christus verzieh seinen Mördern unter den Leiden am Kreuze. Die Idee der Verzeihung stärkte und tröstete ihn bei dem Verluste so vieler gefallenen Freunde, und „dir, Glaube ans Evangelium", sagt er, „verdanke ich vielleicht den besten Gedanken meiner schlechten Gesänge".

Der Verf. versichert in einer Nachschrift, daß dieser Gesang nur ein Bruchstück eines ganzen Werks über die Begebenheiten jener Zeit sei, was er schon begonnen, allein noch nicht vollendet, und es sei zu bedürchten, daß dasselbe unter dem Leviathan der Politik zu Grunde gehe, ebenso wie sie jetzt die Ausführung anderer portugiesischen Werke über denselben Gegenstand von Dichtern, die einen Namen haben, einem Garrett und Lopes de Lima, die mit in Dom Pedro's Heere fochten, und ewig schade würde es darum sein, da der Krieg der Restauration von 1832—33 die bewundernswürdigste und poetischste Begebenheit dieses Jahrhunderts gewesen. Noch bis jetzt haben diese ehrenen Männer, diese 7000 Tapfern von Terceira, keinen Dichter gefunden, der ihre Thaten besungen; die Politik hat bisher alle Köpfe in Anspruch genommen. „Wir Alle", sagt Carvalho, „haben unsere Seelen dem unsaubern Geiste des Journalismus verkauft, die Wenigsten aber wissen, daß im Allgemeinen die Politik der Poeten nicht mehr Werth hat als die Poesie der Politiker." Aus diesem Wenigen geht wol hervor, daß Carvalho ein Talent hat, welches gewiß noch Epoche unter den ersten Geistesriesen Portugals machen wird, besonders da er einen unermüdlichen Fleiß und eine Ausdauer besitzt, die selten unter den Portugiesen angetroffen wird. Gegenwärtig beschäftigt er sich besonders in Gemeinschaft mit dem blinden Dichter Castilho mit der Reformation des portugiesischen Theaters, um bessere Stücke auf die Bühne zu bringen, nicht nur durch Übersetzung deutscher Stücke, sondern sie wollen sich auch in eignen Compositionen versuchen und besonders bokrin Moral hervorleuchten lassen. Beide sind deshalb jetzt in einen Federkrieg mit dem Director des portugiesischen Theaters von Rua dos Condes verwickelt, welcher alle die unmoralischen Stücke von Alexander Dumas, Victor Hugo u. A. auf die Bühne bringt. Sie arbeiten, mit einer thätigen Opposition gegen jenes Theater, für das unbedeutendere Theater von Salitre, um dieses zu heben und den Sieg davonzutragen, brachten dasselbst „Die drei letzten Tage eines Verurtheilten" auf die Bühne, ein Stück, was wegen der Neuheit des Gegenstandes in den ersten Vorstellungen das Haus füllte und sehr applaudirt wurde, allein der Zulauf und der Beifall ließen bald nach — die Liebhaber wurden mehr von den Stücken des andern Theaters angezogen, wo man selbst Liebende zusammen im Bett steigen sieht. Mit einem Worte, die Herren werden bald einsehen, daß der Geschmack des Publicums seinen eignen Weg geht und daß sie wenigstens in dieser Periode mit ihrer Reform des Theaters nicht durchdringen werden. 74.

Literarische Notiz.

Neu erschien in London von F. L. Randyph: „Notices of the northern capitals of Europe", ein Werk, welches nach den Urtheilen englischer Kritiker selbst zwar anmuthig und leicht, aber doch ohne Tiefe und Gründlichkeit geschrieben ist. Für uns Deutsche ist besonders interessant, wie der Verf. unsere Landsleute charakterisirt. Wir sehen uns hier in einem Spiegel, wie er nicht schmeichelhafter für uns sein könnte. Von der angeblichen Liebhaberei der Deutschen für Blumen, womit sie die Zugänge zu ihren Häusern und die Fenster verzieren, schließt Randyph auf die Reinheit der deutschen Gemüths zurück und behauptet, dieser Geschmack an Blumenpflanzungen erinnere in unsern lasterhaften Zeiten an das goldene Zeitalter der Unschuld, und es könne da, wo Flora herrsche, nur Rüchtermheit und Friede wohnen; was Alles für uns sehr schmeichelhaft, aber nichtsbestoweniger in sehr trivialen Worten ausgedrückt ist. Der Verf. fährt fort: „In Wahrheit, nach den Wechseln des Krieges, den Verheerungen der Revolutionen und den verderblichen Beispielen der Verräthere und Treulosigkeit, welche alle politischen Wirren begleiten, gibt es vielleicht in der ganzen Welt keine reinere, aufrichtigere und wohldisponirtere Nation als die deutsche. Ernst und warmherzig in der Freundschaft, halten sie von Ceremonien nichts; enthusiastisch und romantisch, drücken sie ihr Gefühl so unmittelbar aus, wie es von ihrem Herzen strömt; sie offeriren keine Zurückhaltung in der Mittheilung ihrer Freuden und Leiden und ziehen die Conversation nicht zu Rathe, wo es um Gefühle geht, wie sie gilt." Dieselbe Reinlichkeit findet er bei den Schweden, welche die Russen nicht blos ihrer alten Feindschaft, sondern auch der Unreinlichkeit wegen hassen, welche den Russen eigen ist. Der Verf. führt einen Vorfall an, der ihm selbst widerfahren sein soll. In einem Gasthause im Thiergarten habe, wie er erzählt, eine Aufwärterin zu seinem Bedienten gesagt, der Herr komme aus Rußland, das spüre sie an dem Geruch seiner Kleider (der Verf. kam in der That aus Finnland). Die Schweden behaupten nämlich, daß ein Aufenthalt von wenigen Tagen in Rußland den dort getragenen Kleidern einen unverwüstlichen Geruch mittheilte. Einige behaupten sogar, daß man ein Kroaten- und Kosakenregiment riechen könne, bevor man es sehe. Der Verf. schrint wirklich in hohem Grade leichtgläubig und ein sonstbster Herr zu sein. Aber das Gesetz der Wahrscheinlichkeit, welches den Juden den Eintritt in das Land verbietet, wundert sich der Verf. um so mehr, da die Engländer sogar über ihre Zulassung zur Gesetzgebung discutirt haben. Man betrachtet sie als ein unreines Volk, welches anderswo fett werden müsse, als in Norwegen. Bei Hellsingör auf Seeland konnte der Verf. den Weidenbaum nicht finden, in welchem Ophelia sich ertränkt haben soll, weshalb sich der Verf. bewogen findet, den durch das Shakspeare'sche Drama afficirten bester über Ophelens Schicksal als ein nur fingirtes zu trösten. Englische Reisebeschreiber machen gern auf Kleinwild von so langwieriger Beschaffenheit wie das geführte Factum Jagd. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 241. — 29. August 1838.

Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von H. Hauff. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Natürliche Theologie ist nach strengem Wortsinne ein Widerspruch, weil das Natürliche auf ein Sichtbares, Begreifliches, das Theologische auf ein Unsichtbares und Unbegreifliches sich bezieht. Weil indeß der Mensch das Bewußtsein beider in sich trägt, weil er mit seinen Gedanken von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare und von diesem auf jenes hingewiesen wird, so behauptet sich für ihn die verbundene Bedeutung beider, er sucht beide stets vollständiger zu begreifen, ja, eigentlich das Begreifliche mit dem Unbegreiflichen, und dieses für jenes, in wohlthätige Verbindung zu bringen. Die Erkenntniß des Natürlichen soll führen zur Anerkennung des Übernatürlichen, also zu einer aus jenem gewonnenen Theologie, was schon der Apostel Paulus ausdrückt: „Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen und wahrgenommen an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.“ (Röm. 1, 20.)

Auffassung der Welt daher als Werk eines ewigen unsichtbaren Schöpfers ist natürliche Theologie, gewonnen durch Offenbarung Gottes in der Natur, dem Menschen hinreichend zu wissen, daß Gott sei (Röm. 1, 19.). Inzwischen ist doch eine Unvollkommenheit menschlichen Wissens geschichtlich in dieser Beziehung hervorgetreten, weil es heißt: die Heiden hätten Gott nicht als einen Gott gepriesen, noch ihm gedankt, sondern wären in ihrem Dichten eitel geworden, hätten sich für weise gehalten und wären thöricht (Röm. 1, 21. u. 22.). Woher dieser Tadel, diese Aussetzung natürlicher Theologie?

Alle Betrachtung der Natur in ihren mannichfaltigen Erscheinungen und Gebilden führt auf einen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, zu einer Verknüpfung des Gewordenen mit dem Gewesenen und zuletzt auf die Voraussetzung einer unsichtbaren ewigen Kraft, deren sichtbare zeitliche Producte und Verhältnisse der Wahrnehmung vorliegen. Nichts ist dadurch begriffen als die Voraussetzung selber, nichts ist dadurch erklärt als das Dasein einer Ursache für die Wirkungen; zum Preis und Dank gibt dieses noch keine Veranlassung, nur etwa zum Staunen und zur Verwunderung, wenn die Erforschung der reichen Eigenthümlichkeiten und der gegenseitigen Beziehungen der Naturdinge stets wieder auf das unsichtbare Ewige der hervorbringenden Kraft zurückweist und das Bekannte des Gewordenseins, des Bleibens und Verschwindens immer einer unbekannten Gewalt des Werdens und seiner aus den Producten erkennbaren Gesetzlichkeit gehorcht.

Inzwischen führet die Einsicht der Gesetzlichkeit zur Annahme einer Gesetzgebung nach gewissen Zwecken und Absichten. Wird letzterer aus der erstern geahnt, erkannt und für sie vorausgesetzt, so erscheint die Natur als Werk der ewigen Kraft zugleich als Werk einer ewigen ordnenden Weisheit. Die Spuren dieser Weisheit in der Naturbetrachtung zu verfolgen, bemüht sich eine zur weitern Vollendung fortschreitende natürliche Theologie, und jedes genauere Eingehen der Naturbeobachtung in die Structur der einzelnen Gebilde sowie in ihren Zusammenhang mit dem Ganzen und seine Gesetzmäßigkeit wird hierzu die reichsten Entdeckungen und Bestätigungen herbeiführen. Schon dadurch gesellt sich zum Staunen und zur Verwunderung der Preis und die Bewunderung, der Mensch wird überrascht und hingerissen von der großen, sein eignes Maß der Kraft und Weisheit unendlich übertreffenden Herrlichkeit der ihn umgebenden Welt.

Er selbst aber mit seiner, vielen Naturproducten überlegenen geistigen Kraft und Weisheit, mit einem Gesetze des Rechts und Unrechts in seiner Brust, findet sich als Glied der gewordenen Welt, freut sich seines Daseins und der ihn umgebenden Naturverhältnisse, dankt dem unsichtbaren Wesen, welches die Welt und ihn ins Dasein gerufen, dem Schöpfer des Universums, dem die Ungerechtigkeit, wie ihm selbst, zuwider (Röm. 1, 18.), und hiermit erhält die natürliche Theologie ihre Vollendung.

Aus diesen Andeutungen ist ersichtlich, daß die Naturforschung und Naturwissenschaft ohne Verbindung mit theologischen Gedanken ihren Wege fortsetzen kann, sie bereichert ihre Kenntniß der sichtbaren Gegenstände, und was dabei auf Annahme eines Unsichtbaren hinführt, wird als eine dem Materiellen eigne Kraft, eine Productivität, ein Bildungstrieb der Natur bestimmt, deren Wirksamkeit in den Bildungen allenthalben hervortritt, und worin sich Stufenfolgen, Gesetze, Hemmungen und Förderungen

Digitized by Google

des einzelnen Geschehens nachweisen lassen. Es kann aber auch die Naturwissenschaft füglich mit theologischen Gedanken in Verbindung treten und wird dann zur Bewunderung göttlicher Weisheit, zum Preis und Dank in Bezug auf den Weltschöpfer mannichfache Veranlassung geben.

Letzteres bezeichnet nun der Herausgeber vorliegenden Werkes als einen teleologisch-dogmatischen Standpunkt und bemerkt, die deutsche Naturphilosophie sei ein ganz anderes Ding, wolle die Natur in letzter Instanz poetisch construiren, welcher Trieb dem sonst so poetischen Inselvolke ganz fehle, oder doch durch seine historische Entwickelung in ihm zurückgedrängt sei; auch zähle England unter seinen bedeutendsten Naturforschern sehr viele Geistliche der Hochkirche, wodurch die Emancipation der Philosophie von der Theologie vielleicht verhindert werde. Dem Deutschen müsse der Standpunkt der Engländer als ein beschränkter erscheinen, und eine natürliche Theologie werde er hinter sich zu haben meinen da ihm das Thun derselben anthropomorphistischer erscheine, als sein eignes speculatives Selbstmachen Gottes. Der Herausgeber beruft sich deswegen mit Paley's Buch auf das gesunde Bewußtsein des nichtphilosophischen Lesers, der bei Betrachtung der organischen Schöpfung mit Freude und Genuß und als wirksamstes Mittel der geistigen Bildung seinen eignen Verstand in den Werken der Natur findet.

Solche Behauptungen und Entschuldigungen sind etwas beschämend. Höchstens wenn kleinliche Teleologie sich geltend machen wollte, dürfte die Naturphilosophie dergleichen hinter sich zu haben meinen, außerdem kann sie das Teleologische freilich ablehnen, gewinnt aber dadurch keinen höhern Standpunkt oder eine vollkommnere Einsicht, sondern ist blos heidnisch statt christlich und hat sich dann vor poetischen Spielereien zu hüten, die gleichsam als Strafe für das Abgethnte oft in sie eingedrungen sind. Die speculativen Constructionen der Gottheit verrathen so viel Schwäche als die kleinlichste Teleologie, und wenn sie sich in ihrem Dünkel weise hielten, sind sie wol nach dem Paulinischen Ausspruch thöricht und in ihrem Trachten eitel geworden.

Des Archidiakonus Paley „Natürliche Theologie" ist in England von Philosophen und Naturforschern hochgeschätzt, erschien 1802 und erlebte bis 1804 sieben Auflagen. Der Verf. starb im folgenden Jahre. Neuerdings erschien in London eine neue Auflage mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lord Brougham und dem berühmten Physiologen und Chirurgen Karl Bell. Mit solcher Ausstattung bringt uns der Übersetzer das Ganze, nur wurden einige Capitel weggelassen, die der Abrundung nicht schaden, sondern ihr vielmehr dienlich sind.

Am vollständigsten wird der Mann vom Fach das Dargebotene auffassen, dem alle Theile des Organismus sammt ihren Lagen und Verhältnissen vollkommen bekannt und in der Rückerinnerung lebendig sind; jedoch kann auch Demjenigen, der sich gewisse Vorstellungen vom Baue des menschlichen Leibes gelaufig machte, mittels einiger beigegebenen Zeichnungen hinreichendes Verständniß und jener Eindruck zu Theil werden, den die nähere Betrachtung der Naturgegenstände, ihrer Verhältnisse, Structur und Wirksamkeit allemal hervorbringt.

Und wie reich ist nicht der Überblick, den Paley gibt! Er hält durchweg seinen Standpunkt fest: wo ich Zweck gewahre, wie bei einer Uhr, die Stunden zeigt, da setze ich einen Künstler voraus, der den Gegenstand zu diesem Zwecke einrichtete. Für die Bündigkeit dieser Voraussetzung macht es keinen Unterschied, ob ich selbst im Stande bin, ein solches Kunstwerk hervorzubringen, ob ich die Ausführung begreife, ob ich einen ähnlichen Künstler sonst kenne, ob ich die zusammenstimmende Wirksamkeit aller einzelnen Theile ganz einsehe, ob manches Unregelmäßige etwa neben dem Regelmäßigen sich kund gebe. Stets würden andere Voraussetzungen weniger befriedigen: z. B. das zweckmäßige Werk wäre eine der möglichen Verbindungen der Materie; es sei hervorgegangen aus einem innern Principe der Ordnung; es gebe ohne wirkliche Zweckmäßigkeit blos Anlaß, die Vorstellung davon in der Seele anzuregen; es sei eine Folge der im Materiellen herrschenden Gesetze, indem nicht ein Gesetz die hervorbringende Ursache bezeichnen kann, sondern nur die Ordnung, nach welcher die wirkende Ursache verfährt. Gleicherweise bleibt die Voraussetzung unverändert, wenn vielleicht das zweckmäßige Kunstwerk außer andern Eigenschaften die unerwartete besäße, ein anderes sich selbst gleiches Werk hervorzubringen, es würde dadurch die Überzeugung von der Geschicklichkeit des Künstlers nur gesteigert. Ob demnach das vorliegende Product unmittelbar aus der Hand des Künstlers hervorgegangen, oder mittelbar entstanden sei, vielleicht durch eine Reihe zwischenliegender Ursachen, macht keinen Unterschied, denn diese ganze Reihe führt immer auf die erste Zweckbestimmung zurück. Hätten wir eine unorganische, ungegliederte Substanz ohne Merkmal von Zweckmäßigkeit vor uns, so möchte man vielleicht die Frage nach ihrer Entstehung dadurch abfertigen: die Reihe der von einander abstammenden Dinge sei eine unendliche, es habe darin nie ein Erstes gegeben; aber wie ist dadurch die Frage über Kunst, Plan, Zweck und Absicht beseitigt? Geschieht letzteres bei Werken der Natur, in denen wir die höchste Zweckmäßigkeit und Kunst entdecken, so ist dies die Lehre des Atheismus.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Stuttgart, 7. Aug. 1838.

Eine große Aufregung zeigt sich seit Jahren unter den deutschen Theologen in der bewußten oder unbewußten Absicht, die Schriften des Neuen Testaments und die darauf gebauten Doctrinen durch geschärfte Kritik gründlich zu verstehen und beide unter sich sowie mit der heutigen Entwickelung des menschlichen Geistes in Übereinstimmung zu bringen. Diese Aufregung in der Theologie ist ein Theil jener großen allgemeinen Bewegung, welche nach Gesetzen der Nothwendigkeit herbeigeführt wurde durch die fortschreitende Wirkung der in wissenschaftlicher Form sich offenbarenden, organisch sich ausbildenden geistigen Kräfte der menschlichen Natur. Nur Unbekanntschaft mit dieser Natur kann jene Bewegung als eine Ver-

Digitized by Google

irrung des Zeitgeistes oder der Willkür verdammen und den vergeblichen Versuch machen, sie durch äußere Gewalt zum Stillstande zu bringen. Die Gewalt der Dinge wird stärker sein und jede künstliche Hemmung zerbrechen. Verständiger ist, sich in das Unvermeidliche zu schicken. Bei jeder Ausbildung einer Wissenschaft ist eben auch unvermeidlich, daß, je nach der Eigenthümlichkeit der Individuen, welche sich mit ihr beschäftigen, die einzelnen Bestrebungen eine besondere Richtung nehmen, und daß der Einzelne seine Richtung für die einzig ans Ziel führende hält. Solche Eitelkeit ist natürlich und darum verzeihlich. Bei der erwähnten Aufregung in der Theologie zeigen sich zunächst die verschiedenen Richtungen der supernaturalistischen, der rationellen, der mystischen und der historischen Ansicht, ohne daß jedoch ein Grund vorliegt, das Wesen der Sache durch diese vier Ansichten für erschöpft und begrenzt zu erklären. Es ist unter Anderm auch eine Ansicht möglich, welche die verschiedenen Bestrebungen unter gemeinschaftlichem Gesichtspunkt auffaßt und sie für nothwendige Bestandtheile einer aus der Natur der Gesellschaft hervorgehenden Anstalt erkannt. Die Pfleger dieser Ansicht werden am ersten geneigt sein, mit Humanität jede andere zu beurtheilen, ja diese nicht sowol aus Mitleid zu dulden, als sie in ihrer Beziehung zum Ganzen zu ehren. Die Einseitigkeit selbst würde sich von ihnen Milde unter gesitteten Formen zu versprechen haben und dürfte nicht besorgen, durch derbe, rohe Absprechung vom Gegner in einen Kampf mit der Gemeinheit verlockt zu werden.

Da die Arbeiten der Theologen mit der allgemeinen Bewegung des Jahrhunderts in Zusammenhang stehen, so wird davon auch in d. Bl. die Rede sein dürfen; doch, grade um den Charakter der Allgemeinheit nicht zu verleugnen, nur eben aus dem angedeuteten umfassenden Gesichtspunkte. Unter solcher Beschränkung sei es gestattet, das Publicum auf eine merkwürdige, hier in Stuttgart unlängst erschienene Schrift aufmerksam zu machen, welche unter den theologischen Forschungen der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle einzunehmen geeignet ist. Der Titel derselben ist doppelt; der eine, für das ganze Werk bestimmte, heißt: „Geschichte der Urchristenthums"; sie wird aus drei Bänden bestehen. Der erste, bereits erschienene Band, hat zwei Abtheilungen, die den besondern Titel führen: „Das Jahrhundert des Heils", durch A. Fr. Gfrörer. Der zweite Band wird betitelt sein: „Die heilige Sage", der dritte: „Das Heiligthum und die Wahrheit". In der Vorrede sagt der Verf.: „Die Wunden, die das zweite, zum Theil auch das erste Buch schlagen mag, werden geheilt durch das dritte, in welchem ich den vollständigen Beweis führe, daß Johannes ein Augenzeuge war, daß er Geschichte erzählt, daß der christliche Glaube auf sturmfestem Boden ruht. Ich fodere die Leser auf, mit ihrem Urtheil zu warten, bis sie das Ganze überblickt haben." Den Weg, den der Verf. „zur wissenschaftlichen Beleuchtung und Vertheidigung des Glaubens" wandelt, bezeichnet er selbst als den historischen; „es gibt keinen andern", sagt er, „als diesen, den man nie hätte aufgeben sollen. Diesen Weg habe ich eingeschlagen, und seine Ergebnisse lege ich hier der Welt vor. Ich will Das, was ich gefunden, möglichst kurz zusammenfassen: die drei ersten Evangelien sind aus der alten christlichen Sage entstanden und enthalten solchem Ursprunge gemäß Wahrheit und Dichtung untereinandergemengt; doch kann man letzteres Element mit Hülfe des vierten Evangeliums ausscheiden; dieses dagegen ist von einem Augenzeugen der Wahrheit gemäß geschrieben, es muß als lautere historische Quelle betrachtet werden. Die Persönlichkeit Jesu Christi selbst erscheint darin in einem so glänzenden Lichte, daß das Auge des Beschauers von seinen Himmelsstrahlen geblendet wird. Etwas Ähnliches weist die Weltgeschichte nicht auf. Er ist kein bloßer Mensch — er ist ein Gott. Das, was man nöthig hat zum Grundstein einer geoffenbarten Religion, bleibt uns übrig, nur von den äußern Säulenhallen stürzen einige ein. Das Allerheiligste, die Flamme auf dem Hochaltare wird durch die historische Untersuchung nicht getrübt, sondern sie brennt sogar, weil alter Rauch entfernt wird, glänzender auf. Die Echtheit des Evangeliums Johannis, die theilweise Wahrhaftigkeit der andern werde ich mit solchen — blos der Geschichte entnommenen — Gründen darthun, daß kein Zweifel mehr darüber obwalten kann." Diese Zeilen, unstreitig aus inniger Überzeugung hervorgegangen, sind doch zugleich offenbar in der Absicht geschrieben, fromme Leser von ihrem Schrecken über einige neuere theologische Untersuchungen zu heilen und sie mit dem Verf. zu befreunden, der sehr deutlich, nicht immer mit christlicher Milde, die auch den Feind liebt, gegen die Neuerer sich ausspricht. Den Werth der großen Verkündigung des Verf. müssen wir um so mehr unangetastet lassen, als das heilbringende Ergebniß seines dritten Buchs noch nicht der Beurtheilung vorliegt, auch hier der Ort nicht ist, eine Kritik des Gfrörer'schen Werks zu unternehmen. Nur auf die Natur eines historischen Weges, wie ihn der Verf. gesucht, soll hingedeutet werden. Aus mehren Stellen seiner Vorrede ist zu schließen, daß er den historischen Weg, ohne diesen scharf zu bezeichnen, dem philosophischen entgegensetzt, ja, letztern wol nur für eine todtgeborene Erfindung metaphysischer Geillenfänger erklären möchte. Er kämpft zunächst nur gegen die Hegel'sche Schule, zeigt jedoch nirgend eine Neigung, dem historischen Wege durch Philosophie die Richtung und den Boden zu sichern. Es müßte sich aber die gelehrteste historische Untersuchung, auch wenn sie die Mischna, die Gemara, das vierte Buch Esdra, das Buch Henoch und andere, bisher wenig benutzte Schriften zu Hülfe ruft, in ein Chaos größtentheils unverständlicher Materialien verlieren, wenn sie nicht durch philosophischen Geist geleitet wird, und in diesem klar die Idee auffaßt, auf welche es bei der Untersuchung zuletzt ankommt. Darum wird ein Geleheter, der den Sinn einer Lehre zu entdecken sich vorsetzt, die philosophische Idee, welche die innere natürliche Lebensquelle der Lehre ist, nicht in todten Schriften, sondern im lebendigen Geiste zuerst aufsuchen und dann erst im Stande sein, zu entscheiden, inwiefern die Lehre Ausdruck jener Idee sei. Der Historiker kann die Philosophie nicht entbehren, um so weniger, als sie allein erst lehren kann, was historisch und was in der Geschichte zu suchen sei. Die Philosophie aber wird jeder verständige Mann von den einseitigen Systemen einzelner Schulgelehrten zu unterscheiden wissen; sie ist das heilige Feuer des Geistes, aber nicht jeder Gelehrte ist durch die Kohlenglut in seinem Topfe im Besitz des heiligen Feuers; doch wo es ist, werden selbst Männer aus dem Volke dadurch nicht geblendet, sondern erwärmt und erleuchtet.

Will der Verf. für seine, wie er sagt, auf ganz neuem Wege gefundenen Entdeckungen die Zustimmung der Denker — für die er ja schreibt? — sich sichern, so wird er in seinen folgenden Büchern den in der Natur des Menschengeistes liegenden Begriff der Religion rein, d. h. frei von allen kleinlichen und individuellen Rücksichten darstellen und in klarer strenger Methode, um jede unnöthige Abschweifung zu vermeiden, festhalten müssen, ehe er einen historischen Stoff mit diesem Begriff, als seinem Urbilde, vergleicht, den Stoff für den höchsten zu erklären sich berechtigt ausgibt und unbedingt Glauben fodern darf. Wir hoffen, durch die folgenden Bücher diese Erwartung erfüllt zu sehen, um so mehr als der Verf. selbst anerkennt, das Christenthum sei „nicht eine Frage der Schulen, an denen überhaupt nichts liegt (sic), auch nicht der bloßen historischen Wahrheit, sondern ein Gegenstand des öffentlichen Wohls". Schon daraus scheint zu folgen, daß die historische Nachweisung bei diesen Untersuchungen nicht das Höchste sei, und daß die Meinungen der ältesten Schriftsteller nicht über das Wesen der Religion entscheiden können. Die Religion, als etwas Lebendiges, ist nicht aus den Formen ihres Keimes, sondern aus ihrer Entwickelung im Fortgange der Zeiten erkennbar, wobei allerdings ein historischer Weg zu verfolgen ist, jedoch ein anderer, als den die jüdischen Schriftgelehrten durch ihre Doctrinen bezeichneten. „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Der Verf. wird aus diesen Andeutungen entneh-

Digitized by Google

nehmen, daß wir seine allerdings mühsamen und verdienstlichen Bemühungen nicht durch leichtsinniges Lob in zweideutigen Ruf zu bringen beabsichtigten, sondern nur vor dem Publicum ein ernstes Wort über eine höchst wichtige Angelegenheit der Menschheit auszusprechen versuchten. 110.

Ausbreitung des nordamerikanischen Handels im indischen Ocean.

Während im Allgemeinen der englische Handel von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewinnt, wird doch Großbritannien in einigen Gegenden von Nordamerika überflügelt, weil dieses letztere mehr jugendliche Elasticität besitzt, jede Gelegenheit, welche sich darbietet, benutzt und sich so leicht durch keine Schwierigkeiten oder Hindernisse abschrecken läßt. Namentlich rivalisiren seine Kaufleute von der Delagoabai im südöstlichen Afrika bis zum amerikanischen Festlande überall mit den Briten und haben dieselben auf mehren Punkten bereits ansehnlich überflügelt. Die Ausrüstung ihrer Schiffe kostet dreiviertel nicht so viel als die der englischen; sie werben mit der Hälfte Geld unterhalten und sind daher im Stande, englische Manufacturwaaren billiger loszuschlagen als die Engländer selbst. Übrigens haben die Amerikaner besonders diejenigen Handelszweige an sich gerissen, die den Briten gewagt und riskant scheinen, auf welche diese sich daher auch nur ungern einlassen, denn die großen englischen Handelshäuser, welche mit beträchtlichen Capitalien operiren, geben sich entweder gar nicht oder ungern zu Speculationen her, deren Erfolg gar nicht abzusehen ist; sie bleiben bei ihren einmal organisirten Verbindungen und lieben den Verkehr mit Plätzen, wo sie ihre sichern Correspondenten und Factorien haben, wo Speicher zur Aufnahme der Güter bereits gebauten wesen, und wo der Absatz im Großen vor sich geht. Der Handel mit uncivilisirten Nationen ist aber in der Regel Detailhandel, welcher viel Zeitverlust verursacht; große Kaufleute geben sich deshalb nicht gern damit ab, wissen auch oft kaum, wie sie sich dabei zu benehmen haben, und wie sie einen Verkehr dieser Art anknüpfen sollen. Bruder Jonathan aber spreulirt ganz anders als John Bull; wo es sein muß, da wartet er nicht zu und nimmt sich Zeit, so wie er auch die Eile liebt; er hat kein fertiges Handelssystem; sein System besteht darin, Profit zu machen, wo es angeht; und wäre derselbe auch noch so gering, so ist er doch ein Gewinn, der ihm möglich macht, neuen Umsatz und abermals rasch zu machen. Rascher Umsatz, geringer Profit, damit gewinnen unsere jüdischen Kleinhändler mehr als die christlichen, welche darin zaghaft sind, und unsere Marine verdanken sich zum Theil auch die Amerikaner, daß sie den Engländern in manchen Hinsicht bereits den Rang abgelaufen haben. Sie rüsten ein kleines Schiff aus, bemannen es mit möglichst wenig Matrosen, oft geht der Speculant selbst mit seinem ganzen Handelshause, d. h. seiner Habe, an Bord und läßt es sich nicht verdrießen, wenn er auch erst nach Verlauf von drei Monaten etwa ein Dutzend Centner Elfenbein, Gummi und Häute hat einhandeln können. Er handelt dabei mit Allem, wonach Begehr herrscht, und macht sich nebenher auch kein Gewissen daraus, die Wilden tüchtig übers Ohr zu hauen. Auf diese Weise haben es die Amerikaner dahin gebracht, daß sie binnen der letzten sechs oder sieben Jahre den größten Theil des Handels auf Madagaskar, in den ostafrikanischen Häfen, auf manchen Inseln des stillen Weltmeeres in ihre Hände bekamen und in manchen Häfen den die Engländer vom Markte völlig verdrängten. Sie haben mit dem Kaiser von Siam und dem trefflichen Imam von Maskat vortheilhafte Handelsverträge abgeschlossen und werden überall lieber gesehen als die Engländer, da sie nirgend Eifersucht erregen, während man die Briten wegen ihrer ausgedehnten Besitzungen in Ostindien überall fürchtet. Die Regierung der Union unterstützt ihre Bürger in diesen Speculationen nach Kräften und rüstet Kriegsschiffe aus, deren Capitaine sie bevollmächtigt, Verträge mit den asiatischen oder afrikanischen Fürsten abzuschließen. Die Ratification behält sie sich natürlich immer vor. Auf diese Weise ist es den Amerikanern gelungen, überall vortheilhafte Verbindungen anzuknüpfen, die sich alljährlich immer mehr ausdehnen. 55.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*68. Hille (Karl Christian), Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Für Brunnen- und Badereisende. Mit zwei Kärtchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 18 Gr.

*69. — —, Die Nord- und Ostseebäder. Für Brunnen- und Badereisende bearbeitet. Mit drei Kärtchen. 8. Geh. 1 Thlr.

70. — —, Die Bäder am Nieder- und Oberrhein und die Taunusbäder. Mit Kärtchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*71. Julius (J. N.), Nordamerikas sittliche Zustände. Versuch einer Darstellung derselben nach eigenen Anschauungen während der Jahre 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte und vielen Abbildungen und Tabellen. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Als Vorläufer zu diesem wichtigen Werke erschien eine kleine Schrift des Verfassers: „Die amerikanischen Besserungs-Systeme" (1837, 8 Gr.).

*72. Kannegießer (Karl Ludwig), Deutsches Declamatorium. In drei Theilen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr.

Die einzelnen Theile unter den besondern Titeln:

*73. — —, Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. 8. Geh. 8 Gr.

*74. — —, Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 12 Gr.

*75. — —, Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

76. Kathâ sarit sâgara. Die Märchensammlung des Soma Deva. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Hermann Brockhaus. Gr. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Ein Fragment hiervon: „Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosâ", erschien 1835 und bildet 6 Gr. Ein kritischer Text von „Prabodha Chandrodaya krishna Misri Comoedia", von demselben Herausgeber, kostet 1 Thlr.

*77. Krug (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Fünfter oder Supplementband. In zwei Abtheilungen. A—Z. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel: Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neuere Literatur und Geschichte der Philosophie.

Die ersten vier Bände (1832—36) kosten 11 Thlr.

*78. Lang (J. G.), Neue praktische französische Grammatik. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier.

Gewarnte Bücher haben diese Sprachlehre für keine unnöthige Vermehrung der Literatur, sondern für äußerst praktisch erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 242. — 30. August 1838.

Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von H. Hauff.

(Beschluß aus Nr. 241.)

In der Anwendung seines teleologischen Grundsatzes betrachtet der Verf. zuerst den Bau des Auges der sehenden Geschöpfe, dessen kunstreiche Einrichtung durch die optischen Gesetze der einfallenden, gebrochenen und zurückgeworfenen Lichtstrahlen und durch eine Vergleichung mit Fernröhren besondere Evidenz gewinnt. Sturmius äußerte, die Betrachtung des Auges sei ein Heilmittel gegen Atheismus. Es ruht in seinem Gehäuse, ist geschirmt gegen Verletzung, eingerichtet für das Element und seinen besondern Gebrauch bei Fischen, Vögeln u. s. w. Wollte man einwenden: warum gab die Gottheit dem Geschöpfe das Vermögen zu sehen nicht auf ein Mal, ohne so viele vermittelnde Vorkehrungen? so gilt dieser Einwurf bei allen andern Sinnen so gut wie bei dem Gesichte, für alle thierischen Functionen, für den ganzen Haushalt der Pflanzenwelt, für jede Thätigkeit der Natur. Die Frage führet sehr weit, und der Verf. gibt folgende Antwort als eine unter vielen: Nur dadurch, daß die Gottheit sich künstlicher Mittel bediente, konnte sie ihren mit Vernunft begabten Geschöpfen ihre Existenz, ihre Schöpferkraft und Weisheit offenbaren; es hat Gott gefallen, seiner eignen Macht Grenzen zu stecken, seine Zwecke innerhalb dieser Grenzen zu verfolgen.

Die Einrichtung des Ohrs ist voll derselben Aufwendung von Kunst wie diejenige des Auges, allein, wir wissen weniger von demselben und vermögen nicht mit gleicher Sicherheit die Verrichtung und das gegenseitige Ineinandergreifen seiner Theile anzugeben, besonders weil die Gesetze der Verbreitung des Schalles mancherlei Schwierigkeiten für die Auffassung darbieten.

Folgt die Fortpflanzung der Gewächse und Thiere durch Samen, Eier u. s. w. Unregelmäßigkeiten und Unvollkommenheiten im organischen Körper liegen außerhalb der Frage, auch mag es Theile geben, deren Verrichtung oder deren Nutzen uns unbekannt ist. Von den Lungen der Thiere kennen wir den Nutzen, die Art der Thätigkeit ist uns unbekannt. Wollte man sagen: Alles, was existirt, muß irgend eine Form haben, der Zufall habe dabei gewaltet, so ist Zufall nur ein Ausdruck dafür, daß uns die Ursache einer Wirkung unbekannt ist. Princip der Ordnung ist ohne nähere Erklärung nur statt eines Grundes ein Name, statt der Sache ein Wort hingestellt. Ordnung ist für sich nichts als Anpassung von Mitteln zu einem Zwecke, ein Princip der Ordnung kann also nichts Anderes bedeuten als den Willen oder die Absicht, Mittel einem Zweck anzupassen.

Näher wird das Mechanische und Unmechanische am Thier- und Pflanzenkörper betrachtet, welche Unterscheidung daraus erwächst, daß die Gesetze nicht in allen Fällen von uns gleich vollkommen eingesehen werden, oder, was Dasselbe sagt, weil sie sich nicht überall in gleich einfachen Bildungen und Processen aussprechen. Secretion ist halb chemisch, halb mechanisch und doch höchst mannichfaltig und zweckmäßig; vielleicht sind die mechanischen Theile unsers Körpers diejenigen, bei denen die Vergleichung mit einem Kunstwerke sich am leichtesten anstellen läßt. Da erscheinen der Knochenbau mit seinen Gelenken und Zugen, die Muskeln, die in Beziehung zu den Gelenken stehen; wie Unzähliges muß in unserm Körper in Ordnung sein, wenn wir uns nur eine Stunde wohlbefinden sollen? Man dürfte sich wundern, warum der Mechanismus des thierischen Körpers Manchem nicht so sehr auffalle als derjenige eines menschlichen Kunstwerks, und vielleicht liegt ein Grund darin, daß wir uns einen Mechanismus nicht leicht anders als unter scharfen Linien und mit harten Stoffen denken können, wobei denn zugleich die Gewohnheit das Auffallende mindert. Aber nun die Blutgefäße, der Blutumlauf, die Thätigkeit des Herzens! Hamburger sagt: Die Weisheit des Schöpfers offenbart sich nirgend glorreicher als im Herzen. Seine Thätigkeit ist eine unwillkürliche; wohl dem Menschen, daß er nicht daran zu denken hat. Ebenso geschieht die Verdauung. Sie ist keine Fäulniß, kein Gährungsproceß, keine bloße Zerfetzung durch Wärme, sondern von ganz eigenthümlicher Art, wobei der Magensaft das Auflösungsmittel bildet. Was alles zusammenwirken muß, damit ein Mensch die Hand nach dem Kopfe führen könne, ist ungemein vielfach und zeugt in seiner Zusammenstimmung für einen ordnenden Verstand.

Selbst der thierische Körper als ein geschlossenes Ganze zeigt Ebenmaß und Regelmäßigkeit, während die einzelnen

Digitized by Google

Glieder keine Übereinstimmung der Theile kundgeben. Die zwei Flügel eines Vogels gleichen einander, aber die beiden Seiten einer Feder selten. Bei den Insekten sind keine zwei Füße derselben Seite einander gleich, aber wol die auf beiden Seiten einander entsprechenden. Auch Schönheit fehlt nicht dem bunten Gefieder der Vögel, dem Pelze der Thiere, den Flügeln der Schmetterlinge und Käfer. Daß Thiere und Menschen stehen und gehen, verdient mehr Aufmerksamkeit, als man gewöhnlich glaubt, wenn man das stete Wechseln des Schwerpunktes erwägt, und daß leblose Körper zusammensinken.

Der Mensch ist das Thier aller Zonen und Jahreszeiten, indem er nackt ist und die Bedeckung der Temperatur seines Wohnsitzes anpassen kann. Den Thieren ist ihre Bedeckung durch die Natur gegeben, und wie mannichfaltig! Dann die Einrichtung des Mundes nach der verschiedenen Nahrung und thierischen Lebensart, der zweckmäßige Bau der Eingeweide für Verwandlung der Substanzen in Chylus, die Bewegungsorgane der vierfüßigen Thiere, der Vögel, der Fische! Und eine Menge von eigenthümlichen Organisationen kann noch die vergleichende Anatomie ans Licht stellen. Einiges dabei deutet auf Vorsorge, z. B. daß die Zähne des Menschen erst erscheinen, wenn er ihrer zum Zermalmen fester Nahrung bedarf, so die Hörner der Thiere, die Milch bei dem Weibchen der lebendig Gebärenden, Auge und Lunge im Fötus u. s. w. Alle Theile stehen im Nexus, auch die thierischen Geschlechter zueinander. Ersatz ist eine Art desselben, z. B. der Rüssel des Elefanten zur Ausgleichung für den kurzen unbiegsamen Hals, die langen Füße der Kraniche für den Mangel der Schwimmhäute, das Netz der Spinnen für die fehlenden Flügel zur Verfolgung der Fliegen u. s. w. Wo ein Wesen hülflos erscheint, stellt sich eine kunstreiche Vorrichtung ein, um für den Mangel Ersatz zu leisten. Auch zwischen dem lebenden Körper und der unbelebten Natur, den Elementen, dem Wechsel von Tag und Nacht, dem Wechsel der Jahreszeiten besteht der Nexus.

Als eine Art von Nexus betrachtet der Verf. die Instincte. Er versteht unter Instinct einen Trieb, der der Erfahrung vorangeht: daß Vögel ihre Nester bauen, mit Geduld die Eier ausbrüten, deren Beschaffenheit sie nicht kennen, so wenig als daß Wärme dazu erforderlich sei; daß Insekten ihre Eier in diejenige Substanz legen, wovon nicht sie, sondern die künftigen Maden und Raupen sich nähren, daß überhaupt der Trieb der Fortpflanzung so durchaus waltet. Ein wunderbarer Proceß ist die Verwandlung der Insekten aus Larven in fliegende Geschöpfe sowie die gesammte Einrichtung der Organe dieser kleinen Thiere. Nach St.-Pierre gibt es 6000 Arten von Fliegen und 760 Arten Schmetterlinge. Alle holen Athem auf eigenthümliche Weise, sind verschieden bekleidet, zur Vertheidigung ausgerüstet, immer entsprechend ihren eigenthümlichen Trieben.

Obwol der Verf. dafür hält, daß die Thierwelt uns augenfälligere Beweise eines planvollen durchdachten Mechanismus an die Hand gebe als die Pflanzenwelt, gedenkt er doch auch dieser letztern in der Kürze, sowie der Elemente, bei denen die mechanische Betrachtungsweise unzulässig ist, die aber durch ihre Eigenschaften und Wirkungen in den großen Zusammenhang der Natur eingreifen.

Und so erhärtet er aus der durch Naturbeobachtung gewonnenen Erfahrung zwei Sätze: 1) In der unendlichen Mehrzahl von Fällen, wo wir kunstreiche Vorrichtung erblicken, ist deren Zweck ein wohlthätiger. 2) Die Gottheit verband mit den thierischen Empfindungen Vergnügen und Lust, und zwar in höherm Grade, als zur Erreichung des Zwecks nothwendig gewesen wäre, oder wo der Zweck sogar durch das Mittel des Schmerzes hätte erreicht werden können. Eine Hauptursache unserer Gleichgültigkeit gegen die Güte des Schöpfers liegt darin, daß sie so allgemein ist; wir schlagen Das gering an, was wir mit allen, oder mit den meisten Individuen unseres Geschlechts theilen. In Absicht des Übels in der Welt, wovon gesprochen wird, meint der Verf., dessen Wahrnehmung möge auf Rechnung unserer Unwissenheit zu schreiben sein, und wenn wir das ganze System und den ganzen Plan der Schöpfung zu übersehen und zu begreifen vermöchten, würden wir wol nicht an ein Übel überhaupt glauben.

Nur Gewohnheit des täglichen Daseins schwächt den tiefen Eindruck der Naturwunder, welche uns umgeben, und ihrer durch sie verkündigten göttlichen Weisheit. Wir sollen den Eindruck und die Festigkeit unserer Überzeugung verstärken. Ist diese Richtung unserm Gemüthe geläufig geworden, so erscheint die Welt als ein Tempel Gottes und das Leben selbst als ein ununterbrochener Act der Anbetung. Der erste Schritt ist gethan, wenn wir zur Überzeugung gelangt sind, daß es in der Welt noch etwas Weiteres gebe, als was wir sehen. Ein zweiter Schritt ist die Erkenntniß, daß zum Unsichtbaren in der Natur ein Geist gehört, durch welchen Alles in derselben geschaffen, geordnet und erhalten wird. Haben wir hierüber mittels der natürlichen Theologie eine feste Ansicht gewonnen, dann mögen wir die Lösung mancher andern Fragen, die sich auf die weitern Eigenschaften jenes Wesens als Urhebers aller Dinge und moralischen Lenkers der Welt beziehen, ruhig der Offenbarung überlassen. Eine aufrichtige Verehrung des göttlichen Wesens macht dazu geneigt.

Mit diesem Gedanken schließt ein Werk, welches einfach in würdiger Sprache den religiösen Standpunkt für alle Naturbetrachtung vertheidigt und erläutert, gewiß aber von keinem christlichen Leser ohne Gewinn und wohlthätige Anregung aus der Hand gelegt wird. 7.

Correspondenznachrichten.

Paris, den 7. August 1838.

Das „Journal des débats" enthält einen Auszug aus einem Aufsatze Guizot's, der vollständig in der „Revue française" erscheinen wird. Diese merkwürdige Arbeit handelt: „Vom Katholicismus, vom Protestantismus und von der Philosophie in Frankreich". Ihr Zweck ist, zu beweisen, „daß der Katholicismus, der Protestantismus und die Philosophie im Schooße der neuen Gesellschaft, im constitutionnellen Frankreich in Frieden

Digitized by Google

untereinander und mit dem Staate leben können, nicht allein in materiellem, sondern auch in moralischem, nicht allein in gezwungenem, sondern auch in freiwilligem Frieden, ohne auf sich selbst zu verzichten, ohne sich selbst zu verraten, mit Wahrheit und Ehre". Das Kossonnement Guizot's geht von dem Satze aus, daß jene drei geistigen Mächte, deren historische Wurzeln Jahrhunderte und Jahrtausende hinaufreichen, und welche im Laufe der Geschichte die schwersten Proben bestanden haben, noch heute ihre Lebenskraft bewähren, welche ihnen eine unberechenbare Zukunft verspricht. Da sie also nebeneinander fortbestehen werden, welches, fragt Guizot, wird künftig ihr gegenseitiges Verhältniß sein? Werden wir den alten Fanatismus wiederaufleben, die Kriege, deren Zeugen unsere Väter waren, erneuern sehen? Dies ist nicht wahrscheinlich, antwortet der Verfasser, die Gesetze und die Sitten lassen es nicht zu. „Die Stimmen, welche nach dem leidenschaftlichen, radikalen, tödtlichen Kampfe der verschiedenen christlichen Bekenntnisse untereinander und der Philosophie gegen das Christenthum predigen, sind die Stimmen Sterbender, welche einsam auf dem Schlachtfelde liegen, das sie starrsinnigerweise nicht verlassen wollen." Eher könnte es sich ereignen, daß der Katholicismus, der Protestantismus und die Philosophie und mit ihnen die ganze Gesellschaft in Kälte Formenwesen versänken und sich Ruh wie einer Liebe in gleichgültigem Indifferentismus nahme einander vegetierten. „Hat sich aber der menschliche Genius seit so vielen Jahrhunderten mit solchem Glanze in unserm Vaterlande entfaltet, um einen solchen Zustand herbeizuführen? Haben sich alle die großen Glaubenslehren, alle die moralischen Mächte mit so vieler Anstrengung und mit so vielem Ruhme die Herrschaft unserer Gesellschaft streitig gemacht, um alle in einer solchen Gleichgültigkeit zu enden? Sie müssen die Gesellschaft, sie müssen sich selbst aus dieser schimpflichen Gefahr retten. Sie müssen den neuen gesellschaftlichen Zustand annehmen, ehren und redlich fördern, sie müssen im Schoose desselben miteinander in gegenseitiger Achtung leben. Ich sage: sie müssen. Jeder große Plan ist um einen unermeßlichen Schritt gefördert, wenn man seinen Erfolg als unerläßlich, als eine Nothwendigkeit ansieht. Die Überzeugung von der Nothwendigkeit gibt den Einen vielen Muth, den Andern viel Resignation." Diese letzten Worte enthalten eine unleugbare Wahrheit, es ist aber auffallend, daß Guizot seine eigne Überzeugung von der fraglichen Nothwendigkeit ohne Weiteres auf die Gesellschaft übertragen zu dürfen glaubt, daß er den Beweis seines kategorischen Sie müssen für überflüssig hält und die Entwicklung der Einen wie die Resignation der Andern durch seinen Drakkespruch hinreichend motivirt zu haben meint. Die Nothwendigkeit des Friedens und der Harmonie unter jenen intellectuellen Mächten, welche sich in die Herrschaft der Geister theilen, ist für Guizot ein Axiom; die Möglichkeit dieses Zustandes sucht er zu beweisen. Der Gang der Argumentation, welche er zu diesem Zwecke anwendet, ist schwer zu verfolgen; sein Raisonnement ist dunkel und abstract, theils weil es vieles oft Gesagte in eine originelle Form einzukleiden sucht, theils weil sein Gegenstand manche Schwierigkeiten darbietet, welche vielleicht selbst für das Talent eines Guizot zu groß sind. Wahrlich, es erfordert ein seltenes Selbstvertrauen, den Beweis zu übernehmen, daß das Princip des blinden, sklavischen Geistesgehorsams mit dem der unbegrenzten Forschungsfreiheit, daß der Grundsatz der absoluten Stabilität in Glaubenssachen mit dem energischen Vorwärtsstreben unserer Zeit mit gegenseitiger Achtung und Anerkennung nebeneinander bestehen mögen. Guizot glaubt den Schlüssel zu diesem Problem in der längst von tausend Stimmen verlangten Scheidung der Geistlichen vom Weltlichen zu finden; aber durch diese kann nur der Frieden der Kirche mit dem Staate und die Sicherung der Gewissensfreiheit gegen die Anmaßungen der weltlichen Macht hergestellt werden, während sie durchaus keine Garantie für die Eintracht der verschiedenen Kirchen unter sich und mit der sich außerhalb jeder Kirche stellenden philosophischen Ansicht darbietet. Denn man darf nicht vergessen, daß Guizot jede Ausgleichung der verschiedenen Dogmen, jede Vermittelung in ihnen innewohnenden Gegensätze, mit einem Worte, jede Annäherung derselben unbedingt als zur Geistes- und Gemüthsstachheit führend verwirft, daß er sie sämmlich in strengster Individualität aufrecht erhalten wissen will. Es scheint, als müsse man völlig undekannt mit dem Wesen und dem Charakter der in Frage stehenden religiösen und philosophischen Ansichten sein, um zu behaupten, daß sie unter der angegebenen Voraussetzung in Liebe und Eintracht miteinander leben können. Wäre der Vorschlag Guizot's, auf alle Controverse zu verzichten, ausführbar, so würde damit allerdings etwas für den angegebenen Zweck geschehen sein; aber es heißt der menschlichen Natur zumuthen sich selbst zu entsagen, wenn man verlangt, daß die tiefe innige Überzeugung sich in sich verschließen und den neben ihr bestehenden verminderlichen oder wirklichen Irrthum unangefochten lassen soll. Und mehr: ist die Ausbeutung des Glaubens nicht ein wesentlicher Grundsatz des Katholicismus? Ist es möglich, daß der orthodoxe Katholik darauf verzichte, seinen irrenden Bruder der ewigen Verdammniß zu entreißen? Nein, der Katholicismus kann nicht mit andern Glaubensbekenntnissen in Frieden leben, so lange er die Anhänger derselben für ewig verloren hält; der rechte gläubige Protestantismus wird den katholischen Bekehrungseifer stets als eine Beleidigung aufnehmen, und selbst wenn der Guizot hier als die Ansicht definirt, welche jede positive Religion verwirft) wird dem Kampfe für unbedingte Freiheit der Forschung und des Glaubens nie entsagen. Ohne Zweifel, der Streit der Katholicismus, des Protestantismus und der Philosophie wird immer mehr an Bitterkeit und Ausdehnung verlieren, er wird möglicherweise einst gänzlich aufhören, aber nur in dem Maße, in welchem jene drei Principien sich untereinander abschleifen, ineinander übergehen und endlich miteinander identificiren; also nur dann, wenn Das eintritt, was Guizot von vornherein verwirft, was er als eine schimpfliche Gefahr bezeichnet, die um jeden Preis sern zu halten sei. Werfen wir jetzt einen Blick auf die praktischen Folgen, welche Guizot, der auch hier den Frieden nicht verlangt, aus seiner Theorie ableitet, wenn die Theorie selbst nicht etwa auf die socialen Bedürfnisse gebaut ist, die in den Resultaten derselben Befriedigung finden sollen. „Welches ist das Übel", sagt Guizot, „das die weltliche Gesellschaft quält? Die Schwächung der Autorität. Ich spreche nicht von der Kraft, die sich Gehorsam verschafft; niemals besaß eine Macht deren mehr, vielleicht selbst deren nur ebenso viel; ich spreche von der Autorität, welche von vornherein dem Princip nach und in allgemeiner Weise anerkannt wird, der man sich unterwirft wie einem Rechte, welches der Gewalt nicht bedarf; ich spreche von der Autorität, vor der sich der Geist beugt, ohne daß sich das Herz erniedrigt, und welche von obenherab redend einen zwar nicht gezwungenen, aber dennoch nothwendigen Gehorsam erwirbt." Das Princip einer solchen Autorität findet Guizot in dem katholischen Dogma, sofern dasselbe in seiner traditionellen ehrfurchtgebietenden Reinheit und Unwandelbarkeit aufrecht erhalten werde. Wer erkennt hier nicht den unverbesserlichen Doctrinaire und seine Menschenverachtung! Der Katholicismus ist ihm das Joch, welches den widerspenstigen Massen den Nacken beugen und sie gehorchen lehren soll. Doch er weiß das katholische Dogma noch weiter zu ausnützen. „Wir leiden an sehr verschiedenartigen moralischen Krankheiten. Die Einen sind vorzüglich der Ungewißheit und der geistigen Anarchie müde und überdrüssig. Sie bedürfen eines Hafens, in welchen kein Sturm dringt, eines lichtes, welches nie flackert, einer Hand, die sie nie stranchein läßt." Diesen müden gequälten Geistern bietet Guizot den katholischen Glauben als Ruhestissen und Schutzdach zugleich an. Die Absicht mag recht gut sein, das Ungläubige aber ist, daß man sich heutigen Tags nicht dem Glauben in die Arme werfen kann, um dort innern Frieden zu finden, wie man ehemals ins Kloster ging. „Für andere Geister, die gleichfalls krank und von der Religion getrennt sind, ist mehr geistige und persönliche Thätigkeit nöthig.

Digitized by Google

Auch sie fühlen das Bedürfniß, zu Gott und zum Glauben zurückzukehren; aber sie sind gewohnt, Alles selbst zu prüfen und nur Das anzunehmen, was sie durch eigne Arbeit erworben haben." Für diese bestimmt Guizot den Protestantismus. Er spricht nicht von Denen, welchen er die Philosophie vorbehält; doch diese Lücke ist es dem einsichtigen Leser leicht zu ergänzen: die Philosophie ist das Privilegium Derjenigen, welche wie Guizot mit freigebiger Hand das Manna der Glaubens an ihre hungernden schwachen Brüder austheilen. 14.

Unter den vielen Werken des Alterthums, welche untergegangen sind, können gewisse Literatoren den Verlust der dramatischen gar nicht verschmerzen, weil sie sich unter jeder Komödie, deren Namen uns durch Rhetoren und Scholiasten bekannt ist, ein Meisterwerk denken. Wenn ein Schluß von dem französischen Theater auf das griechische zu machen erlaubt wäre, so dürfte man den Zufall, der besonders ungünstig über dieser Literatur gewaltet hat, keineswegs anklagen; man würde im Gegentheile annehmen, daß das Meiste von dem Untergegangenen des Untergangs völlig würdig war. Das Aufbewahrenswerthe in der französischen Theaterliteratur verhält sich zu dem Nichtaufbewahrenswerthen kaum wie 1 zu 2000. Die Statistik der französischen Theaterliteratur zeigt uns, daß die meisten Dichter sich dem Theater zuwenden, sie zeigt aber auch zugleich, daß ein großer Erfolg hier schwieriger als in jeder andern Dichtungsart ist. Mit dem Romane hat es in Bezug auf die Autoren beinahe dieselbe Bewandtniß wie mit den Theaterrezugnissen. Nur sterben sie eines langsamern Todes als beim Drama. Durch die Leseadinete und die Leihbibliotheken haben die Romane länger Zeit, sich ein Publicum zu suchen, als das Drama, über dessen Sein und Nichtsein gewöhnlich eine einmalige Aufführung entscheidet. Ein Roman kann überdies schon längst bei einer gewissen Classe von Lesern verrufen sein, während er eine andere noch unterhält. Jeder Roman, der Anklang findet, durchläuft alle Stufen des lesenden Publicums, von der Hofdame bis zur Wäscherin, was ebenfalls bei der Komödie, dem Drama und der Tragödie nicht der Fall ist. Die ganze dramatische Literatur ist durch Aufführung und Nichtaufführung der Stücke bedingt; die wohlwollendste Kritik kann ein gefallenes Stück nicht retten, sowie die schärfste ein aufgenommenes nicht verderben kann. Beim Roman übt die Kritik einen größern Einfluß aus. Wenn das „Journal des débats" oder irgend ein anderes Blatt von Ansehen einen Roman angepriesen hat, so will ein großer Theil des Publicums Notiz davon nehmen; wird er nicht angepriesen, oder bleibt er gar unerwähnt, so sucht er sich den Weg durch die bekannten Instanzen vermöge der Anzeigen oder durch Versendung an die Leseadinete und Leihbibliotheken. Einen großen Einfluß übt demnach die Tagespresse auf die Literatur aus; allein ein Werk, das in den Augen der Feuilletonisten keine Gnade gefunden hat, ist darum noch nicht als verloren anzusehen, wie das bei einem ausgepfiffenen Vaudeville der Fall ist. Aus diesem Grunde ist auch das Plagiat in der Theaterliteratur am häufigsten. Wer weiß auch nur die Titel der Stücke eines Jahres anzugeben? Wer wollte sich die Mühe nehmen, alle Magazine des Vorrathes von zehn Jahren her auch nur anzusehen? Aus einem alten Vaudeville zwei neue, oder umgekehrt, aus zwei alten ein neues zu machen, ist nichts Unerhörtes; das Einstehen ganzer Scenen und Akte wird nur äußerst selten bemerkt.

Es wird das Plagiat in der Theaterliteratur um so weniger zeigt gerügt, da das Interesse fürs Theater überhaupt sehr abnimmt. Die seit einem Monate gegebenen neuen Stücke erregten kaum die Aufmerksamkeit des Publicums; außer den Feuilletonisten, an die bei Aufführung neuer Stücke Eintrittsbillets verbeilt werden, gibt es nur sehr wenige Menschen in Paris, die in solchen Angelegenheiten nicht völlig gleichgültig wären. Das Theater hat in dieser Beziehung seit Voltaire große Veränderungen erfahren. Damals interessirte man sich für Verfasser und Stücke; die Kunstkenner waren voll Eifer, das Publicum devot und leicht in Bewunderung und Staunen zu versetzen; heute ist Alles kalt, Verfasser, Recensenten und Publicum. Da wundere man sich noch, daß die Literatur im Verfalle sind? 109.

Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben von H. E. R. Belani. Drei Theile. Leipzig, Taubert. 1838. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Von den Belani'schen Romanen, welche Referent gelesen hat — wer aber kann sie alle lesen? — ist der in Rede stehende leicht der beste. Einzelne Partien sind mitunter mit überraschender Einsicht in die Verhältnisse der höhern Gesellschaft gearbeitet, und in der ganzen Composition offenbart sich eine tüchtige Romanenpraxis und eine ziemliche Fülle von Productivität. Übrigens ist es kaum möglich, daß ein Deutscher einen dreibändigen Roman schreiben kann, ohne des durchaus überflüssigen und überlangweiligen zu viel einzumischen, ein Mangel, der selten durch jene feinen Züge von Lebenswahrheit und jene lebendige Charakteristik ersetzt wird, wie sie uns in britischen Romanen selbst da, wo sie breit sind, die Anwandlungen von Langweile überstehen helfen. Belani namentlich hat zu viel für äußere Zwecke geschrieben, als daß der äußere Mechanismus, gleichsam die Verdickungs- und Ausdehnungskunst der Romanik, bei ihm nicht überwiegend sein sollte. Kaum daß eine neue Person auftritt, so nimmt der Verf. auch schon Gelegenheit, ihre Lebensgeschichte von der Wiege an bis zum gegenwärtigen Augenblicke ausführlich zu beschreiben, was oft höchst langweilig geräth, und wobei man dem Verf. die Absicht, seinen Roman des Honorars wegen in die Breite auszudehnen, allzu sehr ansieht. Es ist viel verbrauchtes Material in diesem Roman, viele Reminiscenzen; besonders der widerliche Alte und das Schlangenmädchen, eine Art Mignon, welches einer mit sich herumführt, erinnern an die bekannte Goethe'sche Figuren. So geschickt die Anlage im Ganzen, so ungeschickt und roh die Durchführung im Einzelnen, mit Ausnahme einiger Partien, die, wie oben gesagt, durch ihre Zweckmäßigkeit und einsichtige Behandlung überraschen. Der Gedanke, Hof- und Bühnenleben, beide mehr oder weniger Scheinleben, mit ein wechselseitig sich bedingendes Verhältniß zu setzen und ihr Schicksal eines fürstlichen Hofes gemeinsamen an die Bühne oder Personen, die mit ihr in naher Berührung stehen, zu knüpfen, ist in unserer Zeit des Scheines und des Bühnlichen ganz zweckmäßig, nur hätte er einer feinern und nicht so sehr an die Grobsinnigkeit der niedern Komantik gewöhnte Hand bedurft, welche ihn ausgeführt hätte. Wenn aber von Belani anzunehmen ist, daß bei ihm noch ein Fortschritt zum Bessern stattfinden könne, so möchte diese Annahme auf vorliegenden Roman allenfalls zu fürhen sein. 23.

Notiz.

Englische Wortspiele.

Unter dem wichtlichen Jakob von England wurde die Wortspielerei so weit getrieben, daß man sie überall anwendete, bei ernsten wie bei gewöhnlichen Umständen. Die Reden im Parlamente waren mit Wortspielen gespickt; Wortspiele hörte man in Gerichtshöfen und in den Kirchen. Der zum Tode verurtheilte Verbrecher hörte sein Urtheil in einer an Wortspielen reichen Sprache, und die Predigten waren ein wahres Spiel mit Worten. Das nachstehende ist eine Probe von einer solchen Predigt, die stark an Abraham o Santa Clara erinnert: „The dial shows that we must die all, yet nevertheless all houses are turned into alehouses, our cares into cates; our paradise is a pair o' dice, our marriage a merry age, our matrimony a matter o' money; our divines have become dry vines. It was not so in the days of Noah, ah no!" 93.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 243. — 31. August 1838.

1. Memorie storiche dei principali avvenimenti politici d'Italia seguiti durante il pontificato di Clemente VII. Opera di *Patrizio de' Rossi* fiorentino, pubblicata per cura di *G. T.* Vier Bände. Rom 1837.
2. Viaggio in Alemagna di *Francesco Vettori*, ambasciatore della repubblica fiorentina a Massimiliano I, aggiuntavi la vita di Fr. e Pagolo Vettori, il Sacco di Roma del 1527, dello stesso *Fr. Vettori*. Paris 1837.

Die Handschriften der Memoiren de' Rossi's gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Der Haupttheil derselben, die Geschichte der Erstürmung Roms, war schon bekannt; denn die zu Paris 1664 unter dem Namen Francesco Guicciardini's (an dessen Autorschaft schon Tiraboschi zweifelte) gedruckte Erzählung dieser Begebenheit ist ebensowol auf diese Quelle zurückzuführen wie der gewöhnlich dem Jacopo Buonaparte von S.-Miniato-del-Tedesco zugeschriebene Bericht eines Augenzeugen, von welchem der nun verstorbene Prinz Napoleon Ludwig Bonaparte eine freie und abgekürzte Bearbeitung herausgab („Sac de Rome en 1527, écrit par Jacques Bonaparte temoin oculaire", Florenz 1830), welche mit einigen Ergänzungen, aber ohne daß die Irrthümer berichtigt worden wären, in der von Buchon herausgegebenen Sammlung: „Choix de chroniques et mémoires sur l'histoire de France" (16. Jahrh., Bd. 1, S. 185 fg.) wiederabgedruckt wurde. Der Gang der Erzählung, ja eine Menge einzelner Phrasen stimmen bei Beiden völlig überein; aber Buonaparte ist beiweitem kürzer und hat dagegen Vieles, was in der oben angeführten Bearbeitung fehlt, so die frühere Geschichte des Connetable. Wahrscheinlich sind alle drei auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen; denn daß die Memoiren des de' Rossi in ihrer gegenwärtigen Form keineswegs gleichzeitig sind, wird sogleich bewiesen werden. Der Verfasser ist ein vornehmer Florentiner (im vierten Buche blickt er gelegentlich mit vieler Selbstgefälligkeit auf seine Familie), in seinen Gesinnungen der Mediceischen Partei angehörend, und legte, wie er selbst berichtet, den handschriftlichen Nachlaß seines Großvaters, Francesco de' Rossi, seiner Arbeit zum Grunde. Francesco, ein Bruder des Cardinals Luigi, begab sich bei dessen Tode 1519 nach Rom und war dort bei der Einnahme durch das kaiserliche Heer zugegen, flüchtete mit dem Papste in die Engelsburg und begleitete ihn nach Orvieto. Wie viel in diesem Buche von der Hand des ursprünglichen Verfassers, wie viel von der des Bearbeiters sei, läßt sich nicht genau abnehmen; wir glauben aber nicht sehr zu irren, wenn wir bestimmen, daß nur die Erzählung der römischen Vorgänge von dem ältern de' Rossi niedergeschrieben, alles Übrige Zuthat des Enkels ist. Dem Letztern, der bisweilen von sich selbst redet, indem er sich „lo scrittore di queste memorie" nennt, muß auch die Zurichtung in einer oft langweiligen rhetorischen Form gehören, mit unnützen Betrachtungen und Sentenzen und schlecht ersonnenen Reden mit der Eingangsformel: „parlò in questa o in somigliante guisa". Bourbon hält vor dem Sturm eine Anrede, worin er unter Anderm der Scipionen und Catonen gedenkt. Es ist kein großer politischer Scharfsinn in dem Buche, und was die Facta betrifft, so glauben wir nicht, daß dadurch im Allgemeinen viel zu ihrer Kenntniß gewonnen sein dürfte. Aber die Schilderung der Auftritte in Rom ermangelt nicht der Anschaulichkeit und Lebendigkeit, und so ist die Herausgabe des Ganzen immer zu rechtfertigen. Dem Herausgeber können wir sonst kein großes Lob ertheilen. Er weiß augenscheinlich sehr wenig von seinem Gegenstande. Daß er die moderne Orthographie annahm, ist um so weniger zu tadeln, als es sich hier von keinem testo di lingua handelt und die Manuscripte der spätern Zeit des 16. Jahrhunderts häufig sehr nachlässig sind. Aber er hätte dann nicht Verstümmelungen wie Scombirgo für Schomberg, Pozzuolo für Bozzolo, Arezzo für Arras u. s. w. stehen lassen sollen. Die Angabe von 180,000 Seelen als Bevölkerung Roms 1527 ist wol um 100,000 zu hoch. In florentinischen Dingen scheint er gar nicht bewandert zu sein. Einmal wird Lorenzo, Herzog von Urbino, ein Sohn Giuliano's genannt. Auch die mit gänzlicher Umkehrung der Personen und Verhältnisse erzählte bekannte Duellgeschichte während der Belagerung von Florenz hätte wol berichtigt werden mögen. Dafür enthalten die Anmerkungen lauter unbrauchbare Dinge.

Diese Denkwürdigkeiten sind in vier Bücher getheilt. Das erste derselben enthält die Geschichte der frühern Regierungsjahre Clemens VII., und während der Verf. den Absichten dieses Fürsten Gerechtigkeit widerfahren läßt, kann er nicht umhin, ihn durch die schlichte Darstellung der grenzenlosen Verwirrung, worin seine Unentschlossenheit, seine

Digitized by Google

Wankelmüthigkeit, seine unzeitige Sparsamkeit, seine geträumte Sicherheit, die ebenso weit ging wie sein Mistrauen, Italien stürzten, schwer anzuklagen. Franz I. Gefangennehmung bei Pavia, der Feldzug in der Lombardei 1526 zur Befreiung des von den Kaiserlichen im Castell von Mailand belagerten Franz Sforza, und der erste Angriff auf Rom durch die Partei der Colonna werden in diesem Buche erzählt. Die gegen den Oberfeldherrn der päpstlich-venezianischen Ligue, den Herzog von Urbino, hier wie später ausgesprochenen Beschuldigungen sind ebenso gerecht, wie die nachmalige Beschönigung des schändlichen Verraths des Baglione (im florentinischen Kriege) bei einem sonst dem Anscheine nach den Palesken nicht blind ergebenen Florentiner billig auffallen muß. Wie man auch Franz Maria's Verhalten betrachten mag, sei es nun, daß er vor den Spaniern und Deutschen eine so übertriebene Furcht hegte und von den italienischen Truppen eine so ehrenrührige Meinung hatte („per l'alto concetto che il Duca si era fitto in mente della bravura dei Tedeschi e degli Spagnuoli, e per la bassa diffidenza che inginriosamente aveva della milizia italiana"), oder aber, daß es von vornherein seine Absicht war, sich an den Medici zu rächen, seine Kriegsführung in den J. 1526 u. 1527 steht ohne Beispiel da, und wenn etwas für die Meinung redet, die der Feldherr von seinen Landsleuten hegte und ohne Scheu bekannte, so ist es der Umstand, daß man einem solchen Manne so lange und in so dringenden Nöthen das Commando ließ.

Das zweite Buch umfaßt die Begebenheiten bis J. 1527: den Krieg zwischen dem Papst und dem Vicekönig Karl von Lannoy, Bourbon's und Frundsberg's Zug durch die Lombardei und Toscana, die Bestürmung und Einnahme Roms bis zu Lautrec's Eindringen in die Abruzzen. Dies ist der am besten abgefaßte Theil der Geschichte. Es liegt außerhalb des Zwecks und Plans dieser Anzeige, dem Verf. in seiner Erzählung zu folgen; indessen mögen hier einige Worte über Bourbon's Tod stehen. Unserm Berichterstatter zufolge fiel er, während er mit seinen Spaniern Leitern zum Sturme ansetzte, dicht bei der Mauer „an jenem Theile, welcher (von P. Cavalleggieri) nach P. S.-Spirito zugeht, unter dem Garten des Cardinals Ermellino, da, wo gegenwärtig der Garten der Signori Ceri ist" *), einer Stelle, welcher das Geschütz des Castells keinen Schaden zufügen konnte. Er wurde dort von einem der Fante, welche die Mauer vertheidigten, zufällig durch einen Musketenschuß in die Seite getroffen und verschied augenblicklich. Nach Andern soll er erst in der kleinen Kapelle der Madonna del rifugio gestorben sein, wohin er gebracht ward und der sein Name blieb. **) Unter Denen, welche Anspruch darauf machen, den Connetable getödtet zu haben, muß zuerst Benvenuto Cellini genannt werden, dem die Heldenthat wol von Keinem ernstlich geglaubt worden ist. Er hat drei Nebenbuhler. Der erste ist Rafael's bekannter Gehülfe, Giovanni da Udine, welcher ein geübter Schütze war. Er soll die Sache Keinem vertraut haben als seinem Landsmann und Freunde, Giacomo Balvasone di Maniaco, der sie erst nach Giovanni's Tode bekannt machte. Ein zweiter ist der sonst unbekannte Francesco Valentini, ein Römer, der von Pompilio Totti in einem 1638 gedruckten Buche genannt wird. Endlich ist Bernardin Passeri zu nennen, der Juwelier Papst Clemens VII. (seltsam, daß zwei Goldschmiede um die Ehre streiten!), dessen Grabschrift sich an der äußern Wand von S.-Spirito befindet und besagt, daß er nach tapferm Kampfe am Tage der Erstürmung gefallen sei. Aber nur ein offenbares Mißverständniß kann dies noch heute sichtbare Epitaph mit Bourbon's Tode in Verbindung bringen. Der fleißige Cancellieri hat in seinem Buche: „Il Mercato, il lago dell' Acqua vergine etc." (Rom 1811, S. 242) einen Theil der hierher gehörigen Notizen zusammengestellt. *)

Der Untergang des ganzen Lautrec'schen Heeres vor Neapel und die Belagerung von Florenz (1528—30) bilden den Hauptinhalt des dritten Buches, durch welches die langweilige Geschichte der Ehescheidung Heinrich VIII. von England sich schleppt. Dieser Theil enthält nichts als das allgemein Bekannte. Dasselbe ist mit dem vierten Buche der Fall, in welchem die Wiederherstellung der Mediceischen Herrschaft in Florenz, der Tod Clemens VII. und des Herzogs Alexander und Cosmus I. Erhebung zum Herrn der sogenannten Republik erzählt werden. Ein Abriß der florentinischen Geschichte von der Zeit des Beginns der innern Zwistigkeiten bis auf die Jahre, womit gegenwärtige Denkwürdigkeiten sich beschäftigen, ist hier wie bei Varchi eingeflochten. Unvollständig und farblos, kann diese zweite Hälfte des Buches sich mit keinem der bekannten und längst gedruckten florentinischen Historiker dieser Epoche messen.

Francesco Vettori, von welchem die kleinern Schrif-

*) Erst unter Urban VIII. wurde die Mauer zwischen beiden Thoren gezogen, welche die Lungara in die Stadt einschließt.

**) Selbst in die Sixtinische Kapelle lassen Einige ihn „halblebend" bringen; es ist wol ein Irrthum. (Vgl. u. A. Barthold's „Georg von Frundsberg", S. 449.)

*) Über die Grabstätten der berühmten Heerführer jener Zeit mögen hier ein paar Worte stehen. Bourbon wurde in Garta beigesetzt, wo man lange noch seine Gebeine zuweilen im Jahre auf verschiedene Weise zu Ehren pflegte. Lautrec (Odet de Foix) liegt in Neapel in einer Kapelle der Kirche Sta.-Maria nuova, und der Herzog von Sessa, Gonsalvo von Cordova, des großen Gonsalvo Neffe, errichtete ihm wie dem Pedro Navarro dort, quamvis hostis, ein Denkmal mit ehrender Inschrift. Das Denkmal von Lautrec's Nachfolger im Commando, dem Markgrafen von Saluzzo, der so elendiglich nach der Einnahme Aversas umkam (in expugnatione Aversae tormento bellico ictus obiit), findet sich, kaum brachtet, zu Rom in der Franziskanerkirche Sta.-Maria Araceli auf dem Capitol. Es wurde ihm von einem turiner Abte, Vincenz Parpalea, gesetzt. Philibert von Chalons, Prinz von Oranien, welcher nach Bourbon's Tode das kaiserliche Heer befehligte, fiel bekanntlich während der Belagerung von Florenz bei Gavinana (in Pistojesischen. Er wurde zuerst in einer dortigen Kirche beigesetzt, wo man noch im Fußboden die Vertiefung sieht. Später brachte man seine Leiche in den Dom von Pistoja, dann in die Certosa bei Florenz, endlich nach Frankreich zu seiner Mutter.

Digitized by Google

ten sind, welche wir in dem in der Überschrift aufgeführten Buche vereinigt finden, spielte eine bedeutende Rolle in den italienischen Angelegenheiten jener Zeit. Der Mediceischen Partei angehörend, war er einer der Gemäßigteren; vor 1512 war er auf Seiten der Popolaren und verwaltete unter Soderini's Regierung wie später unter den Medici eine Menge Ämter nacheinander, wie die damalige Verfassung es mit sich brachte. Seine politischen Grundsätze scheinen nie sehr entschieden gewesen zu sein, und er war einer der Vielen jener Tage, die sich in die Zeit fügten, sie mochte bringen was sie wollte. Während es den Meisten schlimm ging, dem Machiavell, dem Valori, dem Aldrigi, selbst dem Guicciardini, verlebte er seine letzten Jahre in Ruhe. Geschrieben hat er nicht viel. Ungedruckt ist eine Geschichte der Begebenheiten von 1512—27, von der Ranke lobend redet (eine neuere Handschrift findet sich in der Corsini'schen Bibliothek zu Rom), sowie eine Lebensbeschreibung Lorenzo's de' Medici, Herzogs von Urbino. Der „Sacco di Roma" (nach einem Manuscript in der Magliabechi'schen Bibliothek zu Florenz nachlässig gedruckt) ist in Form eines Gespräches zwischen zwei Freunden, Bastilo und Antonio, erzählt, von denen der Letztere während der Einnahme sich in Rom befand. Die Erzählung selbst ist kurz, da eine Menge Dinge über Bourbon und über die frühern Päpste hineingezogen sind.

Im J. 1507 war Bettori von der florentinischen Republik zum Gesandten beim Kaiser Maximilian ernannt worden, als dieser zu Konstanz den Reichstag hielt und man in ganz Italien glaubte, er werde über die Alpen kommen und sich in Rom krönen lassen. Bettori sollte bei dieser Gelegenheit dem Kaiser seine Vaterstadt empfehlen; er scheint den Zweck erreicht zu haben, wenigstens wurde er damals sehr gelobt und sollte später ein anderes Mal an Maximilian abgesandt werden, was indeß unterblieb. Eine Relation über seine Begegnisse während der Gesandtschaftsreise wurde nachmals von ihm aufgesetzt, indeß nicht ganz vollendet. Sie findet sich hier zum ersten Male gedruckt nach einer Handschrift der Bibliothek Melzi in Mailand, leider mit einer Menge von Irrthümern. Man würde sich sehr irren, wenn man in dieser Relation irgend geschichtliche Nachrichten oder politische Erörterungen zu finden erwartete. Das Ganze ist nichts als eine in leichtem erzählenden Ton abgefaßte Erzählung der Reiseabenteuer auf dem Wege von Florenz durch Tirol nach Konstanz und von dort durch Schwaben nach Tirol zurück, mit einer großen Menge von zum Theil nicht sehr erbaulichen Geschichten im Styl der italienischen Novellen, Wirthshausscenen und ähnlichen Dingen. Vom Kaiser vernehmen wir weiter nichts, als daß er bald hier, bald dort auf die Jagd geht. Es ist nun nicht zu leugnen, daß dieser Gesandtschaftsbericht, wenn er auch etwas ganz Anderes ist als die Relationen venezianischer Diplomaten, und eher das Werk eines lustigen Gesellen als eines Staatsmanns zu sein scheint, in mancher Hinsicht interessant ist, insoweit er über Lebensweise, Sitten, Art zu reisen, Kneipen und vieles Andere eine Menge Details enthält, die zum Theil höchst komisch sind. Kann man dem Verf. immer glauben, so muß es mit der Moralität in Deutschland nicht eben brillant gestanden haben.

Ein paar Bruchstücke werden am besten die Art und Weise der Darstellung zeigen. Wir sind dem Reisenden durch Schwaben gefolgt, wo er in Füßen, Kaufbeuern, Mindelheim verweilte.

Der Kaiser hatte sich nach Memmingen begeben; wir sagen ihm nach und erreichten den Ort an demselben Tage mit ihm. Dort blieben wir beinahe einen Monat lang, und da ich wenig zu thun hatte, brachte ich meine Zeit mit Spazierengehen um die Mauer zu. Es war ein angenehmer Weg; denn das Städtchen liegt in der Ebene und hat zwei Linien von gutgefüllten Wassergräben, in denen es eine Menge Fische gibt, und zwischen beiden Gräben ist ein guter Fußpfad. Da ich nun mit Einem aus dem Orte bekannt geworden war, der sich Balthelm nannte, so ging ich täglich einmal mit ihm um das Städtchen; er verstand zwar nicht Italienisch, aber ein bischen Latein und so viel, daß er mir auf alle meine Fragen Auskunft geben konnte. Eines Tages nun fragte ich ihn, auf welche Art sie regiert würden, und er antwortete mir, die Stadt gebe dem Kaiser jährlich 300 rheinische Gulden, und wenn er komme, so bestellten sie ihm Quartier und gäben ihm Wein und Fische zum Betrag von etwa 25 Gulden; übrigens drückmere er sich nicht um ihre Angelegenheiten. Sie wählten sich einen Bürgermeister für ein Jahr und zwölf Räthe, denen die Civil- und Criminaljustiz zustehe, und von deren Urtheilsspruch nicht weiter appellirt werden könne. Vor ihrem Ausscheiden aus ihrem Amte wählten diese nun selbst einen neuen Bürgermeister und zwölf andere Räthe, und so gehe es fort, ohne daß eine Volksversammlung stattfinde. Ihre Einkünfte seien Zölle und Salzsteuer, wovon sie dem Kaiser eine Abgabe zahlten; übrigens haben sie Wachen, damit man sicher durch den Ort gehen könne. Ihre Ausgaben sind für Wiederherstellung der Straßen und Brücken und für Anschaffung von Kriegsbedarf; den Überschuß legen sie zurück zum Besten der Stadt, und um in Zeit der Noth den Fürsten des schwäbischen Bundes unter die Arme zu greifen. Er sagte mir auch, man lebe in dem Orte in Eintracht und Frieden, und Jeder genieße das Seinige in Ruhe. Dieser Wilhelm hatte eine solche Zuneigung zu mir gefaßt, daß er wollte, ich solle eines Tages mit ihm zu Nacht speisen gehen, nicht zu einem großen Mahle, sondern wie er's gewöhnlich zu haben pflegte. Um von den deutschen Sitten einen bessern Begriff zu geben, will ich hier Einiges beschreiben. Es war im Dezember und große Kälte, deshalb war gut geheizt, und um die erste Stunde der Nacht setzten wir uns zu Tische, er, die Hausfrau, ein Portugiese in Diensten des Legaten (Cardinal von Sta.-Croce, von Papst Julius II. des venezianischen Krieges halber zum Kaiser gesandt) und ich. Der Tisch war viereckig und an jeder Seite ein Platz, wovon der nach der Thüre hin gekehrte für den Ehrenplatz gilt. Wie wir uns zu Tische setzten, wuschen wir uns die Hände an einem Krüchen, das an einem an der Ofenbank befestigten zinnernen Gefäße war; unten war eine große Schüssel von Messing, in die das Wasser floß. Zuerst ward in die Mitte der Tafel ein messingener Kreis gestellt, die Schüsseln darauf zu setzen, damit sie das Tischtuch nicht verdarben. Zuerst wurde darauf gestellt eine Schüssel mit Butterbrod, auf deren Rand vier hartgesottene, halbdurchschnittene Eier lagen. Dann kam eine große Schüssel mit einem schönen Kapaun und Stücken Kalbfleisch mit Brühe. Jeder hatte vor sich einen breiten Schnitt Brot, fester und brauner als das, wovon er aß, und auf diesem schnitt er das Fleisch, welches er aus der Schüssel nahm, und bei diesem Gericht wechselten die Diener das Brot. Dann kam eine Schüssel mit Fisch, hierauf gebratenes Kalbfleisch und wiederum ein fetter gebratener Kapaun; endlich eine Schüssel Gerste mit Hühnerbrühe. Zuletzt wurden mittelmäßige Birnen und schlechter Käse herumgegeben. Weißer und rother Wein verschiedener Gattungen wurden in silbernen Bechern gereicht, Wasser nur, wenn

Digitized by Google

man darnach fragte, und zugern. Die Frau war nicht zuthulich wie in Frankreich, noch scheu wie in Italien. Wir speisten sehr gut zu Nacht, unterhielten uns von vielen Dingen, und dann ging ein Jeder nach Hause. Ich wohnte in dem Wirthshause zur Sonne auf dem Marktplatze; der Wirth war wohlhabend und ein lustiger Kumpan und hatte eine schöne junge Frau. In dem nämlichen Hause war auch ein Spanier, Namens Castro, eingemiethet, der ein Commando bei dem kaiserlichen Fußvolk hatte. Er war ein kleiner, unscheinbarer Mann, aber hoffährtig und eitel und glaubte, jede Frau müsse sich in ihn verlieben. Da ihm nun die Wirthin gefiel, welche heiter war und, wie ihr Stand es mit sich brachte, bisweilen mit ihm sprach und scherzte, so bekam er den Muth, sich eines Abends, als er wußte, daß ihr Mann aus sei, in ihrer Kammer zu schleichen. Kaum war er drinnen, so schlang er die Arme um ihren Nacken, sie aber sing laut zu schreien an. Das Wirthshaus war mit Menschen gefüllt. Mehrere Knechte liefen herbei und auch der Bruder des Wirths. Als dieser den Zusammenhang vernommen, schlug er den Spanier mit einem Degen auf den Kopf und verwundete ihn zu Tode. Ein solches Ende nahm Castro's selbstständige Beginnen.

Begeben wir uns nun nach der Hauptstadt Tirols, nach des Verf. Beschreibung ein kleines Castell, aber durch Vorstädte vergrößert, weil des Kaisers Ohm, Herzog Sigismund, dort viel zu wohnen pflegte und Silberschmelzöfen in der Nähe sind; mit einem schönen Schloß, wo der Kaiser sich gern im Sommer aufhielt der kühlen Bergluft wegen, und einem vorbeiströmenden großen Fluß, über den eine hölzerne Brücke führt, von welcher der Ort seinen Namen hat.

Wie ich schon gesagt, waren in Innsbruck eine Menge Italiener anwesend, welche das Gerücht von des Kaisers bevorstehendem Zuge nach Italien dahin gelockt hatte. Für Johann Paul Baglioni besorgte ein Peruginer, Namens Ser Siabattella, die Geschäfte, ein lebenslustiger Mann und Spaßvogel. Da dieser nun nicht viel zu thun hatte, besuchte er häufig ein Franziskanerkloster in der Nähe des Orts, und wie's geschieht, ward er mit einem der Mönche, Pater Ulrich, sehr vertraut. Obgleich Ser Siabattella kein Deutsch verstand und der Mönch nicht ein Wort Italienisch, so bewirkten sie sich doch mittelst nach einer gewissen unkünstlerischen Grammatik. Der Mönch trug an seiner Seite ein Paar hübscher kleiner Messer, mit Silber ausgelegt, und einen silbernen Löffel, die sah Ser Siabattella besonders gefielen und die er sich gern angeeignet hätte, wäre er nur über das Wie mit sich einig gewesen. Der Mönch hatte dieselben mittels einer seidenen Schnur an dem Stricke befestigt, womit er umgürtet war. Der Peruginer fing nun an den Frommen zu preisen, und da er eines Morgens früh wieder ins Kloster gegangen war, suchte er den Mönch auf und erzählte ihm, er wolle zum Kaiser gehen und sich verabschieden und das Land verlassen; vor seiner Abreise aber wolle er dichten, denn die Stunde des Todes sei ungewiß, und er wolle für seinen Herrn wol Habe und Leben, nicht aber die Seele aufs Spiel setzen. Deshalb bat er den Mönch, aus Barmherzigkeit seine Beichte anzuhören. Dieser traute ihnen frommen Worten und setzte sich zu ihm hin, und da die Beichte begann, fragte er ihn zuerst über die zehn Gebote, und jener gab Antwort wie der gottesfürchtigste Mann auf der Welt. Und als er nun zu dem „Du sollst nicht stehlen" kam, fragte er, ob er je etwas gestohlen. Ser Siabattella stieß bei dieser Frage einen schweren Seufzer aus und sagte in winselndem Ton: „Ich habe gestohlen und stehle noch", und indem er diese Worte sagte, schnitt er leise mit einer Schere die seidene Schnur durch und steckte Messer und Löffel in die Tasche, ohne daß der Klosterbruder etwas merkte. Hierauf suchte er die Beichte so rasch als möglich zu beendigen, empfing die Absolution und verließ mit schnellen Schritten das Zimmer. Jetzt erst merkte der Mönch, was ihm fehlte und lief hinter Ser Siabattella her, ihn mit lauter Stimme zurückrufend. Der Peruginer blieb stehen und sagte: „Mönchlein, mache keinen Lärm und hüte dich die Beichte zu verrathen, denn du weißt, welche Strafe darauf steht. Ich habe bei dir gebeichtet und gesagt: Ich habe gestohlen und stehle noch, und das kannst du nun auf keine Weise veröffentlichen." Der arme Klosterbruder verstummte und hat weder der Peruginer noch seine Messerchen wiedergesehen.

Mit ähnlichen und viel ärgern Geschichten ist die ganze Relation von Anfang bis zu Ende gefüllt; ob sie alle wahr sind, muß dahingestellt bleiben.

Eine Lebensbeschreibung des Francesco Vettori und seines Bruders Paolo, um die Mitte des 16. Jahrhunderts geschrieben, wird nach einer dem Marquis Gino Capponi in Florenz gehörenden Handschrift in dem Buche mitgetheilt.

Alfred Reumont.

Bibliographie.

Schweizerische Annalen oder die Geschichte unserer Tage seit dem Julius 1830. Mit Rücksichten auf frühere Perioden. 6tes Band. Politische Annalen der eidgenössischen Vororte Zürich und Bern während der Jahre 1834, 1835 und 1836. Aus authentischen Quellen gezogen von H. Escher. 1ter Band. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr. 20 Gr.

Tenin, G. D. L. von, Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Vermehrte Ausgabe. 8. Berlin, Nicolai. 2 Thlr.

Béranger's Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von Adelbert von Chamisso und Franz Freiherrn Gaudy. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Schottenbruder, Der Congreß zu Verona u. s. w., übersetzt u. von G. W. 2ter Band. 8. Hamburg, Berendsohn. 2 Thlr.

Czajkowski, Nationalsagen der Kosaken. Nach dem Polnischen des Michael Czajkowski von *F. Minsberg*. 8. Glogau, Prausnitz. 1 Thlr.

Der Freihafen. Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft. 3tes Heft. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr 12 Gr.

Germanus, H., Handbuch für Reisende durch das lombardisch-venetianische Königreich. Gr. 12. Bremen, Heyse. 1 Thlr.

Hoffmeister, K., Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Supplement zu Schiller's Werken. 12ter Theil. Gr. 8. Stuttgart, Balz. 20 Gr.

Hottenroth, F., Jesus und Maria. Lyrisches Gedicht in drei Gesängen. 8. Braunschweig, Hofmeyer 1837. 16 Gr.

Der Hut, und warum bei der Begrüßung das Haupt entblößen. Ein skizzirter Versuch. 8. Berlin, Curths. 6 Gr.

Inglis, H. D., Wanderungen in den Fußstapfen des Don Quixote. Nach dem Englischen. 8. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr. 12 Gr.

Matth, A. von, Gedichte. 2 Bände. Gr. 8. München. 2 Thlr. 16 Gr.

Mühlbach, L., Die Pilger der Elbe. Mit 4 Stahlstichen. Gr. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr.

Neander, A., Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel, als selbstständiger Nachtrag zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 2te, verbesserte Auflage. 1ter Band. Mit 1 Karte des Schauplatzes dieser Geschichte. 1ter Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 3 Thlr 12 Gr.

Wachsmann, C. von, Erzählungen und Novellen. 1ter Band. I. Die Verwandlungen. II. Die Herzensprobe. III. Der Besessene. 8. Leipzig, Focke. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 244. — 1. September 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Man findet hin und wieder, daß ein zu beurtheilendes Buch auf den Kritiker selbst einen solchen Einfluß ausübt, daß er unwillkürlich mit dem Tone, dem Geiste, dem Schwunge desselben in seiner Beurtheilung zu wetteifern strebt. Dem Ref. ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß manche Beurtheiler dieser Gedichtsammlung auf solche Art afficiet werden und in ihrem eignen Tone die Farben von Freiligrath's Poesie zu spiegeln suchen. Eine solche Beurtheilung könnte etwa die Muse Freiligrath's schildern als eine orientalische, arabische oder circassische Schönheit, bekleidet mit den kostbarsten Purpurgewändern, mit einem Haupтschmucke von Perlen, Korallen, Edelsteinen aller Art, mit herunterwallenden Pfauen- und Flamingofedern, sitzend auf einem feurigen, däumenden arabischen Rosse mit goldenen Zügeln und prachtvoller Tigerdecke, umgeben von einem bunten, glänzenden Gefolge verschiedenartiger Nationen, hauptsächlich Orientalen, aber auch Amerikaner, Neger, Chinesen u. s. w., in phantastisch schimmernder Tracht, und in der Ferne ein dämmernder Zug von Geistern und gespenstischen Gebilden. In ihrem festlichen Aufzuge dürften nicht fehlen Muscheln und Meerwunder aller Art, die Symbole und Embleme, welche sie als eine Beherrscherin und Göttin der grenzenlosen See, ebenso wie der unermeßlichen Sandwüste verkündigten. Eine kregerische Musik von Trompeten, Becken u. s. w. müßte hr angenehm sein, und das Wiehern, Schnauben, Brüller, Kreischen, Girren und Schnalzen aller Arten von Thieren, des Leviathans, des Leuen, der Hengste, des Panthers „mit dem Rosenfelle", der Giraffen, Antilopen, Hirsche, Adler, Falken u. s. w. die Luft erfüllen. So ungefähr könnte man Freiligrath's Muse schildern.

Ref. läßt diese Art von Kritik, welche den ihr von einem Buche gemachten Eindruck selbst wieder gewissermaßen als ein Ganzes zu reproduciren sucht, gern in ihrem Rechte gelten, beabsichtigt aber hier nicht, in ihre Spuren zu treten. Je wahrscheinlicher ihm ist, daß diese, gewiß ein günstiges Zeugniß für den Dichter enthaltende Art der Anerkennung von Andern wird vertreten werden, um so mehr hält er es angemessen, einen eigentlich kritischen Maßstab an diese Gedichtsammlung zu legen, statt nur aus Fragmenten der vorliegenden Poesien und den eignen Zuthaten lobpreisender Ausrufungen ein werthloses Mosaikstück zusammenzusetzen.

Nicht leicht ist in unserer Zeit, die so reich ist an neuen Gedichtsammlungen, eine unter günstigern Vorbedeutungen erschienen als die vorliegende. Während manche Poeten durch ein Bändchen Gedichte sich dem Publicum bekannt zu machen, sich Bahn zu brechen hoffen, ward die Sammlung Freiligrath's von vielen Seiten mit Verlangen und Ungeduld erwartet, und zwar in einem größern Kreise als nur etwa in einer einzelnen Stadt oder Provinz. Und doch ist es noch nicht lange her, daß seine Muse angefangen sich Freunde in größern Kreisen zu erwerben, und der „Musenalmanach" für 1835 (dessen Herausgebern, v. Chamisso und Schwab, diese Sammlung gewidmet ist) enthielt wol von den frühesten, einem größern Publicum bekannt gewordenen Productionen Freiligrath's, welche auch sofort mit Aufmerksamkeit und Beifall aufgenommen wurden; es war darunter das Gedicht: „Löwenritt", ein für seine ganze Art zu dichten charakteristisches. Seitdem brachten von Zeit zu Zeit Almanache und Tagesblätter willkommene Zeichen frischer und rüstiger Thätigkeit; die Gunst, womit sie aufgenommen wurden, stieg, und neben sehr vielen anerkennenden, lobenden, selbst verherrlichenden Stimmen erinnert sich Ref. kaum ein paar Mal einen bescheidenen, leichten Tadel in kritischen und schöngeistigen Blättern gefunden zu haben. Einzelne Gedichte wurden in Anthologien aufgenommen, ehe noch der Dichter selbst sie gesammelt, und es war ein ganz natürlicher Wunsch, daß die disjecti membra

Digitized by Google

poetae zu einer Einheit, zu Einem Körper möchten verbunden werden. Diesem Wunsche ist in vorliegender, schön ausgestatteter Ausgabe Genüge geschehen.

Nur die größere Hälfte dieses Bandes enthält Originalgedichte; die zweite, kleinere, füllen Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, meist sehr interessante Stücke, in welchen sich wie in den eignen Schöpfungen die Sprachgewandtheit und Verskunst Freiligrath's glänzend offenbart, auf welche jedoch hier nicht weiter eingegangen werden soll.

Das Urtheil über Freiligrath's Originalgedichte ist in gewissem Sinne nicht mehr, wie bei andern neuen Gedichtsammlungen der Fall zu sein pflegt, eine res integra. Der wenigstens theilweise von den Zeitschriften vertretene Geschmack des Publicums hat sich schon in vielen Stimmen günstig dafür ausgesprochen und dem Dichter eine hohe Stelle in der poetischen Hierarchie angewiesen. Ref. glaubt deshalb neben den Gedichten selbst auch das über dieselben bereits gebildete Urtheil berücksichtigen zu müssen. Die Thatsache der ziemlich allgemeinen Aufmerksamkeit, womit Freiligrath empfangen wurde, scheint vorerst unwidersprechlich anzudeuten, daß er etwas Neues, etwas Überraschendes bot, sowie der Umstand, daß von seiner Seite der tadelnde oder feindselige Stimmen ertönten, zu beweisen schien, daß er keine der vorhandenen poetischen oder literarischen Schulen oder Parteien sich in der Art anschloß, daß andere dadurch zur Polemik gereizt worden wären. Dieser zweite Punkt fällt gewissermaßen mit dem ersten zusammen, obwol nicht ganz und nicht nothwendig; die Neuheit könnte auch nur in einer Potenzirung von schon Dagewesenem bestehen, oder die Neutralität seiner Poesie in einer gleichmäßigen Theilnahme an den vorhandenen poetischen Richtungen, in einer verföhnenden Mischung der verschiedenen poetischen Elemente.

Freiligrath's Gedichte tragen den Charakter der Neuheit an sich, dies ist unbestreitbar; es fragt sich nur, welcher Art ist diese Neuheit? ist es mehr die Neuheit des Stoffes, oder der Form, oder beider, und, wenn Letzteres, in gleichem oder ungleichem Maße?

Stoff und Form sind in der Poesie so innig und unauflöslich verbunden, daß man von der Neuheit in dieser oder in jenem, ausschließlich des andern Elements, nicht sprechen kann. Der neue Stoff, sei es nun ein mehr reeller, historischer, oder ein ideeller, phantastischer, modificirt immer auch die Form — er erzeugt sie sich selbst, wenn er den gehörigen Grad von Lebenswärme und Triebkraft in der schaffenden Seele des Dichters erreicht hat. Umgekehrt wirkt auch bei dem mehr von der Form ausgehenden (künstlichern) Dichter die Neuheit der Form auf die Wahl und Behandlung des Stoffes zurück und theilt ihm den Schein und das Gepräge der Neuheit mit. Mithin muß bei einem Dichter, welchem das Prädicat der Neuheit zukommt, dieses immer von Stoff und Form, obwol möglicherweise in ungleichem Maße gelten. Freiligrath's Poesie ist neu in Stoff und Form; neu freilich nicht im absoluten, sondern in einem bedingten Verstande genommen, seine Gegenstände sind nicht von solcher Art, daß nicht schon ähnliche in der deutschen Poesie behandelt worden wären, und er ist nicht der Schöpfer ganz neuer Metra, neuer Versbildungen, einer nie dagewesenen poetischen Sprache geworden; aber er hat Themata behandelt, welche unter sich meist eine nachweisbare Verwandschaft behaupten, und welche in ihrer Eigenthümlichkeit von keinem andern deutschen Dichter so aufgefaßt worden sind; ein einigermaßen mit seiner Poesie Vertrauter, ja, selbst Einer, der nur wenige Gedichte von ihm gelesen, würde ihn fast unfehlbar schon am Gegenstande eines ohne seinen Namen erscheinenden Gedichts erkennen, so lange nicht Nachahmer auf falsche Spuren leiten. Und noch sicherer fast würde er ihn erkennen an der Form, am Metrum, am Versbau, an der Eigenthümlichkeit der Sprache und am Reime. Welcher andere deutsche Dichter bedient sich sowie Freiligrath des früher so beliebten und herrschenden, jetzt aber fast gänzlich den Franzosen überlassenen Alexandriners *), welcher bei ihm einer besondern Abtheilung die Überschrift gibt, und den er in einem eignen Gedichte als sein „Wüstenroß aus Alexandria" mit kühnen und schönen Metaphern feiert, von dem er sagt:

— — dein Auge blitzt und deine Flanke schäumt:
Das ist der Renner nicht, den Boileau **) gezäumt,
Und mit Franzosenwitz geschulet!
— — — — — wühlt auf den heißen Sand!
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren!
Nicht achte du den Schweiß! — Sieh, wenn es dämmert, lenk' Ich langsam seitwärts dich, und streichle dich, und tränk' Dich lässig in den großen Meeren.

Der Alexandriner ist nun aber das eigenthümlich französische Versmaß, und dies erinnert an die Frage: hat der Dichter, der unter den Deutschen in seiner Gesammtart zu dichten keinen Vorgänger hat, sich nicht einigermaßen an ein französisches Vorbild angeschlossen — wir meinen Victor Hugo mit seinen „Orientales"? Es ist hier nicht Nachahmung im gewöhnlichen Sinne gemeint; um solche Gedichte zu schaffen, mußten im Geiste ihres Schöpfers ursprüngliche, positive Elemente vorhanden sein, um daraus seine Gestalten zu formen und ihnen das Leben einzuathmen; aber denkbar ist doch, daß Freiligrath von Victor Hugo's Poesie, von welcher er auch Einiges übertragen hat, einen Impuls erhalten, sich etwas von ihren Einflüssen angeeignet hätte. Bemerkenswerth jedoch ist, daß Victor Hugo grade in jenen Gedichten das Joch des Alexandriners zerbrach und abschüttelte, während Freiligrath den französischen Alexandriner zu seinem „Wüstenrosse" erwählt. Es sei erlaubt, hier einige Bemerkungen eines französischen Kritikers über Victor Hugo's vielbe-

*) Rückert in seinem Lehrgedichte: „Die Weisheit des Brahmanen", gießt seine gnomische Weisheit in die dafür sehr angemessene Form des Alexandriners; dies ist aber doch etwas ganz Anderes als die Benutzung desselben für lyrisch-epische Gedichte.

**) Diesen Namen spricht der Dichter, gegen die französische Sprache, dreisylbig aus, was wir nicht billigen können, und noch weniger, wenn er auf Attare (S. 257) auch als dreisylbiges Wort reimt: Loire.

Digitized by Google

wunderte „Orientales" herzusetzen, die übrigens allzu streng scheinen:

Ganz in Anspruch genommen von den Evolutionen seiner Strophen, beschäftigt sie zu disciplinieren, sie zwei, drei Glieder hoch aufmarschiren zu lassen, die Glieder abzubrechen, sie in Colonnen zu theilen, hat er nicht Zeit gehabt, sich zu fragen, ob diese goldenen Scharen, die so in der Sonne schimmern, für den Krieg oder für die Parade geschaffen sind. Er singt, um zu singen, und verkennt das Wesen der Poesie selbst; er vergißt zu fühlen und zu denken. Er überredet sich selbst nach und nach, das poetische Talent bestehe darin, die Schmiegsamkeit des Wortes ins Unendliche zu steigern, und dieser seltsame Glaube ist ansteckend geworden. Die „Orientales" sind lange den Schülern Victor Hugo's als der vollständigste Triumph erschienen, welchen die Poesie erringen konnte. Ohne den Reichthum und den Glanz dieser Sammlung zu verkennen, halten wir dafür, die eigentlich so genannte, die wahre Poesie spiele keine Rolle in den „Orientales"; denn die Poesie, die sich nicht an das Herz, an den Geist wendet, die keine Sympathie erregt, kein Nachdenken erweckt, verdient den Namen der Poesie nicht und ist nur ein Liederspiel. Nun ist aber in den „Orientales" nicht Ein Blatt, welches rührte oder belehrte, welches bewiese, daß der Verfasser gefühlt oder gedacht, daß er am gewöhnlichen Leben Theil genommen habe, daß er Glied einer Familie, eines Staats, daß er der Freude oder der Trauer fähig wäre, daß er gewünscht hätte über Einsamkeit und Verlassenheit, oder daß er das Glück süßer Herzenergießungen kenne. Die Strophen glänzen und entrollen sich mit bewundernswerther Gewandtheit; aber nachdem diese Lectüre ist ein unfruchtbarer Genuß und laßt keine Spuren in der Erinnerung zurück. Indem man den Verskünstler bewundert, vermißt man den Dichter. — Offenbar ist in den „Orientales" der Vers Alles und der Gedanke Nichts. — Victor Hugo legt für den Reim eine fast religiöse Verehrung an den Tag, und er mag Recht haben, — — aber er läßt sich durch die Verehrung des Reims weit über die richtige Grenze hinaus forttreiben. Man erlegt offenbar dem Reime die Macht bei, den Gedanken zu erzeugen. Die Analogie oder Gleichheit der Endsylben bringt ihn auf die felsensten Sprünge und Launen; die Gedanken, die er dabei ausspricht, haben nichts mit dem Geiste zu schaffen. Man möchte sagen, der Dichter habe keine andere Absicht, als Staunen zu machen, und er ruft zu diesem Behufe die ungeheuersten Ideen zusammen. Der Reim, so genommen, unterwirft den Gedanken allen Zufällen der Lotterie, und doch hat der Reim allein die von Victor Hugo für die Strophen der „Orientales" gebauten Formen erfüllt. Der Reim hat solche Ideen von den entlegensten Enden und Orten zusammengerufen und durch ein überraschendes Band vereinigt, die sonst wol noch nie zusammengekommen wären. Wir aber glauben, in der Poesie, beschäftige sie sich nun mit dem Oriente oder mit dem Leben der Occidents, hat den Beruf, auf das Herz und den Geist zu wirken; und die „Orientales" sind uns ein NotenABC — nichts weiter. Was das Äußerliche der Poesie betrifft, verdient das Buch das höchste Lob, aber das Innerliche hat keinen Theil daran. — Statt im Bilde die Hülle und das Gewand des Gedankens zu sehen, hat er das Bild zu etwas Selbständigem, zu einem Eigenwesen gemacht; er hat es gemacht wie die Bildhauer, welche aufs strengste die Falten eines Gewandes angeben, ohne sich um das Nackte zu kümmern, das die Gewänder, indem sie es verhüllen, andeuten sollen. Wenn übrigens die von Victor Hugo in den „Orientales" verschwendeten Bilder auch keiner Idee zur Hülle dienen, so sind sie doch von auffallender Pracht und Glanz, und der Dichter entlädt sie nicht, ehe er sie unter den verschiedensten Gesichtspunkten dem Auge dargestellt hat. Meines Erachtens ist er völlig im Irrthume über den Werth und die Bedeutung des Bildes; aber er benutzt seinen Irrthum mit wunderbarem Geschicke, und ich begreife wohl, daß sein Beispiel zahlreiche Nachahmer finden konnte. Aber der Erfolg rechtfertigt den Irrthum nicht.

Ref. unterschreibt aus vollem Herzen die in der mitgetheilten Stelle ausgesprochenen Grundsätze; er findet aber die Anwendung derselben auf Victor Hugo etwas zu scharf und übertrieben und glaubt noch weniger, man könne den „Orientales" gradezu die Gedichte Freiligrath's substituiren, um auf sie jenen Strom von Tadel sich ergiessen zu lassen. Gewiß aber sind Punkte berührt, welche bei Freiligrath besprochen zu werden gar wohl verdienen und auf welche die Beurtheilung zurückkommen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein gefährliches Abenteuer auf dem Sentis.

Von hohem Interesse ist eine Schilderung, welche Flandin in seinen „Etudes et souvenirs de voyages en Italie, en Suisse, Naples etc." von der durch den Ingenieuroberst en Buchwalder unternommenen Ersteigung des Sentis entworfen hat. Buchwalder wurde auf der Höhe von einem Gewitter ereilt, sein Führer, vom Blitz getroffen, sank todt neben ihm nieder; der Oberst selbst war am Schenkel fast gelähmt. Buchwalder befand sich in einer schrecklichen Lage; der Arzt, wo ihn der Unfall betraf, war 2½ französische Meile von den nächsten Hütten entfernt, und Schneelager und Abgründe dehnten sich dazwischen. In dieser Einöde war keine Hülfe zu erwarten; Buchwalder sah sich daher gezwungen, so gut er konnte, sich fortzuschleppen. „Mit meinem mit Eisen beschlagenen Stock", erzählt Buchwalder, „machte ich mich daran, den jähen und nackten Berg hinabzuklettern; Nebel umgab mich, nicht zwei Schritte vor mir konnte ich die Gegenstände unterscheiden. Der Regen dauerte noch fort, Wind und Donner hallten noch; aber nichts hielt mich auf, obgleich jede Bewegung Schmerz, jeder Schritt unsicher war; ich wußte nicht, nach welcher Seite ihn ich mich halten sollte, und ob ich in der Richtung der Hütten von Gemptar sei."

„Ich schritt auf gut Glück vorwärts, sah mich aber plötzlich, noch ehe ich hundert Schritte vorwärts gethan, von Felsen und Abstürzen umgeben. Wohin mich wenden? Überall sehe ich einen Abgrund vor mir. Ich schleppe mich, ich lasse mich von Felsen auf Fels niedergleiten, ohne zu ahnen, daß ich mich immer mehr in ein Labyrinth verstricke, dessen Tiefe und Höhe ich nicht kenne. Der Regen hatte meine Kleider durchnäßt, schwach und leibend, wie ich war, vermochte ich kaum mich aufrecht zu halten. Da falle ich, da sehe ich mich zwischen zwei Felsen, der eine hängt drohend über meinem Haupte, zu meinen Füßen dehnt sich der andere, die Aussicht ist mir verschlossen; Frost ergreift mich, mein Blut gerinnt. Keine Möglichkeit, die Schluchten, in denen ich begriffen, wieder hinaufzuklimmen! Keine Möglichkeit, die Felsen vor mir zu übersteigen! Was soll geschehen? Ich spähe die Örtlichkeit aus, ob ich meiner Verzweiflung erliege; ich schiebe mich vorwärts, indem ich die Hand in die Felsenspalten einklammere, und so, über einem Abgrunde schwebend, bemühe ich mich, irgend einen Ausgang zu entdecken. In einiger Entfernung ist eine verticale Öffnung von ungefähr drei Fuß Breite; aber sie befindet sich 25 oder 30 Fuß unter mir. Wie dahin gelangen? Man hat aus, wo ich mich befinde, wäre jeder Versuch fruchtlos. Ich muß wieder die Felsen hinter mir zurücksteigen. Keine Zögerung! Ich rufe all meinen Muth auf; keuchend, ermüdet, in Schweiß, gelange ich an den ersehnten Riß, meine einzige Rettung, ich lasse mich von hier aus einen Kaminzug entlang nieder wie einer von unsern savoyischen Schornsteinfegern. Wo bin ich? In einer tiefen Schlucht, die von zwei sich nähernden Felswänden gebildet und mit Wasser gefüllt ist. Unter mir unterscheide ich nichts, ich vernehme in dieser Höhle nichts als das Geheul der Winde, das Brüllen des Donners im Widerhalle der Felsen und das Rauschen eines Wasserfalls, welcher von Fels zu Fels rieselt, ohne daß ich seine

Digitized by Google

Höhe noch den Ort seines Falles entdecken könnte. Man versetze sich in diese haarsträubende Lage! Nur Eine Hoffnung, die letzte, bleibt mir übrig: wenn ich dem Laufe des Wildbachs folgen könnte! Aber ist dieser Weg einem menschlichen Fußtritte gangbar? Der Himmel weiß es! Eine solche Ungewißheit wird fast Tod für mich. Aber ich habe keine Wahl. Auf den Händen, den Knien, sitzend, kriechend, mich an das Gestein hängend, auf dem Boden, auf feuchtem Moose zerre ich mich ungefähr 100 Meters fort; aber so furchtbar ist die Anstrengung und so wenig sehe ich ein Ende der Mühsal, daß mich die Hoffnung verläßt; ich halte inne, ruhe mich aus und suche so die Stärke und den Muth, die ich verloren habe, wieder zu gewinnen."

„In diesem verhängnißvollen Augenblicke vertreibt ein heftiger Windstoß den Nebel, der mich umgibt; 30 Meters unter mir erblicke ich das Ende des Felsens und jenseit eine Schneeschlucht; ich rufe wie der Matrose: Land! — Schnee! — und meine stumpfen Glieder empfangen wieder ihre Wärme, und Blut und Leben fangen an, ihre Circulation in meinen Adern zu erneuern. Ich schreite vorwärts, ich komme an den Rand des Felsens. Wer sollte nicht schaudern! Das Gestein fällt senkrecht herab, 12 Fuß hoch das Schneefeld überragend. Was thut's! Meine Glieder sind schwach, sind zerschlagen; aber dieser Schnee ist ein Lager der Erquickung, wohlan! vorwärts! — Es war eine Eingebung der Verzweiflung; da bemerke ich in einiger Entfernung eine minder senkrechte Stelle; ich steige herab und klammere mich fest an den Zacken, den Felsspalten; endlich berühre ich den Schnee, dieses Ziel meiner Wünsche, für mich das feste Land. Meine Empfindungen vermag das Wort nicht wiederzugeben! Ich konnte mir nicht vorstellen, daß unter meinen Füßen keine neuen Gefahren lauerten. Ich gönnte mir einige Augenblicke Ruhe, dann setzte ich mich auf einen viereckigen Stein und glitt auf diesem Schleppfahrzeug die Schneefläche abwärts — eine Art sich fortzubewegen, die in unsern Bergen gebräuchlich ist und mir nicht neu war. Ich wanderte noch quer durch Hohlwege, von dicken Steinblöcken gebildet, durch gekrümmte, trockene oder mit Rasen bedeckte Schluchten; endlich entdecke ich einen gebahnten Fußpfad. Ich verfolge ihn, ich erkenne die Orte wieder, die ich durchgangen war, und gegen zwei Uhr Nachmittags komme ich in den Hütten von Gemplut an!" 108.

Notiz.

Die Scholaren von sonst und jetzt.

In dem neusten Roman von W. Alexis: „Zwölf Nächte", heißt es: „Die alte Waschfrau sprach: „Wenn ich mir so die jungen Leute von sonst denke, Herr Werner, und die von jetzt dagegen, wo soll das hinaus für Die, die noch geboren werden. Damals dachte so Einer nichts, als wie er ein Stipendium kriegte, und holte sich sein Öl selbst, damit die Lampe ein bischen länger brannte. Hungern thaten sie, um sich lateinische Bücher zu schaffen. Der Ofen ward ihre Speisekammer, und mit einem Brote und einer Wurst studirten sie eine Woche. Und wie studirten sie! Sie aßen ja, mit Respect zu sagen, die Buchstaben auf. Und was machte ihnen alles Freude! Ein Landbrot, das vom Hause kam, und ein Paar Stunden, wenn Einer sie kriegte. Und ward solch ein armer Schlucker mal eingeladen zu einem großen Professor oder vornehmen Herrn, da schmierten sie die Löcher im Rock mit Tinte zu und nähten sich die Strümpfe selbst. Der Himmel hing ihnen immer voll Geigen. Das war aber, weil zu Haus die Zuchtruthe am Balken hing und Schmalhans Küchenmeister war. Unsere jetzt, ach du lieber Gott! Es ist wahr, sie tragen sich reputirlich; aber wie unter den weißen Vatermördern das Hemde aussieht, wir wollen's unbesehen lassen! Aus alten Büchern machen sie nicht viel, und die neuen möchten sie alle selbst machen, und Lust haben sie an nichts, lernen wollen sie nicht, und lehren auch nicht, nämlich die Jungens, und für Alles sind sie zu gut, weil sie Alles besser wissen. Nun frage ich, wo hat solch ein armes Mutterseelenkind Freude! Und wer nicht Freude hat, der ist nicht froh, und wer nicht froh ist, ist nicht gesund, und wer nicht froh und gesund ist, wo soll's mit dem hinaus!" sprach die alte Waschfrau." 20.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*79. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Nachdem das Original jetzt vollendet ist, kann ich das Erscheinen des ersten Bandes dieser in Uebereinstimmung des Verfassers von Herrn von Raumer besorgten Bearbeitung als bald erfolgend versprechen.

80. Koebell (Johann Wilhelm), Gregor von Tours und seine Zeit in seinem Geschichtswerk. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

81. *Martens* (*Charles de*), Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

*82. *Most* (*Georg Friedrich*), Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Aerzten, Physikern und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes erstes Heft und folgende, Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Die günstige Aufnahme, welche der „Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis" — wovon eine zweite, verbesserte und namentlich durch die Operativchirurgie stark vermehrte Auflage (2 Bände, 1837, 10 Thlr.) und ein Supplement zur ersten Auflage (2 Thlr. 16 Gr.) erschien — zu Theil ward, veranlaßte den Herausgeber derselben in Verbindung mit den geeignetsten Männern ein gleich praktisches Handbuch der Staatsarzneikunde zu bearbeiten. Das Werk erscheint ebenfalls in zwei Bänden, welche in Heften von 12 Bogen ausgegeben werden. Der Subscriptionspreis ist für jedes Heft 20 Gr.

*83. *Passavant* (*J. D.*), Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. Mit einem Atlas. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Der erste Band dieses für die Kunstgeschichte gewiß höchst bedeutenden Werkes ist unter der Presse und wird das Leben der beiden Künstler enthalten, während der zweite Band, der gleichzeitig erscheint, ein Verzeichniß der Werke des großen Meisters nebst Beschreibungen und historischen Nachweisungen über dieselben geben wird. Der Atlas enthält mehre Portraits Rafael's aus verschiedenen Zeiten seines Lebens, Rafael's Haus, Rafael's Geliebte und verschiedene seiner Meisterwerke in schönen Kupferstichen. Auf die Ausstattung des Ganzen in typographischer und artistischer Hinsicht wird die größte Sorgfalt verwendet.

*84. Petőcz (Michael), Ansicht der Welt. Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 8 Thlr.

85. Posgaru, Vater und Sohn. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

*86. Die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Partei, Umtriebe und Fortschritte in Deutschland. Mit Rückblicken auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen Thatsachen geschildert von dem Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition." 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

Die übrigen Schriften des Verfassers über diese Angelegenheit sind unter Nr. 54 und 61 angeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 245. — 2. September 1838.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Mit der Neuheit steht in einem gewissen Zusammenhange die Neutralität unsers Dichters gegenüber den bestehenden poetischen Schulen und Richtungen, deren keine sich gegen ihn erklärt hat, worin angedeutet scheint, daß sich alle mit ihm, als einem friedlichen Grenznachbar, vertragen zu können glauben. Vielleicht jedoch sollten wir uns hier etwas anders ausdrücken; denn die Poesie selbst ist duldsam und durchaus nicht feindselig gegen andere Arten und Töne als die ihrigen; erst die kritischen Nachjügler der Poeten oder poetischen Schulen suchen etwas in einer ausschließlichen Intoleranz und glauben, der Lorber des einen, abgöttisch verehrten Dichters, an dessen Schleppe sich seine kritischen, aber unfruchtbaren Söhne hängen, könne nicht grünen und glänzen, wenn nicht der des Andern mit Koth bewerfen sei. Wir suchen vergebens nach einem deutschen Dichter, mit welchem wir Freiligrath in ein Abstammungsverhältniß setzen könnten. Wenn wir die den Ton angebenden Dichter Deutschlands der Kürze wegen physchologisch charakterisiren und in Goethe die Klarheit und Tiefe der Anschauung, in Schiller den Schwung und die Energie der speculativen Vernunft, in Novalis die Innigkeit der Phantasie, in Uhland die Kraft und das Leben des Gemüths, in Heine den Glanz der Leidenschaft, in Rückert den Reichthum einer dialektischen Phantasie repräsentirt finden, so wüßten wir in Wahrheit nicht, welchem von den genannten Dichtern wir Freiligrath zuzugesellen am meisten Grund hätten? *) Er ist selbst der Repräsentant einer bisher noch nicht genannten geistigen Qualität, der Einbildungskraft, und zwar in so ausgezeichneter und eigenthümlicher Art, daß sich seine Poesie von der der aufgeführten Dichter specifisch unterscheidet. Zugleich aber ist die Einbildungskraft so sehr ein Element jeder Poesie, daß mit derjenigen Art, von welcher sie das Hauptelement ausmacht, alle übrigen sich gar wohl vertragen zu können scheinen.

Wir unterscheiden, wie man sieht, zwischen Einbildungskraft und Phantasie und fürchten hierbei nicht auf Widerspruch zu stoßen. Beide sind entgegengesetzt den kritischen, ordnenden, aufnehmenden und sondernden Thätigkeiten des Geistes, sofern sie, auf Production gerichtet, Thätigkeiten der geistigen Spontaneität sind; beide sind verbunden mit und abhängig von den receptiven und reflexiven Thätigkeiten, sofern sie mittels derselben ihre Nahrung erhalten, durch sie befruchtet und in ihrer Wirkungsweise modificirt werden; beide hängen auch zusammen mit Willensthätigkeiten, indem sie sowol durch Begierden, Leidenschaften und durch den Willen im höhern Sinne geweckt, angeregt und bestimmt werden, als umgekehrt auf die Leidenschaften und auf den Willen zurückzuwirken vermögen; zwischen ihnen selbst aber findet der Unterschied einer höhern und niedrigern Potenz oder Dignität statt, der gewöhnlich so bezeichnet zu werden pflegt, daß die Einbildungskraft es mit dem Sinnlichen, die Phantasie mit dem Übersinnlichen, dem Idealen zu thun habe. Diese Bezeichnungsart ist sehr unbefriedigend und schwankend. Die Poesie, in Beziehung auf welche hier das Verhältniß von Phantasie und Einbildungskraft untersucht wird, hat es wol sehr selten nur mit rein übersinnlichen und ideellen Gegenständen zu thun, während man doch mit Recht alle poetischen Meisterwerke für Producte der Phantasie gelten läßt; die „Ilias" z. B. handelt nicht von Übersinnlichem und Ideellem; selbst die Götter werden vielmehr in die Sinnenwelt herabgezogen, und doch wird man sie für ein Product der Phantasie erklären; wir würden lieber sagen: die Phantasie ist die Lebendiges schaffende, die Einbildungskraft die Unbelebtes schaffende geistige Thätigkeit. Hierbei kommt es dann nur darauf an, daß man sich über den Begriff der Lebens oder der Lebendigkeit verständigt; wir nehmen hier das Leben nicht im empirischen, sondern im idealen Sinne, in welchem es nicht getrennt sein kann von der Idee, von etwas Geistigem, und nach welchem das bloße physische Leben, ohne Bezug auf etwas Höheres, dem Todten gleich gilt. Mag Einer mit den glänzendsten Farben die Reize eines tadellos schönen Mädchens schildern und sie mit einem Kranze von Tugenden, in den gewähltesten Worten aneinandergereiht, schmücken, sodaß der Maler und Bildhauer beinahe ihr Bild nach seiner Schilderung entwerfen könnten, und mag er ausdrücklich behaupten, sie lebe, so gilt uns doch dies Leben nicht als ein wirkliches Leben, jene Schilderung ist uns nur ein todtes Product der Einbildungs-

*) In dem Gedichte in Terzinen: „Die irische Witwe", ahmt Freiligrath offenbar Chamisso nach, aber nach des Ref. Dafürhalten nicht glücklich.

kraft, so lange der Dichter nicht versteht, uns für sein Gebilde geistig oder gemüthlich, in Liebe oder auch in Haß zu interessiren, so lange nicht wir selbst, vom Dichter dazu gezwungen, ihm eine Seele, eine Idee leihen; während andererseits die Phantasie nicht nur lebendige Menschen erschafft, sondern selbst die vernunftlosen Geschöpfe, die Thiere und Bäume, ja, selbst die Luft, das Meer belebt und beseelt, nicht eben durch ausdrückliche Behauptung, daß sie leben oder durch Personificationen, sondern durch ein in sie gelegtes geistiges Interesse, wodurch sie unsere Sympathie, unsern Geist, unser Gemüth ansprechen: die Schilderung eines Engels, oder des Paradieses, des Himmels kann bei allem Aufwande von Bildern und von Beredtsamkeit ein todtes, uns kalt lassendes Product der Einbildungskraft sein; die Schilderung einer Wolke, einer Quelle, eines Baumes kann, als das Product echter Phantasie, uns ergreifen und entzücken. Die Einbildungskraft vergegenwärtigt, versammelt und versinnlicht, die Phantasie vergeistigt daneben noch und symbolisirt. Lassen sich nun aber auch diese beiden Thätigkeiten im Begriffe ziemlich scharf auseinanderhalten, so begreift sich doch leicht, daß in der Wirklichkeit oft nicht so genau unterschieden und getrennt werden kann, wenn man nur bedenkt, daß bei einem Dichter, welchem man ebensowohl Phantasie als Einbildungskraft zuerkennt (und Phantasie *ohne* Einbildungskraft gibt es wol nicht!), ein und derselbe Geist es ist, der als Phantasie und als Einbildungskraft sich thätig erweist, ohne gleichsam das Costum zu wechseln, und daß es auf eine atomistische und unsinnige Ansicht von der Seelenthätigkeit überhaupt und namentlich der poetischen führen würde, wenn man die einzelnen Elemente eines Gedichts an die Phantasie und die Einbildungskraft austheilen wollte. Im Allgemeinen kann man wol sagen: die Seele eines Gedichts, *wenn* es eine hat, gehört der Phantasie; bei den einzelnen Zügen und Theilen tritt mehr die Einbildungskraft hervor; bei einem wahrhaft trefflichen Gedichte aber erscheint die Einbildungskraft durchaus zur Phantasie potenzirt und jeder einzelne Zug geistig lebendig und beseelt, während bei mislungenen Gedichten oft eine Idee, die an sich wol die Tochter der Phantasie sein könnte, in einer des höhern Lebens ermangelnden Behandlung nur noch als Product der irdischern Einbildungskraft erscheint. Die Einbildungskraft, ob sie sich auch mit der Kühnheit und Energie des Falken oder des Adlers emporschwingt, muß doch immer wieder ihren Flug zur Erde rastend herabsenken; die Phantasie ist der Paradiesvogel, der keine Füße, nur Flügel hat und ewig am Himmel schwebt.

Ein gewisses Maß von Phantasie und von Einbildungskraft eignet nun natürlich jedem Dichter, denn ohne diese Begabung wäre ja der Begriff des Dichters selbst aufgehoben; auch bei den oben angeführten Dichtern, bei welchen diese Factoren nicht besonders als charakteristisch hervorgehoben wurden, versteht sich von selbst, daß sie nicht ohne diese Grundbedingungen des Dichters sein können; und wenn wir Freiligrath als den Repräsentanten der Einbildungskraft bezeichnen, so sprechen wir ihm hiermit keineswegs die Phantasie ab, sondern behaupten nur, daß jene sowol diese als auch andere Geistesthätigkeiten überwiege. Wir treten jetzt den Gedichten selbst näher und suchen sie nach Form und Inhalt sowie nach dem Gesammtcharakter, der sich als das allen Gemeinsame, sie unter sich Verbindende herausstellt, zu würdigen.

Wie erscheint in diesen Gedichten die geistige Persönlichkeit des Dichters, des Schöpfers dieser einzelnen Productionen? Sammlungen von Gedichten, namentlich von eigentlich lyrischen, stellen häufig das geistige und gemüthliche Wesen ihres Schöpfers in ein sehr helles Licht, und sie sollen das auch, je mehr sie auf Wahrheit und Innigkeit Anspruch machen, je mehr es natürliche Blumen dieses Bodens sind; und wie klar spiegelt sich auch z. B. in den Gedichten Schiller's der aufs Ideale gerichtete, titanisch ringende Charakter, oder in denen Uhland's das harmonische, reife und milde Gemüth! Auch die Lebensstrebungen und Schicksale des Dichters offenbaren sich nicht selten in solchen, mehr der subjectiven Seite angehörenden Poesien. Freiligrath's Gedichte aber sind nun grade keine lyrischen Gedichte im eigentlichen Sinne, keine Lieder, sondern es sind zum größten Theile *Bilder*, Gemälde von historischen oder Naturgegenständen, und nur in verhältnißmäßig wenigen kommt die Subjectivität des Dichters zum Wort. Aus den „Tagebuchblättern" entnehmen wir (s. „Moosthee"), daß der Dichter 1826 als sechzehnjähriger Jüngling sein erstes in die Sammlung aufgenommenes Gedicht gemacht hat und damals in dem besungenen Moosthee in einer Krankheit Heilung suchte. Innerlich Erlebtes enthalten sonst wenige Gedichte; es findet sich kein einziges der Liebe gewidmetes darunter. Zu jenen gehören indessen „Die Bilderbibel", worin er „den Freund aus Kindertagen" feiert, „dessen Bilder den spielvergessenen Knaben schon nach Morgenland versetzten", „durch den sein Auge eine fremde Welt begrüßte, Palme, Kameel, Wüste, Hirten und Hirtenzelt und der Patriarchen Leben sah", bei dessen Anblick ihm ist, als kehrten die schönen Jugendjahre wieder, als „träte er wie vor Zeiten zur Mutter bittend hin", und welches schließt:

O Zeit du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuern Ältern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

ferner, wie es scheint, die jedoch nicht ganz klaren Gedichte: „Ein Flüchtling" und „Vorgefühl". In jenem wird ein brennendes Verlangen nach Kampf ausgesprochen und Haß gegen die quälende Ruhe:

O Lieb', o Grimm! o Schmerz, o Lust!
Laßt brausen eure Wogen!

im letztern ahnt der Dichter, daß er nie das Glück erjagen werde:

Mich selber oft im Geist hab' ich gesehn
Erträumtem Glücke rastlos jagend nach;
Unstät und düster schweift' ich auf den Seen —
Ich weiß es nicht, was mir begegnen mag!

Digitized by Google

und schließt mit einer Anspielung auf ein Chamisso'sches Gedicht, welche dem Ref. nicht gefällt.

Hierher können wir auch ziehen das Gedicht auf Grabbe's Tod, den der Dichter ganz unerwartet im preußischen Lustlager erfuhr. Mit der vorangehenden Schilderung des kriegerischen Spiels contrastirt seine Klage um den Todten. Er ruft dem mit großen Gaben Ausgestatteten schöne Worte nach; aber überraschend waren dem Ref. folgende:

Der Dichtung Flamm' ist allegeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Wol läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen;
— — — — —
Doch sie verzehrt; — ich sprech' es aus mit Graun!
Und Male beennt sie; — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Mémoires de M. le vicomte de *Larochefoucauld*, aide-de-camp du feu roi Charles X. Fünf Bände. Paris 1837.

Die französische Literatur hatte bereits vor Erscheinen dieses Werks Memoiren von Larochefoucauld aufzuweisen. Es sind dies die des Herzogs von Larochefoucauld, der zur Zeit der Freude eine bedeutende Rolle spielte. Derselbe war Ahnherr unsers Memoirenschreibers, dem vielleicht eben dieser Vorgang, vielleicht auch einige Aehnlichkeit in ihren beiderseitigen Lebensphasen die Feder in die Hand gab. Sie Beide nämlich wurden sehr jung in die große Welt geworfen und nahmen mit dem ganzen Ungestüm der Jugend an jenen großen Bewegungen Theil, welche die Person erschütterten oder stiftigen. Der ältere Larochefoucauld bekämpfte den Einfluß Mazarin's, gegen den er wegen angeblicher Zurücksetzung persönlichen Haß hegte; der jüngere bekämpfte den Minister Decazes, Günstling Ludwig XVIII., vielleicht nicht aus reinern Motiven. Man kann, um die Aehnlichkeit noch treffender zu schildern, hinzufügen, daß zwei durch ihren Charakter und Geist auszezeichnete Frauen der respectiven Epochen als Freundinnen ihren zur Seite standen und auf ihre Handlungen einwirkten: dem ältern Larochefoucauld die ihrer Zeit berühmte Frau von Longueville; dem jüngern die Gräfin du Cayla, obwol das Wechselverhältniß verschieden war, indem uns Letzterer verschert, daß zwischen Ihm und der Vertrauten Ludwig XVIII. eine blos geschwisterliche Freundschaft bestanden, keineswegs aber jene strafbare Leidenschaft, die seinen Ihn an den Thron der Frau von Longueville fesselte. Die Parallele ließe sich wol noch weiter durchführen; allein es mag bei diesen flüchtigen Andeutungen sein Bewenden haben, zumal da die vor uns liegenden fünf Bände des jüngern Larochefoucauld so reich an interessanten Beiträgen für die Zeitgeschichte sind, daß wir, ohne den uns in d. Bl. gestatteten Raum zu überschreiten, in Bereigenheit sind, deshalb eine passende Auswahl zu treffen. Um davon vorläufig einen Begriff zu geben, zugleich auch den in den Memoiren waltenden Geist kennen zu lehren, wollen wir sogleich der Einleitung einige Stellen entlehnen, die, wäre auch sonst unsern Lesern die Rolle unbekannt, die Larochefoucauld während der Restauration und vornehmlich bei der Person Karl X. spielte, seine politischen Tendenzen sehr treffend bezeichnen.

„Ich weiß", heißt es hier, „daß es nicht gebräuchlich ist, schon bei Lebzeiten seine Memoiren herauszugeben; und dennoch ist es vielleicht loyaler, seine Gedanken, seine Meinungen und seine Handlungen nicht unter den Schuh des Grabes zu stellen. Ich habe mich dazu entschlossen. Indem man sich auf diese Weise selbst dem Urtheile Derjenigen, die man dereinst hat, preisgibt, kann man sich einige Ansprüche auf ihre Nachsicht erwerben. Frankreich ist eine Achtung gebietende Jury; allein dieses edle Land begreift zu viel großmüthige Charaktere in sich, als daß man befürchten dürfte, es werde Dem, der mit Vertrauen vor ihm auftritt, solches nicht mit Billigkeit vergelten." Der Verf. verwahrt sich hiernächst gegen jeweden Verdacht, er habe mit dieser Veröffentlichung noch irgend etwas Anderes, als blos Geschichtserzählungen zu liefern beabsichtigt, denn sonst hätte er dieselben sehr leicht pikanter machen können, indem er eine Menge Anekdoten, die ihm bekannt, darein verwebte. Allein stets habe er sich von Voltaire's Axiom, den Lebenden sei man Rücksichten und nur den Todten die Wahrheit schuldig, leiten lassen. Habe er aber gleichwol (im zweiten Bande) die Correspondenz der Frau Gräfin du C.... abdrucken lassen, so sei er dazu durch den Rath seiner Freunde bestimmt worden; das vernünftige, zartfühlende, geistreiche und gebildete Publicum werde es ihm hoffentlich Dank wissen, das „Gemälde des großen, unabhängigen, aristokratischen Privatlebens der neuern Zeit, dessen Gefühle, Ton, Gebräuche" mittels der zahlreichen Fragmente eines Briefwechsels vor ihm aufgerollt zu haben, der, wie er glaube, die vielbesten Briefsammlungen nicht erreichen würde. Was sonst noch die von ihm bei Auswahl der vornehmsten Materialien befolgte Methode und das Resultat des Ganzen unter dem politischen Gesichtspunkte anbetrifft, so ertheilt er darüber nachstehende Auskunft. Von der Epoche der ersten Restauration ausgehend, theilt der Verf., um zur gegenwärtigen Epoche zu gelangen, den dazwischen liegenden Zeitabschnitt in vier Perioden ein, deren Schilderung wie mit seinen eignen Worten, weil solche die Einheit des ihn leitenden Gedankens bezeichnen, wiedergeben wollen. „1814—19: Mit der constituirenden Charte, verfälscht und verdorben durch die beiden Prinzipien der monarchischen Souveränetät und der Volkssouveränetät, aufgebürdet und in Thätigkeit gesetzt durch die Doctrinaires, schreiten das Königthum und Frankreich in Mitte aller Wirren und Gefahren bis zu den heftigsten Katastrophen vor. 1819—25: Sieg der Royalisten, die im Geiste der Monarchie die von ihnen aufrichtig angenommene Charte vollziehen, schreiten das Königthum und Frankreich, indem sie es versuchen, sich von dem revolutionnairen Element loszumachen, zu einem hohen Grade von Wohlfahrt mit Kraft und Ruhm vor. 1827—30: Das Königthum wird von Conzessionen zu Conzessionen, die es den Ideen und Bedürfnissen einer falschen, durch die Kartonsgeist erweckten und entflammten Freiheit macht, in die Nothwendigkeit versetzt, das monarchische Prinzip der Charte von 1814 gegen die Anmaßungen des in der nämlichen Charte enthaltenen populairen Princips zu vertheidigen und zu einem Waffenkampfe hingerissen, wobei es unterliegt. 1831—36: Entwicklungen und Wirkungen der Revolution der neuen constituirenden, doctrinairen, populairen und monarchischen Charte."

Unter Festhaltung des hier vorgezeichneten Planes nun und stets von demselben Gedanken, dem hochpopularistischen nämlich, belebt, schildert der Verf. die Wandlungen jedes Zustandes, jedes Ereignisses von Jahr zu Jahr, zwar nicht in einem homogenen und didaktischen Vortrage, der alle Charsachen umfaßt, darstellt und hinsichtlich ihrer Wirkungen und Ursachen untereinander in Verbindung setzt, doch aber mittels solcher öffentlichen oder Privathandlungen, worin er selber Theil nahm, und welche an die Vorgänge erinnern, sie charakterisiren und Aufklärung darüber ertheilen; sodann mittels Anführung von Privatcorrespondenzen, amtlichen Berichten und vertraulichen Noten, die er den Königen Ludwig XVIII. und Karl X. oder fremden Souveränen und höchstehenden Personen zustellte, und endlich auch indem er einzelne Begebenheiten besonders heraushebt und mit allen ihren Nebenumständen erzählt. Unserm Dafürhalten nach dürften indessen bei der entschiedenen Parteifarbe des Memoirenschreibers grade diese Erzählungen wol nur wenig histori-

Digitized by Google

schen Werth namentlich für die Zukunft haben, da sie das Gepräge eines hohen Grades von Besangenheit schon an der Stirne tragen. Der Zeitgenosse aber, lässt er auch den sozialen Gestaltungen des Ereignisses alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren, wird zu dem Urtheile hingerissen, es suche derselbe sogar auf Kosten der Wahrheit einer Sache zu dienen, für die er begeistert ist. Von ungleich größerm Werthe sind dagegen die erwähnten Aktenstücke für die Nachwelt, sowie von höherm Interesse auch für die Gegenwart. So beispielsweise ein handschriftliche Aufsatz Napoleon's, den derselbe, wie Barschersascaub berichtet, in seinem Schreibtische auf der Insel Elba zurückließ, und der zuerst in die Hände des Capitain Campbell fiel, dessen Authenticität aber, würde uns solches auch nicht vom Memoirenschreiber verbürgt, wir um so weniger bezweifeln, da er uns ganz als der lebendigste Abdruck der Gesinnungen und Gefühle des Kaisers erscheint, wie er solche in jenen düstern Stunden seines Lebens dem Papiere mag anvertraut haben. Das derselbe auch in diesen Memoiren eine Stelle fand, erklärt sich bei dessen Lektüre von selbst, weshalb wir auch einige Stellen daraus hier anführen wollen.

„Die Grundlage unserer politischen Sicherheit ist so mangelhaft, schwankend, daß sie einzustürzen droht. Der Sturz wird furchtbar sein, und alle Nationen des Festlandes werden davon mit fortgerissen werden. Keine menschliche Kraft ist im Stande, den Lauf der Dinge aufzuhalten; sowie die Birne abfällt, wenn sie reif ist, so fallen sich am Ende Throne und die Staaten in Fäulniß auf. Das ganze civilisirte Europa befindet sich in der nämlichen Lage, worin sich vormals ein Theil Italiens unter den Cäsaren befand; das Ungewitter der Revolution, wovon sich einige Theile über die ganze Oberfläche von Frankreich verbreiteten, bedeckte bald den ganzen Theil des Erdballs, den wir bewohnen, mit einer schrecklichen Nacht, und nicht eher wird der Donner aufhören zu rollen und ein heiterer Tag erscheinen, als bis sich die Natur aller brennbaren Stoffe entledigt hat. Die Welt kann nur durch Vergießung von Strömen Blutes gerettet werden. Nur ein gewaltiger und furchtbarer Orkan vermag die verpestete Luft zu reinigen, die Europa umhüllt." Hierauf von seinen eignen Planen und Absichten redend, sagt der kaiserliche Verfasser: „Ich würde die Rückkehr des Glücks auf die Erde beschleunigt haben, wenn Die, mit denen ich zu thun hatte, die öffentliche Meinung wären. Sie beschuldigen mich, sie verachtet und zu Sklaven gemacht zu haben. Ihr kriechender Geist, der Durst nach Gold und Auszeichnungen legte sie zu meinen Füßen. Konnte ich einen Schritt thun, ohne sie zu treten? Wahrlich, ich brauchte, um sie zu fangen, ihnen keine Schlingen zu legen; es reichte hin, ihnen den Reich irdischer Auszeichnungen und Reichthümer darzubieten. Gleich fliegenden Fingen stürzten sie darüber her, um sich daran zu sättigen. Die Sklaven bedurften eines Gebieters, sich aber bedurfte keiner Sklaven! Was soll man von 40 Millionen Menschen denken, die sich bitter über den Druck eines einzigen Individuums beklagen! Wie vermag ein einziges Individuum sie zu bedrücken!" Folgt nun ein wahrhaft schaudererregendes Charakterbild der Zeit, dem wir nur einige der grellsten Züge entlehnen wollen: „Habsucht, Neid, Eitelkeit, falscher Ruhm und eine unendliche Menge von Verbrechen sind unbezähmbaren Leidenschaften verfolgen sie (die Zeitgenossen) gleich Furien. In Mitte dieses fürmischen Lebens sprechen sie unaufhörlich von Tugenden, von Großmuth und Liebe, während, gleich einem unheilbaren Krebse, das Laster, der Eigennutz, die Ehrsucht die verborgensten Falten ihres Herzens zernagen. Unter der Larve der Heuchelei, die sie niemals ablegen, verbergen sie sorgfältig ihre Blöße und ihre Verbrechen; sie erkünsteln äußerlich Tugenden, die sie niemals besitzen; sie äffen sich wechselseitig durch süße Schmeichelworte, und wenn schon Keiner an die Ehre des Andern glaubt, so spielen sie dennoch aus Feigheit zusammen die Rolle, die sie erkennen, weil es ihnen an Muth gebricht, sich so zu zeigen, wie sie sind. Alle Bande der Freundschaft und der Wohlthätigkeit sind zerissen und bestehen blos der Form nach. Dass Wesen ist nur ein leeres Wort, dem die Stärke Werth gibt; denn wer sich demselben nicht zu entziehen vermag, muß sich ihm natürlicherweise unterwerfen. List und Gewalt theilen sich in die Beute der ganzen Welt. Öffneten sich die Gräber auf den Ruf des himmlischen Gerichts, so würden sich die Menschen einander, von Schauder ergriffen, fluchen, weil die durch ihre zerstörende Unsittlichkeit verdorbene Luft sie mit ihrem Hauche verpesten würde. Das Leben der höhern Classe ist eine fortwährende Lüge; die untere Classe ist nicht viel besser; der Unterschied besteht darin, daß letztere minder bösartig zu Werke geht, und daß sie folglich nicht so lasterhaft wie die erste ist, weil der aufgeklärte und civilisirte Mensch von tausend Bedürfnissen gequält wird, die der arme und unwissende Mensch nicht kennt." Auf sich selbst zurückkommend, entwickelt Napoleon all das Gute, das ihm Frankreich zu verdanken hat, das aber von diesem keineswegs anerkannt und gewürdigt worden. „Ich habe", sagt er, „den schrecklichen Geist der Neuerungen beschworen, der die Welt gleich einem verheerenden Ungeheuer durchzog; ich habe dem Glauben und dem Systeme unserer Väter den Einfluß zurückgegeben, den sie verloren hatten; mit einer Hand habe ich den äußern Feind zurückgewiesen und die innern Feinde gezügelt. Meine Ideen, Andere als ich, hätten es zu thun vermocht? Was Frankreich nicht im Kriege mit sich selbst und erwürgten sich nicht unterreinander seine mit Blindheit geschlagenen Kinder? In seinem Schoose von ebenso exaltirten als gefährlichen Erdenschaften zerrissen, durch eine große Anzahl Henker gequält und ausgeplündert durch die Habsucht der Volksrepräsentanten, jener feigen und gewissenlosen Menschen, die das Ausland verachtete, besten triumphirende Heere die Grenzen bedrohten, sah Frankreich zu mir als seinem Schirme hinauf. . . Die Nachwelt wird mich richten, mich, der ich übergroß bin, daß sie besser meine großen Thaten zu würdigen wissen wird. . . Man beschuldigt mich, viel Böses gethan oder zugelassen zu haben! . . Wann ein Gewitter über der Oberfläche der Erde schwebt, um die Luft zu reinigen und Berge, Thäler und Ebenen mit reichlichem Regen zu besruchten, darf man sich beklagen, wenn es auf seinem Wege Dächer und Hütte zerstört, wenn es Früchte und Bäume zu Boden schlägt. Die Sonne selbst, wenn sie unter dem Nordpol ihr wohlthätiges Licht verbreitet, erdörret oder verbrennt alle Pflanzen unter der Linie. . . Mein großes Herz verfagte sich allen gemeinen Freuden sowie dem gewöhnlichen Schmerze; niemals theilte ich die Gefühle, die den trägen und schwachen Pöbel beleben. Gehen mir aber die Tugenden einer schwachen Seele ab, so kenne ich auch ihre Laster nicht. Will der liebenswürdigen Popularität eines Cäsar oder eines Heinrich IV. würde ich nicht einen Brutus, wol aber hundert Ravaillacs gefunden haben." Der Aufsatz schließt mit den Ergießungen des Selbstbewusstseins einer starken Seele und endlich mit einem prophetischen Blick in die Zukunft, namentlich in Beziehung auf Deutschland. „Der Fürst war in mir", heißt es daselbst, „in meinem schreckengebietenden Geiste, der durch seine Überlegenheit ganz Europa zu meinen Füßen legte! Die kaume des Schicksals freilich ließ mich einen Thron bereigen! Allein wäre ich auch im Innern eines Klosters und von den übrigen Menschen getrennt gewesen, so wäre ich stets der nämliche gewesen, wiewol unter einer andern Form. Wenigstens habe ich mich um Europa und die Menschheit verdient gemacht, indem ich die Deutschen zur Selbsterkenntniß brachte. Was die Engländer anbetrifft, so berichtet uns die geschichte keine einzige Thatsache, die beweise, daß sich ein handeltreibendes Volk je um das Glück des Menschengeschlechts bemüht habe."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 246. — 3. September 1838.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Schon viele Dichter, besonders moderne, haben über ihre wahren oder eingebildeten Leiden und Schmerzen gejammert und den Dienst der Muse als einen schweren, mit Thränen gewürzten angeklagt, als einen Lakaisdienst, durch welchen sie aber doch am Ende die schöne Rahel zu gewinnen hofften: aber nie erinnern wir uns, die edle Poesie so verunglimpft gesehen zu haben, wie in dem Worte:

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!

und:

Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!

Gerne würden wir glauben, der Dichter habe hier nur dem Unmuthe einer schwarzen Stunde, der trübseligen Erinnerung an einen jämmerlich zu Grunde gegangenen Genius sich hingegeben und mache so aus dem Schicksale Eines Poeten einen allgemeinen Fluch der Poesie; leider aber glauben wir eine ähnliche Stimmung oder Verstimmung zu erkennen in dem Gedichte: „Der Reiter", welcher der Doppelgänger Freiligrath's selbst zu sein scheint. Der bleiche Reiter

seufzte düster durch die Finsternis
Der Föhren: „Gott, warum gabst du mir Lieder!
Sie schliefen Jahre lang in meiner Brust,
Wie Arg im Schacht; ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! Ach, und ich — ich muß verbluten!
— — — — — —
— — — — — —
Doch murr' ich nicht, ich sage: fehet da,
Ich bin ergeben, ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: stieh!
Mein Nero, weh mir, ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern."

Auch Schiller klagte: „Die Musen saugen Einen aus!" und wir haben nichts gegen die Fiction oder das wirkliche Gefühl, daß das potenzirte Leben des Dichters die Dauer des wirklichen Lebens verkürze, wiewol es nicht an Fällen, die dagegen zeugen, fehlt — Sophokles, Goethe —; aber die Poesie darum einen Tyrannen, einen Nero nennen, um das Bild des Verblutens noch weiter auszuspinnen, erscheint kaum mehr als ganz wahr empfunden, sondern mehr als witzig und erkältet, darum ohne die Sympathie für den Dichter. Der Reiter fährt in seinem Selbstgespräche fort: Wenn man sich nur nicht so an ihn drängte, sein Blut auffassen wollte! Wenn man ihn nur in Ruhe sich zu Tode bluten ließe: Wenn man ihn nur nicht mit der Frage belästigte: „Sprich, was ist Poesie?" Wenn sie nur nicht lächelten und lachten, wenn er ihnen antworte:

Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt
Und sich zum Sitze wählt sein weit verzweigt
Und rauschend Haupt mit herbe duftendem Laube,
Und sinnend dann, die Arme stumm verschränkt,
An die Geliebte, welche fern ist, denkt,
Und in das Nest sieht einer Turteltaube.

Das geben wir zu; hier ist Stoff zur Poesie, es ist eine poetische Situation, der ernste einsame Eichenbest, der luftige Sitz in der Laubkrone, der Gedanke an die ferne Geliebte und der herrliche Anblick eines frommen Vogels in seinem Neste — das Alles ist prägnant und voll von einer schönen, leichten Symbolik; aber wenn er weiter angibt, was Poesie sei: wenn man sich am Meere einem Fischer auf die Schultern setze, sich in die Wellen hineintragen lasse, die Odyssee auf sein struppig Haar lege und singe und juble, so können wir hiermit schon nicht einstimmen, wenn wir auch gern zugeben, daß dies der Einfall und Genuß eines echt poetischen Kopfes sein mag. Und wenn er weiter fortfährt: Wenn man auf muth'gen Rossen zu Dritt oder Vieren einen wilden Ritt mache — die Renner schnauben, den spornend vorgebeugten Reitern ohne Unterlaß die Mähnen ins Antlitz wehen — „das ist Poesie, doch wollt ihr es nicht glauben!" so gestehen wir, auch zu den Ungläubigen zu gehören. Ein solcher Ritt regt die physischen Lebensgeister auf, ja, und daraus mag sich dann leicht auch eine poetische Stimmung entwickeln, ein Gefühl der Freiheit, der Kühnheit, des Thatendrangs, was Poesie werden kann; aber die angegebenen, allerdings poetischmalerischen Züge sind noch keine Poesie. Noch weniger ist, unsers Erachtens, „wenn man beim Fahren Nachts von einer hölzernen Brücke wieder aufs Pflaster kommt, daß die Funken unter den Hufen fliegen, Poesie der erste Ton des Eisens auf den Steinen!" Auch nicht, „wenn man einen Neger in Gummischuhen im Tauwerke

Digitized by Google

des Schiffes ruhen sieht, der sich lässig schaukelt und singt, und wenn man ihm ins Angesicht schaue, glühe das Weiße seiner Augen wie ein Stern." 'Der Schluß endlich: „Poesie wäre es, wenn jetzt das Roß, scheuend, den Reiter ab und an ein Felsenstück würfe, daß Nacht seinen Blick umflorte und Blut der Stirne entquölle, und dann das treue Thier gesenkten Hailes auf den Sterbenden niedersehe und ihm warm ins erkaltende Antlitz schnöbe." Wiefern sollte dies, das Abschleudern des Reiters zum Tode, Poesie sein? Wir haben bei diesem Gedichte länger verweilt, weil es die Theorie Freiligrath's von der Poesie zu enthalten scheint, der wir keineswegs beitreten. Nach dieser Theorie bestände das Poetische hauptsächlich im Phantastischen, im Wilden, im Frappanten, in Contrasten, im Exotischseltsamen, im Schauerlichen. Alles dies kann Stoff und willkommner Stoff der Poesie werden, ist aber für sich noch nicht Poesie im höchsten Sinne, so lange es nicht eine ihm vom Dichter einzuhauchende Seele oder Idee in sich schließt; es sind Materialien der Einbildungskraft, welche auf die Baukünstlerin Phantasie warten.

Aus dem Herzen des Dichters, nicht vorzugsweise aus seiner Einbildungskraft, stammt das schöne und höchst beachtenswerthe Lied: „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren". Wir legen ein besonderes Gewicht darauf, weil darin der Zug von Freiligrath's Poesie nach dem Oriente als etwas Gemüthliches; als eine wirkliche tiefempfundene Sehnsucht, nicht blos als Gelüsten und Laune sich kundgibt. Es geht ein schmerzlich wehmüthiger Ton durch dasselbe, und es ist weit einfacher gehalten als die meisten; wir können uns nicht verfagen, die bedeutendsten Verse herzusetzen:

Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren,
Wär' ich auf Jemens glühndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wol diese Hand;

Dann zög' ich wol mit flücht'gen Pferden
Durch Jethros flammendes Gebiet;
Dann hielt ich wol mit meinen Heerden
Rast bei dem Busche, der gegluht;

Dann Abends wol vor meinem Stamme
In eines Zeltes luft'gem Haus
Strömt ich der Dichtung innre Flamme
In lodernden Gesängen aus.

Nomaden sind da meine Hörer,
In deren Geist die Wildnis spricht,
Die vor dem Samum, dem Zerstörer,
Sich werfen auf das Angesicht;

Die allzeit auf den Rossen hängen,
Absiegend nur am Wüstenbronn,
Die mit verhängten Zügeln sprengen
Vom Aden bis zum Libanon;

Die Nachts als nimmermüde Späher
Bei ihrem Vieh ruhn auf der Trift
Und wie vor Zeiten die Chaldäer
Anschaun des Himmels goldne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sinais glutgebornen Höhn;
Die oft des Wüstengeistes Schemen
In Säulen Rauches wandeln sehn.

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht!

Ich irr' auf mitternacht'ger Küste;
Der Norden, ach, ist kalt und klug;
Ich wollt' ich sing' im Sand der Wüste,
Gleichnt an eines Hengstes Bug.

In dem Gedichte: „Meine Stoffe", entschuldigt er sich gegen den ihm gemachten Vorwurf, daß er mit seiner Poesie immer in den Orient schweife, und die Ermahnung:

Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Grenzen!
Die eigne Luft, das eigne Leid
Woll' uns in deinem Kelch kredenzen!

beantwortet er mit den Worten:

O könnt' ich folgen Euerm Rath!
Doch düster durch verlegte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad;
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

(Der Beschluß folgt.)

Mémoires de M. le vicomte *de Larochefoucauld*. Fünf Bände.

(Beschluß aus Nr. 245.)

Um nun, nach dieser Abschweifung, die in dem ihr eigenthümlichen Interesse wol ihre Rechtfertigung finden dürfte, wieder auf unsern Memoirenschreiber zurückzukommen, so ist es ein ihn selbst betreffender merkwürdiger Lebensumstand, daß er, ein so eifriger Anhänger des Königthums und namentlich Karl X., gleichwol eine Zeit lang auf die Seite der Gegner des Ministers Villèle trat, ja selbst mittels seines persönlichen Einflusses auf den Monarchen seinen geringen Theil an dem Sturze eben jenes Staatsmannes sowie an der Berufung des Ministeriums Martignac gehabt zu haben scheint. Zu jener Epoche nämlich trat Larochefoucauld, der noch kurz zuvor dem Könige geschrieben hatte: „Hr. v. Villèle oder das Chaos", derjenigen Partei bei, welche man die „royalistische Defection" nannte, und wirkte dazu mit, eben denselben Mann vom Staatsruder zu entfernen, den er dasselbe zu führen ganz ausschließlich für befähigt erklärt hatte. Man ersieht nicht recht aus den Memoiren, welches die Motive sind, die Larochefoucauld zum Abfalle veranlaßten; so viel aber ist Thatsache, daß er das neue Ministerium nach Kräften mit seinem Rath und seiner Stimme als Deputirter unterstützte. Bald jedoch kehrte er, wie aus seinen an den König gerichteten Noten erhellet, zu seinen frühern Ansichten, d. i. zu dem Systeme Villèle's zurück. Denn kaum hat er die Befriedigung gehabt, diesen von den Geschäften entfernt zu sehen, so spricht sich auch schon seine frühere gute Meinung zu dessen Gunsten wieder aus und die Zukunft beunruhigt ihn lebhaft. Er sagt sich allmälig von der Defectionspartei los; er bekämpft die Aufnahme des Worts: déplorable, in die Adresse der Kammer; er stimmt gegen den bekannten Antrag des Abgeordneten Labbey de Pompières, das Ministerium Villèle in Anklagestand zu versetzen; er erklärt rückhaltlos seinen Wählern, daß er nicht zu den 221 gehöre; lange vor diesem Moment aber legt er sein Bedauern wegen Villèle's Entfernung zu Tage, und gewahrt, nachdem er sich vergebens der Ernennung des Ministeriums Polignac widersetzt, die Revolution im Anzuge, die zu beschwören er zuerst dem Könige Hrn. v. Villèle als den rechten Mann bezeichnet. Ja, er war von der unumgänglichkeit desselben so innigst überzeugt, daß er sich nach Toulouse begab, um zu erfahren, was dieser Staatsmann von der Lage der Dinge hatte, und dem Könige dessen Gedanken und Rathschläge hinsichtlich

Digitized by Google

der Krisis, worin man sich befand, zu übermitteln. Man findet in den Memoiren die Unterredung, die der Verf. mit dem Exminister hatte, zu dessen Unterstützung früherhin mitgewirkt zu haben ihn um so mehr schmerzen mußte, als der dem tiefen politischen Scharfblick desselben nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen vermochte.

Ist nun der vierte Band dieser Memoiren besonders reich an Anekdoten und Thatsachen, meistens politischer Art, die sich auf die Herzogin von Angouleme, Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X., die Julitage und die durch sie herbeigerufene Staatsumwälzung beziehen, so beschäftigt sich der fünfte Band zum großen Theile mit — Ste.-Pélagie. Den Sachverhalt erzählt uns Larochefoucauld etwa wie folgt: Um zu erproben, ob die Consequenzen der Julirevolution wirklich den desfallsigen Verkündigungen entsprächen, versuchte er von dem gemeinsamen, allen Bürgern garantirten Rechte, seine Meinungen zu veröffentlichen, ohne die Staatsgewalt zu ergürnen und aufzustacheln, Gebrauch zu machen. Er gab daher eine Flugschrift, unter dem Titel: „Aujourd'hui et demain", heraus, worin er dreierlei konnte, daß er an das Gouvernement, an die Neuen, an die Macht der Erinnerungen der Männer von heute glaube, und worin er mit Freimüthigkeit gradehin und wiederholt äußerte, was heute zu nehmen gut, wäre morgen wiedergegeben gut. Diese Aeußerung mißfiel jedoch in gewissen Regionen, wo man den Sinnsprud dahin verbesserte, daß, was gut zu nehmen, auch gut zu behalten sei. Demnach wurde die Flugschrift mit Beschlag belegt und vor den Gerichtshof gewiesen. Indessen war der Sprud der ersten Gerichtsinstanz, bei der die Sache verhandelt wurde, für den Angeklagten günstig ausgefallen, indem die Rathskammer erklärte, es sei kein Grund vorhanden, dem Proceß weiter zu betreiben. Man konnte, bemerkt Larochefoucauld, es anständigerweise dabei bewenden lassen; allein dem war nicht also; der Hr. Generalprocurator erhielt Befehl, sich gegen den Spruch zu verwahren. Eine weitere Berufung erhielt allen davon erwarteten Erfolg. Das Werk und dessen Verfasser, das Buch und der „Verwandte" wurden ohne Gnade abermals vor den Assisenhof geschleudert. Um die Phrase wohl zu verstehen, muß man wissen, daß Larochefoucauld kurz zuvor von den Verwandtschaften seiner erlauchten Familie gesprochen und gesagt hatte, es sei einer ihrer Zweige heute mächtig genug geworden, um den Forderungen des Zweigs Neuvy Genüge zu thun, der Karl entheilt worden, daß, wenn er selbst höchsten Orts gewisse Gesuche vordringen und einige Merkmale von politischer Unterwürfigkeit oder Privatdankbarkeit geben wolle, der Proceß niedergeschlagen werden könnte. Er wies jedoch diesen Rath weit von sich, hoffe, wie er uns erzählt, selber den Chef der Gerichtsdoten ab, der seine Eintragung in die Liste der Gefangenen zu beauftichtigen hatte, als sahe ihn in seinem Cabriolet nach Ste.-Pélagie. Der Aufenthalt an diesem Orte kam ihm jedoch, versichert er, sehr wohl zu statten, indem er dort, recht mit Muße, über die Folgen der Julirevolution nachzudenken im Stande war, die sich ihm unter allen Gestalten, Namen und Ständen vergegenwärtigten. Es befanden sich nämlich zu jener Epoche nicht weniger als 107 politische Gefangene in Ste.-Pélagie, ungerechnet die Indivíduen, die wegen Preßvergehen verurtheilt worden, diejenigen, die, ohne noch verhört zu sein, sich daselbst im Präventionsarrest befanden, und endlich diejenigen, deren Proceße noch in der Instruction begriffen waren. Unter den Gefangenen der Juliusfreiheit, wie der Memoirenschreiber sie nennt, befand sich derselbe in sehr guter Gesellschaft. „Die beiden Meinungen", sagt er in dieser Beziehung, „welche sich wahrhaft in die öffentliche Beachtung theilen und allein die Interessen des Landes vertreten, die legitime Monarchie nämlich und die aufrichtige Republik, hatten ihre Repräsentanten im Gefängniß; zum Glück aber, was jedoch sehr natürlich, wenn schon dadurch die Unannehmlichkeiten und Inconvenienzen dieser aufgezwungenen Zurückgezogenheit reichlich aufgewogen wurden, hatte das Justemilieu daselbst gar keinen Parteigänger. Es kann wol sein, daß die Aufseher, Aufwärter, Schließnechte dazu gehörten; allein sie nahmen an den Erörterungen keinen Theil, als etwa durch das Gesetz der Riegel; und da es unter ihnen keine Leute gab, denen daran gelegen gewesen wäre, die Absichten der Einen zu enträthseln, die Projecte der Andern in ein schlimmes Licht zu setzen, so durfuchten sich Republikaner und Royalisten, vermengten sich und gewannen zuletzt einander Achtung ab. Die Vorsehung", fügt Larochefoucauld hinzu, „die stets die Wege im Auge behält, auf denen sie die Menschen leitet, hatte immitten der revolutionairen Zwischenfälle durch die Strenge der Doctrinaires diese Mittel der Annäherung und Verständigung geschaffen, welche die dem Anscheine nach am meisten entgegengesetzten Parteien zu erleuchten und zu versöhnen dienen." Übrigens war die Zeit, die Larochefoucauld in Ste.-Pélagie zubrachte, keine verlorene. Er schreibt daselbst eine recht interessante Novelle; er hört die Anekdoten an, die ihm der geistreiche Sarrut bei seiner Tapisseriearbeit erzählt; er lacht über Philippon's witzige Carricaturen; er gibt seinen Unglücksgefährten Concerte; auch schreibt er einen Bericht voll von scharfsinnigen Bemerkungen und wohlgemeinten Rathschlägen, den er, wie er versichert, später einer sehr hohen Person zu überreichen Willens ist; endlich hat er noch Muße genug, die höchst merkwürdigen Entdeckungen, die ihm ein Hr. Lebieu, sein gleichzeitiger Mitgefangener, macht, zu Papier zu bringen. Dieser Lebieu nämlich war Dumouriez's Secretair gewesen und stand in geheimen und sehr innigen Verhältnissen mit Allen „ohne Ausnahme" — sobin auch mit dem meinigen Herzog von Chartres —, die zum Generael auf seiner Flucht begleiteten, aber gleichzeitig mit ihm das Lager von Saint Amand verließen. Später gehörte Lebieu zu dem europäischen Comité, das ins Leben getreten war, um seine revolutionnairen Prinzipien in allen Gegenden Europas zu verbreiten. Endlich aber stand derselbe auch in genauer Verbindung mit dem bekannten Comité-directeur. Manche von den unsern Memoirenschreiber durch Lebieu erhaltenen Auskünfte sind freilich nur lose und oft sehr dunkel angedeutet, aus Rücksichten, welche die jetzige Ordnung der Dinge ihm gebietet; der Leser aber wird wohl gewahr, worauf solche anspielen, wird die betreffende Person ihres erhabenen Standpunktes wegen auch nicht genannt. So äußerte unter Anderm Lebieu gegen seinen Mitgefangenen, das Verderben Louvel's sei keineswegs eine so ganz beschlossene Sache, als zur Zeit behauptet worden, u. dergl. m. Eben dieser Lebieu scheint, liegt seinen Mittheilungen nicht irgend eine böswillige Absicht zu Grunde, eine sehr trübe Phantasie zu haben, denn er erzählte unter Anderm, die oberste Direction einer sehr wohl organisirten Propaganda unterhalte einen geheimen Briefwechsel in allen Ländern, wo erkaufte Agenten ihr die Geheimnisse der Gesandten und Souveraine verriethen. „Alles aber", bemerkt der Erzähler, „sind seine eignen in den Memoiren wiedergegebenen Worten, „wird unter dem Einflusse des englischen Cabinets verhandelt, das stets geneigt ist, die Ruhe Frankreichs zu stören." In eben diesem fünften Bande erhellt der Verf. noch sehr merkwürdige und interessante Auskünfte über die Abenteurerin, die sich für Ludwig XVII. ausgaben, von dem Schuhflicker zu Rouen bis auf den berliner Abenteurer. Dieser letztere scheint eine gute Haut zu sein, denn er erklärte unserm Memoirenschreiber, daß er nur deshalb die Krone in Anspruch nehme, um sie an Den, welchen er seinen Vetter nennt, zurückzugeben.

Sind nun Larochefoucauld's Memoiren auch mit diesem fünften Bande fürs erste geschlossen, so benachrichtigt er uns doch selbst, daß sie nur der Anfang eines größern, dreierlei umfangreichen handschriftlichen Werke sind, das vielleicht zu einer andern günstigern Epoche erscheinen dürfte. Man verspricht schon, was unter dieser günstigern Epoche gemeint ist; denn der Verf. gehört zu denjenigen Legitimisten, die an eine dritte Restauration des ältern Zweiges der Bourbons glauben. Dem sei jedoch wie ihm wolle, derselbe offenbart bei aller seiner Vorliebe für ein Prinzip, das in seinem Lande aufgehört hat das herrschende zu sein, eine unabhängigkeit des Charakters, die

ihm nur zur Ehre bei allen Parteien gereichen kann. Für unsere Leser aber dürfte es wol von Interesse sein, noch zu vernehmen, was er im Betreff seiner persönlichen Tendenzen selbst sagt, weshalb diese Art Selbstapologie, die wir dem Werke entlehnen, noch an Schlusse unserer Bereichte eine Stelle finden mag. „Vielleicht", sagt Larochefoucauld, „wird man finden, daß ich mich mehr als einmal in der Opposition befand. Ist dies ein Unrecht oder eine Familienüberlieferung? Jedenfalls schreibt sich die Sache von weither. Es gibt in der That nur wenig historische Umstände und öffentliche Krisen in den Annalen Frankreichs, worin sich meine Väter an und für sich durch ihre Verbindungen nicht als thätige Theilnehmer, Sieger, oder Opfer vermischt befunden hätten. Bei dieser freisinnenden Geschlechtsfolge dürfte man glauben, es fände unter uns eine Uebertragung von Liebe zum Gemeinwohl und eine Charakterunabhängigkeit statt, die ich für meinen Theil gern annehme. Wiewol nun diese Opposition meinerseits stets gewissenhaft und überlegt war, so ist es möglich, daß wir uns leichter und häufiger als Andere zu der Opposition in Folge jenes Hanges, zu bekritteln, hinreißen lassen, der den Bewohnern der Hauptstädte, wo die Volksmeinungen und Bewegungen sich bilden, sich erhitzen und ausbrechen, natürlich zu sein scheint. Die Larochefoucaulds, denen ich angehöre, und die Montmorencys, denen ich durch meine Verehrlichung anzugehören die Ehre habe, sind, so zu sagen, pariser Kinder, deren Instinct zu nichts weniger als zum Stillschweigen und zur Knechtschaft geneigt ist, und Manche waren denn auch wol bei alten Unruhen in dieser großen Stadt stets betheiligt. Diese Opposition ist eine zweite Art von Adel, worauf ich ebenso wenig als auf den andern verzichte, und, wohl verstanden, heute noch weniger als je. Hänge ich an dem Legitimitätsprincip, führen mich meine Sympathien, meine Studien, mein Nachdenken dem Königthume zu, so ist es, weil ich dasselbe als die Schutzwehre, als den natürlichen und pflichtmäßigen Beschützer aller Volksinteressen, aller öffentlichen Freiheiten und aller Arten von nationalem Ruhm betrachte. Wie wäre es demnach möglich, daß wir in Gegenwart einer Revolution, die, indem sie alle politischen Verhältnisse Europas störte, das Grundeigenthum und die Gewerbe Frankreichs, und der Hauptstadt vornehmlich, in einen so evidenten und so sehr verlängerten Zustand von Leiden versetzte, nicht auf Seiten der Opposition gegen die Doctrinairs wären, wir wir es gegen die Mazarin's und die Anhänger der Ligue waren? Es ist dies unsere Pflicht, unsere Gesinnung; es ist dies mein Vergnügen." (Wahlspruch der Familie Larochefoucauld.) 18.

Aus Italien.

Die periodische Presse verzeudet auch unter uns manches Wort des Nachdenkens und der Belehrung, das, zufällig durch eine unerwartete Tagesneuigkeit beschattet, gar nicht dazu kommen kann, in dem Gedächtniß der Leser Knospen oder Blüten zu treiben. Ein junger Schriftsteller hat um den Rath eines alten erfahrenen Gelehrten, ob man besser für sich sorge, wenn man seine Schreibereien unter der Admiralsflagge einer politischen Zeitung in die Welt schicke, die jetzt so ziemlich alle etwas Literatur und wol auch gar Poesie im Schlepptau noch sich führen; oder ob man sie auf einem ästhetischen Dampfschiffe unterbringen solle, die, wie das „Ecc", seine solche Waaren eingerichtet seien. „Junger Mann", sagte lachend der Abate, „fodiren Sie Ihre Schleichen mit Landkrecht, oder machen Sie sich gefaßt, daß sie im Wasser versinken." Weil sonst kein Unterkommen zu finden wäre, fügt man sich der Nothwendigkeit. Aber wer sat gern ins Meer? Auch wer, wie die alten Megarer, Felsen beackern muß, wünscht doch so viel Frucht wie sie zu erlangen. Die Mitarbeiter an unsern gelesenen Tagesblättern theilen das billige Verlangen. Auch sie rechnen auf Leser, die nicht an dem flüchtigen Blick in die Zeitungen genug haben, der gelegentlich ihre geistreichsten Worte erhascht. Mit einer überraschenden Einhelligkeit rufen sie jenen flüchtigen Lesern die verstreuten und verklungenen Worte wieder ins Ohr, und wer von dem mittlern Grade der Bildung vieler namhaften Städte Italiens eine richtige Vorstellung sich machen will, dem rathen wir, auf die „Opuscoli vary di *Pier Alessandro Paravia* raccolti ed emendati dall' autore" (Turin 1837), für die neuere Literatur Italiens sehr belehrend, und die „Miscellanee del cav. *Fel. Romani* tratte dalla Gazzetta piemontese" (Turin 1837) für Turin, auf die „Appendice della Gazzetta di Venezia, prose scelte di *Tomm. Locatelli*" (Venedig 1837) und „Prose e poesie di *Luigi Carrer*" (Venedig 1832) für Venedig, und auf die „Varie appendici estr. dalla Gazzetta privilegiata di Milano" für Mailand ihr Auge zu richten; sie werden die literarische Polyhöhe des Orts, für dessen Bewohner diese Schriften berechnet sind, bis auf einige Minuten hin richtig daraus bestimmen können, alle die koralnotizen, die sie finden werden, ungerechnet. Ein italienischer Beurtheiler machte in Bezug auf diese fünf Werkchen die Bemerkung, daß sie recht gut austreichen, einen Begriff zu geben von der verrotteten und doch so dürftigen Literatur diesseit der Alpen, die in den westentlichen Lehrsätzen zwar einig, aber im Geschmacke unter sich so verschieden wäre und, wenn sie auch die Miene annähme, als müsse sie zu den wirksamsten Mitteln der Bildung gezählt werden, doch meistens sich mit Aufgaben beschäftige, die mit wirklicher Bedeutenheit gar nichts gemein hätten.

Unter dem Titel eines historischen Romans hat ein durch frühere Schriften nicht unbekannter Verf. ein ziemlich treues Bild mailändischer Zustände am Schlusse des 15. Jahrhunderts aufgestellt, das von Seiten seiner dichterischen Bedeutsamkeit sehr wenig sagen will, von Seiten der geschichtlichen Erwägung der Angaben jedoch vorzügliche Beachtung verdient. Neben Vögelin's Buche: „Das alte Zürich" (Zürich 1829), möchte Campiglio's „Lodovico il Moro o condizioni, usi, costumi, singolarità e memorabili avvenimenti di Milano sulla fine del secolo XV." (Mailand 1837) an seinem verdienten Platze sein, und Freunden geschichtlicher Forschung glauben wir es dadurch hinreichend empfohlen. Streng wissenschaftlicher gehalten sind die „Storie dei municipj italiani illustrate con documenti inediti da *Carlo Morbio*" (Mailand 1837), eins der Werke, die bald sich bei allen Forschern den Rang eines Quellenwerks werden gesichert haben, indem es 25 bisher ungedruckte Urkunden aus dem Zeitraume von 827—1524 beibringt, die eine innere Geschichte der Lombardei zum Theil kennen lehren, von der man bei dem Glanze der äußern Verhältnisse kaum eine genügende Vorstellung hatte.

Eins der mühsamsten und gelehrtesten Werke, das im bibliographischen Fache neuerdings ans Licht gekommen ist, gab G. Melzi durch seine „Bibliografia del romanzi e poemi cavallereschi italiani. Seconda edizione corretta ed accresciuta" (Mailand 1838), die durch eine Menge Schriftproben sich neben den Werken von Dibdin, Serro Santander u. s. w. einen Platz gesichert hat. Melzi beabsichtigt auch ein Wörterbuch der anonymen und pseudonymen Schriftsteller Italiens, aus dessen Vorarbeiten reichliche Beiträge hier sich finden, die der Verleger, selbst ein gelehrter Bibliograph, ohne dessen Verwendung diese zweite Auflage kaum erschienen sein möchte, mit dem Werke verbunden hat. 6.

Literarische Notiz.

In London erschien: „Memoirs of Sir *William Knighton*, keeper of the privy purse during the reign of George IV. By lady *Knighton*." Sie enthalten höchst interessante Anekdoten über Georg IV., sein Tagebuch über seinen Besuch in Irland, Briefe von Wilhelm IV., Lord Brougham, Walter Scott, Peel, Canning und andern historisch bedeutsamen Personen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 247. — 4. September 1838.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath.

(Beschluß aus Nr. 246.)

Aus den hier angeführten Gedichten ergibt sich, daß Freiligrath's Vorliebe für orientalische Stoffe und dann überhaupt für Ausländisches, Exotisches durchaus nicht blos als Sache eines zufälligen Geschmacks, einer ganz willkürlichen Liebhaberei anzusehen sein dürfte. Die Neigung, der Zug des Geistes zum Oriente mit seiner für den Occidentalen so wunderbaren, fremden Natur, seinen mannichfachen köstlichen Producten, seiner bunten Thierwelt und Vegetation, mit seinen anders gearteten und gesitteten Menschen, ihrer freien Lebensweise und ihrer phantastischen Tracht, ihren religiösen Traditionen und Bräuchen ist in manchen Gemüthern mehr als nur Lust am Neuen und Ungewohnten, mehr als kindischer Vorwitz; es ist ein Drang, eine Sehnsucht, aus dem conventionell eingeschränkten Leben, beherrscht von der Despotie einer übermäßig bis ins Lächerliche und Absurde verfeinerten und abgeschliffenen Gesellschaft und einer geschmacklosen, bei aller frivolen Beweglichkeit am Ende doch trübseligen, unerquicklichen Mode, aus der kalten und nüchternen Verständigkeit eines moralisch versandenden Zustandes, aus dem Gewühle einer beinah von Tag zu Tag verkümmernden Übervölkerung, aus den so verwickelten und doch nach den meisten mitwirkenden Springfedern so armseligen Verhältnissen, ohne Begeisterung und ohne energische Leidenschaft, sich herauszuversetzen in ein durch ungebundenere Freiheit, durch größere Naturtreue, durch wunderbare Scenerie und fernhafte Erinnerungen die Phantasie und Einbildungskraft mächtig ansprechendes und anregendes Leben, das in einzelnen Fragmenten und Proben, in Exemplaren seiner Bevölkerung oder seiner Thierwelt, in den glühenden Schilderungen poetischer und tiefeindringender Reisenden gewaltig ergreift und lockt. Über den Mangel gemüthlicher Ausbildung, über die verhältnißmäßige Armuth des geistigen Lebens in Kunst und Wissenschaft sieht die Einbildungskraft leicht weg; und dann, locken nicht dorthin auch heilige Sagen und Traditionen? Entzückten und reizten nicht die alttestamentlichen Erzählungen, wie dies Freiligrath in seinem schönen Gedichte: „Die Bilderbibel", schildert, die Einbildungskraft des erregbaren Knaben? Ward er nicht mit den pyramidenbauenden Ägyptern, mit den Nomaden der Wüste, mit Palästinas Hirtenvolk früher bekannt als mit den Griechen und Römern? Und hat nicht der Stifter der christlichen Religion den Orient in gewissem Sinne zur geistig-religiösen Heimat der christlichen Occidentalen gemacht? Ein phantastischer Trieb gesellte sich bei den Kreuzfahrern des Mittelalters gewiß auch zum religiösen, und ihre Züge knüpften neue geistige Bande zwischen dem Orient und Occident; die Sagen und Märchen von jenem wurden in diesen verpflanzt; und wenn die Märchen der „Tausend und einen Nacht" schon lange die Seelen von Kindern und Erwachsenen ergötzten, so wurde in neuern Zeiten von deutschen Gelehrten und Dichtern Vieles gethan, um die eigentliche Poesie des Orients den Occidentalen zugänglich zu machen. Goethe in seinem „Westöstlichen Divan" sagt:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinsten Osten
Patriarchenluft zu kosten!

und Rückert in seinen „Östlichen Rosen" schließt sich ihm an, und manche andere Dichter haben sich mit Vorliebe dem Oriente zugewendet; H. Stieglitz wollte in seinen „Bildern des Orients" das Leben und die Weise der verschiedenen orientalischen Völker veranschaulichen. Es lassen sich nun aber zwei Arten, den Orient poetisch aufzufassen und zu behandeln, unterscheiden; die eine nämlich beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Geistigen, Ethischen, Religiösen, mit der Theosophie und Mystik, oder auch mit der Erotik und Symbolik der Orientalen; diese Richtung ist ausgesprochen in den Versen Goethe's:

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelliebe' in Erdensprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Will in Bädern und in Schenken,
Heil'ger Hafis, dein gedenken;
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Schüttelnd Ambralocken düftet;
Ja, des Dichters Liebeflüstern
Mache selbst die Huris lüstern.

Die andere Art beschäftigt sich mehr mit dem Äußerlichen, dem Sinnlicherscheinenden der orientalischen Natur und Menschheit; wir können auch so unterscheiden: die

Digitized by Google

Einen folgen den Spuren der Dichter, eines Hafis, Barbis, Motenebbi, Dschelaleddin Rumi, die Andern denen der „Tausend und einen Nacht". Als der glänzende Repräsentant dieser letztgenannten Richtung erscheint uns Freiligrath mit seiner sprühenden, prachtvollen Einbildungskraft, die ihre blitzenden, goldenen, farbenleuchtenden Pfauenräder am liebsten auf Scenen des Orients entfaltet und in einer Reihe von bunten, reichgeschmückten Bildern einen Reichthum von orientalischen Anschauungen und Phänomenen zusammendrängt, welcher unserer Einbildungskraft ein schwelgerisches Fest bereitet, unser Auge beinahe blendet und uns über die Herrschaft des Dichters über ein dem Raume nach so fernes Gebiet staunen macht. Zu den ausgezeichnetsten Gedichten dieser Art rechnen wir: „Löwenritt" und „Gesicht des Reisenden". In Beziehung auf das erste Gedicht müssen wir freilich erwähnen, daß dessen Scene nicht die arabische Wüste, sondern die afrikanische Wüste des Landes der Hottentotten ist, setzen aber hinzu, daß für Freiligrath der Orient gewissermaßen der Repräsentant des Fremdländischen, Exotischen überhaupt zu sein scheint, und weil ihn weniger die bestimmte, historische Nationalität als vielmehr der wilde und freie Naturzustand in seinen üppigern, phantastisch-heißern Klima anzieht und beschäftigt, blasen wir vielleicht unter dem Begriffe des Orientalischen auch Schilderungen und Anspielungen subsumiren, welche geographisch allerdings ganz andern und weit entfernten Ländern angehören.

Der „Löwenritt" schildert in volltönenden, prächtigen Strophen, wie der Löwe Abends an dem Orte, wo Gazellen und Giraffen trinken, sich im Rohre verberge; wie er, wenn die Giraffe in der Lagune trüben Fluten die heiße Zunge kühle, brüllend ihr auf den Nacken springe:

— — welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen
Als das bunte Fell des Rennets, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzens springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kamelen es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondberstrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Taumelnd am Saume der Wüste sinkt die Giraffe nieder und röchelt sterbend. Todt, bedeckt mit Schaum und Staub, wird das Roß die Speise des Reiters. Dies der Inhalt eines Gedichts, das durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, durch Pracht und Energie der Bilder und Klang der voll ins Ohr fallenden Reime sowie durch die malerische und kräftige Auffassung der Natur der geschilderten Thiere Bewunderung verdient. Sowol in der Conception als in der Ausführung bewährt sich eine ausgezeichnete Einbildungskraft. An Leben, wird man fragen, fehlt es diesem Gedichte doch gewiß nicht? Allerdings nicht an physischem Leben, aber es fehlt ihm an Seele, es fehlt ihm das Leben einer Idee; einen Anklang hiervon spüren wir in den Worten:

Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen —

aber es bleibt bei diesem Anklange; der Bann des Todes wird nicht gebrochen; das Gedicht bleibt nur ein frappantes Gemälde mit Worten. Anders verhält es sich mit dem „Gesicht des Reisenden". Der Reisende liegt in der arabischen Wüste schlaftos auf dem Boden, rings um ihn her im Flugsande die weißen Knochen umgekommener Dromedare. Tiefe Stille. Plötzlich bebt die Erde; den Mondschein verdrängt dämmernder Schatten; aufgeschreckte Wüstenthiere jagen scheu vorüber; die Pferde schnauben und bäumen sich; der Führer murmelt: die Geisterkaravane! Der gespenstige Zug, kurz und trefflich geschildert, saust vorüber:

— Dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unserer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen!

Haltet aus! — — — — — — — —
Laßt sie immer Euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde Eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern!
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher!
Seht, er dämmert schon! ermutt'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Wir wüßten nicht grade bestimmte und scharf anzugeben, was die Idee, die Seele dieses Gedichts ist; man würde dies auf verschiedene Weise fassen und ausdrücken können; gewiß aber ist, daß daran die Phantasie ihren Antheil hat, daß es mehr ist als eine Schöpfung der Einbildungskraft. Die Wüste, bewohnt und bevölkert von den Geistern Derer, die sie verschlungen, die Anziehungskraft, welche die heilige Stadt auch noch auf die Todten übt, der Sieg des neuerwachenden Tages über die Geister, dies Alles gehört der Phantasie an und spricht zur Phantasie. Dasselbe gilt, wiewol in geringerm Grade, von dem Gedichte: „Der Wecker in der Wüste", welches schildert, wie das Brüllen des Löwen die Mumie eines Königs in der Pyramide wieder zum Leben weckt, und von dem „Schwertfeger von Damaskus". „Der Scheik am Sinai", im Herbst 1830, erzählt die Erstürmung von Algier mit großer Lebendigkeit, läuft aber zuletzt auf einen Witz hinaus, indem der alte Scheik, der mit Napoleon gefochten, in dem Bilde des dermaligen Sultans der Franken auf einem Zwanzigfrankstücke nicht den Mann findet, den er meint:

— — — Das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!

Der, den ich meine, ist es nicht.

So erfüllt ist die Einbildungskraft des Dichters von orientalischen Bildern und Erinnerungen, daß er bei Gelegenheit einer Reise im Eilwagen, mit vier Pferden be-

Digitized by Google

spannt, ein Gedicht: „Vier Roßschweife" dichtet, wo erst am Schlusse von den Postroßschweifen die Rede ist.

„Der Mohrenfürst" ist eine Romanze und erzählt, wie der von der Geliebten zum Siegesfest erwartete Fürst vielmehr geschlagen, gefangen und zum Sklaven verkauft wurde. Sie zerraufe sich das Haar, zerdrückt ihre Perlen. Er schlägt auf der Messe, bei einer Bande englischer Reiter, die Trommel, worauf eine Löwenhaut; da erwacht in ihm die Erinnerung an seine Löwenjagden, an die Geliebte, und mit dumpfem Klange schlägt er das Fell, daß es zerspringt. Dies nun ist allerdings ein rührender, schmerzlicher Stoff; aber die Zieraten und Äußerlichkeiten ersticken beinahe das innerliche, gemüthliche Interesse. „Die seidene Schnur": einem neben der schönen Cirkassierin ruhenden Großvezir wird die seidne Schnur gebracht; sein Mund wird blaß, fahl sein Antlitz; er zerreißt seinen Shawl, verlangt Opium, reißt den Dolch aus der Scheide, schlingt sich Leila's Locken fest um den Hals, erstickt abgekehrt die Schlafende und wird von ihren Haaren erdrosselt. Außer dem das vorhergenannte Gedicht treffenden Vorwurfe ist gegen dieses auch zu erinnern, daß der Gegenstand blos gräßlich ist. Blos aus der Einbildungskraft stammt „Der schlittschuhlaufende Neger", wo sich der Dichter in den Contrasten der heißen, tropischen Heimat des Negers und seiner jetzigen kalten Kurzweil ergeht und mit Reimen wie: athletisch — Fetisch; Äquator — Alligator spielt; ferner „Die Griechin auf der Messe", „Meerfabel", „Florida of Boston" — die Schilderung des Einlaufens eines nordamerikanischen Schiffs —, „Piratenromanze" — ausgezeichnet durch künstliche und seltne Reime: Sabarre — Cigarre, Cigarre — Guitarre, Hoangho — Fandango, Sevilla — Mantilla, Mohr — Campeador, Guadalquivir — Gekilrr, Jone — Lazzarone, Milano — Capitano, Gesetz — Fetz, Abdallah — Allah, Juaniana — China, Drittbahmaster — Piaster —. Das Gedicht: „An das Meer", feiert in stolz und prächtig dahinrauschenden Versen das Meer als die Mutter des königlichen Purpurs, deren dunkler Schoos ein Labyrinth von Wundern berge, welche ihm, dem Dichter, allein aufgeschlossen worden seien und die er der Reihe nach schildert, und schließt:

Du reichst den Purpur mir: mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll, ich tauche mit der Hand
In deine Flut, mein Lied zu färben.

Sieh, wie es funkelt! sieh', schon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger als die Flagge, die das Boot
Aus China schmückt vor Surabaya!

Schon geht es, buntgeschuppt, in seiner Pracht einher;
Dem Goldfisch ist es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich sonnt im Busen von Biscaya.

Hier betrachtet der Dichter das Meer gleichsam als seine Schatzkammer, als ein Riesenschmuckkästchen für seine Poesie; er entlehnt vom Meere den Purpursaft und die Perlen und Korallen, sein Lied damit zu schmücken; und er rühmt mit stolzer Freude, daß es sich glänzend und herrlich ausnehme, angethan mit so köstlichen Stoffen; und gewiß hat er Recht, sein Lied mit dem buntgeschuppten Goldfische zu vergleichen. Ist aber, diese Frage müssen wir hier aufwerfen, dies Lob das höchste, welches Freiligrath für seine Gedichte in Anspruch nimmt und wünscht? Hieße dies nicht, das Wesen der Poesie hauptsächlich in äußern Glanz und Schein, in Farbe und Schimmer setzen? Wir können nicht umhin, zu gestehen, daß es uns scheint, hier treffe allerdings Theorie und Praxis unsers Dichters zusammen; er verwende zu viel auf die Decoration, den äußern Pomp; er schmeichle, besteche und blende Aug' und Ohr mit sinnlicher Pracht und Fülle, aber befriedige nicht ebenso die Ansprüche des Geistes und Gemüths. Unter den schweren Purpurgewändern mit Schleppen, den goldenen Kronen mit Perlen und Steinen, den Shawls und Armbändern und Spangen ermattet und erliegt der zarte Leib der Poesie, die keine Amazone ist, die in bescheidenen, nicht überladenen Gewändern sich am schönsten und freiesten bewegt, deren Auge uns beglücken soll, nicht die Perlen in ihrem Haare; deren anmuthige Bewegungen Grazie und Seele aussprechen sollen, die aber nicht mit dem Rauschen ihrer seidenen und goldenen Stoffe unser Ohr zu erfüllen braucht. Dem Rauschen solcher Gewänder möchten wir die Reime vergleichen, deren sich Freiligrath, wie man aus den angeführten Beispielen sieht, gern bedient. Der Raum verbietet uns, hier auf eine ausführliche Theorie des Reims uns einzulassen, daher müssen wir uns auf wenige Bemerkungen beschränken. Im Allgemeinen berufen wir uns auf die oben in dem Urtheile über Victor Hugo ausgesprochenen Ansichten und behaupten: der Reim ist ein von den modernen Sprachen einmal angenommenes Moment der poetischen Sprache, bei uns Deutschen wenigstens der Lyrik und wol auch dem Epos wesentlich. Die Vernünftigkeit des Reims dürfte a priori schwer zu beweisen sein gegen die Einwendung: es sei lächerlich, durch die Foderung des Parallelismus der Endsylben eine Steigerung der Schönheit der Gedanken, des Inhalts zu beabsichtigen, da ja dem Sinne nach Verwandtes oft durchaus nicht dem Laute der Worte nach sich entspreche und durch jene Foderung dem Gedanken großer Zwang angethan werde; factisch aber ist durch die Poesien der größten Dichter die verstärkende Wirkung des Reims, seine Verträglichkeit mit dem freisten und kühnsten Gedankenflusse und mithin seine Vernünftigkeit erwiesen, und er steht da, als ein Wunder, wenn man will, das aber Niemand ableugnen kann. Sein musikalischer Werth ist ohnehin unbestreitbar. Die Aufgabe, die sich der Dichter stellen muß, ist einmal die, richtig und rein, dann aber auch, gefällig und einigermaßen neu zu reimen. Dies letztere ist eine gefährliche Klippe; viele Reime sind so sehr ausgefahren, daß der Dichter sie gern vermeidet, wenn er nicht durch Gedankenwendung und Verbau ihnen den Schein der Neuheit geben kann; daher findet man bei vielen Dichtern — wie bei dem alten Goethe und bei Rückert — ein Haschen nach neuen Reimen. Freiligrath geht hierin Allen voran; nach den Reimen mancher seiner Verse weiß man kaum, ob man Deutsch, oder welche Sprache man liest; er bringt seine Reime aus allen Sprachen, allen Gebieten und Sphären zusammen und rekrutirt seine deutschen Truppen mit einer buntscheckigen Frem-

Digitized by Google

denlegion; oft scheint sich die ganze Bedeutung des Gedichts auf die reimenden Endsylben zu drängen; und wieder im Gegensatze hiermit erlaubt er sich, dem Genius und den Gesetzen des deutschen Reims zuwider, Wörter wie: und, daß u. s. w., als Reime zu benutzen. Nachdem Freiligrath gezeigt, daß er den Reim gewaltig zu beherrschen verstehe, entschließe er sich auch, ihn mit weiser Mäßigung zu handhaben.

Wir möchten diese Anzeige nicht gern mit einer Ausstellung schließen, und so setzen wir hinzu, daß in zwei Gedichten: „Der Phönix" und „Bannerspruch", sich eine tüchtige, die Anliegen und Wünsche der Zeit mit Wärme erfassende Gesinnung in kräftiger, deutscher Sprache, in einfachen, aber nur um so schönern Bildern ausspricht, sowie auch das Gedicht: „Der Tod des Führers" das Geschick eines alten Auswanderers höchst einfach und rührend darstellt. Möge Freiligrath unter dem ausgewanderten Dichter nicht sich selbst verstanden haben! Möge er im eigentlichen und im metaphorischen Sinne in der Heimat bleiben und sich immer fester ansiedeln in ihr, und nachdem er die Palmen des Orients aufgesucht, den deutschen Eichenkranz nicht verschmähen! Oder wenn Neigung und innerer Beruf ihn beim Fremdländischen festhalten, so möge er sich diese Form nie zu einer, wenn auch goldenen Fessel werden lassen, sondern sie mit freiem Geiste beherrschen und der Phantasie unterwerfen. 100.

Notiz.

Die Blutrache bei den Mainoten.

Unter den Mainoten in Morea galt bis in die neuern Zeiten vollständiges Faustrecht. Sogar der Todtschlag war unter gewissen Bedingungen erlaubt. Derselbe konnte nämlich mit Geld versöhnt werden, oder man gestattete, wenn die Beleidigung zu groß war, oder der Beleidigte sich mit Geld nicht weiter zufriedenstellen lassen, dem Beleidigten ein, zwei bis drei Mordes das heißt, die Familie des Beleidigers gestattete der Familie des Beleidigten, dadurch Rache zu nehmen, daß diese der erstern ungestraft einen, zwei oder drei ihrer Verwandten mordete. Der zum Morde Berechtigte pflegte dann jede Gelegenheit zu ergreifen, um von seinem Rechte Gebrauch zu machen, und sogar gegen unschuldige Kinder, zumal männlichen Geschlechts, wurde die Blutrache geübt. Deshalb grade pflegte man die Söhne zu Haus zu behalten und ihnen schon vom neunten Jahre an die Bewachung der Thürme, die die Hauptlinge der Mainoten (Vuturi) zu haben berechtigt waren, anzuvertrauen, um sie auf diese Weise vor der Blutrache von Seiten der Familienfeinde zu schützen. Man ging in Maina sogar so weit, daß man schriftliche Contracte über diese Blutrache abschloß. Hatte nämlich Jemand den Andern beleidigt und dafür noch keine Genugthuung gegeben, oder dem Andern eine Geldsumme geborgt, oder einen sonstigen Dienst geleistet und dafür noch keine Gegenleistung erhalten, so pflegte darüber eine Urkunde ausgestellt und darin für den Fall, daß der Schuldner die schuldige Summe nicht bezahlen oder die bedungene Gegenleistung nicht erfüllen würde, der Gläubiger zu einem, zwei oder mehren Morden berechtigt zu werden, d. h. in einem solchen Falle Blutrache an der Familie des Schuldners zu üben und dieser ein, zwei oder mehre Verwandte ungestraft tödten zu dürfen. Einen solchen Contract theilt v. Maurer („Das griechische Volk ꝛc.", Thl. 1, S. 543) noch aus dem Jahre 1828 mit. „Wir Unterschriebene versprechen und stehen gut dafür und geben unsern übrigen Verwandten, Landleuten und Bauern unbedingte Vollmacht, das mit sie Alles, was sie gut finden und vermögen werden, thun mögen, um Ruhe, Einigkeit und Frieden herbeizuführen. Und wer von uns Unterschriebenen entweder jetzt oder später die mindeste Veränderung oder Einrede vorbringen wird, soll alle Landleute, Verwandte und Bauern gegen sich haben, und wir sollen ihnen 5000 Piaster und zwei Mörder (sollte das nicht heißen müssen: „zwei Morde" ?) schuldig sein." (Folgen die Unterschriften.) 25.

Bibliographie.

Blumenhagen's gesammelte Werke. 5ter Band. Enthält: I. Die Heilquelle. II. Treue gewinnt. III. Prinz und Kramer als Nebenbuhler. IV. Künstlers Rosen- und Dornenkrone. V. Der Egoist. 18. Stuttgart, Schieble. 18 Gr.

Brondsted, P. O., Die Bronzen von Siris. Eine archäologische Untersuchung. Mit 6 Kupfern und 2 Vignetten. 4. Kopenhagen, Speer. 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Carlo Cellini, oder die Männer der Nacht. Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. 2te Auflage. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 4 Gr.

Daeves, A., Gedichte. Gr. 8. Bremen, Geister. 2 Thlr.

Döring's, D., poetische Werke. Vom Verfasser selbst gesammelt und herausgegeben. 1ster Band. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 12 Gr.

Ehrenberg, Ch. G., Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere organische Leben der Natur. Nebst einem Atlas von 64 color. Kupfertafeln, gezeichnet vom Verfasser. Royal-Folio. Leipzig, Voss. 90 Thlr.

Einiges über das Nichtsinnliche im Menschen, mit Beziehung auf die Kantischen Categorien. Gr. 8. Mandeim, Hoff. 5 Gr.

Franz, A., Blätter aus der Geschichte des geistlichen Standes. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 18 Gr.

Halder, X., Bergißmeinnicht. Poetische Freundesgabe. 8. St.-Gallen, Huber u. Comp. 12 Gr.

Hetzschmer, J. C., Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben. Blüten der Erinnerung aus dem Befreiungskriege gesammelt. 2 Bände. Zum Besten der Invaliden. Gr. 8. Danzig, Homann. 3 Thlr.

Majerath, C., Meditationen eines rheinischen Katholiken über die sociale und nationale Seite der kölner Frage. Eine Flugschrift. 8. Köln, DuMont-Schauberg. 8 Gr.

Parthey, G., Das alexandrinische Museum. Eine von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Juli 1837 gekrönte Preisschrift. Mit 1 Plane von Alexandrien. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 6 Gr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1839. Herausgeben von Theodor Hell. 25ster Jahrgang. Mit Stahlstichen. 16. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Peltwitz, M. v., Andeutungen über die Grenzen der Civilisation. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 1 Thlr. 12 Gr.

Reisebilder aus den Pyrenäen, nebst Bemerkungen über Languedoc, die Provence und la Cornice. Von der Verfasserin der „Reminiscenzen vom Rhein". Aus dem Englischen von F. Bauer. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Seidlitz, J., Novellen. 8. Leipzig, Friese. 1 Thlr.

Umbreit, A. K., Ästhetik. 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 12 Gr.

Venturini's, K., neue historische Schriften. 1ster Band enthält: Der transatlantischen Staaten und der Quadrupelallianz neueste Geschichte. Ein Beitrag zur Chronik des 19. Jahrhunderts. Mit dem Bildniß des Verfassers. Gr. 8. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 248. — 5. September 1838.

Histoire de l'économie politique en Europe depuis les anciens jusqu'à nos jours par *Adolphe Blanqui*. Zwei Bände. Paris 1837—38.

Eine sonderbare, aber sehr verbreitete Ansicht hält Quesnay, Turgot und ihre Zeitgenossen für die Erfinder der Nationalökonomie und nimmt an, daß vor ihnen die Geheimnisse der Erzeugung und Vertheilung des Reichthums kein Gegenstand der Aufmerksamkeit, des Forschens und der Entdeckung gewesen seien. Wahrlich eine seltsame Ansicht, ähnlich derjenigen, welche die Entstehung der Philosophie an einen Namen oder den Übergang der Menschheit aus einer Entwickelungsphase in die andere an ein Datum knüpft. „Es wäre ein großer Irrthum, wenn man annähme, daß die wahrhaft religiöse Idee des allgemeinen Wohlseins während zweier Jahrtausende, voll von Kämpfen und Anstrengungen, die ihren Triumph zum Zweck hatten, unbeachtet geblieben sei", sagt Blanqui in der Einleitung seines Buchs, dessen erster Theil, die Geschichte der Nationalökonomie bis auf die großartigen Experimente Colbert's enthaltend, eine fortlaufende Widerlegung jenes Vorurtheils bildet. Freilich sind uns aus den frühern Perioden der Geschichte keine speciellen Werke über Staats- und Volkswirthschaft überliefert, und man muß auch wol annehmen, daß deren nicht existirt haben; aber die Schriften der Politiker des Alterthums und des Mittelalters sind voll von scharfsinnigen Untersuchungen einzelner nationalökonomischer Gegenstände und von Versuchen, die wichtigsten socialen Probleme der Neuzeit zu formuliren und zu lösen. Die Nationalökonomie des Alterthums bestand mehr in der Ausübung als in der Theorie, wie denn überhaupt in der wenig speculativen Jugendzeit der Völker die Praxis der Wissenschaft ihrer systematischen Darstellung lange vorherzugehen pflegt. Der Zustand der Wissenschaft bei den Alten unterscheidet sich aber von dem unserer Zeit nicht allein durch einen geringern Grad der Ausbildung, sondern auch durch seine wesentlichsten Grundlagen, namentlich durch eine tief im Gefühle und in der Überzeugung der Alten wurzelnde Beachtung aller mechanischen Arbeit und den mit ihr Hand in Hand gehenden Grundsatz der Ausbeutung der Kräfte unterdrückter Völker oder Volksclassen unter dem Namen von Bundesgenossen, Tributpflichtigen und Sklaven. Wenn dies System der Sache nach in den heutigen Staaten noch in manchen Einwirkungen fortdauert, so wagt doch Niemand mehr, es dem Principe nach zu verfechten, und der Grundsatz, daß ein Jeder, Individuum oder Volk, wenn nicht von eigner Arbeit, doch von eignem Gute leben soll, ist so allgemein anerkannt, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sein kann, wo ihm auch die Thatsachen unbedingt huldigen werden. Der Staatsschatz von Athen war eine Art Gemeindesäckel, aus welchem nicht allein die allgemeinen Staatsbedürfnisse sowie die Kosten der Volksbelustigungen und öffentlichen Feste bestritten wurden, sondern auch, seit der Zeit des Perikles wenigstens, der Privatunterhalt der unbegüterten Bürger, so jedoch, daß diese keineswegs als Almosennehmer, sondern als wahre Staatsrentner erschienen. Daher die unerbittliche Strenge der Gesetze gegen die Schuldner des Staats und die Wuth der Confiscationen und Geldstrafen, denen selbst ein Miltiades und Cimon nicht entging. Die Bundesgenossen Athens waren Steuerpflichtige der souverainen Gemeinde. Die reichen Bürger zahlten Abgaben, deren Höhe sie oft in wenigen Jahren zu Grunde richtete, während die Armen, weit entfernt, an den Staat zu steuern, von ihm ernährt wurden. So hatten die Institutionen Athens den deutlichen Zweck, allen Mitgliedern der politischen Gemeinschaft einen möglichst gleichen Antheil an der Summe des Wohlseins zu geben, welche durch die Association erzielt wurde. Daß die Art und Weise, wie man diesen Zweck zu erreichen strebte, die Athener träge, habgierig, ungerecht und verändertlich machen mußte, hat schon Plato bemerkt; sie bereitete den Sturz der Verfassung und der Unabhängigkeit des Staats vor. Die Überschätzung des Metallreichthums und das daraus entstehende Prohibitivsystem der Douanen, die Zwangsanleihen, die Münzverfälschungen, der Zwangscurs von Surrogaten des Geldes und Voraushebungen der Steuern waren den Athenern ebenso wenig unbekannt und nicht minder nachtheilig als den neuern Völkern. Unter den politischen Schriftstellern Griechenlands, welche die Nationalökonomie in den Bereich ihrer Untersuchungen gezogen haben, verdienen Plato, Xenophon und mehr als Beide Aristoteles Beachtung. Aristoteles hat die Elemente der Wissenschaft mit einer Klarheit auseinandergesetzt, welche der Nachahmung der heutigen Ökonomisten würdig ist. Er versteht die Natur des Geldes vollkom-

Digitized by Google

men; er kennt die in dem heutigen Zustande der Theorie unermeßlich wichtige Unterscheidung des Tausch- und Gebrauchswerths; er erkennt, daß das intellectuelle Capital einer Nation einen wesentlichen Bestandtheil ihres Reichthums ausmache, ein Satz, dessen Entdeckung man also mit Unrecht J. B. Say zum Verdienste macht. Seine Auseinandersetzung der Folgen einer zu ungleichen Vertheilung des Reichthums in einem freien Staate, seine Ansicht von dem Wesen und von der Bedeutung der Mittelclasse, ihren Übergewicht er für die sicherste Bürgschaft der Ruhe und Ordnung erklärt, sind durch die Erfahrungen der spätern Jahrhunderte oftmals bestätigt worden und selbst mit wenig veränderter Form in die Schriften der Meister der neuern Schulen übergegangen.

Die römische Nationalökonomie beruhte im Wesentlichen auf denselben Ansichten, Vorurtheilen und Volkssitten wie die Athens. Doch wurde sie, so lange die Republik bestand, durch den Geist militairischer Disciplin und strenger bürgerlicher Sitte von ähnlichen Ausschweifungen abgehalten. Insofern der Nationalwohlstand Roms auf dem von der Geringschätzung des Handels und der mechanischen Arbeit unzertrennlichen Sklavenwesen und der Aussaugung der eroberten Provinzen beruhte, konnte er nur ein künstlicher und unsicherer sein. Durch agrarische Gesetze versuchte man in verschiedenen Perioden der zu großen Vermögensungleichheit zu steuern; allein die aristokratische Verfassung des Staats und sein Eroberungsgeist vereitelten den Zweck dieser Bestrebungen. Je weiter die Grenzen des römischen Reichs sich ausdehnten, je größere Reichthümer aus den Provinzen nach der Hauptstadt und nach Italien geschleppt wurden, desto mehr erschlaffte die Rührigkeit und Productionskraft des herrschenden Volks. Selbst der Ackerbau, dieses Lebenselement des jungen Roms, wurde vergessen, und die ehemals blühenden Ländereien verwandelten sich in Wüsten, oder in unermeßliche Luxusgärten und unfruchtbare Parks. Während der Kaiserzeit bestand ein großer Theil der Regierungskunst in der regelmäßigen Verproviantirung der Hauptstadt, deren Versäumung mehr als einmal Hungersnoth und Volksaufstand zur Folge hatte. Der Handel der Römer war von jeher unbedeutend. Die Specereien, Edelsteine und andere Luxuswaaren Indiens waren seine wichtigsten Gegenstände; Rom hatte für dieselben nur baares Geld in Tausch zu geben. Die prächtigen Straßen, welche das römische Reich durchzogen, dienten weniger dem Handel als den Heeren und Geldtransporten aus den Provinzen. Die Handelszölle hatten keinen andern als den fiscalischen Zweck. Steuern bestanden in Rom jederzeit fort, und sie wurden nur dann und wann bei einer plötzlichen großen Bereicherung des Schatzes erlassen. Wenn Rom und Italien durch ihre Siege und ihren Luxus erschöpft wurden, so wurden die Provinzen durch übertriebene Erpressungen zu Grunde gerichtet, bis die allgemeine Verarmung im Verein mit andern bekannten Ursachen den Fall des Reichs herbeiführte. Die Vertheilung des Reichs unter eine Menge erobernder Völker und jeder einzelnen Provinz unter die Häuptlinge der Nation, die sie in ihren Besitz genommen, setzte an die Stelle der strengsten Centralisation die größte Zerstückelung der Souverainetät. In dieser Periode, wo jeder Dorftyrann nach eigner Weise schaltete, und wo die Regierung nichts Anderes war als die Ausübung der Kunst, von einer Handvoll armer Unterthanen die größtmögliche Summe von Abgaben und Diensten zu erpressen, kann von Staatswirthschaft eigentlich nicht die Rede sein. Die Regierung Karl's des Großen unterbrach den chaotischen Zustand Europas durch die Gründung einer starken umfichtigen Centralgewalt, welche auch nach ihrem baldigen Wiederverschwinden manche Elemente einer regelmäßigen Staatsorganisation zurückließ. Die Zeit Karl's des Großen kennt keine öffentlichen Abgaben; der Staatshaushalt wurde durch den Ertrag der königlichen Domainen und einiger Hoheitsrechte, namentlich der Geldbußen, Brücken- und Wegzölle bestritten. Daher die in die kleinsten Details eingehende Sorge Karl's für die gute Verwaltung seiner Güter. Die wichtigsten staatsökonomischen Vorschriften Karl's des Großen zeugen selbst durch ihre Fehler von einer besondern Sorgfalt für das Wohl der ärmern Volksclassen. Er verbot die Getreideausfuhr in Zeiten der Theuerung, den Kauf der Feldfrüchte auf dem Halme, den Waarenaufkauf zu wucherlichen Zwecken und machte sogar den Versuch der Einführung eines Maximums für Lebensmittel. Unausgeführt blieb auch wol seine Vorschrift der Einführung gleichen Maßes und Gewichtes. Der seinen Münzen gegebene Zwangscurs und sein Verbot der Veräußerung von Kirchengütern werden heutzutage ebenso wenig Billigung finden als das Maximum. Das Verdienst seines Donau-Rheinkanals verdient auch unter der Voraussetzung anerkannt zu werden, daß seine Anlage nur durch vorübergehende militairische Zwecke veranlaßt wurde. Die unter ihm eingeführte oder doch allgemeiner werdende Erblichkeit der Lehen sowie die Vertheilung seines Reichs unter seine Nachkommen trugen nicht wenig zur Verlängerung der Feudalmonarchie bei. Am Ende des 9. Jahrhunderts bestanden in Frankreich 27 große Lehen, deren Inhaber oft Ansprüche auf Souverainetätsrechte machten; am Ende des 10. Jahrhunderts hatte sich ihre Zahl verdoppelt. Die großen gouvernementalen und politischen Ideen waren mit Karl dem Großen gestorben, die administrativen Traditionen verloren sich immer mehr und mehr, die düsterste Periode der europäischen Geschichte begann. Die erste bedeutende Veränderung des elenden Zustandes der europäischen Völker wurde durch die Kreuzzüge herbeigeführt. Diese lichteten die Reihen des Adels und schafften dem sich bildenden dritten Stande Platz; sie bewirkten, daß das Eigenthum zum Vortheil der industriellen Classen die Besitzer wechselte (der Verkauf der Lehngüter zum Zweck der Reise ins gelobte Land war nicht an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden, und sogar die Kirchengüter wurden trotz des Widerstandes der Geistlichkeit dem Sabbatzehnten und ähnlichen Abgaben unterworfen), sie gaben den Gewerben einen neuen Aufschwung; ihnen verdankte Schiffahrt und Handel ihre Wiedergeburt. Die Behandlung der Leibeignen wurde milder durch die Be-

Digitized by Google

fürchtung, sie durch fortgesetzte Härte den Kreuzheeren zuzutreiben, und weil die Verdünnung der Bevölkerung die Schonung der Zurückgebliebenen zur Pflicht des Eigennutzes machte. Die europäische Industrie bereicherte sich durch die gewerblichen Kenntnisse der Griechen und Sarazenen. Die Glasmanufacturen von Tyrus wurden nach Venedig verpflanzt; die Seidenfabrikation verbreitete sich in die westlichen Länder; Sicilien erhielt im 12. Jahrhundert das erste Zuckerrohr; selbst die Windmühlen wurden während der Kreuzzüge dem Orient entlehnt.

Während die Handelsstädte Italiens und des übrigen südlichen Europas durch die Kreuzzüge aufblühten, bildete sich im Norden der hanseatische Bund, dessen Reichthum und Macht der kriegerischen Feudalität gleichfalls ein auf friedliche Grundlagen gebautes Gegengewicht gab. Die Vertilgung der Seeräuberei im baltischen Meere war eine der nächsten und nicht unwichtigsten Wirkungen dieser Handelsligue. Unter ihrem Schutze erstarkte das Recht der Verträge, um an die Stelle des Misbrauchs der Gewalt zu treten. Ihre Handelsverbindungen waren das erste Band, welches Rußland an das westliche Europa knüpfte, das von jetzt an eine Menge alter und neuer Bedürfnisse durch die Erzeugnisse des Zarenreichs befriedigte, die dem Gesetze der Hansa zufolge nicht mit baarem Gelde gekauft, sondern nur gegen Waaren ausgetauscht werden durften. Die Handelscomptoirs der Hanseaten in Rußland sind die Vorbilder der heutigen europäischen Factoreien in fremden Welttheilen. Die Hansa hatte das Privilegium fast des ganzen Handels von England. In ihrem Stapelplatze Brügge begegneten sich die Waaren des Nordens mit denen des Südens und der Levante. So trug diese mächtige Handelsverbindung wirksam dazu bei, die Völker durch den Austausch ihrer Interessen einander zu nähern und die große commercielle und industrielle Bewegung zu fördern und zu veralgemeinern, welche die politische Freiheit vorbereitete.

In den größern Städten Frankreichs, wo sich immer einige Traditionen der römischen Municipalverfassung erhalten hatten, machte die Gemeindefreiheit gleichzeitige Fortschritte, sodaß sie schon im 12. Jahrhundert den Abt Guibert zu der Klage veranlaßte: „Was man unter dem neuen und abscheulichen Worte: Gemeinde, versteht, ist, daß pflichtige Leute nur einmal im Jahre die Steuern zahlen, daß, wenn sie ein Verbrechen begehen, sie sich durch eine gesetzlich bestimmte Geldbuße von weiterer Strafe loskaufen, und daß sie von den Auflagen frei sind, die man Leibeigenen zu machen pflegt." Die französischen Könige begünstigten die Freiheitsbestrebungen der Städte, weil sie die Aristokratie bedrohten und der monarchischen Gewalt nicht gefährlich schienen. Die hohe Bedeutung, welche dem Handel und den Gewerben in Frankreich bereits im 13. Jahrhundert zuerkannt wurde, geht am deutlichsten aus der großen Zahl der Ordonnanzen hervor, durch welche die Könige dieser Periode sie organisiren, schützen und fördern zu müssen glaubten. Unter der Regierung Philipp's des Schönen erschienen 56 Ordonnanzen allein über das Münzwesen und 10 andere in Bezug auf die Verhältnisse der Juden und Lombarden. Es bedarf nicht der Bemerkung, daß diese Reglements oft von fiscalischem Geiste ausgingen, oder in Folge der ihnen zum Grunde liegenden falschen Ansichten und beschränkten Begriffe Wirkungen hervorbrachten, die ihren Zwecken gradezu entgegengesetzt waren. So stellte Philipp der Schöne ein Maximum des Getreidepreises fest, indem er es zugleich den Kornhändlern zur Pflicht machte, unter allen Umständen den Markt hinlänglich zu versorgen. Ein Verbot der Ausfuhr des Goldes und Silbers, vielfache Münzverschlechterungen, Aufwandsgesetze, die sich bis auf Kleiderordnungen und Speisereglements erstreckten, gingen gleichfalls von Philipp dem Schönen aus. Ludwig IX. berühmtes Etablissement des métiers de Paris gab den Handwerken eine feste Organisation, in welcher freilich die Unabhängigkeit des Einzelnen unterging, und die, nachdem sie sich überlebt hatte, spätern Generationen große Leiden bereitete, die aber in ihrer Zeit der Industrie den unschätzbaren Vortheil gewährte, sich zu consolidiren, ihre Interessen durch eine starke Repräsentation vertreten zu sehen und sich zu befähigen, mit dem bis dahin übermäßig privilegirten Grundbesitze um Ansehen, Einfluß und Reichthum zu concurriren.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Brüssel, August 1838.

Den in Nr. 175 d. Bl. gegebenen Mittheilungen über die Akademie der Wissenschaften in Brüssel lassen wir jetzt eine gedrängte Übersicht der vorzüglichsten Unterrichtsanstalten folgen. Wir beginnen mit der hiesigen Hochschule oder sogenannten Universität libre. Der Fonds dieser seit 1834 bestehenden Anstalt rührt größtentheils von einer freiwilligen Subscription mittels unverzinslicher Actien von 10 Francs her, deren Gesammtbetrag aber nicht sehr bedeutend sein soll, ferner von einer jährlichen Beisteuer der Stadt Brüssel, welche 20,000 Francs geschätzt wird, und endlich von den 215 Francs, die jeder Student jährlich für die Vorlesungen erlegen muß. Die Stadt Brüssel gewährt übrigens den freien Gebrauch der Hörsäle im ehemaligen Palast des Gouvernements unter österreichischer Herrschaft (ancienne cour) wie die Benutzung der darin befindlichen Sammlungen, des physikalischen und naturgeschichtlichen Cabinets, des chemischen Laboratoriums und der Bibliothek; ferner steht den Studenten der Zutritt offen zu den sämmtlichen Civil- und Militairspitälern sowie zu dem botanischen Garten, obschon dieser das Privateigenthum einer Actiengesellschaft ist. Die Universität libre zählt ungefähr 80 Professoren, von denen 25 wirkliche sind; außerdem gibt es eine Menge Ehren- und Titularprofessoren. Die Besoldung der wirklichen Professoren ist verschieden, je nachdem sie noch außerdem andere einträgliche Stellen bekleiden, doch nie über 3—4000 Francs, also weit geringer als an den beiden Staatsuniversitäten und an der katholischen, welche letztere an einige ihrer Lehrer mehr zahlt, als etwa alle hiesigen zusammen erhalten. Die Anzahl der Studenten beträgt gewöhnlich zwischen 250 und 300 *), meistens

*) Diese Angabe stimmt nicht mit der vom Ministerium officiell mitgetheilten; allein mit dieser Officialität muß es nicht genau genommen werden; denn gar viele Namen figuriren mit Unrecht im Verzeichniß der Studenten, weil manche junge Leute sich aus Speculation einschreiben lassen, indem es hinreicht, sich für einen einzigen Cursus inscribiren zu lassen, um als Student

Digitized by Google

Mediciner und Juristen. Verschiedene Fächer des höhern Unterrichts sind unbesetzt, und einige Collegien werden auch von Schülern anderer öffentlichen Anstalten besucht. Bekanntlich wird der Unterricht an dieser wie überhaupt an allen belgischen Hochschulen — an der katholischen mit einer geringen Ausnahme — nicht in lateinischer, sondern in französischer Sprache ertheilt, und da auch bei den Prüfungen in jener Sprache über Griechisch gesprochen noch geschrieben wird, so läßt sich wol erwarten, daß diese beiden Sprachen allmälig wie die orientalischen aus dem höhern Unterrichte in Belgien verbannt sein werden. Dabei ist der Eifer, welchen die Administration zum Wohl der Anstalt und die Professoren, sowie der Fleiß, den im Allgemeinen die Studenten, meist junge Leute aus dieser Stadt und Gegend, beweisen, sehr lobenswerth und verspricht dem Institut eine beständige oder wenigstens eine längere Dauer, als man anfänglich erwarten durfte, da es wie natürlich die mächtige katholische Partei und deren Anhänger wider sich hat und die Regierung es höchstens beschützen, sonst aber in nichts begünstigen kann. Am meisten hat dies Institut von der Zukunft zu erwarten, wenn ein liberales oder mindestens ein weniger ultramontanisches Ministerium ans Ruder kommt, und in sofern dürften wol dessen Aussichten besser sein als die der beiden Landesuniversitäten.

An die Universität libre schließt sich das Gymnasium, oder, wie es seit der holländischen Zeit heißt: Athénée royal, an; es ist fast ganz von der Stadt abhängig und steht jetzt in einem bessern Rufe als in der frühern, zumal in der französischen Zeit. Die Zöglinge werden in sieben Classen — in jeder verweilen sie ein Jahr — unter Leitung von etlichen 20 Lehrern von den Elementen des Unterrichts bis zur Universität gebildet und können für 40 Gulden jährlich außer der lateinischen, griechischen, flämischen und französischen auch die deutsche und englische Sprache erlernen und einige sogenannte arts d'agréement wie auch die Gymnastik treiben. Da mehre Professoren des Athénée auch als solche bei der Universität angestellt sind, so können die Zöglinge, zumal die der höchsten Classe, den Lectionen in beiden Anstalten beiwohnen. Der Unterricht mehrer Professoren sowie die beobachtete Disciplin sind musterhaft, und es ist nur zu bedauern, daß noch bei der jährlichen Prüfung und Preisvertheilung befolgte System nicht ganz von französischer Charlatanerie freizusprechen ist.

Die Handelsschule (école de commerce) ist fast gänzlich ein Privatunternehmen, und obschon sie seit vorigem Jahre um Vieles besser ist als früher, da sie unter ihrem Stifter ganz unbedeutend war und Alles äußerst oberflächlich und marktschreierisch betrieben wurde, so steht sie dennoch weit gegen den gleichen Institute in Deutschland wie auch gegen das in Lüttich zurück. Nicht als ob es ihr an Zöglingen oder an Mannichfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände fehle, sondern weil die Wahl der Lehrer und die Art des Unterrichts gar Vieles zu wünschen übrig lassen und schwerlich zu erwarten ist, daß tüchtige Subjecte für Handel und Industrie aus diesem Institute hervorgehen werden.

Kostschulen oder Pensionnate gibt es hier verhältnißmäßig sehr viele, die meisten für Frauenzimmer, aber keine von allen zeichnet sich besonders aus. Während der holländischen Regierung und noch einige Jahre später verdiente das Institut, das von einem Italiener Gaggia gestiftet und geleitet und nach ihm benannt wurde, hervorgehoben zu werden, weil da wirklich auf tüchtige Lehrer und zweckmäßige Methode hingezielt ward und mehre Einrichtungen sehr löblich waren; allein seit jenes Institut von der Geistlichkeit angefeindet und in übeln Ruf gebracht wurde und dessen Stifter nicht mehr an der Spitze stehen konnte, verlor es an Ansehen, behielder aber dennoch nebst demjenigen von einem Deutschen, Dr. Friedländer, 1855 gestifteten unter den übrigen den ersten Rang.

Unter den Primairschulen, wo die Jugend, meistens Knaben, da die Mädchen ganz früh in Pensionnaten erzogen werden, den ersten nothwendigsten Unterricht genießt, und deren Anzahl verhältnißmäßig nicht bedeutend ist, zeichnen sich die öffentlichen Stadtschulen und unter diesen wiederum die unter Leitung eines Holländers, Pieters, stehende vortheilhaft aus. Dieselbe wird zugleich und mit Recht als Normalschule (école modèle) betrachtet und darf den besten Instituten dieser Art an die Seite gesetzt werden. Der Unterricht geschieht nach holländischer Methode, die mit geringer Abweichung die Pestalozzische Lehrart ist und schon längst die Bell-Lancaster'sche fast überall verdrängte. Indessen besteht hier noch eine in ihrer Art gute Schule nach der letztern Methode, größtentheils von der ärmern Classe besucht. Die Jacotot'sche Lehrart hat hier großes Glück gemacht. Besonderes Lob verdienen in jeder Hinsicht die sogenannten Bewahrschulen (écoles gardiennes) für Kinder unter vier bis fünf Jahren, größtentheils aus einer Privatkasse unterstützt, doch auch von der Regierung begünstigt, und fast jedes Stadtviertel hat seine eigne école gardienne. Da nun fast in keiner dieser öffentlichen Schulen religiöser Unterricht ertheilt wird, weil sie von protestantischen und jüdischen so gut wie von katholischen Kindern besucht werden können, so ist es natürlich, daß die Geistlichkeit von diesem Umstand ihren Vortheil gezogen und eine gewisse Anzahl ihrer sogenannten écoles chrétiennes errichtet und sie unter Leitung der berüchtigten frères ignorantins und ähnlichen Gelichters gestellt hat. Diese Schulen, worin außer Religion nur noch das Unentbehrlichste, wie Lesen und Schreiben, gelehrt wird, und zwar fleißig von der gemeinen Bürger- und armen Classe besucht und man sieht täglich die Zöglinge unter Anführung ihrer Lehrer, die sämmtlich geistliche Ordenskleider haben, bei mehren Hunderten durch die Straßen ziehen. Überdies stehen noch einige Sonntagsschulen unter unmittelbarer Aufsicht der Geistlichkeit, wie auch größtentheils die erst vor Kurzem errichteten Institute für Blinde und für Taubstumme. Industrieschulen kennt man hier so wenig wie Realschulen, und von den von einigen Jahren mit vielem Aufsehen errichteten Schulen für Erwachsene aus der armen Classe und für Dienstboten und Handwerker läßt sich nichts Sonderliches sagen, und es dürfte sogar die Frage sein, ob sie noch bestehen.

Pz.

Literarische Notizen.

Ein merkwürdig monströses Buch heißt zu Deutsch mit vollständigem Titel wie folgt: „Die biographische Schatzkammer („The biographical treasury"), enthaltend: Memoiren, Skizzen und kurze Notizen über das Leben von ungefähr 12,000 (!!) ausgezeichneten Personen seit den ersten Perioden der Geschichte bis auf den heutigen Tag, mit nahe an 3500 eignen und gesammelten Maximen und Vorschriften", von Sam. Maunder. Der „Spectator" nennt diese Schatzkammer ein außerordentliches Buch, sowol was die Menge der darin behandelten Gegenstände als was die Wohlfeilheit des Preises betrifft.

Eine echt englische Curiosität ist auch die Schrift: „Victoria!!! Ein Anekdotenmemoire Ihrer Majestät von ihrer Geburt an bis zu ihrer Krönung; enthaltend: höchst interessante und originelle Anekdoten, pikante Züge und charakteristische Skizzen von der Königin, mit einem wohlgetroffenen und sorgsam gestochenen Portrait", von Wete. Das zeitgemäße Buch ist in grün und carmoisinrothe Seide gebunden und die Etiquetten sind vergoldet. Es erschien in London und wird jeder Palastdame und jedem Höfling aufs dringendste empfohlen.

Lady Blessington hat zugleich zwei Schriften vom Stapel laufen lassen: „Confessions of an elderly lady", mit acht Kupfern, und „Confessions of an elderly gentleman", mit sechs Kupfern geziert. 108.

---

betrachtet zu werden und als solcher den Zutritt in manche Anstalten und andere Vortheile zu haben. Diesem Übelstand hat die Universität libre dadurch vorzubeugen gesucht, daß sie sich, wie gesagt, 215 Francs zahlen läßt, gleichviel ob man einen oder mehre Cursus mitmacht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 249. — 6. September 1838.

Histoire de l'économie politique en Europe depuis les anciens jusqu'à nos jours par *Adolphe Blanqui*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 248.)

In den italienischen Republiken bemächtigten sich Handel und Industrie der politischen Macht, die sie besser zu handhaben wußten als die Feudalaristokratie. Die florentinische Regierung des 14. Jahrhunderts widmete ihre erfolgreiche Sorgfalt nicht allein der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes, sondern auch dem öffentlichen Unterricht und den schönen Künsten. Zweihundert Tuchfabriken beschäftigten in Florenz 3000 Arbeiter und lieferten jährlich 80,000 Stücke Tuch, 80 Handelshäuser betrieben Bankgeschäfte, 30 Spitäler und 200 öffentliche Schulen wurden vom Staate unterhalten, dessen Einkünfte sich auf 300,000 Goldgulden beliefen. Diese Staatseinnahme bestand zum größten Theile aus dem Ertrage der indirecten Steuern, unter denen die Eingangszölle und die Auflage auf die Getränke die ersten Plätze einnahmen; die letztere gab einen doppelt so starken Ertrag als die Grundsteuer. Auch die leidige Salzsteuer figurirt mit 14,000 Goldgulden in dem von Villani aufbewahrten Budget. Einen Maßstab des Privatreichthums in Florenz gibt die Thatsache, daß Eduard III. von England zwei florentinischen Handelshäusern über 16 Mill. Francs heutigen Geldes schuldete.

Die Ausdehnung und Verwicklung der Handelsverhältnisse machte das Bedürfniß einer Organisation des Credits fühlbar. Venedig gründete am Ende des 12. Jahrhunderts die erste Depositenbank, deren gute Verwaltung ihren Scheinen bald allgemeine Nachfrage eintrug. Selbst die Regierung leistete ihre Zahlungen in Anweisungen auf die Bank. Die Bank des heiligen Georg in Genua wetteiferte später mit der von Venedig. Die italienischen Republiken, welche die Idee der bürgerlichen Freiheit zuerst wieder verwirklicht, sind es also auch, welche die Finanztheorien ausgebildet, den Fleiß und die Arbeit zu Ehren gebracht und jedem Bürger ohne Unterschied der Kaste und des Vermögens die Bahn des Reichthums, des Ansehens und der Würden eröffnet haben.

Während der Regierung Karl V. und zum Theil durch die von ihr vertretenen Ansichten und Grundsätze ging eine große Veränderung der europäischen Zustände vor sich. Zum ersten Male begegneten sich die Ideen der Freiheit und des Despotismus in offenem allgemeinen Kampfe, und wenn dieser auf der einen Seite durch den Sieg der Reformation zu Gunsten der Freiheit entschieden ward, so verlor sie auf der andern ein großes Terrain durch den Untergang der freien Verfassungen und durch die Befestigung der despotischen Grundlagen der großen Monarchien Europas. Die beständigen Kriege entzogen dem Verkehr das Geld und belebten den Adel von Neuem. Die Errichtung königlicher Manufacturen und Fabriken, die sich mehr oder weniger strenge Monopole anmaßten, legte die Industrie in Fesseln. Dagegen bewirkte die Reformation die Verwandlung der unermeßlichen geistlichen Güter (in England wurden sie auf neun Zehntel des gesammten Grundbesitzes geschätzt) in bürgerliches Eigenthum, und hatte die ökonomisch-wohlthätige Folge, die Zahl der Feiertage zu vermindern und die der Arbeiter durch viele Tausende bisher müßiger Verzehrer zu vermehren. Diese Thatsachen waren ebenso viele mächtige Hebel des öffentlichen Wohlseins, deren Wirkungen sich indessen erst später vollständig entwickeln sollten. Durch die Entdeckung von Amerika wurde der großen Revolution des nationalökonomischen Systems von Europa ein neues wichtiges Element hinzugefügt. Die Einführung des modernen Colonialwesens und die plötzliche ungeheure Vermehrung des circulirenden Metalls waren sehr folgenreich. Indem die Herren der Bergwerke Amerikas sich durch die Producte derselben bereicherten, veranlaßten sie die übrigen Regierungen, durch Verschärfung der fiscalischen Maßregeln ihre Finanzen ins Gleichgewicht mit denen ihrer Nachbarn zu setzen. Daher ist keine Periode der Geschichte reicher an Expressungen aller Art als die, in welcher sich die Ströme amerikanischen Goldes zuerst über Europa ergossen. Dennoch überschritt der Aufwand der meisten Staaten beiweitem ihre Einkünfte und war der Staatsschatz namentlich von Spanien und Frankreich oft in der schimpflichsten Entblößung.

In Frankreich begann endlich mit der Verwaltung Sully's eine neue Ordnung der Finanzen. Zur Zeit seines Eintritts ins Ministerium betrug die Staatsschuld etwa 300 Millionen, während sich die Summe der jährlich erhobenen Steuern auf 150 Millionen belief, von denen aber vier Fünftel die Beute der Steuerpächter wur-

Digitized by Google

den und nur ein Fünftel in den Staatsschatz einfließ. Sully erkannte an, daß es kein anderes Mittel gebe, den Fürsten zu bereichern, als die Bereicherung des Volks, und daß der Ackerbau die wichtigste Industrie des Landes sei, und alle seine Verwaltungsmaßregeln zeugen von Wohlwollen und Theilnahme für die ärmern Volksclassen. Sie verbot er den Steuereinnehmern, unter irgend einem Vorwande den Bauern ihr Vieh und ihr Ackergeräth zu nehmen. Die sich mit Erzeugung von Luxuswaaren beschäftigenden Gewerbe und der auswärtige Handel fanden bei Sully durchaus keine Sympathie; daher die Festsetzung hoher Eingangszölle, das Verbot der Geldausfuhr und ähnliche Einrichtungen oder Pläne, zu deren Ausführung es nur an Zeit fehlte. Die systematische Handhabung des Mercantilsystems verhinderte indessen Sully nicht, am Ende seiner ministeriellen Laufbahn das Land mächtig aufblühen zu sehen und nach beinahe völliger Tilgung der Staatsschuld einen Schatz von 14 Millionen zu hinterlassen. Dies letztere Verdienst möchte heutigen Tages ziemlich zweideutig erscheinen, war aber für jene Zeit, wo der öffentliche Credit kaum existirte, vielleicht ein sehr reelles. Die verschwenderische Verwaltung Richelieu's und Mazarin's zerstörte einen großen Theil des Werks Sully's, welches erst von Colbert wieder aufgenommen und vervollständigt ward. Dieser einsichtsvolle und energische Minister befreite den Handel von einer Menge Steuern und Plackereien, die seinen Aufschwung gehemmt hatten, und schuf die französische Industrie gleichsam aus dem Nichts, freilich nicht ohne Hülfe eines Systems von Schutzzöllen, welche er selbst indessen nur für ein vorübergehendes Übel ansah, welches durch die augenblicklichen Umstände gerechtfertigt würde. Die 1664 vorgenommene Revision des Douanentarifs fand in diesem Sinne statt. Colbert selbst refumirt seine Ansicht über das Wesen der Zölle in folgenden Worten: Herabsetzung der Ausgangszölle auf Waaren und Manufacturarbeiten, Verminderung der Eingangszölle auf alle Stoffe, welche den einheimischen Fabriken dienen, Ausschließung der Producte fremder Manufacturen durch erhöhte Zölle. In einem spätern Tarif wurden die Consequenzen dieser Principien übertrieben, was scharfe Repressalien von Seiten Hollands zur Folge hatte und eine der wichtigsten Ursachen des Krieges von 1672 wurde. Colbert glaubte die Zunahme der Bevölkerung durch Edicte befördern zu müssen, welche den Cölibat mit gewissen Nachtheilen verknüpften und frühzeitige Heirathen sowie zahlreiche Kindererzeugung durch Steuerfreiheiten u. s. w. belohnten. Wenn ihm die neuere Zeit in diesen und ähnlichen Ansichten nicht gefolgt ist, so hat sie dagegen seine Theorie der Protection der Manufacturen in ein wahres System des Monopols verwandelt, und es wäre ein Fortschritt, wenn man in dieser Hinsicht zu den Zeiten Colbert's zurückkehrte. Die unglücklichen Kriege Ludwig XIV., seine verschwenderische Hofhaltung, die ungleiche Vertheilung der Steuern, die Zurücknahme des Edicts von Nantes waren die vorzüglichsten Ursachen, welche das System Colbert's verhinderten, alle seine Früchte zu tragen. Nach dem Tode des großen Ministers verschlimmerte sich der Zustand des Landes in der bedenklichsten Weise. Die Zerrüttung der Finanzen und die Verarmung der Bürger Frankreichs veranlaßten das „Projet de dime royale", als dessen Verfasser bald Vauban, bald Boisguibert angegeben wird. Diesem Vorschlage nach sollten alle bis dahin bestehenden Abgaben aufgehoben und durch eine in dem zehnten Theile des Ertrags des Grundeigenthums bestehende Grundsteuer ersetzt werden. Noch kühnere Ideen brachte Law zur Ausführung. Die Geschichte seines Systems ist zu bekannt, um hier berührt zu werden. Die endliche Katastrophe war von heftigen Erschütterungen begleitet, aber nicht ohne manche wohlthätige Wirkungen, unter denen die Zerstückelung des Grundbesitzes obenan steht. Indem der Sturz des Law'schen Systems Frankreich auf den Grund und Boden als die sicherste Quelle des Reichthums hinzuweisen schien, bereitete er den physiokratischen Ideen den Eingang. Quesnay und seine Schule stellte die erste ausgebildete Theorie der Nationalökonomie auf, die sich durch ihre Einfachheit und ihre scheinbare mathematische Bündigkeit bald einen großen Anhang verschaffte und einen um so bedeutendern Einfluß erlangte, als sie sich durch ihre der Alleinherrschaft und den Privilegien des Grundeigenthums überaus günstigen Lehren dem Schutze der Macht und des Reichthums empfahl. Die wesentlichsten Sätze des Quesnay'schen Systems: die einzige producirende Kraft ruht in Grund und Boden; Industrie und Handel können die Masse des Nationalreichthums nicht vermehren; nur der reine Ertrag des Bodens ist der Steuer zu unterwerfen, enthalten zugleich die größten Irrthümer desselben. Diese sind längst widerlegt; aber den Physiokraten bleibt nichtsdestoweniger das Verdienst, die Bahn in der ökonomischen Wissenschaft gebrochen und das Licht der systematischen Forschung vorangetragen zu haben. Turgot's Verwaltung war ein fortgesetztes Bestreben, die physiokratischen Theorien zu verwirklichen. Seine Edicte trafen zuerst die Getreidesperre, die Frohnden und das Zunftwesen unter dem Zorngeschrei der in ihren Interessen beleidigten Privilegirten und des seine Interessen verkennenden Volks. Höchst beachtenswerth ist die Einleitung der die Corporationen aufhebenden Verfügung, die leider bald wieder zurückgenommen werden sollte. „Indem Gott dem Menschen Bedürfnisse gab", heißt es darin, „und ihm den Gewinn durch Arbeit möglich machte, verlieh er Jedermann das Recht zu arbeiten als das erste, das heiligste und unverjährbarste Eigenthum." Erst die Revolution sollte dieser Ansicht allgemeine Würdigung und dauernde Geltung verschaffen. Turgot's Plane gingen ferner auf Einführung einer alleinigen Grundsteuer, auf Aufhebung der Klöster und Einführung gleichen Maßes und Gewichts; aber seine Kräfte reichten nicht so weit als sein Wille. Die ökonomischen Ansichten der Philosophen des 18. Jahrhunderts, selbst Rousseau's, Voltaire's, Montesquieu's und Raynal's, waren unzusammenhängend und oft ganz schief; sie boten aber manches Material zu dem theoretischen Rüstzeuge, mit welchem die französische Revolution ihre sociale Aufgabe zu lösen versuchte. Die reinpolitische Seite der

Digitized by Google

Revolution kommt hier nicht in Betracht, es handelt sich nur um die ökonomischen Theorien und Experimente, die durch sie aufkamen und angestellt wurden. Es genügt, den 4. August zu nennen, um die Reihe der ökonomischen Wohlthaten zu vergegenwärtigen, mit denen sich die Revolution ankündigte. Später beging sie große Fehler, wie die zu große Concentrirung der Steuern auf den Grundbesitz, die Aufstellung des Maximums und die Beibehaltung der Beschränkungen des äußern Handels, welche endlich in das verrufene Continentalsystem ausarteten. Dieses war indessen nicht ohne alle wohlthätigen Folgen; denn während es England von der Gemeinschaft des übrigen Europas ausschloß, stürzte es manche Barrièren, welche die Staaten des Continents voneinander trennten, und beförderte so in einem gewissen Sinne die Freiheit, welche es zu zerstören bestimmt schien. Die Wiederherstellung des Friedens durch den Sturz der französischen Dictatur in Europa brachte eine große Veränderung in den ökonomischen Staatsverhältnissen hervor, während die bisherigen Grundlagen des industriellen Lebens gleichzeitig durch die Ausbildung des Maschinenwesens und die vervielfältigte Anwendung der Dampfkraft die wesentlichsten Modificationen erlitten. Doch ein Gemälde des gegenwärtigen ökonomischen Zustandes von Europa erfodert einen größern Rahmen, als d. Bl. ihn bieten. Überall hat der Nationalreichthum in jüngster Zeit unermeßliche Fortschritte gemacht, und nirgend ist eine Grenze für sein weiteres Wachsen sichtbar. Vieles ist für die Verallgemeinerung des Wohlseins, für die billige Vertheilung der Früchte der Arbeit geschehen; mehr bleibt noch zu thun übrig. Namentlich die Lösung zweier großen Probleme bleibt der Zukunft vorbehalten: die Befreiung des Handels und die Emancipation der Arbeit von der Dienstbarkeit gegen das Capital. Jene steht von der Befestigung des friedlichen Völkerverkehrs zu hoffen, diese wird früher oder später durch das mächtige Princip der Association bewirkt werden, dessen Entwickelungsproceß das bedeutungsreichste Phänomen der Gegenwart ist.

So weit die Skizze des Blanqui'schen Werks. Die Ausdehnung der einzelnen Theile desselben ist nicht nach der größern oder geringern absoluten Wichtigkeit der einzelnen Perioden der Geschichte der Nationalökonomie abgemessen, sondern nach der Maxime, daß die Hervorhebung des minder Bekannten nach Umständen das größere wissenschaftliche Interesse für sich hat. Nach diesem Grundsatze wurde die Darstellung um so gedrängter, je mehr sie sich den Zeiten der Gegenwart näherte, und wurden die Systeme der nationalökonomischen Theoretiker von Adam Smith bis auf Sismondi und Ricardo ganz außer Betracht gelassen. Die detaillirte Kritik eines Werks, welches aus einer unermeßlichen Menge einzelner Facten und Urtheile zusammengesetzt ist, ist nicht möglich. Ref. kann daher dem Buche Blanqui's nur im Allgemeinen das Zeugniß geben, daß es das Resultat mühsamer und gewissenhafter Forschung und der Ausdruck der festen Überzeugung ist, daß die Bestimmung der Menschheit einst in Erfüllung gehen werde. Die unparteiische Gerechtigkeit, welche der Verfasser, fern von aller nationalen Engherzigkeit, den Personen und den Sachen widerfahren läßt, verdient bei ihm als Franzosen doppelte Anerkennung. Wünschenswerth wäre eine etwas strengere Methode und eine größere Consequenz des Urtheils, als der Verf. an manchen Stellen bewährt. Styl und Darstellungsweise des Werks lassen sich nicht empfehlen; sie bleiben weit hinter Dem zurück, was man bei der hohen formellen Ausbildung der heutigen französischen Literatur zu erwarten gewohnt und berechtigt ist. 14.

Nur ein Geiger! Originalroman von H. C. Andersen. Nebst einer Lebensskizze des Dichters. Aus dem Dänischen übersetzt von J. G. von Jenssen. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1838. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Seit langer Zeit hat dem Beurtheiler ein Buch nicht eine so reine Freude gemacht als das vorliegende; es ist eine von den in unsern Tagen immer seltener werdenden Erscheinungen, bei welchen auch dem Gemüth sein Antheil billiger Forderungen befriedigt wird, während bei den meisten — besonders leider bei den jetzigen deutschen Productionen — man wol hier und da Funken eines schätzenswerthen Talents entdeckt, aber zugleich durch Impietät, Roheit, ja schlechthin Frechheit der Gesinnung widerlich zurückgestoßen wird. Wenn sich auf solche Art das Leben in der Kunst reflectirt, so können diese Spiegelbilder natürlich auch nur Verzerrungen sein und müssen an ihrer verrenkten, verkrüppelten oder monströs ausgearteten Natur, trotz alles Aufsehens, das sie beim ersten Erscheinen machen, untergehen. Misgeburten haben kein langes Leben. Es ist aber wahrlich nur der vollständigste Gegensatz, der, während wir das liebenswürdige Werkchen des dänischen Dichters vor uns haben, diese Bemerkungen hervorruft. Die Dichtung nähert sich dem Idyll, es ist eine Art gemüthlichen Genrebildchens. Der Verf. gibt uns die Parallele zweier Lebensläufe: auf der einen Seite ein wenig begünstigter Knabe, arm, aber mit einem reichen, tiefen Herzen, voll übergroßer Lust zur Musik, doch nur mit mittlerm Talente; auf der andern ein kleines Mädchen, schön, geistreich, unternehmend, nicht grade herzlos, aber mehr fliegende Glut als dauernde Wärme darin, stolz, aber nur selten in edler Art, zumeist nur äußerlich hochmüthig. Während dem Knaben von der einen, rauhen Hand des Lebens stete Hindernisse entgegengestellt werden, ebnet dessen andere, weiche, alle Pfade, welche das Mädchen geht, obgleich sie dieselben oft halsbrechend genug wählt. Der Knabe heißt Christian, das Mädchen, das seinen Namen in jüdischem Hause empfangen, Naomi. Die Verknüpfungen sind einfach, leicht, aber natürlich; hier und da auch überraschend. Dahin gehört die Einwebung der Lebensgeschichte eines Norwegers, eines eigenthümlichen, naturwahren Charakters, mit schauerlicher Vergangenheit und düsterm Ende. Es sind nur etliche skizzirende Striche, mit denen das Bild gezeichnet ist, doch sie bekunden die ursprüngliche Kraft dichterischer Anschauung. Von ähnlichem Interesse ist die Geschichte des Vaters unsers Helden, in welchem, obgleich er nur ein Schneider ist, doch männliche Kraft und eine dichterische Sehnsucht nach Reisen, Thaten, Abenteuern lebt, die er durch fünfjährige Wanderschaft in Deutschland und Italien nicht gestillt hat. Sein Wiedererscheinen, nachdem man ihn todt geglaubt, endlich sein letztes geisterhaftes Auftauchen in Rom sind erschütternde Momente, um so dichterischer, je weniger sich der Verfasser darauf stützt, sondern nur wie im Vorüberfluge daran hinstreift.

Wir haben das Buch ein Idyll genannt. Nicht überall trägt es diese Farbe, doch am nächsten berührt es uns da, wo es diesem Charakter getreu bleibt. Schon die Form des Ro-

Digitized by Google

mans, sein biographisches Colorit leitet uns auf den Gedanken, daß der Dichter viel aus seinem eignen Leben in das seiner romantischen Gestalten verwebe. Die vom Uebersetzer beigefügte, höchst interessante Lebensgeschichte des Verf. behandelt diese in origineller Weise, die gar keinen Zweifel übrig läßt. Steigert sich nun auch dadurch das Interesse auf einer Stelle bedeutend, so verliert es doch auf der andern, ihnen zuwollen, doch nur in den beiden letzten Theilen, der Roman zu sehr an die trockene Wirklichkeit streift und bald an Memoiren, bald an eine Reisebeschreibung erinnert. So sind uns die Details aus Wien, Paris und Anderes mehr störend; zuverlässig würde der Verfasser nie daran gedacht haben, sie seine Erzählung einzuweben, wenn er nicht noch voll der frischen Eindrücke einer Reise gewesen wäre, die er durch Deutschland, Italien und Frankreich unternommen. Die persönliche Einführung des Dichters Castelli in Wien gehört auch, däucht uns, zu den kleinen Verirrungen des trefflichen Buchs. Vielleicht daß man in Dänemark, wo die Gestalt dieses Schriftstellers ferner, fremdartiger haftet, anders dabei empfindet. Eben wir einmal bei den Einwürfen, so wollen wir auch den Kocher derselben erschöpfen. Uns mißfällt noch — doch erhalten wir davon immer nur leichte Einbrüche augenblicklichen Unbehagens — das Einmischen des Dichters als Selbstredenden in die Erzählung, was häufig vorkommt, und auch die betrachtenden Eingänge, welche vielen Capiteln vorangehen, dauchen uns mit einer etwas kühlen Luft der Reflexion an, wann uns noch eben das warme Licht der erzählenden Darstellung wohlthuend berührte. Der Schreiber, der daher ernsthen diese Fehler, geht ungleich langsamer von einem Zustande seines Buchs in den andern über als der Lesende; er braucht Tage, Wochen, wo dieser nur Minuten verwendet. Daher muß aber auch jeder Schreiber sich zu seinem Leser zu machen und als solcher gegenüber zu sitzen wissen; am besten geschieht dies mittels der Zeit, und dies ist die wahre Bedeutung des „nunmehr" und „nunmehr". Der fürchtet Schreiber,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 250. — 7. September 1838.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Dritter und vierter Band. Mannheim, Hoff. 1838. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.*)

Unter allen Erscheinungen in der neuern Literatur ist — strengwissenschaftliche ausgenommen — vielleicht keine so bedeutend, so der genauesten Beachtung werth als die, welche hier zu besprechen unsere Aufgabe ist. Der Recensent muß vorausschicken, daß ihm die beiden ersten Bände des in Rede stehenden Werkes nicht zur Beurtheilung in d. Bl. anheimgefallen sind; ein Auseinandergehen der Ansichten würde daher nur die getheilte Meinung zweier Personen, nicht einen Widerspruch in einer und derselben, oder eine Umänderung der Gesinnungen kund geben.

Eine Licht- und Schattenseite hat jedes Ding; schärfer tritt dieselbe aber selten in Contrast als hier. Denn während einerseits in der Form und in der allgemeinen Sättigung durch den Geist (wodurch sich ein organisches Gebilde erzeugt, dessen Bestandtheile sich nicht trennen lassen) das Höchste geleistet wird, was unsere Sprache und Literatur bis jetzt vielleicht dargeboten hat, muß man andererseits um so stärker davor warnen, sich dem Führer, der mit so beschenden, ja hinreißenden, uns völlig in seine Gewalt nehmenden Kräften auftritt, in Beziehung auf die Treue der Überlieferungen ohne scharf sondernde Prüfung anzuvertrauen. Was also den künstlerischen Werth des Buches anlangt, so weisen wir demselben die möglichst höchste Stellung an; was den historischen (hier nur zeitgeschichtlichen) betrifft, so halten wir es, nicht überall, aber an vielen Stellen für einen gefährlichen Verführer.

Durch dieses Urtheil über sein Buch wollen wir aber dem Verfasser nicht zu nahe treten. Die Schwierigkeit seiner Aufgabe bringt diese Fehltritte mit und entschuldigt sie großentheils, erklärt sie wenigstens. Wird es schon dem Historiker schwer, sich, frei von persönlicher Neigung, zu der reinen, klaren Höhe unparteiischer Gerechtigkeit zu erheben, wenn er über Zeiten und Geschlechter urtheilt, die durch die mächtige Scheidewand der Jahrhunderte von allen Verknüpfungen mit den verworrenen Gespinnsten des Einzellebens der Gegenwart abgetrennt sind; wie viel größer wird die Schwierigkeit bei Dem, der die Geschichte seiner Zeit, und nicht sowol diese als die Geschichte der hervortretenden Persönlichkeiten seiner Zeit in Verbindung mit seiner eignen darzustellen, sich zur Aufgabe gesetzt hat! Hier ist der Einfluß der reinmenschlichen Eigenschaften der Neigung und Abneigung, der Vorliebe und des Hasses gar nicht zu vermeiden; und wer sich gewaltsam von diesen natürlichen Lenkseilen des Urtheils losrisse, der würde der umgekehrten Gefahr fast noch mehr ausgesetzt sein (und Beispiele dieser Art sind nicht selten), statt der Solonischen Gerechtigkeit gegen Freunde eine Drakonische Härte auszuüben und dem Feinde zu viel zu vergeben, um nicht den Anschein zu haben, ihm aus persönlicher Rücksicht zu viel zu thun.

Allein dies Alles in Anschlag gebracht, glauben wir dennoch nicht ungerecht gegen den Autor zu sein, wenn wir ihm den Vorwurf machen, daß er, durch die angedeuteten Ursachen bestimmt, sich mehr als Andere verleiten lasse, die erste Foderung an ein Bildniß, die Treue, häufig als die zweite zu betrachten. Er fehlt gegen die Wahrheit hauptsächlich in drei Beziehungen. Einmal bestimmt ihn nicht selten Neigung oder Abneigung (letztere insbesondere bei Schleiermacher, worauf wir später kommen werden); zweitens ist er mitunter der Anwalt gewisser, die strengen Foderungen des Sittengesetzes zu bequemern Lebensgebrauch herabspannenden Ansichten, denen zufolge gradehin Unwürdiges unter glänzendem Schimmer verhüllt, oder so glatt übergangen wird, daß es uns unter der Hand entschlüpft; drittens fehlt er bisweilen gegen die Vorschrift des Eides, der die ganze Wahrheit fodert. Er verschweigt zu Gunsten oder zum Nachtheil; in mildern Fällen aus Rücksichten, Schonung noch lebendig bestehender Verhältnisse, zuweilen aber auch wol absichtlich, um eben dasjenige Licht auf die Gestalt fallen zu lassen, in welchem er dieselbe zu zeigen wünscht; und dies ist nicht immer blos ein günstiges oder ungünstiges in Graden und Abstufungen, die uns bei einiger Aufmerksamkeit die Mittellinie der Wahrheit leicht herstellen lassen, sondern dann und wann gradehin ein falsches. (Wir haben dabei nicht blos die vorliegenden Bände, sondern auch die frühern, ja einige ganz davon gesonderte Publicationen gleicher Art im Sinn, z. B. die Charakteristik von Friedrich Gentz, welche diesen als eine völlige Trug-

*) über den ersten und zweiten Band dieser Denkwürdigkeiten berichtete ein anderer Mitarbeiter in Nr. 221 u. 222 d. Bl. f. 1837. D. Red.

Digitized by Google

gestalt in die Geschichte einschwärzen würde, wenn nicht andere Zeugnisse dawider sprächen und hoffentlich auch noch andere Autoren, wenn auch später, auftreten werden, um das so arg verletzte Gleichgewicht der Gerechtigkeit wieder herzustellen.)

Absichtlich haben wir uns mit den Schattenseiten des Werkes zuerst und im Allgemeinen beschäftigt, um jetzt, wo wir zu dem Einzelnen übergehen, dem Ausdruck unserer Bewunderung desto freiern Lauf lassen zu können. Wir haben dann, wo die eben gerügten Mängel unserm Urtheile nach eintreten, nichts weiter nöthig, als dies vorübergehend anzudeuten. Entwerfen wir jetzt dem Leser zuerst eine Generalkarte des Inhalts. Es wäre vielleicht das Praktischste, das Verzeichniß desselben abdrucken zu lassen, denn auch der Stoff an sich würde überall Interesse darbieten, selbst wenn die, mit der Meisterschaft aller Zeiten und classischen Literaturperioden wetteifernde Form nicht auch dem unbedeutendsten Gegenstande eine Weihe zu leihen vermöchte, die ihn in die Reihe der anziehendsten stellt. Begnügen wir uns indessen mit Heraushebungen.

In Hinsicht der Denkwürdigkeiten aus seinem eignen Leben — das Gebiet, in welchem wir den Verf. am höchsten anschlagen — gibt er uns den Zeitraum von 1807—14 zur Zeit des Einzuges der Verbündeten in Paris, mithin die wichtigste Periode der Geschichte Deutschlands seit dem dreißigjährigen Kriege, seine sieben Jahre der Duldung und der That, der tiefsten Entehrung und kühnsten Rache, der Schmach und des Siegesruhms. Wie anziehend Geschichte, Thaten, Erlebniße eines Individuums sein mögen, in solchen Augenblicken, wo das Weltmeer der Geschichte, im wildesten Sturm gehoben, braust, gährt und kämpft, verschwindet der Nachen, der das Dasein des Einzelnen trägt als ein zu unbedeutender Punkt, und auch, was von da aus zu übersehen ist, wird durch einen zu engen Horizont umschränkt. Daher sind die eigentlichen Kriegsereignisse, obwol reich an lebendigen, den Charakter der Zeit vergegenwärtigenden Zügen, doch die minder anziehenden; sie müssen aus einer Höhe im Ganzen betrachtet und dargestellt werden, wo der Darsteller selbst dem Auge verschwindet. Der Verf. wäre der Mann dazu, hat jedoch etwas Anderes erwählt.

Ungleich fesselnder für uns sind seine Berichte und Schilderungen aus der Periode, wo man noch That und Dasein des Einzelnen unterscheiden und betrachten konnte, aus den Jahren, die dem Ausbruch des Kampfes in dumpfer Gährung, unter einem düstern, schwer auf dem Vaterlande lastenden Himmel unentschiedener Verhängnisse vorangingen, oder wo er selbst wenigstens entfernter von dem eigentlichen Schlacht- und Kriegsgetümmel stand, also bis zum Ausbruch desselben im Frühjahr 1813. Im Anfange dieses Zeitraums sehen wir den Verf. fern von politischen, nur in wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen und Bezügen, um ein Wort zu brauchen, das er gern für Beziehungen setzt. Anfangs Berlin, mit den Namen Wolf, Schleiermacher, Johannes v. Müller, Fichte, Fouqué, Chamisso, dem spanischen General Pardo, der als Dichter in griechischer Sprache glänzt u. s. w., dann, nach einem Streifzuge nach Hamburg, die Schilderung eines Besuchs bei Jean Paul, die schon früher in einer durch Mundt veranstalteten Sammlung mitgetheilt worden ist. Diese wird durch Stoff und Darstellung gewiß für alle Leser vom höchsten Interesse sein; doch vermissen wir darin die richtige Feststellung des Verhältnisses zwischen dem Besucher und dem Besuchten. Persönlich konnte Varnhagen dem Dichter des „Titan" allerdings einigermaßen auf gleicher Linie gegenübertreten, ja sich im Übergewicht kühlen durch vertrautere Bekanntschaft mit wichtigen Weltverhältnissen, durch gewandtere Beherrschung der Rede und sonstiger geselliger Formen, endlich durch manches andere Talent. Allein literarisch gegeneinandergehalten, Geist gegen Geist gewogen, stellt sich das Verhältniß Beider doch so unaussprechlich anders, so incommensurabel, daß der Ton des Berichts in gewisser Beziehung als verzerrend erscheint, indem er zuweilen eine fast bedrohende, den höhern Geist etwas vornehm von oben herab beschauende Stellung annimmt. Machen wir nicht einen psychologischen Fehlschluß, so tritt ein ethisches Element hier scheidend zwischen den Verf. und jenes gekrönte Haupt deutscher Genien, dasselbe, welches auch seine Beziehungen zu Schleiermacher verstimmt, dagegen die zu andern Individualitäten, wie F. A. Wolf, W. v. Humboldt, Gentz, erleichtert und noch andere, wie in neuesten Zeiten zu Heine und dem Fürsten Pückler und gar — dies ist freilich ein Beitrag zu den Fehlgriffen in des Verf. Leben — zu Mundt, Laube und noch Unbedeutendern, überhaupt möglich machte. Damit sind zugleich anstreifend wiederum die Saiten berührt, deren täuschendes Durchklingen in Varnhagen's Darstellungen wie schon oben besprochen, und die auf ihre richtige Harmonie zurückzuführen, die Aufgabe gebildeter Mitlebender sein muß, da Spärern die Mittel dazu nicht zu Gebot stehen würden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Dänemark.

Für Rechtsgelehrte dürfte folgende, 1836 in Kopenhagen erschienene Schrift: „De arresto civili ante litam sententiam etc., auctore *G. H. Dreier*", nicht ohne Interesse sein; denn unter den Problemen, welche die Civilgesetzgebung zu lösen hat, sind wenige von der praktischen Wichtigkeit und dem theoretischen Interesse als die Weise, worauf, und die Bedingungen, unter denen die Gesetze zum Schutz gegen unredliche Schuldner und zur Befestigung des öffentlichen Credits einem Gläubiger, dessen Forderung verfallen, aber nicht zu rechter Zeit befriedigt ist, erlauben, vorläufige Zwangsmittel gegen den Schuldner anzuwenden, bevor die Rechtmäßigkeit der Forderung durch Proceß und Urtheil untersucht und bestätigt worden. Die praktische Wichtigkeit ist einleuchtend durch die häufigen Gelegenheiten, in denen eine solche Prävention dienen kann, das wirkliche Recht des Gläubigers zu sichern. Das theoretische Interesse beruht vornehmlich auf der Schwierigkeit dieser Aufgabe für den Gesetzgeber; denn grade hier, wenn irgendwo, müssen die Verhältnisse mit Schärfsinn und Genauigkeit abgewogen werden, so daß durch das Gesetz dem Gläubiger weder zu viel noch zu wenig eingeräumt wird, sondern daß gesetzliche Garantien sowol gegen Misbrauch als für vollständigen Zugang zum rechtmäßigen Gebrauch in allen Fällen, wo solche Prävention wirk-

Digitized by Google

lich nöthig ist, angeordnet werden. Außerdem hat Dr. Dreier die wichtigsten, den Obstarrest vor gefallenem Urtheil betreffenden gerstreuten Abhandlungen anderer Verfasser mit sorgfältiger Genauigkeit verarbeitet und mit vielen eigenen, zum kritisch beleuchtenden Untersuchungen vermehrt hat, hat er auch einen wesentlichen Theil der in den Zeitschriften gesammelten Rechtsfälle benutzt, sodaß seine verdienstvolle Arbeit über die Praxis in dieser Materie eine beinahe vollständige Übersicht gibt; und hinsichtlich der Form zeichnet sie sich überall durch Ordnung und Klarheit in der Darstellung aus.

Für Landwirthe hat folgende im vergangenen Jahre von der königlich dänischen Gesellschaft für Landwirthschaft herausgegebene Schrift: „Anwisning til at likde de dankse Foderurter", nach Prof. Wahlberg's „Anweisung zur Kenntniß der schwedischen Futterkräuter", von S. Dreier, ohne Zweifel einiges Interesse. Daß der Ackerbau keine bedeutenden Fortschritte durch sich selbst allein machen kann, sondern bei andern Wissenschaften Hülfe suchen muß, zeigt die Cultur der Producte. Bei ihrer Zunahme wurde es auch nothwendig, darauf bedacht zu sein, Mittel zu finden, eine größere Anzahl Vieh den Winter über zu füttern, und hierzu trug die Kenntniß der Pflanzen und ihrer Eigenschaften bei. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hatte man in Dänemark fast nur das Gras zum Viehfutter gebraucht und das Vieh im Sommer sein Futter selbst suchen lassen; endlich aber lernte man einsehen, daß nicht blos das Gras, sondern auch eine Menge Pflanzen und Kräuter dem Vieh eine gesunde Nahrung geben. Nach dem Beispiele der brabantischen, holländischen und benachbarten deutschen Ökonomen fing man an, den Klee zu bauen. Schon 1760 wurde der Rothklee auf der Insel Fühnen cultivirt und empfahl sich so sehr durch seine Fruchtbarkeit und Dienlichkeit zum Winterfutter, daß er bald allgemein verbreitet wurde, wozu auch die ökonomischen Schriftsteller jener Zeit viel beitrugen. Denkende Landleute blieben indeß nicht dabei stehen. Sie fanden bald, besonders durch Hülfe der angewandten Botanik, daß mehre Kleearten und Pflanzen von andern Familien als Futterkräuter angewendet werden konnten, und nun wurden mehre Versuche angestellt, um dies zu bestätigen, wozu besonders die patriotischen Ökonomen das Meiste beitrugen. Unter den Schriftstellern der neuern Zeit, welche sich bemüht haben, die Botanik populair zu machen hinsichtlich der Pflanzen, welche zum Viehfutter dienen können, ist der schwedische Botaniker, Prof. Wahlberg, einer der vorzüglichsten. Seine obengenannte Anweisung zeigt, daß er sowol die ökonomischen als die botanischen Kenntniß besitzt, welche nöthig sind, um etwas Gutes zu liefern. Er zeichnet sich überdies durch die Behandlung des Gegenstandes aus, welche für die Leser, die er im Auge hat, verständlich ist. Die Vorzüge seiner Schrift veranlaßten die königliche Gesellschaft für die Landwirthschaft, eine Übersetzung derselben zu veranstalten, und man war glücklich in der Wahl eines Übersetzers; denn Herr Dreier war der Arbeit nicht allein von der botanischen Seite gewachsen, welche er durch die Veränderungen, die er gemacht, und die Bemerkungen, die er hinzugefügt, bewiesen hat, sondern er interessirte sich zugleich so sehr dafür, daß er sie dadurch, daß er von den angesehensten Ökonomen Nachrichten von den in Dänemark angestellten Versuchen mit der Anwendung verschiedener Futterkräuter einholte, mehr ihrem Zwecke entsprechend und für die localen Verhältnisse passend machte.

Gewiß Beifall kann auf der Bühne als von Seite des lesenden Publicums hat folgendes Stück in Dänemark gefunden: „Svend Dyrings Huus", romantische Tragödie in vier Acten von Henrik Herz, welches im vorigen Jahre zwei Auflagen erlebte. In diesem Trauerspiele hat der Verf. nicht sowol einen einfachen epischen Stoff eines bestimmten Volkliedes als den nationalen poetischen Charakter des Volksliedes überhaupt, nebst großen Partien von dem Volksleben, oder von der besonnen Art der dänischen oder norwegischen Ritterzeit, wie sie in den alten skandinavischen Liedern athmet und lebt, wiedergegeben. Dadurch besonders hat das Trauerspiel: „Svend Dyrings Huus", das Gepräge ursprünglicher Volksthümlichkeit und nationaler poetischer Frische, wodurch es sich in so hohem Grade auszeichnet, erhalten. Hiermit wird natürlich keineswegs eine bloße Copirung der Ausdrücke der Volkslieder gemeint, wie wol solche bisweilen mit mehr oder weniger Glück im Dialoge wörtlich angebracht werden. Dies macht jedoch verhältnißmäßig einen so geringen Theil vom Inhalte des Stückes aus, daß es kaum in Betracht kommen kann. Aber der Verf. hat durch ein genaues Studium der Volkslieder sich seinen ganzen Sprachton gebildet und in diesen Ton eine Poesie hineingelegt, welche auf eine Weise wirklich so alt ist in der Zeit als die, welche einer gewissen Classe der skandinavischen Volkslieder angehört, den abenteuerlich-romantischen. Herr Herz hat insonderheit zwei Kunstmittel angewendet, um seinem Werke jene ästhetische Identität, jene vollkommen ausgeprägte Eigenthümlichkeit der nordischen Volkslieder des Mittelalters zu geben, ohne es zu einer leblosen Copie oder Nachahmung zu machen; und diese Mittel sind: die metrische Form und die dramatische Composition. Diese Tragödie ist ein musikalisches und lyrisches Drama, ein solches, worin Gesang und Musik einen Bestandtheil bilden, der außerhalb des dramatischen Dialogs zu der ganzen ästhetischen Wirkung mitwirken soll. Der Verf. hat es verstanden, nicht allein Musik und Dialog, das musikalische und dramatische in einem Moment auf eine so vollkommene Weise miteinander zu verschmelzen, daß weder das Eine das Andere verdrängt, noch eins von ihnen seine Wirkung verliert; sondern daß auch die Harmonie, welche zwischen Dialog und Gesang herrscht, mit deren übriger musikalischen Begleitung uns in einem richtigen Verhältniß vom Anfange bis zum Ende des Stücks folgt. Was die Schilderung der Charaktere betrifft, so ist auch sie im Ganzen gut gelungen. Das Stück verfehlt demnach die tragische Wirkung nicht.

Von echtem Kunstwerth ist folgendes in diesem Jahre erschienene Stück: „Fata Morgana, Abenteuer-Komödie von J. L. Heiberg." Das Streben dieses Dichters nach einem höhern Standpunkt für das Drama ließ sich schon in den „Elfen" erkennen, dieser üppigen Dichtung, worin der Poesie tiefsinnige Reflexion über sich selbst sich so seltsam und phantastische Spiel eines kindischen Abenteuers eingehüllt hat; aber in seiner „Fata Morgana" hat er dasselbe klar an den Tag gelegt. Dieses Dichterwerk hat ein allgemeineres Interesse als das, welches es durch die unmittelbare poetische Welt, die es in sich selbst enthält, hervorrufe, indem es des Dichters Streben nach einem höhern dramatischen Ideal bezeichnet; ein Streben, das mit Hinsicht auf den gegenwärtigen Zustand des Theaters doppelt bedeutungsvoll ist. Soll indeß dieses Ideal nicht aus der Luft gegriffen sein, so muß es in der dramatischen Poesie selbst seinen Grund haben, d. h. es muß als eine natürliche Folge der eignen Entwickelung der dramatischen Poesie hervortreten; denn wenn das Drama sich nicht aus einem innern Keime zu dem speculativen Drama entwickelt, so wird es ein fruchtloses Bestreben sein, diese Form zum Ausdruck der speculativen Idee zu wählen. Setzen wir nun das Komische und Tragische als die Grundelemente aller dramatischen Poesie und fragen, od die Gestalt des Dramatischen, welche die vollkommenste Darstellung des Speculativen als solchen wird enthalten können, eine höhere Entwickelung der Komödie oder der Tragödie sein würde, so hat der Dichter gemeint, es müßte die Komödie sein, und wir glauben, er habe Recht, indem die Komödie, an und für sich betrachtet, die universellste Form des Dramas ist und in einem directern Verhältniß zum Speculativen steht als die Tragödie. Die Komödie, selbst in ihrer unmittelbarsten Form ruht auf einer speculativen Basis und braucht sich nur zu ihrem Begriffe zu entwickeln, daß das Speculative als solches sich sichtbar machen kann. Die Tragödie ist mehr an einen historischen Stoff gebunden. Die „Elfen" und „Fata Morgana" sind als die Anfangspunkte einer neuen Entwickelungsreihe in des Dichters poetischer Bahn zu betrachten, welche um so reicher sein wird, als er sich auch in

Digitized by Google

einer philosophischen Entwickelung befindet, welche ebenso wenig wie seine poetische als fertig oder abgeschlossen angesehen werden darf. Wollen wir den speculativen Gedanken, der in diesem Dichterwerk anschaulich gemacht wird, erklärrn, so ist es der allgemeine Gegensatz der Komödie zwischen Realität und Scheinrealität, welcher hier als der Gegensatz zwischen dem wahren und dem falschen Scheine hervortritt. Der Täuschungen Königin, Fata Morgana, die in diesem Gedichte auftritt, ist der Ausdruck für den falschen Schein, und wenn die bekanntr Lufterscheinung, welche diesen Namen trägt, der Ausdruck für den falschen Schein ist, so ist die natürliche Fata Morgana doch nur das Sinnbild der geistigen. Es ist die geistige Fata Morgana, welche den Inhalt dieses Gedichts ausmacht, und diese Mythe erfodert daher nicht eine physische, sondern eine philosophische Verdolmetschung. Die Menschen, welche man über verlorene Ideale, betrogene Hoffnungrn, unglückliche Täuschungen klagen hört, sind alle von der Fata Morgana irre geführt worden. Der Gegensatz zwischen dem wahren und falschen Schein, welcher der Grundgedanke des Gedichts ist, läßt sich also näher als der Gegensatz zwischen dem wahren und dem falschen Ideal bezeichnen. Indem nun der Dichter seine Abenteuerkomödie auf diesen Gegensatz gründet, wird die Hauptaufgabe die Befreiung des mrnschlichen Geistes von dem unwahren zum wahrrn Ideal. 60.

Zur Geschichte der Etikette.

Das coucher König Ludwig XIV. war eine wichtige Begebenheit, nach den strengsten Regeln der Etikette eingerichtet. An der Thür des Schlafzimmers fand der König den Garderobemeister, der ihm Hut, Handschuhe und Stock abnahm, die ein Garderobediener auf die Toilette legte. Der König schnallte sein Wehrgehäng von vorn ab, der Garderobemeister that es von hinten, jener Diener trug es fort. Der König, dem der Thürsteher des Zimmers voranschritt, kniete vor seinem Bett auf zwei Kissen nieder und betete, während dessen der Almosenier den Handleuchter hielt und den König segnete. Es besprengte sich dieser mit Weihwasser und setzte sich auf einen Armstuhl; der Oberkammerherr fragte ihn, wem er drn Handleuchter geben solle, welche Ehre immer einem der Vornehmsten aufdewahrt war. Der Handleuchter war zu zwei Kerzen, als ausschließliches Vorrecht des Königs. Der König knöpfte sich auf, legte das Ordensband ab, der Garderobemrister zog ihm Weste und Rock aus sowie die Cravatr, welches Alles er den Kammerdienern übergab. Nun kamen der erstr Kammer- und der erste Garderobediener an die Reihe, sie banden ab und zogen aus, was an den Beinen saß, jener hatte die rechte, dieser die linke Seite über sich. Die beiden Kammerpagen im Dienst legten die Pantoffeln an. Zwei Kammerdiener hielten hinter dem Armstuhl den Schlafrock bis zur Höhe der Schultern. Das Nachthemd reichte der Bruder des Königs, oder der Vornehmste der Gegenwärtigen. Der erste Kammerdiener half dem König in den rechten Ärmel, der Garderobediener in den linken des Schlafrocks. Einige zum folgenden Morgen nöthige Kleidungsstücke wurdrn in einrn Umschlag von rothem Taffet gethan und nebst dem Degen vors Bett gelegt. Der König begrüßte die Hofleute, die Thürsteher riefen laut: „Allons messieurs, passez." Der ganze Hof zog sich zurück, die Gardencapitaine, der erste und Oberstallmeister erhielten die Parole vom König. Damit war das grand coucher geendigt und das kleine begann. Für dieses blieben Dir, wrlche das Recht hatten, früh am Morgen einzutreten, der Kammerdienst, der erste Arzt und Chirurg, einige Sänger und Musiker, die sich hören ließen. Der König srhte sich nahe an der Bettbalustrade auf rinen Feldstuhl, worauf der erste Kammerdiener ein Kissen legte. Die Barbiere machten dem Könige die Haare zurecht, wozu ein Kammerdiener mit einer Fackel leuchtete und ein anderer den Spiegel hielt. Hierauf brachte ein Garderobediener auf einer Platte eine Mütze und zwei einfache Tücher für die Nacht, der Oberhofmeister reichte sie dem König. Die Servirtte, womit er sich die Hände und das Gesicht abrirb, wurde von einem Prinzen von Geblüt übergeben. Die an einem Zipfel nasse Serviette lag zwischrn Tellern von vergoldetem Silber. Der König sagte dann, um welche Stunde er aufstehrn und was er anziehen wolle. Der Thürsteher bat Jedermann, herauszugehen, that es auch selbst. Der König ging dann ins Cabinet und fütterte seine Hunde; während dessen machten die Garderobediener das Bett des erstrn Kammerdieners zu den Füßen vor dem des Königs zurecht, trugen den Nachtimbiß herein und zündeten in einer Ecke des Zimmers auf einem Gueridon die Kerze für dir Nacht an. Der König legte sich nieder, der erste Kammerdiener zog die Vorhänge zu, verriegelte die Thüren, löschte den Handleuchter aus und legte sich nun auch nieder. 10.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*87. Quandt (J. G. v.), Kleines A-B-C-Buch für Anfängee im Lesen und Schreiben. — Auch u. d. T.: Synonymen und Homonymen. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr.

*88. Raumer (Friedrich von), Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende drs amerikanischen Krieges (1763—83). Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. Drei Theile. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Dies interessante Ergebniß der Reisrn des Verfassers bildet die Fortsetzung der „Beiträge zur neuern Geschichte". — Vgl. Nr. 27.

*89. Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

Dessen „Lehrbuch der allgemeinen Geographie". 2te Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. 1833. 1 Thlr. 12 Gr.

*90. — —, Palästina. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Plänen von Jerusalem, von Sichem und dem Jakobsbrunnen und drm Grundriß des heiligen Grabes. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Als Beilage hierzu erschien: „Der Zug der Israeliten nach Kanaan", 1837, und kostet 12 Gr.; die Karte daraus einzeln 6 Gr.

91. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*92. Schulrede gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel. Mit inclavirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers Magistee Wundergern. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 18 Gr.

*93. Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 18 Gr.

*94. Schulze (Ernst), Die dezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage.

Ausgabe in 8. ohne Kupfer. Auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr.
Ausgabe in 8. mit 7 Stahlstichen. Auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.
Ausgabe in gr. 8. mit 7 Stahlstichen. Auf feinem Velinpapier. Cart. mit Goldschnitt. 2 Thlr. 12 Gr.

*95. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Erstes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernantr. Aus dem Schwedischen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Mit diesem Bändchen beginnt eine Übersetzung der „Teckningar ur Hvardagslifvet", unter welchem Titel die schwedische Verfasserin eine Reihe von Erzählungen herausgegeben hat, welche den größten Beifall fanden.

*96. Sternberg (A. von), Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 251. — 8. September 1838.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Dritter und vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Von Jean Paul geht der Verf. nach Tübingen, ein Aufenthalt, den er uns mit Anmuth, Scharfblick und feinster Darstellungsgabe zu schildern weiß; Cotta, Prof. Conz, Justinus Kerner, Uhland und noch ein anderer, jetzt erst recht bedeutsam gewordener Mann, wird dabei genannt. Diese Darstellung wirkt um so reiner und wohlthuender, als sie, sichtlich ganz aus der Überzeugung hervorgehend, jedes fremde Motiv ausgeschieden hat. Dem tübinger Aufenthalt folgt einer von ganz anderer Farbe und Anziehungsweise, der in die Jahre 1810 und 1811 in Steinfurth in Westfalen fällt. Doch ist zwischen diesen und den vorigen Abschnitt die an Ereignissen und Erfahrungen so reiche Zeit zu setzen, während welcher der Verf. in östreichischen Diensten die Schlacht bei Wagram mitfocht und in Paris unter anderm Wichtigen auch den furchtbaren Brand des Ballsaals beim Fest des Fürsten Schwarzenberg erlebte. Die Schilderung des Aufenthalts zu Steinfurth macht etwa einen Eindruck wie der Besuch eines alten, einsam öden Schlosses, wo von früherer Pracht und Herrlichkeit nur noch stille Zeugnisse übrig sind, das Geräusch zahlreicher Bewohner sich verloren hat und nur wenige Übriggebliebene in langen Winterabenden am Kamin in fast schauriger Stille von dem glanzvollen Leben vergangener Tage sich unterhalten. Der Verf., Meister in jeder Art der Darstellungen (das Wort Meister ist so viel gebraucht, daß wir ihn Großmeister nennen möchten), hat auch diese mit einer staunenerregenden Wahrheit durch die einfachsten Mittel ins Leben gerufen.

Im nächsten Abschnitte werden wir wieder in die gewaltigsten Wirbel eines unruhvollen, Ereignisse der wichtigsten Art brütenden öffentlichen Lebens, nach Prag geführet, wo 1811 und 1812 die Gährungen sich vorbereiteten, die nach den Unfällen Napoleon's in Rußland, im Frühjahr 1813 zum gewaltsamen Ausbruch kamen. Eine deutsche, markige Gestalt, freilich nicht ohne einigen Ansatz von Versteinerungen aus älterer verwitterter Zeit, der Freiherr v. Stein wird uns dort in den Vordergrund des bewegten Treibens gestellt und mit fester Hand in scharfen plastischen Umrissen gezeichnet. Von dort langt der Verf. bei den eigentlichen Kriegsbegebenheiten an, über die wir uns oben ausgesprochen. Doch fügt er diesen noch eine biographische Skizze ein: „Tettenborn", die zu den werthvollsten der Gattung gehört und daher dem Leser besonders anempfohlen werden muß. Sie trennt sich leicht von den kriegerischen Umgebungen, durch die sie eingeführt wird, und läßt sich als selbständiges Bild festhalten.

Fesseln uns nun alle diese Darstellungen mit Antheil, ja mit Spannung, werden sie uns in den edelsten, reichsten, biegsamsten Formen gegeben, die die Sprache nur anzunehmen vermag, und gerathen wir so mit jeder Seite tiefer in die Dankesschuld gegen den Verf., so müssen wir uns doch gegen Manches darin mit dem entschiedensten Tadel aussprechen. Hauptsächlich ist dies die Art, wie Schleiermacher häufig kleinlich, herabwürdigend eingeführt und ihm nur ebenso viel Anerkennung gezollt wird, daß jener vergiftende Tadel die rechte Glaubwürdigkeit erhalte. Wie unwahr des Verf. Bildniß hier ist, geht aus einer einzigen Bemerkung hervor. Wenn Jemand, der die bedeutenden Männer unserer Zeit gar nicht gekannt hätte, sich aus Varnhagen's Schilderungen über deren Werth belehren wollte, und z. B. Genz (es kommt gar nicht darauf an, ob dessen Portrait im vorliegenden Buche steht), den ebengenannten Tettenborn, und was von Schleiermacher gesagt ist, läse, so müßte er urtheilen: Genz sei ein erhabener, würdiger Charakter, von größter Geistestiefe, Tettenborn gleichen Werths in der Welt der That, Schleiermacher dagegen zwar geistvoll (aber doch sehr bedingt), gelehrt, aber vom kleinlichsten Sinn gewesen. Und doch war der Eine nichts als ein feiles Talent, in schlaffe Sinnlichkeit versunken, sich jedes sittlichen Gesetzes entäußernd, der Andere ein beherzter, wackerer Soldat, doch ohne irgend eine höhere Geistescomplexion oder sittlichen Werth (im Frieden nur ein Körper) — und Schleiermacher? Sein Begräbniß gab davon Zeugniß! Die Gebildetsten aller Stände betrauerten seinen Tod als ein öffentliches Unglück und folgten seinem Sarge, viele Tausende — kein Fürst hatte jemals in Berlin ein solches Gefolge — aus dem Volk schlossen sich dem Zuge an, die Schulen und Gymnasien feierten und wohnten der Bestattung bei! Und dennoch hatte Schleiermacher nie geschmeichelt, nie zum Munde geredet, starb allerdings im Abnehmen seines Glanzes und seiner Bahn, als schon ein neues Geschlecht, sogar in der Wissenschaft, die er ge-

Digitized by Google

gründet, höher heraufwuchs. Als Gentz bestattet wurde, folgte in Wien Niemand dem Verlebten, lebend schon lange Todten. W. Alexis sagt mit Recht in seinen „Wiener Bildern" davon: „Was blieb von Gentz übrig? Der Wind wehte etwas unbequemen Staub durch die Straßen!" Das war der ganze Eindruck, den sein Tod machte. Nach solchen Zeugnissen möge die Nachwelt urtheilen, nicht nach den ungetreuen Bildnissen von der Meisterhand unsers Verfassers.

Wir gehen nun zu den andern Theilen des Werks, den vermischten Schriften, über. Sie zerfallen in kritische und biographische. Die erstern sind durchweg Meisterstücke, so weit sie es in dem kleinen Raume, in den sie sich oft zusammendrängen müssen, bei dem Zweck, den sie haben (bisweilen sind es eben nur Anzeigen), sein können. In der Form sind sie alle vollendet zu nennen; unerschöpflich sind die Wendungen, die feinen Handgriffe, durch die der Gegenstand spielend und doch mit dem übertriebensten Geschick ins rechte Licht gebracht wird. Ob man den Urtheilen des Autors denselben Vorwurf machen kann wie seinen Bildnissen, müssen wir dahingestellt sein lassen, da wir nicht alle besprochene Werke kennen; wo dies der Fall ist, sind wir indessen größtentheils ganz auf der Seite des Beurtheilers. Im Ganzen ist er, und dies ist eine, in unserer fast immer nur plump zuschlagenden kritischen Zeit dankenswerthe Eigenschaft, mehr zum Lobe, zur Anerkennung des Vorhandenen geneigt als zum scharfen Tadel. Er folgt Goethe's schönem Spruch:

O siehe nicht,
Was Jedem fehlt; was Jedem bleibt, betrachte!

Die biographischen Aufsätze sind sämmtlich entweder schon durch den Stoff vom höchsten Interesse, wie z. B. W. v. Humboldt, oder doch durch die Behandlung, wie Leuchsenring, Moritz, Friedericke Robert, Henry Campan u. A. m. Die erstgenannte Biographie ist unsers Bedünkens die bedeutungsvollste des ganzen Werks, und geschrieben, als ob der deutsche und griechische Sprachgenius das innigste Bündniß beschworen hätten. Doch fehlen — hier möchten wir es durch Rücksichten der Pietät aber gern rechtfertigen — wichtige Züge der Charakteristik Humboldt's; sie wären um deswillen schon unerläßlich, weil sie ein neues Beispiel abgeben würden, wie selbst die größten Geistesnaturen mit tiefen Stufen menschlicher Schwächen vereinbar sind; eine Wahrheit, durch deren freie Anerkennung vieles Falsche, Lügenhafte und Heuchlerische, das sich in die Welt eingeschwärzt hat, hätte vermieden werden können.

Es läge uns noch Vieles auf dem Herzen, doch wir müssen aufhören, denn dem Raume ist ein Ziel gesteckt. Wir sind lang über das Buch gewesen, aber für seine Bedeutung doch nicht zu lang. Denn ein Werk, das einerseits im Stoffe die unschätzbarsten Kleinodien für die Geschichte des Wissens und der Literatur, besonders in Deutschland, enthält und andererseits nach Urtheil sich nicht nur auf den höchsten Gipfel sprachlicher Leistungen geschwungen hat, sondern in feiner, scharfer Zergliederung fast untheilbarer, unwägbarer Gegenstände, deren flüchtige Vergeistigung sie Andern unter den Händen ganz unbestimmt zergehen läßt, eine ebenso staunenswürdige, bisher noch ungekannte Meisterschaft entwickelt: ein solches Werk kann nicht zu viel, nicht eindringlich genug besprochen werden. Es muß mit allem Falschen und Wahren möglichst ans Licht gezogen werden, und je richtiger man es wägt — es ist die Aufgabe einer ganzen Mimvelt, diese Wägung auf den höchsten Grad von Genauigkeit zu bringen — je mächtiger wird es, däucht uns, ins Gewicht fallen; denn noch findet dasselbe sowie des Verf. Schriftstellerthum in Stoff und vollendeter Form überhaupt in dem ganzen, reichen Gebiet der deutschen Literatur nicht Seinesgleichen und nur Wenige und Wenigen sich ihm Annähernde. Dieser aus vollster Überzeugung ausgesprochenen Anerkennung mag der Verf. unsern ebenso aufrichtigen Ausdruck der Missbilligung zu gute halten.

32.

Rébus.

Es wird ohne Zweifel manchen Leser d. Bl., nachdem er die überschrift dieser Zeilen gesehen, befremden, wie man die albernen und witzlosen Aufschriften der Bondonpapiere (denn kaum sind die rébus heute mehr) zum Gegenstand auch nur einiger Aufmerksamkeit machen kann; und allerdings wäre dies Befremden gerechtfertigt, hätte dies Spiel mit Bildern und Worten nicht eine höhere, geschichtliche und, wir können hinzufügen, kunsthistorische Bedeutung. Wenige gewiß sind am Schluß eines Mahls, wenn das sauber und zierlich bereitete Dessert umhergereicht wird und die ihres Inhalts beraubten Blättchen von Hand zu Hand gehen, in der Laune oder der Stimmung, auch nur einen Augenblick länger über diese Possenspiele und Kärrspel nachzudenken, bis das Gesuchte gefunden und der Knoten gelöst ist. Wer wollte den Fröhlichen dies verdenken? Wer wollte es aber auch dem Schreiber verdenken, wenn er, fern von pedantischer Gelehrsamkeit und mit Absicht verzichtend auf den Schein gehäufter Citate aus alten nordfranzösischen Gedichten, Andern mittheilt, was er über diese Dinge von verschiedenen Orten der gesammelt? Zur Sache! — Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die rébus für die Bewohner der Picardie von den ältesten Zeiten der einen besondern Reiz gehabt, ja, daß die Picardie ihr Vaterland sei, daß gewisse Eigenthümlichkeiten der Sonne und des Klimas sie grade hier ins Leben riefen und in ungläublicher Fülle entstehen ließen. Denken wir zunächst etwa nur an die in großer Anzahl bei Amiens aufgefundenen, mit rébus geschmückten Medaillen und Münzen. So stand man nicht an, um mit einem der ältesten Geschichtschreiber der rébus, Tabourot („Les bigarrures et touches du Seign. des Accords", Rouen 1616), zu reden, sie mit dem Namen dieser Provinz zu taufen: „On les appelle rébus de Picardie, ainsi que l'on dit bayonnette de Bayonne, canivet de Moulin, peignes de Limoux, ciseaux de Tholose, moutarde de Dijon." Der Name entstand, der allgemeinen Ansicht gemäß, daher, daß die Gerichtsschreiber (les clercs de la Basoche) die Sitte hatten, dem Volke während der Fasten allerhand satirische Erzählungen und Possen, die eine Art Résumé über alles Das, was sich in den Städten der Picardie zugetragen, vorzulesen. Diese Späße nannten die Herrchen lateinisch: De rebus, quae geruntur (nouvelles du jour), die Zuhörer aber ließen sich mit dem rébus, dem Kopfende der nicht verstandenen lateinischen Phrase, genügen. So erklären Tabourot, Furetière, Menage und Menestrier das Wort einstimmig. Freilich scheint zu einem vollen Beweise noch dies zu fehlen, daß die ersten rébus der Picardie auch nun ganz jenen satirischen Charakter der Carnevalsspäßchen hatten, die man sonnante, oder daß die Pamphlete der Gerichtsschreiber nun auch

Digitized by Google

wirklich der Art waren wie die Spiele, welche später ausschließlich den Namen rébus bekelten. So schwach jene erste Erklärung ist, so hält sie doch noch besser Stich als eine zweite, welche bei diesen Spielen alles Ernstes an die Anfänge der Sprache, an eine Urhieroglyphik denkt, die wie die Wappen durch die Kreuzzüge aus dem Orient herübergekommen sei, da sie doch wirklich dem Auge kaum etwas Anderes sind als was die Räthsel dem Verstande, und nun will man doch nicht auch etwa das ganze Räthselwesen in ähnlicher Weise entstehen lassen? Die rébus gingen den Emblemen und Devisen voraus, die aus ihnen entstanden, aber sie nicht verdrängten, wie das wiederum die Münzen zeigen, die ihre rébus behalten, als Frankreich und die Niederlande durch Buchdrucker mit Emblemen und Devisen überschüttet waren, und die bald eine so weit greifende Bedeutung gewannen, daß das ganze Land (Gallien) sich mit einem Hahn im rébus, so zu sagen, symbolisirte; die aber auch, weit mehr als eine Ausgeburt müßiger und geistloser Leute, sinnig in das Leben eingriffen und selbst eine zarte poetische Bedeutung gewannen, wie die z. B., daß der verliebte Paladin, weil er nicht sprechen durfte und nicht schreiben konnte, sich der rébus bediente bei der Erklärung seiner Liebe, beim Turnier, zu selbst sein Grab mit rébus schmückte, damit die Naivetät seiner Zeit sogar auf dem Grabeshügel noch lächeln sollte. Monumente dieser Art gibt es zwar heute nur noch in geringer Zahl; der Meißel des Bildhauers und der Grabstichel aber haben und deren nicht wenige überliefert und so den rébus einen Triebut gezollt, zu dem sie ihres geistigen Inhalts halber eigentlich bei der Erklärung seiner Liebe, beim Turnier, zu selbst sein Grab mit rébus schmückte, damit die Naivetät seiner Zeit sogar auf dem Grabeshügel noch lächeln sollte. Monumente dieser Art gibt es zwar heute nur noch in geringer Zahl; der Meißel des Bildhauers und der Grabstichel aber haben und deren nicht wenige überliefert und so den rébus einen Trib

lier zu bezeichnen, und tausend andere, sobald es nöthig wurde, einen „Almanach des rébus“ im größten Folioformat erschienen zu lassen, in welchem Dubry die Blätter gezeichnet, gestochen und mit dem nöthigen Schlüssel begleitet hatte.

Daß sich die Eigennamen in rébus darstellten oder vielmehr verstecken, davon geben viele Bücher des 15. und 16. Jahrhunderts Zeugniß; so vor allen das Büchlein: „Recueil des chansons françaises“ (Venedig 1536), dessen eigentlicher Titel: „La couronne et fleur des chansons à troys“, am Kopfende des Blattes in einer Zeile gelesen wird, während den übrigen Theil des Titelblattes drei große Kronen in Holzschnitt bedecken und wiederum unten die Worte: „Stampato in Venetia in Realto novo per Anthoine de (hier die Note: la, aus dem ut re mi fa sol la) bate, con gratia o privilegio“, getiefen worden, da denn der Mons. Abate gang wohl gethan, seinen geistlichen Namen nicht an die Spitze dieser Chansons zu setzen.

Wer will alle die Maler, Kupferstecher, Buchdrucker aufzählen, die ihren Werken die Namen in rébus beifügten? So gibt das kleine Wassergefäß mit den Z. J. den deutschen Maler Zuberlin, so die Weintraube mit H. W. den Hans Wyner, so die Zeichen und Signete der Gorrozet, Chevalier, Grandjon, Broebeur, Chesneau, Galliot du Pré, Morel u. s. f., unzählbar anderer, nicht aufzuführender Signete in rébus und Monogrammen zu geschweigen.

Die Kirche endlich nahm die rébus in jeder, auch der alterschüpfigsten Bedeutung in die Gebetbücher (heures) auf; das Pange lingua erschien im rébus, der „Tractatus colloquii peccatoris“ nicht minder, das Merkwürdigste der Art aber ist das Schlußblatt in den, etwa 1515 zu Paris (pour Guill. Godard) gedruckten „Heures“, dessen Interlinearversion hier eine Stelle finden möge; es ist ein Gebet an die heilige Jungfrau und folgendermaßen beschaffen:

Erster Vers.

Bilder:	Salut (als Münze),	ein Knochen (os),	die Buchstaben na,	die vor einem Crucifix betende Mutter Gottes.
Ueberſetzung:	salu	o	na	Marie priant Jésus en croix.

Zweiter Vers.

Bilder:	Ein N,	ein Knochen (os),	das Abbreviaturzeichen für con ( ),	ein Sack (sac), ein Handbeil (anse), Sporen (éperons), ein Sack (sac), ein Patriarchenkreuz.
Ueberſ.:	En	nos	con	anses éperons sa pals.

Dritter Vers.

Bilder:	G,	A,	ein Bild des Herrn (Dieu),	das mi des ut re mi ꝛc. in Musiknoten.
Ueberſ.:	J'ai	en	Dieu	mon coeur mis.

Vierter Vers.

Bilder:	G,	eine Biene (poixe),	ein Filzbereart (pare),	A und X (als Zahlzeichen).
Ueberſ.:	J'espoire	(père)	par	a dis.

Fünfter Vers.

Bilder:	Wolf (Loup),	Engel (Ange),	A,	ein Bild des Herrn (Dieu),	C
Ueberſ.:	Lou	ange	à	Dieu	soit.

Zur Erklärung dieses complicirten Gebets in rébus möchten wenige Worte nothwendig sein. Das salut als Münze hieß unter Karl VI. geprägtes Goldstück, auf dessen Vorderseite der englische Gruß, auf dessen Rückseite ein von Lilien umgebenes Crucifix erscheint (s. Le Blanc 238). Der Reim des croix auf paix und soit kann in dieser Zeit nicht im entferntesten befremden, ja er war fast der allein gültige; so reimen die „Repues franches“ (Fr. Villon.) maistre und recognoistre, so foy und confesseral, so Marie Payn und preye. Das N im Anfang des zweiten Verses spricht der gemeine Mann wie anne, vollends einem rébus gegenüber. Das Schluß c in sac und pare wird unterdrückt. Das A im dritten Verse ist in Gedanken mit einem Horizontalstrich zu versehen, damit es als Sigle nur oben am, mit dem Ton von an gelte. Der pare, auch von Dubry in gleicher Weise für pat angewendet, ist eine Art Reuse. Das Schluß C für soit ist in altfranzösischen Handschriften nicht ungewöhnlich, es ist wie sét zu sprechen. Man geht, möchten wir sagen, kaum zu weit, wenn man die berühmte „Ars memorandi notabilis per figuras evangelistarum“ (s. Ebert's „Lexikon“, 1249), mit ihren vielen Copien, ebenfalls unter die kirchlichen rébus rechnet, über die jedoch dann hoffentlich eine erschöpfende Belehrung möglich werden wird, wenn uns Pâhés über die beiden Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris zu Theil wird, welche unter dem Titel: „Rébus de Picardie enluminés“ (Nr. 7618 und 10278), mehr als 300 Rébus in sehr werthvollen Miniaturen darbieten, von denen Le Ber nur wenige, apporistisch genug, notirte. Niemand hat sich bisher die, vielleicht auch undankbare Mühe gemacht, deutsche Rébus zu sammeln, und doch bieten manche Sachsenspiegeldandschriften, manche Notariatszeichen und die Deckblätter auch neuerer Handschriften, z. B., „Bibl. Berol. Mspt. Germ.“, Fol. 361, derartiges; jenes rébus in Zahlen und Zeichen auf dem oldenburger Friedhofe zu geschweigen, welcher also aussieht:

CIↃCCCCXXXXXXXXIIII,

und dem Fragenden mit folgendem Versleim erläutert wird:

Do man schrib 1 Ringe von de Zaschen und
Der Henge von de Flaschen
Regen Dunrnstöe und vier i
Da begriv man Herzog Adolf hin.

61.

Notizen.

Tscherkessische Rache.

Ein Türke hatte einen Tscherkessenhäuptling aus dem östlichen Kaukasus in die Gewalt des russischen Oberanführers gebracht; der Tscherkesse, der ein ausgezeichneter Krieger war und dem Feinde vielen Schaden zugefügt hatte, wurde von den Russen erschossen. Der Türke flüchtete sich mit dem Prämienertrag seiner Verräthers nach Konstantinopel, wo er, um sicherer zu sein, Namen und Wohnung wechselte. Nach einigen Monaten jedoch fand man eines Morgens die Leiche des Mannes und die Leichen seiner Familie, furchtbar verstümmelt, auf der Gasse liegen. Niemand wußte, wer den Mord begangen; Niemand, wie und wodin der Mörder entkommen sein könne. Doch der tscherkessische Dolch, der in der Kehle des Verräthers stecke, zeigte deutlich, daß ein Rächer aus dem Kaukasus das Blutbad angerichtet habe. So erzählt Edmund Spencer in seinen „Travels in the Caucasus“.

W. Newham verlas in der Asiatischen Gesellschaft in London den Brief eines Marineofficiers, der auf einer Fahrt von Bombay nach dem persischen Meerbusen Gelegenheit hatte, ein merkwürdiges Meerphänomen zu beobachten. Im August 1832 8 Uhr Abends wurde das Schiff, welches mit reißender Schnelligkeit auf einem unruhigen Meere segelte, plötzlich von milchweißem Wasser umgeben. Die Farbe nah am Schiffe war ein mattes Weiß. Als man es in einen Eimer goß, differirte es um nichts von dem gewöhnlichen Seewasser. Schüttelte man es, so phosphoreſcirte es, aber in geringerm Grade als gewöhnlich; 15 Meilen weit segelte das Schiff auf dieser weißen See. Nachdem der Brief gelesen war, bemerkte Odrell Briage, daß er ein ähnliches Phänomen 1810 an einer andern indischen Küste beobachtet habe, und daß diese Erscheinung in diesen Gegenden häufig bemerkt werde. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 252. — 9. September 1838.

Dickens, der Verfasser der „Pickwickier".

1. Die Pickwickier, oder: Herrn Pickwick's und der correspondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubs Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Thaten. Nach den Überlieferungen des Pickwick-Clubs herausgegeben von Boz. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen nach R. Seymour und Phiz. Fünf Bände. Leipzig, Weber. 1838. Gr. 12. 7 Thlr.
2. Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der „Pickwickier", der „Waterloo-Erzählungen", des „Hadschi Baba", „Ralph Rattlin" und Andern. Aus dem Englischen von H. Roberts. Erster Theil. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank. Leipzig, Weber. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.
3. Londoner Skizzen von Boz. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen von H. Cruikshank. Leipzig, Weber. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.
4. Humoristische Genrebilder aus dem londoner Alltagsleben von Boz. Nach dem Englischen von A. Diezmann. Erster Theil. Mit einer Federzeichnung nach Cruikshank. Braunschweig, Westermann. 1838. Gr. 12. 21 Gr.
5. Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. Herausgegeben von Boz. Aus dem Englischen von K. H. Hermes. Mit Federzeichnungen nach Phiz. Erster Theil. Braunschweig, Westermann. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Der britische Humor ist ein nationales Gewächs Altenglands, das nur auf diesem Boden, unter diesen politischen Institutionen, diesen Volkselementen, diesen Nebeln gedeihen kann. Der deutsche Humor, wie er sich etwa in Jean Paul gezeigt hat, erscheint in ganz anderer Form, er ist weinerlicher, sentimentaler und mit gelehrtem Putze verbrämt, er steht contemplativ über den Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens und ist voller Reflexionen, die der britische Humor, der in das Volle des Lebens greift, vermeidet, ja, die er kaum zu vermeiden nöthig hat, weil das Genre der deutschen sentimentalen Reflexionen ganz außer seinem Wege liegt. Auf dem Felde des Humors können wir mit den Briten nicht concurriren, Luft und Boden sind auf diesem Kampfplatze nicht gleich und die Schranken überhaupt für den deutschen Humoristen zu eng gezogen. Was bei uns das Lächerlichste ist, ist zugleich nicht selten das Unangreifbarste, Privilegirteste, und wir haben für unsere Satire und unsern Humor kaum bedeutendere Gegenstände als kleine Häuslichkeiten, Spießbürgerlichkeiten und pedantische Absonderlichkeiten. Dazu fehlt uns eine Stadt, wo sich so viele Originale zusammendrängten als in London. An Originalen, als Gegenständen humoristischer Darstellung, fehlt es uns im Allgemeinen nicht, aber sie sind nicht so officiell wie in England und haben mit den deutschen Räthen in der Regel das gemein, daß sie geheim sind; sie treten selten über die Schwelle der Häuslichkeit. Wie viele staatsgefährliche Elemente gähren sich nicht im britischen Humore aus! Man könnte fast sagen, daß das britische Staatsgebäude ohne diesen Humor sich nicht halten könne. Er bildet in England so gut eine Macht wie das Ober- und Unterhaus und ist im Ober- und Unterhause selbst eine Macht.

England hat sich immer durch echt humoristische Productionen und komische Romane ausgezeichnet. Man kennt die Muster in dieser Gattung und die berühmten Namen der Verfasser. In jüngster Zeit ergab sich der Roman durch Walter Scott mehr dem Historischen, sodaß die Elemente des nationalen Humors nur in einzelnen Figuren und Situationen hervortraten. Marryat und Andere wandten sich zwar dem Humore, dem treuen Gesellen Altenglands, wieder entschiedener in ihren Romanen zu, aber keiner hat das Feld des reinen Humors mit ausgezeichneterm Glücke angebaut als Dickens, genannt Boz, in seinen „Pickwickiern". Dickens übertrifft an Liebenswürdigkeit leicht alle Humoristen vor ihm, und er hat, was die Keuschheit des Gemüthes und die Liebenswürdigkeit des Charakters anlangt, vielleicht nur unsern Jean Paul zum Nebenbuhler, der an bildernder und schildernder, aber formloser Phantasie Dickens so weit übertrifft, als er natürlich von Dickens in allen realen Dingen und der Darstellung des wirklichen Lebens, die Dickens überall zur Grundlage dient, übertroffen wird. Es zeigt sich auch hier die auseinandergehende Richtung zwischen dem deutschen Spiritualismus und dem britischen Materialismus. Sonst möchten zwischen Jean Paul und dem Verfasser

Digitized by Google

der „Pickwickier" wenig Ähnlichkeitspunkte zu finden sein, außer den angegebenen, die mehr in der Ähnlichkeit des Gemüthslebens als in der Art beruhen, wie sich dies Gemüthsleben eines Jeden von Beiden schriftstellerisch zu veräußern weiß.

Die „Pickwickier", welche bis jetzt des Verfassers Hauptwerk sind und vielleicht, da der Verf. sich leider auf das Vielschreiben zu legen scheint, bleiben werden, haben in England einen so ungewöhnlichen Erfolg gehabt, daß gegen 30,000 Exemplaren schnell davon vergriffen wurden. Einen so glänzenden Erfolg kann nur ein Werk haben, welches eine nationale Grundlage hat, die Eigenthümlichkeiten des Volkes rein ausprägt und seine Herzensbedürfnisse bis zur vollkommenen Gnüge befriedigt. Ein deutscher Schriftsteller muß von vorn herein auf einen so schnellen glänzenden Erfolg Verzicht leisten. Die Deutschen leben viel, aber ohne gehörige Auswahl; die Nation ist auseinandergefallen und ohne locale und geistige Concentrationspunkte; die höhere Bildung ist im Verhältnisse zu der großen ungebildeten Masse nur das Eigenthum Weniger; wer bei und der Masse genügt, genügt den Studirten nicht, und umgekehrt; den Hamburger, den Berliner, den Leipziger, den Schwaben, den Rheinländer, den Baier und Österreicher auf gleiche Weise zufriedenzustellen, ist ein unmöglich Ding; die studirten und gelehrten Leute verachten leicht, was irgend in der Form eines Romans erscheint, mag es auch ebenso lehrreich und für Jeden ebenso lesenswürdig sein als die „Pickwickier"; die reichern Edelleute und Kaufleute, die noch Bücher dieser Gattung kaufen könnten, sind im Allgemeinen wenig dazu aufgelegt und philisterhaft mehr für ihre Kraut- und Kartoffelbeete oder ihre langen und kurzen Waaren als für geistige und gesunde Herzensnahrung besorgt; man weiß auch nicht, wo man die Repräsentanten der concentrietern Volkseigenschaften suchen und wie sie zum Beifall Aller verarbeiten könnte; und aus dem Allen folgt für Ref. leider die traurige Überzeugung, daß ein deutscher Schriftsteller, der dem Verf. der „Pickwickier" an humoristischen Talente ähnlich und selbst ebenbürtig wäre, sich vergebens nach einem so ausgebreiteten Publicum umsehen würde, als sich die „Pickwickier" in England erworben haben.

Da die drei ersten Bände der „Pickwickier" in d. Bl. bereits zur Anzeige gekommen sind, so dürfen wir uns über diese kurz fassen. Jedenfalls stehen die beiden letzten an komischer Kraft und an Fülle des Humors, keineswegs aber an Lebenswahrheit zurück. Von dem Talente des Verf. zeugt besonders seine Fähigkeit, Situation aus Situation wie auf dem Wege eines organischen Bildungsprocesses zu entwickeln, und zwar in der Art, daß fast jede Situation für sich ein vollständiges Genregemälde bildet, aber doch Anreiz genug in sich trägt, um den Leser auf das folgende Capitel gespannt zu machen. Ferner liefert das Buch eine wahre Musterkarte von originellen Charakteren, welche in der Regel ziemlich unscheinbar auftauchen, plötzlich aber eine sehr bedeutende Stelle im Interesse des Lesers einzunehmen und diese bis zu ihrem endlichen Rücktritte zu bewahren wissen. Es gehört keine geringe Kunst dazu, diese Menge von Figuren wie an einem Schnürchen zu leiten und bei aller Verwicklung nirgend Klarheit und Ordnung vermissen zu lassen. Herr Pickwick, der gute, liebe Mann, der komische Philanthrop, der in bester Meinung das tollste Zeug begeht und den Leser so oft unwillkürlich zum Lachen zwingt, wo er eben im Dienste der Menschheit, der Tugend und Gerechtigkeit thätig zu sein glaubt, ist bis zu Ende diejenige Person, welche die Theilnahme des Lesers am meisten in Anspruch nimmt. Ihr seht ihn auf den Federzeichnungen, die übrigens von Seymour und Phiz, und nicht, wie in den ersten Bänden angegeben ist, von Cruikshank herrühren, immer von Neuem mit Vergnügen wiederkehren — den kurzen Mann mit dem ehrenwerthen hervorquellenden Bauche, niedlichen Beinchen und gemüthlich niedlichem Gesichte, immer im fashionablen Frack, immer in einer die Situation genau bezeichnenden und seiner jeweiligen Gemüthsstimmung angepaßten Stellung, die nach Umständen bald feurig und excentrisch, bald sinnend, bald ängstlich entsetzensvoll (z. B. in den Armen der ohnmächtigen Bardell), bald demüthigend und fraglich (z. B. im Pferdestalle, wo er von seinem Rausche aufwacht), bald zierlich converstrend, bald verzweiflungsvoll oratorisch erscheint. Diese Bilder in ihren theils lebenswahren, theils witzig carikirten Gruppen sind überhaupt eine treffliche Zierde des Werks. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß Herr Pickwick und zum Theil auch seine intimern Freunde den komischen Anstrich im Verlaufe des Buches allmälig verlieren; Herr Pickwick hat zuletzt gar nichts Lächerliches mehr; nur die Gutmüthigkeit, der Dienstfeifer, die Entrüstung über angebliche Verletzungen des Rechts und der Sittlichkeit halten unter seinen Charakterzügen aus. Wahrscheinlich gewann der Verf. seinen Helden allmälig selbst so lieb, daß er ihm nichts Böses mehr anhaben mochte und sorgfältig vermied, ihn bei seinen Lesern in ein lächerliches Licht zu setzen. Ebenso möglich ist es, daß Dickens, der im Fortgange rührende und selbst erschütternde Situationen berührt, nach und nach aus seiner blos humoristischen Laune herauskam und sich in die einmal vorlorene Stimmung nicht wieder zurechtfinden konnte. — Wir wissen aus den frühern Bänden, daß Frau Bardell dem unglücklichen Pickwick den Proceß machte, weil er ein ihr angeblich gethanes Eheversprechen nicht halten wolle, und daß Pickwick durch die sophistische Rede des Beistandes für Frau Bardell den Proceß verlor und zu den Entschädigungskosten verurtheilt wurde. Seine Entrüstung über das ihn treffende ungerechte Urtheil bestimmt ihn zu dem heroischen Entschlusse, Proceß- und Entschädigungskosten nicht zu zahlen, sondern lieber in das Fleetgefängniß zu gehen und seine Gegenpartei um den gehofften Gewinn zu bringen. Sein Anwalt, den gegentheiligen Advocaten Dodson und Fogg gegenüber, ein braver Geschäftsmann, vermag nichts über Pickwick, als ihn zu einer Reise nach Bath zu bestimmen, wo Hr. Pickwick das Unglück hat, drei ausgelernten Whistspielerinnen den vierten Mann in seiner Person zu stellen. Diese sehr

Digitized by Google

schreckliche Lage Hrn. Pickwick's ist lebenswahr im Buche und charakteristisch auf dem Titelkupfer dargestellt. Ein viel bedrohlicheres Ereigniß trifft den treuen Begleiter des Hrn. Pickwick, Hrn. Winkle, ehrenwerthes Mitglied des Pickwick-Clubs und, wie man sich aus den frühern Bänden erinnern wird, geheimer Verehrer der Arabella Allen, mithin Nebenbuhler des Chirurgen Bob Sawyer. Hr. Winkle macht unschuldigerweise einen Ehemann eifersüchtig, vor dessen tödtlichem Zorne er die Flucht ergreift und sich auf der Postkutsche nach Bristol begibt. Hier geräth er zuvörderst in die wundärztliche Heilanstalt und Apotheke des Hrn. Bob Sawyer, „Sawyer, sonst Rockmoof", wo er auch zu seiner höchsten Beunruhigung dessen intimen Freund, Ben Allen, Bruder vorbesagter Arabella, in wüster Junggesellenschaft antrifft. Indeß reichen einige Gläser Branntwein mit Wasser hin, ein hinlänglich cordiales Verhältniß herbeizuführen. Gegründeter ist Hrn. Winkle's Schrecken, als er in seiner Tabagie auf den gekränkten Ehemann stößt, der ihm nicht etwa nachgereist ist, um ihn zu treffen — bewahre Gott! —, vielmehr um ihn zu vermeiden, da er eine mögliche Herausfoderung von Seiten des Hrn. Winkle fürchtet, freilich, wie wir gesehen haben, ohne Grund. Das Zusammentreffen der beiden Helden ist in hohem Grade ergötzlich geschildert. Eine Glanzpartie bildet auch eine Kutscher-Soirée in Bath, wozu Sam Weller, der witzige und treue Diener Hrn. Pickwick's, von Hrn. Smauker eingeladen wird. Bei dieser solennen Feierlichkeit wird Hrn. Sam Weller's Gesundheit mit allen Honneurs ausgebracht, wonach die merkwürdigsten Symptome der Lustigkeit eintreten, sodaß Mr. Tuckle auf dem Tische eine Hornpipe tanzt und, als er in die freie Luft tritt, ein unwiderstehliches Verlangen empfindet, sich auf das Straßenpflaster niederzulegen, was er auch mit Sam's Bewilligung ausführt. Später dient Sam, der allezeit Menschenfreundliche und Dienstfertige, Hrn. Winkle als postillon d'amour, und zwar von einem Baume herunter, über eine Mauer hinweg, hinter welcher Arabella in einem Garten lustwandelt. Wie aber jeder Zug von Menschenfreundlichkeit seine Zinsen trägt, so hier: Sam trifft auf seine Mary, welcher er bei den Ausschütteln und Zusammennehmen von Teppichen behülflich ist, wobei eine sehr liebenswürdige Annäherung nicht ausbleiben kann. Abends geleitet Hr. Pickwick, nur als Aufseher, damit nichts Ungebührliches vorfalle, seinen jungen Freund Winkle zu einer Zusammenkunft mit Arabellen, und die Laterne, die sie dabei benutzen, gibt einem nahewohnenden Gelehrten Gelegenheit, das verdächtige Licht für eine Wirkung der Elektricität zu halten und einen meisterhaften Tractat zu schreiben, durch den er sämmtlichen gelehrten Gesellschaften als ausbündiger Forscher bekannt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Hermes und Sophrosyne. Von M. Enk. Wien, Gerold. 1838. Gr. 12. 16 Gr.

Dies Werk des Nachdenkens widmet sich dem Theil der Philosophie, die wir gewöhnlich die Philosophie des Lebens nennen, und welcher die aus der Vernunft und der Beobachtung abgezogenen Lehren umfaßt, die uns zum Glück und zum innern Seelenfrieden führen können. Wir verdanken dem Verf. schon mehre Schriften dieser Art, unter denen wir hier nur seiner „Eudoxia, oder die Quellen der Seelenruhe" (1824), „Über den Umgang mit sich selbst" (1829) und „Von der Beurtheilung Andrer" (1835) gedenken, und es wäre in der That undankbar, wollten wir so nachhaltige Bestrebungen, „zu unserm Glücke mitzuwirken", keines freundlichen Blicks und keines Worts der Anerkennung würdigen.

Von solcher Schuld weit entfernt, bekennen wir vielmehr, daß eine zahlreiche Classe von Lesern, zu der wir namentlich alle Leidende und Getäuschte, Alle, welche an das Schicksal gerechte Foderungen zu machen haben, rechnen möchten, aus diesem Werke Stärkung und Trost schöpfen könne, und daß diese Aufgabe uns etwas höher zu stehen scheint als der Beruf, dem verlorenen und verdorbenen Geschmack in Genüssen erstickter Seelen durch mittelmäßige Erfindungen einen zweifelhaften Beifall abzugewinnen und ihn zu reizen. Indem der Verf. uns zu den höchsten Erwerbungen des Lebens, Glück und innern Frieden, die Wege zu zeigen sich bemüht, gibt er nicht blos von einer ernsten und wohlwollenden Seele, sondern auch von reichster Weltbeobachtung, vieler Erfahrung und scharfem Nachdenken Zeugniß. Er ist ein Führer, dem wir gern und mit Überzeugung folgen, und der uns nicht selten noch Aufschlüsse gibt, wo wir an der Grenze der menschlichen Erkenntniß angelangt zu sein meinen.

Seine Darstellung, sein Styl haben wenig Verwandtschaft mit Dem, was die heutige Lesewelt mehr zu lieben scheint als wirklich liebt; er ist fern von jener undeutschen Zuspitzung der Gedanken und von jener künstlichen Aphoristik, die das Kunstwerk vor seiner Vollendung zerbricht und in Stücken herabfallen läßt. Behaglich dem Strome der Gedanken folgend und bei seiner Ausschmückung zwanglos verweilend, erinnert der Verf. an die ältern Muster der deutschen Prosa, welche die Schlegel'sche Schule leider zu früh beseitigte. W. Heinse scheint sein besonderes Vorbild gewesen zu sein.

Von den verschiedenen Abtheilungen dieser Schrift, welche jedoch alle in der oben angedeuteten Haupttendenz zusammentreffen, setzt sich die erste, „Hausbedarf" überschriebene, besonders vor, den ewig strömenden Quell von Trost und Befriedigung zu zeigen, der in der Naturfreude entspringt und aus dieser Empfindung in unser Wesen überfließt. Er widerlegt namentlich auch den Satz, daß es zu dieser Freude einer durchaus schönen Natur bedarf, und sucht in dem Anblick der Würde, welche die Natur nie verleugnet, den Urgrund dieser sittlichen Freude. Wir Alle kennen den beruhigenden Einfluß, welchen die Hingebung an die Natur über uns ausübt, nicht Alle aber, oder vielmehr sehr Wenige werden sich von dem sittlichen Grunde dieses Einflusses Rechenschaft gegeben haben, den wir recht gut mit dem Verf. in dem Anblick der „Würde" finden können, denn, wie es hier heißt: „die Ahnung des Göttlichen schlummert in jeder Menschenseele". Weiterhin erhält der Begriff der Freiheit eine weite und schöne Entwickelung. Nach dem Verf. ist Freiheit die Unabhängigkeit von andern als sittlichen Einflüssen. Dies Thema führt unmittelbar zur Erörterung einer der Hauptkrankheiten unserer Zeit, der unverstandenen Freiheitsliebe, die der Verf. mit der Geldgier parallelisirt. Das Streben des unverstandenen Freiheitstriebes ist gegen das Recht — etwas unmittelbar Sittliches — gerichtet; denn das Gesetz besteht nur, damit das Recht bestehe, und jenes Streben ist daher der Vernunft selbst zuwider (S. 95). Wie daher mit der Klarheit der sittlichen Erkenntniß die vollkommenste Freiheit beim Einzelnen von selbst zusammenfällt, so auch bei den Völkern. Die Herrschaft der sittlichen Erkenntniß bildet das Verdienst der Völker, und das Verdienst reißt unmittelbar das Glück an sich. Die glücklichsten Zeiten und die glücklichsten Völker waren die, bei denen die Herrschaft der sittlichen Erkenntniß die größte war. Der Freiheitstrieb aber, gegen das

Digitized by Google

Gesetz gerichtet, hat nie ein Volk glücklich gemacht. Bewußtsein sittlicher Erkenntniß und Klarheit darin sind also die Grundelemente des Völkerglücks und die einzigen Sicherungen gegen die Verirrung des Freiheitstriebes, der auf Zerstörung des Gesetzes — also des Rechtes — gerichtet ist.

Wir haben diese Theorie des Verf. nicht ohne lebhaften Beifall durchdenken können, sie scheint uns eine goldene Lehre für unsere Zeit und, wie sie in richtigster Consequenz wurzelt, auch eben so praktisch bedeutend und leicht maßgebend für die Anwendung zu sein. In allen Ländern für Volksversammlung bestimmt und über alle Throne sollten die Worte eingeschrieben sein: Freiheit = sittliche Erkenntniß; Gesetz = Recht; Freiheitsdurst = Zerstörung des Rechts.

Der zweite Abschnitt unter der Überschrift: „Verbert", gibt die Biographie eines Mannes, der durch grelle Wechselfälle des Glücks zu der Erkenntniß von der wahren Bedeutung des Schmerzes auf der Erde gelangt. Wir wollen hier den schönen Schlußgedanken des Verf. selbst hervortreten lassen: „Allein auch hier schon wird uns klar, worum wir alle Leide eigne des Irrthums sind. Irrthum zeugt die Schuld, Schuld zeugt den Schmerz und der Schmerz zerstört den Irrthum, an dessen Stelle er die Erkenntniß setzt. In diesem ewigen Gesetz, nach welchem sich aus Irrthum nothwendig der Schmerz, aus diesem aber die bessere Erkenntniß erzeugt, offenbart sich die Bedeutung des Leidens als geschichtlich sittlicher Erziehung von der Nothwendigkeit zur Freiheit, und eine sittliche Weltregierung wird in diesem Gesetze klar."

Gibt es eine schönere Lösung des Welt- und Lebensräthsels? Dunkel hat wol jeder Nachdenkende schon gefühlt, daß nur eben diese Lösung zulässig sei; allein wir müssen dem Verf. Dank wissen, daß er ohne Umschweif, ohne Schonung, klar und entschieden und überdies mit Ton und die Lehre: „Wer nu auf einen Schmerz trifft, da hat er einen Irrthum wieder gut zu machen!" Der Schmerz hat eine feste, sichere Bedeutung im Leben, er ist das Ferment der bessern Erkenntniß, die Stufe deines Fortschritts, die nothwendige Sprosse deiner Entwicklung! Und so ist der Schmerz des Todes selbst nur eine Sprosse deines Aufsteigens, die letzte und heiterste. „Das erkannt zu haben", sagt der Verf., „ist die Frucht meines Lebens."

Der dritte Abschnitt enthält Briefe an Simplicissimi, über hat die Darstellung des Verf. uns weniger befriedigt. Der Ton der Ironie, in dem sich diese Briefe bewegen, deren Tendenz es ist, zu zeigen, daß das Glück nicht an den Gütern des Lebens hafte, auch nicht in der Verzichtleistung auf diese beruhe, sondern in dem rechten Gebrauch der Lebenserscheinungen innerlich; der karikirische Ton dieses an einen, alles Nachdenken scheuenden, phlegmatischen Glücksritz gerichteten Lebenslehrers sagt dem Verf. schon nicht zu. Er hat keine Anlage zur Weltsatire und diese Form thut seinem Geiste Zwang an. Ja, wir möchten wetten, er habe dies selbst empfunden und sei in diesem Zwange beim Schreiben nie recht zur Behaglichkeit und zur innern Befriedigung gelangt. Wo diese aber einem Autor fehlt, da sollte er sogleich Kehrt! machen; der Mangel ist ein sichres Zeichen, daß er falscher Spur jagt.

Die Nothwendigkeit religiöser Belebung zu zeigen, ist ein Hauptziel dieser Briefsammlung; die Bekämpfung des sinnlichen Materialismus unserer Zeit bietet sich hierzu als eine Hauptwaffe dar, und der Verf. bemächtigt sich ihrer und führt sie mit vielem Geschick. Dennoch thut es seiner Wirkung Eintrag, daß er, in den Zwangsstiefel der Ironie eingeklemmt, nicht mit der Freiheit und Strafe, die den vorhergehenden Abhandlungen eigen sind, sich bewegt.

Den Lesern, welche an Werken des Nachdenkens, an Darstellung und Styl sich noch erfreuen können, in einer Zeit, welche nur nach heftigen Effecten hascht und nur von grellen Bildern und wilden Überraschungen bewegt zu werden scheint, solchen Lesern empfehlen wir diese im Geiste einer andern Epoche, in der Wieland, Hippel und Heinse glänzten, gedachte Schrift. Sie werden dem eindringenden Urtheil und dem geretten Geschmack des Verfassers ein wohlverdientes Recht widerfahren lassen.

30.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. 250.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*97. Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftraum. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

*98. Ziegler (Fr. v.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

*99. Wagner's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von J. Funck. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Eine Sammlung der zerstreuten Gedichte dieses echt deutschen Sängers, dessen interessante Lebensbeschreibung im ersten Theile von Funck's Erinnerungen (vgl. Nr. 21) enthalten ist.

*100. Winkler (Eduard), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. Zwei Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Dieses Werk wird im Innern ganz mit Mohr's Oneirokritik (Nr. 62) übereinkommen und wie diese in Heften von 12 Bogen erscheinen.

*101. Bairo (Karl), Das preußische Intestat-Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

102. Jinkeisen (Joh. Wilh), Leben des Generals Marquis de Lafayette. Zwei Theile. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Freunde gediegener und unterhaltender Lectüre erlaube ich mir aufmerksam zu machen auf eine

Sammlung

von

Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu äußerst vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Das Verzeichniß darüber ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Schließlich empfehle ich meinen sorgfältig gearbeiteten und mit einem Autorenregister versehenen

Verlagskatalog,

welcher durch einen zweiten Nachtrag bis Ende 1837 vervollständigt ist und von jeder Buchhandlung auf Verlangen geliefert wird, einer gefälligen Beachtung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 253. —— 10. September 1838.

Dickens, der Verfasser der „Pickwickier".

(Beschluß aus Nr. 252.)

In der zweiten Hälfte des vierten Bandes finden wir Hrn. Pickwick, der so eigensinnige Begriffe von Gerechtigkeitspflege hat, wegen Nichtbezahlung der Proceß- und Executionskosten im Fleet-Gefängnisse. Die sich hier eröffnende Reihe von Kerkerscenen und Gefängnißelend ist gewiß ein lesenswerther Beitrag zur Kenntniß der Schuldgefängnisse; es ist keine gelehrte, philanthropische Abhandlung, und doch so lehrreich, so praktisch, mit so tiefen Blicken in das Herz und Schicksal der Menschen gepaart. Bei einem seiner Spaziergänge durch das Gefangenhaus trifft Pickwick auch den Windbeutel und Abenteurer Jingle, der, wie man sich erinnert, Hrn. Wardle's Schwester entführte und später Hrn. Pickwick's menschenfreundliches Gemüth dazu misbrauchte, ihm in einem Mädchenerziehungsinstitute eine so delicate Situation zu bereiten. Wir sehen ihn und seinen Diener, den thränenfertigen Jeremias Trotter, im abgerissensten, heruntergekommensten Zustande, von Hunger und Elend krank und erschöpft. Zur Vergütung für all diesen Jammer wird ein ergötzlicher Besuch geschildert, welchen Weller sen., dessen gottesfürchtige Ehehälfte und der fromme Stiggins dem Hrn. Weller jun. im Schuldgefängnisse abstatten; denn der ehrliche Sam, den Hr. Pickwick durchaus am Kerkerleben nicht Theil nehmen lassen wollte, hat sich aufs schnellste von seinem gleich humoristischen und gleichgeherzten Vater für eine angebliche Schuld, die er nicht bezahlen könne noch wolle, verklagen und auf gerichtlichem Wege in das Fleet-Gefängniß bringen lassen. Auf diese Weise zwingt Sam Weller seinen Herrn, sich vor wie nach von ihm bedienen zu lassen. Hr. Stiggins der Fromme, Mrs. Weller und Weller sen., jene mit moralischen Vorwürfen gegen Sam, dieser mit humoristischer Persiflage und geheimem Zorn gegen Stiggins ausgerüstet, bilden mit Sam Weller in der Restauration des Gefängnisses ein treffliches Kleeblatt.

„Was is Ihr gewöhnliches Getränk, Sir?" fragt Sam den Stiggins. — „O mein theurer, junger Freund", antwortet Mr. Stiggins, „alle Getränke sind Eitelkeiten." — „Dies kann wol sein", fährt Sam fort; „aber welches is Ihre Lieblingseitelkeit — welcher Eitelkeit genießen Sie am liebsten, Sir?" — „O mein theurer, junger Freund", entgegnet Mr. Stiggins, „ich verachte sie alle. Ist mir aber eine von ihnen minder verhaßt als die andere, so ist es die, welche man Rum nennt — warm, mein theurer, junger Freund, mit drei Stück Zucker aufs Glas" u. s. w.

In diesem Exemplare von Menschen sind die Frömmler und Die, welche zum Frommthun verführen, die Wölfe in Schafskleidern, trefflich persiflirt. Am Schlusse des vierten Bandes wird noch die gute Frau Bardell, weil sie ihren liebenswürdigen Beiständen, den Herren Dodson und Fogg, ein Cognovit für den Betrag der Kosten ausgestellt hat und außer Stande ist zu zahlen, in das Schuldgefängniß abgeliefert. Endlich gibt der starre Pickwick den offenen Auffoderungen seines Sachwalters und seiner Freunde und den versteckten des Sam Weller nach, vergleicht sich mit der misleiteten Frau Bardell und verläßt das Fleet-Gefängniß. Es wartet seiner sogleich eine neue Aufgabe für sein menschenfreundliches Gemüth, die er zu lösen hat. Hr. Winkle hat wider Wissen seines Vaters die Arabella Allen geheirathet; Bob Sawyer und Ben Allen, die curiosen Chirurgen, werden leicht zufriedengestellt und eine Reise zu Winkle sen. unternommen, um auch diesen zu beschwichtigen, was um so schwerer gelingt, da die beiden Chirurgen im trunkenen Zustande gegenwärtig sind und durch allerlei Kurzweil den Gang der Unterhandlungen stören, was Alles sehr ängstlich und lustig zu lesen ist. Aber nichts geht über den handgreiflichen Streit der beiden Journalisten aus Eatanswill in der Küche des Wirthshauses, wie sie sich einander gegenübersitzen, Slurk, Redacteur des „Independenten", die „Gazette", und Pott, Redacteur der „Gazette", den „Independenten" lesend, mithin jeder einen schändlichen Angriff auf die eigne journalistische Person genießend. Da fallen denn von beiden Seiten die schönen Complimente: abgeschmackt, erbärmlich, ruchlos, Wind, Schelmerei, Schlamm, Sumpfwasser, Niederträchtigkeit, Lüge, Meineid, Verrätherei, Unsinn, Sprachbockschütz, bis Slurk seinen Reisesack, worin sich eine gewichtige Haarbürste befindet, dem Polt auf den Kopf nachdrücklich fallen läßt, und Polt dem Slurk mit der Feuerschaufel zu Leibe geht. Der menschenfreundliche Pickwick muß auch hier die Brühe von der Suppe abschöpfen; indem er sich als Mittelsperson zwischen die Erhitzten stellt, wird er der eigentliche Schlagableiter und die Streiche treffen ihn. Unterdessen ist Weller sen. Witwer geworden und um so betrübter, da die Verstorbene ihr Unrecht, in frommem

Digitized by Google

Müßiggange ihre häuslichen Pflichten versäumt zu haben, auf dem Todtenbette eingesteht. Stiggins aber wird von den beiden Weller aus dem Hause gepeitscht, und darauf unter Vorsitz des Advocaten Pell, der sich rühmt, ein intimer Freund des frühern Lordkanzlers gewesen zu sein, und mit dem Beistande eines ausserlesenen Kutscher-Comités die Erbschaftsangelegenheit Weller's sen. geordnet. Man muß den Hrn. Pell und die Herren Kutscher auf dem beigegebenen Bilde sehen, um wissen zu können, in welcher noblen und guten Gesellschaft hier die Angelegenheit regulirt und das Wohlsein der Gäste getrunken wird. Am Schlusse des Werks sind die Constellationen für die Personen des humoristischen Dramas sehr günstig. Mr. und Mrs. Winkle sind zur vollen Gnade des alten Winkle wieder angenommen; Snodgras hat Emilie Wardle heimgeführt und bewahrt seinen dichterischen Ruf, indem er nichts Poetisches herausgibt, aber zuweilen zerstreut und melancholisch erscheint; Mr. Tupman wird wegen seines jugendlichen Ganges auf der Terrasse von den ältlichen Damen bewundert; Jingle und sein treuer Diener Jeremias sind in eine Anstellung nach Delaware und Bob Sawyer und Benjamin Allen nach Bengalen befördert; Mrs. Bardell fährt fort ihre Wohnung an einzelne umgängliche Herren zu vermiethen; Sam Weller hat Mary, jetzt Pickwick's Haushälterin, geheirathet und sich in einem Paar prächtiger kleinen Buben vervielfältigt; Weller sen. lebt, nachdem er seine Postkutsche aufgegeben hat, von seinen Zinsen, und der gute Hr. Pickwick ist der Glücklichste unter den Glücklichen, weil er seine Freunde und Freundinnen insgesammt so glücklich situirt erblickt. Der gemüthliche Humor des Verf. läßt Keinen zu Schaden kommen; die verwickeltsten Situationen enden gewöhnlich mit einer lustigen Scene; ein Schmaus, wobei Gesundheiten ausgebracht und treffliche Reden gehalten werden, kehrt Alles zum Besten; der Advocat Perker singt ernsthafte Lieder, die sich komisch anhören; Arabella ist höchst bezaubernd, Wardle höchst jovial, Hr. Pickwick höchst scherzhaft, Ben Allen höchst lärmhaft und Mr. Winkle höchst gesprächig, die Liebenden stumm, Alle selig. Mundt erklärt in seinem Reisebuche das englische Volk für gemüthlicher als das deutsche. Ein Roman wie die „Pickwickier", mit einem so durchgehenden Grundzuge von Gemüthlichkeit und Humor, könnte in dem heutigen literarischen Deutschland nicht zu Stande gebracht werden. An tragischem Ernste fehlt es dem Verf. nicht. Mehre in den Text der drei ersten Bände eingeschobene Episoden sind das Ergreifendste, was im tragischen Genre geleistet werden kann.

Nr. 2 ist eine Sammlung von Erzählungen und Skizzen, welche von verschiedenen Verfassern, auch den Verfassern der „Pickwickier", herrühren; daß Dickens nämlich letztere zum Theil mit einem jungen Freunde, der nun todt ist, gearbeitet habe, erzählt er selbst in der Vorrede zu den „Pickwickiern". Von Dickens rührt in dem ersten Bande dieser Skizzen das humoristische Genrebild her: „Das öffentliche Leben Mr. Tulrumble's, vormaligen Mayors von Mudfog", nach des Ref. Meinung die Perle des Buches, eine Skizze, die auf einen kleinen Raum die ergötzlichsten Situationen zusammendrängt. Es wird darin die Wahl des Kohlenhändlers Nikolaus Tulrumble zum Mayor von Mudfog geschildert, welcher einen Prachtaufzug wie der Mayor von London veranstalten will und dabei höchlichst verunglückt, indem alle Anstalten den Charakter des Barockkomischen annehmen. Samuel Lover's lebenvolle Geschichte vom Handy Andy, einem irischen ungeschickten, aber treuen Burschen, steht der Skizze von Dickens an komischer und humoristischer Kraft noch am nächsten. Außerdem findet man noch die Skizzen und Erzählungen: „Wer hat meine Kuh gemolken? oder das Schiffsgespenst", vom Verf. des „Ralph Rattlin", „Der Geriebenen Club", von Rigdum O'Funnibos, „Der Teufel und Johann Dixon", von Marwell, „Die Selbstbiographie eines guten Sprüchworts" und „Hadschi Baba's letzte Reise nach England", letztere beide ohne Angabe der wirklichen oder pseudonymen Verfassernamen mitgetheilt. Im „Hadschi Baba" werden die gegenwärtigen Zustände Englands, sowol die torystischen als die radical whigistischen aufs trefflichste persiflirt.

Nr. 3 und 4 sind wol nur aus einem und demselben Werke gezogene Sammlungen von Bildern aus dem londoner Volksleben, die unter zwei abweichenden Titeln und von verschiedenen Übersetzern verdeutscht wurden. Roberts (K. Jürgens) sagt in der Vorrede zu den „Londoner Skizzen": diese „Skizzen" seien im Originale in drei Bänden erschienen und bereits in zweiter Auflage vervielfältigt worden; er habe zum Zwecke der Übersetzung eine Auswahl getroffen, aber dabei die Laune walten lassen, und die unübersetzt gebliebenen zwei Drittheile der „Skizzen" seien weder besser noch schlechter als Das, was hier dargeboten werde. Diesmann hat zu seiner Übertragung in diesem ersten Bande der „Humoristischen Genrebilder" nur diejenigen Skizzen gewählt, welche von Roberts, der übrigens ein trefflicher Übersetzer ist, noch nicht übertragen waren. Indeß muß Ref. gestehen, daß die von Roberts getroffene Auswahl doch nicht so blindlings geschehen zu sein scheint, als er selbst uns glauben machen will; wir finden bei Diesmann viel unbedeutendere Skizzen als bei Roberts. Die Kunst des englischen Verfassers, das Leben selbst am Zipfel zu ergreifen und die Gelegenheit beim Schopfe, bekundet sich auch in diesen Genrebildern, die zum Theil den Charakter eines sinnigen, selbst erschütternden Ernstes, zum Theil den Charakter des dem Verf. eigenthümlichen komischen Humors, überhaupt die Wahrheit britischer Situationsmalerei an sich tragen. Wie ärmlich dagegen die Genreskizzen deutscher Autoren, z. B. die Glasbrenner'schen aus dem berliner Leben, an Form und Inhalt sind, drängt sich dem unbefangenen Gemüthe von selbst auf. Es fehlt auch Glasbrenner nicht an Talent, aber es fehlt ihm der Ernst des britischen Verfassers, ohne welchen der echte Humor nicht gedacht werden kann, die sittliche Tiefe, die gemüthliche Anschauung. Es ist hier derselbe Unterschied, der auch zwischen dem londoner und dem berliner Leben stattfindet, und man kann nur bedauern, daß selbst gute Talente in der Cha-

Digitized by Google

rakterlosigkeit des ausgewischten und ausgewässerten norddeutschen Volkslebens sich verflachen müssen, ohne der politischen Institutionen und des Mangels an Redefreiheit zu gedenken. Castelli gab „Skizzen aus dem wiener Volksleben", die ganz gemüthlich und launig sind, aber von der bloßen guten Laune bis zum eigentlichen Humor ist noch ein weiter Weg. Unter unsern originellern Volksstämmen Stoff für Genre- und Lebensbilder suchen zu gehen, wie etwa Carleton unter den Iren, fällt bei uns Niemanden ein; unsere neueste Literatur ist zu sehr ein Product des Thee- und Studirzimmers und der kleinen und großen Haupt- und Handelsstädte in ihren oberflächlichen Erscheinungen. Eine so bewundernswerth genaue Kenntniß aller Stände, von den höchsten bis zu den niedrigsten herab, wie sie sich bei Dickens bekundet, findet man bei keinem deutschen Schriftsteller, deren Kenntniß des wirklichen Lebens immer nur fragmentarisch bleibt, und die zu keiner Darstellung kommen, weil sie zu viel raisonniren, oder die zu viel raisonniren, weil sie der Darstellung nicht fähig sind. Unter den von Roberts übertragenen Skizzen zeichnen sich durch ihre vis comica aus: „Master Kitterbell's Taufe", worin ein grämlicher Herr geschildert ist, der sich nur behaglich fühlt, wenn er sich und Andere in Ärger versetzen und die unschuldigste Freude stören kann; „Horatio Sparkins", „Die Tanzakademie" und „Das Duell zu Großwingledury", eine komische Erzählung, die wir einem Theaterdichter zur Bearbeitung vorschlagen möchten, da sich in ihr jede Situation zu einer echten Lustspielscene gestaltet. „Das Kirchspiel" zeichnet sich durch schöne Charakteristik aus; von erschütternder, grausenhafter Wirkung ist die ausgeführte Skizze: „Des Trinkers Tod"; die kleinen komischen Bilder „Miß Evans und der Adler", „Öffentliche Diners" und „Vauxhall bei Tage" sind um einige Procent unbedeutender und könnten auch wol zum Theil in derselben Weise von dem wienerisch gemüthlichen Castelli und dem berlinerisch witzigen Glasbrenner geschrieben sein. Unter den von Diezmann übertragenen zehn Genreskizzen sind manche sehr unbedeutende, aber doch einige, welche Dickens' humoristisches Talent nicht verleugnen können. Zu den letztern zählen wir: „Der verliebte Witwer", „Herr Minns und sein Vetter", „Eine freie Nacht". Das Entstehen, die Zunahme der Trunkenheit, ihre Äußerungen und endlichen trübseligen Folgen mit policeilich criminalistischem Nachdrucke können nicht besser und treuer geschildert sein als in dieser Nacht. Die Skizze: „Im Hospitale", erinnert durch ihr Colorit und ihre furchtbare Wirkung an das vortreffliche Nachtgemälde: „Des Trinkers Tod".

Nr. 5: „Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby", scheint wie die „Pickwickier" ein ausgedehnteres Werk werden zu wollen. Der Anlage nach zu urtheilen, will uns der Verf. in keine blos komischen Situationen einführen; es hat Alles einen ernstern Anstrich als in den „Pickwickiern"; zum Lachen fühlt man sich wenig versucht, desto mehr zur innigen Theilnahme an den Schicksalen einer verarmten Familie, die aus Mutter, Sohn und Tochter besteht; indeß wollen wir hoffen, daß die Gemüthlichkeit des Verf. ihnen einen freundlichen Ausgang ihrer Trübsale gönnen werde. Vortreffliche Charakterschilderungen entwickeln sich schon in diesen drei Heften. Des jungen Nikolaus Onkel, Ralph Nickleby, der Schullehrer Squeers und dessen Frau, geizige, hartherzige, mit dreifachem Erz der Gefühllosigkeit gepanzerte Figuren, erregen schon jetzt unsern Widerwillen und Ekel; die ganze Gemeinheit, Grausamkeit und menschenverderbliche Habsucht, welche gewisse Repräsentanten des Schullehrer- und Erzieherwesens bezeichnen, drängen sich in diesem Hrn. Squeers und seiner ihm so ebendürtigen Frau zusammen. Der Verf. hat das Elend, worunter die armen Zöglinge des Squeer'schen Erziehungsinstituts verschmachten und verkümmern, eher in zu starken als zu milden Zügen gezeichnet, und Phiz in seiner Abbildung der Scene, wo die armen Jungen zur Magenreinigung, oder besser, um ihren Hunger und Appetit zu verderben, mit Syrup und Schwefelwasser gefüttert werden, hat den Verf. bis zu einer schauderhaften Wirkung überboten. Sollten ähnliche Quälereien auch in Deutschland unerhört sein, obgleich im Geheimen viel geschieht, wovon die Schulcollegien keine Notiz nehmen noch nehmen wollen, so wird auch bei uns in Waisenhäusern, Armen- und Elementarschulen oft eine Tyrannei über die Zöglinge ausgeübt, welche an barbarische Grausamkeit grenzt und die überwachende Aufmerksamkeit der Obern im höchsten Grade zu erfodern scheint. Die Zeichnungen nach Phiz sind übrigens äußerst lebendig und charakteristisch. Man kann der englischen Literatur zu ihrem Humoristen Boz nur Glück wünschen, aber nicht weniger ihm zu einem Vaterlande, das für Beobachtungen ein so reiches Terrain darbietet und nicht so engherzig ist, der philanthropischen Satire allzunahe Schranken zu ziehen. 23.

Die französischen Colonien.

Als Frankreich nach Napoleon's Sturze einen Theil seiner vormals so zahlreichen Besitzungen in fremden Erdtheilen zurückerhielt, ward es ein Hauptbestreben der verschiedenen aufeinanderfolgenden Ministerien, das Land in Bezug auf die Zufuhr tropischer Waaren möglichst unabhängig von England zu machen. Napoleon hatte schon erklärt, Schiffe, Colonien und Handel seien wesentlich nothwendig zum Gedeihen seines Staates, und unter der Restauration glaubten auch viele Staatsmänner, alles Dieses durch Einfuhrverbote und hohe Zölle nach Wunsch schaffen, behaupten und ausdehnen zu können. Der Krieg mit England wurde nun, wie früher mit Waffen, jetzt durch Decrete fortgesetzt; es gewann aber im Grunde Niemand bei einem so widernatürlichen Zustande als die englischen Schleichhändler. Gegenwärtig scheint aber Frankreich eingesehen zu haben, daß es im Seehandel mit England gar nicht rivalisiren kann, und John Bull ist auch längst von der Besorgniß zurückgekommen, Frankreich könne ihm in commercieller Hinsicht schaden. Je mehr die französischen Colonien gedeihen, und je weiter die Civilisation auf denselben um sich greift, der Wohlstand zunimmt, um so größer wird auch der Markt für britische Manufacturwaaren und um so beträchtlicher die Anzahl der Abnehmer.

Die französischen Colonien, denen zu Liebe das Mutterland so mannichfache Opfer sich gefallen lassen müssen, sind für dasselbe indessen immer noch von einer sehr wesentlichen Bedeutung. Es steht denselben jetzt eine neue Ära bevor;

Digitized by Google

die Negreemancipation im englischen Westindien muß auf Martinique und Guadeloupe nothwendig ihre Rückwirkungen äußern, die Colonialverwaltung modificirt werden und mit ihr auch die französische Colonialpolitik in Bezug auf die Creolen sowol als auf die Neger, welche den bei weitem größten Theil der Bevölkerung bilden. Die in Frankreich immer noch schwebende Zuckerfrage endlich wird ebenfalls binnen nicht gar langer Zeit erledigt werden und die Entscheidung, wie sie auch ausfallen möge, von großem Einflusse für die Colonien sein, auf deren gegenwärtige Lage wir einen Blick werfen wollen. Zum Grunde legen wir die vor Kurzem in der königlichen Druckerei zu Paris erschienenen officiellen „Notices statistiques sur les colonies françaises", welche auf Befehl des Viceadmirals Rosamel gedruckt worden sind, und deren erster Theil sich mit Martinique und Guadeloupe beschäftigt.

Die Bevölkerung der französischen Colonien in Westindien besteht aus Weißen, freien Farbigen und Sklaven. Bis vor wenigen Jahren gab es noch eine vierte Classe, die sogenannten Patronés oder freien Männer der Savannen, nämlich solche Neger, die zwar nicht gesetzlich und ausdrücklich frei gelassen waren, auf welche aber kein Weißer gültige Rechtsansprüche hatte. Diesen Patronés ward 1830 die Freiheit gesetzlich anerkannt, und 1832 erschien eine Ordonnanz, welche die Formen der Emancipation erleichterte und unregelmäßigen Freilassungen ein Ende machte. Seit 1835 sind die freien Farbigen gesetzlich mit den Weißen vollkommen gleichgestellt; diese Letztern aber, wiewol ihre Anzahl verhältnißmäßig unendlich schwach ist, besitzen den größten Theil des angebauten Landes und der Capitalien; auch ist der Handel fast ausschließlich in ihren Händen. Ob ein Kind bei seiner Geburt frei oder nicht frei ist, hängt davon ab, ob die Mutter eine Freie oder eine Sklavin war; partus sequitur ventrem. Die Form der Freilassung ist sehr einfach: der Eigenthümer händigt dem Sklaven eine schriftliche Bezeichtleistung auf seine Rechte ein; dieselbe wird vom Gerichte in die Bücher eingetragen, und der Neger bekommt überdies noch von dem Beamten eine Bescheinigung, daß er wirklich frei sei. Im Allgemeinen wenden sich die freien Farbigen nicht gern dem Ackerbau zu und werden lieber Krämer, Handwerker und Fischer; eine Erscheinung, die sich sehr leicht erklären läßt. Der Sklave hat nämlich, wie man zu sagen pflegt, den Ackerbau fast bekommen; er ist froh, der Peitsche oder der harten Behandlung des Aufsehers entronnen zu sein, er will, wenn er frei geworden, das ihn nichts mehr an seinen frühern herabgewürdigten Zustand erinnere, und ergreift daher eine andere Beschäftigung. Seit freie Farbige und Weiße völlig gleichgestellt sind, kommen Ehen zwischen beiden gänzlich häufig vor, und die gegenseitigen Zuneigung haben durch eine solche, vor 30 Jahren noch unerhörte Annäherung schon jetzt wesentlich gewonnen. Im Allgemeinen werden die Sklaven in den französischen Colonien ziemlich mild behandelt; sie dürfen auch Eigenthum besitzen. Das berühmte Edict von 1685, das sogenannte schwarze Gesetzbuch, Code noir, sichert ihnen religiösen Unterricht, regulirt das Besitzrecht des Eigenthums, stellt gegenseitige Rechte und Pflichten fest ꝛc. Alle Veränderungen, welche im Laufe von 150 Jahren mit diesem Gesetzbuche vorgenommen wurden, lauten zu Gunsten der Neger.

Die meisten Colonien haben Localversammlungen, die aber vom Mutterlande weit abhängiger sind als die gesetzgebenden Versammlungen in den englischen Besitzungen. Nicht alle haben ein und dieselben Gesetze über manche Gegenstände, z. B. Erbfolge; für den Handel gilt ein strenges Prohibitivsystem, und die industriellen Etablissements in den Colonien sind noch weit schlimmer daran als die im Mutterlande selbst; denn diese letztern können manche Consumtionsartikel vom Auslande bekommen, welche jene aus Frankreich beziehen müssen; an Concurrenz mit den Briten ist also gar nicht zu denken.

Martinique ist eine der ältesten Colonien Frankreichs. Es ward schon 1635 besetzt; die Urbewohner, Karaiben, waren aber erst 1664 völlig vertrieben oder vertilgt. Anfangs wurde die Insel kaum beachtet, bis der Flor der englischen Besitzungen in Nordamerika die Franzosen darauf hinwies, daß auch ihre Colonien eine günstige Lage hätten. So ward denn diese Insel Mittelpunkt des französisch-westindischen Handels. Während des Krieges von 1744 legten sich die Colonisten aufs Kapern; Einige erwarben dadurch große Summen, Andere wurden bettelarm; im siebenjährigen Kriege ward die Insel von den Engländern besetzt und erst 1763 wieder geräumt. Während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ward Martinique das Centrum, von welchem aus beheutende Seeunternehmungen gegen die Engländer ausgingen, hob sich dadurch ungemein, und der Wohlstand wuchs, bis in Folge des Decrets der Nationalversammlung, daß alle Neger frei sein sollten, auch auf Martinique ein Krieg entstand, welcher einen ähnlichen Ausgang zu nehmen drohte wie der Kampf auf San-Domingo. Zum Glücke für die Weißen ward die Insel 1794 von den Engländern besetzt, bis 1802 schoupttet und später abermals von denselben 1809—14, occupirt. Die Geschichte von Guadeloupe ist ziemlich dieselbe wie die von Martinique; nur ward sie 1819 an Schweden abgetreten, das aber den rechten Zeitpunkt der Besitznahme versäumte und dahrr blos das kleine Eiland St.-Barthélemy inne hat.

Noch jetzt liegen zwei Drittel beider Inseln unangebaut. Donnerstürme und Erdbeben sind Landplagen und namentlich auf Guadeloupe so häufig, daß sie die Epochen bilden, nach denen die Colonisten die Zeit berechnen. Martinique hat 116,031, Guadeloupe 127,574 Bewohner. Auf der erstern beläuft sich die Zahl der freien Bürger auf 32,7 Procent, auf Guadeloupe beträgt sie nur 24,5 Procent, weil hier weniger Patronés vorhanden waren. Auf Martinique kommt eine Geburt auf 29 Seelen bei Freien und auf 32 bei Sklaven, ein Sterbefall auf 57 bei Freien und 35 bei Sklaven; Verheirathungen 1 auf 37 bei Weißen, 1 auf 221 bei freien Farbigen, 1 auf 5577 bei Sklaven. Auf Martinique ist das Verhältniß der jährlichen Freilassungen 3,2 Procent; auf Guadeloupe nur 1,7.

Seit der Pflug eingeführt worden ist, hebt sich der Wohlstand; mit einem Pfluge wird jetzt so viel geschafft, als früher zehn Sclaven mit einer Hacke verrichteten, auch fängt man an zu düngen, besonders mit Poudrette, die aus Frankreich kommt. Am meisten wird Zucker gebaut; Kakao, Gewürznelken, Zimmt und selbst Kaffee nur in geringer Menge. Seit 1826 hat der Handel auf Martinique fortwährend abgenommen; der von Guadeloupe ist stationnair geblieben; bei dieser letztern Insel warfen 1835 485 französische Schiffe, mit 68,515 Tonnen Gehalt und von 4583 Matrosen bemannt, Anker; 476 Schiffe mit 69,273 Tonnen und 4704 Seelenten segelten nach Frankreich.

47.

Literarische Notizen.

Von Inglis erschien neuerdings: „Rambles in the footsteps of Don Quixote", mit Zeichnungen des überaus productiven Cruikshank. Das „Monthly review" sagt hierron sehr bombastisch: „Mr. Inglis' Name und seine Streifereien in der Mancha werden noch bewundert sein, wenn die gegenwärtige Generation nicht mehr ist". Dieselben Verfassers „Arrot" erlebte die dritte und sein „Spanien" die zweite Auflage.

„Oddities of London life" heißt ein Buch von Paul Pry, welches in zwei Bänden komischer Genrebilder aus dem Londoner Leben enthält, mithin alt ein Rodenbahler der bekannten „Londoner Skizzen" von Boz zu betrachten sein dürfte. Der geniale Carricaturist und Genrebildner Cruikshank hat dazu nahe an 60 Verzierungen geliefert. Der „Sun" rühmt den drolligen Sinn des Verfassers, den Humor des lachlustigen Buches und den reichhaltigen Witz in den Dialogen, von denen man fast glauben möchte, daß sie Wort für Wort dem Munde wirklicher Personen entnommen wären. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 254. — 11. September 1838.

Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland von Leo v. Klenze. Mit sechs Lithographien. Berlin, Reimer. 1838. Gr. 8. 7 Thr. 8 Gr.

Während Friedrich Thiersch noch immer zögert, die, so viel wir wenigstens wissen, von ihm versprochene Beschreibung seiner Reisen in Griechenland in den Jahren 1831 und 1832 dem von ihm 1833 herausgegebenen, zwar vielfach angefochtenen, aber dennoch historisch-wichtigen und höchst nützlichen, übrigens sogar von Türken anerkannten Werke: „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration", folgen zu lassen, ist uns das vorliegende Werk über Griechenland um so erwünschter und angenehmer. Zwar ist der Hauptinhalt desselben vorzugsweise dem griechischen Alterthume und der bildenden Kunst, namentlich der Architektur, begreiflich genug zugewendet; indeß ist es doch darum keineswegs von einseitiger Tendenz, da es vielmehr außer jener Vergangenheit des altgriechischen Lebens auch der Vergangenheit Griechenlands überhaupt auch dessen Gegenwart und Zukunft in den Kreis der Bemerkungen zieht.

Halten wir uns nun zunächst an die Reise selbst, welche die Grundlage des Buches und gleichsam den rothen Faden bildet, woran sich das Übrige mehr oder weniger eng anknüpft und aneiht, so ist es von früher her aus den Zeitungen bekannt, daß der Verf., der schon früher nach Wunsch und Neigung, und überdies gehörig vorbereitet wie irgend Jemand, mehrmals nahe daran gewesen war, nach Griechenland zu reisen, endlich im Sommer 1834 vom Könige von Baiern den Auftrag erhielt, in amtlichen Geschäften dahin zu gehen; ein Auftrag, der dem Wunsche der griechischen Regentschaft entgegenkam, welche ihn nach Griechenland berief, um den von Andern entworfenen Plan von Athen, das zur Hauptstadt des Reiches bestimmt worden war, zu untersuchen, zu verbessern, oder nach Umständen neu zu entwerfen (S. IV, 19 fg.). Die Reise ward demnach am 12. Juli 1834 angetreten und über Ancona und Korfu (hier wird über die Stadt und dortigen Alterthümer berichtet, nebenbei auch die Sorge der Engländer für das materielle Wohl der ionischen Inseln anerkannt) nach Patras, Korinth, Nauplia, Epidaurus, Ägina bis Athen fortgesetzt. Überall faßt Klenze theils die mythologisch-historisch-geographischen Beziehungen zum Alterthume, theils vornehmlich die noch vorhandenen Alterthümer ins Auge und knüpft daran bald längere, bald kürzere Excurse über die griechische Kunst, wie z. B. S. 57—74, bei Gelegenheit der Tempelruine in Korinth, über das eigentliche Wesen der griechischen Architektur und den Standpunkt, von welchem aus dieselbe zu betrachten, indem er übrigens dieses Wesen (S. 356) darein setzt, daß sie „ein künstlerisches Erzeugniß der Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der statischen und constructiven Erfodernisse war, von einem Schönheitssinne, welcher in den Tiefen der Erinnerung göttlicher Vollkommenheit wurzelte, in Formen verkörpert". Bei Gelegenheit seines Aufenthalts auf der Insel Ägina, dessen bekannte Tempelruinen er aber nicht für die des Panhellenions, sondern des Athenetempels hält, verbreitet er sich ausführlich (S. 189—275) über die Hauptpunkte der Geschichte der griechischen Kunstbildung. In Athen selbst berichtet er zuvörderst über seine Wirksamkeit im Verhältnisse zu dem obgedachten Zwecke seiner Berufung, über deren Erfolge und Nichterfolge, theils in Betreff des Planes für die Neustadt Athen und die Hafenstadt am Piräus, theils in Ansehung Dessen, was er sonst für Erhaltung der noch vorhandenen Alterthümer that und — wenigstens beantragte. Der Höhenpunkt für diese seine Wirksamkeit war unstreitig das ergreifende Fest auf der Akropolis in Athen am 10. September, wodurch der Beginn der Restaurationsarbeiten am Parthenon gefeiert ward, und welches er S. 380 fg. ausführlicher beschreibt. Hatte ihn schon der erste Überblick der Denkmale Athens es tief und innig erkennen lassen, daß „nur hier gesehen uns ein wahres Verständniß dieser Werke der griechischen Weltarchitektur sich aufschließen könne" (S. 282), so ist es nun wol auch um so begreiflicher, wenn er S. 387 offen bekennt, daß er „in einem, bis jetzt glücklichen und erfolgreichen Leben als Künstler doch nur zwei Momente wahrer hoher Zufriedenheit und Freude erlebte: diesen Moment des Beginns einer wirksamen Erhaltung, ja Wiederherstellung des schönsten Denkmals der Welt, und die Grundsteinlegung der Walhalla, wobei ihm gestattet war, dem Erbauer des Parthenon nachzueifern", und wenn er später (S. 389) vom Parthenon aus in die Worte ausbricht:

Nein, wahrlich, keine Stadt der Welt bietet ein solches

Digitized by Google

Schauspiel wie diese Aussicht von dem Felsen der Athene dar, und sie scheint durch ihre Lage zu einer höhern geistigen Entwickelung des Volkes, welches hier seinen Wohnsitz aufschlägt, gleichsam berufen und bezeichnet worden zu sein.

Seinen Mittheilungen über die Alterthümer der Akropolis selbst (S. 367 fg.) dienen in gewisser Hinsicht die Bemerkungen über den Geist und Ausdruck der Kunstbildung der Griechen im Gegensatze zur christlichen (S. 309 fg.), sowie die Andeutungen über die wesentlichsten Punkte der griechischen Constructionsart und der Beziehungen, in welchen sie mit der Architektur unserer Zeit steht (S. 357 fg.), zur Folie, wobei er übrigens zugleich die Frage erörtert:

Können wir, und unter welchen Bedingungen dürfen wir den Weg der griechischen Kunst einschlagen und verfolgen, wenn wir nicht in einen geistlosen Eklekticismus verfallen, oder uns zur Rolle serviler Nachahmer herabwürdigen wollen? (S. 327 fg.)

Von S. 503 an beginnt sodann die Beschreibung der Rückreise von Athen aus über Nauplia mit dessen Umgebungen, Tiryntb, Argos, Mycenä — bei welcher Veranlassung der Verf. über cyklopische Bauart, architektonische und plastische Lithochromie bei den Griechen und Römern sowie bei den Neuern, ferner über Enkaustik, Frescomalerei und Ölmalerei weitläufig sich verbreitet (S. 546—633) —, ferner durch Morea über Tripolitza, wobei auch die Ruinen von Tegea, Megalopolis und Olympia besucht werden. Die letztern geben ihm Gelegenheit, über den echt-dorischen und attisch-dorischen Baustyl sich auszusprechen (S. 684 fg.). Seinen Abschied von Griechenland kleidet er in eine Betrachtung über die schneidenden Contraste in der ganzen Geschichte und dem ganzen Leben der Griechen ein (S. 697 fg.), deren Grund er (S. 700) darin findet, daß

dieses Land durch göttliche Fügung und historische Nothwendigkeit auf die Ausbildung alles Menschlichen in jeder Richtung angewiesen war; daß die Griechen in unsere Weltperiode das Menschengeschlecht mit seinen Tugenden und Lastern repräsentiren sollten und diese ihnen vom Lenker der Dinge angewiesene Bestimmung erfüllen mußten, um der Nachwelt als Vorbild und als Warnung zu dienen.

Und mit Recht fügt dann der Verf. hinzu:

Deshalb wird und muß der Einfluß der griechischen Geschichtsperiode auf die kommenden Geschlechter unvergänglich sein, so lange das Geschlecht der Menschen dauern wird, und ein jeder Versuch, sich diesem Einflusse zu entziehen, kann nur schwache und erfolglose Resultate haben.

Diese schneidenden Contraste finden sich übrigens auch in den Meinungen der Geschichtsforscher über die heutigen Griechen selbst, von denen, wie bekannt, Fallmerayer unter Andern so weit gegangen ist, auch

die letzte Spur hellenischer Bevölkerung aus Griechenland hinwegzuleugnen und das Wähwort des Grammatikers Euphemios buchstäblich dahin zu deuten, daß alle Elemente der jetzigen Bevölkerung Griechenlands ihre letzten Wurzeln in den Stämmen der slawischen Barbaren an den Ufern der Wolga zu suchen hätten.

Indeß lassen wir diesen Gegenstand, der mehr der Gegenwart Griechenlands angehört, jetzt auf sich beruhen, da wir weiter unten noch einmal und mit Mehrem auf denselben zurückkommen werden. Der Schluß der Bemerkungen selbst (S. 204—206; denn von S. 207 an folgen nur Beilagen) deutet die Gründe der Stetigkeit, langen Erhaltung und Rückwirkung griechischer Kunst im Allgemeinen an. Der Verf. findet diese Gründe nicht nur mit Thiersch in der Ehrfurcht vor dem Hergebrachten und einmal als trefflich Erkannten in den Künsten, welche Ehrfurcht nun auch nicht gestattete, daß Einzelne der verderblichen Sucht sich hingaben, durch Versuche neuer Arten und Bahnen originell und selbständig zu erscheinen, sondern namentlich auch in dem innern höhern Verhältnisse, worin die Künste bei den Griechen zu der Religion, zu den unumstößlichen Gesetzen der Natur und zu der menschlichen Gesellschaft, wie sie sich unter diesem hochbegabten Volke gestaltet hatte, standen; und er erklärt aus diesen Gründen die so viele Jahrhunderte sich erhaltende Fortdauer griechischer Künste und ihre stets gleichmäßig schöne Entwickelung nach allen Richtungen, indem er sodann (S. 206) mit allem Rechte behauptet, daß aus eben diesen und andern Gründen

der Einfluß der altgriechischen Kunst, als einer wesentlich und in den tiefsten Tiefen der Natur der Menschheit begründeten, wenn auch nicht der Form, dennoch dem Sinne nach für eine jede Zeit unvergänglich sein und bleiben müsse, welche den Charakter einer natur- und sachgerechten durchgehenden Richtung und Tendenz in den Künsten annimmt.

Wir haben bisher die vorliegende Reisebeschreibung, theils was eben die Reise selbst und gleichsam das äußere Gerippe des Buches anlangt, theils die Bemerkungen des Reisenden in ihrer Beziehung zum griechischen Alterthume und zur Kunst überhaupt näher betrachtet. Indeß ist diese Beziehung, wie schon oben bemerkt wurde, wenngleich sie die Hauptrichtung des Verf. bildet, doch nicht die einzige und ausschließliche; auch dem Lande selbst *) sowie der Gegenwart des griechischen Volkes und dem Leben desselben überhaupt hat er seine Aufmerksamkeit zugewendet, und dies zwar um so gründlicher und nachdrücklicher, als er dabei diese Gegenwart und dieses Leben im Lichte des altgriechischen Lebens und mit beständiger

*) So unterläßt der Verf. nicht, hin und wieder über die Natur und den landschaftlichen Charakter Griechenlands sich auszusprechen und einzelne Landschaften und Aussichten, die sich ihm auf seinen Reisen darboten, besonders lebhaft zu schildern. „Man muß die griechische Luft“, sagt er S. 173 bei Gelegenheit der Schilderung einer weiten reizenden Aussicht von der Insel Ägina aus, „die griechische Sonne und den Charakter der griechischen Landschaft, welcher sich in seinem ganzen Reize nur in der Ferne entwickelt, kennen, um sich einen Begriff von der Schönheit dieses Anblicks machen zu können. Selbst Sibirailen, Calabrien, Apulien und Sicilien geben keinen Begriff von diesen griechischen Fernen, worin die reichsten Gebirgsformen deutlich und plastisch wie die Statuen des Phidias und Praxiteles modellirt und in einem Farbenreichthume erscheinen, welchen sich nichts an Harmonie, Feelheit und Abwechselung der Töne, Übergänge und Lichteffecte vergleichen läßt. Jene Länder haben in landschaftlicher Hinsicht in den Vor- und Mittelgründen über Griechenland den großen Vortheil der Cultur, schöner und üppiger Vegetation und malerischer Architektur. Aber Fernen, Gebirge und Felsengruppen gibt es nur in Griechenland, und der italienische Himmel hat nie den unendlichen Reiz des griechischen, so schön durch das Wort: λευκότατος αἰθήρ bezeichneten Lichtraums.“ Die Richtigkeit dieser Bemerkungen dürfte sich z. B. aus Rottmann's griechischen Landschaften abnehmen lassen.

Digitized by Google

Hinsicht auf nationale Elemente betrachtet. Daher unterläßt er auch nicht, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, die Nothwendigkeit entschieden geltend zu machen, die neue Cultur in Griechenland wieder auf griechische Elemente mit stetem Hinblick auf alte und neue Geschichte des Landes und Volkes zu gründen, und er läßt es in dieser Hinsicht an freimüthigen Bemerkungen über das falsche System des Präsidenten Kapodistrias und der frühern Regentschaft in Ansehung einzelner Verwaltungs- und Regierungsmaßregeln, die von ihnen ausgegangen, sowie an Winken für die gegenwärtige Regierung nicht fehlen. Besonders hat er sich hierüber in einem längern, in der Hauptsache bald nach seiner Rückkehr, also wol noch 1834 niedergeschriebenen Excurse (S. 85—139) ausgesprochen, der so viel Treffliches enthält, daß wir zur Berichtigung, Aufklärung und Feststellung mancher Ansichten über die griechische Nation und griechische Zustände im Allgemeinen und Einzelnen nicht umhin können, denselben etwas näher zu betrachten.

Einem langen, aus bloßer Vorliebe begonnenen und fortgesetzten Studium der griechischen Geschichte, Literatur und Sprache — also leitet der Verf. diesen Excurs ein — und einem innigen Interesse an dem Beginne und Fortgange des griechischen Befreiungskrieges trat für mich jetzt die Autopsie in einer Stellung hinzu, die es mir leicht machte, über manche Verhältnisse des Landes, seiner Koryphäen und seiner jetzigen Regierungsangelegenheiten die Wahrheit zu erfahren. Reinmenschliche Zustände in ihrer edelsten Gestaltung haben sich wol nirgendwo organischer und wirksamer ausgebildet als in diesem Lande, und bei wem wird die Erforschung der Ursachen und Wirkungen dieser Zustände nicht das höchste Interesse erweckt[en]

Er beginnt hierauf zur richtigen Beurtheilung des griechischen Volkes und seiner Eigenthümlichkeiten zuerst die Lage, Gestaltung und Natur des Bodens ins Auge zu fassen und bemerkt, daß „wenig Ländercomplexe auf dem Runde der Erde zu finden sein möchten, welche in dieser Beziehung eine so ausgesprochene und günstige Charakteristik ihrer geographischen, physischen und klimatischen Verhältnisse darbieten als Griechenland" (S. 86), indem er hinzufügt, daß Griechenland diese Eigenschaften noch ebenso wie in der ältesten Zeit habe (S. 87); daß noch immer dieselben geographischen und physischen Bedingnisse wie ehemals bestehen, das Volk, welches Hellas bewohne, so und nicht anders zu bilden und zu entwickeln; daß es sich auch in allen Zeiten bewährt habe, daß seine Entwickelung nach allen Richtungen dieselbe gewesen wie in alter Zeit, wenn Unterdrückung und Sklaverei in kleinen Zwischenräumen der eigenthümlichen Kraft dieser Nation freien Lauf und Aufschwung gestatteten, und daß sich hieraus vollkommen die Richtigkeit des Ausspruchs erkläre, der die Griechen „une nation indestructible" nennt.

Dieser Verein von Local- und geschichtlichen Verhältnissen, die Gewalt des griechischen Bodens und Himmels, die nie ganz abgerissene Tradition einer hehren Vorzeit — fährt er weiter fort —, war es auch, welcher bewirkte und stets noch bewirken wird, daß, welche Nationen auch auf griechischem Boden sich festsetzten, diese bald wieder selbst zu Griechen wurden und werden mußten. So aber war es, so ist es und so wird es wol stets in diesem eigenthümlichen Lande sein (S. 88 und 701).

Von den vielleicht fabelhaften Dryopern, Kaukonen, Lelegern und Kureten an bis zu den römischen, gothischen, celtischen, slawischen, fränkischen, italienischen und catalonischen Residuen, welche so viele, seit zwei Jahrtausenden sich über das herrliche Land ergießende Invasionen in demselben zurückließen, von allen behauptet der Verf. (S. 88) gradezu, daß sie „sich bald dem Lande und seiner autochthonischen oder früher eingewanderten Bevölkerung assimilirt haben und Griechen geworden sind". Darum hält er auch in gewisser Beziehung den Streit neuer Historiker, ob und in welchem Grade sich noch Theile der althellenischen Bevölkerung erhalten haben, oder ob diese nach und nach völlig vertilgt und durch slawische Stämme ersetzt wurden, für ziemlich gleichgültig, da, auch wenn das Letzte der Fall wäre, was jedoch der Verf. in vollem Umfange zuzugestehen weit entfernt ist, diese slawischen Stämme seit dem 6. Jahrhunderte schon längst wirkliche Hellenen, so gut wie die alten, auf demselben Wege eingewanderten thrakischen Pelasger, geworden seien. Überdem hat sich — ein beispielloses Wunder möchte man es nennen — die alte Sprache ihren Hauptelementen nach durch alle diese Katastrophen erhalten und zu der Unvergänglichkeit griechischer Gesinnung, griechischen Charakters, griechischer Tugenden und griechischer Laster kräftig mitgewirkt.

Deshalb — sagt der Verf. S. 707 — gibt es noch immer ein Griechenland im Sinne des classischen Alterthums und ein griechisches Volk, zu welchem man wie Cäsar nach der Schlacht von Pharsalus sagen kann: Wie oft soll euch noch gegen selbstverschuldetes Verderben der Ruhm eurer Vorfahren retten? *)

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Wittoria. Roman von Amalie Schoppe. Drei Theile. Leipzig, Taubert. 1838. 8. 4 Thlr.

Das Merkwürdigste an dem Buche, das nahe an 700 Seiten enthält, ist, den magern Stoff zu diesem Umfang auszudehnen, ohne daß der Gähnkrampf das Auslesen des Romans verhindert. Freilich sind Worte die Hauptsache darin, manchmal schickt sich's aber doch, und es glückt, daß es Gedanken werden. Die Heldin, ein Inbegriff jeglicher Vollkommenheit — was wir eher den Versicherungen der handelnden Personen zu

*) Daß in Obigem besonders Fallmerayer's mit großer Selbstgefälligkeit von ihm geltend gemachte Hypothese bekämpft wird, ist klar. Einen Beitrag zu den Einseitigkeiten und gewaltsamen Deutungen, die sich derselbe, um seiner Hypothese wenigstens äußern Halt zu geben, da hat, die innern entdeckt, in manchen Beziehungen hat zu Schulden kommen lassen, tiefert auch das vortiegende Buch S. 644. Er leitet nämlich den Namen eines Dorfes in Arkadien, Aglabo — oder Athlabo — Kambos, vom slawischen glatt ab, und diese Bezeichnung soll der Lage desselben am Ausgange der arkadischen Bergschluchten in die argolische Ebene entsprechen. Indeß bemerkt Klenze a. a. O. dagegen, daß diese Lage weder am Ausgange gegen die argolische Ebene, von welcher sie noch ein hoher und breiter Gebirgsstock scheide, noch in irgend einer Beziehung glatt, sondern sehr bergig und rauh zu nennen sei.

Digitized by Google

glauten verbunden sind, als daß wir selbst es erführen —, hat Geschenke von einem nichtswürdigen Verführer angenommen, anfangs ohne es zu wissen; aber das ist ihn mit der tangen Nase abziehen ließ, bringt Zinsen, sie kann ihm sein nutlos gespendetes Gold, die Kleinodien zurückschicken, obgleich sie ihre Effecten im Brande verlor, wobei sie nur das nackte Leben rettete, und auch eine Zeit lang von jenen Geschenken glänzend sich erhielt. Solche Zaubertraft übt die Tugend! Sie verhilft dann auch zu einem geliebten Mann, der schwermüthig ward, weil er an der weiblichen Treue zu zweifeln Ursache hatte. Vittoria verbarg sich vor ihm; nach vielen Kreuz- und Querzügen findet er die tugendliche Schöne und führt sie mit sich nach England, wo die Mutter Arthur's sie auf das freundlichste empfangt, denn unter zwei Dingen, der bedrohten Gesundheit des Sohns und einer Schwiegertochter von etwas anrüchigem Rufe, die wahrscheinlich einen Heirathalter besaß, ist diese immer das mindere übel.

2. Riesen- und Rosenburg. Ein Roman aus dem 14. Jahrhunderte von Wilhelmine Lorenz. Zwei Bände. Leipzig, Wiendrack. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Obgleich der Roman keineswegs den Höhengrad von Dem beklimmt, was die Verfasserin zu leisten vermag, zeichnet sich die Erzählung vor den gewöhnlichen Ritterromanen nicht als sein durch eine reinliche Schreibart aus, sondern auch durch gemüthliche und verständige Betrachtungen und vor Allem durch den geschickten Gebrauch der Oertlichkeit, die Allen, welche von Teplitz aus ihre Reize kennen lernten, für Das, was die Verfasserin von Dem, was sich dort zugetragen, ergählt, eine gunstige Stimmung erweckt.

3. Der Novellist. Erzählungen, Märchen, Sagen und Phantasiestücke, nebst Balladen von Johann N. Vogl. Herausgegeben von August Schmidt. zwei Bändchen. Wien, Universitätsbuchhandlung. 1838. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Mehrzahl der in den beiden Bändchen enthaltenen Nummern scheint aus Zeitschriften zusammengetragen, oder doch für sie bestimmt zu sein. Sie gleichen bestellten Arbeiten, die nicht allemal den Launen des Schreibers sich fügten, der, um der Mahnungen los zu werden, das Pensum fertigte, wobei dann freilich der Scherz schaal, frostig und gezwungen ausfiel und der Unterschied vergessen wurde, der zwischen den Fosteleien eines Fieberkranken, den verwirrten Bildern eines Gestestgeriteten und den Geburten einer echten Dichterphantasie stattfinden. Die „Balladen", von Vogl, „Der tolle Eulenspiegel", nach Thlenschläger, „Der Astronom", von Enk, die musikalische Allegorie „Agathe", von August Schmidt, und „Edmund Dateau", von M. D. E., bewegen sich jedoch mit Freiheit, Geist und Anmuth. Auch „Die alten Herrn vom Rheine" von Schindler, könnten gut sein, wenn nicht Hauff's „Phantasien im bremer Rathskeller" allzu sichtlich nachgestrebt, und wenn der an sich artige Gedanke heiterer und deutlicher ausgeführt wäre.

4. Die Brüder Törneladd. Novelle von Penseroso. Drei Bände. Leipzig, Wiendrack. 1838. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Einfach in Stoff und Handlung, zieht das Buch dennoch an durch eine gefällige Schreibart, noch mehr durch die folgerechte Wahrheit in den Charakteren, in der Art, wie sie auf die Begebenheiten wirken und durch sie bedingt werden. Vor allen ist der hypochondrische ältere Törneladd meisterlich durchgeführt; es ist begreiflich, wie er trotz seiner Herbigkeit so warm geliebt werden konnte. Das einzige Romanhafte in der Novelle, die Ermordung der tieblichen Rose durch einen Eifersüchtigen, ist im Wesentlichen keine Erdichtung; die Unthat geschah vor einigen Jahren in der Nähe von Leipzig.

5. Ideal und Wirklichkeit. Von Adolfine. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Zwei Freunde erzählen sich ihre Ereignisse ihres Lebens. Der eine findet bald das Ideal häuslicher Zufriedenheit, eine schöne Wirklichkeit, soll wie jener Mann in der Fabel, dem, daheim bleibend, das Glück, wie er schläft, sich naht, während sein Kamerad es vergebens in der weiten Welt sucht. Ein Gleiches geschieht auch in diesem Romane dem Mann, der höhere Ansprüche an das Leben macht als seine Freunde, dem seine Ideale im Umsehen zerrinnen, und der endlich nach vielen verleiteten Hoffnungen und Wünschen im Spätsommer des Lebens an der Seite der ältesten Tochter seines Freundes die ersehnte Ruhe nach einer stürmischen Fahrt zu finden glauben darf. 10.

Notizen.

Von dem Werke der Mistreß Trollope über Wien und die Oesterreicher sagt der torystische „Standard", zum Erstaunen aller deutschen Leser und wahrscheinlich zur Belustigung der whigistischen Leser in England, die Mistreß habe sehr viel Witz, sehr viel Sarkasmus, sehr viel Humor und Pathos, und insonders wird von ihm die betreffende Skizze gerühmt, welche die Dame von Metternich entworfen hat. Wer sah, fragen wir, je so wenig in Wien als Franeis Trollope? Wer kann über Wien etwas Gediegenes schreiben, der nicht in dem Volke getebt und für den Dialekt der Wiener Verständniß hat? Es wird einem solchen Gemüthe bei der Lektüre des Werks wahrhaft unheimlich, unter all diesem Ballen-Hofsesten, diesen Gewandstudien, diesen exclusiven Gesellschaften, welche von der sogenannten wiener eréme gehalten und von der Verfasserin mit unendlicher Breite und Selbstgefälligkeit beschrieben werden.

Parker erzählt in seinem „Trip to Texas; comprising a journey of eight thousand miles" ein Beispiel von vernünftiger Anwendung des verschrienen Lynchgesetzes in Texas. Ein Fremder hatte sich am Gouvernementsrath angegriffen, kehrte aber bald die Nachtseite seines innern Menschen heraus und fing an zu stehlen, Alles durcheinander, Rindvieh, Pferde, Schweine, oder was ihm sonst zur Hand war. Diese Gewohnheit empfanden endlich seine Nachbarn übel, da sie am meisten dieser fatalen Neigung ausgesetzt waren. Sie bedeuteten ihn, das Terrain seiner räuberischen Thätigkeit irgendwo anders zu suchen und diese Gegend zu verlassen, wenn er nicht auf Schimmerei gesetzt sein wolle. Da indeß der Ansiedler diesen Vorstellungen kein Gehör gab, fanden sich eines Abends einige Nachbarn bei ihm ein, banden ihn an einen Baum und züchtigten ihn mit 39 derlichen Peitschenhieben, worauf sie ihm ruhig verkündigten, daß sie diese Züchtigung, so lange er ihr Nachbar bleiben wolle, jede Woche einmal wiederholen würden. Der Räuber sah ein, daß es seinen guten Nachbarn Ernst um die Sache sei, und machte sich eiligst davon.

Türkische Cultur.

Ein neuerer Reisender erzählte nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande folgende lächerliche Thatsache: Die wissenschaftlichen Instrumente, die dem Sultan zugeschickt werden, werden von ihm in gleicher Portionen getheilt, ohne auf ihre Anwendung und Bestimmung Rücksicht zu nehmen. So kommt die Wundarzneischule häufig eine Portion mathematische Instrumente, während die Militairschulen mit chirurgischen Instrumenten versehen werden!

Uber den Zustand der Cultur in der Türkei gibt auch eine andere von Boué mitgetheilte Thatsache Aufschluß. Während der Pest im 1837, der schrecklichsten seit 20 Jahren, wurden die Kleider der an der Pest Verstorbenen, noch voll von Ansteckungsstoff, versteigert. Die Leichen verscharrte man nur halb; die Waaren hielt man einige Zeit unter Verschluß, bot sie dann aber aus, ohne irgend eine Reinigung vorzunehmen. Boué behauptet, daß sich die Türken in einem Zustande des Fatalismus und der Unkultur befinden, welcher die billigsten Hoffnungen, die man auf die gegenwärtige Generation in der Türkei gesetzt habe, zerstören müsse. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 255. — 12. September 1838.

Aphoristische Bemerkungen gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland von Leo v. Klenze.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Nur Eine Ausnahme von jener Assimilationsregel gewährte die Herrschaft der Türken, die vielmehr alle schönen Naturanlagen des griechischen Volks, alle seine angeborenen Tugenden zerstörte und verkehrte, obgleich nicht so sehr und so ganz, daß sich in den Griechen nach zweitausendjähriger Unterdrückung nicht noch das Verlangen nach einer Verbesserung ihres moralischen Zustandes und die Kraft hätte erhalten können, sich durch eigne Anstrengung von ihren Unterdrückern zu befreien.

Und wo — sagt der Verf. S. 91 — darf man, durch genaue Kenntniß der Sache gleich entfernt von falschem Schulenthusiasmus und von politischem Skepticismus gestellt, fragen, gibt es in der Geschichte ein schöneres Beispiel eines für seine politische und moralische Existenz kämpfenden unterdrückten Volkes als die griechische Revolution.

Dennoch hat auch diese Revolution, wie edel und gerecht sie ihrer Natur nach war, gleichwol nicht ohne nachtheilige Folgen auf die griechische Nation bleiben können, namentlich insofern sie

durch die Macht der Umstände viele nur halb starke Charaktere, welche für ruhige Zeiten genügende Kraft hatten, demoralisirte und jene Mitglieder der Gesellschaft in Thätigkeit setzte, welche kein Mittel scheuen, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Solche aber entbehren, wenn auch mit Muth, Geist und Kraft begabt, dennoch der moralischen Haltung, die ein unerläßliches Bedingniß eines wahrhaft guten und zu einer festen Ordnung und Staatsverfassung geneigten Bürgers und Unterthans ist.

Diese Verhältnisse, diese geschichtlichen Ereignisse und Elemente haben die jetzige griechische Nation gebildet. In dem Schooße dieser selbst unterscheidet der Verf. (S. 92 fg.) die einzelnen Classen der Primaten oder Archonten, der großen Kaufleute, Schiffer und Soldaten (Klephten, Pallikaren), die er sodann an und für sich und in Beziehung zur griechischen Revolution und den einzelnen Regierungen seit 1821 treffend charakterisirt, von der eigentlichen Masse des Volkes, d. i. den Landleuten, Hirten und kleinen Kaufleuten. Als allen Classen eigenthümliche Nationaleigenschaften bezeichnet er (S. 92) einen hohen Grad von geistiger Überlegenheit vielleicht über alle übrigen Völker der Erde, eine ungemeine Bildsamkeit des Charakters, Todesverachtung und Erwerbsucht, großes Selbstgefühl und Nationalstolz. *) Die Masse der griechischen Nation ist dieselbe geblieben, welche sie zu den Zeiten des Homer und Herodot war (S. 92); es gibt hier, sagt er S. 105, nur Lob zu spenden, während es in Betreff jener einzelnen Classen an Schattenseiten keineswegs fehlt. Im Gegensatze zu diesen sind die Landleute, Hirten und kleinen Kaufleute ruhig, fleißig, ehrlich, mäßig, gefällig und gastfrei überall und ermangeln dabei weder der griechischen Klugheit und Bildsamkeit, noch einer gewissen Würde, welche ihnen in diesem Lande so wohl steht. Diese ganze große Masse des Volks charakterisirt er (S. 107) als trefflich und setzt hinzu, daß, „wenn es möglich wäre, daß eine Regierung sich lediglich auf die Masse des Volks stützen könnte, die griechische Regierung die ruhigste und festbegründetste in ganz Europa wäre". Indeß ist es auch hier wie stets und überall, daß das Volk mehr oder weniger ein Spielball in den Händen der Gebildeten und Reichen sowie der Führer einzelner Parteien ist.

Auch über diese Parteien in Griechenland, deren es nach der geographischen Lage und der Nationalabstammung sechs gibt, und zwar von den Einheimischen die Festländer oder Rumelioten, Moreoten und Inselbewohner, von den Eingewanderten aber die Phanarioten, die von den ionischen Inseln und die Philhellenen aus allen Ländern Europas, verbreitet sich der Verf. S. 107 fg. Sämmtliche Parteien, außerdem auch durch wechselseitigen Haß getrennt, zerfallen in politischer Hinsicht wieder in zwei Hauptabtheilungen, die nationale und die der Kapodistrianer oder Napisten. Die erstere will Griechenland griechisch regieren, will es der europäischen Cultur zuführen, aber stufenweise und auf dem organischen Wege der Nationalbildung und eigner Erkenntniß des Bessern, will aber weder Griechenland noch ihren Koryphäen selbst die Früchte der Revolu-

*) S. 171, bei Gelegenheit des Besuches der Schule in Ägina, rühmt er noch besonders die dem griechischen Volke so sehr eigenthümliche Lernbegierde. In keiner Schule der Welt, sagt er, möchte man vielleicht mehr und gleichmäßigere Lernbegierde unter allen Schülern von so verschiedenem Stande und Alter finden. Der Arme und Schmutzige, der Reiche und Saubergekleidete, der Rumeliote, Moreote und Insulaner, Alle folgten gleich aufmerksam den Worten des Lehrers. Er fand da Kinder von 7—8, Jünglinge von 15—18 Jahren, und mehre Popen mit grauem Haupte.

Digitized by Google

tion durch fremdartige Institutionen, wie Constitutionen und Repräsentativverfassungen, und durch Fremde entreißen lassen; die zweite Partei ist dem Streben der Nationalen gradezu entgegen (S. 111 fg.). Die erstere besteht aus der Masse und dem Kerne der Nation; die andere handelt versteckt und scheint, wie sie besonders unter den Einwanderten, freilich auch unter den Moreoten ihre Stützpunkte hat, äußern Einflüssen zu unterliegen. Welche dieser beiden Parteien moralisch und für Griechenland selbst Recht habe, darüber ist wol kein Zweifel. Außerdem gedenkt der Verf. (S. 113 fg.) noch des Verhältnisses der griechischen Kirche zur lateinischen und zum Patriarchate von Konstantinopel, wobei er die von der Regentschaft ausgeführte Trennung von diesem letztern, als durch die Umstände geboten, billigt; ferner der nothwendigen Rücksicht Seiten der Regierung auf die öffentliche Bildung und deren Beförderung*), sodann, als einer Hauptstütze jeder Regierung in Griechenland, der großen Kraft und Reinheit, in welcher das Familienleben dort besteht und wirkt (S. 118); endlich der in Griechenland schon lange und vor der Revolution bestandenen Gemeindeverfassungen, welche, lediglich auf persönliche Elemente gegründet, ohne strenge Berücksichtigung von Territorial- und Ruraleintheilungen, aus dem lebendigen Beispiele und den Einrichtungen des Familienverhältnisses hervorgingen.

In diesem Sinne gefaßt und behandelt, bot diese volksthümliche Gemeindeverfassung der neuen Regierung ein treffliches Mittel, eine treffliche Basis zur Constituirung des Landes dar; aber es würde todtgeborene Gesetze machen heißen, wenn man in Griechenland französische Municipalitäten und bevormundete Magistraturen, wie sie jetzt in manchen deutschen Staaten bestehen, einführen wollte.

Über die griechische Regentschaft von 1832—35, namentlich schon insofern, als man eben eine mehrgliederige Regentschaft, nicht den Willen Eines Mannes dem unmündigen Könige zur Seite setzte, spricht sich Klenze (S. 121 fg.) ziemlich freimüthig, aber ebenso wahr als wihig aus.

Wollen wir — sagt er S. 122 — einen tieferliegenden Grund für diese offenbar ungenügende Anordnung suchen, so würde er vielleicht, wie so vieles Andere der griechischen Angelegenheit, in dem Stammbaume dieses neuen Reichs gefunden werden. War sein Erzeuger der Enthusiasmus europäischer Sympathie, so war seine Mutter eine Verlegenheit europäischer Politik. Ein von so verschiedenartigen Ältern gezeugtes Kind mußte aber unbezweifelt seine Abkunft büßen und kann deren Spuren erst durch die Milch einer echt griechischen Amme verwischen.

Er gibt dann (S. 122 fg.) an, wie es mit dieser Regentschaft, dem Kinde jenes Vaters und jener Mutter, gegangen, und wie es hätte gehen sollen; namentlich behauptet er in dieser letztern Beziehung, daß der Charakter, welcher der politische für die neue Regierung zu sein schien, wol der patriarchalische gewesen wäre. Wie aus der Milde und Strenge eines großen Familienvaters mußten die einfachen, dem Bildungsgrade und den Begriffen der Nation angemessenen und verständlichen Gesetze hervorgehen, welche Griechenland regieren sollten (S. 124).

Er führt dies sodann im Einzelnen weiter aus, gibt die allgemeinen Grundsätze an, nach welchen das Land organisirt und regiert werden mußte, die Fundamente, welche die Regentschaft berufen war dem bis dahin nur auf Conferenzprotokolle gestützten griechischen Throne zu verschaffen, die nöthigen Maßregeln, dem Lande wahre Zufriedenheit zu sichern und es auf dem Wege organischer Entwickelung der europäischen Cultur und dem europäischen Staatenbunde zuzuführen, für welche es durch Zeit und Umstände bestimmt, und dem Lande und Volke die allgemeine europäische Sympathie zu sichern, deren Enthusiasmus als der Erzeuger des Königreichs Griechenland zu betrachten ist. Und es war um so nöthiger, Alles zu vermeiden, was diese Sympathie auflösen konnte und mußte, da in dem nämlichen Grade, in welchem der Enthusiasmus jener Sympathie sank, der kältere berechnende Egoismus jeder einzelnen Macht hervortreten mußte. Wie sehr aber dieser vernichtende Egoismus zu fürchten, lehrt die Analogie des Machiavellistischen divide et impera! nur zu deutlich. Denn von jener europäischen Sympathie losgerissen, ohne innere nationale Begründung, würde der griechische Thron ganz in der Luft schweben, wenn es nicht auf der tiefbegründeten Liebe der Nation zu ihrem jungen Könige und auf den Hoffnungen ruhte, deren Erfüllung sie von ihm erwartet; dagegen würde das griechische Reich selbst, statt einer selbständigen Existenz, welche sein inneres Lebensprincip bildet, nur ein Scheinleben führen. Ein Scheinleben aber, welches, lediglich durch den guten Willen fremder Mächte bedingt, nur so lange dauern würde, als es ihrer Politik und Laune zusagte, mußte früh oder spät die sichere Folge einer nicht aus der Nation, ihren Begriffen, Eigenthümlichkeiten und Affectionen hervorgebildeten Regierungsform sein, und ein solcher Zustand, wie ihn ein solches Scheinleben des jungen Staates herbeiführen müßte, könnte diese lebendige, geistreiche, active Nation, wie die Griechen sind, nie dauernd zufrieden stellen und beruhigen.

Wie sehr der Verf. theils in Ansehung der von ihm aufgestellten Grundsätze, Fundamente und Maßregeln, theils in Betreff des Tadels der Regentschaft Recht hat, den er über sie wegen so mancher Mißgriffe ausspricht, das kann wol Niemand verkennen, der es mit Griechenland wohl meint, dessen Bedürfnisse sowie überhaupt die Verhältnisse kennt und verdientermaßen berücksichtigt; namentlich aber hat er Recht, wenn er diese seine Betrachtungen über das griechische Volk und über griechische Zustände also schließt:

Sollten wir uns hierin irren (nämlich in dem Glauben, daß die Griechen ein solches Scheinleben ihres jungen Staates und einen dadurch herbeigeführten indifferenten Mittelzustand auf die Länge nicht würden ertragen können), so wäre darin nur der sicherste Beweis gegeben, daß wirklich kein Tropfen hellenischen Blutes, kein Keim hellenischen Sinnes mehr in der jetzigen Bevölkerung übrig geblieben wäre, und daß selbst der Boden und die Sonne Griechenlands ihre sonst so mächtige, bildende Kraft verloren hätten. Die Sympathie der gebildeten Welt, welche das junge Reich wieder aus den Trümmern zwei-

*) Der griechische Nationalunterricht muß ebenfalls auf eine nationale Entwickelung der griechischen Intelligenz berechnet sein; der Zweck hierbei ist allein der, die griechische Jugend zu Griechen im ehtern Sinne des Worts zu bilden.

Digitized by Google

tausendjähriger Barbarei und Zerstörung hervorzurufen suchte, würde dann auf ewig verstummen, und es würde dann kein Griechenland mehr geben als in den unsterblichen Werken griechischer Kunst und Wissenschaft.

Doch dahin wird es wol nicht kommen; denn was dort in dem schönen altgriechischen Epigramme die Weinrebe zu dem gefräßigen Thiere sagt, von welchem ihre edeln Sprößlinge benagt werden, das hat Griechenland seit den dreitausend Jahren seiner, ebenso mit Ruhme und Herrlichkeit wie mit Jammer und Elend beladenen Geschichte und bis in die neueste Zeit herab noch allen seinen Peinigern und Drängern, auch seinen Gegnern mit Recht und in Wahrheit zugerufen und wird es ihnen auch in Zukunft noch zurufen können:

Frißt du mich auch bis zur Wurzel, doch trag' ich Trauben genug noch,
Wein zu spenden, o Bock, wenn du — als Opfer erliegst!

Nicht ohne Grund haben wir uns theils über das vorliegende Buch im Allgemeinen so weitläufig verbreitet, theils besonders bei den Betrachtungen des Verf. über Griechenland und über griechische Zustände (S. 85 — 139) länger verweilt. In diesen letztern namentlich hat derselbe in der That zu goldene Worte in Betreff Dessen, was zu Griechenlands und des griechischen Volkes, sowie der griechischen Verhältnisse richtiger Deutung und besserm Verständnisse dient, und was für Griechenlands Zukunft selbst Noth thut, ausgesprochen, als daß wir nicht hin und wieder diese goldenen Worte selbst hier wiedergegeben uns hätten veranlaßt finden sollen, statt nur darauf uns zu beschränken, auf die Schale, welche dieselben als goldenen Kern einschließt, zu verweisen. Zugleich haben wir dadurch unsererseits und bei dieser um so passendern Gelegenheit, als es sich um das Buch eines Mannes handelt, der selbst europäischen Ruf hat, dazu beitragen wollen, dem Interesse des Auslandes an der Entwickelung Griechenlands, das, wenn jenes Interesse in den letzten Jahren wirklich geschwächt worden sein sollte, hieran an und für sich unschuldig ist, neue Nahrung zu geben, und zwar dies mittels Besprechung grade dieses Buches und mittels ausführlicher Anzeige seines reichen Inhalts um so mehr, als dasselbe bei dem theuern Preise, den wol besonders die architektonischen Beilagen und lithographirten Ansichten von Athen veranlaßt haben, leider nicht in die Hände Vieler kommen dürfte. Übrigens schließen wir diese Anzeige mit den, vom Verf. (S. 20) freilich in einem andern Zusammenhange ausgesprochenen Worten:

Es ist wahr, unserer Zeit fehlt Vieles, was consequente, auf unerschütterten religiösen, politischen und historischen Begriffen und Ansichten fußende Entwickelung und Fortbildung der Nationen und Individuen gewährt; aber eine Bewegung, ein reges Leben und Treiben, welches vor kurzer Zeit noch unmöglich schien, hat auch seinen Reiz, namentlich für eine Generation, welche in Mitte solcher außerordentlichen Ereignisse geboren, aufgewachsen und erzogen ist. 25.

Schulrede gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel. Mit inclavirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers Magister Wundergern. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 18 Gr.

Jean Paul's „Fichtelbergsreise" wird bald vergessen sein; gut daß der ehrliche Florian Felbel noch lebte und sich selbst bei dem Publicum in ein gutes Andenken bringen konnte. Diese Auftrengung hat ihm leider sein Ende zugezogen, und Herr Magister Wundergern hat dieses Werk nach seines Freundes Tode an das Licht gestellt. Ref. wollte die „Fichtelbergsreise" in Jean Paul's sämmtlichen Werken nachsehen, fand aber zu seinem Leidwesen dies das Leben des Collegen Felbel's, des Quintus Fixlein, nicht die diesem unsterblichen Werke in den frühern Ausgaben vorgespannte „Fichtelbergsreise". Keiner der kleinern Zusätze Jean Paul's löst einen so tiefen Blick in sein Leben in Schwarzenbach thun und giebt diese Reise. Ref. war so glücklich vor 20 Jahren, als er eben die Bekanntschaft mit Jean Paul gemacht hatte, durch ihn in diejenige Familie jenes Orts eingeführt zu werden, der die Hauptcharaktere und Verhältnisse von den „Grönländischen Processen" an bis zum „Titan" entlehnt sind. Er fand sehr bald, daß der ideale Dichter überall die Urtypen festgehalten habe, und daß diese in seinen idealistischen Personen erkennbar seien. Es scheint, daß man bei der Herausgabe der sämmtlichen Werke Jean Paul's auf die Geschichte ihrer Entstehung zu wenig Gewicht gelegt habe, und es würde ein Verdienst des trefflichen Florian Kl.... und seiner Geschwister sein, wenn sie die Familienerinnerungen an Jean Paul's Leben in Schwarzenbach mit Bezug auf seine dort entstandenen Werke mittheilen wollten. Gerthe hat uns in seiner Selbstbiographie die innere Geschichte seines schaffenden Genius an seinen Umgebungen gebeutet; auch Jean Paul hat das Bedürfniß gefühlt, dergleichen Schöpfungscommentarien zu hinterlassen; allein sie sind nicht über die Zeit des Chaos und der Urformationen hinausgetrieben.

Die vorliegende „Schulrede" birgt lebendige Spuren einer geistigen Verwandtschaft des Verf. mit Jean Paul. Ein tiefes Gefühl für die wichtigsten Ereignisse der Zeit und das Schicksal seines Vaterlandes hat ihn seinen Zeitgenossen unendlich werth gemacht. Seit Börne und Heine in Lord Byron's zerstörende Geisterrichtung hingerissen wurden, hat man in Deutschland den feinen Takt für Persiflage und humoristische Behandlung der Auswüchse des Menschengeistes verloren, wovein Jean Paul so groß und ebel war. Sein warmer Hoffnung, daß es immer besser werde, ist dem jungen Deutschland fremd. Es verlor den Muth über der Gegenwart und das Vertrauen zu einer ewigen Weltordnung entschwand ihm in der chaotischen Verwirrung der socialen Begriffe, welche gegenwärtig der Sichtung und Scheidung entgegengähren und die Hefe abwerfen.

Florian Felbel tritt in dieser kleinen Schrift mit der gutmüthigsten Schalkheit den außerordentlichen Ereignissen des vorigen Jahres in der sittlich-politischen Geschichte unsers Vaterlandes entgegen. Der letzte baierische Landtag und seine Beravschiedung, die Kölner und hannöversche Frage sind drei wichtige, und vielleicht drei Wendepunkte des deutschen öffentlichen Rechts. Allein man erwarte hier keine parteiische Behandlung, keine Streitschrift. Durch das Medium des Humors betrachtet, erscheinen sie ihm neben der sittlichen Gestaltung des Volkslebens als die wandelnden Lebendbilder. Zerstreut neue, vor 20 Jahren unbekannte Elemente bewegen die Zeit. Die Wissenschaften der vier Facultäten haben eine andere Bedeutung erhalten, der gelehrte Nimbus der Universitäten ist gefallen, eine ungeheure Masse der Wisserei ist mit der rationalistischen Behandlung der Wissenschaften in das Volk übergegangen; die encyklopädische Vielwisserei hilft dem Ungelehrten sich neben dem Gelehrten blähen. Der Luxus verschlingt die Freude am geistigen Genuß. „Tausend Louisdor für Meubles auszugeben, hundert für ein Essen, das bezeichnet den reichen Mann; wehe Dem, der halb so viel für Bücher oder Kunstwerke ausgeben

Digitized by Google

wollte! Man würde sagen: der Mann ruinirt sich; er fängt an zu sammeln!" (S. 84.) Dieselbe Richtung führt unter 100 Deputirten einer Abgeordnetenversammlung 99 auf den Rednerstuhl, es mag das Landgestüte oder ein neues Criminalgesetzbuch an der Tagesordnung sein. Sehr geistreich und witzig hebt der Hr. Verf. heraus, wie begründet in der Vielwisserei und Vielrederei deutscher Landstände die Verechnung der Gegner über die unnützen großen Kosten eines langwierigen Landtags sei. Die besten Gesetzentwürfe werden durch die Masse der Amendements zerrissen und zerlästert, sodaß der Praktiker nicht weiß, an welchen Grundsatz und welche Theorie er sich bei Anwendung der einzelnen Bestimmungen halten soll. Das Lappenhafte unserer neuesten deutschen Gesetzgebungen ist ein anerkannter Übelstand. „Einmal", sagt der Schulredner (S. 111), „sah ich auch ein Gesetz von der Phantasie und dem guten Herzen der Herren Abgeordneten Spießruthen jagen, sodaß es wie ein armer Sünder ganz zerfetzt aus der zweiten Kammer anlangte." Glücklich parallelisirt er das Lottospiel mit den Speculationen in Papieren und Actienunternehmungen (S. 106): „Das Lottospiel ist die geringste Speculation im menschlichen Leben und die einträglichste für den Staat. — Diese Speculation ist, beim Lichte betrachtet, eigentlich nur eine übele Gewohnheit wie Schnupfen und Rauchen, wobei die Leute unnöthigerweise, aber hoffnungslos Geld ausgeben. Es wäre grausam, Rauchen und Schnupfen verbieten zu wollen, aber kaum möglich. Man würde insgeheim ausländischen Taback schnupfen und rauchen, ungefähr wie man mit ungestempelten Karten Pharo spielt bei verschlossenen Thüren. Die großen Speculationen in Papier, mit Eisenbahnactien u. dergl. lassen sich nicht mehr mit Rauchen und Schnupfen vergleichen. Da spielen große, vornehme Häuser nicht blos mit Allem, was sie haben, sondern sogar mit Dem, was sie nicht haben und was man Credit nennt" u. s. w.

Der Raum gestattet nicht, die Proben des gutmüthigen und witzigen Humors des Verf. zu vervielfältigen; doch können wir uns nicht versagen eine der vielen schönen Stellen der Rede hier mitzutheilen, welche Bezug auf die hannöversche Angelegenheit hat:

„Die Fragen: ob es kleine Majorate gebe, nicht auch große? inwiefern der Consens der Agnaten in Veräußerungsfällen nothwendig oder nicht? diese Fragen sind erst in dem heute zu Ende gehenden Jahre zur Sprache gekommen bei einem großen, nachdem man zuvor ungefragt kleine Majoratsherren in Unterthanen verwandelt und ihnen nichts gelassen als ein Pairsleben. Ob es politisch war, diese Frage in Anregung zu bringen, ist eine andere Frage."

„Was sich als Vertrag gestaltet, ist nicht wohl von einem contrahirenden Theile allein auszulegen; hier ist die Dazwischenkunft eines Schiedsrichters zu wünschen."

„Gewisse Leute haben mich einen Absoluten im bösen Sinne des Worts gescholten; das bin ich wol nicht, weil ich diesen Wunsch hege."

„Wo ist ein Land so glücklich zu nennen als Deutschland? Der ernste deutsche Sinn spricht sich in seinem Bunde aus. Er ist das erhaltende Element einer großen, weit und verschieden verzweigten Gemeinschaft. Es lähmt nicht, er hält blos leidenschaftliche Ausbrüche von Umwälzung in seinem Innern, von Krieg nach Außen zurück."

„Möchte er im unbegrenzten Vertrauen zu sich selbst mehr und mehr eine Gewährleistung entwickeln, die keinem andern Lande der Welt eigen ist; wir meinen, daß er auch da das Recht ausspreche und handhabe, wo dessen Linie auf der übrigen Welt aufhört."

„Was Gottes Wort auf Erden und das Sonnensystem am Himmel, das sei der hohe deutsche Bund für Deutschland."

Man sollte hiernach, und weil der Bund sich nicht ins Mittel gelegt hat, eine humoristische Rechtfertigung des koburgischen Münzverbrechens erwarten. Hr. Felbel scheint aber seine Einnahme blos in Vierundzwanzigkreuzern und Getreide bezogen zu haben und hat daher keine Veranlassung gehabt, über diese Bundes- und Volksangelegenheit nachzudenken.

Seine Sprache, obwol der seines Collegen Jean Paul in drolliger Anordnung der Redesätze gut nachgebildet, ist überall klar und edel, und unwiderstehlich folgt man den Sprüngen seines Geistes bis ans Ende, ohne ermüdet zu werden, weil man unaufhörlich bei den ernstesten Betrachtungen zu lächeln genöthigt wird. 52.

Bibliographie.

Antiquitates americanae sive scriptores septentrionales rerum ante-Columbianarum in America. Samling af de i nordens oldskrifter indeholdte efterretninger om de gamle nordboers opdagelsesreiser til America fra det 10de til det 14de Aarhundrede. Edidit societas regia antiquariorum septentrionalium. Imp.-4. Hafniae. 1837. 12 Thlr.

(Boiſſi.) Liebesgeschichten Ludwig des Vierzehnten. Ein Beitrag zu der Sittengeschichte jener Zeit. Aus dem Französischen des Herrn von Boiſſi. 2ter Theil. 8. Altona, Hammerich. 18 Gr.

Brackenhorst, T., Volk und Recht, eine Betrachtung über die Kenntniß der Rechtsvorschrift im Volke als Erforderniß des Rechts. Gr. 8. Altona, Aue. 8 Gr.

Clemens, Fr., Mein Spaziergang durch Hamburg. Pecleographische Genrebilder. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Deutsche in Paris. Herausgegeben vom Verfasser des deutschen Studenten. 2 Bändchen. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Eginhardt. Liebe, Rache, Reue. 2 Bände. 8. Altenburg, Pierer. 2 Thlr. 18 Gr.

Erzählungen. Aus dem Englischen von A. Gräfin von M.*** 2 Bände. 8. Altenburg, Pierer. 2 Thlr. 18 Gr.

Franklin's, B., Leben und ausgewählte Schriften in Einem Bande. Kl. 8. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr.

Gerke. Thespis. Originalspiele für die deutsche Bühne. 2ter Band. Jacob Stainer. Das erste Wölkchen. Das moderne Orakel. Das Forsthaus. Gr. 12. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Hippel's, Th. G. v., sämmtliche Werke. 13ter Band. Hippel's Briefe. 8. Berlin, Reimer. 16 Gr.

Langenn, F. A. von, Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, großentheils aus archivalischen Quellen. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 3 Thlr. 6 Gr.

Das Lied der Nibelungen. Aus dem altdeutschen Original übersetzt von *J. v. Hinsberg*. 4te verbesserte Auflage. Mit 6 Kupfern. Gr. 8. München, Lindauer. 1 Thlr. 5 Gr.

Miruss, A., Das Seerecht und die Flussschifffahrt nach den preussischen Gesetzen, mit Rücksicht auf die wichtigsten fremden Seegesetzgebungen, systematisch bearbeitet. In 2 Bänden. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr. 16 Gr.

Reybaud, Ch., ausgewählte Romane. I—IV. — Auch u. d. T.: Ehestandsscenen. 3 Bändchen. Der Staatssclave. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. Jedes Bdchn. 9 Gr.

Stieglitz, H., Bergesgrüße aus dem Salzburger, Tiroler und Bayrischen Gebirge. Gr. 8. München, Fleischmann. 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

Träume und Schäume vom Rhein. In Reisebildern aus Rheinbaiern und den angrenzenden Ländern. Aus den Papieren eines Müden. 2 Bände. 8. Speier, Reidhart. 2 Thlr.

Wallnau, E., Die Sträflinge. Erzählung nach Familienpapieren. Kl. 8. Chemnitz, Billig. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 256. — 13. September 1838.

Die düsseldorfer Malerschule.

1. Die düsseldorfer Malerschule in den Jahren 1834, 1835 und 1836, von A. Fahne. Düsseldorf, Schreiner. 1837. 8. 16 Gr.
2. Die düsseldorfer Malerschule, oder auch Kunstakademie, in den Jahren 1834, 1835, 1836 und auch vorher und nachher, von J. J. Scotti. Düsseldorf, Schreiner. 1837. 8. 16 Gr.
3. Meine Schrift „Die düsseldorfer Malerschule" und ihre Gegner, von A. Fahne. Düsseldorf, Schreiner. 1837. 8. 6 Gr.

Das Geschrei, welches die obigen Schriften, namentlich Nr. 1 veranlaßt haben, ist zwar bereits einigermaßen verhallt, und insofern dürfte eine Besprechung dieser Schriften posthum oder eine Wiederaufnahme des Streites sogar unzweckmäßig erscheinen. Die vielen Stimmen jedoch, die in diesem Streite laut geworden sind, haben — so viel uns bekannt — die Sache immer ziemlich einseitig und nicht erschöpfend behandelt. Obgleich nun dies letztere auch nicht in unserm Plane liegen kann, so mag doch das Interesse, welches die in den Streit gezogene Sache verdient, ein kurzes Résumé über sämmtliche Streitpunkte immer entschuldigen. Dieses soll hier versucht werden.

Die rubricirten Schriften sind Klage, Vernehmlassung und Replik; die Duplik ist zum Vortheil der Sache ausgeblieben. Wir wollen referiren und das Publicum mag dann entscheiden. In der Schrift Nr. 1 warf sich Herr Fahne, Friedensrichter in der Nähe von Düsseldorf, zum Wortführer und Vorkämpfer einer Anzahl von düsseldorfer Künstlern auf, von denen er behauptet, daß sie einerseits von dem Directorium der Akademie für die Rheinlande und Westfalen, andererseits von dem Vorstande des rheinisch-westfälischen Kunstvereins vernachlässigt und hintangesetzt würden, obgleich sie als aus der Provinz Rheinland-Westfalen gebürtig, vorzugsweise die Vortheile beider Institute zu genießen berechtigt wären. Es kührten sich hier mehre böse Geister zu gleicher Zeit und verbündeten sich: nämlich einmal die künstlerische Mittelmäßigkeit (welchen Ausdruck wir nachher in gewisser Weise restringiren werden) und sodann der kleinstädtische Provinzialgeist. Nach Hrn. Fahne's Behauptung werden sämmtlichen aus der Provinz Rheinland-Westfalen gebürtigen Künstlern die Vortheile, welche ihnen die Akademie zu Düsseldorf sowie der rheinisch-westfälische Kunstverein gewähren könnte und sollte, entzogen und Fremden, nicht aus dieser Provinz Gebürtigen zugewendet. Die Akademie zu Düsseldorf soll nun aber eine ausdrücklich für Rheinland-Westfalen bestimmte sein, der Kunstverein ebenso: die Dotation der Akademie geschieht aus der Provinz der sie angehört; der Kunstverein zieht gleichfalls seine Beiträge fast allein aus der Provinz, deren Namen er trägt. Was wäre also billiger, als daß die Vortheile beider Institute nur oder hauptsächlich den speciellen Landeskindern, den aus der Provinz Rheinland-Westfalen Gebürtigen zu Gute kämen? Statt dessen, daß ihnen diese Vortheile allein, oder vorzugsweise, oder wenigstens zur Hälfte zu Gute kommen sollten, werden ihnen diese Vortheile fast gänzlich entzogen und verhaßten Ostländern (Ostpreußen) zugewendet. Und wer trägt die Schuld dieser Unbilligkeit, dieser Ungerechtigkeit? Wer ist Schuld, daß beide Institute so wenig ihrem wirklichen oder anscheinenden Zwecke gemäß wirken?

Auf diese Frage muß man den Anschuldigungen des Hrn. Fahne gemäß einen Namen nennen, den neben solchen Anschuldigungen auch nur niederzuschreiben wir gerechte Scheu tragen: es ist einer von Deutschlands besten und schönsten Namen, auf den diese Anklagen gehäuft werden —, es ist der Director Wilhelm Schadow, der die alleinige Ursache dieser Ungerechtigkeiten sein soll. Zum Glück, und wie sich's auch gar nicht anders denken läßt, ermangeln diese Anschuldigungen, namentlich in der Art, wie sie gegeben sind, alles Grundes. (Mehrfach scheint Hr. Fahne selber Scheu getragen zu haben, Schadow's Namen an seine Beschuldigungen zu knüpfen, da er namentlich bei der Klage über die Ungerechtigkeit, mit welcher die rheinisch-westfälischen Künstler vom Vorstande des rheinisch-westfälischen Kunstvereins bei den Bilderkäufen behandelt werden sollen, grade nicht Schadow als eigentlichen Urheber nennt. Dieses Verschweigen erscheint hier nicht als scheue Pietät, sondern, bei den übrigen auf Schadow gehäuften Anklagen und der Coincidenz des Grundes der andern Ungerechtigkeiten mit dieser von Seiten des Kunstvereinvorstandes ausgeübten, nur als eine perfide Reticenz.)

Die Anklagen Fahne's gegen Schadow gehen nun

Digitized by Google

dahin: die aus Rheinland-Westfalen gebürtigen Künstler könnten in der Akademie keine Ateliers erhalten, desgleichen nicht Zutritt zu Schadow's Umgang, indem beides nur für Ostländer bestimmt sei; bei den vom Kunstvereine veranstalteten Ankäufen würden unverhältnißmäßig mehr Arbeiten von Ostländern angekauft als von Rheinländern.

Zur Erklärung derjenigen Facta, auf welche diese Anklagen gegründet sind, muß man auf die Entstehungsgeschichte nicht der düsseldorfer Akademie, sondern der düsseldorfer Malerschule in ihrer gegenwärtigen Gestalt zurückgehen.

Als Cornelius das Directorat der düsseldorfer Akademie, nachdem er dasselbe nur kurze Zeit bekleidet hatte, abgab, bestand zwar jene Akademie, an eine eigne Malerschule in diesem Sinne war aber nicht zu denken. Da übernahm Wilhelm Schadow (1826) das Directorat; ihm folgte aus Berlin eine Reihe ausgezeichneter Schüler, grade Die, welche noch in diesem Augenblicke den eigentlichen Ruhm der düsseldorfer Schule ausmachen. Dies waren lauter Ostpreußen, ja, es traf sich, daß der, so viel uns bekannt, einzige Künstler von Ruf, der bereits unter Cornelius ein Schüler der düsseldorfer Akademie gewesen war und nun ein Schüler Schadow's wurde, ein geborener Berliner war, nämlich Hermann Stilke. Aus Berlin aber folgten dem geliebten Lehrer die bekannten Künstler und eigentlichen Gründer des Ruhmes der düsseldorfer Akademie: Hübner, Lessing, Sohn, Mücke, Köhler, Hildebrand u. s. w., und später andere Berliner und Ostpreußen, Bendemann, Jordan, Schrödter u. s. w. Diese blieben in Düsseldorf bei Schadow nicht allein, so lange sie sich etwa noch als Schüler ansehen mochten, sondern das Verhältniß zu Schadow und zur Akademie dauerte noch fort, als diese Leute zum Theil schon einen Ruf erlangt hatten, der über die Grenzen von Deutschland hinausging. Dieses ganz eigenthümliche, nur in Düsseldorf sich findende, nur bei Schadow mögliche Verhältniß der dortigen großen Künstler zu Schadow und zur Akademie ist grade die Quelle, aus welcher die Eigenthümlichkeiten der düsseldorfer Schule, ihre Vorzüge wie ihre Fehler entspringen. Anderswo verläßt der Schüler, sobald er einige Selbständigkeit erlangt hat, den Meister; in Düsseldorf arbeiten Lessing, Hübner u. A. noch heute wie vor zehn Jahren auf der Akademie als Schüler der Akademie und Schadow's. Dieses eigenthümliche, wir möchten sagen Familienverhältniß, ist allein Schadow's Werk. Wie schon erwähnt worden, ist grade dieses Verhältniß die eigentliche Ursache der Eigenthümlichkeiten der düsseldorfer Schule mit ihren Fehlern und Vorzügen. In dieser Familie der düsseldorfer Schule trägt Einer den Andern; die Erfahrung, die der Eine macht, sie kommt auch dem Andern zu gute; die Richtung, in welcher der Eine Glück macht, ihr sucht auch der Andere, namentlich der an Talent Schwächere, zu folgen; die Anregung, die der Eine erhält, sie trifft auch den Andern. Daher das Gemeinschaftliche in den Productionen der düsseldorfer Schule in der Tendenz, in der innern und äußern Technik, wobei dennoch jede individuelle Eigenthümlichkeit sich frei bewegt und scharf genug von der andern sich unterscheidet, und wobei nur der an Talent Schwächere, an welchem doch nichts verloren, als reiner Nachahmer des bedeutendern Talentes eine Selbständigkeit einbüßt, oder vielmehr nicht gewinnt, die er doch nie gewonnen haben würde. Dadurch aber, daß Schadow keinem Schüler seine Richtung, seine Art und Weise aufdringt, ganz im Gegensatze zu andern Akademiedirectoren, sondern jedes Talent selbständig zu entwickeln sucht, unterscheidet er sich grade als Lehrer so sehr von allen andern Lehrern, das grade macht ihn, den Lehrer, und die Künstler, seine Schüler, so groß. Jenes Anschließen des Einen an die Richtung und Weise des Andern ist ein rein freiwilliges und fast stets von der Eigenthümlichkeit gebotenes, wobei dennoch der Richtungen so verschiedenartige sich geltend machen, daß Freiheit des Wählens genug vorhanden ist und grade aus der Verschiedenheit der eingeschlagenen Wege am deutlichsten für den wählenden Anfänger die Überzeugung hervorgeht, daß nicht ein Weg, sondern ihrer viele zum Ziele führen, und daß neben den bereits eingeschlagenen auch noch andere möglich sind, wenn er nur die Kraft hat, sie aufzufinden und zu bahnen, wobei ihm dann freilich grade Schadow mit seinem freien Sinne, der die Eigenthümlichkeit einer jeden Individualität aufzuspüren weiß, vor Allen behülflich sein wird.

Sehen wir nun solchergestalt auf der einen Seite das familienmäßige Zusammenhalten der sämmtlichen düsseldorfer Kunstschüler als charakteristische Grundbedingung der ganzen Schule, wodurch es dem Leiter und Führer des Ganzen unmöglich wird, die flügge gewordenen Jungen aus dem Neste zu stoßen, um ihren Platz an andere, noch nicht so starke zu vergeben, da ja jedes Glied zum Ganzen gehört und nicht losgerissen werden kann, ohne den Organismus des Ganzen wenigstens zu verletzen, so mußte es auf der andern Seite ein dem Director gewiß am meisten unwillkommenes Hemmniß sein, daß durch das beschränkte Local des Akademiegebäudes eine Aufnahme aller der Schüler, welche sich meldeten, unmöglich wurde. Das war namentlich damals, als Fahne's Buch erschien, der Fall, ehe der neue Flügel des Akademiegebäudes vollendet war, der jetzt, seit dem Frühjahr 1837 vollendet, noch eine Menge Ateliers disponibel macht.

(Der Beschluß folgt.)

Die polnische Literatur im 19. Jahrhundert.

Erster Artikel.*)

Ignaz Krasicki, Bischof von Ermeland, wird allgemein an die Spitze der polnischen Dichter gestellt, obgleich sich wol Manches dagegen sagen ließe. Zu jeder Zeit und in jeder Literatur würden seine Werke durch reinen Geschmack und classische Vollendung Aufsehen gemacht haben; um wie viel mehr verdienen sie dasselbe, da sie in Polen und unter so vielen hindernden Umständen entstanden. Krasicki wurde 1734 in einer adeligen und ausgezeichneten Familie geboren und von seinen Ältern für den

*) Wir entlehnen den Artikel dem „Athenaeum", wo der Verf. sich Stanislaus Kozmian nennt. D. Red.

Digitized by Google

geistlichen Stand bestimmt, welcher damals einem jungen Manne die glänzendsten Aussichten eröffnete. Frühzeitig schon zeigte sich sein ungewöhnliches Talent. Seine Bildung wurde durch Reisen ins Ausland vollendet, und nach seiner Rückkehr nach Polen war er der Liebling der vornehmen Gesellschaften in Warschau wegen seines Witzes, seiner Kenntnisse und seines Benehmens. Diese Eigenschaften gewannen ihm Zutritt an den Hof Stanislaus August's, und die Freundschaft, die sich zwischen dem Könige und dem Dichter bildete, dauerte ihr ganzes begebnißreiches Leben hindurch. Dem Einflusse Krasicki's verdankt man den Schutz, den die Wissenschaft und Literatur unter dem letzten Könige Polens genossen, der unserm Dichter auch zum Zeichen seiner Achtung das Bisthum gab. Obgleich Krasicki's politische Laufbahn nur kurz war, so erhob er doch laut seine Stimme gegen die russischen Eingriffe. In Folge der ersten Theilung Polens kam seine Diöcese zu Preußen, und er verwendete nun seine Mußestunden zu literarischen Arbeiten, die seinen Namen unter seinen Landsleuten berühmt machen sollten. Die Theilung des Landes brachte ihn in Berührung mit Friedrich dem Großen, und der Freund des unglücklichsten Königs des 18. Jahrhunderts wurde der Günstling des glücklichsten. Man erzählt viele Anekdoten von Beiden, wir erwähnen jedoch nur eine. „Heiliger Vater", sagte Friedrich eines Tages zu dem Bischof, nachdem er sich heftig gegen die Absurdität der Katholiken ausgesprochen, welche den Himmel ganz allein in Anspruch nehmen, „ich hoffe unter Ihrem Mantel mit in den Himmel hineinzuschlüpfen." „Ew. Majestät haben denselben zu sehr verschnitten, als daß er Sie noch verbergen könnte", antwortete der Bischof. Der König, der das Einkommen Krasicki's sehr verringert hatte, lachte über die Antwort und gab seinem Freunde das ganze Besitzthum zurück.

Die Werke Krasicki's sind zahlreich und umfassen verschiedene Gegenstände. Der charakteristische Zug seines Geistes war der Witz, und deshalb zeichnete er sich besonders in Fabeln, Satiren und ernstkomischen Gedichten aus. Seine Fabeln erreichen fast die Zahl von zweihundert und sind in dem Munde jedes Kindes in Polen.

Als schärfere und gewaltigere Waffe zeigt sich sein Geist in seinen Satiren; das freiste Feld aber fand er in dem ernstkomischen Gedichte, und drei von seinen vier Schöpfungen dieser Art gelten für seine schönsten Werke. Das erste davon ist „Myszeis", worin er das Märchen, welches die Polen wie viele andere Nationen besitzen, von dem Könige, der von Mäusen gefressen wird, erzählt. In seiner geistreichen Schilderung des Kampfes zwischen den Mäusen und Ratten macht der Dichter die Streitigkeiten in Polen lächerlich. Das zweite dieser Gedichte entstand auf eine Aufforderung Friedrich's, etwas in der sarkastischen Manier Voltaire's zu schreiben, und Krasicki schrieb seine „Monachomachia" oder den Mönchekrieg, worin er die Eigenthümlichkeiten des mönchischen Lebens verspottet. Das Gedicht machte großes Aufsehen im Lande. Um die dadurch hervorgebrachte Aufregung zu besänftigen, schrieb er seine „Antimonachomachia", worin er unter dem Scheine, seine frühern Angriffe zurückzuweisen, die Unwissenheit, die Vorurtheile und die Trägheit der Mönchsorden in ein nur noch helleres Licht stellte. Am meisten am Herzen lag ihm jedoch ein Nationalepos, und er schrieb wirklich ein Gedicht in zwölf Gesängen: „Der Krieg von Chozim", das zwar einige außerordentlich schöne Stellen enthält, im Ganzen aber völlig verunglückt ist.

Der Dichter war überdies ein trefflicher Übersetzer. Seine Übertragung Ossian's erfreute die ganze polnische Nation. Auch seine kleinern Gedichte, seine poetischen Episteln u. s. w. sind reich an Schönheiten. Weniger vorzüglich sind seine prosaischen Schriften, obgleich zwei seiner Novellen wegen der darin enthaltenen trefflichen Schilderungen und beißender Verspottung der Nationalvorurtheile noch immer gelesen und bewundert werden. Plutarch und Lucian scheinen seine Lieblingsschriftsteller gewesen zu sein. Dem Erstern, seinem Muster, hat er zwar durch seine „Lebensbeschreibung großer Männer" keine große Ehre erwiesen; in seinen „Todtengesprächen" dagegen, worin er den Letztern nachahmte, ist er wieder er selbst. Er schrieb auch Lustspiele, kannte aber den geringen Werth derselben selbst so gut, daß er sie nicht unter seinem Namen erscheinen lassen wollte. Überdies schrieb er noch manche andere Werke und gab eine Encyklopädie heraus. Krasicki überlebte seine beiden königlichen Freunde und, was ihm noch theurer war, sein Vaterland. Er starb in Berlin 1801.

Der Geist des Adam Naruszewicz wurde in einem Jesuitenkloster gebildet; er trat in den Orden und wurde einer der fähigsten Kämpfer desselben. Seine Werke scheinen ihn an die Spitze der geistigen Berühmtheiten seiner Zeit zu stellen; aber obgleich er keinen gemeinen dichterischen Geist besaß, obgleich er sich durch Gedankentiefe auszeichnete, muß er doch Krasicki nachstehen, den er zwar bisweilen an Gelehrsamkeit übertrifft, dessen Humor und Elastieität des Geistes er aber nicht erreicht. Er versuchte zu vielerlei, um in Allem ausgezeichnet zu sein. In seinen „Oden", wovon man zwei Bücher hat, zeigt er einen hohen Gedankenschwung und eine große Anmuth der Sprache. In seinen Satiren schwingt er oft die scharfe Geißel Juvenal's. Sein warmes Colorit, die Wahrheit seiner Schilderungen und seine reine Sprache finden sich wieder in seinen Idyllen. Er gab ferner der polnischen Literatur treffliche Übersetzungen von Pindar, Anakreon und Homer. Leider verfiel er später in Übertreibung und Bombast; doch konnte er auch reizend, galant und zierlich sein; so schließt er z. B. seine Satire über die Ehe und seine Gründe für dieselbe mit den Worten: „Gott selbst sanctionirte die Ehe; er schuf Adam nicht mit einer Schwester, sondern mit einer Frau."

Die allgemeine Bewunderung, die er fand, verdiente er jedoch vorzüglich durch seine prosaischen Schriften. Seine Übersetzung des Tacitus ist ein Meisterstück. Außerdem schrieb er die Geschichte Polens, eine Biographie des berühmten Kriegers Johann Chodkiewicz und eine Statistik der Krim.

Stanislaus Trembecki erscheint unter den Dichtern wie ein phantastischer Geist. Er singt aus der Fülle eines überströmenden Herzens; er mag die Reize einer Schönen oder den Jubel eines Festes feiern, sein Lied ist immer von der Begeisterung eingegeben, welche den Leser unwiderstehlich bis zu den letzten Worten fortreißt. Seine Galanterie gegen das schöne Geschlecht u. s. w. verwickelte ihn in viele Streitigkeiten; er focht zu Ehren desselben über dreißig Duelle aus. Leider vernachlässigte er dabei seinen Geist und untergrub seine Gesundheit. Der einst allgemein bewunderte Kammerherr eines der glänzendsten Höfe Europas verbrachte seine letzten Tage in einem ärmlichen und öden Hause, wo er Sperlinge fütterte und die Fledermäuse beobachtete; er hatte wie sein Vermögen so auch seinen Verstand verloren.

Der Ruhm Joseph Szymanowski's beruht auf einem scheinbar ungenügenden Grunde, auf der gereimten Übersetzung von Montesquieu's bekannter prosaischer Erzählung: „Der Tempel von Gnidos"; aber sein Verdienst liegt darin, daß er seiner Muttersprache dabei eine früher nicht gekannte Grazie gab.

Dionysius Kniaznin. Das Talent dieses Dichters brachte ihn frühzeitig in Berührung mit den Beschützern der Literatur und Kunst, an deren Spitze die Familie des Fürsten Czartoryski stand, und in Pulawy fand der junge Kniaznin Unterstützung sowie schöne Augen, die ihn auf seiner dichterischen Laufbahn ermuthigten. Seine drei Dramen: „Die dreifache Heirath", „Der Zigeuner" und „Die spartanische Mutter" (das letztere steht besonders hoch wegen der Schönheit des lyrischen Theiles), wurden für das Theater in Pulawy geschrieben. Sein „Ballon", ein Gedicht in zehn Gesängen, schildert die Bemühungen einer Gesellschaft zur Herstellung eines „schwebenden Balles" in Pulawy. Seine Idyllen zeichnen sich durch ihre Grazie aus; sein Hauptverdienst liegt in seinen Oden. Außerdem schrieb er Fabeln und lateinische Gedichte. Eine unglückliche Liebe verdunkelte die Tage des Dichters; der Ort seiner Triumphe hatte auch eine Eleonora für ihn, die für seine

Digitized by Google

Huldigungen zu hoch gestellt war. Sein frühzeitiger Tod gesellt ihn zu den wenigen Männern, die wirklich an Liebesgram starben.

Kajetan Wengierski. Die schönsten Blüten seines Dichtertranges sind seine Lieder, in denen man nur bisweilen obscöne Stellen mit ihrer Unmuth entschuldigen muß. Es sind allerliebste Kleinigkeiten, mehr wegen ihrer Ausführung als wegen des Gegenstandes zu bewundern. Wenn er wegen seiner laxen Moral der polnische Piron genannt wird, so verdient er wegen der Tendenz seiner Werke auch der polnische Voltaire genannt zu werden. Ein französischer Dichter meint, Béranger sei

ecios d'un oeuf poudu

par Voltaire, et enrivé par l'aigle impérial.

Dasselbe läßt sich von Wengierski sagen, nur daß ihn nicht der gewaltige kaiserliche Adler, sondern die Flügel eines üppigen Königs wärmten, und er demnach ein Anderer wurde, als er sonst geworden sein würde. Als er durch seine boshaften Ausfälle einige einflußreiche Personen beleidigt hatte, mußte er sein Vaterland verlassen. Er bereiste Frankreich und Italien und gab eine humoristische Beschreibung dieser Reise heraus. In Paris dürfte er seine Unvorsichtigkeiten in der Bastille. Nach seiner Rückkehr nahm ihn das Publicum wie den wiederkehrenden verlornen Sohn auf; aber Krankheit nöthigte ihn bald, sich in ein wärmeres Klima zu begeben. Er starb in seinem zweiundvierzigsten Jahre in Marseille. Sein Hauptwerk, ein heroisch-komisches Gedicht: „Die Orgel", verdient eine besondere Erwähnung; er gesellt sich in die komischen Sitten und Literatur. Alle seine Kraft wendete er auf die Übersetzung von J. J. Rousseau's „Pygmalion". Außerdem schrieb er Satiren, Epistetn, Fabeln und Lieder und übersetzte einige der besten französischen Erzählungen.

Franz Dmochowski gehört eigentlich in diesen Dichterkreis nur als fleißiger und ausgezeichneter Übersetzer der Meisterwerke Griechenlands, Roms, Frankreichs und Englands. 95.

Notizen.

Combe und Tamisier.

So heißen zwei Reisende, zwei noch junge Männer, welche ohne alle Ermuthigung und Hülfe, auf eigne Faust eine höchst gefahrvolle Reise nach Abyssinien gemacht und sie jetzt unter dem Titel: „Voyage en Abyssinie, dans les pays des Galla, de Choa et d'Ifat" (4 Bände), beschrieben haben. Ihr Reisetagebuch ist einfach geschrieben und enthält eine Menge neuer Entdeckungen, welche auf die Geschichte der Horden und Völkerschaften Afrikas Bezug haben. Combe und Tamisier tummelten sich in dem Lande der Galla und der Abyssinier umher; jetzt mit der wohlwollendsten Gastfreundschaft aufgenommen, sahen sie sich im nächsten Augenblicke tausend Quälereien und Drohungen ausgesetzt, sodaß sie nicht selten Gefahr liefen, der Verschlagenheit und dem Mißtrauen der habsüchtigen Häuptlinge zum Opfer zu fallen. Obgleich sie Gegenden durchstreichen, welche bereits Salt und Bruce vor ihnen bereist haben, geben sie doch über den Zustand dieser Gegenden die merkwürdigsten Aufschlüsse. Sie fanden hier, wie ihre Vorgänger, jenes verderbene Christenthum vor, welches durch eine Menge abergläubischer Gebräuche in eine wahrhafte Mißgestalt ausgeartet ist. Die Geistlichkeit ist noch demoralisirter als der übrige Theil der Nation. In manchen Gegenden ist der Boden fruchtbar, da hat man alle Producte in Überfluß und die nothwendigen Lebensmittel stehen um einen sehr geringen Preis feil. Die Einwohner zeigen Verstand, aber ihre Fähigkeiten scheinen eingeschläfert und nichts im Stande zu sein, sie einer Apathie zu entreißen, welche sich jeder Entwicklung und jedem Fortschritte widersetzt. Unsere Reisenden glauben, daß es den Europäern um so eher möglich sein werde, bedeutende Umwälzungen in dieser Region herbeizuführen, da eine weit verbreitete Sage prophezeit, es werde einst ein weißer König dort seinen Herrschersitz aufschlagen. In vielen Dörfern wurden die Reisenden sogar mit dem Ausruf empfangen: Seht da den König! Seht da den König! und das Volk drängte sich in Masse um sie. Fast überall wollte man sie zurückhalten, und mehre Könige suchten sie durch glänzende Versprechungen zu gewinnen, sich bei ihnen niederzulassen. Ihr Reisetagebuch ist voll von pikanten Ereignissen und Abenteuern, die unser Interesse in Anspruch nehmen, und liefert zugleich ein kurzes Résumé der Geschichte Abyssiniens und ein chronologisches Verzeichniß seiner Herrscher, Angaben über den Handel, den industriellen Zustand und den Preis der Lebensmittel sowie Berichtigungen der Irrthümer, welche hier und da bei Salt und Bruce zu finden sind.

Das „Quarterly review" theilt bei Gelegenheit einer sehr lobenden Kritik über die Novellen der Lady Blessington seine Ansichten über die Bedeutung der Novelle für die moderne Literatur mit. Die häusliche Novelle, wird gesagt, ist die einzige, deren Gebiet nicht zu erschöpfen ist. Als die Begründer dieser Art Romanliteratur nennt der Reviewer drei ziemlich verschiedene Geister, von denen man nicht recht einsieht, wie sie hier zusammenkommen; diese Geister sind Richardson, Rousseau und Goethe. Rousseau ist dem kühnen Vergleicher der französischen Richardson, zwar rhetorischer im Styl, aber im Effect nicht so parteiisch. Goethe jedoch in seinem „Werther" vereinigte die Einfachheit des Engländers mit der Beredtsamkeit des Franzosen. „Keine Übersetzung", sagt der Kritiker, „kann einen Begriff geben von der erstaunenswerthen Einfachheit des „Werther", von der wunderbaren Naturtreue, mit welcher Gefühle und häusliche Sitten gemalt werden, die im Allgemeinen jedes Erdenkind aus Erfahrung kennt, die aber durch die Steigerung, welche sie durch Goethe's Genius erfahren, erhaben werden. Jedermann hat wie Werther, wie Hamlet gefühlt, nur nicht mit derselben Intensivität."

Für Liebhaber des Fischfangs, die in Altengland ein großes Publicum bilden, möchte ein Buch zu empfehlen sein, welches unter dem Titel: „An angler's rambles by *Edward Jesse*", neulich erschienen ist. Sowol das „Court journal" als die „Literary gazette" rühmen die reizenden Skizzen und Anekdoten aus alter und neuer Zeit und die sanfte sonnige Darstellung des Verfassers, welche ihres Gleichen suche und das Buch zum Liebling aller literarischen Spaziergänger machen werde. 108.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Alphabetische Zusammenstellung
der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen,
sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen
und Verordnungen
enthaltenen Bestimmungen.
Herausgegeben von
Dr. Karl Heinrich Haase,
Mitglied des Appellationsgerichts zu Leipzig.
Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Diese mit großer Sorgfalt bearbeitete Zusammenstellung der neuesten strafrechtlichen Bestimmungen wird den Gebrauch des Criminalgesetzbuchs wesentlich erleichtern.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 257. — 14. September 1838.

Die düsseldorfer Malerschule.

(Beschluß aus Nr. 256.)

Auf diese, durch die beschränkte Localität veranlaßte Unmöglichkeit, den sich zur Aufnahme Meldenden (worunter eine Menge Rheinländer) Ateliers einzuräumen, gründet sich der Hauptvorwurf, den Fahne dem Director Schadow macht. Die Akademie sei als Akademie für Rheinland-Westfalen eigentlich nur für Schüler aus dieser Provinz bestimmt gewesen, statt dessen aber hätten fast nur oder hauptsächlich Ostpreußen die Ateliers inne, und für Rheinländer und Westfalen, die sich zur Aufnahme meldeten, habe sich kein Platz mehr gefunden. Dieses Factum ist, wie oben erzählt worden, richtig, aber gegen den Director Schadow läßt sich dennoch kein Vorwurf daraus herleiten. Ostpreußen waren die ersten Schüler, die mit Schadow von Berlin herüberkamen, die bald darauf folgten; sollte Schadow diesen nun die Aufnahme versagen, um die Ateliers für Rheinländer zu verwahren, im Falle sich dergleichen später zur Aufnahme melden würden? Oder sollte er, wenn die Ateliers einmal vergeben waren, und sich nun ein Rheinländer oder Westfale zur Aufnahme meldete, irgend einem der aus andern preußischen Provinzen oder aus andern deutschen Staaten gebürtigen Schüler das Atelier nehmen, um es dem Rheinländer zu geben? Und welchem jener ältern anderswoher gebürtigen Schüler sollte er das Atelier nehmen? Doch natürlich nur dem in seiner Kunstbildung am weitesten vorgerückten, da es ja angemessen erscheinen mußte, daß ein Solcher, der sich vollauf sattgegessen, einem Hungerigen Platz mache. Da hätten, wenn irgend ein Rheinländer sich zur Aufnahme meldete, also weil er Rheinländer war und erst noch etwas lernen wollte, Männer wie Lessing, Hübner u. A., weil sie keine Rheinländer waren und schon etwas konnten, dem Ankömmling Platz machen sollen? Wahrlich, das war die einzige Art und Weise, wie Schadow den Vorwürfen des Hrn. Fahne entgehen konnte. War aber damit der Akademie, der Kunstschule gedient? Gewiß nicht! Nicht Rheinländer (wenn man denn einmal durchaus auf provinzielle Unterscheidung bestehen will), sondern Ostpreußen sind es, die den Ruhm der düsseldorfer Schule gegründet, und was jene ältern ostpreußischen Schüler geleistet, kam dem jüngern, mochte er Rheinländer oder Ostpreuße sein, in jeder Hinsicht zu Gute. Nicht allein daß Jener Kunst die seinige trug, daß Jener Erfahrung und Kenntniß seine Unsicherheit stützte, auch der Ruhm und Ruf jener Heroen der düsseldorfer Schule kam dem schwächern Schüler derselben zu Gute, jene trugen ihn wie in künstlerischer, so auch in materiell-commercieller Hinsicht. Diese Seite der Sache muß hier auch erwähnt werden, namentlich da Hr. Fahne auch auf diese commerciellen Verhältnisse einen Theil seiner Vorwürfe gründet. Wir haben es erlebt und uns theilweise darüber gefreut, daß die düsseldorfer Schule dergestalt Mode wurde, daß manches sonst mittelmäßige Bild gelobt und gekauft ward, grade und blos weil es nun einmal aus der düsseldorfer Schule hervorgegangen. Lag denn nun davon der Grund in der Oertlichkeit, daß Düsseldorf zur Provinz Rheinland-Westfalen gehört? Oder lag die Ursache davon nicht vielmehr darin, daß durch das familienartige Zusammenhalten auch der bedeutendern Meister zu einer Schule und zu einem Meister die düsseldorfer Schule erst recht zu einer compacten Masse wurde, die ihren Glanz von den bedeutendern Namen wie Lessing, Bendemann u. s. w. erhielt, welcher Glanz aber auch den Unbedeutenderen, mochten es West- und Ostländer sein, reichlichst zu Gute kam? Wie es bei Sachen geht, die in Mode kommen, das Wort: düsseldorfer Schule, ward förmlich zu einer Fabrikfirma (womit wir keinen Tadel ausgesprochen haben wollen), und diese Firma verschaffte, wie jede gut accreditirte Firma, selbst den mittelmäßigeren Werken Absatz; ja, es ist uns bekannt, wie selbst namhafte Künstler durch intendirte oder ausgeführte Übersiedelung nach Düsseldorf oft im Grunde nicht mehr beabsichtigten, als auch ihren Werken die Geltung zu verschaffen, welche die Firma: Düsseldorf, nun einmal hatte. In mancher Hinsicht war dies Modewerden der düsseldorfer Schule und dessen Folgen (daß dadurch auch mittelmäßige Werke Geltung erhielten) schlimm und schädlich, aber Hr. Fahne und die Gleichgesinnten konnten für ihre Tendenzen doch nur damit zufrieden sein. Freilich waren es hauptsächlich und fast allein die Ostpreußen Lessing, Bendemann, Hübner, Hildebrand, Schröder, Jordan u. s. w., welche den Ruf dieser Firma begründet hatten, und wären sie — wie Hr. Fahne es doch in seinen letzten Consequenzen verlangen muß — von der Akademie entfernt worden, um Platz für junge Westfalen zu

Digitized by Google

gewinnen, wahrlich es wäre zu bezweifeln gewesen, ob diese Letztern den Ruf der Firma hätten aufrecht erhalten können ohne jene.

Jene Künstler, vor Allen aber Schadow der Director, mögen es uns verzeihen, wenn wir von ihrer Thätigkeit unter solchen Ausdrücken und Bildern reden; wie soll man sich aber der Prosa verständlich machen, deren Sinn nur auf Materielles gerichtet ist?

Wenn es nun in dieser Hinsicht (in Bezug auf die Ateliers) unmöglich war, von Seiten des Directoriums der Akademie den Wünschen und Anfoderungen zu genügen, zu deren Wortführer Hr. Fahne sich aufgeworfen hat (abgesehen davon, daß die gewiß von Schadow am meisten gewünschte Vergrößerung des Akademiegebäudes es nunmehr möglich gemacht hat, viele dieser Wünsche zu erfüllen), so erscheinen die der Verwaltung des rheinisch-westfälischen Kunstvereins von Hrn. Fahne gemachten Vorwürfe beinahe unsinnig. Diese Vorwürfe besagen nämlich: statt als Kunstverein für Rheinland-Westfalen allein oder vorzugsweise von rheinisch-westfälischen Künstlern anzukaufen, begünstige der Vorstand des Kunstvereins beim Ankaufe und bei der Bestellung von Bildern die ostpreußischen Künstler auf Kosten der Rheinländer und Westfalen, indem er von jenen für größere Summen und bedeutendere Werke ankaufe als von diesen. Hr. Fahne hat durch Nachweisungen aus den Ausstellungskatalogen und aus den Jahresberichten des Kunstvereins seine Behauptungen zu beweisen versucht, die Verwaltung des Kunstvereins hat ihm widersprochen, und Hr. Scotti hat durch seine Nachweisungen aus den Katalogen u. s. w. das Gegentheil des von Fahne Behaupteten darzuthun versucht. Uns däucht, der Vorwurf war seiner Natur nach so kindisch-ungerecht, daß er gar keine Widerlegung verdient, obgleich aus den eignen Nachweisungen Fahne's und denen seines Gegners hervorgeht, daß die Behauptung Fahne's, sowie er sie gestellt, gar nicht einmal gegründet ist, sondern daß von Rheinländern ebenso viel angekauft worden als von Ostpreußen. Doch lassen wir einmal diese factischen Verhältnisse und gehen wir dem Principe etwas näher zu Leibe, nach welchem Hr. Fahne alleinige, vorzugsweise oder wenigstens gleiche Berücksichtigung der rheinländisch-westfälischen Künstler mit den ostpreußischen verlangt; ein Princip, das in der Theorie an und für sich ganz richtig ist, in der Ausübung aber unsinnig sein würde.

Der rheinisch-westfälische Kunstverein hat zwar zunächst gewiß die Unterstützung und Ermunterung der Künstler zu einem seiner Hauptzwecke gesetzt, jedenfalls aber hat er auch das Publicum, durch das er existirt, zu berücksichtigen. Einen Theil seiner Mittel verwendet der Kunstverein nach einer überaus lobenswerthen, fast nur bei diesem Vereine sich findenden Einrichtung zu Bestellungen von bedeutendern Werken für öffentliche Zwecke, z. B. Altarbildern. Dazu kann man natürlich keine schlechten Werke, keine Schülerarbeiten nehmen, sondern möglichst gute; ferner ist dabei Landschaft und Genre schon durch den Zweck ausgeschlossen, der nur ernste, historische oder religiöse Gegenstände zuläßt. Einen andern Theil seiner Mittel verwendet der Kunstverein zum Ankaufe von Kunstwerken, die alljährlich unter die Mitglieder desselben verloost werden. Nun zähle man einmal die düsseldorfer Künstler auf, theile sie ihren Geburtsorten nach in solche, die der Provinz Rheinland-Westfalen, und in solche, die andern Provinzen oder andern Ländern angehören, und sehe, auf welcher Seite sich die größte Quantität Talent, Kunst und Ruf findet. Ganz gewiß nicht auf Seite der Rheinländer und Westfalen, die ja, wie oben gezeigt worden, meist die Jüngern und Anfänger sind.

Auf der Seite der Rheinländer und Westfalen wird man einige tüchtige Genremaler und Landschafter finden, und von Historienmalern nur erst in neuerer Zeit den einen Rethel, der übrigens gewiß nicht über Vernachlässigung und Hintansetzung von Seiten des Kunstvereins klagen wird. Welche Namen nun aber auf der Seite der nicht-rheinisch-westfälischen Künstler! Lessing, Bendemann, Hübner, Sohn, Deger, Schrödter, Mücke, Hildebrand, Stilke u. s. w. Die 2000 Actionnaire aber, welche der rheinisch-westfälische Kunstverein etwa zählt, geben ohne Frage ihren jährlichen Beitrag von fünf Thalern nicht einzig und allein, damit Künstler, die es bedürfen, dadurch Unterstützung erhalten, daß man ihnen Bilder abkauft, sondern sie wollen auch etwas dafür haben, und die Bilder, die sie gewinnen, sollen auch möglichsten Werth haben. Würde z. B. der Actionnair, der 1831 Lessing's Leonore gewann, bedauert haben, dafür nicht lieber ein schlechtes oder mittelmäßiges Bild irgend eines aus der Provinz Rheinland-Westfalen gebürtigen Anfängers gewonnen zu haben? Und würde er für ein solches schlechte Bild etwa Trost in seinem rheinisch-westfälischen Provinzialstolze gefunden haben? Gewiß nicht! Nun bestanden aber, namentlich früherhin, die guten und preiswürdigen Bilder hauptsächlich aus solchen Arbeiten düsseldorfer Künstler, welche durch ihre Geburt der Provinz Rheinland-Westfalen nicht angehörten, und darum grade ist es Unsinn, zu verlangen, der Kunstverein habe allein, oder mehr, oder wenigstens ebenso viel Arbeiten rheinisch-westfälischer Künstler ankaufen sollen. Uns wundert, offenherzig gestanden, daß unter solchen Umständen noch so viele Arbeiten derselben angekauft worden. Außer der Anfängerschaft der meisten rheinischen Künstler kommt aber noch ein Umstand in Betracht, um dieselben bei den Ankäufen des Kunstvereins gegen die nichtrheinischen Künstler zurückzusetzen. Die Mehrzahl und besten der rheinisch-westfälischen Künstler sind nämlich — namentlich früher — fast lauter Genremaler und Landschafter, wie Schirmer, Scheuren, Achenbach, Funk, Sonderland, Schulten, Hasenclever, Busch, Heine, Becker u. s. w., zum Theil recht tüchtige Künstler, obgleich sie größtentheils, auch abgesehen von der Inferiorität ihres Faches gegen die Historienmalerei, die Namen Bendemann, Deger, Hübner u. s. w. nicht aufwiegen, in welchem Sinne wir uns oben zu Anfang des Wortes: Mittelmäßigkeit, bedient, dessen Restriction aber gleich versprochen haben. Wie nun unter den Rheinländern wenig Historienmaler, so finden sich unter den sogenannten Ostländern wenig Landschafter, und die bedeutendsten

Digitized by Google

Künstler dieser Reihe sind fast nur Historienmaler, wie Hübner, Bendemann, selbst der große Landschafter Lessing u. s. w. Daß nun aber das Fach der Genre- und Landschaftsmalerei, das ohnedies beim Publicum schon allzu viel Anklang und Unterstützung findet und die religiöse und historische Malerei zu verdrängen droht, nicht noch vom Kunstvereine besonders begünstigt werde, namentlich da dessen Zweck auf Förderung der wahren Kunst und Weckung des echten und rechten, ernsten Kunstsinns und Geschmackes im Publicum geht, ist zu natürlich und würde hier auseinanderzusetzen unnütz sein. Überdies hat der rheinisch-westfälische Kunstverein von vornherein die ernstere Seite der Kunst für das vorzügliche Ziel seiner Bestrebungen erklärt, worüber Hr. Fahne freilich in Nr. 1 S. 25 u. 26 fg. sich lustig macht. Hr. Fahne ist nämlich der Ansicht, daß ein Genrebild oder selbst ein Stillleben einem historischen oder religiösen Bilde bei gleichen Ansprüchen auf Vollendung vorzuziehen sei, und behauptet geradezu (Nr. 1, S. 26), daß „die düsseldorfer Schule nichts Anderes ist und sein kann als eine veredelte niederländische", wonach also z. B. Rubens, nicht aber etwa Rafael als Ideal und Vorbild eines düsseldorfer Künstlers gelten müßte. An dergleichen Ansichten darf man nun freilich nicht einmal eine Widerlegung verschwenden.

Daß nun unter solchen factischen Verhältnissen (daß nämlich auf Seiten der nichtrheinisch-westfälischen Künstler eine größere Summe an Talent und Können vorhanden als bei den Rheinländern und Westfalen; daß ferner bei jenen unverhältnißmäßig mehr Historienmaler als bei diesen; daß der Verein nicht blos eine Unterstützungsanstalt für rheinisch-westfälische Künstler ist, sondern seinen Mitgliedern auch für ihr Geld jährlich Gelegenheit geben muß, ein oder das andere möglichst gute Bild zu gewinnen, und daß ferner der Verein seinen Zwecken gemäß eher historische Bilder als Landschaften und Genrebilder ankauft) denn freilich den nichtrheinisch-westfälischen Künstlern vom Vereine mehr abgekauft wird als den Rheinländern und Westfalen, ist sehr erklärlich, und da man eigentlich bei einem Kunstwerke nur nach dem Werthe desselben, nicht aber nach dem Heimatscheine des Künstlers fragen sollte, so finden wir, daß unter jenen Verhältnissen den Rheinländern und Westfalen eigentlich (ohne Zweifel unter Berücksichtigung von deren Indigenat) viel zu viel abgekauft worden ist.

So viel über die beiden hauptsächlichsten der von Hrn. Fahne vorgebrachten Beschuldigungen gegen das Directorium der Akademie und gegen den Vorstand des Kunstvereins. Die von ihm ferner dem Director Schadow persönlich gemachten Vorwürfe, als schlösse derselbe die Rheinländer und Westfalen von seinem Umgange und seiner Nähe aus, sind einerseits durchaus ungegründet, da Schadow's Haus einem jeden seiner Schüler und seine Freundschaft einem Jeden, der sich derselben würdig erweist, offen steht; andererseits beruhen sie auf einer absichtlichen Verkennung aller Verhältnisse. Schadow's näherer Kreis besteht aus jenen ältern Künstlern, die ihm von Berlin her gefolgt sind, und mit denen er nicht auf dem Fuße eines Lehrers, sondern eines Collegen steht. Einem Jüngern würde es natürlich schwer werden, in diesem Kreise, so wenig er auch streng abgegrenzt ist, heimisch zu werden, doch gilt das von Ostpreußen so gut als von Rheinländern. Dieser Kreis ist auch grade Das, was Hr. Fahne die Coterie nennt, die sich den Rheinländern entgegensetze. Was ist natürlicher, als daß die ältern, theilweise schon seit zehn Jahren verbundenen Künstler zusammenhalten! Was ist natürlicher, als daß es einem Jüngern schwer wird, in diesem Kreise volle Umgangsrechte zu gewinnen, namentlich da Gleichaltrigkeit ein Hauptbedingniß alles Umgangs ist! Daß übrigens auch Rheinländer zu diesem Kreise älterer Künstler gehören, gesteht Hr. Fahne selbst ein und will daher aus diesem Grunde ein paar bedeutende aus Rheinland-Westfalen gebürtige Künstler, Schirmer und Sonderland, nicht als Rheinländer pur sang gelten lassen, weil sie zu der antirheinisch-westfälischen Coterie gehören.

Was schließlich die Gegenschrift des Hrn. Scotti betrifft, so mußte die von Hrn. Fahne angegriffene Sache ganz so gut sein, wie sie ist, um nicht unter der Vertheidigung des Hrn. Scotti mehr zu leiden als unter den Angriffen des Hrn. Fahne. Uns ist nie etwas Ungeschickteres, Inspideres und Albereneres vorgekommen; die den Fahne'schen Nachweisungen und Zahlen entgegengestellten Auszüge aus den Katalogen und Jahresberichten, wie überhaupt was das Buch an factischen Aufklärungen und Notizen enthält, werden in dem Wuste geschmackloser hanswurstartiger Polemik durchaus unbrauchbar und ungenießbar.

12.

Voyage en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne, par M. *Valery*. Erster Band. Paris 1837.

Hr. Valery, dem die französische Literatur eines der besten und vollständigsten Reisewerke über Italien verdankt, gewahrte in dem Beifalle, dessen sich jenes Werk erfreute, eine um so dringendere Aufforderung, späterhin auch die Inseln der italienischen Küste zu besuchen, als diese seither von neuern Reisenden fast gänzlich unbeachtet gelassen worden waren. „Nachdem ich mehre Jahre", berichtet er uns in der Vorrede seines neuen Werks, „dem Studium der Geschichte, der Künste und der Literatur Italiens gewidmet und mehre Reisen in dieses gelehrte und poetische Land gethan, versuchte ich es, ein neues und, ich darf es sagen, unbekanntes Italien zu schildern. Eine Reise nach Corsica, der Insel Elba und Sardinien schien mir sich an ein System von Entdeckungen zu knüpfen. Denn so berühmt auch die beiden ersten Inseln geworden, so sind sie doch wenig bekannt; von letzterer aber weiß man beinahe gar nichts." Von den beiden Bänden, welche die Früchte dieser Reise sind, liegt der erste nun vor uns: derselbe umfaßt Corsica und die Insel Elba; im zweiten Bande wird sich der Verf. mit Sardinien beschäftigen. Allein bei den Ausflügen, die derselbe nach den vorgenannten Eilanden machte, ist von keinen gelehrten und poetischen Forschungen die Rede. Corsica und Elba sind nicht wegen ihrer Denkmäler der Kunst und Wissenschaft sonderlich berühmt; sie sind nur merkwürdig wegen ihrer pittoresken Gegenden, der Sitten ihrer Bewohner, und vornehmlich weil jenes die Geburtsstätte, letzteres der zeitweilige Aufenthaltsort Napoleon's war. Von einem solchen Gesichtspunkte geht der Reisende bei seinen Beobachtungen aus: es wird daher sein Werk eine Sammlung historischer Bemerkungen, politischer

Digitized by Google

Thatsachen, Anekdoten und eine Schilderung von Menschen und Orten sein, welche durch die Ereignisse berühmt geworden, deren Schauplatz vornehmlich Corsica seit vielen Jahrhunderten war; nächstdem aber wird er und die Städte, Dörfer, Wälder, Wege, Seehäfen und Bergwerke beschreiben, die er mit gewissenhafter Aufmerksamkeit besuchte, und worüber er Beobachtungen anstellt, die in administrativer wie in statistischer Hinsicht von gleich großem Interesse sind. Zur Unterhaltung unserer Leser aber wollen wir dem Werke vornehmlich einige Charakterzüge und Sittenschilderungen entlehnen, worau dasselbe so reich ist, daß wir uns bei der Wahl fast nur dem Zufalle überlassen durften.

„Während meines ersten Aufenthalts zu Bastia", erzählt uns Hr. B., „wohnte ich einer Sitzung des Assisenhofes bei. Es kam die Sache der Brüder Albertini vor: der Altere, obschon von seinen Feinde verwundet, benöthigte dennoch und bis ihn ins Ohr; hierauf ernteig er ihm das Gewehr, wovon ein Lauf auf ihn abgeschossen worden und wovon der andere noch geladen war. Nun rief er Zeugen herbei und erwartete die Gendarmen. „Ich weiß wohl", sagte Albertini in der Gerichtssitzung, sich zu den Zuschauern wendend, „daß Manche mich hier tadeln werden, weil ich den zweiten Schuß nicht gethan habe", und er war gewissermaßen verlegen über seine edle That, die nichtsdestoweniger ein auffallendes Merkmal des Fortschrittes bei den Corsen ist." Es veranlaßt dieser Vorgang Hrn. B. zu Betrachtungen über die Geschworenengerichte, die derselbe der Civilisationsstufe Corsicas nicht für angemessen erachtet. Auch hätten, bemerkt er, seit deren Wiederherstellung auf der Insel, 1831, die Mordthaten daselbst zugenommen, wenn schon mehre der verbrecherischen Anstiftungen der Urheber der Geschworenen eingestührt worden wären. Es fodert, meint er, diese Anstalt eine gewisse Erziehung, die noch dem Corsen abgehe; der Geschworene, äußerlich bedroht, sei aber entweder zu nachsichtig oder zu strenge. Ein berüchtigter Bandit, dem unser Reisender begegnete, äußerte ihm, er würde mehr Vertrauen zu den Einsichten vom Staate eingesetzter Richter als zu den Beurtheilen der gewöhnlichen der Geschworenen haben. Noch ist zu Bastia das Schreckenswort des Bauern Franchi unvergessen, der, als der Sohn des Friedensrichters Bonaldi, der ihn mit einem Pistolenschuß verwundet hatte, freigesprochen wurde, sagte: „Die Geschworenen haben ihn freigesprochen, ich aber verurtheile ihn." Auch verwarfen die Reise und der Aufenthalt der aus den entferntesten Gegenden der Insel nach Bastia berufenen Geschworenen beträchtliche Kosten. Albertini, der von dem Staate ernannte Richter weit weniger der Rache der Parteien in seiner Stadt blosgestellt als der zum Geschworenen berufene Eigenthümer in Mitte seiner Felder oder seines Dorfes. Mit Bezugnahme auf Diodor von Sicilien und seines Übersetzers, Miot, der die Insel besuchte und verwaltete, glaubt Hr. B. den Corsen ein sehr lebendiges Gefühl für Recht und Unrecht beilegen zu müssen. Die Ansicht eines so ernsten Geschichtschreibers wie Diodor's, der noch dazu Skeptiker war, und der die Corsen für die gerechtesten und weisesten aller Barbaren hält, ist seiner Meinung nach von größerm Gewichte als die Lügen Strabo's oder die parteiischen Declamationen Seneca's. Friedensrichter, die er selbst auf seinen Ausflügen befragt, haben ihn versichert, daß Beurtheilte ihnen zum öftern eingestanden, der gegen sie gefällte Spruch sei vollkommen gerecht. Forteilender Zug ist noch charakteristischer: Hr. Declaux, Kammerpräsident zu Bastia, hatte sich auf der Jagd in der Umgegend dieser Stadt verirrt, als ihn ein bis an die Zähne bewaffneter Mann mit dichtem Bart und von Unheil verkündendem Aussehen begegnete, den er jedoch nicht umhin konnte nach dem Wege zu fragen. Dieser Mann sprach sehr geläufig Französisch und ließ es sich recht angelegen sein, Hrn. Declaux zurechtzuweisen. Im Angesicht von Bastia angekommen, zeigte ihm sein Führer den Weg, sich entschuldigend, ihn nicht weiter begleiten zu können, „denn", sagte er, „vielleicht würden Sie sich gegen mich nicht ebenso großmüthig bezeigen, als ich mich gegen Sie bewiesen habe: ich bin den Bandit, den Sie zum Tode haben verurtheilen lassen." Als hierauf Hr. Declaux einige Gemüthsbewegung verrieth, versetzte sein Begleiter: „Ich habe nichts gegen Sie, Sie thaten Ihre Pflicht; allein meine Rache soll die falschen Zeugen treffen, die Schuld an meiner Verurtheilung sind", und auf seinen Caradiner weisend: „Seien Sie versichert, dieselben werden mir dafür büßen." Hierauf verschwand der Bandit in das Gebüsch.

Die dem Corsen so vielfältig zum Vorwurf gemachte Blutrache (vendetta) wäre Hrn. B. zufolge nichts Anderes als ein misverstandener Ehrenpunkt, der ihm nicht erlaubt, dem Mörder seines Vaters oder seiner Verwandten zu begegnen; denn ein Hauptcharakterzug des Corsen ist Familienliebe. Somit ist denn die vendetta weder ein blindes Bedürfniß, zu tödten, noch eine barbarische Genugthuung, sondern die peinliche Erfüllung einer für heilig gehaltenen Pflicht und beinahe eines Gesetzes. Auf den Zeiten des frühesten Alterthums herumwendend, hat sich diese unselige Gewohnheit bei den Corsen länger als bei andern Völkern in Folge der Rechtsverfassung erhalten, die zur Zeit der Fremdenherrschaft stattfand, deren Vortheil es mit sich brachte, dergleichen Zwietspaltigkeiten in dem eroberten Lande zu unterhalten, um es desto leichter knechten zu können. Außerdem aber herrscht bei diesen Privatfehdestiftereien eine Art Oeffentlichkeit gleichwie von Macht zu Macht; man kündigt sich den Tag an, wo dieselben anfangen sollen, und ist einmal Friede geschlossen, so umarmt man sich und die Versöhnung ist aufrichtig. Im J. 1835 fand die feierliche Ausgleichung einer sehr alten Blutrache mittels eines Notariatsaktes statt, was, wie Hr. B. bemerkt, vielleicht ein Zeichen des Verfalls dieser Sitte ist, da bei den alten corsischen Sitten diese Formalität unnöthig gewesen wäre.

Corsica ist ganz eigentlich das Land der Gleichheit, jener alten Gleichheit, die nicht das Resultat der Theorien, sondern die Frucht der Sitten ist, die man dort sieht, fühlt und thatsächlich gewahrt, und in Folge wovon allerdings Gehässigkeit und Abneigung unter den Individuen, allein keinerlei Abstufung sich bemerklich macht. „Als 1740", erzählt der Verf., „der Marquis von Maillebois das Regiment Royal-Corse errichtete, gerieth er in einige Verlegenheit: es gab keinen Bauer, der nicht auf eine Offizierstelle Anspruch gemacht und sich dazu tauglich gehalten hätte. Ich habe oft mit reichen und angesehenen Leuten das Land durchstreift: die Bauern benahmen sich mit einer Ungezwungenheit und selbst einer Vertraulichkeit, die jedoch von aller Unbescheidenheit frei war, die mir auffiel. Obschon sie uns den Titel: La vostra signoria, gaben, so lag in dieser höflichkeit doch nichts für sie Erniedrigendes; ihre Unterhaltung war munter, verständig, keineswegs gemein, sogar ziemlich fragend und neubegierig; sie luden uns ein, hereinzutreten und Brocce (eine Art Käse von geronnener Milch und glänzender Weiße) zu essen; diese Einladung wurde ohne Umstände angenommen, denn Vornehmthun war ihnen verhaßt gewesen. Es war ein großer Unterschied zwischen der männlichen, ungezwungenen Haltung dieser Bauern und dem linkischen Benehmen unserer Dörfer oder dem gezierten Wesen unserer Kleinstädter. Noch ein anderer Umstand hat dazu beitragen müssen, in Corsica das Gefühl der Ungleichheit der Stände zu vernichten: in Folge des abenteuerlichen Geistes der Nation gibt es bei ihr fast Niemand, der sich nicht schmeicheln kann, irgend einen Verwandten unter den ausgezeichneten Klassen der Gesellschaft gezählt zu haben. Ich bemerkte oft in den geringsten Wohnungen Bildnisse von obrigkeitlichen Personen, Bischöfen, Obersten, betorirten Offizieren: dies ist unser Großoheim, unser Vetter, unser Verwandter, antworrete man mir. Der Mann war in die Welt gegangen, seine Brüder aber waren zu Hause geblieben, um die väterlichen Gefilde zu bebauen."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 258. —— 15. September 1838.

Aussichten.

Für Diejenigen, welche sich für unsere schöne Literatur interessiren, ist es von entschiedener Wichtigkeit, nicht blos das Ganze oder den derzeitigen Stand derselben bisweilen klar vor ihrem Blicke aufzurollen, sondern auch aus einer Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Frühern, aus all den reichen Erfahrungen zu erschließen, was uns die Zukunft auf diesem Gebiete bringen werde.

Wenn ich mich nun zuerst nach dem Gebiete der Lyrik hinwende, so sollte man voraus vermuthen, daß diese Gattung der Poesie dem Deutschen allezeit die herrlichste Ausbeute geben werde, weil ja in dem Charakter des Deutschen das Lyrische eine Hauptseite in Anspruch nimmt. Denn wenn die Gegenstände der Lyrik Gott, Vaterland, Religion und Liebe sind, so ist es gewiß, daß das deutsche Volk für diese und in diesen lebt, und die ganze ahnungsvolle Tiefe, die über diesen höchsten Ideen des Lebens liegt, der starke Zauber des Geheimnißvollen, der sie umhüllt, ist des Deutschen Lebenselement. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß in jeder Zeitperiode die Lyrik blühen muß; denn ein Anderer ist der Dichtende, ein Anderer der das Gedicht Genießende; von unserer Gegenwart kann dies namentlich nicht behauptet werden: unsere Zeitstimmung ist eine total antilyrische. Wir forschen die Fähigkeiten der menschlichen Natur durch, und diejenigen, deren Cultur uns den meisten Vortheil und Gewinn verspricht, bilden wir mit der größten Sorge aus. Wir möchten, daß unsere Knaben Gelehrte und unsere Jünglinge Philosophen wären, für deren Rath Könige goldene Tabatieren geben; wir möchten in unsern jungen Männern vollendete Rechenmeister und auferstandene Euklide sehen; wir verwandelten gern unsere Zöglinge in lebendige Universallexika, welche die ganze göttinger Bibliothek inne hätten; wir möchten gern unsere Schüler dahin bringen, daß sie ohne Saiten und ohne Tasten wahre concerts spirituels geben könnten — und warum? Weil ihnen dann eine gewisse Anstellung, ein sicherer Platz an einer Lehranstalt, oder am Hofe nicht fehlen würde. Da wir aber unter diesen Bestrebungen des Lebens rechte Mitte schwerlich gewinnen und also uns unserer selbst im Gefühle nicht recht lebendig und voll bewußt werden können, so ist es in dieser Rücksicht schon unmöglich, daß die Lyrik unter uns in schöner Blüte stehe. Dazu kommt noch, daß die Lyriker selbst sammt ihren Freunden weniger einen geistigen als einen materiellen Maßstab an die Werke der lyrischen Muse zu legen scheinen. Wie thöricht würde es Jedem erscheinen, wenn man den Werth eines Dichters nach der Länge seiner Gedichte abschätzen wollte! Wie würde man schreien, wenn Jemand den Homer deshalb so hoch stellte, weil er zweimal 24 Gesänge, jeden von so und so viel hundert Versen, gedichtet habe! Ich will nun den Fall setzen, wir hätten von H. Heine kein Gedicht als jenes einzige: „Agnes, ich liebe dich!" so, daß uns all die hundert andern unbekannt geblieben wären, würden wir jetzt, wenn wir blos ein Gedicht von ihm kennten, auf Heine weniger halten, als wir vielleicht jetzt thun, wo wir so viele seiner Lieder besitzen? Schwerlich. Und wenn wir von Friedrich Rückert nichts besäßen als jenes:

> Ich war ein Bettler und bin ein Reicher geworden,
> Solch einen Schatz hab' ich gefunden;
> Ich war ein Sklav' und bin ein König geworden,
> Solch einen Thron hab' ich gefunden u. s. w.

so würden wir in ihm den Dichter nicht verkennen können. Indeß wenn der Lyriker uns nicht einen ganzen Band vorhält, so glauben wir nicht an ihn, und wenn wir nicht einen Band von ihm in Händen haben, so erkennen wir in ihm schwerlich den Meister. Wo aber ein so materieller Maßstab angelegt wird, da mag die Lyrik schwerlich blühen. So komme ich auf meinen obigen Satz zurück, auf den, daß unter uns die Lyrik nicht in schöner Blüte stehe.

Wenn man aber fragen wollte, ob denn das Gemüth des Deutschen an Tiefe, und sein Gefühl an Wahrheit, und seine Sprache an Offenheit so viel verloren habe, daß dieses schlimme Urtheil darin Grund und Bestätigung finde, so muß ich natürlich behaupten, daß dies im Allgemeinen nicht gesagt werden könne, daß auch manches neuesten Lyrikers Lied, wie's aus den Tiefen des Herzens hervorquoll, einen Weg findet zu den Tiefen des Herzens; daß aber, seit es durch Goethe Sitte geworden, prosaische und oft sehr fade Gedanken rhythmisch einzukleiden und für Poesie auszugeben, die Prosa an vielen Stellen unsere Lyrik zu überwuchern scheint. Sollten nun vielleicht die bessern Lyriker sich über dies harte Urtheil beklagen mögen, so versteht es sich von selbst, daß ich

Digitized by Google

ihnen ihren Lorber nicht rauben will; aber unbegreiflich ist mir's immer, wie z. B. H. Heine, dem doch gewiß Niemand poetisches Gefühl und poetischen Takt absprechen kann, Heine, der so oft die finstern Saiten unsers Gemüths harmonisch berührt, Heine, der jenes „Agnes, ich liebe dich!" („Nordseelieder", Abth. I, Nr. 6) und den „Schiffbrüchigen" („Nordseelieder", Abth. II, Nr. 3) dichtete, wie derselbe Heine in jenen 88 Gedichten, die er der Frau Varnhagen von Ense widmete, so manches ganz fade, miserable Stück aufnehmen konnte; unbegreiflich ist mir's, wie Platen, der in seinen Ghaselen einige wahrhaft poetische Bilder gibt, so viel Triviales darunter mischen mochte; gar nicht zu erwähnen, daß Wackernagel im letzten Jahrgang der „Alpenrosen" die horridseste Prosa und die jämmerlichsten Fadaisen den guten Schweizern für Poesie aufzudringen versuchte. Und ob nicht selbst Rückert bisweilen glaubt, daß er sehr ungerecht gegen uns sei, wenn er uns irgend eine seiner geistigen Geburten, sollte es auch nur eine Nachgeburt sein, vorheimliche — das werden Kenner gesehen haben. So lange aber die lyrischen Dichter nicht wahrhaft strenge gegen sich selbst sind und das Publicum, in welchem sie doch gleichsam ihre geistige Brüderschaft sich denken müssen, hoch genug achten, um ihm nur das Beste zu widmen, so lange wird die Lyrik unter uns nicht zur fröhlichsten Blüte gedeihen können, selbst wenn die ersten Barone Deutschlands Preise aussetzen wollten für das beste lyrische Gedicht, oder wenn auch ein Ferdinand Stolle der Zweite die sämmtlichen Lyriker seines Vaterlandes, große und kleine, ewige Götter und Eintagsfliegen, von Neuem zusammenbringen wollte zu einem großen Geisterbunde.

Wenn nun dem Obigen zufolge die Lyrik nicht unter uns blüht, so fehlt uns die Epopöe ganz. Die Epopöe, die höhere meine ich, ist allemal ein Eigenthum der Nation, blos deswegen, weil sie auf Sagen der Nation gegründet ist, Sagen, in denen Menschliches und Göttliches ineinander hinüberspielt. Diejenigen Zeiten nun, welche den Tagen des Mythos und der Sage ferner liegen, sind auch der höhern Epopöe entfremdeter, und sie wird in solchen Tagen schwerlich zu voller Ausbildung, Beheutung, Anerkennung gelangen mögen. Stelle ich mir aber eine Epopöe vor, deren Mittelpunkt ein moderner Heros ist — man denke nur an Voltaire's „Henriade" —, so ist das eigentlich weiter nichts als eine poetische oder eine poetisirende Beschreibung von Heldenthaten, Heldenplanen, Heldenleiden. Wir Deutschen aber haben jetzt offenbar nicht Begeisterung, nicht Gegenwart genug, um eine Epopöe unter uns lebendig werden zu lassen; kaum daß wir die alten noch verstehen mögen. Aus diesem Grunde dichtete Anastasius Grün nicht eine Epopöe, sondern einen Romanzenkranz: „Der letzte Ritter". Wenn aber in neuester Zeit ein Dichter, Julius Mosen, den ewigen Juden zum Gegenstande einer Epopöe macht, so ist mir's unbegreiflich, wie die Erfahrung, die wir an und mit Klopstock's „Messiade" gemacht haben, die Begeisterung für einen Helden wie den genannten hat lebendig werden lassen.

Den ersten Platz in unserer schönen Literatur nimmt aber gegenwärtig ein der Roman und die Novelle. Allein die Kunst-, die Civilisations-, die politischen, die Reise- und Gottweißwasfür-Novellen sind nur eine elende Aushülfe in der Zeit der Noth und in den sieben Hungerjahren. Und in was für eine Rubrik man jene aus Novellen, literarischen Notizen, kritischen Aufsätzen, geschichtsphilosophischen Abhandlungen zusammengewürfelten Bücher, mit denen die Messkataloge uns bange machen wollen, eigentlich setzen solle, das vermag ich vollends nicht einzusehen; nur so viel halte ich für Pflicht der Kritik, alle diese barocken Conglomerate von politischen, kritischen, reinphilosophischen Elementen aus dem Gebiete der Poesie, in welches sie sich gern einschwärzen möchten, mit Energie hinauszuweisen. Und wenn die neueste Schule unter ihren Heldenthaten sich auch dessen rühmt, daß sie die poetische Form für aufgehoben erklärt und damit de facto zersprengt habe, so werde ich mich über dieses Manifest nächstens ausführlicher erklären, hier aber kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sich unter mehren Schriftstellern, vielleicht nur stillschweigend, eine Allianz zu gegenseitigem Lob und Preis der Durchsichtigkeit, Klarheit, Classicität des Styls gebildet zu haben scheint, während man die Motivirung dieses Preisurtheils überall vermißt.

Wenn ich aber das Ziel bezeichnen soll, nach welchem unsere Gegenwart hinauslaufen wird, oder die Gattungen der Poesie, welche sie fodert, so bezeichne ich als solche das Idyll und den komischen Roman.

Das Idyll ist keine Blume unserer Heimat; der fremde Name kündigt das schon an. Salomon Geßner und seine Freunde ließen es spielen in einer Welt, der wir nicht blos nicht angehören, sondern für deren ganz fremdes Wesen und Art das unsere gar keine Analogie darbietet; dieses alkluge, verliebte, offene und doch prüde, faulenzende, wenn auch nicht ohnmächtige, doch kraftlose Leben, diese absurde Combination von Cultur und Uncultur gehört wirklich zu dem Unerträglichsten, was man sich vorstellen kann. Da sind wir Deutschen nun einmal wieder ungerecht genug gegen uns selbst, daß wir uns geberden, als wäre der gute Geßner unser rechter Idyllendichter, während doch die eigentlich wahren deutschen Idyllendichter Joh. Heinr. Voß und Jean Paul sind. Voß, dessen Genius kühn der Sonnenhöhe des Homer, des Pindar, des Shakspeare entgegenflog, hatte zufolge der rein menschlichen Anlage seines Gemüths für die Natur, als den Grund des Lebens, und für das Leben derjenigen Menschen, die von der Natur am wenigsten sich entfremdet haben, ein so klares Auge und ein so offenes Herz, daß seine Idyllen dem deutschen Volke wahrhaft angehören. Freilich fühle ich's recht wohl, daß Goethe mit seinem „Hermann und Dorothea" der Voß'schen „Luise" den Rang nicht blos streitig macht, sondern in der Rücksicht vielleicht sogar abgewinnt, daß in der Goethe'schen Dichtung das Dramatische vorwiegt, während die „Luise" vermöge ihres Gegenstandes mehr Einfachheit fodert, eine Einfachheit, welche allerdings bisweilen in Breite übergehen scheint. Nichtsdestoweniger gehört die „Luise" unserm

Digitized by Google

Volke näher an als „Hermann und Dorothea", und ich nenne deshalb Voß unter unsern Idyllendichtern als den ersten. Jean Paul's Idyllen konnten nicht in gleicher Weise Eigenthum unsers Volks im allgemeinsten Sinne des Wortes werden, wenngleich fast alle seine Werke eine idyllische Folie haben, sodaß in alle seine größern Dichtungen Idyllen verwebt sind, wie Träume seiner Jugend, oder wie Erinnerungen seiner Vergangenheit, wie Sterne seiner Gegenwart. Was unsere neuere deutsche Literatur an Idyllen aufzuweisen hat, das erscheint meistentheils als Nachahmung oder Copie unsers Voß; man erinnere sich nur an „Hannchen und ihre Kuchlein" von Eberhard, und man lese die neuesten Dichtungen von Franz Dingelstedt, welche einen Theil haben, in welchem der Dichter das Vollglück in der Beschränkung darzustellen sich bemüht; allein das predigende Raisonnement der Mutter, das altkluge Gefrage und Gerede der Kinder, ein gewisses, ich weiß es nicht anders zu nennen als mystisch-katholisches Colorit macht das Ganze zu einer höchst wenig ansprechenden Leistung.

Wenngleich nun die Gegenwart noch nicht den Namen irgend eines bedeutenden Idyllendichters nennt, so behaupte ich doch, daß unsere Gegenwart zum Idyll hindrängt. Freilich habe ich zu dieser Behauptung nicht den Grund, daß ein viel genannter Autor seine „Seraphine" ein quasi-idyllisches Gedicht genennt zu sehen wünscht; auch nicht den, daß die Freunde eines andern talentvollen Schriftstellers es beklagen, daß derselbe in seinem „Glücke" den Pfad der unbezahlbaren Reisenovellistik verlassen und sich in die niedere Sphäre des Idyllenartigen geworfen habe; sondern ich nehme den Grund für meine Behauptung, daß die Gegenwart das Idyll fodere, daraus her, daß wir in einer Zeit stehen, in der wir überschwemmt werden mit sogenannten poetischen Erzeugnissen, für die wir gar keine Organe und Sinne haben; in einer Zeit, wo wir das Fadeste und Abfurdeste bewundern, wenn es nur aus dem Salon ist; in einer Zeit, wo wir dem Menschen mit gesundem Geschmack, der frei ist von literarischem Parteiinteresse, nur sehr Weniges und Einzelnes anzubieten haben; in einer Zeit, wo schon Viele, blos weil unsere Gegenwart an wahrhaft Schönem so arm ist, innerlich und äußerlich mit der Literatur total zerfallen sind: in dieser Zeit, wo historische, politische, soziale, speculative Fragen das Gemüth des Einzelnen, der der Gegenwart wie ein Lebendiger angehört, beunruhigen und quälen, da müßte nothwendig das Idyll mit seiner Stille, mit seinen sanften Farben, mit seinen milden Tönen sich wohlthuend an das Herz des Menschen legen und den Frieden ahnen lassen, welchen die Gegenwart nur durch den männlichsten Kampf sich gewinnen und sichern kann. Und als einen Erfahrungsbeweis für diese meine Behauptung mache ich insonderheit das geltend, daß unter uns die orientalischen Poesien so viel Anklang finden. Allerdings weiß ich wohl, daß Viele, blos weil es guter Ton ist, diese Dichtungen lesen; Viele loben sie blos deshalb, weil sie nichts darüber zu sagen wissen, Viele, weil sie allem Fremden applaudiren; nichtsdestoweniger haben Manche, denen die schöne Literatur eine Angelegenheit ihres Herzens und ihres Lebens ist, sich, so zu sagen, recht hineingelebt in diese Dichtungen, nicht weil, sondern obgleich sie fremde sind. Es liegt aber in dieser Poesie etwas Kolossales, das uns stumm macht und gebietet, daß wir ernst und schweigend unsern Schatten hinziehen sehen unter dem Riesenbaue der Tempel, Pyramiden und Paläste. Jedoch nicht dies Kolossale, sondern das Idyllische in diesen Dichtungen ist es, was uns lockt, fesselt, mit unnennbarer Gewalt in ihrem Zauber gefangen hält. Wenn aber schon diese Erfahrung uns zeigt, daß wirklich das Idyllische Anklang unter uns findet, so bin ich überzeugt, daß in poetischen Gemüthern dies Bewußtsein mehr und mehr Gestalt gewinnen und im Schaffen idyllischer Poesien sich kundgeben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Voyage en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne, par M. *Valery*. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 257.)

Man kann nicht wohl über Corsica schreiben, ohne des außerordentlichen Mannes zu erwähnen, den Frankreich dieser Insel verdankt. Hr. Valery besuchte das Haus, in welchem Napoleon Bonaparte zur Welt kam. Sein Taufschein gibt als dessen Geburtstag den 15. Aug. 1769 an. Derselbe setzt somit seine Eigenschaft als Franzose außer Zweifel und widerlegt die Acte seiner Verheirathung zu Paris, worin er, vielleicht aus Artigkeit gegen seine Gemahlin, die älter als er war, sich um ein Jahr älter macht. Bonaparte's ältestes Haus zu Ajaccio nun ist mit Ausnahme eines Stockwerks, um das es erhöht wurde, seitdem wenig verändert worden und deutet auf die Wohnung einer wohlbemittelten Familie hin. Dies Haus wurde 1793 von den gegen die Republik feindlich gesinnten Bauern geplündert, welche die Engländer aufgewiegelt hatten und die nach der Flucht von Mad. Lätitia und ihren Kindern zur Stadt herbeieilten, während Napoleon zu Bastia war. Das Haus des erbittertsten Feindes, den England gehabt, diente damals zu einer englischen Caserne und würde sogar niedergebrannt worden sein, hätte man nicht besorgt, die benachbarten Häuser, die wohlgesinnten Personen angehörten, mit in Gefahr zu setzen. Ein schönes Bild Napoleon's in kaiserlichem Ornat, von Gérard, befindet sich in dem Salon zu dem Schlafzimmer. In diesem Salon kam Napoleon zur Welt, wie Mad. Lätitia es späterhin einem Amerikaner in Rom erzählte. Es war am Tage vor Maria Himmelfahrt, wo sich dieselbe grade in der Kirche befand, als sie die ersten Geburtswehen fühlte. Sie eilte sogleich hinaus; ein Stuhrer von Ajaccio, der ihr begegnete, glaubte ihr eine Artigkeit über den außerordentlichen Glanz ihrer Gesichtsfarbe und den Feuer ihrer Augen sagen zu müssen; sie hatte nur noch so viel Zeit, ihr Haus zu erreichen, und kam auf dem Canapé nieder. Die Angabe, der Salon sei mit einer Tapete ausgeschlagen gewesen, worauf die Thaten der Helden der „Iliade" dargestellt, erklärt Hr. B. für ein Märchen, das zwar oft wiederholt worden, allein nur von Erfindern wunderbarer Geschichten herrühre. Das ziemlich dunkle Schlafzimmer mit einem einzigen Fenster habe, bemerkt derselbe, etwas Geheimnißvolles an sich. Als es Hr. B. besuchte, war Alles darin durcheinander geworfen, da man mit dessen Reinigung beschäftigt war, um den Pfarrer zu empfangen, der, einem in Corsica angenommenen italienischen Gebrauche zufolge, regelmäßig das Haus zu Ostern einsegnet. Man zeigt noch in Ajaccio das Haus der Amme Napoleon's, Saveria, Gattin eines corsischen

Digitized by Google

Stemanns. Im Palaste der kaiserlichen Mutter selbst behielt sie die Leidenschaftlichkeit ihrer Insel bei, ihr italienisches Kauderwelsch und ihren Abscheu vor den Franzosen. Vor einigen Jahren lebte sie noch in Rom. Sie war fürchterlich häßlich, aber noch vollkommen bei Verstande und beherrschte, wiewol schon eine Achtzigerin, das ganze Haus von Mad. Lätitia. Hr. B. mißbilligt, daß man seit der Julirevolution die Namen einiger Straßen und öffentlichen Plätze zu Ajaccio neuerdings verändert und sie nach Mitgliedern der Familie Bonaparte benannt habe. „Denn", sagt er, „indem man sich an all das Gute, was in Corsica unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. und selbst während einiger Jahre der Restauration geschah, nicht erinnert, und erwägt man, daß selbst nach dem Eingeständnisse der vielen Corsen, die zu urtheilen vermögen, jene Zeiten die besten für die Insel waren, so erscheint jene Namensveränderung ebenso einfältig als unbandbar."

Verlassen wir nun mit Hrn. B. Napoleon's Geburtsstätte, um ihn nach Elba, dem einstmaligen Wohnsitze des Helden, zu begleiten. Hier wurden, berichtet er uns, die beiden ihm angewiesenen Quartiere des Generorps und der Artillerie, durch einen Salon miteinander verbunden, Napoleon's Kaiserpalast. Eine Akazienallee wurde auf dem ehemaligen Walle, der in einen Garten umgewandelt werden, angepflanzt. Auch eine Pumpenrichterei ist sein Werk. Man erkennt, bemerkt unser Reisender, in der neuen, freilich nur ephemeren Wohnung den Geist und die Gewohnheiten des Herrn und alle seine Sorge für die materiellen Bedürfnisse des Lebens, wiewol ohne jenen Sybaritismus, der die kaiserlichen Residenzen auszeichnete. Eine für den Fall eines feindlichen Einbruchs angebrachte Hinterthür deutet auf die Wachsamkeit jenes Glücks hin, das so lange Andere beherrscht und zuletzt für sein eigenes Obdach zu fürchten ihn nöthigte. In den Gemächern und besonders in dem Vorzimmer des Schlafgemachs gewahrt man einige Kupferstiche auch der „Description de l'Egypte", als Erinnerungen einer Zeit der Jugend, des Ruhms und der Hoffnung des geklirzten Bewohners. In dem Cabinet ist der Schreibtisch von Mahagoni an der nämlichen Stelle verblieben; er diente dem gegenwärtigen Gouverneur der Insel zum Gebrauch, den das Kreuz der Ehrenlegion schmückt, und der früher, wo er in den Reihen der französischen Armee diente, wol nicht ahnen mochte, daß er einstens an dem Schreibtische des Kaisers Befehle unterzeichnen würde. Drei Meilen von Porto-Ferrajo liegt St.-Martin, Napoleon's Villa. Porto-Ferrajo, das Meer, die Schiffe, die Berge gewähren eine höchst angenehme Aussicht. Das kleine, aber sehr gut eingetheilte Haus hat auf der einen Seite nur ein und auf der andern Seite zwei Stockwerke. Der Speisesaal ist ägyptisch verziert; auf dem Kamine stehen noch die Marmorbüsten der Prinzessin Elisa Baciocchi und ihres Gemahls. Auf der Terrasse vor dem Hause befinden sich einige Orangenbäume, die Napoleon selbst pflanzte; ein Brunnen mit vortrefflichem Wasser wurde von ihm ausgegeben und beinahe ganz neu hergestellt. Napoleon's Palast zu Portolungone, nahe bei der Citadelle, liegt fast ganz in Trümmern. Alle Bauten auf der Insel Elba tragen das Gepräge einer gewissen Thätigkeit im Kleinen. Der Verf. sah bei seinem ehemaligen Verwalter, einem wohlhabenden Gutsbesitzer zu Poggiolungo, Ausgabenanschläge zum Betrage von 100 Thalern mit den von Napoleon's eigner Hand darunter gekritzelten Worten: „Genehmigt, sobald als möglich auszuführen."

Aus vorstehenden Anführungen erhellt, glauben wir, daß Hrn. B.'s Reiswerk in vielen Stücken belehrend, überall aber unterhaltend ist. Vielen andern Reisenden kann man den Vorwurf zu großer Weitschweifigkeit in ihren Beschreibungen und Erzählungen machen; ihn dagegen dürfte vielmehr der Tadel allzu großer Kürze treffen, zumal in geschichtlicher Hinsicht, wenn man erwägt, daß Corsica in diesem Betreff nur wenig bekannt ist. So berührt derselbe nur ganz flüchtig und gleichsam im Vorbeigehen die ausserordentlichen Männer, die Corsica hervorgebracht, und stachelt vielmehr das Verlangen, mehr über sie zu erfahren, auf, als daß er die Neubegier des Lesers befriedigen sollte. Diese wird sogar noch um so stärker erregt, als der Reisende sorgfältig alle örtlichen Überlieferungen berichtet, die er über jene Männer einsammelte, und somit recht eigentlich den Wunsch erweckt, mit ihnen näher bekannt zu werden. Man könnte auch noch Hrn. B. beargwöhnen, er verrathe zu viel Parteilichkeit für Napoleon; indeß gibt er an mehr als einem Orte zu, es habe dieser weniger als die Bourbons vor und selbst nach der Restauration für die Insel gethan. Zum Schlusse unseres Berichts mag nun noch, um anzudeuten, was die Corsen selbst von ihrem berühmten Landsmanne hielten, folgende Anekdote hier eine Stelle finden. „Ja", sagte zu Hrn. B. ein Bandit, nämlich in Contumaz, mit dem sich derselbe in ein Gespräch einließ, „Bonaparte hat uns nur Übeles gethan; allein er hat uns Ehre gemacht." 13.

Literarische Notizen.

Shakspeare's Sonette sind unter dem Titel: „Shakspeare's autobiographical poems", von C. A. Brown in London herausgegeben worden und zwar so geordnet und beleuchtet, daß sie, wie die Anklündigung sagt, einen unschätzbaren Schlüssel zur Biographie und Charakteristik des Dichters bilden. Allerdings sind diese Sonette wichtig als Beiträge zur Kenntniß von Shakspeare's Lebens- und Gemüthszuständen, obgleich manche von ihnen ebenso viele neue Räthsel als Aufklärungen alter sind. Auch Regis, der deutsche Übersetzer der Shakspeare'schen Sonette, hat über ihren Inhalt Untersuchungen angestellt, welche auf des Dichters Lebenslauf Bezug haben, und erst neuerdings hat Kühne in seinen „Männlichen und weiblichen Charakteren" Betrachtungen über den Zusammenhang dieser Sonette mit manchen Lebenszuständen Shakspeare's angestellt.

Neuerdings erschien: „The curate of Steinbuilt: a tale of Iceland." Die englischen Journale, „Bell's Messenger", „Metropolitan conservative journal", das „Athenaeum", die „Exeter gazette", sind im Lobe des Buches einstimmig; sie rühmen die treue und lebendige Schilderung der isländischen Sitten und der winterlichen Natur jener romantischen Inselwelt. Räuber, welche Höhlen bewohnen, heimliche Verbindungen, die ein Divsionnair im Traume einer langen Winternacht voraussieht, und eine zarte Liebesgeschichte bilden den meisterhaft verarbeiteten Stoff dieses anziehenden und lehrreichen Buches. Auch die edle und gedankenreiche, herzlich natürliche Sprache wird gerühmt.

Eins der wichtigsten Documente ist die Sammlung der Reden Lord Brougham's, des unermüdlich thätigen und gewaltigen Parlamentsredners, auf die man schon längere Zeit gespannt war. Der Titel lautet: „The speeches of Henry, Lord Brougham, at the bar and in parliament, from 1810 to 1838, inclusive upon subjects connected with the liberties and improvement of the people." (Nebst Skizzen der berühmtesten Zeitgenossen Sr. Herrlichkeit, einer kritischen Abhandlung über die Beredtsamkeit der Alten und Übersetzungen aus griechischen und römischen Rednern. Unter unmittelbarer Oberaufsicht Sr. Herrlichkeit — under his Lordships immediate superintendence — herausgegeben. 3 Bände. Edinburg 1838.) Über die Wichtigkeit dieser Erscheinung dürfen wir wol keine Worte verlieren. Brougham steht in der Geschichte der Gegenwart unvergleichlich da und hat auf dem Gebiete seiner Thätigkeiten und Fähigkeiten keine Nebenbuhler. Eine vollständige libertragung dieser Reden ins Deutsche wäre dechverdienstlich, obgleich die Kräfte unserer für das tägliche Bedürfniß arbeitenden Übersetzer, wie sich von selbst versteht, hier nicht ausreichen würden. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 259. —— 16. September 1838.

Aussichten.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Schon in dem Obigen haben wir gesagt, daß wir nächst dem Idyll in unserer schönen Literatur den komischen Roman zu erwarten haben.

In der Romanliteratur hat wol keine Nation so Großes geleistet als die Deutschen; nicht weil sie die meisten Ritter-, Geister- und Räuberromane, oder weil sie die meisten Schelmen-, Schäfer-, Familien- und galanten Romane aufzuweisen hätten, sondern weil unter den Völkern, die wir kennen, schwerlich eines ein so tiefes Gefühl für das Reinmenschliche haben möchte als die Deutschen. Da aber der Roman das Reinmenschliche in jeder Beziehung darzustellen versucht, so darf ich deshalb sagen, der Roman ist ein Eigenthum der Deutschen. Gegenwärtig hat nun unter uns ein jedes Genre des Romans ein nicht geringes Publicum. Das sentimentale Genre hat es unter der Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts, bei Haushälterinnen und Handwerkerweibern; selbst gebildete Frauen, wenn sie in der Ehe nicht das Vollglück des Lebens finden, oder während einer vielleicht nur vorübergehenden Inclination, lesen nichts lieber als sentimentale Romane. Der historische Roman wird den Gymnasiasten von ihrem Director erlaubt; ein umsichtiger Pfarrer gibt ihn seiner heranblühenden Tochter, damit, wie er sagt, ihre Phantasie nicht irre geleitet werde; der Schöngeist macht an demselben seine historischen und antiquarischen Studien. Aber der komische Roman, der hat im Vergleich mit den genannten Arten nur ein kleines Publicum; und sowie im Volke allemal nur Wenige sind, die für denselben Geschmack haben, so sind es auch nur wenig Nationen, die denselben producirt haben. Die Franzosen haben mehr Posse als Komik; zur Komik gehört ein tieferer Fonds des Gemüths; für die Komik fehlt den Franzosen der Ernst. Freilich haben sie komische Romane; aber die besten, von Lesage, sind Nachahmungen der spanischen. Viel Anlage für das Komische haben die Italiener, denn eigenthümlich gehören diesem Volke gewisse, in ihrer Komödie beständig wiederkehrende Personen, als der Pantalone, ein gutmüthiger, ewig verliebter und ewig geprellter Kaufmann; der Signore Dottore, ein langweiliger, selbstgefälliger Pedant; der Arlecchino, ein täppischer, verliebter, muthwilliger Diener, sammt seinem feinern, mehr raffinirten Bruder, dem Scapino; diese alle sind wahre Volkscharaktere und deshalb Volkslieblinge; auch der Tartaglia, ein italienischer Er-mengt-sich-in-Alles, und der Brighella, der Thraso des Terentius, ein großprahlender Soldat, Beide sind Nationalitaliener und deshalb ihrem Charakter im Laufe der Jahrhunderte unverändert treu geblieben. Die Komik der Italiener ist aber nicht blos einseitige Nationalkomik, sondern die Komik des Carlo Goldoni namentlich hat sich so sehr vom Vorherrschen des Nationalen befreit, daß mehre seiner Stücke selbst auf deutschen Bühnen in Übersetzung sich erhalten haben; die bekanntesten sind: „Der Diener zweier Herren", „Der Lügner", „Der Schwätzer". Was aber den komischen Roman betrifft, so haben die Italiener, ungeachtet Boccaccio uns in seinen Novellen viel Schönes hinterlassen hat, darin viel weniger geleistet als die Spanier. Das ist uns aber um so auffallender, da wir uns vorzustellen pflegen, daß die Spanier sich vor lauter Grandezza das Lachen kaum erlauben. Freilich ist Spanien ein Land der Poesie; die spanische Sprache, bei ihrem Überflusse an reinen, volltönenden Vocalen, kommt der Poesie zu Hülfe, und die reiche Natur, die südliche Färbung des Himmels und der Phantasie öffnet Brust und Herz der Poesie. Wenngleich nun im eigentlichen romanzo die spanische Poesie am meisten Ruhm verdient, so werden doch durch die Namen von Miguel de Madrigal, Garcilaso de la Vega, Calderon de la Barca, Francesco de Quevedo Villegas, Lope de Vega die übrigen Dichtungsarten repräsentirt. Indeß durch die ganze Geschichte der spanischen schönen Literatur zieht sich der komische Roman. Schon der berühmte Staatsmann Diego de Mendoza schrieb den „Lazarillo de Tormes" (aus dem Spanischen übersetzt von Keil, Gotha 1810), welcher noch jetzt in Spanien viel gelesen wird; bekannter noch als dieser, insonderheit im Auslande, ist der „Don Quixote" des unsterblichen Cervantes Vorbereitet war derselbe durch eine endlose Menge von sogenannten Schelmenromanen; der beste aber ist er selbst, weil er eigentlich nicht nur das spanische Leben, sondern das Leben überhaupt in seinen Thorheiten, Absurditäten und Verkehrtheiten im Lichte des Komischen darstellt.

Indeß diejenigen Nationen, deren komischer Roman das menschliche Gefühl in uns am meisten anspricht,

Digitized by Google

das sind die Engländer und die Deutschen. Freilich ist der letzte Grund, in dem das Entstehen des komischen Romans liegt, ein entgegengesetzter bei uns und bei den Engländern. Die Engländer neigen zur Komik überhaupt hin, sofern in derselben eine Erhebung über des Lebens kleinliche Sorge und Noth, eine Erhebung über die niedrigen Interessen liegt, eine Erhebung, welche ihren Grund im Gefühle des Selbst und in dem gesicherten Zustande der Gegenwart hat. Allein bei uns Deutschen tritt die Komik blos auf wie ein Gegengewicht, wie ein Rachegeist für den Druck, für die Pein und den Drang beengender Verhältnisse im Äußern wie im Innern. Ich meine überhaupt, dem Deutschen ist das Leben nicht leicht genug; wir beherrschen die Gegenwart und deren Gewalten nicht genug; auch die äußere Natur und deren strenge Potenzen sind uns mehr zum Grauen als zur Freude. Wir blättern die Erinnerung der ältesten deutschen Vergangenheit durch, aber wir finden nirgend eine Anlage zur Komik, selbst die heitern Züge sind selten; die alten Eichenwälder stehen so ernst und unbewegt vor unserm Augen, so ernsthaft starren die alten Germanen aus ihren Thierfellen uns an, so feierlich und stumm sind ihre Feste, daß wir glauben möchten, der Ernst sei ihre Freude und Stummsein ihr Lächeln. Wenn man aber sagen wollte, daß doch das Mittelalter seine Scherze und seine Komik gehabt habe, so scheint mir der Scherz, wenn er gar zu durchfallender Plattheit wird, immer nur ein derber durchdringender Ernst zu sein. Und jene Narren- und Eselsfeste, an denen das ganze Volk einen lebhaften Antheil mag genommen haben, sind so wenig wie die Hofnarren deutschen Ursprunges; und gesetzt, sie wären es, so sind dieselben keineswegs reine Producte der Komik, sondern machen sich blos geltend als entfesselte Natur, die für einen Augenblick die eherne Kette des Zwanges zerbricht. Nun könnte man vielleicht sagen, ich mache es durch meine eben ausgesprochene Behauptung unerklärlich, wie die Deutschen überhaupt komische Producte origineller Art besitzen können; indeß wir Deutschen besitzen ein Hauptelement der Komik, ein Element, das nicht blos in Schwaben, oder in Kapuzinerpredigten, oder in Nürnberg, oder in den Sprüchen der Handwerkergilden gefunden wird, sondern das ein wahres Eigenthum unsers Volks ist — den Witz. So oft wir in beschränktem Verhältnisse, im Drucke des Lebens, in der Bedrängniß naher Interessen leben, freuen wir uns dieses Vorzuges mit größerm Rechte; es ist ein niederschlagendes Pulver bei Congestionen, ein kühlender Umschlag, wenn die Glieder unter Ketten wund geworden sind, ein Blitz, der einer schwerschwangern Wolke eine leichte Entladung gibt. Wenn ich freilich dem Ursprunge unsers komischen Romans auf historischem Wege nachgehe, so komme ich leicht zu der Überzeugung, daß die Engländer uns darin Vorbilder gewesen sind, mit der Beschränkung, daß die Deutschen immer mehr Humoristen als Komiker sind. Es gibt sich aber dieser Ursprung insonderheit in dem eigenthümlichen Tone oder Vortrage kund, und es ist wirklich recht auffallend, wie sich dieser von Fielding und Sterne insonderheit auf Hippel und Jean Paul übertragen hat. Merkwürdig genug ist es, daß Jean Paul, der dem unbefangenen Gefühle jedenfalls für originell gelten wird, in seinen „Grönländischen Processen" selbst in den Vergleichen, die er wählt, die Engländer so sehr nachahmt, daß er in seinen letzten Jahren misbilligend dieser Unart Erwähnung that. Mit richtigem Gefühle hat aber unser deutscher Dichter jene englische Weitläufigkeit und unfruchtbare Redseligkeit vermieden, eine Weitschweifigkeit, die bei Fielding nicht selten unerträglich wird. Wie tief aber der Einfluß der Engländer auf unsern komischen Roman sein müsse, das sieht man wieder an Gutzkow's „Blasedow und seine Söhne", indem Jeder, der die Engländer kennt, wenngleich er kein Recht hat zu sagen, daß sie nachgeahmt sind, doch sagen muß, daß Manier, Vortrag, Ton einen ähnlichen Totaleindruck geben wie die derartigen Werke Jener. Freilich kann dies Buch, obwol der erste Theil, der bis jetzt nur erschienen ist, viele echt komische Situationen enthält, den Namen eines komischen Romans deshalb nicht verdienen, weil ein Mann, der, wie der Held dieser Geschichte, Blasedow, seine Carrière oder sein Leben gänzlich verfehlt hat, ein Mann, der das einsieht und eigentlich betrauert, eine höchst tragische, aber keineswegs eine komische Person ist; gar nicht zu erwähnen, daß ein charakteristisches Merkmal des Komischen das Ungesuchte, das sich von selbst Darbietende ist, während Vater Blasedow sich absichtlich recht abnorm und originell zeigen will, in der Art, daß seine Abnormität und Originalität in den Capiteln, wo er über die dereinstige Lebenscarrière seiner Söhne verfügt, fast zur Tollheit und Raserei sich verliert.

Wie dem auch sei, mögen auch die Engländer uns Vorbilder unserer komischen Romane gewesen sein, so glaube ich doch, wir haben Ursache, uns der unserigen zu freuen; und ich glaube, wir haben grade jetzt Aussicht auf neue Erscheinungen in diesem Genre. Denn wenngleich die Zeit des komischen Romans sein kann eine Zeit der unterdrückten Wahrheit, Kraft und Freiheit, der erhobenen Lüge und der gepriesenen Schwachheit, eine Zeit des Ultraismus in jeglicher Bedeutung des Wortes, so ist dieselbe doch keineswegs eine arme, nicht arm an Talent, an Kraft, an Charakteren, an Bestrebungen, an Hoffnungen. Wenn nun aber in unserer Gegenwart Spuren von solchen Elementen zu finden sind, wenn die Vergangenheit reich genug war, unter ähnlichen Umständen einen „Siegfried von Lindenberg" zu produciren, ja, wenn im gegenwärtigen Augenblicke selbst Spanien Kraft genug hat, einen komischen Roman, der die Tollheit des Radicalismus darstellt, hervorzubringen *), so möchte unsere deutsche Gegenwart reich genug sein, im modernen Geschmacke komische Romane zu dichten.

*) Don Quijote del siglo XVIII aplicado al XIX, o historia de la vida y hechos, aventuras y facañas de Mr. Legrand, héroe filosofo moderno, caballero andante, prevaricador y reformador de todo el género humano etc., por *Francisco Seneric*.

Digitized by Google

Wenn wir den Vater Blasedow als Vorboten dieser neuen Epoche begrüßen, so glauben wir, er kann stolz darauf sein. 75.

Der Staatsdienst in Preußen, ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht von Clemens Theodor Perthes. Hamburg, F. Perthes. 1838. Gr. 8. 18 Gr.

Wir können die vorstehende Schrift nicht aus den Händen legen, ohne den vortheilhaften Eindruck gegen das Publicum auszusprechen, welchen dieselbe auf uns gemacht hat. Die dargelegte Gesinnung ist gut, rechtlich und brav; sie ist christlich, ohne im entferntesten frömmelnd zu sein. An Material könnte vielleicht etwas mehr beigebracht stin, wenn der Hr. Verf. ein gelehrt-erschöpfendes, mit dem ganzen Apparate ausgerüstetes und nicht ein lesbares und genießbares Buch hätte schreiben wollen. Die Auswahl des Wichtigern und Interessantern scheint uns sehr zweckmäßig. Die Anordnung ist höchst einfach: Einleitung, Natur des Staatsdienstes, Entstehung des Staatsdienstes, von den rechtlichen Verhältnissen während des Staatsdienstes, Ende des Staatsdienstes. Der Hr. Verf. hat ein sehr schönes Talent für Politik und Jurisprudenz, für erstere vielleicht noch mehr als für letztere; er hat eine schöne Gabe der klaren, leichten, fließenden, angenehmen Darstellung, weder zu concis noch zu breit. Er hat daneben die Anlage zum Geschäftsmanne, und mag er nun den Geschäften oder der Gelehrsamkeit sich hauptsächlich zuwenden, so wird sein Name, in welchem deutschen Staatskalender derselbe auch stehen mag, gewiß dereinst mit voezüglicher Achtung genannt werden.

Es ist nichts Geringes, schon in der Jugend auf geschäftsmäßige Weise über einen so schwierigen Gegenstand ein gutes Buch zu schreiben. Das Buch ist unbefangen, offen, frei und im besten Sinne monarchisch und freisinnig zugleich, nirgend unehrerbietig oder unbescheiden. Man findet allenthalben den Mann von guter Erziehung und Bildung. Die Arbeit, welche der Staat durch seine Officianten verrichten läßt, die sogenannten öffentlichen Geschäfte, die Organisation der Behörden und der Staatskalender, das Dienstverhältniß der einzelnen Officianten zu dem Oberhaupte des Staats, zu den öffentlichen Behörden und zu des Staates Arbeit hängen auf das genaueste zusammen. Das eigentliche Dienstverhältniß der Officianten als einer Gesammtheit, als einer besondern Classe der Staatsbürger, Alles, was der Diensteontract voraussetzt und bedingt, was daraus folgt für Staat und Officianten an gegenseitigen Pflichten, Lasten und Vortheilen, nennt man den Staatsdienst. Über diesen letzten Theil der gesammten Masse hat der Hr. Verf. in der vorliegenden Schrift nach deren Titel und Inhalt allein gehandelt. Das Verhältniß des Priesters und des Soldaten sind außerdem ausgeschlossen.

Ein sehr wichtiger Gegenstand grade in der jetzigen Zeit, wo bei dem Schwanken und dem Hin- und Herreißen aller Verhältnisse es in Deutschland vorzüglich grade mit darum sich handelt, wie der Staatskalender der Regierung und dem Volke gegenüber gestellt werden soll, und grade diese Frage die Bewegungen mit hervorbringt, deren Zeugen wir waren, sind und auch fernerhin noch sein werden. Was wollte aus Deutschland werden, wenn die deutschen Staatskalender nicht in das naturgemäße Verhältniß zu den Regierungen und dem Volke gestellt, wenn sie nicht in ihrem Innern gehörig organisirt und von einem guten Geiste beseelt wären, oder, soweit sie etwa nach dieser oder jener Seite hier oder da es noch nicht hinlänglich sind, eventualiter die etwaigen Misverhältnisse abgestellt würden? Alsdann ginge es nimmermehr gut!

Das Buch handelt also von dem persönlichen Verhältnisse der Staatsdiener, dem Staate, der Regierung, dem Landesherrn gegenüber, vom Staatsdienste und zwar in Preußen. Aber auch die Insassen der übrigen deutschen Staatskalender werden dies Buch mit Nutzen und mit Vergnügen lesen zur Vergleichung und Beherzigung. Denn freilich sind die Bestimmungen über den Staatsdienst im Preußischen in mancher Hinsicht verschieden von den Vorschriften in den andern deutschen Staaten. Aber allenthalben ist es doch dieselbe gute naive deutsche Nation, dieselbe Civilisation, dasselbe Bedürfniß für die Geschäfte und das Leben, welche sich in den deutschen Staatskalendern und Dienstordnungen offenbaren. Nur daß, was in dem einen Staate blos traditionell factisch besteht, in dem andern zum Gesetz erhoben ist, z. B. das Verhältniß des Adels (S. 75—77). Im Grunde ist es noch immer die alte deutsche Dienstpragmatik, wie solche vorzüglich seit dem dreißigjährigen Kriege sich gebildet hat, nur modificirt in den größern Staaten durch die Richtungen von Joseph II. und Friedrich dem Großen, und was uns die Franzosen seit 1789 brachten. Diese Hauptschlüssel schließen auch hier fast Alles auf. Jeder deutsche Dienstmann erkennt sich also auch unter dem Prisma des preußischen Staatsdienstes im Wesentlichen wieder, und wird hier und da auch gern die verschiedene Farbenbrechung beobachten. Und der preußische Staatskalender und dessen Dienstpragmatik haben zum Theil schon einen erheblichen Einfluß auf einige andere deutsche Staatskalender und Dienstpragmatiken gehabt und mögen solchen Einfluß auch fernerhin noch leichtlich üben. Auch ist das Büchlein überhaupt jedem gebildeten deutschen Manne zugänglich, und er wird gut thun, wenn er einmal einige Stunden daran setzt, um auf die leichteste und angenehmste Weise systematisch sich darüber zu orientiren, was für ein wunderliches Wesen denn doch ein deutscher Dienstmann ist; man möchte ihn fast eine Quadratwurzel aus „Werther's Leiden und Freuden" nennen, weshalb auch so Viele in der jetzigen langen Quarantaine und schwülen Atmosphäre und bei der Collision der Arbeiten und der Pflichten entweder zur Pistole oder zu einer reichen, schönen, jungen Ehefrau greifen. Die Letztern haben offenbar das bessere Theil erwählt, wenn die Erbtöchter grade eben jetzt nur nicht so selten und zuweilen hinsichtlich der Wandelbarkeit der Moden so prätentiös wären, daß sie in der Ehe doch mehr kosten als einbringen.

Fast müßte Recensent die Empfehlung des Buches an das große deutsche Publicum wieder zurücknehmen, indem er erst bei der Conceipirung der Recension gewahr wird, daß der Titel den bedenklichen Zusatz führt: „ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht". Das deutsche Staatsrecht, das deutsche Recht überhaupt erschienen dem Recensenten von jeher als eine Art von Quadratur des Cirkels oder als eine chambre introuvable, bei deren bloßer Erwähnung dem Recensenten der Mund grade nicht eben voll Wasser, doch immer voll Ironie trat, und wobei er sich auch wol an das Goethe'sche Motto erinnerte: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!" Diese Zeit, in welcher Wind und Wetter das Regiment haben, bildet überall kein festes Recht, mithin kein eigentliches Recht, am wenigsten ein öffentliches Recht. Recensent pflegt also immer, wenn er das Wort: deutsches Recht, hört oder liest, in Gedanken das Wörtlein: angeblich, oder vermeintlich, einzuschalten. Indeß ist es auch hier in diesem Buche nicht so übermäßig genau mit dem „Rechte" gemeint, daß nicht auch ein jeder Laie es verstehen könnte, und das Buch enthält, vorzüglich in der ersten Hälfte, neben dem Rechte ein gut Theil Geschichte und Politik, wodurch denn das Recht bekanntlich erst genieß- und nutzbar wird. Am Ende des Buchs, im vierten Abschnitte, wo es sich vom Ende des Staatsdienstes handelt, vom Tode, Entsagung, Cassation, Pensionirung, und wie die übrigen traurigen Todesarten des Staatsdienstes mehr heißen mögen, streckt der Hr. Verf. die eigentlichen juristischen Griffe (grilles) freilich etwas bedeutender aus, und man sieht mit Vergnügen, daß er sie recht tüchtig zu gebrauchen weiß.

In welchem Geiste der Hr. Verf. seinen Gegenstand behandelt hat, das ergibt (S. 20—21) der Schluß der Einleitung am besten, der zugleich als eine Probe seiner leichten fließenden Darstellung dienen mag.

„Was aber Jahrhunderte allmälig zur Entwickelung ge-

Digitized by Google

bracht und in das Leben eingeführt haben, das darf die Gegenwart nicht zertrümmern und etwas beliebig Anderes an dessen Stelle setzen wollen. Der Versuch, den Staat, wie ihn die Macht der unter Gottes Leitung geschehenen Begebenheiten in das Bewußtsein unserer Zeit gebracht hat, zu vernichten und statt seiner eine Masse Einzelner hinzustellen, die in verschiedenartigen Abhängigkeitsverhältnissen von dem Könige, als einem reichen Privatmanne, stehen, dieser Versuch kann nur aus einer durch und durch revolutionnairen Gesinnung hervorgehen, deren Charakter recht eigentlich in der Absicht liegt, an die Stelle Dessen, was die Geschichte gebildet hat, ein Hirngespinnst zu setzen."

„So wenig die Natur des gegenwärtigen Staates zertrümmert werden kann, ebenso wenig kann sie unberücksichtigt bleiben; ihre geistige Gewalt spottet der ohnmächtigen Versuche, sie zu übersehen. Es bleibt nichts übrig, als den Staat so anzuerkennen, wie ihn der Gang der Begebenheiten unwiderstehlich gebildet hat. Aber dieses Anerkenntniß allein genügt nicht. Den Staat in dem Bestehenden festhalten, ihm Stillstand gebieten zu wollen, wäre sein Tod. Wollte man seine bisherige Entwickelung zwar anerkennen, aber die künftige in eine andere Bahn werfen, so wäre der Zwiespalt in seinem Wesen gesetzlich eingerichtet, und die Auflösung würde nicht ferne sein. Es kann die künftige Fortbildung des Staates nur geschehen, wenn festgehalten wird, daß er als Ganzes, als Staat ein Dasein habe. Von diesem Gesichtspunkte aus ist, wie jede öffentliche Einrichtung, so auch der Staatsdienst zu betrachten; von diesem Gesichtspunkte aus soll nun die Darstellung der Natur des Staatsdienstes, seiner Entstehung, des rechtlichen Verhältnisses während seines Bestehens und seiner Beendigung versucht werden."

Die obigen Grundsätze sind auch unzweifelhaft für unsere Zeiten die richtigen, und es kommt dabei nur auf die richtige Praxis an. Allein bekanntlich: praxis est multiplex! Recensent könnte nun dem Publicum noch eine weitläufige Erörterung darüber vorlegen, in welchen Punkten er mit dem Hrn. Verf. einverstanden ist, und in welchen nicht; allein solche kleine gelehrte Zwiste gehören selten vor das Publicum, und Recensent behält die Erörterung der fraglichen Punkte für eine etwaige persönliche freundliche Conferenz in Bonn, Gotha oder Krähwinkel vor und will hier gleichsam nur die Standwörter der Materien zum künftigen freundschaftlichen Gespräche und zur Ausgleichung der Ansichten angeben. S. 1 fg., 7, 11, 25, 30, 52 fg., 75—77, 79, 81, 93 fg., 116, 128, 129, 134—39. Wir wollen nur noch diese allgemeine Bemerkung in aller so sehr gewöhnlichen Weisheit des Alters, aber auch mit aller Bescheidenheit hinzufügen, daß, wenn der Hr. Verf. in einer oder der andern Carrière dereinst den ganzen preußischen Staatsdienst, wie wir hoffen, glücklich durchlaufen haben wird, er wahrscheinlich über Manches anders urtheilen wird als jetzt. Wer Preußen und seinem Staatsdienste völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen will, der muß die ganz exceptionelle Lage mit in Betracht ziehen, in welcher sich dasselbe befindet, welche eine durchaus militairische Haltung und ein strenges Regiment wenigstens für die Zeit der Krise, in welcher sich Europa seit der französischen Revolution befindet, nothwendig macht. Die salus publica muß hier die suprema lex in jeder Hinsicht auch für den Staatsdienst sein. Auch in der Civilpartie muß der Staatskalender eine halb militairische Haltung haben. Auf keine Weise darf Preußen jetzt zur Zeit seine civilmilitairische Disciplin erschlaffen lassen. Dazu gehört freilich nicht, „daß die Räthe an Justizcollegien von Justizcommissarien weder Visiten annehmen, noch solche bei ihnen abstatten sollen" (S. 107), noch die alljährliche regelmäßige Einsendung der Conduitenlisten von Seiten der Vorgesetzten (S. 124), noch die Befugniß der Vorgesetzten, Verweise zu ertheilen, wie es scheint auch in den höhern Collegien (S. 122). Recensent möchte wenigstens mit Niemanden auf der Richterbank sitzen, welcher die Befugniß hätte, ihm eigentliche Verweise zu ertheilen. Eingeschachtelte Verweise sind unvermeidlich, jeder College ertheilt solche dem andern, und der Director ist in dieser Hinsicht bekanntlich keine Exemter. Ein guter Director weiß sich auch ohne Verweise zu helfen, und wo diese, die eigentlichen, wiederholt und gründlich nöthig sind, muß Pensionirung erfolgen. So lange noch, wie jetzt der Fall ist, der Geist unbedingter Treue und selbst zärtlicher, rührender Anhänglichkeit an den König und an das Land den preußischen Staatskalender durchweht, der Geist der Ehre und der Berufspflicht, das Gefühl, daß man der Träger einer großen Vergangenheit und einer verhängnißvollen Zukunft ist, die frohe Bereitwilligkeit zur Hingebung und Aufopferung an König und Vaterland, welche eine solche ehrenvolle Aufgabe nothwendig machen, so lange wird auch die preußische Regierung bei aller militairischen Haltung des Staatskalenders nicht nöthig haben, zu solchen kleinen Hebeln ihre Zuflucht zu nehmen. Weiter reichen die deutschen Regierungen mit dem Worte unserer deutschen Vorfahren hinsichtlich der Gilden: daß sie so rein sein sollten wie die Erbsen, welche die Tauben ausgelesen hätten. Zu einem solchen Resultate führt freilich das Übermaß des Examinirens der Candidaten am wenigsten, dessen Schattenseite sich seit 30 Jahren hinlänglich zuerst in Baiern kundgegeben und dessenungeachtet sich wie eine Wucherpflanze fast über ganz Deutschland verbreitet hat (S. 63 fg.). Nur das Geschäftsleben examinirt, und die öffentliche Meinung ist der beste Kritiker. Der englische und französische Staatskalender, obgleich fortwährend ein Spielball der Parteien, also außerordentlich in der Auswahl gehemmt und beschränkt, hat doch so gut als ohne Examina, aber gestützt auf jene obigen beiden Grundmaximen, sich für den gewöhnlichen Dienst als brauchbar und in Zeiten der Gefahr als elastisch und kräftig fast immer ausgewiesen. Aber unser Unglück in Deutschland ist ja grade dieses, daß wir außer den leipziger Meßkatalogen eigentlich keine öffentlichen großen Schwimmplätze haben und uns in der ziemlichen Unmöglichkeit befinden, solche jetzt zur Zeit anzulegen. Indeß auch ohne diese kann man wenigstens in den kleinern deutschen Staaten sich sehr leicht über die paar erheblichen Individuen, welche sie zu besitzen pflegen, orientiren. 111.

Literarische Notizen.

Zu den interessantesten in England neu erschienenen Büchern oder merkwürdigen Urtheilen über ältere zählen wir folgende: „Germany; the spirit of her history, literature, social condition, and national economy, by *Bisset Hawkins*", ein Werk, von welchem ein Recensent im „Athenaeum" sagt: es sei allerdings schätzbar, aber nur als Referat; es sehe mehr einem Inhaltsverzeichniß als einer Darstellung ähnlich; sonst sei keine Rubrik vergessen. Geschichte, Literatur, Klima, Bevölkerung, Manufacturen, Universitäten, Dialekte, Seemacht, Finanzen, Mineralwässer, Bäder, der Stand der Geburts- und Todtenlisten, alle Völkerschaften und Regierungen bis herunter zum Fürstenthum Liechtenstein mit seinen 5800 Einwohnern, seinen 5000 Gulden Einkünften und seiner Ständekammer, nichts von dem Allen werde vermißt. Es sei eine Quintessenz-Nahrung, welche freilich für manchen Leser eine schwer verdauliche Speise sei.

Von Robert Southey's bekanntem Gedichte: „Roderick, the last of the Goths", welches den neunten Band seiner gesammten poetischen Schriften bildet, sagt das „St.-James' chronicle" gradezu, daß kein Dichter der modernen Zeit größere Ansprüche auf Unsterblichkeit habe als Southey, und daß die gegenwärtige Ausgabe seiner Poesien in jeder Bibliothek des Königreichs ihre Stelle finden müsse. Dies torystische überspannte Lob möchte Southey in der öffentlichen Meinung wenig fördern. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 260. —— 17. September 1838.

Ludwig Robert.

Ludwig Robert's Gedichte. Zwei Theile. Mannheim, Hoff. 1838. 8. 2 Thlr.

Ich erinnere mich noch lebhaft jenes Abends in Dresden, wo in Ludwig Tieck's kleinem Kreise ein Fremder angemeldet ward, mit einem Namen, den ich nur halb hörte. Aber Tieck ward lebhafter davon angeregt, als uns lieb war. Er legte das Buch fort, das er uns Jüngern vorzulesen versprochen, um den Gast zu empfangen. Wir waren nicht dort, um Zeugen zu sein der Ehren eines Gastes, der uns um den Genuß des Tieck'schen Vortrags zu bringen drohte. Und so war es in der That. Es kam an diesem Abende nicht zum Lesen; etwas sehr Ungewöhnliches, wenn man Tieck's Neigung dazu kennt, und wie ungern er sich davon abhalten läßt. Aber der schwarze, feine Mann, mit den scharf markirten Augen, mit den tiefliegenden, suchenden Augen, hatte bald mit dem Dichter ein Gespräch angefangen, welches durch mehre Stunden weder die Zuhörer noch die Sprechenden ermüdete. Nie habe ich einen ähnlichen Redefluß, solchen Reichthum von Anschauungen, solche Fülle von Gedanken gleich anmuthig entwickelt in der deutschen Conversation gehört. Vergessen war bald die Lecture von der steigenden Lust, diesem lebendigen, improvisirten Drama zuzuhören. Zwei geübte, kunstgerechte Ringer wanden sich, den Gegner zu fassen und ihre eigne Gewandtheit herauszustellen. So Vieles ward gesprochen von zwei Männern, welche schreiben und drucken lassen, was sie niemals niedergeschrieben hätten; und doch, wenn ein Schnellschreiber hinter der Gardine gestanden und es zu Papier gebracht, es hätte so Wort für Wort gedruckt werden mögen. Gewicht und Schärfe in den Ansichten harmonirten mit der vollendeten Form. Vor wie Vielem stutzen wir, was wir klar gedacht, empfunden, auch es ausgesprochen haben, wenn wir es niederschreiben! Tieck als kritischer Geist hat viel von seinen Gedanken in seinen Schriften niedergelegt; mehr davon, was er nur aussprach, geht verloren. Jene Zeit — es ist über zwölf Jahre her — war nicht politisch. Um Theater, Dramaturgie, Ästhetik drehte sich das Gespräch, aus weiten Kreisen auf die kernige Mitte zurückgeführt. Nicht ein frivoles, persönliches Hin- und Herreden über den Werth dieses Stückes und jenes Darstellers, wie es in jenen Tagen wol auch geistvolle Cirkel beschäftigen und fesseln mochte. Man stritt, wie ein Dichter dichten müsse. Der hochgebildete Fremde, ein Idealist aus Fichte's Schule, vertheidigte an dem Abende noch die ideelle Verweihe und Empfängniß vor der Geburt mit einem Eifer, der später manchen Rücksichten und andern Empfängnissen gewichen ist. Ludwig Tieck konnte nicht dieser Ansicht sein; aber er ließ den Gegner sich entwickeln, wie ein unterrichteter Stratege seine Völker ordnen würde, und dann fuhr er mit der Kraft des Genius dazwischen und lichtete die künstliche Schlachtordnung durch wenige Impromptus. Nicht daß der Gegner auf seinem ideellen Fundamente zum Weichen gebracht wäre; er blieb stehen, mußte aber die überwiegende Kraft des Gegners anerkennen. Man kam endlich dahin überein: Begriff und Bild müsse vorweg da sein und, wenn sie sich begegnen, zündend niederfahren. Diese Blitzwirkung sei das Element der Poesie. Es war eine Vereinigung, die freilich viele Auslegungen zuläßt, deren Grenzen bestimmen, einen neuen Krieg anregen heißt; aber jener harmonisch geführte Kunststreit foderte in seiner innersten Natur einen Abschluß. Man konnte nicht in einem edeln Bildungskampfe mit einer rauhen Dissonanz aufhören. Wenn auch nur conventionell, der Abschluß war gefunden, und beide Streiter erkannten die Bedeutung an. Eine größere Kluft am Ende als zu Anfang hätte den Beginn jedes neuen Streites unmöglich gemacht.

Der interessante Fremde war Ludwig Robert. Er kehrte mit seiner geistvollen, mit wunderbarer Schönheit ausgestatteten Gattin nach einer langen Trennung von seiner Vaterstadt Berlin über Dresden dahin zurück. Noch mehre genußreiche und lehrreiche Abende wurden mit ihm in Tieck's Kreise verlebt. Dieselbe Controverse wurde geschickt übergespielt in die verschiedensten Themata von Kunst und Poesie. Beide Ringer standen darin auf demselben Boden, ihnen war die Kunst etwas Heiliges, um ihrer selbst willen da, nicht der hörige Vasall anderer Zwecke. Ziel war ihnen Beiden, sie in ihrer höchsten Reinheit und Wirksamkeit auf den Thron zu setzen. Wäre es ein 5—10 Jahre später gewesen, hätten sie diesen Kampf vielleicht ruhen gelassen und sich die Hand geboten zu gemeinsamer Abwehr gegen Angriffe, die mit Kunst und Poesie nichts gemein haben als die Absicht, sie unterthänig zu machen und dienstbar andern Zwecken. Lud-

Digitized by Google

wig Robert wich, aber nur Schritt für Schritt, vor Tieck's Dialektik und Begeisterung; er wußte dem geschickten Rückzuge den Schein des Sieges zu geben. Aber seine spätern Schöpfungen zeigen, daß er, innerlich überwunden, zum Gegner übergetreten war. Mit dessen Ansichten und Geschossen kämpfte er später in Berlin gegen die Begriffspoesie, welche, nur handgreiflicher als er, Raupach in seinen Tragödien zur Geltung bringen wollte. Und hätte Robert nicht mehr gewirkt, für mich war das schon etwas Bedeutendes, wie es seiner Opposition gelang, Tieck's innerste Lebensgeister, wenn nicht in Harnisch, doch in Thätigkeit zu bringen. Alle, die den Dichter an jenen Abenden sahen, erfreuten sich seiner Lebenswärme, die selten in solchen Blitzstrahlen und andauernd sich entwickelte.

An einem jener Abende las Robert vor einem ansehnlichen Hörerkreise sein Lustspiel: „Phantasus und Cassius", vor. Glückliche Zeit, für Die wenigstens, die sich dabei glücklich fühlten, wo Geist und Witz eines ausgezeichneten Mannes sich Monate, wo nicht Jahre lang abmühen konnte, ein phantastisch-satirisches Drama zu schreiben und mit seinem Besten auszustatten, das nichts Anderes zum Thema hatte, als die Collisionen des deutschen Theaterwesens und seine schwärmerischen Hoffnungen im Conflict mit der traurigen Wirklichkeit. Es war wirklich ein Werk der Begeisterung; heute glaubt man's nicht mehr; und mit welcher Begeisterung las er es vor, wie blitzten seine kleinen Augen im Kreise umher, die Wirkungen aufzufangen! Und wie entzückt waren wir Alle, wie aufmerksam horchten selbst ältere, gewiegtere Zuhörer! Es ist seitdem nicht um ein Haar besser geworden auf dem deutschen Theater, im Gegentheil schlimmer; aber wie ruhig sind wir dazu. Es würde uns lächerlich vorkommen, wenn Jemand sich die Mühe geben wollte, die Sache in einem großen, ernstgemeinten Gedichte lächerlich darzustellen. Und das Stück war ein Herzstück aus Robert's Fleisch und Blute. Er gab sich alle Mühe, es in Berlin zur Aufführung zu bringen; daß es nicht dazu kam, ging ihm zu Herzen.

Und mit welchen Entwürfen, wie hochschlagenden Hoffnungen kehrte er in die Vaterstadt zurück. Der Schüler Fichte's, mit seinen Perfectibilitätsträumen, so kühn als man gestern noch träumte von altem Schutt und von neuem Wuchs, der von heut anfangen soll, mit der Welt wohlgeordnet zu seinen Füßen, hatte doch alle seine ausführbaren Hoffnungen auf das kleine Theatere gebaut, und zwar speciell auf das damals neuerrichtete königsstädtische, von dem man sich Wunderdinge versprach. Robert war schon über die erste Blüte des Mannesalters hinaus; welche Revolutionen oder Reformationen, wie man es damals nannte, wollte er aber auf der Bühne und von der Bühne herab wirken! Es war kein unerfreuliches Streben unter den jüngern Kräften, welche sich dem Veteran anschlossen. War die Sphäre auch beschränkt, waren die Kräfte auch schwach, es war doch Thätigkeit, es waren Productionen da; freilich keine, die ihre Periode überlebt haben. Robert hatte als junger Mann seinen Meisterbrief errungen. Ein zehn Jahre früher hatte er durch seine bürgerliche Tragödie: „Die Macht der Verhältnisse" (als Verstandesdichtung ein Meisterwerk), eine neue Bahn gebrochen. Unsere Verhältnisse auch in ihren tragischen Conflicten auf die reale Bühne zu bringen, wie Manche versuchen das jetzt noch und scheitern an dem Rest von classischem Respect, der sich in unserm sonst so nachgiebigen Publicum erhalten hat vor der fürstlichen Heroenwelt, der die Tragödie allein zustehen soll. Es war ein glücklicher, ein kühner Schritt gewesen. Aber Robert ruhte, überrascht von der Wirkung, auf seinen Lorbern aus. Der Triumph, an dem er zu lange zehrte, schient seine productive Kraft mit verzehrt zu haben. Er hat kein ähnliches, großes Drama seitdem geschaffen. Er schuf und schuf; doch seine Kraft zersplitterte sich auf Kleines. Aber der Fleiß, den er auf dieses Kleine verwandte, erhob es in seinen Augen zu Großem. Mit welchem Eifer überwachte er den Erfolg und ward mit der Reizbarkeit eines Jünglings verstimmt, wenn es nicht den erwarteten erntete. Wenn etwas mißglückte, nicht anzog, welchen geringfügigen, äußern Umständen ward es zugeschrieben! Er war unglücklich, zürnte, zog sich zurück.

Es ward wenig oder nichts von Dem erreicht, was man sich von der neuen Nationalbühne der Norddeutschen ehrlich vorgespiegelt hatte. Die Komik versank in der berlinischen Gemeinheit; nur das Ätzende und Beißende schwamm als unverwüstliches Element oben auf dem breiten Strome. Auch Robert, im schon krankhaft gewordenen Drange zu wirken, verschmähte die berliner Volksmundart nicht, ohne sie zu adeln. Äußere Katastrophen kamen hinzu, um das unglücklich fundamentirte Unternehmen vollends zu untergraben. Bereizt von einem hämischen Witz, der unter ihm stand, nahm er in dieser Stimmung die Sache viel zu ernst und ward Anlaß und Ueberder zu einem leider sehr berühmt gewordenen Kampfe, welcher Denen, die für die gute Sache zu streiten meinten, ungemein ernst, sogar heilig, dem Publicum aber sehr lächerlich vorkam. Es meinte, man habe eine Batterie Vierundzwanzigpfünder gegen einen Maulwurfshaufen aufgerichtet. In Kämpfen der Art trägt in der Regel Derjenige den Sieg davon, welcher nichts zu verlieren hat. Zu gewinnen war eigentlich da nichts; aber der Gegner hatte die Lacher auf seiner Seite und insofern Recht, als das Recht der Andern in ihrer Einbildung beruhte. Dieser Bühnendichterstreit, aus einem geringfügigen Anlasse hervorgegangen, gab Robert's Theilnahme für das neue Theater einen zerrüttenden Stoß. Es kamen auch noch andere Ursachen hinzu, wie der reale Verfall des Instituts; oder er war mit der hauptsächlichste Anlaß, daß Robert Berlin verließ und sich wieder nach Süddeutschland zurückzog.

Sei die Hoffnung eine durchaus thörichte, chimärische gewesen, für Norddeutschland eine komische Volksbühne zu erschaffen, der Eifer Vieler dafür hatte etwas Rührendes; er trug einen ursprünglichen Charakter. Ein wie anderer Mann war Robert hier, als wir ihn in Dresden sahen. Hier saß er nicht zu Füßen eines Meisters, sondern hatte um sich eine jüngere Schar, die gern Sprüche

Digitized by Google

aus dem Schatzkästlein des Veteranen vernahm. Aber er kargte damit, wie denn überhaupt jetzt das industrielle Princip mit der Begeisterung für die Sache in Eheverhandlungen lag. Er war in Paris gewesen, und hatte dort die Theaterdirectoren vor den Thüren der Theaterdichter stehend gefunden. In Deutschland ist's umgekehrt. Ein Umschwung der Dinge, durch Kräfte bewirkt, die noch nicht aufgetreten sind, gehört dazu, wenn es bei uns auch so werden soll. Gern hätte es Robert eingeführt gesehen; und wer nicht mit ihm, der es mit der deutschen Bühne gut meint — etwa die Theaterdirectoren ausgenommen! Aber die Directoren wollten nicht kommen und anklopfen und demüthig fragen, ob man ihren Theatern etwas zuwenden wolle. Das Warten verdroß, und der Verdruß führt zu manchen Schritten, die wir nachher bereuen. Robert war ein geistreicher Mann, aber die Suada, die er an jenen Abenden bei Tieck entwickelte, kam in Berlin selten zum Vorschein. Viel im geselligen Verkehr, konnte er doch ganze Abende, umgeben von anregenden lebenvollen Männern und Frauen, den Stummen spielen. Das Gereiztsein führt nicht zum Produciren; den Gereizten spielen ist eine undankbare Rolle.

Der Aufenthalt in Süddeutschland hatte ihm wieder frischen Muth gemacht; auch empfand der immer geistig Thätige und Grübelnde das Bedürfniß eines geistigen Umgangs, den man nicht erst aufzusuchen braucht, der uns entgegenkommt. Reichthum und Auswahl darin gewährt vorzugsweise Berlin; die Theaterträume waren, wenn auch nicht ganz verdrängt, doch in der Art, wie sie das erste Mal ihn belebten, mehr zurückgeschoben. Robert näherte sich bei seinem zweiten berliner Besuche wieder dem Hoftheater. Die verloren gegangene Wirkungskraft ließ sich nicht wieder erzwingen. Die Theaterzeit, der Enthusiasmus für die Bretterwelt hatte sich schon vor der Julirevolution überlebt. Da brach diese herein und erweckte in dem Dichter, der seine Ideale einer vollkommenen Welt nicht fahren lassen, ganz andere Träume. Nur zu bald verschwanden sie. Schreckbilder stiegen vor ihm auf, denen größere Geister als er erlegen sind. Er liebte die Freiheit, oder deutlicher gesprochen, die freie Entwickelung freisinniger Gedanken und aller die Humanität fördernden Institutionen. Aber ein Zusammenbruch aller Ordnung, der ihm zu drohen schien, war ihm ein entsetzlicher Gedanke. Seine Begeisterung für die Julirevolution schlug schnell in das Gegentheil um. Er glaubte sein Vermögen, seine Existenz, ja, als die Cholera sich näherte, auch sein Leben gefährdet, und mit einer Hast, welche ihn nicht einmal von seinen Freunden, von denen er sich in der letztern Zeit fast ganz zurückgezogen, Abschied nehmen ließ, floh er Berlin, um nicht wieder dahin zurückzukehren. In Baden rastete ihn und wenige Tage darauf die pflegende Gattin eine und dieselbe schnell zerrüttende Krankheit fort.

(Der Beschluß folgt.)

Germany; the spirit of her history, literature, social condition and national economy, by *Bisset Hawkins*. London 1838.

Dem Einzelnen ist stets das Urtheil eines Andern über ihn erwünscht, und ein Volk hört gern die Stimme eines andern Volks über sich, namentlich wenn dies ein solches ist, dem es seine Achtung zu schenken pflegt. Insofern verdient das hier angeführte Buch unsere Beachtung, welches den Engländern eine gedrängte Uebersicht von Allem gibt, was Deutschland in literarischer, politischer und socialer Hinsicht ausgeheckt, und welches, wenn auch streng genommen vielleicht nur eine Compilation von Dem, was deutsche Schriftsteller für die Statistik ihres Vaterlandes geliefert haben, doch auch als solche nicht ohne Geschicklichkeit ausgeführt und vor Allem in einem Geiste gehalten ist, der sich stets gerecht und unparteiisch zu zeigen bestrebt. Das Buch zerfällt in zwei Theile, in deren ersterm Deutschland als Ganzes, in dem zweiten aber in seinen einzelnen Theilen betrachtet wird. In dem einleitenden Capitel des ersten Abschnitts wird ein Abriß der deutschen Geschichte gegeben, worauf Skizzen über die mediatisirten Fürsten Deutschlands sowie über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Adels folgen. Zwei interessante Capitel geben hierauf im Allgemeinen einen biographisch-kritischen Ueberblick über die neuere deutsche Literatur, und zwei andere im Besondern über die historischen, politischen und wissenschaftlichen Schriftsteller wie über die vorzüglichsten Maler, Bildhauer, Musiker und Dramaturgen der neuesten Zeit. Darauf folgt ein chronologischer Abriß von dem Entwickelungsgange der Literatur, Wissenschaft, Kunst und Civilisation in Deutschland seit den ältesten Zeiten und ein Capitel von Dem, was man die Literaturstatistik des Landes nennen kann. Der Verf. verbreitet sich alsdann über Religion, Erziehung, Verbrechen und Strafen, nach einigen Nachweisungen über verschiedene Bäder und Heilquellen, sowie über die Ritterorden in den einzelnen Staaten, schließt dieser erste Abschnitt mit einigen ebenso aufrichtigen als interessanten Betrachtungen über den politischen und socialen Zustand Deutschlands sowie mit Anekdoten von der Journalliteratur und ihrer Censur. Der zweite Abschnitt beschreibt in gedrängter Form die einzelnen Staaten, welche die Gesammtheit des Bundes ausmachen, und rollt vor den Augen des Lesers gleichsam eine Karte des vielgliedrigen deutschen Staatskörpers auf, welche uns dessen Zusammensetzung, Hülfsmittel, innere Einrichtung, kurz die ganze politische Oekonomie mit den vorhandenen Mitteln der Besserung des Wachsthums in deutlichen und bestimmten Umrissen vorzeichnet. „Ich würde hinlänglich für meine Arbeit belohnt sein", sagt Dr. Hawkins in der Vorrede, „wenn es mir gelungen wäre, durch diese mangelhafte Compilation die Aufmerksamkeit der Engländer auf ein Volk zu richten, das mit ihnen durch engere und natürlichere Banden als irgend eins auf der Welt verbunden ist; auf ein Volk, das nach Charakter und Abstammung nahe mit uns verwandt, in seinem Geschmack mit uns meist übereinstimmend ist; auf ein Volk, das uns mehr als jedes andere, Dänen, Norweger und Schweden vielleicht ausgenommen, als ein Brudervolk anzusehen pflegt. Unsere Literatur hat in Deutschland ihre wärmsten Bewunderer und ihre tüchtigsten Ausleger gefunden, und lange Gewohnheiten des Friedens haben zwischen den Deutschen und uns ein Bündniß des Herzens geschlossen, das, von Verträgen unabhängig, durch Decrete nicht erstickt werden könnte."

Seine Skizzen der vornehmsten deutschen Schriftsteller der neuesten Zeit, welche mit Gottsched beginnen und mit Heinrich Heine endigen, sind nicht ohne Interesse. Den Erstern schildert er auf folgende Weise: „Obgleich ein Professor mit der ernsten Kathedermine und der gelehrten Perücke, hielt er es doch nicht unter seiner Würde, sich mit dem Theater zu befassen, und seinem kritischen Besen gelang es, den Hanswurst von der Bühne zu fegen. Eine leipziger Dame (seine Frau?) unterstützte ihn bei diesen Reformen durch Einführung von Uebersetzungen aus

Digitized by Google

dem Französischen. Unter dem Einflusse der pseudoclassischen Regeln Frankreichs krankte das deutsche Drama, bis Lessing's Kritik denselben mit einem Male vernichtete, aber unglücklicherweise sich zu einem entgegengesetzten Extreme hinneigte. Gottsched's Glanzperiode fiel in die Zeit zwischen die zwanziger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo ihn ein Heer von Schülern, die sämmtlich in Leipzig lebten, wie eine Familie umgab. Seine Frau war von der Manie der Zeit ergriffen und übersetzte französische Trauerbien, während er den „Cato" von Addison nachahmte. Es konnte nicht fehlen, daß der Professor in diesen Tagen des Glückes einen bedeutenden Grad von Anmaßung und Dünkel annahm, wie er sich bei kleinen Geistern gewöhnlich einzustellen pflegt, wenn ihrer Unternehmungen Erfolg haben. Er trat mit dictatorischer Miene als Gesetzgeber für die literarische Welt auf; allein in die Natur des Menschen, wo doch allein die Gesetze der Kritik verborgen liegen, einen Blick zu thun, hielt er nicht für der Mühe werth. Lessing's Arbeiten wurde von ihm mißverstanden und seine Nachahmung des Französischen war plump und mangelhaft. Während König Friedrich II. im siebenjährigen Kriege Sachsen besetzt hielt, hatte er zu Leipzig häufig sein Hauptquartier, und wenn auch seiner Bildung nach mehr Franzose als Deutscher, ließ er sich doch zuweilen herab, von seiner Muttersprache Notiz zu nehmen, und berief in einer solchen Laune Gottsched als Vertreter der deutschen Literatur an den Hof. Als eingeflochtene Elemente und war höchlich erfreut, daß er die Vorurtheile des Königs durch seine gelehrte Autorität noch bestärken konnte, wofür er von diesem mit einigen französischen Versen beschenkt wurde, worin ihn derselbe „Sachsens Schwan" nennt. Goethe hat und von seinem ersten Besuch bei Gottsched einen höchst ergötzlichen Bericht hinterlassen. Durch ein Versehen war er nämlich ins Anklebezimmer des Professors geführt worden, der bei seinem Eintreten rasch die Perücke aufstülpte, mit der Linken seinem täppischen Diener Eins hinter die Ohren versetzte und die Rechte dem Fremden zur Bewillkommnung reichte."

Herder's Werth, des frühern Freundes und Gönners von Goethe, der ihn so hoch schätzt, und auf dessen Gang und Gemüth er einen so tiefen, so dauernden und wohlthätigen Einfluß gehabt hat, schien Dr. Haselberg etwas gering anschlagen, indem er von ihm sagt: „Herder war ein Kritiker im besten Sinne des Worts, einer, der lieber bei Schönheiten verweilte, als Mängel aufsuchte. Er war eine gefügige, bildsame und empfängliche Natur; zuletzt neigte er vielleicht zu sehr zum Unbestimmten hin, und selbst in seinen besten Jahren vermissen wir bei ihm sehr häufig die Kraft und Schärfe eines ausgezeichneten Geistes. Er ging selbst drachte in die deutsche Literatur jenes kosmopolitische Streben, das seit seiner Zeit stets zugenommen hat und jetzt ihren Stolz ausmacht. Herder war ein Dichter, aber kein Philosoph; mehr Literat als Gelehrter. Wo er nicht klar und deutlich sah, da besaß er die Gabe, glücklich zu rathen. Mit vielen Sprachen bekannt, verstand er doch keine durch und durch. Seine Untersuchungen über Volkspoesie schienen ihn zu dem Schluß gebracht zu haben, daß die Musen nur von ihren rohesten Anbetern mit Erfolg und Glück verehrt werden. Allein das ist ein großer Irrthum. Die Kunst ist dem Menschen so natürlich, daß er auch im wildesten Zustande sich von der Liebe zu derselben nicht losmachen kann, und warum sollte man die Poesie derselben berauben. Wir entehren dieses Kind des Himmels nicht dadurch, daß wir's in köstliche Gewänder kleiden; wir erhöhen damit nur die Mannichfaltigkeit seiner Schönheiten und unserer eignen Genüsse." Dies klingt etwas verschieden von Dem, was Goethe über Herder sagt, wiewol es mit der Prophezeiung übereinstimmt: er werde seine gerechte Anerkennung erst in der Diamantwage der spätesten Zukunft finden. „Andere", äußert sich Goethe unter Anderm über Herder's Gelehrsamkeit, „werden von ihrem Wissen wie von hemmenden Epheuranken umschlungen; um ihn hing das seinige so anmuthig wie Weinreben und schmückte ihn mit Früchten wie mit Trauben." Bekannt ist ja die Begeisterung, mit welcher Goethe von Herder spricht, wenn er die beiden charakteristischen Züge von ihm erzählt, daß er sich einmal bei den feierlichen Tönen eines Choralgesanges ins Mittelalter, ein anderes Mal aber einen unmittelbaren Verkehr mit der Geisterwelt wünschte. Größere Gerechtigkeit läßt Dr. Hawkins Tieck, dem Gründer der romantischen Schule in Deutschland, widerfahren. Wir fügen aus Dem, was sich auf ihn bezieht, die Stelle an, welche von seinem Besuche handelt, den Tieck vor 20 Jahren der Stadt London machte. „Im J. 1818 war Tieck in London und wünte in unsern Nationaltheatern über die Verstümmelung Shakspeare's. Für Tate's Verbesserungen und Garrick's Abänderungen hat er keinen Sinn und konnte kaum Worte finden, um seinen Unwillen über die Art auszudrücken, wie „Macbeth" im Drurylane dargestellt wurde. Er sah John Kemble, dessen Coriolan er Beifall rief, aber über dessen Hamlet er lachen mußte, von der Bühne scheiden. Kean's willkürliche Auslegungen und nicht zu rechtfertigende Interpolationen konnte er nicht billigen. Er sah Macready, der damals noch ein Anfänger war, in einer neuern Tragödie auftreten und sagte seinen künftigen Ruhm vorher. Miß O'Neil war seine Lieblingsheldin. Tieck war mit seinem Aufenthalte in England sehr zufrieden, und drei seiner angenehmsten Tage verlebte er mit Coleridge zu Highgare." In der Skizze über die Grafschaft Kentink im zweiten Abschnitte hätte von einem Charakter, wie dem daselbst in Rede gebrachten, wol mehr gesagt werden können als die folgende dürftige Notiz: „Der gegenwärtige Graf ist Gustavus, geboren 1809, der, nachdem sein älterer Bruder William seinen Ansprüchen auf die Succession entsagt hatte, seinem Vater am 12. Oct. 1835 nachfolgte. William, der ältere Bruder, ist, wie ich glaube, ein amerikanischer Bürger und Ackerbauer in der Grafschaft Warren in Missuri." Der Charakter, der hier so kurz abgefertigt wird, hätte wol einer ausführlichern und ehrenvollern Erwähnung bedurfte. 50.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

Vier Theile.

8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

Ideal und Wirklichkeit.

Von

Adolfine.

8. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 261. — 18. September 1838.

Ludwig Robert.

(Beschluß aus Nr. 260.)

Ludwig Robert war kein Genius, kein Dichter in dem engern Sinne des Wortes, aber ein Schriftsteller vom glücklichsten Talente und in seiner Zeit durch seine feine, scharfe Feder für die deutsche Journalistik noch von mehr Bedeutung als für das Theater, auf dem er doch durch mehre gelungene Schauspiele noch jetzt lebt. Sein Name war geachtet, ein succès d'estime krönte alle seine Schriften und Arbeiten, und Zeitschriften und Zeitungen schmeichelten sich, ihn zum Mitarbeiter zu gewinnen. Die Feile, die er seinen Artikeln gab, scheint verloren gegangen. Wie hätte noch ein Mitarbeiter an einem heutigen Journale Zeit, so emsig und sorgsam zu stutzen und puzen, wo Alles nicht frisch und warm genug aus dem Kopfe in die Feder und vom Concept in die Druckerei wandern kann. Es war ein Vergnügen, seine Manuscripte zu sehen, obschon seine Hand nicht auf Schönheit Anspruch machte. Viel war durchstrichen; doch auch dieses abgeckelt und so durchaus gelöscht, daß Niemand lesen oder nur ahnen konnte, was er selbst verworfen hatte. Er arbeitete langsam, und das Kauen an der Feder war bei ihm keine Metapher, wiewol damit nicht gesagt sein soll, daß Jeder, der an der Feder kauen muß, ähnlich pikant, treffend und gründlich schreiben wird. Was aber den Schriftsteller aus der alten Zeit charakterisirt, war die Auffammlung von Manuscripten in seinem Pulte. Wenn er, um populair zu sprechen, seine Waare zu Markte brachte, war Robert Kaufmann, der den besten Preis foderte; aber er arbeitete nicht für den Markt allein, sondern öfter zu seiner eignen Befriedigung. Seine witzigsten Gedichte schrieb er für sich, kaum oft im stillen Kreise seinen Freunden sie mittheilend. Es existirten (ob noch, ist zweifelhaft) geistvolle Parodien von ihm auf die berühmtesten Tragödien, welche zu jener Zeit auf dem berliner Theater erschienen, prühend von Witz, z. B. auf Michel Beer's „Paria", Raupach's „König Enzio". Aber da man in Deutschland in der ironischen Bildung noch nicht so weit vorgerückt ist, daß der Autor eines travestirten Stückes, wie es sein sollte, sich selbst über die Parodie am meisten freut, verbarg er sie sorgsam, um den befreundeten Verfassern nicht wehe zu thun.

Ludwig Robert war der Bruder der jüngst nach ihrem Tode zu so großem Rufe gediehenen Rahel. Die Schwester überbot ihn an Warmblütigkeit des Gefühls wie an Elasticität der Phantasie. Die Gegensätze zwischen dem unähnlichen Geschwisterpaar aufzufinden, wäre nicht schwer; in ihrer rhapsodisch epigrammatischen Wirksamkeit, die nicht lange auf demselben Flecke verweilen konnte, würde sich indeß auch eine Verwandtschaft entdecken lassen, die freilich eine noch weiter greifende Wurzel hat. Robert's Productionskraft entlud sich mehr und mehr in epigrammatischen Impromptus, zum Theil vortrefflichen, sowol was Schärfe des Gedankens als Form anlangt. Wie viele derselben wurden populair und sind es noch heut, ohne daß man ihren Verfasser nennt und kennt, z. B. das prägnante:

Publicum.
Das Publicum, das ist ein Mann,
Der Alles weiß und gar nichts kann;
Das Publicum, das ist ein Weib,
Das nichts verlangt als Zeitvertreib;
Das Publicum, das ist ein Kind,
Heut so, und morgen so gesinnt;
Das Publicum ist eine Magd,
Die stets ob ihrer Herrschaft klagt;
Das Publicum, das ist ein Knecht,
Der, was sein Herr thut, findet recht;
Das Publicum sind alle Leut',
Drum ist es dumm und auch gescheut.
Ich hoffe, das nimmt Keiner krumm,
Denn Einer ist kein Publicum.

In wie vielen hat der Dichter der bittern Stoffe, die an ihm zehrten, sich entladen. Es ist die Frage, was länger dauern wird, ob Rahel's sprühende, Glanz ausströmende, hin und her irrlichtelirende Gedanken, aufgefaßt mit Gier von einer Generation, welche, der strengen Formen satt, sie eben zerbrochen hatte; oder Robert's feine zerspaltende Gedanken, ausgeprägt in den sauberstenen, glattesten Versen, in einer Form, die schon um ihrer selbst willen Eingang findet. Wie viel wird nach einem Jahrhunderte von Jean Paul übrig bleiben, weil er keine Form fand, entsprechend dem Reichthum seiner ursprünglichen, flammenden und wärmenden Gedanken!

In diesem Epigrammatismus läßt sich Robert eine gewisse Classicität nicht absprechen. Wer jedoch am wenigsten davon befriedigt wurde, war er selbst. Grade als er am productivsten darin war, schien das Bedürfniß nach einer positiven, durchgreifenden Schöpfung am lautesten

Digitized by Google

in ihm geworden. Nicht Alles, was wir mit gutem Sinne wollen, läßt sich, und zu jeder Zeit, ausführen. Er predigte den Jüngern, sich nicht zu zersplittern, den Witz zu zügeln und Gesinnungen an den Tag zu legen; die echte, ehrenwerthe, aushaltende Gesinnung werde immer zuletzt siegen. Auch er hatte in einer großen Zeit seine ehrenwerthe vaterländische Gesinnung in großartigen lyrischen Tönen ausströmen lassen. Es waren seine „Kämpfe der Zeit" (1813—15) eine der gewichtigsten, poetischen Stimmen aus jener vaterländischen Erhebung. Die Zeit hatte sich seitdem geändert, und die, welche eine neue Erhebung hervorrief, wirkte nur blitzartig auf ihn, sie ließ keine Wärme zurück, ohne die keine Werke geschaffen werden.

Die Pietät der Gattin verordnete vor ihrem, schnell dem des Gatten gefolgten Tode die Herausgabe seiner Schriften. Vielleicht hat man zu lange gezögert. Unsere Generationen wachsen schnell auf und verblühen schnell. Es könnte schon eine an der Tagesordnung sein, die nichts von Ludwig Robert weiß. Wie möchte die ihn beurtheilen! Aber auch diese kann schnell vorübergehen und eine nächstfolgende mit desto mehr Eifer und Befriedigung über diese Sinngedichte wie über einen aufgegrabenen Schatz der Vorwelt herfallen. Robert rief einem Genialischen zu:

Da droben Sphärenharmonie!
Und unten hier ein Ständchen.
Ich gönne dir ja dein Genie,
Gönn' du mir mein Talentchen.

Das möchte cum grano salis das Motto zu seinen Gedichten als Erscheinung in der Heutwelt sein. Über die große Zahl der Offensiv- und Defensivstöße und -Hiebe, welche das deutsche Theater betreffen, und deren specielle Beziehung uns nicht mehr verständlich oder interessant ist, geht man gern hinweg, um in der reichen Auswahl von Sinngedichten, die allgemeinere Gegenstände haben, entweder sich zu erquicken oder zu ärgern, z. B.:

Volkssouveränetät.

Das Volk will selbst sich glücklich machen,
Das ist zum Weinen und zum Lachen.
So lang' die Welt steht, half aus Noth
Stets nur ein redlicher Despot.

Der Autokratische.

Ich bin der strengste Royalist,
Der weit und breit zu finden ist,
Ich werfe das Unter- und Oberhaus
Mit sammt den Ministern zum Fenster hinaus.
Nur Einer soll drinnen den Staat
Und unumschränkt als Autokrat:
Der Sagst: das wer dieser ist,
Das kann ich nicht sagen, wenn ihr's nicht wißt.

Das war Robert's eigenste Gesinnung. In der „Pfiffologie" hat er seine ebenso gründliche Ansicht über die Diplomatie in vielen erbaulichen Sprüchen niedergelegt:

Was du weißt, mußt du verhehlen,
Was du wissen willst, erzählen.
Heut aristokratisch,
Morgen demokratisch,
Das ist diplomatisch.

Sie glauben an der Geschichte zu brechseln,
Sie, die mit Geschichten Geschichte verwechseln.

Wir sind durch Goethe an zahmen Xenien reich, Sprüche aus einem Schatzkästlein, welches Werth behalten dürfte, so lange unsere Sprache dieselbe bleibt. Aus Robert's Gedichten könnte man dieses Schatzkästlein noch bedeutend füllen. Nur beispielsweise greifen wir heraus:

Beschränkung.

Wer sich im Handeln und im Denken
Von Fremden läßt beschränken,
Der ist ein Weib; und der kein Mann,
Der sich nicht selbst beschränken kann.

und das darauf folgende:

Geduld.

Nimm die Geduld als Magd ins Haus;
Sie hilft dir ein, sie hilft dir aus.
Doch hüt' dich, wenn sie herrschen will,
Sonst steht die ganze Wirthschaft still.

Treffliches und Treffendes begegnet uns beim Umschlagen fast auf jeder Seite (es sind enggedruckte starke Theile); des Ausgezogenen möchte indeß, zumal da wir am Ende unserer Anzeige sind, zu viel werden. Doch stößt zum Schluß der blätternden Hand eines der spätern aber besten Gedichte Robert's auf, das aus tief-ernster Entrüstung niedergeschrieben (bekanntlich auf Anlaß, als der deutsche Bundestag den Goethe'schen Erben das Privilegium gegen den Nachdruck ertheilte): „Der deutsche Dichter". Robert mußte sterben, ehe er die Genugthuung erfuhr, daß die deutschen Regierungen eingesehen, wie Dichter nachdrucken, die noch keine Goethe sind, doch ein Diebstahl ist. Es ward dazumal noch die Möglichkeit bestritten, daß ein allgemeines Nachdrucksgesetz die deutschen Staaten je verbinden könne.

Ob diesen beiden Theilen, Robert's Gedichte im engern Sinne des Worts enthaltend, noch andere folgen dürften, welche seine dramatischen Stücke mittheilten, ist nicht gesagt, und nur angedeutet, daß vielleicht eine Auswahl seiner kritischen Aufsätze später erscheinen dürfte. Die Sammlung und Anordnung der Robert'schen Schriften war aus den im Vorwort angegebenen Ursachen keine leichte Arbeit, die wir vermuthlich nur verwandtschaftlichem Eifer verdanken. 20.

Das entschleierte Bild zu Sais. Drei Blicke in die Tiefe, von Fried. Clemens. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ref. hat allen Grund, zu zweifeln, ob noch Jemand außer ihm das vorgenannte Büchlein von Anfang bis zu Ende durchlaufen werde. Es macht einen Eindruck, wie etwa ein wortreicher Besucher, der uns recht nahe auf den Leib tritt und mit seiner in sich selbst zufriedenen Weisheit uns zu deglücken nicht fertig werden kann, aber uns mittlerweile um die edle Zeit bringt. Anfangs mußten wir glauben, in Hrn. Clemens einen eben der Universität Entronnenen vor uns zu haben, der sich da, wie es eben zu gehen pflegt, vor seinem Publicum recht breit machen wollte, daß er auch von Philosophie gehört hatte. Deshalb hielten wir nur für nöthig, ihn noch an den seligen Wandsbecker zu weisen, daß er sich von diesem noch ein Capitel über seinen wilden impetus philosophicus könne lesen lassen. Wir waren im Begriffe, ihm zu sagen: Sachte, mein Lieber, da muß man vorher noch mehr lernen,

Digitized by Google

Geschichte lernen, und Logik, und der Zucht sich unterwerfen, ehe man philosophiren zu können meint; ein solches Blähen dem lieben Ichs führt zum Platzen, und Knaben dürfen nicht zerren an dem Schreier, noch viel weniger aber, wenn sie das gethan haben, von einem entschieerten Bilde reden; überhaupt wird dies oft gebrauchte Wort nachgrade zu einem Dommor von vorgestern und ist in eines Knaben Munde ein abgebrochener Witz. Da wir aber von dem Verf. ein Mal über das andere hören müssen: das habe er anderswo, aber unter anderer Form schon gesagt, so singen wir — nicht wahr, recht schwerbegriffig? — zu begreifen an, daß wir es hier mit einem der zahllosen ästhetischen Genies zu thun haben dürften, die jetzt sich eine in unelgenmäßige Angelegenheit daraus zu machen scheinen, unser Vaterland mit ihren Ideen zu beglücken, und wir erkannten von Neuem, wie übel ein Volk daran wäre, das dort seine Weisheit suchen müßte, und welche Frazen hinter den ästhetischen Schleiern stecken. Und doch müssen wir dem Verf. rathen, daß er lieber Romane fabricire; denn für das Ding, das er Philosophie nennt, wird er keinen Käufer finden. Was mag das wol für eine „Aleie" gewesen sein, in die er gebückt zu haben vorgibt, und aus der er zuerst unter einem Gebrauch von Spiras sen nichts weiter hervorbringe als: Gott ist Einheit und Ausdehnung, das erste als Gedanke, das zweite als Gestalt; das Glied der Kette, welches beide auf Erden verbindet, ist der Mensch. Dies nennt der Verf. den reinen Deismus, und in diesem allein sieht er das Heil der Welt, wobei er nebenbei einerseits „nichts Ungereimteres kennt als das stolz angemaßte positive, für erkünstelten Menschenwerk, sur Satzung und Dogma", andererseits den Pantheismus als etwas ihm Entgegengesetztes wiederholt erwähnt. Auch dieser Kunstgriff ist abgenutzt, aber er darf sich nicht fürchten: seine Ansicht ist nicht Pantheismus. Pantheismus ist System, und hier ist nichts dergleichen. Es ist in der That nirgend ein Herausholen seiner „Blicke" zu bemerken, und darum zweifeln wir auch an der „Tiefe", in der sie sollen zu Hause sein. Kaum zwei Gedanken sind hier zusammengebracht, wie viel weniger eine solche Reihe, die man ein Herausholen nennen könnte. Einheit wird Gedanke genannt, und doch sollen wir Gott nicht denken, sondern fühlen, und solche hahe Gedanken, „die wir Poesie nennen, werden nicht mit dem kalten Verstande gedacht". Dabei soll aber wieder Gott nicht ein Gott des Glaubens, sondern der Ueberzeugung sein. Der zweite „Blick" ist Freiheit, und hier liegt der Ueberdings in der tiefsten Tiefe, aber eben darum glauben wir, daß das, was der Verf. erblickt, nichts von ihr sei. Er sagt von ihr kurz und gut, daß sie in der reinen Vernunft, deren Tiefres das Gefühl, deren Oberstes der Verstand ist, wurzele; aber reine Vernunft — was haben wir uns darunter zu denken? Ist da nicht blos Wort mit Worten erklärt? Der dritte „Blick" endlich ist der Probirstein. Hier gibt er die frohe Eröffnung: „Was will die Vorlehung mit der Menschheit? Sie will nichts! Sie gab und gibt und läßt sie gewähren." Da hat in der That Hr. Clemens viel gesehen. Es scheint fast, er ist etwas zu tief hineingekommen, daß ihm so alles Sehen ausgegangen. Es gibt einen philosophischen Trieb, und jeder Trieb kann verirren. Hier sehen wir eine solche Beirrung. Natürlich ist die Beirrung um so verherrender, je höher und umfassender der Trieb ist. Gewiß geben wir dem Verf. in der Vorrede Recht, daß die Philosophie nicht traditionnell sich fortpflanzen könne, sondern sich je wieder einmal ursprünglich erzeugen müsse. Ja, nicht blos einmal, sondern in jedem Philosophirenden und zwar in einem absoluteren Sinne, als es viele auch der hervorragendsten Systeme erweislich brachtet und an sich vollzogen haben; wir meinen nämlich, vor Allem so weit müsse diese ursprüngliche Erzeugung zurückgehen, daß sie die philosophische Thätigkeit mit einschließe, sie als Manifestation des dunkeln Triebes, oder als wol gar äußerlich bedingte Erregung aufhebe. Allein wenn der Verf., ob „Andere vor ihm etwas Aehnliches gesehen, nicht wissen" will, wenn er „den leisesten Gedanken an eine Copie für Irrthum" erklärt, so ist es da schon, bei diesem zweiten Schritt, wo wir ihm völlig Unrecht geben müssen. Wir finden diese Sprache als die eines Menschen so unerträglich vornehm, wie nur je ein vorgeblicher Autodidaktos gefaselt hat, als die eines vorgeblich Philosophirenden aber durchaus falsch. Eingene Einfälle, wozu er seine Gedanken dadurch selbst macht, sind noch weit entfernt, Philosophie zu sein. Die Philosophie ist eine Arbeit des Geistes als solchen, und es ist darum das Lächerlichste, was man in dieser Beziehung thun kann, eine mehr als zweitausendjährige Geschichte zu ignoriren. Das ächt sich am empfindlichsten an dem Ignorirenden, macht ihn mit seinem Thun zum verlorenen Atom. Wäre es dem Verf. um eine Kritik und durch sie um ein bisleichtes Einreihen seines Deismus in den Verlauf der Philosophie zu thun, so müßte er freilich erkennen, daß die Bestimmungen des *le soi même* nicht so ganz jung sind, und daß von da aus auch der Fortschritt nicht einmal erst noch zu finden sei. Aber dieser Fortschritt wird ihm vielleicht dadurch verdoten, daß seine Einheit Gefühlsteinheit, und dies auch das ursprüngliche an ihr ist, und dann ist eben das Unwissenschaftliche sein Ursprüngliches. Allerdings mag es neu — oder auch nicht? — sein, auf den ersten Blättern einer ungeschickt philosophischen Schrift schon die ja dem Resultate einer Gefühlsteinheit hindurchgedrungen zu sein. Da ist doch „die Fibelbank in der Schule des Spinoza" (S. 30) noch nicht so ganz zu verwerfen, sowie es nur gradt genug ist, um zu behaupten (S. 17): „man erfahre (in der Schule), wie so allerlei Seltsames von dem Gott geschrieben, von welchem das Mütterchen mit ernsthaftem Gesichte dem Kinde schon von der ersten Zeit an aufgedämmerten Bewußtsein etwas vorzeschwatzt, und ist die Fingern klugen gelehrt habe. Man erfahre, daß er auf dem Wasser geschwebt, dann in sechs Tagen des Fleißes allerlei Geschöpfe, Thiere und Pflanzen angefertigt, den Himmel ausgespannt, Lichter daran aufgesteckt, wie ein menschlicher Laternenanzünder, zuletzt Menschen aus Thon und Knochen angefertigt, Odem eingeblasen und allerlei Thörichtes mit ihnen getrieben, Werkleute mit ihnen gespielt, sie verstucht, verzagt re. Später sei er hier zum öftern in Person umhergewandelt, habe allerlei Wunderbares, fast wie Hexerei und Spuk in feurigen Büschen, als Stimme re. getrieben." „Zwei Ideen", sagt der Verf. später, aber freilich etwas zu spät für ihn selbst, „sind es eigentlich nur, die dem Menschen in ungetrübter Wahrheit vorschweben sollen, wenn er sich geistig gesund nennen will, und nämlich: wer ich bin und was ist; aus beiden aber resultirt die einzige Aufgabe des Menschen: was ich soll." 112.

Literarische Notizen aus Schweden.

Im letztvergangenen Jahre erschien: „Birger och hans Att", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Jonas Love Bekkow. Dieses Seitenstück zu „Torkel Knutson" von demselben Verfasser hat verdienten Beifall gefunden. Ein Stück, das die Fehde bei Hätuna zum Hintergrund, Nyköpings Hungerthurm zum Mittelpunkte und die Hinrichtung des jungen, unschuldigen Prinzen Magnus Birgersson zum Endpunkte hat, ist recht dazu geeignet, eine echt tragische Wirkung hervorzubringen. Die Zeit, worin es spielt, im Anfange des 14. Jahrhunderts, war reich an Zwiste, Thaten und Thronumwälzungen und hat also überfluß an Stoff für das Trauerspiel. Die Handlung des Stücks wird auf dem Schlosse zu Nyköping eröffnet, wo in einer meisterhaft entworfenen Exposition des Königs gutmüthige Schwäche, der Königin Herzhaftigkeit, Brunke's kraftvolle, aber hinsichtlich der Mittel wenig gewissenhafte Kühnheit geschildert werden. Der zweite Act macht uns mit der Erbdiele bekannt, worin der junge Prinz sich verbergen hält. Sie wird von Ellisif, Arwed's Tochter, bewohnt, in die er, mit seinem Stande noch unbekannt, sich verliebt. Durch die Liebe wird er plötzlich zum Manne. Im dritten Acte wird die Greueltat, nämlich die Ermordung der Herzöge, auf Nyköpings Schloß dargestellt. König Birger, der vorher lange mit seinen Brüdern Krieg ge-

Digitized by Google

führt, hatte nachher Frieden mit ihnen geschlossen und durch verstellte Freundlichkeit ihr Zutrauen gewonnen. Er lud sie auf sein Schloß ein und empfing sie auf das freundschaftlichste. Allein in der Nacht ließ er sie gefangen nehmen und in ein unterirdisches Gefängniß werfen, wo sie durch Hunger jämmerlich ums Leben kamen. Der Herzöge ritterliche Artigkeit gegen die junge Königin, ihre frohe Sorglosigkeit, während das Verderben sie immer näher umgarnt, Brunke's Mordanschläge gegen die Herzöge, Birger's Wankelmüthigkeit, der Königin glattes Wesen, Matths Kettilmundson's ahnungsvolle Behutsamkeit: dies Alles ist sehr geistreich angelegt und mit vieler Kunst ausgeführt. Der vierte Act ist eine Art Exposition des nachfolgenden; hier knüpft sich gewissermaßen ein neuer Knoten einer künftigen Handlung. Dieser Act bildet ein dramatisches Gemälde jener Zeit und insonderheit der schwedischen Volksversammlungen im Mittelalter. Im Anfang des fünften Acts wird die Scene nach Stegeberg verlegt. Birger wird von Matths Kettilmundson belagert; aber weil der König nach dem Brudermord wahnsinnig geworden, wird die Vertheidigung der Festung von seinem Sohne geleitet. Obgleich siegend, gibt sich doch der Prinz Magnus gefangen, unter der Bedingung, daß das über Birger gefällte Todesurtheil aufgehoben werden sollte. Der Reichsvorsteher Matths Kettilmundson läßt den unschuldigen Prinzen hinrichten. Die Sprache des Verf. zeichnet sich sowol in seinem „Torkel Knutson" als in diesem Stücke durch poetischen Schwung, Adel und Bilderreichthum aus.

Von C. W. Böttiger erschienen im letztvergangenen Jahre „Lyriska Stycken" (erstes Heft) und „Tal till Gustaf III. Minne". Dieser vielgelesene Dichter ist schon durch seine „Ungdomsminnen från Sångens Stunder" und seine „Nyare Sånger" dem schwedischen Publicum vortheilhaft bekannt. Seine poetische Thätigkeit zeichnet sich stets durch ein gewissenhaftes und rastloses Streben aus, immer bessere und gehaltvollere Producte hervorzubringen. Der Inhalt der zuletzt herausgegebenen Sammlung zeigt ihre Verwandtschaft mit den frühern durch denselben feinen Witz, denselben Geist der Zärtlichkeit und Lieblichkeit, dieselbe reine melodische Sprache, übertrifft sie aber durch größern Gehalt, größere Frische, größere Realität. Böttiger zeichnet sich als Gefühlsdichter, Liedesdichter und Gelegenheitsdichter gleich sehr aus und ist daher mit Recht ein Lieblingsdichter des schönen Geschlechts geworden. Seine „Rede zum Andenken Gustav III.", welche er als Universitätslehrer 1835 in dem Gustavianischen Lehrsaal zu Upsala hielt, obgleich im Ganzen eine Lobrede, enthält doch einzelne nicht allgemein bekannte Thatsachen. Seinen vorher gedruckten Artikeln in Prosa hat man nicht mit Unrecht eine gewisse Mischung von Poesie und Prosa, eine bisweilen zu weit getriebene Zierlichkeit, einen im Ganzen zu reichlichen Überfluß an rednerischen Schmuck vorgeworfen. Diese Mängel wird man in dieser Rede theils gar nicht, theils in weit geringerm Maße finden.

Die Freunde der Dichtkunst haben Mellin's „Winterblommor för 1838" mit derselben Freude wie seine frühern Gedichte aufgenommen. Die Anthologien dieses Dichters sind überhaupt immer mit Beifall gelesen worden. Was die Novelle: „Pavo Nissinen", betrifft, so hat die wohldekannte Gabe des Verf. zu erzählen die Wirkung, daß auch die Leser, welche darin nur eine Kette dichterisch ausgeschmückter Kriegsbulletins zu finden glauben, dem Laufe der Begebenheiten mit Vergnügen und immer wohl unterhaltener Neugierde folgen.

Zu den ausgezeichnetsten der jetzt lebenden nordischen Dichter gehört Johann Ludwig Runeberg, der von 1830—36 folgende Gedichte herausgegeben hat: 1) „Dichter af Runeberg" (1830); 2) „Dichter" ꝛc. (zweites Heft, 1833); 3) „Elgskyttarne. Nio Sånger" (Die Elenthierschützen, 1832) und 4) „Hanna", ein Gedicht in drei Gesängen (1836). Runeberg ist seiner Geburt nach ein Finnländer, aber er denkt und fühlt wie ein Schwede und dichtet in der schwedischen Sprache, und ein Schwede wird er bleiben, so lange das Schwedische von seinen Lippen klingt, schwedische Cultur seinen Verstand bildet und alte Erinnerungen und Sympathien sein Herz anfeuern. Runeberg ist, wie er sich in seinen letztern Gedichten, namentlich den idyllisch-epischen, entwickelt hat, ebenso entschieden ein poetischer Realist, wie z. B. Stagnelius und viele andere der jüngern Dichter Schwedens poetische Idealisten sind. Er ist ein objectiver Dichter, d. h. er läßt die Gegenstände hervortreten und sprechen, statt seine Betrachtungen über sie anzustellen. Dabei ist seine Persönlichkeit, wie die jedes wahren Dichters, schon unbewußt ein Instrument, aus welchem eine Richtung, eine Weltansicht hervor- und wiederklingt, welche entweder einer ganzen Zeitperiode angehört, oder wenigstens von sehr vielen in dieser Zeit lebenden Menschen sympathetisch getheilt wird. Runeberg's Poesie ist, wenn man will, Naturpoesie in dem Sinne, daß in ihr die Kunstpoesie durch die Kunst selbst, durch eine frischere, echtere, sich selbst besser verstehende Kunst zur klaren Anschauung der Natur und der lebendigen Wirklichkeit zurückgeführt wird.

Von Schwedens erstem Geschichtschreiber, E. G. Geijer, erschien 1837 eine kleine Schrift unter dem Titel: „Den blåa Boken. Strödda Anteckningar." Der letztere Titel erklärt den erstern. Das Büchlein ist nämlich aus Bemerkungen entstanden, welche der Verf. nach dem Lesen verschiedener Bücher in seinem blau eingebundenen Erinnerungsbuche aufgezeichnet hatte. Die Lecture ist sehr mannichfaltig und abwechselnd gewesen; ebenso ist es auch der Inhalt dieser kleinen Schrift. Wenn wir sagten, derselbe sei abwechselnd ästhetisch, moralisch, theologisch, historisch, politisch, poetisch, so hätten wir ihn dennoch nicht vollständig angegeben. Die meisten Artikel des Buchs sind sehr kurz; sie enthalten oft nur eine einzige Reflexion, einen Kernspruch, eine historische Bemerkung; also gewissermaßen Epigramme, bisweilen auch in Versen. So ist auch die Behandlung: rasch, flüchtig, spitzig, schlagend. Eine Ausnahme machen jedoch drei Artikel im Anfang und am Ende des Büchleins, welche zur Breite kleiner Abhandlungen angewachsen sind. Der erste handelt von Homer, worin der Verf. eine der Wolf'schen entgegengesetzte Meinung vertheidigt. Die zwei letztern Aufsätze handeln von „Irland und der englischen Kirche" und von den „Veränderungen in den arbeitenden Classen Englands". In beiden hat der Verf. die Entstehung des Übels bis an die Wurzel verfolgt und in einer kurzen, aber lichtvollen Darstellung die Lage der Dinge gezeichnet: in Irland das bei der Masse der Bevölkerung herrschende Elend, welches allen Glauben übersteigt; in England die Noth und die Unsittlichkeit der arbeitenden Classen, besonders in den Fabrikgegenden, die sich aber auch in der neuesten Zeit bis auf die Tagelöhner und kleinern Gutsbesitzer verbreitet hat.

Sprachforschern wird folgende Schrift willkommen sein: „Swenska Språkets Historia" ꝛc. von Petersen, die im vorigen Jahre in schwedischer Übersetzung zu Upsala erschien. Genannte Schrift ist ein losgetrennter Theil von des dänischen Verfassers Werk: „Det Danske, Norske og Swenske Sprogs Historie under deres Udvegling af Stamsproget", welches schon 1830 in Kopenhagen erschien. Der Verf., Petersen, ist ein gründlicher Kenner des Isländischen und hat sich nächstdem mit der schwedischen Sprache sehr vertraut gemacht. Außerdem auf das Angelsächsische und Mösogothische hat derselbe Seitenblicke geworfen; weniger Rücksicht hat er auf die ältesten deutschen Dialekte genommen, und die verwandten morgenländischen Sprachen Sanskrit, Zend, Persisch u. s. w. hat er ganz außer Acht gelassen. Das Buch zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten handelt er von der alten nordischen Sprache und den ihr verwandten Mundarten; in der zweiten beginnt eigentlich die Entwicklungsgeschichte der schwedischen Sprache; in der dritten folgt eine Übersicht der Sprachperioden. Diese Schrift ist als eine Vorbereitung zu Dem anzusehen, was Jakob Grimm bereits für die deutsche Sprache vollbracht hat. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 262. — 19. September 1838.

Salon deutscher Zeitgenossen. Politische, literarische und gesellschaftliche Charaktere aus der Gegenwart von Gustav Bacherer. Erster Theil. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1838. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

In unserer Literatur hat das öffentliche Leben der Deutschen bisher einen im Ganzen sehr dürftigen und ungenügenden Umfang gewonnen. Die Gründe dieser Erscheinung sind leicht aufzufinden. Das öffentliche Leben in Deutschland ist von einer noch zu kurzen Dauer, der Deutsche seiner ganzen Natur nach dem innern gemüthlichen und häuslichen Leben vorherrschend zugewendet, und so lange sich überdies keine öffentlichen Charaktere herausgebildet, die als die Träger und Repräsentanten des öffentlichen Lebens betrachtet werden müssen, keine Staatsmänner, die mit erfahrungsreichem Sinne irgend eine umfassendere Idee im Kampfe mit den herrschenden Parteien des Tages verwirklicht, keine Redner, die in markirten Zügen oder mit dem Feuer der Leidenschaft ihren individuellen Standpunkt dem Gange des parlamentarischen Lebens eingeprägt haben, so lange kann von einer politischen Entwickelung und somit auch von einer Besprechung derselben nicht die Rede sein. Diese so unerläßlichen Bedingungen gehen allgemach in Erfüllung. Seit 1815 hat unsere politische Geschichte mehre Wandlungen durchlaufen, welche sich als ebenso viele Momente ihrer innern Entwickelung herausstellen. Den ersten Abschnitt bezeichnet die Wiedereinführung der ständischen Verfassungen im Allgemeinen, sammt den innern Bewegungen und Kämpfen, welche dieselbe begleiteten, etwa von 1816—22. Der zweite Abschnitt macht sich durch den heftigen Gegensatz bemerklich, welchen die zwar zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit verbundenen, aber innerlich feindseligen Elemente in den Berathungen der ständischen Kammern hervorrufen, angefacht durch das stark hervortretende Streben der Regierungen, den Gang der ständischen Verhandlungen durch die herrschende Staatsgewalt zu bestimmen. Er füllt die die Jahre 1822—30. Die französischen Julitage von 1830 führen in den dritten Abschnitt ein. Ihre mächtige Rückwirkung auch auf Deutschland nöthigt die Fürsten zur Anerkennung der constitutionnellen Einrichtungen, als unumstößlicher Thatsache der fortgeschrittenen europäischen Civilisation; in den einen Staaten werden die ständischen Verfassungen neu eingeführt, in den andern die schon bestehenden durch Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf die innere Gesetzgebung tiefer befestigt. Zugleich mit diesen Zugeständnissen wird aber auch das Streben sichtbar, den Strom des erwachten Volkslebens in ein wohlbegrenztes sicheres Bett zurückzuführen; das Interesse an ständischer Entwickelung ist nicht mehr ein isolirtes, es wird Sache der Bundesbehörde wie der gesammten Nation. So beginnt seit den Junibeschlüssen von 1832 eine Reaction, in welcher die Beaufsichtigung der einzelnen Staaten durch das Ansehen und die Machtbefugnisse des Bundestages als das bedeutsamste Merkmal hervortritt.

Obgleich man nun gewöhnt ist, dem Deutschen im Politischen jede Schärfe des Charakters abzusprechen, und viele Deutsche durch eine kleinmüthige Meinung von sich selbst jene Ansicht leider auf das sprechendste bethätigen, so hat doch auch der Deutschen öffentliches Leben eine Eigenthümlichkeit, die zwar äußerlich nicht lebhaft hervortritt und darum dem Beobachtungsvermögen der Masse entgeht, von dem denkenden und vergleichenden Beobachter dagegen um so bestimmter erkannt und beachtet werden kann. Denn geht ihm das Anziehende, Hinreißende und lebenvoll sich Drängende französischer Zustände ab, so entschädigt dafür die feste Stetigkeit und Dauerhaftigkeit der Bestrebungen, welche bei längerm Betrachten für den Beschauenden den gleichen Reiz hat, den die zu einer Kraftanstrengung angezogenen Muskeln und Sehnen des menschlichen Körpers gewähren. Ebenso wenig besitzen wir die fast plastisch hervortretende Schärfe des englischen Charakters, wie sie nur im Kampfe der Parteien gewonnen wird, die im hartnäckigen Gefühle einer mehrhundertjährigen Geltung einander gegenüberstehen; dagegen verleiht das Gesellige, Zutrauliche, fast Patriarchalische unsers Charakters eine Biegsamkeit, die keineswegs ausschließlich auf Schwäche beruht. Franzosen und Engländer haben ihre Aufmerksamkeit mehr auf das Praktische und Thatkräftige gerichtet, jene mit schneller Erfassung des Moments und seiner Vortheile, diese mit berechnender Umsicht auch das Unbedeutendere zu dauerndem Erfolge erwägend; der Deutsche weilt oft noch im Gebiete metaphysischer Träumereien, wo jene schon in voller Wirklichkeit ihrem Ziele entgegeneilen, wird aber für das Aufschiebende dieses apriorischen Verfahrens, wie wir glauben, durch eine harmonischere Entwickelung der gesammten Kräfte entschä-

Digitized by Google

digt. Der Deutsche ist in seinem politischen Handeln freier von Parteisucht, gerader, offener und unbefangener, mit einem Worte innerlicher als andere Völker, und wir sind der Ansicht, daß eben diese Innerlichkeit des politischen Charakters es ist, die, verbunden mit Dem, was in Wissenschaft und Kunst unter uns zu Tage gefördert wird, dem Deutschen in der Gegenwart eingeistende Wirksamkeit, bei der Nachwelt dauernde Anerkennung sichern wird.

Wir haben diese Bemerkungen vorausgehen lassen, um das Feld anzudeuten, auf welchem der Verf. der obengenannten Schrift sich bewegt. Hr. Bacherer möchte zuerst das Verhältniß der bedeutenden Individualitäten Deutschlands zur Gegenwart ermitteln und sodann die Gegensätze feststellen, unter denen diese letztere zu sichern Ergebnissen und damit zu geschichtlicher Bedeutung gelangt. Er thut dieses mit der klaren und deutlichen Erkenntniß, daß ein gemeinschaftlicher Faden des Schicksals die deutschen Volksstämme zu der gleichen unverrückbaren Bestimmung untereinander verbinde, also, daß der Einzelnen Dasein sich dem größern Nationalinteresse unterzuordnen habe.

Die Individualisirung des Culturgeistes der deutschen Gegenwart in der Gesammtmanifestation seines Begriffes, also in seiner Geltendmachung zunächst in unserm Staatsleben und hierauf in der tiefern Eigenbildung der Gesellschaft und der Literatur ist Stoff, Organ und Zweck des gegenwärtigen Buches. (S. v.)

Unter diesem Gesichtspunkte führt uns der Verf. drei Koryphäen aus dem parlamentarischen Leben der süddeutschen Staaten vor, zunächst zwei Würtemberger, den Staatsminister Johannes v. Schlayer und den Prälaten Joh. Gottfried v. Pahl, sodann den badischen Staatsminister Ludwig Winter, und wir glauben unsern Lesern den eigenthümlichen Standpunkt der Schrift am besten zu vergegenwärtigen, wenn wir den Gang dieser Darstellungen selbst in gedrängter Kürze wiederholen.

Der Skizze Johannes v. Schlayer's stellt Hr. Bacherer die Nachweisung voran, wie trotz alles Widerstrebens der Vorrechtler im Laufe der letzten 50 Jahre die Massen zu größerer Selbstthätigkeit und höherm Bewußtsein gelangten, und wie namentlich der Bürgerstand, durch wissenschaftliche Bildung erleuchtet, nunmehr thatkräftig in den Gang der Ereignisse und die öffentlichen Angelegenheiten eingreife. Die kräftigsten Organe der Regierungen selbst sind schon seit längerer Zeit meist Bürgerliche, und so stieg auch J. v. Schlayer aus dem Handwerksstande zur obersten Staatswürde empor. Der Sohn eines wohlhabenden Bäckers in Tübingen, widmete er sich anfänglich der Schreiberei, und noch ein Knabe, arbeitete er in diesem beengten und beengenden Fache auf der Geschäftsstube des Universitätsamtes zu Tübingen. Hier ergriff ihn, der in sich einen höhern Beruf fühlte, der Durst des Wissens, und er fing an, ohne durch allgemein wissenschaftliche und philosophische Bildung vorbereitet zu sein, Vorlesungen aus den Fächern der Staatswissenschaften und Jurisprudenz zu hören. Noch blieb er einige Zeit Schreiber wie zuvor, weil die beschränkten Ansichten des Vaters über Geld und Welt keinen freiern Spielraum gewährten, bis endlich jede ängstliche Bedenklichkeit überwunden und Schlayer dadurch in den vollsten Besitz seiner Zeit und seiner Muße gesetzt wurde. Das entschiedene Talent und die rastlose Strebsamkeit, welche nun der Jüngling nach allen Seiten hin geltend machte, erregten die Aufmerksamkeit des Freiherrn v. Wangenheim, damaligen Präsidenten des Obertribunals; er ward in den gesellschaftlichen Kreis dieses hochgeachteten Staatsmannes gezogen, in welchem was Tübingen an Wissenschaft und Kunst Treffliches bot sich zusammenfand, und legte so den Grund zu seinem spätern Emporsteigen. Mittlerweile war Napoleon's anmaßliche Gewaltherrschaft zu Grabe gegangen, und König Friedrich starb am 30. October 1816 zu rechter Zeit; denn unmöglich konnten sich die Ansichten dieses geistvollen, aber in seinem ganzen Wesen despotischen Fürsten ferner mit dem gebieterischen Drange der Gegenwart vertragen, welche die vielfach gekränkten und mit Hohn daniedergetretenen Volksrechte laut und entschieden zurückverlangte. König Wilhelm erkannte die Bedürfnisse der Zeit und seines Volkes; er umgab sich mit volksthümlichen Kräften, und schon acht Tage nach dem Hinscheiden seines Vaters berief er den wegen vieler auszgezeichneten Eigenschaften allgemein beliebten Freiherrn v. Wangenheim nach Stuttgart, um demselben das Ministerium des Cultus zu übertragen. Dieser ernannte Hrn. Schlayer zum Secretair seiner Kanzlei und eröffnete ihm seine Laufbahn, auf welcher dieser mit glücklicher Thatkraft seinem Ziele entgegeneilte, auch nachdem Freiherr v. Wangenheim in Folge vielfacher Irrungen mit den herrschenden Cabinetsprincipien wieder in die Stille des Privatlebens zurückgekehrt war. Im Laufe von nicht vollen zehn Jahren stieg Schlayer zum Oberregierungsrathe empor und ward endlich 1826 von seiner Vaterstadt Tübingen zu ihrem Vertreter auf dem Landtage erwählt. Sowie nun die Verhältnisse der Zeit, welche deingend die Benutzung jeglichen Talents, gleichviel von iegend welcher Abstammung, geboten, ihn, den Sohn eines schlichten Gewerbsmannes, in die Reihen der ersten Staatsdramen gehoben hatten, so gab ihm nun das wiedergeschaffene öffentliche Leben Gelegenheit, den staatsmännischen Beruf in weiterm Umfange und vor ausgedehntern Kreisen an den Tag zu legen. Was auch immer die kleingeistigen und achselzuckenden Belächler unserer Zeit und ihrer Bestrebungen von dem öffentlichen Leben des deutschen Volkes halten mögen, der Beruf, im Namen des Volks zu handeln, ist ein erhabener und muß den Mann, dem das Ideal einer edlern Popularität vor der Seele schwebt, zu den reinsten und begeistendsten Handlungen befeuern. Das öffentliche Leben, zumal in monarchischen Staaten, wo die Vertreter des Volkes einen schwereren, aber in dem Gefühle des Rechtes um so erhebendern Standpunkt einnehmen, weckt schlummernde Kräfte, schärft und kräftigt das Talent, und während es den Einen verdientermaßen mit dem ganzen Gefühle der eignen Nichtigkeit darniederschmettert, hebt es den Tüchtigen empor durch das Bewußtsein innwohnender Kraft

Digitized by Google

und die Verdeutlichung der Stellung, die er im Staate einzunehmen berechtigt ist. Der Kampf widerstreitender Elemente hat in der neuesten Zeit, namentlich auch in Deutschland, mehr als einen tüchtigen Charakter an das Licht der Wirklichkeit gezogen und zum Träger der Nationalinteressen gemacht, und der Beweggrund des öffentlichen Lebens verdankt auch Schlayer, wir wollen nicht sagen, seine Erhebung, weil dies zu sehr an die Emporkömmlinge vergangener Zeiten erinnert, sondern die eigenthümliche Stellung im Leben und im Staate. Er gehörte bei seinem ersten Auftreten entschieden zur freisinnigen Partei und zeigte sich überall als offenen und eifrigen Vertheidiger der Volksrechte. Der Liberalismus jener Tage war ein reinerer und ehrbarerer, weil er mit mannichfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, weil er heilige Rechte der Menschheit wie der Völker vertheidigte, die eine aus der Asche emporsteigende Schar von Dunkelmännern gewaltsam zu zernichten sich verbunden hatte; er durfte um so weniger in frechen Übermuth ausarten, weil die Reinheit seiner Bestrebungen die einzige Waffe war, mit welcher er die doppelzüngigen Gegner zu bewältigen vermochte. Daher begreift sich denn auch jene Begeisterung, mit welcher die Vorkämpfer der liberalen Ideen aus allen Nationen in den deutschen Gauen so gut wie an den Ufern der Themse und Seine mit dem Beifall der lauschenden Völker begrüßt wurden; daher die schöne klangvolle Erinnerung, die ihre Namen noch jetzt in uns erwecken. Ähnliche Anerkennung ward damals in kleinerm Kreise Schlayer zu Theil. Auch blieb er auf dem Landtage von 1830 seinen Ansichten im Wesentlichen getreu, obgleich dieselben durch seine Stellung als Ministerialrath vielfach gemildert wurden, und löste die damals in den ständischen Kammern lebhaft angeregte Streitfrage über die Reorganisation der Universität Tübingen auf eine, auch die freisinnige Partei befriedigende Weise. Als aber die französischen Julitage alle Geister in Europa fieberhaft durchzuckten und der gehaltene Widerstand der Freisinnigen sich in lauten und geräuschvollen Angriff verwandelte, da ward Schlayer's Stellung eine veränderte; offen und entschieden trat er der neuen Richtung entgegen. Wäre diese Erschinnung eine vereinzelte, so müßte man sich versucht fühlen, diesem Benehmen nur gemeine Motive zu unterlegen; da sie sich aber gleichzeitig in den verschiedensten Ländern Deutschlands wiederholte, und bei Staatsmännern von sehr abweichender Richtung und Eigenthümlichkeit, so sind wir genöthigt, einen allgemeinern Grund für dieselbe aufzusuchen. Wir finden diesen in dem veränderten Wesen des Liberalismus selbst. Dieser hatte seine Bahn durchlaufen und die Schranken durchbrochen, die er so lange bekämpfte. Nunmehr selbst im Besitze der Gewalt, trat er aus dem Reiche der Ideale in das dornige Feld der Empirie, aus dem Stande der Unschuld in die schwüle Luft sündhafter Selbstbefleckung. Aus der Hefe des Volkes gährten die unreinen Elemente einer erloschen geglaubten Schreckenszeit empor, und festgegliederte anmaßliche Factionen strebten mit blinder Leidenschaft nach der obersten Regierungsgewalt. Die Töne dieses französischen Radicalismus wurden nach Deutschland herübergetragen, bemächtigten sich der Presse und machten auch hier mit Ungestüm eine Richtung geltend, die, so sehr sie die Gemüther zu entflammen schien, doch in der Eigenthümlichkeit des Volkes keine Wurzel hatte. Nichts war natürlicher, als daß die Männer, denen das Ruder des Staats anvertraut war, die drohende Gefahr erkennend, den fremden Giftstoff von den wahren und unabweisbaren Bedürfnissen der Zeit zu scheiden suchten, dem heftigen Anprall der stürmenden Freiheitsmänner den männlichsten Widerstand entgegensetzten und im Kampfe mit der Idee des Tages eine streng conservative Richtung einschlugen. Deutschlands Stellung war eine vermittelnde, und erst die spätere Zeit wird ihm mit gebührender Anerkennung Dank wissen, daß es diese Rolle übernommen. In diesem Sinne hatte sich Schlayer bereits am Ende des Landtags von 1830 ausgesprochen; seine Grundsätze entwickelten sich aber noch deutlicher, als ihn der König, nachdem Hr. v. Weishaar in Folge der Bundestagsbeschlüsse vom Juni 1832 das Portefeuille des Ministeriums des Innern und des Cultus niedergelegt hatte, zum Staatsrathe und provisorischen Chef des erledigten Ministeriums ernannte. So begann ein Kampf mit der liberalen Partei in den landständischen Kammern, dessen Momente uns Hr. Bacherer in flüchtigem, aber geistreichem Umriß vorüberführt. Nach mehren vorausgegangenen Maßnahmen, welche die angedeutete Richtung des neuen Ministers bethätigten, versammelte sich der neue Landtag am 15. Januar 1833. In fortwährendem Kampfe mit der freisinnigen Opposition, an deren Spitze Uhland, P. Pfizer, W. Menzel u. A. m. standen, bekämpfte Hr. Schlayer zuerst die angetragene Abänderung eines Paragraphen der Geschäftsordnung, wobei das wichtige Vorrecht der Selbstconstituirung der ständischen Kammern in Frage gesetzt wurde, wußte er ferner die von der Regierung angesprochene Auslegung eines Paragraphen siegreich durchzuführen, welche die Wahl des Freiherrn v. Wangenheim zernichtete, kam er endlich dem aufregenden Eindrucke, den die Pfizer'sche Motion in Betreff der Bundestagsbeschlüsse gemacht hatte, durch die Auflösung der Kammern zuvor. Indem Hr. Bacherer diese und andere Auftritte aus dem repräsentativen Leben Würtembergs in lebensfrischer Zeichnung veranschaulicht, unterläßt er nicht, auch die Härten in dem System des Ministers herauszukehren und das Bild des Mannes durch eine genaue Schilderung seiner Persönlichkeit von der innern Lebendigkeit des Geistes bis zu dem äußern Mienenspiele zu vervollständigen. Das Ganze gestaltet sich zu einem äußerst anschaulichen Gemälde, das ebenso anziehend als lehrreich ist.

Hat uns der Verf. in dem Minister v. Schlayer einen ganz durch die Neuzeit entwickelten und herangebildeten Charakter vor Augen geführt, so zeigt die zweite Darstellung den Prälaten v. Pahl als einen Mann, dessen warmes Gemüth alle die wechselnden Schicksale des deutschen Volkes vom Beginn der französischen Revolution bis auf unsere Tage prüfend und erregend berührten, und in dem sich die Summe eines vielbewegten und er-

Digitized by Google

fahrungsreichen Lebens zu ruhigen und harmonischen Verhältnissen zusammengedrängt hat. Während sich jener auf dem geebneten Boden wiedererlangter Nationalität eine staatsmännische Laufbahn schafft, erhebt Pahl gleich einem einsamen Propheten mitten unter Zertrümmerung der edelsten Güter seine kräftige Stimme für Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes. Die Stürme, welche die französische Revolution über Europa gebracht, die Todeszuckungen des deutschen Reiches nach dem verhängnißvollen Frieden von Luneville, die gewitterschwüle Luft des Rheinbundes, die wogenden Fluten der Freiheitskämpfe ziehen an seinem Leben zermalmend vorbei; aber unter allen Stürmen vertheidigt er Wahrheit und Recht, verkündigt er die Wiedergeburt des heimgesuchten Vaterlandes, und jetzt, am Abende seines Lebens, nachdem alle jene Drängnisse vorübergegangen, sammeln sich noch die Strahlen der Gegenwart in dem besonnenen und gestählten Sinne des Greises. Als schlichter Pfarrer zu Neubronn beginnt er zu Gmünd die Herausgabe seiner „Nationalchronik der Deutschen" mit der vorherrschenden Richtung, den erstorbenen Volksgeist neu zu beleben und für vaterländische Ideen zu begeistern. Rastlos und unermüdet führt Pahl die Leitung des 1800 begonnenen Blattes bis 1809 fort, nicht ohne Gefahr von Seiten französischer Schergen und überhaupt unter den mannichfachsten Schwierigkeiten, deren Schilderung man in dem Buche selbst nachlesen muß, um sich aus den Schicksalen dieses vereinzelten Kämpfers ein treues Bild jener drückenden Zeit zu vergegenwärtigen. Das vaterländische Blatt unterlag endlich den Streichen roher Gewalt. Durch einen Cabinetsbefehl König Friedrich's vom 1. Februar 1809 ward die Fortsetzung verboten, zugleich aber

dieſem Dorfpfarrer ein derber Verweis ertheilt, mit der Weiſung, wie es beſſer für ihn ſein werde, ſich künftig mit ſeinem Stande angemeſſenern Gegenſtänden zu beſchäftigen, als im Fache der Politik herumzuirren, worin er doch nichts zu ſuchen hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Khudozhestvenaya Gazeta, na 1837. Izdanannaya *Nestorom Kukolnikom.* (Zeitung für die schönen Künste für 1837. Herausgegeben von Nestor Kukolnik.) Petersburg 1837.

Also hat auch Rußland schon sein Kunstblatt. Es ist dieses aber nicht, wie wol mancher Leser glauben möchte, das erste, welches in jenem Reiche gegründet ward, denn schon vor zehn oder zwölf Jahren erschien ein anderes, unter dem Titel: „Journal Izyaschtschtnik Iskustv", oder Journal für die schönen Künste, das aber verhältnißmäßig nur wenige Originalartikel enthielt und zum großem Theile aus Übersetzungen bestand; es beschränkte sich übrigens nicht auf die bildenden Künste allein, sondern zog auch die Poesie in sein Bereich. Das Unternehmen erfreute sich indessen, wie es scheint, keiner hinlänglichen Theilnahme und gedieh nur bis zum zweiten Bande, während die oben namhafte gemachte „Gazeta" so großen Anklang fand, daß von den ersten Nummern eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Für den künftigen Geschichtschreiber der Begründung und des Fortgangs der bildenden Künste in Rußland enthalten die bisher erschienenen Aufsätze eine Menge höchst werthvoller Materialien; namentlich sind die biographischen Artikel eine um so dankenswerthere Gabe, da die Lebensumstände selbst ausgezeichneter russischer Künstler in ihrer Heimat sowol wie im Auslande nur sehr Wenigen bekannt waren. In dem übrigens sehr brauchbaren biographischen Werke von Demetrius Bantiesch-Kamensky, das vor einigen Jahren fünf Bände stark in Moskau herauskam, sind grade sie fast unberücksichtigt geblieben und noch mehr als die Gelehrten vernachlässigt worden, während die Politiker und Krieger höchst ausführlich behandelt wurden. In jenem Lexikon fehlen sogar Bogdanowitsch, Verfasser der „Duschenka", und Khemnitzer, den man den russischen Lafontaine genannt hat; ebenso die Trauerspieldichter Ozerow, Kheraskow, Verfasser der „Rossiade", Iwan Prokopiewitsch Prokopiew, ein ausgezeichneter Bildhauer, und noch viele Andere. Diese wesentliche Lücke in Bezug auf die bildenden Künstler auszufüllen, ist nun eine der Hauptaufgaben jener neuen „Gazeta"; sie liefert dabei aber nicht blos Nekrologe von ausgezeichneten Männern, die in unsern Tagen lebten, sondern ist auch retrospectiv, und verspricht, fortlaufende Übersichten von dem Leben und Wirken aller ausgezeichneten Künstler, die entweder in Rußland geboren oder dort naturalisirt wurden, mitzutheilen. Gleich die ersten Nummern enthalten anziehende Nachrichten über Tischbein und Thomond, welche das große Schauspielhaus zu Petersburg gebaut haben; über Woronikin, der die kasaner Kathedrale aufführte; über Kiprensky, dessen Portraits sehr gerühmt werden, der sich aber auch als Historienmaler durch seine Schlacht von Khan Mamai einen bedeutenden Ruf erwarb. Auf die Werke der im Auslande weilenden russischen Künstler macht dieses Blatt gleichfalls aufmerksam. Dabei kommt denn wol manche Übertreibung vor; die Nationaleitelkeit mag Ursache sein, daß die Talente mancher Einzelnen überschätzt werden, indessen kann man darüber hinwegsehen, weil der Zweck, das Land für das Streben seiner Künstler zu interessiren und die Theilnahme rege zu erhalten, jedenfalls ein löblicher ist, der auch wahrscheinlich erreicht wird. Das Blatt bespricht die Leistungen des in Rom sich aufhaltenden russischen Malers Feodor Antonowitsch Brnni, jene Iwanoff's, gibt eine Übersicht der ausgezeichnetsten Gebäude, welche während der letzten zehn Jahre in Petersburg und Moskau aufgeführt worden sind, und stattet Bericht ab über den Erfolg, welchen die Bemühungen der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste bisher gehabt haben. Diese bildet eine Art Kunstverein nach Art unserer deutschen; nur heimische Künstler erhalten von ihr Aufträge zu Bildern oder Skulpturen, welche verlooft werden. So entsteht Nachfrage, und die Künstler arbeiten fleißig, weil sie gewiß sind, daß ihre Werke Käufer finden. Die „Gazeta" ist jedenfalls ein sehr zweckmäßiges Unternehmen und wird, in gleichem Geiste wie bisher fortgeführt, mannichfachen Nutzen stiften. 53.

Literariſche Notizen.

Zum ersten Male vollständig erscheint in zwei Bänden mit Portraits: „Mr. Jenner's life and correspondence. With illustrations of his doctrines. By *John Baron.*" Das Werk ist aus authentischen Quellen geschöpft. Der Verfasser, Doctor der Medicin, war die letzten 15 Lebensjahre Jenner's sein vertrautester Freund und erhielt alle Papiere und Briefschaften des Verstorbenen durch die Testamentsvollstrecker ausgeliefert.

„A sailors retrospect" heißt ein Werk von George Robertson, eine Darstellung wirklicher Erlebnisse und zugleich eine Übersicht über die moralischen, politischen und religiösen Zustände Indiens, Arabiens, Südamerikas, Frankreichs, Spaniens und Irlands. Die „Liverpool mail" nennt den Verfasser einen verständigen, wohlunterrichteten Mann, der die Romantik des wirklichen Lebens aufzufassen gewußt habe. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 263. — 20. September 1838.

Saion deutscher Zeitgenossen. Politische, literarische und gesellschaftliche Charaktere aus der Gegenwart von Gustav Bacherer. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 262.)

Neben seiner Wirksamkeit als Zeitschriftsteller trat Pahl in manche interessante Lebensverbindungen, wie sie einem kräftigen, durch die Zeit getragenen Charakter immer zu Theil werden. Als nämlich der regensburger Reichstag dem Fürsten Karl von Ligne das Damenstift Edelstetten in der Markgrafschaft Burgau als Entschädigung zuwies und dieser von der neuen Erwerbung Besitz nehmen wollte, so wurde Pahl zum Organisationssecretair der neuen Besitzung ernannt. Das neue Verhältniß blieb indeß nicht blos ein amtliches; zwischen dem geistreichen Fürsten, einem Manne von ebenso feiner und anmuthiger Lebensitte als ausgebreiteten Kenntnissen, und dem geisteskräftigen biedermännischen Pahl entspann sich ein inniges Freundesverhältniß, das einen der schönsten Abschnitte in dem Leben dieses Letztern bildet. So im Wesentlichen verschieden nun auch die beiden Charaktere sein mochten, so war es grade diese Verschiedenheit auf der Beiden gemeinsamen edeln Grundlage, welche sie gegenseitig anzog und fesselte. Zeugniß davon geben Pahl's noch ungedruckte Denkwürdigkeiten, aus denen Hr. Bacherer eine durch Schönheit der Darstellung und Charakterzeichnung ausgezeichnete Stelle mitgetheilt hat. In Betreff anderweitiger Lebensverhältnisse, wie z. B. mit Christoph Schmid, dem Verfasser der lieblichen Jugendschriften, und dem Freiherrn v. Masklaur, verweisen wir auf das Buch, bemerken jedoch in Bezug auf den Letztern, daß Pahl schon bei seiner ersten Bekanntschaft in diesem nachmaligen ultramontanischen Schwindler und Redacteur der „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer" den innerlich zerrissenen und gespaltenen Charakter erkannte. Nachdem der machthaberische Befehl König Friedrich's der journalistischen Wirksamkeit Pahl's ein so schnelles Ende bereitet hatte, richtete dieser in einer trostlosen und entmuthigenden Zeit seinen Blick auf das höhere Geistesleben, suchte und fand hier in dem ewigen unaufhaltsamen Gange der Dinge den Trost und die Beruhigung, welche die Gegenwart versagte. Jeder ausgezeichnete Mensch dringt die eigne Geistesstimmung mit dem menschlichen Ganzen in lebendige Wechselwirkung, und so flossen auch aus Pahl's immer geschäftiger Feder um diese Zeit mehre Schriften, durch welche er eine ähnliche Hebung und Stärkung des Gemüths unter seinen Zeitgenossen hervorzurufen suchte. Es erwies sich hierin die dem deutschen Volke innwohnende Stärke des religiösen Gefühls, welches die Ergebnisse des Einzellebens jederzeit an den unerforschlichen Gang der göttlichen Vorsehung anknüpft und durch den von oben empfangenen Trost die eigenthümliche Stellung in dem wirklichen Leben um so sicherer erkennen und bewahren läßt. Doch auch diese Zeit erreichte ihren Höhepunkt. Die französische Zwingherrschaft mußte den vereinigten Anstrengungen des erzürnten Volksgeistes weichen, und die lange daniedergehaltenen Geister athmeten wieder freier. Da trat auch Pahl neubelebt hervor und redete zum zweiten Male in seiner „Neuen Nationalchronik der Deutschen" zu allem Volke von den Bedürfnissen und unverjährbaren Rechten der deutschen Nation. Aber bald verfinsterte sich der Himmel. Eine weitverbreitete ultramontanische Propaganda suchte den gegen den übermächtigen Zwingherren ergangenen Sturm zu ihrem Vortheile auszubeuten, während aus der dunkeln Rüstkammer halbvermoderter Ansprüche eine Masse von Vorurtheilen aufkauchte, welche den jungen Keim des neuerwachten Nationallebens zu ersticken drohte. Pahl sah sich genöthigt, die Redaction der „Neuen Nationalchronik der Deutschen" schon 1824 wieder aufzugeben. Um so gefahrnischer trat er dagegen in seinem Werke: „Der Obscurantismus, welcher das deutsche Vaterland bedroht" (1826), den Bestrebungen der römischen Curie entgegen, und stets die Eine Aufgabe seines Lebens im Auge behaltend, veröffentlichte er 1829—31 seine „Geschichte von Würtemberg für das würtembergische Volk". Im J. 1833 ward er vermöge der ihm verliehenen Würde eines Prälaten ständiges Mitglied der Kammer der Abgeordneten. Pahl ist unterdessen ein Greis geworden, aber das schöne Feuer jugendlicher Begeisterung für alles Gute und Wahre durchströmt ihn noch, nur durch Besonnenheit und gereifte Erfahrung ermäßigt. Mit männlicher Würde sprach er 1833 für die Wiederherstellung der freien Presse, 1836 gegen die Todesstrafe und gegen die Aufhebung des handverschen Grundgesetzes. Die Skizze über Pahl halten wir unter den dreien beiweitem für die gelungenste. Sie fesselt durch den Reiz der Darstellung sowie durch den Wechsel mannich-

Digitized by Google

faltiger Lebenssituationen, an welche der Verf. mit kunstgeübter Hand die allgemeinen Ideen und Betrachtungen anzuknüpfen gewußt hat. Mögen wir den würdigen Mann begleiten in die Stürme des öffentlichen Lebens, oder zu dem friedlichen Kreise geräuschloser Wirksamkeit, überall durchweht die Darstellung ein belebender Hauch, der unser Mitgefühl und unsere Theilnahme in schwebender Höhe erhält. Man sieht, der Verf. arbeitete hier mit unverkennbarer Vorliebe und, was uns vom historischen Standpunkte aus das Wichtigere dünkt, mit einer genauen Durchdringung des vorliegenden Materials. Hr. Bacherer ist Hrn. Pahl persönlich befreundet und konnte darum ebenso gut aus mündlichen Mittheilungen schöpfen als auch die vorerst nur handschriftlich vorhandenen Denkwürdigkeiten dieses ausgezeichneten Mannes benutzen, die dereinst, den mitgetheilten Proben nach, eine schöne Bereicherung unserer ohnehin noch dürftigen Memoirenliteratur zu werden versprechen. Es ist also die anschaulichste Kenntniß auch der geheimern Fäden, welche diese Darstellung hebt und belebt, ein Vorzug, der den beiden andern Skizzen in geringerem Grade eigen ist.

Wir wenden uns nunmehr zur dritten und letzten Darstellung, derjenigen von Ludwig Winter. Wer kennt den Namen dieses gefeierten Staatsmannes nicht? Wer, der das Gefühl für deutsche Ehre im Busen trägt, trauerte nicht, als die Kunde von dem ebenso plötzlichen als rührenden Hinscheiden dieses seltenen Mannes eintraf? Wenn von irgend einem Charakter gesagt werden kann, daß er das Resultat des wiedererwachten öffentlichen Lebens in Deutschland sei, einzig sich stützend auf innere Kraft, so gilt dies von Ludwig Winter. In seinem Leben spiegelt sich die constitutionelle Geschichte Deutschlands, und sein öffentliches Wirken ist in die innere Entwickelung von Baden so tief verwoben, daß, wer jenes erschöpfend darstellen wollte, auch diese vollständig in den Kreis seiner Darstellung ziehen müßte. Der Sohn eines schlichten Landpfarrers, von der Natur mit der ganzen Schärfe des oberländischen Charakters ausgerüstet, trat er auf dem Landtage von 1819 zum ersten Male mit Bedeutsamkeit hervor, als er gegen die Erweiterung der Vorrechte des Adels das Wort ergriff. Seine Stellung als geheimer Referendar und Regierungskommissair verlieh diesem Votum besondere Wichtigkeit, regte aber auch den ganzen unversöhnlichen Haß der hohen Aristokratie wider ihn auf, und nur der Großherzog Ludwig, der mit dem ihm eignen Scharfsinne die ganze Wichtigkeit des Mannes erkannte, hatte Überwindung genug, um bei entschiedener Abneigung gegen die Persönlichkeit Winter's denselben von seiner Stelle nicht nur nicht zu entfernen, sondern mehr und mehr in den Kreis der Staatsgeschäfte hereinzuziehen. Winter ward 1826 zum Staatsrathe mit Sitz und Stimme im Staatsministerium ernannt, und seiner unter den widrigsten Umständen bewährten Festigkeit vornehmlich ist es zu danken, daß die landständische Wirksamkeit nicht noch tiefer erschüttert wurde, als wirklich geschah. Aber erst, als 1830 der jetzige Großherzog Leopold zur Regierung gelangte, unter den Anzeichen gewaltiger und erschütternder Ereignisse erhielt Winter als Chef der innern Verwaltung jene umfassende Wirksamkeit, die seinen Namen in der constitutionnellen Geschichte Deutschlands unsterblich machen wird. Wer sich noch die Zeitereignisse ins Gedächtniß zurückruft, unter denen der badische Landtag im Frühjahre 1831 zusammentrat — die erschütternden Nachklänge der Julirevolution in Frankreich, die Bewegungen in Belgien und der Schweiz, den blutigen Freiheitskampf der Polen, die fieberhaften Zuckungen in allen deutschen Staaten —, der wird gestehen müssen, daß die Aufgabe, einer von begeisterten Sprechern geführten Versammlung gegenüber Ansehen und Würde der Regierung zu behaupten, keine leichte gewesen. Winter löste sie mit jener bewundernswerthen Folgerichtigkeit der Grundsätze, die sein ganzes staatsmännisches Handeln auszeichnet, er machte den Foderungen der Zeit billige Zugeständnisse, eignete sich aber eben darum um so entschiedener das Recht zu, alle unhaltbaren Auswüchse in den Foderungen der Bewegungspartei rücksichtslos zu bekämpfen. So kam eine Reihe wohlthätiger, tiefeingreifender Gesetze zu Stande, von denen besonders das neue Preßgesetz geschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Dasselbe trat am 1. März 1832 in Kraft. Es wurde jedoch von der gestatteten Redefreiheit in etwas überströmendem Maße Gebrauch gemacht; das stürmische hambacher Fest und andere Volksversammlungen mit radicalem Redeprunke traten hinzu, und so folgten endlich die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni, wodurch die Aufhebung des badischen Preßgesetzes sowie die Unterdrückung des „Freisinnigen" in Freiburg beschlossen wurde. Winter, der einerseits stets zur Mäßigung gemahnt, andererseits aber die Anmuthungen, das Preßgesetz durch einen Act der badischen Regierung selbst aufzuheben, als verfassungswidrig verworfen hatte, glaubte der obersten Bundesbehörde gegenüber in einer andern Stellung zu sein: er contrasignirte den Bundestagsbeschluß vom 28. Juni und zernichtete damit die Hebelkraft des badischen Radicalismus. Die bald darauf angeordnete Reorganisation der Universität Freiburg vollendete das Werk, und nach den Ereignissen des 3. April 1833 mußte die liberale Partei, schon um nicht als Mitschuldige jenes vielbesprochenen Attentats zu erscheinen, eine bescheidenere Sprache führen. Die Zustimmung zu den Bundestagsbeschlüssen war allerdings ein Opfer, welches Winter der Gewalt der Umstände brachte; es lag darin aber auch die Anerkennung der obersten Gewalt des Bundes und eines Grundsatzes, den wir dem Auslande gegenüber zum Wohle des Gesammtvaterlandes ebenso scharf hervorgehoben wissen möchten, als es von den Liberalen und Radicalen der neuern Zeit in der Regel nicht geschehen ist. Auch auf den nachfolgenden Landtagen behätigte Winter den stets auf das ganze und gemeinsame deutsche Vaterland hingewendeten Blick. Er vor Allen beförderte 1835 den Anschluß an den preußischen Zollverband, bei dessen Bekämpfung die Bewegungspartei die ganze innere Blöße ihres Systems verrieth, und brachte endlich 1838 unter vielerlei Schwierigkeiten auch die Schlußnahme zu einer ausgedehnten Eisenbahn zu Stande. Sie

Digitized by Google

war sein letztes Werk, und die Worte der Versöhnung und Mäßigung, die er am Ende des Landtages aussprach, bilden zugleich den ebenso wahren als rührenden Schwanengesang seines edeln Lebens. Ludwig Winter ist das Muster eines echten deutschen Staatsmannes. Unerschütterliche Rechtlichkeit und Geradheit des Charakters, verbunden mit Gründlichkeit des Wissens, Klarheit der Ideen und praktischer Einsicht waren die Grundzüge seines Wesens; im Bewußtsein der guten Sache, die er in seinem Busen trug, blieb er dem Getriebe der Parteien fremd und sicherte sich damit das Recht, ihren ausschweifenden Anfoderungen schonungslos gegenüberzutreten; im Gefühle der eignen Kraft verschmähte er, den Hohen der Erde gegenüber, alle kleinen und gemeinen Künste und auf dem Felde der Politik jene Winkelzüge, die so lange für die höchste Aufgabe unserer Staatsweisheit galten. Ein Mann wie dieser mußte durch die Schärfe seines Wesens verwunden; er wurde von Vielen gehaßt, aber von keinem Einzigen verachtet, und selbst die eifrigsten Gegner mußten zuletzt sein hervorragendes Talent und Verdienst fast wider ihren Willen anerkennen. Er war und blieb endlich — was wir besonders hoch anschlagen — bis an das Ende des Lebens der Repräsentant des Bürgerthums, mit edelm und beharrlichem Stolze die Abzeichen eines höhern Standes ablehnend, die Dem, was er ohne sie geworden, nur einen armseligen Flitter hätten beifügen können.

Wir haben somit den Hauptinhalt der Ideen wiedergegeben, welche der Verf. an der Hand seines Stoffes dargelegt hat, und wir sind absichtlich dem Gange der drei Darstellungen gefolgt, um die Leser um so eher in das Verständniß der vorliegenden Schrift einzuführen. Zum Schlusse nur noch die folgenden Bemerkungen.

Die Schreibart ist im Ganzen vortrefflich, nur hier und da scheinen uns Worte und Bezeichnungen zu überschwenglich gewählt, was wir dem Enthusiasmus des Verf. für die Männer, deren Eigenthümlichkeit er zeichnet, zugute halten wollen. Ferner: wenn wir uns auch bei der Lesung der Schrift beständig den Zweck des Verf. vor Augen gestellt haben, nämlich weder historische Werke, noch biographische Denkmale und Ausführungen geben zu wollen, sondern, wie er sich selbst ausdrückt, „eine Verlebendigung derselben in der Schilderung historischer, gesellschaftlicher und literarischer Zustände, Aussichten und Erfolge", so hat uns doch geschienen, als ob der Gedankengang an einigen Orten mehr, als dies geschehen ist, durch historische Thatsachen hätte verbunden werden sollen. Eine Darstellung, wenn sie auch nur die geistige Blüte einer Zeit veranschaulichen will, kann des geschichtlichen Fadens nicht entrathen, und wir haben die zusammenhängende Fortführung desselben zum Nachtheile der Darstellung an mehren Orten der ersten und letzten Skizze sehr deutlich vermißt. Unserer Ansicht gemäß sollte bei fernerer Fortsetzung des „Salon" dieser Gesichtspunkt von dem Verf. reiflich in Erwägung gezogen werden.

Die dritte Bemerkung ist weniger eine Ausstellung als ein Wunsch, dessen Verwirklichung nur unter gewissen Umständen denkbar ist. Wir haben oben bei Gelegenheit der Darstellung von Pahl darauf aufmerksam gemacht, wie sehr dieselbe gehoben wird durch den dem Verf. selbst zur klarsten Anschauung gebrachten Stoff, wozu persönliche Bekanntschaft, mündliche Mittheilungen und die eignen Denkwürdigkeiten des Dargestellten ein Wesentliches beigetragen haben mögen. Je mehr nun bei spätern Arbeiten diese fördernden Bedingungen zu Grunde gelegt werden können, desto mehr werden sie alle die Vorzüge erreichen, durch welche jene Darstellung sich auszeichnet. Wir wissen nun wol, daß solche Bedingungen nicht durch ein bloßes Machtwort hervorgezaubert werden können; immerhin aber muß es die Aufgabe des Verf. sein und bleiben, sie in dem Grade zu erreichen, als unter gegebenen Umständen nur immer möglich ist. Sie bilden für die Historie das belebendste Reizmittel und erläutern uns die unsichtbaren und geheimen Verschlingungen, deren Endspitzen in den äußern Begebenheiten zu Tage treten.

Das politische Leben der deutschen Nation ist ein bis jetzt noch sehr öde gebliebenes, in Vielem unbekanntes Feld. Noch gilt es, hier die einzelnen Theile durch gründliche Bearbeitung zu vervollständigen, dort die isolirten Lebensäußerungen unter sich in nähere Verbindung zu bringen. Hr. Bacherer hat dafür einen sehr ansprechenden Versuch unternommen; möge er darin mit unermüdetem Eifer fortfahren, und uns früher oder später auch mit der in Aussicht gestellten größern Geschichte des constitutionnellen Lebens in Deutschland erfreuen. 113.

Erste und letzte Liebe. Roman von L. Mühlbach. Altona, Hammerich. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser dieses Romans ist, so viel ich weiß, eigentlich eine Verfasserin und der Stoff zu dieser höchst romantischen, höchst unglücklichen, höchst überschwenglich geschriebenen Geschichte soll dem Leben eines berühmten berliner Arztes entnommen sein, der in Wahrheit noch lebt, aber in der Dichtung als Doctor Friedrich Landel in das Grab befördert wird. Der ungefähre Inhalt des Romans ist dieser: Friedrich Landel ist von einer üppigen Professorin als junger Mensch verführt und bei einem tête à tête vom Professor überrascht worden. Der Hr. Professor läßt sich von seiner Gemahlin scheiden, und der unglückliche Verführte heirathet die Geschiedene. Die Ehe ist natürlich höchst unglücklich, die Geheirathete kaum weniger oder mehr als eine Buhldirne; was Wunder, daß sich Landel in eine junge, liebenswürdige Person von leicht entflammbarem Herzen verliebt, deren alter und kranker Vater von ihm behandelt wird. Landel ist verheirathet, nicht reich; die Aspecten machen sich sehr trübselig. Er hat auf Scheidung geklagt, aber der Proceß ist noch nicht entschieden, und was das Traurigste bei der Sache ist, Emiliens Ältern haben ihr einen reichen Anbeter als künftigen Ehemann besorgt. Da reißt Friedrich's Geduld. Er fodert Emilien auf, sich geheim mit ihm trauen zu lassen, und Emilie macht nicht viel Umstände, obgleich sie weiß, daß Friedrich verheirathet ist. Der neue Romeo wird von einem modernen Lorenzo mit Julia-Emilien getraut; Beide sind sehr verliebt, feiern selige Stunden, von Reue ist gar nicht die Rede; die Herzen sind gar zu glühend und doch so unschuldig, und wenn Emilie einmal roth wird, so geschieht's bei den Erinnerungen an die glühenden Küsse ihres Geliebten, früh Morgens, während ein seliges Lächeln um den Mund

Digitized by Google

des schimmernden doppelt verheirathten Gemahls spielt. Aber das Schicksal, die Nemesis, läßt nicht lange warten. Emilie zieht mit ihren Altern in die Ferne. Ihr alter Vater stirbt; Emilie fällt in tödtliche Krankheit, und ihr Onkel — der Grausame — benutzt diesen Zustand seiner Nichte, um dem Dr. Landel ihren erfolgten Tod anzuzeigen. Landel war eben im Begriff, als Emiliens Gatte öffentlich aufzutreten, denn die Scheidung von seiner Frau ist erfolgt — auch diese Hoffnung ist zu Wasser geworden; und was wird in diesem Roman trotz der brennenden Herzen und glühenden Wangen nicht noch Alles zu Wasser werden? Emilie liest nach ihrer Genesung in einem öffentlichen Blatte die Anzeige von dem Tode eines freiburger Professors Landel, der aber ein anderer ist als Emiliens Landel, und verfällt in Wahnsinn; aber auch dieser übersteht sie und dygibt sich mit einer Tante nach Italien, während Fried rich Landel nach Paris gegangen ist und, unbeschadet seiner Liebe zu der angeblich schon Verstorbenen, sich in eine Französin verliebt, so schnell, wie man etwa die Hand umkehrt. Und warum? kann man nicht in seinen Liebschaften wechseln, wie man Handschuhe wechselt? Die Hand bleibt ja dieselbe, trotz der gewechselten Handschuhe, und der Mensch derselbe, trotz der gewechselten Liebschaften. Friedrich heirathet die schöne Französin, die aber lange keine Emilie ist, und trifft daselbst mit Emilie zusammen. Große Erstaunung! Brennende, lang anhaltende Küsse! Aber Friedrich ist ja verheirathet; Sophie, seine Frau, das Gespenst, welches sie auseinanderjagt. Emilie reicht, entsagend, einem Lord die Hand in Friedrich's Gegenwart, wird eine treue sorgsame Gattin, aber zwei Jahre nach ihrer Verheirathung stirbt sie. Friedrich ist treu in der Ausführung seines Berufs, aber auch er ist hinübergegangen, und der Tod hat die Gestenntung weiter zu thun haben als zu lieben und sich lieben zu lassen und auf diesem einseitigen Gebiete des Daseins entweder unglücklich zu machen oder unglücklich gemacht zu werden. Eine Heirath ist wünschenswerth, aber sie bringt nicht immer Glück, und wenn der Tod nicht wäre, so wüßte man nicht, wie man all das verliebte und empfindsame Gewinsel zu einem glücklichen Ende brächte. 29.

Miscellen.

Rudolf, Graf von Sulz, katholischer Religion, vermählte sich 1605 mit Agatha, Gräfin von Hanau, einer Protestantin. Bei dieser Vermählung stellte er folgende Urkunde aus: „Ich Rudolf, Graf von Sulz, versprech bei meiner gräflichen Ehre, oder der Treue! soll mich wollen, daß ich meine zukünftige Gemahlin bei ihrer Religion bleiben lassen, auch im mindesten zu keinem Abfall Anlaß geben will. Ich habe droben zwei Bibeln; hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwei kaufen. Sie lese nur tapfer und fleißig darin. Zudem nehme ich ihren Leib und nicht ihre Seele. Ich bleibe bei meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen worden bin; ich weiß, daß ich auf der rechten Bahn bin. Will sie nicht in den Himmel, so fahre sie zur Hölle."

Trefian war sehr satirisch und sagte bei jeder Gelegenheit beißende Sarkasmen, gewöhnlich aber bedeutete er es nachher und suchte den Unglimpf durch überreiche Schmeicheleien wieder gut zu machen. Der Chevalier Beauveau war einst bei einem solchen Auftritte gegenwärtig und rief aus: „Seht da eine Wespe, die sich in Syrup ersäuft." 29.

Bibliographie.

Beck, K., Der fahrende Poet. Dichtungen. Ungarn. Wien. Weimar. Die Wartburg. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 18 Gr.

(Bog.) Leben und Schicksale Nikolas Nickelby's und der Familie Nickelby. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen nach Phiz. 1stes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Weber. 21 Gr.

Eberhard, A. G., Hanchen und die Kächlein. 7te Auflage. Mit 10 Bildern von Otto Specter. 8. Leipzig, Renger. 1 Thlr. 8 Gr.

Eckenstein, J., Novellen. Frei bearbeitet. Enthaltend: Die Hexzogin von Lafftiglione. (Eine wahre Geschichte.) Arabische Liebe. Das nordische Athandrea, oder: Der Wechsel des Schicksals. (Eine wahre Begebenheit.) Die Witwe der großen Armee. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 1 Thlr.

Die witzigsten Geschichtchen aller Länder. 1stes Heft. 12. Berlin, Burmeister u. Stange. 4 Gr.

Geschichten aus der Geisterwelt, als Beweise für das Dasein einer solchen. Von K. Barter, und: Die Wunder der unsichtbaren Welt von C. Mayer. Aus dem Englischen übersetzt von E. Binder. Mit einer Vorrede von J. Kerner. Gr. 12. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. 9 Gr.

Görres, J., Die Triarier H. Leo, Dr. Ph. Marheinecke, Dr. K. Bruno. Gr. 8. Regensburg, Manz. 18 Gr.

Helena. Taschenbuch für 1839. Ster Jahrgang. 8. Bunzlau, Appun. 2 Thlr. 6 Gr.

Kerner, J., Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. 3te Auflage. Mit 8 Steindrucktafeln. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 12 Gr.

Kock, Ch. Paul de, Georgette. Frei nach dem Französischen von Ludwig Domingo. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Kohlhardt, A., Die Sphinx. 2 Bände. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Kometherr Bangon, Baron v., Bonaparte und der Doge. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Mayer, G. C., Über das Wesen und die Fortpflanzung der Erdkünde. Gr. 8. Regensburg, Manz. 9 Gr.

Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersetzt von F. Jürgens. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Weber. 2 Thlr.

Mundt, A., Der Delphin. 1839. Ein Almanach. 1ter Jahrg. Nebst einem Bildniß von George Sand in Stahlstich. 12. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Sand, G., Frau von Sommerville. Aus dem Französischen von F. Brinckmeier. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 1 Thlr.

Schenk, Ed. v., Charitas. Festgabe für 1838. 4ter Jahrgang. Mit Beiträgen von König Ludwig von Baiern, L. Aurbacher, F. Bausbak, F. Beck, S. Dorenberger, M. Freiherrn von Freiberg, J. Geissel, Fr. Rückert, J. M. von Sailer und dem Herausgeber. Kupfer nach P. von Cornelius und C. Eberhard, gestochen von J. Thäter. Gr. 12. Regensburg, Pustet. 1 Thlr. 12 Gr.

Senn, J., Gedichte. 8. Insbruck, Wagner. 16 Gr.

Soulié, F., Modernes Treiben. Skizzen aus Frankreich und seiner Hauptstadt. Aus dem Französischen von F. Steger, Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 1 Thlr.

Tarnowski, L., Kreuz und Haldmond. Eine spanische Novelle aus dem dreizehnten Jahrhundert. 2 Bände. 8. Breslau, Richter. 1 Thlr. 12 Gr.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. 1839. Herausgegeben von St. Schütze. 16. Frankfurt a. M., Wilmans. 1 Thlr. 12 Gr.

Walter, J., Die Zerstörung von Jerusalem. Ein Epos. Gr. 8. Augsburg, Kollmann. 9 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 264. — 21. September 1838.

Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung, rechtlich, geschichtlich und politisch entwickelt von Robert Mohl. Tübingen, Laupp. 1837. Gr. 8. 4 Thlr. 4 Gr.

Die Competenz des beredten und glücklichen Vertheidigers des vormaligen kurhessischen Staatsministers Hassenpflug, ein Werk wie das vorliegende zu schreiben, möchte wol von allen Schattirungen der beachtenswerthen öffentlichen Meinung nicht bestritten werden, indem keine derselben aus eben jenem Anlaß ihm weder die dazu erforderliche wissenschaftliche Befähigung abzusprechen, noch gegen ihn den Vorwurf der Parteisucht und eines vorherrschenden Hanges zu Gunsten eines gewissen politischen Systems zu erheben wirklich Grund haben kann. In der That, wie schon bei dem befragten Vorgange, so bewährt sich auch im vorliegenden Werke Hrn. Mohl's juridischer Scharfblick, gepaart mit Leidenschaftlosigkeit und Unbefangenheit, so vollkommen, daß wir dasselbe für ganz geeignet erachten, eine seither sehr fühlbare Lücke im positiven Staatsrechte, wo nicht unmittelbar auszufüllen, so doch dazu Anleitung zu geben und die Normen zu sieben, wie solches von den respectiven Legislaturen zu bewirken. Freilich kamen bis jetzt nur wenig concrete Fälle im europäischen und besonders im deutschen Staatsleben vor, wo sich eine besondere Rechtsgesetzgebung über die Verantwortlichkeit der Minister vernissen ließ, oder vielmehr wo die darüber zu Recht bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zur Anwendung gebracht wurden. Der Verf. führet deren überhaupt, mit Ausnahme Englands, nur drei an. Allein es hat dies wol im Allgemeinen seinen Grund hauptsächlich darin, daß diejenigen Verfassungsformen, unter denen solche Fälle stattfinden können, auf dem Festlande erst seit wenigen Jahrzehnden in Kraft bestehen. In England dagegen bestanden diese Formen schon seit Jahrhunderten; gleichwol aber sind dergleichen Fälle auch dort in neuester Zeit immer seltener geworden, worin wir sehr gern ein unzweideutiges Merkmal gewahren, daß dort die moralische und staatsrechtliche Bildung in stetem Fortschreiten begriffen sei, da, wie Verbrechen überhaupt, so auch ganz speciell die gegen den Staat und dessen Verfassung ihre Hauptquelle in dem Mangel dieser Bildung haben. Wollte man indessen aus diesen geschichtlichen Vorgängen den Schluß ziehen, daß eben das Rechtsverhältniß, mit dessen Erörterung sich Hr. Mohl in diesem Werke beschäftigt, um so weniger einer gründlichen Untersuchung und genauen gesetzgeberischen Bestimmung werth sei, als Verletzungen desselben zu den Anomalien im praktischen Staatsleben gehören, die, nach dem Beispiele Englands zu schließen, desto seltener vorkommen, je höher die Bildungsstufe, auf welche die Nationen sich allmälig erheben, so können wir doch nicht in dem Betreff die sanguinische Hoffnung jenes griechischen Gesetzgebers theilen, der eine Strafe für den Vatermord zu bestimmen für unnütz hielt, weil er dies Verbrechen für eine moralische Unmöglichkeit hielt. Wir sind demnach weit entfernt, die Abhandlung, worüber wir hier zu berichten haben, von vorn herein für eine unfruchtbare Theorie zu erklären; vielmehr wissen wir dem Verf. Dank für dies Ergebniß seiner gewiß nicht mühelosen Lucubrationen und erkennen sehr gern an, daß es ihm mittels derselben gelungen ist, alle die Gesichtspunkte aufzustellen und zu einem wohldurchdachten Systeme zu ordnen, von welchen aus sowol die Richter bei den eventuellen concreten Fällen auszugehen, als woran auch die Gesetzgeber sich zu halten haben, da unsers Wissens noch in keinem der von dem Verf. bezeichneten Staaten eine genügende Gesetzgebung über den Gegenstand besteht. Hierzu Anleitung zu geben, ist auch der eigentlichste von Hrn. Mohl eingestandene Zweck seiner Arbeit, die er selbst für nichts mehr als das Resultat der Thätigkeit des Theoretikers ausgibt, an die sich zu machen aber er sich um so dringender aufgefodert findet, als seither die Versuche, eine solche Aufgabe zu lösen, weder sehr zahlreich waren, noch irgend einer derselben eines allgemeinen Beifalls sich erfreute. Ob und wie weit es ihm hiermit besser als andern Rechtsphilosophen vor ihm gelungen, dies anzubuten mag die möglichst abgekürzte Darlegung einiger von denselben in dem Werke entwickelten Hauptgedanken hinreichen. Statt aller Analyse aber beschränken wir uns darauf, zu bemerken, daß das Werk in zwei Haupttheile oder Bücher — den dogmatischen und den geschichtlichen — zerfällt, denen eine Einleitung vorangeht, worin die Feststellung und Begrenzung des Gegenstandes, um den es sich handelt, möglichst genau angegeben wird.

Hier nun zuerst die Nothwendigkeit eines gerichtlichen Schutzes für eine Repräsentativverfassung erörternd, erhebt Hr. Mohl die Frage: ob es

Digitized by Google

einer richtigen Idee des Staatslebens entspreche, daß, wie in der *repräsentativen Monarchie* der Fall, ein Dualismus gesetzlich begründet, ein positives und ein negatives Recht, mit Angriffs- und Vertheidigungswaffen versehen, einander, jedoch so gegenübergestellt werden, daß beide an einzelnen Hauptpunkten der Stellung miteinander vermischt sind? Es verdiene, fügt er hinzu, eine genaue Untersuchung, ob diese Gegeneinandersetzung wirklich ein bleibender Zustand sein könne, oder ob er mit Naturnothwendigkeit wieder zu einem in sich einigen und harmonischen Zustande führen müsse. Anregend endlich müsse noch, nicht blos für den Staatsmann, sondern für das ganze lebende Geschlecht die Erörterung der Frage sein: welcher von den beiden Gegnern die gewissere Hoffnung des endlichen Sieges habe; ob also die Volksvertreter durch die im Herzen der feindlichen Stellung geöffnete Lücke einbrechen und die besiegte königliche Gewalt der parlamentarischen Allmacht unterweisen werden, jener nur den gesetzlichen Schatten eines Daseins übrig lassend; oder ob die im Anfang unzweifelhaft größere Gewalt der Regierung sich wenigstens in der Hauptsache als übermächtig erhalten und die Befugnisse der Volksvertreter auch der Wirkung nach auf ein Recht der Bitte beschränken werde?

Nachdem nun Hr. Mohl die verschiedenen seither theils von der Theorie nur erdachten, theils in der Staatspraxis zur wirklichen Anwendung gebrachten Mittel, um die gegenseitigen Eingriffe der Regierung und der Volksvertretung, d. i. Verfassungsverletzungen zurückzuweisen, dargelegt, solche aber bei näherer Prüfung zum Theil als unzureichend, zum Theil als mit anderweitigen Nachtheilen verknüpft befunden hat, gelangt er zur Nachweisung der Nothwendigkeit einer *Strafgerichtsbarkeit*, besagt und ermächtigt, über jene Eingriffe zu erkennen und ein Urtheil zu fällen. Er unterscheidet und beseitigt diejenigen Einwendungen, die etwa dagegen erhoben werden möchten, und bezeichnet sodann näher diejenigen Personen, die dieser Gerichtsbarkeit zu unterziehen sind. Zu oberst ist es der Fürst, mit dem er sich im Betreff beschäftigt. Für diesen aber fodert er vollständige (rechtliche) Unverantwortlichkeit, und zwar aus folgenden Rücksichten, die um so mehr speciell angeführt zu werden verdienen, da andere Staatsphilosophen, um die nämliche Foderung geltend zu machen, meistens noch dabei von Gesichtspunkten ausgehen, von denen Hr. Mohl gänzlich Umgang nimmt.

Wenn — sagt derselbe — die Verantwortlichkeit und Strafe (wegen Verfassungsverletzungen) den Fürsten erreichen könnte, so müßte sie natürlich auch vollkommen und im Verhältnisse zum Vergehen angewendet werden. Wäre also die Todesstrafe oder die Entsetzung von der Regierung rechtlich gefodert, so müßte sie um so mehr auch wirklich vollzogen werden, als leichtere Strafen, z. B. Geldstrafen, unter den gegebenen Umständen kaum von einer Wirkung sein könnten. Nun aber liegt zweierlei mit Gewißheit vor. Einmal, daß der mit solcher Strafe bedrohte Inhaber der Staatsgewalt die in seiner Hand liegenden, freilich zu andern Zwecken anvertrauten Mittel mit der Kraft und der Entschlossenheit der Verzweiflung zu seiner Rettung zu benutzen, und namentlich, weil nur hierin völlige Sicherheit für ihn läge und außerdem der Haß dazu antreiben würde, die Verfassung ganz über den Haufen zu werfen verstehen würde. Zweitens, daß diese Möglichkeit, den Fürsten durch ein gerichtliches Verfahren zu verdrängen, dem verderblichsten Ehrgeize, den verruchtesten Umtrieben gewissenloser Verwandten, herrschsüchtiger Demagogen, kurz Aller, welche mittelbar oder unmittelbar bei einem Wechsel der Person des Regenten zu gewinnen hoffen, Thür und Thor öffnen würde. Beides aber, namentlich in seiner Wechselwirkung, müßte den Staat in seinen Grundlagen erschüttern und an die Stelle der Ruhe und ihrer Folgen convulsivische Zuckungen und alle Greuel des Bürgerkrieges setzen. Dieses Mittel zur Vertheidigung der Verfassung wäre also ihr wahrscheinlicher Untergang, wäre jedenfalls schlimmer als deren offenbarste Verletzung von Seiten des Fürsten.

Man ersieht schon aus diesem Theorem, daß Hr. Mohl nicht zu den unbedingten Anhängern des Legitimitätsprincips, zu den Vertheidigern des göttlichen Ursprungs der Fürstengewalt gehört. Von ihnen möchte derselbe daher schon deßhalb wol mancherlei Anfechtungen erfahren; mehre aber noch, wenn er hinzufügt:

Mag sein, daß mit dieser Strafbarkeit (des Fürsten) Mißbrauch getrieben wird. Man hat aber nur zwischen zwei Uebeln zu wählen, und sie ist um so mehr als das geringere anzusehen, als die Möglichkeit eines Mißbrauchs eine bestimmte Grenze hat. Wenn es sich nämlich aus den Erklärungen oder aus den concludenten Handlungen eines Fürsten mit rechtlicher Nothwendigkeit ergibt, daß er die ganze Verfassung im Wesentlichen zu vernichten und zu mißachten beabsichtigt, so ist dies als eine *Verzichtung auf die Krone* anzusehen, welche er nur unter der Bedingung einer im Ganzen und Wesentlichen verfassungsgemäßen Regierung besitzen kann. Auch kann tritt allerdings keine Strafe ein, wol aber die *nothwendige unmittelbare Folge seines eignen Entschlusses*.

Dieses von den Bekennern einer andern, soeben angedeuteten Doctrin wol nimmer einzuräumende Theorem unterstützt der Verf., indem er den Gesichtspunkt feststellt, daß in der constitutionellen Monarchie, um die es sich hier allein handele, unleugbar ein Vertrag „über die Art und Weise der Ausübung der Regierungsgewalt" vorliege, „daß somit nur Derjenige rechtmäßiger Regent sein könne, welcher diesen Vertrag anerkennt".

Wollte man aber — sagt er weiter — gegen eben dieses Theorem den Einwand machen, es sei in einzelnen Fällen schwer zwischen Verfassungsverletzung und Verfassungsbruch zu unterscheiden, so bleibt, da nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen immer das geringere Vergehen zu vermuthen ist, bei dem Eintritt eines solchen zweifelhaften Falles zu einer desfallsigen Prüfung noch immer Zeit und Gelegenheit.

Was nun diese letzte Behauptung anbetrifft, so mag solche als *Lehrsatz* immer hier an ihrer Stelle sein. Indessen verhält es sich damit im praktischen Staats- und Völkerleben wol ganz anders, wie namentlich die französische Julirevolution thatsächlich bewiesen hat. Und doch weiß Hr. Mohl an einem andern Orte — wo von der Anklage der Minister Karl X. die Rede ist — eben nichts gegen die Rechtszuständigkeit der Thronentsetzung dieses Königs einzuwenden, wennschon sie factisch stattfand, ohne daß ihr eine Prüfung voranging, ob die berüchtigten Ordonnanzen vom 25. Juli als eine Verfassungsverletzung oder als ein Verfassungsbruch zu betrachten seien. Ja, wir möchten es selbst als eine Verwirrung der beiden Begriffe betrachten, wenn es mit Bezugnahme auf eine Ordonnanzen daselbst heißt:

Die Verfassungsverletzung war handgreiflich, der Vertrag zwischen Fürst und Volk zerrissen, und ein Straßenaufruhr de-

Digitized by Google

seitigte in wenigen Stunden auch den letzten Rest des selbst aufgegebenen Rechtes.

Im Verfolg seiner Untersuchung zu der Verantwortlichkeit der Staatsdiener wegen Verfassungsverletzung übergehend, stellt Hr. Mohl als Grundsatz auf, daß nur die Großbeamten der Krone, Minister ꝛc., nicht aber die untergeordneten Beamten in solchen Fällen, „wo sie nicht selbständig gegen die Verfassung gehandelt haben", zur Verantwortung und Strafe zu ziehen seien. Gleichwol räumt er zwei Modificationen dieses Satzes ein: die erste nämlich ist das Verlangen, daß der die Handlung des Beamten entschuldigende Befehl demselben im ordentlichen Dienstwege zugegangen sein und es mit dessen Form sehr strenge genommen werden müsse, weil ein schon in der Form ungesetzlicher Befehl nicht verbinden könne und sohin dessen Vollziehung als freiwillige und selbständige Handlung zu betrachten sei. Die andere genauere Bestimmung aber wäre, daß der Befehl kein offendares, auch nach dem gewöhnlichen Gesetze als solches anerkanntes Verbrechen anordnen dürfe. Mit dieser Theorie stimmen die meisten positiven Gesetzgebungen in den constitutionnellen Staaten Deutschlands überein. Geht aber die kurhessische weiter, indem solche eine unbedingte Verantwortlichkeit der Unterbeamten anordnet, so ist dies wol als eine eben nicht sehr reiflich überdachte Nachahmung der betreffenden Gesetzgebung von England und Nordamerika zu betrachten, wo aber theils die sehr große Selbständigkeit der untern Organe der Staatsgewalt, theils die Besorgung der Geschäfte durch unbezahlte Freiwillige wohl im Auge zu behalten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karl Simrock's „Rheinsagen" und das „Edinburgh review".

Ein Bericht des „Edinburgh review" über Karl Simrock's „Rheinsagen" ist für uns aus verschiedenen Gesichtspunkten von besonderm Interesse. Einmal beweist sich aus ihm, mit welcher Pietät die Engländer dem Rhein, dem schönsten und sagenreichsten unter Europas Strömen, zugethan sind; sodann, daß Bücher, welche bei uns, wenn auch nicht spurlos, doch ohne besonderes Aufsehen vorübergehen, jenseit des Kanals gerechter gewürdigt werden, sodaß bei Gelegenheit dieses Berichts wie durch einen günstigen Wind Namen wie Stolterfoth, Schnetzler u. s. w. über das deutsche Meer bis zur Themse und dem melodischen Avon hinübergetragen wurden; endlich mit welchem Gefühle selbst für die feinsten Nuancen der sprachlichen Darstellung die Engländer in unsere Balladenpoesie einzugehen, und wie glücklich sie den zartesten Gedankenfalten in ihren Übertragungen sich anzuschmiegen wissen.

Der Ref. im „Edinburgh review" findet die Idee des deutschen Verf., seinen vaterländischen Rhein mit den schönsten Balladen vaterländischer Dichter in der Hand von dem Süderse bis Ettiswyl hinauf zu pilgern, ungemein interessant und glücklich ausgeführt. „Wir halten", sagt er, „diese Rheinsagen („Traditions of the Rhine") für den besten Führer am Rheine, besonders für jene Art von Reisenden, unter die sich Sterne selbst gestellt hat, für die Empfindsamen. In dieser zauberischen Fahrt von dem prosaischen Ende des Stromes im holländischen Flachlande bis zu seiner Quelle in den Schweizeralpen zählen wir den Weg nicht nach Meilen, sondern nach Legenden, statt der Statistik treiben wir Sagenkunde, und indem uns die Phantasie von Ufer zu Ufer steuert, vergessen wir die räucherige Wirklichkeit des Eilwagens oder Dampfbootes." Er fragt sodann, ob nicht ein Brite alle englischen Balladen sammeln wollte, mit denen die Poesie die sagenreichen Ufer vaterländischer Ströme verherrlicht hat; zweifelt jedoch, daß irgend ein britischer Flußgott von der „altehrwürdigen" Themse an bis auf den „schweigsamen" Darent es mit dem Vater Rhein aufnehmen könnte. Dann überkommt den Referenten der pflichtschuldige Enthusiasmus, mit dem jeder Gebildete in England vom Rheine sprechen muß, wenn er ihn auch nie gesehen hat; er erschöpft alles poetische Weihwasser, mit dem man von je das Haupt des romantischen Flußgottes gesalbt hat, und erzählt seinen reiselustigen Landsleuten, welche die Fashion einer Rheinpartie noch nicht mitgemacht, vom Faustrecht, von der Macht der Kirche, von den alten wehrhaften Städten und ihren kunstsinnigen Gilden, von den „tausend und einer" Ruine, die da über jeder Thalschlucht hängen, und von der gewaltigen Schrift der Erinnerung, die man mit freiem Auge von den Trümmern der Wachthürme auf den Bergen, der Raubnester und Einsiedeleien auf den Felsenzacken und von den gothischen Münstern herunterlesen könne, die sich noch heute in den grünlichen Wogen des Rheins spiegeln. „Nimmt man dazu", heißt es ferner, „die tausend Märchen, heimisch in einem Lande, wo der poetische Aberglaube zur höchsten Reife gedieh, wo in jeder Quelle eine Nixe, in jedem Forste böse Waldgeister hausten, wo der Kobold ein bekannter Hausfreund war, wo Rübezahl bei hellem Tageslicht seine Possen spielte, wo der Teufel auf der Spitze des Brockens öffentliche Assemblées gab und von der steinernen Kanzel bei Baden vor zahlreichen Zuhörern predigte — dann begreift man, wie aus so reichem Sagenschatze die großartige deutsche Balladenliteratur erblühen konnte. Selbst vor den Zeiten des Lehnsystems war der Rhein sowie seine Nachbarschaft der Schauplatz großer Ereignisse, die in halbhistorischen Dichtungen gefeiert sind. In Worms, Breisach und Xanten spielt zum Theil das wundervolle Nibelungenlied; Ingelheim, Rolandseck und Aachen stehen mit der fabelhaften Geschichte Karl's des Großen und seiner Paladine in Verbindung, obgleich sich die deutschen Legenden, wie bei den Abenteuern Roland's, bedeutende Abweichungen von den sonst in Europa bekannten Überlieferungen erlauben. Übrigens sind unsere Sagen von Arthur und dem heiligen Graal mit dem Rheine in Verbindung, und der Schwanenthurm zu Kleve erinnert an Perceval und seinen Sohn Lohengrin."

Endlich kommt der Ref. auf die 154 Balladen in der Simrock'schen Sammlung zu sprechen. „Wo sich in der poetischen Topographie eine Lücke findet", heißt es, „da hat der unermüdliche Herausgeber sie schnell mit eignen Beiträgen und zwar sehr glücklich ausgefüllt." Der Ref. stellt dieselben unter die besten der zweiten Classe. So lobt er das „Schachspiel" und den „Schwanenring" von Simrock. Ebenso anziehend sind ihm „Eginhard und Emma" von Gruppe und zunächst „Graf von Habsburg" von Schiller. Zuletzt bereitet er dem Auge des deutschen Lesers eine angenehme Überraschung durch die höchst gelungene Übersetzung einiger deutschen Balladen ins Englische mit nebenstehendem deutschen Original. Diese Balladen sind: „Ritter Toggenburg", wobei er Schiller tadelt, daß er unverantwortlich genug den Schauplatz der Ballade von Rolandseck in die Schweiz gesetzt und statt des romantischen Namens Roland den unbekannten und unharmonischen Toggenburg untergeschoben; dann die „Feindlichen Brüder" und die „Lorelei" von Heine („Heine", sagt er, „skizzirt hier, wie gewöhnlich, nur die feinsten Umrisse, deutet auf ein träumerisch-abergläubisches Weh nur leise hin, und dann verläßt er seinen Gegenstand"); endlich „Heinrich Frauenlob" von Anastasius Grün, dem vermeintlichen Verf. der „Spaziergänge eines wiener Poeten", wie er sich ausdrückt („the supposed author of the „Walks of a Viennese poet", and a pseudonym, we believe, for count *Alexander von Auersperg*"), und zuletzt der „Mummelsee" von einem gewissen Schnetzler. In der That läßt die Übersetzung fast nichts zu wünschen übrig, und es stellt sich im treuherzigen

Digitized by Google

einfachen Balladentone die Geschwisterschaft beider Sprachen überraschend heraus. Zur Probe folgen einige Strophen:

Ritter, teure Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz,
Fodert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig geben sehn.
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn.

Knight, to love thee like a sister
Vows this heart to thee,
Ask no other, warmer feeling
That were pain to me.
Tranquil would I see thy coming
Tranquil see thee go,
What that starting tear would tell me
I must never know.

Fast wörtlich wiedergegeben ist die „Lorelei". Da heißt es:

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.
Sie kämmt es mit goldnem Kamme
Und singt ein Lied dabei u. s. w.

And yonder sits a maiden,
The fairest of the fair,
With gold is her garment glittering
And she combs her golden hair.
With a golden comb she combs it
And a wild song singeth she etc.

Ebenso naiv endet es zuletzt:

Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

And that with her magic singing
The Lore-lei has done.

Unsere französischen Nachbarn, die so viel von deutscher Romantik schwärmen, bei denen die Germanomanie zur Mode wurde, dürften sich an dem Abdruck des deutschen Textes hier ein Beispiel nehmen. Unsere liebe Muttersprache, die in den Annoncen französischer Journale so furchtbar mitgenommen wird, ist hier mit wahrer Pietät behandelt. Abgesehen davon, daß einigemal die Punkte über dem ä, ö und ü fehlen, ist Alles in hohem Grade correct. 108.

Mancherlei.

Am Anfange unsers Jahrhunderts (1801) schrieb ein verstorbener gelehrter protestantischer Theologe an seinen Freund: „Mit der Theologie ist es ein sonderbares Ding in unsern Tagen, und es scheint, als wenn die dogmatischen Theologen, die ihren Supernaturalismus in Schutz zu nehmen suchen, kaum mehr ihr Gebiet zu beschützen im Stande sind, und als ob die Partei der exegetischen und historischen Theologen, die aber, sobald sie vom Supernaturalismus abstrahiren müssen, nur wie die Kenner und Pfleger jedes andern philosophischen Systems und als Anhänger irgend einer von menschlichen Weisen gestifteten Schule zu betrachten sind, die größere werden dürfte, weil sich diese allein noch halten können, da sie auf historische Data bauen, wenngleich sie eben dadurch, daß sie nicht mehr dogmatisch, sondern historisch verfahren und ihren Supernaturalismus gänzlich aufgeben oder dahingestellt sein lassen, den Charakter verlieren, der sonst den Theologen vom Philosophen unterschied, und dies historische Religionsphilosophen werden. Nur ist der Contrast hierbei sonderbar, daß immer mehre Theologen als Wortführer und nach ihrem Muster viele Prediger ꝛc. den Supernaturalismus gänzlich aufgeben und daran verzweifeln, ihn retten zu können; und daß doch der ganze christliche Cultus und alle Anstalten, die damit zusammenhängen, immerfort darauf abzielen, daß es wenigstens dem äußern Scheine nach das Ansehen haben soll, als ob des Christenthums Charakter in übernatürlich geoffenbarten Wahrheiten bestände. Und wenn hierbei Manche von esoterischer und exoterischer Religionserkenntniß sprechen und für den großen Haufen diese exoterische Religionserkenntniß immer noch beizubehalten wünschen, so ist auf der andern Seite in unsern Tagen bei so schnellen Circulation neuer Ideen kein Damm eigentlich denkbar, der den übergang solcher Ideen, die blos das Eigenthum der Esoteriker sein sollten, zu dem Ideenkreise der Exoteriker hindern könnte. Daher kann die Leierungen immer auffallender sind, wenn man in den Schulen und Kirchen den Supernaturalismus als unterscheidendes Merkmal predigen hört und in neuern philosophischen und theologischen Schriften, in gelehrten Blättern, Journalen, ja selbst im Umgange mit Personen, die mit der neuern Philosophie und Theologie bekannt sind, es bemerken muß, daß dieser supernaturalistische Ursprung des Christenthums und die göttliche Autorität der Bibel so wenig mehr geglaubt, ja von Denen vielleicht am wenigsten geglaubt wird, die ihn amtshalber wenigstens zum Scheine noch in Schutz nehmen. Was wird endlich die Folge von diesem Allen sein? Und was soll der Theologe unserer Tage hierbei thun? Soll er allein christlicher Religionsphilosoph und historischer Erklärer der Urkunde des Christenthums sein, und den Supernaturalismus auch öffentlich ganz aufgeben? Oder was sonst?"

Im Besen dieser Schilderung nach 37 Jahren muß neben ihrer Wahrheit für das Damals unser verändererter Weltzustand auffallen. Viele Theologen sind seitdem dem allgemeinen Drange nach einem dogmatischen Supernaturalismus gefolgt, und die Philosophen gleichfalls bewegen sich in dieser Richtung. Man dürfte dadurch solche Einsichte Aller erwarten, daß eine Zeit anhübe, wo Philosophen mit ihrem Begriffsapparat auf den Supernaturalismus der Theologen hinwiesen und dazu einleiteten, Theologen dagegen zurückwiesen auf die Philosophen, und daß dadurch der Supernaturalismus eine unerschütterliche Grundlage erhielte, die Exoteriker aber mit ihrem dogmatischen Glauben sich auf beide esoterische Theile verlassen könnten und mit Friede und Freude das Dargebotene hinnähmen. Ob diese ohne ein philosophisches und theologisches Papstthum möglich sei, steht zu bezweifeln. Menschliche Gedanken schweben gleich dem Pendel hinüber und herüber, und thäten sie es nicht, so würden sie ihre Bewegung verlieren. Historische Forschung und Kritik machen sich allemal in Bezug auf das Dogma wieder geltend, und die Philosophie bleibt irgend einem Zeitsysteme niemals für immer treu. 7.

Literarische Anzeige.

Neu ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Literarische Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen aus **Karl Aug. Böttiger's** handschriftlichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur erschien zu Anfang d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.; eine „Biographische Skizze Böttiger's", von demselben Verfasser, 16 Gr.

Leipzig, im September 1833.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 265. — 22. September 1838.

Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung, rechtlich, geschichtlich und politisch entwickelt von Robert Mohl.

(Fortsetzung aus Nr. 264)

Bei consequenter Festhaltung des Gesichtspunktes, unter dem Hr. Mohl die Repräsentativmonarchie betrachtet, konnte er nicht umhin, auch die Volksvertreter der Verantwortlichkeit zu unterziehen. Indessen verkennt er nicht die mannichfaltigen damit verknüpften Inconvenienzen, sowol Einzelne aus deren Mitte, der ihnen nothwendigerweise zuzugestehenden Redefreiheit unbeschadet, wie auch die Gesammtheit als moralische Person wegen der von ihr gefaßten Beschlüsse vor Gericht zu stellen. Gleichwol weil der Auftrag, die verfassungsmäßigen Rechte des Volks zu vertheidigen, keineswegs die Befugniß in sich begreift, die verfassungsmäßigen Rechte des Fürsten anzugreifen, und es nicht in Abrede zu stellen ist, daß von einer Ständeversammlung die gefährlichsten Unternehmungen gegen den bestehenden gesetzlichen Zustand der Dinge versucht werden können, entscheidet sich der Vers. in dem Wechselfalle der sehr schwierigen Wahl zwischen zwei Übeln für die constitutionnelle Verantwortlichkeit der Volksvertreter, gegen die der Fürst die Befugniß haben müsse, wegen der auf seine Rechte gemachten Angriffe eine Klage bei dem zum Schutze des Grundgesetzes bestimmten Gerichte zu übergeben. Billigt nun derselbe auch nicht, daß in der Regel Theorie und Ausübung des Staatsrechts und der Politik sich ausschließlich nur mit der Verantwortlichkeit der Minister, d. i. der unmittelbar unter dem Fürsten stehenden, das nothwendige Organ seiner Regierungshandlungen bildenden, je einem Hauptverwaltungszweige vorstehenden Beamten beschäftigen, alle übrigen Arten des gerichtlichen Schutzes der Verfassung aber gar nicht beachten, daß sohin auch von den Anklagen gegen die ein wesentliches Recht des Fürsten antastenden Volksvertreter darin nicht die Rede ist, so steckt er doch selbst seinen Erörterungen die nämlichen Grenzen. Über diese aber hinauszugehen, meint er, finde er sich um so weniger veranlaßt, weil nicht zu leugnen, daß der beabsichtigte Zweck, nämlich die Bewahrung der Verfassung, durch eine streng-gerechte Handhabung der Ministerverantwortlichkeit wirklich in weiterm Umfange erreicht wird, sei es, daß eine Verfassungsverletzung aus dem eignen Antriebe eines solchen Beamten hervorgehen möchte, oder daß der Fürst persönlich seine Pflichten positiv oder negativ zu verletzen geneigt wäre.

Innerhalb der also gesteckten Grenzen nun behandelt Hr. Mohl seinen Gegenstand, man kann es ihm nur nachrühmen, mit erschöpfender Gründlichkeit. In den sechs Capiteln, die der dogmatische Theil der Abhandlung enthält, bezeichnet er mit Genauigkeit die persönlichen Attributionen des Angeklagten, das Vergehen oder die Handlungen, wegen deren dieser zur Verantwortung gezogen werden kann, den competenten Kläger, die zuständigen Richter, das von diesen einzuhaltende Verfahren und endlich das in Folge davon zu erlassende Urtheil mit allen seinen unterschiedlichen Modificationen.

Besonders wichtig und zum Theil neu, oder doch abweichend von den meisten positiven Gesetzgebungen in dem Betreff erschienen uns die vom Vers. entwickelten Ansichten bei Feststellung der allgemeinen Grundsätze hinsichtlich der objectiven Bestimmung der zu Staatsanklagen geeigneten Fälle. Eine kurzgefaßte Mittheilung dieser Ansichten mag demnach hier zuerst eine Stelle finden. Zuvörderst stellt der Vers. als Princip fest, daß eine Specialisirung der Fälle, wo Ministerverantwortlichkeit eintritt, in Erwägung aller dafür und dawider streitenden Gründe, vollkommen unpraktisch sei, es somit bei der allgemeinen Bestimmung sein Bewenden haben müsse, daß alle Handlungen, die eine Verletzung der Verfassung in sich begreifen, vor das Staatsgericht gebracht werden können und sollen. Um nun aber zur Abfassung einer solchen Bestimmung zu gelangen, erörtert Hr. Mohl zwölf Vorfragen, deren durch ihn herbeigeführte Entscheidung zu dem Endresultate leitet, „daß sämmtliche, von einem Minister sowol als Privatperson wie durch Mißbrauch der Amtsgewalt ausgehende, oder von ihm, obgleich er es gekonnt und gesollt, nicht verhinderte Verletzungen der gesammten Verfassung und einzelner Bestimmungen derselben, gleichgültig ob mittels Begehens oder mittels Unterlassung verübt, ob vollendet oder nur versucht, und wessen Rechte zunächst kränkend", zu den Handlungen gehören, die objectiv als Gegenstand einer Staatsanklage gegen solche Beamte zu betrachten sind. Wie gewissenhaft aber der Vers. bei der Erörterung jener Vorfragen zu Werke geht, davon mag folgende Anführung eine Probe geben. Es betrifft dieselbe die letzte dieser Fragen, nämlich: ob Handlungen, die nicht

Digitized by Google

gegen die Verfassung des eignen Landes begangen wurden, sondern gegen die Einrichtungen eines fremden Staats, Gegenstand für die Gerichtsbarkeit des Staatsgerichtshofes sind? Diese Frage wird also beantwortet:

In den seltenrn Fällen, in welchen überhaupt eine Strafe wegen einer gegen einen fremden Staat begangenen Handlung erfolgen kann, sind die gewöhnlichen Grrichte zuständig ... Nicht zu verwechseln ist hiermit der Fall, wenn dieses zunächst gegen den fremden Staat gerichtete Unternehmen ebenfalls, wenigstens in seinrn Folgen, gegen die Verfassung des eignen Staats beabsichtigt ist. Hier würde allerdings eine Staatsanklage stattfinden können, aber nur in Beziehung auf diese secundaire Absicht der Handlung. Wenn also z. B. ein Minister die Verfassung eines natürlichen Verbündeten mit Gewalt oder List angreift, damit deren Sturz die eigne, ihr ähnliche Verfassung mit zu Grunde richte, so mag er natürlich diesfalls angeklagt werden, falls man glaubt, die Schwierigkeit des Beweises überwinden zu können...

Es drängt sich uns hier die Bemerkung auf, daß, sollte überhaupt Hrn. Mohl's Theorie in der Staatsrechtspraxis Anerkennung finden, sich daraus für diese in den constitutionnellen deutschen Staaten eine höchst interessante Nutzanwendung ableiten lassen würde. Hr. Mohl nämlich nimmt, wie kürzlich gezeigt wurde, die Verantwortlichkeit der Minister auch für die Unterlassung von Handlungen in Anspruch, die innerhalb dem Bereiche ihrer amtlichen Wirksamkeit liegen. Will man diese Bestimmung gelten lassen, so ließe sich daraus, in Verbindung mit dem soeben angeführten Theorem als zweiter Prämisse, die Verbindlichkeit für die Minister dieser Staaten folgern, auch denjenigen Verfassungsverletzungen, die in andern deutschen Bundesstaaten begangen werden, nicht mit Gleichgültigkeit oder doch theilnahmlos zuzusehen, sondern mindestens durch offen zu Tage gelegte Misbilligung, etwa mittels Protestation beim Bundestage, denselben entgegenzutreten. Denn einleuchtend ist es, daß Vorgänge der Art in einem Bundesstaate der Verfassung aller übrigen Gefahr drohen, was in den respectiven Ständeversammlungen wol gefühlt worden ist, in deren Schoose der Gegenstand vor nicht gar lange zur Sprache kam, ohne daß jedoch die dadurch hervorgerufenen Anträge eben sonderlich beachtet worden wären.

Man würde Hrn. Mohl bei dem Allen sehr zu nahe treten, wollte man gegen ihn, als Gesetzgeber im Bereiche des hier von ihm behandelten Theils des öffentlichen Staatsrechts, oder als Urheber eines umfassenden Lehrgebäudes für dasselbe, den Vorwurf Drakonischer Strenge erheben. Beweise seiner Billigkeit und humanen Berücksichtigung der von der menschlichen Natur untrennbaren Fehlbarkeit finden wir besonders in denjenigen Abschnitten seines Werkes, wo von der Feststellung der subjectiven Strafbarkeit der Minister und von den zu dem Behuf erörterten Kriterien zur Beurtheilung ihrer Handlungsweise die Rede ist.

Allerdings billigt er nicht diejenigen Grundgesetze, noch stimmt er denjenigen Schriftstellern bei, nach welchen nur die absichtliche Verletzung (dolus) einer Verfassungsurkunde zu einer Anklage vor dem Staatsgerichtshofe Veranlassung geben könne. Es müsse, fodert er, in allen Staaten, die eine solche unzweckmäßige Beschränkung nicht kennen, auch die durch bloße Fahrlässigkeit (culpa) entstandene Verfassungsverletzung zur Klage und Strafe kommen.

Denn — fügt er hinzu — die Grundbestimmungen des Staats sind auch gegen Leidenschaft, Leichtsinn und Geistesträgheit zu schützen, und es wäre doch die unverantwortlichste Anomalie, wenn eine blos culpose Verletzung der Rechte eines Bürgers im gewöhnlichen Leben an einem noch so ungebildeten und geistig unbedeutenden Menschen gestraft würde, dieselbe Handlung aber unantastbar wäre, wenn sie von einem Manne begangen würde, bei welchem sein hohes Amt das bedeutendste Maß von Geisteskräften und Kenntnissen voraussetzen läßt, und welchen die große ihm anvertraute Gewalt zu besonderer Behutsamkeit auffodern muß.

Zudem würde die Schwierigkeit eines genügenden Beweises der böslichen Absicht für Manchen ein bedeutender weiterer Reiz zu Verfassungsverletzungen sein, sohin die Nichtbestrafung der Fahrlässigkeit sogar ganz unmittelbar Gefahren für die Rechte hervorrufen. Endlich aber würde es in vielen Fällen sehr schwer, wo nicht unmöglich sein, gleich von vorn herein, und ehe der Proceß ganz zu Ende geführt ist, zu entscheiden, ob böshliche Absicht oder Fahrlässigkeit der objectiv tadelnswerthen Handlung zu Grunde liegen, und die Schwierigkeit könnte die Wirksamkeit des ganzen Gesetzes beinahe vernichten.

(Der Beschluß folgt.)

Theologica.

1. Christliches Lebewohl an die Gemeinde in Hundshübel mit Reidhardtsthal im Erzgebirge von ihrem abgesetzten Pfarrer Müglich. Altenburg, Pierer. 1837. 8. 6 Gr.
2. Kleine Winterpostille von J. K. G. Müglich. Ebendaselbst 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wunderliche Erscheinungen auf dem Felde der Theologie, obwol nicht grade erfreuliche. Zwar der freiwillige Abgang eines Pfarrers von seinem Amte oder seine Absetzung sind an sich von geringer Bedeutung, erschüttern nicht die Welt; die vacante Stelle wird bald wieder besetzt, wozu sich Candidaten genug finden; die bisherigen Verwalter werden vergessen, wenn sie nicht etwa, wie weiland Dr. Bahrdt schlimmen Andenkens, sich als Kaffee- und Bierwirthe und durch irreligiöse Renommisterei ein trauriges Denkmal stiften. Allein oft sind die Umstände dabei für Den, der auf die Zeichen der Zeit, auf den Kampf zwischen Licht und Finsterniß, auf die schroffen Gegensätze, bei denen man unlenkbar und erbittert beharrt, und wo man gar keinen Weg zu einer friedlichen Ausgleichung wahrnehmen kann, aufmerksam ist, nicht gleichgültig. Immer weiter treibt man es mit seinen Extremen, bis es endlich zu Explosionen kommt, wo der ehrliche Lützelberger es unter dem Drucke der altkirchlichen Orthodoxie in Baiern nicht mehr aushalten kann und sein Amt aus Gewissensdrang freiwillig aufgibt, und Müglich, auch ein grundehrlicher Mann, grade durch eben jene Orthodoxie befeuert, wider den Unglauben, das Leugnen der Gottheit Christi, seines Lieblingsdogmas, eifert, als ein donnernder Gesetzprediger die Laster seiner Gemeinde, namentlich bei den Honoratioren, stürmisch angreift — und abgesetzt wird. Beide hätten nur mit ihrem Vaterlande wechseln, oder früher leben sollen, wo dort Maximilian und hier Graf v. E. das Kirchen- und Schulwesen leiteten.

Von Lützelberger ist Nr. 194 u. 195 d. Bl. auf eine sehr treffende und befriedigende Weise gesprochen worden. Nur ist es nicht wenig aufgefallen, daß ein Mann, der die ernste Angelegenheit so rational behandelt, doch S. 791 mit „rationalistischen Spitzköpfen mit bekannter Drehlingskunst" um sich wirft. Wir unsers Orts bitten den Himmel, daß er uns den gesunden Menschenverstand, d. h. den wahren Rationalismus, wie sich ein Schuderoff und Röhr, ein Wegscheider und Gesenius, eine Böhme und, modi-

Digitized by Google

sicirt, auch ein Ammon und Breitschneider zu thun, ein Schott und Reander über ihn erklären, insgesammt Männer, denen wohl wol der Hr. Rec. Geist und Sachkenntniß, christlich-edle Gesinnung und anerkannte nützliche Wirksamkeit und daher auch ihr Gewicht in der Wagschale nicht absprechen wird, doch ja in politischen und noch mehr in den greuelvollen Wirren auf dem theologischen Gebiet, auf welchem selbst die angeblich allein Rechtgläubigen sich gegenseitig Abtrünnige schelten und verdammen, in Gnaden bewahren möge. Doch gegen den „rationellen Glauben überhaupt" soll der Angriff nicht gerichtet sein, sondern „gegen die lauen und flauen Anhänger desselben, deren Gottesbewußtsein nur ein getrübtes und kaltes" ꝛc. Der Hr. Rec. beklagt, daß, da neun Zehntel der protestantischen und die größere Hälfte der katholischen Geistlichkeit nicht viel anders denken wie Lützelberger, diese nicht auch die Gewissenhaftigkeit und den Muth besäßen, wie dieser Mann zu handeln, und glaubt, „wenn neun Zehntheile protestantischer Geistlichen innerhalb eines Jahres etwa mit dem Märtyrer von ihrem Amte gedrängt hätten, insofern die Oberconsistorien so fortführen von ihrem formellen Rechte Gebrauch zu machen und die strictefte Observanz der symbolischen Bücher zu verlangen, kein einziger Pfarrer würde entlassen, und die Oberconsistorien würden nachgeben; es würde ein Boden gewonnen worden sein zu einer neuen Glaubensreinigung der evangelischen Kirche". „Ihre rationalistische Halbheit und Feigheit, die gottlose Angst um das tägliche Brot winden und schmiegt und accommodirt sich, verleugnet lieber Gott und das Gewissen, ehe sie sich zu einem entscheidenden Schritt entschließen." Fürwahr ein kühner Spruch! Welcher protestantische Geistliche möchte nicht zu seiner Ermuthigung wünschen, den Mann, der so schreibt, auch in der Wirklichkeit eine solche Feuerprobe bestehen zu sehen? Indeß auf die Gefahr hin, auch zu den „rationalistischen Spitzköpfen" gerechnet zu werden, erlauben wir uns nur die Fragen: Wohre weiß denn der Hr. Rec. mit solcher Bestimmtheit, daß neun Zehntel der protestantischen Geistlichen eben so denken und in ihrer Skepsis so weit gekommen sind wie Dr. Lützelberger? Wir kennen mehr als hundert freisinnige Geistliche*); sie sind im Wesentlichen, in den Grundsätzen, Glaubensansichten und für die Lehre und wie sie Lützelberger aufstellt, mit ihm einverstanden; aber da sie in ihren übrigen Ansichten nicht blindlings glauben, was die Kirche glaubt, sondern unaufhörlich im Forschen und Prüfen begriffen sind, dabei auch wol in manchen Stunden des Zweifels auf die Spitze von Strauß und Lützelberger gerathen, jedoch zugleich wissen, daß die größten Männer aus der Kluft der Wissenschaft immer Neues und Großes für uns und das Leben auffinden, und sie selbst sich von manchen Änderungen und Verbesserungen ihrer Vorstellungen bewußt sind, so sind sie zu bedenklich, als daß sie z. B. dem Volke sogleich die entstandene Idee: ich kann die Bibel nicht mehr für eine göttliche Schrift annehmen ꝛc.; die Messiasidee ist nur eine menschliche; Jesus hat sich selbst weder für den Christus gehalten noch dafür ausgegeben (?!), mittheilen, und sie sind zu bescheiden, als daß sie nicht an die Möglichkeit, sich hierin zu irren, denken sollten; sie meinen, das gehöre der wissenschaftlichen Untersuchung an; und wenn jede Accommodation sein und verwerflich sein sollte, wer möchte dann Jesum, die Evangelisten und die Apostel durchgängig verdammen? Die neun Zehntheile zu gleichen Einsichten und Entschließungen zu bringen, das ist an sich unmöglich; aber der Hr. Rec. kennt solche Oberconsistorien nicht, die mit Freuden die Resignationen auch annähmen, eine Schar bereit fänden oder aus andern Ländern und Seminarien kommen ließen, die ans Hungen, oder Heuchelei, oder in dem Wahne, von Gott zur Rettung Zions berufen zu sein, diese Stellen schleunigst annähmen. Was sollte aus der armen protestantischen Kirche werden, wenn alle denkende Lehrer sogleich wie Lützelberger handeln und, weil sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ihren Posten verlassen; weil sie nicht Alles, was sie wünschen, zu leisten vermögen, den Muth verlieren, das noch Möglich zu wirken und dem Erfolg Gott zu überlassen? Was würde nun erst für Unordnung und Verwirrung in den Gemeinden entstehen! Wie gar bald würden es Obrigkeiten und Fürsten erfahren, was es heiße, wenn protestantische Hierarchen in Städten und Dörfern ihre Einfälle und Satzungen als göttliche Eingebungen ansehen und mit ihnen: Man muß Gott mehr gehorchen ꝛc., sogleich zur Hand sind. Der ehrenwerthe Hr. Rec. dürfte nicht einen Greife, daß er einige Gegensätze mit ehrenfalls überdachten Gründen und Erfahrungen aufgestellt hat.

Wir kommen nach dieser Zwischenrede auf die beiden in der Überschrift genannten Schriften. Unser Müglich, 1793 in Königsbrück geboren, ward in Bautzen, dessen Lehrer er selbe rühmt, und seit 1815 in Leipzig gebildet, wo ihn „Platner in eine trostlose Philosophie, Gilbert in eine eben solche Physik und Reil in eine nicht viel bessere Theologie einführte, der Prediger Wolf, Dr. Heinroth und Lindner heilsamern Einfluß auf ihn hatten". Er kam 1817 zu Pestalozzi, dessen Anstalt durch Lehrerparteiung sich schon dem Untergang neigte, später als Lehrer zu dem Grafen Albert von Benzel-Sternau, wo er das Neue Testament, Homer und Euklid studirte und ihm bei Vaters Hingang anregend und bildend, Zschoche sein Freund wurde. Er gab dann Unterricht in den Cantonen Basel und Glarus, studirte 1820 in Tübingen; wo Steudel, Eschenmayer und Stüdel ihm Freunde wurden; er hörte 1821 in Erlangen Schelling, Kastner, sand Schubert, wo er durch ihn, Kanne und Kraft von seinem Rückfall in den Rationalismus (1818) geheilt wurde und sich für den Glauben an die Gottheit Christi entschied. Im J. 1823 wurde er Doctor der Philosophie in Tübingen, in Dresden Predigtamtscandidat, unterrichtete zwei Jahre Zöglinge in Genua, predigte dort im reformirten Bethsaal, pflegte Zach's Bekanntschaft, sah viele berühmte Männer, reiste nach Neapel, Salerno, Pompeji, Rom, Florenz, Mailand; feierte in Rom mit andern deutschen Wanderern den 31. Oct. 1825 in der preußisch-evangelischen Capelle das Reformfest. Im J. 1826 hörte er in Jena Fries über die Mittelalter, vertheidigte seine Dissputation: „De historia philosophiae" in Halle, nachdem er die Habilitationskosten im Voraus und darunter 10 Thaler für das nechmalige Magisterwerden bezahlt hatte. Er verheirathete sich dann auf seiner fünften Reise in die Schweiz 1827, erfuhr aber durch Guerike, die Erlaubniß zu lesen, sei ihm in Berlin abgeschlagen worden; die wahre Ursache blieb ihm fremd. Er arbeitete nachher an der Blochmann'schen Anstalt in Dresden, gab einer Gräfin Schulenburg Unterricht in der Literaturgeschichte, lernte Tieck, Böttiger, Friedrich v. Schlegel und v. Erdmannsdorf kennen und wurde dann mit seiner Gattin auf dem anmuthigen Loschwitz Erzieher des jungen Ernst von Koburg.

Nach mehren Bewerbungen erhielt er das Pfarramt auf dem Hundshübel bei Schneeberg. Von Dr. Großmann in Leipzig geprüft, in der Thomaskirche ordinirt, zog er am 1. März 1832 unter vielen Ehrenbezeigungen auf dem Hundshübel ein. Mildthätig gegen Arme und Schwache, nicht mild und nachgiebig, wie es bei superliberale und exmenschliche Zeitgeist haben will, fing er damit an, eine Menge Übelstände und Mißbräuche, z. B. etwa zwölf zum Theil gar alte Concubinate abzustellen und scharf gegen Schauspieler Sittenverderbniß zu eifern. Dies zog ihm heftige Anfechtungen von vier Häusern und ihrem geringen Anhange zu, besonders auch, weil er ihre Abendgesellschaft, wo Kartenspiel herrschte, vermied. „Wegen seiner eingereichten Klagen und in eingereichten Zeitschriftartikeln angegriffenen und entstellten Amtsreden hatte er zwei Vorhalte in Zwickau, wegen Gerichtskosten im letzten Jahre Verkürzung seiner Besoldung; seine Gegenklagen und Rechtsverdrehen beleidigten den Justizbeamten in Eibenstock und das Appellationsgericht in Zwickau, sodaß er drei Tage Gefängniß zugetheilt

*) Nach den neuern Ereignissen in der katholischen Kirche möchte es sehr schwer sein, auch in ihr „die Hälfte" von Geistlichen aufzufinden, die wie Lützelberger denken.

Digitized by Google

bekam, die ihm der König erließ. Der neue Beamte nannte ihn nur durch seine, Müglich'd, Feinde und hatte ihn doch einen redlichen, streitsüchtigen und unversöhnlichen Mann genannt." Auf die Injurienklage von Müglich erwiderte das Appellationsgericht, der Justizbeamte sei als Coinspector der Aufseher über das Benehmen der Geistlichen seines Bezirks. Müglich sprach seine Entrüstung über dieses neue Kirchenrecht aus und wurde endlich im April 1837 entlassen und zwar ohne alle Pension und mit der Bedeutung, er könne in Sachsen „kein geistliches Amt wieder erhalten". Als Gründe wurden angegeben: a) Er verkenne die evangelische Lehre. Er antwortet: Allerdings, wenn sie von den Rationalisten vertreten werden sollte. b) Er habe seine eigne Kirche geschmäht. Allerdings habe er wie Schubroff, Harms, Hüffel, Großmann ꝛc. ihre Gesangenschaft beklagt. c) Er neige sich unumwunden zum Katholicismus, ja, er schmähe nicht wie Andere, sagt M., in Reformationspredigten die katholische Kirche, sondern lasse auch ihren Bahren, Guten und Schönen Gerechtigkeit widerfahren. Dabei hieß es: Müglich habe vorhergegangener Warnungen ungeachtet seine Leidenschaftlichkeit nicht bezwungen; er habe die öffentlichen Behörden angegriffen und verdächtigt und besonders in einer Ostermontagspredigt den Justizamtmann in Eibenstock beleidigt und verhöhnt. Müglich behauptet, er habe nur Wahrheit, Glauben und Sittlichkeit gepredigt; gestehe, daß seine Verwandtschaft mit Luther's Temperament und sich unbewußt etwas von ihm angeeignet habe, auch bisweilen nicht Erasmisch, sondern furchtlos und derb, freilich nicht vor dem Papst, Heinrich VIII. ꝛc., sondern vor seinen blos weltlichen Dorfpäpstlein und Unterbeamten gesprochen, die sein gesprochenes oder geschriebenes Wort bald mißverstanden, bald gemißdeutet hätten. Doch habe er bewiesen nicht, wie Luther, seine Widersacher oder Borgesetzten Kirchenräuber, Judasse ꝛc. geschimpft. Vor seinem neunundvierzigsten Lebensjahre habe er, ein stiller Freund der Musen, weder in Deutschland, noch in Frankreich, in der Schweiz und Italien je klagend oder verklagt bei der Justiz etwas zu schaffen gehabt. Nur in Hundshübel habe er, nicht seine Gemeine von 1500 Seelen, sondern blos seine Hausfrau und den jetzt ungliücklichen Carter des Hammerwerks zu Neidhardsthal gegen sich gehabt und sei genöthigt gewesen, gegen den ersten Amtsactuar, als den Anwalt derselben, zu schreiben und den Ammann zu verklagen, gegen den Müglich die sonnenklarste Sache verloren, sowie die Gemeinde gegen den geschützten Dorfrichter. Am 5. Mai 1837 verließ Müglich nach einem stillen Gebet am Grabe seiner vor Gram geforbenen Gattin, einer Schwiegerin, Hundshübel und ließ die nicht gehaltene Abschiedspredigt drucken.

Was soll man nach diesem offenen, anständlichen, freilich nur einseitigen Bericht, wiewol Müglich „den vom 2. Aug. 1836 datirten eibenstocker Justizamtsbericht auf welchen sich der ministerielle Entlassungsbescheid stützt, auch nicht gesehen hat", über den Fall urtheilen? Er hat in den Bewegungen der Zeit, in den Zwisten und Klagen zwischen Staat und Kirche, weltlichen und geistlichen Gewalten nicht geringes Aufsehen erregt, und der arme Mann, „der nur zwischen Autorschaft und dem Bettelstabe", wie er versichert, wählen muß, hat viele Theilnahme gefunden, besonders in Sachsen, wo auf 865 Exemplare der „Kleinen Wanterpostille", welche blos von Geistlichen, subscribirt worden ist und sich 31 Exemplare unter Kreisen und Heerne und Glauchau noch keinen Theil genommen haben. Wir erlauben uns nur einige Bemerkungen. Hr. Müglich ist ein Mann, so scheint es uns, der mannichfaltige Kenntnisse besitzt und es mit Religion, Sittlichkeit und ihrer Förderung treu und ehrlich meint, rechtlich, bieder und aufrichtig ist. Diese Eigenschaften mögen ihm denn auch in seinem vielerlei Lagen, wohin ihn sein Geschick geführt hat, freundliche Aufnahme und Nachsicht mit seinen Schwächen und Schroffheiten verschafft haben. Eben diese Eigenheiten, streng, ja hart gegen sich selbst und dahre auch stürmisch in den Forderungen an Andere zu sein, darf man bei ihm aus seinen wechselvollen Schicksalen vermuthen, und seine Predigten und sein Benehmen möchten es wol bestätigen. Allein es ist zu verwundern und zu beklagen, daß sein langer vielfacher Verkehr mit Menschen, sein Aufenthalt in mehren Ländern, großen und kleinen Städten, angesehenen Familien, seine persönlichen Bekanntschaften, wo er S. 39 Jean Paul, Matthissen, Haug, Kodeusjko, Hebel, J. H. Voß, Creuzer, Schwarz, Kotzebue, Goethe, Falk, Oken, Fries, Wessenberg, Ackermann und Andere nennt, sein Briefwechsel mit K. Becker, Apelarius, Zschokke, Goethe, Fürst Pl. von Oechingen, Schelling, v. Ammon in Dresden, Müllner, Krug, Therese Huber u. A. ihm nicht mehr echte Menschenkenntniß, Milde und Toleranz, feinen Takt, edeln Geschmack und Lebenskugheit verschafft hat. Seine „Unterhaltungen der Kinderwelt mit Gott" (1816), „Religionsziffersdätter" (1820), „Eins ist noth, noch besser Volksbildung" (1822), „Geistesfrakte von Verschiedenen" (1823), was er Alles „als rationalistischer Jüngling" geschrieben hat, kennen wir nicht; der Verf. ist mit seinen Recensenten zufrieden. Die „Drei Predigten zu Land und zu Meer" (1830), „Hauskirchlein" (1834), scheinen als mystisch verrufen worden zu sein. In die vorliegenden Predigten darf man nicht mit den Forderungen einer nüchtigen Homiletik kommen. Einige werden ein sehr Anspruche an das menschliche Gemüth, z. B. Nr. 24: Pflichten einer Christin. Aber im Ganzen fehlt der milde, sanfte, christliche Geist, der nicht überall den strafenden Wehestab über die Menschen schwingt, nicht überall Pharisäer und Sadduräer, ungläubige und verdorbene Kinder der Hölle findet, sondern auch an Verirrte, Verleitete, Schwache denkt und mit dem heiligen Ernst auch durch die Liebe und die Thräne des Mitleids Besserung zu retten sucht. Und was soll man zu Hauptsätzen sagen: „Die Christfreude eine Lustseuche", am Palmsonntage; „Der Steinabwälzer", zu Ostern; was zu den vielen der Kanzel unwürdigen Ausdrücken: Lanngeisern — Katschen — wer zuletzt lacht, lacht am Besten. An Pastoralkugheit nach Matth. 10, 16. fehlt es auch. Die Abschiedspredigt sollte gemäßigter sein. Da Müglich einen Personalproceß mit dem Amtmann in Eibenstock hatte, so war die Osterpredigt: „Die Auferstehung Jesu der Sieg des ewigen Rechts", so bedeutet, ganz am unrechten Orte. Nach andern Aeußerungen mußte der Amtmann Nr. 7 und andere Sache gang auf sich beziehen. War die Gemeinde in Hundshübel wirklich verwildert, so mußte Hr. Müglich sich erst Achtung und Vertrauen der Bessern und festen Boden gewinnen; dahin bringt man es unter solchen umständen in einem Jahre nicht. Auch Hr. Müglich hat den Brauch's schimpfendem „Correspondenzblatt" und in Reinwald's verkehrtem dem „Repertorium" anschichtete, empfiehlt seine Sache auch nicht. Gleichwol dünkt es uns, es sei doch mit dem Manne zu streng verfahren worden. Bierzehnmal hatte er vergeblich um eine Versetzung von Hundshübel, wohin er nicht paßte, wie man sah, gebeten; er ist kein ungeschickter Mann; er hat sein Amt mit Treue und oft nur mit übertriebenem Eifer verwaltet, sich kein das Amt entehrendes Vergehen zu schulden kommen lassen. Wir sinden nichts von vorausgegangenen mündlichen, amtsbrüderlichen Zurechtweisungen, von Besprechungen vor einer geistlichen Behörde, von weiser Vermittelung eines Ephorus, sondern Alles geht den Weg des weltlichen Processes, geht durch das weltliche Justizamt und die Kreisregierung, die doch auch nur einen, nach seiner Ansicht urtheilenden geistlichen Beisitzer hat und, mit aller Achtung von ihrer Würde und ihren Verdiensten gesprochen, doch, wenn es die theologischen, hier so folgenreichen Fragen gilt: ob man sich zum Katholicismus neige, das Evangelium verkenne, seine Kirche schmähe, sich ebenso in solchen Fällen irren kann wie eine Synode, wenn sie über Rechtsbehelf mehr als ihre Meinung, wenn sie Endurtheile aussprechen wollte. Darum Ehre wohleingerichteten Consistorien, die Geistliches auch geistlich richten und die guten Verhältnisse zwischen Seelsorgern und Gemeinden auch ganz verbandeln, soweit als möglich. 105.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 266. — 23. September 1838.

Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung, rechtlich, geschichtlich und politisch entwickelt von Robert Mohl.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Dagegen nun gibt Hr. Mohl als unzweifelhaft zu, daß ein unvermeidlicher, also entschuldbarer Irrthum den Minister von aller Strafbarkeit befreie, demnach in folgenden Fällen von dessen Schuld nicht die Rede sein könne, nämlich erstlich: wenn der Sinn der fraglichen Stelle des Grundgesetzes, die ein Gebot oder Verbot enthält, erst durch eine künstliche Auslegung aufzufinden ist, die von dem Minister befolgte aber von dem Gerichte als die richtige anerkannt werden muß. Hierbei komme es nicht darauf an, welche Erklärung die Ständeversammlung einseitig dieser Stelle erst jetzt oder von jeher gegeben habe, weil sie hier blos Partei ist und selbst ihre entschiedenste Überzeugung das Recht noch keineswegs bestimme. Zum Andern wäre der Minister in dem gar leicht möglichen Falle freizusprechen, wenn der Richter nach Erwägung der beiderseits vorgebrachten Gründe und nach eigner Untersuchung der Sache den Sinn des Gesetzes für zweifelhaft erklären muß. In diesem Falle, meint der Verf., könne von einem Unrechte, grade die eine der beiden Meinungen und nicht die andere gefaßt und gehandhabt zu haben, nicht die Rede sein, sondern nur von der Nothwendigkeit einer schleunigen Abhülfe des Zweifels durch die Gesetzgebung. Daß aber der Minister bei der ihm freistehenden Wahl das den Rechten der Regierung günstigere Glied der Alternative annahm, dies könne ihm um so weniger zum Nachtheile gerrichen, als er sich vielmehr dem Vorwurfe aussetzen würde, seine Stellung falsch aufgefaßt zu haben, wenn er sich für die entgegenstehende Meinung entschieden hätte. Endlich drittens würde der Fall eines entschuldbaren Irrthums für den Minister eintreten — und sohin dürfte, weil subjective Strafbarkeit fehle, auch auf eine Strafe nicht erkannt werden —, wenn zwar der Richter nach allseitiger Erwägung von Gründen und Gegengründen sich gegen die vom Minister gehandhabte Auslegung aussprechen müsse, dabei jedoch anerkenne, daß der Angeklagte bei der unklaren Fassung des Gesetzes bedeutende Gründe für sich geltend machen, auch ihm weder böswillige Absicht noch Fahrlässigkeit in Ergreifung grade dieser seiner Ansicht Schuld gegeben werden könne. Allerdings müßte in diesem Falle das Urtheil die objectiv-unrichtige Meinung als solche bezeichnen; allein Strafe würde allererst zu verhängen sein, wenn nach solchem, den richtigen Sinn des Gesetzes feststellenden Urtheile der Minister seine Auslegungsweise nochmals befolgen wollte.

Hr. Mohl, zur „Entschuldigung wegen Nothfalles" übergehend, unterscheidet drei solcher Fälle: nämlich den einer übermächtigen physischen Gewalt, den einer rechtlichen Unmöglichkeit und den eines entgegenstehenden größern Vortheils. Für die deutschen constitutionnellen Staaten ist der zweite dieser Fälle besonders von hohem praktischen Gewichte, weil es sich dabei von dem Verhältnisse dieser Staaten zum deutschen Bunde handelt und der Verf. nicht umhin kann, eben dieses Verhältniß in genauere Erwägung zu ziehen. Wir verweilen daher vorzugsweise noch bei diesem Gegenstande, um Hrn. Mohl's Ansichten in dessen Betreff in der Kürze darzulegen.

Es läßt sich — sagt er — nur Eine rechtliche Unmöglichkeit der Vollziehung der Verfassungsurkunde denken, nämlich wenn der Staat sich durch einen formell und materiell gültigen völkerrechtlichen Vertrag zur Erfüllung einer gewissen Verbindlichkeit unbedingt gemacht hat, welche mit einer Bestimmung der Verfassungsurkunde collidirt; und zwar gilt dies sowol da, wo jener Vertrag vor Abfassung des Grundgesetzes abgeschlossen wurde, als da, wo er gültig nach derselben zu Stande kam.... Selbst wenn die in Frage stehende (durch einen solchen Vertrag übernommene) Verbindlichkeit gegen die Fremden weder ehrenhaft noch nützlich ist, darf sie nicht gebrochen werden, sondern es sind diese Eigenschaften nur ein Grund, um so möglich Befreiung von dem Versprechen auszuwirken. Gelingt dies aber nicht, ist vielleicht diese Bestimmung ein nothwendiges und folgerechtiges Glied eines größern unentbehrlichen und auch dem Staate im Ganzen nützlichen Verhältnisses, so bleibt nichts Anderes übrig, als diese Nichtausführbarkeit eines Theils des Grundgesetzes, und wäre sie auch ein übel, zu tragen. Kaum der Bemerkung bedarf es dabei, daß die in Frage stehende Vertragsbestimmung auch in ihren sämmtlichen rechtlich- und logisch-nothwendigen Folgen zu vollziehen ist, und daß somit ein mit diesen letztern in Widerspruch gerathener Verfassungspunkt ebenfalls durch sie geändert wird. Auch in dem andern Falle, wenn der Vertrag erst nach der Gründung der Verfassung geschlossen wurde, kann die Priorität der letztern keinen Grund zu der Nichterfüllung des Versprechens abgeben, vorausgesetzt, daß der Vertrag auf gültige Weise zu Stande kam. Hier ist nämlich die Vertragsbestimmung nichts mehr und nichts weniger als eine Abänderung der Verfassung, und es kann somit dieselbe nicht als Grund gegen die Gültigkeit des Vertrags angeführt werden.

Digitized by Google

Diesem allgemeinen Theorem nun fügt Hr. Mohl folgende, die vorerwähnten Verhältnisse speciell betreffende Bemerkung bei:

Würden diese einfachen und unbestreitbaren Sätze in dem ewig wiederkehrenden Streite, ob die Verfassungen der deutschen Bundesstaaten durch Bundesbeschlüsse abgeändert werden können, im Auge behalten, so könnte wenigstens für Diejenigen, welche die Wahrheit erkennen wollen, nur noch im einzelnen Falle die Frage zweifelhaft sein, ob eine gewisse Vorschrift des Bundes als eine rechtlich- und logisch-nothwendige Folge des obersten Bundeszweckes oder eines einzelnen bestimmten Artikels der Bundesacte erscheine oder nicht. Für jeden ruhig Überlegenden, welcher den Gegenstand nicht zu Parteizwecken gebrauchen will, muß die Unrichtigkeit beider extremen Meinungen gleich einleuchtend sein, und es ist offenbar ebenso unjuristisch und sogar gegen den gemeinen Menschenverstand, zu behaupten, jedes Bundesgesetz sei deshalb nichtig, weil es irgend einem Gesetze irgend eines Bundesstaates, gleichviel ob derselbe es habe geben können oder nicht, zuwiderlaufe, als es unsinnig ist, die Meinung aufzustellen, daß Alles, was der Bund beschließe, gehe es auch aus seinen Grundbestimmungen nicht hervor, und sei es auch von den einzelnen Mitgliedern nicht gültig bewilligt, doch gleichsam durch eine mystische Gewalt und eine über die gewöhnlichen Rechtsbegriffe erhabene besondere Eigenschaft desselben positives Recht und gültiges Gesetz sei. Letztere Behauptung ist eine Verleugnung aller Grundsätze und alles Rechtsgefühls, erstere eine lächerliche oder böswillige Bestreitung der thatsächlichen und der juristischen Nothwendigkeit sowie ein Beweis von dem so häufig und selbst in so schreckhaften Erscheinungen sich zeigenden Mangel unserer Zeit an Resignation, auch da, wo sie Pflicht und unerläßlich ist.

Mit andern Theoretikern und Gesetzgebern den politischen Satz aufstellend, es dürfe die Anklage eines verantwortlichen Ministers vor dem Nationalgerichtshofe nicht von dem einzelnen Bürger ausgehen, nimmt der Verf., nach Beseitigung der sonst wol auftauchenden Idee, zu dem Behufe eine besondere Aufsichtsbehörde (Censoren) ins Leben zu rufen, das ausschließende Recht der Ministeranklage lediglich für die Ständeversammlung in Anspruch. Besteht aber diese aus zwei Kammern, so soll dasselbe Recht von beiden, jedoch unabhängig voneinander, ausgeübt werden können.

Was nun den Richter anbetrifft, so gelangt Hr. Mohl, nach zuvörderst bewirkter Erörterung und Feststellung der allgemeinen Erfoderniſse eines zur Behandlung von Staatsprocessen tauglichen Gerichts zu der Schlußziehung, daß die ordentlichen Gerichte, sei es mit oder ohne Geschworenen, beiweitem diese Erfoderniſse nicht in sich vereinigen, daß es mindestens zweifelhaft sei, ob eine aus erblichen oder lebenslänglichen Mitgliedern bestehende Pairskammer der Aufgabe gewachsen, und daß sich endlich bei einem Wahlsenate, d. i. bei einem Senate, dessen Mitglieder durch Volkswahlen je nur auf eine kürzere Zeit ernannt werden, selbst jene Vorzüge vermiſſen ließen, die zu Gunsten der vorerwähnten Pairskammer sprechen dürften. Demnach würde aber nichts Anderes übrig bleiben, als für Ministeranklagen eigne Gerichtshöfe zu bilden und sie lediglich nach den hierfür zu nehmenden Rücksichten einzurichten. Über die organische Bildung solcher Gerichtshöfe verbreitet sich der Verf. mit erfoderlicher und dem Gegenstande angemessener Ausführlichkeit. Da es uns indessen nicht gestattet ist, ihm Schritt vor Schritt auf der langen Bahn zu folgen, die er, um zur Begründung eines möglichst vollständigen Systems zu gelangen, zu durchlaufen hat, so beschränken wir uns darauf, einige der wichtigsten Momente den diesem Gegenstande gewidmeten Paragraphen der Abhandlung zu entlehnen.

Vor Allem hält es Hr. Mohl für unerläßlich, daß die Mitglieder des Staatsgerichtshofes ein für alle Mal und nicht blos für den einzelnen Fall zu ernennen sind. Sodann von der Prämisse ausgehend, es bestehe nothwendigerweise der Staatsgerichtshof aus zwei Elementen, dem politischen und dem gerichtlichen, fodert derselbe, daß je nach Umständen eines dieser Elemente zwar das überwiegende sei, daß jedoch, um den durch die Verbindung der beiden verschiedenartigen Elemente beabsichtigten Zweck der Neutralisirung einseitiger Mängel sicher zu erreichen, die nur als Zusatz berechnete Behörde derjenigen, welche überwiegend bleiben soll, an der Zahl ziemlich nahe stehe. Denn wäre eine völlige Gleichstellung aus Rücksicht auf den soeben angedeuteten Zweck nicht wünschenswerth, und müsse demnach der Staatsgerichtshof den Charakter, der ihm wesentlich eigen sein soll, beibehalten, so tauge doch auch eine allzu große numerische Ungleichheit der Bestandtheile schon um deswillen ebenfalls nichts, weil eine kleine Minderzahl leicht gänzlich unberücksichtigt gelassen werde. Mit einer bedeutenden Minorität sich wo möglich zu verständigen, rathe dagegen schon die einfachste Klugheit, weil sie leicht durch den Abfall weniger Mitglieder der Mehrheit den Sieg davontragen könne. Eine solche Verständigung aber sei nicht anders möglich, als wenn offenbar unbillige und unrichtige Ansichten und Foderungen zum Opfer gebracht würden.

Endlich verlangt Hr. Mohl auch noch, daß die Bezeichnung der Mitglieder des Staatsgerichtshofes nicht einseitig von der Regierung oder vom Volke vorgenommen werde. Könne nun aber dieser Foderung in dem Falle nicht genügt werden, wo die Mitglieder dieses Gerichts nicht einzeln und zu dieser Würde besonders erkoren würden, sondern wo schon das Gesetz gewisse Collegien bezeichnet, die mit ihrem ganzen Personalstande zu dem gemeinschaftlich zu bildenden Gerichte zusammenträten, so würde allerdings die Ernennung lediglich in den Händen der Regierung liegen, indem sie die Mitglieder jener Collegien ernennt. Indessen, mache auch diese einseitige Bestimmung des einzelnen Richters die Schattenseite der befragten Bildungsweise aus, so wären doch die daraus erwachsenden Nachtheile nicht allzu hoch anzuschlagen und dieses Einen Mangels wegen die ganze Zusammensetzungsart zu verwerfen. Denn habe auch die Regierung ein Interesse dabei, daß in den möglicherweise zum Staatsgerichtshofe einzuberufenden Behörden keine politischen Gegner sitzen, und könne sie somit versucht werden, bei der Ernennung hierauf Rücksicht zu nehmen, selbst mit Hintansetzung der übrigen nöthigen Eigenschaften, so wäre doch zu bedenken, daß Ministeranklagen immerhin nur selten vorkämen, der Regierung somit die tüchtige Besorgung der regelmäßig der betreffenden Behörde übertragenen Geschäfte näher am Herzen liegen sollte. Überdies geschehe die Be-

Digitized by Google

setzung dieser Stellen auf Lebenslang, während dessen aber könnten sich gar wol Personal und System der Regierung ändern, sodaß dann leicht gar keine gefährliche Sympathie zwischen den Richtern und dem grade jetzt angeklagten Minister obwalte.

In dem Wechselfalle der Wahl nun, ob bei Bildung des Staatsgerichtshofes das politische oder das richterliche Element das überwiegende sein solle, unterscheidet Hr. Mohl, inwiefern der Gesetzgeber mehr die politische Seite der Ministeranklage ins Auge gefaßt oder deren rechtlichen Bestandtheil vorzugsweise berücksichtigt habe. Ersteres wäre der Fall, wo eine solche Anklage auch wegen der allgemeinen Tendenz des politischen Systems der Minister, oder wegen eines materiellen Nachtheils einer Regierungshandlung für zulässig erachtet würde; der letztere Fall aber trete da ein, wo eine Ministeranklage nur wegen bestimmter einzelner Gesetzes- oder Verfassungsverletzungen statthaft wäre. Für den zuerst gedachten Fall wäre vorzugsweise zur (politischen) Grundlage des Staatsgerichtshofes eine mit den Geschäften vertraute Körperschaft zu wählen, und namentlich bei Verfassungen mit zwei Kammern das Oberhaus. Den Zusatz von Rechtsgelehrten würde das höchste Gericht, sofern aber die Zahl seiner Mitglieder zur Erreichung des vorgedachten Zweckes nicht hinreiche, die demselben zunächst untergeordnete Gerichtsbehörde zu liefern haben.

Für den zweiten Fall wäre die Vertretung des juristischen Elements dem ganzen obersten Gerichtshofe zu übertragen, und der politische Zusatz wäre bei einem Zweikammersystemе dem Oberhause zu entlehnen, unter dessen Mitgliedern, um das gefoderte Zahlverhältniß herzustellen, das Loos zu entscheiden hätte. In Staaten ohne erbliche oder lebenslängliche Pairs würden sich Regierung und Ständeversammlung zu einer gleichheitlich vertheilten, gemeinschaftlichen lebenslänglichen Ernennung bestimmter einzelner Männer, deren persönliche Tauglichkeit keinem Zweifel unterliege, zu vereinigen haben. Um dabei jedoch jede einseitige Auswahl der (politischen) Richter zu vermeiden, wäre es zweckmäßig, wenn beide Theile nur Wahlmänner zu bezeichnen hätten, die dann gemeinschaftlich und außerhalb ihrer Mitte mit einer größern als einer absolutern Stimmenmehrheit die politischen Mitglieder des Staatsgerichtshofes wählten.

Der historische Theil der Abhandlung, über dessen Inhalt wir zum Schlusse noch einige flüchtige Notizen geben wollen, ist, verhältnißmäßig zum dogmatischen, sehr kurz und beschäftigt sich hauptsächlich, wie auch schon im Eingange angedeutet wurde, mit England. Doch auch hier kommen im Verlaufe von beinahe fünf Jahrhunderten nur 22 Staatsprocesse vor, die in Folge der den Gemeinen zugestandenen Ausübung des Klagerechts vor das Oberhaus, als den dazu unter Eduard III. zuerst berufenen Gerichtshof, gebracht und von demselben entschieden wurden. Der letzte Proceß dieser Art war der des Lords Melville, ersten Lords der Admiralität, dessen Anklage im Hause der Gemeinen am 8. April 1805 beschlossen wurde, den aber das im Mai des folgenden Jahres vom Oberhause erlassene Urtheil vollkommen freisprach. Von den drei in den constitutionnellen Staaten des Festlandes anhängig gemachten Staatsprocessen kommt je einer auf Frankreich, auf Norwegen und auf Kurhessen, die sämmtlich in den Zeitraum der letzten acht Jahre fallen. Der wichtigste und folgenreichste war der gegen die Minister Karl X., zu welchem die berüchtigten Juliordonnanzen, welche dieselben unterzeichnet hatten, Anlaß gaben. Der Ausgang davon ist bekannt. Ein ganz unbedeutendes Resultat dagegen lieferte die vom Odelsthing bei dem norwegischen Reichsgericht gegen den Staatsminister Löwenskiold erhobene Anklage, „weil er die dem Lande nachtheilige Entschließung (den Storthing aufzulösen) dem Könige nicht widerrathen habe". Das gegen ihn erlassene Urtheil erkannte auf eine Geldbuße von 1000 Speciesthaler und die Erlegung der Proceßkosten. Allein selbst dieses Erkenntniß scheint nicht zur Vollziehung gekommen zu sein, indem die Krone dagegen mancherlei Einwendungen geltend machte, wie beispielsweise Incompetenz des Reichsgerichts, weil es meistens aus bei der Sache betheiligten Storthingsmitgliedern bestanden habe ꝛc. Die gegen den kurhessischen Minister Hassenpflug zu drei verschiedenen Epochen von der Ständeversammlung erhobenen Anklagen endlich hatten lediglich ein ihn von jeder Schuld freisprechendes Urtheil zur Folge. 18.

C. L. Mollevault, der französische Voß.

Mollevault, der eben seine sämmtlichen Werke (24 Bände in 18.) herausgegeben hat, ist als Übersetzer für die Franzosen ungefähr Das geworden, was Voß für die Deutschen. Schon 1810 vollendete er die Übersetzung der „Äneide", und die Franzosen waren erstaunt, die Übersetzung von Binet, welche bis dahin für unübertrefflich gegolten hatte, durch Mollevault übertroffen zu sehen. Man hatte die französische Sprache einer solchen dem Texte entsprechenden Kürze nicht fähig gehalten; Mollevault eatquirte gleichsam die Worte des Textes, ja er ahmte sogar die Inversionen des Originals nach; kurz, man hatte den ganzen Virgil, wie er leibt und lebt, und wo möglich noch etwas mehr; Alles war da, die elegante Präcision, die zarten Schattirungen, die gelehrten Zierathen, die Kraft und die Süße. Aber noch mehr! Mollevault sollte sich selbst übertreffen, er leistete das Wunderbarste, er nahm die „Äneide" noch einmal vor, er übersetzte sie in Versen, man zählte sie nach, und siehe da, die Übertragung hatte genau so viel Verse wie das Original, 12,918. Das ganze gelehrte Frankreich stand schwindelnd vor diesem Abgrunde von Kunstfertigkeit; nicht um einen Vers hatte er den Virgil gebracht, nicht einen hatte er ihm zugegeben. Delille hatte doch auch seiner Zeit die „Äneide" übersetzt, Chenier die „Ars poetica"; Mollevault übertraf sie Beide. Auch mit dem Horaz rang er, überwand alle Schwierigkeiten, die ihm der Urtext in den Weg legte, und übertrug die „Ars poetica" in 488 Versen, und als man die Zahl der Verse im Original nachsah, fand man abermals nicht mehr und nicht weniger als 488 Verse. Eine solche penible Emsigkeit und Genauigkeit war in Frankreich unerhört! Ein französischer Berichterstatter nennt den Übersetzer enthusiastisch „notre infatigable athlète" und wendet hier und da ein Ausrufungszeichen an, um Mollevault's Leistung recht hervorzuheben. Es kann uns Deutschen auch einmal wohl thun, über diesen französischen Enthusiasmus ein wenig zu lächeln; was hier Mollevault leistete, ist bei uns bereits von Vielen geleistet worden, ohne Zwang, vielmehr auf eine Weise, als könnte es gar nicht anders sein. Der französische Berichterstatter führt auch wirklich „le célèbre Voss" an, der außer Mollevault allein das Beispiel von einem gleichen „Phänomen" gegeben habe. Übrigens ist auch im Dä-

Digitized by Google

nischen von Baggesen dasselbe in einer Übersetzung der „Iliade", und zwar in wortgetreuen Hexametern, geleistet worden. Mollevault's Ruhm soll indeß ungeschmälert bleiben. Die französische Sprache, so formell und in enge Gesetze eingeschnürt, so beweglich in der Conversation und so nackt und hölzern im Verse, so arm an bezeichnenden Ausdrücken und so beschränkt in der Erlaubniß, sich in neue Wortbildungen einzulassen, bot dem Übersetzer unermeßliche Schwierigkeiten, und es hat bei einem Franzosen etwas Rührendes, wenn er sie wie Mollevault, ohne den Genius seiner Sprache zu beleidigen, mit so großer Pietät und Ausdauer zu überwinden wußte. Der französische Berichterstatter über Mollevault's Werk deutet selbst auf das „idiome rebelle" der französischen Sprache hin, welches von dem Übersetzer geschmeidigt worden sei. Selbst Heyne in Göttingen erstaunte über die Geschicklichkeit, mit welcher Mollevault den Sallust in nervöser Kürze französisch zu übertragen wußte; er bewirkte, daß ihm die Universität Göttingen das Diplom eines Correspondenten übersandte. Außer den angeführten Werken übersetzte Mollevault rhythmisch den Properz, Catull, Tibull und andere Classiker; auch enthält die Gesammtausgabe seiner Werke Originalproduetionen: Elegien, Fabeln, religiöse Gesänge, ein Gedicht: „Die Blumen" u. s. w. Mollevault ist ein Gelehrter, der im Schooße der tumultuösen Hauptstadt in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien lebt, unbekümmert um das Lob der Journalisten und der Coterien — gewiß eine seltene Erscheinung in Frankreich! Zur Probe theilen wir nur zwei Verse aus seiner Übertragung der „Ars poetica" mit. Das Horazische: „Syllaba longa, brevi subiecta, vocatur iambus" etc. lautet bei ihm:

La brève au vol rapide et la longue au pas lent,
On fait naître l'iambe à l'essor turbulent.

Die bezeichnende Kürze und Worttreue der deutschen Übersetzungen kann, wie man sieht, auch der gewandteste französische Versknstler doch nicht erreichen! Das „vol rapide" und das „pas lent" hat schon etwas Uneigentliches und Paraphrastisches. Daß der Franzose dem Genius seiner Sprache die Form aufopfern mußte, ist grade bei der Übertragung dieses Gedichts ein wesentlicher Mangel. 108.

Bibliographie.

Alleg, Ed., Die neue Demokratie oder die Sitten und die Macht der Mittelclassen in Frankreich Eine von der französischen Akademie mit dem von Monthyon für das die Sitten förderlichste Werk gestifteten Preise von 10,000 Fr. gekrönte Preisschrift. Im Auszuge bearbeitet von F. J. Buß. Nebst einem Sendschreiben des Letztern an den Verfasser über die gegenwärtige Weltlage und die Grundansicht seines Werkes. Gr. 8. Karlsruhe, Groos. 1 Thlr. 16 Gr.

Blumenhagen's gesammelte Werke. 6ter Band. Enthält: I. Die Schmuggler. II Fürstenherzen, oder die Prinzen von Lüneburg. III. Der Convent zu Hildesheim im Jahre 1640. IV. Das Gewissen. 18. Stuttgart, Scheible. 18 Gr.

Brause, W., Julianus Apostata, römischer Kaiser. Ein dramatisches Gedicht. Gr. 12. Freiberg, Engelhardt. 1 Thlr. 8 Gr.

Cosmar, A., Staub. Bilder und Skizzen aus dem Berliner Leben. 8. Berlin, Heymann. 1839. 1 Thlr.

Cyanen. Taschenbuch für 1839. 1ster Jahrg. Mit 7 Stahlstichen. 16. Wien, Pfautsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Diez, C. A., Der Selbstmord, seine Ursachen und Arten vom Standpunkte der Psychologie und Erfahrung dargestellt. Gr. 8. Tübingen, Laupp 1 Thlr. 20 Gr.

Eisenhart, H., Runen. Versuch einer Erscheinungslehre des Reichs, veranlaßt durch die Staatsbegriffe der Herren Stahl und Leo. Mit einem Vorwort an David Strauß über den Grund seiner Verwechslung des Heilands mit dem Gemeinwesen. Gr. 8. Halle, Anton. 6 Gr.

Ellendorf, J., Beurtheilung der römischen Staatsschrift und der Allocution. Gr. 8. Rudolstadt, Fröbel. 12 Gr.

Fränzl, M., Statistik. 1ster Band. Enthaltend: I. Die Theorie der Staatenkunde, dann II. die Schilderung Ozeanien's, Afrika's, Asien's und Amerika's, endlich III. die erste Abtheilung der Statistik Europa's, oder Land und Leute der europäischen Staaten. Gr. 8. Wien, Heubner. 2 Thlr. 3 Gr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1839. 8ter Jahrg. Mit 7 Kupfer- und Stahlstichen. 16. Wien, Pfautsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Münchner Jahrbücher für bildende Kunst. Herausgegeben von Rudolf Marggraff. Mit artistischen Beilagen, Abbildungen und Original-Kunstwerken in Umriß, auch Erläuterungstafeln, gefertigt unter Aufsicht der Königl. Akademie der Künste in München. 1stes Heft. Mit 4 Abbildungen und 1 Erläuterungstafel. Lex.-8. Leipzig, Engelmann. R. Weigel. 1 Thlr. 12 Gr.

Iduna. Taschenbuch für 1839. 19ter Jahrgang. Edlen Frauen und Mädchen gewidmet. Kl. 16. Wien, Pfautsch. 1 Thlr.

Kugler, F., Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam. 1ster Theil. Auch u. d. T.: Beschreibung der Gemälde-Gallerie des Königl. Museums zu Berlin. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

— —, 2ter Theil. Auch u. d. T.: Beschreibung der in der Königl. Kunstkammer zu Berlin vorhandenen Kunstsammlung. Nebst 1 Monogrammen-Tafel. 8. Ebendas. 1 Thlr.

Leo, H., Die Hegelingen. Actenstücke und Belege zu der s. g. Denunciation der ewigen Wahrheit zusammengestellt. Gr. 8. Halle, Anton. 4 Gr.

Leonhardt-Lyser, C., Herbstgabe. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1839. 8. Meißen, Gödsche. 1 Thlr. 20 Gr.

Müller, Alex., Febronius der Neue oder: Grundlagen für die Reformangelegenheiten der deutschen Kirchenverfassung im Geiste der Baseler Beschlüsse, der Fürstenkonkorbate, der Emser Punktationen und der Frankfurter Grundzüge. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

Müller, Ath., Berliner Vorlesungen über Glauben und Aberglauben in der Heilkunst, und über verwandte Gegenstände. No. 1. Gr. 12. Karlsruhe, Groos. 8 Gr.

Noch ein Wort über gemischte Ehen in Bezug auf die Cölner Frage. Von einem Protestanten. Gr. 8. Halle, Anton. 4 Gr.

Rellstab, L., Sommerfrüchte. Gesammelte Erzählungen. 1ster Theil. Die Artilleristen. Osraim der Suchaer. 2ter Theil. Die Venetianer. Drei Tage an den Ufern des Orinoko. Der Pflegesohn. 8. Leipzig, Köhler. 3 Thlr.

Rötscher, H. Th., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. 2te Abth. Die Wahlverwandtschaften von Goethe in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, ihrem sittlichen und künstlerischen Werthe nach entwickelt. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr.

Scheerer, Th., Stauf, eine Dichtung. Gr. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von E. Münch. Geschichte des Jahres 1836. 1ster Theil. Mit 8 Portrais. 16. Carlsruhe, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Tremaine. Vom Verfasser des de Vere. Aus dem Englischen von H. Roberts. 1ster Theil. Gr. 12. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 12 Gr.

Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hanover. Herausgegeben von Dahlmann. Gr. 8. Jena, Frommann. 1 Thlr.

Vogel, W., Der Onkel aus Wien, oder die ungleichen Pflegetöchter, Schauspiel in 4 Aufzügen, frei nach dem Italienischen. 8. Augsburg, 1839. 12 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 5. 23. September 1838.

Notices historiques sur les tableaux de la galerie de S. A. R. Msr. le duc d'Orléans; par *J. Vatout*. Vier Bände. Paris 1823—26.

Catalogue général des portraits formant la collection de S. A. R. Msr. le duc d'Orléans au 1er Mai 1829. Vier Bände. Paris 1829—30.

Obschon diese beiden Werke nicht mehr neu sind, so ist es doch noch nicht zu spät, davon zu sprechen, da sie nicht in den Buchhandel gekommen und daher ziemlich unbekannt geblieben sind, dem großen Publicum wenigstens. Beide sind aber nicht allein ihres Inhalts wegen merkwürdig, indem sie zwei wichtige Kunstsammlungen beschreiben, sondern auch wegen des Antheils, den der Besitzer der beiden Sammlungen, Ludwig Philipp, jetziger König der Franzosen, an der Abfassung der zwei beschreibenden Kataloge gehabt hat. Sammeln von Kunstsachen, besonders Gemälden und Kupferstichen, und dann das Ordnen und Katalogisiren derselben ist stets eine Lieblingsbeschäftigung Ludwig Philipp's gewesen, besonders aber zu der Zeit, als er völlige Muße zu solchen ruhigen Ergötzungen hatte. Jedoch sieht man aus dem regen Eifer, mit welchem er seit einigen Jahren die Anordnung des versailler Museums betrieben, daß auch auf dem Throne sein Geist sich gern noch mit den vorigen Lieblingsbeschäftigungen abgibt.

Das erste der beiden angezeigten Werke hat den Secretair des Königs und Deputirten J. Vatout zum Verfasser. V. ist eigentlich kein Kunstverständiger, in artistischer Hinsicht sind seine Notizen daher auch nicht bedeutend; überhaupt ist nicht das Beurtheilen der Gemälde, sondern nur das Beschreiben derselben sein Zweck. Hier und da kommen einige biographische Nachrichten über die Maler vor; sie sind aber meist kurz und nicht weit hergeholt. Auch sucht er nicht einmal die Gemälde umständlich zu beschreiben, sondern nur die Veranlassung ausführlich anzugeben und zu erzählen, wenn es geschichtliche Thatsachen betrifft. Ein großer Theil der Privatgemäldesammlung Ludwig Philipp's besteht aus historischen Portraits, welche sich zum Theil im Palais royal, zum Theil auf dem Schlosse zu Eu befinden. Letztere rühren meist von der Mademoiselle de Montpensier oder der am Hofe Ludwig XIV. unter dem Namen la grande demoiselle bekannten Prinzessin her, welche leider nur mit großer Noth zu einer Heirath gelangen konnte, und zwar zu einer recht albernen mit dem Höflinge Lauzun. Diese Prinzessin nun hatte, wie sie auch in ihren Memoiren erzählt, eine Portraitsammlung aller ihrer erlauchten oder nicht erlauchten Verwandten veranstaltet und dieselbe in ihrem Schlosse zu Eu aufgehängt, welches Schloß hernach an die Orleans'sche Familie überging. Dort blieben die Portraits bis zur Zeit der Revolution. Nun wurden sie aber, wie Alles, was näher oder entfernter mit dem Hofe zusammenhing, mishandelt und nach Dieppe geschleppt. Was davon übrig blieb, wurde in der Folge der verwitweten Herzogin von Orleans zurückerstattet und in den Speichern des Schlosses niedergelegt. Hier fand sie um 1821 der jetzige König und beschloß, sie restauriren, ergänzen und wieder aufhängen zu lassen. Dies ist auch geschehen. Die Sammlung ist nun vollständig, besonders was die Orleans'sche Familie betrifft. Die Portraits hat man in chronologischer Ordnung wieder aufgehängt und mit Andeutungen über Namen, Würde und Lebensepoche der Personen versehen, sodaß man die Galerie jetzt auch ohne Katalog durchwandeln kann, da auf jedem Portrait alles Wissenswerthe angegeben worden ist. Gut abgefaßte Notizen über sämmtliche dargestellte Personen, unter denen sich auch Staatsmänner, Generale und einige fremde Potentaten befinden, nehmen die drei ersten Bände des beschreibenden Katalogs ein, der sich mithin über die gemalten Portraits sowol des pariser Palais royal als des normännischen Schlosses Eu erstreckt.

Der vierte und letzte Band, welcher auch der beträchtlichste von allen und 573 Seiten stark ist, beschäftigt sich mit den verschiedenartigen Gemälden der Galerie des Palais royal, welche hauptsächlich aus Producten der neuern französischen Maler besteht und äußerst mannichfaltig und interessant ist. Mit dem Texte dieses Bandes ist der Verf. auch anders verfahren als mit den vorigen. Hier nämlich hat er nur dann und wann die Feder geführt und die Beschreibungen durch Citate aus prosaischen und dichterischen Schriften ersetzt, welche sich mehr oder weniger auf die von den Malern dargestellten Gegenstände beziehen. So werden hier poetische Beschreibungen von Casimir Delavigne, Soumet, Delille, Laharpe, Lamartine, Resseguier und manchen andern Dichtern eingerückt; auch bei Reisebeschreibungen hat V. sich Raths erholt, wenn eine umständliche Beschreibung der gemalten Gegenden oder Denkmäler darin vorkam. Dieser Band sieht daher auch beinahe wie eine Chrestomathie aus und läßt sich recht angenehm lesen; aber dies ist das Merkwürdigste an demselben noch nicht. Die von V. abgefaßten Aufsätze sind sämmtlich mit seinem Namen unterzeichnet, auch die meist nur aus Citaten bestehenden Aufsätze führen seine Unterschrift; dagegen sind andere Aufsätze mit ††† bezeichnet und wie ich aus guter Quelle weiß, rühren diese letztern von Ludwig Philipp selbst her. Auch in diesen wird viel citirt; vielleicht ist dies Citiren ebenfalls dem Secretair vom Könige als Pflicht auferlegt worden. Der König hat für diese seine Privatgalerie viele merkwürdige Begebenheiten aus seinem thaten- und bewegungsreichen Leben malen lassen; einige Beschreibungen derartiger Gemälde rühren von ihm selbst her, andere hat V. beschrieben, sicher nach den Angaben seines Herrn.

Bei diesen Aufsätzen verlohnt es der Mühe, sich ein wenig aufzuhalten. Horace Vernet, von dem sich viele Gemälde in der Orleans'schen Galerie befinden, hat unter andern auch eins verfertigt, welches den Herzog von Orleans im Hospiz des St.-Gotthardberges darstellt. Zur Erläuterung dieses Gemäldes gibt V. erstlich ein Bruchstück einer poetischen Epistel an den Herzog, wahrscheinlich von V. selbst, der hier und da ein wenig poetisirt, und auf die Verse folgt nachstehende prosaische Erläuterung: „Der Herzog v. Orleans, damals noch Herzog von Chartres, war in Frankreich von Denjenigen, welche die Blutgerüste errichteten, proscribirt worden und hatte sich am 12. April 1793 von Mons nach der Schweiz begeben. Nach vergeblichen Versuchen, sich entweder in Zürich oder in Zug niederzulassen, erhielt er durch die Vermittelung des Generals Montesquiou für seine erlauchte Schwester eine Zuflucht im Kloster zu Bremgarten. Er selbst begann mit einem einzigen Bedienten, Namens Beaudouin, in den Alpen umherzuirren. Er ging zu Fuße und befand sich beinahe ohne Geld. Auf einer dieser abenteuerlichen Wanderungen stellte er sich am Hospiz des St.-Gotthardberges dar; es war am 29. August 1793. Er zog die Schelle; ein Kapuziner öffnete ein Fensterchen und rief auf Italienisch: „Che volete?" „Ich wünsche", erwiderte der Herzog von Orleans, „einige Nahrung zu bekommen für mich und meinen Gefährten." „Hier empfängt man keine Fußgänger und Leute Eures Gelichters." „Aber, ehrwürdiger Vater, wir wollen ja gern zahlen, was Ihr verlangt." „Nein, nein; jener Aufenthalt dort ist gut für Euch", entgegnete der Kapuziner, zeigte mit dem Finger auf eine schlechte Scheune hin, wo Saumer sich einen Alpenkäse theilten, und schlug das Fensterchen wieder zu."

Digitized by Google

Wahrscheinlich haben diese Mönche in der Folge ihre Hartherzigkeit bereut, die nun durch Vernet's Bild beinahe verewigt worden ist.

Natürlich fehlt das Collegium zu Reichenau in Graubünden, wo der damals zwölfundzwanzigjährige Herzog unter einem angenommenen Namen Unterricht gab, in der Galerie nicht; es ist in zwei Gemälden dargestellt: eins von Roumy gibt eine bloße Ansicht des Gebäudes und ist nur nach einem Kupferstiche gemalt, wogegen das andere, von Couder, den Herzog darstellt, wie er geographischen Unterricht ertheilt. B. erzählt in dem Texte, daß der Herzog auf seinen flüchtigen Wanderungen in der Schweiz sein weniges Geld aufgezehrt und daß ihm alsdann der General Montesquiou, welcher von der schweizer Regierung die Erlaubniß erhalten hatte, seinen Aufenthalt in Bremgarten aufzuschlagen, gerathen habe, in der reichenauer Erziehungsanstalt sich als Lehrer aufnehmen zu lassen, welches auch gelungen sei, da Montesquiou einen der Besitzer des Schlosses, in welchem die Erziehungsanstalt angelegt war, Namens Jost de St.-Georges, gekannt habe. Dazu gibt B. folgende Anmerkung: „Auf dem Gemälde erklärt der Prinz zwei Schülern das Verhältniß einer Landkarte zu dem Globus. Sein Finger hält über Frankreich still, und die Richtung, welche ihm die Erinnerung ans Vergangene verursacht, versetzt ihn in eine süße Träumerei und scheint die Lection zu unterbrechen. Jene beiden Schüler, die ältesten in der Anstalt, waren ein Deutscher, Namens Merkel, Sohn des Bürgermeisters von Ravensburg, und ein Italiener, St.-Rugif, aus Portugal gebürtig. Der Knabe in blauer Uniform steht Hr. Alois Jost de St.-Georges, ehemaliger Officier der Schweizergarde in französischen Diensten. Hinter ihm steht Hr. Juvenal, italienischer Lehrer, welcher mit seinem Sohne schmält, was sich oft ereignete. In der Mitte steht der gemeinschaftliche Tisch der Schüler, woran ein ehrwürdiger Greis, Hr. Reisenmann, Director der Anstalt, den Vorsitz führt. Der Herzog von Orleans hat ihn wegen seiner Aufrichtigkeit in Hinsicht der Anstalt kennen gelernt und von ihm Dienstleistungen empfangen, deren er sich immer dankbar erinnern wird." Wahrscheinlich rührt diese ganze Note zum Texte vom Könige selbst her.

Ein Gemälde von Roumy versetzt uns in eine ganz andere Weltgegend, stellt aber wiederum den Herzog von Orleans vor, und zwar mitten unter den Lappländern. B.'s Text erzählt ausführlich, wie der Prinz im April 1795 sich von Hamburg mit dem Grafen Gustav v. Montjoie nach Kopenhagen begab, dort als schweizerischer Reisender Empfehlungen an einen Bekannten abgab und durch dessen Vermittelung einen Reisepaß für die dänischen Staaten erhielt. Somit reiste der Prinz über Schweden nach Norwegen und dann längs der Küste nach dem Kaltenhofe; er besuchte zu Fuß die einzigen Lappländern von Saltdalen aus die Gebirge bis zum Tysfjord und kam am 24. August 1795 an die Grenze Europas, hielt sich dort einige Tage auf und begab sich über Lappland nach Torneå.

Einige nähere Umstände dieser Reise werden auch im Texte zu einem andern Gemälde: das Nordcap, von Crépin, gegeben. Hier erfahren wir, daß der Herzog zu Hamburg auf einen Vorschuß von Geld zu einer Reise nach Nordamerika gerechnet hatte; da aber dieser Vorschuß nicht zu Stande kam, so beschloß er, mit dem ihm übrigen Gelde eine Reise nach Dänemark zu unternehmen. Auf dem Vordergrunde der Ansicht vom Nordcap steht der Prinz und der Graf v. Montjoie, in Begleitung des lutherischen Pastors von Magerøe Namens Bernhof, in dessen Bezirke das Nordcap liegt; die Reisenden tragen eine Küste und Kiel wie die norwegischen Matrosen, und diesen Anzug behielten sie auf der ganzen Reise bei. Neben ihnen sitzt Holm, ein isländischer Perückenmachergeselle, den der Prinz von Deutschheim aus als Dolmetscher mitgenommen hatte, und Beaubouin, ehemaliger Stallknecht des Prinzen, welcher denselben auf allen seinen Reisen begleitete, rupft einem Vogel die Federn aus; er sitzt in dem Boote, worin sie sich hierher begeben hatten.

Eine Marine von Gudin bezieht sich auf ein Abenteuer aus dem Leben des Herzogs in einer folgenden Periode. Da diesmal der König selbst die Feder geführt hat, so will ich seinen Bericht übersetzen.

„Im September 1796 hatte sich der Herzog von Orleans zu Hamburg auf dem amerikanischen Kauffahrteischiffe Amerika, Capitain Ewing, nach den Vereinigten Staaten eingeschifft. Er war am Bord nur einem einzigen Menschen, nämlich Beaubouin, seinem ehemaligen Stallknechte, welcher ihn nach Amerika begleitete, bekannt. Da er mit dänischen Pässen versehen war, so hatte er auch dem Capitain vorgesagt hatte, so gait er am Bord für einen aus Dänemark gebürtigen Reisenden. Außer ihm bewohnte nur ein einziger Passagier die Kajüte; es war ein französischer Emigrant und vormaliger Bewohner von S.-Domingo, der, weit entfernt, davon, in seinem Reisegefährten den Herzog von Orleans zu erkennen, viele Mühe hatte, es zu glauben, als man es ihm bei seiner Ankunft in Philadelphia versicherte. Der Emigrant, einer Kammerzofe mit der Kajüte und dem großen Maste, befanden sich noch acht oder neun Passagiere, unter Andern ein junger handwerkscher Geistlicher, den die amerikanischen Matrosen quälten, indem sie ihm sagten, er wäre ein Jonas, und als solchen würden sie ihn ins Meer werfen, falls ein Sturm kommen sollte. Ein anderer Passagier war ein elsasser Bauer, der mit 500 Louisdor im Koffer der Gesellschaft entgegen war. Diese Summe wurde ihm aber in Philadelphia von einem Abenteurer gestohlen, der ihm als Bekannter und Dolmetscher diente und dessen Überfahrt im Schiffe Amerika er bezahlt hatte. Die übrigen Passagiere im Steerage waren deutsche Bauern, die sich für die Überfahrtskosten selbst verkauft hatten. Der Schiffskoch war ein Neger."

„Am 27. September 1796 um Morgens", da der dicke Nebel anfing, sich zu zerstreuen, bemerkte man, daß man sehr nahe bei Calais sei. Ein kleiner französischer Corsar führte eben nach diesem Hafen zwei dänische Schiffe, die er auf der Fahrt nach England genommen hatte; sobald er bei aufgeklärtem Wetter die Amerika erkennen konnte, näherte er sich, um sie zu untersuchen. Die Amerika hielt an, um sich visitiren zu lassen. Ein plötzlicher Schreck ergriff sogleich die Emigrirten, als er das Boot des französischen Corsars auf die Amerika zurudern sah, und er verließ schnell das Verdeck, um sich in der Kajüte zu verbergen. Erst auf der Treppe bemerkte er, daß der Herzog von Orleans ihm nicht folgte; dieser blieb auf dem Verdeck. Seine ruhige Fassung mißfiel dem Emigrirten, und letzterer wandte sich zu ihm und sagte mit einer übeln Laune: „Herr, wenn Sie ein Franzose wären wie ich, so würden Sie in gegenwärtigem Augenblicke nicht so ruhig sein.""

„Als die Leute des Corsaren an Bord gestiegen waren, zeigte ihnen Capitain Ewing seine Papiere vor; sie fanden sie ganz in Ordnung, und als sie dieselben durchgesehen hatten, sagten sie: „Ganz gut, von Hamburg nach Philadelphia, d. h. von einem Neutralhafen zu einem Neutralhafen steht; dagegen haben wir nichts zu sagen; ehe können Euere Fahrt fortsetzen; gute Reise! Aber hättet Euch nahe an die Küste Englands, sie ist dessen als die Küste Frankreichs." Und nachdem sie diesen weisen Rath ertheilt hatten, verließen sie das Schiff, ohne sich um die Passagiere zu bekümmern. Der Herzog von Orleans eilte in die Kajüte, um dem fast in Ohnmacht

Digitized by Google

gefallenen Emigrirten die gute Nachricht zu überbringen. „Sie sind also fort!“ rief der Emigrant; „so möge sie der Henker holen; sie haben mir eine schreckliche Angst eingejagt.“ “

„Das Gemälde stellt den Augenblick dar, als der Corsar die Amerika visitirt. Durch den Nebel erblickt man die Küste von Calais und die Stadt; auf dem Vordergrunde schiffen die beiden gekaperten dänischen Schiffe dem Hafen zu. Die Amerika mit ihrer großen amerikanischen Flagge hält still; daneben der kleine Corsar, ein Lugger, mit seiner dreifarbigen Flagge und seinem Boote, das an die Amerika stößt. Die Leute des Corsaren steigen an Bord; auf dem Verdeck der Amerika gerathen Mannschaft und Passagiere in Bewegung; Capitain Ewing zeigt dem Capitain des Corsaren seine Papiere vor; der Herzog von Orleans, auf dem Schanzdeck des Schiffes sitzend, sieht diesem Auftritte ruhig zu; unterdessen eilt der Emigrant die Treppe zur Kajüte hinunter.“

Der ausführlichste unter den Aufsätzen des Königs betrifft die Schlacht bei Valmy, die er von Horace Vernet hat malen lassen. Er enthält eine ziemlich vollständige Beschreibung des Treffens; bekanntlich hatte der Herzog einen Unterbefehl bei demselben, und er spricht gern von dieser Begebenheit, sowie von der Schlacht bei Jemappes, welches ihm auch zuweilen die legitimistischen Blätter auf eine ziemlich beißende Art vorgehalten haben.

Es wird interessanter sein, dem Herzoge auf seiner Reise in Nordamerika zu folgen. Hier traf er mit seinen Brüdern, den Herzogen von Montpensier und Beaujolais zusammen; sie durchreisten die merkwürdigsten Gegenden bis zur Grenze Canadas. Einige Gemälde der Sammlung sind nach den vom Herzoge v. Montpensier entworfenen Skizzen ausgeführt und stellen den Niagarafall und andere Ansichten jenes Welttheils dar. Bidault hat den Niagarafall gemalt, und zwar für Mademoiselle d'Orleans, welche, wie eine Note besagt, ihrem Bruder ein Geschenk damit gemacht hat. In dem Texte über dieses Gemälde wird folgender Brief des Herzogs von Montpensier an seine Schwester mitgetheilt; er ist zu Philadelphia am 14. August 1797 geschrieben und enthält anziehende Nachrichten über die Reisen der drei Brüder, die sicher nicht ahneten, daß Einer unter ihnen König werden würde.

„Ich hoffe, daß Ihr die Briefe, die wir Euch vor beinahe zwei Monaten von Pittsburg aus schrieben, empfangen habt. Wir waren damals auf einer großen Reise begriffen, die wir vor 14 Tagen beendigt haben. Sie hat vier Monate gedauert. Während dieser Zeit haben wir 1000 Lieues zurückgelegt, und zwar fast immer mit denselben Pferden, die letzten 100 Lieues ausgenommen, die wir theils zu Wasser oder zu Fuße, theils auf Miethpferden, theils in der Stagecoach zurückgelegt haben. Wir haben viele Wilde gesehen und uns sogar mehre Tage auf ihrem Gebiete aufgehalten. Es sind im Allgemeinen die besten Leute von der Welt, ausgenommen wenn sie betrunken oder zum Zorne aufgereizt sind. Sie haben uns überaus wohl empfangen, wozu unsere Eigenschaft als Franzosen nicht wenig beigetragen hat, denn sie lieben unsere Nation außerordentlich. Was wir nach ihnen am interessantesten gefunden haben, ist sicher der Wasserfall des Niagara, das interessanteste und prächtigste Schauspiel, das ich jemals gesehen habe; seine Höhe beträgt 137 Fuß und die Wassermenge ist ungeheuer, denn es ist der St.-Lorenzfluß, der an diesem Orte ganz herunterstürzt. Ich habe eine Skizze davon genommen, und ich denke sie in Wasserfarben auszuführen; lieb Schwesterchen wird sie sicher bei unserer zärtlichen Mutter sehen; sie ist aber noch nicht angefangen und wird mir viele Zeit nehmen, denn wahrlich, es ist keine kleine Arbeit.“

„Um Euch einen Begriff von der angenehmen Art zu geben, wie man in diesem Lande reist, muß ich Euch sagen, liebe Schwester, daß wir 14 Nächte in den Wäldern zugebracht haben. Hier wurden wir von allerlei Ungeziefer gebissen und oft bis auf die Haut durchnäßt, ohne daß wir uns trocknen konnten und irgend eine andere Nahrung hatten als Speck, zuweilen etwas gesalzenes Rindfleisch und Maisbrot. Außerdem haben wir 40—50 Nächte in elenden Hütten geschlafen und zwar auf einem aus unebenen Holzscheiten bestehenden Boden, wobei wir noch die üble Laune und das Schmollen der Bewohner auszustehen hatten. Zuweilen schlugen sie uns die Thüre vor der Nase zu, oder ihre Gastfreundschaft war höchst unfreundlich. Ich muß es gestehen, nie würde ich irgend Jemanden eine ähnliche Reise anrathen. Jedoch sind wir weit davon entfernt, es zu bereuen, daß wir sie angetreten haben; denn wir sind mit einer vortrefflichen Gesundheit und mit einigen Kenntnissen mehr davon zurückgekommen. Lebt wohl, geliebte, innigst geliebte Schwester! Empfangt die Grüße dreier Brüder, deren Gedanke beständig nach Euch gerichtet ist.“

Auf dem Gemälde sind canadische Wilde neben den französischen Prinzen abgebildet, ein sonderbares Seitenstück zu den Lappländern in einem obenerwähnten Gemälde.

Übrigens befinden sich in dieser Sammlung Gemälde von beinahe allen ausgezeichneten Malern der neuern französischen Schule, als: Granat, Gros, Gérard, Girodet, Michallon, Steuben, L. Robert, Drolling u. s. w. In historischer Hinsicht ist es eine höchst interessante Sammlung. Über die Galerie zu Eu soll, wie es heißt, jetzt eine besondere Beschreibung abgefaßt werden. Diese Galerie ist eine wahre Familiensammlung und hat fürs Publicum weit weniger Interesse als diejenige des Palais royal zu Paris.

Das zweite der beiden angekündigten Werke ist der Katalog über die gestochenen und lithographirten Portraits. Dieser Katalog ist ebenso beträchtlich als der vorige, obschon er gar keine Beschreibungen, sondern eine bloße Angabe der Personen enthält, deren Portraits vorgestellt sind. Über die Geschichte der Sammlung wird nicht die geringste Auskunft gegeben. So viel erfährt man aus Privatnachrichten, daß die Sammlung aus ungefähr 9000 Stücken bestand, als der König nach dem Tode des holländischen Predigers Maron in Paris dessen aus 30,000 Stücken bestehende Portraitsammlung ankaufte, so daß sie nun ziemlich bedeutend ist und in Frankreich schwerlich ihres Gleichen hat. Ein Katalog gestochener Portraits hätte eine lehrreiche Arbeit werden können, wenn man die Meister und auch die Art des Stiches angegeben hätte. Alsdann wäre das Verzeichniß Das geworden, was ein bibliographisches Lexikon für die Bücherkunde ist. Leider aber hat der König, welcher den Katalog, wie mir versichert worden, allein angefertigt hat, blos die Person, ihr Sterbejahr, die Größe des Kupferstiches und die Nummer, welche das Blatt in der Sammlung hat, angegeben; für den Besitzer war dies allerdings genug, und ich bin versichert, daß bei der musterhaften Anordnung irgend ein Blatt in der großen Sammlung auf die leichteste Art aufgefunden werden kann. Wie sehr ist es aber zu bedauern, daß hier nicht die andern Angaben beigefügt worden sind, welche auch dem Publicum diesen Katalog wichtig gemacht haben würden. So bald wird schwerlich kein ähnlicher aus vier dicken Bänden bestehender Portraitkatalog gedruckt werden. Mit den erwähnten Angaben würde er hingegen den Kunstliebhabern unentbehrlich sein. So wie er jetzt ist, kann er blos dem Besitzer der Sammlung dienen, oder auch Demjenigen, welchem vergönnt wird, die Sammlung zu benutzen oder zu Rathe zu ziehen. Das Publicum aber kann mit dem Kataloge nichts anfangen; wozu soll ihm z. B. die Angabe dienen, daß von dieser oder jener Person 10—12 Portraits da sind, wenn es nicht erfährt, von wem sie herrühren, wo sie erschienen sind und zu welcher Zeit. Es ließe sich eine verdienstliche Arbeit unternehmen; man müßte mit dem Kataloge in der Hand die königliche Sammlung von Anfang bis zu Ende durchgehen, die fehlenden Angaben im Verzeichnisse nachtragen und es alsdann herausgeben. Wer würde sich aber dieser Herkulischen Arbeit unterziehen mögen?

B. G. Depping.

Digitized by Google

Theoretisch-praktische Anweisung zum Vierschachspiele. Mit einer Sammlung von Spielanfängen, durchgeführten Partien und Spielendungen. Von K. Enderlein. Zweite stark vermehrte Auflage. Berlin, Schröder. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Wenn das Vierschachspiel bisher weniger verbreitet und geschätzt gewesen ist, als es verdient, so mag dies zum Theil darin seinen Grund haben, daß sich nicht so leicht vier Personen zusammenfinden als zwei, welche sich miteinander einspielen, was überhaupt bei dem Zweischachspiele weniger nöthig ist; besonders aber lag die Schuld wol an der mangelnden Bekanntschaft mit den Regeln des Spieles. Es gibt darüber überhaupt gar keine nennenswerthe Anweisung als die vorliegende, und diese ist, zumal in ihrer gegenwärtigen zweiten Auflage, so umfassend und so höchst zweckmäßig, sie stellt auszerdem den vorzüglichen Reiz des Vierschachspiels in ein so helles Licht, daß erwartet werden kann, sie werde demselben zahlreiche Freunde gewinnen. Der Verf. ist augenscheinlich nicht nur ein sehr geschickter, sondern auch ein gründlich denkender Spieler, der es verstanden hat, die Resultate einer sehr langen Erfahrung in der angemessensten Form zu einer Anweisung zu verarbeiten, welche gewiß einem Jeden vollkommen genügen wird, der des Zweischachspiels ziemlich kundig ist. Der erste Abschnitt, §. 1—24, enthält die allgemeinen Spielregeln; der zweite, §. 25—50, gibt im Einzelnen Anleitungen zu richtigem Vierschachspiele; überall verstehe hier die größte Klarheit und logische richtiger, übersichtlicher Zusammenhang. Der dritte, praktische Theil gibt acht Spieleröffnungen, drei durchgeführte Partien mit drei Abänderungen und drei Spielendungen. Hier ist besonders die ebenso einfache als deutliche Bezeichnung der Züge zu rühmen, bei der man nicht in die Verlegenheit kommt, der man in andern Anweisungen kaum entgehen kann, daß man beim Nachspielen der Partie einen etwaigen Irrthum sogleich nachher entweder gar nicht oder doch nur sehr schwer auffindig zu machen im Stande ist. Der Verf. hat gewiß mit nicht geringer Mühe bei jedem Zuge jeden Stein so deutlich bezeichnet, daß man sehr leicht alle seine Bewegungen bis zur ersten zurück verfolgen und eine klare Übersicht über den Gang des Spiels bekommen kann. Nach Allem glaubt Ref., dieses Buch den Freunden des Schachspiels angelegentlichst empfehlen zu müssen. L.

Miscellen.

Die Gräfin Dubarri.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Frauen, welche das Revolutionsbeil des Terrorismus zu Tausenden schlachtete, alle mit großem Muthe starben. Eine einzige Ausnahme machte die Gräfin Dubarri, die bekannte ehemalige Geliebte Ludwig XV. (guillotinirt am 7. Dec. 1793). Sie vergeß auf dem Schafott die bittersten Thränen und flehte so herzlich um ihr Leben, daß das durch ihre Schönheit ohnehin schon gerührte Volk unruhig wurde und man die Hinrichtung beeilen mußte. Ihre vollkommene Unschuld an den ihr vom Convent vorgeworfenen Verbrechen ist ohnedies erwiesen; ihr einziges Verbrechen war ihr großer Reichthum, welcher die Gier jener Wölfe wecken mußte. Wenn die Gräfin Dubarri übrigens als Maitresse Ludwig XV. Beachtung verdient, so hatte sie sich dagegen, was wenige bekannt ist, in den stärksten Krisen der Revolution vortrefflich gegen die unglückliche Königin Maria Antoinette betragen. Sie ließ ihr durch einen Vertrauten sagen, daß sie das tiefste Mitgefühl für ihre Leiden empfinde, daß sie ihr ihr ganzes Vermögen zu Füßen legen und sich glücklich schätzen werde, es in ihrem Dienste verwendet zu sehen. Die Königin, ohne von den Anerbietungen der Gräfin Dubarri Gebrauch zu machen, bezeigte große Rührung über ihre Theilnahme und sprach sich mehrfach darüber aus. Da die Geschichte so unendlich viel Böses von dieser Frau erzählt, so hat sie eine doppelte Verpflichtung, auch dieser ihr zur Ehre gereichenden Thatsache zu erwähnen.

Ein schöner Brief.

Man erinnert sich, daß Ludwig XV. zum Gouverneur den Marschall von Villeroy und zum Präceptor den Cardinal Fleury gehabt hat. Der Letztere war in seinen alten Tagen vor Fleiß unerträglich geworden, und man hatte ihn in sein Gouvernement Lyon entfernen müssen; Fleury dagegen fand als Premierminister an der Spitze des Geschäfte. Aus jenem Exil nun schrieb der Marschall, der, wie wir des Folgenden wegen bemerken müssen, zugleich eine höchst unleserliche Handschrift hatte, einst einen impertinenten Brief an den Cardinal und erhielt darauf nun die nachstehende Antwort, welche ich als ein Muster zarter Schonung der Verhältnisse betrachte:

„J'ai reçu, Monsieur le maréchal, une lettre que je n'ai pu lire et que je n'ai pu me faire déchiffrer, mais dont la signature m'a paru ressembler à la vôtre. Si vous prenez la peine de m'écrire une autre fois, et si vous désirez que j'aie l'honneur de vous répondre, ayez soin de vous y prendre différemment. Il ne faut pas qu'on puisse dire que le roi avait un gouverneur qui ne savait pas écrire, et un précepteur qui ne savait pas lire. Recevez avec bonté l'assurance des sentimens que je vous conserve, et qui sont bien particuliers, étant et voulant rester à jamais, Monsieur le maréchal, votre affectionné serviteur.

Le cardinal de Fleury."

Das Friedensfloß zu Tilsit.

Man besitzt mehre ausführliche Geschichten der Friedensunterhandlungen zu Tilsit zwischen dem Kaiser Alexander und dem Kaiser Napoleon, und man weiß auch, daß beide Monarchen auf einem Flosse in der Mitte des Niemen zusammenkamen, an welchem Strome die Stadt liegt. Aber eine Beschreibung dieses Friedensflosses, welches doch wol genauer gekannt zu sein verdient, findet sich nirgends. Man hat dem Ref. zu jener Zeit eine solche mitgetheilt, die er noch besitzt und woraus er hier schöpft. Dieses Friedensfloß war bedeutend groß und mit einem schön dekorirten Salon versehen, in welchen zwei, den entgegengesetzten Ufern des Stroms gegenüberstehende Flügelthüren führten; vor jeder dieser beiden Thüren befand sich noch ein besonderes Cabinet mit Toilettenbequemlichkeiten. *) Auf dem Dache des Salons sah man zwei Windfahnen, von denen die dem französischen Lager zugekehrte das französische und die andere das russische Wappen zeigte. Mit den nämlichen Wappen waren resp. die beiden Eingangsthüren geziert. Das Ganze war übrigens so eingerichtet, daß es unmöglich schien, die Monarchen zu beobachten, daher alles in diesem Bezuge Erzählte fabelhaft erscheint.

Alter und neuer Adel.

Eines Tages stritt der Herzog von Montmorency-Laval, bekanntlich aus einer der ältesten Familien Frankreichs, mit dem Marschall Junot, Herzog von Abrantès, einem Emporkömmling der Napoleon'schen Zeit, über die Vorzüge des alten vor dem neuen Adel, bis der Neuadelige endlich dem Streite durch folgende Bemerkung ein Ende machte. „Monsieur", sagte er zum Altadeligen, „c'est sans doute une belle chose qu'une illustration comme celle que vous pouvez invoquer. Cependant après tout, la différence qu'il y a entre nous, c'est que vous avez *des aïeux*, et que nous sommes *des aïeux*." Diese Antwort ist vortrefflich und erschöpfend und erinnert lebhaft an Tacitus, welcher („Annal." XI) sagt: „His verbis Tiberius dedecus natalium Curtii Rufi velavit: Curtius Rufus mihi videtur ex se natus". 45.

*) „On n'aurait rien de mieux fait avec les ouvriers de Paris", sagt die Beschreibung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 267. — 24. September 1838.

Ansicht der Welt. Ein Versuch, die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Von Michael Petocz. Leipzig, Brockhaus. 1838. Gr. 8. 3 Thlr.

Seitdem die Menschen von Leib und Seele geredet haben — und das ist in allen Sprachen sehr lange —, gaben sie sich Mühe, das Wesen der beiden zu erforschen, ihren Unterschied und Zusammenhang zu erkennen, wenn sie nicht das Doppelsein beider fallen ließen und die Seele als eine gewisse Eigenschaft des Leiblichen, oder das Leibliche als eine Erstarrung des der Seele eigenthümlichen Gedankens betrachteten. Jenes war eine beliebte Ansicht des vorigen Jahrthunderts, dieses ist den Richtungen der neuern Zeit genehm. Der Verf. vorliegender Schrift erklärt, es würde Jeder, der auf den ehrenvollen Namen eines Denkers Anspruch macht, erröthen, sich zu materialistischen Ansichten, als denen einer auf der niedrigsten Stufe ihrer Bildung sich befindenden Vernunft, zu bekennen. Er ist ein Arzt und zeigt dadurch den entschiedenen Einfluß der Zeitrichtung, indem sonst die Ärzte dem Leiblichen mehr als der Seele zugewendet ihren Beruf verfolgen.

Nun also versucht er zu beweisen, daß die Welt die Gesammtheit der durch Seelen dargestellten Ideen Gottes sei und nennt seine Ansicht eine psychoideale, verspricht längst ersehnte philosophische Aufschlüsse über Gott, Seele, Geist, Gemüth, Welt und Welten, Ideales und Reales, Sein und Schein, Leben und Sterben, Qualität und Inhärenz, über Menschen, Thiere und Pflanzen, über den Erdball, den sie bewohnen, über die Sonne und Sterne, über das Verhältniß Aller zueinander, sonach über das Wissenswertheste im irdischen Menschenleben. Seine psychoideale Ansicht verheißt, vom sinnlich Wahrnehmbaren zur Erkenntniß des sinnlich Nichtwahrnehmbaren zu führen, und will sich dadurch von selbst empfehlen. Weil das Forschen, sagt er, Schritt für Schritt zum Materialismus, Pantheismus, Idealismus, Nihilismus führt, und ein Jeder von diesen wählt, was seiner Individualität am meisten zusagt, so soll man es versuchen, auf psychoidealen Wegen zu wandeln, und man wird in einen hellbeleuchteten Dom gelangen und dort finden, was man sucht, Gott, Seele, die Welt, sich.

Alle philosophischen Lehren haben mehr oder weniger sich vorgesetzt, in den Dom der Verheißung zu führen, und wären nicht Schwierigkeiten des Weges vorhanden, oder Bedenklichkeiten über die Führung, so müßte die Menschheit schon längst drin stehen. Immer jedoch behalten Reisepläne und Entdeckungsreisen etwas Anziehendes, gesetzt auch, man komme mit allen nur wieder nach Hause. Unser Verf. zeigt Kenntnisse und Scharfsinn, hatte sich schon vor fünf Jahren („Die Welt aus Seelen", Pesth 1833) zum Führer angeboten; es scheinen aber Wenige mit ihm die Fahrt unternommen zu haben, deswegen will Ref. Einiges davon den Lesern d. Bl. erzählen, ob sie sich vielleicht anschließen.

Gott ist; er ist die höchste Intelligenz, und seine Herrlichkeit besteht in der Gesammtheit der unermeßlichen Fülle seiner Ideen, deren Schöpfer er selbst in sich selbst ist. Diese Ideenfülle kund zu machen, ist seiner Intelligenz wesentlich. Kundmachen heißt erkennbar darstellen, setzt also das Vorhandensein anderer erkenntnißfähiger Wesen voraus, die durch Gott erschaffen werden; dies sind die Seelen. Sie befinden sich außer Gott, sind von ihm mit Ideen begabt, nur jede mit einer andern, sonst sich alle einander gleich, einfache Wesen. Um diese Ideen andern Seelen auf andern Räumen erkennbar zu machen, müssen sie außer den Seelen erkennbar dargestellt werden; dadurch macht jede Seele ihr Dasein kund, und Selbstkundmachung des eignen Daseins ist das Leben.

Indem nichts Anderes vorhanden ist als Seelen, so können die Seelen ihre ihnen mitgetheilten Ideen Gottes nur dadurch anzeigen, wenn sie andere Seelen zum Zeichen dieser verwenden. Befindet sich die Seele nur allein auf dem Raume, so ist sie belebt, befindet sie sich mit andern Seelen auf demselben Raume, so ist sie unbelebt, und jene ist dann wirklich lebend, wenn sie ihre eingeborenen Ideen wirklich kund macht. Von der Zahlenverschiedenheit der auf denselben Raum gestellten unbelebten Seelen hängt die Qualitätenverschiedenheit ab. Die lebende Seele hat aber nicht nur ihre eingeborenen Ideen, sondern auch ihr Dasein mittels unbelebter Seelen kund zu machen, und dazu ist erforderlich, daß die lebende Seele sich mit diesen, ihren Ideen an Form und Qualität entsprechenden Massen unbelebter Seelen bekleide, dieses Kleid, diese Hülle der lebenden Seele ist der Leib, den sie bewohnt, sie baut sich selbst diese Hülle, macht durch diesen Hüllenbau ihr Dasein kund.

Digitized by Google

Welt ist eine lebende Seele mit ihrer Hülle vereint. Alles Lebendige ist eine Welt, und es sind so viele Welten vorhanden, als lebende Seelen, mit ihrer Hülle vereint, vorhanden sind. Was man gewöhnlich Welt nennt, die Gesammtheit alles Lebendigen und Nichtlebendigen, wird besser mit dem Wort: Weltall, bezeichnet. Gott konnte sein Dasein kund machen, auch ohne eine Hülle anzunehmen, daher ist das Leben Gottes von dem Leben der Seelen verschieden; die Seelen bedürfen dazu der Hülle, Gott bedarf der Welten, Gott läßt sein Dasein mittels Seelen kund machen.

Geist ist die mit den unbelebten Seelen ihrer Hülle einsgewordene lebende Seele, von der lebenden Seele sowol als von den unbelebten Seelen verschieden. Die Seele ist daher kein einfacher Geist; ein einfacher Geist ist ein Widerspruch, denn der Geist ist Zusammengesetztes. Lebendigkeit und Empfindungsvermögen erhält die aus unbelebten Seelen bestehende Hülle nur durch die Einswerdung der lebenden Seele mit den unbelebten Seelen ihrer Hülle, daher die Hülle sogleich aufhört lebendig und empfindend zu sein, sobald sich die lebende Seele von der Einheit mit ihrer Hülle trennt. Nur durch die Einswerdung beider kann die harmonische Wirkung zwischen Leib und Seele erklärt werden. Die Seele hat keinen Leib, sondern wenn sie lebt, dann hat sie eine Hülle; auch der Geist hat keinen Leib, denn er ist eine Idee, durch eine lebende Seele und ihre Hülle dargestellt; die Seele hat keinen Sitz, befindet sich auf jedem Punkt ihrer Hülle, wo sie mit ihrer Hülle Eins ist.

In dem Worte anima bedeutet das n non, das i bedeutet est, sonach das ni non est und das Ganze heißt nun a — non est — ma; das a ist Selbstlauter, bezeichnet sonach ein Einfaches, und anima bezeichnet folgende Begriffe: das Einfache ist kein Zusammengesetztes, auch, wo kein Einfaches, dort ist auch kein Zusammengesetztes, und in Folge dessen ist jedes Zusammengesetzte aus Einfachem bestehend. Pneuma, spiritus, Wind, wurde der Geist genannt, der Wind ist nämlich die bewegte Luft, die wahrnehmbare Strömung, also im Verhältniß zu Luft dasselbe, was der Geist im Verhältniß zur Seele ist, nämlich eine durch ihre Hülle wahrnehmbare Seele, wie der Wind eine wahrnehmbare Luft.

Eine belebte Seele ist nicht lebend, aber sie ist auch nicht unbelebt, sie ist eine solche Seele, die noch keine Hülle hat. Eine lebende Seele, durch die ihre Hülle verlassen wurde, hört nicht auf zu sein, sie wird auch keine unbelebte Seele, sondern sie bleibt belebt, macht zwar ihr Dasein nicht kund, bleibt aber in dem Zustande, ihr Dasein kund machen, leben zu können, und würde sogleich wieder leben, wenn sie zu einer Hülle gelangen könnte. Ewig lebt nur Gott, weil nur Er sein Dasein ewig kund macht; das Leben der Seelen ist endlich, aber ewig die Dauer der Seelen, ihr Belebtseln, ein Zustand, in welchem sie geeignet sind, die Herrlichkeit Gottes ewig zu erkennen.

Die großen Welten sind Makrokosmen, die kleinen Mikrokosmen. Der nächste und kleinste Makrokosmus ist die Mutter ihrem Kinde, während sie es in ihrem Mutterleibe beherbergt. Der Erdball ist Makrokosmus aller lebendigen Pflanzen, Thiere und Menschen; die Sonne ist Makrokosmus des Erdballs und ihrer Planeten; die Sonne dagegen ist Mikrokosmus der über ihr stehenden Magneto-Galvano-Welt. Ob noch ein höherer Makrokosmus vorhanden sei, läßt sich nicht bestimmen; fromme Seher wurden bis zum dritten Himmel gehoben.

Die Welten bestehen aus Seelen; Gott mußte zuerst Seelen erschaffen, um Welten aus ihnen zu bilden; jede Welt besteht aus einer lebenden Seele und ihrer Hülle, die Hülle aber aus unbelebten Seelen. Es war zum Hüllenbau kein von Seelen verschiedenes Etwas erfoderlich, die unbelebten Seelen waren dazu hinreichend. Die Zeugung ist ein Mittel, unbelebte Seelen zu beleben; unbelebt wurden die Seelen dadurch, daß ihrer mehre auf denselben Raum gestellt wurden; zur Belebung der Seele ist also erfoderlich, eine einzelne Seele aus dem gemeinschaftlichen Raume, auf welchem sie sich mit mehren Seelen befindet, zu entlassen, sie von diesem gemeinschaftlichen Raume zu entziehen; entziehen, entzeuchen ist also erzeugen. Die Nothhülle ist dazu bestimmt, damit die belebte Kindesseele aus unbelebten Seelen sich eine Hülle bauen könne; solch eine Nothhülle vermögen ihr nur ihre Ältern zu reichen; denn nur die Ältern haben dieselben Hüllenideen eingeboren, welche auch die belebte Kindesseele eingeboren hat, nur sie wissen also, wie die Nothhülle beschaffen sein müsse, deren die Kindesseele bedarf, damit sie mittels derselben das zu ihrem Hüllenbau erfoderliche sinnlich Wahrnehmbare finden könne. Vor ihrer Belebung befindet sich die Kindesseele im Zeugungssafte der Ältern, wie sie aber dahin gelangt sei, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ergründen. Höchst scharfsinnig verfolgt der Verf. diesen Gedanken in Bezug auf Zeugung ohne Paarung bei gewissen Pflanzen und Thieren, bei Zoophyten, Eiern, Raupen, Zwittern und macht davon eine Anwendung auf die Platonische Liebe.

Inzwischen hat der Hüllenbau durch Seelen seine Schwierigkeiten, z. B. daß die lebende Seele ihre eingeborenen Ideen den unbelebten Seelen, aus denen ihre Hülle werden soll, kund machen müsse, daß sie den Raum derselben finde, daß sie mit ihnen Eins werde, daß sie dieselben auf einen gemeinschaftlichen Raum versetze; aber Gott hat mit Urqualitäten begabte Urmassen gebildet, dadurch konnte die lebende Seele diejenigen Seelenmassen finden, welche sie auf gemeinschaftlichen Raum zu versetzen hatte. Gott macht den einzelnen Seelen kund, wie Viele sich auf einen gemeinschaftlichen Raum begeben sollen. Psychische, chemische, kosmische Gesetze sind unabänderliche Gesetze, denn sie entsprechen den Ideen Gottes. Die Urmassen sowol als die Hüllenmassen bestehen aus auf einem mathematischen Punkte sich befindenden Seelen, und sie sind sonach selbst auf einem mathematischen Punkte sich Befindendes; durch die Stellung mehrer Hüllenmassen auf einem ausgedehnten Raume, sonach auf mehren mathematischen Punkten nebeneinander, entsteht ein Hüllentheil, und solche Hüllentheile sind das Fleisch, die Lunge, die Leber, das Gehirn u. s. w.

Digitized by Google

Die kosmischen Gesetze werden durch die chemischen Qualitäten bestimmt, die chemischen Gesetze durch die Urqualitäten, die psychischen Gesetze durch die Ideen Gottes. Kosmische Gesetze geben die lebenden Großweltenseelen; chemische Gesetze geben die lebenden Kleinweltenseelen; psychische Gesetze gab Gott; bei der Welterschaffung hat er es den einzelnen Seelen kund gemacht, wie sie sich verschieden an Zahl auf den gemeinschaftlichen mathematischen Punkt zu stellen haben, um die verschiedenen Uemassen darzustellen. Diese genannten Gesetze werden von den Philosophen mit dem Worte: Kraft, bezeichnet; aber es ist weder eine allgemeine Naturkraft, noch sind einzelne Kräfte vorhanden. Sollen diese Worte Sinn haben, so können sie nur dasselbe bezeichnen, was mit den Worten: Gott, Seelen, bezeichnet wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Alterthümer in Griechenland, ihre Erhaltung, Wiederherstellung und Zerstörung. *)

Es ist wol sehr erklärlich, daß in den düstern und stürmischen Zeiten, die dem Untergange der griechischen Herrlichkeit in Wissenschaft, Kunst und politischem Leben folgten, namentlich während der Römerkriege und der Römerherrschaft, die Kunstwerke in Griechenland, besonders was Architektur und Sculptur anlangt, mit wenigen Ausnahmen, keiner besondern Schonung sich erfreuten, daß vielmehr in diesen Zeiten und später während der langdauernden Einfälle, Durchzüge und Einwanderungen fremder Barbaren in Griechenland, auch von Seite der Bilderstürmer, theils mit, theils ohne Absicht die Überbleibsel jener Werke mehr oder weniger durch Menschenhände zerstört und beschädigt wurden. Außerdem trugen nun auch die Einflüsse der Zeit und der Elemente nebst Erdbeben das Ihrige dazu bei, daß die Kunstdenkmale immer mehr von ihrer ursprünglichen Herrlichkeit verloren, wenngleich diese Einflüsse an verschiedenen Orten und an den einzelnen Denkmalen auf verschiedene Weise, bald in stärkerm, bald in schwächerm Grade sich äußerten und äußern mußten. Nach dem Mittelalter und seit der Einführung des Schießpulvers wurde der zerstörende Einfluß der Kriege, deren Schauplatz Griechenland seit dem Eindringen der Osmanen und der Eroberung durch sie vielfältig ward, in dieser Hinsicht noch empfindlicher (wie dies z. B. an dem Parthenon auf der Akropolis zu Athen 1687, und später während des Freiheitskrieges von 1821 ebenfalls an den Kunstdenkmalen Athens sich kund gab), und überhaupt hatte während der türkischen Herrschaft in Griechenland, statt daß auf eine Schonung jener Kunsttrümmer von Seiten der Regierung und der Einzelnen hätte gerechnet werden können, vielmehr nun erst die Zerstörungswuth ihr Wesen absichtlich zu treiben begonnen. Und zwar ging das nicht blos von Türken, sondern selbst von Europäern aus, die die Sklaverei und Indolenz des griechischen Volks, bei nicht geringerm Stumpfsinne der türkischen Gewalthaber im Allgemeinen, um so sicherer dazu mißbrauchen zu können glaubten, dieses selbst und den Boden Griechenlands der Trümmer einer untergegangenen Kunstherrlichkeit zu berauben. Dabei aber begnügte man sich nicht etwa nur damit, Theile alter Architekturen und Sculpturen sowie die Anticaglien mit sich zu nehmen; man war dabei auch ganz unbekümmert, ob Vorhandenes vernichtet wurde und also für die Kunst jedenfalls verloren ging, oder nicht. Besonders zeichneten sich hierin die Engländer vor allen andern Völkern aus. Hinreichend bekannt ist der Elgin'sche Kunstraub in Athen, der, wenn er auch in der Absicht, in welcher er begangen wurde, nämlich um die Kunstwerke vor der weitern Zerstörung und Vernichtung zu retten, einen Entschuldigungsgrund wirklich finden könnte, doch um der ihn begleitenden Umstände willen nur als ein roher Vandalismus für alle Zeiten gebrandmarkt werden muß. Man lese, um sich davon zu überzeugen, Dasjenige, was ein Engländer selbst, nämlich Dodwell in seiner Reise nach Griechenland, verschiedentlich darüber ausspricht. Gegen solchen und ähnlichen Vandalismus erklärten sich sogar einzelne Türken, indem sie ihn wenigstens nicht dulden und nicht unterstützen zu wollen sich das Ansehen gaben. Der ebengenannte Dodwell erzählt, daß mehre Jahre vor seiner Anwesenheit in Athen die einzelne Säule, die noch an dem Westende des Olympieions gestanden, auf Befehl eines Woiwoden von Athen, um Materialien davon zur Erbauung der großen Moschee im Bazar zu erhalten, nachdem man sie untermiuirt, mit Hülfe von Schießpulver niedergeworfen worden sei. Da habe jedoch der Pascha von Negroponte den Woiwoden zu einer Strafe von 17 Beuteln (8500 türkischen Piastern) verdammt, weil er dieses Überbleibsel zerstöret. Ebenso wollte, bei dem Seitenstücke zu jenem Elgin'schen Raube, der Plünderung des Apollotempels von Bassä in Arkadien, der damalige Pascha von Tripolitza, Weli Pascha, ein Sohn des Ali Pascha von Janina, die Fortschleppung des Frieses mit dem berühmten Basrelief, welches die Kämpfe der Lapithen und Centauren, sowie die der Griechen mit den Amazonen darstellt, nicht dulden. Aber die Engländer, welche die Fortschleppung beabsichtigten, wandten sich schnell hinüber nach Zante, und von dort kamen 60 Bewaffnete, unter deren Schutze sodann der Raub vollbracht wurde. Man sehe Christ. Müller's „Reise durch Griechenland" (S. 40). Derselbe Reisende erzählt auch (S. 207 u. 208), daß die englische Regierung auf den ionischen Inseln um die Nachgrabungen sich gar nicht bekümmert und dies vielmehr der Speculation der britischen Beamten überlassen habe, die dann mit der Ausbeute nicht zum Besten verfahren seien. Fast alle Gegenstände von Werth, welche seit dem Bestehen der englischen Regierung zu Cephalonia und Ithaka gefunden worden, seien unter die englischen Beamten vertheilt und von diesen zu häuslichem Gebrauche verschmolzen worden (was auch Tieck: „Bunte Skizzen aus Ost und Süd", II, 209, mit dem Zusatze bestätigt, daß noch 1834 ein auf einer der ionischen Inseln als Policeichef lebender Brite, der damals dergleichen Diebstähle mit verüben helfen, ein kleines broazenes antikes Gefäß als — Nachtgeschirr benutzt habe); namentlich aber sei die in den alten Gräbern von Ithaka gefundene goldene sogenannte Krone des Odysseus zerbrochen und in einzelnen Stücken an englische Beamte verschenkt worden, von denen Derjenige selbst, der es Müller mittheilte, einige in Händen gehabt habe. (Auch diese Thatsache berichtet Tieck a. a. O. S. 212, indem sie ihm von einem Edelmanne aus Cephalonia unter Benennung mehrer glaubhafter Zeugen auf das entschiedenste verbürgt worden sei.)

Von Seiten der Griechen selbst geschah schon vor 1821 Manches, um die Plünderung Griechenlands in Betreff der Kunstdenkmale zu verhindern; aber freilich fehlte es dergleichen Maßregeln damals fast an allem Nachdruck von oben. So berichtet Dodwell a. a. O., daß bald nach dem Elgin'schen Kunstraube der Patriarch in Konstantinopel, durch die Griechen veranlaßt, an alle Griechen Circularbriefe habe ergehen lassen, worin ihnen bei Strafe der Excommunication empfohlen ward, die Überbleibsel des griechischen Alterthums zu schonen und zu deren Vernichtung oder Hinwegführung weder beizutragen, noch selbst Hand anzulegen. Nach Ausbruch des Freiheitskrieges wandte sich die Sorge der einzelnen vorübergehenden Regierungen allerdings auch auf die Erhaltung der Alterthümer, und besonders unter dem Präsidenten Kapodistrias fehlte es in dieser Hinsicht an Verordnungen und Verboten keineswegs. Indeß war dies Alles nicht viel mehr als pro forma. So theilt uns von Klenze („Aphoristische Bemerkungen gesammelt auf

*) Zu vergleichen sind die Mittheilungen in einem Briefe aus Athen in Nr. 217, über Schönwälder's und Klenze's Schriften in Nr. 199, 234 und 255 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

seiner Reise nach Griechenland", S. 161) in Betreff der erst neuerdings und absichtlich vorgenommenen Zerstörung an den Ruinen eines Tempels auf der Insel Ägina die Notiz mit, daß, wie er unterrichtet worden, diese Zerstörung das Werk des Präsidenten Kapodistrias sei, der seinem bekannten Zerstörungssysteme antiker Denkmale zufolge den Russen diese Ruine als sehr bequemen und willkommenen Steinbruch zu ihren Bauten in Poros angewiesen habe. Kräftigere und entsprechendere Maßregeln für Erhaltung und Wiederherstellung der Alterthümer ergriff die Regentschaft seit 1833 (man sehe von Maurer's Werk: „Das griechische Volk", II, S. 223 fg., und v. Klenze a. a. O. S. 301 fg.); allein es war in andern Beziehungen und auch in dieser selbst gar zu viel in Griechenland und für dessen Gegenwart zu thun, als daß, namentlich vor der Anwesenheit v. Klenze's in Athen im Sommer 1834, wo er selbst in dieser Hinsicht Vieles beantragte und durchsetzte, wirkliche und wesentliche Resultate hätten gewonnen werden können. Denn also beschreibt der letztgenannte Reisende in den obenangeführten „Bemerkungen" (S. 298 fg.) den Zustand der Dinge, wie er ihn selbst diesfalls im Sommer 1834 in Griechenland vorfand. „Schon in Korinth, in Mycenä, Argos, Tiryns, Epidauros und Ägina hatte ich mich von der vollkommenen Vernachlässigung der antiken Ruinen in Griechenland überzeugt, und in Athen wuchs diese Überzeugung zu einer Art von Wehmuth an. Wahrhaft rührend war es mir, in Athen die Sorgfalt zu beobachten, mit welcher der dortige Aufseher, Pittakis, ein Athenienser, die Alterthümer seiner Vaterstadt zu schützen suchte. Seine Wohnung war in einer Lage, welche die Aussicht auf die Akropolis, das Theseion u. s. w. gewährte. Mit der größten Unruhe beobachtete er vom frühen Morgen an von dort aus die Zugänge zu diesen Heiligthümern mit einem schlechten Perspective. Sah er nun z. B. Jemand sich der Akropolis nähern, so lief er augenblicklich dahin, um seine schutzbefohlenen Alterthümer vor Schaden zu wahren, welches ihn jedoch nicht hinderte, auch von dort aus noch stets ein wachsames Auge auf seine andern Schützlinge zu haben. Sah er nun diesen Jemand sich nähern, so stürzte er mit der ängstlichsten Besorgniß auf dem nächsten Wege über Stock und Stein dahin, wo die größte Gefahr zu drohen schien, um auch hier schützend aufzutreten. Gleichwol bewährten die tägtichen Vorfälle das Ungenügende seiner Bemühungen, wie ich oft selbst sah. Kurz vor meiner Ankunft war von einem der neu aufgefundenen herrlichen Friesstücke des Parthenon, gleichsam unter Hrn. Pittakis' Augen, von einem Engländer eine halbe Figur zum Mitnehmen abgeschlagen worden; und als ich selbst einst in diesem Parthenon mich befand, kam Hr. Pittakis Hülfe rufend und suchend zu mir, weil einige Offiziere einer amerikanischen Fregatte, welche im Piräus lag, daran waren, die herrlichen Ornamente des Erechtheions abzuschlagen und mit sich fortzunehmen. Aber dieser Zustand schien mehre der eingewanderten Machthaber wenig zu beunruhigen. Einer derselben erzählte mir schon in Nauplia als eine höchst ergötzliche Tagesneuigkeit, es habe kürzlich eine Brigg unter östreichischer Flagge an die ganz unbewohnte Insel Delos angelegt und 30—40 Mann ausgeschifft, welche, mit den nöthigen Werkzeugen und Transportmitteln versehen, Alles, was sie nur von Alterthümern hätten finden können, auf ihr Schiff gebracht und mit sich fortgenommen hätten." So weit der Genannte.

Geschah nun gleichwol nachher und in Folge der Anträge von Klenze's und der demgemäßen Beschlüsse der Regierung (S. 301 fg.) im Einzelnen Manches für Erhaltung und Wiederherstellung sowie für Aufstellung der Alterthümer in Griechenland, so liegt es doch nicht im Zwecke dieses Aufsatzes, dies darzustellen; vielmehr genügt es, dies hier nur anzudeuten, und mag man übrigens hierüber theils die „Übersicht der archäologischen Bestrebungen und Entdeckungen in Griechenland von 1832—36" im Intelligenzblatte zur „Allgemeinen Literaturzeitung", 1837, Nr. 47—49, theils die einzelnen Aufsätze über diesfallsige Details in denselben Blättern und im „Kunstblatt" zum „Morgenblatt" seit 1836, die fast sämmtlich von dem, um diesen Gegenstand besonders verdienten frühern Aufseher und Conservator der Alterthümer in Griechenland, jetzigem Professor an der Universität zu Athen, Dr. Roß, herrühren, selbst zu Rathe ziehen. Ein Anfang wenigstens ist auch in diesem Punkte in Griechenland gemacht, und selbst dieser Anfang berechtigt zu nicht geringen Hoffnungen für die Zukunft, wenn man nur nicht dabei stehen bleibt und immer die rechten Mittel zum erkannten Zwecke anwendet — einem Zwecke, der ebenso in der Ehrfurcht für die Überreste hellenischen Alterthums an und für sich als in der nur durch das Studium dieser Überreste zu vermittelnden Heranbildung einer neuen griechischen Kunst seine Wurzeln hat. Ist, wenn auch erst nach Jahren, Manches von Dem geschehen, was schon Fr. Thiersch in seinem Buche: „De l'état actuel de la Grèce" (II, 174 fg.), für Belebung der Kunst im neuen Griechenland von Seiten der Regierung anregte und vorschlug; hat sich z. B. bereits eine archäologische Gesellschaft in Athen gebildet, von der nun auch eine die nämlichen Zwecke verfolgende Zeitschrift besorgt wird, und vergißt man dabei nicht, daß die Grundbedingungen, welche einst die Blüte altgriechischer Kunst hervorriefen, im Laufe der Jahrhunderte nicht ganz verloren gegangen sind, so mag man sich denn auch der Hoffnung hingeben, die einer der neuesten Reisenden in Griechenland ausspricht, nämlich der, daß in Griechenland die Archäologie von allen Wissenschaften sich am ersten zu einer selbständigen Disciplin dürfte gestalten können (Schönwälder, „Erinnerungen an Griechenland", S. 264). Wäre dem also, so wäre dann jedenfalls auch für eine neue griechische Kunst die äußere Grundlage gewonnen; die innere aber müßte sie sich in einem wahrhaft ethisch-poetischen Streben selbständig zu gewinnen suchen.

Wie sich übrigens in allen menschlichen Dingen Alles nur wiederholt, zeigt sich auch hier. Wenn in Rom die in frühern Jahrhunderten an die ehrwürdigsten Kunstdenkmale sich machende Zerstörungswuth mit dem Sprüchworte gebrandmarkt wurde: „Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini"; so wanderte dieses Sprüchwort nun auch nach Griechenland, theils in seiner Anwendung auf den Raub des Schotten Elgin, von dem Lord Byron sagte: „Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti", theils in Beziehung auf die Baiern, von denen nach dem Zeugnisse des genannten Schönwälder (S. 55) gesagt worden: „Quod non fecerunt Barbari, faciunt Bavari", obgleich derselbe hinzusetzt, daß es ungerecht wäre, diese Beschuldigung im Allgemeinen geltend machen zu wollen. Dabei berichtet der nämliche Schönwälder (S. 52 und 57), theils aus Autopsie, theils nach Erzählung Anderer, von ähnlichen Barbareien an griechischen Kunstdenkmälern auch noch nach dem Jahre 1834; und hinwiederum waren es Engländer gewesen, die ihre Kunstliebe zu Barbaren gemacht hatte. In der That, man möchte sich von der Betrachtung auch dieses Gegenstandes nur mit den Worten wegwenden: Es ist keine Barbarei, zu der nicht die Civilisation, zwar nicht das Recht, doch wenigstens die Anleitung ertheilte.

25.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der 1ste Band, aus 4 Heften bestehend, kostet 2 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 268. — 25. September 1838.

Ansicht der Welt. Ein Versuch, die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Von Michael Petőcz.

(Beschluß aus Nr. 267.)

Wie das Wort: Kraft, ist auch das Wort: Natur, nicht geeignet, die Welterscheinung zu erklären; die Natur ist der Proteus der Philosophen, sie machen sie zu Dem, was sie ihren Systemen nach sein soll.

Nur Selbstbewegung hat statt, die Bewegung läßt sich nicht mittheilen. Werden Pferde an den Wagen gespannt oder Steine von der Hand geworfen, so findet in diesen Fällen keine Mittheilung der Bewegung statt, sondern es ist eine lebende Großweltseele oder Kleinweltseele, die ihre Ideen den unbelebten Seelen, aus denen der Wagen oder der Stein besteht, kund macht, und denen entsprechend sich Wagen und Stein selbst bewegen.

Der erste Charakter eines Lebendigen ist, daß er Ältern habe. Die Großwelten haben freilich keine Ältern, und sind doch lebendig, Gott selbst ist der Stellvertreter ihrer Ältern. Der zweite Charakter des Lebendigen ist die eigenthümliche Hülle; der dritte ist die Veränderlichkeit, das Sein ist von seinen Eigenschaften nicht abhängig. Alles Nichtlebendige war einst der Hülle irgend einer lebenden Seele angehörig. Alles Zahlreiche und Mannichfaltige, was sich innerhalb der äußersten Linie der atmosphärischen Luft (denn die Luft ist die Decke, die Haut des Erdballs) befindet, ist entweder Hüllenmasse der lebenden Erdballseele, oder es ist Rest, Abfall von Kleinwelten, die sich auf dem Erdball befinden oder befanden, oder es ist Siderisches, von der Sonne und andern Großwelten auf den Erdball Gelangtes, das aber noch nicht Hüllenmasse der lebenden Erdballseele geworden ist.

Die lebenden Seelen gleichen hohen Verbündeten, die sich zugeschworen, einander ihr Gebiet zu verschonen, ihr Eigenthum nicht anzutasten, und die ihren Schwur gewissenhaft halten; sie haben sich aber nicht zugeschworen, fremdes Gebiet sich nicht zuzueignen, wenn dieses durch seinen Gebieter verlassen ist, oder wenn es seinen Gebieter verloren hat, daher sie sich dieses herrenlosen Gebiets bemächtigen können, ohne eidbrüchig zu werden; um also dies nicht zu werden, veranlassen sie zuvor, wenn sie eine fremde Hülle sich aneignen wollen, daß die lebende Seele die Hülle verlasse, sie morden. Dies ist ein Übel, Negation des Guten, die dem Anfange des Guten nothwendig vorausgehen muß; der Erdball ist Heimat des Anfangs, er muß auch die Heimat der Negationen sein. Diese bestehende Anordnung Gottes darf nicht beunruhigen, denn das Übel wie das Anfangen hat hier auf dem Erdball sein Ende; sie ist Bürgschaft, daß Derjenige, der den Erdball verläßt, nur in eine Heimat des Fortschreitens im Guten gelangen kann.

Selbstanschauungsvermögen, Verstand und Vernunft sind die drei zum Erkennen erfoderlichen Seelenvermögen, sie sind zur Anwendung des Bildungsvermögens erfoderlich; wo also dieses sich kund macht, sind auch die andern. Alle Seelen ohne Ausnahme sind mit ihnen begabt; es ist unrichtig, eine bildende, verständige und vernünftige Seele anzunehmen und blos die erste den Pflanzen, die beiden ersten den Thieren, und alle drei dem Menschen anzueignen; nur ob die Seele dieses oder jenes ihrer Vermögen, mehre oder wenigere unmittelbar kund mache, davon hängt es ab, ob sie Pflanzen-, Thier- oder Menschenseele sei. Dies thut die Pflanzenseele nur mit dem Bildungsvermögen, die Thierseele mit diesem und dem Verstande, die Menschenseele mit allen. Das Selbstanschauungsvermögen kann nur mittelbar kund gemacht werden.

Das Denken ist kein Seelenvermögen, es ist das Anwenden der Seelenvermögen, um Ideen zu erkennen. Indem das Bildungsvermögen nicht zum Erkennen der Ideen, sondern zum Kundmachen derselben bestimmt ist, so ist eine bildende Seele keine denkende Seele. Die Seelen sind sich alle gleich, sind erkenntnißfähige Wesen, wenden ihre Vermögen an, sind also denkend, die unbelebten, belebten und lebendigen Seelen; durch den Zustand des Unbelebtseins werden sie nur gehindert, ihre Vermögen zur Selbstkundmachung ihres Daseins anzuwenden. Die lebenden Seelen sind auf Erden noch an sehr unvollkommene Hüllen gebunden, die meisten Kleinweltseelen, nämlich alle Pflanzenseelen, befinden sich nur noch auf der niedrigsten Stufe des Lebens; auch die Menschenseele ist durch ihre Hülle nicht mit den zum Erkennen alles sinnlich Wahrnehmbaren erfoderlichen Sinnen begabt. Alles Vorhandene (Gottes Idee) zu erkennen, ist nicht möglich, wenn die Seelen ihre unvollkommenen Hülle nicht ablegen und sich nicht vollkommenere Hüllen bauen, wozu sie auf Erden nicht gelangen.

Auf Erden werden die zur Erlangung höherer Erkennt-

Digitized by Google

nisse erfoderlichen Vorkenntnisse erworben, das irdische Leben ist die Vorschule zu einer höhern Schule; sie darf nicht zu früh oder gewaltsam verlassen werden, gleichwie nur der Schmetterling erst seine struppige Raupenhülle verläßt, wenn er vollkommen ausgebildet ist. Thier- und Pflanzenseelen verlieren nichts, wenn sie gezwungen werden, ihre irdische Laufbahn zu verlassen, es ist für sie eine Wohlthat, wenn sie früher auswandern; aber den Menschen morde man nicht. Sterben heißt aufhören zu sein, der Mensch, das Thier, die Pflanze hört auf zu sein, nämlich der Geist Mensch, der Geist Thier, der Geist Pflanze; aber der Geist ist nicht die Seele, diese bleibt, verläßt ihre Hülle, von welcher ihre sinnlich wahrnehmbare Darstellung abhängig ist. Es werden die auf Erden hüllenlos gewordenen Seelen in einer andern Heimat wieder zu Hüllen gelangen; dazu ist erfoderlich, daß die Seele mit einer Reisehülle ihre irdische Hülle verlasse, ein Dunsttropfen ist dazu geeignet, mit ihm bekleidet, kann sich die Seele an die Grenze der atmosphärischen Luft erheben, wo das Gebiet der Großwelt: Sonne, anfängt; dort baut sie sich aus Licht und Elektricität eine neue siderische Reisehülle, langt mit dieser an im Lichtmeer der Sonne, wird dort von einer Mutter oder Amme aufgenommen und baut sich aus deren Säften oder aus angewiesener Nahrung eine ihren Ideen entsprechende Hülle, und mit ihr Eins geworden, bewohnt sie als eine Sonnenkleinwelt die Sonne. Die Lehre von der irdischen Seelenwanderung ist ein Ergebniß der kleinlichen Weltansicht, der zufolge der Erdball als das Höchste der Schöpfung und alles Übrige ihm nur dienend angenommen wird. Erinnerung Dessen, was die Seele in ihrer irdischen Hülle gewußt, bleibt ihr auch, wenn sie diese Hülle verläßt.

Aus einem theilweisen und unvollkommenen Verlassen der irdischen Hülle erklärt der Verf. die Krankheiten, Schlag, Brand, Cholera, Fieber, Fallsucht, Ohnmacht, Krampf, Scheintod, Epilepsie, auch den Schlaf und den magnetischen Schlaf als ein unvollkommenes Gestorbensein.

Das Gemüth ist von der Seele verschieden; es ist zwar Dasselbe, was die Seele ist, aber sie stellt eine andere Idee als Gemüth und eine andere als Seele dar. Als Gemüth stellt sie nämlich die Idee eines sich des schon Gewußten erinnernden Wesens dar, als Seele aber die Idee eines erkenntnißfähigen Wesens; übrigens ist auch das Erinnern ein Erkennen, nämlich ein Wiedererkennen des schon erkannt Gewesenen. Zwei Wege gibt es, zu Vernunfterkenntniß zu gelangen, der eine aus gemüthlich Erkanntem, der andere aus geistig Erkanntem ausgehend; durch gemüthliche Vernunftforschung und durch geistige Vernunftforschung; und indem das durch gemüthliche Vernunftforschung Erkannte nicht unrichtig sein kann, das durch geistige Vernunftforschung Erkannte aber unrichtig sein kann, so ist der sicherere Weg, zu richtigen Vernunfterkenntnissen zu gelangen, das gemeinschaftliche Vernunftforschen. Die Wahrheit gemüthlicher Erkenntnisse ist zwar nur subjectiv, Eigenthum derjenigen Seele, welche gemüthlich erkennt; Andern diese Wahrheit mitzutheilen, vermag sie nicht; das gemüthlich Erkannte zu offenbaren, kund zu machen, das vermag sie, aber von der Wahrheit ihrer Erkenntnisse zu überzeugen, wie sie selbst überzeugt ist, das vermag sie nicht; denn sie müßte andere Seelen auf dieselbe Art überzeugen wie sich, durch Erinnerung, worauf sie verweisen muß. Die speculative Philosophie hat Unrecht, wenn sie dieselbe für nicht vorhanden, vom Denken abhängig und nur für Ergebnisse des Denkens statuirt. Charaktere des gemüthlich Erkannten sind: 1) kein Widerspruch, weil in Gott, der es mittheilte, kein Widerspruch; 2) Stetigkeit, bei allem Wechsel geistiger Vernunfterkenntnisse; 3) Nichtsinnlichkeit; 4) Anschaubarkeit im Innern der Seele.

Die Seele kann sowol durch Glauben als durch Forschen, sowol aus gemüthlich Erkanntem, als auch aus sinnlich Wahrgenommenem zur Erkenntniß des Daseins Gottes gelangen; wer also nicht zu glauben vermag, der forsche; und wer nicht zu forschen vermag, dem gestattet die liebende Vorsicht auch, gemüthlich zur Erkenntniß des Daseins Gottes zu gelangen; wonach Forschen nicht Frevel, sondern Andacht, Anbetung, dargebrachte Huldigung der göttlichen Weisheit ist. Aber nur das Dasein Gottes vermag die Geist gewordene Seele zu erkennen; Das zu erkennen, was Gott sei, war für die selig gewordenen Geister vorbehalten; die Anschauung Gottes wird ihnen gestattet werden und dies die höchste Glückseligkeit der selig Gewordenen sein.

Und so gibt unsere kurze Erzählung ein eigenthümliches Bild von der Seelenwelt, der göttlichen Allmacht und der Seelenunsterblichkeit. Was die Naturphilosophen mit dem Namen des Bildungstriebes zusammengefaßt, ist hier als Hüllenbildungsgeschäft den Seelen anvertraut, und das künftige Leben auf fernen Welten, wozu theologische Aussichten wol Hoffnung gemacht haben, wird hier bestätigt. Zu den Schwierigkeiten, unserm Verf. ganz zu folgen, zählt Ref. die Annahme der mehren, auf einem mathematischen Punkte sich befindenden Seelen, aus denen sowol die Urmassen als die Hüllenmassen bestehen, und wie dann die Stellung mehrer Hüllenmassen auf einem ausgedehnten Raum zu Stande kommen kann. Mit Platonischen und Leibnitz'schen Lehren findet sich Ähnlichkeit. 7.

The paradise within the reach of all men, without labor, by powers of nature and machinery. An address to all intelligent men. By *J. A. Etzler.* Zwei Theile. Pittsburg 1833.

Offenbar ist die Welt in einem gewaltigen Umgestaltungsproceß begriffen. Der Pantheismus schafft uns die lästige Moral und allerlei beschwerliche Dogmen vom Nacken; der Demagogismus enthebt uns der legitimen Gewalthaber und ihrer unbequemen Gesetzgebungen; der Chevalier de Laurence in seiner angenehmen Schrift: „Plus de maris! plus de pères! ou le paradis des enfans de Dieu" (Paris 1838), entwirft den Plan zu einem Reich, wo die jungen Leute (denn für die Alten ist schlecht gesorgt) miteinander verkehren wie Schmetterlinge und Sperlinge, und wo unter andern Ergötzlichkeiten ein Engagement zum Walzer auch für ein gemeinschaftliches Bett in den übrigen Stunden der Nacht gilt. Es fehlte uns bisher nur noch ein genialischer Kopf, der auch zu einer paßlichen Localität für diese neuen Herrlichkeiten Rath wüßte. Der hat sich nun in dem

Digitized by Google

Verfasser der oben genannten Schrift glücklicherweise auch gefunden. Hr. J. A. Etzler, ein nach Pittsburg in Nordamerika ausgewanderter Deutscher, daselbst Buch-Macher, -Drucker und -Verleger, verspricht in der Vorrede, er werde in seinem Buche zeigen, wie in der Natur Kräfte vorhanden sein, durch welche binnen einem Jahre mehr ausgerichtet werden könne, als bisher binnen 10,000 Jahren, und daß diese Kräfte zu jeglicher Arbeit angewandt werden würden, falls nur erst „ein Verein" zusammengetreten sein werde, der Armen und Reichen die Theilnahme an den angehenern Vortheilen der Etzler'schen Entdeckungen gewähren solle. Kein größerer Geldbeitrag werde erfodert als der eines gewöhnlichen Lotterielooses. Binnen etwa 70 Jahren werde die Welt in ein Paradies umgeschaffen sein, in welchem alles für das menschliche Leben Wünschenswürdige für Jeglichen in Überfluß, und zwar „ohne Arbeit und ohne Bezahlung", gefunden werde, wo die ganze Gestalt der Natur in die schönste verwandelt sein, wo männiglich in den prächtigsten Palästen (wie Krystall, aus einem Stück) wohnen, alle ersinnlichen und feinsten Genüsse des Luxus genießen, wo — ohne Arbeit in einem Jahre mehr vollbracht werden solle als vorhin in 10,000 Jahren. Nach Belieben wird man Gebirge hinwegschaffen und in Thäler und Ebenen verwandeln, Seen herbeizaubern oder austrocknen, das Land überall mit (verglasten) Kanälen und den bequemsten (verglasten) Straßen durchschneiden, Reisen von 1000 Meilen in ein paar Tagen zurücklegen, den Ocean mit schwimmenden Inseln, prangend mit Palästen, durchronnen von Silberbächen, grünend von duftenden Hainen und Auen, nach Belieben und ohne alle Gefahr durchschiffen, oder auch, wenn man darnach Verlangen trüge, in das Innere der Erde eindringen, von einem Pol zum andern reisen, und zwar binnen etwa 14 Tagen. Kurz, man wird sich fortan durch bisher unerhörte Mittel sowol zur Vermehrung der Kenntnisse als zu unzähligen andern, zeither unbekannten Ergötzlichkeiten verhelfen, dagegen von allen Übeln — den Tod allein ausgenommen, der sich jedoch bis zu der äußersten Grenze wird hinausschieben lassen — fortan befreien. Und worauf gründen sich diese Verheißungen, fährt der Verf. fort? Lediglich darauf, daß dem Menschen „Naturkräfte" zu Gebote stehen, welche millionen Mal die Kräfte aller Menschen auf Erden übersteigen.

Am Schlusse des zweiten Theils seiner merkwürdigen Schrift sagt der Verf. in einer Petition an den Congreß der Vereinigten Staaten: „Die Grundwahrheiten, die ein zehnjähriges Kind begreifen kann, sind diese, daß der Wind, die Ebbe und Flut und die Wogen des Oceans, nebst der Verwandlung des Wassers in Dampf eine zehntausend Mal stärkere Kraft, als das ganze menschliche Geschlecht jemals besessen, zu allen erdenklichen Zwecken darreichen; daß diese Kräfte ununterbrochen wirksam gemacht werden können; daß mittels Brennspiegel jeder verlangte Grad von Hitze kann hervorgebracht und durch diese Hitze sowol Dampf erzeugt, als auch Sand, Thon und anderer verglasbare Stoffe verglast werden; daß die höchste Bearbeitung des Bodens sowie der Bergwerke durch eine ganz einfache Vorrichtung kann bewerkstelligt werden, und daß die größten Fahrzeuge (sogar künstliche Inseln von bedeutendem Umfange) durch solche gewaltige Kräfte nach jeder beliebigen Richtung hin in Bewegung gesetzt, auch biegsame Stoffe zu jeder beliebigen Form zusammengesetzt und gestaltet werden können. Die Welt wird fortan einen ganz andern Anblick als hierbevor gewähren, da sie tausend Mal mehr, bisher fehlende Mittel zu Beförderung menschlicher Glückseligkeit besitzen, kurz, in ein über alle gewöhnliche Begriffe unendlich erhabenes Paradies umgewandelt werden wird. Die Menschen werden sich durch die neuen in Vorschlag gebrachten Mittel zu Wesen einer höhern Art erhoben sehen und ihres Lebens auf eine höhere Art genießen. Und dieses Alles wird binnen zehn Jahren zu Stande gebracht sein, obwol der Anfang nur mit Dem, was etwa eine Straße oder ein Kanal von vier Meilen kosten möchte, gemacht wird, welche Kleinigkeit durch Actien von 20 oder 50 Thalern leicht zu bewerkstelligen sein wird. Kein Risico, kein blindes Vertrauen wird verlangt, sondern nur — Prüfung der Vorschläge. Noch ist zu bemerken, daß von denselben Kräften auch ein militairischer Gebrauch wird gemacht werden können, um Nationen zu bekriegen und zu unterwerfen. Denn es werden hier Mittel geliefert, gegen welche weder Schießpulver, noch die zahlreichsten Heere Stich zu halten vermögen. Amerika wird dann mit uneinnehmbaren Festungen sich binnen ungefähr drei bis vier Tagen Europa nähern, und es wird fortan die Frage sein, ob Amerika oder Europa die herrschende Macht auf Erden sein werde? „Und diese Frage", schreibt Etzler, „bringe ich jetzt vor den hochachtbaren Congreß, von dessen Entscheidung nunmehr das Geschick der Welt abhängt."

Ref., der sehr friedlichen Gemüthes und seit 1806 den Eroberungszügen sehr gram geworden ist, hebt aus der Masse merkwürdigen Stoffes zum Schluß dieser Anzeige nur eins der zahlreichen Capitel von allgemeinerm Interesse aus, das vom Ackerbau, empfiehlt aber auch das folgende, von der Architektur, den Baumeistern, welche hier, wie wir mit wenigen Worten andeuten werden, ihre Kunst auf einen nie geahnten Gipfel werden emporgehoben sehen. Betreffend also den Ackerbau im neuen Paradiese, so richtet sich die erste Aufgabe auf die Reinigung des Bodens von Wald und Steinen. Dieses wird bewirkt: 1) durch eine große Maschine, die in ihrer Fortbewegung die Bäume sammt den Wurzeln, desgleichen die Steine aus dem Grunde des Bodens hebt. 2) Eine zweite Maschine verarbeitet obiges Holz zu Balken, Bretern u. dergl., gibt den Steinen die gehörige Form und fördert sie nach den Baustellen. 3) Bei der Maschine Nr. 1 bedarf es nur einer geringen Abänderung, so setzt sie sich aufs Neue in Bewegung, ebnet den Boden, füllt die Tiefen mittels abgetragener Höhen aus, gräbt Kanäle, baut Dämme u. dergl. Nach einer zweiten nur geringen Abänderung bereitet sie den Boden zur Saat vor, streut dieselbe aus, bringt auch fruchtbare Erde, wo daran etwa Überfluß ist, nach Stätten, wo dieselbe fehlt. Nach einer dritten Abänderung verrichtet sie das Geschäft der Schnitter, Drescher und Müller. 4) Eine Maschine, wodurch man Quellen, wo sie fehlen, zu Tage fördert, Bergwerke bearbeitet und in jede beliebige Tiefe der Erde oder des Wassers hinunterdringt, um verborgene Schätze heraufzuholen. Nun bedarf man aber auch der Wohnungen inmitten dieses Ackerparadieses. Dazu wird gleichfalls Rath geschafft. Durch die Hitze kann Erde in Backsteine, ja in Glas verwandelt werden, sowie man diese Steine dergestalt zusammenschmelzen kann, daß sie hinfort unzertrennlich sind. Durch Brennspiegel also wird Erde in Stein oder Glas von jeglicher Form, ausdauernd für Jahrtausende, verwandelt werden. Auch zu Staub zerriebenes Holz wird nach Zusatz eines Bindemittels alle mögliche Formen annehmen müssen und sodann mittels der Brennspiegel in einen festen Körper verwandelt werden. Auf solche Weise wird man, sobald nur erst die Formen gemacht sind, dann Mauern, Dächer, Wasserleitungen, Brücken, Röhren, Säulen, Statuen, Gefäße, Ornamente aller Art, Alles aus einem Stücke oder Guß, und ohne alle weitere Arbeit hervorgehen sehen.

Ref., dem obiges merkwürdige Buch zufällig bekannt geworden ist, bedauert, nicht in Erfahrung haben bringen zu können, welchen Bescheid der Congreß oder der Präsident der Vereinigten Staaten unserm erfindungsreichen Landsmann ertheilt haben mag. Auch ist ihm nicht bekannt geworden, ob die Monatsschrift, wovon am Schlusse des zweiten Bandes (S. 97) die Rede ist, betitelt: „The new world", worin das fragliche, neue Paradies, fernerhin ausführlich hat besprochen werden sollen, zu Stande gekommen sein möge. 46.

Romanenliteratur.

1. Familienbilder von Eugen Rispart. Zwei Theile. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Malte diese Bilder auch nicht die Hand eines van Dyk und van der Helst, so entflossen sie doch dem Pinsel eines wa-

Digitized by Google

ckern Schülers der trefflichsten niederländischen Meister. Wahrheit und Frische der Färbung machen sie dem Auge angenehm, und eine gute Zeichnung befriedigt auch den Kenner. „Mutter und Sohn" spannen, ein wenig auf Kosten der Deutlichkeit und der Ruhe in der Composition. „Tante und Neffe", „Bruder und Schwester" sind gut erzählt, auf gewisse Weise lehrreich zu nennen, indem sie den Ultras der Bewegung wie der Stabilität eine getreue Abschilderung von möglichen Vorgängen geben, in Zeiten, die ihnen die goldenen dünken. Der Druck durch französische Gewaltthaten, die Erpressungen und kleinlichen Quälereien, die sich diese Beglücker Deutschland erlauben konnten, möchten die Nachäffer des jungen Frankreichs gern wegleugnen, wenn nicht noch Leute lebten, die das Gegentheil ihrer Meinung mit schlagenden Gründen beweisen und versichern könnten, daß die in der Erzählung aufgeführten Beispiele keine Erdichtung seien. „Bruder und Schwester" decken die Blößen des Kamaschendienstes, die rohe Willkür, die sich die Offiziere gegen die Soldaten gestatten durften, die Härte und gemeine List bei den Werbgeschäft ohne Hehl auf. Das Finstere des Gemäldes wird durch den witzigen Humor des Königs Friedrich II. von Preußen erheitert, der geistreich skizzirt, mit Geschick als aussöhnendes Schicksal eingeführt ist, und den Wunsch entstehen läßt, von diesem Maler noch mehre Portraitfiguren zu sehen.

2. Des Beduinen Tochter und andere Novellen und Novelletten von H. E. R. Belani. Leipzig, Taubert jun. 1838. 8. 1 Thlr.

3. Sidonia. Macht des Wahns. Historische Novelle aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts von H. E. R. Belani. Leipzig, Taubert jun. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Drei Novelletten des ersten Werks sind kurz, aber mittelmäßig; die vierte, „Historie von Ritter Zeno und den heiligen drei Königen", nach einer alten Handschrift in plattdeutschen Reimen, hat durch die Übertragung in neues Hochdeutsch in Prosa sicherlich verloren, wenigstens ist der Reiz treuherziger Kindlichkeit, den der Bearbeiter rühmt, abgestreift. „Sidonia" ist umfang- und gehaltreicher, auch das Gräßliche bei dem Hexenproceß des berüchtigten Fräuleins in Pommern möglichst aus den Augen gerückt, ohne daß Untreue gegen geschichtliche Vorgänge zu rügen wäre. Aber die Sprache, nicht allein den Worten, häufig auch die den Begriffen nach, ist die des 19. Jahrhunderts, und die Trachten, die Scenerie, selbst die Sitten der damaligen Vornehmen sind die, welche Pöllnitz zu Anfang des 18. Jahrhunderts an deutschen Höfen sah und beschrieb, womit der Aberglaube, das gerichtliche Verfahren des 17., ja des 16. Jahrhunderts in schreiendem Widerspruch steht.

4. Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, und Luise von Degenfeld, oder Leidenschaft und Liebe. Geschichtlicher Roman von Fr. von Stengel. Manheim, Löffler. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Zwei Vorzüge zieren diesen geschichtlichen Roman, die man selten, am seltensten bei Schriftstellerinnen antrifft: Parteilosigkeit gegen die sich einander feindlich gegenüber Stehenden und geschickte Verschmelzung der Haupt- und Nebenhandlung. Die ungestüme Leidenschaft des Kurfürsten für die schöne Degenfeld, das Unrecht gegen seine Gemahlin wird nicht verhehlt, ebenso wenig die Eitelkeit Luisens und die zu große Nachgiebigkeit gegen die Herzensgefühle, zuwider den Geboten der Vernunft, der Pflicht. Aber auch der Kurfürstin Charlotte unweiblicher Jähzorn, ihre Unliebenswürdigkeit, ihre Härte und ihr Starrsinn werden nicht beschönigt; keins dieser Drei ist ein Engel, aber auch keins ein Teufel, sie sind also dargestellt, daß wir Zuneigung zu ihnen gewinnen, daß es uns Leid thut, wie ihre Irrthümer und Fehler sich so hart strafen, am härtesten die von Charlotten. Ein Graf Hohenlohe liebt Luisen, er kämpft für sie, obgleich er nicht zweifeln kann, daß sie des Kurfürsten Zärtlichkeit erwidert. Den Verwundeten pflegt eine reizende Jungfrau, in der er, früher als sie selbst es weiß, die Enkelin des alten grausamen Dielsberg erkennt; Hohenlohe wird durch sie von seinen Herzenswunden wie von den körperlichen geheilt, er führt sie als seine Gemahlin heim, der Fluch des Großvaters haftet nicht auf der Unschuldigen. Es ist dieser Dielsberg der einzige schwarze Charakter in einer Geschichte, die von der Verfasserin weiblich mild und schonend aufgefaßt wurde. 10.

Notizen.

David Wilkie's neueste Gemälde. Cope's Osteria.

Der berühmte Genremaler David Wilkie hat ein Bild vollendet, die Königin darstellend, wie sie den ersten Ministerrath hält (The queen holding her first council). Das Bild findet in dem Referenten, der im „Athenaeum" darüber berichtet hat, keinen unbedingten Lobredner. „Wilkie", heißt es hier, „sollte die Grenzen des Familienlebens in seinen Darstellungen nicht überschreiten. Der scharf charakterisirende Maler des Zinstages und des Testaments verliert sehr viel bei solchen Gemälden, wo man nothwendigerweise eine Menge unmarkirter Gesichter und Trachten in einer vorgeschriebenen Ordnung gruppiren muß. Doch muß man ihm bei allen Fehlern des in Rede stehenden Bildes einräumen, daß er, auch wenn er am schwächsten ist, den meisten seiner Vorgänger, welche ähnliche Gegenstände behandelten, nahe kommt und die meisten seiner Zeitgenossen übertrifft." Dagegen wird desselben Meisters Bild: die Braut am Hochzeittage an ihrem Putztische, sehr gerühmt; es sei eine von jenen Scenen, die zu drei Vierteln lustig und zu einem Viertel schwermüthig seien. Das Mädchen an der Toilette sei viel hübscher als die meisten von Wilkie's jungen Schönheiten. Eine natürliche und süße Rührung liege in dem Blicke, den sie auf ihre Mutter werfe ꝛc. Auch ein Gemälde von Cope, welches eine Osteria zwischen Rom und Ancona darstellt, wird sehr gerühmt. Man findet da deutsche Burschen (german burschen), englische Magnificos, wandernde Sänger und pilgernde Mönche, eine singende Frau, von welcher der Referent behauptet, man könne ihr fast die Melodie ansehen, welche sie singe, was denn doch ein einziges Kunststück wäre. Im Hintergrunde sieht man die schönhaarigen Deutschen, diese jovialen Fußgänger, in ihren comfortabeln Blousen, mit ihren ewigen Pfeifen, lustig lärmend und auf Kameradschaft anstoßend. „Doch", setzt der englische Berichterstatter hinzu, „mag in der Freiheit ihrer ungestutzten Bärte und ungekürzten Gespräche ebenso viel theatralische Affectation liegen als in dem jungen Briten, der sehnsuchts- und wehmuthsvoll durch sein Augenglas starrt, und der, obgleich treu nach der Natur copirt, die Scene unangenehm stört." Der Berichterstatter verspricht sich von Cope, daß er nur einige Schritte vorwärts zu thun brauche, um eine der ersten Zierden der modernen englischen Kunst zu werden.

Read, der Verfasser von „Cain the wanderer", hat ein neues poetisches Werk herausgegeben: „Italy, a poem in six parts; with historical and classical notes." Während in einer frühern Nummer des „Athenaeum" dies Gedicht als eine fast knabenhafte Nachahmung des vierten Gesangs von „Childe Harold" dargestellt und diese Behauptung mit Parallelstellen belegt wird, sagt der „Atlas" von demselben Gedichte, es habe ganz die Originalität und pittoreske Großartigkeit des Byron'schen Gedichts, aber eine tiefere philosophische Weisheit zur Grundlage; auch der „Courier" behauptet, das Gedicht enthalte Partien, welche Byron's nicht unwürdig wären. Man sieht, daß auch jenseit des Kanals die Kritik ebenso wenig auf eine Norm zurückgeführt ist oder werden kann wie auf dem widerspruchsvollen Continente. 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 269. — 26. September 1838.

Sagenforschungen von Ludwig Uhland. I. Der Mythus von Thor. — Auch u. d. T.: Der Mythus von Thor nach nordischen Quellen. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Dichter, der unter allen lebenden als der beste und gediegenste gilt und zugleich der beliebteste ist, muß oft den Vorwurf hören, daß er verstummt und ermüdet sei zu singen. Erst neuerdings sahen wir diesen Vorwurf in die Auffoderung einkleiden, daß der Dichter seine begonnenen Werke vollende, den „Fortunat", den „Konradin", das „Schloß Schildeis" u. s. w. ausführe. In einem merkwürdigen Gegensatze steht hierin Uhland zu Rückert, der zwar auch manches Begonnene aufgegeben und dafür etwas Anderes angefangen hat, z. B. statt des herrlich angelegten Lehrgedichtes vom Bau der Welt ein anderes von weniger großartigem Plane und zerstückelterer Gliederung, dessen prodigiöse Fruchtbarkeit aber eher den Wunsch veranlaßt, daß er weniger und Gediegneres schreiben möchte. Der Vortheil ist offenbar auf Uhland's Seite. Er gehorcht der gebietenden Stunde, er wartet den Befehl der Muse ab; schweigt diese, so schweigt er auch. Bei Rückert ist es umgekehrt: er commandirt die Poesie, und sie gehorcht ihm, wenn auch oft unwillig. Noch eine andere Dienerin hat er sich zahm gemacht, die Sprache; auch diese gehorcht ihm unbedingt, auch wenn ihr das scheinbar Unmögliche auferlegt wird, ja, sie achtet nicht einmal, ob sie sich im Diensteifer ein Bein verrenkt, eine Hand verstaucht. Uhland behandelt die Sprache mehr als eine Freundin, eine liebe Vertraute, deren freiwilligen Beistand er durch herrliche Geschenke vergilt. Auch hier scheint uns Uhland im Vortheile; wir sagen nicht warum; aber so ist unsere Wahl. Die Parallele läßt sich weiter fortsetzen. Beide Dichter haben an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit Antheil genommen. Nachdem die Wissenschaft die geistigen Schätze der alten Welt, worunter man bisher Griechenland und Rom verstand, ausgebeutet und der deutsche Geist diese Elemente in sich aufgenommen, scheint sie sich jetzt eine doppelte Aufgabe gestellt zu haben: einerseits auch den Orient zugänglich zu machen, damit sich der Deutsche auch dessen Geist und Leben gegenständlich machen und seinem eignen Wesen aneignen könne, was diesem davon zusagt; andererseits das eigenthümlich germanische Element wieder zu erwecken, damit dem hereinbrechenden Strome des Fremden ein Damm entgegengesetzt werde. Allerdings bedarf der deutsche Magen, dem so viele ungewohnte, fremdartige Speisen aufgetischt werden, einer Stärkung durch wahrhaft heimische Gerichte, zumal wenn diese auf den Genuß der ihm bevorstehenden exotischen Kost vorbereiten, allmälig zu ihr hinüberleiten können. Es scheint die Bestimmung des Deutschen zu sein, nicht aus sich selbst seine Bildung zu entwickeln, wie es dem Griechen verliehen war, von allen fremden Einflüssen ungestört die Blüte aus dem eignen Keime zu entwickeln, sondern ihm ist verhängt, indem er von einer Bildungsstufe zur andern schreiten will, durch eine fremde Cultur gestört zu werden, die er erst bewältigen, in sich aufnehmen, verdauen muß, ehe er seinen Fuß gekräftigt weiter setzen darf. So ist dem germanischen Wesen zuerst das Christenthum entgegengetreten, ein zusammengesetztes, aus orientalischen, griechischen und römischen Bestandtheilen gemischtes Element, von dem ihm zuerst nur geringere Dosen zugemuthet wurden, nach deren Assimilation sich aber im 13. Jahrhunderte das deutsche Leben auf eine Culturstufe hob, von der es allerdings zweifelhaft ist, ob es sie ohne den Durchgang durch jenes Läuterungsfeuer erreicht haben würde. Mit dem Falle der Hohenstaufen und dem Siege der Kirche mußte der deutsche Geist noch den ganzen übrigen, damals mit römischen Schlacken sehr stark versetzten Rest des Christlichen in sich aufnehmen, und dies war mehr, als er verdauen konnte. In der Reformation erfolgte eine heftige Entladung, das ganz Heterogene wurde ausgestoßen, aber der Magen hatte nicht Zeit, sich wieder herzustellen, denn mit der gleichzeitigen Wiedererweckung der Wissenschaften wurde die Foderung an ihn gestellt, nun auch das Griechische und Römische, jedes in seiner Reinheit, in sich aufzunehmen. Darüber verfiel er erst in Kolik und convulsivische Zuckungen, dann in Apathie und Lethargie, bis es ihm erst im 18. Jahrhunderte gelang, das Verdauungsgeschäft zu vollenden und die im Überfluß gebotene Nahrung völlig zu verarbeiten. Damit war aber auch der deutsche Geist erstarkt und zu einer Blüte gediehen, die ihm die Bewunderung aller übrigen Völker erwarb. Freilich wäre der vollendeten Aneignung des Fremden, die sich zunächst durch gelungene Übersetzungen der Alten zu erkennen gab, die Ent-

Digitized by Google

wickelung einer selbständigen Literatur nicht so rasch auf dem Fuße gefolgt, wenn nicht gleichzeitig der germanische Geist durch die Bekanntwerdung Shakspeare's erfrischt, und zur Ahnung angeborener Kraft, zum Bewußtsein der inwohnenden Schätze aufgerufen worden wäre. Und so ist es auch jetzt, da der schöpferische Geist der Deutschen ermattet ist und einer Labung bedarf, heilsam, daß diese nicht allein aus dem Oriente herbeigeschafft wird, sondern sich zugleich die heimischen Felsenbrunnen erschließen, aus welchen ihm der erquicklichste Trank und die seiner Natur gemäßeste Nahrung geschöpft werden kann. Die geistigen Quellen, die ihm aus dem Oriente zufließen, müssen ihm dann um so mehr gedeihen, während sie ihm ohne Versetzung mit einheimischen Quellwassern vielleicht eine neue Unverdaulichkeit zugezogen hätten. Jedweder der in Vergleichung gestellten neuern Dichter hat nun seinen Theil an der Arbeit des Jahrhunderts redlich übernommen, Rückert, indem er sich dem Orient zuwandte und dessen geistige Reichthümer für uns ausbeuten half, Uhland, indem er den uns über dem Fremden entfremdeten eignen deutschen Geist wieder heraufbeschwor und an der Erweckung des deutschen und nordischen Alterthums Antheil nahm. Auch hier scheint uns Uhland das bessere Theil erwählt zu haben, ohne daß wir abermals gesonnen wären, die Gründe auszuführen, worauf diese unsere Ansicht sich stützt.

Uhland's eigne Poesie ist durch das Studium des deutschen Volksliedes und unserer ältern Dichter genährt, vielleicht geweckt; auch die Poesie des Nordens hat auf seine eignen Hervorbringungen vielfältig befruchtend eingewirkt. Schon früher hat er uns auch durch Untersuchungen über die Poesie des 13. Jahrhunderts, die deutsche sowol als die naheverwandte französische, gefördert. Seine Schilderung Walther's von der Vogelweide, obgleich im Einzelnen späterhin berichtigt und ergänzt, ist im Ganzen unerreicht und konnte nur einem gleichgearteten Geiste, einem mit ähnlichen poetischen Anlagen ausgestatteten Gemüthe so vollkommen gelingen. Ein noch weit größeres Verdienst erwirbt er sich jetzt; mit dem vorliegenden Buche thut die Wissenschaft einen Riesenschritt, der uns um so gewisser und um so dauernder zu Gute kommen wird, als gleichzeitig auf anderm Gebiete derselbe entscheidende Schritt durch Strauß und Andere gethan wird. Es ist die Wissenschaft der Sagenforschung, als deren Mitbegründer Uhland genannt werden wird, welcher wir diese großen Erfolge verdanken. Die Brüder Grimm waren es zuerst, welche auf die bedeutenden Resultate aufmerksam machten, welche namentlich die Vergleichung der Sagen verschiedener Zeiten und Völker gewähren kann. Auf dem Gebiete der Geschichte hat dann Niebuhr versucht, die Räthselbilder der Sagengestaltung zu deuten und ihren historischen Gehalt zu gewinnen. Creuzer und Mone wagten sich, wiewol vielleicht voreilig und ohne Erfolg, an die Mythologien der Völker, die älteste Poesie der Naturanschauung, die tiefsinnigste Symbolik des dichtenden Geistes. Bekannt sind ihre Verirrungen und die Kämpfe, die dadurch hervorgerufen wurden. Aber dieser Streit ist nicht unfruchtbar geblieben, die Wahrheit ist auch diesmal sein Lohn gewesen. Allerdings gehört wissenschaftliche Strenge, besonnene Prüfung und ein unbestochenes kühles Urtheil dazu, um auf dieser schlüpfrigen Bahn nicht zu straucheln und auf dem Gebiete der Fabel nicht zu fabeln. Aber auch Dem, welchem diese nur negativ wirkenden Eigenschaften verliehen sind, offenbart sich der Geist nicht, welchen diese Hieroglyphen der ältesten Völker verhüllen, wenn er nicht selbst mit poetischem Sinne ausgerüstet ist, damit der Geist zu dem Geiste vernehmlich spreche. Darum mußte es Uhland, der Dichter und Forscher sein, der uns die Räthselbilder der nordischen Mythenpoesie deutete. Er selbst sagt:

> Schon bei der ersten unbefangenen Betrachtung lassen die nordischen Mythenbilder in ihrer Gesammtheit einen entschiedenen Eindruck zurück, sie machen sich bis auf einen gewissen Grad verständlich und lassen weiteres Verständniß ahnen. Dies ist die Folge davon, daß sie aus dichterisch schaffendem Geiste hervorgegangen sind. Sie können darum auch nur mit poetischem Auge erfaßt werden, diesem aber werden sie sich bei näherm Anblicke immer voller und lebendiger entfalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anschaulicher Zusammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige sein, weil für sie in der Natur des dichterischen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben ist.

Hierin liegt eine neue Rechtfertigung Uhland's gegen den Vorwurf poetischer Unthätigkeit, indem er bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen zugleich als Dichter thätig ist, dessen Aufgabe es nicht allein sein kann, immer Neues und wieder Neues hervorzubringen, wodurch man so leicht auf den Abweg geräth, jede Variation des längst Vorhandenen gleich für eine neue Schöpfung zu halten und der Welt als eine solche aufzudringen, mit welcher Danaidenarbeit wir das große Heer der Dichterlinge unablässig beschäftigt sehen. Auch zum Verständnisse des Vorhandenen, zumal wenn dessen Deutung schwierig ist, gehört poetische Thätigkeit, und in dem vorliegenden Falle war dieselbe in eminentem Maße erfoderlich. Und nicht diese eine Aufgabe hat Uhland seiner dichterischen und wissenschaftlichen Thätigkeit gestellt, wir sehen ihn zugleich mit einer andern, den poetischen Geist nicht minder in Anspruch nehmenden Untersuchung beschäftigt. Sie betrifft das Volkslied und dessen mythischen Gehalt, wie uns in ähnlicher Weise Grimm in den Anmerkungen zu den Volksmärchen deren Zusammenhang mit der Mythologie, der antiken sowol als der deutschen und nordischen, anschaulich gemacht hat. Auch von dieser andern Untersuchung Uhland's wird schon in dem vorliegenden Büchlein Nutzen gezogen.

Zu der kurz vorher erschienenen „Deutschen Mythologie" Jakob Grimm's verhalten sich Uhland's „Sagenforschungen" so, daß sich diese nur mit der nordischen Mythologie, nicht der deutschen beschäftigen, jene aber nicht blos darstellen, sondern ihrem geistigen Gehalte nach deuten, während J. Grimm nur die Darstellung, nicht auch die Deutung der deutschen Mythologie, mit Ausschluß der nordischen, soweit sie nicht zur Aufhellung der sparsamen, oft für sich unerkennbaren Überreste jener herange-

Digitized by Google

zogen werden mußte, beabsichtigte. Was Jakob Grimm zu diesem Behufe über die nordische Mythologie gesagt hatte, ist bei Uhland bereits benutzt worden. Wir müßten es übrigens bedauern, daß sich die Brüder Grimm seit dem Erscheinen des ersten Theiles der alten Edda (Berlin 1815) von der nordischen Literatur zurückgezogen haben, wenn uns ihre dadurch gewonnene Muße auf heimischerm Gebiete nicht so reichlich entschädigte. Als ein besonders glückliches Ereigniß haben wir es dagegen im Voraus zu betrachten, daß Uhland seine lohnende Thätigkeit diesem verlassenen Felde zugewandt hat; denn ohne ihn und Mohnike, der doch zunächst nur als Übersetzer thätig ist, wäre dasselbe als gänzlich verwaist anzusehen.

Höchst überraschend sind die Ergebnisse der Untersuchung über den Mythus von Thor. Wir lernen den Gott von einer ganz neuen Seite kennen. Bisher sahen wir in ihm nur den Donnerer, der den Hammer schwingt, Bergriesen und Thursen erschlägt. Daß er dem Zeus der Griechen, dem römischen Jupiter entspricht, während Odin sich dem Mercurius vergleicht, war schon vor Grimm's „Deutscher Mythologie" bekannte Annahme, und da diese sich nun als gültig bewährt hatte, so schien unsere Vorstellung von Thor als dem gewaltigen, dreinschlagenden Donnergott, dem furchtbarsten unter den Asen, um so sicherer begründet. Uhland lehrt ihn uns zuerst als den Heiliger und Schutzherrn Mitgards, der bewohnten Erde, als den Freund und Schirmer der Menschenstämme kennen. Mit seiner Eigenschaft als Herr des Donners ist sein Wesen nicht erschöpft, wenn auch von dieser sinnlichen Erscheinung der Thorsglaube ausging; entscheidender für den Charakter des Gottes ist es, daß er sich des Donnerhammers nur bedient, um Riesen und Ungethüme zu schlagen, welche die Erde unsicher machen und ihren Anbau verhindern. Hierdurch wird er erst zu Dem, was er ist: der menschlichste, volksthümlichste, leutseligste der Asen, der „geliebte Freund" seiner Verehrer. Am deutlichsten stellt sich sein Wesen im Gegensatze zu dem Odin's heraus in der scharfsinnigen Erklärung des Harbartsliedes.

Odin, das Haupt der Asen, der auch dem Namen nach der Gott des lebendigen Geistes ist, durchforscht rastlos die Welt und stärkt die Sache der Götter, indem er überall geistiges Leben weckt und den irdischen Heldengeist zu höherm Berufe, zur künftigen Theilnahme an dem großen Götterkampf, in seine himmlische Halle heranzieht. Dagegen ist Thor, Odin's kräftigster Sohn, vorzugsweise Beschirmer der Erde, deren Anbau er begründet, deren Fruchtbarkeit und Freundlichkeit er zum Besten ihrer Bewohner unermüdlich fördert und schützt und darum mit den wilden Elementargewalten in beständigem Kampfe liegt.

Ungeachtet dieses verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen Odin als Vater und Thor als Sohn, stellt das Harbartslied doch beide feindlich gegenüber, insofern die je unter Obhut eines dieser Götter gestellten Richtungen und Zustände des irdischen Daseins in Collision gerathen. In das Leben der Götter greift dieser Zwiespalt nicht ein, darin bleibt Odin unter dem Beinamen Harbart, den er auch sonst führt, verhüllt. Odin, als Erreger alles Geistes, facht insbesondere als Gott des Sieges (Uhland nennt ihn grabezu Kriegsgott, für den bisher Tyr, dem Mars verglichen, gehalten wurde) den kriegerischen Geist an. Thor, als Gott des Anbaus, steht ihm bei der landverheerenden Weise der alten Kriegsführung nothwendig entgegen. Darum heißt es auch, Odin habe die Jarle, die auf der Wahlstätte fallen, Thor habe der Thräle Geschlecht, der Unfreien, die das Land bauen. Bei diesem Geschäfte ist Thor vielfach behülflich. Der erste Anlaß, ihm die Urbarmachung der Erde zu übertragen, lag in der felsenspaltenden Gewalt des Wetterstrahls. Der Volksglaube schreibt ihm die Bergfälle, die Felsenlawinen im Gebirge zu, er bereitet den harten Steingrund zum urbaren Erdreiche und bezwingt die dem Anbaue der Erde widerstrebende nördliche Gebirgswelt, deren Entwilderung die dort hausenden Ungethüme sich entgegensetzen. Darum liegt Thor in beständigem Kampfe mit den Jötunen und Thursen, in welchen das Ungeheuere, Finstere und Feindselige in der Natur, die rohen ungezähmten Elemente personificirt werden. Dagegen sind dem Gotte als ein Dienstgefolge beigegeben Thialfi und Röskva, die Kinder der Bauern, welche den menschlichen Fleiß, die rasche, unverdrossene Rüstigkeit beim Anbaue der Erde darstellen. Doch nicht blos auf den Landbau beschränkt sich Thor's wohlthätige Wirksamkeit, die Welt soll überhaupt von den jötunischen Ungethümen gereinigt und dem Menschengeschlechte zu einer freundlichen, sichern Wohnstätte geheiligt werden. Daraus erklären sich die Eddalieder von Geirröd, Hymir und der Mitgardsschlange. Obwol selbst Donnergott, ist doch Thor im schädlichen Gewitter, im Wolkenbruche und Überschwemmung nicht zugegen; es kommt von Jötunen und wird, wie jeder andere Ausbruch wilder Elemente, von ihm gedämpft; die Brücke aber, welche dem Ungestüm überschwellender Bergströme mit Pfeilern und Jochen widersteht, ist ihm geheiligt, oder wird als sein Werk betrachtet, der überall den menschlichen Verkehr fördert. Mythisch wird dies so ausgedrückt, daß er den Riesentöchtern, die den Strom angeschwellt haben, auf seinem Stuhle das Genicke bricht. Noch andere Anstrengungen gegen das wilde Element des Wassers werden dem Schirmer der Erde zugeschrieben. Auf Hlesey (Meerinsel) schlug er die wilden Weiber, die sein Schiff losgewunden und seinen Diener Thialfi, den Anbau, vertrieben hatten. Auf Gotland ist Thialfi ohne des Gottes unmittelbares Dazwischentreten der feindseligen Elemente Herr geworden. Aber auch das Meer selbst macht Thor dem Menschen, der Schiffahrt zugänglich. In der Begegnung mit dem Frostriesen Hymir, durch dessen Einwirkung Buchten und Sunde zugefroren sind, bricht der sommerkräftige Thor den festen Eiskrystall an dem Schädel des Jötunen. Weil aber hiermit das Meer, Ägir's Gebiet, noch nicht beruhigt ist, vielmehr nach dem Bruche des Eises die See am ungestümsten tobt, so muß noch die Bändigung der Mitgardsschlange, welche die zerstörende Urkraft des Elements verbildlicht, erfolgen, nach welchem Kampfe alsdann erst dauernde Meeresstille eintritt.

Das Licht, welches die Untersuchung über Thor's Wesen verbreitet, kommt auch andern Gottheiten zu Gute, und nicht blos den zunächst verwandten, fast allen Göt-

Digitized by Google

tern Asgards. Die Asen stehen untereinander in zu mannichfaltigem Wechselverkehre, ihre Mythen sind zu sehr ineinander verschlungen, als daß eine vollständige Deutung des Mythus eines Gottes nicht auch den Schleier, der das Wesen vieler andern verhängt, lüpfen sollte. Daraus folgt indessen keineswegs, daß die Fortsetzung der im vorliegenden Hefte begonnenen Forschungen weniger unser dringender Wunsch sein sollte. Dieser bleiben noch Räthsel genug zu lösen, namentlich werden die auf den Odinischen Sagenkreis zunächst bezüglichen Eddalieder und die dahin gehörigen Stellen der jüngern Edda und der Skaldenlieder dem Scharfsinne unseres Forschers zu schaffen machen, wenn ihm auch die Grunddedeutung Odin's, als des Erweckers des Geistes, namentlich des Heldengeistes, schon feststeht. Grade weil der Mythus vom Thor, als im Naturgebiete verkehrend, dem Verständniß offener lag als solche, die sich auf die innere Welt, auf das Geistesleben beziehen, hat der Verf. mit diesem begonnen, um vom Leichtern zum Schwierigern, vom Hellern zum Dunklern fortzuschreiten. Es bleibt also im Gegentheile den folgenden Heften das Wichtigste noch vorbehalten. Wie viel Aufklärung aber schon das Gegenwärtige über die gesammte Asenlehre gewährt, wird sich aus folgenden kurzen Andeutungen ergeben. Wir übergehen dabei den schon besprochenen Odin und beginnen mit den der Gottheit Thor's zunächst verwandten Mythenbildern. Unter diesen ist seine Gemahlin Sif mit goldenem Haar die interessanteste Erscheinung. Loki hatte ihr trügerischerweise das Haar abgeschoren. Die unterirdischen Zwerge bilden ihr ein neues Goldhaar, das wie ein natürliches fortwächst, sobald es auf Sif's Haupt kommt. Die Lösung des Räthsels ist, daß Sif das Getreidefeld bedeutet, dessen goldener Schmuck im Spätsommer (Loki bedeutet das Ende, die Neige des Jahres) abgeschnitten, dann aber von unsichtbar wirkenden Erdgeistern wieder neu gewoben wird. Die Zwerge sind die unsichtbaren Naturkräfte, die im Erdenschoose die leuchtenden Erze, das verführerische Gold und das gewaltige Eisen hegen und bereiten, deren Werk die wunderbar kunstreichen Gewächse sind, die aus dem dunklin Grunde hervorkommen. Eine solche Gattin gezieмt dem Gotte, der dem Anbau der Erde vorsteht. Mit ihr hat er eine Tochter Thrud gezeugt, auch sie der Ältern würdig. Sie bedeutet das nährende, stärkende Saatkorn, die Nährkraft, die im Korne liegt, und so artet auch sie in den gleichen landwirthschaftlichen Kreis. Thor hat auch seine Wohnung in Thrudheim oder Thrudrang, worunter das fruchtbare, nährkräftige Bauland zu verstehen ist. Sein Palast Bilskirner mit 540 Böden bedeutet den Wolkenhimmel mit seinen vielen Lagen und Schichten. Thrud nun, Thor's Tochter von Sif, dem Getreidefelde, war in des Vaters Abwesenheit einem Zwerge verlobt worden, aber Thor hebt, als er zurückkehrt, das Verlöbniß auf und entraft seine Tochter dem Zwerge. Der Sinn des Mythus ergibt sich nach dem Vorausgeschickten von selbst. Das ausgestreute Samenkorn scheint dem finstern Erdgrunde verhaftet, aber Thor hebt dieses Verlöbniß auf, die Saat wird mit dem zurückkehrenden Sommer wieder an das Licht gezogen. In Thor's Söhnen, die er mit Jarnsaxa, der Eisensteinigen, gezeugt, Modi, dem Muthigen, Jornigen, und Magni, dem Starken, scheinen die Eigenschaften des Vaters, Asenzorn und Asenstärke, besonders personificirt. Warum aber ihre Mutter Jarnsaxa, die Eisensteinige, ist, erklärt zwar Uhland nicht, aber aus dem Zusammenhange seiner Mythendeutung ergibt sich die Lösung: die Bereitung des steinigen, eisenhaltigen Gebirges zum fruchtbaren Baulande weckt in Dem, der sich ihr unterzieht, Muth und Stärke. Daß Jörd, die Erde, Thor's Mutter heißt, ist ganz entsprechend. Odin's Verbindung mit ihr, die Beziehung der schaffenden und bildenden Götterkraft zur Erde, belohnt ein Beiden gleichgearteter Sohn.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Basken, einer der wenigen noch vorhandenen Volksstämme, die nationelle Eigenthümlichkeit bewahrten, haben auch darin Ähnlichkeit mit den Tirolern, daß sie in gewissen Gegenden, wie im Thale Sal, Schauspiele im Freien aufführen, von den Landleuten selbst verfaßt. Der Stoff ist theils aus der Bibel und Legende, theils aus den Mauerkriegen und den Kreuzzügen genommen. Der Plan an sich ist einfach, so lebhaft auch die Gefechte sind; auch ist Alles auf den Hauptheldenberechnet, der, wenn die Handlung der Profangeschichte angehört, Karl der Große, Soliman, Roland, Almanzor, Gottfried von Bouillon u. s. w. heißt. Der letzte Lieblingsheld war Napoleon, auf den nun der Insurgentenhauptling Zumala-Carregui folgen wird. Ihr Theater ist seit einem Jahrtausend so ziemlich auf dieselbe Weise construirt: die Zuschauer stehen und sitzen unter dem freien Himmel, auf die Scenerie der etwas überdeckten Bühne wird wenig gewendet, desto mehr auf die Kleidung; wer irgend ein reiches Gewand, ein Stück Schmuck besitzt, leiht es willig den Schauspielern her.

Das Stück beginnt mit einem Prolog, der recitativartig halb gesungen, halb gesprochen wird und an den allgriechischen Chorgesang erinnert. Die gereimten vierzeiligen Verse, welche darauf folgen, machen den Dialog eintönig. Desto ungestümer ist die Declamation und das Geberdenspiel. Die Kämpfe scheinen im vollen Ernste geführt zu werden. Ein Schutzflicker war vor einigen Jahren in den Rollen der Päpste dreimal, auch war er der beliebteste Negerfürstchen- und -Sänger in der ganzen Gegend. Die jungen Mädchen spielen bisweilen Stücke und agiren auf den Brettern trotz ihren Brüdern und Liebhabern. Auch der Tanz, den sie leidenschaftlich lieben, hat etwas Dramatisches und Kriegerisches, zumal bei den verheirathetern Männern. Diese haben ihren eignen Tanz für sich, einen andern die Frauen, desgleichen auch die jungen Mädchen und Burschen, die sich bei ihrer Runde an den Händen halten. Die Carrica-Danza vereinigt Jung und Alt, Frauen mit kleinen Kindern sind durch das Gesetz angewiesen, bei gewissen Festtänzen gegenwärtig zu sein, damit ihren Säuglingen gleich die Freudentöne vaterländischer Feste ins Ohr fallen. Durch Tanz wird Alles gefeiert. Sind ihre Felder und Obstgärten durch Krieg oder Naturereignisse zerstört worden (Äpfel-, Birn-, Nuß- und Kastanienbäume pflanzen sie zum Behuf der Armen und Wanderer über ihre Einfriedigungen hinaus an), so versammelt sich die Gemeinde, hilft dem Schaden ab, legt die besten Kleider an und tanzt beim muntern Klange der Schellentrommel und des Flageolets um den Keim und den Baumschößling. Sogar wenn ein Mädchen von schlechtem Ruf aus der Gemeinde gestoßen wird, wobei man ihr die Haare abschneidet, ihr ein Stück Brot und eine Rute mit auf den Weg gibt, tanzt man nachher vor dem Hause, das sie bewohnte. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 270. — 27. September 1838.

Sagenforschungen von Ludwig Uhland.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Den schon betrachteten Mythenbildern reiht sich zunächst an Örvandil der Kecke und sein Weib Groa. Örvandil ist der Fruchtkeim. Thor hat ihn von Norden her aus Jötunheim, der Riesenwelt, über Elivagar, die Eisströme, im Korbe getragen, er hat das keimende Pflanzenleben den eisigen Winter über bewahrt, aber der kecke Örvandil hat eine Zehe hervorgestreckt und erfroren, der Keim hat sich allzufrühe hervorgewagt und muß es büßen. Nicht zufrieden, den harten Boden dem Anbaue bereitet zu haben, schirmt auch Thor die in der Wintererde verwaiste Aussaat. Örvandil's Weib, die Wahrsagerin Groa, ist das Saatengrün, das Wachsthum. Eine Wahrsagerin kann sie heißen als Vorbotin künftiger Ernte. Noch in der Sage von Amleth bei Saxo sind die Grundzüge dieses alten Naturmythus erkenndar.

Nun folgt Iduna und Bragi, ihr Gatte. Bekanntlich wird Iduna durch den Jötun Thiassi, der in Adlergestalt erscheint, aus Asgard entführt, worauf die Asen schnell grauhaarig und alt werden. Aber in Gestalt einer Nuß wird Iduna zurückgeholt, und die Götter verjüngen sich. In ihr ist das frische Sommergrün an Gras und Laub persönlich geworden. Ihre Entführung durch den Jötunadler Thiassi bedeutet die Entblätterung der Bäume und Entfärdung der Wiesen durch den Hauch der Herbst- und Winterwinde. Die Nuß aber, in deren Gestalt Iduna zurückgebracht wird, zielt auf den Kern, aus dem die erstorbene Pflanzenwelt immer wieder aufgrünt. Daß Bragi, der Skalde unter den Göttern, Idunen zum Gatten gegeben ist, zwingt das Naturgefühl des Alterthums zu bewundern, dem die schöne, grünende Jahreszeit auch als die Zeit des Gesanges, des menschlichen wie des Vogelgesanges, erscheint.

Neben diese Gatten stellen sich zwei Geschwister Frey und Freyja. Ihr Vater Niörd, der in Noatun, der Schiffstätte, wohnt, waltet vorzüglich über dem für Schifffahrt und Fischfang günstigen Wind und Wetter, Frey über der den Feldgewächsen gedeihlichen Witterung, während in Freyja Glanz und Wärme des reinen wolkenlosen Himmels der schönen Jahreszeit zur persönlichen Erscheinung kommt. Sie heißt die thränenschöne Göttin: ihre Thränen, der Thau, sind lichtes Gold. Ihr leuchtendes Halsgeschmeide, der berühmte Brisingschmuck, wird auf den klaren Venusstern bezogen, der zugleich Morgen- und Abendstern ist, weshalb sich einst Heimdal der Frühe und Loki der Späte um ihn stritten. Alle drei sind Luftgötter, Vanen, welcher Name sie als dem Leeren, Stofflosen angehörig bezeichnet. Ihre nähere Betrachtung bleibt noch vorbehalten, namentlich wird Freyja's Vermählung mit Odin zu enträthseln sein.

Eine überraschend schöne Deutung ist die des Baues, welchen der ungenannte Baumeister aus Jotunheim mit Hülfe seines Pferdes Svadilfari den Göttern Asgards bis zum ersten Sommertage zu vollbringen gelobt hat, nämlich eine Burg, welche vor Berg- und Eisriesen sicher sei, wenn auch solche innerhalb Mitgards hereinkämen. Zum Lohne ist ihm der Besitz Freyja's mit Sonne und Mond versprochen. Der Baumeister ist ein Winterriese und bedeutet wol den Winter selbst, denn innerhalb desselben soll er das Werk vollenden. Sein Pferd Svadilfari, Eisfahrer, ist der Winterwind. Der Bau aber, der den Bergriesen und Reifthursen als Bollwerk entgegenstehen soll, ist die feste, schützende Eis- und Schneedecke, unter der die Erde und die junge Saat vor den schädlichen Wirkungen des Winterfrostes geborgen ist. Aber der Bau darf nicht vollendet, nicht auf immer abgeschlossen werden, denn Derjenige, der den Göttern ein nützlicher Werkmeister gegen die Eisthurse, und nicht mit Unrecht, geschienen, ist zuletzt doch selbst ein Riese des rauhen Felsgebirges und würde, wenn man ihn schalten ließe, den Sommerhimmel (Freyja) mit Sonne und Mond entführen, d. h. wenn der Schnee liegen bliebe, so würde der Frühling nicht wieder eintreten.

Ein neues Götterpaar, Baldur und Nanna, schließt sich diesem Ideenkreise an. Baldur, der allbeliebteste, schönste der Asen, der so licht ist, daß Glanz von ihm ausgeht, der in Breidablick, Weitglanz, wohnt, wo nichts Unreines bestehen kann, ist das Licht selbst, und Nanna, seine Gattin, ist die Blüte, die Blumenwelt, die sich dem Lichte zuwendet. Die Liebe Baldur's und Nanna's, des Lichtes und der Blüte, bildet ein Seitenstück zu der Liebe Bragi's und Iduna's, des Gesanges und der Sommergrüne. Wenn aber Forseti, der Gott der Dingstätte, der Rechtspflege, von Baldur und Nanna abstammt, und sein Saal Glitnir, der Glänzende, heißt, so ist daran zu

Digitized by Google

denken, daß die Zeit des Lichtsieges und der Blüte auch für Abhaltung des Gerichtes die geeignete war, da solches im Freien und bei odenstehender Sonne gehegt wurde.

Noch wird das Wesen einiger andern, nicht zunächst zu Thor's Kreise gehörigen Götter, als Loki's, Ty's, Heimdall's, Ägir's oder Hler's u. s. w., gedeutet, so auch die Bildung der Welt aus dem Körper Ymar's und der Asen Ursprung erklärt, so auch das Geschlecht Fornior's, von dem Riesen, Thor's ewige Feinde, stammen, erläutert; darüber verweisen wir auf das Buch selbst und seine mit Ungeduld erwartete Fortsetzung; hier genügt uns, die Grundanschauung, auf welche die Betrachtung des Mythus von Thor hinleitet, angedeutet zu haben. Offenbar gehört der ganze Mythenkreis, in welchem Thor waltet, dem Naturgebiete an; ein anderer, dem Odin vorsteht, bezieht sich, wie schon gesagt ist, näher auf das geistige Leben. Aber die bisher betrachtete Seite der nordischen Götterlehre ist wol am meisten geeignet dieser unsere Zuneigung zu erwerben, da die Vorstellungen, welche sie in Bild und dichtende Handlung kleidet, sich als so natürliche, dem einfachsten Stande, dem des Landbauers, gemäße ausgewiesen haben. Sie wird uns durch diese Deutung um Vieles näher gerückt, sie erscheint uns nun menschlicher, vertrauter, heimlicher. Auch wird es nun erst möglich, an diesem großen Epos der nordischen Göttersage, ja selbst an der skandinavischen Heldensage, an der sowol Thor als Odin und die übrigen Asen Antheil haben, wie am Schlusse des Büchleins überzeugend nachgewiesen wird und sich auch schon erwarten ließ, fortzudichten, sie von innen heraus wieder zu beleben und die bisher scheinbar starren unbeweglichen Formen ihrem eigenthümlichen Wesen gemäß in Thätigkeit zu setzen. Bisher waren sie verzaubert, in tausendjährigen Schlaf versenkt; Uhland hat das Wort gefunden, das sie wieder erweckt. Er ist der Königssohn seines eignen Märchens, der die schlafende Prinzessin küßt, und wie der Druck seiner Lippen ihren Mund berührt, erwacht sie, vergißt noch halb schlummernd seine Umarmung und blickt ihn süß erschrocken an:

Sie streifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angesicht,
Sie bot, so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

Wie er selbst das alte Märchen von Dornröschen auf die deutsche Poesie deutete, so beziehen wir es diesmal auf die nordische und denken dabei an dessen älteste Gestaltung in Siegfried's Begegnung mit der im Zauberschlafe befangenen Brunhilde, der Odin den Schlafdorn ins Haupt gestoßen hat. So ist uns Uhland Siegfried, der durch Waffurlogi ritt.

Die gegebenen Deutungen stehen im Ganzen gesichert und fest, sowol etymologisch als für die poetische Anschauung, und es würde eine übertriebene, sich fälschlich als wissenschaftliche Strenge brüstende Skepsis, wie sie freilich wol hier und da, und selbst bei bedeutenden Gelehrten, angetroffen wird, dazu gehören, um sich ihrer Evidenz zu verschließen. Im Einzelnen mag hier und da geirrt sein, wo der Verf. zu sehr darauf ausgegangen ist, die Deutung bis in das Detail fortzuführen, das dem Bilde, der epischen Ausführung, der poetischen Behandlung, kurz der ungebundenen Phantasie angehört, die sich nie unbedingt dem Gedanken unterwirft, sondern sich einige Rechte vorbehält. So scheint uns die Deutung der Namen von Loki's Ältern, Farbauti und Laufei, gezwungen, auch Sif's Name scheint uns nicht genügend erklärt: in beiden Fällen ist der Etymologie genug gethan, aber die Anschauung bleibt unbefriedigt und sähe diese Punkte lieber ganz übergangen. Auch warum Uller der Wintergott ein Sohn Sif's genannt wird, bleibt uns unerklärt, sowie der Name Folkvang für Freyja's Wohnstätte. Der behauptete mythische Ursprung der schottischen Ballade von Hind Etin und ihr Zusammenhang mit dem Mythus von Iduna hat uns nicht eingeleuchtet. Etin für Jötun (angels. Eoten) zu nehmen, ist zwar zulässig; wenn aber Etin ungetauft heißt, so liegt es nahe, an Heide (ethnicus) zu denken. Ob das Schleiertuch Frigg's S. 148 nicht auf den sogenannten Altenweiber- oder Alterheiligensommer geht, der auch sonst für ein Gespinnst der Elfen gilt?

21.

Aus dem Leben eines Gespenstes. Von Brennglas. Leipzig, Reichenbach. 1838. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Die Zeiten sind vorüber, wo auch die sogenannte schöne oder leichte Literatur der Deutschen eine echtdeutsche war, d. h. wo auch sie an dem Ernste der Wissenschaftlichkeit Theil nahm und die Ausbildung des Geistes zum Ziele hatte. Statt dieser Bestrebung ist jetzt der Geist selbst, nämlich Das, was unsere überrheinischen Nachbarn darunter verstehen, der Esprit, Gegenstand des Strebens in unserer jungen Literatur geworden. Man war von dem französischen Esprit gerochen, zu sehen, daß er nichts schonte, daß ihm nichts heilig war, und die scheinbare Verachtung des Achtungswürdigen ist sein wesentlicher Charakterzug. Was Wunder also, daß bei dieser unbeutschen Veränderung des deutschen Literaturgeistes auch diese Eigenthümlichkeit der Espritjünger zum Vorschein kam? H. Heine war der Colombo für diesen Continent; er signalisirte jene falschen Goldminen und diese falschen Paradiesesströme, und ein Heer von vermeintlichen Weltentdeckern stürzte sich auf seine Spur.

Zu diesen jungen Literatoren, welche der alten Welt des Gedankens untreu wurden, um die neuen Inselgruppen des Esprit in Vers und Prosa auszubeuten, zu jenen Feibeutern des Geistes, wie man sie füglich nennen kann, da ihre Waffenthaten im bloßen Darcellren des Feindes und in flüchtigen Reizgefechten bestehen, die kaum ein Ansehen von Ernst haben, zu diesen Espritjägern, welche witzige Mücken fangen und mit solchen Thaten die alte deutsche Gedankenliteratur aus dem Sattel gehoben zu haben meinen, gehört auch der Satyricus, welcher unter dem Namen Brennglas schreibt und, wir wollen es nicht leugnen, uns diswilen Spaß macht. Wir haben auch an sich gar nichts gegen die Gattung, sie mag bestehen und sie mag auch blühen, wenn nur diese jungen Emporkömmlinge nicht glaubten, die alte deutsche Literatur geistig todtgeschlagen zu haben und einen Thron einzunehmen, der andern Geistern gebührt als denen eines stachelichten Witzes. Sie mögen den Fuchs jagen, aber sich nicht mit Verachtung für den Jäger erfüllen, der dem Edelhirsch des Gedankens nachging und ihn erlegte. Sie mögen sich, sei es, rühmen, das Gebiet des Ge-

Digitized by Google

fälligen erweitert zu haben, aber nicht wie aus höherer Sphäre her auf die Männer und die Zeiten herabsehen, denen die deutsche Literatur Ehre, Blüte und ihre unbestrittene Herrschaft im Gebiete des Geistes verdankt.

Diesen ganzen jungen Literaturgeist seine rechte Stelle anzuweisen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der heutigen Kritik. Er soll nicht, wie es wol geschieht, verurtheilt sein; er sei uns vielmehr, obgleich an sich undeutsch, willkommen als ein Ausbau, eine Erweiterung, eine neue Falte im Gewande des deutschen Geistes. Aber er lasse davon ab, sich als das Alpha und Omega der deutschen Literatur anzusehen, und warne sich selbst mit Menzel's Beispiel, der ihn anfangs verzärtelte und jetzt, seiner nicht mehr mächtig, mit ohnmächtigen Waffen gegen ihn wie ein Verzweifelter ankämpft.

Wir kehren zu unserm „Leben eines Gespenstes" zurück. Dieser Titel, incongruent und gewaltsam, wie er ist, soll offenbar die „Briefe eines Verstorbenen" überbieten und zeigt von vorn herein, auf welchen Ruhm es abgesehen ist. Brennglas hat einen Stachel bereit für Alles; Alles verkohlt und wird schwarz unter ihm; im verzerrenden Glase zeigt Alles sich nichtig, und die Nichtigkeit des Schreibers — außer unter dem Gesichtspunkte des Witzes — thut sich am allerdeutlichsten kund. Man könnte diese Dichter, statt mit Tieck die Verdünner, auch die Vernichter nennen. Sie stehen in einem Walde und fällen alle Bäume um sich her, ohne wahrzunehmen, daß sie den schönen poetischen Waldesschatten ausrotten und die bleiche Sandebene sie umstarrt. Sie rasiren die Welt durch ihren vernichtenden Witz und wundern sich dann über das jammervolle und langweilige Einerlei, das in der künstlich geschaffenen lüneburger Haide sie überall angrinzt. Leute wie diese Nachtreter Heine's sind das gerade Gegentheil der Alten: diese bevölkerten Hain und Wald mit Göttern und ließen aus jeder Urne Ströme fließen; jene tödten alle Götter, trocknen alle Flüsse aus und streben, in der entzauberten Welt aus verrinnendem Sande ihrem einzigen Gotte, dem Witz, einen Thron zu errichten, der niemals fertig wird. Sie sind die Zerstörer alles Gegebenen, an dem sie ihre Vernichtungskunst üben, die Mörder aller Nymphen und Dryaden, welche die Welt schmückten, die Herostrate aller Tempel, die ihnen die Phantasie einer poetischen Welt erbaut hatte; sie sind die Feinde der Poesie, und ihre Hervorbringungen sind das Gegentheil von dieser.

Ihr Götze ist der Witz; jener schalkhafte Gott, der gut ist, so lange er im Götterrath seine verborgene Ecke einnimmt, aus der er hervorlacht, wenn die größern Götter schweigen, ist ihr Baal und ihr Jupiter geworden. Sie verehren ihn im Staub, wie man den Delai Lama verehrt; er leistet ihnen für Alles Ersatz. Hier liegt ihr Fehler, hier beginnt das Verderben! Ein Wort an euch, ihr jungen Übermüthigen! Weist den falschen Gott in seine Ecke zurück, und ihr sollt uns willkommen sein!

Es ist nicht zu leugnen, diese junge Schule hat ein neues Element in unsere Literatur gebracht. Wir möchten sie darum, könnten wir es auch, nicht verscheuchen. Über Manches, was falsch ist, hat der Geist der Negation uns die Augen geöffnet; er soll darum leben. Nur an seiner Stelle, nur nicht als Vernichter des Positiven in der Poesie, nur nicht als Alleinherrscher! Er soll leben, wie Mephisto neben dem Herrn lebt, seine Niedrigkeit und die fremde Herrlichkeit erkennend.

Der Heine'sche Geist feiert seine Palingenesie in Brennglas, ja an Stacheln des Witzes ist der Nachbildner reicher als das Vorbild. Heine aber ist am Ekel vor sich selbst gestorben. Warnendes Beispiel für alle seine Nachfolger an dem Throne des Witzgottes! Auch in dem zweiten Element dieser Schule, die deren nur zwei hat, nämlich den Witz und die erkünstelte Sentimentalität, auch in diesem letzten Elemente steht Brennglas seinem Vorbilde nicht nach; er detet dieselben Spukgestalten, die weiße Marienlilie und die gespenstige Müllerin nebst dem kahnschaukelnden Knaben an, und es gelingt ihm damit ebenso gut als seinem Meister. Die Sache ist überhaupt leicht, und Jeder kann das Kunststück nach dem Heine'schen Receipt bereiten.

Nach dieser nothwendigen Charakteristik sehen wir das Buch an. Daß der Verf. kein Künstler sei, zeigt uns schon die zerrissene Form. Briefe, Poesien, Reisebilder, Novelletten, nicht einmal eine ganze Novelle, die doch jetzt Jeder machen kann. Nichts als Einzelnes, Kleines, Bilderchen, wie sie der Meister auch lieferte. Zuerst: „Liebe und Haß", ein Phantasiestück, der einzige kernhaltige Brocken des ganzen Gemisches. Hier nimmt Hr. Brennglas ohne Zweifel einen Anlauf zur Poesie, indem er nach Goethe den Herrn und Mephisto sich über Gegenstände des Weltregiments und noch dazu in Versen unterhalten läßt. Was Conception sei, und was sie bedeute, zeigt sich hier deutlich, wo Hr. Brennglas, ein kleiner Poet, mit den Bausteinen eines großen Dichters zu bauen unternimmt. Die cyklopischen Bruchsteine sind ihm offenbar viel zu schwer. Im „Faust" ist Mephistopheles die Negation des Weltschöpfers, d. h. der Liebe; hier, bei Hrn. Brennglas, ist er des Herrn lustiger Rath, sein Spaßmacher. A la bonne heure, das ist die Conception des Herrn Brennglas, der zwar, wie er versichert, lang und schlank gewachsen, aber doch ein sehr kleiner Poet sein muß. Folgendermaßen führt er das wandernde Paar ein:

Der Herr.

Dort unten mein ich jenes grüne Land,
Ein breiter Strom begrenzt es schön im Westen,
Im Norden streckt sich an des Meeres Strand
Die Eich' empor mit dichtbelaubten Ästen,
Und zwischen Bergen, Wald und Wiesengrün
Der Flüsse viel wie Silberbänder ziehn.

Mephisto.

Ich seh es g'nau, es ist dasselbe Reich,
In welchem ich den Doctor einst verführte;
Ich spielte seiner Seele diesen Streich,
Weil er zu große Lust verspürte,
Uns in die Karten hier zu schauen
Und später ein System zu bauen.
Besinnt Euch, Herr, es war zu jenen Zeiten,
Als ich, mit Sünd' und Haß begabt,
Mich nur am Seelenschmerz gelabt
Und täglich in die Hölle mußte reiten.
Mein Kopf war damals langgehört,
Im Antlitz hatt' ich äußerst viel Malice,
Auch war von dero göttlicher Caprice
Ein Pferdefüßchen mir beschert.

Der Herr.

Viel von dem Schmuck hast du verloren,
Drum hoff' ich, daß du meine Güte preist.

Mephisto

Ich fühle mich wie neugeboren
Und bin fürwahr ein angenehmer Geist u. s. f.

Die Wanderer gelangen nun in die kleine Stadt Mikrossingen, die sie über ihre Constitution, das politische Lied, in großer Bewegung finden. Alte Weiber klatschen, der Burgemeister spielt einen lächerlichen Tyrannen, Juden und Protestanten sprechen über die Kirche, der Vogelfänger Bläße macht den Demagogen, und zu allem diesen sagen der Herr und Mephisto ihre Bemerkungen her. Zu dem kommt eine in lächerliche Caricatur hinübergezogene Liebesgeschichte, welche tragisch endet. Bläße wird unter Schluchzen und Grauen, unter Protestationen und heldenmüthigen Betheuerungen besiegt, Mephisto findet, daß der heutige Tag ziemlich amusant war, und der Herr schließt das Stück mit seinem Segen:

Ich gieße Trost in eure wunde Herzen,
Und wecke Blüten aus des Grabes Ruh;
Verzaget nicht ob dieser kurzen Schmerzen,
Der Geist geht langsam der Vollendung zu.

Dies ist nun das den „Erinnyen der Zeit" gewidmete Phantasiestück: „Liebe und Haß." Von beiden war darin nicht viel

Digitized by Google

wahrzunehmen, desto mehr aber zeigte sich von Ungeschmack des Poeten. Die Idee, das Erhabenste auf diese Art mit dem Trivialsten zu mischen, zeugt schon von der Unordnung im Geiste des Poeten; jedenfalls aber gehörten, sollte ein solches Beginnen glücken, Vermittelungen dazu, wie sie der „Faust" darbietet, und Kräfte, geschickt auch das Heterogene zusammenzubringen. Diese Arbeit lag über dem Vermögen des Poeten weit hinaus; es bedurfte mehr dazu als des Witzes, der allein nicht fehlt; es bedurfte der Begeisterung und einer Dante-Goethe'schen Naturdurchdringung zu einem solchen Unternehmen. Indeß sind doch einige gute Gedanken in diesem Bruchstücke ausgestreut, und der Dialog (S. 40 fg.) zwischen dem Herrn und Mephisto hat sein Verdienst. Z. B.:

Mephisto.

Doch sagt, wie könnt Ihr niemals hassen,
Was doch für Euch so hassenswerth.

Der Herr.

Ich liebe dich, weil Liebe dich verzehrt.

Mephisto.

Aha, Ihr wollt mich nach und nach verspeisen!
Ich muß ein delicater Bissen sein . . . . .
Ihr könnt mich selber nicht vernichten,
Nur langsam Das, wodurch ich widerstrebe!

Der Herr.

Wer bist du noch, wenn du nicht widerstrebst
Und ohne Haß und ohne Liebe lebst?

Mephisto.

Verdammt! Daß ich mich ließ bethören,
Euch anzuhören!
Ihr hauchtet mir, ohne daß ich's merke
Versöhnung in die Brust,
Vernichtet meine besten Werke,
Und raubt mir jede Lust!
Ihr schmälert mir stets mehr und mehr den Raum.
Mord ist mein Athmen, und ich hasse kaum . . . .
Zuletzt werd' ich noch Eure Allmacht preisen!

Und:

Der Herr.

Ich bin die Welt, das unbegeenzte All,
Ich selbst der Geist, der drinnen lebt,
Gestaltet ist, was ich gedacht, gewebt,
Das, was ich sehe, ist mein Wiederhall. —
Du bist im Kampfe mit dem Allgemeinen
Des Einzelwesens Herrschbegier,
Das sich nicht liebend will vereinen
Mit mir.

Gut! —

Hierauf folgen: „Briefcharaktere", 24 an der Zahl, witzige Expectorationen eines jungen Dichters, seiner verlassenen Geliebten, eines Schauspielers, der ein Engagement sucht, eines Hofmannes, dessen Wappen verletzt ist, eines alten Studenten, der die lüneburger Haide gut schildert, eines Hausfreundes an eine junge Witwe, eines Hypochondristen, eines Antiquitätenkrämers und dergleichen mehr. Unstreitig ist viel Witz der Auffassung in allen diesen Briefen, und einige Geschmacklosigkeit abgerechnet, sind sie Proben eines Talents, das in beschränkter Sphäre Geistreiches und Gefälliges hervorbringt. Ein gewisses Schweben über den Verhältnissen ist darin nicht zu verkennen, wenn auch die Eitelkeit, welche der Verf. weiterhin unverhohlen zeigt, ihn verlockt, sich darum, weil er viel zu verneinen weiß, für einen Weisen zu halten. Die Weisheit aber ist etwas Positives, und die Negation, der Zweifel, ist nur die Eingangspforte zu ihr. Geister wie Dante, Goethe und Shakspeare, oder, um in kleinern Kreisen stehen zu bleiben, wie Pope, Tegnér, Tiedge, ja selbst wie Hölty und Matthisson sind über diese Eingangspforte weit hinaus, ih der nur Byron stecken blieb. Das ist's, was diese Herren stets vergessen.

Eine furchtbare Probe von Ungeschmack hat der Verf. durch die folgende Novelle: „Der Sarg im Wirthshause", nach einer wahren Begebenheit, abgelegt, und nebenher hat er seine totale Unfähigkeit für die Form der Erzählung bekundet. Die Geschichte ist so scheußlich, so widerwärtig, daß wir uns scheuen, ihren Inhalt näher anzudeuten, er würde diese Blätter nur besudeln. Hier zeigt sich, woran es dieser Schule gänzlich fehlt: sittlicher Takt, Erkenntniß von der Würde der Kunst, ästhetisches Feingefühl, durch deren Gegentheil sie Schmach über die deutsche Literatur jüngster Zeit bringt. Behüte Gott, daß diese Bogen in die Hände eines sittlichen weiblichen Wesens fallen! Bücher dieser Art sollten einen Stempel tragen, der sie der Verwerfung denuncirte und namentlich die Frauen sicherte, daß sie ihre Seelen nicht etwa durch ihre Berührung vergifteten.

Etwas besser ist die Erzählung: „Die blinde Geliebte", in welcher ein bejahrter Arzt einem jungen Mädchen, von dem er sich geliebt glaubt, den Staar sticht, worauf er erkennen muß, daß nicht er, sondern sein junger Akoluth der Geliebte der Blinden war. Der Gedanke dieser Geschichte scheint etwas zu sein, und ist nichts, von der Unnatur des Vorganges selbst ganz abgesehen. Eine dritte Erzählung: „Täuschung um Täuschung", ist so trivial, gemein und jammervoll, daß sie selbst für Clauren zu schlecht wäre, der in derselben Gattung unendlich bessere Sachen geschrieben hat und wie ein wahrer Heros neben Hrn. Brennglas dasteht.

Durch diese drei Erzählungen ist, für uns wenigstens, die totale Hoffnungslosigkeit des Verf. und seine absolute Unfähigkeit zur Gestaltung einer auch nur mittelmäßigen Novelle erwiesen. Von allen Eigenschaften eines schöngeistigen Autors bleibt ihm überhaupt keine übrig als das glückliche Wortspiel und hin und wieder einiger Situationswitz. Diese beiden Besitzthümer läßt er denn auch in den letzten Abschnitten dieser Schrift fast bis zum Übermaß glänzen und spiegeln. Der Aufsatz über die Langeweile ist erträglich Lichtenbergisch, Friedrichisch oder Saphirisch; das Sendschreiben „An einen großen Ochsen" ist barock und spaßhaft genug; die Krone des Ganzen aber, das Glanzmeer des Ruhmes, der Focus der Witzessonnenstrahlen des Hrn. Brennglas sind die „Genrebilder aus Berlin". Hier ist der Verf. offenbar in seinem Elemente, welches das desultorische ist; hier erlangt er ungemeinen Erfolg, hier gewinnt er selbst verdienten Beifall, und Apollo bewahre uns, daß wir ihm denselben versagen sollten, wenn er ihn ausnahmsweise einmal zu erhalten verdient. Hr. Brennglas muß Genrebilder schreiben, Hökenweiber sprechen lassen, Kellner foppen, Journaltiger beschreiben und Droschkenleiden malen, das ist sein Beruf!

Unsere Leser sehen, daß die literarischen Vocationen verschieden sind, und daß die des Hrn. Brennglas nicht eben hoch hinaufreicht. Aber so sind nun einmal diese jungen deutschen Heinianer und Weltreformatoren; sie könnten als Anekdotenerzähler glänzen, aber sie ziehen es vor, Goethe zu überstrahlen, indem sie ihn meistern, was denn nicht ganz so leicht ist, als eine Droschkenfahrt in scherzhaften Übertreibungen zu erzählen. Ist ihnen dies letztere jedoch einmal gelungen, so nehmen sie an, es sei mit der ganzen bisherigen deutschen Literatur nichts, und sie hätten nichts Eiligeres zu thun, als die staubigen Bücher von Schiller und Goethe ꝛc. vergessen zu machen, um eine neue Literatur zu erfinden. Habeant sibi! 30.

Notiz.

Chateaubriand führt in seinem „Génie du christianisme" (II, 4, 4) unter andern Gründen, warum zur Feier des Gottesdienstes der siebente dem zehnten Tage vorzuziehen sei, auch folgende an: 1) das Gesetz der Gravitation richtet sich nach dem Quadrat der Distanzen, nicht nach dem Quinduplum; 2) beinahe durchgängig richtet sich die weibliche Niederkunft nach dem Serimalcalcul; 3) der Stier kann nicht ununterbrochen sieben Tage arbeiten, am Ende des sechsten Tages scheint sein Gebrüll die Feierstunde zu fodern. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 271. — 28. September 1838.

Amerikanische Geschichtschreibung.

Erster Artikel.

Gleichwie Gebirge in langem, ununterbrochenem Zuge ihre Häupter auf dem Lande als Kuppen, aus dem Meeresboden als Eilande erheben und, weite Strecken des Raumes der Erde umgürtend, die Eisflächen des Nordens mit den Zaubergärten des Südens, die Naturzustände des Ostens mit der Verfeinerung des Westens verknüpfen, so auch die großen, von einem Jahrtausende ins andere fortlebenden und sie verbindenden Nationen und die durch sie gegründeten Reiche. Wie aber die Gebirge, sie seien nun aus den Niederschlägen gewaltiger Fluten der Vorzeit oder aus Erhebungen der die Erdrinde aufblähenden Gährung in ihrem innersten Kerne entstanden, durch ihre Zusammensetzung wesentlich die Zeitpunkte ihrer Bildung verkünden, so auch die Völker. Auch bei diesen lassen sich, wie an jenen, frühere und spätere Ur- und Übergangsbildungen unterscheiden, und ihr ganzes Dasein, ihre kräftige Thätigkeit nach außen wie ihr stilleres Wirken im Innern, die überlieferten Handlungen ihrer Kraft wie die aufgezeichneten Gebilde ihres Geistes sind für Den, der die Hieroglyphen zu sehen und zu deuten vermag, gleichmäßig mit dem Stempel der ältern oder jüngern Epoche im Lebenslaufe der Erde augenfällig bezeichnet.

Betrachten wir nun den sichtbarsten Abdruck der geistigen Thätigkeit der Völker, deren Literatur, welche darzustellen diese Blätter bestimmt sind, so zeigt sich eine merkwürdige Verschiedenheit in dem Ursprunge und der bis zur Vollständigkeit gelangten Entfaltung bei jenen, je nach den angedeuteten Unterschieden der Zeit- und Bildungsstufen derselben. Die Literatur der Urvölker erster Formation, wie die der Chinesen, Juden, Araber und Deutschen, beginnt naturgemäß mit der heiligen Dichtung gottbegeisterter Psalmen und Hymnen, welche aus der Lyrik in die auf gleichem Boden ruhenden Wechselgesänge übergehen, wie sie uns in den heiligen Dramen des Sanskrit, den Chören der Griechen, den Mysterien des Mittelalters theilweise noch aufbewahrt sind. Allmälig sich verweltlichend, wird die Dichtung zum Heldengesange, dem das Epos entsprießt, aus welchem sich dann wiederum, die Windeln der gebundenen Rede verlassend, die Sage, die Chronik entwickelt, und endlich als späte Frucht jener Ahnenreihe, sowie der Weltweisheit, die unterdeß aus der vom Menschen seiner Vernunft und Denkkraft angepaßten Religion entsprang, die ernste, den treuen Spiegel der von ihr beleuchteten Vorzeit entgegenhaltende Geschichte gebiert. Minder vollständig erscheint durch den Neid der Zeiten, oder auch in seiner Entwickelung unterbrochen, der Gang der Literatur der Völker zweiter Formation wie der Ägypter, während uns bei Nationen der dritten Bildung wie den Parsen, den keltischen oder gälischen Völkerschaften, oft nur einzelne stehengebliebene Säulen oder Trümmerhaufen der begonnenen Tempelstadt begegnen. Am abweichendsten erscheint endlich die Nagelfluhe der Mischvölker, wie es mit ihren großen ineinander geschobenen Flötzen die Engländer, in noch viel höherm Maße aber deren Sprößlinge, die Amerikaner, sind.

Solche, zwar mancher Frucht der stählenden Kraft lebendiger Fortbildung entbehrende Mischvölker genießen dagegen wiederum des Vortheiles, ihre Vorgänger benutzend, später als diese, in noch frischerer Jugend, zum gemeinsamen Ziele auszulaufen und es dadurch nebst ihrem Dasein vielleicht weiter hinauszurücken. So ist denn auch das amerikanische, nicht viel über zwei Jahrhunderte alte Volk, dessen erste Schriftproben in den Tagebüchern und Erzählungen des Capitains John Smith, John Winthrop's, sowie des von Proud aufbewahrten Quäkers gar achtbare Erzeugnisse des Zeitalters der Chroniken darbieten, schon jetzt, wo nicht Alles täuscht, allein in der Literatur des Mutterlandes die ihm mangelnden Werke der übersprungenen Vorzustände findend, bei dem Zeitalter der Geschichtschreibung angelangt.

Zwei ausgezeichnete historische Werke sind es, welche, nachdem Hr. Henry Wheaton aus Rhode Island, amerikanischer Gesandter in Kopenhagen und jetzt in Berlin, in seiner „Geschichte der Normänner" gar zweckmäßig die in Amerika ganz verschollenen ersten, wenngleich folgenlosen Entdecker und weißen Bewohner jenes Welttheils neu ins Leben gerufen hatte, öffentlich darlegen, wie das in beispiellos rascher Entwickelung begriffene Volk der Vereinigten Staaten nun auch in der Literatur bereits zum Mannesalter der Geschichtschreibung gelangt ist. Der Verf. des ersten dieser Werke, der eignen Geschichte der Vereinigten Staaten gewidmet, ist Hr. Georg Bancroft aus Massachusetts, der nach seiner Heimkehr aus

Digitized by Google

unserm, vor länger als einem Jahrzehnde von ihm besuchten Welttheile, vom wissenschaftlichen Geiste der deutschen Universitäten angehaucht, seine Studien auf die Geschichte des eignen Volkes gerichtet hat, die er auf eine bis dahin noch unversuchter Weise zu erzählen begann. Das andere, gleich ausgezeichnete, schon vollendet dastehende Werk, von dem hier geredet werden soll, ist die „Geschichte Ferdinand's und Isabella's", der Urheber und Beschützer von Amerikas Entdeckung und Bepflanzung, von Hrn. W. H. Prescott in Boston, der ungeachtet eines, den Gebrauch der Augen äußerst beschränkenden leiblichen Gebrechens, welches ihm bisher die Betretung des europäischen Bodens versagte, mit dem tiefern Seherblicke des innern Auges hier eine Anschauung jenes merkwürdigen Übergangszeitalters gewonnen und dargelegt hat, wie wir sie noch in keinem Werke der reichen Literaturen der alten Welt, es sei in castilischer, englischer oder deutscher Zunge, bisher besessen haben. Beide unter uns noch ganz ungekannte Werke hier zu besprechen, scheint uns pflichtgemäß und vor Allem der deutschen, so gern die Darstellungen aller Geister der Erde in der hellen Spiegelkammer (camera clara) ihrer Literatur abbildenden Natur vollkommen paßlich und anständig.

Von dem Werke des Hrn. Bancroft*) sind bisher erst zwei Bände erschienen, auch ist an keine gehörige, dem schönen Anfange entsprechende Fortsetzung desselben ohne eine Reise des Verf. nach dem Mutterlande zu denken. Denn in London ruhen die Quellen jener Geschichte in den britischen Archiven, welche die dortige Regierung schon vorlängst mit rühmlichem Freimuthe den amerikanischen Staaten zur Benutzung und Abschrift der betreffenden Urkunden eröffnet und aufgeschlossen hat, ohne daß deren Regierungen bisher, aus elender Knickerei, für gut gefunden hätten, sich also die genaue und vielfach nützliche Kenntniß ihrer Ursprünge zu verschaffen. Wir müssen daher eifrig wünschen, daß Hr. Bancroft nicht durch seine vor Kurzem erfolgte Ernennung zum Zolleinnehmer in Boston, bei der das Verdienst endlich einmal im Einklange mit den Gesinnungen der herrschenden politischen Partei steht, von einer solchen Reise abgehalten werden möge, um so mehr, da die beiden vorliegenden Bände nur bis zur englischen Umwälzung von 1688 und bis zur vollendeten Begründung und Herstellung von zwölf der dreizehn ältern atlantischen Niederlassungen gehen, womit derjenige Zeitraum sein Ende erreicht, von welchem der, den zur Erfüllung seiner Aufgabe unumgänglichen hohen Standpunkt erkennende und einnehmende Verfasser am Schlusse des zweiten Bandes mit Recht sagt:

Wir haben die Geschichte der Ansiedelung unsers Vaterlandes beendigt; jetzt folgt die seiner Vormundschaft. In ihr erscheinen vorzugsweise die Beziehungen der wachsenden Niederlassungen, der Vertreter demokratischer Freiheit, zu Frankreich und England: zu der französischen Monarchie, der Vertreterin des vollendeten Despotismus, welche die drei Stände dem Reiche, die Geistlichkeit durch einen Vertrag mit dem Papste, das Lehnswesen durch ein stehendes Heer, die Gemeindeeinrichtungen durch Hofgunst und kräftige Policei sich unterwürfig gemacht hatte; zu dem englischen Parlamente, dem Vertreter aristokratischer Freiheiten, das ein Königthum, Erstgeburtsrechte, Corporationsurkunden, Pairs, Zehnten, Prälaten, überlieferte Berechtigungen und jede Art von Befreiungen und Vorrechten anerkannt und genehmigt hatte. Diese drei Völker und diese drei Systeme wurden durch die Umwälzung von 1688 in unmittelbaren Gegensatz zueinander gebracht. Gleichzeitig wurde Englands Welt den theologischen Formen enthoben und betrat die Laufbahn des Handels, welche durch die Schiffahrtsgesetze und durch die mit Frankreich und Spanien über die ausschließliche Verbindung der Niederlassungen mit ihren Mutterländern abgeschlossenen Verträge vorbereitet war. Der Zeitraum, den wir zurückgelegt haben, zeigt, weshalb wir ein freies Volk sind; der kommende wird darlegen, warum wir ein vereinigtes sind. Wir werden keinen romantischern Ereignissen begegnen, als Virginiens erste Abenteurer herbeiführten, keinen erhabenern, als die Pilgrimme in Plymouth dargeboten haben. Wir stehen aber im Begriffe, einen weitern Schauplatz zu betreten, und wir werden, wie wir die Fortschritte des Handelswetteifers durch Ereignisse begleiten, welche den Erdball von den Wildnissen jenseit der Alleghanies bis zur alten Heimat der Gesittung in Hindostan durchschütterten, auch wiederum sehn, daß die Selbstsucht des Bösen sich den eignen Untergang bereitet, und daß Gott die Schicksale der Menschen lenkt.

Von den achtzehn Capiteln, welche diese beiden Bände enthalten, ist das erste der Entdeckung Nordamerikas gewidmet. Es würde durch das neueste, seitdem in Europa erschienene Werk Humboldt's sowie durch die kopenhagener Herausgabe der skandinavischen Westfahrer einige Erweiterung erlangt haben. Die italienischen Entdecker der Westwelt, Colon, die Gabottos, Vespucci und Verazzani werden kurz erwähnt; demnächst der Portugiese Cortereal, der zuerst das Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika sah und betrat, und der Franzose Cartier, der Gründer des für sein Vaterland in schmählicher Nichtkenntniß seines Werthes verloren gegangenen Reiches in Canada, das es blind genug war für den Besitz von Guadeloupe fahren zu lassen.

Das zweite Capitel erzählt den romantischen, von Garcilaso de la Vega so dichterisch beschriebenen Zug der Spanier unter Hernando de Soto durch die südlichen Staaten an beiden Ufern des untern, von ihm zuerst überschrittenen Mississippis, nebst der Gründung der ältesten Stadt der Vereinigten Staaten, St.-Augustin, 1565, zur Bezwingung der in Florida Ansiedelungen versuchenden französischen Hugenotten. Im dritten Capitel wird mit großer Wahrscheinlichkeit an die Entrüstung der protestantischen Welt über jene spanische Grausamkeiten die Besetzung Virginiens durch die Engländer geknüpft, deren Herrscherin Elisabeth sich zur Beschützerin ihrer Glaubensgenossen berufen fühlte. Der nach der jungfräulichen Königin Virginien genannten, aber erst 1607 unter Jakob I. zur Ausführung gebrachten Niederlassung fernere Entwickelung meldet das vierte, fünfte und sechste Capitel bis zu Cromwell's Zeiten hinab.

Sorgfältig, wie die Erzählung der folgenreichen Ereignisse dieses Zeitraumes abgefaßt und durch eine, freilich aus Hüne's Werke zu vervollständigende Geschichte der Negersklaverei geschmückt ist, kann man nicht umhin,

*) George Bancroft's „History of the United States, from the discovery of the American continent to the present time". Erster und zweiter Band. Boston und London 1834—37.

Digitized by Google

hier wie an ein paar andern Orten des Verfassers, Cromwell's heuchlerische Zwingherrschaft ins Schöne malende politische Gesinnung ungebührenden Einfluß auf die Darstellung der schon in jenem Zeitraume wahrnehmbaren Streitfragen zwischen dem Mutterlande und der jungen Niederlassung ausüben zu sehen. Dagegen haben sich diese, seit der Präsidentschaft des Generals Jackson bei der Mehrzahl der Stimmen, wenngleich nicht der Einsichtsvollen, herrschend gewordenen agrarischen und gleichmachenden, keineswegs die Gründer der amerikanischen Freiheit beseelenden Ansichten bei der im siebenten Capitel gelieferten Erzählung von Marylands Ursprungen weit minder fühlbar gemacht. Treu und schön wird der spiegelreine Charakter Georg Calvert's, ersten Lords Baltimore, geschildert, der, nachdem er unter Jakob I. seine Stellung als einer der beiden Staatssecretaire des Reiches nebst Einfluß und Würde dem öffentlichen Bekenntnisse des katholischen Glaubens geopfert hatte, in welchem er Trost und Beruhigung gegen die Zweifel der Zeit gefunden, gleich daran dachte, seinen verfolgten neuen Glaubensbrüdern einen Zufluchtsort in Amerika zu eröffnen. So ward Maryland gegründet, da man in dem von Bischöflichen besetzten Virginien die Katholiken nicht dulden wollte, und der staatskluge Stifter sicherte dessen neuen Ansiedlern, ohne an eignem Vortheil oder den seiner Erben zu denken, größere Rechte, als irgend eine britische Niederlassung besaß. Repräsentative Verfassung, Freiheit von Abgaben und Steuern des Mutterlandes, eigne Gesetzgebung und, was diese Niederlassung vor allen übrigen auszeichnete, Rechtsgleichheit aller christlichen Parteien.

So war — wie der Verf. richtig bemerkt — der Zufluchtsort der Papisten die Stätte, wo in einem entfernten Winkel der Welt, an den Ufern bisher kaum unterschiedner Flüsse durch die vertragsame Milde des Erbeigenthümers Glaubensfreiheit als Grundlage eines Staates angenommen wurde.

Jedes andere Land der Welt hatte damals seine, Andersgläubige verfolgenden Gesetze; der Eid des Statthalters von Maryland lautete: „Ich will weder selbst noch durch einen Andern, unmittelbar oder mittelbar, irgend Jemanden des Glaubens halber beunruhigen, belästigen oder zurückschrecken, der da bekennt an Jesus Christus zu glauben.“ Fast mit den nämlichen Worten wurde ein Glaubensfreiheitsgesetz für ewige Zeiten erlassen und zur Bewährung dieser Grundsätze die in Massachusetts der Bürgerrechte entbehrenden Bischöflichen wie die in Virginien ebenso behandelten Puritaner von dem jüngern Lord Baltimore nach Maryland zum Genusse der verfassungsmäßigen Rechtsgleichheit eingeladen.

Wenn Lord Baltimore in gewissem Sinne ein Fürst war wie Miltiades im Chersonesus und andere Gründer von Niederlassungen des Alterthums, so war sein Fürstenthum dem Verbannten, der Freiheit und Ruhe suchte, gar leicht. Zahlreiche Schiffe fanden Beschäftigung in seinen Häfen. Der weiße Arbeiter flieg schnell zum freien Eigenthümer hinan, die Ausgewanderten warm sicher, ihre Lage zu verbessern, und die Annehmlichkeiten der Heimat umgaben sie bald in der neuen Welt. In der Wildniß, wo es keine künstlichen Belustigungen gab, sproß naturgemäße Liebe wieder auf. Das ganze Gemüth des Pflanzers lebte in seiner Familie, die blühenden Kinder, die ihn umgaben, waren sein Stolz und machten die Einsamkeit nun Unschuld und Fröhlichkeit lachen. Aus allen Gegenden strömten Einwanderer herbei, und die Gesetze der Niederlassung erstreckten ihre Milde auf ebenso viele Völker als Sekten. Aus Frankreich kamen Hugenotten, aus Deutschland, aus Holland, aus Schweden, aus Finnland, ich glaube selbst aus Piemont suchten die Kinder des Unglücks Schutz unter dem duldsamen Scepter des Katholiken. Sogar Böhmen, Huß's und Hieronymus Vaterland, sandte seine Söhne, die als Bürger Marylands alsbald gleicher Freiheiten theilhaft wurden. Das Reich der Gerechtigkeit und Menschlichkeit wäre vollständig gewesen, hätten die Quäker nicht bis sechs Jahre nach Penn's Ankunft zu leiden gehabt. Es war aber nicht ihr Glaube, um dessentwillen sie verfolgt wurden, denn sie durften öffentlich und ungestört Gottesdienst halten, sondern wegen ihrer Weigerung der Kriegspflicht und der Eidesleistung.

Sogar die Farbe machte keinen Unterschied der Rechte, und in Maryland hatten Neger, Mulatten und Indier Stimmrecht bis 1802, wo es, ein Vierteljahrhundert nach der Unabhängigkeitserklärung, auch dem ärmsten Weißen ertheilt wurde. Schlecht vergolten wurde diese, damals in der neuen wie in der alten Welt unerhörte gesetzliche Feststellung der Glaubensfreiheit ihren Schöpfern, den Katholiken, unter Cromwell durch die Puritaner, unter Wilhelm III. durch die Bischöflichen, als diese im Mutterlande zur Herrschaft gelangten und, alsbald jene Stifter der Niederlassung verfolgend, ihr Glaubensbekenntniß zu einer, allein Bürgerrechte ertheilenden Staatsreligion machten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern von Hermann Schulz. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 18 Gr.

Und gab ich Euch, ganz ohne Wahl,
Mein Wesen treu und schlicht,
So möcht' ich wol, ich süh dich einmal
Auch Euch von Angesicht.

schließt der Dichter seine Scenen und Lieder, und sein Kritiker möchte ihm darauf antworten:

Und wie du uns gabst ohne Wahl
Dein Wesen treu und schlicht,
So möcht' ich wol, ich süh dich mal
Von Angesicht zu Angesicht.

Das sind ursprüngliche, aus einem reinen, frischen Gemüthe quellende Töne, erquickend und wohlthuend und von Wirkung um deswillen, weil sie nicht aus der Absicht, zu wirken, hervorgegangen sind. Des Bedeutendern gibt es, wer möchte das leugnen, in unserer heutigen Poesie viel, auch Dessen, was der innern Kraft nach weit bedeutender ist als unsers Neulings Wanderlieder. Aber alles das will etwas sein; wir empfänger legen deshalb auch einen andern Maßstab an. Dies will nichts sein, der Sänger gibt sich, wie er ist; und wir freuen uns, daß 1838 noch eine reine, keusche, warme Dichterbrust athmen mag, die, unvergiftet und unbeleckt von den rauhen ägenden Luftströmungen der Gegenwart, solche harmlose, süße Töne und Selbstbekenntnisse von sich geben mag. In welchem Lande ward er geboren, in welchem gelehrten Thale erzogen, möchten wir fragen, daß der heitere Sonnenschein ihn noch so durchwärmte, daß Blumen, Quellen, Wiesenauen noch so zu ihm sprachen? Und in seiner Zufriedenheit möchte er auch uns beglücken. Er ruft zum Schluß:

Digitized by Google

Drum auf: it's Euch wie mir zu Sinn,
Hinaus in Wald und Flur!
Laßt uns vereint die Pfade ziehn
Auf jungen Lenzes Spur.

Und wie man lieben Freunden thut,
Die man seit lang gekannt:
Tragt nur das grüne Reis am Hut,
Das ist des Ernstes Pfand.

Das grüne Reis hat seine Bedeutung, die wir den Lesern nicht voraus verrathen wollen. Es läßt sich auch nur eben mit des Dichters Worten wiedergeben, eine Umschreibung wäre nichts. Überhaupt es ist nicht der Inhalt, der den Gehalt der Gedichte ausmacht, es ist der frische, süße und melancholische Jünglingshauch, die ungezwungene Art, die nicht reflexionslose, aber von der Reflexion nicht ertödtete Kruscheit der Empfindung, die uns anzieht. Dergleichen war ehemals im deutschen Sängerlande nichts Seltenes; wir sind aber neuerdings gewohnt, die lyrische Poesie nur im Dienste „völkerumdweltsgedankendurchgeistigter" Empfindungen stürmen zu hören, daß ein solcher Naturjünger, der den Hauch im Schilfe hört und, den Moor- und Wurzeldust des Waldes athmend, die Stimmen der Naturgeister belauscht, wieder zur neuen Erscheinung wurde.

Die Bescheidenheit ist es, die ungekünstelt aus jedem Liede uns anspricht; aber der Laune und dem heitern Scherze ist um deshalb der Zutritt nicht versagt, wie in dem anmuthigen Gedichte: „Der Paß", in welchem der Sänger sich erblickt:

räheend conterfeit
Als wie zum Galgenhenken
Hat mich im Paß die Polizei
Geschildert wie zum Schimpfe!
Die Miene — gränlich. Blicke — scheu
Und aufgestülpt die Nase.

Und Ohren wie ein Müllerthier,
Bart dünn, und Haare sträublich,
Besondres — wäre nichts an mir,
Auch sei ich nicht — gefährlich.

Drauf thäten sie mit Wichtigkeit
Den großen Stempel malen.
Und das die Sach' in Richtigkeit,
Das merkt' ich beim Bezahlen.

In demselben Sinne ist das launige Lied: „Die Demagogen", beide die einzigen, aber harmlosen Anspielungen auf Zeitverirrungen und Vexationen. Wie der Verfasser aber auch zu Liedern von höherer Stimmung sich angeregt fühlen mag, beweisen die königen Lieder im Wirthshause, das dort gesungene Lied von der Freiheit und das Lied des Geächteten:

Was schwärmt Ihr bei Wein und Gesange?
Was preist ihr Euch jubelnd als frei?
Frei auf Erden allein sind die Vögel,
Und ich — ich bin vogelfrei.

Der Eintritt des Geächteten unter die Schwärmenden hat sogar einen plastischen Anstrich. Daran erinnert auch die keusch eingeflochtene Episode von der Liebe des Sängers. Doch wüßte ich nicht, ob ich dem Sänger anrathen sollte, auf sein lyrisches Talent bauend, sich in den Gebieten der Poesie zu versuchen, welche festern Grund und Boden verlangen und Umsicht und Charakterstrich, die selten auf die Dauer mit dem ursprünglichen Sängerhauche sich vertragt, der den Dichter uns lieb macht. Den Wald und die Waldeinsamkeit (in die er ohne Tieck's Führung wol schwerlich eingedrungen wäre; sein Lob ist, daß er sich wieder herausgefunden, ohne wie die blonden Egbert Schwester sich selbst zu verlieren) wird er freilich mit der Zeit verlassen müssen, wie er denn selbst dies andeutet; doch werden ihm die „Wegweiser", wohin er sich zu wenden hat, nicht fehlen. Siehe sein eignes schönes Gedicht, welches diesen Titel führt. Der Dichter ist, im Traume wandelnd, an den Kreuzweg gekommen:

Bald stand ich an dem Zeiger da
Und las an allen Ecken,
Und wie ich zweifelnd aufwärts sah,
Thät noch ein Arm sich strecken.

Hinauf zum Himmel wies er grad
Und hat mich so beschieden:
Wer sich erwählet diesen Pfad
Der irret nicht hienieden.

Da schritt ich neuen Muthes fort,
Das war des Spruches Segen.
Ich zu der großen Heimat dort
Komm ich ja allerwegen.

Unter den vielen lieblichen Liedern, die alle ein Hauch, wenn auch kaum eines darunter ein vollkommnes Gedicht, sind, nennen wir nur noch beispielsweis: „Des Lüftchens Grab", das anhebt:

Ein Lüftchen ward geboren
Am blauen Himmelszelt,
Aus goldnen Morgens Thoren
Zog's in die weite Welt.

und schließt:

Wol säuselt durch die Erlen
Noch leis sein letztes Ach,
Und heiße Tropfen perlen
Dem jungen Leben nach —

das Lied des Harfners vom kranken Manne, zu dem der Frühling ins Zimmer tritt und ihn hinausführt in seinen großen Garten — den Kirchhof, und das Lied: „Des Waldes Glaube".

Die Anzeige ist fertig. Ob dadurch für den Leser ein Begriff von Dem, was er hier zu suchen hat, gegeben ist? Und doch fürchtet der Kritiker, schon zu viel, nämlich des Lobes ausgesprochen zu haben; nicht für den Leser, sondern für den Autor, wenn anders derselbe sich dadurch könnte verführen lassen, sich für mehr zu halten, als er ist, d. h. ein Berufener und Erwählter, um mehr zu wagen. Möglich, daß er es ist; unser Lob hatte es aber mit dem Sänger zu thun, der nicht verlieren könnte, wenn er als Dichter in die Schranken träte.

20.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kleines A-B-C-Buch
für
Anfänger im Lesen und Schreiben.

Synonymen und Homonymen.

Von **J. G. von Quandt.**

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dies Werkchen vielmehr Manchen willkommen sein, die vermeinen lesen und schreiben zu können, — Allen interessant, welche auf eine geistreiche Weise ihren Sinn für wahres Verständniß der Wörter zu schärfen wünschen.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 272. —— 29. September 1838.

Amerikanische Geschichtschreibung.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 271.)

Einen schneidenden Gegensatz zu dem eben geschilderten, unter allen amerikanischen Niederlassungen einem Stillleben allein sich nähernden Staate der Katholiken bildet die in den drei letzten Capiteln des ersten Bandes, dem achten, neunten und zehnten, gelieferte Darstellung der puritanischen, in England Independenten, in Amerika Congregationisten sich nennenden Pilgrimme, ihrer ersten Niederlassungen und ihrer allmäligen Ausbreitung über die sechs Staaten Neuenglands. Wenngleich selbst ein Abkömmling jenes kräftigen, der von Walter Scott gelieferten Schilderung ihrer schottischen Glaubensbrüder, der Covenanter, vollkommen entsprechenden Geschlechtes, hat Hr. Bancroft dasselbe zwar mit Liebe, Treue und Fleiß, man darf aber nicht sagen mit Vorliebe geschildert.

Die 1550 durch Hooper zuerst eine Abweichung von der herrschenden bischöflichen Kirche kundgebenden, durch die Verbannung unter der Königin Maria in ihren calvinistischen Grundsätzen bestärkten, nach der Rückkehr nach England als Brownisten auftretenden Puritaner hatten gehofft, bei der Thronbesteigung Jakob I., des Zöglings der schottischen Kirche, die er einst „die lauterste der Welt" genannt, völlige Herrschaft zu erwerben. Da ward der König, zum Erstaunen Aller, mit der Überschreitung des Zweck zum eifrigsten Anhänger der Hochkirche und umfaßte mit ganzer Seele den häufig ausgesprochenen Grundsatz: kein Bischof, kein König. Die Puritaner hingegen, welche die Mehrzahl der Mitglieder des ersten neugewählten Unterhauses bildeten, sahen, daß der König sich auf Tod und Leben mit der den monarchischen Grundsätzen förderlichen Hochkirche verbunden habe, und sie wurden aus das Marterthum suchenden Streitern gegen den Altar zu siegdürstenden Kämpfern gegen den Thron. Wol waren sie schon zu mächtig und zu zahlreich, um unterdrückt und vernichtet zu werden, aber doch zu schwach und unter sich der Einheit entbehrend, um sich im Lande gegen die Mehrzahl der Bischöflichen, gegen Krone, Kirche und den höhern Adel behaupten zu können. Da entwichen die Unbedingten unter ihnen, die Brownisten, erst nach Holland und darauf nach Amerika. So entstand 1620 erst Plymouth, dann Boston, bald darauf unter dem gemeinschaftlichen Namen Massachusetts, des ältesten der sechs neuenglandischen Staaten, vereinigt.

Wäre Neuengland — bemerkt der Verf. — unmittelbar nach Entdeckung des Festlandes von Amerika besetzt worden, so würde es die alten englischen Institutionen unter dem mächtigen Einflusse des katholischen Glaubens empfangen haben. Hätte die Niederlassung unter Elisabeth's Regierung Statt gefunden, so würde dies gesichen sein, ehe die Geistesthätigkeit im Gebiete des Glaubens durch eine entsprechende Geistesthätigkeit in der Politik geleitet worden wäre. Die Pilgrime waren aber Engländer, Protestanten, Glaubensflüchtlinge; Männer unter der Zucht der Leiden, ausgebildet durch Gelegenheiten zu ausgedehnten Beobachtungen, gleich an Stand und an Rechten und durch kein Gesetz gebunden, als das ihnen von der Religion auferlegte, aber durch den Willen Aller geschaffene.

So wurde von Anbeginn der Freiheitsgeist in die neuen Niederlassungen gepflanzt; mit ihm die schon 1643 im Bunde derselben gegen die Indier sich kundgebende Neigung zur Genossenschaft, wie im Innern der Eifer für den zum Studium der Bibel, der einzigen Glaubensvorschrift, unerläßlichen Schulunterricht, der rastlose, über Meer und Land schweifende, nichts für unerreichbar haltende Unternehmungsgeist, aber auch die, keine geringe Abweichung von dem Bekenntnisse innerhalb der Grenzen der theokratischen Gemeinwesen duldende Verfolgungssucht, vor der selbst die milden Quäker weichen mußten. Ein wohlthuendes Gegenbild zu dieser nebst den erwähnten großen Eigenschaften den Yankee in Connecticut noch mehr als in Massachusetts auszeichnenden Schattenseite bildet das duldsamere, von dem aus Massachusetts vertriebenen Roger Williams, dem Vertreter der Rechte der Indianer gegen die europäischen Ansiedler, gegründete Rhode Island, der einzige von allen nordamerikanischen Staaten, der noch an der von Karl II. verliehenen Verfassungsurkunde festhält, ohne an dem unauflöslichen Wechselspiele der übrigen Theil zu nehmen.

So herrschte, noch jetzt dem Beobachter unverkennbar, Mannichfaltigkeit und sich einander ergänzende Verschiedenheit der Gestaltung in der einen, alle Niederlassungen Neuenglands, des Kerns der Vereinigten Staaten, belebenden Neigung und Gesinnung. Diese sind es aber auch, welche ihre Bewohner allein, beispiellos geeignet zur Besetzung und zum Anbau eines neuen Welttheiles, zur ungehinderten Durchspähung aller Meere, zu Erfindungen des Kunstfleißes, zur allgemeinsten Verbreitung der nütz-

Digitized by Google

bringenden Kenntnisse und zur Erhaltung der über Allem schwebenden Gottesfurcht und Wohlthätigkeit befähigt und begeistert haben: eine schon während des dreißigjährigen Krieges in Neuengland für die protestantischen Brüder in Deutschland Gebete anordnenden Frömmigkeit, welche jetzt, sich mit dem Handel verflechtend, den ganzen Erdkreis zur Verbreitung der einmal angenommenen Glaubensform mit stets engern Netzen umspannt.

Im zweiten Bande des Werks, der von dem Ende der Cromwell'schen Herrschaft bis zur zweiten und letzten Vertreibung der Stuarts vom englischen Throne geht, erweitert sich dessen Beschichtskreis, und es treten neue, spätere Bundesglieder auf den Schauplatz. Im elften Capitel wird von der Herstellung der Stuarts, im zwölften von Karl II. Versuchen gegen die an Unabhängigkeit streifenden Freiheitsversuche von Massachusetts, im dreizehnten von Locke's verunglückter Gesetzgebung für die neue Niederlassung Carolina gehandelt, im vierzehnten von Virginiens Verhalten während der Unruhen in England, im funfzehnten von den Niederlassungen holländischen Ursprungs: Neuyork, Neujersey und Delaware, im sechzehnten von den Quäkern und dem durch sie gegründeten Pennsylvanien, und im siebzehnten und achtzehnten von Jakob I. Kampfe gegen die neuengländischen Niederlassungen. Mit dem immer weltgeschichtlicher werdenden Umfange der Erzählung treten die zahlreichen Vorzüge ihres Verfassers sowie auch das Mangelhafte derselben in helleres Licht. Der letzten Art haben wir glücklicherweise nur der oben gedachten politischen Färbung und Verfechtung der Ochlokratie zu gedenken. Am sichtbarsten wird diese bei Erzählung der innern Unruhen in Virginien, dem Staate der Cavaliers, welches aller Geschichte zum Trotz für ebenso freiheitsliebend als Massachusetts ausgegeben wird, um sagen zu können, in allen amerikanischen Staaten sei von jeher die Heimat der Freiheit gewesen. Aber, wie der Verf. (S. 65) selbst sagt:

Es haben Schriftsteller die Leidenschaften und Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur und zeigen sie in ihren Schriften. Es fehlt nicht an Geschichtsforschern, die durch irgend einen verborgenen Beweggrund ihrer Partei dahin gebracht werden, die Verdienste ausgezeichneter Verstorbenen zu verringern und Staaten um ihren Ruf zu bringen.

Nach Beseitigung dieses Einzigen, was wir gegen dieses schöne Werk auf dem Herzen haben, theilen wir noch einige Stellen aus demselben mit, welche hinreichen werden, die in seinem Vaterlande doppelt schätzenswerthe Unermüdlichkeit der Forschung wie die Trefflichkeit der Darstellung zu bewähren.

Von Locke's Verfassung für Carolina, die derselbe auf Bentham'sche Weise in seinem Zimmer in London für ein niemals betretenes Land mit ganz andern Verhältnissen entwarf, sagt Hr. Bancroft:

Zu einer Zeit, wo Locke der Welt noch unbekannt war, hatte Shaftesbury's Scharfblick den tiefen Reichthum seines Geistes erkannt und ihn zum Busenfreunde und Rathgeber für Carolinas Gesetzgebung erlesen. Locke war damals in der Mitte seines Lebens, den heilsten Verstand mit der Anmuth des Betragens, heiterer Laune und schönem Freimuthe schmückend. Sonnigen Temperaments, konnte er gerrigt sein ohne Böswilligkeit und fröhlich ohne Leichtsinn. Er war ein höchst pflichtgetreuer Sohn, und im Dialektischen kam ihm, wenn man seinen Beschützer ausnimmt, keiner gleich. Sein heller Verstand verachtete die Grübeleien einer Dämmerungsphilosophie; er hielt Verfolgung der Wahrheit für den ersten Zweck des Daseins und deren Erreichung für ein Kennzeichen der Würde; darum opferte er auch niemals seine Ueberzeugung einem Vortheile. Der schlechte Ausgang der demokratischen Umwälzung Englands hatte ihn zum Gegner vom Volke ausgehender Neuerungen gemacht. Er hatte gesehen, wie das englische Unterhaus außer Stande gewesen war, die kostbare Eroberung zu bewahren, welche es gemacht, und er liebte, da er weder ein Theoretiker wie Milton, noch ein Tory wie Tillotson war, was man damals englische Grundsätze nannte. Darum schien ihm Aristokratie die sicherste Bürgschaft gegen willkürliche Gewalt. Er seufzte nicht wie Sidney für die alte gute Sache des Freistaats, noch vertraute er wie Penn dem Instinkte der Menschheit, aber er hielt Adelsrechte für Gewährleistungen englischer Freiheiten. Ganz ohne Hadsucht, durfte er noch als politischer Schriftsteller die Freiheit unter der Gestalt der Wohlthabenheit vergöttern. Sklaverei schien ihm keine ungerechte Institution, und er sehr politische Gewalt in das Recht, Gesetze zur Ordnung und Erhaltung des Eigenthums zu machen. Ohne Begeisterung, wie er war, konnte seine Liebe nicht für ideale Vervollkommnung flammen. Er verabscheute die Absichten und misstraute den Verheißungen der Demokratie, weshalb er die Begeisterung der Quäker des lächelte. Verschieden von Penn, hielt er es für möglich, das Zukünftige nach dem Vergangenen zu gestalten. Er wurde durch keine Gottesstimme in seinem Innern von den gewohnten Gebräuchen Englands abgerissen und drugte, indem er darauf ausging, die Grundlagen eines Staates in der Wildniß zu entwerfen, seinen Geist unter den Einfluß von Shaftesbury's Ueberredungsgabe.

(Der Beschluß folgt.)

George Sand.

1. Der Geheimschreiber. Roman von George Sand. Deutsch von Louise Clauß, herausgegeben von Theodor Mundt. Zwei Theile. Bunglau, Appun. 1838. 8. 2 Thlr.
2. Der Sänger, oder Liebe und Ehe. Nach George Sand von August Diezmann. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 1 Thlr.
3. Mauprat. Von George Sand. Übersetzt von Fanny Tarnow. Nebst zwei Zugaben. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Die verschiedenen Zeitepochen haben ihre Individualitäten wie alles Lebendige, was wäre sonst Das, was man Zeitgeist nennt? In diesen Individualitäten begegnen sich Licht und Schatten und bedingen sich einander wie im menschlich individuellen Geiste. Es ist die Eigenthümlichkeit der stärkern Naturen, diese Individualitäten stärker zu empfinden als der gewöhnliche Mensch; die Stärke dieses Empfindens führt aber zum Bedürfniß des Aussprechens, und das Aussprechen wird desto häufiger, je zugänglicher die Schriftsprache Jedermann ist. Aber dieses Aussprechen tief empfundener Mängel des Daseins, eben derer, die der Zeitgeist uns am stärksten aufdrängt, begründet, obgleich es immer schon einen bedeutenden Geist anzeigt, noch nicht den Poeten. Der, welcher diese Mängel blos fühlt, aber sie in sich zu verarbeiten weiß eine neue Schöpfung daraus hervorzubringen wie die Bienen ihren Nektar, Der, welcher ihre tragische, ihre poetische Lösung nicht in sich findet und und dadurch keine neue Welt zu erschaffen weiß, bekundet uns noch nicht den Dichter, und wäre sein Schmerzensschrei so laut wie der Trompetenruf der Fama, den Dichter, dem ein kleiner Antheil ward an der erhabensten Eigenschaft des göttlichen Geistes, an seiner Schöpfungskraft. Wie zerreißend daher der Schmerzensschrei über vorhandene drückende übel auch aus George Sand's Brust schalle, er ist, obwol eine bedeutende Er-

Digitized by Google

schreinung, dennoch kein Dichter, denn dieser Schein ist zwar laut genug zum Verkünden seiner und der Zerrissenheit der Welt gewesen, aber unfähig, aus dieser Zerrissenheit organisches Leben, auf neuen Bedingungen und Basen ruhende Schöpfungen hervorgehen zu lassen. Der Boden von George Sand's Erfindungen ist diese Zerrissenheit der modernen Welt; aber ihm entwächst keine neue glanzvolle Schöpfung, wie sie sich auf alten Laven erhebt; wir blicken nur in den ausgebrannten Krater, und wo hier ein anderes, als ein gelbes Schwefelblümchen hängt, ist es eine einzelne, oft dürftige Blüte.

Wir wissen es wohl, daß ein guter Theil der Zeitgenossen anders urtheilt als wir; indessen ist es keinem Menschen, der eine Überzeugung hat, gegeben, die seinige darum zu wechseln, und wir sind hier, die unsere auszusprechen.

Eine jede Zeit ist ein Kind des Lebens im Ganzen und Großen, wie es der göttliche Geist, durch die Basen, auf die er es stellte, schuf, wie es der menschliche Geist bildete, und jede trägt ihren individuellen Theil von Freude und Schmerz, Hoffnung und Verzweiflung, Segen und Fluch im Busen; er ist die Bedingnis ihres Seins, und auch in dieser Beziehung ist das tausendjährige Reich mit lauter Licht ohne Schatten ein Wahn, und nur Der, welcher ihren Gegensatz verschmolzen und gestaltet wiedergugeben vermag, kann der Dichter seiner und kommender Zeiten sein, nicht aber Der, der den Mund aufthut, um den Schmerz und die Verzweiflung der Ohnmacht und die Bitterkeit seiner Brust über die Menschheit in Tönen auszuströmen, in denen oft eine tadzierende Hoheit wiederhallt. Wir möchten nicht hart sein, möchten nichts sagen, was einer Ängstlichkeit gleiche, denn wir haben es hier mit einer Dame zu thun, die vermöge ihrer Stellung in der Welt schon so schußlos dasteht, daß kein echter Ritter eine Lanze mit ihr brechen mag; mit einer Dame, deren wissenschaftliche Erziehung so mangelhaft zu sein pflegt, daß sie im Gewöhnlichen auf diesen Wegen schon ein Außerordentliches leistet; auch haben wir eine viel zu tiefe Achtung vor jedem Körnchen Schöpfungskraft, liege es selbst im Spreuhaufen begraben, um Anstrengungen dieser Art leichtsinnig verdammen zu mögen. Die Franzosen verehren vorzüglich den Styl an der Heldin ihrer modernen Literatur; darüber ist nun freilich jedes Wort in gewisser Beziehung das beste Wort, obgleich in einem andern Sinne der Fremde hier wieder ein unbefangenerer ist; und aber scheint ein unbedingtes Aufgehen des Stylś mit der Erfindung, des Geistes mit der Form ein zu nothwendiges Erforderniß, als daß wir der Kritik gestatten könnten, Styl und Composition zu trennen. Wir haben immer geglaubt, Wissen, gegen Können gehalten, sei noch nicht viel, und der Weg vom Wissen zum Können sei eigentlich erst der zum Exempel des Reimes und der Kunst. In den Erfindungen von George Sand treffen wir aber auf viel Wissen und geringes Können, auf Erkenntniß der schreiendsten Mängel der Zeit, aber auf Unfähigkeit, sie zu gestalten, zu verkörpern, daher Raisonnement in Menge; aber keine lebendigen Figuren, die das Ereignis schaffen und mit ihm und dem Gesichtspunkte des Autors für sein Kunstwerk aufgehen. Hin und wieder ein poetisch schönes Blümchen in Schilderung von Gegenden, Localitäten, Empfindungen, über diese Schönheit des Details hinaus aber jene Unfähigkeit zur Verkörperung der Idee, welche die schriftstellernden weiblichen Naturen im Allgemeinen charakterisirt, und mit der man — wenn sich von der Unfähigkeit so positiv reden läßt — zwar sehr geistreich, nie aber genial schöpferisch sein kann. Kurz, wir kommen auf unser erstes Wort zurück: wir empfinden bei der Lecture ihrer Werke, die Schriftstellerin habe, wie alle bedeutendern Naturen, denen das Leben etwas ist, viel erfahren, viel erlebt, viel empfunden und gedacht, aber die Erscheinung sei, indem sie durch den Spiegel dieses Geistes ging, nicht zur Poesie geworden, ja nicht einmal zum lebendigen, unkünstlerischen Reflex der Wirklichkeit, zur Erfindung und Schöpfung geringerer Art. Spinnenweben — Spinnenweben, durch die der Wind weht, der Wind der Zeit, der Sirocco, in den sich ihre Gewitter auflösen, weiter sehen, finden, erkennen wir nichts. Empfinden es Andere anders, so muß es ihnen freilich unbenommen bleiben, wir kann für Empfindungen! Und auf Empfindungen kommt am Ende doch Alles zurück; denn je geistiger eine Wahrheit ist, desto weniger läßt sie sich mathematisch erweisen.

Wir haben es gewagt, dieses allgemeine Urtheil vorauszuschicken, da unsers Wissens George Sand's literarische Bedeutung in deutschen Blättern fast immer nur im Fluge berührt, nie besprochen ward, und gehen nun zu den vorliegenden Einzelnheiten über.

Der „Secrétaire intime" ist eins der frühern Erzeugnisse der Sand, und jener Mangel an Nothwendigkeit in der Composition, den wir vorhin rügten, findet sich auch hier. Die Heldin ist durch drei Viertel des Buches mit meisterhafter Wahrheit als eine abgeleimte Kokette gezeichnet, launenhaft, wie die reichen und vornehmen Stände, voll Witz, Einbildungskraft, Talent, Caprice; aber dennoch scheint sie Das, was wir mit dem Kraftausdruck: vornehme Canaille, bezeichnen können, und was wir hier in anständigerer Fassung vornehmer Pöbel nennen wollen, wie es denn in der Natur der Sache liegt, daß es sowol vornehmen als geringen Pöbel geben muß. Eine Schwindlerin aus den höchsten Kreisen, deren Ruf auch in diesen ein im höchsten Grade angefochtener sein muß, sucht sich die Fürstin Cavaleanti eines unschuldigen und unerfahrenen jungen Mannes, ganz zu bemächtigen. Der junge Mann fällt endlich in ihre Netze, und plötzlich, durch die Kokette zur Tugendheldin, die gar nichts von dem Spiele ahnt, was sie bisher mit ihm getrieben, sie stößt ihn zurück und ist empört über sein Attentat, die Verf. nimmt mit ihr Partei gegen den Jüngling, und dieser ist nun der Verbrecher, Quinctilia wird weiß gewaschen, Alles war Zufall, Ereignis; sie hat in St. Julien nie etwas Anderes gesehen als ein liebenswürdiges Kind (!) — wir legen hier eine allgemeine Verwahrung gegen das mütterliche Verhältnis noch junger Frauen zu etwas jüngern Männern ein —, alles Zweideutige war Schein, die Fürstin hat einen Gatten, den politische Verhältnisse nöthigten verborgen zu bleiben, und St.-Julien ist der Verräther, der ihre edle, unschuldsvolle Seele verkannt hat und sie in seine Netze gelockt haben will.

Wir erkennen in der Poesie und Erfindung nur eine Moral, die der Wahrheit, nur eine Unmoralität, die der Lüge, an; wenn aber eine so schielende Composition moralisch ist, so ist alle Wahrheit Lüge und alle Lüge Wahrheit. Die Moral ruht im Leben auf nichts Anderm als auf der Wahrheit; dieselbe Selbst hat im höhern Sinne die Poesie und von diesem Gesichtspunkte aus kann das echt Poetische der Moral im höchsten Sinne durchaus nicht zuwider sein; aus demselben Grunde muß aber auch das aller Moral im höchsten Sinne Entgegengesetzte ein durchaus Unpoetisches sein. Die Moral darf in den höchsten intellectuellen Kreisen durch nichts Anderes als durch die Wahrheit repräsentirt werden, und diese ihre Basen in der Poesie erschüttern, heißt sich so bitter an ihr vergehen, wie es auf diesen Bahnen möglich ist. Wie viel moralischer und doch wie viel wahrer wäre der Roman gewesen, wie viel besser als Erfindung, wenn die Prinzessin Cavaleanti, statt durch das hinkende Ereignis zur Tugendheldin zu werden, geblieben wäre, was sie ihrer Anlage nach ist und ewig bleiben wird, eine meisterhaft gezeichnete, phantastische Kokette, deren Ideal uns hier plötzlich durch einige Taschenspielerkunststücke in eine unschuldige, umfangene Frau verwandelt wird; sie, die auf den staubigen Wegen der großen Welt die Kinderschuhe längst vertreten hatte, sie, die Bewußtheit selbst, muß nun werden, wie die Mariottin in ihren Bergen vielleicht nicht ist, damit in dem verführten Jüngling das Anathem der Lelia gegen alle Männer geschleudert werden könne. Und doch ist dieses Werk noch eins der besten der Sand, denn die Zeichnung der Kokette ist vortrefflich bis dahin, wo ihre Hieroglyphe in die Tugend übergedeutet wird. Auch hat es mehr Körper in der Färbung, wenn

Digitized by Google

wir so sagen dürfen, als alle andere Schöpfungen der Verf. Man sagt, es sei mit Sandeau zusammen gearbeitet, welcher der erste Führer der Verf. auf ihren literarischen Bahnen war, das bei vielleicht der Unterschied mit ihren übrigen Productionen.

Man könnte diesen Roman nicht mit Unrecht die Übersetzung des Lasters in die Tugend nennen, und so ist er ein nicht zu verschmähender Beitrag zur Sophistik unsers Zeitalters; wir finden es daher naturgemäß, daß er an einem unserer ersten Sophisten — denn die Nachfolger des Sokratischen Zeitalters der Nationen waren ja nie etwas Anderes — den bereitwilligen Wegweiser zum deutschen Parnaß gefunden hat. Der ganze Roman ist eine Phrase, und wie Talleyrand sagt, das Wort sei dem Menschen gegeben, seine Gedanken zu verbergen, könnte man von ihm sagen, die Composition sei dem Künstler gegeben, um den Gedanken zu verderben. Hr. Mundt bemerkt in seiner Einleitung über dieselbe: „Lieblich, sinnreich und unschuldig ist diese Dichtung der Madame Dudevant, wie ich kaum eine andere in der neuesten Literatur kenne.“ — „Während man aus ihren übrigen Werken Anklagen gegen sie combiniren, die weniger die Schriftstellerin als die Frau treffen, hat man in diesem, zum ersten Mal hier übersetzten Roman nicht bemerkt, welcher Zauber der Unschuld, welche innere Reinheit des Charakters und welche ideale Selbständigkeit des weiblichen Gemüthes sich darin geltend machen und gewissermaßen die Freisprechung der Verf. von ganz und gäbe socialen Anschwärzungen übernehmen.“ — „Von ihrer unmittelbarsten Persönlichkeit, von dem nahe Menschlichen ihres eignen Wesens hat Madame Dudevant vielleicht am meisten in diesem „Secrétaire intime“ niedergelegt“ ꝛc.

Der Zufall kann in Momenten ein mächtiger Herrscher sein, aber er waltet nur im Ereignis, weil es an unsichtbaren Ketten von Ereignissen hängt und wir diese Unsichtbarkeit so zu benennen belieben, aber nicht im Charakter, und wenn ein Charakter das vollendete Gepräge einer Eigenthümlichkeit trägt, so gibt der Charakter dem Zufall das Motto für das Leben, nicht der Zufall die Devise ihm.

Die Übersetzung ist zu loben; leicht sein, geschickt, wäre sie unsers Erachtens nur darin zu tadeln, daß sie die eigne Sprache mit zu großer Freiheit behandelt. Aber freilich ist es schwerer, das Wort für den holden Als für den ganzen Gedanken zu finden.

„Der Sänger, oder Liebe und Ehe.“ Kaum haben wir eine Regel, eine allgemeine Wahrheit ausgesprochen, so steht, ihrer zu protestiren, auch gleich die Ausnahme da, das Receptionsgesetz, Gesetz des Individuellen, Überwältiger alles Gesetzes, was sein Recht ewig bei allem Lebendigen geltend machen wird. Das vorliegende Buch ist eine ganz von allen andern Erfindungen der Sand abweichende, und wir erinnern uns unter ihren Werken nur eines einzigen, einer vortrefflichen Erzählung, der Liebesgeschichte eines Schauspielers und einer Marquise aus der Zeit der Marquisen, mit dem es eine Familienähnlichkeit hat, denn hier wie dort leben die Gestalten, sie sind Individualitäten, nicht traurige Abstractionen trauriger Principien, und wenn George Sand auf diesen Wege fortfährt, so wünschen wir ihr Glück dazu. Hier ist es uns zuerst klar geworden, was die Franzosen unter der Vortrefflichkeit des Styls der Sand verstehen wollen, denn hier geht der Styl ohne alle Phrase mit der Erfindung auf; hier ist das italienische Leben in Wort und Geist so vortrefflich aufgefaßt, daß wir eines der anständigern Stücke von Casanova's Memoiren zu lesen glauben. Die Verf. hat vor Kurzem eine Reise nach Italien gemacht, und da ist es denn zu verwundern und interessant, zu vergleichen, wie die beiden begabten Frauen, die Stael und George Sand, Italien verschieden auffassen. Ohne romantische Verurtheile — was bei ihrer Anlage doppelt in Erstaunen setzen muß — gibt George Sand die Wahrheit der Gegenwart in größter Lebendigkeit und ohne alle Schminke. Die Erzählung, welche, einen Band füllend, und hier vorliegt, heißt im Französischen: „La dernière Aldini“, und erschien zuerst in der „Revue des deux mondes“: wir wissen nicht, warum sich der Übersetzer erlaubte, diesen Titel in den obigen zu verändern, eine Freiheit, die unsers Erachtens alle Befugniß des Übersetzers überschreitet und im engen Zusammenhange mit dem anmaßenden: nach dem Französischen, Englischen u. s. w., steht, womit unsere heutigen Übersetzer ihre Titelblätter decoriren. Nach diesem Ausfall ist es gerecht, zu sagen, daß die Übersetzung eine gute ist, und daß der Übersetzer den Titel des Originals in einem Vorwort angibt.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der Jesuit Gretser (geboren 1561, gestorben 1625) schrieb in einem Briefe über die Universität Ingolstadt: „Unsere Akademie war drei Mal in der größten Gefahr, ihren Glauben zu verlieren: das erste Mal 1518, da Herzog Ernst dem Erasmus von Rotterdam eine Lehrstelle anbot; das zweite Mal 1520, als Reuchlin hier die orientalischen Sprachen lehrte; das dritte Mal in demselben Jahre, da Herzog Ernst den Melanchthon mit dem Versprechen eines lebenslänglichen Gehalts hierher einladen ließ. Der Himmel hat unsere Universität und ganz Baiern vor diesem Unglücke bewahrt; denn Erasmus nahm den Ruf nicht an, Reuchlin ging, wieder fort und Melanchthon konnte sich von Luther nicht trennen.“

Markgraf Kasimir erließ 1525, als der Bauernkrieg sehr um sich gegriffen hatte, folgendes Edict: „Weil der Aufruhr durch ungelehrte und ungeschickte Prediger entstanden, so wollen er also jetzt den Predigern befehlen, wie sie predigen sollten. Sie sollten nämlich nicht mehr so schlechtweg behaupten, daß der Glaube allein selig mache, sondern sorgfältig beisetzen: das wäre nur von dem lebendigen Glauben zu verstehen. Hauptsächlich sollten sie aber den Bauern erklären, was denn die wahre christliche Freiheit sei; nämlich: eine Freiheit im Geist, nicht im Fleisch, eine innerliche, nicht äußerliche Freiheit, ein innerliches geistliches, sowie die weltliche Freiheit ein teuflisches Ding sei. Gesetzt also auch, daß die Obrigkeiten von ihren Leuten unbillige Dinge vertangten, so müßte man sich deswegen ja nicht mit Gewalt widersetzen, sondern als ein wahrer Christ handeln, der das Unrecht leidet, aber sich stets auf Gott beruft.“ — Auf dem Concept des Edicts lieh man die Anmerkung: „Dieses Ausschreiben ist ergangen, als sich mein gnädigster Herr Markgraf Kasimir — den Stein hat schneiden lassen.“ (Lang, „Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth“, von 1486 — 1527, Göttingen 1798, Theil 1, S. 204.)

Als der berühmte Graf Stairs englischer Gesandter in Holland war, gab er oft Diners, zu welchen alle fremde Gesandten und selbst der französischer geladen wurden, obgleich die Feindseligkeiten zwischen beiden Mächten auf dem Punkte waren, auszubrechen. Der französische Gesandte that das Nämliche. Einst, da sie bei der Tafel waren, stand dieser auf und brachte den Toast aus: „Die ausgehende Sonne!“ — eine Anspielung auf die Devise Ludwig XIV. Jedermann trank mit. Der Baron Riedbez brachte hierauf seiner Kaiserin einen Toast und ließ den Mond und die Sterne leben. Als nun die Reihe an den englischen Gesandten kam, war Jedermann begierig, wie er sich aus dem Handel ziehen werde. Dieser aber, nicht im Geringsten verlegen, nahm den Pokal und rief: „Es lebe Josua, der Sohn Nun, der Sonne und Mond stillstehen hieß!“

Der Vers in Racine's „Esther“:

Que son nom soit beni au delà de l'éternité!

klingt fast wie der bekannte Toast: Er soll leben noch hundert Jahr nach der Ewigkeit.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 273. — 30. September 1838.

Amerikanische Geschichtschreibung.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 272.)

Weiter ausgeführt wird an einem andern Orte der eben mitgetheilte so nahe liegende Vergleich der beiden amerikanischen Staatengründer, Locke und Penn. Von dem Letztgenannten, oder vielmehr von den durch Georg Fox gestifteten Quäkern heißt es daselbst:

Kant wie Fox, Barclay und Penn zogen ihre Philosophie aus der innern Stimme. Jener machte wie diese das Orakel im Innern zur kategorischen Vorschrift praktischer Sittlichkeit, zum Beweggrunde untadelnswürdiger Tugend. Gleich diesen hielt er das innere Licht, welches allgemeine und nothwendige Wahrheiten unterscheidet, für einen Bestandtheil des Menschen, und deshalb nimmt seine Philosophie für diesen unaufhörliches Fortschreiten und Verbesserung als ein Recht in Anspruch. Wenn die Quäker ihre Lehre in das Gewand der Theologie hüllten, hat Kant die seinige unter einem kraftvollen aber ungewöhnlichem Rothwälsch verborgen. Der große Gedanke ist jedoch von Schiller in seinen schönen Versen erneut, von Chateaubriand vertheidigt, von Coleridge in nebelnder Sprache gelehrt worden. Er strahlt durch Lamartine's und Wordsworth's Dichtung, während der beredte Cousin in dem Lande schöner Prosa, auf die nämliche ewige Stimme horchend, welche die Menschheit mit der Weltvernunft verknüpft, für den göttlichen Grund einen weitverbreiteten Ruhm erworben und, die Übereinstimmung zwischen diesem Lichte und dem des Christenthums erklärend, oft unbewußt die Sprache Barclay's und Penn's geborgt und deren Gründe angewendet hat.

Ebenso wird von Penn gesagt:

Von Natur und durch Leiden menschlich, in vertrautem Verhältnisse mit der königlichen Familie, mit Sunderland und Sidney eng verbunden, mit Russel, Halifax, Shaftesbury und Buckingham bekannt, als Mitglied der königlichen Gesellschaft Newton's und der großen Gelehrten jenes Zeitraumes Genosse, schätzte er die Eingebungen eines freien Geistes mehr als die Ansprüche der Wissenschaftler und achtete die einfältige Aufrichtigkeit des nottinghamer Schäfers (G. Fox) höher als das Ansehen der Hochschulen oder die Weisheit der Philosophen. In der Mittagshöhe seines Lebens, nur ein Jahr älter als Locke, der zwölf Jahre zuvor Karolinas Verfassung entworfen hatte, kam der Gesetzgeber der Quäker zur neuen Welt, den Grund zu Staaten zu legen. Sollte er das gerühmte System des großen Philosophen nachahmen? Locke war duldsam wie Penn, beide liebten die Freiheit, beide suchten lautere Wahrheit. Locke zündete die Fackel der Freiheit am Feuer der Überlieferung an, Penn dagegen am lebenden Lichte der Seele. Locke suchte Wahrheit mittels der Sinne und der Außenwelt, Penn schaute inwärts nach den göttlichen Offenbarungen jedes Geistes. Locke verglich die Seele mit einem Blatte weißes Papier, sowie Hobbes mit einer Schiefertafel, auf welche Zeit und Zufall ihre Erfahrungen kritzeln könnten; für Penn war die Seele eine Orgel, welche sich selbst unbewußt göttliche Harmonien aushaucht, gleich der Äolsharfe. Bei Locke ist das Gewissen blos unsere eigne Meinung über unsere eignen Handlungen, bei Penn aber das Abbild Gottes und sein Ausspruch durch die Seele. Locke, selbst Kinderlos, verstand die Älternpflicht so, daß sie ihre Kinder selbst mit Anwendung von Belohnungen und Strafen zu bewahren hätten, während Penn seine Kinder liebte, ohne an die weitern Folgen zu denken. Locke, der niemals heirathete, erklärt die Ehe für ein Geschäft der Sinne, wogegen Penn das Weib als den Gegenstand besser, innerer Zuneigung verehrte, der nicht zur Lust, sondern zur Liebe geschaffen sei. Locke beginnt seine Untersuchung über den Verstand mit den Quellen des Wissens, Penn mit einer Aufzählung der Schätze des Geistes. Locke leitet den Staat von Noah und Adam ab, läßt ihn auf Vertrag beruhen und verkündet die Sicherung des Eigenthums als dessen Zweck; Penn aber erklärt, ohne so weit zurückzugehen, ein Volk müsse früher da sein als ein Staat, und sucht, indem er das Recht, ihn zu gründen, in der sittlichen Natur des Menschen findet, dessen Grundsatze in den unwandelbaren Gesetzen der allgemeinen Vernunft, dessen Zweck in der Freiheit und Glückseligkeit. Locke's System kann durch streitende Parteien zu den entgegengesetzten Zwecken und Benutzungen gebraucht werden; Fox's und Penn's Lehre verbietet hingegen, da sie nur das Glaubensbekenntniß aller Menschen ist, Verrennung und sichert die höchste sittliche Einheit. Für Locke besteht das Glück im Vergnügen, die Dinge sind nur gut oder böse, je nachdem sie Vergnügen oder Schmerz bereiten, und es ist eben so widersinnig, das höchste Gut zu suchen, als darüber zu streiten, ob Äpfel, Pflaumen oder Nüsse besser schmecken; Penn glaubte jedoch, Glück bestehe darin, die niedern Triebe dem göttlichen, in der eignen Brust wohnenden zu unterwerfen, Gut und Bös seien ewig und allenthalben ebenso verschieden als Wahrheit und Falschheit, und das Streben nach dem höchsten Gute schließe den Zweck des Daseins in sich. Locke sagt wörtlich, wenn man nicht auf Belohnungen und Strafen jenseit des Grabes achtet, ist es gewiß recht, zu essen und zu trinken sowie zu genießen, was uns Vergnügen macht. Penn behauptete wie Plato und Fénélon die Despoten so schreckbare Lehre, Gott müsse nur um seiner selbst willen geliebt und die Tugend allein wegen ihres innern Liebenswerths geübt werden. Locke leitet die Idee, des Unendlichen von den Sinnen ab, beschreibt sie als rein negativ, und findet es nur im Raume, der Zeit und der Zahl, wogegen Penn jene Idee von der Seele ableitet und sie der Wahrheit, Tugend und Gott zuschreibt. Locke erklärt Unsterblichkeit für etwas, womit die Vernunft nichts zu thun habe, und die Offenbarungswahrheiten bedürften zu ihrer Erhärtung äußerer Zeichen und sichtbarer Thatsachen; Penn sah die Wahrheit in ihrem eignen Lichte und rief die Seele auf, selbst Zeugniß von ihrer Herrlichkeit abzulegen. Locke meinte, daß nicht so viele Menschen

Digitized by Google

als man gewöhnlich glaubt, irrige Ansichten hegen, weil der größte Theil derselben fester Ansichten entbehrt und gar nicht weiß, wofür er streitet, während Penn sich zwar auch für die Mehrzahl erklärt, aber nur weil die Wahrheit ein gemeinsames Erbtheil des Menschengeschlechtes sei. Locke kämpfte in seiner Liebe zur Duldsamkeit gegen Verfolgungen, welche er papistisches Verfahren nannte; Penn enthielt sich aber der Verdammung irgend einer Glaubenspartei, die er dagegen jeder Art von Frömmelei, weil er sie für unmenschlich hielt, zu Theil werden ließ. Locke fürchtete als Gesetzgeber Amerikas eine zu zahlreiche Demokratie, indem er dem Vermögen und Lehnseigenthume alle Gewalt vorbehielt. Penn glaubte, Gott wohne in jedem Gewissen, sein Licht in jeder Seele, und erbaute deshalb, seine Arme weit öffnend, wie er selbst sagte, eine freie Niederlassung für das ganze Menschengeschlecht.

So entstand in Amerika das Reich der Quäker, deren Ursprung auch jetzt noch, da deren Anzahl dort wie in England in der Abnahme ist und in ihrer Mitte eine zahlreiche ungläubige Partei (die Hicksiten) entstand, zu folgenreichen Betrachtungen führt, und den der Verf. also erzählt:

In dem nämlichen Augenblicke der Entscheidung, als das Unterhaus Königthum und Pairschaft abschaffte, ungefähr drittehalb Jahre nach dem Tage, wo Cromwell auf seinen Knien heranrutschte, um die Hand des Kindes zu küssen, welches damals Herzog von York war, da verbot der Herr, Georg Fox, dem Stifter der Quäker, den er in die Welt gesandt hatte, vor irgend Jemand, er sei hoch oder niedrig, seinen Hut abzunehmen, dagegen aber alle Männer und Frauen zu duzen, sie möchten arm oder reich, groß oder klein sein. In der Kirche zu Nottingham, seinem Geburtsorte, rief er dem die Bibel als das sicherste Wort der Prophezeiung empfehlenden Prediger zu: „O nein, es ist nicht die Schrift, es ist der Geist!" Dieser Grundsatz schloß eine geistige Umwälzung in sich. Wenn er der Selbstliebe schmeichelte und den Enthusiasmus förderte, führte er dagegen völlige Geistesfreiheit ein, trat jede Art des Götzendienstes mit Füßen und legte die kräftigste Verwahrung ab gegen hierarchische Gestaltungen. Es war der nämliche Grundsatz, für den Sokrates starb und Platon litt, und jetzt, da Fox auftrat, ihn unter dem Volke zu verkünden, ward ihm allenthalben mit zorniger Heftigkeit widerstanden, und Geistliche wie Gläubige, Beamte und Volk wallten hoch auf wie die Wogen des Meeres. Bei den Gerichtssitzungen in Lancaster erschienen gleichzeitig 40 Geistliche gegen ihn. Den ehrgeizigen Presbyterianern kam es vor, als ob die Hölle losgelassen sei; und Fox widerstand im Gefängnisse, und mit dem Galgen bedroht, hartnäckig und siegreich ihrem erbitterten Hochmuthe. Nichts konnte seine Begeisterung dämpfen. Im Kerker von Verbrechern umgeben, begehrte er von den Richtern nur seine Freilassung, um seine Anstrengungen fortzusetzen, und wie er durch das Land zog, sprühte, wie er sich ausdrückt, der göttliche Same von ihm wie zahllose Feuerfunken. Grausam geprügelt oder in spanische Stiefeln eingeschnürt, oder als Tollhäusler verspottet, verkündete er unaufhörlich die Aussprüche der Stimme in seinem Innern und erlangte schnell Anhänger unter dem Landvolke. Wurde er aus der Kirche getrieben, so redete er unter freiem Himmel, und konnte er sich im demüthigen Bierkruge nicht mehr bergen, so schlief er furchtlos unter einem Heuschober oder hielt Wache unter dem Haidekraute. Sein Ruf wuchs, haufenweise wie Taubenfluchten strömte man herbei, ihn zu hören. Sein Aussehen, wenn er im Gebete versunken war, wird als höchst demüthig, lebendig und furchtbar anzuschauen geschildert, während sein durch Deutlichkeit der Überzeugung zur natürlichen Dialektik darin ausgebildeter Verstand ihn bei den öffentlichen Erörterungen, zu denen er die Welt in die Schranken rief, zu einem mächtigen Gegner machte. Allenthalben und zu allen Zeiten war er zu finden und fand so willigen Eingang unter dem Volke, daß die Gegner vor seiner Ankunft bebten. Seine Lehre fand die zahlreichsten Anhänger unter den wohlhabendern Landleuten, und Barclay rühmt laut, daß die einfältige Wahrheit durch schwache Werkzeuge hergestellt sei, während Penn darüber entzückt ist, daß die Botschaft ohne Verdacht menschlicher Weisheit gekommen sei. Wundersam war es zu sehen, welche Kraft und Einheit des Geistes und Charakters die unwissendsten Handwerker durch die gewichtige Anschauung speculativer Wahrheit empfingen. Mit furchtloser Freiheit und natürlicher Beredtsamkeit trugen sie die Aussprüche ihres Gewissens vor und entwickelten mit glücklicher und unbewußter Verständigkeit von selbst das System sittlicher Wahrheit, welches, wie sie glaubten, in der Seele eines Jeden als unerschütterliche Wahrheit wohne. Das Entstehen der sogenannten Quäker ist eines der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte des Menschengeschlechts. Es bezeichnet den Augenblick, wo das Volk sittliche Freiheit unbedingt als unveräußerliches, angeborenes Recht in Anspruch nahm. In jener Zeit erschien dem Volke alles Nachdenken über Politik und Sittlichkeit in theologischer Gestalt, und so ist auch die Lehre der Quäker Philosophie, abgerufen aus dem Kreuzgange, der Schule und dem Gesellschaftssaale, und unter die Verachtetsten im Volke verpflanzt.

Sind nun auch die Quäker, die Männer, von denen Cromwell wie anderthalb Jahrhunderte später der französische Usurpator klagte: „Sie sind ein Volk, das ich weder mit Gaben, noch Ehren, Ämtern oder Stellen gewinnen kann", mit Vorliebe vom Verfasser geschildert, so läßt derselbe dennoch, wie das Vorhergegangene ergab, auch den übrigen Staatengründern Amerikas Anerkennung werden. So den Puritanern Neuenglands, Roger Williams und seiner Schöpfung in Rhode Island, den Katholiken in Maryland wie den Cavaliers in Virginien. Auch die um Südcarolina und andere Staaten verdienten französischen Hugenotten, werden, wie billig, gerühmt. Ja, selbst demjenigen Volke, welches den glänzendsten und mächtigsten aller amerikanischen Staaten, Neuyork, den Vermittler des Südens und Nordens der Union, den Brückenpfeiler zwischen der alten und neuen Welt, gestiftet hat, wird volle Gerechtigkeit gezollt, die es auch durch die Weisheit seiner Wahl des Niederlassungsortes wie durch den Verlust dieses, bei der Abtretung an England nicht hinreichend gewürdigten Kleinods vollkommen verdient hat.

Der Augenblick — sagt Hr. Bancroft —, wo Holland und Seeland sich auf eine Zeit lang vom Schauplatze der Geschichte Amerikas zurückzogen, war ebenso sehr eine Zeit des Ruhmes als der, wo es denselben zuerst betrat. Das kleine Volk von Kaufleuten und Manufacturisten hatte grade seine Unabhängigkeit von Spanien vollendet und der protestantischen Welt das glänzende Beispiel eines Bundesfreistaates gegeben, als dessen Seeleute (1609) vom Hudsonstrome Besitz nahmen. Dasselbe Land wurde von ihm den Engländern, in deren Hände es eben gefallen war, wieder abgenommen, als es gegen die Riesenmacht Ludwig XIV., gegen England und gegen die Bischöfe von Münster und Köln mühevoll seine Unabhängigkeit durch unerhörte Thaten der Tapferkeit behauptete (1673). Die Jahrbücher der Geschichte reden von wenigen Fällen, wo die größte Ungleichheit der Macht so wirksam durch sittliche Kraft ausgeglichen ward und unbesiegbarer Heldenmuth so verzweifelte Gefahren abgewendet hat. Erst drei gewonnene Seeschlachten gegen die um mehr als die Hälfte zahlreichere englische Flotte vermochten Hollands Küsten, deren Kirchen von Scharen der für die gerechte Sache Betenden angefüllt waren, vor einer Landung der Engländer zu bewahren. So gelang das Werk der Rettung Niederlands. Alle Eroberungen wurden beim Frieden zurückgegeben, also auch Neuniederland am Hudson. Holland, das gegen

Digitized by Google

seinen damaligen Vortheil zuerst die Freiheit der Meere begehrt hatte, stellte durch Verträge die Rechte der neutralen Flagge fest. Sein großer Hugo Grotius hatte in einem an alle Fürsten und Völker der Christenheit gerichteten und dem allgemeinen Verständnisse der gesitteten Welt zugänglichen Werke ausgesprochen, das Recht und Unrecht beim vorübergehender Ausdruck schwankender Meinungen sei, sondern unverbrüchlich wie die auf sie begründete Freiheit der Meere. Ihren, die einmal geboren sind, leben ewig. Mit dem Anerkenntnisse dieses Grundsatzes verschwindet Holland, die Mutter von vier unserer Staaten, aus unserer Geschichte und steht erst nach länger als einem Jahrhunderte, als jener Grundsatz bedroht wird, als unser Bundesgenosse wieder auf, ihn, den es gegen Spanien behauptet, und für den sein Wohlstand unter Englands Streichen gesunken ist, dem neuen Bundesfreistaate vermachend.

Sollte die, wie wir schnlichst wünschen, von Hrn. Bancroft glücklich zu Ende gebrachte Geschichte der Ansiedelung Amerikas, wie derselbe meint, wirklich die der Verbrechen Europas sein, so wird das eben erschienene Werk eines andern amerikanischen Historikers, das wir im nächsten Artikel zu behandeln denken, dies in noch vollerm Maße bestätigen. *) 104.

George Sand.

(Beschluß aus Nr. 272.)

Der Stoff des Buches ist die Kluft zwischen dem Adel und den niederen oder übrigen Ständen, und insofern ist der Titel: „La dernière Aldini", der letzte Sproß einer alten venetianischen Familie, ein weit treffenderer als der vom Uebersetzer gewählte. Der Sohn einer chioggiottischen Fischerfamilie wird Gondolier bei einer venetianischen Witwe von Stande; sie liebt ihn, als er zum Mann heranwächst, geflecht es ihm nach langem Kampfe und bietet ihm ihre Hand. Sie selbst ist aus einer reichen bürgerlichen Familie und hat viel von dem Charakter ihres verstorbenen Mannes zu dulden gehabt, der, nachdem er seine Schulden mit ihrem Gelde bezahlt, sie wegen ihrer Herkunft verachtete. Der Gatte starb früh, und die Signora hatte seitdem auf italienische Weise verschiedene vornehme Liebhaber gehabt, ohne sie aber entschieden zu lieben oder sich zu einer zweiten Heirath entschließen zu können, weil sie die wenig Sklaverei und den Eigennutz ihres Mannes zu finden fürchtete. Der Charakter der weichen, schwachen, gutmüthigen und nicht unedeln Frau ist von musterhafter Zeichnung. Der Gondolier, wiewol hingerissen von ihrer Schönheit und ihren Vorzügen, sieht Nachtheile in seiner Verbindung mit ihr, für die er fürchtet ihr keinen Ersatz gewähren zu können; man sagt ihm, die Signora werde dadurch die Vermenschaft ihrer einzigen Tochter verlieren, die sie zärtlich liebt, und großmüthig entsagt er der Hand der Geliebten, ohne sich darum von ihr trennen zu wollen. Aber die Jahre jugendlichen Leichtsinns sind vorüber, die Signora fürchtet Kirche und Beichtvater, die Mißbilligung der Welt, welche ein solches Verhältniß mit einem Gondolier anders richten würde als bei mit einem Manne von Stande, und der Held entschließt sich, ihre gegenseitigen Leiden zu enden und kehrt zu seinen Ältern zurück, wo er das rauhe Fischerleben wieder ergreift, nachdem er lange alle Bequemlichkeiten des Daseins genossen.

Viele Jahre darauf finden wir ihn als berühmten Sänger in Neapel wieder, als er vom Theater aus eine junge Person in einer Loge erblickt, die man ihm Prinzessin Grimani nennt, welche sich in ihn, er in sie verliebt. Der Roman wird angeknüpft, und auch hier bietet dem glücklichen Lelio das leidenschaftlich hingerissene Weib ihre Hand. Plötzlich aber entdeckt er in dem Mädchen, welches im Begriffe ist, mit ihm zu fliehen, die Tochter seiner ehemaligen Geliebten, die nach ihrer Trennung einen Fürsten Grimani geheirathet hat, und Pietät gegen ihr Andenken, eine Art Scheu vor dem geistigen Inzest hält ihn zurück; er schreibt der Mutter, welche in Bologna lebt, und sieht. Das junge Mädchen folgt ihm, ein Freund des Sängers, Graf Rasi, dessen Hand sie früher ausschlug, nimmt Lelio bei sich auf; die Mutter erscheint und entdeckt sich der Tochter, welche nun freiwillig zurückreist und, den Eclat ihrer Flucht zu decken, die Hand des Grafen Rasi annimmt. Das Wiedersehen Lelio's und der Signora ist rührend, der Charakter ihrer im höchsten Grade adelstolzen Tochter ebenso meisterhaft entworfen und ausgeführt als der der Mutter; launenvoll, scharf, entschieden, eigensinnig, heftig, leidenschaftlich, doch großartig und edel, durchdacht sie schon als Kind ihren Puppen das Herz, um zu sehen, ob sie blaues Blut hätten — im venetianischen Dialekt gleichbedeutend mit adeligem Blut —; ebenso vortrefflich ist der passive Charakter des Sängers gehalten, und das durchweg Entsagende seines Wesens fließt anmuthig mit seinem eigentlich unmännlichen Berufe zusammen; doch ist dieses, wie überhaupt das ganze Werk, frei von aller dem Italiener fremden Sentimentalität. Signor Lelio liebt im Grunde keine der beiden Frauen mit jener allumfassenden Empfindung, die wir so nennen würden, und die beiden Frauen lieben ihn am Ende auch nur auf italienische Art, leidenschaftlich-zärtlich die Mutter, heftig-hingerissen die Tochter, doch Beide nur in der Gegenwart. Aber eben, daß die Liebe hier einen Charakter nach Völkern und Personen annimmt, fern von jener stereotypen Natur der Liebe in Romanen, ist höchlich zu loben, denn die Liebe ist eben auch ein Lebendiges, was sich immer neu gebiert. Daß die Weiber hier die Handelnden sind, der Mann der Leidende ist, bildet gleichfalls einen schönen, ungewöhnlichen Gegensatz. Auch die Nebenrolle der leichtsinnigen Sängerin, Geliebten Rasi's und Lelio's, ist, obgleich fast nur Lückenbüßer, gut gehalten; das Einzige, was wir tadeln möchten, ist der scharfe, schwerlich unvermittelte Schluß, wo Sänger und Sängerin sich in Venedig wiederfinden, der Hochzeit der Prinzessin mit dem Grafen aus den Wirthshausfenstern zusehen und durch einige, nur zu wahre, aber hier peinliche Reflexionen über die Trennung der Stände in der Gesellschaft dem doch mehr leichten und phantastischen Eindruck des Ganzen eine gröllende Bitterkeit beimischen.

„Maupratt",

wiewol auch ganz von den bisherigen Bahnen der Sand abweichend und weder von der geselligen Zerrissenheit ausgehend, noch sie berührend, scheint uns ein weit schwächeres Product als das vorige. Der Stoff der Fabel ist ein höchst interessanter, in gewisser Hinsicht mit dem der so meisterhaft gearbeiteten „Marquise von O." von Kleist verwandt; er ist aber durch zu dicke Wände in die Länge gesponnen, daß der Trog des Mädchens und das Behagen des Jünglings zuletzt alles Interesse verliert. Die Motive ihres Abweisens, die in einem kurzern Zeitraum bedeutend gebliehen sein würden, stumpfen sich in dem von sieben Jahren ab, welchen die Verf. für ihren Roman wählte, und der Leser muß sich am Ende über Ebenens Eigensinn ärgern, die fertlich auch, wie sie sagt, ein und eine halbe Maupratt war. Auch ist die Verf. im zweiten Bande selbst sehr müde geworden; vorzüglich sind die Scenen im amerikanischen Befreiungskriege lahm, und das Auftreten des Freundes Arthur findet hier offenbar nur statt, damit er später, in dem auch ein wenig bei den Haaren herbeigezogenen Processe mit seinen Effectsenen, als rettender Engel auftreten könne. Übrigens ist sowol die Zartheit der weiblichen Hand als ihre geschickte Kühnheit in der Behandlung dieser Gegenstände zu loben, doch vermissen wir auch hier wie in manchen der frühern Zerrissenheitsromane eine lebendige, ins Auge springende Charakterzeichnung. Vorzüglich hält diese nicht Stich, wo uns humoristische Originalitäten vorgeführt werden sollen; so erkennt man in dem gelehrten Bauer Patience und dem Rattenfänger Marcasse — der

*) Den zweiten Artikel lassen wir im November folgen. D. Red.

Digitized by Google

jedoch sehr an die Figur Nathan's des Quäkers in Dr. Birb's Roman erinnert —, was die Verf. damit beabsichtigt hat, aber lebendig werden die Gestalten nicht. Was nun den Grund betrifft, auf dem die ganze Erfindung ruht, so ist es uns schwer, an die Möglichkeit der Existenz einer so offenkundig verbrecherischen feudalistischen Familie in Berri noch kurz vor der Revolution zu glauben. Wir wissen sehr wohl, daß die Verf. uns diese Familie nicht als wirklich dagewesen gibt, aber sie müßte uns doch die Möglichkeit ihres Daseins in dieser Zeit begreiflich machen. Zwar exlaubte sich der Adel vor der Revolution viele Excesse gegen die übrigen Stände, doch diese Excesse selbst trugen die Farbe der Zeit; diese Mauvrat aber würden ärger als der ärgste Raubritter in den dunkelsten Jahrhunderten. Ein solches Betragen, welches auch die vornehmen Familien nicht verschonte, müßte ja, statt Jahrzehnde hindurch und länger geduldet zu werden, förmliche Kreuzzüge der öffentlichen Gewalt gegen sie zur Folge gehabt haben, die doch am Ende aus nichts bestanden, als aus einem Häufchen determinirter und verschlagener Männer in einer alten, verfallenen Burg. Die Verf. weiß uns keinen Aufschluß auf das in dieser Zeit aktenmäßig erwiesene Betragen des Hrn. von Pleurmartin hin und wir verstummen, weil wir diese Geschichte nicht kennen. Immer aber däucht uns, sie müsse sich anders modificirt haben.

Die Übersetzung ist recht leidlich, die Zugaben bestehen in einem Überdick des Lebens und Wirkens der Sand von Jules Janin, als Vorrede, worin zum Theil Alles ihr Recht widerfährt, welches aber übrigens eine so lächerliche Apotheke seines Gegenstandes ist, daß man hier wol sagen könnte: Hütet mich vor meinen Freunden, vor den Feinden werde ich mich selbst bewahren. Die zweite Zugabe beginnt den zweiten Band und ist so mitten zwischen den Roman hineingeschoben, wir wissen nicht warum; sie besteht aus einigen jener bekannten Briefe der Sand, die ihre innere Zerrissenheit und ihren lebensüberdruß schildern, und die eine Art Gebet an die Natur und Gottheit schließt, in welchem die Verf. sich von jener Stimmung geheilt bekennt — wie? sagt sie uns nicht. Diese Briefe werden in Frankreich hoch gestachtet; wir können nichts darin sehen als einen ohnmächtigen Versuch nach Wertherthum, vielleicht auch eine einfache Darlegung innerer Zustände, die uns nur mit Bedauern, nicht aber mit Mitleid erfüllen. Ehrenrettung für die Verf. als diese hohlen Bekenntniß schwachen Stunden ist das Gesständniß am Schluß des Gebets, daß solche Stimmungen immer nur auf einen grenzenlosen geistigen Hochmuth basirt seien.

In der übertriebenen Zeichnung feudaler Zustände und in einzelnen Reflexionen über die Revolution am Schluß zeigt sich noch die Radicale, sonst haben moderne Zeitfragen wenig mit diesem Buche zu thun, und wir fürchten, nachdem wir es gelesen, George Sand könne wol gar, wenn sie jene Bahnen verläßt, die ihren Ruf gründeten, ohne in ihnen zu einer poetisch erkämpften Lösung gekommen zu sein, zu der Classe gewöhnlicher Romanenschreiber herabsinken, die Bände füllen, ohne von der poetischen Begeisterung einer Idee dazu aufgesordert zu werden. SB.

Bibliographie.

Alexander Graf von Würtemberg, Lieder des Sturms. Gr. 12. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr. 4 Gr.

Auffeß, H. Freih. v. u. z., Des ritterlichen freien Adels zu Franken Leben und Sitten in einzelnen historischen Abhandlungen und Erzählungen dargestellt. 1sten Bd. Geschichte des Hauses Auffeß. Mit Abbildungen. — Auch u. d. T.: Geschichte des Hauses Auffeß nach Quellen bearbeitet. 1sten Heft. Aelteste Geschichte bis 1538. Mit 2 Siegelabbildungen. Gr. 8. Baireuth, Grau. 12 Gr.

Bergers letzte Novellen. Herausgegeben von C. Eichel. 8. Meißen, Gedicke. 1839. 12 Gr.

Carové, Nrorama. 1ter Theil. — Auch u. d. T.: Mittheilungen aus und über Frankreich. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 12 Gr.

Cleszkowski, A. v., Prolegomena zur Historiosophie. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 16 Gr.

Draikovié, Graf Janko, Ein Wort an Iliriens hochherzige Töchter über die ältere Geschichte und neueste literarische Regeneration ihres Vaterlandes. Gr. 8. Agram, Hirschfeld. 12 Gr.

Duller, E., Erzählungen. 2 Bände. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 18 Gr.

Falkenstein, K., Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Gr. 8. Dresden, Walther. 1839. 3 Thlr. 12 Gr.

Gelzer, H., Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte; mit besonderer Berücksichtigung der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte. Vorlesungen gehalten zu Bern. 1ster Bd. Gr. 8. Aarau, Christen. 21 Gr.

Gruppe, O. F., Die römische Elegie. 1ster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflechtenen Übersetzungen. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 16 Gr.

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke. 1ster Band. 2te Abth. — Auch u. d. T.: Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft König Ottos I. 936 — 951. Von Rudolf Anastasius Köpke. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 15 Gr.

Kaltenbrunner, G. A., Lyrische und epische Dichtungen. Gr. 12. Wien, Rohrmann. 20 Gr.

Kichnowsky, Fürst E. M., Geschichte des Hauses Habsburg. 5ter Theil, von der Ermordung König Albrechts bis zum Tode Herzog Albrechts des Weisen. Mit 3 Kupfertafeln. — Auch u. d. T.: Geschichte der Söhne König Albrecht's nach seinem Tode. Mit 3 Kupfertafeln. Ler.-8. Wien, Schaumburg u. Comp. 3 Thlr. 8 Gr.

Lyser, J. P., Giacomo Meyerbeer. Sein Streben, sein Wirken und seine Gegner. Für Freunde der Tonkunst. 8. Dresden, Wagner. 8 Gr.

Pischon, F. A., Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. Eine vollständige Beispielsammlung zu seinem Leitfaden der Geschichte der deutschen Literatur. 1ster Theil, welcher die Zeit bis zum Jahre 1300 enthält. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 16 Gr.

Reiss, F., Über die classische Darstellung des Goethe'schen Faust und Strodtmann's Auffassung des Mephistopheles. Gr. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 8 Gr.

Sallet, Fr. v., Schön Iria. Ein Märchen. 8. Trier, Troschel. 12 Gr.

Ein Stückchen Jesuitenarbeit oder die Mission in Ilfft im Jahre 1838. Nach den Acten. Aus dem Französischen. Gr. 8. Berlin, Mittler. 12 Gr.

Tromlitz, A. v., Vielliebchen. Historisch-Romantisches Taschenbuch für 1839. 12ter Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. 16. Leipzig, Baumgärtner. 2 Thlr. 8 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1839. Neue Folge. 1ster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Lamartine's. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, W., Bunte Blätter. Gr. 12. Darmstadt, Heyer. 1 Thlr.

Winckelmann's Werke. 1ste Lieferung. Schmal gr. 4. Dresden, Walther. Subscr.-Preis für den 1sten Bd. in 2 Lieferungen 7 Thlr.

Zander. Das 25jährige Jubelfest der freiwilligen mecklenburgischen Kämpfer von 1813 und 1814, am 27. März 1838 zu Güstrow. Gr. 12. Güstrow, Opitz. 21 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 274. — 1. October 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Zur Geschichte des Orients.

1. Zur Geschichte der Araber vor Muhamed. Von R. v. L. Mit acht synchronistischen Tabellen und graphischen Darstellungen. Berlin, Lüderitz. 1836. Gr. Fol. 2 Thlr. 12 Gr.
2. Die Handelszüge der Araber unter den Abbassiden durch Afrika, Asien und Osteuropa von Friedrich Stüwe. Eine von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Januar 1836 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. Mit einer Karte. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
3. Geschichte des Mahomedanismus und seiner Sekten, aus orientalischen Quellen geschöpft von W. C. Taylor. Aus dem Englischen übertragen. Leipzig, Barth. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ist es, um die Grundlagen der allgemeinen Geschichte eines Volkes zu gewinnen, von dem höchsten Interesse, durch gute Monographien die Behandlung einzelner Erscheinungen in derselben an ein helles Licht gestellt zu sehen, so muß es von um so erhöhterm Interesse sein, je schwieriger es ist, dergleichen Vorlagen, entweder aus Vereinzelung oder Zerstreutheit der Quellen, oder um der Schwierigkeit des Stoffes an und für sich willen, dem Stande der Wissenschaft gemäß historisch zu begründen und der weitern Benutzung würdig durchzuführen. Gehört es also zu den erfreulichen Begebenheiten auf dem Gebiete des Wissens, die Regsamkeit in dieser Richtung recht lebhaft zu erblicken, so hat die arabische Geschichte in der neuesten Zeit die vollkommenste Ursache, sich durch bedeutende und wesentliche Bereicherungen in verschiedenen Beziehungen aufgehellt und weiter gefördert zu sehen. Das Interesse an diesem Zweige der Literatur aber ist nicht nur in einzelnen Gelehrten erwacht, sondern ganze Gesellschaften im In- und Auslande haben die Aufmerksamkeit auf denselben gerichtet und theils durch eigne Erörterungen ihrer Mitglieder, theils durch Preisfragen und Deckung des dadurch erwachsenden Kostenaufwandes die Veröffentlichung von Einzelschriften und größern Werken erfolgreich befördert. Ist aber die Geschichte irgend eines bedeutenden Volkes der Erde hinter den Bearbeitungen der Geschichten anderer, selbst weniger einflußreicher Völker zurückgeblieben, so ist es wiederum die arabische, deren Kenntniß und Gesammtdarstellung noch an den wesentlichsten Mängeln leidet. Hier war es also nöthig, daß alle Kräfte sich thätig vereinigten, um nur erst den Bearbeiter im Großen und Ganzen von dem Vorhandensein der nöthigen Quellen in Kenntniß zu setzen, selbst angenommen, daß er eine Stellung und die Mittel hat, jene Quellen allseitig benutzen zu können. Dazu kommt, daß durch jene Monographien der neuesten Zeit und durch ihre weitere Verbreitung schon manches Vorurtheil beseitigt ward, das bisher nicht nur gegen die Größe des Volkes selbst, um das es sich hier handelt, sondern auch gegen dessen Geschichte sogar bei wissenschaftlich Gebildeten herrschte. Es kann aber auch nicht fehlen, daß, je mehr man sich mit den Resultaten der Forschung befreunden wird, desto mehr auch die allgemeine Theilnahme an denselben gewinnen muß. Wenn irgendwo Unkenntniß der Sache geschadet hat, so war es hier, indem in früherer Zeit die Geschichte der Araber fast ganz in der Mohammed's zusammenfloß und theologischer Eifer sich weniger in Erforschung der Wahrheit einließ als in einseitige parteiische Darstellung des Wenigen versank, was man unsicher wußte. Wir freuen uns also, in Folgendem auf einige Erscheinungen aufmerksam machen zu können, die jenen Entstellungen und falschen, durch vorgefaßte Meinungen verbreiteten Ansichten entgegentreten und uns den reinwissenschaftlichen Weg als den einzig zum Ziele führenden erkennen lassen. Die nähere Andeutung des Inhalts der bezüglichen Schriften wird zu manchen Bemerkungen Veranlassung geben, die diese hier nöthigen Vorandeutungen theils bestätigen, theils weiter ausführen. Das gesunde Urtheil, das zum größten Theil in denselben herrscht, zumal da, wo es die Benutzung des schon vorhandenen Stoffes galt, wirkt so wohlthätig auf den Leser, daß dieser den Verfassern nicht nur durch ihre Belehrung zu Dank verpflichtet wird, sondern auch in dem Gefühle, das klare Ansichten überhaupt gewähren, hinwiederum jenen die Genugthuung verschafft, wie für den Geist, so auch bezüglich für das Herz geschrieben zu haben.

Nr. 1. In dem Verf. der ersten dieser Schriften, dem königl. preuß. Generallieutenant und Director der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin, Rühle v. Lilienstern, verehren wir einen auch sonst verdienstvollen Schriftsteller, dem es aus reinem Eifer für die Wissenschaft um die Weiterförderung der geschichtlichen Kenntnisse in jeder Beziehung ernstlich zu thun ist. Er hat sich keine ganz leichte Aufgabe gestellt, wenn er einiges Licht mehr in die Vorgeschichte jener Halbinsel zu bringen versucht, die der moralisch-kräftigen, obwol nur erst gelegentlich erkannten Elemente so viele in sich faßte, daß der Funke der Begeisterung die

Digitized by Google

Idee des Volkes, eine welthistorische Rolle spielen zu können, in wenig Jahren zur Wirklichkeit machte. Die angedeutete Schwierigkeit aber besteht darin, 1) daß der für jene Zeit vorhandene Stoff der reinhistorischen Momente sehr wenige enthält, indem die Sage allein den Gang der spätern Geschichtsforschung und Geschichtschreibung bedingte und die Phantasie des Volkes diese für die Gewinnung reinhistorischer Thatsachen gefährlicher machte als bei manch anderm Volke; 2) fehlt jenen aus der Vorzeit geretteten Trümmern geschichtlichen Wissens aller innere Zusammenhang; nur vereinzelt finden sich die Bruchstücke vor, ohne jede Bedingung von Ursache und Folge, ohne jeden selbst nur locker die Begebenheiten zusammenhaltenden Faden der Erzählung; um dieser formellen und materiellen Mangelhaftigkeit willen muß hier der gesunde und erfahrene Blick Alles sein, um den Stoff für den Leser genießbar und für den Geschichtschreiber brauchbar und überzeugend darzustellen; 3) aber geht jener viertausendjährigen Periode alle Chronologie ab. Geschichte ohne Chronologie ist keine Geschichte, es fehle die Grundbedingung alles Seins, die Zeit, in der allein die Begebenheiten ins Leben, in die Wirklichkeit treten können. Selbst der Raum ist hier weniger wichtig und beiweitem leichter zu ermitteln, da er einerseits nicht so unermeßlich ist, andererseits sich selbst näher bestimmt und bestimmen läßt. Welch ungeheueres Gebiet der Muthmaßung sich also hier vor dem Blicke des Forschers ausbreitet, stellt sich um so deutlicher dar, als schon einer jener drei Mängel Spielraum genug für persönliche Ansichten aus blos subjectiven Gründen eröffnet, und der verehrte Verf., der sich diese Schwierigkeiten keineswegs verhehlte, erkannte sehr richtig, daß vor Allem die Construction der Chronologie Dem, der hier Bahn brechen will, am Herzen liegen müsse. Er stellte daher auch sich zunächst diese Aufgabe, und um nicht willkürlich zu Werke zu gehen, bildete er sich zuerst die ihm am angemessensten scheinenden Grundsätze des Ganges seiner Untersuchung, und sah von den gefundenen Ergebnissen seiner Vorgänger einstweilen ganz ab, um das eigne Urtheil nicht gefangen zu halten. Hierüber spricht er sich in der Einleitung sattsam aus, und ohne mit ihm über einzelne seiner Voransichten zu rechten, können wir doch nicht umhin, einige Mängel zur Sprache zu bringen, die sich hier als wesentlich geltend zu machen scheinen. Der Verf. begnügt sich nämlich einzig und allein mit Übersetzungen der vorhandenen Quellen, da ihm das Verständniß der Originale abgeht. Wie sich aber die Übersetzung vom Originale unterscheidet, muß sich auch der Geist der Auffassung aus der einen oder dem andern unterscheiden. Es ist nicht das Einsehen in den Gegenstand selbst, sondern nur die Darstellung durch den Reflex des Spiegels. Es ist die Conjecturalkritik, die hier die Hauptrolle spielt und durch Berichtigung des Textes vielleicht da und dort einen festern Anhalt gewähren könnte, gewissermaßen gelähmt und die Construction der einzelnen Theile zu einem größern Ganzen durch den Mangel der Selbstansicht behindert. Ja, manche Beziehung, die im Originale liegt, geht der Übersetzung ab, und der Geist dieser veranlaßt oft noch Misverständnisse, deren Schwierigkeit die Möglichkeit einer Einsicht in das Original sogleich heben würde.

Durch diese Abhängigkeit ferner mußte natürlich manche Ungleichheit in die Orthographie der so nicht sehr bekannten Namen hereingetragen werden, und obwol sich der Verf. deshalb zu entschuldigen sucht, so sind doch diese Entschuldigungen nicht kräftig genug, um jedes Mistrauen zu beseitigen und in volle Überzeugung umzuschaffen. Von einem Quellenstudium kann also nur bedingterweise die Rede sein, wenigstens sind die Grenzen desselben fest vorgezeichnet. Aber auch die Übersicht der Forschung leidet durch die Art und Weise, wie der Verf. sein Buch angelegt hat. Dadurch nämlich, daß er die Beweisstellen für seine Meinung unverkürzt in seine Rede einschiebt und durch die oft mehre Seiten langen Citate sich selbst überall ohne Unterschied unterdricht, hat er dem Leser die Gelegenheit genommen, ihm in dem Gange der Darstellung ungestört zu folgen. Um so mehr freuen wir uns, daß die beigefügten synchronistischen Tabellen klar und bündig Das, was er gewollt und gefunden, den von seinen Vorgängern gewonnenen Ergebnissen gegenüberstellen. Auch sei durch die erwähnten Mängel dem Buche sein eigentlicher Werth nicht verkürzt. Des würdigen Verf. Arbeit ist uns um mehr als einer Ursache willen höchst ehrenwerth, und rechnen wir ihm von der einen Seite seinen unermüdlich aufopfernden Fleiß hoch an, so verkennen wir auch von der andern Seite den Werth der Resultate nicht, die jenen Fleiß bezeichnen. Der Verf. hat das Ganze in vier Perioden zerlegt, die zusammen die Zeit von Noah bis zur Hidschra, d. h. von 2400 vor Chr. bis 622 nach Chr. umfassen. Die erste schließt ab mit der Wanderung Jakob's nach Ägypten, die zweite, die an ihrer Spitze den Abd-el-schems Saba hat, mit Christi Geburt, die dritte mit der Eroberung Jemens durch die Äthiopier, die vierte mit dem Anfange der mohammedanischen Zeitrechnung. Wäre nun dem Leser erwünscht, von dieser ganzen Zeit ein Bild in zusammenhängender Darstellung zu verlangen, so würde Ref. in Verlegenheit gerathen; eine Verlegenheit freilich, die die Sache selbst entschuldigt, und die ja auch der Verf. trotz des besten Willens nicht zu beseitigen im Stande war. Wir geben also, was wir haben, und hoffen dadurch dem Verf. wie dem Leser unsere Achtung zu bezeigen.

Jenes Land der Nomaden, die Halbinsel Arabien, ist nicht allein das Gebiet, wo der Araber seine Heimat hat; schon in den ältesten Zeiten sprach man in den Triften Assyriens wie in den Steppen Mesopotamiens ebenso Arabisch wie noch heute, wo auch Afrika Sprache, Sitte und Volk in die weite Ausdehnung seines Schooses aufgenommen hat. Sprache und Volk hat also den Markstein seiner Grenzen weit hinaus in das Gebiet fremder Länder getragen, und wo der Araber hinkam, brachte er auch seine glühende Phantasie, seinen kriegerischen Muth, seinen väterlichen Stolz und sein natürliches Unabhängigkeitsgefühl mit. Daher mochte auch der Theil des neuerstandenen Menschengeschlechts, der nach der Rettung aus der noachischen Flut das Land Arabien zu seiner Heimat machte, schon alle die charakteristischen Merkmale seiner Eigenthümlichkeit an sich tragen, die das heutige Geschlecht von den übrigen semitischen Stämmen ausscheidet. Es mochten die untergegangenen Stämme Ad, Themud, Dschem, Dschedis nicht weniger originell sein als die eingepfropfte, durch Ismael in die Halbinsel verpflanzte neue Generation. Jene frühern Araber, die Nachkommen Sem's, hatten in Eber und einigen Zweigen von Lud aus Aram ihre Ahnherren, denn diese waren es, die zum größten Theil in die arabische Halbinsel einwanderten. Nach Herodot wohnte das Volk Kanaans an den Küsten des erythräischen Meeres, es wich aber vor den Joktaniden und übrigen Nachkommen Sem's aus der Halbinsel, und der Sternendienst war zugleich mit den Joktaniden in die neuen Wohnsitze eingezogen. Alles dieses geschah nach Petav von 1656—1757 n. E. d. W. zur Zeit Peleg's oder der Epoche der großen Völkerbewegung. In dieser Periode war es auch, wo die beiden ersten Propheten Arabiens, Hud und Salih, ihre Versuche zur Bekehrung der arabischen Stämme Ad und Themud zur wahren Gottesverehrung anstellten, aber sich keines Erfolgs erfreuten, dagegen nach der Mythe jene echten oder eingedorenen Araber durch den Zorn des Allah aus der Reihe ihrer Mitbrüder verschwinden sahen. Es tritt für jenes Land ein neues Menschengeschlecht auf, und Abraham wird durch seinen Sohn Ismael der Held eines neuen Weltalters. So schließt mit dem Tode Jakob's die erste Periode um 2254 n. E. d. W., die Israeliten wandern nach Ägypten ein, während die übrigen Abrahamiden und Therachiden sich zwischen dem Euphrat und dem Isthmus von Suez bis nach Nedsched und Hidschas festsetzen. Im Süden der Halbinsel verschafft sich ein Hauptzweig der Joktaniden durch Himjar Ben Saba Ben Kahtan die Obergewalt, während ein anderer Zweig desselben Stammes, die Dschorhomiden, sich mit den Nachkommen Ismael's zu einem neuen Volke vermischten. Hieraus gehen die gemischten Araber oder die Mostariba hervor, d. h. die Nach-

Digitized by Google

kommen Adnan's oder „desjenigen Mittelgliedes in der Geschlechtsfolge Ismael's, bis zu welchem man die Vorfahren Mohammed's mit Sicherheit glaubt nachweisen zu können". Nun bleibt nur noch die Bemerkung übrig, daß die eigentlichen und reinen, d. h. die eingebornen Araber oder Kinder Joktan's (bei den Arabern Kahtan) einstimmig als directe Nachkommen Eber's, mithin als nächste Stamm- und Sprachverwandte der Therâchiden und Abrahamiden anerkannt werden und sich als Kinder Nachor's, Israel's, Edom's u. s. w. über den nördlichen Theil der arabischen Halbinsel, d. h. über ganz Syrien verbreitet haben, während dem Kahtan die südlichen Küstenstriche am rothen Meere, d. h. Jemen in seiner weitesten Ausdehnung, als Erdtheil zufallen. Uns in eine Zergliederung dieser Massen in ihre einzelnen Zweige einzulassen, ist hier der Ort nicht, da es uns blos um eine Übersicht im Ganzen zu thun sein muß; das Werk selbst gibt hierüber hinlängliche Belehrung. Noch gedenkt auch der Verf. zum Schlusse dieser Periode der Nabatäer als der Nachkommen Nabajoth's, des Sohnes Ismael's; ein eigenthümliches Volk, das in späterer Zeit sehr dem Spotte des echten Arabers ausgesetzt war. Es hatten dieselben ihre Wohnsitze im nördlichen Arabien, waren Hirten und Ackerbauer, hatten ihre eignen Könige und befaßten sich erst später mit der Schiffahrt. Ihr Strich Landes aber gewinnt dadurch an Bedeutung, daß seit undenklichen Zeiten die Asien mit Europa und Afrika verbindende Handelsstraße denselben berührte, und sie zu ihrer Zeit wohlhabende Zwischenhändler abgaben, wovon ihre Hauptstadt Petra (daher peträisches, nicht steiniges, Arabien) und die gesammte Cultur des Landes den Beweis liefern.

Die zweite Periode begreift die Zeit von Abd-el-schems, d. h. dem Heliodalen Saba, bis zu Christi Geburt, d. i. nach Zahlen, wie sie der Verf. annimmt, von 1950 v. Chr. an, denn da soll Saba in Jemen geherrscht und die noch vorhandenen Überreste des Stammes Ad vertrieben haben. In dieser zweitausendjährigen Periode finden sich allerdings nur wenige historisch-wichtige Personen aufgezeichnet, bei deren Namen die Geschichte verweilt und sich an sie anknüpft. Der Verf. bietet hier Alles auf, einigermaßen eine Chronologie mittels überlieferter Synchronismen herzustellen, die in diesem Chaos den einzigen Haltpunkt gewähren. Von der ganzen Periode gehört freilich selbst auch bei andern alten Völkern fast nur ein Sechstel in die historische Zeit, nur daß hier der unglückliche Fall eintritt, daß aus dieser Zeit auch nicht eine einzige Überlieferung erhalten. Wir begegnen hier unter Anderm der mythischen Königin Balkis als Zeitgenossin des Salomo, also schon in dem zweiten Jahrtausend jener Periode. Sie heißt selbst im Koran Königin von Saba, und die Erklärer erzählen, wie ein Kibik „dem Salomo berichtet, daß dort ein Weib regiere, versehen mit Allem, was zu einem Fürsten erfodert wird, und mit einem prächtigen Throne versehen, aber sie und ihr Volk Anbeter der Sonne. Deshalb sandte ihr Salomo duech denselben Kibik erst einen Ermahnungsbrief, zum rechten Glauben zurückzukehren, und bedrohte sie dann mit Krieg, worauf sie sich selbst nach Jerusalem auf den Weg machte. Dschellâl-ed-din setzt hinzu: Nachdem sie der Abgötterei entsagt und der Teufel die Haare von ihren Beinen hinweggenommen, habe sie Salomo zur Gattin angenommen." Neunhundert Jahre früher finden wir den Himjar im Besitze der Oberherrschaft Jemens, während seine zahlreichen Brüder abhängige Fürstenthümer inne haben, und erst nach seinem Tode theilt sich der Staat in zwei selbständige Königreiche, Hadhramut und Saba. Das Herrscherhaus jenes Landes aber führet den einheimischen Namen Tobba, während die andern Fürsten durch den Vorsatz des Wortes Dhu bezeichnet oder auch Kail genannt werden. Nur glaube man nicht, wie der Verf. meint (S. 111), daß, wer das Prädicat Dhu mit dem nöthigen Zusatze (denn absolut wird jenes Wort nicht gesetzt) führe, nicht auch zugleich Tobba habe sein können. Sesostris war auch ein Pharao und der Apostata ein Cäsar. Der Lücken in der Reihe der Regenten aber gibt es hier sehr zahlreiche, und selbst der Berührungspunkte mit auswärtigen erobernden Herrschern und Völkern sehr wenige und in abgerissenen Zeiträumen. Überdies betreffen diese nur den Norden der Halbinsel und höchstens die Westküste am erythräischen Meere. Die Ansicht der tadrllarischen Zusammenstellung der hierher bezüglichen Stellen bei Griechen und Römern gibt (S. 123—128) hierüber hinlängliche Belehrung.

Die Zeit von Christi Geburt bis zur Eroberung Jemens durch die Äthiopier, d. h. bis ungefähr 130 der Hidschra oder nach 500 nach Christi Geburt, füllt die dritte Periode aus. Auch in dieser beschränkt sich die Geschichte der Halbinsel hauptsächlich auf Jemen oder dessen Herrscher, die Tobbas aus dem Hause Joktan. Die Darstellung der außerhalb gelegenen arabischen Reiche Gassan und Hira schloß der Verf. als für seinen Zweck unwesentlich aus und erwähnt sie nur in untergeordneter Stellung. Mehrfache Veränderungen sowol in den Wohnsitzen der Stämme als in den politischen und religiösen Verhältnissen der Halbinsel treten hier entgegen. Neben dem unter dem Namen Seil-el-arim bekannten Dammbruch und der dadurch veranlaßten Auswanderung der Stämme des Azd begegnen wir der Christenverfolgung durch Sapor II. und dessen Einfall in Arabien und der wahrscheinlichen Einführung des Christenthums in Jemen. Ja, der Verf. glaubt sogar in vereinzelten auswärtigen Angaben bei Äthiopiern und Byzantinern den Beweis zu finden, daß vielleicht jetzt schon eine erste Eroberung Jemens durch die Äthiopier stattgefunden habe. Was nun jenen Dammbruch betrifft, so hat der Verf. ihm noch später eine besondere Abhandlung im Anhange gewidmet. Lokman, nach Andern Saba, suchte nämlich das überflüssige Bergwasser in der Provinz Saba oder Mareb in Jemen dadurch nutzbar für das Land zu machen, daß er einen hohen Damm zwischen zwei Bergen mit Bewässerungskanälen anlegte. Das Land ward zu einem Paradiese, von glücklichen, gerechten und gastfreien Stämmen bewohnt, der Bau dagegen mit der Zeit wankend, das Wasser durchbrach den Damm, und die Flut verwandelte alsbald das Land in eine Wüste. Der Koran stellt übrigens dieses Ereigniß als eine Folge der Abgötterei der Sabäer dar, und so viel sich für die Chronologie ermitteln läßt, scheint es zwischen 150—170 nach Chr. Geb. sich zugetragen zu haben. Die anwohnenden Stämme verließen die Heimat und breiteten sich in andern Theilen der Halbinsel aus.

Die vierte Periode endlich, von einem etwa 130jährigen Umfange, gibt, obwol als die späteste und uns nächste, nicht mehr Sicherheit für die Chronologie. Die beiden noch am meisten allgemein gewordenen Jahresrechnungen sind die des Jahres des Elefanten und des Tages des Frevels (S. 174—175). Jemen ward überdies jetzt eine persische Provinz unter Statthaltern bis zur Zeit, wo Mohammed als Prophet auftrat. Die wichtigsten Veränderungen suchen die Provinzen heim. Der Tobba Dhu Nowas läßt sich in Jatred zum Judenthum bekehren, und von dessen Bekennern fortdauernd bearbeitet, verfolgt er die in Nedschran befindlichen Christen, die ihm muthigen Widerstand leisten, aber endlich erliegen und zum großen Theil umgebracht werden. Dadurch zog er die Expedition des Negasch von Äthiopien in sein Land, dessen Dynastie sich unter drei Herrschern (Abraha, Jeksum, Mesruk) aufrecht erhielt, bis der letzte derselben den Persern, und diese wiederum den Gläubigen Mohammed's weichen mußten.

So in Kurzem der Hergang der wichtigern historischen Ereignisse auf der Halbinsel. Überall ist aber die Hauptfrage, die Einrechnung der Chronologie, an die Spitze gestellt, und es hat sich der Verf. so streng an diese Frage gehalten, daß sie stets im Verlauf der Darstellung hervortritt. Ferner basirt er seine Annahmen fortdauernd auf das Vorhergehende, und die Construction derselben geschieht mit Umsicht, natürlich aber nicht ohne mancherlei muthmaßliche Voraussetzungen, die man jedoch im Allgemeinen nicht grade als willkürlich bezeichnen kann. Überall hat man Gelegenheit, den ernsten Willen und den strengen Fleiß des Verf. zu ehren.

Außer den beiden schon angedeuteten Anhängen findet sich

Digitized by Google

noch ein dritter über die Epochen, Aera und Reihenfolge der Sasaniden, der außerordentlich viel Citate enthält und dazu dient, die im Werke selbst verfolgten Synchronismen weiter zu deduciren und diese als Stützpunkte für die chronologische Construction haltbarer zu machen. Denselben Zweck verfolgen großentheils die aus verschiedenen Historikern und Reisebeschreibern gegebenen angehängten Auszüge bis auf die Abhandlung über die Religion Abraham's und die Einführung des Judenthums in Arabien, die, wie was zur Sage von der Zobda beigebracht ist, die Erörterungen von Thatsachen zum Zwecke hat. Am Schlusse sind eine schöne Zugabe die synchronistischen Tabellen, die außer den eignen Resultaten zugleich die von andern Forschern gefundenen Ergebnisse und die Angaben der verschiedenen Quellenschriftsteller parallelisiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Malerei in Bezug auf die königlichen Gemäldesammlungen zu Berlin, Dresden und München von Ernst Förster. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 18 Gr.

Diese Briefe enthalten mehr oder minder ausführliche Andeutungen über die Galerien zu Berlin und Dresden und einzelne Bilder derselben. In Berlin — wo der Verf., eine Autorität im Fache der Kunstkritik, dem Museum im Allgemeinen und dessen Anordnung das größte Lob ertheilt, und wo er zugleich von dem Kunstwerthe der einzelnen Werke mit größerer Anerkennung spricht, als man in der Regel diesen Werken zu Theil werden läßt — geben ihm, dem ausgezeichneten Kenner der ältern italienischen Kunst, die dieser Epoche angehörigen Bilder Gelegenheit, sich ausführlicher über die Künstler jener Zeit, ihre Schulen, Richtungen, Anfänge und Untergänge auf eine ebenso interessante als lehrreiche Weise zu verbreiten. Er liefert über die ausgezeichnetsten dieser Werke einen Commentar, der ganz dazu geeignet ist, das Verständniß dieser oft mit Geringschätzung behandelten Bilder aufzuschließen und einen Theil der Liebe dafür einzuflößen, die dem Verf. in so reichem Maße innewohnt. Die Charakteristik, die er von den einzelnen Schulen der italienischen Kunst gibt, ist höchst bezeichnend und treffend. Als Aufgabe und charakteristisches Kennzeichen der umbrischen Schule (deren Gipfel Rafael bildet) bezeichnet der Verf. „das Suchen der Anmuth in der äußern Erscheinung"; als das der Mailänder (unter Leonardo da Vinci's Anführung) „das Streben nach dem Geistig-Charakteristischen" (in Form und Zeichnung); als das der Venetianer „das Streben nach dem Sinnlich-Lebendigen" (in der Farbe); als der Toscaner Hauptaufgabe den „geistigen Gehalt und das deutliche Hervorheben desselben" u. s. w. Wie die Anordnung des berliner Museums höchlichst gelobt wird, so findet die der dresdner Galerie verdienten Tadel, der freilich in der ungünstigen Localität seine Entschuldigung findet. In Dresden geben Correggio's dort so zahlreiche Werke dem Verf. Gelegenheit und Stoff zu einer ausführlichen Würdigung und Charakteristik dieses Künstlers, die vielleicht das Beste ist, was je über Correggio gesagt worden. Als charakteristische Eigenschaft dieses Künstlers wird seine „Heiterkeit und Sinnenlust" bezeichnet, aber auch das beruhigende Element, das in ihm ist, nach Verdienst anerkannt. Ebenso geben Paul Veronese's Werke Anlaß zu einer ausführlichen Würdigung; als dieses Künstlers charakteristische Eigenschaft findet der Verf. den „Humor". In München sind es nicht die Schätze älterer Kunst, sondern nur das Local der Pinakothek und deren Ausschmückung durch Fresken, welche die Geschichte der neuern Malerei zum Gegenstande haben, die dem Verf. zu geistreichen Erläuterungen und Andeutungen Anlaß geben, wie er denn schon bei Gelegenheit des berliner Museums rücksichtlich Schinkel's Entwürfe zu dessen Ausschmückung durch Malereien Ähnliches gegeben hatte. Wir empfehlen dieses Büchlein mit seinem reichen und anregenden Inhalte allen Kunstfreunden, die es gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen und mit uns dem Verf. für seine Gabe danken werden. 12.

Literarische Notizen.

In Paris erschien eine phantastische Erzählung: „Une course à Chamouni", von Adolf Pictet. Man erinnert sich des Majors, welcher in den „Briefen eines Reisenden" mit George Sand eine Ausflucht nach Chamouni macht. Dieser Major tritt in Pictet's Erzählung auf und erzählt der Reihe nach in seiner eigenthümlichen Manier seine Verhältnisse, oder, in neudeutscher Weise gesprochen, seine Bezüge zur Verfasserin der „Lelia". Die französische Kritik räumt der Erzählung etwas Reizendes und Pikantes ein, wodurch sie sich auszeichne, doch leide sie an Längen, und die närrischen Orgien der Schriftstellerin mit ihren Freunden böten kein hinlänglich lebhaftes Interesse, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Dauer festzuhalten. Es ist darin ein Sichgehenlassen der Einbildungskraft, der Gedanken, des Geistes, welches, wie sich der Kritiker ausdrückt, zuweilen einer ausgelassenen Trunkenheit gleicht. Das muß wol wahr sein, denn es wird in diesem Buche ein in Chamouni gehaltenes Zechgelage geschildert, wobei alle Theilnehmenden unter dem Tische ihr seliges Ende nehmen. Mad. Dudevant wird hier so im Négligé dargestellt, wie sie sich selbst zuweilen in ihren Werken zeigt. Der Kritiker macht hierbei die Bemerkung: hier seien Züge zu finden von jenem Künstlerleben, welches jetzt von der Mehrzahl der französischen Autoren geführt werde, und wodurch sie sich auf eine Weise außerhalb der Gesellschaft stellen, daß sie auf diese gar keinen Einfluß mehr ausüben. Es wäre kein nutzloses Werk, fährt er fort, wenn man einmal diese Art zu leben skizziren wollte, man würde daraus erkennen, welch eine traurige Tendenz die Literatur unserer Epoche habe. Bücher, wie diese „Ausflucht nach Chamouni", oder die „Briefe eines Reisenden", seien Ausdruck der Gesellschaft der Dudevant und Compagnie, aber glücklicherweise nicht der Gesellschaft im Allgemeinen. Was würde eine gewisse Partei in Deutschland zu einem deutschen Kritiker sagen, welcher so hart wie dieser französische mit George Sand und Compagnie verfahren wollte? Übrigens wird die launige und lebhafte Darstellung Pictet's um so mehr gerühmt, da er sich bis jetzt nur durch gelehrte Arbeiten ausgezeichnet hat.

Als Curiosität erwähnt das „Foreign quarterly review" ein eben in Frankreich erschienenes Buch über Jesus Christus und seine Lehren, nebst einer Geschichte der Kirche während des 1. Jahrhunderts. Das Buch rührt nämlich von einem Juden her, der sich auf dem Titel Salvador nennt. 108.

Literarische Anzeige.

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Die fromme Verf. bietet einen gewiß sehr merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus, indem sie sich gedrungen fühlte, die Offenbarungen ihres magnetischen Schlafes selbst schriftlich aufzuzeichnen. **Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.**

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 275. — 2. October 1838.

Zur Geschichte des Orients.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

Nr. 2. Wichtiger durch seine Zeit und dankbarer durch seinen Stoff scheint und das Werk Nr. 2 zu sein. Es ist dieses eine von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen 1836 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift, und der Bericht darüber hat den aus den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" ihr vorgedruckt. Sie entstand nach vorheriger Verlängerung des Termins. Nach dem Berichterstatter in jenen Blättern hat der Verf. die aufgestellte Frage: „über den Handel der Araber zu Lande und zur See durch Asien, Afrika und das östliche Europa in der Periode der Herrschaft der Abbassiden. Man verlangt Belehrung über die Beschaffenheit dieses Handels, dessen Sitze, seine Waaren und Handelswege, nebst einer Landkarte, auf welcher die Straßen jener Handelszüge verzeichnet sind", in ihrem ganzen Umfange zu beantworten gesucht. Er geht zuerst die benutzten Quellen kritisch durch und läßt alsdann seine Schrift in drei Theile zerfallen, wovon der erste die Beschaffenheit des arabischen Handels im Allgemeinen umfaßt, der zweite und der Frage gemäß wichtigste sich mit dem Landhandel, der dritte mit dem Seehandel beschäftigt, worauf am Schlusse noch eine Entwickelung der Ursachen folgt, die den Sturz des Khalifats vorbereiteten und zur Folge hatten. Zwei Beilagen und eine vom Verf. selbst entworfene Karte, die hauptsächlich zur Erörterung und dem deutlichen Verständniß des zweiten Haupttheils, über den Landhandel, dient, endigen das Ganze. Der letzte Theil zerfällt in drei Abschnitte nach den drei Welttheilen, fängt mit Afrika an, geht hierauf zu dem Handel Asiens über und schließt mit der Darstellung des Handelsverkehrs im östlichen Europa. Das Buch ist dem Prof. Dr. Zeune gewidmet, dem der Verf. nach seinem Bekenntnisse in der Vorrede hauptsächlich tröstende Aufmunterung verdankte, wenn er an dem Gelingen der Arbeit verzweifeln wollte.

Auch Ref. muß bekennen, daß er das Werk mit vielem Interesse gelesen und sich theils über die Art und Weise, wie der Verf. die Frage gelöst, theils aber auch und vorzüglich darüber gefreut hat, daß die schon jetzt zugänglichen Quellen so reichlichen Stoff darboten. Man erstaunt, wie der arabische Kaufmann im Schutze seiner Religion fast bis an die äußersten Grenzen der damaligen bekannten Welt und ihrer Völker vordrang, wie mit der innern Entwickelung des Volkes der Sinn für Industrie und der Geschmack am Luxus sowie die Wege des Verkehrs sich erweiterten, wie der Kaufmann da Straßen und Verbindungswege ermittelte, wo man selbst noch heute nichts weiter gethan zu haben scheint.

Wie alle Verhältnisse des Lebens unter dem Khalifate und noch jetzt unterm Halbmonde auf die Ausdrücke des Korans gegründet sind, so konnte auch der Handel bei dem Araber nicht anders gedeihen als in der engsten Verbindung und dem Schutze seiner Religion. Darauf weisen die Quellen unwiderleglich hin, indem sie die Folgen entwickeln, die aus jener Verbindung hervorgingen. Nur leiden sie hinsichtlich ihrer Quantität wie ihrer Qualität an den sichtbarsten Mängeln. Wie wenige der hier einschlagenden einheimischen Werke sind noch dem Staube der Bibliotheken entrissen, und die der Druck veröffentlichte, sind nichts weniger als kritisch bearbeitet, sodaß der Geschichtsforscher und Geograph sich selbst erst Bahn brechen muß, wenn er sie zu seinem Behufe sichten und in Anwendung bringen will. Dagegen weist der Verf. den Vorwurf mit vollem Rechte zurück, als ob die spätern einheimischen Geographen nichts Anderes gewußt, als ihre Vorgänger auszuschreiben, und bemerkt nur, daß sie ihre Beschreibung nach der Anlage der Werke des Ptolemäus, als eines der ersten Griechen, der ihnen durch Übersetzung bekannt wurde, einrichteten, und also auch bei ihnen die Gestaltung der Erde dieselbe blieb, wie sie jener vorzeichnet. Inhalt und Form wurden dadurch allerdings selbst bis zur Beibehaltung aller fabelhaften Märchen von den Griechen abhängig; dagegen aber berühren sie innerhalb des arabischen Reiches Länder, deren speciellere geographische Kenntniß nur durch sie allein möglich geworden ist. Wie viele neue Städte gründete nicht der erobernde und handeltreibende Araber, und wenn auch der spätere Geograph vergaß, daß die politischen Grenzen der Länder nicht mehr dieselben waren wie zur Zeit des Blüte seines Reichs, so beruht er sich stillschweigend auf den Geschichtsschreiber, der ihm hier unter die Arme greifen muß. Auch enthalten sie nicht alle dürre Namensverzeichnisse, es gibt deren, die sich die Angabe innerer Staats- und Städteeinrichtungen, Gebräuche und andere historische Angaben angelegen sein lassen, wie die sogenannte orientalische Geographie, obwol freilich der wie die Geographie so wichtige statistische Theil sehr wenig bedacht erscheint.

Außer den erwähnten Schwierigkeiten hatte der Verf. mit einer nicht minder leichten Aufgabe zu kämpfen, mit der richtigen Deutung der durch den Handel verführten Gegenstände aus den nicht immer gleich sichtbaren Benennungen. Auch hier aber hat er die Hülfsmittel umsichtig auszubeuten gewußt und ist sich so großentheils klar geworden.

Hatte nun aber schon der Prophet Andeutungen nicht verschmäht, daß er seine Religion weiter, als die Steppen der arabischen Halbinsel zuließen, ausgebreitet wissen wollte, so faßte sein Volk, wie für den Glauben, so für die Idee, daß es neben der Vertretung der Weltreligion auch den Welthandel sich zu eigen machen könnte, gleich große Begeisterung. Diese aber ist es, welche man gewöhnlich mit dem Namen Fanatismus bezeichnete, während grade im Handelsgeiste sein Widerstand Gegenmittel gegen jene religiöse Krankheit lag. Mohammed hatte sich auch deutlich genug gegen jeden übermuth an der Unschuld ausgesprochen, und wenn er den erobernden Gläubigen Mäßigung in Handhabung der Rechte des Kriegers zur Pflicht machte, so duldete alsbald der Hang zum Handel noch viel weniger eine Übertretung jenes Gebots. Es wurden weniger Städte zerstört als neue angelegt, und diese stets unter Rücksicht der Tauglichkeit für den Handel. Der wilde Wüstenbewohner erkannte

Digitized by Google

sehr bald den Unterschied der grünenden Flur und des reich versehenen Basars von der dürren Steppe und der aller Industrie entbehrenden Dürftigkeit der Städtebewohner. Dazu kam die Liebe zur Wissenschaft, die eine Bildung verbreitete, deren Früchte wir noch heute dankbar anerkennen. Der Besiegte fühlte sich also ebenso glücklich als der Sieger, da von dem Prinzipe der Erhaltung Wohlstand und Sicherheit ungertrennlich waren. Vorzüglich fühlten diese Wohlthaten die Städte des Mutterlandes und der Provinzen, wo die Statthalter ihre Sitze hatten. „Von hier, der Hauptstadt Mauretaniens, muß man sich nach Tingitana nach Kairowan und gehen über Fostat nach Ägypten. Das reiche Syrien hatte seine Erzeugnisse in Damas zusammengezogen, und die hohen Gebirgsländer am Kaukasus boten in den Städten Dedil, Ardebil und Berdaa die Produkte ihres kältern Klimas. Irak war wieder, wie einst Babylon, durch das glänzende Bagdad das Ziel eines weitreichenden Handels geworden. Neben ihm im Osten und Norden blühten die Städte Mosul, Hamdan, das reiche Isfahan und das rosenumgebene Schiras in Mesopotamien, Irak Aschemi und Fars. Jenseit der Wüste prangte Chorasan mit seinen vier Hauptstädten Nisabur, Merw, Herat und Balch, zu welchem noch die großen Weltpaße nach Indien hin, Kabul, Gasna, gehörten; und selbst an den Grenzen des Reichs stellen sich Samarkand gegen Mitternacht und Multan in Südosten als zwei Handelsplätze dar, deren Verkehr weit über die Besitzungen der Araber hinausging." Und doch ist in dieser Schilderung Europa noch keineswegs berührt, und man denke sich überdies den lebhaften Umtausch von Waaren und Gedanken, den allein die Pilgerkarawanen nach Mekka hervorriefen. Dazu kam, daß für Anlegung von Reisekosten, für Vorrath von Wasser und Brunnen, Gitternen und andern Bequemlichkeiten von einer Station zur andern, für Kanäle, für Gasthäuser, sogar für Meilenzeiger und einen regelmäßigen Postengang für Personen (Berid) und für Erhaltung aller dieser Einrichtungen umsichtig gesorgt wurde. Die wichtigste Messe aber blieb immer die von Mekka, und selbst dann noch, als durch Empörungen nach allen Seiten hin von der Khalifenstadt Fürsten sich ihre Selbständigkeit schufen, dadei aber nicht vergaßen, Ueber sie sich um so wirksamer für einen regen Verkehr im Bereich seiner Staaten alle Kräfte aufzubieten. Dazu wurden alle diese verschiedenen Ländermassen durch das gemeinsame Band einer Sprache aneinandergekettet. Mit der Vervollkommnung der geistigen Genuße wuchs der Geschmack an körperlichen, und sehr bald sah man nichts Glänzenderes als die Gewänder, welche der arabische Luxus darbot. Es genügte anstatt aller andern an zwei Beispielen von feinern geistigen und sinnlichen Ergötzlichkeiten. Aus der Liebe für die Wissenschaft entwickelte sich die für den höhern Land- und Gartenbau. „Die Blumenbeete in den Gärten Ghumaruyes zeigten lange Reihen von Blumen aller Farben in abwechselnder Folge; doch trat man näher, so verkündeten sie dem überraschten Beschauer Sprüche seines Korans, indem sie sich zu den einzelnen Buchstaben symbolisch ordneten." Noch mehr Erstaunen aber erregt folgende Schilderung, welche der Verf. aus einem Mémoire Quatremère's entnahm, um den hohen Standpunkt der Industrie und der Fabriken zu beweisen. Es kamen auf der größten Auction, die jemals stattgefunden hat, in dem Palaste des ägyptischen Khalifen Mostanser, nahe an tausend goldseidene Teppiche zum Verkaufe, welche die Folge der verschiedenen Dynastien mit den Portraits der Könige und berühmten Männer vorstellten. Unter jedem Bilde stand der Name, die Zeit seines Lebens und die vorzüglichsten Thaten. Ein anderer großer Seidenstoff mit blauem, in mehrfachen Farben schattiertem Grunde enthielt die verschiedenen Länder der Erde, ihre Berge, Meere, Flüsse, Städte und Wege; der Name jeder Provinz, Stadt u. s. w. war in Gold, Silber oder Seide ausgenäht. Zweiundzwanzigtausend Goldstücke wurden für ein einziges seidenes Stück bezahlt. Man sah in derselben Auction einen Pfau mit den kostbarsten Steinen geschmückt, welche in ihren Farben die schönen Federn dieser Thiere nachbildeten; ferner eine Gazelle, deren Körper mit Edelsteinen und Perlen überdeckt war; der weiße Bauch bestand ganz aus einem Perlengewebe des schönsten Wassers, die Augen aus Rubinen. Vollständige Gärten mit silbernem und goldenem Boden, mit Bäumen aus demselben Metall, von denen reife und unreife, aus den seltensten und theuersten Stoffen gebildete Früchte herabhingen, kaufte man für die höchsten Preise. Zuweilen fanden sich Spiegel aus Stahl, Porzellan und Glas, alle mit Gold und Silber ausgelegt, ebenso goldene und krystallene Vasen, welche mit feinen Materien gefüllt waren. Eine ähnliche Pracht war um Höfe statt, sondern auch reiche Privaten unterhielten eine Menge fremde Thiere, die ein besonderer Handelszweig wurden. Selbst mit China entstand eine nähere Verbindung und ein lebhafterer Verkehr, als sich jetzt irgend ein Staat mit diesem himmlischen Reiche zu unterhalten rühmen darf.

Wir übergehen, was der Verf. über die Art des Handels, als Tauschhandel und regelmäßigen Verkauf, über die gebräuchlichen Münzen, ihren verschiedenen Werth und die Veränderung desselben — wo noch auf de Sacy in der „Chrestomathie" (II, 282) zu verweisen war —, über die Zwischenhändler, über die Beaufsichtigung des Handels und der Bazare durch die Regierung bemerkt, und wenden uns dem zweiten Abschnitte zu, der uns den Landhandel und zwar zunächst in Afrika schildert. Auch hier waren die Araber die ersten, welche die unverthorbenen Gegenden durchdrangen und mit ihrem Handel die Wüsten belebten. Noch heute finden sich selbst im Innern, wo nur selten ein einzelner Europäer seinen Fuß hinsetzt, die Spuren jenes Völkerverkehrs, der seinen Ursprung einzig und allein dem arabischen Kaufmann verdankt. Karthago und Cyrene verschwanden, und an ihre Stelle traten die ihnen südwärts und reichen Städte Kairowan, Fez, Marocko, Sidschilmasse, deren Landhandel durch die Bäfen von Susa, Mehadija, Safakas und Kabes kräftig von der See her unterstützt ward. Auch hier schadete die Unabhängigkeit der eigenmächtigen Statthalter, die ihre Provinzen alsbald in selbständige Königreiche umschufen, dem Waarenumtausch und dem dadurch erzielten Erwerb von Reichthümern keineswegs; im Gegentheil wuchs hier jeder Gewaltshaber, daß Das, was er that, er für sich that. Diese wandten dieselben Eroberungskünste und Mittel der Unterwerfung wie ihre Vorgänger in Asien an, und dadurch, daß dem Khalifate von Bagdad von Afrika bald nichts mehr eigen blieb als das am nächsten gelegene Ägypten, wurden die Handelsstationen an der langen Küste des Mittelmeeres und die Karawanenzüge in das Herz dieses unbekannten Welttheils um so sorgfältiger behadt und überwacht. Die natürliche Fruchtbarkeit der Küstenländer beförderte den Tauschhandel durch ihre Produkte gegen die Edelsteine, das Gold, die Federn und Zähne des Mittellandes. Spanien mit seinen Reichthümern und Bergwerken, Sicilien mit seinem Haupthandelsplatz Syrakus und die andern Inseln des Mittelmeeres erkannten nur in Afrika das Land, von dem ihre Bedürfnisse kamen, daher die Mittheilung des Luxus und der Pracht, die aus den gegenseitigen Reichen ausgetauscht wurden. Die Berbern verließen gern ihre Felsjurten gegen die Bortheile der neuen Städte, wohin sich die Bewohner Arabiens ebenso drängten als die aus der europäischen Halbinsel Spanien. Kairowan ward der Mittelpunkt aller Straßen, welche das Reich durchschnitten. Eine 2½ Meile lange Straße in der Mitte der Stadt hatte auf beiden Seiten Läden und Werkstätten, in denen die Erzeugnisse fremder Länder, Pelze aus den Gebirgen des Ural wie Kunstgegenstände feilgeboten wurden, zu denen Negritien oder das Land der Schwarzen (Sudan) das Gold geliefert hatte. Ebenso verpflanzten in die neue Hauptstadt der

Digitized by Google

Edrisiden, nach Fes, die Bewohner Europas wie Asiens neue Sitte, neuen Luxus und neue Bedürfnisse. Sie brachten die Kunst dahin, Schaf- und Ziegenfelle roth und gelb zu färben, die, so zubereitet, noch heute den Namen Korduan führen. Ebenso verfertigte man hier zuerst wollene Mützen, die noch jetzt in der Türkei Fes heißen, und die Walkereien, Webstühle, Seifenfabriken, Färbereien, Schmelzen, Seide- und Goldarbeiten bildeten mit der ringsum herrschenden Fruchtbarkeit in Kurzem ein Bild des Wohlstandes, das durch die fernen Stapelplätze, vorzüglich im Süden, die hierher ihre Waaren lieferten, erst seine Farben erhielt. Das Land der Schwarzen nämlich, uns noch jetzt so fern, stand dennoch der Aufmerksamkeit des handelnden Arabers so nahe, daß er unbeschadet des unermeßlichen Sandmeeres, das seine Staaten von denen trennte, die hinter demselben volkreiche Städte aufzuweisen hatten, seine Schritte dahin trug und mit den Waaren auch den Islam einführte. Die Reiche Mekzara, Tokrur, Sila, Ghana, die salzreiche Insel Ulil, das Gebiet Wangara und seine Städte, alle zu der Ländermasse Sudan gehörend; ferner Nigritien und sein Haupthandelsort Fezzan, Mursuk, Zawila, die Oase Audagost, wo überall die Negerinnen große Kunst im Kochen zeigten, Nubien, das nie arabisch ward, Dongolah, von wo der Handel mit Vögeln und Giraffen stark betrieben wurde, Aluah mit seiner Hauptstadt Suba im heutigen Sennâr und altem Meroe, Abyssinien und sein Haupthafen Zeila, wo Elfenbein, Gold, Sklaven, Leopardenfelle, Ambra, Schildkrötenschalen aus Barbar, Wachs und Honig gegen indische Specereien, chinesische Gefäße, Kleider aus Irak, Pfeffer u. s. w. umgetauscht wurden, bildeten das Ziel der arabischen Karawanen und hatten, wenn auch keineswegs dem Araber politisch unterthan, dennoch seine vollkommen freien Colonien in ihrem Herzen, während selbst Ägypten für diese Richtung des Handels nur eine Durchgangsstraße abgab. Dagegen war es die Getreidekammer für Arabien, und der Reichthum, den die Fruchtbarkeit bot, wurde durch die dortigen Gold- und Smaragdgruben in hohem Grade vermehrt, der gewöhnlichen Edelsteine und Metalle, wie Eisen, Blei, Kupfer, Magnet und Asbest, nicht zu gedenken, daher auch Oberägypten mit seinem Hauptstapelplatz Assuan stets ein Hauptziel der Reisenden war. Fostat und Kahira bewiesen dagegen, daß hinter der Natur und ihren Erzeugnissen in den Provinzen auch die Kunst im Delta nicht zurückgeblieben war. Wie verschiedenartig allein die Stoffe waren, die hier gewebt und verarbeitet wurden, zeigt uns der Verf. an einzelnen Beispielen, die auf das großartige Ganze schließen lassen, wie er überhaupt sich auch durch die Bestimmung der geographischen Lage der oben erwähnten Länder und Städte ein großes Verdienst erworben hat. Auf den Ruhm der höchsten Kunstfertigkeit machte vorzüglich Tennis im See Menzale Anspruch. Die Bewohner dieser Stadt, größtentheils Weber, zogen allein aus einem jährlichen Absatz ihrer Zeuche in Irak einen Gewinn von 20—30,000 Goldstücken und schickten in jedem Jahre an den Hof von Fostat ein Geschenk von fünf reichgeschirrten Kameelweibchen, hundert Pferden mit Sätteln, Zügeln und Decken, drei Zelten vom Dabikstoffe mit Sophas, mehren Fahnen, ebenso viel an Silber als an Stoffen und ähnlichen Kunstproducten. In der Hauptstadt übertraf an Pracht und Geschmack der Zauberpalast Chumarujes Alles, was man sich Herrliches denken konnte. „Durch Gärten voll Jasmin und duftenden Blumen, die, wie bereits oben bemerkt, in wundervoller Anordnung sinnvolle Koransprüche darstellten, gelangte man in Salons, deren Wände von Azur und Gold strahlten; die Statuen der Fürsten und ihrer Weiber aus bemaltem Holz standen in der Reihe aufgestellt, mit goldenen edelsteinreichen Kronen und kostbaren Ohrgehängen, den Leib mit den reichsten Stoffen bekleidet. Das 50 Ellen breite und 50 Ellen lange Bassin, mit Quecksilber gefüllt, ist bekannt genug; dasselbe umgab eine Reihe marmorner Säulen mit silbernen Kapitälen und Ringen dasselbe Metalls, durch welche seidene Schnüre gezogen waren, die luftgefüllte Sophas trugen; sobald sich der Fürst darauf legte, setzte die hervorgedrängte Luft das Quecksilber in Bewegung und erfreute durch das in den Sonnenstrahlen bewegte Glanzmeer das Auge." Dennoch starb dieser Regent, der zweite aus dem Hause der Tuluniden, der zu Ägypten noch Syrien eroberte, keines natürlichen Todes; allein keineswegs staed auch mit ihm die Prachtliebe aus. Man erfand um fast hundert Jahr später (um 975) unter Azizbillah einen prächtigen leinenen Turban mit Goldstickereien, dessen Länge hundeet Ellen betrug. Die Quantität Gold, welche man dazu verbrauchte, bestand in 500 Dinaren oder Goldstücken, ohne Seide und Garn; aber mit dem Tode dieses Fürsten 386 d. H. (996) verlor er seinen Werth, nachdem er sich rühmen konnte, 21 Jahre durch die Macht des Khalifen die Mode beherrscht zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Schweden.

In Upsala erschien im vorigen Jahre der erste, und in diesem Jahre (1838) der zweite Theil von Prof. P. D. A. Atterdom's „Samlade Dichter", zur größten Freude aller Ältern, welche den Dichter der Blumen schon früher kannten und liebten, und zum herrlichsten Vergnügen der Jüngern, welche jetzt mit einem Male in die Lustgärten seiner Gesangswelt eintreten können, um alles Feine und Liebliche, Edle und Wunderbare, was darin blüht und in hesperischen Früchten glüht, im größten Überflusse genießen zu können. Die Hauptursache, warum Atterdom's Ruhm als Dichter von dem größern Publicum in seinem eignen Vaterlande bisher nicht so allgemein bekannt und erkannt war, wie er es zu sein verdiente, lag darin, daß seine herrlichen Gesänge in einer Menge Zeitschriften, Musenalmenachen u. s. w. zerstreut waren, die zwar bei ihrer Erscheinung sowol gekauft als gelesen wurden, jetzt aber, nach Verlauf eines Fünfteljahrhunderts, nicht mehr im Buchhandel zu haben sind. Diesem Nachtheile ist jetzt durch die vollständige Herausgabe seiner Gedichte abgeholfen. Atterbom kann als der vornehmste Repräsentant der neuromantischen Poesie in Schweden betrachtet werden.

Vor kurzer Zeit ist zu Upsala erschienen: „Läterärt Poeträt-Galleri af Swenska Skalder. Af C. J. Lénström." (Nr. 1 Stjernhjelm.) Diese Arbeit bildet den Anfang eines großen Unternehmens, nämlich einer Geschichte der schönen Literatur Schwedens nach einem ganz neuen Plane. Was den Umfang dieser Arbeit betrifft, so ist des Verfassers Absicht, die literarischen Portraits der vorzüglichern schwedischen Dichter aller Jahrhunderte von der altskandinavischen Vorzeit bis auf die neuere Zeit zu zeichnen. Zu bemerken ist, daß die Einheit dieser Geschichte der schwedischen schönen Literatur bei diesem Verfahren keine andere werden kann als die in einer Galerie, wo nur der Platz die Zusammenfassung ausmacht. Ein ganzes Gemälde wird es auf diese Weise nie. Doch liegt hier das Gewicht mehr auf der Zeichnung des Individuellen als des Allgemeinen, sodaß mehr die Dichter als die schöne Literatur hier geschildert werden. Verfolgt der Verf. den von ihm entworfenen Plan, so darf man eine Zeichnung der ausgezeichnetsten schwedischen Dichter erwarten, welche, ohne den Werth von Hammarsköld's und Wirselgren's Arbeiten herabzusetzen, doch Eigenschaften besitzt, die man in den verdienstvollen Werken der Letztgenannten vergeblich sucht.

Der ausgezeichnete Musikdirector bei der Universität zu Upsala, J. E. Norddlom, hat eine meisterhafte Gesangschule, oder Lehrbuch des Gesanges für niedere und höhere Unterrichtsanstalten, herausgegeben, wovon der erste Cursus 1836 und der zweite 1837 erschien. Diese „Sånglkola" hat unter vielen andern Verdiensten auch das einer klaren Auffassung und consequenten Durchführung ihres Gegenstandes. Doch ist das Werk, wie der Verfasser zu erkennen gibt, noch nicht vollendet; wir haben noch einen dritten Cursus von ihm zu erwarten, dessen bleibenden Werth seine wohlbekannte Geschicklichkeit als

Digitized by Google

Solosänger uns Gewähr leistet. Gleichwol ist es aus zwei Gründen fast unbestreitbar, daß die schon erschienenen zwei Curse das Wichtigste von der fraglichen Arbeit ausmachen; theils nämlich, weil sie, als Elementarwerk betrachtet, in ihrer Anwendung Einfluß auf die ganze Menge Derer haben werden, welche, sei es mit größerm oder geringerm Anspruche auf Erfolg, sich mit der edeln Tonkunst befreunden wollen; theils auch darum, weil sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt die wichtigsten Elemente sowol der Gesanglehre als der musikalischen Bildung überhaupt umfassen. Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen, wovon die erste von der Tontreffung, die zweite vom Takt und die dritte vom Ausdruck handelt.

Sehr pikant ist folgende neuerdings erschienene Schrift: „Ställningar och Förhållanden u. s. w.", zweiter Brief. Dieser Brief enthält hauptsächlich theils Silhouetten 1837 verstorbener Landsleute, theils Schilderungen der Lebensweise in den höhern Ständen, besonders von dem diplomatischen Corps. Nebst dem Versuche, die Nothwendigkeit der Verlegung der Reichsbank ins Innere des Landes zu beweisen, weil Stockholm jetzt eine Grenzstadt sei, findet man Reflexionen über des Hofmarschalls Fleming Beförderung zum Major bei der Garde mit Vorbeigehung des Hauptmanns von Anckarswärd, mit beigefügter Beschwörung des Obersten von Anckerswärd, zur Vertheidigung seines Bruders eine Lanze zu brechen; Grüße an das Publicum von Anders Danielson, nebst Erklärung, daß dessen im ersten Briefe erwähnter ökonomischer Unbestand jetzt so verbessert ist, daß nichts hindert, ihn von Neuem zum Abgeordneten für den nächsten Reichstag zu wählen, wobei er übrigens eine veränderte Taktik vorschlägt: „Einigkeit unter den Ständen, und daß man die Augen auf die falschen Propheten heften muß, welche unter der Larve des Patriotismus Samen des Mistrauens und der Unzufriedenheit sowol in als gegen Corporationen ausstreuen." Im Ganzen ist dieser Brief interessanter als der vorhergehende, der Ton weniger schneidend, die Schreibart mehr spielend. Die kleinen Portraits haben das Verdienst der Ähnlichkeit, und die Schattirungen sind selten dunkler, als es nöthig gewesen.

Allgemeine Aufmerksamkeit verdient folgende im vorigen Jahre erschienene Schrift: „Förslag till Kyrkoordning", vom Prof. der Theol. Dr Thomander. In der unmittelbar nach Einführung des Protestantismus in Schweden folgenden Zeit scheint die in Synoden repräsentirte Kirche sich fast ausschließlich das Recht, Kirchengesetze zu machen, angeeignet zu haben, sodaß dem König nur das Sanctionsrecht übrig blieb. Darauf fiel man in das andere Extrem, dem König die ganze kirchliche Gesetzgebung zu überlassen. Während der sogenannten Freiheitszeit kam man sonderbarerweise auch zu keiner festen Bestimmung über diesen wichtigen Punkt. Noch weniger wurde diese Frage nachher abgemacht, bis die Regierungsform von 1809 feststellte, daß König und Stände gemeinsam die Kirchengesetze machen sollen. Unterdessen gilt noch immer die von dem unumschränkten Könige Karl XI. 1686 gegebene Kirchenordnung, welche mit der gegenwärtigen Constitution des Landes in wesentlichen Punkten nicht übereinstimmt. Das Bedürfniß einer verbesserten Kirchenordnung liegt also am Tage. Thomander sucht daher, unabhängig von einer sich oft widersprechenden Praxis, vom Standpunkte der Rechtswissenschaft aus, die wichtige Frage zu beantworten, was zum Wesen eines wahren Kirchengesetzes gehöre. Daß dieses Verfahren das einzig richtige und zu völliger Consequenz führende ist, leuchtet von selbst ein. Das Resultat ist, daß in dem Codex des Kirchengesetzes nichts Anderes vorkommen darf, als was von reiner oder wenigstens überwiegend kirchlicher Beschaffenheit ist und die Eigenschaft von Gesetz hat; also nichts Paränetisches, nichts Liturgisches, wiewol dieses kirchlich ist; nichts, was in Grundgesetz, Privilegien, Civilgesetz oder Criminalgesetz integrirt, weil Grundgesetz und Privilegien in einer andern Ordnung gemacht werden, Civil- und Criminalgesetz aber Das, was ihnen gehört, behalten sollen. Nach diesem Grundsatze hat auch Dr. Thomander die in die schwedischen Kirchengesetze und Verordnungen eingehenden Gegenstände in tabellarischer Form unter vier Rubriken aufgestellt: A. Kirchengesetz. B. Gegenstände für besondere königliche Verordnungen. C. Liturgische Anordnungen, welche Gegenstände der königlichen Sanction sind. D. Der Kirchengesetzgebung fremde Gegenstände, als entweder Grundgesetz, Civilgesetz, Criminalgesetz, Pastoraltheologie oder den Privilegien der Geistlichkeit angehörend. 60.

Zwei holländische Dichter.

Unter den jetzt lebenden holländischen Dichtern sind M. J. Lennep und A. van der Hope jun. die Heroen des Tages. Lennep ist ein Nachahmer Walter Scott's. Er gab bereits 1832 niederländische Sagen heraus, die sich auf die früheste Geschichte der sieben Provinzen gründen. Besonders gelungen sind die Ballade „Adegild", die unter den heidnischen Friesen spielt, und eine andere: „Der Krieg mit Flandern." Folgende Stellen führen wir ihres ganz balladengerechten Tones wegen an. Der König Raddod trauert in Einsamkeit um seinen Sohn Adegild, den er durch Verrätherei verloren. Ein Barde erzwingt sich den Zugang zu seiner Halle, theils um ihn zu trösten, theils ihn zur Rache anzuspornen. Der König, der in seinem Schmerze wie versteinert saß, hebt in der Wuth das blanke Schwert gegen ihn, läßt es aber sinken; denn der Barde singt ein Lied, das auf seine Lage Bezug hat.

Barlof's Lied.

Was erfüllt du, o Wolf, mit Geheule das Thal?
Wem gräbst deine Klaue das Grab in den Sand?
Wen sucht deines Auges roth zorniger Strahl?
Sieh, Alles verscheuchet dein Grimm aus dem Land!

Wolf.

Der Jäger erschlug mir die theure Brut,
Da grab ich dies Grab für mein Fleisch und mein Blut!
Der Mörder hat mir die Jungen geraubt,
Da suche ich Rach' am schuldigen Haupt!

„Der Pflegesohn" von van Lennep, der vor einigen Jahren ins Deutsche übersetzt wurde, hat eine zweite Auflage erlebt. Dieser Roman, ein Knäuel von romantischen Verlegenheiten, Gefängniß, Liebe, Verzweiflung, Wiedersehen ꝛc., spielt in den stürmischen Zeiten, wo an der Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen gearbeitet wurde. Das Buch hat historisches Interesse; die Charaktere sind mit niederländischer Treue gezeichnet. Man kennt von van Lennep auch eine Art Vaudeville, nicht mit französischer Leichtigkeit gearbeitet, aber doch voll bittern und politischen Witzes. Ganz Belgien mit seinem neuen Könige, seinem affectirten französischen Jargon und seiner großthuerischen Kleinheit wird persiflirt; eine Tendenz, welcher dieses politisch-satirische Lustspiel seine ungeheuere Popularität in Holland verdankt. Es heißt: „Het Dorp over de Grenzen, eene Schets uit den laatsten Veldtocht." Übrigens hat das Stückchen einen erquicklichern und harmlosern Ausgang als die ganze holländisch-belgische Frage, deren Beantwortung von London aus noch vergebens erwartet wird.

Van der Hope, Kaufmann in Rotterdam, der sich in einer Vorrede beklagt, daß er keine wissenschaftliche Bildung besitze und keine Erziehung genossen habe, hat wie Lennep das Meiste durch Übersetzen gelernt und ein Trauerspiel: „Johanna Shore", geschrieben, an welchem die steifen Alexandriner wie Zöpfe herunterhängen. Die lyrischen Stellen und die Charakterzeichnung werden gerühmt. Bedeutender ist van der Hope in seinen Gedichten, unter denen der „Renegat" nicht zu Hope's Vortheil an Byron's „Giaour" allzu stark erinnert, und der „Hercules" einen allegorisch-mythologischen, aber nicht sehr poetischen Charakter trägt. 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 276. — 3. October 1838.

Zur Geschichte des Orients.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Begegnen wir also schon in Afrika einer Fertigkeit in Befriedigung der ausgesuchtesten Ansprüche an Industrie und den Waaren des Luxus und jedes sinnlichen Genusses, so darf es uns um so weniger befremden, wenn wir in den Hauptstaaten der abbasidischen Khalifen in Asien einer noch größern Verschwendung, noch unerhörterem Reichthum und somit einer noch unbeschränktern Lust begegnen, sich alle Erqöblichkeiten des Lebens, es koste, was es wolle, zu verschaffen. Natürlich war es auch hier der arabische Kaufmann allein, der Alles aufbot, um aus jener Prachtliebe und dem sie begleitenden Sinnengenuß seinen Vortheil zu ziehen. Was galten die Mühen, Beschwerden und eine fast ununterbrochene Heimatlosigkeit dem lockenden Gewinn gegenüber, der das Karawanenleben nicht weniger zu einem Genusse umschuf und seine Entfernung scheute, selbst die weiteste nicht, wenn auch noch so augenscheinliche Gefahr damit verbunden war. Die natürliche Oögrenze des Reiches der Khalifen, die Bergketten Altagh, Belurtagh, Kuenlun und Himalaya, schloß sich an die nördliche an, welche hauptsächlich der Aral- und Kaspische See und der Kaukasus vermittelte, während der hohe armenische Bergknoten mit seinen Verzweigungen nach dem Euphanen, den Gebirgszügen von Antiochia und Samosate die westliche und das indische Meer die südliche Grenze bildete. Als solch ein eingeschlossener Länderkoloß stand aber auch das Khalifat nur in seiner höchsten Blüte unter den Abbasiden da, und wenn man bedenkt, wie wesentlich die Verschiedenheit der Mittel sein mußte, welche die Erde auf sich und in sich in den gesegneten Fluren dieser Ländermasse den unbegrenzten Wünschen seiner Bewohner darbot, so begreift man die Zaubergemälde der „Tausend und einen Nacht", welche die Phantasie in der That zum großen Theil aus der Wirklichkeit entlehnte. Das zum Genuß jeder Art einladende Klima blieb nicht ohne Einfluß auf die Erfindungen zur Verschönerung desselben, und während den Kaufmann nach der einen Seite hin die Ebelsteingruben bei Badachschan, denen man Rubine, Lapis Lazuli, Granaten, reine Bergkrystalle, Türkise, Gold und Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Ammoniaksalz entnahm, in den hohen Norden lockten, ward im Osten die Seide das Reitziel, so tief sich auch diese im Innern des chinesischen Reiches aufzutreiben lassen mochte. Dieser einzige Artikel jener Provinzen und seine Ausfuhr deckte den Betrag sämmtlicher Fabrikate und Erzeugnisse, welche der Mohammedaner daselbst einführte. Welchen Stoff boten hinwiederum im Innern des Reichs die zahllosen Heerden, die die feinsten Wollen trugen, für den Kunstfleiß der Webereien dar, die einzelne Artikel lieferten, welche mit tausend Goldstücken bezahlt wurden.

Betrachten wir nach dem Vorgange des Verf. die einzelnen Provinzen jenes Weltreiches etwas näher, so drängt sich uns so augenscheinlicher die Überzeugung auf, daß jedes Land auch seinen besondern Werth für den Kaufmann hatte, und selbst der Mutterstaat, das dürre Arabien, wenn auch weniger durch seine Producte ausgezeichnet, erzeugte durch die Verehrung seines geheiligten Bodens in den nach Hidschas hin- und herwogenden Pilgerkarawanen einen solchen kaufmännischen Verkehr, daß ohne diesen die Pracht der Kaaba nicht zu erklären wäre. Der Hafen von Mekka, die noch jetzt aus Indien, Afrika und Europa fleißig besuchte Stadt Dschidda, beförderte den Seehandel, und die spätere Hauptstadt Zebid verdankte nicht weniger einen Theil ihrer Verschönerung diesem lebhaften Waarenumtausch. Auch bewohnte die Halbinsel in den einzelnen Provinzen Schätze, die das Ausland theuer bezahlte. Im Innern fand man Onyxe und Karneole, und die Webereien dürften daselbst so, daß manche Städte ihre Abgaben in kostbaren Kleidern erlegten. Außerdem wußte man die Schaf- und Rinderfelle trefflich zu gerben, und mit Hadhramut hatte es die Fülle an Cassa, Myrrhe und Weihrauch gemeinschaftlich. Oman hatte in Maskat einen vorzüglichen Seehafen und Stapelplatz, und auch im Innern gab es bedeutende Städte (statt Okkaf ist aber überall im Buche richtiger Okkath zu lesen), die gern ihre Datteln, ihren Balsam und Getreide gegen indische und persische Stoffe hingaben. Der Mochakaffee aber, als damals noch nicht in seinem Werthe erkannt, muß hier unberührt bleiben.

Lebhafter mußte unstreitig der Verkehr in Irak, dem Herzen des arabischen Reiches, sein. Der Luxus in der Khalifenstadt Bagdad ist sprüchwörtlich geworden, und man begreift ihn, wenn bemerkt wird, daß z. B. Zobeida, die Gemahlin Harun's, seine Stoffe besaß, deren jeder 50,000 Dukaten gekostet haben soll. Was man unter orientalischer Pracht sich Zauberisches und Reizendes denken mag, alles dieser vereinigten die Paläste jener Hauptstadt in unbeschreiblicher Fülle und Vollendung, indem die ganze damals bekannte Welt ihre Schätze als freiwilligen und unfreiwilligen Tribut an dieselben zollte. Auch Mesopotamien, das die Sommerresidenzen mehrer Abbasiden in sich schloß, spiegelte den Glanz jener Paläste in denselben ab, und seine zahlreichen Manufacturen sahen sich durch diese Bevorzugung in ihrer Thätigkeit gefeigert. Rothe Leinwand, Musseline, die der Stadt Mosul Namen und Ursprung verdanken, baumwollene Gewebe, rother und gelber Saffian bereicherten durch ihre Verfertigung ebenso mehre Städte als die unzählige Menge weißer Rosen von Nisibis und der durchflechtige feine Krystall von Mardin. Das von Natur so segensreich bedachte Syrien, das aber grade deshalb ein fortdauernder Zankapfel weder rücksichtsloser Eroberer gewesen ist, umgab mit wunderbarer Fruchtbarkeit seine Hauptstadt Damaskus, in welcher der wüstenbewohnende Araber nach dem Ausdrucke des Verf. sein irdisches Paradies zu finden wähnen mußte. Auch gilt ja das eine ihrer Thäler ihm unter den vier schönsten Gegenden seiner irdischen Welt als die erste, und ihre Stahl- und Kupferarbeiten, ihre Degen- und Messerklingen und die Sammete und Seidenzeuche sind noch heute ein bewegungtes Erdtheil ihrer frühern Berühmtheit. Denke man sich überdies die herrlichen Städte des Binnenlandes und die alten phönizischen Häfen, und es wird nicht mehr unerklärlich sein, warum von jeher dem Besitze Syriens so großer Werth beigelegt wurde. Aber

Digitized by Google

auch der Norden hatte seine eigenthümlichen Reize und seine Reichthümer. Die Seestadt Tarsus in der Provinz Awazim an der Grenze gegen das byzantinische Reich hin wurde die an Colonien reichste Mutterstadt unter den islamischen Uferplätzen und der in dieser Gegend größte Vereinigungsort der Pilgrime aller Himmelsstriche; ein Grund mehr für die Blüte des dortigen Handels. Noch nördlicher bildeten Armenien, Aserbeidschan und Aran, das ein- und dasselbe ist, was Schirwan, neue Grenzscheiden und erzeugten neue Producte. Wer kennt nicht die armenische Hauptstadt Debil mit ihren kostbaren Purpurteppichen, mit der wiederum der Nordhafen Tarabisonde am schwarzen Meere in lebhafter Verbindung stand? Aus letzterm allein zog man die überall unentbehrliche Nähseide von Konstantinopel her nebst kostbaren Kleidern, während vom entgegengesetzten Ufer Zobel, Bibersfelle und Türkensklaven eingeführt wurden. Aserbeidschan wiederum hatte seine Schafe und seine Kupferbergwerke, und Aran seinen Reis und seine Baumwolle, während dessen Hauptstadt Berdaa überreich an Seide war. Derbend, oder das Thor der Thore, ward die vorzüglichste Pforte und Veste für den nördlichen Handel, der hauptsächlich mit Getreide, Wein, Wachs, Silber, Safran, leinenen Kleidern, Tapeten und Teppichen betrieben wurde. In Kuhistan oder Jeak Adschemi, d. h. dem persischen Irak, boten die Städte Hamdan und Rei dem fremden Kaufmann linnene, baumwollene und härene Zeuche, während die Basare von letzterer Stadt die mit Gold ausgelegten Kämme, Instrumente und Hausgeräthe auszeichneten. Überdies gab Kom und Kaschan treefflichen Safran her, und Isfahan machten die Trinkgeschirre der Töpfer, die überaus weiche Leinwand und die leichten seidenen Stoffe berühmt, der Feuchtbarkeit ihrer Ebenen und der Vortrefflichkeit ihrer feinwolligen Heerden nicht zu gedenken. Allerdings weniger begabt waren die bergigen Länder um das kaspische Meer, Dilem, Taberistan und Dschordschan. Die dichten Waldungen hatten aber ebenfalls für den Schiffsbau große Vortheile, und wenn schon Amol, die Hauptstadt Taberistans, Manufacturen beschäftigte, so verschaffte sich das an Oliven, Feigen und Zuckerrohr fruchtbare Dschordschan durch seinen trefflichen, ins Große gehenden Seidenbau ansehnlichen Wohlstand. Das trockene und dürre Chowarezm, die Nachbarprovinz des edengenannten Staates, suchte seinen Thätigkeitstried durch Handelsunternehmungen und weite Reisen im Auslande zu befriedigen, und 15 Städte und Dörfer neben der mit dem Lande gleichnamigen Hauptstadt bewiesen durch ihre leinenen und Brocatwebereien und durch die Kunstfertigkeit, herbeigeholte Zobel-, Fuchs-, Seeotterfelle und Mammuthsknochen zu Kämmen und Kapseln zu verarbeiten, daß Fleiß und Geschicklichkeit manchen durch die Natur versagten Mangel ersetzt. Wie Syrien im Westen, so war Chorasan, das Land der Sonne, eine der gesegnetsten Statthalterschaften im Osten, die um ihrer großen, selbst Gazna und Kabul umfassenden Ausdehnung willen in verschiedene Provinzen mit selbständigen Gouverneuren zerlegt ward und ihre vier Städte, Nisabur, Merw, Herat und Balch, zu ebenso viel Residenzen erhoben sah. Reich an Felsbrüchen, erzreichen Bergen, Getreide- und Reispflanzungen, blühte es überdies durch das Fabrikwesen, welches sich selbst auf kleinere Städte erstreckte und vorzüglich die Verfertigung von leinenen und baumwollenen Geweben und von Kleidern und Tüchern sich zur Aufgabe stellte. Merw, das palastreiche, gilt ja selbst der Sage als der Erfindungsort der Weberei und ward hierin durch seinen blühenden Seidenbau trefflich unterstützt, und Badachschan zog durch seine Rubine, Granaten, Bergkrystalle, Beryllе und Lapis Lazuli die Aufmerksamkeit aller Juwelenhändler auf sich. Gazna, die nachherige Hauptstadt der Gaznewiden, hatte seine zahlreichen Heerden, und Balch, das alte Baktra, der schon im Alterthume gepriesene Sitz hoher Gelehrsamkeit und vollendeter Dichtkunst, war auch dem Kaufmann der Ort stiller Verehrung.

Jenseit des Orus breitete sich das nach dieser Lage genannte östlichste Land des Khalifats Ma wera el-nehr (d. i. was hinter dem Flusse liegt) aus. Auch hier herrschte der mohammedanische Kaufmann viel eher als das mohammedanische Schwert, indem erst später einzelne Horden der hier umherstreifenden Nomaden den Islam annahmen. Dagegen hatte das Gebiet auch seine friedliebenden stillfleißigen Bewohner. Bochara, seine Hauptstadt und Residenz der Samaniden, gilt noch jetzt als der herrlichste Punkt jener Landschaft, wenn auch seine Blüte den Vergleich mit dem Bilde, das uns die arabische Vorzeit von demselben entwirft, nicht mehr aushält und es sich nur noch eines höchst relativen Wohlstandes erfreut. Samarkand, Fergana und Oschruschena unterhielten den Verkehr mit China und den Steppenvölkern Turkestans. Taschkent in Sasch war berühmt durch seine Bogen und musikalischen Instrumente, und Fergana, das in Achsiket die äußerste arabische Besitzung einschloß, duech seine herrlichen Früchte, unter denen die Granaten den Preis davontrugen.

Noch wenden wir uns mit einem Blicke nach den südlichen Provinzen des arabischen Reichs in dem Welttheile Asien, nach dem Vortritte des Verf., dem wir absichtlich oft die eignen Worte entlehnen, um zu gleicher Zeit dem Leser eine Vorstellung von der blühenden Schreibweise zu verschaffen, deren er sich befleißigt. Im Osten von Irak begegnet uns zuerst Chusistan, das in Toster oder Schuster, in Sus und andern Städten Fabriken für Brokatkleider, feine Tapeten und Tragbänder beschäftigte und in Ahwas ausgebreitete Zuckerpflanzungen unterhielt. Erstaunenswerther aber erscheint uns das eigentliche Persien oder Fars, wenn wir von dem außerordentlichen Reichthume einzelner Bewohner daselbst lesen, die das seltenste Cypressenholz zur Aufführung gewöhnlicher Gebäude verwandten. Wer denkt hier nicht an Schiras, die Rosenstadt, die durch ihren Hafen Siraf die ausgesuchtesten indischen Producte erhielt, aber auch selbst beliebte gestreifte Zeuche verfertigte und der Waarenmarkt für das ganze übrige Farsistan war, das aus Daradscherd Salz, aus Ardschan Öl, Badeschürzen, dicken, zu Serbet tauglichen Syrup und aus Istachar kunstvoll mit der Nadel gearbeitete Stickereien und zierliche Gewebe dahin sandte. Nicht minder glücklich war die Provinz Kerman, deren an Palmen und Citronen reiche Hauptstadt Serdschan an einer belebten Handelsstraße lag und im Innern reiche Metallgruben besaß, während im Süden Ackerbau nnd Viehzucht nebst den Fabriken in einzelnen Städten den belohnenden Erwerb der geschäftigen Einwohner ausmachte. Von dieser Statthalterschaft durch eine breite Wüste getrennt tritt uns die Landschaft Sedschestan entgegen, die durch ihre glückliche Lage der Mittelpunkt weitverbreiteter Handelsunternehmungen ward und in der Hauptstadt Zarendsch einen Basar besaß, dessen Kaufmannsläden einen täglichen Miethzins von 1000 Dirhem (Drachmen) oder Silberstücken abwarfen. Noch aber war auch hier nicht der Reisende am Ende des Reiches angelangt, erst der Indus bezeichnete dem Araber die Grenzscheide der Länder seines Khalifen auf dieser Seite. Mekran, Thuran und Bodhah erkannten wenigstens die Oberherrlichkeit desselben an, und Multan selbst lag noch innerhalb der Grenzmarken als das östlichste Ende Sinds oder des Indusgebiets. Hier mischte sich der Gläubige mit dem Götzendiener unter dem Schutze einer bemerkenswerthen Toleranz zur Vollziehung seiner Handelsgeschäfte, und die Moschee prangte schwesterlich neben der goldreichen Pagode. In Multan umgab diese Tempel der Markt mit Aloeholz, Kampher, feinen Geweben und Edelsteinen, die die Kaufleute in den Pilgerkarawanen mit sich führten und so diese Stadt zu einem Stapelplatz für die Waaren des innern Indiens machten. Die zweite Stadt jener Provinz, Mansura, war sogar von Arabern erbaut, während Daibul den vorzüglichsten Hafen von Sind bildete, in welchem Niederlagen für Baumwolle, feine Leinewand und Gewürze bis in spätere Zeit unterhalten wurden. Alle diese berührten und andern Punkte finden sich auf der vom Verf. selbst zu diesem Behuf entworfenen Karte genau verzeichnet, sodaß das deutliche Bild ihrer Lage dem Leser bei dem ersten Blick vor die Anschauung tritt.

Digitized by Google

Wenn nun aber der arabische Kaufmann nicht in das Innere von Indien eindrang, sondern sich mit dem Handel in den Städten am Sind begnügen mußte, so stand ihm dagegen ganz China offen bis zu den Ufern des Hoangho; eine Erscheinung, die sich heutzutage gradezu in dem entgegengesetzten Verhältnisse herausstellt. Der Verf. verweilt hier länger in der Darstellung der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen dem Kaiser des himmlischen Reiches und dem Khalifen von Bagdad, was ihm bei Verfolgung der Handelszüge, die die Mohammedaner bis nach Si-gnan-fu führeten, Gelegenheit gibt, manche belehrende Bemerkung über die politische Stellung des Kaisers zu den gegen die Grenze des arabischen Reichs hin wohnenden und nomadisirenden Völkerstämmen einzustreuen. Auch bezeichnet er die Waaren des gegenseitigen Handels genau und beschreibt den Weg, den sie nahmen, mit lobenswerther Vollständigkeit. Wir aber wenden uns der dritten Abtheilung des zweiten Abschnittes seines Buches, oder dem Landhandel der Araber in Osteuropa zu und nähern uns so dem dritten Hauptabschnitt oder dem Seehandel, mit dessen Darstellung, abgesehen von zwei angehängten Beilagen, das ganze Werk schließt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Humor und Humoristen.

Wenn der energische und schaeffsehende Lykurgus, jener ruhmwürdige Gesetzgeber, den Gebrauch eisernen Geldes in Sparta einführte, damit dem Volke dadurch der Verkehr mit Fremden erschwert würde, so ist das um so frappanter für uns, da wir auf alle mögliche Weise den Verkehr, den materiellen wie den spirituellen, mit den Volksgenossen und mit den Fremden zu fördern suchen. Aber dabei sind wir doch auch in einem sonderbaren Falle: wir kaufen einander in unserm geistigen Verkehre nicht selten mit Worten ab, deren Sinn weder dem Redenden noch dem Hörenden recht verständlich ist. Aus der Zahl dieser oft gebrauchten und nicht oft verstandenen Worte oder Begriffe will ich mir heute einmal den Begriff Humor herausgreifen und zu dessen Aufklärung und Fixirung hier Einiges mittheilen.

Das Wort Humor ist nicht von deutschem Stamme; es kommt aus dem Lateinischen, und humor bedeutet Feuchtigkeit. Der Übergang von diesem Worte und dieser Bedeutung auf unsern derzeitigen Begriff ist freilich ein sehr künstlicher; nämlich die alten Ärzte leiteten aus der Mischung der feuchten und der trockenen Elemente im Körper die Beschaffenheit des körperlichen und des geistigen Wohlseins ab, und so bekam das Wort humor die Bedeutung von Stimmung, guter oder übler Laune. Von gutem oder üblem Humor sein, diese Phrase hat in unserer Umgangssprache so lange als die einzige gegolten, bis wir uns den Begriff Humor nun so componirt haben, wie ihn die moderne Gesellschaft gebraucht.

Meiner Meinung nach ist es vor Allem zu bemerken, daß der Humor zu den ekstatischen Gemüthsstimmungen gehört, welche, eben weil sie abnorme sind, immer nur bei Einzelnen und bei diesen wieder nur temporair sich äußern. Fragt man nach dem Temperamente des Humoristen, so ist es das melancholische, d. h. nicht schlechthin das traurige, kopfhängende, sondern dasjenige, welches von schwerbewegter Receptivität, aber von desto stärkerer Reaction ist. Das Verhältniß des Verstandes und der Phantasie ist dabei kein völlig geregeltes; sie streiten um die Herrschaft, und ihre Herrschaft wechselt in dem Leben des Humoristen nicht blos tageweise, sondern stunden- und minutenweise, ja, sie ist kaum nach Zeitmaß abzugrenzen, und Gleichmaß ist auch wenig darin; Lust und Wehmuth, Spott und Mitleid, Scherz und Ernst wechseln, als sollten sie durch den Wechsel miteinander versöhnt werden. So waltet denn in dem Humoristen die vollste Subjectivität vor; auf objectivem Standpunkt hält er sich nur schwer; es liegt in seinem Gemüthe ein tiefer, twiger Schmerz, dessen Grundton mitgehört wird in jedem Freudejauchzen, und dessen Grundlinien erscheinen in jedem Wonnelächeln; und lyrische Saiten fehlen auch nicht, sie klingen selbst in den englischen Humoristen an, stärker in Hyppel, ihre vollste Harmonie vernehmen wir in Jean Paul.

Wenn dies die ungefähren Lineamente der Begriffe Humor und Humorist sind, so könnte man vermuthen, daß das weibliche Geschlecht vorzugsweise für den Humor disponirt sei; denn wenn ich gesagt habe, daß in dem Humoristen die Subjectivität vorwalte, daß er nicht ohne einen ewigen Schmerz sei, daß in ihm eine nahe Verwandtschaft mit der Lyrik liege, so sind alle diese Elemente vereinigt im wahren Weibe: jedes Weib ist eine mater dolorosa. Indeß der Geschlechtscharakter der Frauen schließt den Humor aus. Die Anlage des weiblichen Gemüths ist zu wenig kolossal; auch läßt jene Passivität, die von der Natur oder mit der Natur in das Weib gelegt ist, den Humor nicht aufkommen. Ich für meine Person kann mir gar nicht vorstellen, wie ein humoristisches Weib das Leben auch nur noch einen Tag ertragen könnte. Vielleicht bin ich ungerecht gegen die Frauen, aber ich glaube, Die, welche zu humoristischen Stimmungen incliniren, sind auch in Gefahr, der Hysterie anheimzufallen.

Was das Alterthum anbetrifft, so hat es den Humor nicht gekannt. Die Griechen konnten sich's nicht vorstellen, daß ein Mensch, wie Garrick, mit dem einen Auge lächeln und mit dem andern zugleich weinen könne, deshalb dichteten sie ihren Demokritus, der immer lachte, und ihren Heraklitus, der immer weinte. Die Weltanschauung der Griechen war zu leicht zum Humor. Auch die Römer kennen denselben nicht. Die Römer waren Stoiker; sie trotzten den Mängeln und Gebrechen der Zeit durch Tugend und That, während die Griechen zu sehr an der schönen Gegenwart hingen, um mit der Wirklichkeit zerfallen zu können. Selbst das Mittelalter hatte keine Idee vom Humor: das Leben der Menschen war ein in sich abgeschlossenes und gesichertes. Unser Jahrhundert mag dem Humor günstiger sein; der Widerspruch der Wirklichkeit und der Idee wird lebhaft unter uns gefuhlt, man kann sagen, er tritt von Tage zu Tage greller, schreiender hervor. Jene traurigen Rodomontaden freilich vom Weltschmerz, wie sie uns ein Lyriker unserer Tage, Karl Beck, soeben frisch auftischt, sind nicht Ausdeuck der allgemeinen Stimmung; sie werden mit der Gegenwart kein freies Gemüth entzweien. Unter den echten deutschen Männern finden sich aber mehre, die man für Humoristen hält und als solche nennt, während sie es doch nicht sind. Dem Göttinger Lichtenberg ist's z. B. so ergangen. Lichtenberg hatte wie jeder Humorist einen ewigen Schmerz: er war verkrüppelten Körpers; aber dieser Schmerz hatte ihn nicht sanft, sondern bitter gestimmt; er hatte auch nicht Gefühl und Phantasie genug, um Humorist zu sein, und wenn der Witz allerdings dem Humoristen, ohne daß er ihn sucht, leicht und frei zu Gebote steht, so war der Witz in Lichtenberg eine sich vorzüglich hervordrängende Geistesthätigkeit, eine Erscheinung, die auf das Prävalieen des Verstandes in ihm zurückweist. Allgemeiner ist es bekannt, daß man den vielgelesenen Hoffmann zu den humoristischen Schriftstellern zählt. Sowie es bei dem epischen und dramatischen Dichter etwas Ungehöriges ist, wenn man bei ihm ein Vorwalten der Subjectivität wahrnimmt, so ist dasselbe grade ein charakteristisches Merkmal des Lyrikers und des Humoristen, ja die Verwandtschaft des Humoristen und des Lyrikers ist eine so tiefe, daß wir uns keine humoristische Dichtung ohne lyrische Elemente denken können. Wenngleich nun in allen Dichtungen Hoffmann's die Subjectivität prävalirt, sodaß es ihm sogar schwer zu werden scheint, seinen Gemälden einen rechten Grund und Boden und einen festen Rahmen zu geben, so wüßte ich denn doch wahrhaftig nicht, wo das Lyrische in Hoffmann zu suchen und zu finden wäre. Auch ist seine Phantasie keineswegs eine allseitige; sie gefällt sich vorzugsweise darin, hinter dem Tage die eindringende Nacht, hinter dem Leben den arbeitenden Tod, in der Blüte die ange-

Digitized by Google

fressene Schönheit zu malen. Ich muß gestehen, ich finde auch in seinem Gefühle immer etwas Gereiztes, Gestocheltes, Forcirtes; auch glaube ich nicht, zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, seine Weltanschauung, oder soll ich sagen seine Persönlichkeit, sei zu egoistisch, als daß er sich erheben könnte zu jenem tiefen, innerlich lebendigen Mitgefühl, welches dem Lächeln des Humoristin einen wehmüthen Zug beimischt und die Pfeile seines Witzes von den Herzen der Menschen ablenkt.

Als Repräsentanten der humoristischen Dichtung betrachten wir Deutschen mit Recht Hippel und Jean Paul. Hippel erscheint in seinen Romanen überall selbst; die objective Seite dieser Dichtungen ist sehr einfach; seine Phantasie ist lebhaft, doch Jeder kann ihr folgen; seine Lebensanschauung ist reich, seine Erfahrung umfassend, seine Beobachtungsgabe glücklich, seine Auffassung treu. Auch in Hippel liegt ein großer Schmerz; dem Reichthum und der Ehre hatte er die Wünsche seines Herzens opfern müssen; auch in Hippel ist ein unbeendigter Kampf der Phantasie und des Verstandes. In seinen „Lebensläufen in aufsteigender Linie" nebst Beilagen, wie in den „Kreuz- und Querzügen des Ritters A—Z", erscheint das lyrische Element in seiner vollen Anmuth. Weit glänzender, imponirender als Hippel tritt Jean Paul auf. Sowie aber dieses Dichters Persönlichkeit eine durchaus formlose war, so erinnern an diesen Fehler ich darf wol sagen alle seine Dichtungen. Wenn nun auch Jean Paul das Formlose nicht gesucht haben mag, so hat er sich auch nicht im entferntesten Mühe gegeben, dasselbe zu beherrschen, wie denn überhaupt die Selbstherrschaft seines Geistes sich nicht über das augenblicklich sich ihm Entgegendrängende, über den schnellen Wechsel seiner Stimmungen erstreckt hat. Wer das Werk eines Künstlers wohrhaft genießen will, der muß jedenfalls in Geistes- und Gemüthsverwandtschaft mit demselben stehen. Wenn ich nun schon oben gesagt habe, daß der Humor im Geistesleben des Menschen ein abnormer Zustand sei, so ergibt sich daraus, daß humoristische Werke nur ein kleines Publicum haben können. Indeß auch dabei glaube ich, daß es schwer ist, über einem Jean Paul'schen Werke in solchem Rapport mit dem Autor zu bleiben, daß man in seine Stimmungen immer und ganz sich hinüberziehen und von dem Zuge derselben sich führen läßt. Vielleicht wird dies Folgen- und Sichleitenlassen schon durch die Menge eingestreuter Gelehrsomkeit, welche uns von einem Gebiete aufs andere zu mächtig lockt, unmöglich gemacht; vielleicht aber ist das Abspringen der Gedanken, das plötzliche Abreißen der Gefühle auch dem Dichter selbst nicht immer ein Act der Natur, bisweilen, vielleicht häufig, ein Act freiester Willkür. Daß aber nicht jeder Geist Frische und Spannkraft genug besitzt, diesen Gang zu verfolgen, das braucht nicht weiter besprochen zu werden. So liegt denn in dem Obigen ein neuer Grund, daß die Zahl der geistigen Freunde Jean Paul's immer so groß nicht ist, wie Viele sich einbilden; und selbst seine echtesten und ebendürtigen Verehrer können, wenn sie ausrichtig gegen sich selbst sind, schwerlich behaupten, daß sie diesem Dichter so ganz und frei folgen wie den übrigen großen Lichtern unserer Nation. Nichtsdestoweniger ist für uns Deutsche Jean Paul Derjenige, den wir als Repräsentanten des Humors oder der humoristischen Dichtung ansehen, ein Mann, auf den Deutschland in jeder Rücksicht stolz sein kann. Längst ist's anerkannt, daß seine Erscheinung von entschiedenstem Effect in unserm Leben gewesen ist. Eigentliche Nachahmer hat er freilich wol nicht gehabt; und das hat schon seine Gründe: die Fülle und Glut der Phantasie ist doch nichts Nachzuahmendes, und die Schärfe des Witzes und die Freiheit der Beobachtungsgabe kann nicht copirt werden, und die vielen und gründlichen Studien macht auch nicht leicht ein Nachahmer.

Um desto schwerer wird es uns nun, zu erklären, daß dieser große Dichter — Viele werden kein Bedenken tragen zu sagen, dieser größte Dichter unsers Volks — auf die deutsche Jugend in der Art gewirkt hat, daß junge Männer von lebhafter Phantasie und feurigem Gefühle durch ihn zum Excentrischen sich haben hinaufschrauben lassen und in ihrem Gemüthe nicht seine ganze, volle Welt, sondern blos einzelne, zerrissene, schreiende Töne, vielleicht nur das Wohlgefallen daran, aufgenommen und gepflegt haben. So hat Heine jene Scheidewand zwischen Himmel und Hölle ganz niedergerissen, und während er im Himmel steht, liebäugelt er mit dem ewigen Abgrund und stößt uns schändlich zurück, wenn wir ihm eben unser Herz öffnen wollen. Aus Heine haben sich nun wieder Viele die Saite des Grauenhaften, des Düstern, des Unbefriedigten herausgerissen und haben gethan, als ob jenes Radotiren über das Nichtbefriedigende der Gegenwart, jenes jammervolle Winseln und dann wieder ein grelles Auflachen über die Widersprüche im Leben, als ob das Humor sei. Allein ich meine, daß das gesunde Gefühl den wirklichen Humor von der Caricatur leicht unterscheiden wird; wer könnte z. B. den Autor der Civilisations-Novellen für etwas Anderes als für einen Fratzenmaler halten? Unabhängig von dieser eben erwähnten Richtung erscheint Einer, der von seinen Verehrern nicht selten mit dem Namen eines Humoristen beehrt ist, ich meine Pückler-Muskau. Zugeben will ich's, daß sich in seinen frühern Schriften humoristische Streiflichter finden; da er, obwol incognito, doch gewiß nicht ungern von sich selbst spricht, so fehlt ihm auch nicht die nothwendige Subjectivität; indeß, da wir aus seinen afrikanischen Schriften, welche schwerlich um ihrer selbst willen einen so großen Beifall finden, ersehen, daß der Verfasser sich in der ordinairsten Sphäre am leichtesten bewegt und sich darin so recht heimisch fühlt, so dürfte man daraus den Schluß ziehen, daß der humoristische Stern, von dem jene Streiflichter ausflossen, wenn er jemals existirt hat, jetzt wenigstens erloschen ist. Auch des trefflichen Maltitz muß ich an dieser Stelle erwähnen; es vereinigen sich in ihm die humoristische Subjectivität, die Phantasie, der Witz, und selbst lyrische Töne ließen sich nachweisen; aber zufolge des Begriffs Humor, der für uns kein philosophischer, sondern ein empirischer ist, könnte Maltitz deshalb nicht zu den Humoristen gerechnet werden, weil in ihm allemal die ernste oder die satirische, oder die heitere Stimmung erst vollkommen austönt, ehe eine andere in seinem Gemüthe Platz greift; das Gemüth des Humoristen aber ist ein wahrer Kampfplatz dieser Stimmungen. Und nun komme ich noch auf einen vielgenannten Namen, Saphir, der sich selbst als Humoristen ankündigt. Alle Diejenigen, welche die Gewandtheit und Feinheit seines Geistes nicht anerkennen, haben über ihn eigentlich gar kein Urtheil. Viele nennen ihn fade, albern, forcirt; indeß wenn man Einem oder dem Andern von diesen sagen würde: So componire du doch einmal so ein fades, albernes, forcirtes Stück, wie das ist, welches du tadelst — so würde er schon gewaltig in die Brüche kommen. Und warum? Weil Saphir sehr reich ist an Witz. Es ist zwar allgemeines Urtheil, daß der Witz nicht zu den primairen Thätigkeiten unsers Geistes gehöre; indeß da der Witz doch die andere Seite des Scharfsinns, der Scharfsinn aber die höchste Eigenschaft des Denkers und Philosophen ist, so sollte man den Witz nicht auf eine niedere Stufe stellen. Leugnen läßt sich's wol nicht, daß Saphir sich auf seinen Witz etwas zu Gute thut; man merkt an ihm einen Zug von Eitelkeit, von Selbstgefälligkeit; aber sein offenbares Talent wird dodurch nicht aufgehoben. Nichtsbestoweniger bewegt sich Saphir nur auf der Oberfläche des Lebens; er überzeugt uns nicht, daß er hindringe bis zu den Tiefen des Gemüthes, daß er die stille Thräne des Herzens kenne; wir überlassen ihm deshalb auch nicht unser ganzes, volles Selbst; wir wissen immer noch, daß er der leichte Saphir ist, der uns mehr gängelt als führet, hinter dessen Scherz wir nicht den tiefen Ernst vermuthen dürfen. So kann ich ihn in die Reihe der echten Humoristen nicht stellen.

Wenn nun der Verfasser dieser flüchtig skizzirten Darstellung hoffen darf, zur Aufklärung des schwierigen Begriffs Humor etwas gethan zu haben, so ist sein Vergnügen ein doppeltes. 75.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 277. — 4. October 1838.

Zur Geschichte des Orients.

(Fortsetzung aus Nr. 276.)

Das Gebiet, auf welches sich der arabische Kaufmann in Osteuropa beschränken mußte, besteht in den nördlichen Abhängen des Kaukasus und den Ufern der Wolga oder des Itil, durch welche Bestimmung allerdings manche frühere Annahme, die den Araber den Küsten der Ost- und Nordsee nicht fremd glaubte, beeinträchtigt oder überhaupt zurückgewiesen wird. Auch hier muß man die Entscheidung über den Werth der gegenseitigen Gründe von den Entdeckungen der Zukunft erwarten, ob der Araber es selbst war, der seine Waaren bis nach Schweden und Dänemark führte und dagegen Bernstein unterwegs in die Heimat zurücknahm, oder ob der Thätigkeit der Russen der Zwischenhandel allein zustand, sodaß der Araber über den Handel zu Wasser nicht hinausging, während der Russe allein ihn zu Lande fortsetzte. Die Waaren und Münzen eines Landes in fernen Gegenden bedingen allerdings noch nicht, daß grade seine Bewohner die unmittelbaren Urheber dieser Erscheinung sein müssen.

Wir begegnen zunächst, wenn wir durch das Thor der Thore, Derbend, nach Europa hinaustreten, den kriegerischen Völkern des Kaukasus, die ein König von Serir in der angeblichen Hauptstadt Humry beherrscht. Die Beschaffenheit des rauhen gebirgigen Landes bestimmte zugleich die Beschäftigung seiner Unterthanen, die sich in Verfertigung von Eisenwaaren, Panzerhemden, Steigbügeln, Gebissen, Säbeln und überhaupt in Bearbeitung von Metallen verlor. Kriegerischer gesinnt standen diesen friedlichen Stämmen die Allanen als nächste Nachbarn gegenüber, ein schöner Menschenschlag, der es in Anfertigung feiner und haltbarer weißer Zeuche aus Hanf sehr weit gebracht hatte und dafür von dem mahammedanischen Kaufmanne bestens bezahlt wurde. Östlich von diesen und nördlich von Derbend dagegen hatten sich bis zum Reiche Dschidan Araber in Colonien angesiedelt, die hauptsächlich den Karawanen bis zur Hauptstadt jenes Reichs, Semender, zur schützenden Odhut dienten, standen aber selbst unter einem unabhängigen Fürsten, bis sein Staat der Übergewalt der Russen anheimfiel. Als nördliches Hauptziel seines Handels blieb jedoch immer dem Araber die Hauptstadt der Chasaren, Itil, die, wie die Hauptstadt der Bulgaren, nicht weit vom heutigen Kasan liegt, an der Wolga, unfern der jetzigen Stadt Astrachan zu suchen ist. Mit einem guten Hafen versehen, breitete sie sich auf beiden Ufern aus, jedoch so, daß der östliche Theil unter dem Namen Chaseran vorzugsweise von der mohammedanischen Bevölkerung bewohnt war, die auch von ihren eignen Richtern gerichtet wurde. Selbst der König hatte eine aus Arabern bestehende Leibwache, durch deren Schutz die Künste des Friedens nach mehr blühen konnten. Ruhig tauschte man daselbst die eingebrachten Waaren des Nordens, Pelz, Honig, Wachs, Fisch- oder Seeatterfelle gegen die vom Süden kommenden Früchte, Parfums aus Indien, Wein, leinene, seidene und baumwollene Stoffe der Mohammedaner aus. Während überdies diese von den nomadisirenden Bertas, als dem nördlichern Nachbarvolke, die kostbarsten Pelze, vorzüglich schwarze, rothe und weiße Fuchsbälge einhandelten, sahen sie im Lande der Bulgaren und ihrer Hauptstadt den nördlichsten Stapelplatz ihrer Waaren und ihres Verkehrs. Hier holte man die ungeheuern Mammuthsknochen der Vorwelt und den von den Russen hergebrachten Bernstein.

Der Verf. erlaubt sich nun einen Sprung in Mittheilung der Ansichten, die die Araber von den nördlichen Ländern Rußlands in ihr Vaterland zurücknahmen, um eben zu beweisen, daß über die Wolga hinaus die kaufmännische Thätigkeit des Arabers der Russe allein ersetzte. Ähnliche Verbindungen aber mit den Staaten des griechischen Kaiserthums auch nur abgebrochen zu unterhalten, verhinderten die fortdauernden Feindseligkeiten der beiden eifersüchtigen Höfe.

Der dritte und letzte Hauptabschnitt schildert uns den Seehandel des Arabers unter den Abbasiden, den dieser zuerst den Schranken einer beengten Küstenschiffahrt entriß. Auch halte man die Bemerkung fest, daß, während im Osten und Süden, wohin allein die Handelswege zu Schiffe gingen, die Befahrung des Meeres reines Privatunternehmen von Kaufleuten blieb, die Schiffahrt im Westen im Dienste des Staats nur Eroberungen bezweckte. Letztere wurden hauptsächlich durch griechische Schiffe betrieben, wogegen die flachen Kauffahrer des Osten und Süden in Rücksicht der häufigen Küstenfahrten ihren damaligen Zweck vollkommen erfüllten. Auch bestreitet der Verf. die Ansicht, daß die Araber bereits den Gebrauch des Compasses gekannt hätten, und findet in den Seereiseerzählungen der „Tausend und einen Nacht", daß man den Seehandel von Ufer zu Ufer, von Insel zu Insel, von Stadt zu Stadt den Küsten entlang getrieben habe, die Art und Weise desselben am deutlichsten ausgesprochen. Dessenungeachtet machten schon die falschen Vorstellungen von den drohenden Eigenschaften der befahrenen Küsten und ihrer Bewohner, abgesehen von den Gefahren, die das Meer an und für sich fürchten läßt, selbst jene Fahrten bedenklich; allein es bot dieser Handel die Hoffnung zu großer Reichthümer, als daß die Begierde nach diesen von den Gefahren hätte aufgewogen werden können. Wir folgen also mit dem Verf. zuerst den Fahrten und Stationen auf dem östlichen Wege. Hier lud der persische Golf durch seine Menge Inseln, unter denen, wie bekannt, sehr perlenreiche, und dann die Ufer, welche den wichtigsten Reichen Asiens angehörten, zu ununterbrochener Befahrung ein. Die lange Reihe von Perlenbänken, Korallensteinen und Bergen von Muscheln, die kostbaren Früchte und Gewürze Indiens, die Fabrikate des Festlandes beschäftigten den Kaufmann in den Häfen von Maskat, Hormus, Siraf, Katif und Basra im Norden unaufhörlich, und viele Waaren, die man lange Zeit für Producte der arabischen Halbinsel hielt, waren herbeigeschaffte Erzeugnisse des fernen Indiens, für welche der Araber nur als Zwischenhändler galt. Von Maskat schiffte man an den südlichen Ufern fort bis nach Aden, aber selbst nach Dschidda und den ägyptischen Häfen, sodaß der Markt von

Digitized by Google

Mekka auch von dieser Seite her sich bereichert sah. Auf der andern Seite hinwieder öffnete zuerst der große indische König Balhara dem schiffenden Mohammedaner Land und Hauptstadt Nahrwalla, das heutige Puttan Somnaut, mittels des Hafens von Beruh (Baroah) und schützte seine Fahrt an Kemkem vorüber längs der städte- und hafenreichen Küste von Manibar. Überall siedelten sich hier in Folge freundschaftlicher Aufnahme arabische Colonien an, und erreichten in Caucammali den südlichsten aller Handelsplätze auf dieser Seite. Von da setzte man die Fahrt um das Vorgebirge Komorin nach Serendib oder Ceylon fort, wo vor Allem der Berg Rahun (Adamsberg) durch die Hyacinthen- und Diamantenlager in seinen Thälern die monatlange Fahrt belohnen mußte. Auch hier genossen die angesiedelten Mohammedaner gleiche Rechte mit den Eingeborenen, was in dem Lande Rami oder Ramni, der heutigen Karomandelküste, nicht der Fall gewesen zu sein scheint, weshalb auch die Nachrichten über dieses Gebiet so höchst spärlich fließen. Dennoch scheint es ein Stapelplatz, vielleicht der Endpunkt der Karawanenzüge über Multan für arabische Waaren gewesen zu sein. Auch führte über Serendib zuerst der Weg bei den Inseln Nebschebalus (den heutigen Nikobaren) vorüber, wo man frisches Wasser einnahm und Eisen gegen grauen Ambra, Zucker und Palmwein umtauschte, nach Kala oder Sumatra, das einen Theil des Königreichs Zapadsche ausmachte und mitten auf dem Wege zwischen Arabien und China lag. Die Insel war reich an allen Kaufmannswaaren, unter denen der beste Kampher, und mithin nicht bloße Station, und aus demselben Grunde besuchte man wol auch Soborma oder Borneo. War man um die malaiische Halbinsel herum, näherte man sich Hinterindien und in diesem zunächst dem Staate Sanf oder Siam. Hier holte man kostbares Aloeholz und andere Wohlgerüche, und ebenso wie in Komar Kardamomen, schwarzen Pfeffer, Stahl, Eisen, Färbholz und Zuckerrohr. Die Insel Senderfulat (heut Pulo Condor) endlich war die letzte Wasserstation auf dem Wege nach Kanfu in China, wo der Araber eine mohammedanische Colonie mit eigner Gerichtsbarkeit fand. Hier blühte der Handel ausgezeichnet unter dem Schutze wohlthätiger Zugeständnisse, die die Magazine stets mit den entferntesten Waaren gefüllt erhielten.

Nicht weniger als auf diesem östlichen Wege wagte der Kaufmann auf dem südlichen. Hier waren vor Allem die Schiffe von Siraf und Oman in Thätigkeit, während die des rothen Meeres nicht über die Thränenpforte hinauskamen, woran ihre Bauart Schuld war. Das Endziel der Reise war hier das durch seine Goldgruben berühmte Sofala, an dessen Küste sich in Sajuna, Bucha, Gasta und Daguta mohammedanische Niederlassungen festsetzten. Ehe man jedoch dahin gelangte, hatte man die Ufer der Zindsche und Quiloa vorüberzuschiffen. Jene bestanden aus einer Menge Stämme mit besondern Fürsten, die aber alle einem Oberkönig, Wakliman, unterthan waren. Wie auch sie aber dem arabischen Kaufmann zu Willen waren und ihm und seinem Handel gewannen wurden, hat der Verf. trefflich nachgewiesen und den Leser seiner Schilderung zu Dank verpflichtet. Wenn er überdies schon hier die Feder niederlegen konnte, so glaubte er dennoch den Schlußstein seines Werkes in der Darstellung der Ursachen suchen zu müssen, die den Verfall des Khalifats zur nothwendigen Folge hatten. Des Neuen ist auch hier Mancherlei, obwol die vier angegebenen Hauptpunkte dem aufmerksamen Leser der Quellen keineswegs entgehen können. Noch hat er in zwei Beilagen — wovon die erste einige Bemerkungen über die Reise des Dolmetschers Salam, die uns Ibn Chordadbeh und Idrisi aufbewahrt haben, nach Gog und Magog oder in das Land der Seythen enthält, die zweite aber die Reise Abu Dolef's nach China 934 erzählt, wie sie ihm vom Staatsrath von Frähn aus Jaeuti mitgetheilt wurde — Urkunden theils benutzt, theils neu niedergelegt, die seines Buches würdig sind, sowie die am Ende beigefügte Karte das Bild, welches er in dem Werke von den Handelszügen entworfen, der Anschauung erst näher bringt und ebenso zweckgemäß als sorgfältig ist. Wir wünschen dem Verf. Lust und Zeit, seine rühmlich begonnenen Forschungen auf diesem Gebiete fortzusetzen, und werden uns freuen, ihn überall, wo wir ihm begegnen, ebenso freundlich und achtungsvoll begrüßen zu können, als wir dieses sein Buch befriedigt aus der Hand legen.

Nr. 3. Das dritte Werk behandelt auf historischem Wege die kirchliche Seite des Islams, die auch schon anderweitig nicht unberührt geblieben ist. Eine Geschichte des Mohammedanismus und seiner Sekten ist aber unstreitig noch etwas Anderes und etwas mehr, als wir hier finden, und vor Allem der letztere Zusatz: „und seiner Sekten", bedenklich. Der Übersetzer hat sich zwar bemüht, in der Vorrede (VI) die Punkte hervorzuheben, die das Buch zu einem eigenthümlichen und selbständigen machen sollen; allein um die Idee durchzuführen, welche dem Verf. bei Niederschreibung desselben untergelegt wird, mußte wol weiter gegangen und tiefer eingedrungen werden, als in den einzelnen Capiteln geschehen ist. Hat auch, wie der Übersetzer weiter bemerkt, der Verf. geistreich bei seiner Darstellung der verschiedenen Sekten des Islam das wahrscheinlich gemeinsame Vaterland der asiatischen Irrlehren, Indien, hervorgehoben, so werden wir hinwieder weiter unten sehen, wie weit diese Darstellung der verschiedenen Sekten und ihrer Irrlehren geht. Damit sei jedoch nicht gesagt, als ob das Buch nicht lesenswerth sei; nein, es ist vielmehr diese Zusammenstellung für den gewöhnlichen Gebrauch von großem Nutzen und hat das Gute, daß bei Benutzung der Quellen nach dem Plane des Verf. so ziemlich auf das Bessere Rücksicht genommen worden ist. Das Original ist übrigens bis auf Weniges in dieser Übersetzung ganz wiedergegeben worden, doch hätten wir Titel und einige nähere Angaben über jenes und seinen Verf. erwartet. In der kurzen Einleitung sind hauptsächlich die wohlthätigen Folgen geschildert, die das Studium des Orients in seinen mannichfachen Beziehungen auf die gegenwärtige Behandlung alles Dessen äußert, was zur Darstellung seiner Geschichte und Sitten gehört.

Das Werk zerfällt in 15 Capitel und fünf Beilagen. Von jenen behandeln die drei ersten (S. 1—64) gleichsam die Vorgeschichte des Islam in religiöser und politischer Beziehung. Wir erfahren im ersten Capitel, welches die Propheten sind, die nach den mohammedanischen Traditionen dem Mohammed, als dem Siegel oder letzten aller Propheten, vorausgingen, während in den beiden andern die Darstellung des geschichtlichen Zustandes des Ostens überhaupt wie Arabiens insbesondere Erledigung gefunden hat. Aus jenem geht so viel hervor, daß Thatsachen der christlichen Geschichte diesen Überlieferungen von Adam und seinen Nachfolgern im Prophetenthum, Seth, Edris (Henoch), Noah, Hud, Salih, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Schoeib oder Jethro, Moses, Chadhar (Pineas oder Elias), Job oder Hiob, David, Salomo, dem Fabeldichter Lokman, Jonas, Alexander dem Großen, Johannes, Jesus, den Aposteln und mehren andern untergeordneten prophetischen Personen, wie den Siebenschläfern, zum Theil zum Grunde liegen, daß man diese aber nicht unmittelbar aus den Quellen schöpfte, sondern aus dem Talmud, aus rabbinischen Legenden und christlichen Irrlehren Das entnahm, was dem mohammedanischen Glauben und Geiste zusagte und der orientalischen Phantasie Nahrung gab. Das Eine steht aber auch bei dieser Erscheinung trotz aller Verunstaltungen und Lächerlichkeiten fest, daß Mohammed die Lehre von Einem Gotte als die älteste selbst unter seinem Volke vorfand, und daß er eben diese Lehre im Sinne der biblischen Patriarchen, die ihm und seinem Volke als das höchste Muster der Gottesfurcht galten, wieder herzustellen gedachte. Um jedoch eine Idee zu geben, wie die orientalische Phantasie Legenden entweder neu zu schaffen, oder die vorhandenen auszuschmücken wußte, so dürfen wir nur einen Blick auf die Erzählungen werfen, in welche die Geschichte des Abraham und Moses eingehüllt ist. So erwähnt man die Gastfreundschaft des Abraham im Orient sprüchwörtlich und führt als Beispiel derselben folgende

Digitized by Google

Legende an. „Während Palästina von einer Hungersnoth heimgesucht wurde, vertheilte Abraham so lange seine Vorräthe unter die Armen, bis seine eignen Scheuern geleert waren. Er wollte durch neue Zufuhren aus Ägypten dem Mangel abhelfen, sendete deshalb an einen seiner dortigen Freunde; aber auch hier war die Hungersnoth schon ausgebrochen, und die Boten kehrten unverrichteter Sache wieder zurück. Diese wollten sich mit ihren leeren Säcken nicht dem Gelächter preisgeben, füllten deshalb die Säcke mit Sand und beluden damit ihre Thiere; aber siehe, der Sand verwandelte sich in Abraham's Gegenwart in Korn."

Welche Wunder ferner das Leben des Moses aufzuweisen hat, davon nur das Wenige. „Die Magier Ägyptens wurden zu einem Wettstreite mit Moses aufgeboten. Sie versahen sich mit dicken Seilen und beweglichen Holzstücken und brachten es durch einen besondern Mechanismus dahin, daß sie dieselben wie Schlangen bewegen konnten; als sie aber ihre Künste vor dem Könige sehen ließen, verschlang der Drache, in welchen sich Moses' Stab wieder verwandelt hatte, alle ihre Stangen und Seile, dann stürzte er auf die Zuschauer und richtete eine solche Verwirrung unter ihnen an, daß Viele in dem Gedränge umkamen, sobald aber Moses seine Hand ausstreckte, wurde der Drache wieder zum Stabe. Die Magier waren beschämt, und viele von ihnen bekehrten sich; diese letztern aber wurden auf Pharao's Befehl gekreuzigt."

Später rieth dem Pharao sein Minister Haman, „einen Thurm zu errichten, zu dessen Bau nicht weniger als 50,000 Arbeiter erfodert wurden. Sobald er eine solche Höhe erreicht hatte, daß die Arbeiter nicht mehr auf ihm stehen konnten, bestieg ihn der König, warf einen Speer gen Himmel, und dieser kam mit Blut bedeckt wieder herab. Der König behauptete nun, er habe Moses' Gott erschlagen; aber in der Nacht kam der Engel Gabriel, stürzte den Thurm mit einem Flügelschlage ein, der Thurm fiel auf des Königs Heer und erschlug eine Million von seinen Kriegern."

Allein alle diese wunderthätigen Männer müssen gegen den Geisterkönig Salomo zurücktreten, der, wenn er zu Gericht saß, „12,000 Patriarchen und Propheten zu seiner Rechten auf goldenen, 12,000 Weise und Gesetzkundige auf silbernen Thronen zu seiner Linken hatte. Die Pracht des königlichen Sessels war nicht zu beschreiben, er blitzte von Diamanten und Edelsteinen, und Vögel von dem prachtvollsten Gefieder bildeten mit ihren farbenstrahlenden Flügeln einen Baldachin, wie ihn die Welt nie wieder gesehen hat." Auch war er außer einem bezauberten Schilde, einem flammenden Schwerte, einem undurchdringlichen Panzer, einem Siegelringe, mittels dessen magischer Charaktere er die Genien, Dämonen und selbst die Zfeiten, die gewaltigsten Wesen in der Geisterwelt, beherrschte, im Besitze eines ungeheuern Teppichs, „auf dem er alle seine Macht vereinigen konnte; in der Mitte stand der Thron, zu dessen Rechten das Heer, zur Linken die Geister. Als Alles zu Stande war, führten die Winde den Teppich mit sich und brachten ihn, wohin es der König befahl. Ein Heer von Vögeln begleitete ihn dabei und bildete mit seinen ausgebreiteten Flügeln ein Schild gegen Regen und Sonnenschein. So überflog er die höchsten Berge, durchschnitt die reißendsten Flüsse, die Sandwüsten Arabiens, die Fluten des indischen Oceans und zwang alle Völker der Erde, sich zum Islam zu bekehren."

(Der Beschluß folgt.)

Histoire parlementaire de la révolution française, ou journal des assemblées délibérantes nationales, depuis 1789 jusqu'en 1825. Par *S. B. Buchez* et *P. C. Roux*. Dreißig Bände. Paris. 1830 — 37.

Es möchte wol kaum ein welthistorisches Ereigniß geben, das an sich von höherer Wichtigkeit, in seiner Entwickelung aber von allgemeinern und belangreichern, ja selbst bis heute noch keineswegs berechenbaren Folgen wäre als die französische Revolution von 1789. Ihre Geschichte, vom philosophischen Standpunkte aufgefaßt, ist die des gesammten europäischen Staatsrechts, das seine Grundlagen wechselt, und das von derjenigen Einrichtung, die ihm die Eroberung ertheilte, zu einer andern übergeht, deren Urgedanke zwar im Christenthum selbst liegt, deren Ausführung jedoch die Bahn zu brechen fast achtzehnhundertjährige Mühen erforderlich waren. Eine geschichtliche Thatsache einfach angeben und sie hinsichtlich ihrer Ursachen und Wirkungen erörtern, heißt noch keineswegs derselben unbedingten Beifall zollen. Wir besorgen daher nicht, irgendwo Anstoß zu geben, wol gar für einen Lobredner von Revolutionen gehalten zu werden, wenn wir uns auf Veranlassung des vorliegenden Werkes über das Factum näher erklären, womit sich dasselbe beschäftigt, zumal da uns dies unumgänglich erscheint, um einen Anhalt für die Bedeutung zu gewinnen, welche diese nunmehr schon auf dreißig Bände angeschwollene Production nicht nur für Frankreich, sondern für alle christlich civilisirten Staaten hat. Auch wird es, wie wir gleich im Voraus bemerken wollen, hauptsächlich mit Rücksichtsnahme auf den schon angedeuteten Standpunkt sein, daß wir einige Einzelmomente dieses Werks einer speciellern Betrachtung unterziehen werden.

Sehen wir ab von allen empirischen Nebenabsichten und Zwischenfällen, so lassen sich der Beruf und die Aufgabe des großen Staatsactes von 1789 etwa wie folgt bestimmen: Es sollte derselbe dem Einzelmenschen das Gefühl seiner Würde, den vereinigten Menschen das Gefühl ihrer brüderlichen Gleichheit einprägen; ein intellectuelles Princip an die Stelle der alten historischen Grundlage der Gewalt setzen; aus der Freiheit, anstatt eines auf Pergament niedergeschriebenen Zugeständnisses, das wesentliche Attribut der menschlichen Natur machen; derselbe sollte endlich durch das allgemeine Recht der menschlichen Gattung das exceptionnelle und locale System der Gnaden- und Freibriefe ersetzen. Wurde aber der erste Schritt dazu von der französischen Nation vor allen andern Nationen gethan, so brachte sie damit gleichwol weniger eine nationale Aufgabe, als vielmehr ein Humanitätswerk zur Erfüllung. Die Epoche von 1789 gehört somit allen Völkern an. Mit dieser Epoche trat eine neue Idee in die Welt, um ihr eine neue Gestalt zu geben; und was man auch davon halten mochte, so war es doch von jetzt an allen denkenden Köpfen klar, daß in Europa irgend etwas geschaffen werden würde, das ebenso allumfassend und mächtig wäre als jener große Lehnsverband des 12. Jahrhunderts. Den Nationen blieb es dabei freilich überlassen, eben dieselbe Idee eine jede in dem ihr eigenthümlichen Geiste zu verwirklichen, sowie die respectiven, durch die Erfahrung erleuchteten Staatsgewalten es in ihrer Hand hatten, den heftigen Umkehrungen dadurch vorzubeugen, daß sie solche nutzlos machten. Der Geschichtschreiber, der über diese große Umwälzung nachdenkt und die ganze Menschheit hinter der Nation, die den Reihen eröffnet, aufgestellt sieht, kann kaum vermeiden, seinem Werke einen systematischen und absoluten Charakter aufzudrücken. Als Historiker schreibt er, im Widerspiel mit Quintilian's Maxime, um Lob oder Tadel zu spenden, nicht blos um zu erzählen; als Parteimann vergrößert er die Bedeutsamkeit eines einzigen Interesse, indem er diesem alle andern aufopfert; als Moralist endlich läuft er Gefahr, vom großen Verbrechen leicht freizusprechen, indem er die allgemeinen Resultate umfaßt, die dazu haben bestimmen können.

Letztere Betrachtung nun führt uns zunächst auf die von den Verfassern des gegenwärtigen Geschichtswerkes gewählte Form, die, wie schon der Titel andeutet, ganz verschieden von derjenigen Form ist, in welcher alle andern Geschichtschreiber den nämlichen Stoff behandelten. In der That haben sie alle, wie schätzenswerth auch sonst ihre Arbeiten sein mögen, die vorerwähnte Klippe bei Schilderung dieser großen Geschichtsperiode nicht zu vermeiden vermocht. Ein Weg jedoch, diese Klippe zu umgehen, zugleich aber die Wahrheit der Thatsachen und die der Eindrücke wieder hervorzubringen, bot sich dar. Es

Digitized by Google

galt, den Versuch mit einem Geschichtstagebuche zu machen, jene großen Auftritte in ihrer ungeschminktesten Wirklichkeit wieder hervorzurufen, die handelnden Personen, sogar die unbedeutendsten, redend anzuführen, anstatt sich bei der Nachwelt zu ihrem Dolmetscher oder Commentator zu erheben; denn sie Alle haben das Recht, selbst vernommen zu werden, das die Meisten von ihnen mit dem Kopfe bezahlten. Zu dem Ende mußte das Protokoll jener Periode, der „Moniteur", in abgekürzter Form wiedergegeben und neben seinen amtlichen Spalten jener unzähligen Flugblätter erwähnt werden, die jetzt längst vergessen sind und deren sich die Kämpfer vom 14. Juli und 10. August zu Flintenpfropfen bedienten. Man sieht mit Befriedigung jenen düstern Schleier fallen, der den Convent umhüllt und diesen furchtbaren revolutionnairen Olymp schon jetzt unsern Blicken entzieht, um ebenso gefahelos wie heute im Palais Bourbon oder im Luxemburg, im Saale der Feuillans, bei den Cordeliers, den Jakobinern, in den Kaffeeschenken des Palais-Royal oder selbst in jenen schmuzigen Kneipen einen Augenblick Platz zu nehmen, wohin der große Gedanke von 1789 in seinen Prüfungstagen hinabstieg. In Gegenwart dieser Wirklichkeiten, die uns, aller Theorie und alles Schmuckes entkleidet, in dem Werke erscheinen, begreift man eine Menge von Thatsachen, die so sehr außerhalb der natürlichen Ordnung für uns liegen, daß wir es gemeinhin aufgeben, sie anders als in ihrem Ganzen zu erkunden. Nunmehr erst gelangt man zur Einsicht von Dem, was auf Rechnung der Zufälligkeiten, der Gemüthsanregungen eines jeden Tages zu setzen ist; man erkennt den großen Antheil, den beispielsweise Mangel und Hunger an den Volksaufständen hatten, die hervorzurufen den Reden eines Camille Desmoulins oder den Umtrieben eines Saint-Haragues wol schwerlich gelungen wäre, hätte nicht eine an der Thüre des Bäckerladens angstvoll zugebrachte Nacht die Menge dazu vorbereitet. So allein begreift man recht, wie die Ereignisse die einen aus den andern und durch die verhängnißvolle Lage selbst sich erzeugten; und ohne den Glauben an die höhere Macht der Ideen aufzugeben, wohnt man einem lebendigen und vollständigen Schauspiele bei, anstatt einen ungenauen und leidenschaftlichen Commentar zu lesen.

Betrachtet man nun die Bewegung von 1789 als den Bestimmungspunkt einer neuen Zeitrechnung für Frankreich und für Europa, so ist es einleuchtend, daß der Augenblick, deren Geschichte zu schreiben, noch nicht gekommen ist, denn das Werk ist noch nicht definitiv beendigt. Beschränkt man sich aber darauf, die Revolution während ihrer Niederreißungsperiode zu studiren, so gewahrt man in den sechs Jahren, die der ersten gouvernementalen Reaction, dem 9. Thermidor nämlich, vorangingen, drei unterschiedene Epochen, wovon jede ihren besonderen Charakter hat. Zuerst sehen wir Frankreich, gegen eine übermüthige und doch hinfällige Regierung Einspruch erhebend, wie es in blinder Zorneswuth aufsteht und darauf Bedacht nimmt, den ungeheuern Abgrund auf das einleuchtendste außer Zweifel zu stellen, der fortan die Vergangenheit von der Zukunft trennen soll. Um letztere bekümmert es sich noch nicht; die Vergangenheit allein drückt es wie ein Alp, den abzuschütteln es sich bemüht. Ein und derselbe Trieb führt das Volk zur Zerstörung der Bastille und die Nationalversammlung zur Vereinigung im Ballhause: denn für das Volk ist die Bastille das Symbol des Staatsrechts der Vergangenheit; für die Versammlung, am Vorabende eines Lit de justice, wird das Ballhaus das Symbol des Staatsrechts der Zukunft sein. Nach der Vereinigung der drei Stände beginnt die Anwendung der neuen Regierungstheorien, die ihrer Natur nach durchaus negativ sind. Da die Gewalt und die Steuer, nach den angesehensten Publicisten jener Zeit, nur ein der Freiheit und dem Eigenthum eines Jeden entzogener Theil sind, so muß dieser Theil so gering als möglich bestimmt werden. Dies ist die Grundlage aller politischen und administrativen Operationen der constituirenden Versammlung, auf welche Rousseau's Lehren den überwiegendsten Einfluß äußerten. In der That wurden die Maximen des Gesellschaftsvertrags („Contrat social") so sehr als Axiome in der Versammlung verehrt, daß es der rechten Seite ebenso wenig als der linken einfiel, dieselben zu bestreiten und die verschiedenen Parteien sich nur an die Folgerungen hielten, die ihre Gegner davon ableiteten, um ihrerseits andre daraus zu ziehen. Zwei Jahre vergingen über diesen Verhandlungen, und das Königthum, dessen Princip man anfangs nur insofern ändern wollte, als es mit der Feudalorganisation zusammenhing, wurde bald durch eine Reihenfolge unbeugsamer logischer Herleitungen eine in der Constitution erstickte Überschwängerung, die, um Leben zu gewinnen, aus derselben zu treten suchen mußte. So gelangte man aber zum 10. August.

Von diesem Tage an offenbart sich die Bewegung unter einer seltsamen und ganz neuen Ansicht. Das Bürgerthum, von dem die Revolution ausging, und das erst nach Ablauf von fast einem halben Jahrhunderte in vollen Besitz seines Werks wieder gesetzt werden soll, wird von der Demokratie ganz bei Seite geschoben, ohne daß es dieser jemals gelang, festen Grund zu gewinnen. Das Princip politischer Gleichheit und Freiheit, das, als es sich an die Stelle der Kasten- und Willkürherrschaft setzte, der Revolution bei ihrem Entstehen die eigentliche Kraft verlieh, verschwindet unter greuelvollen Leidenschaften, die sich zum ersten Male unter dem Himmel in wilder Freiheit offen zur Schau legen. Es ist ein Ganzes unerhörter Ideen und gleichsam eine Sprache, welche die Erde noch nie vernommen hatte; es ist Gott und sein Geist, die aus der Schöpfung vor der Vergötterung der Gewalt und der Materie verschwinden, die unter allen Formen sich kund gibt. Mag immerhin der Geschichtschreiber den Schrecken als den letzten Zielpunkt eines nothwendig gewordenen Fortrückens betrachten, er mag ihn durch die Wirkung einer fortwährenden Reaction auf die revolutionnaire Gewalt und dieser Gewalt selbst auf die Hindernisse erklären: er kann Recht haben; nichtsdestoweniger aber bleibt es gewiß, daß jene drei Perioden, wie durch die Ideen, so auch durch die Menschen voneinander verschieden sind. In einer jeden derselben richten sich Menschen und Ideen selbst in dem Sturme zu Grunde, und ist ein Act zu Ende, so räumen Gefängniß und Schaffot die Schaubühne auf.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Nach Baltimore soll ein vollkommenes Skelet von einem Menschen gebracht worden sein, welches 8 Fuß 9 Zoll hoch ist und in den Rocky Mountains gefunden wurde. Die Meinung mehrer Gelehrten, daß jenes Festland vor den jetzigen Indianern von einem Gigantengeschlecht bewohnt gewesen sei, scheint sich somit zu bestätigen. Fälschlich aber macht man bei dieser Gelegenheit von den in Nordamerika vorfindlichen Knochen kolossaler Thiere und von den Traditionen der Indianer, welche von Ungeheuern sprechen, die in ihrem Laufe Fichtenbäume umstießen, einen Schluß auf ein diesen Fleisch- und Knochenkolossen entsprechendes Menschengeschlecht. Es ist durch nichts constatirt, daß es zu gleicher Zeit ein Urmenschengeschlecht und ein Urthiergeschlecht gegeben hat; die Menschenbildung scheint einer geordnetern Erdbildung angehört zu haben, als diejenige war, welche dem Ohiothiere seine Entstehung gab. Man wollte übrigens schon häufig Knochen von Urmenschen gefunden haben, aber die Beweise zerflossen bei näherer Prüfung in nichts. Jenes Skeletungeheuer gehört ohne Zweifel der jetzigen Erdbildung, wenn auch einer untergegangenen Race an, als eine großartige Ausnahme von der Regel. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 278. — 5. October 1838.

Zur Geschichte des Orients.

(Beschluß aus Nr. 277.)

Im zweiten Capitel zu Anfange ist vorzüglich die Behauptung durchgeführt, daß in Persien der Götzendienst nie recht einheimisch wurde, und daher selbst die verfolgten Christen dorthin ihre Zuflucht nahmen, bis durch Ardeschir und die Lehren des Mani und Mazdak andere Ansichten geltend wurden. So bedurfte neben dem jüdischen Glauben im Osten auch der persische eine Reformation, und das feindselige Verhältniß des byzantinischen Kaisers zum persischen Chosroen begünstigte diese in auffallender Weise. Auch waren in Arabien allerlei Glaubensmeinungen im Schwunge, welche die bis jetzt wenigstens historisch herrschenden völlig untergruben und durchaus keinen sicherern Anhalt gewährten.

Während man nun grade hier als in der Wiege des Islams eine mehr ins Einzelne gehende Darstellung des religiösen Zustandes erwartet hätte, soll für diese die ausführliche Schilderung des Helden der arabischen Romantik, Antar, und seines Todes entschädigen. Allein das Verhältniß ist verrückt und entspricht der Wichtigkeit des einen und des andern Theils für vorliegendes Werk nicht. Dagegen ist das Leben Mohammed's im vierten Capitel mit nüchternem Sinne und ohne alle Parteilichkeit beschrieben, ohne grade neue Punkte zu berühren oder neue Fragen zu beantworten. Der Verf. behauptet gradezu, daß das Streben Mohammed's nach Wahrheit gewiß aufrichtig gewesen sei. Wenn er aber glaubt, daß Mohammed die Bibel in ihrer wahren Gestalt wol nie zu Gesicht bekommen habe, so bedarf dieser Glaube noch einer weitern Bestätigung, da die neuesten Mittheilungen von Hammer-Purgstall über Mohammed's Leben und Wirken grade in dieser Beziehung aus bisher unbekannten Quellen uns neue Thatsachen an die Hand geben. Auch ist es zu viel gesagt, daß alle Suren des Korans, die auf ihrer Stirn das Zeichen als medinensische oder zu Medina geoffenbarte tragen, ein Erzeugniß der Zeitumstände und somit des Betrugs seien. Weitere Betrachtungen aber veranlaßt auch in Beziehung Mohammed's die Bemerkung, „daß grade Männer vom schärfsten Verstande unerklärliche Visionen gehabt, und man fast meinen sollte, grade sie wären am meisten dazu geneigt. Der Riese, welcher Cromwell seine künftige Größe prophezeite, der Geist Cäsar's in Brutus' Zelte waren die Geburten angestrengten Nachdenkens und großer Aufregung."

Das aus Reland übersetzte mohammedanische Glaubensbekenntniß im fünften Capitel enthält natürlich nichts Neues, hat aber in den beigefügten Bemerkungen für den gewöhnlichen Leser die nöthigen Erklärungen gefunden, und in diesem Streben, den Geist des Orients gleichsam mehr zu populariſiren, liegt eine vortheilhafte Seite des Buches mehr.

Die Schilderung der vier rechtmäßigen Khalifen (welche de jure, nicht de facto, wie die spätern, das Khalifat verwalteten) oder unmittelbaren Nachfolger Mohammed's, der über die Succession nichts entschieden, gibt das Bekannte unter manchem neuen Gesichtspunkte in gedrängter und gefälliger Form und verkennt die charakteristischen Merkmale nicht, durch welche sich diese Männer voneinander unterscheiden. Dem Omar gebührt die Ehre der eigentlichen Begründung und Befestigung des Khalifats, obwol er den Schiiten oder Anhängern Ali's als Usurpator erscheint, den sie nicht genug verfluchen können. Der Unterschied aber zwischen den Sunniten oder Traditionsgläubigen und den Schiiten oder Andersdenkenden bildete sich erst, nachdem Ali dem Moawija unterlegen, in seinem ganzen Gegensatze aus. Während jener mit seinen Söhnen bei den Persern eine fast abgöttische Verehrung genießt, behaupten die Sunniten die Rechtmäßigkeit des Khalifats seiner drei Vorgänger und würdigen ihn, obwol er Schwiegersohn des Propheten war, auf jede Weise herab. Diese innere Spaltung im Islam, die auf den entgegengesetztesten Ansichten über mehre Hauptpunkte des mohammedanischen Glaubens beruht und später die blutigsten Fehden zur Folge hatte, sowie sie noch jetzt Türken und Perser voneinander hält, würde, wäre sie früher in ihrem Umfange eingetreten, der Verbreitung desselben und seinem innern Gedeihen den wesentlichsten Abbruch gethan haben, da sie nicht geeignet war, das vorhandene Bedürfniß nach mehr religiösem Halt und größerer Glaubensfestigkeit zu befriedigen. Auch der Verf. fühlte die Wichtigkeit dieser Spaltung und glaubte daher in einem besondern Capitel die Geschichte der Familie Ali's und der aus seinem Stamme hervorgegangenen zwölf Imame, unter denen er der erste war, verfolgen zu müssen. Die Schiiten nämlich verehren in diesen Imamen zwölf oberste Priester, oder, wie der Verf. will, dieselben Wesen wie der Tibetaner in seinem Großlama; ja, ein großer Theil der Schiiten stellt sogar den Ali über Mohammed; Schah Hosein, der letzte Sufi, nannte sich den schlechtesten Hund Ali's, und mehre Fürsten dieser Dynastie trugen in ihren Siegeln die Worte:

Wer auf Ali seinen Glauben nicht baut,
Und wär' ich es selbst, ich verfluchte mich laut;
Wer vor Ali's Pforte nicht in Staub zerfällt,
Den erdrücke, und wär's Gabriel selbst, die Last der Welt.

Schon der Kampf von Ali's zweitem Sohne Hosein gegen die Omaijaden gibt den deutlichsten Beweis der verhaltenen Erbitterung dieser beiden Hauptsekten im Islam. Noch jetzt feiert man in Persien und Indien den Todestag dieses Helden als einen der wichtigsten und glänzendsten Feiertage. „Meine arme alte Ayah", sagt die Verf. des „Mohammedanismus in Indien", „nimmt während der zehn Tage (dieser Feier) nicht einen Tropfen Wasser auf ihre Lippen; denn, sagt sie, hat unser Imam Hussein bei Kerbela Durst gelitten, wie darf da eine Creatur, wie ich bin, sich eines Trunkes erfreuen? Und so ist der Charakter des ganzen Volkes, meine Ayah ist ein ganz ungebildetes altes Weib, aber ihren Imam hält sie hoch in Ehren."

Vor Allem gaben aber die Erwartungen vom zwölften und letzten Imame, dem eine ewige Fortdauer und gleichsam eine Herrschaft über die Welt zugeschrieben wird, der unsichtbar auf

Digitized by Google

derselben vorhanden ist und dessen Wiedererscheinen ihr erst ihre rechtmäßigen Herrscher zurückgibt, zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Abenteurern Veranlassung zu den ärgsten Greuein der Schwärmerei. Es entwickelte sich aus ihnen ein immer mehr gefährlich werdender Sektengeist, und wir dürfen die Leser nur an die Ismaeliten und Assassinen erinnern, um uns den weitern Beweis ersparen zu können. Unser Werk hat bisher schon der Geschichte dieser beiden furchtbaren und gefürchteten Sekten und ihrer Wahnlehren das achte und neunte Capitel gewidmet, für deren Hauptquelle das viel gelesene Werk Hammer-Purgstall's: „Die Assassinen", anzuführen ist. Es tritt hier wieder einmal die zauberische Glut des Orients, wenn sie sich des Gemüthes bemächtigt, lebhaft vor die Seele. Die katastrophe Verspottung der furchtbarsten Qualen wird das sicher Zeichen des festesten Glaubens und machte allerdings zu einem Gehorsam geneigt, dem die größte Gefahr die willkommenste Freude war. Unaufhörlich beunruhigten diese Fanatiker das Khalifat von Bagdad, Mekka selbst erlag mehrmals ihren Angriffen, und je geheimer diese Gesellschaften auftraten, als desto geeignetere Werkzeuge dienten ihre Mitglieder den Oberhäuptern zur Erreichung ihrer oft teuflischen Absichten. Diese Häupter haben fast vor, in unmittelbarem Verkehre mit dem zwölften Imame zu stehen, und das Aderneft, Alamut, die zeitweilige Residenz des Alten vom Berge, ward der Zeuge sehr vieler auf diesen Glauben hin verkündigten Offenbarungen.

Auch die Drusen im Libanon sind nichts als geistige Abkömmlinge alter Verehrer Ali's, seiner Familie und der lange auf Aegyptens Throne herrschenden Fatimiden, aber mit ihnen ist es, in ein helleres Licht getreten. So viel ist gewiß, daß die Mitglieder der untersten Grade wenig religiöses Gefühl zeigen und zu den abscheulichsten Verbrechen fähig sind. Wenn sie auch Tugenden, wie z. B. eine musterhafte Gastfreundschaft, üben, so bleiben sie doch immer ein trauriges Beispiel religiöser Zerrissenheit, die die Folge des wunderbaren Gemisches ihrer Abergläubens und natürlicher Sitten ist. Als die neueste Erscheinung der Art endlich in der mohammedanischen Welt stehen unstreitig die Wehabiten (Cap. 11) da, die aus dem Innern der arabischen Halbinsel unter dem Vorwande, den durch abergläubische Mißbräuche entstellten Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückführen zu wollen, hervorbrachen, Mekka und Medina eroberten und den ganzen Orient zittern machten, bis Mohammed Ali, der ägyptische Pascha, sie in ihr Heimat zurückdrängte und Ibrahim 1818 ihr Haupt gefangen nach Konstantinopel schickte. Noch aber ist diese Sekte keineswegs überwunden oder unthätig und wartet nur auf Gelegenheit, sich wieder geltend zu machen.

Wenn uns nun der Verf. im Verlauf dieser letzten Capitel genügte, so können wir ein Gleiches vom zweiten und dreizehnten über die vier rechtgläubigen Sekten (Hanafiten, Schafiiten, Hanbaliten und Malikiten) und die islamitischen Mönchsorden nicht sagen. Die Nachrichten sind karg, das Raisonnement zu wenig umfassend, obwol wir nach dem Titel unstreitig das Recht hatten, zu erwarten, daß der Schilderung der genannten Sekten auch noch eine kurze Charakteristerung der großen Menge anderer folgen würde. Eine nähere Bezeichnung der Mönchsorden und ihrer besondern Regeln gehörte ebenfalls zu einer Geschichte des Mohammedanismus und würde manche Erläuterung zu einer comparativen Darstellung dieser im Orient und Occident gleichmäßig vorhandenen Erscheinung gegeben haben. Das vierzehnte Capitel ist der Geschichte des Mohammedanismus in Indien gewidmet, die hier wol deshalb hauptsächlich mitgetheilt wird, weil einige neuerdings in England gedruckte Werke eine gewünschte Einladung hierzu enthielten. Wir betrachten dasselbe als eine willkommene Zugabe, und da der Mohammedanismus grade in Indien den Andersgläubigen gegenüber eine mildere Form annahm, so steigert sich auch das Interesse für diese Mittheilungen. Undemerkt aber hätte nicht bleiben sollen, daß der Islam selbst nach Oceanien hin sich verbreitet, sowie überhaupt die Grenzen desselben, die Zahl seiner Bekenner und dessen Gestaltung in Afrika nicht berührt ist. Die Geschichte des Mohammedanismus muß Dasselbe sein, was eine Geschichte des Christenthums oder eine christliche Kirchengeschichte ist. Allein selbst bei nur höchst mäßigen Ansprüchen können wir dem Buche diesen Titel keineswegs zugestehen. Es sind immer nur einzelne Capitel aus jenem großen Gebiete, oder Bruchstücke eines Ganzen, das bis jetzt nur noch in der Idee vorhanden ist, für dessen Bildung aber bereits Stoff genug vorliegt, um einen Gelehrten, der Lust und zureichende Vorkenntnisse besitzt, zu deren Verwirklichung zu begeistern.

Das funfzehnte Capitel endlich gibt eine Skizze vom Einflusse der mohammedanischen Religion auf Wissenschaft und Bildung. Der Verf. glaubte, um den Einfluß der Caragzmenkriege auf die europäische Gesittung gehörig zu beurtheilen, hauptsächlich die Kreuzzüge verfolgen zu müssen. Das hat er auch kurz gethan, sowie überhaupt in diesem Capitel kein Eingehen ins Einzelne erwartet werden darf. Es sind nur wenige Thatsachen mit allgemeinen Betrachtungen, die sich hier finden, während leicht, ohne weitläufig zu werden, ein Werk so groß wie das vorliegende darüber geschrieben werden könnte.

Die fünf Beilagen endlich enthalten mohammedanische Nachrichten, oder vielmehr Fabeln über D'hulcarnein oder den doppelgehörnten Alexander, über Mohammed's nächtliche Fahrt gen Himmel, über Wesen und Stol des Korans (in einigen Partien recht gut), ferner mohammedanische Gebete und endlich Denksprüche Ali's, die uns aus vielen Ausgaben bereits bekannt sind. **114.**

Histoire parlementaire de la révolution française, ou journal des assemblées délibérantes nationales, depuis 1789 jusqu'en 1825. Par *S. B. Buchez* et *P. C. Roux*. Dreißig Bände.

(Beschluß aus Nr. 277.)

Die erste dieser Perioden ist gewiß nicht die mindest merkwürdige, wiewol solche gemeinhin am wenigsten von den Geschichtsforschern beachtet wird. Sie beginnt mit den Unruhen der Parlamente und den provinciellen Insurrectionen, die der Einberufung der Generalstände vorangingen und deren Nothwendigkeit herbeiführten. Als Sanbeinde Personen erscheinen auf der Bühne einerseits Ludwig XVI. und einige rechtliche Männer, die mit ihm Reformen und zwar im weitern Sinne wollen, jedoch nur insofern, als die königliche Autorität deren legitime Quelle ist, und unter Aufrechterhaltung der provisorischen Constitution, als der Grundlage der französischen Monarchie. Andererseits betreten die nämliche Bühne einige die dahin noch unbekannte Advocaten, einige Literaten, die aus der Bastille kommen; Gerichtspersonen, eifersüchtig auf die Hoftitel, ehrsüchtig gegen die Bürgerclasse, die mit Wuth die neuern Ideen predigen, indem sie sich zugleich mit aller Gewalt ihrer Corporationsinteressen an die Vergangenheit klammern; endlich gepuderte Volkstribunen, Revolutionsmänner in Perücken, die bald in der Unmacht und Verachtung untergehen werden, denen alle aus Selbstsucht inconsequente Meinungen verfallen sind. Zwischen diesen Parteien wird die rechte Mitte in dieser Periode durch Necker ganz wohl repräsentirt, wie in der zweiten durch Mirabeau, in der dritten durch Danton. Dieser Prolog der Revolution wird in dem Werke mit großer Genauigkeit und Klarheit dargelegt. Alle übrigen Revolutionsgeschichten fallen so zu sagen mit der Thür ins Haus; wir können der Methode unserer Verf. nur Beifall schenken, wenn sie den Baum an

Digitized by Google

der Wurzel packen. Sie haben die Opposition der Parlamente in ihrer eigenthümlichen Physiognomie wiederhergestellt; sie haben besser als irgend Jemand durch zahlreiche Urkunden den überwiegenden Einfluß hervorgehoben, den das Elend der untern Classen auf das Jahr 89 übte, das die Rauhigkeit der Jahreszeiten noch furchtbarer als die menschlichen Leidenschaften machte. Für Jeden, dem daran liegt, das unsagliche Verhältniß der Dinge zu ergründen, ist es unmöglich, die Revolution zu begreifen, ohne die Reihenfolge der Budgets von 1759—87 genau durchgesehen zu haben, die Calonne für die Versammlung der Notablen aufstellte, und die, nebst den unvollständigen Verbesserungsplanen, die in der vielberufenen königlichen Parlamentssitzung vom 8. Mai 1788 vorgelegt wurden und wodurch freilich manche Misbräuche berührt, jedoch kein Princip abgeändert wurde, einzusehen unumgänglich ist, um jenes Verhältniß kennen zu lernen. Vor Allem muß man den Inhalt der Protokolle über die in den Amteien gepflogenen Verhandlungen wohl beherzigen; denn sind diese Verhandlungen auch nicht das Programm der zu machenden Revolution, so legen sie doch mittels ihrer Incohärenz selbst die Unmöglichkeit, sie zu vermeiden, klar zu Tage. So hört man, während noch zu Versailles das Hofgepränge die wichtigste Angelegenheit ist und Frankreich sich mit Epigrammen beschäftigt, den unterirdischen Vulcan murmeln, in Erwartung daß sich die Erde bis in ihre tiefsten Schlünde unter den Fußtritten dieser sorglosen und leichtfertigen Gesellschaft öffnet.

Indeß kommt die Epoche, wo jene Protokolle alsbald zerrissen werden sollen. Bei der merkwürdigen Discussion über das Veto erklärt der Abbé Sièyes, eine allgemein seither angenommene Meinung verwerfend, es habe keine Amtei das Recht, ihrem Vertreter eine ihn bindende Vollmacht zu ertheilen, „weil der Wille einer Amtei (oder Wahlkörperschaft), verglichen mit der Masse aller körperschaftlichen Willen, nur ein individueller Wille ist, und weil jeder Wille eines Theiles vom Ganzen dem allgemeinen Willen untergeordnet sein muß; weil widrigenfalls die Abgeordneten nur politische Mäkler wären, beauftragt, Vollmachten anzunehmen, wonach Gesetze zu machen seien. Das wesentliche Erforderniß einer Repräsentativregierung ist, daß sie unmittelbar das Gesetz gibt, und Frankreich soll nur eins sein". An dem Tage, wo diese Worte von dem Lande und der Versammlung beifällig aufgenommen wurden, war die Revolution unwiderruflich vollbracht, und die Nationalrepräsentation ließ sich auf einer Grundlage nieder, deren Dasein die frühern Geschlechter nicht einmal geahnt hatten. Die bindende Vollmacht (mandat impératif), welche die Demokratie in ihren Abschweifungen bisweilen in Anspruch nimmt, ist in der That nichts Anderes als der Ausdruck eines Zustandes der Dinge, wo die politischen Rechte durch frühere Thatsachen, die mächtiger als sie selbst, begrenzt sind; es ist die repräsentative Theorie zum Gebrauche der Völker, die noch der Regierung geschichtlicher Freibriefe und der Allgewalt einer dunkeln Vorzeit unterworfen sind. Allein von dem Tage an, wo die Idee über das Geschehene obsiegt, wo die Souverainetät ohne andere Schranke als die der ewigen Rechte der Intelligenz und der Gerechtigkeit ausgeübt wird, geht der verbindenden Vollmacht jeder vernünftige Grund ihres Seins ab; und so war sie denn ganz der Vernunft gemäß bis 1789, ohne allen Zweck aber nach dieser Epoche. So verstand es auch Sièyes, der fast immer die Zukunft sichern Blickes zu durchschauen wußte, und dessen einziger Irrthum darin bestand, daß er auf die gesellschaftlichen Wissenschaften die strenge Methode der exacten Wissenschaften anwandte. Ein Gegenstück von ihm war in dem Betracht Mirabeau mit seinem praktischen Sinne, dieser wunderbare Mensch, der unter der Last seiner Verderbniß sich, gleich Milton's Engel unter dem Feuermeer, das ihn erdrückt, zerarbeitet.

Wir wollen es nun vorzugsweise noch versuchen, den Eindruck, den die Lecture der elf Bände, welche die Geschichte der constituirenden Versammlung füllt, in möglichst kurzen Worten wiederzugeben. So wohlverdient auch in vielen Beziehungen der Ruf ist, dessen diese Versammlung genießt, so fehlte es ihr doch, betrachtet man sie als politischen Körper, an Muth und zugleich an Intelligenz. Selten entsprangen ihre Beschlüsse aus freien Willensbestimmungen; die vornehmsten Artikel ihres constitutionnellen Gesetzbuches schrieb sie unter der gebieterischen Eingebung der Empörung nieder, der sie vielleicht noch seltener als der Nationaleonvent selbst Widerstand zu leisten vermochte. Weit mehr aus Furcht vor dem Pöbel als aus Abscheu gegen den Despotismus beschränkte sie das Königthum auf den Kreis, der nothwendigerweise die Flucht nach Varennes am 10. Aug. mit in sich schloß. Berufen, eine neue Ordnung zu gründen, erfuhr sie selbst eine ganz andere Revolution als die, welche sie zu bewirken gedachte. Als sie am 30. Sept. 1791 ihre Laufbahn beschloß, mußte sie den Convent voraussehen und konnte unmöglich noch an die Zukunft eines Werkes glauben, das zu gründen sie nicht verstanden hatte. Liest man die im Style der Akademie abgefaßte Adresse an das französische Volk, die Talleyrand der Versammlung vorlegte, und die im Febr. 1790, grade als nach Unterdrückung der Lehnrechte die Bauern über die Schlösser die Brandfackel schwangen, mit Begeisterung aufgenommen wurde, so gewinnt man einen richtigen Maßstab für die Revolution, wie die Versammlung und der dritte Stand jener Epoche sie wollten, und die sich von nun an also formuliren läßt: Abänderung des Rechts auf die Gewalt, indem dasselbe an eine Art individueller und beweglicher Aristokratie überwiesen wird, ohne verletzende Vorrechte und Erblichkeit, und jedem zugänglich vermöge eines fortwährenden Aufstrebens der Talente und des Reichthums, als Bürgen einer wahren Unabhängigkeit, indeß Volkswahl dieses Aufstreben anerkennt und heiligt. War dies nun aber der vorherrschende Gedanke bei der bürgerlichen Mehrheit der Versammlung, so verstand sie es gleichwol nicht, ihn gegen eine ganz verschiedene Theorie zu vertheidigen. Äußerst bekümmert, sich gegen die Versuche des Hofes zu verwahren, obschon sie wohl wußte, daß seit ihrer Versetzung nach Paris diese Versuche ebenso unkräftig als erfolglos waren, ließ sie sich fast widerstandslos von einer Revolution umlagern, die sich ganz ungestört in den Bezirken, in der Gemeinde, in den Clubs und in der Presse organisirte. Somit erscheint denn diese berühmte Versammlung vor dem Richterstuhle der Geschichte mit dem Verdienste von dem Allen, was sie wollte, und der Verantwortlichkeit für das Alles, was sie geschehen ließ. Was sie wollte, ist ungefähr Das, was Frankreich jetzt besitzt; allein was sie geschehen ließ, ist Das, was die Erwerbung dieses Besitzes so lange verzögerte. Ihrer politischen Laufbahn gebührt daher nicht jener Ruhm, den ihr zu zollen man sich nicht weigert; denn im Punkte des politischen Ruhms ist der Erfolg die nothwendige Bedingung, sowie der Muth eine andere noch unerläßlichere ist. Der erstere aber ging der Versammlung offenbar gänzlich ab, letztern aber kann man mit Recht ihr streitig machen. Allein berücksichtigt man die ungeheuern Organisationsarbeiten, die sie unternahm, und erwägt man, daß eben diese Versammlung inmitten einer allgemeinen Verwirrung und der Stürme, die um sie herum und auf allen Punkten Frankreichs brausten, ein Verwaltungsgebäude auf Grundlagen errichtete, wovon die meisten noch jetzt bestehen, daß sie eine neue richterliche Gewalt im Angesichte der Parlamente errichtete, die gegen ihre Beschlüsse sich auflehnten, daß sie die Auflagen und deren Vertheilung mit großer Weisheit anordnete, daß ihr Frankreich die meisten Principien seines bürgerlichen Gesetzbuchs und das System des Gerichtsverfahrens verdankt, daß es noch jetzt nach funfzigjährigen Erfahrungen den Grundideen huldigt, die jene Versammlung ins praktische Staatsleben rief, so kann man nicht umhin, sie als eine der wunderbarsten Erscheinungen anzustaunen, welche die Geschichte der Völker aufzuweisen hat.

Um die Schwierigkeiten dieser Aufgabe recht zu begreifen, muß man sich in die Zeit jener allgemeinen Auflösung versetzen, zu welcher die Versammlung der Generalstände und der Volks-

Digitized by Google

aufstand vom 14. Juli das Zeichen gab. Alles war vor dem Worte Mirabeau's und dem Kanonendonner der Bastille gefallen. Verwaltung, Steuern, Gerechtigkeitspflege gab es nicht mehr; die Parlamente waren aufgelöst und durch Vacanzkammern ersetzt, die gegen die Versammlung protestirten, indem sie die Provinzialstände aufforderten, zusammenzutreten, um ihr zu widerstehen. Räuber durchzogen die Provinzen und steckten, mit ihren Beschlüssen in der Hand, die Schlösser in Brand und mordeten, ohne daß ihnen Einhalt geschah; die Armee war zu Nancy, die Flotte zu Brest im Aufruhr; zu Paris herrschte Hungersnoth; auf dem Rathhause befanden sich 300 Repräsentanten, welche oberherrliche Gewalt in den 60 Districten ausübten; fast in vollständiger Unabhängigkeit von der Gemeinde und der Regierung organisirte Wählerversammlungen hatten ihre Agenten und ihre besondere Waffenmacht; alle Bedürfnisse waren zu befriedigen, alle Leidenschaften aufgestachelt, alle Gewalten durcheinander geworfen, alle frühern Principien verleugnet, ohne daß ein neues Princip allgemeine Anerkennung gefunden hätte: dies war die Lage, in welcher die Versammlung, gekräftigt durch den Gedanken der Zukunft, der in ihr als unzerstörbarer und fruchtbarer Keim ruhte, sich an das Werk machte, die gesellschaftliche Ordnung von ihrem Gipfel bis zu ihrer Grundfläche neu herzustellen.

Inzwischen erheben die Herausgeber dieses Geschichtswerks, die, beiläufig bemerkt, zur St.-Simonistischen Schule gehören, einen Hauptvorwurf gegen die constituirende Versammlung, den wir noch schließlich anführen und näher beleuchten wollen. „Die bürgerlichen Interessen", sagen sie, „halten auf die Arbeiten der Gesellschaft den Einfluß des allgemeinen Princips, das in ihrer Definition von der Gesellschaft enthalten war. Der von ihr gewählte Boden gestattete derselben nur zu handeln, um die bürgerlichen Interessen zu erhalten, zu schützen und festzustellen. Das Wahlrecht war derjenige constitutionnelle Act, welcher das politische Gebiet dem Bürgerthume überlieferte; von nun an fußte sein Ausbeutungsrecht auf einer königlichen Grundlage." Was unsere Verf. als einen Anklageact der Versammlung verkündigen, dürfte ihr vielmehr zum ersten und dauerndsten Verdienste anzurechnen sein. Die erleuchteten Classen vernohmen nunmehr, daß Intelligenz die Regel der Gewalt sei, und daß Einsichten allein das Recht verleihen sollten, darnach zu streben. Wurde die Nation in active und passive Staatsbürger getheilt, so lag diese Eintheilung offenbar in Thatsachen und gab in keinerlei Weise die Absicht kund, zu dem alten Kastenregiment wieder zurückzukehren, weil jeden Tag die Bürger der zweiten Kategorie zur ersten übergehen können, und so umgekehrt, sei es nun, daß sie eine Unabhängigkeit verlieren oder erwerben, deren Merkmal die Steuerquote ist. Erwägt man nun noch den so äußerst geringen Betrag des von der constituirenden Versammlung festgesetzten Census, wonach in den Urversammlungen alle Bürger Stimmrecht hatten, die eine Abgabe bezahlten, die dem Betrage von drei Arbeitstagen gleichkam, und wovon nur die Minderjährigen, denen die Natur, und das Hausgesinde, dem seine Bedürfnisse die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte untersagen, ausgenommen wurden, so muß man über dergleichen Vorwürfe erstaunen und an der Unbefangenheit und dem Urtheilsvermögen Derjenigen irre werden, die sie allen Ernstes erheben könnten. Das Erstaunen wächst aber noch und nimmt einen wahrhaft schwunghaften Charakter an, wenn eben diese Schriftsteller des berüchtigten Demagogen Desmoulins' Reden nicht etwa als merkwürdige Urkunden jener Epoche, denn das sind sie sicherlich, sondern als Beweisstücke fortschreitender philanthropischer und christlicher Ideen anführen. Es ist dies ein neues und trauriges Beispiel der Gefährlichkeit jener algebraischen Formeln, wornach Marat und Bailly gleiche Einheiten sind. Auf viele derartige Behauptungen stößt man in den Einleitungen, die den Hauptabtheilungen des Werks voranstehen und durch deren Weglassung dasselbe nur an echt geschichtlichem Werthe gewinnen könnte. 13.

Phantasien, Meinungen, Ansichten, Scherze, Possen und Albernheiten; unter Bitte um gütige Entschuldigung, daß letztgenannte auch vorliegendem Exemplar einverleibt sind. Von Wilhelm Schubert. Ein gedrucktes Manuscript.

Ein Buch wie vorliegendes ist nur in Deutschland ein Ding der Denkbarkeit und Möglichkeit; die Ehre, sich gedruckt zu sehen, ist bei uns so übermächtig, daß ein Landmann, Besitzer eines kleinen Landguts, wie es scheint, sich die Kosten nicht verdrießen läßt und seine Manuscripte in 551 gedruckten Seiten seinen Freunden und Recensenten an das Herz legt. Der Verf. schreibt über Alles, was ihn angeht und nicht angeht, über die Bestimmung des Erdenmenschen, obgleich er in Betreff der Herausgabe seines Buchs die eigne verkannt hat, über die Seele, über Strafen und Strafrecht, über Preßfreiheit, über die Moststeuer, über Assecuranzen, Toleranz und Aufklärung, Macht der Gewohnheit, Emancipation der Juden ꝛc., endlich über die Ausführung des Düngers. Man kann nicht leugnen, daß es im Buche einige ländliche Gerüche gibt, die, so unangenehm sie sein mögen, von Vielen sogar für heilbringend gehalten werden. Es ist dem Leser so zu Muthe, wie bei dem Besuche eines Landhofes, wo er aus dem Krautgarten in den Kuhstall und aus dem Kuhstall in den Pferdestall geführt wird, um alle diese Herrlichkeiten und Nützlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Der Verf. mag ein recht praktischer Landwirth sein; auch hat er hin und wieder eine ganz gute Ansicht ausgesprochen; aber man müßte mit sehenden Augen blind sein und mit der Überzeugung vom Gegentheil lügen, wenn man behaupten wollte, der Verf. wisse Deutsch, geschweige ein gutes Deutsch zu schreiben. So z. B. sagt er: „Unterdrückt darf sie (die Preßfreiheit) nicht werden *sollen*" — ein Beispiel für Hunderte. Die Späße sind durchaus unleidlich; auf einigen Bildern wird Napoleon als Harlequin dargestellt; die Gedichte rühren durch ihre nackte Prosa und enthalten in Masse schöne rhythmische Sächelchen wie folgende:

Erst seit ich dich kenn', fühl' ich, daß ich leb';
Und wären meine Wünsch' nicht zu vermessen,
So wünscht' ich, daß die Seel' mir nicht eher entschweb' ꝛc.

Das Portrait des Verf. ist noch das Beste am Buche, aber zugleich das Eitelste. Ich wünsche von Herzen, Herrn Wilhelm Schubert auf meiner kritischen Laufbahn ferner nicht mehr begegnen zu dürfen. 23.

Literarische Notiz.

Der vor Kurzem in Turin herausgekommene erste Theil von Cesare Cantù's „Storia universale", die im Ganzen 18 Theile umfassen wird, widerlegt auf glänzende Weise die Vorurtheile, mit welchen besonders die italienische periodische Presse im vorigen Jahre die Ankündigung dieses Werkes begrüßte. Der Spott der Gegner hat sich in lobende Anerkennung verwandelt. Der Verfasser zeigt eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit den Alten wie mit der Literatur der gebildetsten neuern Völker, namentlich sind die Werke deutscher Gelehrten, in deren Kenntniß Cantù es wol allen seinen Landsleuten zuvorthun möchte, aufs löblichste benutzt. Aus Gatterer und Heyne, wie aus Humboldt, Heeren, Fr. Schlegel, Creuzer u. A. hat der Verf. mit selbständigem und besonnenem Urtheile geschöpft. Es ist zu hoffen, daß der in andern Fächern beliebte Schriftsteller gleiche Umsicht und gleichen Fleiß, welche an dem ersten Theile selbst von Ungünstigen gerühmt werden, auch auf die Fortsetzung seines Werks wende, welches dann als eine wahre Bereicherung der italienischen Literatur gelten und ihm den Dank und seinem schwierigen Unternehmen die Unterstützung seiner Landsleute erwerben wird. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 279. — 6. October 1838.

Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, großentheils aus archivalischen Quellen, von F. A. v. Langenn. Leipzig, Hinrichs. 1838. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Die Zeit Kaiser Friedrich III. ist verrufen wegen des Mangels an Gemeinsinn und Gemeinthätigkeit bei Kaiser und Reich, wegen der Armseligkeit und Schlaffheit des Erstern, der Kargheit und Umständlichkeit des letztern, wegen der Menge von Reichsversammlungen und der Unbündigkeit ihrer Beschlüsse; es ist eine Zeit der Aufgelöstheit und Unkraft des Reichs als Gesammtheit. Keineswegs aber ist sie arm an Erscheinungen, die von Leben und Kraft in der Nation zeugen. Wer sie thatenlos nennen wollte, würde durch die Hinweisung auf die Fehden des bösen Fritz von der Pfalz und Albrecht's Achilles, den sächsischen Bruderkrieg, die soester Fehde, die östreichischen Unruhen u. s. w. des Irrthums geziehen werden, und wer nicht gern bei dem rohen Tummeln der physischen Kraft, dem letzten Austoben des Faustrechts verweilt, der hat in der Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst und den fröhlichen Anfängen der humanistischen Studien, in dem Verkehr, dem Reichthume und der Macht der Städte ein lichtvolles Schauspiel volksthümlichen Strebens und Gedeihens. Wiederum wird bei allem diesen physischen und geistigen Gedrange Einsicht, Kraft und Ansehen des Hauptes vermißt; die Glieder waren ungefüge und Friedrich III. durchaus nicht mit den Eigenschaften begabt, Willen und That für das Reich zu einen. Was seit Rudolf von Habsburg die deutschen Kaiser so gern übten, Vermehrung ihrer Hausmacht auf Kosten des Reichs, war auch Friedrich III. nicht fremd; sein Sinn ging mit hohen Dingen um, die fünf Vocale waren ihm das Symbol der Hoheit Östreichs über alles Erdreich, er strebte die vormals habsburgischen Landschaften von den Schweizern wiederzugewinnen, er gedachte von dem wackern Böhmenkönige Georg Podiebrad zu erobern, und während er gar nichts that, um Frieden, Recht und Wohlfahrt im Reiche zu pflegen, während er dem Papste die Rechte der deutschen Kirche verrieth, versammelte er das Reich einmal über das andere, daß es ihm in seinen besondern Angelegenheiten Beistand leiste. Nun aber geschah es, daß in eben dieser Zeit des innern Zerwürfnisses, wo das Reich einige Jahrzehnde lang um ausländische Händel sich gar nicht kümmerte, sich politische Verhältnisse gestalteten, die das Haus Östreich über die deutschen Interessen hinaus in bedenkliche Berührungen brachten, nämlich mit Matthias Corvinus von Ungarn und Karl dem Kühnen von Burgund, und später mit den Niederländern und Franzosen. Hier galt es zunächst nur habsburgisches Interesse; dennoch gelang es dem schon alternden, nicht gefürchteten noch geachteten und geliebten Kaiser, das Reich zur That für ihn zu vermögen. Wird es der historischen Anschauung schwer, in jener Zerfallenheit des Reichs und in jener selbstsüchtigen Richtung der habsburgischen Entwürfe nationale Einheit und Gemeinsamkeit aufzufinden, und sucht sie für diesen Vermiß Entschädigung bei der Trefflichkeit einzelner Glieder des ungefügen Körpers, sucht sie nach Fürsten, die das Reich als eine Gesammtheit werth hielten, dafür Eifer hatten und Gut und Kraft aufwenden mochten, so tritt ihr als der vorzüglichste unter den fürstlichen Repräsentanten deutscher Gesinnung und thatlustigen Eifers für des Reiches Macht und Ehre entgegen Albrecht der Beherzte, Herzog zu Sachsen. Dies, und wie er bei großen Anstrengungen und Aufopferungen dennoch nicht verabsäumte, was er daheim als Landesherr zu besorgen hatte, ist der reichhaltige Stoff eines bedeutungsvollen Fürstenlebens aus einer Zeit, wo Deutschland in neue Conflicte kam, Neues in Deutschland sich vorbereitete, wo neben dem verachteten und ohnmächtigen Friedrich der feurige Maximilian mit jugendlichem Streben und die Macht Habsburgs aus Vermählungen emporstieg. Wol ziemt sich zum Motto für eine Lebensbeschreibung des wackern Fürsten, was auf dem Titel des vorliegenden Buches aus des Rentmeisters Rathalter („De merit. Alberti" bei Mencken „Script. rer. Germ.") wiederholt ist: „Diesen Artikel hab' ich darum gesagt, daß man das fürstliche getreue Herz erkennen mag." Und von diesem fürstlichen getreuen Herzen in unsern Tagen zu schreiben, ziemt Niemanden mehr als einem Manne, dem ein theueres Pfand anvertraut ist, unter dessen Leitung ein seinem biderben Ahnherrn gleichnamiger sächsischer Fürstensohn dem Jünglingsalter entgegenreift und im Fürstenberufe unterwiesen wird. Daß in ihm der rechte Mann gefunden worden, gibt sich in Gründlichkeit der

Digitized by Google

Forschung, in Umfänglichkeit der Auffassung eines mannichfach gegliederten und bewegten Fürstenlebens und der politischen und volksthümlichen Zustände in seiner Zeit und in Einfachheit und Klarheit der Darstellung, nicht am wenigsten endlich in der Unbefangenheit des Urtheils über seinen Helden zu erkennen; es ist nicht das Werk eines Schmeichlers; wo gerechter Tadel auszusprechen war, ist dieser nicht zurückgehalten worden. Die Aufgabe hatte in Betreff des zur Verarbeitung vorhandenen Materials nicht geringe Schwierigkeiten: die Vielfältigkeit der Staatshandlungen Herzog Albrecht's, seine Theilnahme an böhmischen, ungarischen, burgundischen, niederländischen und insbesondere friesischen Angelegenheiten machen für seine Geschichte die Benutzung gar sehr verschiedener historischer Überlieferungen nothwendig. Wenn nun der Hr. Verf. die gedruckten fast ohne Ausnahme zur Hand gehabt und ausgeschöpft hat, so haben doch eine noch reichere Ausbeute, insbesondere für die inländischen Angelegenheiten, die handschriftlichen Schätze des königlichen Archivs gegeben. So kann denn das Sachsenland und das deutsche Vaterland sich eines überaus reichhaltigen historischen Gemäldes erfreuen, der ansprechenden Vergegenwärtigung eines Heldenfürsten und des bis in die genauesten Einzelheiten anschaulich gemachten sächsischen Staatswesens und Volkslebens seiner Zeit.

Das Buch zerfällt in sieben Hauptstücke. Das erste Hauptstück, dem in einer Einleitung (S. 1 — 10) die Grundzüge einer Zeichnung von den deutschen Zuständen im 15. Jahrhundert vorausgehen, enthält die Geschichte von Albrecht's Jugend; vom Prinzenraube (S. 13 — 30), wobei darauf hingewiesen wird, daß es zweifelhaft bleibt, ob Kunz von Kauffungen Kurfürst Friedrich's Lehnsmann war, daß er aber nicht einmal die Formen des Fehderechts achtete und erst nach der That den Fehdebrief sendete. Stammgut des vor Kunzens Frevelthat in Sachsen angesehenen Geschlechts der Kauffungen war wol (nach einer S. 15 angeführten Urkunde) Kauffungen bei Penig. Des sechzehnjährigen Albrecht's Vermählung mit Georg Podiebrad's von Böhmen Tochter Sidonia (Zedena), aus politischer Berechnung Kurfürst Friedrich's veranstaltet, aber nachher durch eheliche Eintracht als wohlgethan bewährt, führt S. 31 fg. auf eine Erörterung der böhmischen Verhältnisse und ihrer wichtigen Beziehungen zu dem benachbarten Meißen. Die Vermählung wurde 1459 beschlossen; nach den Worten einer Urkunde „wollte man den Unwillen der Herzen ganz ausreuden, die Fürsten hätten ihre Herzen gegeneinander erweicht und die Klarheit ihres Gemüths in guter Meinung leuchten lassen, und sowie die Herzen der Menschen durch nichts so erweicht würden als durch gute Freundschaft, so sei auch nichts Freundlicheres denn liebe Kinder" (S. 38). Georg Podiebrad heißt in derselben Urkunde ein Fürst, der seine hohe Vernunft nicht klein gebrauche. Wie hier, so sind sehr häufig die Worte handschriftlicher Quellen mitgetheilt und in den Text selbst aufgenommen, auch, wofern sie dunkel sind, erklärt worden. Der Freund der Geschichte wird dadurch besser in die Zeit, von der sich's handelt, versetzt als durch modern gehaltene, wenn auch noch so umständliche Beschreibungen. Eine historische Darstellung mittelalterlicher Begebenheiten, die die Worte der Quellen ganz und gar in modernes und wenn auch noch so classisches Deutsch umwandelt, läßt denselben Vermiß wie eine Stadt von altem Ruhme, in der sich nur moderne Gebäude finden. Damit soll übrigens nicht der Einführung des Chronikenstyls das Wort geredet werden. Über die Vermählungsfeier, die zu Eger stattfand, werden S. 40 u. 41 interessante Auszüge aus den Acten des damaligen Marschallamtes in einem Schreiben Friedrich's mitgetheilt. „Die der Königin Jungen sollen sein, die sollen rennen und stechen." Im zweiten Hauptstücke (S. 43 — 87) werden die Begebenheiten vom Tode Friedrich's des Sanftmüthigen (7. Sept. 1464) bis zur Heimkehr Albrecht's aus Böhmen (1471) erzählt. Albrecht verweilte 1464 nach der Belehnung einige Zeit an Kaiser Friedrich's Hofe. Des Kaisers Persönlichkeit konnte schwerlich einen günstigen Eindruck auf Albrecht machen, dennoch mag dieser schon damals von der Idee des deutschen Reiches, der Würde eines römischen Kaisers und dem Berufe eines Fürsten jenes Reiches begeistert worden sein (S. 45). Bald darauf bekamen die beiden fürstlichen Brüder, Ernst und Albrecht, die längere Zeit einträchtig zusammen wohnten und regierten, wobei aber Albrecht in Entschluß und That dem minder begabten Bruder immer voraus war, mit Heinrich Reuß von Plauen zu thun, der das meißnische Burggrafenthum gegen ihre Ansprüche behauptete, Gutachten bei dem Papste und der Universität zu Leipzig einholte und auch ein günstiges von jenem erlangte, aber mit den Waffen gezwungen wurde, Plauen zu räumen (S. 46 — 51). (Das Ende dieser Händel fällt ins J. 1482. S. 138.) Der Papst spielte dabei keine ehrenwerthe Rolle; allein der Haß gegen den böhmischen Ketzerfürsten, dessen Eidam ja Albrecht war, wirkte auch auf diesen hinüber (S. 48, 51 u. 52). Georg Podiebrad's Tod eröffnete dem unternehmenden und für Vermehrung von Macht und Hoheit gestimmten Albrecht eine lockende Aussicht auf den böhmischen Thron. Er zog mit einem Heere 1471 gen Prag; jedoch hatte diese Fahrt nicht den Schein, als suche Albrecht etwas für sich; er wollte nur den Frieden aufrecht halten. Die Böhmen wählten Ladislaw den Polen, und Albrecht that nichts, diesem den Thron streitig zu machen. Ihm war nun aber sehr daran gelegen, den Streit zwischen Ladislaw und Matthias von Ungarn, mit dem er schon wegen der Stadt Elbogen gefehdet hatte (S. 73), von Meißen abzuhalten. Die böhmischen Händel, meist nach Urkunden (auch böhmischen, z. B. des Kreuzherrenordens in Prag, des wischehrader Capitels, S. 75) erzählt, haben ein durchaus anderes Ansehen als bei dem frühern Biographen Albrecht's, Bojemus (S. 85). Albrecht hatte einen ihm treu ergebenen Anhänger in dem edeln Georg von Heimburg, der, mit dem päpstlichen Banne belegt, weil er von der Verfechtung der deutschen Kirchenfreiheit nicht lassen wollte, Zuflucht bei Georg Podiebrad gefunden hatte und nun 1471 mit Albrecht gen Dresden zog.

Digitized by Google

Nun aber, „als die Pfaffen seiner Ankunft in Dresden inne worden sind, haben sie in etlichen Tagen weder singen noch lesen wollen", schreibt Albrecht seinem Bruder; so wurde denn Heimburg auf den Tharandt gebracht, bis die vom Kurfürsten Ernst betriebene Lösung vom Banne erfolgte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erwerbungen des britischen Museums in den letzten Decennien.

Der eben ausgegebene „General-report to the King in Council from the honourable board of Commissioners on the public records" enthält neben andern historisch und publicistisch höchst wichtigen, von den Beamten und Commissionen officiell abgestatteten Berichten auch den über die Erwerbungen von Handschriften jeder Art, deren sich das britische Museum seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zu erfreuen hatte. Es dürfte wol von Interesse sein, Einiges von dem übergroßen Reichthume des mächtigen britischen Nationalinstituts zu erfahren, da der officielle Bericht wol nur wenigen Personen zugänglich ist. Folgen wir der im Bericht beobachteten Zeitfolge der Erwerbungen, um von dem überreichen Material Das zu wählen, was vielleicht von allgemeinerm Interesse ist. Bekanntlich bilden die Cottonianischen und Harleianischen Manuscripte den Stamm der im britischen Museum aufgestellten Handschriften. Diesem fügte man die von Sir John Sloane gesammelten und im St.-Jamespalast bisher aufgestellten königlichen Manuscripte hinzu. Die Gesammtzahl der Handschriften dieser vier Sammlungen betrug 13,250, mit Hinzurechnung der seit der Gründung des Museums bis zum Jahre 1800 von den Trustees durch Kauf, Vermächtniß oder Schenkung erworbenen 1660 Nummern also 14,910. Die erste bedeutende Vermehrung wurde dem Institute durch den vom Parlamente bewilligten, 1807 erfolgten Ankauf der Sammlung des William Marquis von Lansdowne zu Theil, sie bestand aus 1250 Bänden. Den wichtigsten und werthvollsten Theil derselben bilden die 121 Folianten Burghley papers, Staatsactenstücke und Correspondenz, geführt während der Regierung Elisabeth's, Briefe des Dr. White Kennet, Bischofs von Peterborough, und des Sir Julius Cäsar, erstere für die kirchlichen, letztere für die finanziellen Verhältnisse von großer Bedeutung. Außerdem enthält die Sammlung Lansdowne Autographensammlungen fast aller ausgezeichneten Personen aus der Regierung Heinrich VI. und Georg III, zwei Bände Privatecorrespondenz fremder Souverains des 16. bis 18. Jahrhunderts, drei Bände Briefe von Cromwell, elf Bände Berichte seines Gesandten in der Schweiz, Dr. John Pell, fünf Bände Sir Paul Rycaut's und drei Bände Berichte des Earl von Melford, abgestattet während seiner Geschäftsführung in Rom 1690, der großen Anzahl von Klosterchartularien und Register zu geschweigen, welche Leland's Material ergänzen, erweitern und fortführen.

Im J. 1813 wurden die von Francis Hargrave gesammelten 500 Handschriften gekauft. Sie bestehen in Statuten, Provinzialrechten, Deductionen, Consilien und Responsen, Abhandlungen u. dergl. m. und sind eben für englisches, schottisches und irisches Recht, vornehmlich in historischer Beziehung, von Wichtigkeit. Dr. Charles Burney's Sammlung wurde 1818 erworben, sie enthält 520 Bände. Manuscripte der Evangelien vom 11. bis 14. Jahrhundert, viel Patristisches und Scholastisches darf nicht auf den vorteiligen Schluß leiten, als suche man classische Literatur vergebens; im Gegentheil, es erwarb das Museum unter Anderm durch diesen glücklichen Kauf das berühmte Townleymanuscript der „Iliade", welches sich bekanntlich durch Vollständigkeit des sehr correcten Textes und durch einen Reichthum an Scholien auszeichnet; nicht minder bedeutend sind ein Pergamentcodex der griechischen Redner, aus welchem zuerst bekanntlich die Lücken im Isäus, Lykurg und Dinarch ergänzt werden konnten, und ein anderer Codex des Ptolemäus mit Karten, der Handschriften des Plautus (20 Stück), Kallimachus und Pappus Alexandrinus zu geschweigen. Die reichen Burney'schen Schätze an kritischen Noten, Memoranden, Emendationen und Bemerkungen, namentlich metrischen Inhalts, und die Briefsammlungen von Js. Dousa, Casaubonus, J. G. Grävius, Rich. Bentley u. A. gingen ebenfalls in den Besitz des Museums über.

Erwerbungen anderer Art brachte das Jahr 1825, nachdem das Parlament die Aufnahme der 800 orientalischen Handschriften, welche der Resident der ostindischen Gesellschaft am Hofe des Paschas von Bagdad, Claudius Rich, gesammelt hatte. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl gedruckter Bücher, orientalischer Münzen und manche babylonische und persepolitanische Inschriften gingen mit in den Kauf. Rich's Manuscripte sind ausschließlich syrisch, arabisch, persisch und türkisch, drei griechische der Evangelien, zwei armenische und ein hebräisches (das Buch Esther) ungerechnet. Die syrischen Handschriften sind vom höchsten Werth und unbezweifelt die vollständigste Sammlung, welche je in Europa befindlich gewesen; 32 derselben sind biblischen Inhalts, ein uralter Pentateuch, eine neuere, aber vollständige Übersetzung des Alten Testaments und drei Psalter, vier Handschriften der Peschito, deren eine die älteste in Europa befindliche, vielleicht überhaupt existirende sein dürfte. Sie ist in Estranghelo-Charakteren auf schönem starken Pergament sehr schön in dem Nestorianerkloster Beth Kuko von Sabar Jesu 1079 der Seleuciden-Ära (768 n. Chr.) geschrieben, während die jüngste dieser Handschriften aus dem J. 1203 ist. Vier andere Handschriften enthalten die Evangelien in der Philoxenischen Übersetzung. Der Werth der ascetischen und liturgischen Bücher, zum Theil von sehr hohem Alter (4. oder 5. Jahrhundert), sowie der historischen, z. B. der letzte Theil der Chronik des Barhebräus und die Annalen des Metropoliten von Nisibis, Elias — vielleicht die einzige vorhandene Handschrift —, ist nicht weniger bedeutend. Carshunische Handschriften, arabisch in syrischen Charakteren, enthalten den Pentateuch mit der Glosse, Homilien, die „Eruditio Christiani", Leben der Heiligen, apostolische Kanones und die sogenannten Didaskalien, d. h. die Kanones des ökumenischen und einiger andern sehr frühen Concilien. Der arabischen Handschriften gibt es 590 Bände, sie umfassen fast alle Theile der schönen Literatur und der Wissenschaft. Einer Sammlung der werthvollsten Abhandlungen über das Ceremonialgesetz Mohammed's schließen sich viele Koranterte, einer aus dem J. 427 der Hedschra, an und die Commentatoren Ben Masoud, Baghavi, Zamakhshari, Beidhavi, Nasafi u. A.; auf diese folgen die mohammedanischen Rechtsbücher Hedaiah, Vekaiah, die Schriften des Ben Masoud, Bokhari, Ebn Malek, Akhsikati, Molla Khosru, die Sprüchwörterbücher Zamakhshari und Meidani, verschiedene Exemplare von Hariri mit den Commentaren Motharrezzi und Sharishi, nächst den Erzählungen von Jasari. Von historischer Literatur sind folgende zu nennen: die Annalen des Masoudi, der erste Band des Lebens des Salahoddin von Emadoddin, die Geschichte des Sultan al Daulat, Mahmoud von Ghazna von Mohammed-al-Otbi, der zweite Band von Abu Shammah's Geschichte von Nurrodin und Salahoddin, das berühmte Geschichtswerk des Ben Kathir, Makrizi's Geschichte von Ägypten, die Annalen des Ebn Hajr, Ebn Arabshah's Geschichte von Timour, ein Band der ägyptischen Geschichte des Ben Aias und die Geschichtswerke des Soiuthi. Von biographischen Werken: Ketab-al-Aghami's Lebensbeschreibung der altarabischen Dichter, Ebn Abi Osaibah Leben der medicinischen Schriftsteller, verschiedene Handschriften des Ebn Khallikan, des Ben Shadkem und Ebn Nasr. Von Romanzen und Erzählungen: „Fotuh al Sham" und „Fotuh Medinat al Bahnasa", „Tarikh al Iskander", „Tausend und eine Nacht", „Sirat al Tair" u. a. m. Auf möglichste Vollständigkeit für

Digitized by Google

Grammatik und Philologie war Rich nicht weniger bedacht; so finden sich die Werke des Zamakhshari, Ebn Hajeb, und Ebn Malek mit vielen Commentaren, die Lexika Sehah, Surah und Kamus und eine vortreffliche Handschrift des bibliographischen Lexikons von Haji Khalifah. Eine sehr beträchtliche Anzahl von Abhandlungen, dialektischen, rhetorischen, arithmetischen, geometrischen, astronomischen und medicinischen Inhalts, eine geringere aber medicinischer Bücher, und endlich einige kalligraphisch interessante Dinge, namentlich ein Buch vom Schachspiel, schließen diesen Abschnitt der Bibliothek. Besonderer Fleiß jedoch ist dem poetischen Theile derselben zugewendet, schöne Handschriften des Moallakat mit den Scholien des Zuzeni und Tabrizi, die Divans des Taabatu Sharran, Hatem Tai, Osul Rhommah Ghailani, die Oden Ali's, des Divan Abu Temam, die unter dem Namen der Hamasa bekannten Gedichte mit den Commentaren des Marzuki, die Oden des Hamiri und Motanabbi mit den Glossen des Abu' Bola, die Gedichte des Al-Adiurdi, Al-Thograi, Ebn Al-Faredh, Kadhi Nazamoddin, Al-Telmessani, Saffiodin von Helli u. A., deren Aufzählung zu weitläufig wäre. Nicht minder erheblich an innerm Werthe sind die 231 persischen Manuscripte, sowol die Korancommentare des Mohammed Ben Jorair und Hosein Baez Kashefi als auch die Texte von Taj-al-Maaser oder Mohammed Nizami's Geschichte des Jbeg Sultan von Delhi und seiner Eroberung von Hindostan, die Geschichte des Jenghiz Khan und seiner Nachfolger von Khouajah Abdallah, die Weltgeschichte des Daoud Benakiti und des Rashidoddin Thabib, besonders wichtig für Geschichte der Tataren, die Weltgeschichte des Ahmed Kazvini, Mohammed al Jesendiar's Geschichte von Thabaristan, das Leben Timour's von Sharfoddin Ali Jesdi, Khondemir's Geschichte von Persien, Mirkhond's „Rauzat-as-Safa", Edris-al-Badlisi's Geschichte der türkischen Kaiser bis Baizid Khan, die Lebensbeschreibung der persischen Dichter von Daulat Shah, nebst dem neuern Werk des Sam Mirza über denselben Gegenstand, Neamet-Allah's persisch-türkisches Lexikon, und endlich die astronomischen Tafeln des Nasiroddin Thusi und Ulugh-Bei. Für Poesie gibt es ein vortreffliches Shah-Nameh-Manuscript, den Divan des Khakani und seine poetische Beschreibung von Irak, die Gedichte des Nizami, den Divan des Anveri und des Fariabi u. A. Weniger bedeutend jedoch sind die türkischen Manuscripte, obgleich sich unter den Übersetzungen historischen Inhalts manches Werthvolle namhaft machen ließe.

Die von König Georg III. nachgelassene Bibliothek überwies Georg IV. der britischen Nation 1823, fünf Jahre später wurde sie mit dem Museum vereinigt und vermehrte die Schätze desselben um 420 Handschriften und fast 70,000 gedruckte Bücher. Unter den erstern sind eine 1431 geschriebene Pergamenthandschrift des Homer und eine Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, Scholien zu den olympischen und pythischen Oden Pindar's enthaltend, zu beachten. Neuere, aber sehr schön geschriebene Handschriften des Sallust, Ciceronianischer Schriften, der Ovidischen „Metamorphosen", des Horaz, Juvenal, Persius, Ausonius, Martial und der Trauerspiele des Seneca repräsentiren das römische Alterthum. Bedeutender war die königliche Sammlung für englische Geschichte. Hier sind zunächst 11 Folianten Geschäftsverhandlungen zwischen den Höfen von St.-James und den Tuilerien aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu nennen, speciell umfassen dieselben die Jahre 1585, 1627—30, und zwar erstens die Depeschen de Lomenie's, französischen Gesandten 1595, zweitens Actenstücke Christoph von Harley's Grafen von Beaumont aus den J. 1602—5, drittens Depeschen Le Fevre's de la Boderie, welcher in dem Zeitraume von 1605—11 den Gesandtschaftsposten bekleidete, ferner nicht minder wichtige Papiere folgender Geschäftsträger: de Tillières und d'Effat 1624 u. 25, Blainville 1625 u. 26. Ferner die Correspondenz der Staatssecretaire mit den Viceadmiralen Hozier, Hopson, Sir Charles Wager, Sir George Walton, Commandanten in Westindien zwischen 1725—28, und einen Band Staatsverträge, in den J. 1702—48 von England mit verschiedenen Höfen abgeschlossen. Für schottische Geschichte möchten die Originalberichte des Generals Wade über den Zustand der Hochlande zwischen 1724 und 1727 das Bedeutendste sein, für Irland der Bericht des Generals Roy (1765). Eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Gesandtschaftsinstructionen des französischen Hofes, aus den J. 1525—1656, Papiere über die Heirath Heinrich IV., die Biron'sche Verschwörung und Briefe von Mazarin sind für französische Geschichte von Bedeutung, während für Italien die Originalmanuscripte (?) Muratori's zu seinen Antiquitäten, die venetianischen Chroniken von Carildo, Giustiniani und Delfino zu nennen sind. Kein Wunder, daß die Ausbeute für Nordamerika, für Geschichte der englischen und italienischen Poesie — wir nennen Johnson's Originalhandschrift der „Irene" und einen schönen Petrarca — nicht weniger reich ausfällt, da der Monarch bekanntlich keine Kosten scheute, diese seine Privatbibliothek auf verständige Weise zu vermehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Was im Auslande den Deutschen, besonders den deutschen Künstlern Alles angedichtet wird, ist erstaunlich! Das Quarterly review" erwähnt das Buch des Grafen Raczynski: „Geschichte der neuern deutschen Kunst", worin der Verfasser die Namen von zehn der ausgezeichnetsten Künstler aufzählt, die zum Katholicismus übergingen, um, wie der englische Kritiker meint, die echte Weihe der Begeisterung zu erlangen und aus derselben Quelle zu trinken, aus welcher die Riesengenien der alten Zeit, Giotto, van Eyck, Perugino und Rafael ihren religiösen und künstlerischen Enthusiasmus geschöpft. Der Reviewer spielt hierbei vorzüglich auf die düsseldorfer Schule an und will von Sekten gehört haben, deren Statuten von dem echten Künstler eine Seelstüberwindung, Kasteiung und einen moralischen Zwang fodern, wie ihn vor Zeiten religiöser Eifer oder der Fanatismus der Alchymisten und Magier von ihren Jüngern gefodert haben. Zu diesen religiösen Malersekten müsse Jeder, der um den Preis der Kunst mitzukämpfen Lust habe, Jungfräulichkeit des Geistes und Körpers mitbringen, jeden Sinnenreiz vermeiden und sich aller irdischen Lust entschlagen. Es sei umsonst, diesen fanatischen, ihr Fleisch kreuzigenden Jüngern der Kunst das Beispiel Rafael's entgegenzustellen, in dessen Atelier die Fornarina wohnte. Diese deutschen Enthusiasten verehren, wie der Referent sagt, nur Rafael, den unschuldigen jungen Schüler Perugino's, nicht aber den Maler der Transfiguration! Es ist wahr, wir Deutschen haben uns viele Sonderbarkeiten zu Schulden kommen lassen und müssen es nun schon ertragen, daß so viele, auch unbegründete Märchen über uns im Schwange sind, worin wir für das Ausland die Rolle von Fabel- und Wunderthieren spielen müssen! 108.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band. Gr. 8. Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr. Velinpapier 6 Thlr. 12 Gr.

Alle sechs Bände kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 280. — 7. October 1838.

Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, großentheils aus archivalischen Quellen, von F. A. von Langenn.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Das dritte Hauptstück (S. 82—132) führt die Geschichte bis 1480. Ernst und Albrecht erwerben durch Kauf Sagan; Albrecht aber zieht 1475 mit dem Reichsheere als des Kaisers „gewaltiger Marschall und Bannermeister" gegen Karl den Kühnen von Burgund zum Entsatze von Neuß. Den Oberbefehl über das Heer hatte Albrecht Achilles von Brandenburg; die beiden Albrechte lehrten Karl Achtung vor den Waffen des Reichs, dessen Haupt er geringschätzte. Aus einer archivalischen Nachricht wird S. 99 bemerkt, daß Karl's Heer nur etwa 15,000 Mann (bei Fugger 62,000) betragen habe; diese Angabe scheint doch zu gering zu sein. In diesem Feldzuge zuerst machte Albrecht Aufopferungen für Kaiser und Reich, und schon damals mußte er erfahren, wie gering die Erkenntlichkeit und wie unzuverlässig die Versprechungen Friedrich's seien. Aber zur Begegnung von Gerüchten, die besagten, er habe für Sold gedient, schrieb er seinem Oheim Wilhelm, der ihn seines kriegerischen Wesens wegen liebte: „er wolle nicht, daß man ein Lied von ihm singe, er sei entweder von allen Fürsten der geringste und ärmste, oder im Gehorsam dem Kaiser abschweifig und in der Noth abständig" (S. 100). Eine Reise ins heilige Land, die „Herrenreise", hatte Albrecht seit 1472 beschlossen; ausgeführt wurde sie 1476; hätte damals noch der deutsche Orden gegen heidnische Lithauer gekämpft, so möchte Albrecht wol, wie mehre seiner Vorfahren, gen Preußen gezogen sein. Der Hr. Verf. folgt dem Berichte, den des Herzogs Begleiter, Hans von Mergenthal, davon hinterlassen hat (bei Mencken, Bd. 2); daß Albrecht aber zu der Reise 1000 Fl. vom leipziger Rathe borgte, wird aus einer Rechnung von 1476 mitgetheilt. In Verona sahen die Reisenden das „zerfallene Schloß Dietrichs von Bern"; vom Grabe Juliens war damals wol noch nicht die Rede. Bald nach seiner Heimkehr zog er mit Kurfürst Ernst gegen die Stadt Quedlinburg, die gegen die Äbtissin Hedwig, eine Schwester der beiden Fürsten, und die Vogtei der Letztern sich aufgelehnt und an den Bischof von Halberstadt angeschlossen hatte. Quedlinburg wurde mit stürmender Hand genommen und hart behandelt (S. 119 fg.). Indessen hatten sich Händel zwischen Matthias von Ungarn und Albrecht von Brandenburg entsponnen; zur Beilegung derselben, wobei Ernst und Albrecht als Lehnsmannen von Matthias, dem damaligen Herrn von Schlesien, wegen Sagan betheiligt waren, wurde 1479 der Tag zu Olmütz bestimmt und Albrecht dahin eingeladen (S. 125). Seine Briefe sprechen Mißfallen aus über die dortige Lebensweise, auch urtheilt Albrecht, daß Matthias durch ungemeine Pracht blenden wollte (S. 177). Matthias spielte im Osten eine ähnliche Rolle als kurz zuvor Karl der Kühne im Westen, namentlich bei der Zusammenkunft mit Friedrich III. zu Trier. Als darauf Friedrich Hülfe gegen Matthias begehrte, lehnte Albrecht dieselbe ab, da der Krieg kein Reichskrieg sei, war aber bereit, gegen die Türken zu ziehen (S. 130). Dennoch wurde bald nachher Albrecht veranlaßt, Heerführer gegen Matthias zu sein. Davon unter Anderm handelt das vierte Hauptstück (S. 132—176). Zuvörderst aber wird die Geschichte der Theilung von 1485 erzählt. Hugold von Schleinitz hatte Ernst's Gemüth mit Mißtrauen und Kälte gegen Albrecht erfüllt (S. 145 u. 146); schon seit 1482, wo durch Herzog Wilhelm's Tod Thüringen an die fürstlichen Brüder fiel, war die Eintracht entwichen. Über dies und die Theilung selbst nebst den darauf gefolgten Verträgen (Schieden) ist großentheils aus Urkunden des königlichen Staatsarchivs ebenso vollständig als genau Bericht gegeben worden; ebenso (S. 154) über die Mißverständnisse zwischen Albrecht und seinem Eidam, Erzherzog Siegmund von Tirol, wobei ebenfalls Verleumder dem geraden und offenen Albrecht entgegengewirkt hatten, aber mündliche Verständigung die Eintracht herstellte. Ein Reichskrieg gegen Matthias wurde beschlossen, und nun trat Albrecht, der bis dahin bei den Aufforderungen Friedrich's, sowie den „Werbungen" Königs Matthias parteilos geblieben war, an die Spitze des gegen den Letztern bestimmten Reichsheeres. Großes auszurichten war er nicht im Stande; Friedrich ließ es an Allem fehlen; Albrecht hatte einen fünffach stärkern Feind sich gegenüber, seine Lage war bedenklich und verdrießlich (S. 168); allein Matthias hatte Respect vor Albrecht's kriegerischer Wackerheit, und

Digitized by Google

so reichten die kümmerlichen Wehrmittel des Letztern hin, Matthias von weiterm Vordringen abzuhalten; der Vergleich von 1487 konnte aber Albrecht nur willkommen sein. Auch hier hat der Hr. Verf. meist aus Urkunden geschöpft.

Nun aber führt uns das fünfte und sechste Hauptstück auf Schauplätze und zu Begebenheiten, wo ausländische Berichte am ergiebigsten waren. Das fünfte enthält die Geschichte von Albrecht's Heerführung in den Niederlanden. Eine lichtvolle Darstellung der dortigen Zustände geht voran. Albrecht hatte im Kriege gegen Matthias genugsam erkannt, daß in Führung der Angelegenheiten des schlaffen, unentschlossenen und unzuverlässigen Friedrich wenig Vortheil und Ehre zu gewinnen sei; nun aber war es mehr um Maximilian, den jugendlichen, herzgewinnenden und thatkräftigen Fursten zu thun; es galt, ihn aus unwürdiger und nicht gefahrloser Haft in Brügge zu befreien. Das Reich überhaupt war wach geworden; wie hätte Albrecht, der Liebhaber des deutschen Reichs, wie Friedrich ihn nannte (S. 225, vgl. 228), zurückbleiben mögen; Albrecht, bei dem der Drang zu ritterlichen Thaten, die Freundschaft für das verwandte Haus Östreich und die Sorge um die Ehre des Reichs zusammenwirkten! Die lebhafteste Bekümmerniß über Maximilian's Gefahr spricht sich aus in einem Briefe Albrecht's an Friedrich's Rath, Hug von Werdenberg (S. 188). Den Bedenken der Landstände entgegnete Albrecht, er setze die dem römischen Könige angethane Schmach über alle Güter des Lebens, ja, über das Leben selbst (S. 190). Mag man dabei immerhin zugeben, daß Albrecht die Hoffnung nährte, für persönliches Wagniß und für Aufwand an Mannschaft und Geld, dessen Wiedererstattung von Friedrich kaum zu erwarten war (S. 178), einen Zuwachs an Land und Leuten durch kaiserliche Gunst zu erlangen. Schon hatte der Kaiser 1483 dem sächsischen Hause die Anwartschaft auf Jülich bei dereinstiger Erledigung ertheilt. Albrecht's Sohn, Georg, wurde mit der Regierung betraut und ist seitdem für die Geschichte der innern Verhältnisse Sachsens ins Auge zu fassen. Im J. 1488 kam Albrecht an auf niederländischem Boden; 1489 wurde er Oberbefehlshaber und Statthalter für Maximilian und kämpfte, obschon auch hier nicht gebührend unterstützt und von Friedrich mit Vertröstungen „sonder Werk" (S. 202) hingehalten, mit Glück gegen die Anführer der Gegenpartei, Philipp von Kleve und Franz von Brederode, und deren französische Hülfsmannschaft. Der Zorn übermannte Albrecht, als er die Orte Ischke und Tienen die Greuel des Krieges in Plünderung, Blut und Brand empfinden ließ. „Vergeblich wünscht man es hinweg aus dem sonst von solcher Schuld reinen Leben" (S. 203). Dagegen wüthete er nicht gegen die empörten Käsebrödter (1491), wie doch damals, wenn Fürsten und Ritter es mit Bürgern und Bauern zu thun hatten, so gern geschah. Nur ließ er in Harlem „nach seinem Gefallen und Anweisung" (Albr. Brief Jun. 1492) einen Zwinger bauen und Sachsenburg nennen. Albrecht hatte gelobt, vor Bezwingung der Niederlande sich den Bart nicht abnehmen zu lassen; 1493 konnte er das Gelübde lösen. Indessen war, ungeachtet er mitten unter Kriegshändeln der heimatlichen Angelegenheiten gedachte, seine mehrjährige Abwesenheit in Sachsen schmerzlich empfunden worden; schon 1491 hatten Georg und dessen Brüder ihren Vater Albrecht ersucht heimzukehren (S. 213); doch an die niederländischen Unternehmungen Albrecht's knüpften sich nun die friesischen, und Albrecht kam nicht zu der Ruhe heimatlicher Friedenswaltung. Es ist offenbar, daß ihm der Verkehr mit den Waffen ungemein zusagte, daß er auf dem Kriegstheater in der Eigenschaft eines kaiserlichen Heerführers sich wohlgefiel, daß der Eifer für das Reich und die Zuneigung zum Hause Östreich, seit Maximilian Kaiser war, noch mehr als zuvor einander bedingten, daß Maximilian's und des Reiches Vertrauen zu Albrecht's Tüchtigkeit, als über seine Bestellung zum Reichshauptmann 1495 verhandelt wurde, ihm zusagen mußte; indessen zunächst kam es nach Beendigung der niederländischen Händel auf Ersatz und Lohn für die dargebrachten Opfer an. Für Sachsen waren Albrecht's Heerfahrten bisher nur Veranlassung zu vermehrten Lasten gewesen; er hatte zu Gunsten des Reichs und Östreichs seine eignen Länder mehr aus dem Gesichtspunkte der Ehre als der heimatlichen Wohlfahrt in Anspruch genommen; es ist zu beklagen, daß Albrecht in etwas Entschädigung suchte, wo es neuer Darbringungen Sachsens bedurfte. Maximilian hatte eine große Schuldrechnung gutzumachen; das Unvermögen baarer Zahlung und Albrecht's Streben nach Landesgebiet, namentlich nach einem Erbtheile für seinen Sohn Heinrich (S. 250), begegneten einander; so wurde Albrecht auf die Besitznahme Frieslands angewiesen. Davon handelt das reiche sechste Hauptstück (S. 177—288). Auch dies beginnt mit einer Darstellung der frühern Verhältnisse des Landes, mit dem nun Albrecht in Berührung kam, der Parteiung der Schieringer und Vetkooper. Schon 1492 war Albrecht bei der Einfoderung von Reichssteuern der Ungefügigkeit der Friesen inne geworden; das konnte einen Charakter wie den seinigen nur ermuntern, seine Kräfte gegen ein solches Volk zu versuchen. Im J. 1494 wurde er von Maximilian, gegen die Gerechtsame der Friesen, zum Gubernator Frieslands ernannt. „Maximilian tilgte eine Verbindlichkeit mit fremdem Kleinod" (S. 245); Albrecht aber hielt sich nicht frei von politischen Künsten, indem er zunächst mit verstellter Absicht die Parteiung unterstützte, „eine Staatskunst, welche vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit nicht zu billigen, vielmehr zu verwerfen ist und einen Beitrag dazu liefert, daß eine Versuchung solcher Art nur selten bestanden worden ist" (S. 243). Mochten nun auch Kaiser und Kurfürsten 1498 urkundlich Albrecht zum Gubernator und Potestat von Friesland einsetzen, die Sache hatte keinen Segen. „Nie hat das Ausland dem Hause Wettin Günstiges geboten" (S. 250). Der Widerstand der Friesen begann von Gröningen aus (S. 254); heftig wurde der Kampf 1500, während Albrecht in Augsburg war und sein Sohn Heinrich für ihn in Friesland waltete (S. 264). Dieser hatte nicht den hohen Sinn noch die Einsicht seines Va-

Digitized by Google

ters; Schmeichler, die ihm die Friesen nur als sträfliche Rebellen darstellten, hatten sein Ohr (S. 264); Heinrich's Grausamkeit und die Frevel der Garde, die er gegen die Friesen führte, vermochten nicht die Friesen zu beugen; er kam in hohe Bedrängniß, doch Albrecht kam bei Zeiten heran zu seiner Befreiung. Die Friesen huldigten der überlegenen Gewalt des Helden, der zugleich Milde übte; dies war sein letzter Triumph; er starb den 12. September 1500 zu Emden. Ob er ahnen mochte, wie unfest der Besitz Frieslands sei! Schmerzlich mußte ihm sein, von Maximilian's Sohne, Philipp, dessen Beschützer und Pfleger (S. 207) er einst gewesen war, schnöden Undank zu ernten, als dieser das an Albrecht verpfändete Schloß Medemblick durch Überrumpelung wegnahm (S. 250 u. 267); doch war noch in seinen letzten Augenblicken der burgundische Orden des goldenen Vließes, den er nach Beruhigung der Niederlande erhalten hatte (S. 226), ihm ein werthes Kleinod (S. 282). Eine schöne Zugabe zu dem Berichte von Albrecht's Heimgange, ist der Trauer- und Trostbrief, den Elisabeth von Polen, Tochter Kaiser Albrecht II. und Witwe König Kasimir's, an die Herzoge Georg und Heinrich schrieb (S. 283).

(Der Beschluß folgt.)

Die Erwerbungen des britischen Museums in den letzten Decennien.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Die vom Earl von Bridgewater vermachten Handschriften wurden 1829 den Trustees übergeben, sie bestehen in 67 Bänden, deren Inhalt sich auf französische und italienische Literaturgeschichte bezieht; außerdem befinden sich in dieser Sammlung Copien von Staatsschriften und Briefen aus der Zeit Heinrich II, eine Abschrift der Memoiren des Herzogs von Rohan, eine beträchtliche Sammlung von Originalbriefen der französischen Könige, drei Bände diplomatische Correspondenz aus den J. 1589—91, Originalinstructionen für den Herzog von Guise nach der Bartholomäusnacht, vollzogen von Karl IX., eine große Sammlung von Briefen an den Großsiegelbewahrer Chateauneuf; Copien und Depeschen des Barons von Löwendahl und des Marschalls von Sachsen (1731—48), das Verzeichniß der dem Nationalconvent (1792—95) dargebrachten patriotischen Geschenke; Originalschreiben Stanislaus I. von Polen, seiner Gemahlin und Tochter Maria, Gemahlin Ludwig XV.; Originalschreiben von Turenne, Mazarin, Cardinal Fleury, Bossuet, Buffon, Fénélon, Mad. de Pompadour, Voltaire und vielen Anderen, so zahlreich, daß sie 13 große Portefeuilles füllen; die Autographa dramatischer Werke von Collardeau, Colletet, Janvier, Moreau de Mantour u. A. schließen sich diesen an. Für italienische Literatur besitzt die Sammlung schätzbare Originalbriefe von Galilei, Muratori, Tiraboschi, Metastasio, Cagliostro, Bettinelli, Bianchi, Boscovich, und Copien von ungekannten Briefen des Ariost, Tasso, Baronius, Bembo, Guicciardini, Monteuccoli u. A. Mancherlei Urkunden und Actenstücke für französische und namentlich irische Geschichte, z. B. eine Abschrift von General Vallancey's „Green book", viel Interessantes für irische Sprache und Literatur, die Grammatiken von Taaffe, Scurry, Walsh, das Autographum von O'Connell's irischem Lexikon, zwei Abschriften von dem Glossar des 903 gestorbenen Cormac Mac Cullionan wurden ebenfalls vom Earl von Bridgewater vermacht; der als Autographa wenigstens sehr schätzbaren Briefe von Swift, Lord Chesterfield, Charles O'Connor, John Pinkerton und Joseph Walker zu geschweigen. Ein anderer Theil der Egerton-Sammlung besteht in 323 Handschriftennummern, welche, ursprünglich dem Don Bernardo Iriarte gehörig, eine sehr wesentliche Bereicherung der spanischen Manuscripte des Museums bilden. Die Chroniken des Diego de Valera, Alonso Martinez de Toledo, Diego Ramirez d'Avalos de la Piscina, Pero Hernandez de Velasco, Pedro Lopez de Ayala, Enriquez del Castillo, Alonso de Patencia, Hernando del Pulgar, Andres Bernaldes, nebst vielen Werken neuerer Zeit, 70 Bände Consultas und Staatsacten, namentlich die Papiere des Marquis von Grimaldi, Premierministers unter Philipp V., Originalbriefe eben dieses Königs, Ludwig I. und Ferdinand VI, Philipp V. Testament in Grimaldi's Urschrift, 25 Bände zur Geschichte der Geistlichkeit und namentlich der Jesuiten in Spanien, und 20 Bände genealogischen Inhalts mögen einen Begriff von den Schätzen machen, welche das Institut für historische Forschung auf diesem Felde bietet. Lope de Vega's eigne Handschrift von nicht weniger als 12 ungedruckten Komödien und autos sacramentales, Briefe von Joseph Franeis de Isla, Briefe von Marie Louise, Gemahlin Karl IV. von Spanien, und ein Originalcodicill Karl V. sind sicherlich Besitzthümer vom ersten Range. Einige Evangelieneodices des 9. und 10. Jahrhunderts, ein Pergamentmanuscript der ältesten englischen Übersetzung der Bibel und eine sehr merkwürdige altenglische metrische Psalmenübersetzung fügte das Testament den übrigen Gegenständen hinzu.

Die Royal society überwies die Arundel-Manuscripte, mit Ausschluß der hebräischen und orientalischen, dem Museum; es sind das 550 Bände, unter denen sich 35 griechische befinden. Besonders reich aber ist die Arundel-Sammlung an Material für die englische Geschichte und Sprache; sie besitzt unter Anderm nicht weniger als sieben Exemplare von der „Historia Britonum" des Geoffry von Monmouth, verschiedene Handschriften der Annalen des Henry von Huntingdon, des Ralph Higden, Roger von Hoveden, William von Malmesbury, Nikolas Trivet u. A., ein Unicum ist das Manuscript von Ingulph's „Descriptio abbatiae Croylandensis" und ein anderes nicht minder bedeutendes Stück die Acten und Originalurkunden zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich VIII. von Katharina von Aragonien. Für die Geschichte der Sprache möchten folgende Gegenstände besondere Beachtung verdienen: ein lateinischer Psalter, ungefähr aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, mit altsassischer Interlinearglosse, ein anderer, in die Knutische Zeit versetzter Psalter, ebenfalls mit Interlinearglosse und vielen altsassischen Gebeten und Hymnen, das merkwürdige „Ayenbyte of Inwyt", welches ein Mönch von Canterbury 1340 im kentischen Dialekte jener Zeit schrieb; zwei Handschriften des alten Gedichts: „De regimine principum" von Thomas Occleve, Capgrave's Leben der heiligen Katharine, Lydgate's Gedichte von der Belagerung von Troja und Theben, und endlich Osbern Bokenam's Leben der Heiligen. Unter den Manuscripten, welche für die französische Literatur von Interesse, möchten einige dem 12. Jahrhundert angehörige Psalterien mit Interlinearglossen, eine Übersetzung von Turpin's Karl dem Großen von Wilhelm von Briane, Walther von Bibleswortbe's englisch-französisches Glossarium, aus der Zeit Eduard I., Grosteste's „Manuel de peche" und eine Übersetzung von Edmund Riche's „Speculum ecclesiae" die bedeutendsten sein. An allgemeinen Chroniken und Specialgeschichten fremder Lande sind Eusebius, Hieronymus, Sigebert, Otto, Eginhard's Karl der Große, die Geschichte desselben Kaisers aus der Feder eines St.-Galler Mönchs, das Fragment einer Biographie Pipin's des Jüngern, ein Supplement zur Chronik Wilhelm's von Nangis, und die Geschichte der Herzoge der Normandie von Wilhelm von Jumièges zu nennen. Von classischer Literatur zeichnen sich aus ein Manuscript der „Historia naturalis" des Plinius aus dem 12. Jahrhundert, Vitruv, Horaz, Plautus, Virgil, Terenz, Lucan, Statius, Martial, Sueton, Justin, Seneca's Tragödien, Valerius Maximus, Pomponius Mela und mancherlei nicht werthlose Ciceronianische Sachen; bedeutender

Digitized by Google

vielleicht sind die griechischen Manuscripte, so, wenigstens in paläographischer Hinsicht eine Evangelienharmonie des 10. Jahrhunderts, ein Evangeliarium in Uncialen des 9. Jahrhunderts, Homilien des Chrysostomus, Basilius, Gregor von Nazianz, interessanter jedoch die werthvollern Manuscripte des Hesiod und Thucydides, ein Codex, welcher drei Euripideische Dramen enthält, einzelne Schriften des Lucian und Plutarch, Euklid, die Briefe des Libanius, Synesius, Marcus Brutus, Lysis und Phalaris und die Kirchengeschichte des Eusebius. Das Werthvollste jedoch möchten die kostbaren Handschriften der Pandekten und des Codex, des Decretum Gratiani, der Decretalen Gregor IX. und Bonifacius VIII., mit zahlreichen Glossen, Commentaren, Summarien, Dissertationen, Decisionen u. dergl., sein.

Eine reiche Sammlung von Briefen der italienischen Humanisten, für literarhistorische Zwecke nie benutzt, einige Briefe Leonardo da Vinci's, Melanchthon's u. A. lassen auf die Autographenschätze der Sammlung schließen. Die früher abgezweigten hebräischen und orientalischen Handschriften wurden 1835 dem Museum nachträglich überwiesen; die bedeutendern unter letztern sind allerdings die arabischen, jedoch kommen sie eigentlich gegen die analogen frühern Erwerbungen nicht in Betracht. Durch außerordentliche Geldbewilligung von Seiten des Parlaments wurden die Trustees 1836 in den Stand gesetzt, auf der Heber'schen Auction bedeutende Ankäufe zu machen. Von theologischen Manuscripten möchten ein äußerst sauber geschriebenes und mit Miniaturen geschmücktes Pergamentmanuscript einer flamändischen Übersetzung der geschichtlichen Bücher der Bibel, eine Übersetzung der „Historia scholast." des Peter Comestor, zwei Pergamentmanuscripte der Reimbibel des Jakob von Maerlandt, ein Missale des 13. Jahrhunderts, für Rouen geschrieben, und das „Speculum ecclesiae" des Edmund Riche, Erzbischof von Canterbury, zu nennen sein. Griechische Manuscripte, ihre Gesammtzahl in dieser Abtheilung beträgt 20, bieten einen ziemlich alten Text des „Hecuba", des „Orest" und der „Phönizierinnen" des Euripides, die olynthischen Reden des Demosthenes mit den Scholien, die Progymnasmata des Asthonius und die Reden des Aristides, letztere früher in der Sammlung Askew befindlich, Auszüge aus dem Galen, die Scholien des Olympiodor zum „Phädon" und „Philebus" des Plato, früher im Besitz des C. Duval, dessen schöne Sammlung griechischer Handschriften dem Jesuitencollegium in Clermont anheimgefallen ist. Diesen Handschriften schließt sich ein Exemplar der editio princeps des Aristotelischen „Organon" an, welches mit werthvollen Noten und Emendationen des Petrus Victorius geschmückt ist. Daß es an Kirchenvätern nicht fehlt, versteht sich von selbst. Von lateinischen Handschriften sind drei des Terenz, sämmtlich aus dem 15. Jahrhundert, und eine des Plautus, aber nur neun Stücke enthaltend, zu beachten; interessanter sind zwei Manuscripte des Cäsar, deren eins wol dem 10. Jahrh. angehören könnte, und jüngere des Äsop, Arrian, Lucan, Statius u. A. Die englische Geschichte erwarb ein Manuscript des Polychronikon von Ralph Higden, mit Zusätzen bis zum Jahre 1460; die Rechnungsbücher des James Nedam über den Haushalt Heinrich VIII., Collectaneen des Sir Julius Cäsar für eine Geschichte des Münzwesens, ein Tagebuch des John Kempt, Mitglieds des langen Parlaments, für die Verhandlungen der Jahre 1646—53, drei Bände, aus der Bibliothek des Lords Halifax herstammend, angefüllt mit officiellen Actenstücken über den Zustand und die Einkünfte der Civilliste von 1657—1700. Aber auch für die Kenntniß speciell diplomatisch und publicistisch interessanter Dinge in Frankreich wurde auf dieser Heber'schen Auction Einiges erstanden, so unter Anderm einige Tausend Briefe fast aller irgend eminenten Notabilitäten, gerichtet an Pietro, Jacopo und Francesco Vettori. Ein sehr kostbares Manuscript enthält die Gedichte vom Graal, Merlin, Lancelot und ist ohne Zweifel dasselbe, welches früher in den Bibliotheken La Vallière, Roxburghe und Whiteknight aufbewahrt worden ist. Eine andere Handschrift enthält die Romanze vom Mont St.-Michel, so viel bekannt in dem einzigen vorhandenen Exemplar, eine altdeutsche Bearbeitung von „Barlaam und Josaphat", ein schönes Manuscript des „Decameron" und andere Werke des Boccaccio. Es möchte vielen Personen angenehm sein, zu erfahren, daß die Trustees den, eben in dieser Auction erworbenen, von Ritson ausgearbeiteten Katalog englischer, französischer, spanischer und italienischer Romanzen, welche seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1660 die Presse verlassen haben, mit den Zusätzen von Douce, zum Druck vorbereiten. Aber auch für altenglische Poesie wurde Einiges von Werth erworben, so ein poetisches Martyrologium aus dem 14. Jahrhundert, und zwar dies in dem alten Originaleinbande aus Elfenbein, die Chestermysterien in der Handschrift des George Bellin, die Gedichte des Sir Robert Ayton und eine Sammlung wälischer Gedichte aus den Jahren 1460—1780. Zu den im Museum bereits befindlichen Chishull-Inschriften kaufte man die in der Auction vorkommenden hinzu.

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei.

Bayle macht die Bemerkung („Pensées diverses à l'occasion de la comète de 1680"), daß ungeachtet alles sinnlichen und lasterhaften Hanges der Menschen sie dennoch keine Religion wollen, welche alle Handlungen freigibt, und daß die Verkündiger einer solchen Lehre keinen Beifall finden würden. „Das ist einer der Widersprüche, welche unser Geschlecht entstellen. Gemäß unserer Neigung, die Sinnlichkeit zu befriedigen, müßten wir Denen entgegenkommen, deren Predigt Alles erlaubt; aber wir hassen sie. Weil eine schlaffe Moral uns abscheulich dünkt, müßten wir uns der strengsten anschließen; dennoch fliehen wir sie. Möchten wir also die rechte Mitte (juste milieu), welche Manches erlaubt, aber nicht Alles? Merkt auf, auch diese Mitte behagt uns nicht; denn entweder thun wir Jegliches, wovon wir nicht wünschten, daß man es erlaube, oder wenigstens thun wir mehr, als uns von Denen erlaubt wird, welche nach unserer Meinung uns Einiges erlauben sollten." Einen ähnlichen Widerspruch berührt Bayle in Absicht des politischen Strebens nach Freiheit. Schon Tacitus sagt: „Sie können weder die volle Knechtschaft, noch die volle Freiheit tragen;" und auch eine Mischung können die Menschen weder finden noch behaupten. Livius spricht: „Das ist die Natur der Menge, entweder dient sie sklavisch, oder herrscht mit Übermuth. Die Freiheit, welche in der Mitte liegt, weiß man weder zu behaupten, noch selbst mit Maß abzulehnen." Ganz Dasselbe gilt von der Philosophie in Deutschland. Unserm Hange gemäß, jegliches zu verstehen und zu begreifen, müßten wir Denen uns anschließen, die Verständliches und Begreifliches mittheilen; aber wir wollen dies nicht, sondern vielmehr ein Abstruses, Unbegreifliches, Bodenloses (Tiefes), und loben sogar einen schleppenden unverständlichen Vortrag. Bald scheint uns dies wieder abscheulich, und wir mögen nichts damit zu schaffen haben. Wir wollen also vielleicht die rechte Mitte, nicht zu begreiflich und nicht zu unbegreiflich. Auch diese Mitte mißfällt wieder, wir wollen entweder mehr Begreiflichkeit oder mehr Unbegreiflichkeit. Der Wille des wunderlichen Menschengeschlechts kann mit sich selbst nicht zurechtkommen.

In der Jugend herrscht das Bestreben, seine erworbene Weisheit an den Mann zu bringen und sie an allen Straßenecken zu predigen. Im Alter ist man zufrieden mit dem Besitz einiger Weisheit, ohne sich eben sehr reich zu dünken und viel davon zu reden. Sowie das ganze Leben gleichgültiger wird, hat auch dessen Weisheit weniger Werth. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 281. — 8. October 1838.

Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, großentheils aus archivalischen Quellen, von F. A. von Langenn.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Das siebente Hauptstück, reichhaltiger als irgend eins der frühern, enthält in neun Abtheilungen die Darstellung der innern Zustände Sachsens; eine überaus reichgefüllte Schatzgrube für den Freund deutscher Alterthümer, wo von den Fürsten und hohen Staatsbehörden an bis zu den geringsten Bestandtheilen des Staatswesens Jegliches beleuchtet und erörtert wird. Nach einer einleitenden Übersicht des Gebiets und des darin enthaltenen persönlichen und sächlichen Grundcapitals der Staatsmacht ist A) von den staatsrechtlichen Verhältnissen die Rede. Der Hr. Verf. gibt S. 308 fg. schätzbare Mittheilungen über die placita provincialia, die in der Zeit vor Entstehung landständischer Versammlungen angeführt werden, und die nur Gerichtstage waren; darauf eine Erörterung, wie das landständische Wesen insbesondere unter Albrecht bei der Häufigkeit von Verhandlungen über Geld und Gaben sich ausbildete; S. 305 fg. eine dankenswerthe Übersicht der Erbvereinigungen Sachsens mit Angabe der darauf bezüglichen Urkunden, ferner der Lehnsverhältnisse und Schutzherrlichkeiten. Daß die sächsischen Herzoge das Obermundschenkenamt bei dem Abte zu Kempten als Lehn hatten und wieder mit dem Untermundschenkenamte belehnten, ist S. 59 erwähnt. Durch Klarheit wie durch Reichthum des Inhalts ist demnächst der Abschnitt B) von der Gerechtigkeitspflege und Policei ausgezeichnet und der Zuwachs zu den Notizen von Beschränkung der geistlichen Gerichte auf ihre Competenz (S. 319), von Zulassung der altgermanischen Composition in manchen peinlichen Sachen (S. 329), von dem Wesen der Vögte und dem Aufkommen der Amt- und Hauptleute (S. 337), von Scharwachen zur öffentlichen Sicherheit (S. 331), von den „Heimlichen" des fürstlichen Raths, und wie auch wol Fremde zur Ertheilung eines Gutachtens berufen wurden (S. 343), endlich von Kleiderordnungen (S. 334) u. dgl. sehr ansehnlich. Von einem Schandgemälde, das Heinrich Reuß von Plauen zu Unehren seiner Mannen in der Hofstube zu Plauen hatte malen lassen S. 50 (vgl. Grimm's „Deutsche Rechtsalterthümer", S. 613). Das Verhältniß der Untergerichte zu den obern wird S. 320 fg. in das klarste Licht gesetzt. Es folgt C) das Finanzwesen und die Geldgeschäfte des Fürsten, wobei an den wackern Rentmeister Rottaler oder Rathalter und das traute Verhältniß, in dem dieser zu Albrecht stand, erinnert wird (vgl. S. 227 von seinem Erkranken aus Schreck über die Wegnahme von Geldfässern durch Söldner, und wie Albrecht die wiedererlangten Fäßlein vor sein Bett rollen ließ, hoffend, er solle dadurch gesund werden). Von besonderer Wichtigkeit war das Geleit und darunter der Ertrag vom Waid (S. 345). Albrecht rechnete auf Treu und Glauben; bei Tilgung einer Schuld schrieb er wol nur: „Wollet auch unsern vorigen Brief zerreißen" (S. 351). D) Handel, Städte- und Innungswesen, Landwirthschaft. Wir heben aus einer Fülle von Mittheilungen, wo es schwer ist, etwas als minder bemerkenswerth zu bezeichnen, nur Einiges aus: S. 356 von der gebotenen Handelsstraße und den 1485 zwischen Ernst und Albrecht ausgebrochenen Mishelligkeiten, „da jede Landesherrschaft sich bemühte, den Frachtfahrern und Reisenden auf ihrem Gebiete den möglichst langen Weg anzuweisen" (S. 357). So geschah es noch im 18. Jahrhundert! Es folgen genaue Nachrichten von Tuch, Leinen, Bleichen, Waid, Brauerei, Innungen, Stadträthen; vom Landbaue, von Fischteichen, und mit Ehren wird das Andenken des wackern meißener Bischofs Johann von Salhausen erneuert (S. 368 u. 375). E) Kirchliche Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst. S. 374 urkundliche Erörterung des Hoheitsverhältnisses der Fürsten zu den drei Bisthümern Meißen, Merseburg, Naumburg. Albrecht's Ungunst gegen den Ablaßhandel (S. 380). S. 382—395 von den Schulen des Landes, wobei des edeln Martin Römer, des Rochow seiner Zeit, S. 383 gedacht wird, und von der Universität Leipzig. Im J. 1490 hatten einige leipziger Magistri wegen eines vom Bischofe bestellten Gerichts an den Papst appellirt; Georg meldet dies seinem Vater, und dieser erklärt sich gegen jene Appellation (S. 387). Bald nach 1470 erließen die beiden Fürsten Ernst und Albrecht eine Rüge an die Universität über die ungebührlichen „Absencien" der Collegiaten, daß zu Zeiten ihrer wenig residiren (S. 391). Dennoch kam es

Digitized by Google

1480 vor, daß der Astrologus bei König Matthias, obschon gar nicht in Leipzig wohnhaft, eine Collegiatur erhielt (S. 393). Vom Bücherdruck, von Ärzten (die Juden Waroch — Baruch —, Samuel im Dienste der Fürsten) und von Badern. Dazu vgl. S. 403, daß ein kranker Hofbeamter von den Geistlichen nicht absolvirt wurde, weil er in der heiligen Osterzeit von dem Juden Arznei genommen habe und sich dieser auch fürder nicht entschlagen wolle. Heroische Mittel: in einer Amtsrechnung heißt es: 6 Pfund Schwefel, 8 Pfund Queckſilber, 4 Pfund Grünspan, ½ Stein Alaun, 1 Stein Kupferwasser und 1 Stein Weinstein ist Alles dem Blinden worden (S. 397). Von Albrecht's Bauten, insbesondere der Albrechtsburg zu Meißen (S. 399). Die zeichnenden Künste, Michael Wohlgemuth und Luk. Kranach (S. 405—407), und die Ton- und Dichtkunst (damals wenig ergiebig). F) Das Heerwesen. Die schriftsässigen Vasallen mit ihren Unterthanen, die Untergebenen der Ämter — Erbarmannen und Unerbarmannen —; Waffen, worunter „Paveysen" (pavesium, pavese, pavois, eine Art Schild, davon pavisarii; vgl. Ducange) und eiserne Flegel vorkommen, das Geschützwesen „Tharrenbüchsen" (Tarrasbüchsen, nach Scherz's „Glossarium": „tormentum obsidionale majus"). Auch Feuerwerk kommt vor (S. 424). G) Berg- und Münzwesen. Das erstere lag Albrecht vorzüglich am Herzen, er und Ernst thaten viel dafür; Albrecht schreibt gern und oft darüber, begehrt Berichte (S. 207) und bezeigt seine Freude über reichlichen Ertrag; auch lohnte sich's bei der Ergiebigkeit der schneeberger und annaberger Grubnen der Mühe. Gediegenes Silber ward nicht selten gefunden; ob Albrecht einst an einer sehr großen Silberstufe Tafel gehalten habe, mag bei der gehörigen Maßbestimmung für die Tafel nicht für Fabel gelten (S. 428). Auf Alchymie hielt Albrecht nichts; 1493 wurde dem leipziger Rathe befohlen, alle Alchymisten aus der Stadt zu weisen. H) Hofwesen und Fürstenleben. Albrecht turnierte gern; sein Oheim Wilhelm schenkte ihm 1477 einen Turnierhengst mit dem Wunsche: „daß es euer Liebe und euer ehrlichen Ritterschaft auf solchem Hengste glücklich, seliglich, richtig und wohl zuständ" (S. 449). Karossen hatte die Herzogin Sidonia (S. 451); güldene Wagen sah Albrecht in Wien. (Auch Friedrich III. liebte, wider Fürsten- und Ritterart, in bedeckten Wagen zu fahren.) Zur Jagd kam Herzog Wilhelm so gern wie zum Turnier. Albrecht's Reise nach Dänemark 1478; interessante Auszüge aus einem Briefe Albrecht's darüber (S. 456); die Hausordnung und Dienerschaft, Hofnarren und Zwerge, das Geräth, Sidoniens Meßeinkauf zu Leipzig (S. 463), Tracht, Speise und Trank, wobei der Zuckerverbrauch sehr ansehnlich (S. 478) und Albrecht's Sorge für Weinvorrath angelegentlich. Musikern und Sängern von ausgezeichneter Kunst wurden nicht unbedeutende Honorare gegeben, auch schon Ringe geschenkt (S. 481). Das Spiel liebte Albrecht; wegen hohen Verlustes verredete es es, brach aber sein Wort und zahlte ein Strafgeld dafür (S. 487). Den Beschluß macht die Beschreibung von Herzog Georg's Hochzeitsfeier 1496. Im letzten Abschnitte wird vom Gesandtschafts- und Botenwesen gehandelt. Wie aufmerksam die Gesandten auf fremde Sitten waren, und wie gern sie davon berichteten, wird mit Beispielen (S. 496 fg.) belegt. Wir heben aus dem Berichte des D. Preußer, der 1477 zur Hochzeitsfeier Maximilian's mit Maria von Burgund gesandt wurde, Folgendes aus:

Nach des Landes Gewohnheit empfingen die Alte und Junge von Burgundia (Maria, „das Fräulein von Burgundia", S. 498, und ihre Stiefmutter Margaretha) den Herzog schöne mit einem freundlichen Kusse und ward dem Herzoge zu verstehen, wie und wo die Jungfrau bei ihr ein Nelkenblümlein trüge, das gebüret seiner Gnaden darnach zu suchen, griff gar züchtiglich darnach mit zweien Fingern, aber sein Gnad das nicht mochte gewinnen, da das der Erzbischof von Trier sah, bald er zu dem Herzoge sprach, Herr von Östreich, schnüret der Jungfrauen auf ihr Gewand, dann wird auch das Blümlein in euer Hand, da das geschah, jedermann das Blümlein in des Herzogen Hand sah. — Euer fürstlich Gnaden merken aber — setzt der Bericht hinzu —, das Blümlein zwischen der hochgebornen Jungfrau Brust war gelegen. (Siehe S. 500 und die Urkunde Nr. 11, S. 534.)

Der angehängten Urkunden sind 18, davon sehr gehaltreich Nr. 8 von Matthias Corvinus' Vermählung mit Beatrice von Neapel, die schon gedachte Urkunde Nr. 11, der Friedensvertrag zwischen Albrecht und Matthias 1487, Nr. 15 u. 16 die Beschwerden Albrecht's über Hugold von Schleinitz. Angehängt ist ferner ein Verzeichniß der Beamten aus Albrecht's Zeit von 1450 an, und der in derselben geprägten Münzen. Ein genaues Register erhöht die Nutzbarkeit des inhaltreichen Werkes.

115.

Die Erwerbungen des britischen Museums in den letzten Decennien.

(Beschluß aus Nr. 280.)

So viel von den Ankäufen im Großen, zu denen es der jedesmaligen außerordentlichen Bewilligung des Parlaments bedurfte; andere Erwerbungen machten die Vorsteher mit den ihnen zu Gebote stehenden gewöhnlichen Fonds. So wurden 1830 auf der Guilfordauction 604 Manuscripte, darunter allerhand Commentatoren zum Aristoteles, neugriechische Übersetzungen von Flore und Blancheflore, ein lateinisches Glossar des 14. Jahrhunderts, slawonische Gebete, vornehmlich aber manche historisch bedeutende Handschriften erstanden: 92 Folianten enthalten theils Abhandlungen, theils Actenstücke zur Geschichte Italiens während der drei letzten Jahrhunderte, 171 Bände bieten Material für speciell päpstliche Geschichte, Diarien, Briefe, Nuntiaturberichte, Conclavenprotokolle und 12 Bände für florentinische Geschichte; 28 andere betreffen Mantua, Genua, das Veltlin; besonders reichlich aber ist für venetianische Geschichte gesorgt, nicht minder jedoch für Neapel, für spanische Geschichte gibt es 25, für französische 46 Bände, von diesen umfassen neun die Gesandtschaftsberichte des Venetianers Batt. Nani am französischen Hofe (1644—48). Als die Erben des Lords de Clifford 1834 die von ihm hinterlassene Handschriftensammlung versteigern ließen, erwarb das Museum die Correspondenz des Erblassers mit Sir Robert Southwell, Staatssecretair während des irischen Krieges vom Juni bis zum Sept. 1690 und viele andere officielle Actenstücke zur irischen Geschichte. Zu den außergewöhnlichen, um diese Zeit veranstalteten Ankäufen gehört auch der eines lateinischen Psalters aus dem 10. Jahrhundert in tironischen Noten und einer Evangelienharmonie des 9. Jahrhunderts. In Sir George Dukett's Auction wurde viel Interessantes für die Ge-

Digitized by Google

schichte der englischen Marine gekauft; bedeutender war der Erwerb, der dem Museum durch das Vermächtniß mancher persischen und hindostanischen Manuscripte von Seiten des John Fowler Hull zu Theil wurde, und die Bereicherung der Sammlung der Provinzialgeschichten und Provinzialrechte durch ein Vermächtniß des Adam Molley von Matlok, welches hauptsächlich in reichem Material für die Geschichte von Derbyshire bestand (1828), und durch das Geschenk, welches Hr. Hudson Gurney dem Museum mit den von Henry Jermyn für Suffolk angelegten Sammlungen machte. Seines Bruders, des Archidiakonus Coxe, 206 Collectaneenbände, deponirte Sir George Coxe im Museum, ein Gleiches that Sam. Lysons mit den eignen topographischen Papieren und mit denen seines Bruders. Anderes stifteten Andere.

Die Gesammtzahl der gegenwärtig im britischen Museum befindlichen Handschriften beträgt 23,900; 1822 wurde der frühere Bestand um 4 vermehrt, 1824 um 8, 1825 um 817, 1826 um 149, 1827 um 5, 1828 um 482, 1829 um 413, 1830 um 86, 1831 um 1418, 1832 um 266, 1833 um 353, 1834 um 149, 1835 um 624 und 1836 um 602; mithin betrug die Vermehrung seit 1800 etwa 9000 Bände. Die Gesammtzahl der Urkunden und Documente betrug 1800 ungefähr 15,800, gegenwärtig beläuft sie sich auf 19,500. Die Haupterwerbungen gehören folgenden Jahren an: 1804, 56 Actenstücke von Wichtigkeit für die Geschichte des Besitzes der Kirche, erworben in der Auction des John Topham, und die 37 Nummern, die mit der Landsdowne-Bibliothek übergeben wurden; 1814, als Lord Frederick Campbell 526 Nummern, 1823 als Adam Molley 1007 Nummern dem Museum legirte, endlich 1829 durch das Vermächtniß von 96 Nummern des Earl von Bridgewater. Der beiweitem bedeutendste Zuwachs jedoch wurde dem Museum 1833 und 1834 zu Theil, als die Duplicate aus der Ausfertigungskanzlei der Schatzkammer, auf Anordnung der Commissioners on the public records hier deponirt wurden; sie gehören den folgenden Regierungsjahren der jedesmaligen Fürsten an: Heinrich II. 9—11, 13, 14, 19—27, 29; Johann 4, 10, 17; Eduard I. 1—35; Eduard II. 1—9, 11—19; Eduard III. 1—14, 16—41, 43—51; Richard II. 1—19, 21, 22; Heinrich IV. 1—6, 8—13; Heinrich V. 1—10; Heinrich VI. 1—38; Eduard IV. 1—22; Richard III. 1—3; Heinrich VII. 7—14; Heinrich VIII. 20—30, 32—34, 36, 38; Philipp und Maria 2, 3; Elisabeth 3—5, 29—31, 34, 35, 38; Jakob I. 5, 10, 12, 13, 15—17.

Nach dem J. 1800 veröffentlichten die Trustees folgende Kataloge über die ihnen anvertrauten Schätze: einen neuen Katalog der Cotton'schen Manuscripte, eine Arbeit Planta's, einen neuen Katalog der Harley'schen Manuscripte vom Archidiakonus Nares u. A., einen desgleichen der Landsdowne'schen Manuscripte von Hrn. Douce und Sir Henry Ellis. Die sehr beträchtlichen Druckkosten dieser Kataloge trug nicht etwa die Anstalt, sondern die vorgesetzte Behörde. An diese Kataloge schließen sich in neuerer Zeit Forshall's Arbeit über die Arundel'schen Handschriften und Sir Henry Ellis' Katalog des Hargrave-Manuscripte; ein Katalog der Burney'schen Manuscripte und ein anderer der Carshunic'schen Manuscripte befinden sich in der Druckerei; der Druck des Katalogs der Sammlung Sloane ist bis zum Bogen Q vorgerückt und umfaßt 370 Nummern. Diese Kataloge nicht berücksichtigt, geben die Listen der Geschenke und Vermehrungen, die seit 1828 im Druck erschienen, eine Anzahl von 2795 Manuscripten. Aus allen diesen Notizen ersieht man, wie viel seit dem Erscheinen von Ayscough's Katalog für das Museum geschehen ist, wie viel aber auch die Vorsteher durch Aufzeichnung und Beschreibung so zahlreicher Bibliothekstücke geleistet haben.

Von nicht minderm, jedoch überwiegend localem Interesse ist die Übersicht der Vermehrungen, deren sich die übrigen englischen Bibliotheken zu erfreuen hatten; der „Appendix to Report of the Commissioners on the public records" gibt die der Bodlejana (S. 290—331; 161 Nummern, deren Inhalt speciell mitgetheilt wird), die des All Souls College in Oxford (S. 332—335), die des Trinity College in Cambridge (S. 338—340), die der Universitätsbibliothek daselbst (S. 341—352), und die der sämmtlichen Inns of Court, des Lincoln's Inn (S. 352—391) und der des Lambeth Palace (S. 392—413); doch auch vieler andern Anstalten geringerer Ausdehnung und Bedeutung, z. B. der des Sion College, der City of London library, der des College of physicians, of surgeons, der des South sea house, der Society of antiquaries u. s. w., wird in den lehrreichen und natürlich durchaus zuverlässigen Berichten gedacht. 61.

Miscellen.

Lange vor Sterne's berüchtigter Entdeckung über die Taufnamen waren diese den verschiedensten Moden unterworfen. Im 16. Jahrhundert entlehnte man sie den Rittergedichten, und es wird selten eine adelige Familie gegeben haben, in welcher nicht die Mitglieder der Tafelrunde vereinigt worden wären. Wie alle Moden ging auch diese auf die geringern Stände über, und dieses war das sicherste Mittel, sie in den höhern aufhören zu machen. Die Geistlichen hatten nun aber die größte Mühe, neue Heilige zu erfinden, um die heterodoxen Namen aus den Taufbüchern zu verbannen. In England gewährten unter Karl I. die Independenten, Chiliasten und andere Schwärmer das Beispiel einer ähnlichen Thorheit. Die Namen aus dem Martyrologium und Heiligenkalender waren ihnen nicht mehr gut genug; sie gingen also in das Alte Testament zurück. Zorobabel, Habakuk, Hesekiel u. s. w. wurden die Modenamen. Brome sagt in seiner englischen Reisebeschreibung, daß man in Cromwell's Armee lauter hebräische Namen hörte, und daß die genealogischen Capitel der Bibel seinen Offizieren als Musterrollen dienen konnten. Einige gingen noch weiter und gaben ihren Kindern statt der Namen Wahlsprüche, Lebensregeln oder ganze Sentenzen, z. B. Bleib deinem Glauben treu! Weine nicht! Unter Andern lebte damals ein gewisser Barebone, der durch seinen langen Vornamen berühmt ward. Er hieß: „Wenn Jesus Christus nicht für mich gestorben wäre, so wäre ich ein Verdammter." Der Kürze wegen unterschrieb er sich gewöhnlich nur mit dem letzten Worte: Verdammter Barebone. Diese Ausschweifung verpflanzte sich nach Neuengland über, wo sich ihrer Ausbreitung nichts in den Weg stellte. Die neuen Ansiedler hielten es ihrem Heile für zuträglich, an dem Bache Cedron, in dem Lande Gosen und in der Stadt Salem zu leben. Daher die vielen hebräischen Namen in dieser Colonie, in welcher man durch andere locale Benennungen, z. B. Jungfrauschaft, Branntwein und Sassafras, erinnert wird, daß man dort nicht im heiligen Lande lebt.

Kaiser Leopold ließ im Anfange der französischen Revolution mehre Ausländer verhaften, die geheimer Missionen beschuldigt und in der Folge über die Grenze gebracht wurden. Unter den Deportirten befand sich ein Franzose, ein ruhiger, rechtlicher Mann, der keinen Theil an irgend einer geheimen Unternehmung hatte und ganz unschuldig in die Classe der Verdächtigen gefallen war. Nach seiner Entfernung fand man folgende Zeilen in seinem Gefängnisse:

Tout vole est un défaut, trop régner est un vice:
Un empereur n'est point lieutenant de police.

Als Montesquieu bei dem Papst seine Abschiedsaudienz hatte, sagte Benedict XIV., der den Geist und die Gelehrsamkeit des großen Mannes und Schriftstellers schätzte: „Lieber Präsident, ehe wir scheiden, sollen Sie von mir noch ein Andenken der Freundschaft erhalten. Ich ertheile Ihnen und Ihrer ganzen Familie auf Zeitlebens die Erlaubniß, Fleisch zu essen." Montesquieu bezeigte seinen Dank und empfahl sich Sr. Heiligkeit, worauf ihn der Bischof Kämmerer in die päpstliche Kanzlei führte. Hier ward ihm die Dispensation ausgefer-

Digitized by Google

tigt und zugleich, wie wir zu sagen pflegen, eine Fleischerrechnung für Ertheilung dieses heiligen Privilegiums. Montesquieu gab, ganz erschrocken über diese heilige Auflage, dem Secretair sein Fleischpatent zurück und sagte: „Ich danke Sr. Heiligkeit für ihre Gnade; aber der Papst ist ein rechtschaffener Mann! Ich halte mich an sein Wort, und das wird der liebe Gott wol auch thun." 29.

Bibliographie.

Abendorf, E., Gormas der Schreckliche und seine Seeräuber. Ein Gemälde des amerikanischen Piratenlebens aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. 8. Berlin, Lüderitz. 1839. 1 Thlr.

Abrantes, Herzogin von, Der Verbannte. Lebensschilderungen. Aus dem Französischen. 2 Bände. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Bayrhoffer, K. Th., Über Idee und Wirkung der protestantischen Kirchenvereinigung. Aus dem Standpunkte der Religion und des Staats. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 6 Gr.

Briefe an und von Johann Heinrich Merck. Eine selbständige Folge der im Jahre 1835 erschienenen Briefe an J. H. Merck. Aus den Handschriften herausgegeben von K. Wagner. Mit Facsimilien. Gr. 8. Darmstadt, Diehl. 1 Thlr. 16 Gr.

(Brisset.) Eine geniale Frau. Ins Deutsche übertragen von L. Kruse. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1839. 2 Thlr. 12 Gr.

Dellarosa, L., Die Belagerung Wiens durch die Türken, oder Graf Rüdiger von Starhemberg's Heldenmuth und Tapferkeit. Eine historisch-romantische Erzählung. 2 Theile. 8. Wien, Haas. 1 Thlr. 16 Gr.

Deutschland und seine Eisenbahnen. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 12 Gr.

Diesterweg, F. A. W., Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation. (Fortsetzung.) 4ter Beitrag: 1. Über Erziehung zum Patriotismus. 2. Über deutsche Universitäten. Gr. 8. Essen, Bädeker. 10 Gr.

Die Freunde. Novelle von der Verfasserin der Cousinen, der Frauen u. s. w. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. Eichel. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Das Gespensterbuch. Von H. Paulmann, Dr. Schiff und W. Bernhardi. 8. Zerbst, Kummer. 18 Gr.

Haide, E. von der, Nord und Süd. Charakteristiken und Poesien. 8. Cassel, Fischer. 1 Thlr. 12 Gr.

James, Historische Romane. Neue elegante Taschenausgabe. II. Darnley in 3 Bändchen. Aus dem Englischen übersetzt von E. Heine. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Der Räuber. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1839. 1 Thlr. 8 Gr.

Immermann, K., Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. 1ster Theil. 8. Düsseldorf, Schaub. 2 Thlr. 8 Gr.

Lessing, C. F., Die Lehre vom Menschen. 4ter Bd. Gr. 8. Leipzig, Friese. 1 Thlr. 8 Gr.

Levingston's Gesetzbuch über die Verbesserung und innere Einrichtung der Gefängnisse nebst Dessen Einleitung und den Anmerkungen des Herrn Karl Lucas. Ein Beitrag zur Theorie des Pönitenzsystems, frei bearbeitet nach dem Französischen des Herrn Karl Lucas von Konrad Samhaber. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 20 Gr.

Liebermeister, J., Gedichte. 1ste Sammlung. 8. Nördlingen, Beck. 8 Gr.

Marbach, G. O., Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe und Wahrung der Gewissensfreiheit gegen H. Leo's Verketzerungen. 1ster Artikel. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 8 Gr.

Mörike, E., Gedichte. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 6 Gr.

Müller, J., Die christliche Lehre von der Sünde. 1ster Band. Gr. 8. Breslau, Max u. Comp. 1839. 3 Thlr.

(Ragusa.) Reise des Marschalls, Herzogs von Ragusa durch Ungarn, Siebenbürgen, Südrußland u. s. w. Authentisch unter Aufsicht und aus Auftrag des Verfassers besorgte deutsche Ausgabe. 5ter Band. 8. Wien, Hendner. 1 Thlr. 12 Gr.

Rauße, Der Stern der Liebe. Herausgegeben vom Verfasser der „Reiseseenen aus zwei Welten". 8. Zeitz, Schieferdecker. 1 Thlr. 12 Gr.

Rengger's, A., kleine meistens ungedruckte Schriften, herausgegeben von F. Kortüm. Gr. 8. Bern, Jenni, Sohn. 1 Thlr.

Reybaud, Frau Charlotte, Anton. Übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1839. 2 Thlr. 12 Gr.

Römer, Theater. 2ter Band. Gr. 8. Wien, Mausberger. 20 Gr.

Schmitthenner, K., Über das Recht der Regenten in kirchlichen Dingen. Eine christlich-staatsrechtliche Abhandlung. Gr. 8. Berlin, Jonas. 1 Thlr. 6 Gr.

Schwab, G., Die schönsten Sagen des classischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Die Sagen Troja's von seiner Erbauung bis zu seinem Untergang. Nach den Dichtern und Erzählern der Alten. Mit 1 Titelbilde. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1839. 1 Thlr. 10 Gr.

Schwarz, G., Friedrich bei Roßbach, Leuthen und Torgau. Eine Skizze. Herausgegeben zum Besten der Überschwemmten an der Oder. Gr. 8. Berlin, Gropius. 4 Gr.

Seidl, J. G., Novelletten. Gr. 12. Wien, Sollinger. 1839. 18 Gr.

Der Sinai. Reisebilder von Alex. Dumas und A. Dauzats. Aus dem Französischen. 1ster, 2ter Theil. 8. Cassel, Fischer. 2 Thlr. 12 Gr.

Smidt, H., Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde. 3 Theile. 8. Altona, Aue. 3 Thlr. 12 Gr.

Soulié, F., Die Memoiren des Teufels. Frei nach dem Französischen von Julius Schoppe. 2 Theile. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Spindler, C., Des Schusters Zögling. Romantisches Sitten- und Charaktergemälde aus den Zeiten des Kaisers Rudolph von Habsburg. 3 Bände. 8. Wesel, Klönne. 3 Thlr. 12 Gr.

Steinau, P. von, Volkssagen der Deutschen. 8. Zeitz, Schieferdecker. 1 Thlr. 18 Gr.

Tarnow, F., Gallerie weiblicher Nationalbilder. 1ster Theil. Deutschland. Frankreich. Rußland. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 9 Gr.

Thal, K. v., Der Tod des Raubritters, oder: die Zerstörung der Edersburg. Romantische Rittergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Thalheim, F., Der Erzbischof von Koln und Herrmann von Grein, der kühne Löwenbändiger, oder: der blutige Aufstand zu Köln. Ritters-, Klosters- und Räubergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 2 Gr.

Ullmann, C., Historisch oder Mythisch? Beiträge zur Beantwortung der gegenwärtigen Lebensfrage der Theologie. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 1 Thlr. 3 Gr.

Wangenheim, F. Th., Historische Novellen. 8. Hamburg, Berendsohn. 20 Gr.

Zincken, K., Des Felsenthales Winterreiz. Ein Gedicht. Mit 6 Vignetten. Gr. 12. Quedlinburg, Franke. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 282. — 9. October 1838.

Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1838. 8. 5 Thlr.

Der geistreiche Verfasser dieses Romans schreibt unter einem angenommenen Namen; eine scherzhafte Erklärung dieser Laune findet sich vielleicht in dem vorliegenden Buche, wo der Besitzer eines Hauses, das er, ohne seinen Namen dabei zu nennen, unter strengem Geheimniß bauen ließ, nachher sagt: „Gesetzt ich hätte das Unglück und hieße Schulz, Becker, Hering, Müller oder Lindemann, und Jedermann wüßte das, glaubt Ihr, daß mein Gebäude dann halb den Eindruck gemacht hätte, der in meiner Absicht lag?“ Der Verf. hat durch seinen Roman „Walladmor“ das Publicum eine Weile getäuscht und auf den Wahn gebracht, es lese einen übersetzten Roman des großen Unbekannten; ist es ein Wunder, wenn man unter solchen Umständen etwas mistrauisch wird und bei W. Alexis gar leicht eine kleine Mystification wittert und fürchtet? Ref. gesteht, daß er unter diesem Vorurtheil, diesem Einfluß in das Buch sich hineingelesen, und daß, nachdem er die drei Bände gewissenhaft und mit Vergnügen beendigt, er sich jener Vermuthung nicht ganz zu entschlagen vermag; daß ihm während der Lecture immer zu Muthe war, als stiege er in einem halbausgebauten Hause auf schmalen Balken und dünnen Dielen herum, und als könnte jeden Augenblick der Boden unter ihm zusammenkrachen; daß er am Ende eine gewisse Unbefriedigung, ein halb beschämendes Gefühl der Täuschung empfinder. Ist man einmal mistrauisch, so kennt der Verdacht keine Grenzen, und so ist Ref., der von einem frühern Roman des Verf.: „Haus Düsterweg“, nur den Namen kennt, gar auf den Gedanken gekommen, W. Alexis habe bei diesem neuen Buche noch das Thema des alten im Sinne gehabt, weil in den „Zwölf Nächten“ die Geschichte sich um ein altes düsteres Haus dreht, welches weg muß. Doch, gehen wir über zur Angabe und Erörterung der Fabel und des Inhalts der „Zwölf Nächte“.

Die zwölf Nächte sind die Frist von dem heiligen Weihnachtabend bis zum heiligen Dreikönigsfest, und in diesen kurzen Zeitraum fallen sämmtliche Ereignisse dieses Romans. Versuchen wir, die ziemlich complicirte Geschichte, in der eine ansehnliche Menge handelnder Personen auftritt, in möglichster Kürze und Einfachheit zu exerpiren.

Die Scene der Handlung bilden zwei Häuser in einer nicht genannten großen deutschen Stadt, und diese Häuser sind zugleich gewissermaßen mithandelnde Wesen von nicht geringer Bedeutung. Das eine ist ein altes, ziemlich baufälliges, großes, unheimliches Haus, seit alten Zeiten der Firma Lömlein und Aderbeiß angehörig. In diesem Gebäude hat eine ansehnliche Einwohnerschaft ihr Unterkommen gefunden. In der Bel-Etage residirt die Frau Lömlein, die Eigenthümerin des Hauses und Besitzerin eine halben Million, eine körperlich und geistig sich höchst unbehaglich fühlende, unruhige, eigensinnige, Niemanden vertrauende und Niemand liebende, dabei prachtsüchtige, stolze, jähzornige und herzlose Dame, deren Liebling ihr Papagei ist. Grade das Gegentheil von ihr ist ihre sanfte, empfindsame, weichherzige Tochter Cäcilie, deren ätherisches Wesen, in beständiger Spannung erhalten durch die Conflicte mit einer ihr so ungleichen und fremden Mutter, sich bis zum Hellsehen steigert. Die reiche Frau hat natürlich eine ansehnliche Dienerschaft: den schlauen, spitzbübischen Kammerdiener Johann und das sentimentale, gebildete, dabei das Zeitliche nicht außer Acht lassende Hausmädchen Friederike, welche beide Personnagen, früher schon in einem zärtlichen Verhältniß gestanden, später auseinandergekommen, nunmehr während der zwölf Nächte ihre Lebensschicksale wieder zusammenzuflechten gedenken. Zur Dienerschaft gehört ferner Marie, die Enkelin der ebenfalls im Hause mit mehren andern Enkeln wohnenden Waschfrau Martin. Jene ist ein reines, harmloses, liebevolles Geschöpf, diese eine Incarnation des tüchtigen, redlichen, gesunden Menschenverstandes und der praktischen, derben Lebensweisheit, wohlwollend und resolut, verständig und kräftig. Sie hat in der Aftermiethe ein paar arme Studenten, Anselm und Thomas, welche sich eifrig mit Philosophie beschäftigen und, was eine der einleitenden Scenen ist, wegen einer kleinen Differenz in Betracht der Art, wie ein Angriff gegen den von beiden verehrten Philosophen zu ahnen sei, zu den Schlägern greifen; ein Duell in der Christnacht, dem, nachdem der Eine leicht verwundet, von der rüstigen Waschfrau und ihren Enkeln mit Gewalt ein Ende gemacht wird. Anselm macht einer hübschen jungen Rathswittwe,

Digitized by Google

auch einer Bewohnerin des Hauses, die in ziemlicher Dürftigkeit lebt, den Hof und sucht der naiven, muntern, unbefangenen jungen Frau das Verständniß der Idee und des Absoluten zu eröffnen, woran sie, die ihn sonst wohl leiden mag, keinen Geschmack findet. Weitere Insassen des Hauses sind der Medicinä Doctor Strahlheim und der Architekt Werner, welche im Verlauf der Erzählung als Rivale um die Hand der schönen Cäcilie auftreten. Strahlheim ist ein durchtriebener, schlauer Intrigant, gewandt und geistreich, klug und rücksichtslos genug, um alle Mittel zu benutzen, sich aus einer höchst bedenklichen Lage zu retten und sich zu poussiren. Er steckt tief in Schulden gegen den Juden Joel, der sich seiner als eines vielversprechenden Knaben angenommen, ihn mit Geld unterstützt hat und jetzt eine Erstattung seiner Auslagen mit Wucher davon erwartet, daß Strahlheim ein glänzendes Glück als Arzt und durch eine reiche Heirath mache. Werner, der junge Architekt, ist ein höchst talentvoller, redlich strebender Künstler, der aber, mit allen seinen Lebenshoffnungen und Aussichten gescheitert, in die äußerste Dürftigkeit und Verzweiflung versunken, beim Beginn dieser Erzählung im Begriff steht, seinem Dasein ein gewaltsames Ende zu machen. Ferner wohnen in dem Hause ein ältlicher Commissionsrath, ein dem Anscheine nach höchst ordnungsliebender, steifer und strenger Mann, der viel mit Geldgeschäften zu thun hat; ferner ein pietistischer gelber Leineweber, der vor Neid und Bosheit fast zerspringt, aber immer die gottseligsten Reden im Munde führt, und im Keller ein altes Männlein, Konrad Muff, von den geringern Hausbewohnern Papa Muff genannt, der einen kleinen Hausirhandel treibt und durch freundliches, wohlwollendes Wesen bei Jedermann, besonders bei den Kindern sehr beliebt und empfohlen ist.

Dies alte starkbewohnte Haus ist von der Besitzerin, der Frau Lömlein, an einen ihr unbekannten Käufer durch Vermittelung des Commissionsraths, der ihn aber auch nicht kennt, verkauft und soll bis zum Dreikönigsfest von ihr geräumt werden. Das andere, eine wichtige Rolle spielende Haus ist ein dem alten gegenüber emporsteigendes neues Gebäude, dessen Erbauer Niemand bekannt ist, da er seine Befehle, Anordnungen, Bezahlungen aus der Ferne her schickt, seine Briefe von Indien datirt sind und er geflissentlich Alles ins dichteste Geheimniß zu hüllen scheint. Dies neue große Haus ist nach einem seltsamen Plan angelegt; alle Arten des Geschmacks und Styls der verschiedensten Völker und Zeiten sind durcheinandergemengt, und es hat den Einwohnern der Stadt schon viel zu rathen und zu spotten, zu rügen und zu lachen gegeben. Schon mehre Architekten sind plötzlich entlassen und neue, mit neuen Instructionen an ihre Stelle berufen worden. In dem Zeitpunkte, wo die Geschichte anfängt, hat sich das seltsame Haus schon ziemlich seiner Vollendung genähert. In den kurzen Zeitraum der zwölf Nächte fällt der Einsturz des alten Hauses, die Vollendung des neuen und der Einzug der Bewohner von jenem, sofern nicht Änderungen eintreten, in dieses.

Die heilige Christnacht trifft die Bewohner des alten Hauses in sehr ungleicher Stimmung und Beschäftigung. Der blasse Architekt Werner verbrennt alle seine Papiere, Poesien und Zeichnungen; er hat einen an die Welt geschriebenen Abschiedsbrief und eine Pistole vor sich. In dem Briefe steht:

Warum ich Abschied nehme von dieser schönen Welt? Eine thörichte Frage! Jeden, der lebt, sollte man fragen, warum er leben bleibt? Leben in einer Welt, aus der die Schönheit fort ist. Wenn du absolute Gründe haben willst: Weil ich kein Geld habe und Keiner ist, der mir den heiligen Christ bescheert... Ich habe auch geglaubt an den heiligen Christ, und mich gefreut auf den Schein der dampfenden Wachslichter, die verkünden, daß er da ist; aber nun sind zwei Dutzend Jahre und darüber verstrichen, seit ich ein Kind war, und die Kerzen brannten mit jedem Jahre dunkler. Nun seh' ich durch das dünne Flämmchen den verglimmenden Docht, das verzehrte Wachs, den Rauch, der die Decke schwärzt; aber der Christ ist nicht da, das glänzende Kind, das die Strahlen der Sonne einsaugt und mit den Händchen winkt: Kommt her zu mir, die Ihr trübselig seid und beladen. Die Asträa ist wieder auf Erden.

Schon hat er die Pistole an die Stirne gesetzt; aber das Licht brennt dunkel; es soll hell sein zu seiner That — er will es schnäuzen und löscht es aus. Da entsteht über ihm Lärm, er hört Mariens Stimme um Hülfe rufen, er eilt hinauf in das Zimmer der Studenten und findet sie mit gezogenen Schlägern; Frau Martin hat die Thüre eingetreten, die Kämpfer getrennt, hält ihnen eine derbe Strafpredigt und schickt nach dem Doctor Strahlheim, der in einem Weinhause die Weihnacht feiert. Nachdem dieser gekommen und den verwundeten Anselm verbunden, zieht Frau Martin mit allen ihren Kindern wieder ab, um die unterbrochene Weihnachtsfreude fortzusetzen. Bald folgen ihnen die Studenten, Strahlheim und Werner, begütigen die Alte, man braut einen Punsch, wird cordial, Papa Muff kommt auch und endlich noch der Leineweber, der, unter Schelten über das unchristliche Trinken, ein Glas ums andere leert und endlich in einem derben Rausche Gläser, Bowle u. s. w. zerbricht. Man trennt sich. Strahlheim nimmt Werner mit sich auf sein Zimmer; er hat dessen Gemüthszustand errathen, er hat die Pistole in seiner Rocktasche gefühlt und sie herausgezogen; er lockt ihm das Geständniß seines vereitelten Vorsatzes ab; er zieht den Stöpsel aus einer Champagnerflasche, schenkt ihm ein Glas ein und weiß den einer Ohnmacht Nahen zu bereden, daß er sich von ihm auf den Flur der Bel-Etage führen lasse, damit er, Strahlheim, wenn man den Ohnmächtigen finde, rasch herbeieilen und sich als geschickter Arzt in Credit setzen könne. Werner, schon halb bewußtlos, willigt, wiewol mit Widerstreben, ein; der Anschlag gelingt: wie eben die glänzende Gesellschaft bei der Frau Lömlein auseinandergeht, klingelt es laut, man findet den Ohnmächtigen, man trägt ihn hinein in die Gemächer der reichen Frau, Strahlheim erscheint augenblicklich, läßt dem Kranken zur Ader, weiß sich die gute Meinung und Gunst der Frau Lömlein, die mit ihren zwei Ärzten nicht zufrieden ist, im Sturm zu erobern und wird von ihr zu fernern Besuchen aufgefodert.

Digitized by Google

Die schöne und sanfte Cäcilie hat den schönen Ohnmächtigen mit dem blassen schwermüthigen Gesicht und den dunkeln Haaren mit inniger Theilnahme und Wehmuth betrachtet, da sein Leiden ihm von den leblosen Zügen zu lesen war. Sie hat ihm, wie sie das Licht wegnahm, einen goldenen Anker, das Symbol der Hoffnung, um den Hals gehängt. Der Kranke hat ein halbes, träumerisches Bewußtsein von Dem, was mit ihm vorgegangen ist, wie er aus seiner Ohnmacht erwacht; beschämt eilt er aus dem fremden Zimmer auf seine einsame Stube; er sann schon wieder, seinem Leben ein Ende zu machen durch Aufreißen des Verbandes, oder sich über das Treppengeländer herabzustürzen; da strahlte ihm aus seinem Zimmer ein Glanz entgegen — ein Christbaum war angezündet, mit Lichtern, Nüssen und Äpfeln, und in den Nüssen und Pfefferkuchen waren Goldstücke; neuer Muth kehrte in sein Herz; er schloß seine Bescheerung ein und überließ sich dem Schlafe.

Am andern Morgen erwacht, glaubte er anfänglich, geträumt zu haben, bis ihn das Wiederfinden seines Schatzes vom Gegentheil überzeugte. Der Abschiedsbrief war von einer unbekannten Hand halb zerrissen und darunter geschrieben: „Wird nicht angenommen!" Er zerriß ihn jetzt ganz; aber er fand auf seinem Tische einen andern versiegelten Brief, den er hastig erbrach, und worin er im Namen des in der Fremde lebenden Besitzers des großen Hauses drüben aufgefodert wurde, den Bau desselben von heute an zu leiten und zu vollenden. So sehr er sich über den seltsamen Bau oft geärgert, hatte er doch nachgerade sich mit der Anlage desselben in etwas ausgesöhnt, hatte eine gewisse Regel, einen Sinn darin gefunden, und trotz der ihm als unmöglich erscheinenden Bedingung: daß das Haus bis zum Dreikönigstage vollendet sein müsse, unterzeichnete er keck den Contract.

In der Lömlein'schen Familie begann der Morgen des heiligen Christfestes sehr stürmisch: Marie ward von ihrer mismuthigen Gebieterin, welche selbst durch die Alteration des Abends krank geworden, gescholten und mishandelt, Cäcilie weinte und wurde von der Mutter zurechtgewiesen; Frau Lömlein, von ihrem Papagei gepickt, verlangte nach ihrem neuen Arzte, der erst nach einiger Zeit erschien und durch sein gefälliges Eingehen in ihre Ideen sich immer mehr in ihrer Gunst befestigte.

Mittlerweile hatte der Bau an dem neuen Hause selbst am heiligen Festtage wieder begonnen; Handwerksleute aller Art waren in Thätigkeit; viele Zuschauer versammelten sich, theils ihre Betrachtungen anstellend über das wunderliche Bauwesen, theils sich beklagend über die Entheiligung des Festes durch Arbeit. Zu Letztern gehörten namentlich solche Handwerksleute, die keinen doppelten Tagelohn an dem Bau zu verdienen so glücklich waren. Der Tumult wurde immer stärker; die Ausgeschlossenen wollten am Ende die Arbeiter zwingen, ihre Arbeit einzustellen; die Männer hatten nachgegeben, aber die Weiber stärkten wieder ihre Standhaftigkeit; die Polizei schritt ein, Mehre, darunter der heftig schimpfende Leineweber, wurden verhaftet und so die Ruhe wiederhergestellt. Darüber geriet der enthusiastische Student Anselm, der aus dem Fenster der jungen Rathswitwe dem Spectakel zugesehen und schon die Hoffnung auf eine große und glänzende Umwälzung, auf eine gänzliche Reform des Rechtszustandes gehegt hatte, in großen Ärger und Verdruß, worüber ihn die junge Frau auslachte.

Nachdem der erste dem neuen Hause drohende Sturm vorüber war, präsentirte sich nach der Anordnung des unbekannten Bauherrn der den Bauleuten bisher nicht bekannte neue Architekt, auf dessen Erscheinen sie mit ängstlicher Spannung gewartet hatten. In der Zwischenzeit, bis er erschien, hatte der alte Muff eine sehr bedenkliche Unterredung mit dem Maurermeister, welchem er ein paar hundert Thaler abpreßte für das Versprechen, bei dem Bauherrn ihn zu vertreten und von aller Verantwortlichkeit zu befreien. Nicht wenig erstaunten die Werkleute, als Werner auftrat, seine Vollmacht vorwies und sofort in sehr entschiedenem und bestimmtem Tone seine Befehle austheilte, sich mit Allem bekannt zeigte und strengste Subordination und Gehorsam ihnen als unerläßliche Pflicht einschärfte. Der bisherige Baumeister, ein früherer Bekannter Werner's, übergab diesem das Werk, über dessen heillosen Plan er höhnisch die Achseln zuckte, bei dessen Förderung er aber seine Rechnung doch so ziemlich mußte gefunden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche. Von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838. 8. 2 Thlr.

Als vor drei Jahren und länger Gutzkow's „Öffentliche Charaktere" erschienen, fand seine Betrachtungsweise der Persönlichkeiten wo nicht Beifall, doch mindestens weniger Widerspruch, als die literarische Thätigkeit Gutzkow's sonst bei den Unbefangenen hervorzurufen, ja selbst den Befangenern abzunöthigen pflegt. Der Wellenschlag seiner Kritik, der, Cabinetsintriguen und Conseilpolitik überflutend, sich nur an den mit Chiffren bedeckten Säulen der Staatsgeheimnisse brach, rauschte für die Ohren Vieler zu mächtig, als daß sie für nöthig befunden hätten, seine Tiefe zu untersuchen, oder gar geneigt gewesen wären, die häufigen Brechungen von Gutzkow's Reflexionen den kaum bedeckten Klippen zuzuschreiben, die zahlreich unter ihnen verborgen lagen. Man war den Ton seiner Charakteristik im Grunde genugsam aus dem der französischen Kammerverhandlungen gewohnt; er hatte diesen nur potenzirt und die dort übliche Sophistik zu einer ungewöhnlichen, aber nichts weniger als verdienstlichen Höhe der technischen Fertigkeit gesteigert; in dem gefährlichen Gaukelspiel mit den Messern der Thesen und Antithesen hatte er sich bis zu der Meisterschaft eines indischen Jongleurs emporgearbeitet. Aber bei dem Allen nahm jede Darstellung in dem Buche doch ihren gehörigen Verlauf, der dialektische Proceß schritt noch in einem gewissen Ebenmaße vorwärts, und man wurde zu einem Resultate geführt, das, wenn auch nicht den Stempel der Wahrheit, doch eine Farbe trug, die mit seinen Prämissen in Übereinstimmung stand. Wenn man, geblendet von dem gaukelrischen Glanze, betäubt von dem stürmischen Wellenschlage, am Schlusse einer Charakteristik angelangt war, so konnte man doch, nach einiger Zeit beruhigt, sich eine Ansicht, ein Bild von der Totalität eines Charakters und seiner Tendenzen entwerfen; denn das Buch selbst hatte einen Charakter und eine Tendenz.

Digitized by Google

Jetzt liegen uns literarische Charaktere: „Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche", vor, über die wir ungünstiger uns auszusprechen gedrungen sind. Die Dialektik ist hier auf die Höhe einer unnatürlichkeit getrieben, wo sie dieses Namens völlig unwürdig geworden ist: es ist ein unreines Hinüber- und Herüberreden, eine Reihe unaufgelöster Dissonanzen, die ein dann und wann durchtönender Accord nur desto widriger macht, eine unrequisitliche Behandlung der Gedanken, die, jetzt auf die Spitze getrieben, jetzt zurücktreibend den Leser in Athem setzen, ihnen zu folgen, und doch am Ziele des Laufs, statt die gewünschte Klarheit zu geben, nur in einige blendende Schlaglichter, ja oft Irrlichter ausgehen. Aber freilich ist dies auch ganz die Dialektik, wie sie Gutzkow in seiner Schrift über „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" definirt als die Kunst, sich in die Speculation mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren und aus diesem Mehr oder Weniger, aus dieser Differenz der längsten Perioden des Augs, aus dieser Wendung nach rechts oder links hin von einem einzigen Gedanken alle nur möglichen Resultate, Nuancen und stylistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Man sieht, es ist ihm nicht um den wahren Gedanken zu thun, der sich zerlegt und wieder in sich zurückkehrt, um ein erhöhter, sich zu erneuen; es ist vielmehr eine Buffrophendichkeit, die von links nach rechts und von rechts wieder nach links geht und zu einem Ende, aber zu keinem Schlusse führt.

Im Einzelnen manifestirt sich diese Betrachtungsweise wiederum verschieden. Voran stehen als Götter: Shelley, Büchner, Grabbe. Der ins Elegische überstreifende Ton, mit welchem von frühzeitig untergegangenen genialen Dichtern gesprochen wird, hat bei der Charakteristik des zuletztgenannten einen seltsamen Beiklang: „Dasjenige", heißt es, „was noch schmerzlicher ist als der Verlust des Mannes, ist dies, daß mit ihm nichts verloren ging." Und nun wird diese Thesis in der bekannten Reflexionsmanier so fortvariirt, und auf der künften Seite mit dem Satze geschlossen: „Grabbe wird eine denkwürdige Episode unserer Literaturgeschichte bleiben." Und doch steht er unter den Göttern? Wol hätte die Apotheose eine andere Würdigung erfordert als einige beiläufige Worte über die Schwäche seiner beiden letzten Gedichte und die Mißstände seiner Intentionen. Hat Gutzkow hier eine Basis, eine vorhandene, unbestreitbar gelassen, so ist es bei Büchner fast umgekehrt der Fall. Dort zimmert er eine aus Fragmenten zusammen. Um zu den Genien gezählt zu werden, die den Göttern nahe stehen, reichen einige kühne und sichere Griffe in das Reich der Gedankenschatten nicht hin; der Genius ist der Träger einer neuen geschichtlichen Idee, der Schöpfer einer neuen Art, nicht ein bloßer Producent neuer Gedanken. Das Streben macht es nicht, sondern das Bewußtsein. Gutzkow bemüht sich, ein ieden, das nur von jenem zeugt, zu einem genialen zu stempeln, und doch kann weder jenes Streben noch dieses Bewußtsein den Ehrenplatz zwischen Shelley und Grabbe in der That rechtfertigen.

Verschiedenartiger in Ton und Behandlung sind die Aufsätze der zweiten Serie. Der erste, über Schadow, verdreitet sich zugleich über die Differenzpunkte der düsseldorfer und münchener Kunstschulen und geht vom Meister auf die Schüler über; ein andrerer, über Heine, ist dagegen im Grunde nichts als eine oft allzu nüchterne, sich wiederholende Paraphrase des alten Wortes, daß ein Prophet selten in Belh habe: nicht den erwartet man Anderes. Bei Raumer dient durch die Rechtfertigung viel Schärfe, bei Rethues durch den Tadel viel Milde durch; aus Barnhagen's „Galerie von Bildnissen" und aus Laube's „Reisenovellen" wird Anlaß zu bittern Worten über Genz genommen. Die am richtigsten und billigsten wire digenden Aufsätze scheinen uns die über Immermann und Laube zu sein; und doch weicht rücksichtlich des Letztern schon die Vorrede von der früher geschriebenen Charakteristik ab. In der letztern heißt es noch: „Laube ist auf dem Punkte, die Schwächen des Liberalismus zu durchschauen, die Literatur von den Erinnerungen an 1830 zu erlösen, neue Ausdrücke für alte Dinge und neue Begriffe für alte Worte zu schaffen." Wie ganz anders in dem resumirenden Vorworte: „Ein Anderer möchte er demselben Staate, der ihn der Lüge zeiht, grade eine Wahrheit werden, und hält seine Anstellung als muskauscher Staatsgefangener für eine Gnade, der bald der Legationsrathscharakter folgen werde." Aber noch ergiebt es G. Schirges, er schließt im Buche den Reigen der Hyperbeln; sein Talent sei zu achten, heißt es, die Erscheinung des Buches wichtig, wenn auch die Tendenz nicht gebilligt wird. In dem Vorwort ist er zu den Don Quixotes gesellt: „Ein junger Reuling schreibt deshalb gegen Metternich, weil er hofft, jeden Augenblick könne ein Courier kommen, um ihn an Gentzens Stelle zu berufen."

Bücher war die Kritik Gutzkow's nur theilweise dem Talent zugewendet, in dem letzten Abschnitte läßt sie die Flut vernichtender Worte unter Donner und Blitz und mit allem Beiwerke, das die Publication eines Todesurtheils noch zu einer Komödie machen kann, gegen die unglücklichen Johannes Minckwitz, J. Jacoby, F. A. Löffler und — Henrich Steffens ausströmen. Eine solche Kritik wäre gegen die Genannten die gerechteste, wenn sie überhaupt noch nöthig wäre; denn einigen von ihnen ist schon so sehr — um ein gewöhnliches Gleichniß zu benutzen — auf den Kopf getippt worden, daß sie ihn schwerlich mehr in die Regionen der Literatur erheben werden, oder sie verkümmern in ihrer geistigen Misere — und solchen Unglücklichen kann man doch wenigstens die Freude an dem wenigen Leben lassen, das ihnen noch übrig ist, und an dem ja außer ihnen so wenig Jemand Freude hat, als sie selbst eine andere kennen dann diese. Einer aber von diesen Vieren hat Kraft und Willen, Selbstbewußtsein und Energie; das hat er bisher gezeigt, und das kann man anerkennen, wenn man auch über die Echtheit seiner Bestrebungen, über die Wahrheit seiner Richtung ganz abweichend denken mag. Darum verdient er nicht in die Classe Derer gestellt zu werden, die Windmühlen für Riesen halten und sich für Ritter und Helden; wenn die Abirrungen eines Mannes, der seinen Weg zu verfolgen gezwungen war, sind anders zu beurtheilen als die Purzelbäume von Anfängern, die mit einem salto mortale auf den Höhen der Literatur zu sein meinen. Wären ihm jene Abirrungen nicht nachgewiesen worden, so hatte Gutzkow's Kritik mehr für sich, weil ihre Schärfe durch den Kampf gegen einen allgemeinen Mißstand gerechtfertigt würde; so ist sie gegen einen Einzelnen gewendet und hat eine solche Ausdehnung mehr, der minder ein Verdienter, als es hier einen Riesenkampf gilt, zu dem sie sich anstegt, und daß es ein vergebliches Bemühen ist, an Dem zum Ritter zu werden, der zu sehr Mann ist, um fur einen Don Quixote zu gelten.

Über den Gedanken des Buches im Allgemeinen bemerkt Gutzkow selbst: „Indem ich diese unter verschiedenen Eindrücken verfaßten Artikel zusammenstellte, ward ich selber von einer Einheit derselben betroffen, die ich in sie nicht hineingetragen hatte. Ich fand, daß der Reseaiu aller dieser Artikel die Mißstellung der Literatur zu den öffentlichen Thatsachen ist, mochte die Klage nun in meiner Auffassung, oder, was ebenso oft wiederkehrt, in den behandelten Gegenständen selbst liegen."

Das ist völlig wahr bis auf die Zweifelhaftigkeit des Grundes. Es ist Gutzkow's Auffassungsweise, die in den Mißständen der Literatur die Einwirkung des öffentlichen Lebens da sieht, wo Andere die Schwächen des Charakters finden oder auch nur die gewöhnliche Schattirung der Lebenszustände. Das wahre Malcontente aber, das er namentlich bei Immermann und Barnhagen gewahrt, ist das Kennzeichen jeder Durchgangsperiode, und für die jetzige wäre es sicherlich schlimm, wenn sie ihren Verlauf in einen Durchbruch des öffentlichen Lebens nähme. 39.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 283. — 10. October 1838.

Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

Am zweiten Feiertage war großes Festin bei der reichen Witwe Lömlein; unter den anwesenden Gästen befanden sich der Commissionsrath, der in hohe Gunst gekommene Doctor Strahlheim, ein schöner Rittmeister, Graf Eichenhorst, und ein Engländer, Mr. Horsfal, der in Geschäftsverbindung mit dem Hause Lömlein gestanden hatte. Der Engländer kam über Tische auf den seligen Herrn Herz Jakob Lömlein zu sprechen und erzählte ein seltsames Abenteuer von diesem Manne, der, beseelt von einem rastlosen Verlangen nach Erfindungen und Kenntnissen, in England sich des Verbrechens schuldig gemacht hatte, ein Fabrikgeheimniß ausgeforscht zu haben, worauf die Todesstrafe stand. Schon habe er unter dem Galgen gestanden, als er durch einen glücklichen Zufall gerettet worden sei. Zu spät merkte der Engländer, als Cäcilie in Ohnmacht fiel, daß er diese Geschichte von — dem ehemaligen Gatten der Frau Lömlein, dem Vater Cäciliens, erzählt, während er den Herz Jakob Lömlein für den Großvater der Letztern gehalten hatte. Bald jedoch wurde die Ruhe wiederhergestellt und der Engländer erzählte weitläufige Geschichten von Ostindien, wo er die Bekanntschaft eines außerordentlich tüchtigen und praktischen Mannes gemacht habe, welcher einen indischen Fürsten wieder zur lebendigen Thätigkeit und zum Bewußtsein der Zufriedenheit verholfen und dadurch der Wohlthäter vieler Millionen geworden sei. Cäcilie ward von dem offenherzigen Rittmeister unterhalten, an dessen Gutmüthigkeit und kräftigem Wesen sie Geschmack fand, so wenig ihre Mutter dem jungen Offizier hold war. Er machte der Schönen die kräftigsten Complimente, fand aber selbst, daß sie für ihn beinahe zu fein und zu gebildet sei. Nach Tische wurde der Rittmeister in die Caserne entboten, weil für den Abend bei dem neuen Bau wieder Unruhen zu besorgen standen, und beinahe Alle ereiferten sich über die Wunderlichkeiten und Grillen des Bauherrn, welche so viel Gefahr und Unlust herbeiführten. Strahlheim aber spielte den Muthigen und wünschte sich einen rechten Spectakel.

Dieser Wunsch scheint nicht unerfüllt bleiben zu sollen: man schreit, in dem neuen Hause sei Feuer ausgebrochen; zum Glück zeigt sich's, daß dies Feuer nur eine herrliche Beleuchtung ist, bei der die Werkleute auch des Nachts fortarbeiten sollen. Die Gesellschaft bekommt Lust, hinüberzugehen und sich das schöne Schauspiel, das bunte Treiben und die Lustbarkeit der schmausenden und zechenden Arbeiter zu besehen. Gesagt, gethan, Alle waren entzückt über das erleuchtete, wunderbare Gebäude, über die herrlichen Lichteffecte. Madame Lömlein bekommt Lust, in dem neuen Hause einzumiethen; der Jude Joel führt sie und die Ihrigen zu dem Architekten, in welchem sie mit Erstaunen den armen Menschen erkennt, der am Weihnachtabend ohnmächtig vor ihrer Thüre gefunden worden war, und dem sie sehr übel genommen, daß er sie so in Schrecken versetzt. Nicht wenig befremdet und erzürnt es sie, daß dieser Mann ihr zu erklären wagt, er könne und dürfe ihr noch keine bestimmte Zusage machen. Mittlerweile war aber ein wirklicher Sturm auf das Gebäude von müßigen und händelsüchtigen Leuten eröffnet worden, sie waren eingedrungen und hatten allen möglichen Unfug und Verwüstung verübt; es entstand ein fürchterliches Gedränge und Verwirrung; Cäcilie ward von ihrer Mutter getrennt; sie flüchtete auf einen schmalen Sims und klammerte sich an einen Pfeiler, wo sie fast ganz das Bewußtsein verlor. Der Meister des Baues gab sich alle Mühe, die Wüthenden zu beruhigen; aber er selbst wäre von einem Gerüst, das sie einrissen, herabgestürzt, wenn nicht die schüchterne Marie ihn zurückgezogen und so gerettet hätte. Die rath- und bewußtlose Cäcilie wurde durch einen starken Arm von ihrem gefährlichen Zufluchtsorte herabgeholt und sanft niedergelegt; eine That, welche sie geneigt war, Werner zuzuschreiben — es war aber der alte Muff. Madame Lömlein ihrerseits fiel auch aus Alteration in Ohnmacht, und Strahlheim, der sich an der Waffe eines der herbeigeeilten Soldaten leicht verletzt, machte sie glauben, er habe, um sie zu retten, sein Leben gewagt. Die Reiterei, unter Anführung des Grafen Eichenhorst, der tolle Heinrich genannt, zerstreute das Volk; die Ruhe ward hergestellt, das neue Haus geleert; der Rittmeister führte Madame Lömlein in ihr Haus zurück und ertheilte dem Architekten das Lob, daß er seinen Bau wie der beste Gouverneur seine Festung vertheidigt habe.

Die Ereignisse dieses stürmischen Abends gaben viel

Digitized by Google

zu reden; der Doctor Strahlheim und der Architekt Werner waren in Aller Mund. Der Erstere wurde bald in das Haus eines alten geheimen Raths berufen, der eine schöne Tochter hatte, und wußte sich hier sehr in Gunst zu setzen. Für den Architekten aber hatte jener stürmische Abend die schlimme Folge, daß die Fortsetzung des Baues von Seiten der Policei untersagt und nur erst nach vielen Anstrengungen und Schritten von seiner Seite, wobei er jedoch kräftige Unterstützung und Gunst fand, und wobei seltsamerweise der alte Papa Muff mitzuwirken wußte, wieder gestattet wurde. Die Eingabe Werner's, worin er darum bat, hatte von einem Vetter Mariens abgeschrieben werden sollen; in der That aber war Cäcilie dies Copistin gewesen. Über dies Wunder, das Nachgeben der Policei, war nicht geringes Staunen in der Stadt und namentlich auch in den höhern und niedrigern Sphären des Lömlein'schen Hauses, und man stellte die verschiedensten Vermuthungen und Betrachtungen über die Motive dieser Erlaubniß an, über die Mittel, die dem Architekten und dem Bauherrn zu Gebote stehen müßten, über Policei und Regiment.

In dieser Nacht hatte Werner, wie ihm ein kürzlich empfangenes Schreiben angekündigt hatte, eine Zusammenkunft mit dem Bevollmächtigten des Bauherrn; er war nach so Manchem, was vorgegangen, nicht mehr überrascht, den Papa Muff bei sich eintreten zu sehen. Der wunderliche Alte rührte den Architekten aufs innigste durch die Erzählung seiner Lebensschicksale und seine vertrauten Mittheilungen. Er habe von Jugend auf große Dinge geträumt, gewaltige Erfindungen, er habe bei seinen Experimenten viel aufs Spiel gesetzt, sei für einen Narren erklärt worden; man habe ihm einen Vormund gesetzt:

„Ein Plan lag vor mir, eine Erfindung, die Tausende glücklich machen, Hunderttausenden Brot verschaffen sollte. Nur ein paar Hände voll Geld bedurfte es noch. Sie schlugen sie mir ab. Da lernte ich mich verstellen, ich log ihnen vor, daß ich vernünftig sei. Ich ward nun wol wieder frei, Herr meines Geldes; ach, aber wie mußte ich mich umblicken, wie schleichen und verstellen, wenn ich eine Handvoll fortgab. Das Heimliche kostet Geld, viel Geld. Ich sah mit Schrecken, daß ich nichts mehr hatte, weniger als nichts. Strenge Gläubiger pochten an meine Laboratorien. Aber meine Maschinen, waren das nicht Goldpressen, Münzstempel! Die Industrie des Landes lag in meiner Hand, wenn ich die eine fertig bekam, die ohne den Schweißtropfen eines Menschen, ohne das Stöhnen der Pferde, ohne Wasser und Wind, durch nichts bewegt wurde als den Dampf. — Ich hatte eine Gattin, sie war reicher als ich gewesen und war noch viel reicher geworden. Sie hatte keine Erfindungen gemacht! Oft hatte sie mich freilich zurückgewiesen. Doch jetzt, wo mein Alles auf dem Spiele stand, wo es so klar war wie der Tag, ich wurde ein Krösus, da konnte sie es doch nicht abschlagen, ihrem Gatten beizustehen... Wie sie da die Augen verdrehte, blaß wurde, in Krämpfen lachte und schrie: Auch das mir noch, du Taugenichts! Willst Weib und Kind zu Bettlern machen! Mir aus den Augen. Der Thaler, den ich zu deinen Alfanzereien gebe, soll mir in der Hand schmelzen. So hat die kaltherzige Weltklugheit von jeher gesprochen, so zu Columbus, zu Kepler und Kopernikus; und ich alter, schwacher Mann bilde mir aus Eitelkeit ein, ich sei auch ein solcher Märtyrer gewesen." — „Und was endete die Geschichte?" fragte Werner. — „Der Tod." — „Wer starb?" — Der Alte stockte: „Wir Beide. Das war doch das Gescheiteste? Wer nicht mehr wirken kann, ist todt. Aber was ist denn von mir gestorben? Nur was vergänglich ist! Die große Maschine mußte doch ans Licht; sie ist ans Licht getreten, sie, die Raum und Zeit auf Erden wird verschwinden machen, die Menschen, ihre Werke und Gedanken den grollenden Elementen zum Trotz zueinanderführt, und die, für den Menschen arbeitend, sich ihm selbst wiedergeben wird, daß sie sich Alle frei bewegen, gerad aufrecht stehen und zur Sonne schauen sollen. Das Paradies liegt hinter uns, es liegt aber auch vor uns, und den Menschen gab er die Kraft zu graben und zu säen, daß es wieder blühe. Nicht wahr, es ist ganz gleichgültig, ob der alte Muff oder ein Anderer die Maschine erfunden hat?"

Seine Lebensphilosophie setzt der Alte weiter in Folgendem auseinander:

„Es lebt sich nur dann schlecht, wenn wir das andere todte Leben hinter uns nicht vergessen können, wenn der Wurm beständig in uns nagt: dir geschah Unrecht! Wer den zum Schweigen gebracht hat, wer sich selbst bewiesen, ihm sei nicht mehr widerfahren, als er verdient, der ward schon wieder neugeboren und unschuldig wie ein Kind. In der Wüste da, nach meinem Tode, hielt ich mit mir selbst Abrechnung. Die Schatten besuchten mich, die ich als Wesen gekannt. Es war ein schweres Ringen mit ihnen. War ich doch König und konnte sprechen, sie mußten schweigen und vor meinem Blicke fliehen. Sie öffneten auch nicht den Mund; aber so oft ich sie verscheuchte, sie kamen immer wieder und behielten zuletzt ihr Recht. Wo war denn meines? Wenn ich mehr geahnt, mehr gewußt als die Andern, was gab mir das ein Recht, mich von der Kette loszureißen, davon ich ein Glied war! Die Kette selbst konnte ja zerreißen! War es nicht Pflicht der Liebe und der Klugheit zugleich, mich ihnen verständlich zu machen, sie allmälig mich verstehen zu lassen? War es nicht doch vielleicht Eitelkeit, Stolz, ich wollte überraschen, wie ein Göttersohn hervortreten, der die dunkle Hülle fortwirft, um durch seine Strahlen zu blenden? Und wenn nicht; wenn ich da wirklich unschuldig litt, hatte ich nicht wo anders gesündigt, war es keine Strafe?... Ich war müde vom Staub. Die Geißelhiebe der Gesellschaft hatten mich verwundet; wie giftige Distelspitzen saß es mir im Fleisch. Ich wollte mich baden in der reinen Natur. Da war keine Pflanze so klein, kein Thier so schlecht, das mir nicht besser dünkte als der Mensch; ich liebkoste es. Ich sah, wie die Lüfte den Halm nährten, wie der Duft der Erde dem Käfer Kraft gab. Es war Alles natürlich, gerecht, auch der Untergang. Jedem Dinge ist seine Zeit gemessen; aber des Menschen Geist hat nirgend ein Ende; er kommt aus der Ewigkeit, und in die Ewigkeit läuft er aus. Der alte Mann suchte wieder seine Brüder auf." — „Und fand bessere Geschlechter, Wahrheit und Gerechtigkeit!" fiel Werner ein. — Papa Muff lächelte: „Vielleicht kam ich selbst gebessert hin. Da fand ich es denn auch besser. Ich hatte mein Auge in der Wüste geübt und den Thieren abgemerkt, wo sie Nachts ihr Lager suchen und Morgens auf die Weide gehen, vor welchem Winde sie sich auf die Erde drücken, und wo sie vor dem stärkern Feinde fliehen. Da merkte ich auch bald den Platz unter den Menschen, wo ich hingehörte. Sie sind nicht so schlimm, wenn man sie nicht für so schlimm hält. Auf Erden lernte ich mit den Menschen reden, wie sie es verstehen. Ist das nicht genug?"

Ehe der Alte den Architekten verließ, verkündigte er ihm den nahe bevorstehenden Einsturz des alten Hauses und hieß ihn hoffend der Zukunft vertrauen, die seine liebsten Wünsche erfüllen werde. Während ihres Gesprächs war, mitten im Winter, ein heftiger Donnerschlag erschollen, der auch die übrigen Hausbewohner geweckt und erschreckt und eine Menge seltsamer Gerüchte erzeugt oder wieder angeregt hatte von einem spukenden Hausgeiste, welcher der Geist des letzten Herrn Lömlein sein sollte,

Digitized by Google

der sich, wie verlautete, im Verdruß über seine Gattin selbst ums Leben gebracht. Auch Strahlheim, obwol nicht abergläubig, hatte vom Einsturz des Hauses geträumt, und gedrängt von seinem Gläubiger Joel, angefochten um den Erfolg seiner Bewerbung bei Cäcilie, kurz in der verdrießlichsten Laune hatte er sich früh Morgens in ein ihm wohlbekanntes Weinhaus geflüchtet, um die Geister des Mismuths durch den Geist des Weins zu vertreiben. Hier fand ihn sein Hauptquälgeist Joel, der ihn unaufhörlich anspornte, sein Glück zu verfolgen und die Hand der reichen Erbin zu gewinnen, während Strahlheim seiner elenden, heuchlerischen Rolle mehr und mehr überdrüßig ward. Eine Flasche um die andere ward ausgestochen, und der Jude selbst griff in die Tasche, um eine zu bestellen, als der Madame Löwlein Johann eiligst herbeikam, den Herrn Doctor zu seiner Frau zu holen. Diese hatte eine sehr üble Nacht gehabt. Nach dem Donnerschlage hatte man sie in einem Zustande von Raserei gefunden und den erwürgten Papagei in ihrer Hand. In ihrer furchtbaren Aufregung hatte sie gefodert, in der Nacht noch das Haus zu verlassen. Dann hatte sie Alle fortgejagt und nur mit Cäcilien ein ernsthaftes, langes Zwiegespräch gehalten. Mit verweinten Augen war Cäcilie wieder herausgetreten und hatte die Hausleute zu beruhigen gesucht, ihre Mutter sei in der Genesung; in der Küche aber behauptete man, es sehe aus, als ob der leibhaftige Tod in dem Gesicht der gnädigen Frau seinen Einzug halte. Als sie noch im Bette war, kam die Baucommission, um eine Besichtigung des ganzen Hauses vorzunehmen, und machte sehr ernsthafte Gesichter. Der Commissionsrath, nach dem sie geschickt, trug ihr die Bitte vor, ihm auf den Neujahrstag mit einigen Tausend Thalern auszuhelfen; zornig wies sie ihn ab. Da wurde noch der Engländer angemeldet, welcher alte Foderungen an das Haus geltend machte, da, wie er höre, andere Schulden neuerdings auch bezahlt würden, und der im Verlauf der Unterredung ihr sehr glaublich machte, daß Herr Herz Jakob Löwlein — noch lebe! Nach solchen Stürmen bedurfte sie der ärztlichen Hülfe; aber in welchem Zustande kam Strahlheim. Johann, der, von ihm reichlich bezahlt, ihn protegirte, hatte den Wagen einen großen Umweg mit dem Berauschten nehmen lassen, hatte ihn dem Wasserstrahle eines Pumpbrunnens ausgesetzt, um ihn zur Nüchternheit zurückzubringen, und entschuldigte des fast sprachlosen Doctors triefende Kleider mit einer Lebensrettung — er habe ein Kind aus dem Wasser gezogen. Madame Löwlein hatte eine lange geheime Unterredung mit ihm und sagte ihm die Hand ihrer Tochter zu, um diese, die nach des Arztes Behauptung einen nachtheiligen psychischen Einfluß auf sie ausübte, je eher, je lieber aus ihrer Nähe zu entfernen. Schon wollte die Mutter die Klingel ziehen, um dem Doctor die glückliche Stunde schlagen zu lassen; aber er hielt ihre Hand zurück und bat um Aufschub; mit Joel fuhr er in seinem Wagen wieder fort.

Cäcilie hatte von dieser Verhandlung über ihr Lebensschicksal durch ihr Sehvermögen Kunde erhalten, welches ihr die Zustände, Handlungen, Bestrebungen Derer, mit denen sie in einen Rapport kam, offenbarte. Werner spielte seit jenem stürmischen Abend eine bedeutende Rolle in ihren Träumen und Phantasien; Strahlheim war ihr bisher gleichgültig gewesen; aber nun ward sie sich bewußt, welche Bedeutung dieser Mann für ihr Schicksal gewann, sie erkannte seinen ganzen Seelenzustand, sie bebte vor ihm zurück und glaubte dann doch wieder sich berufen und verpflichtet, ihn vom Untergange zu retten. Dazu kam noch, daß sie Mariens Liebe zu Werner entdeckte; sie faßte einen Entschluß; sie ging zu ihrer Mutter; sie schrieb an Werner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Novellen von Philippine von Mettingh. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1838. 8. 4 Thlr.

Es ist selten, in Novellen von Frauenhand eine so tüchtige Charakteristik und so sichere Führung der Fabel anzutreffen, wie sie uns hier entgegentritt. Man muß die allgemeine Beschuldigung der matten Motive und bleichen Farben gegen die Frauenerzählungen fallen lassen, wenn man beispielsweise in diesen Novellen viel mehr Kraft in den Umrissen, eine viel tiefere Individualisirung und eine viel lebhaftere Färbung erkennt, als in zahlreichen Männernovellen anzutreffen ist. Wir wollen damit nicht sagen, daß diese Erzählungen von aller Manier frei wären, im Gegentheil, sie zeigen eine sehr bestimmte, aber durchaus tüchtigen Mustern entlehnte Bildung und nehmen eben damit, ohne auf besondere Originalität Anspruch machen zu können, einen gewissen Rang ein, wie ihn Durchbildung des Geistes, gutes Wissen, achtbare Beobachtung der Natur und künstlerisches Vermögen nur immer gewähren können. Hervorstechend in ihnen ist namentlich eine unverkennbare reiche historische Bildung und eine, bei Frauen äußerst seltene Durchdringung geschichtlicher Daten und Zustände. Von solchen Zuständen werden denn auch alle diese Erzählungen getragen, und sie sind recht eigentlich Illustrationen derselben und wahrhafte historisch-romantische Zeitbilder. Auf diesem Gebiete nimmt die Verf. ihre Stelle neben Karoline Pichler und Friederike Lohmann ein und hat keine andere Nebenbuhlerin zur Seite.

Die Erzählung: „Die Schwestern von Ottojano", welche die Ausgänge der Empörung Neapels gegen die spanische Herrschaft nach Masaniello's und Massa's Tode unter Gennaro Annese und dem edlen Herzog von Guise schildert, ist eine kleine Perle unter den historisch-romantischen Novellen. Reich an spannendem Interesse, mit fester Hand zu sicherm Ziele geführt, ergiebig an scharf, beinahe mächtig gezeichneten Charakteren, fehlt ihr fast nichts als ein wenig mehr Mäßigung in der Malerei des Schrecklichen — seltener Tadel bei Frauenerzählungen —, um für ganz gelungen zu gelten. Der Held Guise, in treuer historischer Farbe gemalt, der feige Gennaro — niemals wählte sich die Volksgunst wol einen muthlosern Helden —, der Narr Luigi del Ferro, gegenüber dem alten spanischen Starrkopf Herzog von Farsi und Juan, der schwankende Erzbischof, die verrätherische französische Politik, die ihren Helden Guise im entscheidenden Moment fallen läßt; das Verhältniß der Schwestern Olympia und Laura, die Erstere Juan's treulose Braut, die Andere sich für ihn opfernd, alles Dies stellt, mit dem Kampf und den Naturscenen vereinigt, ein so reiches Gemälde voll gedrungener, leicht übersichtlicher Gruppen dar, daß wir uns an dem Bilde wahrhaft erfreut haben, über dem in der That der Geist historischer Durchdringung der seltsamsten Zustände schwebt. Der Kampf, das Volk, die Führer, Alles ist richtig gewürdigt und voll geschichtlichen Lebens, voll Wahrheit

Digitized by Google

und Anschaulichkeit, welche letztere den Bildern von Frauen sonst wol zu fehlen pflegt. Das Einzige, was uns darin zu tadeln scheint, sind die Scenen des gemeinen Lebens, das Wirthshaus, die Hinrichtung de Santi's, wo wir neben Wahrheit und hohen Mäßigung und Geschmack vermissen.

Mit gutem Vorurtheil gehen wir nun schon an die Lecture der folgenden Erzählungen dieses Theiles: „Der Coadjutor von Paris“ und „Das letzte Jahr einer Herrscherin“. „Der Coadjutor“ befriedigt in der That noch mehr als „Die Schwestern von Ottojano“; er erweckt für die historische Erkenntniß der Zeiten, für die Charaktermalerei der Verf. die höchste Achtung und vermeidet den Vorwurf geschmackwidriger Episoden, den wir der ersten Erzählung machen mußten. Eine seltsame Zeit der Fronde ist hier mit wahrhaft treffenden Farben gemalt. Der unverstand des Hofes und eines tyrannischen und doch feigen Ministers (Mazarin's), der den von echter Vaterlandsliebe erfüllten jungen Coadjutor, Paul von Gondi, zum Rebellen wider Willen stempelt; die sittliche Verdorbenheit eines, fast alles moralischen Muthes leeren Geschlechts von Männern, gegenüber einer ehrwürdigen Matrone voll Charakter und Muth; die feine Zeichnung einer andern Frau, welche Haß und Ehrsucht beherrschen, Frau von Chevreuse; das die auf einen Punkt äußerst zart gehaltene Verhältniß Mariens von Chevreuse zu dem geistlichen Helden; dann die reichen Charakterbilder des Präsidenten Mesmes, des Marschall Meilleraye und Gondi's — alles Dies gibt ein Gemälde voll des anziehendsten Lebens und so mehr der Wirklichkeit verwandt, daß wir unsern Blick nicht davon abwenden können. Geschichte und die menschliche Natur haben der Verf. in Wahrheit einen Einblick in ihre Geheimnisse verstattet, wahrer und zugleich erfreulicher, wenigstens tröstlicher, als die trostlosen Memoiren der Zeit ihn gewähren; und gestatten wir einmal die Zwittergattung von poetischer Verherrlichung, welche wir historische Romanik nennen, so glauben wir allerdings, daß hier ihr wahres Verbild anzutreffen sein wird. Eine Eigenthümlichkeit der Verf., das plötzliche Abbrechen ihrer Erzählung inmitten des anziehendsten Verlaufs derselben und die Neigung zu tragischen Ausgängen ihrer Erfindungen tritt auch hier wieder hervor.

„Das letzte Jahr einer Herrscherin“ führt uns Johanna II. von Neapel vor. Die ungewöhnliche Kunst, mit der die Verf. Individualitäten zu Trägern historischer Ereignisse und geschichtlicher Zustände zu machen weiß, zeigt sich auch in dieser Erzählung wieder. Die eitle, mistrauische, aber aus eignem Antrieb nicht grausame Johanna II. stellt sie dar, wie sie wirklich war, beherrscht von ihrer Mutme, der Herzogin von Sessa, schwach gegen den geliebten Caracciol, von vier Kronprätendenten umgarnt und bedroht, zur Hinopferung ihres Lieblings verleitet und an dieser grausamen That selbst reuegend. Das Hauptinteresse der Erzählung stellt sich in dem Zusammentreffen sämmtlicher vier Thronprätendenten, des alten Jakob de la Marche als Mönch, Rene's von Neapel als Troubadour und Janfaron, des Königssohns von Aragonien als fahrenden Ritters, und des päpstlichen Legaten, der den Thron als erledigtes Lehen für den Stuhl von St.-Peter ansprichte, mit Johannen und Caracciol, dem die alte Königin ihre Hand anträgt, während er Laura, die Pflegetochter des Burgherrn und Jakob's Tochter liebt, dar. Dies Wechselverhältniß politischer Interessen und zarter Beziehungen unterhält den Leser dauernd, während der historische Stoff, dadurch beleuchtet und verklärt, wie die gewichtigen Urkunden des Scheidungsprocesses in die Tiefe klar und eine nachhaltige Lehre, ein lebendiges Bild in der Erinnerung zurücklägt.

Der zweite Theil beginnt mit der „Sendung nach Frankreich“, einer reichhaltigen Erzählung, in der die Schicksale der unglücklichen Jakobea von Kleve, die einem Gerüchte nach ein Opfer der Herrschsüchtigen ihrer Schwägerin Sibylla wurde, mit dem Geschicke Guise's, den Katharina von Medici und die Tücke Heinrich III. hinwürgten, verbunden sind. Hier sind es besonders die Scenen an beiden Höfen zu Düsseldorf und Paris, welche in ihrer Walter-Scott'schen Färbung ein lebhaftes Interesse ansprechen. Die Scene, wo Dietrich von Hall dem König endlich seine Botschaft überreicht, gehört zu den glücklichsten Skizzen dieser Art, die wir kennen. Der Ausgang dieser Erzählung, der Tod der edeln Jakobea, Guise's Mord geben derselben Bedeutung und eine tragische, gut vermittelte Farbe. In der „Marquise de Prie“ ist die Verf. weniger glücklich gewesen; sie ist hier offenbar nicht bis zur schönen Form durchgedrungen. Die Erzählung besteht nur aus gutem Material, das jedoch unverarbeitet, unfertig geblieben ist. Unvermittelt stehen die guten und die schlechten Eigenschaften der Geliebten des Herzogs von Bourbon nebeneinander, und ihre gröbliche Verirrung am Schlusse, wo sie zur Giftmischerin für den guten alten Fleury wird, ist offenbar selbst eine Verirrung der Verf. Historisches Studium ist jedoch viel in dieser Arbeit, und ein mit Meisterhand hingeworfenes Charakterbild stellt die neunzigjährige Marschallin Noailles dar, der der siebzigjährige Fleury noch zu jung zum Minister dünkt.

Von den Erzählungen des dritten Theiles: „Die Verschwörung der Damen“, „Der Mörturer“ und „Die Priesterherrschaft im J. 1786“, malt uns die erste den Hof der Herzogin von Maine und die seltsame Verschwörung, die hier gegen den Regenten Philipp von Orleans angesponnen wurde, und an deren Spitze die Königin von Spanien, die Maintenon und Cellamare standen. Die Verschleichkeit der Männer dieser Periode weiß die Verf. schildern, mag der Leser geneigt sein, es ist nur zu wohl bekannt, daß sie wirklich alles Glaubliche übertrieb. Doch die Frauen waren nur activer, nicht besser. Die Memoiren der Zeit füllen diese Erzählung mit reichem und gutbenutztem Anekdotenstoff, von dem Damenduell der Polignac und Nesle bis zu dem Hölenritt der Herzogin von Maine. Die zweite Erzählung: „Der Mörturer“, stellt das traurige Ende des holländischen Examinandus, Oldenbarnevelt's, dar, und Moritz von Nassau's schlimmste Verirrung, die Verfolgung der Arminianer, und der Tochter Coligny's, Mortgens Mutter, vergeblichen Kampf für den alten und ehrwürdigen Vaterlandsfreund. Diese Erzählung ist wieder mit ungemeiner Fertigkeit erfunden und vorzüglich gelungen. Die letzte Novelle: „Priesterherrschaft“, ist zwar nur eine Skizze, aber eine gelbvolle. Wir sehen einen alten, geizigen und reichen römischen Priester, Lepri, den der Ehrgeiz stachelt, in den Händen eines jener Agenten Papst Pius VI., der, in beständiger Geldnoth, die Kirchenwürden förmlich verhandelt und sich dazu solcher Leute, wie Stefano ist, bedient haben soll. Der Gauner schmeichelt dem Priester den Cardinalshut vor; aber wie er seinen Raub fangen will, kommt ihm Mortier Fernando Namens der entlebten Nichte des Geizhalses zuvor. Beide buhlen den Schatz, fliehen und lassen Sr. Heiligkeit und seinem betrogenen Agenten das Nachsehen. Diese Skizze ist höchst originell und läßt bei der geistreichen Verfasserin historische Quellen ahnen, die wir wol näher kennen möchten.

Diese durchweg trefflichen Erzählungen mögen hiermit unsern Lesern wol empfohlen sein. 30.

Miscellen.

Die Gemahlin des Marschalls d'Ancre antwortete auf die Anklage, daß sie die Königin Marie von Medicl bezaubert habe: „Ich bediente mich nie eines andern Zaubermittels als meines Verstandes; ist es dabei wol zu verwundern, daß ich die Königin regiert habe, da sie gar keinen Verstand hat?“

Als Corneille gestorben war, legte man den Schauspielern folgenden Calembourg in den Mund:

Puisque Corneille est mort, qui nous donne du pain,
Nous vivrons de Racine, ou nous mourrons de faim.

29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 284. —— 11. October 1838.

Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

Der Bau schritt mächtig fort bis zum Neujahrsabend; Jedermann drängte sich herzu, das wunderbare neue Haus im Innern zu sehen, und die Vermuthungen über die Person des Bauherrn wurden immer vielfältiger und abenteuerlicher. Beinahe wäre der Bau wieder gehemmt worden; der sogenannte chinesische Tempel, ein Park mit der Aufschrift: „Tempel der Wahrheiten", enthielt Götzenbilder und Figuren, an deren Namen und Bedeutung die Policei Anstoß nahm. Ein altes Weib machte die Erklärerin:

Dies sind zwei mexicanische Zwillinge aus China, Homopael und Allopatl sind ihre Namen; ihre Rückgrathe sind aneinandergewachsen; sie werden sehr verehrt, und können sich nicht ansehen, so beißen und stoßen sie aufeinander. Daneben schauen Sie Götzenbilder von verschiedener Qualität. Diese Götzin heißt Egala und jener Götze Papirus. Sie haben Beide die Weltkugel zwischen den Zähnen und möchten sie auffessen. Diese Frauensperson ist die Emanschipatz, auch Pazzio genannt; eine allgemein verehrte Gottheit dort zu Lande. Sie ward besonders angebetet von den Juden, den Frauen, den schwarzen Mohren, den Fleischhauern, Irländern und solcherlei. Die Drei da sind weltweise Götzen. Wer, wie das in heidnischer Zeit so war, kein Licht vor ihnen anzündete, der durfte auch keins in seinem Hause brennen. Sie duldetens nicht. Der mit dem Scheidemesser an der Kante sitzt und den Knopf am Rocke festhält, heißt Imperativ; seine Leute waren die Kategorischen. Hinter ihm der Ichus, der sich auf einer Fichte schaukelt. Der vor ihm mit der Papstmütze reitet, ist der Absolutus. Der Schwarm hinter ihm sieht aus wie Heuschrecken; aber es durfte ihnen Keiner zu nahe kommen. Einer heißt für den Andern, und ist's eine mächtige Gottheit, so noch gilt in einem Lande drüben. Dort zur Seiten sehen die Herrschaften lauter politische Gottheiten: Der hat zwei Kammern, Der eine, Der gar keine fürs Herz. Es steckt aber nirgend drin, wie Sie sehen können. Der hohle Baumstamm dort ist der Legitimussimus; eine erschreckliche Gottheit, der viele Menschen und Kinder geopfert wurden. Ihm gegenüber der breite Haukloß mit tausend Füßen und ohne Kopf, fast wie eine Schildkröte anzuschauen, die sich nicht aufrichten kann, hieß — ein schwerer Name — Volkssuppenreinheit wird's heißen. Aber schauen Sie wohl das Loch, wo der Kopf sein müßte. Da steckte nun Jeder, der die Maschine unterkriegte, seinen eignen rein, und dann beteten sie ihn selbst an für den Götzen. Der dort auf dem Kopfe steht, ist der Turnus. Er wollte das Volk wieder zum Volk machen; aber sie müßten sich dazu Alle recht auf den Kopf stellen. Bei ihm der Janus, aber nur mit Einem Gesichte. Er hat einen langen Bart, und das Haar hängt ihm auf die Schultern und steht immer auf sich selbst. Weil er den Staat nicht leiden kann, geht er ohne Putz, und weil er einen polnischen Rock anhat, ist er eine altdeutsche Gottheit. Die da ist die Freia, keine deutsche, sondern eine französische Gottheit, eine Tochter des Götzen Manschipatz, und Sanct Simon und Sanct Georg schneiden ihr das Schleppkleid ab. . . .

Diese letzte Gottheit hatte die Aufmerksamkeit der Policei erregt; ein Commissair trat ein, hieß alle Anwesende den Tempel räumen und confiscirte die Göttin Freia, obgleich man ihm vorstellte, daß es nicht die altdeutsche Gottheit, sondern die französische freie Frau sei. In der Stadt sprach man schon von republikanischen Verbindungen. Indeß wirkte Werner aus, daß dem Bau kein neues Hinderniß in den Weg gelegt wurde.

Am Sylvestertage kam die junge Rathswitwe schnell zu einem Bräutigam. Dies ging so zu: sie hatte eine lange Unterredung mit dem Studenten Anselm über Liebe und Ehe, und der philosophische Student machte der schönen jungen Frau angst und bange mit seinen kalten und verächtlichen Raisonnements, wie z. B.: „Liebe, was wir uns darunter denken, ist ein veralteter Begriff. Kein Dichter wird jetzt noch von Julien und Käthchen dichten. Das sind abgeschlossene und fertige Sachen, und andere Interessen treten vor uns und fodern uns" u. s. w. Ihre Unterredung wurde seltsam unterbrochen. Ein junger Offizier in Civilkleidung, der Rittmeister Eichenhorst, wollte soeben eine Jagdpartie machen; sein General begegnete ihm auf der Straße unter dem Lömlein'schen Hause und wollte ihn wegen seiner verpönten Kleidung zur Rede stellen, wahrscheinlich in Arrest schicken; der tolle Heinrich wollte seine Jagdpartie nicht aufgeben; er wußte sich nicht anders zu helfen, als er sprang durch das Parterrefenster zu der jungen Wittwe hinein, die er dem ihn aufsuchenden Adjutanten als seine Gattin vorstellte, sich selbst für einen Vetter des gesuchten Grafen Eichenhorst ausgebend. Die arme Frau war untröstlich über diesen ihr widerfahrenen, nicht zu vergütenden Schimpf; und während der Student Anselm im Auftrage des Rittmeisters einen Ausgang machte, bot dieser, um sein Unrecht gut zu machen, der jungen Frau seine Hand an, und sofort waren Beide die vergnügtesten Brautleute. Der wiederkehrende Anselm war wie versteinert.

In der Sylvesternacht machte Werner dem alten Muff

Digitized by Google

in seinem Keller einen unerwarteten Besuch; er war in bitterer Stimmung und fühlte sich tief unglücklich. Der Alte sprach ihm tröstend zu und verkündigte ihm, daß es nun mit dem alten Hause bald aus sein werde; er zeigte ihm die Anzeichen eines drohenden Einsturzes, und als sie miteinander aus dem Keller traten, begegneten sie der Baucommission, die zum zweiten Male Einsicht von dem Zustande des Hauses nahm.

Bei der reichen Madame Löwlein erwartete man die Neujahrsnacht bei einem glänzenden Mahle, bei dem es aber durchaus zu keiner fröhlichen Stimmung kommen wollte. Besonders Cäcilie und Strahlheim waren schweigsam und düster. Die reiche Frau ließ ihre üble Laune an dem ihr zunächst sitzenden Commissionsrath aus, dessen Gesicht ihr wie ein Todtenkopf vorkam; er stellte sehr philosophische Betrachtungen über den Jahreswechsel an; ihr Anerbieten, ihm die 5000 Thaler zu leihen, schlug er lächelnd aus, da er jetzt ganz arrangirt sei. Strahlheim versuchte endlich sein Glück bei Cäcilien; er suchte ihr Mitleid rege zu machen, weil er ihre Liebe und Achtung nicht fodern konnte; Neujahr war der Termin, den ihm der Jude gesteckt hatte; die Uhr schlug zwölf; die Hausbewohner und andere Fremde drängten sich herein, um zu gratuliren, unter diesen der Sensal Joel und die ganze, unten bei der Braut des Rittmeisters versammelt gewesene Gesellschaft. Strahlheim ergriff Cäciliens Hand; jetzt oder nie! rief es in ihm; Cäcilie sollte, sie wollte Ja sagen, aber sie konnte nicht. „Ich kann nicht! Wer rettet mich!“ rief sie. Madame Löwlein wollte losbrechen; da trat Werner ein, nicht um zu gratuliren, sondern um die Gesellschaft zu benachrichtigen, daß die Baucommission die schleunige Räumung des Hauses angeordnet habe. Mit Mühe gelang es ihm, zu verhindern, daß die Gäste und Hausbewohner nicht in übereilter Hast die Treppe hinabstürzten und die gefürchtete Katastrophe beschleunigten; da trat eine Musikbande ein; Werner hatte die Zitternden beruhigt, man wurde durch die Musik und verschiedene Masken, die sich eingedrängt, zerstreut und in einen Taumel versetzt und hätte beinahe noch in dem gefährdeten Hause einen Tanz begonnen. Endlich zertheilte sich das Menschengedränge, in welchem man sogar den Scharfrichter mit seinem breiten Schwert erblickte. Bei diesem Anblick sank Madame Löwlein in Ohnmacht; der Commissionsrath unterstützte sie, indem er murmelte: „Schon da!“

In derselben Nacht noch verfertigte Joel, den Doctor auf sein Zimmer begleitend, ein Inventarium von dessen ihm verfallenen Habseligkeiten; Strahlheim war in dumpfe Verzweiflung versunken; der Jude entdeckte die Pistole Werner's und erklärte auch sie unter Zittern und Zagen für gute Prise. Wie er das Zimmer verließ, begegnete er dem Studenten Anselm und verschacherte sie an den armen Jungen für einen Friedrichsdor. Zu dem in Verzweiflung allein gebliebenen Strahlheim aber kam in später Nacht noch der Commissionsrath, der gern die Hand der Witwe erobert hätte, aber seine Plane scheitern sah, und bot dem bedrängten Doctor mit unbegreiflicher Freigebigkeit einige Tausend Thaler in Banknoten an, die seinen Verlegenheiten ein Ende machten und ihn von dem Juden befreiten.

Am Morgen des Neujahrstages trafen noch bei Nacht drei im Rausche verirrte Studenten, darunter Thomas, im Walde in einem einsamen Hause mit einem Manne zusammen, den sie in ihrer exaltirten Stimmung sogleich sehr lieb gewannen, mit ihm Brüderschaft machten, und dem sie, als er mit dem Wirthe Händel bekam, beistanden und zur Flucht halfen; dieser Mann hob zum Abschiede durchs Fenster einen fleischabgehauenen Menschenkopf herein, und ein solcher fehlte dem Commissionsrath, der, wie sich zeigte, in der That ein Bankrottirer und Betrüger gewesen war.

(Der Beschluß folgt.)

History of the Indian tribes of North America; with biographical sketches and anecdotes of the principal chiefs. Embellished with one hundred and twenty portraits; from the Indian gallery in the department of war at Washington. By *T. M'Kenney* and *J. Hall*. London 1838.

„Eine furchtbare Geschichte, ein neuer schwarzer Tod, hat in wenig Wochen 33,000 Indianer hinweggerafft; von 1600 Mandanen sind 35 übriggeblieben, von den Assinneboins 10,600 gestorben. Verödete Wigwams, frisch aufgeworfene Grabhügel, verwesende Leichname, um welche Geier und Raben schwärmen, bezeichnen die traurige Oede der Wälder und Prairien. Die Krähen- und Schwarzfußindianer haben gleichfalls furchtbar gelitten; von den kleinen Stämmen sind manche völlig ausgestorben, Mann, Weib und Kind heimgegangen zum großen Geiste, und nicht Einer ist zurückgeblieben, um Zeugniß abzulegen, daß sie einst ein Volk von Kriegern waren.“

So berichteten vor einigen Monaten Briefe und Zeitungen aus den Vereinigten Staaten. In der That scheint in jenem Lande auf den rothen Männern ein Fluch zu lasten; sie sind dem Untergange geweiht und verschwinden wie der Schnee vor der Frühlingssonne. Was vom Tomahawk verschont bleibt, das wird vom unsteligen Feuerwasser völlig demoralisirt, oder von Seuchen, wie jenem neuen schwarzen Tode, einer Abart der Blattern, dahingerafft, und bald wird zwischen dem atlantischen Weltmeere und dem Mississippi, dem „Vater der Gewässer“, der rothe Mann zu den Seltenheiten gehören; denn die Creeks und Cherokees sind bereits nach dem fernen Westen getrieben worden, die Cherokees in Georgien müssen auch das Land ihrer Väter meiden, in welchem sie der modernen Civilisation sich möglichst anzubequemen suchten, ohne darum vor den landsüchtigen und habgierigen Bürgern jenes Sklavenstaats Gnade zu finden, und auf die Dauer vermögen auch die Seminolen in Florida den Waffen der Union, deren Agenten selbst vor schwarzem Verrathe nicht zurückstehen, unmöglich zu widerstehen. Dann aber werden die zwei Millionen Neger und die zahlreichen Mischlinge im Süden, welche über kurz oder lang sich selbst emancipiren müssen, als weit gefährlichere Feinde ihrer jetzigen Zwingherren, der Weißen, auftreten, als es die Indianer je waren.

Ägypter und Juden, Griechen und Römer, die alten Skandinavier und Germanen, sie alle haben ihre Geschichtschreiber gefunden oder ihre Dichter, von welchen ihre Thaten verewigt wurden; nur der rothe Mann, dessen Schicksal doch so romantisch ist und so hochtragisch, galt bis auf die letzten Jahrzehnde herab für einen in poetischer Hinsicht ganz sterilen und undankbaren Stoff, bis Mac Lellan's Gedichte und Cooper's Romane

Digitized by Google

das Gegentheil lehrten. Und wahrlich, es liegt in dem Dahinschwinden eines ganzen Menschenstammes etwas Bewältigendes, mächtig Ergreifendes. Das unbeugsame Fatum will, daß die rothen Männer in den Vereinigten Staaten von der Erde verschwinden, und ihr Schicksal ist unabwendbar, und es wird die Indianer überall ereilen, wo diese sich nicht dazu entschließen können, ein ackerbautreibendes Volk zu werden. In Mexico und Peru fanden die Spanier Völker, welche Staaten bildeten, die eine politisch bewegte Geschichte gehabt hatten, die in einem geregelten Verbande lebten, Künste und Gewerbe kannten, in Städten und Dörfern wohnten, den Boden bebauten. Darum haben sie sich dort bis auf diesen Tag erhalten und eher vermindert als vermehrt; in Mexico leben nahe an fünf Millionen rothe Männer und einige Millionen Mischlinge, während nur etwa 800,000 Weiße sind; in Peru stellt sich ein ähnliches Verhältniß heraus. Aber im Gebiete der Union blieben die Indianer bis auf den heutigen Tag bloße Jägerhorden; seit den ältesten Zeiten wuchs für sie das üppige Gras auf den Prairien vergebens; sie haben nie auch nur einmal den Versuch gemacht, den Büffel zu zähmen, um ihn zu melken, was doch selbst der Lappe mit seinem Rennthier thut; sie haben sich nicht einmal zu einem Nomadenvolke erhoben. Kommt aber eine Jägerhorde mit einem colonisirenden, ackerbautreibenden, also in der Gesittung höher stehenden Stamme in Berührung, so muß sie weichen, das liegt in der Natur der Dinge; und weicht sie nicht, so geht sie unter; eben wie ein übercivilisirtes Volk einem kräftigern, unverdorbenern Stamme immer unterlag, wie denn dessen die Geschichte Zeugniß gibt. Wer die Memoiren John Tanner's, eines Virginiers, der 30 Jahre unter den Ojchibleways und Assinneboins lebte und selbst zum Indianer wurde, liest, der begreift, wie es durchaus unmöglich ist, daß die Indianer auch nur noch 50 Jahre existiren können; denn selbst ihre Zeugungskraft schwindet durch den Branntwein; Hunderte verhungern jährlich, wenn einmal das Wild selten ist; sie streifen zweck- und planlos in der Irre umher, jedem Zufalle preisgegeben; und selbst die wenigen Stämme, welche sich dazu entschließen können, feste Wohnsitze zu wählen, sterben nach und nach aus. Im J. 1831 als Beaumont und Tocqueville am Ontariosee reisten, wurden sie von einigen in Lumpen gehüllten Rothhäuten angebettelt. Es waren Irokesen, die letzten Männer jenes furchtbaren Volkes, das vor 60 Jahren noch Tausende von Kriegern ins Feld stellte.

Es ist sehr lobend anzuerkennen, daß jetzt, da die Indianer völlig auszusterben drohen, die Regierung der Vereinigten Staaten einem Werke wie dem oben angezeigten Unterstützung angedeihen läßt. So kann doch wenigstens die Nachwelt sich die Züge der Stämme vergegenwärtigen, welche vormals das ganze Land von den großen Seen bis zum mexicanischen Meerbusen inne hatten. Die Vorbereitungen zu dem Werke nahmen volle sieben Jahre in Anspruch; es wird 20 Lieferungen in Folio ausmachen, 120 Portraits berühmter Häuptlinge enthalten und der beschreibende Text aus zwei Bänden Biographien und einem Bande historischer Abhandlungen über die Indianerstämme bestehen. Vor 1812 erschienen nur selten Häuptlinge in Washington, und es fiel Niemandem ein sie zu portraitiren; und doch kann ein Maler keine geduldigern Leute vor sich haben als Indianer; sie sitzen auf dem Stuhle „wie angenagelt". Das Hauptinteresse und das hauptsächlichste Verdienst solcher Portraits besteht natürlich in scrupulöser Treue, in der genauesten Wiedergabe der Züge, die denn auch, den beigefügten Zeugnissen und überhaupt dem ganzen Charakter der Bilder zufolge, völlig erreicht worden ist. Von vielen ausgezeichneten Männer, welche in der Geschichte der Colonie eine bedeutende Rolle spielen, besitzen wir keine authentischen Bilder, z. B. vom Könige Philipp nicht, der im 17. Jahrhundert in Neuengland so mächtig war; ferner nicht von Powhatan, dem sogenannten Kaiser von Virginien, und seiner schönen Tochter Pocahontas, von welcher das Geschlecht der Randolphs abstammt und deren Blut auch in Washington's und Jefferson's Adern floß.*) Auch die Züge Tecumseh's, des „amerikanischen Bonaparte", sind der Nachwelt nicht aufbewahrt worden. Seit etwa 20 Jahren aber wird jeder Häuptling, der in die Hauptstadt kommt, sogleich portraitirt, und nach diesen Originalgemälden wurden die Bilder im obigen Werke verfertigt, das in keiner großen europäischen Kupferstichsammlung fehlen sollte. Die Züge dieser Stoiker der Wälder, der Männer ohne Thränen, sind ungemein ausdrucksvoll; aus den meisten spricht eine tiefe Melancholie, besonders aus denen des berühmten Rothjacke (Red-Jacket), der auf seiner Reserve**) im Staate Neuyork lebte und sich selbst den letzten der Senekas nannte. Er mied allen Verkehr mit den Weißen und lebte abgeschlossen für sich, während vor einigen Monaten die Häuptlinge vieler westlichen Stämme die atlantischen Städte durchzogen und in Boston, in demselben Lande, das König Philipp vor zwei Jahrhunderten so wacker vertheidigte, den gaffenden Bewohnern dieser „Wiege der Freiheit" ihre Kriegshörner ertönen ließen, Kampftänze aufführten und die Tomahawks schwangen, wofür alle diese Sachems (Häuptlinge) mit Essen, Trinken, Geschenken und obendrein vom Gouverneur Everett mit einer vortrefflichen Rede regalirt wurden.

Die Geschichte der Indianer ist mannichfach romantisch und rührend. Es treten in ihr einzelne Individualitäten auf, die an Kraft, Stärke, Tapferkeit und Edelmuth mit den Heroen des Alterthums oder unsern deutschen Recken den Vergleich aushalten. Aber von wie Wenigen sind sie gekannt? Es gab auch in Amerika, um mit Horaz zu reden, gewaltige Männer vor Agamemnon; doch die Welt weiß nichts von ihnen, denn sie entbehren des heiligen Sängers. Obiges Werk aber will die Cäsar und Cicero, die Hektor und Helena der Prairien und Wälder der Vergessenheit entreißen.

Herrlich sind die echt römischen Züge des Siourhäuptlings Wa-na-ta; der Körper dieses Helden mißt sechs Fuß drei Zoll. Eine solche Gestalt hat wol der amerikanische Maler West im Sinne gehabt, als er einst in Rom, ganz verloren im Anschauen des Apollo von Belvedere, ausrief: „Welch' genaue Ähnlichkeit mit einem amerikanischen Wilden!" Wa-na-ta, der vor Kurzem noch 1800 Krieger ins Feld stellte, schwärmte an der Spitze seiner Siour, dem zahlreichsten Indianerstamme der Union, welche man die Araber der Prairien nennen möchte, über die grünen Savannen im Lande zwischen dem Mississippi und Missuri umher und durchflog auf pfeilschnellen Rossen binnen wenigen Tagen die Hunderte von Meilen vom Arkansas bis in die Nähe des Winnipegsees, dem Wilde oder dem Feinde nachjagend. Denn auf dem rechten Ufer des großen Stromes haben sich einzelne Stämme der Pferdezucht gewidmet, wiewol keineswegs dem Ackerbau andequemt, weshalb ihr Dasein, das völlig mit Krieg und Jagd ausgefüllt wird, ein höchst precaires bleibt. Wa-na-ta's Friedenskleidung bestand in einem Mantel aus Büffelhaut, der schneeweiß gegerbt und mit Eulenfedern besetzt war; einem Halsbande, zusammengesetzt aus 60 Klauen des grauen Bären, Beinschienen und Mokassins von rother Farbe, mit Vogelfedern geschmückt; dazu trug er einen Fächer aus Truthahnfedern und eine kentuckische Rifle (Büchse) mit langem Laufe.

Zwei andere in jeder Hinsicht ausgezeichnete Portraits sind jene des Jowayhäuptlings Mahaskah und seines Weibes, der fliegenden Taube. Auch das des jüngern Mahaskah ist vortrefflich. Sein Vater ward, als er einst das Dorf eines benachbarten Stammes verließ, von einem Manne, welcher sich von ihm beleidigt glaubte, erschlagen. Als der Sohn Nachricht von diesem Vorfall bekam und hörte, daß der Mörder in seine

*) Von diesen Beiden sind aber Kupferstiche vorhanden, welche Simon Paß 1616 in London verfertigte.

**) Reserve heißt ein Strich Landes, der den Indianern von der Union zu völlig freiem Gebrauche eingeräumt wird, ein abgemarktes Gebiet, das eigentlich kein Weißer betreten darf.

Digitized by Google

Wohnung zurückgekehrt sei, ging er nach der Hütte desselben, schlug ihm Hunde und Pferde todt, nahm sein Messer und zerschnitt Alles, was ihm in der Hütte in die Hände kam. Dies sei letzterer wirklich als ein Schimpf betrachtet, den sich kein Krieger gefallen lassen darf. Mahaskah überhäufte den Mörder seines Vaters mit Schmähungen aller Art, trat dann zu ihm, der bisher ruhig dagestanden hatte, hinan und sprach: „Da hast den größten Mann erschlagen, der je in Mokassins am Nandowey einherschritt; du mußt also wol selbst ein großer Mann sein, denn der große Geist verlieh ihr den Sieg. Wenn ich dich einen Hund nennen wollte, so würde das meinen Vater tiefer erniedrigen, als wenn er ein Hund wäre.“ Die Frau des Mörders rief dann diesem zu: „Weshalb schlägst du den Jungen nicht todt?“ Er antwortete: „Er wird ein großer Krieger werden, ich kann ihn nicht todtschlagen“, und nachdem er so gesprochen, reichte er dem jungen Häuptlinge eine Pfeife dar, die derselbe aber ausschlug mit den Worten: „Ich will mich den Händen der Krieger meines Stammes überlassen.“ Der Mörder hörte ihn ruhig an und sagte: „Jetzt gehe ich fort, morgen werde ich deinen Kriegern entgegentreten.“ Er wußte wohl, daß er nun sterben mußte; denn am andern Tage ward in einer Berathung einstimmig beschlossen, er solle ams Leben gebracht werden und von der Hand des jungen Mahaskah den tödtlichen Streich empfangen. Mit der That wollte sich nicht zum Thäter hergeben, weil jener ein tapferer Mann sei, und so jagte ihm denn ein Anderer eine Kugel in den Leib, der liegen blieb, um von Wölfen verzehrt zu werden; denn das ist die Strafe für Meuchelmörder.

Jefferson selbst hat die Art und Weise, in welcher die Amerikaner besonders in frühern Zeiten gegen die Ureinwohner verfuhren, bitter getadelt und einmal, vom Schmerze hingerissen, ausgerufen: „Ich fürchte für mein Volk Vergeltung, wenn ich bedenke, wie es mit den Indianern umgegangen ist!“ Seit seiner Verwaltung aber geschieht im Allgemeinen viel Wohlthätiges für die rothen Menschen, die Union läßt es sich große Summen kosten, um sie zu civilisiren. Aber zwei ganz verschiedenartige Racen können nicht nebeneinander bestehen; die uncivilisirte muß sich entweder mit der höher stehenden möglichst zu amalgamiren suchen, in ihr aufgehen, oder — es gibt nur diese Alternative — untergehen. Das ist eine historische Nothwendigkeit, die durch keine phantastropische Declamation hinwegzuleugnen werden kann. Der friedliche Pflug ist des Indianers ärgster Feind. Allerdings wäre zu wünschen, die Rothhäute in der Union möchten weniger kampfsinnig und mehr den Mexicanern oder Peruanern ähnlich sein; aber sie sind aus weit weniger elastischem Stoffe zusammengesetzt als die Neger; es fehlt ihnen an Aufschwung, sie sind unfähig, Elemente, die ihnen von außen her zugetragen werden, aufzunehmen und zu verarbeiten; sie sind allem friedlichen Verkehre abhold, leben in ewigen Fehden unter- und miteinander; nirgend haben sie an ihren großen Strömen Städte erbaut, Staaten gegründet, Ackerbau, Gewerbe und Handel getrieben, wie z. B. die Afrikaner am Niger; sie würgten von jeher einander und lebten von dem Wilde, das ihnen der Zufall in die Schußweite führte. Der Neger ist, wie Jeder zugeben muß, mindestens bis zu einem gewissen Punkte mit Leichtigkeit zu civilisiren; aber den Indianer kann man durch eisernen Zwang ein Haar breit von seinen alten Gewohnheiten abdringen; seine Erziehung, wenn man so sagen darf, ist in ihrer Art vollendet; er hat seine Principien, von denen er sich nicht entfernt, ein für allemal fertig, sie sind sein Despot und die Hauptursache des Schicksals, dem er verfallen ist. Es ist das ein düsteres Gemälde, aber ein treues, ebenso wie es ausgemacht bleibt, daß die Indianer in den Vereinigten Staaten, so sehr einzelne Individuen unter ihnen auch Bewunderung verdienen, nicht mehr zu retten sind vom Untergange. Sie selbst müssen untergehen; damit aber die Nachwelt ein Andenken an sie haben soll und ihre Physiognamien sich vergegenwärtigen möge, dafür sorgen jetzt die Amerikaner durch das oben namhaft gemachte Werk und viele andere Schriften. Und so werden denn unsere Enkel noch andere Denkmäler von diesem rothen Volke besitzen als die räthselhaften Grabhügel und Befestigungswerke am Ohio und Mississippi, deren wohltlingende Namen, gleich vielen andern von Bergen und Strömen, auch in den spätesten Zeiten noch Zeugniß obligen werden, daß in den düstern Wäldern und auf den grünen Prairien Nordamerikas ein anderes Geschlecht weilte als die Enkel der Männer, welche Europa müde, die östliche Halbkugel mit der westlichen vertauschten. 47.

Notiz.

Die Personensteuer bei den Römern.

Wenn Jemand glaubt, in der Personen-, Classen- oder Kopfsteuer, wie sie nun heißen mag, insofern sie nicht Gewerbe oder Einkünfte, sondern nur den Rang und das persönliche Verhältniß trifft, zu hoch angesetzt zu sein, so mag er Trost in dem Gedanken finden, daß er, auch noch so hoch besteuert, kaum Das gibt, was unter den römischen Kaisern, in Gallien wenigstens, wahrscheinlich aber überall in den Provinzen, ein jeder freie Mann vom vierzehnten bis fünfundsechszigsten Jahre geben mußte, er mochte arm oder reich sein, viel oder wenig einnehmen. Sie betrug nach Sismondi 336 Fr. für den Kopf unter Konstantin dem Großen. Julian, welcher die hohen Abgaben nach Kräften erleichterte, setzte sie bis auf 92 herab; aber selbst bei dieser Annahme steht man nicht ein, wie sie Jeder aufbringen konnte, besonders da auch die Grundsteuer meist ein Drittheil oder gar die Hälfte betrug und jeder Frauenzimmer derselben unterlag. Da eine solche Summe aber selbst nicht immer von einem Jeden erlegt werden konnte, so erlaubte dieweilen ein kaiserliches Rescript vom J. 383 sie auf drei Köpfe zu vertheilen, dagegen aber die Reichen um so höher anzulegen, und da alle Willkür der Beamten bei solcher Vertheilung unmöglich verhütet werden konnte, so darf es natürlich wiederum nicht wundern, wenn ein Dichtrer jener Zeit, Sidonius Apollinaris, klagt, daß man ihn wie den Cerberus behandelt und besteuert habe, als ob er drei Köpfe besäße. *)

Es beweiset dies nur, wie uralt dergleichen Klagen und wie drückend auch in alten Zeiten die Abgaben oft gewesen sein mögen. 15.

*) Sidon. Apollinaris Carm. XIII: *Monstrum tributum* nennt er die Abgabe dreihäl und bittet den Kaiser:

Hic (haec) capitia, ut vivam, tu mihi tolle trin.

Frankreich mußte, sollte man denken, dem römischen Staatsschatze damals unermeßliche Summen eintragen; allein dies war nicht der Fall. Es zahlte kaum etwas über 500,000 freie Einwohner, welche zum großen Theile den Boden durch Leibeigne oder Sklaven bearbeiten ließen, die nichts gaben.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populaire Darstellung von **Augustin Wodzynski**, Prof. zu Krakau. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ohne den herrschenden Systemen berühmter Astronomen unbedingt zu huldigen, gelangte der Verf. durch eigne Forschungen zu überraschenden Resultaten, deren lichtvolle Darstellung jedem Denkenden von Interesse sein müssen.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 285. — 12. October 1838.

Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 284.)

Alle Bewohner des alten Hauses zogen in das neue; aber Jedem wurde von der Willkür des Besitzers, den man noch nicht kannte, die geeignete Wohnung angewiesen. Der Leineweber fand keine Unterkunft. Cäcilie, welche mit schwärmerischer Liebe an dem Andenken ihres Vaters gehangen hatte, bekam ihn noch einmal zu sehen — es war Niemand sonst als der alte Muff, der Gatte der Madame Lömlein, mit welcher er ebenfalls noch eine sehr unerfreuliche Zusammenkunft hatte. Eine Mishandlung Mariens zog der hochmüthigen Frau eine herbe, erschütternde Strafpredigt von der Waschfrau Martin zu, welche ihre Krankheit sehr verschlimmerte.

Am Ende des Buchs gibt sich Papa Muff als Erbauer und Besitzer des Hauses zu erkennen durch einen Notar, der seine Verordnungen feierlich vorliest. Werner erhält das Haus, das er gebaut, als Morgengabe mit Cäciliens Hand; Madame Lömlein stirbt; Papa Muff zieht sich in sein Geheimniß wieder zurück; Anselm, der sich mit der von Joel erhandelten Pistole hatte erschießen wollen, war von Werner gerettet worden und erhält ein Stipendium auf fünf Jahre; Thomas ist, wie sich herausstellt, der Sohn einer Gräfin und erbt ein großes Vermögen; Strahlheim hat Aussicht, die Tochter des geheimen Raths zu heirathen. Das alte Haus stürzt in einer stürmischen Nacht zusammen.

Das Urtheil über diesen Roman wird sich sehr verschieden gestalten, je nachdem man die Fabel, die Verwickelung und Lösung des Knotens, die Situationen und Charaktere als die Hauptsache betrachtet, oder aber dies Alles eigentlich nur als Vehikel ansieht zur Darlegung und Entwickelung von Ansichten und Reflexionen, oder als Masken, hinter welchen die Persiflage und Ironie des Verf. hindurchspielt. Als Roman wüßten wir dies Buch nicht sehr hoch zu rühmen; die Mischung des ganz Modernen, Heutigen mit märchenhaftem Spukwesen widerstrebt dem Charakter des eigentlichen Romans, welcher das Wirkliche oder doch das Mögliche, das Wahrscheinliche zu seinem Gegenstande hat; ist aber nicht diese ganze Erzählung ein non plus ultra von Unwahrscheinlichkeiten und Seltsamkeiten? scheint nicht Alles geflissentlich darauf angelegt, jede Illusion zu zerstören? Die mysteriöse Person des alten Muff paßte etwa in den phantastischen, märchenhaften Roman, wo man nach Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit gar nicht mehr fragt, wo man sich auf Gnade und Ungnade der muthwilligen Phantasie des Dichters ergibt; aber in den bürgerlichen, modernen Roman taugt sie nicht. So ist auch die somnambule oder hellsehende Cäcilie, wie dies der Verf. selbst anerkennt, keine ganz geeignete Heldin für eine solche Erzählung. Dann der Commissionsrath, der sich, als neue Art des Selbstmords, den Kopf vom Scharfrichter abhauen läßt! Das gespenstige Haus, die Donnerschläge im Winter, die überreichlich durch das Buch ausgestreuten Träume, die tolle Verlobung des Rittmeisters mit der jungen Witwe, der Charakter Strahlheim's, des genialen Windbeutels und Aventuriers, mag nicht unmöglich sein, aber wahrscheinlich ist er doch nicht gemacht, und Werner bleibt in einigem Nebel stehen. Dagegen ist die Frau Martin eine capitale Frau in ihrer derben, rührigen Tüchtigkeit und Redlichkeit; ihre Enkelin, die scheue, liebende Marie ist mit wenigen Zügen schön gezeichnet, und der Leineweber, die Studenten und die Domestiken zwar hin und wieder auch carikirt, doch im Ganzen mit treffendem Humor behandelt. Einige Situationen und Scenen, deren wir nicht erwähnten, wie das Gespräch des Thurmwächters und seiner Frau in der Nacht, wo das Haus einstürzt, wären, als für das Gefühl nur widerlich und dem Ganzen unwesentlich, besser weggeblieben. Der Ausgang erscheint, wenn man den Maßstab des künstlerisch abgeschlossenen und abgerundeten Romans anlegt, fragmentarisch und unbefriedigend, und, um unsern Hauptvorwurf auszusprechen, man interessirt sich überhaupt nicht lebhaft für die Fabel, oder für und gegen die auftretenden Hauptpersonen, und so erscheint die Mühe, die sich der Verf. mit der künstlichen Verflechtung und Entwickelung des Schicksals seiner Personen gab, beinahe verschwendet.

Aber man würde unsers Erachtens dem Verf. sehr Unrecht thun, wenn man ihm die Absicht zuschriebe, einen eigentlichen Roman, eine spannende, wahrscheinliche Geschichte mit aus dem Leben gegriffenen oder doch lebensfähigen Charakteren zu dichten. Durch die Unwahrscheinlichkeiten, das Märchenhafte, die Carikirungen hat er selbst darauf hingewiesen, daß er sein Augenmerk bei

Digitized by Google

diesem Buche auf etwas Anderes richtete, und daß er die Form des Romans nur gewählt, weil sie ihm für seine Zwecke die bequemste schien. Als seinen Zweck sehen wir an: Besprechung der modernen, der heutigen Lebens- und Gesellschaftszustände, der bürgerlichen und socialen Fragen und Bestrebungen; Beleuchtung der die Gegenwart beschäftigenden Probleme jeder Art, theils mit dem Lichte der Reflexion, theils mit der Flamme der Phantasie, theils mit den Leuchtkugeln des Spottes und der Ironie; die Veranschaulichung sittlicher Übelstände, schädlicher Vorurtheile, überspannter, einseitiger Richtungen, verkehrter Bestrebungen; die Hinweisung auf die in alle Poren und Falten des heutigen Lebens sich eindrängende und einfressende Lüge, während doch Alle der Wahrheit nachzujagen vorgeben. Es ist auffallend, wie viel die in diesem Buche auftretenden Personen mit der Wahrheit zu schaffen haben, wie viel sie von ihr sprechen, und wie doch so unendlich viel Schein, Heuchelei, Geheimniß, Lüge sich überall einnistet und die Guten und Schlimmen mehr oder weniger täuscht. Irren wir nicht, so hat dem Verf. etwa die Idee vorgeschwebt, zu veranschaulichen, daß das Streben nach einer absoluten, so zu sagen nackten, in Formeln und Sätzen demonstrirbaren Wahrheit sowie der Glaube, im Besitz einer solchen Wahrheit zu sein, immer auf einen Wahn hinausläuft, so lange man sich nicht entschließe, das Leben selbst tüchtig anzufassen, was man nicht mit Formeln und Abstractionen leiste, sondern mit redlichem Eifer und Daransetzen aller Kraft. Die Wahrheit ist nicht eine Abstraction, sondern das Ineinanderfein von unendlich mannichfaltigem Realen, zu dem man hinzuretten muß, um sich in Besitz der Wahrheit zu setzen. In allen Gebieten, Strebungen und Verhältnissen findet sich, wenn man ein Auge und Sinn dafür hat, Gesundes und Tüchtiges, Wahres; eingebildete und verkehrte Thoren aber wenden sich hochmüthig und ausschließlich einem Punkt, einem Extreme zu und glauben in ihrer Einseitigkeit die Wahrheit zu ertappen. Das Tüchtige, Segenstreiche und Wahre an den industriellen Strebungen und Erfindungen soll, wie es scheint, repräsentirt werden durch den alten Muff, der bei seinem industriellen Eifer voll Gemüth, Wohlwollen und Redlichkeit ist und die Maschinen als Beförderungsmittel des Wohlseins der Menschheit betrachtet; nur Schade, daß die märchenhafte Erscheinung dieses alten Kellerbewohners dem Glauben an die Realität solcher Gesinnungen einen Stoß versetzt und den Contrast des Ideals und der Wirklichkeit so grell hervorhebt. Das Bestreben, die Wahrheit im Begriff zu fixiren, wird hauptsächlich durch den verliebten Studenten Anselm repräsentirt; nach dem Duell hat er mit seinem Gegner folgende Erörterung: Thomas ruft aus:

„Was heißt das, einem Schriftsteller auf die Stube rücken und den Degen in der Faust ihn zwingen: Widerrufe deine Gedanken! Die Macht der Wahrheit selbst wird dies thun. Sein Bewußtsein wird ihn niederdonnern." — „Ausflucht!" schrie Anselm. „So beschönigt sich die Feigheit, so deckt sich die Halbheit vor sich selbst. Ein Vertrag mit dem Unwahren, und die Wahrheit selbst ist geschändet." — „Die kann nicht geschändet werden!" rief Thomas. „Sie ist unantastlich und ewig dieselbe. Die Unwahrheit liegt darin, daß wir unsere Wahrheit nicht stark genug glauben. Das ist die Rücksicht" — „Keine Rücksichten!" fuhr Anselm auf. „Wer, von ihr durchdrungen, sie nicht in ihrem vollen, uneingeschränkten, absoluten Sein auf die Wette setzen will, wird zum Verräther an ihr". . . . „Grade nun", sagte Thomas, „könnte es mich antreiben, dem vornehmen Herrn ins Gesicht zu sagen: entweder sind Sie ein Dummkopf oder ein Gegner. Was sollte das unserer Sache schaden, daß er mich beim Kragen faßen und, sei es, die Treppe hinunterwerfen ließe. Ja, gesetzt, ich brächte den Hals, ist die Wahrheit von Glas?" — „Gewiß nicht! es ließe sich sonst nicht so viel mit ihr aufstellen", sagte Strathheim leise. — „Was nicht hell ist, ist dunkel", fuhr Thomas fort, „in wie viel Farben das Dunkle auch spielt, um sich nicht für schwarz zu geben. Was nicht wahr ist, ist unwahr, in welchen Formen die Unwahrheit sich auch verbergen. Ich möchte wissen, und wenn die ganze Stadt darüber spottete und lachte, ob das Lächerliche der Wahrheit einen Finger breit Raum nehmen kann?" — Werner sagte: „Erst wenn alle theuern Bande zerrissen, das Glück uns flieht, die Hoffnung stirbt, die Liebe todt ist und der Glaube erloschen, erst dann, meine ich, haben wir die Freiheit errungen, um, was von uns übrig ist, auf eine Karte zu setzen, um die nackte Wahrheit zu gewinnen, welche uns für alle verlornen Illusionen entschädigen soll."

Gegen die junge Witwe spricht sich Anselm nach dem vereiteten Tumult gegen das Arbeitern am Sonntage aus: „Wünschen Sie, daß die Polizei den armen Leuten auch den Athem verbiete?" — „Aber mein Gott, was ist denn herausgekommen, was haben sie davon? Sie sind unverrichteter Sache fortgezogen." — „Was sie davon haben, meine Freundin? Sie tragen das Bewußtsein mit sich nach Hause, gegen ein himmelschreiendes Unrecht ihre Stimme erhoben zu haben." — „Aber drüben wird nach wie vor fortgearbeitet." — „Ist darum ist die Wahrheit weniger wahr, weil für den Augenblick die Unwahrheit triumphirt?" — „Und Einer ist sogar arretirt." — „Ich möchte wol der Eine sein, meine Freundin." — „Ums Himmels willen nicht; kann hören meine Tertianer auf; denn auf der Festung besuchte sich Sie nicht." — „Wie Sie sich nur so selbst schämen, indem Sie das sagen! Säße ich auf der Festung als Märtyrer einer Wahrheit, so umstrahlte mich auch der Glorienschein, vor dem sich jeder wahre Geist beugt, und das Gefühl widerstieh am wenigsten dieser Macht. Was — Sie können darüber lachen?" — „Liebster Anselm, verzeihen Sie, aber die Vorstellung ist doch gar zu komisch, Sie festgeführt wie zu denken wie da den keinen Vers." — „Das Princip der Unwahrheit wird dadurch, daß es nur noch durch die Macht des Lächerlichen gegen die Wahrheit anringt." . . . Die Witwe sah ihn freundlich an: „Möchten Sie uns Frauen denn anders?" — „Sie, ja!" rief Anselm und ergriff die weiße Hand; „nicht bei der Masse, hier muß ausnahmsweise bei wenigen Erwählten der Anfang gemacht werden. In Ihnen regt sich die Wahrheit, die fühlen sie auch, aber Ihnen fehlt noch das Bewußtsein, daß Sie zum Bewußtsein kommen müssen." — „Ist es nicht gut in unsern beschränkten Verhältnissen, wenn nicht immer Alles weiß?" — „Nein! und dreimal nein! Wie oft soll ich Ihnen das sagen, daß die Zeit des Heldunkels vorüber ist, daß wir nicht mehr schwärmen dürfen für das Unbestimmte. Die Idee muß in uns klar sein, wenn wir uns ganz ihr hingeben sollen; dann treiben wir nicht sie, sie treibt uns; dann rest mögen wir uns berauschen, dann zerfällt der Vorwurf eines Trunkenboldes in sein Nichts. Wir sind in unserm Rechte, alle andern Rechte dagegen sind nichts; es ist heilig, göttlich, unwiderstehlich. . . . Wagen Sie es. Erwachen Sie rasch zum Bewußtsein Ihrer Freiheit, die Ihr angeborenes Recht ist."

Hierauf streitet er sich mit ihr über das Schicksal der Jungfrau von Orleans, wo sie Schiller's Autorität beharrlich festhält und leugnet, daß sie verbrannt worden sei; Anselm versichert ihr:

„Liebste Freundin, das ist ja historisch ausgemacht." — „Dann

Digitized by Google

lügt die Geschichte, oder die die Geschichte machen. Das ist nicht wahr und kann und darf nicht wahr sein. Es ist eine hämische Kritik gegen Schiller. Johanna d'Arc kann nur auf dem Schlachtfelde als Siegerin, ihre Fahne in der Hand, gestorben sein." — „Werthe Freundin, die Wahrheit der Idee steht gewiß höher als die sogenannte historische, von der man mit Unrecht so viel Wesen macht; hier aber handelt sich's von einer dürren, beglaubigten Thatsache. Jeanne d'Arc wurde von den Engländern als Hexe verbrannt." — „Und wenn Sie sich auf den Kopf stellen, ich glaube es Ihnen nicht. Das Hohe, Heilige laß' ich mir nicht herunterreißen. Und Sie namentlich, Sie wollen ein Ritter sein für die Emancipation der Frauen und können sich darin gefallen, die begeisterte Heldin zu verlästern?" — „Ich versichere Sie, das ist mir nicht in den Sinn gekommen. Aber Wahrheit muß doch Wahrheit bleiben." — „Meine Wahrheit, die ich fühle, nein, die ich weiß, laß' ich mir nicht nehmen. Ich ließe mir den Kopf dafür abschneiden; aber besser ist, ich halte mir die Ohren zu. Heißt das nicht Aufopferung für eine Wahrheit?"

Die Witwe fragt: „Was soll aus uns werden?" — „Glückliche Menschen." — „Durch das Bewußtsein allein?" — „Probiren Sie es nur!" — „Die Idee ist gewiß ungeheuer groß, lieber Anselm, und auch heilig mag sie sein, daß der Egoismus so ganz abgestreift wird; aber mein kleiner Kopf schwindelt davor, den schönen Trost der Religion von einer Belohnung nach dem Tode so mit einem Male weggewischt zu sehen." — „Ist das Bewußtsein an sich nicht die allerhöchste Belohnung? Wenn es kein Nektar wäre, der uns berauscht, wie hätten es die Hunderttausende von Märtyrern ausgehalten und den Schmerz besiegt?" — „Ja, aber wo wird man das Bewußtsein empfinden, wenn es mit uns aus ist?" — „Wir sind ewig, Freundin!" — „Aber wie! Hier ein Stückchen Auge und da ein Stückchen Ohr." — „Die Weltseele ist ein großer Athem." — „Das ist undeschreiblich erhaben; aber es ist doch Jedem so, als müsse er etwas apart haben"... Anselm war, als er ging, er wußte nicht wie, zum Bewußtsein gekommen, daß die Wahrheit zwar das große Ziel seines Lebens sei, das sichtbare und nähere aber eine Professur der Philosophie. Alsdann kommt die Wahrheit von selbst.

Nachdem dem armen Anselm von dem rüstigen, unphilosophischen Rittmeister die Braut weggeschnappt ist, beklagt er ihren Verlust folgendermaßen:

Ein so zum Bewußtsein gekommenes Wesen! Ihr war mehr als Leben, der Begriff des Lebens war ihr klar geworden, und in unverwüstlicher Heiterkeit blickte sie in die Tiefen des Wissens, um den Genuß zu schöpfen, der das Wesen des Wissens ist. Wenn sie stumm war, sprach sie mehr als die Klügste ihres Geschlechts; in ihrem schalkhaften Blicke lag eine Welt der bewußten Empfindung. Liebe ist Thorheit, wenn man sich selbst vergißt. Doch ein solches Wesen lieben, heißt den Inbegriff des Vollkommenen, es heißt sich selbst lieben. Solche Liebe heißt, sich selbst verlieren in sich, um das Universum zu gewinnen, und solches Wesen verlieren, heißt sich selbst verlieren und versetzt werden von der vollen Tafel des königlichen Bewußtseins an den Bettlertisch der Empirie und dunkler Empfindungen. Und ich habe sie verloren!

Als der Rittmeister Cäcilien vorschlägt, sie wollen miteinander grade so sprechen, wie sie denken, antwortet sie ihm:

Solche Verabredungen haben manches Störende. Wenn wir erst daran denken, die Wahrheit und nichts Anderes sagen zu wollen, so legtn wir sie uns vorher zurecht, und sie kommt etwas gefärbt heraus. Oder um recht wahr zu sein, tragen wir stark auf. Und ob das dann noch Wahrheit ist, weiß ich nicht. Endlich gibt es so Manches, was sich gar nicht aussprechen läßt, weil man sich selbst scheut, es zu denken, und das würde noch weniger Wahrheit sein, wenn man, durch solchen Contract gezwungen, es in Worte faßte und einem Andern eher verriethe, als man es sich selbst gestanden hat.

Und wieder ist von der Wahrheit die Rede zwischen Werner und Papa Muff. Letzterer sagt:

„Wie Viele noch werden an der Wahrheit nagen wie hungrige Geier an einem Gerippe. Wie viel Götzen werden sie auf die Altäre stellen und toben und lärmen, daß alle Welt vor ihnen knien soll. Und die nach ihnen kommen, stoßen sie hinunter in den Kehricht und rufen: Platz für meine Götzen." — „Betest du keine Wahrheit an?" — „Doch, lieber junger Mann: die eine, unsichtbare, die immer auf dem Altar steht. Sie leuchtet nur, wenn der Götze herabgerissen ist. Ihr wächst immer wieder Fleisch an, wie die Geier sie auch zerhackt und zernagt."

Soll vielleicht das wunderlich aus allen Arten von Styl zusammengesetzte neue Haus, an dem sich so Viele ärgern, über das so Viele spotten, ein Symbol der Wahrheit selbst sein, die, vielgestaltig und complicirt, nur Dem sich wahrhaft aufschließt, der in ihr sich ansiedelt und in ihr lebt? Und bedeutet etwa das alte, baufällige Haus die Welt der verjährten Vorurtheile, die man bei Zeiten verlassen soll, ehe man darunter begraben und zerschmettert wird? Ist die alte Waschfrau, welcher die Aufsicht über das neue Haus übertragen wird, die Repräsentantin der durch und durch gesunden Tüchtigkeit und Redlichkeit, welche dem hartherzigen Hochmuth den Todesstoß gibt, die trübe und boshafte Kopfhängerei aus dem Hause jagt, alle Elemente beschwichtigt, versöhnt und beherrscht und in der neuen Welt als Genius waltet? Oder ist es dem Verf. gelungen, mit seinem Buche uns zu mystificiren, daß wir an solche Dinge denken, die ihm vielleicht nicht entfernt in den Kopf gekommen sind? Es mag sein; rühmen aber müssen wir jedenfalls zum Schluß die Laune, den Witz, die Ironie, womit er die verschiedensten Interessen, Probleme, Zustände in seinem Buche ergötzlich behandelt; eine Fülle von Geist und Gedanken ist über mannichfache Gegenstände ausgegossen, und vielleicht würde der feine Spott, die schalkhafte Ironie oft noch glänzendere Trümpfe ausspielen, wenn das Buch nicht in Deutschland geschrieben wäre, wo man den eignen Witz an der Kette halten muß, damit nicht Andere ihn bevormunden und mores lehren. Wir wünschen dem Buche recht viele Leser — Leser, die Spaß verstehen und den Ernst dazu! 100.

Eine Übersicht der deutschen Literatur seit Friedrich dem Großen auf vier Seiten!

Ein Franzose, der etwas vom orientalischen Ursprunge der deutschen Sprache, ihrem Reichthume und ihrer Härte vernommen hat, der Friedrich II. als Verächter der deutschen Sprache kennt und von Leibnitz etwas munkeln hörte, schreibt in der „Revue du Nord" eine Abhandlung: „Sur les progrès des lettres allemandes depuis Frédéric II", und beendigt sein reichhaltiges Thema auf vier Seiten, wenn wir noch eine halbe Seite leeren weißen Raum dazu rechnen. Es ist erstaunlich! Unter Spazier's Redaction erlaubte sich die „Revue" dergleichen freilich nicht, aber die jetzige Redaction ist wahrscheinlich mit deutscher Sprache und Literatur nicht viel bekannter als der am Schluß des Aufsatzes S. de N. Unterzeichnete. Eine solche Ignoranz, Oberflächlichkeit und echt französische Keckheit, wie dieser kleine Aufsatz bekundet, können in der That nur eine vergnügliche Stimmung bewirken und geben eine lustige und

Digitized by Google

curiose Erscheinung ab. Die wenigsten Franzosen sind in der Kenntniß der deutschen Literatur über Goethe und Schiller hinausgekommen; unser Franzose steht dagegen nach bei Leibniz und Wolff, die Schiller-Goethesche Epoche ist ihm ein unbekanntes Land, und zwischen ihr und der von Leibniz und Wolff befindet sich für ihn jenes galletartige Meer, das zu beschiffen für ihn ein Ding der Unmöglichkeit war, da, soweit wir vermuthen können, dieser Franzose nicht ein Wort Deutsch verstebt, geschweige ein deutsches Buch gelesen hat. Es ist zu viel Curioses in dieser Abhandlung, als daß es nicht die Mühe verlohnen sollte, ein paar Hauptstellen anzuführen.

„Zu Friederich's des Großen Zeit", heißt es, „stand man in Deutschland auf demselben Punkte wie in Italien zur Zeit Pius II. und in Frankreich zur Zeit Ludwig XIII. Alle die Einheimischen, welche sich an das französische Idiom gewöhnt hatten, besonders die über Deutschland verbreiteten Franzosen fanden das Deutsche abschmäckt, barbarisch und hart." Das rührt aber davon her, weil der gelehrte Franzose meint, daß man die deutsche Sprache nach dem Eindrucke beurtheilte, welchen die Orthographie und die gothischen Typen hervorbrachten! Leibniz natürlich war der Erste, welcher die Landessprache zu studiren anrieth, Wolff dagegen that mehr, er schrieb in deutscher Sprache, aber, wie sich von selbst versteht, nicht angenehm. Nun sing man an die Sprache von lateinischen und fremden Ausdrücken zu reinigen. Da fand denn die deutschen Namen außer den allbekannten Namen Leibniz und Wolff wahrscheinlich vergessen hat, so hilft er sich aufs prächtigste. Er spricht von einem Preußen (Gottsched ohne Zweifel), der in Leipzig Professor war und von seiner Frau in seinen Bemühungen unterstützt wurde; von einem Buchhändler in Berlin (Nicolai) und einem Juden in Dessau (Moses Mendelssohn). „Man stellte sich nun darauf, Deutsch zu schreiben, grade darum weil (précisement lorsque) der König von Preußen haben wollte, daß man nicht Deutsch schreibe." Wenn ich oben geäußert, daß der Verf. außer Leibniz und Wolff keinen um deutsche Sprache und Literatur verdienten Gelehrten namentlich anführe, so ist ihm offenbar Unrecht geschehen; der Verf. führt im Verlaufe seiner literargeschichtlichen Darstellung allerdings noch einige Namen an, nämlich Arnalds Schmidt und Christian Gärtner (Goertner), Professoren am Carolinum in Braunschweig, und Bodmer und Breitinger, von der schweizer Schule. „Trotz Friedrich II. wurde Berlin, wohin der Glanz der preußischen Regierung gelehrte In- und Ausländer in Masse zog, die Metropolis der deutschen Literatur, sodaß Dresden und Leipzig, die es bis dahin gewesen waren, ausgeschlossen wurden." Der Franzose schmeichelt sich, daß die deutsche Literatur sartan sich hauptsächlich ausbildete, indem sie sich an französische Muster hielt. Hierauf geht er näher auf die Eigenschaften der deutschen Sprache ein. Er macht die ganz unerwartete Entdeckung, daß sie reicher sei, als sonst eine Sprache Europas; die italienische und spanische Sprache wären zu Wortbildungen nicht so gefüge wie das Deutsche, welches in dieser Hinsicht mit den morgenländischen Sprachen verwandt sei, und die englische Sprache sei nicht so präcis; auch sei die deutsche Sprache für eine ausländische Zunge lange nicht so hart, als man bei dem Aufschlagen eines Buches meinen sollte! Als ein merkwürdiges Factum führt er an, daß es in Deutschland nicht 100 Schriftsteller gäbe, und im protestantischen Deutschland nicht 50, welche sich nicht für alle Gegenstände der deutschen Sprache bedienten, und wenn auch einmal Einer ein lateinisches oder französisches Buch schreibe, so wisse er recht wohl, daß sich das Alles auch im vaterländischen Idiom ausdrücken lasse. Zuletzt beharret der Gründliche: daß seit den letzten 70 Jahren mehr Bücher in Deutschland gedruckt worden seien als in irgend einem andern Lande während dreier Jahrhunderte! Dies die Hauptergebnisse aus des Franzosen, an neuen Bemerkungen, die man sieht, so überaus reicher Betrachtung! 108.

Bibliographie.

Der Aufstand von Strasburg dargestellt in seinen historischen Verhältnissen. Prozeß vor dem Assisenhof von Strasburg. Nach dem Französischen von F. Steybeld. Gr. 8. Stuttgart, Frz. 18 Gr.

Bacci, Franz, Buch über die Weisheit der Alten aus dem Lateinischen übersetzt von J. Schiffer. Gr. 12. Köln, Renard u. Dübyen. 16 Gr.

Bechstein, L., Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. 4ter Theil: Die Sagen des Kiffhäusers und der Güldenen Aue, des Werragrundes und von Liebenstein und Altenstein. 8. Hildburghausen, Kesselring. 1 Thlr. 4 Gr.

Beskow, B. von, Schwedens Ahnen, ein, mit dem großen Preise von der Schwedischen Akademie belohntes Gedicht. Uebersetzung mit beigefügtem Originaltexte. Gr. 8. Lübeck, v. Rodden. 10 Gr.

Brunnow, E. von, Der Troubadour. Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertheil des zwölften Jahrhunderts. 2 Bände. 8. Dresden, G. Fleischer. 2 Thlr. 12 Gr.

Cölln, J. B., Poetische Erstlinge eines Buchbinders. 8. Köln, Renard u. Dübyen. 8 Gr.

Dilschneider, J. J., Abhandlungen über Klopstock's Frühlingsfeier und über Verdeutschungen. Gr. 8. Köln, Renard und Dübyen. 9 Gr.

Drumann, W., Geschichte Roms. 4ter Theil. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Borntträger. 3 Thlr.

Ewald, H., Worte an Herrn Klenze in Hanover. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 8 Gr.

Geschichte, Grundidee und Verfassung der Freimaurerei. Zeitgemäß dargestellt von Einem Freimaurer. Gr. 12. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Juvenalis, Chr., Der Georgia Augusta in Göttingen, erstes hundertjähriges Stiftungsfest, geschildert in einem satyrischen Gedichte. Schmal 4. Hildburghausen, Kesselring. 6 Gr.

Klagelieder der Geistlichen, oder die traurige Stellung des Theologen, in Kundgemälden. Eine Leidensgeschichte des protestantischen Geistlichen war, zu und in dem Amte. Aus sichern Quellen und der Wahrheit getreu dargestellt von einem Theologen. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 9 Gr.

Köllner, Fr., Gereimtes und Ungereimtes. Auswahl aus den Papieren des Irenäus. Gr. 8. Köln, Renard u. Dübyen. 12 Gr.

Kramer, Ph. W., Elfenring. Eine Dämoniade. Gr. 12. Ulm, Nübling. 10 Gr.

Müller, K. A., Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. 1ste Lief.: Kurfürst Johann Georg der Erste, seine Familie und sein Hof, nach handschriftlichen Quellen. Gr. 8. Dresden, G. Fleischer. 1 Thlr. 12 Gr.

— —, 2te Lief.: Das Söldnerwesen in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Gr. 8. Ebendas. 9 Gr.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1839. Herausgegeben von A. v. Chamisso und Fr. Freih. Baudy. 10ter Jahrg. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Philadelphus, Der Staat, die Kirche und die Kölner Angelegenheit, oder: zu welchem Ausgange wird die Kölner Angelegenheit führen? Nebst einer Beilage aus dem 12. Jahrhundert. Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 12 Gr.

Rasch, über die Noth im Volke, die Unzufriedenheit und die Auswanderungen. 8. Nürnberg, Zeh. 12 Gr.

Schoppe, A., Die Nacht, oder der Leinenweber von Segovia. Historischer Roman. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert. 3 Thlr. 8 Gr.

Schuderoff, J., Für Frohsinn und Lebensweisheit. Vorlesungen. Gr. 8. Leipzig, Wuttig. 1 Thlr.

Was verlangen die Bürgerlichen? Brief an den Grafen **** ***** von F. B. Gr. 8. Zürich, Vereinsverlag. (Wirz-Widmer.) 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 286. —— 13. October 1838.

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, von W. Körte. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Die Weisen, wie in Anschauung, Gedanken und Gesinnung der Urgenius einer Nation, ja, in dieser Einen zugleich das menschliche Geschlecht zum Wort herausgetreten ist, aus den Schachten des Volkslebens wieder hervorzurufen, als der Mitwelt zum Gedächtniß, ist eins von den mannichfaltigen literarischen Verdiensten, deren die um Forschung und weite, bewußte Umsicht ernst bemühte Zeit sich mehr als jede vergangene zu rühmen hat. Der Verf. hat sich seiner Aufgabe mit aller der Ausdauer und Vorliebe unterzogen, welche ein Stoff einzuflößen pflegt, der, durch kein drängendes äußeres Verhältniß geboten, Muße und Kräfte eine geraume Zeit in Anspruch genommen hat; es ist dies die erlaubteste Genugthuung, welche wir der eignen Arbeit gönnen dürfen, es ist, wenn eine Beziehung erlaubt ist auf die verschiedenen Bündnisse, welche wir Menschen miteinander eingehen sehen, neben dem Einflusse des sich lebhaft ansagenden Bedürfnisses, der immer tiefer greifenden Verkettung und Durchdringung, des Haltenwollens am bisherigen Gewinn, vorzugsweise die Macht des Andern, in und für welches sich der Sinn herausgelebt hat, um jenem nun Werth und Geltung auf alle Weise zuerkannt zu wünschen; es ist alles dies, was, bei einer etwaigen Verwunderung über solche Verhältnisse übersehen, die rechte Deutung nur unvollkommen zu geben vermag. Der Verf. hat in gleicher Weise nicht gering von dem Gegenstande seiner Beschäftigung gedacht: er bekleidet ihn mit fürstlichem, hohenpriesterlichem Gewande, oder ertheilt ihm das Diplom des höchsten Adels; er versetzt sich mit ihm an die Grenzen einer goldenen Zeit, wo das werdende Geschlecht in Einfalt und Unschuld nur der Väter Weisheit horchte und des göttlich erachteten Sängers, des Weisen Spruch als Gesetz galt; er befreundet sich mit dem Gedanken nicht, wie später, als aus den Haushaltungen Staaten, aus den Familien Völker geworden, die Verhältnisse der Menschen und Völker sich vielseitiger gestalteten und tiefer verwickelten, ihre Thätigkeit bedingter wurde; er sieht nicht ohne Mißvergnügen dann ihre Bedürfnisse künstlicher und mannichfaltiger, ihre Sitte berechneter, ihre einfache Moral in schlaue Politik, ihre häusliche und bürgerliche Tugend in Finanz und Alefanz verwandelt; er begleitet aber gleichwol (nicht recht verständlich) das Sprichwort in seiner nun eintretenden Entheiligung und Entkleidung bis zu seiner Vermischung mit der Masse des Volks, welches sich dafür seiner bedient, sich durch Reden für das herrisch auferlegte stumme Gehorchen zu entschädigen; er ist so elfrig in den Umgang mit dem Sprichworte eingedrungen, daß es ihm fast zu einem denkenden, lebenden Freund und Genossen geworden, zu einer einzigen Person concentrirt ist, welche auch das tiefste Denken der Jetzt- und Nachwelt schon irgendwo sinnreich ausgesprochen hat, die auf dem Wege des Lebens ein kluger, heiterer Gefährte sein will, uns treu bleibend in Leid und Freude, uns nirgend im Stich lassend, weder im Scherz noch im Ernst.

Es ist nicht zu erwarten, daß nach diesen Aussprüchen die spätern Erzeugnisse des Gedankens, des vielseitig bereicherten Selbstbewußtseins der Volksgeister eine willkommene Stelle gefunden haben und hier die rechte Weisheit nicht mehr beifallswürdig zu Tage kommt; die Speculation, bei welcher der Verf. übersehen zu haben scheint, daß sie Ansprüche machen muß, von Uranfang an in gleichem, wo nicht höherm Alter die Stadien des Völkerlebens begleitet zu haben, ja, recht eigentlich die Mutter derjenigen Sprichwörter zu sein, die er bei seiner ehrfurchtsvollen Ausdrucksweise vornehmlich im Sinne hat, sie ist ihm keine Freundin, denn sie disputirt und mäkelt etwas mit seiner eignen, gewohnten und bewährten, die wiederum zur Vergeltung sich um die vornehme und so wandellaunige Modedame des Tages nicht viel kümmert; denn sie ist friedlich und einfach, sie haßt das Zanken und Wanken, wo jene Gelärm und Getöse macht mit thörichten und unnützen Fragen; sie ist schlecht und recht, wo jene in der verwickelten, harten Arbeit der Dialektik Schmerzen im Kopfe fühlt und erregt; sie kann sich daher jener Feindin gegenüber, zum ersten Male fast mit gewaltsamer Umkehrung ihres Charakters, einer bestimmten Verachtung nicht erwehren, unter Anderm gegen die weitläufige Jurisprudenz mit ihrer lästigen Gewissenhaftigkeit; sie hat nicht eigentlich auf der hohen Schule zu Bologna studirt, aber von Geburt geadelt und mit dem Ehrenmantel eines Doctors beider Rechte weiß sie ihr gutes Recht zu sprechen in den wichtigsten Dingen; sie ist ein kluges, wachsames Kind, und darum, ohne viel Umfrage,

Digitized by Google

trifft sie den Nagel gleich auf den Kopf. Kurz, man sieht, der Verf. hat sich der artigen Lehre nicht entzogen, die „Keinem sein Liebchen ungestalt" sein läßt. Einige Bemerkungen scheinen hier am Orte zu sein.

Unstreitig sind Sprichwörter Resultate, gleichsam Nationalschätze des beobachtenden Menschen- und Volksverstandes, es gehört diese Ansicht zu den richtigsten, die der Verf. aufgestellt hat. Sie beginnt die Einleitung, welche in etwas harter Verbindung von des Sprichworts Begriff, Namen, Geschichte, Geist und Gemüth, Art und Kunst, von Religion, Politik, Haushalt, geselligem Leben, Tracht, Literatur und Gebrauch handelt, gleich voran. Wenn die Volkssubstanz in ihrem unmittelbaren, unentwickelten Dasein heraufgerufen ist aus dem traumähnlichen Zustande einer mehr oder weniger glücklichen Idyllenwelt und hineingeworfen in die zerreibenden, drängenden Elemente eines bewegtern Lebens, will sie sich dieser bemächtigen, das Ungewohnte begreifen, das Widerspenstige bändigen, sie macht sich an die Dinge, ihren Lauf nachdenkend zu zügeln, und ist bemüht, diese Arte und Gewinne des Geistes der eignen Erinnerung und dem kommenden Geschlechte nicht verloren werden zu lassen. (Der Verf. nennt es ein Zeugniß von den Felsentrümmern eines Volks.) In verschiedener Weise daher, in Zorn, Witz, Bitterkeit, Humor oder Anmuth, zu allerlei Zweck, zu vorsorglichem Schutz, zur Strafe, Warnung, zu gar wirksamer Thatfertigkeit oder selbst rücksichtsloser Verschlagenheit, sehr oft auch nur zu einem nachträglichen, der freien Wahl überlassenen Resumé des Erfahrenen hat sie die einzelnen Momente ergriffen und im Worte überliefert. Es ist die eigentliche Praktik, an deren Hand wir uns über das Gäng und Gebe der Vorkommnisse zu verständigen, in den Äußerlichkeiten der Weltbewegung zurechtzufinden haben. Kurz und gut, ziemlich vorwitzig wird ein Facit gezogen, ein Zustand der erhöhten Anschauung, ja, wenn man will, der Begeisterung sucht sich Bahn zu brechen, indem er sogleich ein Einzelnes als verborgenen Wunsch, als Ideal der Zukunft, als Allgemeines hinstellt, was eben darum der Vieldeutigkeit, oft dem Umschlagen ins Komische, Unwahre ausgesetzt ist, „rasch ist die Jugend mit dem Urtheil fertig":

Der Einsame ist entweder ein Engel oder ein Teufel.
Volkes Stimme, Gottes Stimme.
Nichts haben sind zwei Teufel, Ichts haben, Ein Teufel.
Stiehl viel, gib wenig, so kommst davon.
Gottes Weisheit und der Menschen Thorheit regieren die Welt.
Jeder für sich, Gott für uns Alle.
Wer lügt, der stiehlt.
Immer nur Einen, so fängst du sie Alle.
Nimm's, die Haut ist dankenswerth.
Ohne Köder ist schlimm Fische fangen.
Man soll den Mantel kehren, als das Wetter geht.
Mein und Dein bringt alles Unglück herein.
Wer Gott betrügt, der ist wohl betrogen.
Gott gibt's den Seinigen im Schlafe.
Was Gott in die Natur gezeichnet hat, davor hüte dich.
Rothbart, Scheltenart.
Geld macht den Markt.
Geld schlicht auch die Hölle auf.
Geld kann nicht Unrecht thun.
Der Mensch kann Alles, was er will.
Gerade durch, das hält Stich.
Aber, Wenn und Gar
Sind des Teufels Waar'.
Für Gerechte gibt es kein Gesetz.
Glück macht blind und ist blind.
Glück ist ein Heuschober, rupfe davon, so hast du.
Ein Feind ist zu viel, hundert Freunde sind nicht genug.

In der That ist jene Stufe des entwickelten Volksgeistes, welche solche Sprüche erzeugt, der Jugend am annähernsten zu vergleichen; wie diese, ungeduldig, aber entschlossen, wartet sie die Ergründung des Lebens nicht ab, aber beide sind noch bildsam und unverdorben genug, um das leise Zugeständniß eines nicht vollständigen, eignen Glaubens an die Unumstößlichkeit ihrer Sätze nicht zu verhehlen. Hier scheint aber auch für die überwiegende Mehrheit die Grenze der Achtung zu sein, welche wir dem Sprichworte zu zollen haben; der Verf., ohne vielleicht den Inhalt seiner eignen fleißigen Sammlung genau zu erwägen, und mit Ernst und Neigung einer kleinen Minorität gedenkend, ist über diese nothwendige Beschränkung hinausgegangen. Es fehlt nicht an Andeutungen, worin er seine Ansicht zu modificiren sucht, wenn er die wahre Geltung des Sprichworts nur der rechten Gelegenheit vorbehält, oder das Sprichwort von dem Spruche und der Sentenz dadurch unterscheidet, daß es nicht Lehre sei, sondern Rath in jener breiten, tausendfahrigen, widerspruchsvollen Erfahrung („Rathen ist wie Scheibenschießen"); wenn er nicht verkennt, das Sprichwort sei der Spiegel alles *weltlichen* Wesens, es verwirre, zu häufig angebracht, den Blick, es solle nicht trivial darein plumpen, ja, es habe fast jedes sein *Gegenwort*, oder wenn er jedes Sprichwort für einen Ausdruck Dessen ansieht, was sich durch viele Fälle bewährt hat; aber eben dies letztere, das mistliche Thema der vielen Fälle, scheint ihm nicht fest genug vorgeschwebt zu haben. Ist die Besorgniß nicht ungegründet, es könne selbst im besonnenern Thun des Geistes einer seiner Schlüsse von der bisherigen Unfehlbarkeit eines Factums auf die aller nachfolgenden falsch sein, so ist es um so mehr in zahlreichen dieser leichten, luftigen, zwischen Ernst und Scherz schwebenden Ausbrüche des gewandten Weltverstandes. Die Höflichkeit, welche verbietet, im geselligen Leben für die Rede einen Zollstab bereit zu halten und nach alt cyrenaischem Princip veratorisch beim Wort zu fassen, mag auch hier im ausgedehnten Sinne beobachtet werden. Die Antwort, es sei nicht so gemeint, es sei eben schlecht und recht das Beste, was man geben konnte, es könne am Ende Jeder daraus machen, was ihm gut scheine, oder suchen, was nicht unbedingt auf der Oberfläche liege, sie mag ihre volle Berücksichtigung finden; aber es sei dies auch nur erwähnt, um zuletzt auf manche kleine Collision aufmerksam zu machen, in die der Verf. mit der Tiefe jener Weisheit zu gerathen Gefahr läuft, welche er seinen Schützlingen zu bewahren bemüht ist. Dem pedantischen, zum Erfassen des Kerns der Dinge unfähigen Thun mag keine schützende Zuflucht bewilligt werden; mit

Digitized by Google

Recht kämpft der Verf. dagegen; aber er wird es manchem so unvermuthet als Schulfuchs Angeredeten wol gestatten müssen, sich das tiefere Eigenthum seines Geistes nicht grade auf dem dargebotenen Wege zu suchen; Aristoteles, der Erzscholastikus, meint etwas Anderes, wenn er die Sprichwörter für heilige Reliquien einer uralten Philosophie erklärt, die allerdings, durch (griechischen) Geist und Inhalt verschieden, im deutschen Volksmunde seltener gefunden werden, wie die bei allem Reichthum doch entschiedene Dürftigkeit der hier am nächsten liegenden Artikel: Böse, Mensch, Gott, Seele u. s. w., beweisen wird.

Es hängt dies indeß näher mit dem Begriffe des Sprichworts selbst zusammen. Der Verf. hat, wie schon angedeutet, indem er sprichwörtliche Redensart, Spruch, Sentenz, Einfall vom Sprichworte unterscheidet, versucht, denselben zu geben; er ist aber dieser Unterscheidung nicht treu geblieben, und unter den fast 8000 Nummern begegnen von den theoretisch ausgeschlossenen mehr als von den als eigentlich bezeichneten. Mehre Bibelsprüche sind aufgenommen, aber meist so verändert, daß sie in ihrer ursprünglichen, ehrwürdigen Form unstreitig willkommener und dem Volksgedächtniß heiliger wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Psyche. Von A. von Sternberg. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1838. 8. 3 Thlr.

Du klagst, mein Freund, über die vielen Bücher, die geschrieben werden, du hast dich von der Sündflut der Literatur zurückgezogen, und weil du viel Mittelmäßiges gelesen, willst du jetzt gar nichts mehr lesen. Man sollte als solche Theoretiker sich vornehmen; wenn man sich dieselbe vorgenommen, sie nicht aussprechen, hat man sie aber ausgesprochen, wenigstens nicht darnach handeln und Ausnahmen von solchen selbstgeschaffenen Regeln gestatten. Die „Psyche" sei die eine Ausnahme. Ich habe schon oft mit dir über die Werke des Baron von Sternberg gesprochen. Du hast mich gesehen, wie ich schwärmte über „Galatea", die ich immer lesen und wieder lesen mußte, die mich immer wieder ergriff. Später konnte ich dir von „Palmyra" nur sagen, daß mich das Papageiengeplauder amusirt habe. Vom „Fortunat" schweig ich; von der „Psyche" will ich aber nicht schweigen.

Es gibt so viele Leser, welche die Weisheit mit Löffeln essen wollen, das heißt: sie möchten in der lieblichen Einkleidung des Romans Geschichte und Geographie, Religion und Philosophie, Natur und Physik, vielleicht auch einmal Mathematik auf eine angenehme und bequeme Art einschlürfen; für solche Leser ist die „Psyche" nicht geschrieben. Du liebst Ruhe — und Geselligkeit; bleib also ruhig hingestreckt auf deiner Ottomane, und „Psyche" bietet dir die Gesellschaft, — die vornehmste! die gute, welche sogar die beste Gesellschaft genannt wird, wenngleich letzteres nicht immer mit Recht. An der „Psyche" kann ich nichts tadeln, jedes Eingelne gehört zum Ganzen, und das Ganze ist vollendet. Es ist ein Bild aus der großen Welt. Daß der Autor seine Worte wie Bleistift und Farben handhabt und seine Bilder so lebhaft wie ein Maler vor uns aufstellt, das wissen wir schon lange. Über der Hauptgruppe vergißt er nicht die Nebengestalten, über diesen nicht die Ausstaffirung des Vorder- und Hintergrundes, den Rahmen weiß er auf geniale Weise zu zimmern, und so gar die Wand, an welcher das vollendete Bild angebracht wird, schmückt er mit passenden Zierathen; es ist die Wand eines Salons; die Flügelthüren sind geöffnet und man blickt in die Antichambre, in das Treiben der Dienerschaft.

Der Rahmen ist die Fabel von Amor und Psyche, die sich im todten Marmor und in den lebenden Menschenbezug wiederholt. Die Psyche, Antonie, ein gefangenes weibliches Wesen, Schönheit, Anmuth, Liebe; sie lebt in friedlicher Ehe mit einem Manne, den sie zu lieben glaubt, der viele gute Eigenschaften hat und wenig Fehler, der keine Frau unglücklich machen kann und keine glücklich. Mit Herzklopfen sieht man Antonien wie eine Somnambule am Abgrund hinwandeln und die Erwachen ist ergreifend. Sie hat sich selbst beim Namen gerufen, mit frommer Selbstbetrügung die Liebe in ihrem Herzen, mit der Nachtlampe, den Geliebten in ihren Armen beleuchtet, ihn hier zum letzten Mal gesehen vor der langen ewigen Trennung. Amor, der junge Held, ein feuriger Jüngling, der nie unmännlich wird, trotz seiner Liebhaberrolle, er steht in dem Alter, wo der Mann am heftigsten liebt, weil ihm die Liebe die Hauptsache im Leben scheint. Er fühlt sich auch dann am unglücklichsten, wenn er seiner Liebe entsagen muß, denn er glaubt noch an die Ewigkeit dieses Gefühls, und sein verfehlter Wunsch scheint ihm ein verfehltes Leben. Beta ist zu jung, Antonie zu unschuldig, um daß man Beiden zürnen könnte, wenn sie Unrecht thun und Unrecht fühlen.

Die Marquise ist eine bedeutendere Erscheinung als Antonie. Sie hat viel erlebt, viel erfahren und viel empfunden. Das Empfundene hat sie durchdacht, und es ist ein Zwiespalt entstanden zwischen ihrem Herzen und ihrem Verstande. Freiheit ist das Idol, nach dem sie strebt. Sie ist frei, aber sie ist nicht glücklich. Sie gehört dem jungen Deutschland an; sie hat die Mängel der Ehe erkannt und zieht gegen die Ehe zu Felde; sie weiß aber doch nichts Besseres dafür zu bieten. Wenn sie aber von der Ehe spricht, war es mir unbegreiflich, daß der Mann ihr diese Worte in den Mund gelegt. Ich hätte nie geglaubt, daß die Männer mit ihrem anonymen Opferfeuer von Liebe und Sinnlichkeit so fein herausfühlen könnten, was eine Frau für erniedrigen hält, nämlich die pflichtgemäßen Umarmungen ihres Gemahls. Dann war es mir aber, als sei die Marquise zu einer lebenden Person geworden, sie saß neben mir auf dem Kanapee, und ich hatte große Lust, mit ihr zu disputiren. Manche sich empört über die Zumuthung am Altar, einen Mann ewig zu lieben, zeige ich ihr den Segen der Religion, der sie berechtigt, dem Manne, den sie liebt, anzugehören. Es ist eine fromme Kette, mit der die wankelmüthigen Herzen sich aneinander fesseln, es ist der Ambos, auf dem neue Ketten geschmiedet werden aus dem verunten Interesse, gleichem Namen und der Macht der Gewohnheit. Die Theorie der Marquise ist ein Gemisch von Irrthum und Wahrheit, wie man bei geistreichen Frauen oft begegnet. Sie wird getadelt; nicht der Theorie wegen, nein, weil sie dieselbe ausspricht; nicht der Irrthümer wegen, nein, es sind die Wahrheiten, die sie denkt und sagt, welche die Welt ihr nicht verzeihen kann. Trotz diesen Irrthümern ist sie aber eine sehr interessante Erscheinung und ganz würdig, vom Oberften geliebt zu werden, den zwar nur Wenige werden schätzen können; denn man muß schon selbst solche Charaktere in der Liebe gesehen haben, um an deren Existenz zu glauben und die Achtung nicht zu verlieren für den Mann, der nervenschwach wird und sich selbst nicht mehr beherrschen kann, weil eine Frau sich nicht will von ihm beherrschen lassen. Auch der alte General ist eine gute Figur, der Minister einer jener Charaktere, wie deren das Leben oft liefert. Corinne St.-Preux, die leichtsinnige Französin, ist allerliebst. Wenn sie nicht mit den eignen Gefühlen spielen kann, so spielt sie gern mit denen der Andern. Sie wundert sich über die Männer, welche die Blässe eines brechenden Herzens für die Folgen einer Erkältung halten, und scherzt doch selbst in der Atmosphäre dieses brechenden Herzens, denn sie kennt nur die Seelenwunden, die von einem Carneval zum andern bluten und dann entweder heilen oder von neuen Wunden verdrängt werden. Damit man ihr nicht allzu sehr zürne, so wird man verführt durch die Reflexionen, die sie dem schlafenden Bela gegenüber aus-

Digitized by Google

spricht, über die ewige Jugend der Liebe und der Poesie. Bela bringt nämlich die Nacht schlafend zu vor der Thür von Antoniens Gatten, um mit jugendlicher Eifersucht dessen nächtlichen Besuch bei der Gemahlin zu bewachen. Die St.-Preux findet den Stuhl und den schönen Schläfer, eine schwache Barrière gegen das Recht — und gegen die Tyrannei der menschlichen Einrichtungen.

Alle Figuren aus der großen Welt sind ganz gelungen, die Atmosphäre der großen Welt, die jolis riens, der vornehme Klatsch, die Gespräche über Menschen als Vorder- und Hintergrund vortrefflich wiedergegeben. In diesem nichtigen Treiben der Außenwelt gestaltet sich das Leiden des Innern um so tragischer, und wenn Alles Vergnügen sucht und findet, wenn Bälle und Landpartien für das Wichtigste gehalten werden im Kreis der Freunde, da steht der Ernst des Schmerzes so geisterbleich unter dem Glanze der Lichter.

Auch die übrigen Personen sind gut geschildert, die Landbewohnerinnen im modernen Putz und Madame Cottin, die geschäftige, heirathsmachende, ordnende Frau, die wie eine Hauskatze dem Hause ebenso ergeben ist als den Menschen. Die Figuren treten so lebendig und wahr hervor, daß man meint, man müsse ihnen schon einmal begegnet sein.

Einige Momente müssen auch als verdienstlich anerkannt werden; unter andern nach dem Pfänderspiele die verschiedene Art zu küssen des Generals und des jungen Helden. Es ist nicht nur die Verschiedenheit des ältern Mannes und des jungen, auch der sonstigen Zeit und der neuern. Denn man gibt jetzt einer jeden Handlung eine tiefere Bedeutung, und der Kuß, der sonst als Schlittenrecht oder für ein Pfand vergeudet wurde, scheint jetzt zu Amor's ganz besondern Erb- und Lehnrechten zu gehören. Die junge Damenwelt schaudert vor der Profanation des Kusses, sie gibt ihm eine heilige Bedeutung.

Die Ankunft des jungen Bela, wie die schöne Frau ihm an die Brust fliegt, bildet durch eine glückliche Antorenkoketterie einen guten Contrast mit der Ankunft des Gatten, einige Wochen später, dessen Empfang mit seinem Takt behandelt ist.

Vor allen meisterhaft ist aber die Hauptscene geschildert, zart und doch leidenschaftlich behandelt. Die Leserin erröthet aus Mitgefühl, nicht über den verletzten Anstand, sie muß alle ihre Grundsätze zusammennehmen, um nicht zu wünschen, daß Antonie nachgebe. Es ist eine solche Heiligkeit über Liebe und Sinnenrausch gegossen, daß selbst die Prude nichts dagegen haben kann.

Nun komme ich aber an das Ende, mit welchem ich nicht zufrieden bin. Die Leute, die dem Leser so lieb geworden sind, reisen alle so unbefriedigt in der Welt herum. Es ist ein Irrthum der Jugend und der Liebe, daß irgend ein Schmerz ewig sei. Wenn derselbe nicht gleich tödtet, so stumpft er mit der Zeit sich ab, die größte Leidenschaft hört einmal auf zu glühen, in der ganzen Welt, also auch in der großen, und wie das Meer sich schließt über den Menschenleichen, die man ihm anvertraut, so verschwindet das tiefste Weh spurlos im Ocean der Zeit und das Leben plätschert mit seinen Wellen darüber hin.

Antoniens Herz war zwar zu zart besaitet, um vergessen und verschmerzen zu können, auch war sie ja die Psyche und mußte die Geschichte des kalten Marmors mit ihrem warmen Menschenherzen durchleben; sie mußte die Liebe erkennen, um sie auf ewig zu verlieren; sie hat auch abzubüßen für den Ehebruch ihres Herzens, den sie sich als Sünde vorhält; — auch gehört zu ihren großen langbewimperten Augen, zu ihrem ganzen Erscheinen, ein stiller Kummer: doch sieht man sie ungern in das unbefriedigte Leben hineinziehen, und es ist ja noch so lang für sie, denn sie ist noch so jung!

Die Marquise hätte aber dem Charakter einer geistreichen Frau getreu, folglich inconsequent sein können. Sie mußte zwar immer gegen die Ehe sprechen und schreiben; als aber der Oberst sich in ihre Ansichten findet, sich ihren Aussprüchen fügt, da mußte sie selbst den Priester bringen und den Altar schmücken, weil sie einsieht, daß, so lange die Welt besteht, wie sie jetzt ist, die Frau nur in der Ehe beglücken kann, nur in der Ehe glücklich werden. So hätte man wenigstens ein Paar zur Ruhe gebracht und sähe sie nicht Alle, diese schönen lieben Gestalten, so wenig nach menschlichen Ansichten beglückt! Doch vielleicht ist eine Verwandtschaftsader der Madame Cottin in mich gefahren und ich will auch Ehen stiften, die Leute mögen wollen oder nicht. Man muß keinem Schöpfer Gesetze vorschreiben, besonders wenn er so Gutes und Erfreuendes geschaffen, als die „Psyche" ist.

Ich liebe zwar die „Galatea" noch mehr — es ist mehr Poesie darüber hingehaucht, über die „Psyche" aber mehr Leben. 97.

Literarische Anzeige.

W. Heinsius' Bücher-Lexikon. Achter Band.

In meinem Verlage ist jetzt vollständig erschienen:

Allgemeines deutsches

Bücher-Lexikon,

oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrzahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller ꝛc.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Otto August Schulz.

Erster Band,

die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Schriften enthaltend. Zwei Abtheilungen.

Gr. 4. (125 Bogen.) 10 Thlr. 12 Gr.

Der Vers. begnügte sich nicht allein, vom Jahre 1828 ausgehend, die Erzeugnisse der Literatur mit größter Genauigkeit nachzutragen und sich den frühern Bänden von Heinsius' Bücher-Lexikon genau anzuschließen, sondern er machte durch stete Nachweisungen über die frühern Theile band- oder lieferungsweise erschienener Schriften, durch literarische Notizen und Berichtigungen den Anfang zu einem neuen Werk. An Sorgfalt und Genauigkeit übertrifft dieser Band gewiß seine Vorgänger und wird nicht allein dem praktischen Gebrauche des Buchhändlers vollkommene Genüge leisten, sondern auch Bibliothekaren, Bibliographen, Literaten und Bücherfreunden ein bequemes und sicheres Hülfsmittel bieten.

Die frühern Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons" von Heinsius, 1812—29, habe ich im Preise von 37 Thlr. auf **Zwanzig** Thaler ermäßigt; auch einzelne Bände sind zu billigen Preisen zu erhalten.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 287. — 14. October 1838.

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, von W. Körte.

(Fortsetzung aus Nr. 286.)

Andere, die zu den besten gehören, sind aus den Alten geschöpft und meist als solche nachgewiesen; es kann gefragt werden, warum nicht Alles, was von Bedeutung in dieser Art vorhanden ist und dem Volke auch überliefert, nicht verdankt wird, hinzugezogen wurde. Mit richtigem Takte hat hier wol der Verf. gefühlt, daß es dahin nicht eigentlich gehört, wo vorzugsweise von einer „Weisheit auf der Gasse", von „schönen, herrlichen Klugreden", von „guten Gedanken" und einem „politischen Blumengarten" die Rede sein soll. Es ist schon gesagt, daß mit dem Aufhören des in diesen Titeln gegebenen Charakters das Sprichwort seinem Wesen zu entsagen scheint; dies ist aber wiederum die eigentliche Erfahrung in der ganzen Breite ihres Gebiets, sie beziehe sich auf wohlberechnetes Verhalten in den Irrgängen und Schwierigkeiten des Lebens, auf psychologische Erlauschungen oder auch auf Regeln des gewerblichen, merkantilischen, ackerbaulichen Schaffens, mit dem Charakter des Tadelns, des lange verhaltenen Grimms, des Ermunterns, Lächelns, Drohens, eines Aufschreiens der Masse in herber Klage, oder auch jenes uneigennützigen, mehr oder weniger bedeutenden Spiels, wo eine Art poetischen Bedürfnisses sich selbst Zweck ist. Es ist kein geringer Schutz, wenn bei der geschäftigen Arbeit mancher drängenden, kampflustigen Zungen ein so treffendes Wort zur Hand ist, um der endlosen Rede über den Mund zu fahren und siegreich in seinem guten Rechte zu bleiben; mag der Versuch auch nicht ganz gelingen, es ist immer ein Blitz, der hineingeworfen wird und vielleicht zum Waffenstillstand führt. Nicht weniger zu beachten ist aber das Sprichwort in Hinsicht auf seine Form; von der Redensart hat es der Verf. schon selbst geschieden. Kürze, Schlagfertigkeit, wenn es sein kann Witz, zur Gedächtnißhülfe Reim oder Assonanz, eine bildliche Umkleidung, um Vergessenes wieder zu beleben, das Alltägliche zu schmücken oder durch den Reiz des Räthsels das Gefundene um so tiefer einzuprägen, sind wesentliche Erfordernisse; in ihnen liegt die schlagende, energische Wirkung, die im Stande ist, im rechten Augenblicke selbst zum Entschlusse, zur That fortzureißen, zugleich aber auch die ganze Macht des seinen Widersacher, sei es Person oder Sache, abfertigenden Witzes:

Laß dich nicht verdrüssen.
Strecke dich nach der Decke.
Eigennutz
Ein schlechter Putz.
Wo Einigkeit wohnt, wohnt Gott.
Guter Anfang ist die halbe Arbeit.
Thu, was du thust.
Sei, was du sein willst.
Das Glück muß man erobern.
Ist, was gahr ist,
Trink, was klar ist,
Sprich, was wahr ist.
Nachrath, Narrenrath.
Selbst ist der Mann.
Schlaf und lauf.

Oder:

Wahr — Gefahr.
Undank ist der Welt Lohn.
Sammet am Kragen,
Kicken im Magen.
Gesammtgut, verdammt Gut.
Kompanie
Ist Bedrängniß.
Grindigem Kopf gehört scharfe Lauge.
Subtil
Taugt nicht viel.
Adel, Tadel.
Menschengunst,
Erdendunst.
Advocaten,
Schadvocaten u. s. w.

Das Bestreben nach solcher Abrundung ist so entschieden, daß man häufig an der abweichenden Fassung eines Ausspruchs, die in des Verf. Sammlung an den verschiedenen Orten gefunden wird, die einzelnen Stadien zu erkennen vermag, in denen er sich kernig und plastisch zu gestalten versuchte, daher, weil Kürze denn des Witzes Seele ist, Redensarten, wie sie besonders in Lehmann's „Politischem Blumengarten", Zinckgref's „Scharfsinnigen klugen Sprüchen" unter einem weitläufigen Mantel verborgen sind, in langweiliger, überflüssiger Form auftreten. Sind die Sprichwörter ernsten Inhalts, so liegt freilich in diesem ihren Wesen auch ihre Gefährlichkeit:

Der Mund lügt Alles und nicht das Herz.
Laß die Leute reden und die Hunde bellen.

Digitized by Google

Adel, Tugend, Kunst
Sind ohne Geld umsunst.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.
Jeder ist sich selbst der Nächste.
Das Feuer, das mich nicht brennt, lösche ich nicht.
Erschleiche, was du nicht erlaufen kannst.

Es ist die gemeinsame Arbeit des Volks, durch Jahrhunderte fortgesetzt und bekräftigt, in ihren ersten Anfängen oft in tiefes Dunkel zurücktretend, welche vielen solcher Sprichwörter jenes Überwältigende gibt, wovon wir uns bei den Werken der Vorzeit, beim Betreten ihrer Stätten, beim Verweilen in ihrem Geiste nicht lossagen können; die antiken Studien haben auch darin eine welthistorische, fast unberechenbare Bedeutung, daß sie in dem ehrfurchtsvollen Ringen der spätern Geschlechter nach Gegenüberstellung dieses fremden Geistes auch den Irrthum durch lange Zeiträume sanctionirten; aber wie dem auch sei, wer Sinn und Gemüth hat für die objective Versenkung in das Leben der Nationen, mag sich auch auf dem Standpunkte des freiern Umblicks nicht versagen, einem kämpfenden, gebundenen Leben zuzuschauen und im Keime den starken Wuchs der kommenden Jahre zu erkennen; mit Interesse folgen wir in dichtenden Zeichnungen von Charakteren den treffenden Wendungen und Weisen, in denen die Masse ihrem Sinn und Wesen oft tausendfache Form zu geben pflegt, und weder im Drama, noch im Romane wird das Volk künstlerisch wahr und lebensvoll ohne die gewandte Kenntniß und Benutzung derselben erscheinen. Es verdienen darum jene Denkmäler die entschiedenste Aufmerksamkeit, eine Achtung, wie wir sie allem bedeutsamen Anfange zollen, und ist auch die Zahl Derer, welche höhere Befriedigung gewähren, im Verhältniß zu widersprechenden, unwahren, bedenklichen, auch ganz uneigentlichen gering, so möge gleichwol Niemand aufhören, aus einem Reichthume von Schlacken jene Goldkörnchen zu suchen, in denen zuletzt der Nerv des Lebens ruht. Unter den unwahren, oder durch ein Gegenwort paralysirten, ist eine weite Auswahl; als Beispiel seien nur angeführt:

Jedem das Seine, ist nicht zu viel; und:
Hätte Jeder das Seine, so wärst du so arm wie ein Anderer.
Fern hat nicht Ehr'n.
Halbes Haus, halbe Hölle.
Hundert Jahr Unrecht war nie eine Stunde Recht; und:
Unrecht ist auch Recht.
Das Alte
Behalte; und:
Das Alte klappert, das Neue klingt.
Der Bösen Freud
Wird ihnen leid; und:
Bosheit mästet die Bösen.
Lüge darf gelehrter, Wahrheit einfältiger Leute.
Die Gelehrten,
Die Verkehrten; und:
Wer gelehrt,
Der werth.
Hoffen und Harren
Macht Manchen zum Narren; und:
Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.
Hastiger Mann soll keinen Esel reiten; und:
Hastiger Mann soll auf 'nem Esel reiten.
Wenig Gesetz, gutes Recht.
Jahre lehren mehr als Bücher u. s. w.

Von andern Sätzen, wie:

Wer Niemand betrügen kann, geh in die Wüste.
Wer reich werden will, muß seine Seele eine Zeit lang hinter die Kiste werfen.
Glaub' keinem Weibe, wenn sie auch todt ist.
Wem zu wohl ist, der nehme ein Weib.
Mannes Mutter
Des Düvels Unterfutter,

und vielen ähnlichen würde man das Gedächtniß des Volks nicht gern erfüllt sehen. Aber nicht ohne innerste Erregung kann man treffliche Kernsprüche hören, deren unwandelbarer Werth keinem Zweifel unterliegt; sie machen den Stolz der Nation, und es sei darum an viele erinnert:

An Gottes Segen ist Alles gelegen.
Halt dich rein und acht dich klein,
Sei gern mit Gott und dir allein,
Und — mach dich nicht gar zu gemein.
Eines Mannes Rede, keines Mannes Rede.
Geschehenes zum Besten wende.
Besser kleiner Herr als großer Knecht.
Thue recht und scheue Niemand.
Sei, was du sein willst.
Werde jung alt, so bleibst du lang' alt.
Im Feuer wird Gold, das Herz wird im Leiden geprüft.
Harren ist des Zornes Arzenei.
Worte gebrauche wie Geld.
Gedanken sind zollfrei, aber nicht höllenfrei.
Schicke dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Als daß sich schicke die Welt hinein.
Gedurt ist viel, Bildung ist mehr.
Rede wenig, höre viel.
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.
Alte Sünde macht neue Schande.
Niemand kann wol Herr sein, er sei denn vorher Diener gewesen.
Womit man umgeht, das hängt Einem an.
In goldenen Häusern — hölzern Leben.
Glimpf ist besser denn Recht.
Licht ist Licht, wenn's gleich der Blinde nicht sieht.
Wer im eignen Hause deregnet und beschneit wird, deß erbarmt sich auch Gott nicht.
Das Schwache vereint ist stark.
Frisch und fröhlich zu seiner Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit.
Barmherzige Mutter zieht laufige Kinder.
Je früher reif, je früher faul.
Ein fromm Weib beherrscht den Mann mit Gehorsam.
Zucht ist das beste Heirathsgut.
Anfechtung lehrt aufs Wort merken.
Arbeit ist des Ruhmes Mutter.
Doppelt gibt, wer bald gibt.
Wer's Feuer haben will, muß den Rauch dulden.
Mich dünkt, ich wähn', ich acht',
Hat Manchen in groß Leid gebracht.
Treuen Dienst lohnt Gott.
Geduld ist stärker denn Diamant.
Ich hab' einen Karren umgeworfen und will einen Wagen wieder aufrichten.
Je größer die Noth, je näher Gott.
Der ist bös, der ihm selbst nur gut ist.
Eigenwille brennt in der Hölle.
Gottesfurcht ist eben die Weisheit.

Digitized by Google

Müssiggang ist eine schwere Arbeit.
Gebrauche Ruth wirft Gott in die Glut.
Rede nicht wider die Sonne.
Wer Gott finden will, muß sich selbst verlieren.
Sterben ist auch eine Kunst.

Dieser Sprüche sind aber, wie erwähnt, nicht viele; eine sehr große Zahl würde ohne die eigenthümliche Einkleidung zum Bilde, Gleichniß oder Witze zur unbedeutenden Rede zurücksinken; der Antheil von Poesie, welcher ihnen wie zur Erregung und Überraschung mitgegeben ist, hält sie im Gedächtnisse und gibt ihnen ungeachtet einer gewissen Vieldeutigkeit in dieser losen Draperie jene willkommene Biegsamkeit für eine gewandte Hand, um hineinzulegen, was gefällt, und herauszunehmen, was geistreiche Combination vermag. Der Verf. hat sie, um der Vollständigkeit Genüge zu leisten, in größerer Ausdehnung aufgenommen, als dem höhern Zwecke, den er sich vorsetzte, angemessen scheint, sodaß seine Arbeit dadurch mehr das Ausfehen einer philologischen Zusammenstellung zum Nutzen des Auslandes als zur Förderung der eignen Nation bekommt; es gibt nur zu viele, die in keiner Weise hervorstechen wollen, als:

Man muß an keine Geister glauben.
Sagen und Thun ist zweierlei.
Es gibt vier schlimme Nüsse, Betrübniß u. s. w.
Man findet mehr Schüler denn Meister.
Es geräth nicht Alles und mißräth nicht Alles.
Das Jahr ist lang.
Je näher das Feuer, je heißer.
Bad Dank füllet den Beutel nicht.
Ich esse, was ich mag, und leide, was ich muß.
Garten muß man warten.
Roggen gilt am allermeist, wenn s' singen: wir bitten den heil'gen Geist.
Böse Leute, böse Werke u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Schilderungen aus Indien.*)

Die Menagerie zu Lucknow.

Der König von Audhe ist der einzige unter den indischen Monarchen, an dessen Hofe noch der alte asiatische Glanz herrscht, Aber auch der wird bald erloschen sein, denn die Verschwendung, welche in der Hauptstadt Lucknow herrscht, steht mit den Mitteln und Kräften dieses Fürsten in keinem Verhältnisse mehr. Besondere Sorgfalt wird auf die große Menagerie verwandt, die jedoch Niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs besuchen darf. Sie befindet sich in einem großen, viereckigen Gebäude und hat in der Mitte einen geräumigen von Colonnaden umschlossenen Hofraum. Unter dieser Colonnade stehen die Käfige der wilden Thiere. „Man kann sich mein Erstaunen und meine Überraschung denken", sagt Dr. Spry, „als ich mitten unter diesen Bestien auch ein Geschöpf bemerkte, das offenbar der Menschenspecies angehörte. Der Wärter sagte mir, es sei ein wilder Mensch, den man nebst zwei andern Seinesgleichen in einer Höhle in den dichten Wäldern bei Feizabad gefunden habe. Da keiner von allen Dreien sprechen konnte, so war es unmöglich gewesen, etwas Näheres über sie zu erfahren. Der Anblick dieses Unglücklichen erfüllte mich mit tiefer Betrübniß; man hatte ihm ein sehr niedriges Lager bereitet (ob er angekettet war, weiß ich nicht mehr), und sein Käfig stand mitten unter jenen der Tiger und Löwen. Er erhielt um die gewöhnliche Fütterungszeit der Thiere seine Nahrung und streckte sich nach dem Fraße lang aus wie die übrigen. Seine Gesichtsbildung und seine Züge waren ganz wie die anderer Menschen; als ich ihn aber anredete, gab er unartikulirte Töne von sich, die theils grunzend, theils schreiend waren. Er mochte etwa 25 Jahre alt sein und war seit drei Jahren im Käfig. Nach näherer Untersuchung kam ich zu der festen Überzeugung, daß jener Mensch blos blödsinnig war, und daß der Bericht, welchen der Wärter mir zum Besten gegeben hatte, sicherlich auf Übertreibungen beruhte."

Mangel an christlichen Kirchen.

Kaunpur hat eine bedeutende englische Garnison. Einer von den vielen europäischen Kaufleuten, welche sich dort niedergelassen haben, bereitet künstliches Selterserwasser und versorgt damit ganz Oberindien. So zahlreich auch die Europäer dort sind, so fehlt es doch an einer Kirche, und die Bemühungen des trefflichen Bischofs Heber, von der Regierung die zum Erbauen eines würdigen Tempels nöthigen Gelder zu erhalten, waren vergebens. Vor ein Paar Jahren erklärte sich Lord William Bentinck geneigt, einige Zuschüsse zu geben, wenn zuvor Privatleute eine Subscription eröffnet haben würden. Allein eine solche kam nicht zu Stande, weil die meisten Europäer sich nur kurze Zeit auf diesen entfernten Stationen aufhalten, und bald hier bald dorthin versetzt werden. In Kaunpur wird seit vierzig Jahren der christliche Gottesdienst in der Dragonerreitbahn gehalten, und die Hindu und Mohammedaner haben oft darüber gespöttelt, daß die Christen es sich so wenig angelegen sein lassen, ihren Gott in einem anständigen Gebäude zu verehren. „Ihr schmückt Euere Privathäuser und bettet zu Gott an einem Orte, den Pferde verunreinigen!" sagen sie, und Dr. Spry meint, daß umstände dieser Art wesentlich dazu beitragen, daß die Bestrebungen der Missionnaire so geringen Erfolg haben.

Hindostanische Stutzer.

Auch der Orient hat seine Dandys und Roués so gut wie das Abendland, und in hindostanischen Städten treiben sich solche leider eine große Menge umher. Man erkennt den Bankur oder Stutzer auf dem ersten Blick daran, daß er seinen Turban aufs linke Ohr setzt, während gesetzte Leute ihn etwas schief nach der rechten Seite zu schieben. Sein schwarzes Haar ergänzt von Salben und duftet von Wohlgerüchen; sein Schnauzbart ist mit der größten Sorgfalt gestutzt und gedreht; die Hosen sind sehr weit, seine Pantoffeln gestickt oder mit Goldborten besetzt, und um den breiten schmalen Gürtel, damit der Wuchs möglichst schlank und dünn erscheine.

Es vergeht keine Woche, in welcher nicht bei den englischen Gioldbeamten von Vätern und Ehemännern Klagen gegen die Bankurs einlaufen. Der Eine beschwert sich, daß seine Frau nichts mehr von ihm wissen wolle, seit sie diesem oder jenem Bankur auf der Straße begegnet sei; einem Andern ist die lockere Ehrbüchse gar durchgegangen und hat alles Geld und alle Edelsteine und Kostbarkeiten mitgenommen. Aber diese Ruhestörungen im Familienleben sind nur das geringste Vergehen, welches diese Menschen anrichten; denn insgemein verüben sie die schandbarsten Verbrechen und fallen zuletzt gewöhnlich der gerechten Strafe anheim. Sehr oft nämlich verabreden sie mit einem bethörten Weibe eine geheime Zusammenkunft an irgend einem abgelegenen Orte, und die Unglückliche erscheint im besten Putze, bedängt und geschmückt mit den werthvollsten Kostbarkeiten. Wenn der Verführer sie an der Stelle hat, wo er sie haben will, dann fällt es ihm nicht schwer, irgend eine Veranlassung zum Zwiste zu finden; er thut, als geriethe er in Zorn und Wuth, packt sein auserwähltes Opfer mit der einen Hand und stößt ihm mit der andern den Dolch ins Herz. Nachdem er die Leiche geplündert, läßt er sie liegen, oder stürzt sie in den ersten besten Brunnen hinab. In

*) Vergl. einen frühern Aufsatz in Nr. 196 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

solchen findet man leider weit öfter, als man in Europa glauben kann, dergleichen schändlich ermordete Weiber. Während meiner Anwesenheit im mittlern Hindostan habe ich mehr als einmal über solche Fälle ärztlichen Bericht erstatten müssen. Die eine Leiche, welche ich zu besichtigen hatte, war das schönste Weib, welches mir in meinem Leben je zu Gesichte gekommen ist.

Die Jugend dauert nicht ewig, und so kommt auch für den Bankur eine Zeit, wo es mit dem Bethören der Frauen ein Ende nimmt. Die meisten ergreifen dann das Handwerk eines Gauners oder Diebes und entgehen selten der verdienten Strafe. Werden sie in einer Stadt ertappt, in welcher englische Gerichtsbarkeit gilt, so sperrt man sie für eine Reihe von Jahren ein; zieht man sie aber da ein, wo indische Gesetze gelten, alsdann wird kürzerer Proceß mit ihnen gemacht. War das Verbrechen nicht sehr schwer, so schneidet man dem Schuldigen ohne Weiteres Ohrzipfel oder Nasenspitze ab; war es bedeutend, dann büßt er seine Hand ein; ist er des Mordes überführt, so wird er entweder lebendig eingemauert, oder an die Mündung einer mit Kartätschen geladenen Kanone gebunden, um in tausend Stücke zerrissen zu werden.

Ordalien.

In Hindostan gibt es mehre Arten von Gottesurtheilen; das gewöhnlichste ist folgendes. Wenn irgend eine Geräthschaft oder Kostbarkeit aus einem Hause gestohlen worden ist, dann werden alle Bewohner desselben gefragt, ob sie Kenntniß von der Sache haben, oder wissen, wer der Dieb sei. Dieses Verhör führt in der Regel zu keinem Ergebnisse. Nun versammelt ein Bramin in irgend einem Zimmer des Hauses alle Angehörigen desselben und läßt sie einen Kreis bilden, in dessen Mitte er sich stellt. Darauf zieht er eine kupferne Wagschale hervor und wickelt eine Menge von Umschlägen ab, bis er endlich aus dem letzten eine alte, kostbare Münze hervorzieht, die nur bei solchen Gelegenheiten zum Vorscheine kommt. Diese legt er auf die eine Schale und auf die andere so viel Reis, daß sie der erstern das Gleichgewicht hält. Eine genau so schwere Quantität Reis muß jeder der Anwesenden in den Mund nehmen und kauen. Wenn der Bramin glaubt, daß die zu einem solchen Processe nöthige Zeit verflossen sei, so läßt er sich das Resultat zeigen und bezeichnet ohne Weiteres den Dieb; denn während Alle ihren Reis gekaut haben, ist dieser allein nicht im Stande gewesen, dasselbe zu thun, man kann sich leicht erklären weshalb. Seine Angst und das Bewußtsein der Schuld benehmen ihm den nöthigen Speichel; vielleicht sieht es auch der schlaue Bramin Jedem an der Miene ab, ob er schuldig oder unschuldig ist. In der Regel gesteht der Schuldige sein Vergehen und gibt das Gestohlene heraus.

Gefährlicher Postencours.

Die Wege sind in Hindostan nicht überall sicher und die Tiger machen das Reisen an vielen Stellen sehr gefährlich. Die Briefpost von Juddulpur nach Kalkutta wurde jeden Abend durch einen reitenden Boten gefördert, der etwa um Mitternacht ein abgelegenes Gebüsch passiren muß. Eines Morgens verbreitete sich das Gerücht, man habe den Courrier zerrissen und verstümmelt an einem Bache in jenem Gebüsche gefunden; der Briefbeutel lag nicht weit von der Leiche unversehrt auf der Erde und das Pferd war auch unversehrt geblieben. Der Postillon war ohne Zweifel von einem Tiger erwürgt worden, und man setzte daher auf den Kopf des letztern einen Preis von 10 Rupien. Es fand sich ein zweiter Courrier; aber auch der wurde, nach wenigen Tagen schon, ebenfalls eine Beute des wilden Thieres. Man fand seinen Leichnam gleichfalls verstümmelt. Nun wurde der ausgesetzte Preis verdreifacht, und der Radschah von Juddulpur ließ alle seine Jäger aufbieten. Ehe diese sich aufmachen konnten, war schon der dritte Courrier zerrissen und halb aufgefressen. Nun fand sich Niemand mehr, der das Wagstück ferner unternehmen und die Briefe besorgen wollte. Als endlich die Jäger alle beisammen waren, wurden in der Nähe des Baches, wo man die Leichname gefunden hatte, einige Gerüste aufgeschlagen, und auf jedem mußte ein Mann mit gespanntem Hahne Wacht halten, um sogleich Feuer zu geben, falls der Tiger sich blicken ließe. Zwei Tage lang blieb dieser in seinem Schlupfwinkel verborgen; alle Anstrengungen, ihn herauszutreiben, waren vergeblich. Am dritten Tage endlich bekam ihn einer der Jäger, da er eben durch das hohe Gras sich fortschleichen wollte, zu Gesichte und streckte ihn mit einem Schusse zu Boden. Es war ein Thier von ungewöhnlicher Größe. Seitdem ist die Straße wieder sicher und die Postboten können ohne Gefahr bei Nacht durch das Gebüsch reiten.

Heuschrecken.

Wir lesen in der heiligen Schrift, daß Ägypten von der Heuschreckenplage heimgesucht wurde; und man kann sich wahrhaftig keine schrecklichere Plage denken. Ich habe einmal einen Schwarm dieser Thiere (Gryllus migratorius) in der Nähe gesehen; es wird aber schwer sein, eine solche Erscheinung einem Europäer recht klar zu machen, denn von einer so furchtbaren Masse, die sich in der Luft bewegt, hat man im Abendlande gar keinen Begriff. Sie bedeckt den Himmel, so weit das Auge reicht, zieht heran mit der Gewalt eines Orkans und einem Getöse, so laut wie das eines sturmgepeitschten Meeres. Endlich sinken die Heuschrecken erschöpft nieder, legen ihre Eier und sterben. Wo sie sich niederlassen, da gewinnt das ganze Land binnen wenigen Minuten ein ganz anderes Ansehen: der fruchtbarste Bezirk wird zu einer öden Wüstenei; es ist, als wäre die Erde vom Feuer gänzlich ausgedörrt.

Eines Morgens im August 1832 saß ich eben beim Frühstücke. Da stürzten auf einmal mehre meiner Diener ins Zimmer und riefen: „Tiri, Tiri, Sahib. Tiri, Tiri!" Ich konnte aus diesem Geschrei, das etwa Wunder! Wunder! bedeutet, nichts weiter abnehmen, als daß draußen etwas Außerordentliches vorgehen mußte. Nach wenigen Augenblicken verschwand das Sonnenlicht und es trat Dämmerung ein. Ich eilte hinaus und kam eben noch zur rechten Zeit, um einen von Osten heranziehenden Heuschreckenschwarm zu sehen. Alle Bewohner der Stadt waren auf den Beinen, der Eine feuerte ein altes Gewehr los, der Andere schlug mit einem Knittel auf einen kupfernen Kessel, Alle aber schrien, um die furchtbaren Insekten zu vertreiben. Nach Ablauf einer Stunde war die Gefahr vorüber; die Thiere waren weiter gezogen, aber Hunderttausende bedeckten doch den Boden, und Jeder war, um Verpestung der Luft zu verhüten, mit dem Auffammeln derselben beschäftigt. Gehörig zubereitet, sollen sie ein delicates Essen sein, und einer meiner englischen Bekannten, der schon lange in Sangor wohnte, lud bei dieser Gelegenheit auch mich zu einem Heuschreckenpudding ein, ich wollte aber von einem so ekelhaften Thiere nichts genießen.

Woher kommen diese Insekten, und was wird aus ihnen? Sie erleiden dieselben Verwandlungen wie alle Thiere dieser Art. Man ist der Meinung, es seien gewisse günstig wirkende Umstände nöthig, wenn das Thier sich vollständig entwickeln solle, und nur dann sei es möglich, daß es in so fabelhafter, wunderbarer Masse zum Vorschein komme. Sie ziehen mit Windesschnelle durch die Luft, beginnen Morgens ihren Flug und lassen sich Abends nieder. Wehe der Stelle, wo sie rasten! Selbst das dichteste Gestrüpp ist nach Ablauf einer Viertelstunde kahl wie dürres Reisholz. Am andern Morgen bei Sonnenaufgang fliegen sie weiter. Das Land, welches von ihnen heimgesucht wird, ist doppelt zu beklagen, weil, abgesehen von der totalen Verwüstung, die Thiere bald verwesen und dann gewöhnlich pestartige Seuchen entstehen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 288. — 15. October 1838.

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, von W. Körte.

(Beschluß aus Nr. 287.)

Wir haben uns hier mit jenem ehrlichen, alten Hausverstande abzufinden, nach dessen Dasein oder Verlust nicht große Frage zu thun wäre; nicht unwillkommen sind deswegen auch grade hier einige untergesetzte Parallelstellen, mit denen der Verf. zu Hülfe eilt:

Richts mit Hast, als — Flöhe fangen;

und dazu die Verse des Theognis:

Zwei Mal erwäg' und drei Mal, was irgend dir kam in den Busen,
Denn zusahrender Sinn reißt ins Verderben den Mann.

Andere rein bildliche Ausdrucksweisen, auch bloße Hauptwörter, denen eine Nummer ertheilt ist, gehören gradezu ins Lexikon; ganz locale, oder speciell historische Sprüche, zu denen auch die gehören, welche alte Feindschaft und Eifersucht der ehemaligen Reichskreise und Provinzen darthun, finden sich ungeachtet der Ablehnung des Verf. gleichfalls in großer Zahl; die derbsten Ausdrücke und Phrasen, die nach zuweilen sichtbarem Schwanken zuletzt unerschrocken mit dreingegeben sind, hätten, wenn sie auch deutlich und treffend genug an den Tag legen, was sie wollen, vielleicht erlassen werden können; doch hat sich der Verf. dem Sinnen und Denken des Volks auf alle Weise zuwenden wollen.

Mehr im eigentlichen Interesse des letztern und zur bessern Würdigung des Unternehmens überhaupt äußert er sich daher auch misbilligend über die lange Unterbrechung, welche seit dem Schlusse des 17. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit auf die Sprichwörter erfahren hat, und wie er die Ursache in der immer wachsenden Unterordnung der volklichen Angelegenheiten und einer vornehmen Herabsetzung der in der Masse lebenden Gefühle findet, hat er der jetzigen Zeit vor allen den Beruf zuerkannt, die allgemeine Bewegung nach Verstand, Vernunft, Erfahrung, Recht und Freiheit, zur Erringung des politischen Lichts und Gerichts auch auf diese Weise zu unterstützen; er ist thätig darum bemüht, daß Völker und Fürsten mündig werden und nicht mehr Kinder seien, um sich wiegen zu lassen von allerlei Wind der Lehre. Wenn er nicht weniger etwas gewagt das Sprichwort als nothwendiges und längst erkehntes Complement der „Allgemeinen deutschen Encyklopädie" ansieht, wird es ihm an Entgegnung über die Richtigkeit dieser Zusammenstellung nicht fehlen; jenes Nationalunternehmen, welches sehr richtig eine Stillung des ersten ungestümen Verlangens genannt wird, scheint vielmehr durch sein Bestreben, Reales und Ideales aus den Schätzen der Wissenschaften zu geben und nach allen Richtungen die Punkte für die fernern Bahnen des Wissens zu bezeichnen, eine Rückkehr zu einfachen Sprüchen überflüssig zu machen; es ist jener beklagte literarische Schlaf vielmehr das Zeichen einer solchen Richtung der bisher am Elementarischen sich begnügenden Geister, die sich in größerer Ausdehnung und Tiefe der Dinge zu bemächtigen und an die Stelle von Ansichten, Einfällen Gedanken zu setzen strebte, wie denn dem Verf. dieses Gähren und Schaffen der Gemüther und das tiefe Herausfarbeiten aus allen wissenschaftlichen Gebieten grade in diesen letzten Jahrhunderten nicht unbekannt geblieben ist. Wäre demnach die vorliegende dankenswerthe Arbeit bei ihrem zunächst nationalen Zwecke es noch in höherm Maße geworden durch eine durchgreifende Sichtung des Vorhandenen, so knüpft sich sogleich die Frage daran, ob nicht auch dem Sprichworte ein eigentlich fortschreitendes Leben beizulegen und eben dieses zu erfassen oder fester zu gestalten wäre, während die Resultate des Gesammtdenkens noch zerstreut oder unklar, immer aber bereits im allgemeinen Gedächtnisse leben. Alles Dasjenige, was nach dem vorliegenden Werke wirklich schon einmal einen integrirenden Theil der Väterweisheit bildete, ist in keiner Weise verloren, sondern lebt fort und fort, sehr Vieles aber nach den gegebenen Andeutungen zu häufigem Schaden. Vergleichen wir indessen, was auf ähnliche Weise in dem Munde des Alterthums, auch der heutigen Orientalen, wie Chinesen, Indier und Araber, getragen wird, so ist ein auffallendes Übergewicht der südlichen, für das allgemein Geistreiche unstreitig weit empfänglichern Völker bemerklich, oder es ist in der That kein Resultat der eigentlichen Volksweisheit, sondern des Anschauens und Denkens ihrer ersten Blüten und Zierden; Resultate aber, denen Ehrfurcht und schnelles Verständniß von allen Zeitgenossen entgegenkam. Statt daher wiederum und zunächst vom Volke zu lernen, wie der Verf. dafür zu ermuntern bemüht ist, scheint vielmehr ein Lehren, oder ein Hinwenden des Bewußtseins des-

Digitized by Google

selben zu jenen heimischen und fremden Quellen, die so reich gesprudelt haben, eine Aufgabe, die der Zeit so würdig wie der Anerkennung gewiß wäre. Ein Schatz solcher Edelsteine, in ein einfaches Kästchen gelegt, ein Büchelchen, durch mäßigen Preis Allen zugänglich (die Sammlung des Verf. ist für die größern Kreise zu theuer), würde ein Verdienst sein, welches dem Verf. zu dem schon erworbenen freudig hinzugefügt werden würde. Der Einwand, daß auf diese Weise am Inhalte, ja, am Rechte des Volks geschmälert wird, ist nicht ganz zu vermeiden, scheint aber auch nicht zu fürchten; theils hat sich der Verf. diesem Eingriffe selbst nicht entzogen, theils ist ja das im Munde des eigentlichen Volks Gefundene noch keineswegs damit sein ursprüngliches Erzeugniß. Hat der Verf., auf Grimm's Autorität gestützt, es schon sprachlich für unausführbar erkannt, jedes Sprichwort auf seinen ursprünglichen, oft fast nothwendigen Dialekt zurückzuführen, so ist überhaupt die Quelle hier ein so schwer zu Ermittelndes, daß der Begriff des Populairen dabei ins äußerste Schwanken geräth, wie man vielen der oben angeführten Sprüche die gereiftere Bildung sogleich anfühlen wird. Diejenigen Sprüche, welche, ohne auf tiefe Anschauung Anspruch zu machen oder eigentliche Regeln der weltlichen Klugheit zu sein, ein schönes Zeugniß des angestammten, unmittelbaren Gemüths geben, oder im artigen Kleide gern für den geselligen Verkehr zur Hand sind, mögen als Volkseigenthum dastehen:

Es ist kein süßer Leiden, denn Hoffen.
Wer gibt, der liebt.
Muttertreu wird täglich neu.
Jeder Tag hat sein Lieb' und Leid.
Will' und Lieb', die stiehlt kein Dieb.
Ins Grab fähret kein Neid.
Den Freund strafe heimlich, lobe ihn öffentlich.
Armer Gast ist Gottes.
Es gehen viel Freunde in ein klein Haus.
Kalte Hände, warme Liebe.
Schöne Weiber machen schöne Sitten.
Schöne Glieder, schöne Gemüther.
Grübchen im Kinn hat Schelmken im Sinn.
Frühe Hochzeit, lange Liebe.
Das Gleiche sucht, das Rechte findt sich.
Mädchen müssen nach Einer Feder über drei Zäune springen;

ebenso mehre der schon angeführten witzig oder bitter geißelnden, vorzüglich wenn sie sich auf scharfe kirchliche Gegensätze beziehen. Ein unbefangen kritischer Blick wird auch hier die häufige Spur einer geschickten Hand nicht verkennen; immer aber werden diese Sprüche im Verein Veranlassung genug geben, dem Verf. für die Neigung zu danken, mit der er sie uns wieder vorzuführen bemüht war, wenn auch die weitere Tendenz und Ansicht, mit der er es that, nicht überall getheilt werden wird. Auf diese, als auf das Wesentlichste, einzugehen, war der Zweck dieser Bemerkungen, und die Erwähnung mancher fernern Einzelheiten, zu denen die Veranlassung bei so reichem Stoffe vielfach dargeboten wird, mag dagegen zurücktreten. Zu den Vorzügen der äußern Behandlung gehört auch die fleißige Rück- und Vorwärtsweisung auf verwandte, oder sonst dem Nachdenken zur Combination zu empfehlende Sprüche. Da die deutsche Ehrlichkeit auch ihre kleinen Schwachheiten nicht verhehlen will, es dafür am Ende auch wol zu spät wäre, so hat der Verf. zu allerlei Nutz und Frommen eine zahlreiche Liste von solchen Redensarten angehängt, welche bei einer Versenkung in die Geschichte der Zechkunst dem Volksgenius unbestritten die eminenteste Stellung geben werden, endlich nicht ohne Nutzanweisung für wissenschaftliche Meteorologen einen vollständigen Schatz von Wetterdivinationen. Für manche dem Werke eingestreute heitere Anmerkung und Anekdote wird der Leser Dank zu sagen wissen. 68.

Théâtre chinois, ou choix de pièces de théâtre composées sous les empereurs mongols, traduites pour la première fois sur le texte original, précédées d'une introduction et accompagnées de notes, par M. *Bazin* aîné, membre de la Societé asiatique de Paris. Paris 1838.

Wenn es noch gar nicht so lange her ist, daß Mancher vielleicht die Frage aufwarf, ob es wirklich eine chinesische Literatur gäbe, so ist dies jetzt nach den Arbeiten eines Abel Remusat und Stanislas Julien nicht nur erwiesen, sondern man weiß auch, daß die chinesische Literatur an Umfang und Reichthum jede andere Literatur weit übertrifft, und daß das Vaterland des Kon-fu-tsee mehr große Literaturepochen aufzuweisen hat als irgend ein älteres oder neueres Volk in Europa. Im J. 1773 befahl der Kaiser Khien-long die Sammlung und den Druck der in China am meisten geschätzten oder für classisch gehaltenen Bücher, deren Zahl in der von ihm zu diesem Behufe erlassenen Verordnung auf 160,000 angegeben war. Die Sammlung ist noch nicht vollendet, im Gegentheil druckt man noch immer fort daran, wiewol 1818 bereits 78,627 Bände davon erschienen waren. In dem Kataloge dieser ungeheuern Sammlung, den wir vor Augen haben, werden die heiligen Schriften wie die classischen Werke über Philosophie, Geschichte, Politik, Gesetzgebung, Rechtskunde, über Naturwissenschaften, Mathematik, Landwirthschaft u. a. bei Hunderten und Tausenden aufgeführt. Kon-fu-tsee's Schule allein steht darin mit 1694 Büchern, und es ist kein Zweig der Literatur, auch der höchste und erhabenste nicht, in welchem der chinesische Geist sich nicht versucht hätte; in allen hat er zahllose Denkmale hinterlassen, jedes von größerm Umfange, als der Europäer seinen Werken zu geben pflegt.

Tief unter der, die von uns aufgeführten und die ihnen ähnlichen Wissenschaften umfassenden, höhern Literatur steht nach dem Urtheil des chinesischen Publicums die leichte, bei uns als schöne, von ihnen als niedere bezeichnete Literatur, welche eine zahllose Menge beschreibender Gedichte, Erzählungen, Romane und Theaterstücke enthält. Dies ist aber nach dem Zeugnisse der neuern Sinologen von allen Zweigen der chinesischen Literatur grade derjenige, welcher der europäischen Kritik das meiste Interesse und die meiste Belehrung gewährt. Denn da die Eifersucht der tatarischen Kaiser dem Europäer mit Ausnahme Kantons alle Städte des Reichs verschlossen hat, so vermag dieser Chinas Sitten und Einrichtungen nur aus dessen Büchern kennen zu lernen. In keinem literarischen Erzeugnisse aber drückt sich das Leben mehr ab als im Drama, dem Bilde desselben, und deshalb sind die dramatischen Dichtungen der Chinesen so anziehend und zugleich so lehrreich für uns.

Die Chinesen lieben scenische Vorstellungen leidenschaftlich. Der Engländer Davis hat in seiner Beschreibung oder allgemeinen Geschichte von China manche interessante Einzelnheiten und Beispiele von dieser Vorliebe der Chinesen für das Theater mitgetheilt. So gibt es im nördlichen China öffentliche Ge-

Digitized by Google

bäude, welche für die Vorträge der Vocal- und Instrumentalmusik, der Orchestrik und der scenischen Gelegenheiten für dramatische Vorstellungen bestimmt sind. In den südlichen Provinzen dagegen gibt es keine Theater; die Regierung aber, welche diese Art der Unterhaltung, allerdings die geschmackvollste, auf alle nur mögliche Weise begünstigt und dadurch den Beweis eines hohen Grades von Civilisation ablegt, sorgt dafür, daß Theater in allen Straßen mittels Sammlungen, die man unter den Einwohnern veranstaltet, errichtet werden. In gewissen Tagen geben auch die Mandarinen die nöthigen Fonds her, wie in Attica die Choragie von den wohlhabenden Bürgern bestritten wurde. In einem solchen Falle, bemerkt Hr. Davis, steht ein Theater binnen wenigen Stunden da. Einige Bambus, die ein Dach von geflochtenen Matten tragen, einige über Traghölzer gelegte Bretter und einige Stücke bemalten Baumwollenzeuche, womit die Hinterwand und die beiden Nebenseiten der Scene verkleidet werden, — während die den Zuschauern gegenüber befindliche ganz offen bleibt, sind hinreichend, um ein gewöhnliches chinesisches Theater herzustellen. In einem auf diese Weise improvisirten Schauspielhause oder Saale führten italienische Sänger zu Macao 1833 mit dem größten Erfolge fast sämmtliche Opern Rossini's auf. Es überraschte die Chinesen nicht wenig, aber keineswegs unangenehm, von Fremden auf diese Art ihre Weise in Theater errichtet zu sehen, und noch mehr, ein Gemisch von Recitativ und Gesang zu hören, dessen ihrem eignen gar nicht unähnlich schien. Außer diesen für den Augenblick errichteten höhernen Theatern gibt es in den Palästen der Bornehmen, in den Wirthshäusern und Schenken noch Schauspielsäle, wo die wandernden Schauspielertruppen ihre Vorstellungen geben. In China gibt es nämlich keine Theater, sondern nur wandernde Truppen; aus 8—12 Personen bestehend, ziehen diese auf einer bedeckten Barke, die ihnen zur Wohnung dient und worin sie unter Anleitung ihres Directors ihre Rollen einstudiren, von Ort zu Ort. Wenn sie gerufen werden, um bei einer festlichen Gelegenheit zu spielen, dann überreichen sie dem Festgeber ein Verzeichniß verzeichnen Stücke, welche sie wissen oder gewiß sind, damit diese ihre Gäste wählen lasse; haben diese sich für ein Stück entschieden, dann werden die Namen der Personen desselben laut vorgelesen, und findet es sich, daß einer derselben Ähnlichkeit mit dem von einem der Gäste hat, so wird schnell ein anderes Stück gewählt, um jede anstößige Anspielung zu vermeiden.

Die Frauen können, seit der Kaiser Khien-long eine Schauspielerin unter seine Nebsweiber aufnahm, nicht mehr auf der Bühne erscheinen, und weibliche Rollen werden den jetzt, wie bei den Alten, von jungen Männern und zuweilen auch von Verschnittenen gespielt. Decorationen sind auf dem chinesischen Theater nicht üblich, sowie überhaupt alles Dasjenige fehlt, was zur Täuschung der Sinne und zur Hervorbringung der ästhetischen Wahrscheinlichkeit erforderlich ist. Die Akteurs, wodurch man jene zu ersetzen und diese zu ergänzen sucht, erscheinen für uns wahrhaft lächerlich und sind ebenso geschmacklos, als sie von geringer Erfindungskraft zeugen. Wenn z. B. ein General Befehl erhalten hat, sich nach einer entfernten Provinz zu begeben, so schwingt er die Peitsche, ergreift ein paar Riemen von einem Reitzaum und rennt mehre Male unter einem entsetzlichen, die Ohren zerreißenden Lärmen von Trommeln, Pauken und Trompeten um die Bühne herum. Hierauf steht er plötzlich still und verkündet den Zuschauern alles Ernstes, daß er wirklich am Orte seiner Bestimmung angekommen sei. Sollen die Mauern einer Stadt im Sturme erstiegen werden, so legen sich vier bis fünf Soldaten übereinander, um Wall und Graben vorzustellen. Der Phantasie wird hierin also das Meiste überlassen; nicht so im Costume, welches für die jedesmaligen Rollen immer sehr passend und oft äußerst prächtig ist. Da die chinesischen Stücke größtentheils eine historische Färbung und Unterlage haben und sich aus leicht begreiflichen Gründen nicht auf die Ereignisse nach dem Eindringen der Mandschutataren beziehen, so ist auch das Costume auf dem Theater meist das der Chinesen vor der tatarischen Eroberung.

Bis jetzt kannte man in Europa nur vier chinesische Dramen, die dem Repertoire entnommen waren, welches den Titel führt: „Youen-jin-pé-tchong“ (d. h. die 100 unter den Youen oder den Fürsten der mongolischen Dynastie verfaßten Stücke). Die Titel jener vier sind folgende: 1) „Die junge Waise der Familie Tchao“, 2) „Der Alte, der einen Sohn bekommt“, 3) „Der Kummer im Palast Han's“, 4) „Die Geschichte vom Kreidering“. Der gelehrte Missionär Premare war der Erste, der durch seine verkürzte Übersetzung der „Waise der Familie Tchao“ gegen Anfang des letzten Jahrhunderts eine Probe von dem chinesischen Theater mittheilte. „Jedermann weiß, daß Voltaire aus diesem Stücke den Stoff zu seiner „Chinesischen Waise“ entnommen hat, aber nicht so allgemein bekannt ist es“, bemerkt Stanislas Julien, „daß des Pater Premare Übersetzung nur eine höchst unvollkommene und mangelhafte Vorstellung von dem Originale gibt.“ In diesem sowol wie in allen, sich in der hier angezeigten Sammlung befindenden Stücken ist der Dialog mit einer großen Anzahl Arien und Lieder untermischt, die unter musikalischer Begleitung gesungen werden und oft sehr erhabene und gefühlvolle Stellen enthalten. Der Pater Premare, der sich um das Studium der chinesischen Poesie nicht bekümmert zu haben scheint, hat Alles, was Vers ist, nicht übersetzt und diese Abschnitte, die oft die Hälfte einer Scene ausmachen, stets mit den Worten: „er singt“, abgefertigt.

Die Übersetzung des Stücks: „Der Alte, der einen Sohn bekommt“, ist von einem Zeitgenossen, dem durch sein Buch über China bekannten Davis. Auch er hat sich an das Beispiel Premare's gehalten und mehr daraus gemacht, den Dialog auf eine leichte und gefällige Weise in Prosa wiederzugeben, als die lyrischen Stellen zu übersetzen, was keineswegs leicht ist, da hierzu nicht blos Scharfsinn, sondern auch eine genaue Kenntniß der Sitten und alten Gewohnheiten Chinas gehört. Die kleine Arbeit, welche Davis später unter dem Titel: „Der Kummer des Han's“, herausgab, ist eher ein Auszug als eine Übersetzung.

Was weder Davis noch der Pater Premare gekannt hatten, und was Abel Remusat für unmöglich erklärte, hat Stanislas Julien glücklich ausgeführt und die erste vollständige Übersetzung eines chinesischen Dramas gegeben, ohne von dem lyrischen Theile auch nur das Geringste auszulassen. Die Übersetzung des Stücks Hoei tanki's: „L'histoire du cercle d'argile“, von Julien, ist fast wie eine Revolution in der chinesischen Philologie anzusehen. Sie erschien 1832 mit einer Vorrede, worin mit großem Geschick und genauer Sachkenntniß die Schwierigkeiten auseinandergesetzt sind, die sich dem Verständniß der chinesischen Poesie entgegenstellen und daraus eine von der Prosa ganz verschiedene Sprache machen, welche ihre eigne Construction und Syntax, ihre besondern Redensarten, und sogar ihr eignes Wörterbuch hat. Zwei Jahre später entriß die vollständige Übersetzung der „Waise der Familie Tchao“ in Prosa und Versen dies Werk der Vergessenheit, in welche es durch die Untreue und Ungenauigkeit des ersten Übersetzers gerathen war. Das aufmunternde Beispiel Julien's ist nicht ohne Nachahmung geblieben. Einer seiner ausgezeichnetsten Schüler, Hr. Bazin der Ältere, der schon durch mehre wichtige Arbeiten der chinesischen Philologie bekannt ist, hat jetzt dem Publicum die Meisterwerke der interessanten Sammlung vorgelegt, aus welcher seine Vorgänger schon geschöpft hatten. Die vier von ihm übersetzten Stücke sind: 1) „Die Ränke einer Kammerzofe“, von Tching-te thoei. 2) „Der confrontirte Rock“ (La tunique confrontée), von Tchang-kouo kouang, einer chinesischen Gouvernante. 3) „Die Sängerin“, ohne Namen des Verfassers. 4) „Der Zorn Teou-ngo's“, von Kuan-han-king. Der Übersetzer ist gewissenhaft der Methode Julien's gefolgt und hat den lyrischen Theil vollständig mit dem Dialog in Prosa wiedergegeben. Der Versuch ist demnach gemacht, und wir verdanken dem

Digitized by Google

neuen Verfahren zwei wichtige Resultate, die darin bestehen, daß erstens die Hinderniße beseigt sind, vor welchen bisher auch die gelehrtesten Sinologen zurückbebten, und zweitens, daß wir dadurch das chinesische Theatre so weit kennen lernen, um uns in Stand zu setzen, ihm seinen Charakter im Allgemeinen wie seinen Platz in der Geschichte der Literatur anzuweisen. Die zuletzt übersetzten Stücke sind, wie die schon früher bekannten, ein sehr treuer Spiegel chinesischer Zustände, da in diesem Lande das Theater mehr als sonst irgendwo der Abdruck des wirklichen Lebens ist. Das chinesische Volk ist, wie man mit Bestimmtheit sagen kann, von Natur sanft, scheu, ängstlich gewissenhaft, rechtschaffen, geistreich und gefühlvoll. Zierlich und verfeinert in ihren äußern Verrichtungen, ist die chinesische Civilisation im Grunde unvollkommen, unecht und kindisch. Es fehlt ihr an philosophischer Grundlage und Idee. Das Volk des Kon-fu-tse hat patriarchalische Sitten und Tugendern, man möchte sagen Instinkte, welche der Menschheit zur Ehre gereichen; allein mit Recht zweifelt man, ob in ihm das heilige Feuer lodert, dessen Herd Europa ist. Der Keim der Civilisation, welchen vor 3000 Jahren ein Hauch der Vorsehung in dieses Land geführt hat, ist zwar nicht umgekommen, aber hat sich auch nicht vervielfacht. Die Vorzüge und Mängel seiner Literatur im Allgemeinen wie seines Theaters im Besondern gehen daraus hervor. Das Interesse, welches auf dem Bestandniß der Kunst selbst, auf der Lebhaftigkeit der Handlung, der Mannichfaltigkeit der Charaktere, der Kraft und Tiefe dramatischer Combinationen beruht, würde man darin vergebens suchen. Von den Regeln über Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung findet man keine Ahnung, und ganz verschiedene Kunstformen wie Tragödie und Komödie sind kaum voneinander geschieden, kurz, die Kunst ist dort noch in ihrer Kindheit, aber doch höher stehend als Alles, was Europa im gleichen Alter, nämlich im 14. Jahrhunderte hervorbrachte. Alle chinesischen Dramen, die wir kennen, interessiren durch die Wahrheit, die Natürlichkeit und durch das Pathetische der Situationen. Die Gefühle, hauptsächlich die Geschichte, sind kindlich, treten ein eine äußerst zarte und erhabene Sprache, die oft voll wahrer Poesie und Beredtsamkeit ist. Der Dialog ist leicht und lebendig, und die lyrischen Stücke unterhalten durch die poetische Frische der einzelnen Blumen, aus denen sie zusammengewebt sind, sowie durch die natürliche und echt orientalische Anmuth der Einbildungskraft auf das angenehmste. Der Stil ist literarische Schöne bisher nicht gekannt, und das Verdienst, welches sie haben, den Europäern besser als irgend eine Reisebeschreibung in Chinas Sitten einzuführen. Man bemerkt darin nicht ohne Interesse die hohe und allgemeine Wichtigkeit, welche die Chinesen auf geistige Bildung, auf eine wissenschaftliche und literarische Erziehung legen. Die Begierde des Chinesen nach literarischer Auszeichnung ist ohne Beispiel auf der Welt, und in der That sind die Talente und Kenntnisse Alles, was die literarische Bahn führt dort allein oder vorzugsweise zu Ehren und Vermögen. Daher kann man sich nichts Ernsteres, nichts Lächerlicheres denken als die Zeit der Examina, welche in allen Provinzen periodisch wiederkehrt. Ein Menge von Candidaten meldet sich zu denselben voll Selbstgefühl und Enthusiasmus; die Grade eines Baccalaureus, Licentiaten und Doctors, welche man durch die Prüfungen erwirbt, sind dort von einer Bedeutung wie nirgend sonst, und Aemter und Staatswürden sind der Preis Derjenigen, die sich am meisten auszeichnen. Jeder Doctor, jeder Akademiker trägt die Anwartschaft zum Mandarinen oder Minister in seiner Tasche. Daher die Wichtigkeit, welche der Doctorhut in den Dramen spielt: er ist der Talisman, der Alles überwindet, und gewöhnlich verschwindet der Held des Stücks im ersten Akt, um sich zum Examen vor dem Kaiser zu melden, das er natürlich glücklich besteht, und im Besitz des verhängnißvollen Diploms ist er auch im Besitz aller seiner Wünsche. In der Einleitung zu den vier Dramen sagt Hr. Bazin über den Ursprung und die Geschichte des chinesischen Theaters Dasjenige, was man jetzt davon wissen kann, und stellt zugleich den Punkt fest, bis zu welchem die chinesischen Studien bis jetzt in Frankreich gediehen sind. Der Schleier scheint jetzt gelüftet und der Augenblick gekommen, wo den Augen des Europäers die Geheimnisse der chinesischen Literatur wie der chinesischen Civilisation sich erschließen. 50.

Miscellen.

Der Grieche Konstantinos Belios aus Macedonien.

So wenig selten unter den Neugriechen Beispiele eines ausgezeichneten Wohlthätigkeitssinnes und aufopfernder Freigebigkeit zum allgemeinen Besten sind, so verdient doch gleiche wol das neueste uns bekannt gewordene Beispiel dieser Art, außer der gebührenden Anerkennung Seiten Derer, die es zunächst angeht, jedenfalls auch besondere Erwähnung. Dieses Beispiel ist der Grieche Konstantinos Belios aus Macedonien, der sich übrigens (wie wissen nicht, mit welchem Recht, zumal in Griechenland, wo dergleichen Akte nichts weniger als national sind) zuweilen als Baron (Βαρόνος, Βαρόν, Μπαρόνος;) aufführt. Wir entlehnen die folgenden Notizen aus einer in Wien 1838 erschienenen Schrift („Περιγραφὴ τοῦ εὐγενεστάτου Βαρόνου χυρίου Κωνσταντίνου Μπέλλιου Μακεδόνος. Συλλεγεῖσα ἀπὸ τῶν αὐτοπαθῶν Α. καὶ Ν. Δημητριάδου τῶν ἐκ Σιατίστης τῆς Μακεδονίας"), welche eben nicht durch ausnamentlich Das, was derselbe in Griechenland zum allgemeinen Besten gethan hat, wenn auch grade nicht in einer überschwänglichen Ordnung und Kürze, sondern nur durch Aneinanderreihen von Journalartikeln, Zuschriften und dergleichen zusammengetragen zustellen. Dieser Grieche nun schenkte 1837 ein Haus in Athen, mit Garten, Weinberg u. s. w., ferner eine außerstehende Forderung von 3525 Piastern und baare Gulden, zusammen einen Betrag von 60,000 Drachmen (etwa 15,000 Thaler), dem Spitale daselbst; weiter der neuen Colonie von Macedoniern in Neupella in Lokris eine Bibliothek, bestehend aus altgriechischen, französischen, deutschen, auch lateinischen und italienischen Büchern, deren Verzeichniß in obiger Schrift (S. 43 fg.) mitgetheilt wird und deren Werth 36,000 Drachmen (etwa 9000 Thaler) beträgt. In Ansehung des dem Spitale zu Athen Geschenkes machte er zugleich mehre Bestimmungen in Betreff einzelner Gegenstände, z. B. insofern er die Errichtung von Betten aus den Einkünften der geschenkten Grundstücke anordnete und diese Betten zunächst zum Gebrauche von Macedoniern anwies. Außerdem verehrte Belios, wie wir hier nur gelegentlich erwähnen, dem Könige Otto von Griechenland ein, ungefähr 3000 Jahre altes Schwert mit der goldenen Inschrift: „Nimm, Herr, über Die, so mir Unrecht thun, und bekämpfe Die, so mich bekämpfen!" übrigens etwa 12,000 Drachmen an Werth, dagegen der Königin von Griechenland eine schöne und seltene Ausgabe des Homer. Jedenfalls gehört Belios zu der Classe griechischer Euergeten und Patrioten, wie die Josimas, Kaplanis, Varvakis u. A. (S. Ikn's „Leukothea", 1825). 25.

Ludwig XIV. von Frankreich Schreibübungen.

Das „Ausland" brachte im August dieses Jahres Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St.-Petersburg. Unter den Merkwürdigkeiten der großen kaiserlichen Bibliothek wurde eine schätzbar copirte Schreibübung Ludwig XIV. wörtlich angeführt. Sie lautet nach dieser Angabe: „Les rois sont ce qu'ils veulent, il faut leur obéir". Einsender dieses hat das Original in Petersburg gesehen und für sich copirt. Da heißt es aber: „L'homnage est dû aux rois, car ils sont ce qui leur plaît". Am Fuße der Schrift ist der Name Louis in einer Zeile oft hintereinander wiederholt. Ist schon die Version, die das „Ausland" gibt, charakteristisch genug und eine Art von Motto für Ludwig's Regierung, so schint die letztere Fassung der Worte schon darum vorzuziehen zu sein, weil das Raisonnement darin verschränkter ist. 116.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 289. — 16. October 1838.

Geschichte Kaiser Sigmund's von Joseph Aschbach. Erster Band. Hamburg, Perthes. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Gänse und Lumpen! ihr materiellen Ur- und Grundmächte aller neuern Literatur, ihr theuern und immer theuerer werdenden Hebammen geistiger Production, hat die Schilderung eueres Werthes und Segens noch Niemand einem rüstigen Improvisator zum Thema gegeben? Mit welcher Achtung sollte man jede Heerde von jenen, mit welchem Respect jeden Wagen voll von diesen vorüberziehen lassen! Was kann nicht Alles aus den Federn der einen auf den Papierbogen der andern fließen! Hat sich unter den unzähligen Vereinen unserer Tage noch keiner für die Gänsezucht gebildet, und keine Actiengesellschaft zur Anlegung eines großen deutschen Lumpenmagazins? Nimmt unsere Schreib- und Druckwuth in gleichem Maße zu, so wird bald beides nöthig werden.

Mit einem heiligen Schauder greift man jetzt nach Meßkatalogen und bibliographischen Anzeigen. Die Zeiten der Bibliotheken, die Tage der Polyhistorie gehen zu Ende. Die allgemeine Kritik erklärt sich lendenlahm, sie kann nicht nach! Was bleibt ihr übrig, als zu thun, was unsere Consistorien und Prüfungsbehörden bei der Flut von Candidaten aller Art und Wissenschaft auch schon thun, die strengste Auswahl in Kritik wie in Lecture zu treffen. Ref., in dessen Bestallung auch etwas von Literatur überhaupt steht, ist aber gewissenlos oder genügsam genug, dies Meer nicht austrinken zu wollen, sondern hält, unbeschadet aller ehelichen Treue, wie Numa an die Camena, so sich an die Klio. Für diese durchschifft er dann mit dem Gänsekiele seine Kataloge und setzt zu künftiger Landung bald hier einen Pfahl, bald dort ein Kreuz, bald auch ein Fragezeichen. Dann harrt er geduldig — denn die Hörner allzu großer Neugier laufen sich in einigen Jahrzehnden literarischen Treibens schon ziemlich ab — auf die wöchentlich in die ihm zugänglichen Stapelplätze einlaufenden Bücherballen, und kommt nun eines seiner gepfählten, gekreuzten oder befragezeichten Bücher, so wird an Ort und Stelle erst eine kleine Vorschau und dann zu Hause die Hauptschau und, wenn es sein muß, eine kritische Nachschau vom Buche genommen.

Nachgerade hat sich aber in die Behandlung der Geschichte durch eine gewisse Schule einige Ungenießbarkeit (versteht sich für den Referenten, denn Andere mögen mehr vertragen können!) eingeschlichen, und es war ihm recht aus der Seele gesprochen der Stoßseufzer eines trefflichen Kirchenhistorikers: „Möge mir Gott die gemeine Geschichte erhalten und mich vor der vornehmen bewahren, welche eine wahre Pest ist für Geist und Herz.“ Ref. hat freilich noch die alte und veraltete Ansicht von der Geschichte, daß sie etwas mehr auf den Menschen einwirken solle, als blos eine Gymnastik seines Gedächtnisses zu werden, oder eine Turnstunde seines Verstandes, wo bald über das Abstracte und Concrete, bald über das Subjective und Objective gerungen und mit der Lanze der Speculation nach dem Türkenkopfe des Selbstzwecks gezielt wird. Nach des Ref. einfältigem Dafürhalten soll die Geschichte nicht blos kalte Nordlichtsstrahlen schießen, sondern leuchten, und auch nicht blos leuchten, sondern auch erwärmen, also Geist und Herz zugleich ansprechen. Das thut eine einfache, ungekünstelte Rede besser als jene philosophisirenden Darstellungen, bei deren mehrmaligem Durchlesen man um einige moderne Phrasen reicher und um einige Minuten ärmer geworden ist. Aber genug davon. Die uns verstehen, stehen auch mit uns.

Doch ist es ein gutes Zeichen, daß jetzt immer mehr und mehr das Feld der Biographie angebaut wird. Wir haben uns in Länder-, Völker- und Weltgeschichten genugsam ergangen. Nur auf dem Wege der tiefsten und unermüdetsten Forschung und der Benutzung der Resultate specieller Untersuchungen, oder ganz neuer Anordnung, oder kühner hineingelegter Ideen, oder der barockesten Darstellung läßt sich jetzt noch etwas Neues geben. Dagegen steht auf dem Felde der Biographie, wie man sie jetzt verlangen darf, noch unermeßlich viel zu leisten übrig, und keines möchte auch sonst noch für Geist und Herz fruchtbarer und dankbarer zu bebauen sein. Sie schenkt uns Menschen, während dort ganze menschliche Gesellschaften, Gemeinden, Völker, Staaten oder ganze Richtungen der Menschen uns wieder und wieder geboten werden. Eine Biographie kann allein etwas, freilich nach menschlicher Beschränkung Abgerundetes und Vollständiges geben. Sie ist das Portrait unter den verschiedenen Gattungen der Bilder, oder unter dem verschiedenen Hausrath, der ein Zimmer füllt, der Spiegel, das Symbol der Selbstbeschauung. Wir gedenken indeß an einem andern

Digitized by Google

Orte der Biographie das Wort ausführlicher zu reden, und fügen nur noch hinzu, daß allerdings bei der Biographie auch verschiedene Motive zu Grunde liegen können. Dem Einen gilt's wirklich, einen Menschen um seiner selbst willen geistig aufzufassen, gleichsam das Räthsel seines Daseins zu lösen, seine äußere und innere Gestaltung zu analysiren, zu zeigen, wie er wurde und grade so werden mußte, und wie er in seiner Zeit und seine Zeit in ihm sich widerspiegelte. Eine solche Aufgabe setzt allerdings die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Gegenstande selbst und dann eine tiefe philosophische Ergründung des menschlichen Wesens überhaupt voraus. Man muß, Physiolog wie Psycholog gleich sehr, über den Wechseleinfluß von Geist und Körper, über Anerbung gewisser Eigenschaften, über die Würdigung von Temperament, Talent, Genie, Geist mit sich auf dem Reinen sein, seinen festen religiösen wie moralischen Maßstab und Standpunkt haben. Der Mystiker, der Skeptiker, der Atheist u. s. w. kann kein Biograph in unserm Sinne werden, oder höchstens nur einseitig Seinesgleichen beurtheilen und schildern. Wir möchten diese Gattung nach dem darin vorherrschenden Motive die psychologische Biographie im Gegensatz der historischen nennen, auf welche wir jetzt kommen.

Wenn ich den Menschen nicht nach seinen allseitigen Beziehungen, sondern nur nach seiner äußern Erscheinung und um seines Zusammenhanges willen mit der Zeitgeschichte schildere, oder wenn ich ihn zum Träger, gleichsam zum Eponymus seines Zeitraums mache, wenn ich, um einen Nenner zu vielen gleichzeitigen Zählern zu haben, oder um Vieles und Vielfaches zusammen an einen Faden oder Mittelpunkt anzuknüpfen und so der Darstellung eine Art Einheit zu geben, eine historische Notabilität als Repräsentanten so vielseitiger Interessen hinstelle und in ihm mehr seine Zeit selbst personificire, so möchte dies etwa das Wesen der historischen Biographie ausmachen. Damit ist nicht abgesprochen, daß eben die Gestaltung einer Zeit durch ein Individuum vorzugsweise geschehen kann, daß durch dessen Eigenschaften Manches ganz anders werden mußte, als es durch entgegengesetzte oder überhaupt andere geworden wäre, und daß deswegen auf diese bestimmenden Eigenschaften besonders Rücksicht genommen werden müsse.

Auf diesen Punkt hin wollten wir kommen, um vorliegendem Werke, so weit wir es bis jetzt beurtheilen können, seine Stellung in der biographischen Literatur anzuweisen. Wir bezeichnen es als eine historische Biographie, wie Rommel's „Philipp von Hessen", Röse's „Bernhard von Weimar", Robertson's „Karl V.", Roscoe's „Leo X." u. a., im großen Maßstabe, wenngleich nicht in dem gewaltigen Umfange, wie Bucholtz's „Ferdinand II.", welcher unter den uns wenigstens bekanntgewordenen Biographien die bändereichste sein möchte. Zwar will der Verf. nicht eine allgemeine Geschichte Europas zur Zeit Kaiser Sigmund's, sondern nur dessen Geschichte geben; aber er erkennt es auch an, daß eine solche in ihrer Vollständigkeit ihn nicht allein als römischen Kaiser, sondern auch als Markgrafen von Brandenburg, als Regenten von Polen, als König von Ungarn, als Reichsverweser und später als König von Böhmen darstellen und seine vielfachen Berührungen mit fast allen europäischen Fürsten der damaligen Zeit, wie auch seinen mächtigen Antheil an den Kirchenangelegenheiten, vorzüglich auf den beiden Concilien zu Konstanz und Basel, ins Licht setzen müsse. Er muß daher immer im Vordergrund gestellt bleiben, und was von auswärtiger, d. h. nicht zu seinem Länderbereiche gehöriger Staaten Geschichte vorkommt, wenigstens irgend eine Beziehung auf ihn haben.

Ref. hat aus mehren Gründen begierig nach diesem Werke gegriffen. Erstlich kann man sicher sein, daß der Verf., dessen Geschichten der Westgothen, der Ommaijaden u. s. w. mit verdientem Beifall aufgenommen worden sind, auch in dieser Gattung der Darstellung nur Brauchbares liefern wird; sodann aber war eine Geschichte Kaiser Sigmund's, der doch einer der bedeutendsten Fürsten des deutschen Mittelalters war, wirklich noch nicht vorhanden, während wir doch von weit minder wichtigen Kaisern schon Monographien besitzen. Auf diese Weise ist von Hrn. Aschbach eine fühlbare Lücke würdig ausgefüllt und nicht blos mit einem Haufen Maculatur ausgestopft worden.

Was dem Verf. und damit auch der historischen Literatur ungemein zu Statten kam und kommt, ist, daß ihm die frankfurter Bibliothek, die im historischen Fache so reich ist, zur freiesten Benutzung offen stand, sowie das dortige Stadtarchiv, aus welchem bereits in diesem Bande einige der wichtigsten hierher gehörigen Urkunden abgedruckt sind, noch wichtigere aber in den folgenden zwei Bänden — denn auf drei Bände ist das ganze Werk berechnet — mitgetheilt werden sollen. Auch werden, wie schon hier geschehen, in jedem folgenden Bande einige noch ungedruckte Capitel aus dem Hauptschriftsteller über Sigmund, Eberhard Windeck, aus den Handschriften, die dem Verf. zu Gebote standen, beigefügt werden, da Mencke in seinen „Scriptores rerum Germanicarum" nur Zweidrittel der gothaischen Handschrift und noch dazu fehlerhaft aufgenommen hat. Nach den Vergleichungen des Verf. mit einigen andern Manuscripten ist nicht einmal die gothaische, wie man bisher angenommen, die vollständigste. Doch eine ausführlichere Würdigung dieses Windeck soll am Schlusse des Werks erscheinen.

Was nun die Behandlung des Helden der Geschichte angeht, so ist zu rühmen, daß der Verf. ihn nicht unbedingt lobt, ein Fehler, in welchen manche Biographen fallen, die während der Beschäftigung mit ihrem Gegenstande sich förmlich in ihn verlieben und für die offenbarsten Fehler und Gebrechen blind werden. Bezeichnet der Verf. (S. 37, 53) den Charakter aller luxemburgischen Fürsten überhaupt als eigennützig, habsüchtig, zornig und auffahrend, so macht davon Sigmund durchaus keine Ausnahme; bei ihm aber kommt noch besonders Verschwendung und ungezügelte Sinnlichkeit in der Liebe, der seine schöne majestätische Gestalt auch noch manchen Vorschub that, hinzu und eine große Leichtigkeit, über

Digitized by Google

die Moralität seiner Mittel sich zu täuschen. Besonders war seine Politik gegen seinen Bruder Wenzel, den römischen und böhmischen König, am wenigsten geeignet, seinen Charakter in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, indem Intriguen, Hinterlist, Gewaltthätigkeit, Verstellung, Undank, Habsucht grell hervorstechen; Aufrichtigkeit, Offenheit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit nicht selten vermißt werden.

Zum ersten Male erscheint hier die Politik der Luxemburger in ihrem wahren Lichte: es galt einer ungeheuern Ländervereinigung. Bedenkt man, daß Karl IV., Sigmund's Vater, durch Kauf, Erbvertrag und Heirath Böhmen, Mähren, das Herzogthum Luxemburg mit Brabant, Schlesien, die Lausitz, die Oberpfalz und die Mark Brandenburg besaß; bedenkt man ferner, daß er durch die Vermählung des zweiten Sohnes, Sigmund's, mit Ludwig's von Polen und Ungarn Tochter die Erwerbung von dessen Ländern einleitete, und daß dieser Ludwig der Große durch Heirath, Erbschaft und Krieg Rothrußland, die Moldau, Walachei, Bulgarien, Serbien, Bosnien, Dalmatien zu Ungarn und Polen hinzugefügt hatte, so wäre damit, die deutsche und lombardische Königs- und die römische Kaiserkrone hinzugedacht, ein Besitznexus vereinigt gewesen, der sich von Frankreichs Grenzen bis an den Dniepr, von der Ostsee bis ans adriatische Meer erstreckt hätte. In der That kam wenigstens sehr Vieles davon in die Hände des luxemburgischen Hauses.

Es war keine leichte Aufgabe, eine lichtvolle, anschauliche Ordnung in die so verschiedenartigen Vorfälle im Leben Sigmund's, in die Streitigkeiten in Ungarn mit Gegenkönigen und Factionen, in die polnisch-preußischen Verhältnisse, in die Händel über Brandenburg, in die Kriege mit den Türken und deren Verbündeten in den Ostdonauländern, mit Venedig und Mailand, mit Östreich, mit der schismatischen Kirche, in die deutschen Königswahlstreitigkeiten — zu gleicher Zeit drei deutsche Könige, alle Luxemburger, Wenzel wie Jobst (Gegenkönig Ruprecht's Nachfolger) und Sigmund, und alle Urenkel Heinrich VII. — zu bringen. Aber wir müssen dem Verf. nachrühmen, daß er, wenn auch im Allgemeinen den chronologischen Faden festhaltend, doch durch kluge Ausscheidung der Begebenheiten in locale Gruppen und kurze Zeitabschnitte von wenigen Jahren die Massen glücklich bezwungen, gesondert und ohne viele Wiederholungen schicklich aneinandergereiht hat. Natürlich ist der Leser bald nach Brandenburg und bald nach Preußen, bald nach Syrien, bald nach Stuhlweißenburg, bald nach Prag, bald wieder nach Zara in Dalmatien oder vor Mailands Thore versetzt; bald hat man es mit Wenzel, bald mit Jagello, bald mit Jobst und Ruprecht, bald mit den Viscontis, jetzt mit dem Papst und dann mit dem Sultan und dem Deutschordensmeister zu thun; und doch ist nirgend Verwirrung da, sondern immer Verständigung und Orientirung. Man ist überall zu Hause, wie man überall eben da sein zu müssen glaubt. Besonders wirkt dahin die Eintheilung des Textes (die Noten sind gleich darunter, nicht zu umfangsreich, sondern nur die nöthigen Nachweisungen und Erläuterungen gebend) in einzelne, nicht gar zu große Capitel, die ihre eignen Aufschriften und vorn noch ein specielleres Inhaltsverzeichniß haben.

Da das Ganze auf drei Bände berechnet ist, so hat der Verf. Gelegenheit, sich mit einiger Umständlichkeit über die Begebenheiten zu verbreiten, was aus zwei Gründen sehr wünschenswerth ist. Erstlich gibt dies ihm Gelegenheit, durch mehres Detail die Darstellung noch mehr zu heben, als bisher geschehen ist, und namentlich für einzelne charakteristische Züge und Anekdoten Platz zu gewinnen, welche, wenn auch nicht das Wesen, doch das Belebende in der Biographie sind und um so weniger verschmäht werden mögen, je weniger die Darstellung selbst es darauf anlegt, durch Heraustreten aus der gewöhnlichen Gattung einer ruhigen, mitunter fast trockenen Erzählung dem Leser in großen Momenten eine Steigerung des Interesses auch durch den Styl abzunöthigen. Der andere Grund aber, der uns eine größere Ausführlichkeit wünschenswerth macht, ist die bei dem Leser nicht vorauszusetzende genauere Kenntniß der damaligen ungarischen und polnischen Verhältnisse, sowie die der kleinen im Süden daranstoßenden Nachbarstaaten an der Unterdonau bis nach Dalmatien. Wirklich gehört die osteuropäische Geschichte gegen das Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts nicht grade zu den bekanntesten; ja, den meisten Lesern mögen wol von Sigmund wenig mehr als seine Verhältnisse zu dem konstanzer Concil und zu den Hussiten bekannt sein. Gegenwärtiger Band behandelt nur Sigmund's frühere Geschichte vor der Eröffnung des konstanzer Concils und stellt ihn als Markgrafen von Brandenburg, als Verwalter des Königreichs Polen, als König von Ungarn, als Reichsverweser von Böhmen, als römischen König (1410—14) dar. Der zweite Band wird nach des Verf. Versicherung die Zeiten des Concils selbst und den Anfang der Hussitenkriege, der dritte aber den Schluß der Regierung Sigmund's umfassen.

Zum Schlusse sei erlaubt, einige Züge aus Sigmund's Leben aus dem Buche mitzutheilen, die unsere Leser mit dem Helden noch näher bekannt machen dürften. In Ungarn hatte sich eine Verschwörung gegen ihn gebildet, und S. 122 heißt es nun:

> Am 28. April 1401 zogen Prälaten, Reichsbarone und Herren in die ofener Burg bewaffnet in den Audienzsaal. Sie verlangten, der König möge kommen in ihre Mitte zur Unterredung über des Reiches Wohl. Sigmund erschien. Sie warfen ihm ihre Beschwerden vor und versuchten dann, Hand an ihn zu legen und ihn zu entwaffnen. Ihre Absicht war, ihn entweder des Landes zu verweisen oder umzubringen. Sigmund, mit einem ihm eigenthümlichen ritterlichen Anstand, nicht von der Menge seiner Gegner in Schrecken gesetzt, zieht sein Schwert und spricht zu den mit gezückten Schwertern ihm Gegenüberstehenden: „Wer von euch wagt es, Hand an seinen König zu legen? Was habe ich verbrochen, daß ihr mich so überfallt? Wer von euch sich von mir beleidigt glaubt, der trete hervor und bestehe mit mir allein den ehrsamen Kampf!" Diese ritterlichen Worte entwaffneten zwar nicht die aufrührerischen Großen, aber sie gaben den Vorstellungen der Bessergesinnten mehr Gewicht, daß dem Edelmuth und dem unbefleckten Ruhm der Ungarn es nicht anstände, den König zu tödten, sondern nur

Digitized by Google

gefangen zu nehmen. Einige Wortführer darunter foderten nunmehr den König auf, sich ohne Widersetzen gefangen zu geben; seine schlechte Regierung, seine Verschwendung, seine ärgerlichen Ausschweifungen, seine willkürlichen Verfügungen in Staatsangelegenheiten, desgleichen in Betreff der Erbfolge des ungarischen Thrones, seine Verfolgung und Grausamkeit gegen edle ungarische Familien, seine Begünstigung der Fremden hätten ihn unwürdig gemacht, noch ferner die Krone des heiligen Stephan zu tragen. Zwar gerieth Sigmund bei diesen Worten seiner Brosen in heftigen Zorn, er foderte seine Getreuen auf, die Wortführer sogleich zu ergreifen; als aber Niemand seinem Gebote Folge leistete und er sah, daß er von Allen verlassen war, ergab er sich in sein Schicksal. Er ward Gefangener seiner eignen Unterthanen, welche ihn unter strenger Bewachung nach Wischegrad brachten, ohne daß sich im Anfange, weder in der Hauptstadt Ofen noch irgendwo, eine Bewegung zu Gunsten des Königs offenbarte. (Nach 18 Wochen halfen ihm die Weiber wieder zur Freiheit.)

Oft kannte Sigmund's Freigebigkeit gar keine Grenzen, wodurch er häufig in Geldverlegenheit kam. Als ihm eines Abends 40,000 Dukaten gebracht wurden, kannte er in der Nacht nicht eher einschlafen, als bis er seine Freunde hatte rufen lassen und das Geld unter ihnen vertheilt war, indem er zu ihnen sagte: „Wacht mir, jetzt werde ich gut schlafen; denn was mir die Ruhe genommen, geht mit euch fort" (S. 265).

Der König und der Herzog Friedrich von Österreich-Tirol waren Beide große Verehrer schöner Frauen; Jeder scheint es auf dem Ball in Inspruck darauf angelegt zu haben, dem Andern den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu entziehen. Eine schöne Jungfrau, die Tochter eines Bürgers in Inspruck, unbescholtenen Rufes, ward zuletzt das Opfer dieses muthwilligen Wetteifers; sie wußte selbst nicht recht, ob ihr der Herzog oder der König ihre Ehre geraubt. Die Sache erregte Aufsehen und große Erbitterung. Allgemein ward einer der beiden Fürsten als der Verführer bezeichnet. Da Friedrich sich vor seiner Gemahlin, der König vor den ungarischen Landherren, die bei ihm waren, rechtfertigen wollte, so schob Jeder die Schuld auf den Andern. Das Mädchen, welches reklamirte, daß nach der Stimme der König nicht der Verführer gewesen, erhielt von Sigmund 400 Dukaten geschenkt. Auf Friedrich aber, der ihm diesen Streich gespielt und ihn in den Augen seiner Unterthanen hatte herabsetzen wollen, ward Sigmund einen unversöhnlichen Haß. Er schwur, dieses dem Herzog zu gedenken, und auf dem Concilium zu Konstanz zeigte er, daß er diesen Verfall nicht vergessen hatte (S. 358).

43.

Album. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen herausgegeben von Friedrich Witthauer. Wien, Mösle's Witwe und Braumüller. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Zu diesem „Album", von welchem uns bereits die zweite Auflage vorliegt, haben die ausgezeichnetsten Schriftsteller und Dichter der österreichischen Lande Beiträge geliefert. Es sind im Gangen der Mitarbeiter dreiundachtzig, unter denen wir mit Freude die Namen: Grillparzer, Egan Ebert, Hammer-Purgstall, Graf von Auersperg, Pyrker, Gabriel Seidl, Deinhardstein, Bauernfeld, Friedrich Halm, Lenau, Zedlitz, Castelli, Ilka Horn, u. a. begrüßen. Auch manches bisher unbekannte, jugendliche Talent, von nicht ganz zu verwerfendem poetischen Streben zeigt sich hier zum ersten Male in wohlgemeinten und dankenswerthen Versuchen. Den Reihen dieser Mittheilungen eröffnet Professor Ludwig von Schediwe mit einer ausführlichen Schilderung der pester und ofener Schreckenstage, einem nicht unwillkommenen Resumé von Dem, was seiner Zeit die Zeitungsartikel enthielten. Darauf folgt als eigentliche Uebereinigung zu den Beiträgen der Schriftsteller ein werthvoller Prolog von Nik. Lenau. Reisestizzen, Bilder in Prosa aus dem Natur- und Menschenleben, Fragmente aus Tagebüchern, Genrestücke in novellistischer Haltung, Erlebnisse und Reiseabenteuer mannichfacher Art und Geltung werden uns geboten von Ernst Bohl, Hammer-Purgstall, Karoline Pichler, Anton Langerhanns, J. Littrow, Fürst Friedrich Schwarzenberg, Adolf Schmidl, Mosbammer, Ida Gräfin Hahn-Hahn, dem Herausgeber u. A. Ferdinand Wolf gibt ein Stück nach dem Altfranzösischen des Robert Bikez: „Das Lied vom Trinkhorn, oder: wie Untreue sich nicht bergen mag"; Gerle liefert einen historischen Artikel über die Königin Maria von Ungarn; Feuchtersleben, dessen Streben auf lobenswerthe Weise immer den innerlichen Werkstätten der Poesie zugewendet ist, skizzirt ein „Poetisches Stillleben". Eine trefflich komische Erzählung von Castelli: „Der Spottname", behandelt auf leichtere und mehr populaire Weise ungefähr denselben Gegenstand, den Wilhelm Müller weit ernster und tragischer in seinem „Dreizehnten" bearbeitet hat. Etwas wahrhaft Ausgezeichnetes kommt unter diesen prosaischen Mittheilungen eben nicht vor; aber auch anderenseits nichts ganz Ordinaires. Dasselbe gilt auch im Allgemeinen von den gabrischen Gedichten, die romantischer Erzählung von Castelli: „Der Spottname", behandelt auf leichtere und mehr populaire Weise ungefähr denselben Gegenstand, den Wilhelm Müller weit ernster und tragischer in seinem „Dreizehnten" bearbeitet hat. Etwas wahrhaft Ausgezeichnetes kommt unter diesen prosaischen Mittheilungen eben nicht vor; aber auch anderenseits nichts ganz Ordinaires. Dasselbe gilt auch im Allgemeinen von den gabrischen Gedichten

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 290. — 17. October 1838.

Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Friedrich Bülau. Erster Theil. Bis zu dem westfälischen und pyrenäischen Frieden. Zweiter Theil. Bis zu dem Ausbruche der französischen Revolution. Leipzig, Göschen. 1838. Gr. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Die Geschichtschreibung der neuern Nationen, zuerst von den Italienern mit wissenschaftlichem und politischem Geiste begonnen, von den Spaniern eine Zeit lang nicht ohne Glück betrieben, dann auf die Niederländer vererbt, bei den Deutschen durch die große Reformationsbewegung erzeugt und mit ihrer eigenthümlichen Individualität und damaligen Stimmung ergriffen, um sie nach zweihundertjähriger Unterbrechung, von Engländern und Franzosen angeregt, in veränderter Gestalt wieder aufzunehmen, hängt so innig mit gewissen wissenschaftlichen Zuständen und Grundsätzen als Bedingungen zusammen, daß man sich nicht wundern darf, wenn Deutschland so lange in dieser Hinsicht den gebildeten Nachbarvölkern nachstand, dann aber auch unter veränderten Verhältnissen Fortschritte machte, die es zuletzt den vorangegangenen Nationen nicht nur nachkommen, sondern in mancher Beziehung sie sogar übertreffen ließen. Und wenn die Deutschen auch lange noch nicht über die geschichtlichen Begebenheiten, die sie in ihren Werken erzählten, Reflexionen, die einen freien und geübten Blick in Leben und Staat verrathen hätten, anzustellen vermochten und einer politischen und pragmatischen Ansicht oder Darstellungsweise noch nicht Herr waren wie Italiener, Engländer und Franzosen — ein Zurückstehen, das sich selbst in der Diplomatie den gewandtern und tiefer blickenden Ausländern gegenüber beurkundete; denn ein Diplomat ohne seine Geschichtskenntnisse ist ein großes, Ehrlichkeit aussprechendes Auge ohne Leben und Geist —, so hatten sie doch das mit ihren Vorgängern gemein, daß sie hauptsächlich und zum Theil mit lobenswerthem Fleiße auf die vaterländische Vergangenheit oder Gegenwart ihre Thätigkeit richteten, durch Betrachtung einheimischer Dinge ihre Feder übten und den Blick schärften, sodaß sie allmälig zu Weiterm und Größerm befähigt wurden. Denn daß es in der That zur Geschichtschreibung mehr bedürfe als einer aus bloßer, wenn auch noch so sorgfältiger und ausgedehnter Acten- und Urkundenlesung hervorgehenden Relation, das erfuhr zu seiner großen Verwunderung der überaus fleißige Häberlin. Sein Fleiß fand allerdings Anerkennung, und der Geschichtsforscher muß ihm noch jetzt gerechten Dank zollen; aber die Kunst der Geschichte, den Sinn für dieselbe und eine richtige Anschauung der Verhältnisse und Ereignisse hat er nicht gefördert, so wenig wie sein Fortsetzer Senkenberg; Beide haben nur Materialien geliefert. Das Ungenießbare ihrer Sprache wollen wir noch nicht einmal in Anschlag bringen, ein Uebelstand, der selbst die Werke von Plütter, der doch bedeutend höher als Häberlin steht, weniger einflußreich werden ließ. Der Geist dieser Männer, deren wissenschaftliche Grundbildung eine juristische war, hatte noch zu wenig den Hauch des fast gleichzeitig mit ihnen erwachenden Genius der deutschen Sprache erfahren. Nicht geeigneter waren die Theologen, die als Geschichtschreiber auftraten, die historische Kunst, freies Forschen und ungetrübte Anschauung der Welt und Menschen wesentlich zu fördern. Ihre Geister standen noch unter der Herrschaft einer starren Dogmatik, die des philosophischen und belebenden Princips entbehrte. Männer wie Baumgarten und Semler vermochten zwar für ihre Zeit kühn und nicht ohne Scharfsinn zu zweifeln, mußten aber die Durchführung und Verbreitung ihrer Zweifel gewandtern Schülern, wie Griesbach, und einer günstigern Zeit überlassen. Demnach darf man sich auch nicht wundern, wenn des geistvollen Pertzenius „Animadversiones historicae" aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts nicht verstanden oder als unbrauchbar bei Seite gelegt wurden. Selbst der stolze Schlözer — wen hätte auch damals nicht Maria Theresia's Beifall oder Furcht stolz machen sollen — und der ebenso biedere als geistvolle Möser, dessen Bescheidenheit der Nachwelt auf ihn stolz zu sein zur Pflicht gemacht hat, zwei Männer, in deren Werken die erste Morgenröthe der historischen Kunst der Deutschen aufging, indem sie durch eigenthümliche Studien und besonders durch höchst wechselvolle, aber wichtige Lebensverhältnisse eine vielseitige und vorurtheilsfreiere Ansicht über Staaten, Völker und deren Geschichte gewannen, standen während ihrer vollen Manneskraft doch nur an der Schwelle der neuen Zeit. Als aber die kritische Philosophie sich auf den Thron der Wissenschaften setzte, die französische Revolution auch die Geister Deutsch-

Digitized by Google

lands auf eine bis dahin unbekannte Weise in Bewegung setzte, Thaten und Ereignisse der merkwürdigsten Art in ihrem Gefolge hatte und die durchgreifendsten Veränderungen in den Staatsverhältnissen hervorbrachte: da fingen alle Studien der Deutschen an, sich von ihren bisherigen Fesseln zu lösen; die Geschichte aber um so mehr, je größere Auffoderung in der Gegenwart dazu lag. Denn Merkwürdigkeit der Begebenheiten, überraschende Aufeinanderfolge derselben und ihr tiefes Eingreifen in die Gestaltung der gesellschaftlichen Zustände haben zu allen Zeiten die denkenden Köpfe zur Beobachtung und Aufzeichnung erweckt. Selbst die Verschiedenheit der politischen Meinungen, die jetzt stärker und schroffer als je hervortraten, schärfte und übte die Feder des Historikers ebenso gut als die der Publicisten und Diplomaten. Sogar Theorien der Geschichte kamen bereits zum Vorschein. Die Entscheidung gab aber unzweifelhaft die politische Befreiung Deutschlands. Durch diese politische Emancipation, mit einer Anstrengung und Begeisterung errungen, die, möchte man sagen, alle Nerven des deutschen Volkes erschütterte, ward auch die geistige Emancipation erst vollständig gewonnen. Der Deutsche suchte und fand auch in seiner eignen Individualität die Anknüpfungspunkte, von denen ihn die Gewalt der Ereignisse hinweggerissen hatte, zu seiner nationalen geistigen und politischen Entwickelung. Mit der Frage, wie sollen von nun an die socialen Verhältnisse in Deutschland sich gestalten, war auch die Untersuchung geboten über ihre frühere Beschaffenheit. Das Interesse an der deutschen Geschichte wuchs, ihre Literatur bekam einen neuen Schwung und vermehrte sich außerordentlich und drang, was früher nie eigentlich der Fall gewesen war, in die höhern und niedern Schulen, in das Volk, in das Leben. Dieser Umstand hat wahrhaftig nicht wenig zur Erhebung des Nationalgefühles beigetragen. Allein die Staaten Europas waren mit ihren Interessen einander so nahe gerückt, die Völker, nicht mehr blos die Regierungen, mit ihren Ansprüchen, mit ihren Bedürfnissen, kurz, mit ihrer Macht und dem Bewußtsein derselben so in den Vordergrund getreten, daß man von Seiten der Fürsten nach neuen und festen Anknüpfungspunkten sich umzusehen genöthigt war, während die Völker eine vorher nie gekannte Sympathie füreinander fühlten. Man entschied sich aber in dem politischen Amphiktyonenrathe unglücklicherweise für die Negative, und schon aus diesem Grunde fand England keinen Geschmack an der heiligen Allianz. Aber die Völker in ihrer Rührigkeit und Wachsamkeit strebten vorwärts, dem Impulse einer gewaltigen Vergangenheit folgend. Man mußte sie nun wenigstens den Weg der politischen Reform führen, um sie von dem der Revolution abzubringen. Und in der That ward auch bald der letztere Weg da eingeschlagen, wo man den erstern zu gehen verschmäht hatte. Spanien, Portugal, Neapel und Sardinien, selbst Griechenland liefern die Beweise dafür. Indem man aber die Revolution von Neuem bändigte, glaubte man auch die Schranken der Reform verengen zu müssen: die Reaction trat festern Schrittes auf. Der Klang dieses Schrittes fiel aber den germanischen Volksstämmen so widerlich in die Ohren, daß eine allgemeine Verstimmung der Gemüther entstand und die Sympathie derselben, eine bis dahin unerhörte und außerdem auch nicht erklärliche Erscheinung, sich der russischen Politik freudig, man möchte sagen, zum Troste zuwendete, die, wenn auch nicht die Revolution in ihrem Principe, doch ein revolutionnirendes Volk, die Griechen, in Schutz nahm.*) Noch war die Diplomatie eifrigst mit der Griechensache beschäftigt, um sie, keineswegs zur Zufriedenheit der Partei der Bewegung, in ihre Fesseln zu schmieden, als Frankreich durch seinen Kanonendonner in Paris den Völkern seine zweite Revolution verkündigte und Manchen der Reactionspartei an seine Schuldigkeit oder frühere Versprechungen nicht ohne Schrecken erinnerte. Es beginnt ein neuer Abschnitt des europäischen Staatensystems im Einzelnen und im Ganzen. Überall Bewegung, Reformen, theils raschern, theils langsamern Schrittes, aber auch das Bestreben ist hervortretend, die Sympathie der Völker, auf ihren gegenseitigen Interessen beruhend, vor einer gewaltsamen und in ihren Folgen unabsehbaren Auflösung zu bewahren. Und so geschah es, daß die bisher in diesem Punkte unerbittliche legitimistische Diplomatie den Artikel Revolution in ihrem neu aufgelegten Wörterbuche die Censur passiren ließ; Englands kräftige Feder hatte freilich diesmal in Verbindung mit Frankreich das Imprimatur ertheilt, und wenn diese beiden Staaten sich darin treu bleiben, so wird die diplomatische Sprache ein anderes Wort erfinden müssen, um in seiner Totalität das Gehässige zu bezeichnen, was bis dahin in dem Worte Revolution zusammengefaßt ward. Stellen wir nun diese Fülle von neuen und untereinander rasch sich verfolgenden Erscheinungen mit der obigen Behauptung zusammen, daß die Kunst der Geschichtschreibung durch die politischen und wissenschaftlichen Zustände und Grundsätze der Zeit bedingt sei, so wird man leicht und natürlich zu folgenden Ansichten kommen. Erstlich, der Stoff der Geschichtschreibung ist quantitativ und qualitativ außerordentlich gewachsen, theils durch die gedrängten Reihen der Zeitereignisse selbst, theils durch die Publicität der politischen und diplomatischen Verhandlungen, theils durch historische Forschungen und Entdeckungen in den Urkunden der Vergangenheit. Zweitens, der Staat und das Volk sind mit ihren Interessen so in den Vordergrund getreten, die philosophischen Wissenschaften haben einen solchen Umschwung erhalten, einen so großen Einfluß auf alle Wissenschaften und auf die urtheilsfähige Welt geäußert, daß die Principien, nach denen der Werth der Geschichte gemessen wird, und die Grundsätze ihrer Darstellung, um die wissenschaftlichen Anfoderungen der Zeit-

*) Diese eigenthümliche politische Stimmung der germanischen Völker hat den Griechen mehr genützt als das Andenken oder die Bewunderung ihrer Literatur; erst diese Stimmung brachte das gegenwärtige Griechenvolk und seine Literatur in Verbindung; erst diese Stimmung machte die Völker des Abendlandes gegen die heutigen Griechen um ihrer Väter willen der Dankbarkeit fähig.

Digitized by Google

genossen zu befriedigen, sich nothwendig haben ändern müssen. Denn die Verfassungsformen endlich, ihre Entwickelungen und Schicksale, die Beziehungen und Vergleichungen untereinander haben so sehr die Betrachtung und Darstellungskunst des Historikers in Anspruch zu nehmen angefangen, daß kein Geschichtswerk mehr auf Classicität stolz sein darf, das nicht in diesen Punkten Gründlichkeit bewährt. Diese Veränderung der Dinge hat Werke auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft erzeugt, die unter dem Namen: Geschichte der europäischen Staatensysteme, bekannt sind; eine Richtung der Geschichtskunst, von der die frühere Literatur nichts weiß. Spittler und Heeren sind vorangegangen, Pölitz hat reiche und neue Materialien durch seine „Staatensysteme Europas und Amerikas seit dem J. 1783" gegeben, und an diese Werke schließt sich das unsers Verf. an, aber von einem eigenthümlichen Gesichtspunkte ausgehend; denn es ist eine Durchführung der geschichtlichen Darstellung nach den Ideen, die der Verf. bereits 1832 in seiner „Encyklopädie der Staatswissenschaften" niedergelegt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

A. Puschkin's erzählende Gedichte.

Die nach Puschkin's Tode von seinen Freunden veranstaltete, erst im Laufe dieses Jahres erschienene und zum Theil noch erscheinende Gesammtausgabe seiner Werke *) enthält auch eine vollständige Sammlung der erzählenden Gedichte, darin er den reichsten Schatz seiner poetischen Hervorbringungen niedergelegt hat. Indem in dieser Sammlung sowol diejenigen weniger bekannten Dichtungen enthalten sind, die er zerstreut in verschiedenen Zeitschriften hat abdrucken lassen, als auch solche, die nach seinem Tode von den Ordnern des literarischen Nachlasses in dem vom Verf. selbst begründeten Journale: „Sowremenik" (der Zeitgenosse), zum Druck befördert sind, so scheint es grade an der Zeit zu sein, einen Gesammtüberblick der Leistungen des gefeierten Dichters in dieser Gattung zu geben. Sie begannen mit dem hinlänglich bekannten, erzählenden Gedichte: „Ruslan und Ludmila", das schnell und glänzend den Namen Puschkin's in seinem Vaterland bekannt machte. Der Inhalt war aus dem volksthümlichen Sagenkreise genommen, und den Hintergrund bildeten die alten Märchen von Zauberern und den Rittern Wladimir's. Der Dichter wußte jene bunte Märchenwelt anziehend zu behandeln und verlieh ihr durch eine rege Phantasie und durch geschickte Wahl der modernen Zuthat einen neuen Reiz. Da dies Gedicht unsers Wissens nie vollständig übersetzt ward, so finde hier der Prolog desselben einen Platz. Er läßt einen Blick thun in den Reichthum dieser Märchenwelt, in die nachbarliche orientalische Traditionen hineingestreift und sich eigenthümlich ausgebildet haben mögen. Es wird in den Volksmärchen oft eines Zauberkaters gedacht, von dem der Erzähler sein Märchen gehört haben will. Das Schnurren oder sogenannte Spinnen dieses Hausthiers mag häufig auf den Gedanken geführt haben, daß es gleichsam was erzähle, denn auch die Finnen geben ihren Märchen dieselbe Einleitung: sie hätten die wunderbare Geschichte von einem Kater gehört. P. spielt im Eingange auf diese Tradition an, und man höre, wie anmuthig er seine Erzählung mit einem Blick in die alte Zauberwelt und mit der Berufung auf den an eine goldene Kette gefesselten, seine Märchen erzählenden Zauberkater eröffnet:

*) Vgl. Nr. 231 d. Bl. D. Red.

Die grüne Eiche steht am Strande,
Die goldne Kette hänget dort,
Der Kater rennt umher im Sande
Und spinnt und schnurrt in einem fort.
Geht rechts er hin, so spinnt er Lieder,
Rennt links er ab, gibt's Märchen wieder.
Der Wunder dort! Waldmännchen gleiten
Der Nix entfliehend vom hohen Baum.
Noch nie gesehn'ne Thiere schreiten
Durch unbekannten Zauberraum.
Dort steht auf dünnen Hahnenbeinen
Das Hüttchen ohne Loch und Thür,
Gesichter mannichfach erscheinen
In Wald und Thälern dort und hier.
Am Morgen, wenn die Sterne neigen,
Wächst plötzlich grüne Meeresflut,
Und dreißig junge Ritter steigen
Hervor aus Land in heiterm Muth.
Mit ihnen kommt ihr greiser Lehrer.
Hier glüht vor Kampf ein junger Held,
Den grimmen Zar, der Reiche Mehrer,
Hat er geschlagen aus dem Feld.
Da trägt aus thurmeshohem Kerker
Ein Riese jenen Ritter fort;
Die Fürstentochter sitzt im Erker,
Ein grauer Wolf bedient sie dort.
Im Mörser fährt des Teufels Mege,
Als sei's im Karren, so geschwind.
Zar Knochenman zählt seine Schätze
Und weinet, daß er arm, sich blind.
Dort gibt es Russen, Russenduft,
Es weht mich an wie Heimatsluft!
Auch war ich dort, hab' Meth getrunken,
Die grüne Eiche mir beschaut;
Der Kater, mit dem Fell voll Funken,
Hat seine Märlein mir vertraut.
Ein Märchen hab' ich gut behalten
Und will es euch nicht vorenthalten.

Das Bild, das der Dichter hier entfaltet, ist musivisch aus Gestalten und Gebilden zusammengesetzt, die er aus dem Kreis einheimischer Märchen genommen. Indem es dadurch den russischen Beschauer besonders ansprechen muß, dürfte Manches darin dem auswärtigen Leser undeutlich erscheinen; doch da es im Allgemeinen verständlich ist, wollen wir hier nicht in vereinzelte Erklärungen eingehen. Wer russische Märchen in irgend einer Übersetzung gelesen hat, dem wird vielleicht der Mörser, worin die Hexe Jaga Baba wie in einem Wagen umherfährt, der gespenstische, reiche, aber schenkellose Knochenmann u. a. dergl. zu hinlänglicher Commentation erinnerlich sein. Nach solcher Einleitung beginnt nun die Erzählung selbst mit folgenden Versen:

Beim Hofgelag im hohen Saale
Wladimir-Sonne festlich saß
An seiner Tochter Hochzeitsmahle.
Es zerlte Meth im Doppelglas,
Er leerte es mit heiterm Muthe
Auf seines Eidams Ruslan Wohl.

Darauf ergibt sich doch mannichfaches Misgeschick, Gefecht und Abenteuer, bis Alles mit Hülfe von Zauberern, Feen und Degenklingen gut endet. P. begründete durch diese Dichtung seinen Ruhm; dennoch ist er nie wieder in derselben Art auf den ergötzlichen Boden des poetisirten Märchens zurückgekehrt. Ihn ergriffen die Dichtungen Byron's. Zu den düstern Gebilden des Briten, zu dem Kampf des Menschen mit eigner Schuld und daraus entstehendem Geschick paßten die Feen und Riesen nicht, die jede noch so schwere Verwickeluug des Schicksals mit leichter Mühe lösen. Die drei erzählenden Gedichte: „Der Gefangene im Kaukasus", „Die Quelle von Bakschi-Sarai", „Die Raubbrüder", sind Auffassungen nach britischen Mustern.

Digitized by Google

Sie alle sind theils durch Übersetzungen*), theils durch Beurtheilungen hinlänglich bekannt. Die kleine Erzählung: „Graf Nulin", ist kindisch, aber doch auch als Erzeugniß jener in der Literatur sich breit machenden Stimmung zu nennen, die ein deutscher Kritiker „mit modischem System" bezeichnet. Von größerem Umfange, aber dem Vorhabte nach der eben genannten kleinen Erzählung ähnlich, ist „Eugenius Onegin, ein Roman in Versen", wie ihn der Verf. selbst genannt hat. Es sind Bilder der großen Welt in ironischer und scherzender Auffassung, die übrigens anderweitig zur Genüge bentheilt und besprochen sind. Viel anderkantere, wenigstens deutschen Lesern, ist P.'s erzählendes Gedicht: „Poltawa", obschon unter den Gedichten des Verf. in dieser Gattung es als bedeutende zu bezeichnen ist, das durch die Wahl des Gegenstands vielleicht als das gelungenste und bedeutendste dastebt. Auch hier ist Byron mehr als Muster, er ist zugleich der begeisternde Apoll. Sein „Mazeppa" hat in P. den Entwurf zu der Dichtung entstehen lassen, die er „Poltawa" überschrieben hat. Nur ist Byron's „Mazeppa" noch der kühne, verwegene Jüngling, der wegen seiner verbotenen Liebe von dem übermüthigen polnischen Grafen auf eine ungewöhnliche Art bestraft wird. Mazeppa's unfreiwilliger Ritt auf dem wilden Steppenpferde und Byron's Dichtung ist bekannt genug. In P.'s „Poltawa" ist Mazeppa auch der Hauptheld, nur ist es nicht der Jüngling, sondern der alternde Hetmann, der Verbündete Königs Karl XII., der Genoß seiner Flucht nach der Schlacht. Mazeppa hatte Maria, Kotschubei, die Tochter eines der genommenen Gewalthaber des Landes, liebgewonnen und sie zur Ehe begehrt. Die Ältern verweigerten ihm die Tochter, weil er sie über der Taufe gehalten, Maria seine Pathin war und Kirche und Ansichten eine solche Verbindung verboten. Der Hetmann, obgleich schon Greis, wußte hierauf der jugendlichen Marie in seiner Macht und Kriegsglanze so liebenswürdig zu erscheinen, daß sie das väterliche Haus heimlich verließ und sich ihm ergab. Tiefer Schmerz und Entwürfe der Rache bei den Ältern. In derselben Zeit bereitete Mazeppa auch seinen Abfall und heimlichen Bund mit Schweden vor. Diese Entwürfe waren Kotschubei nicht unbekannt. Er verrieth sie dem Kosser Peter, um den Hetmann zu verderben. Doch die Anklage ward für ungegründet gehalten, der Ankläger dem Hetmann, als seinem nächsten, übergeben. Mazeppa, obschon sich doppelter Schuld bewußt, ohne Reue, ohne Barmherzigkeit und Edelmuth, läßt seinen ehemaligen Freund, den verrathenen Vater der verführten Tochter, von Ächtern, die er beherrscht, zum Tode verurtheilen und — köpfen. Maria erfährt es zu spät, um es zu hindern, verfällt den Hetmann, wird wahnsinnig. Mazeppa sieht in diesem Zustande, flüchtig umherirrend, als er selbst mit dem Könige Karl in unseliger Flucht der türkischen Grenze zueilt. Dies ist der Gang des Gedichts, dem Hauptinhalte nach mit der wirklichen Geschichte übereinstimmend. Es ist dem Dichter von kritisierenden Landsleuten vorgeworfen worden, daß er diese Erzählung mit Unrecht „Poltawa" überschrieben habe und dagegen „Mazeppa" hätte setzen müssen. P. vertheidigte sich in einem Briefe, der jetzt in einem Hefte des „Seitgenossen" für 1838 abgedruckt worden ist und woraus wir folgende Zeilen anführen wollen. „Man hält die Überschrift für schlecht gewählt", schreibt P., „und meint, ich hätte das Gedicht nur aus dem Grunde nicht Mazeppa genannt, um nicht an Byron zu erinnern. In der That, man hat zum Theil Recht, doch wurde ich auch noch durch andere Gründe bestimmt. (Diese Gründe werden hier übergangen; ihre Auseinandersetzung würde zu weit führen. Puschkin fährt fort:) Byron kannte Mazeppa nur aus Voltaire's „Geschichte Karl XII.". Ihn hatte das Bild eines Menschen ergriffen, der, auf ein wildes Pferd gebunden, durch öde Strecken sprengt. Gewiß, ein Bild, das einen Dichter beschäftigen kann. Dafür steht auch, was für ein Gemälde der Brite daraus geschaffen hat! Doch Mazeppa ist nicht darin, auch nicht Karl . . ., nur eine Reihe anziehender Bilder daraus besteht das Gedicht. Aber welch eine glühende Schöpfung, welch ein kräftiger, genialer Pinselstrich! Man für ein Gedicht hätten wir erhalten, wäre die Geschichte der verführten Tochter, des hingerichteten Vaters von Byron's Feder ausgeführt worden; dann hätte sich aber auch Niemand mehr an diesen Gegenstand wagen können." In dieser bescheidenen Art stellt P. sein Gedicht neben Byron's „Mazeppa". Wie bedauern, daß der ergreifenden Dichtung nicht mehr Stellen anführen zu können, indem es der Raum nicht gestattet, enthalten uns jedoch nicht wenigstens ein kurzes Bruchstück hier einzuretzen. Kotschubei, der Ankläger, der durch Mazeppa's Macht am zarischen Hof zum Verlagten geworden, dessen Haupt der Wuth seines Feindes verfallen ist, erwartet im Thurm die Stunde der Hinrichtung, indes sein ungerechter und unsgroßmüthiger Richter dieselbe Nacht im Schlafgemache der verführten Tochter zubringt. Hier die Schilderung des Zustandes des Einen und des Andern zur selben Zeit, in dem nämlichen Schloß, nur in verschiedenen Räumen:

Still ist des Südens heiße Nacht,
Der Himmel klar, die Sterne leuchten,
Kaum daß ein laues Wehn erwacht.
Daß leis die Blätter regt, die feuchten.
Der Mond geht schimmernd auf und schaut
Auf Bialzertems Gärtenpracht.
Auf Thürme und die alten Zinnen
Der Burg, die Hetmanne gebaut.
Rund um ist Alles still, doch innen
Dröhnt durch die Gänge dürres Irren,
Getös, Gilz, Ketlenklirren.
Im Thurm an offnen Fensterzitter
Sitzt Kotschubei, vom Mitgefühl
Und Ketten schwer belastet. Bitter
Starrt zu dem Himmel auf sein Blick.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

W. Taylor hat ein hindostanisches Manuscript übersetzt, welches über die Sitten der Maravas, eines in Tanjore, Madura, Tinnevelly und den Gegenden nahe an der Küste des Kap Comorin sitzenden Volks nähern Aufschluß gibt. Die Maravas sind ein Volk von hohem Alter, welches das Land bereits vor der Ankunft der Hindus aus dem Norden und der Einführung des Bramadienstes inne gehabt zu haben scheint. Es scheint fast, als ob die Maravas mindestens ebenso viel Ähnlichkeit mit den Javanesen, wie sie von Sir Rasses beschrieben worden sind, als mit den wahren Hindus haben. Der Gebrauch des Palmweins und Araks ist bei ihnen sehr gewöhnlich. Die Männer der untern Classe, die Häuptlinge nie, verlängern ihre Ohren bis zu einem Zoll und schmücken sie mit Gehängen; die Frauen dehnen sie sogar bis zu sechs und sieben Zoll aus und unterscheiden sich kastenweise durch die verschiedene Art des Schmucks, womit sie ihre Ohren zieren. Beide Geschlechter tragen sehr weite Gewänder, und ihre Hochzeitsgebräuche haben viel Absonderliches. Um den Gott Siva zu verehren, legt man seidene Gewänder an, die überhaupt, wie die Hindus meinen, gegen jede Befleckung bei Berührungen schützen sollen. Es gibt unter den Parias berühmte Ärzte. Wenn Einer von ihnen zu einem Kranken der höhern Ordnungen gerufen wird und ihm den Puls fühlen soll, so legt man zwischen den Ort der Berührung und den Finger des Arztes ein Stück gewirkte Seide. Übrigens soll das von Taylor übersetzte Manuscript keine seiner Ausdehnung entsprechende Thatsachen von allgemeinem Interesse enthalten. 108.

*) Von der „Quelle von Bakschi-Serai" gibt es eine sehr gute deutsche Übersetzung von Alex. Wulffert (Petersburg. 1830).

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 291. — 18. October 1838.

Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Friedrich Bülau. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

Wir sind gewohnt in den zahlreichen Schriften des Verf. stets Klarheit, leichte Auffassung, ruhige Darstellung, Unabhängigkeit des Urtheils von fremden Ansichten und Entferntheit vom Festhalten oder von Durchführung gewisser Parteigrundsätze wahrzunehmen, rühmliche Eigenschaften, die neben ausgezeichneten Studien auch in dem gegenwärtigen Werke jedem Unparteiischen sich kund geben. Gleich die Vorrede trägt diese rühmlichen Eigenschaften an der Stirn und vermöchte sogleich, wenn man es nicht schon wäre, für den Verf. einzunehmen. Der Leser möge sie ja nicht überschlagen; sie gewährt zugleich den Schlüssel zum richtigen Verständnisse der Gesinnung, die durch das Werk selbst sich hindurchzieht. Übrigens muß dasselbe ein Originalwerk genannt werden, vermöge des Princips, auf dem es ruht; es ist ein Ergebniß der neuen Gestaltung der Staaten und ihrer Verbindung sowie der neuen Ansichten über Geschichte und ihrer Bestimmung.

Der erste Band, den eine Einleitung eröffnet, die über Begriff und Grenzen, Princip, Eintheilung und Literatur des Ganzen sich verbreitet, enthält eine Vorgeschichte oder Darstellung der Elemente des europäischen Staatensystems in zwei Abschnitten bis auf Karl V., und dann beginnt die Geschichte dieses Systems selbst, wiederum in zwei Abschnitten, bis zum westfälischen und pyrenäischen Frieden. Unter dem Texte befinden sich zahlreiche Anmerkungen, die mit rühmenswerther Präcision den Commentar zum Texte oder die Anwendung desselben bilden. Die Literarnotizen sind in der ersten Hälfte nur sparsam, später zahlreicher, im Ganzen aber zweckmäßig und ausreichend gegeben. Das Werk ist kein Lehrbuch, und der Ostentation bedurfte der Verf. nicht, um sich oder sein Buch dadurch zu empfehlen. Weder die Reichhaltigkeit des Ganzen noch die Grenzen und der Zweck dieser Blätter erlauben uns nun den Gang der Darstellung Schritt vor Schritt zu verfolgen. Wir begnügen uns daher mit Darlegung einzelner, besonders interessanter Stellen und mit Bemerkungen oder Betrachtungen bei einzelnen Punkten.

Die Grundlegung ist in den ersten Worten der Einleitung enthalten:

> Die Geschichte des europäischen Staatensystems, aufgefaßt aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft, beschäftigt sich mit der Darstellung, wie die gegenwärtig unter den europäischen Staaten bestehenden rechtlichen und politischen Verhältnisse sich ausbildeten.

Der Verf. will nämlich unterschieden wissen eine Geschichte der europäischen Staatsformen von der Geschichte des europäischen Staatensystems und der politischen Geschichte im weitern Sinne; eine Unterscheidung, deren Begründung bereits in der „Encyklopädie der Staatswissenschaften" S. 114 fg. versucht worden ist. Sie ist auch in der That ein Ergebniß der Vergangenheit Europas und der Philosophie der Geschichte und verdient mit Recht diejenige Anerkennung, die ein ausgezeichneter Staatsmann ihr hat angedeihen lassen. Nach unserm Dafürhalten gewährt diese Ansicht von der Geschichte eine neue Seite des Pragmatismus; sie lehrt nicht, wie die Ereignisse gekommen sind, sondern wie sie in Folge ihres Causalnexus haben kommen müssen, und darum darf man auch mit dem Verf. behaupten: „Das europäische Staatensystem ist in den natürlichen Verhältnissen Europas prädestinirt worden". Wenn in der Physiognomie der Völker der alten Welt und bei der Darstellung ihres Culturzustandes und ihres Einflusses auf Europa Afrikas und namentlich auch Äthiopiens Erwähnung gethan und dabei auf eine Schrift des zwar grundgelehrten, aber zum Sonderbaren geneigten Herrn v. Leutsch verwiesen wird, so erlauben wir uns, dem geehrten Verf. die Bemerkung zu machen, daß diese Frage in neuester Zeit vielfach von namhaften Gelehrten behandelt worden ist. Zuerst von Choulant in der zweiten seiner drei „Anthropologischen Vorlesungen", (Leipzig 1834), dann von Hoskins in dem Werke: „Travels in Ethiopia" (London 1835). Beide bestreiten die Ansicht, daß der kaukasische Volksstamm der älteste Träger der menschlichen Cultur sei, sie wollen vielmehr die Äthiopier für das älteste der gebildeten Völker angesehen wissen. Dagegen stritt jüngst für die erstere Ansicht Courtet de l'Isle in der Schrift: „La science politique sur la science de l'homme" (Paris 1838). Doch behandelt dieser Gelehrte die Frage offenbar zu einseitig. Für die Kaukasier spricht die Geschichte am stärksten, während die Sache der Äthiopier größtentheils nur

Digitized by Google

durch Gründe vertheidigt werden kann, die außerhalb des historischen Bereiches liegen. Nach einer interessanten Darstellung des Celtenthums, von dem S. 304 bei einer andern Gelegenheit die bis jetzt historisch bestätigte Bemerkung steht:

Das Celtenthum ist nicht für den Protestantismus. Es mag sich bleibend den Fesseln der Hierarchie entwinden. Es mögen Einzelne, ja, es mag eine starke Minorität seiner gemischten Bevölkerung wahrhaft den Protestantismus aufnehmen. Es mag auch eine große Masse eine Zeit lang einen fanatischen Protestantismus ergreifen. Aber für die große Masse der celtischen Völker wird auf die Dauer der Cultus der katholischen Kirche Bedürfniß sein. Bei den Celten ist das Gefühl, und zwar das sinnliche, von äußern, flüchtigen Eindrücken bewegte Gefühl, das vorherrschende Element.

werden Rom und die Germanen in einem längern Abschnitte zur Sprache gebracht. Bei dieser Gelegenheit wird Cäsar's historische Bedeutsamkeit von einer Seite aufgefaßt — wiederum ein Erzeugniß der eigenthümlichen Geschichtsansicht, die in dem Werke herrscht —, wie es unseres Wissens noch von Niemanden geschehen ist und wol auch nicht hat geschehen können. Wir theilen die ganze Stelle mit:

Der wichtigste Mann für Europas Geschick ist Julius Cäsar gewesen und hat es wohl verdient, daß sein Name noch heute die höchste Würde europäischer Herrschaft bezeichnet. Er gewann Gallien und erhielt Spanien für das Römerthum. Er legte den Grund zu der Verschmelzung des Celtenthums und des Romanismus, und dies an einem Punkte, wo beide Elemente auf die Germanen einwirken konnten. Er machte Rom mit Britannien bekannt und hinterließ seinen Nachfolgern die Aufgabe der Unterwerfung dieser Insel, bei welcher das Celtenthum als eigenthümliche, in Einrichtungen, Sitten und Sprachen ausgeprägte Gestaltung so gut wie vernichtet, die letzte, festeste Burg desselben erstürmt und der Grund zu den künftigen Geschicken Englands gelegt wurde. Ohne die römische Herrschaft, ohne die Auflösung des alten Celtenthums, die sie bewirkte, ohne den Gegensatz, den sie in diese Länder brachte, deren Bevölkerung für der Bedingungen derselben, auf denen ihre selbständige Volkskraft beruhte, wäre England nicht von den Sachsen, nicht von den Dänen, nicht von den Normanen erobert und nie das England geworden, das es jetzt ist. Die Germanen standen noch nicht auf der Stufe, wo sie das Celtenthum auflösen konnten, und die germanischen Stämme, die sich bleibend in Gallien niederließen, unterwarfen sich mehr dem Celtenthume, als daß sie dieses sich unterworfen hätten. Endlich triumphirte Cäsar auch über deutsche Gefolge und betrat selbst den heiligen Boden Germaniens. Er lernte diese Völker kennen und schätzen; ergriff den Gedanken, durch ihre reine Naturkraft das erschlaffte Römerthum zu erfrischen, und hielt seinen Nachfolgen die Eroberung und Cultivirung Germaniens als eine Aufgabe vor, in deren allmählichem Gelingen der Untergang der römischen Herrschaft begründet lag.

Zu dieser historischen Anschauung vermag man nur durch das Vetf. Grundprincip zu gelangen, das wir mit ihm übereinstimmend an einem andern Orte so ausgedrückt haben: „Die Geschichten der Völker sind nichts Anderes als durch das Gebiet der Zeit fortlaufende Ketten von Ereignissen, deren einzelne Glieder so eng und so nothwendig mit einander verbunden sind wie in der menschlichen Denkweise Grund und Folge".

(Der Beschluß folgt.)

A. Puschkin's erzählende Gedichte.

(Beschluß aus Nr. 290.)

Der Gesangene wird zu einem letzten Verhör in die Folterkammer geführt; es folgt ein Auftritt voll Schauder und Schrecken. Der Hetmann ist indeß, wie schon gesagt, im Schlafgemach der Tochter des Gefolterten, aber er vermag nicht darin auszudauern; er kann sich auf, verläßt die schlafende, nichts ahnende Tochter und tritt hinab in den Garten. Es wird nun dieselbe Nacht, mit geringen Abänderungen, was die allgemeine Schilderung betrifft, nochmals beschrieben; aber wie glücklich wird eben dadurch die Verschiedenheit der Situation der beiden Männer hervorgehoben, Kotschubei's im Kerker und Mazeppa's im Garten, und wie psychologisch richtig ist der Zug, daß die drängstete Brust des Hetmanns sich durch wilden Schlachtruf Luft schaffen muß.

Still ist des Südens laue Nacht.
Der Himmel klar, die Sterne funkeln,
Kaum daß ein leises Wehn erwacht.
Das durch die Wipfel und die dunkeln
Baumblätter streicht. Rings Alles ruht;
Es stürmet nur Mazeppa's Blut
Wild aufgeregt. Die Sommernacht
Gibt, scheint ihm, dahnend auf ihn Acht.
Die Sterne schauen drein wie Zeugen,
Die Parteien halten ein Gericht,
Und flüsternd sich die Wipfel neigen,
Wie Standrecht, das ein Urtheil spricht.
Es däucht des Gartens Blumenduft
Ihm feuchte, schwere Kerkerluft,
Und jetzt ein Schrei — ein leises Stöhnen,
Das aus dem Schlosse hörbar wird.
Sind's Gaukeleien, die ihn höhnen,
Ist's Thiergeächz', das ihn geirrt?
Ist's Sollerqual? ist's andrer Laut?
Der Greis, im Kurzen Kampf ergraut.
Mit langen Schreckissen vertraut,
Kann diese Angst nicht übertragen
Und jenen Laut, den Schmerzensklaut.
Erwidert er mit lautem Schrei,
Mit Schlachtenruf aus jenen Tagen,
Als mit Zabiello, Samaiel,
Und ihm, und ihm, dem Kolschabei,
Den Feind er sah und den gefchlagen.

Alle diese erzählenden Dichtungen sowie auch die „Zigeuner", ein anderwärts schon hinlänglich besprochenes erzählendes Gedicht von P., sind, wie man aus den eingeschalteten, auch der Form nach treu übersetzten Bruchstücken ersieht, sämmtlich in vierfüßigem jambischen Versmaß abgefaßt. Nur einmal hat P. sich in der achtzeiligen breisach gereimten Stanze versucht. Es ist dies in der Erzählung: „Das Häuschen in der Kolomna", geschehen. Der Inhalt ist einfach und in wenigen Zeilen anzugeben. Eine in beschränkten Umständen in einem entfernten Stadttheile Petersburgs, die Kolomna genannt, lebende Wittwe hat eine junge und hübsche Tochter, die häufig am niedern, offenen Fenster sitzt. Junge Männer gehn vorüber, auch der Dichter mit seinen Freunden; Andere, die Pferde haben, reiten vorüber; Alle schauen gern in das niedrige Fenster und freuen sich über die Schönheit Parasche's, welcher Name eine tändelnde Verkleinerung ist von Paraskewia. Nun geschieht's nach einiger Zeit, daß die Köchin der Wittwe stirbt und sie eine andere sucht für geringen Lohn. Es stellt sich hierauf, nach einigen vergeblichen Versuchen, eine wohlfeile Köchin zu finden, eine wohl ausgehende, hochgewachsene Dirne ein, die mit jedem Lohne zufrieden ist und von der Wittwe demnach in Dienst genommen wird. Zwar erzählt es sich bald, daß die wenig begehrende Köchin auch wenig leisten kann; sie versteht weder zu kochen, noch zu braten, läßt anbrennen, überkochen und versalzt das Meiste; doch die Wittwe trägt es geduldig, denn die Dirne ist übrigens voll

Digitized by Google

guten Willens, widerspricht nicht und kauft überaus wohlfeil ein. An einem Sonntage beginnt es sich darauf, daß die Mitwe einen kostbaren Zeug hat einrähren lassen, um gar wohlschmeckende Kuchen daraus zu backen. Die endliche Ausführung davon der Köchin überlassend, ist sie mit der Tochter zur Kirche gegangen. Trotz ihrer Andacht fällt es aber ihr hier plötzlich ein, in welcher Gefahr ihre Kuchen unter den Händen der ungeschickten Köchin seien, sie läßt daher die nichts ahnende Tochter in der Kirche zurück und eilt selbst heimwärts. Die Köchin, die Dauer der Messe wohl berechnend, ist in der That nicht in der Küche zu treffen, hat die Kuchen ihrem Schicksale übergeben, sitzt im Wohnzimmer vor dem Spiegel der hübschen Tochter, hat das Kinn eingefeift und — schiert die Barthaare. Es macht sich nun schnell die Entdeckung, daß die wohlfeile Köchin ein verkleideter Liebhaber ist. Diese in vierzig achtzeiligen Stanzen erzählte Begebenheit von geringer Erfindung wird zu einem unmuthigen Gedicht für nationale Leser durch eingeflochtene Reflexionen, Scherze, Anspielungen und den Schmuck des wohlklingenden Verses. Die achtzeilige Stanze des romantischen Epos der Italiener ist, unseres Wissens, hier zum ersten Male in russischer Sprache versucht worden, und der Dichter fängt seine Erzählung also an:

Vierkräftiger Jamben bin ich endlich satt.
Es sind das eines schwerfälligen Sachen;
Ich sind' sie allzu formal und matt
Und will an die Octave mich jetzt machen.
Wer räthgen Muthes drei Reime häuft, der hat
Erst recht gereimt; zwei Reime lag' ich Schwachen.
Wie ist der Reim seit langer Zeit geneigt,
Zwei sich' ich auf, ein dritter selbst sich zeigt.

Zu den erzählenden Gedichten P.'s sind auch die versificirten Märchen zu rechnen. Sie sind mit Witz und Laune, aber auch mit der Einfachheit vorgetragen, die ein Märchen erheischt, und dürfen zu den anmuthigsten Dichtungen in dieser Gattung gezählt werden. Hier nachstehend folgt der Anfang eines solchen Märchens, welches „Vom goldnen Hahn" überschrieben ist und zuerst in einem Heft des russischen Journals: „Die Lesebibliothek" abgedruckt erschien:

Jegendwo im fernen Reich,
Nicht zur Hand ist Name gleich,
Lebte, herrschte fürst Dodon.
Jetzt war er greitert schon,
Als er aber jung noch war,
War's ein schlimmer Nachbar gar:
Wie darauf das Alter kam,
Er sich lieber Ruhe nahm.
Doch nun fingen Nachbarn an,
Denen Schlimmes er gethan,
Ihm auch ihrerseits zu drohn
Und zu kränken fürst Dodon.
Seine Grenzen zu beschirmen,
Must' er allwärts Burgen thürmen
Und zur steten Gegenwehr
Halten sich ein Kriegesheer.
Da die Feldherrn zwar nicht träumten,
Sie's doch überall versäumten.
Waren weltwärts sie gezogen,
Kam der Feind von Ost gezogen;
Dachten sie den Berg zu wahren,
Kam zur See er angefahren.
Während ward der alte König,
Schlief barbacker auch wol wenig,
Schlimmes Ding ist Mißgeschick.
Darauf wandt' er seinen Blick
Auf gesteirte Sternkunder,
Philosophen, Sternendeuter,
Läßt sich einen solchen holen,
Bei ihm Rathes sich zu erholen.
Rathig hört der Greis ihn an.
Bringt dann einen goldnen Hahn.

„Männer," spricht er, „stehn zum Sitze
Deine höchste Kirchenspitze.
Sitzt er ruhig in der Höh',
Ist auch Ruh' zu Land und See;
Wenn jedoch von welchen Seiten
Kriegeswetter sich bereiten,
Sich ein Kriegsheer her bewegt,
Oder sonst ein Feind sich regt,
Hebt der klugr, goldne Hahn
Gleich sein Kämmchen hoch hinan,
Wird mit Flügeln schlagen, krähn
Und nach jener Seit' sich drehn."
Drauf dem Alten dankt Dodon
Und versorgt ihn seinen Lohn:
„Für solch nützliches Geschenk
Gleib' ich deiner eingedenk,
Werde deinen ersten Willen
Wie den eigenen erfüllen."

In ähnlichen Knittelversen wird das Märchen weiter erzählt. Der goldene Hahn kräht, wenn eine Gefahr naht, zeigt die Gegend, von wo sie zu erwarten ist, und König und Feldherren wissen, was sie zu thun haben. Es geht auch eine Zeit lang Alles recht gut, bis der alte König durch verspätete Liebe zu einer schönen Prinzessin und Unbanthaarkeit gegen den zauberkundigen Greis die ganze Sache verdirbt. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten, um Raum zu gewinnen, noch von einem P.'schen Märchen zu sprechen. Es ist hier „Das Märchen von einem Fischer und einem Fischchen", das im reimlosen Versmaß des ältern russischen Volksmärchens abgefaßt ist und wovon wir deshalb gleichfalls den Anfang hersetzen wollen:

Einstmals war es, lebt' ein alter Fischer
Mit der Frau am Strand des blauen Meeres.
Alda lebten sie in schlechter Erdhütt'
Schon seit langen dreiundbreißig Jahren.
Netze warf der Alte aus nach Fischen,
Mütterchen spann heilig ihr Gespinnste.
Einen Tags warf er ins Meer die Netze,
Und er zog sie mühsam aus voll Meerschlamm;
Abermals warf er ins Meer die Netze,
Und er zog sie wieder aus voll Meergras;
Drauf zum dritten warf er aus die Netze,
Und er zog heraus ein goldnes Fischchen.
Nicht ein schlechtes Fischchen war's — ein goldnes.
Ach wie bat, wie flehl das goldne Fischchen,
Und es redete mit Menschenstimme:
„Laß mich, greifer Mann, zurück ins Wasser,
Theures Lösegeld will ich dir geben.
Geben Alles, was du auch verlangst!"
Es erkannte, es erschrak der Fischer,
Denn er sicht seit dreiundbreißig Jahren,
Und nie hatte je ein Fisch gered'et.
Alsbald ließ er frei das goldne Fischlein,
Also freundlich zu demselben sprechend:
„Gott sei mit dir, gutes, goldnes Fischlein,
Und behalte du dein theures Lösegeld,
Schwimm zurück in deine blauen Fluten
Und gehab' dich wohl in steter Freiheit!"
Zu der Alten kehrte heim der Fischer
Und erzählte ihr sein blaues Wunder.

Diese ist aber sehr unwillig, daß er von dem Fisch nicht wenigstens ein eben nothwendiges Hausgeräth verlangt hat, worauf denn der Fischer zum Strand zurückkehrt und den Fisch darum bittet. Er erhält es; aber die Frau will jetzt schon ein Haus, dann ein Schloß, darauf ein Königreich, und als sie alles das erhalten, will sie selbst ein Meerweibchen werden und der Fisch soll ihr dienen, worauf dann alle Gaben wieder verschwinden. Der Dichter hat launig in dem Ton eines etwas verdrehten Volksmärchens erzählt.

P.'s letztes erzählendes Gedicht, wenigstens der Zeit

Digitized by Google

der Bekanntmachung nach ist: „Halub der Tscherkesse". Es ward unvollendet in seiner Nachlassenschaft gefunden und von seinen Freunden zuerst im Journal: „Der Zeitgenosse" zum Druck befördert. Nach dem Fragment auf das Ganze geschlossen, ist es sehr zu bedauern, daß die Dichtung unvollendet geblieben. Umfangreicher als im „Gefangenen im Kaukasus" würden sich hier Bilder aus jenem Gebirgsland gefunden haben. Dort gruppirt sich alles Erzählte nur um einen bei den Tscherkessen gefangenen Fremdling, hier ist ein Tscherkesse selbst der Held des Gedichts. Es beginnt mit der Todtenfeier eines durch Meuchelmord gefallenen jungen Tscherkessen; der Vater, Halub genannt, ist untröstlich. Da erscheint plötzlich ein Greis, an der Hand einen schönen, schlanken Jüngling führend. Er übergibt denselben dem trauernden Halub und erinnert ihn, wie er vor dreizehn Jahren diesen Jüngling noch als Knaben ihm zur Erziehung anvertraut habe; er bringe solchen jetzt zurück und hoffe, daß die Erziehung gelungen sei. Halub empfängt den vergessenen, jetzt groß gewordenen Sohn der Liebe mit Entzücken, sein Verlust erscheint ihm plötzlich ersetzt, denn Tasit, so heißt der Jüngling, ist schön, kräftig, kühnen Blicks. Es vergehen nun Tage und Wochen. Tasit lebt im Hause des Vaters, reitet oft im Gebirge umher, kehrt zurück und entfernt sich wieder. Der Vater, schon unruhig über ein träumerisches Wesen, das er an dem Sohne zu bemerken glaubt, fragt ihn einst:

„Wo warst du, Sohn?" — „„Dort an der Klippe
Wo durchgerissen ist der Berg,
Auf Dariel der Weg geöffnet."" —
„Was thatst du dort?" — „„Ich hörte brausen
Den Terek."" — „Hast du nicht gesehn
Dort Russen, Grusier?" — „„Es zog
Aus Tiflis ein armen'scher Kaufmann
Des Wegs mit Waaren hin."" — „Er hatte wol
Bedeckung mit?" — „„Er war allein."" —
„Was säumtest du, mit schnellem Stoß
Den Berg hinab auf ihn zu springen,
Ihm seine Habe abzuringen?"
Es senkt die Augen der Tscherkeß
Und bleibt dem Greis die Antwort schuldig.

Wieder macht Tasit einen Ritt, bleibt zwei Tage und Nächte aus, und als er zurückgekommen, fragt ihn der Vater:

„Wo warst du jetzt?" — „„Am weißen Berge."" —
„Wen sahst du in der Todesschlucht?" —
„„Den Sklaven, der uns jüngst entlief."" —
„O Himmel, und du kehrst allein,
Du hast den Flüchtling nicht gefaßt,
Ihn nicht gebunden hergeschleppt?"

Der Vater ist unwillig und bekümmert. Dieser Sohn, meinte er bei sich, würde ihm den verlorenen nicht ersetzen und nie in Anapa ein Schiff mit erbeuteter Waare belasten können. Unterdessen hatte Tasit wieder einmal sein Roß gesattelt, war zwei Tage weggeblieben und erscheint

Am dritten leichenbleich im Hause.
„Wo warst du, Sohn?" fragt ihn der Vater.
„„Am Kuban war ich in den Wäldern
Der Grenze."" — „Wen hast du gesehn?"
„„Den Feind!"" — „Sprich, welchen Feind?" — „„Den Mörder
Des Bruders!"" — „Meines Sohnes Mörder,
Den sahst du? Her den Kopf, Tasit,
Gib her, daß ich die Blicke sätt'ge." —
„„Der Mörder war allein, verwundet
Und waffenlos — —."" — „Du hast der Pflicht
Des Bluts gedacht, nicht wahr, du stießt
Den Feind zu Boden, hobst den Dolch
Und bohrtest ihm ins Genick
Und drehtest langsam dreimal um,
Du hörtest froh das Todesröcheln,
Des letzten Odems letztes Zischen? —
Wo ist der Kopf, gib her — ich lechze —" —
Statt Antwort senkt der Sohn den Blick. — —
Halub ward finster wie die Nacht
Und rief voll Wuth die strengen Worte:
„Heb' dich hinweg, bist nicht mein Sohn,
Bist nicht Tscherkeß — du bist ein Weib,
Ein Knecht, ein Jude, ein Armene.
Verflucht seist du — geh' fort, und nie
Hör' je mein Ohr von dir, dem Feigling.
Die blasse Furcht sei dein Begleiter
Und das Gespenst des Bruders sei's,
Ein blut'ger Kater, dir im Nacken.
Das hetze dich zur Todesgruft
Wie einen mattgejagten Hirsch
Im tollen athemlosen Rennen! — —
Dich sollen Russenkinder fangen
Und dich, wie einen jungen Wolf,
Am Strick langsam zu Tode spielen,
Daß dich — doch heb' dich jach hinweg
Und schände meinen Blick nicht mehr!"

Mit dem Fluche des zürnenden Vaters, der seine tscherkessischen Hoffnungen von dem Sohn unerfüllt sieht, endet der erste Gesang des Gedichts. Der zweite beginnt mit der Beschreibung einer schönen Tscherkessin oder, nach der frühern Schreibung, Circassierin, um die ein junger Tscherkeß bei ihrem Vater wirbt. Er sei arm, spricht er, aber muthvoll und würde die Geliebte zu schützen wissen. Es ist anzunehmen, daß der werbende Jüngling der verstoßene Tasit ist, aber das Gedicht bricht hier ab, und die Entwickelung desselben liegt mit dem Dichter in zu frühem Grabe. Vielleicht war die Geliebte die Schwester des Mörders seines Bruders, und die Blutrache des grimmigen Halub's sollte im Schlußgesange verderblich über den zu versöhnlichen Tasit einbrechen, der, statt den Tod des Bruders an der ganzen Sippschaft des Mörders zu rächen, dessen Schwester zum Weibe nimmt. Solcher Ausgang ist tragisch genug für unsere Zeit tragischer Gedichte, aber er wird von uns nur vermuthet. Immer müssen wir bedauern, daß das Gedicht unvollendet geblieben ist, und bemerken nur noch schließlich, daß der Dichter zu der Abfassung desselben wieder das Versmaß seiner frühern Erzählungen gewählt hat, wir aber diesmal bei der Übertragung der Bruchstücke es uns bequemer gemacht und die Endreime weggelassen haben. So viel von den erzählenden Gedichten P.'s in einem allgemeinen Überblick. Es gibt deren noch einige kleinere, als z. B. „Angelo", das uns als bloße Übertragung eines italienischen oder französischen Originals erscheint. Überhaupt ist zu wünschen, daß die Besorger der erwähnten Gesammtausgabe der P.'schen Werke die einzelnen Dichtungen mit kurzen Anmerkungen über die Zeit der Entstehung und den etwaigen Zusammenhang mit frühern Gedichten in andern Sprachen versehen hätten. Außer der genannten Erzählung scheinen auch in den Balladen einige englischen, andere polnischen Mustern nachgebildet zu sein. Winke hierüber wären schätzbar. 5.

Notiz.

Pokutien.

In der Geschichte des östlichen Europas wird oft des Ländchens Pokutien erwähnt. Eine polnische Zeitschrift brachte neulich eine umständliche Beschreibung desselben. Es hat seinen Namen von dem Slawischen kąt, kut (Ecke, Winkel), ist also ein in einem Winkel oder an der Grenze liegender Landstrich. Es bildet die südlichste Spitze der altpolnischen Provinz Rothreußen, heute einen Theil des südlichen Galiziens. Es ist durchaus gebirgig und wird vom Pruth durchströmt. An diesem liegt der Hauptort Kolomy. Die Einwohner des durch Naturschönheiten ausgezeichneten Ländchens sind Russinen, Deutsche, Juden und Armenier; die Letzten sind durch Fleiß und Sparsamkeit die wohlhabensten Büeger geworden. Hier war es, wo der Räuber Dubosz hauste, dessen noch jetzt in den zahlreichen Liedern des Volks häufig gedacht wird. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 292. — 19. October 1838.

Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Friedrich Bülau. Erster und zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 291.)

In den Abschnitten, welche „Die Auflösung", „Keime des Wiederauflebens" und „Die Vereinigung" überschrieben sind, glauben wir mit gutem Grunde den verehrten Verf. darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß der Einfluß des Christenthums nicht genug hervorgehoben und gewürdigt zu sein scheine. Diese neue Religion darf wol als ein wesentliches Zersetzungsmittel des alten Romanismus und als das stärkste Bildungselement des sich entwickelnden Germanismus betrachtet werden; und darum würden wir auch in der Stelle (S. 81):

Die zweite große Aufgabe des Frankenreichs war: die Grundsätze der aus der Verbindung des Germanismus mit dem Romanismus hervorgehenden Civilisation und des neuen europäischen Staatsrechtes zur weitern eigenthümlichen Verarbeitung nach Deutschland zu verpflanzen; Deutschland mit dem Frankenreiche zu vermählen und eben dadurch zum selbständigen Bestehen und zur Wiedererlangung seiner alten Grenzen zu befähigen

den Germanismus wenigstens einen christianisirten genannt haben, um so mehr, da das Christenthum in Karl's des Großen Politik, auf welche die angeführten Worte zu beziehen sind, eine so bedeutende Rolle spielt. Der Verf. bedarf als gelehrter Jurist unserer Bemerkung nicht, daß die Beweise für unsere Meinung aus den germanischen Gesetzgebungen des frühern Mittelalters leicht zu gewinnen sein möchten. In Tzschirner's Schrift: „Der Fall des Heidenthums", würde derselbe mit gewohnter Leichtigkeit die seinem Zwecke entsprechenden Ideen herauszufinden im Stande gewesen sein, ja, Ammon's „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion" möchte nicht ohne Ausbeute für diesen Behuf bleiben.*) Neben diesen Werken kann man wenigstens in dieser Beziehung Gibbon um so eher vergessen, je weniger dieser große Historiker, der mit seinem Skepticismus und scharfen Tone gegen christliche Dogmen die Schule Locke's, Shaftsbury's und Bolingbroke's verräth, geneigt ist, ich will nicht sagen, der christlichen Religion selbst, doch ihrem Einflusse auf die Menschheit und ihrer Geschichte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Nachdem in §. 12 insbesondere die sächsische Kaiserperiode behandelt worden, wobei wir nicht umhin können auf Dr. Waitz's Monographie: „König Heinrich I." (Berlin 1837), die Aufmerksamkeit des Verf. zu lenken, welche Schrift, aus Ranke's Schule hervorgegangen, wir Vehse's „Otto der Große", den der Verf. anführt, beiweitem vorziehen, kommt die Zeit des Papstthums und der Hohenstaufen an die Reihe der historischen Darstellungen. Wir erklären uns zuvörderst damit ganz einverstanden, daß es Heinrich III. „noch möglich gewesen, dem Ansehen der Päpste das der Bischöfe und der Concilien entgegenzusetzen, und dies würde der Zukunft große Übel, der Kirche vielleicht das endliche Schisma erspart haben", wie überhaupt kein Kaiser, Heinrich VI. vielleicht ausgenommen, wol so nahe daran war, die päpstliche Gewalt in ihre Schranken zurückzuweisen; wir stimmen ferner bei, wenn wir lesen, daß die Kirche in Betreff der Kreuzzüge „im Ganzen sich doch verrechnet habe"; daß es aber dem Verf. nicht gefallen hat, das Papstthum nach seiner historischen Bedeutsamkeit überhaupt zu würdigen und vorzüglich nach seiner Stellung zur weltlichen Macht und nach seiner Einwirkung auf dieselbe entweder in einem besondern Abschnitte oder doch wenigstens in einem gewissen Zusammenhange etwas ausführlicher zu schildern, das bedauern wir lebhaft, nicht blos aus wissenschaftlicher Neugierde, wenn wir so sagen sollen, weil wir den Verf., dessen Geist, Einsicht und Unparteilichkeit sich auch in diesem Punkte nicht verleugnet haben würde, so gern darüber gehört hätten, sondern weil wir wirklich deshalb eine Lücke in der Darstellung wahrzunehmen glauben. Die Hierarchie wurzelte, namentlich seit ihrem Siege über die gewaltigen Hohenstaufen, nicht blos auf dem Gebiete der Religion und der Kirche, sondern sie hatte ihre Wurzeln tief und weit auch in den Grund und Boden des Staates eingesenkt und verbreitet; daher die schnelle Verwickelung des letztern in den dogmatischen Kampf gegen die erstere. Auch ist die Diplomatie selbst bis auf die neuern Jahrhunderte in die Schule des Cardinalcollegiums gegangen. Die Sache hat übrigens nach unserm Dafürhalten noch ein

*) Auch die Schrift: „Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit" von J. H. v. Wessenberg (Aarau 1836), möchte nicht zu übersehen sein. Besonders ist der erste Aufsatz: „Der Geist der Hauptepochen der Weltgeschichte seit Christi Geburt", höchst interessant.

Digitized by Google

besonderes Interesse. Das Papstthum ist bekanntlich halb schwer verdammt, bald rüstig und lobpreisend vertheidigt worden; die Päpste haben bald bittere Ankläger, bald ebenso warme Vertheidiger gefunden; nicht selten ist das erstere mit den Letztern zugleich entweder als eine Ausartung der christlichen Gesellschaftsverfassung gleichsam über Bord geworfen, oder lebhaft in Schutz genommen worden. Ja, Katholiken und Protestanten haben in diesem Bezuge sogar ihre Rollen gewechselt. Während der protestantische Spanheim seine Gelehrsamkeit aufbietet, um die katholische Kirche von der Schmach einer Päpstin Johanna zu befreien und die meisten protestantischen Kirchenhistoriker seiner Ansicht huldigen, läßt der katholische Llorente keine Quelle unbenutzt, um aus ihr jenen Schimpf für das Papstthum herauszuerklären. Während der Cardinal Damiani in seinem Gewissenskampfe sich nicht anders zu helfen weiß, als seinen Papst und Zeitgenossen Gregor VII. einen „heiligen Satanas" zu nennen, und C. J. Weber (s. dessen „Werke" Bd. 1, Stuttgart 1834) ihn seines Ruhmes zu entkleiden bemüht ist, den Johann v. Müller unangetastet läßt, J. Voigt aber nicht nur zu erhalten, sondern noch zu vergrößern gestrebt hat, vertheidigt ihn Luden geschickt gegen Heinrich IV., den wiederum der katholische Rotteck gegen den anmaßenden Priester in Schutz nimmt. Was soll man urtheilen über Papstthum und Päpste, wenn man Hurter's „Innocenz III." und Hock's „Sylvester II." mit der „Geschichte der päpstlichen Nuntien" und mit Carové's Schriften vergleicht? Wir könnten dergleichen Zusammenstellungen noch manche bilden, wenn es nöthig wäre oder zum Ziele führete. Aber gerade die Frage: woher diese widersprechenden Urtheile und worin ist ihr Vereinigungspunkt zu suchen? ist es, die wir sogern aus des Verf. Feder beantwortet gelesen hätten, und sie würde nach dem Grundprincipe seines Werkes eine, wie es uns scheint, sehr natürliche Lösung gefunden haben. Wir haben Grund zu hoffen, daß Folgendes in seinem Sinne sei. *) Das Papstthum und die Päpste können nicht nach einer und derselben Rechtsformel gerichtet werden. Das erstere ward und mußte werden und ist als Welterscheinung wol der Darstellung und Charakteristik fähig, aber vor dem Forum der Geschichte keiner Verurtheilung zu unterwerfen oder der Lobpreisung zu überlassen. Für die Mittel und Zweck der Weltregierung gibt es keine historische Kritik; sie gehören in das Gebiet philosophischer Betrachtungen. Die Päpste aber, als nothwendige und verantwortliche Diener und Träger des hierarchischen Systems, müssen der Geschichte zur Rede und Antwort stehen. Daß man sie aber bald aus dem dogmatischen, bald aus dem kirchlichen, bald aus dem politischen Standpunkte betrachtete, zuweilen gar nur ihren moralischen Werth als Individuen in Anspruch genommen hat, statt bei ihrer Beurtheilung sich auf alle diese Punkte zu stellen, das ist die Veranlassung zu harten oder schmeichelhaften Aussprüchen, mit einem Worte zu divergirenden Ansichten geworden; und da man sie selbst von ihrem Systeme zu trennen nicht gewohnt war, so erfuhr das letztere gleiche Angriffe oder Vertheidigung mit ihnen. Wir gedenken übrigens, diese Ansicht an einem andern Orte weiter zu begründen und in einer historischen Darstellung geltend zu machen. In dem Abschnitte, welcher insbesondere von der Politik der Luxemburger handelt, findet sich eine treffende und auf richtiger Beobachtung ruhende Charakteristik der verschiedenen Gestaltungen der deutschen Königsmacht. Man könnte füglich nach ihr die Perioden der deutschen Geschichte bestimmen und das Ganze der letztern an jene anknüpfen. Die Stelle ist Bd. 1, S. 148:

> Die deutsche Krone gab anfangs durch sich selbst Macht, sodaß die Könige sich ihrer Hausmacht entschlagen konnten. Darauf gab sie dem Mächtigen Macht, d. h., wer durch eignen Besitz schon kräftig war, der konnte als Inhaber der Krone deren höhere Macht in Fülle üben. Darauf ward sie Mittel, zur Macht zu gelangen, sodaß ihr Besitz zur Erweiterung der Erbmacht Anlaß und Gelegenheit gab. Das letzte geschickte Benutzung vorauf und mußte schwieriger werden, je seltener das hervorragende oder schwachgeschützte Gut wurde. Endlich ward sie ein Anhang zu einer kräftigen Erbmacht, der dem Besitzer der letztern Ehre, unbestimmte Ansprüche und manchen directen Vortheil bei Verfolgung seiner, im Interesse der Erbmacht gefaßten Pläne lieh.

Diese Sätze lassen sich ohne Schwierigkeit in den Geschichten der einzelnen Kaiserfamilien durchführen.

Daß unser Verf. der Geschichte des dreißigjährigen Krieges eine besondere Aufmerksamkeit schenken würde, ließ sich der Natur der Sache nach erwarten. Es war diese Aufmerksamkeit aber um so „nöthiger und zweckmäßiger, wenn man Einsicht genommen hat von Dem, was seit ohngefähr 15 Jahren zur Aufklärung dieser für Deutschland so traurigen, für das gesammte Europa aber so wichtigen Epoche aus archivalischen Quellen und Familienurkunden durch einzelne Monographien zu Tage gefördert worden ist. Wir versuchen es, eine specielle Übersicht davon zu geben. Außer den größern und allbekannten Werken von Menzel, Ranke und Raumer gehören hierher Range's „Gustav Adolf" (Leipzig 1824), Barthold's „Johann von Werth" (Berlin 1826), Lipowsky's „Friedrich V." (Berlin 1828), Förster's „Albrecht's von Wallenstein ungedruckte Briefe" (Berlin 1828 u. 29), Röse's „Bernhard der Große" (Weimar 1829), Cosmar's „Graf von Schwarzenberg" (Berlin 1828), Breitschwerdt's „Leben und Wirken Joh. Kepler's" (Stuttgart 1831), von der Decken's „Herzog Georg von Braunschweig" (Hanover 1833 fg.), Förster's „Wallenstein als Feldherr" (Potsdam 1834), mit Palacky's Zusätzen und Berichtigungen in den „Jahrbüchern des böhmischen Museums" II, 1, S. 78 fg., v. Raumer's „Historisches Taschenbuch" von 1831 u. 32 und v. Hormayr's „Historisches Taschenbuch" von 1836. Aus dieser literarischen Übersicht, der wir noch Einiges hinzufügen könnten, sieht man leicht, daß eine Bearbeitung des dreißigjährigen

*) Der Verf. gibt uns Bd. 2, S. 4 selbst die Anleitung zu unserm Urtheil, wenn er sagt: „So lange die Welt steht, hat die Größe der weisesten Staatslenker nur darin bestanden, daß sie mit Geschick dem Gebote der Verhältnisse folgten, sich ihnen zum trefflichen Werkzeuge darboten und zu schaffen schienen, was die Natur an die Hand gab. Wahrheit schaffen, die Verhältnisse wahrheit nach eignem Willen lenken, ist Keinem gelungen".

Digitized by Google

Krieges jetzt eine viel andere sein und werden müsse, als sie Bougeant, Schiller, Westenrieder, Breyer u. A. zu liefern vermochten. Bougeant, den Rambach's Anmerkungen nicht wesentlich brauchbarer gemacht haben, hält das französische Interesse vorzüglich fest; Schiller hat sein dramatisches Genie nicht verleugnen können, und da ihm wie den beiden andern erwähnten Historikern Vieles unbekannt war und sein mußte, so sind sie für den heutigen Standpunkt dieses Theils der historischen Wissenschaft nicht mehr ausreichend. Das Ergebniß der neuesten Forschungen offenbart sich denn auch in der Darstellung und Ansicht des Verf. Er sagt S. 458:

Der dreißigjährige Krieg ist kein Religionskrieg gewesen*), wiewol Religionsstreitigkeiten sich vielfach hineinmischten, vielen Handelnden zum scheinbaren oder theilweise wahrhaften Beweggrunde dienten, vielen Vorgängen ihre Farbe liehen, zu Einigem den Anstoß gaben. Seine Hauptmomente sind von weltlichen Ursachen begründet worden. Weniger an dem Protestantismus als an der Landesherrlichkeit ist Östreich gescheitert, und Östreich konnte die letztere brechen, ohne den ersteren zu vernichten. Für den Sieg des Katholicismus war es das gefährlichste Hinderniß, daß er durch Östreichs Principat errungen worden sollte; für den Triumph Gustav Adolf's, daß er unter dem Panier des Glaubens auch weltliche Pläne exfaßt hatte.

Der ganze Abschnitt ist übrigens so gehalten, daß er trotz seiner Ausführlichkeit und Klarheit dennoch eine genauere Kenntniß der Stellung der Parteien sowie der Politik und Bestimmungsgründe, welche die Handlungsweise der damaligen Höfe leiteten, voraussetzt, um vollkommen gewürdigt und verstanden werden zu können; eine Wahrnehmung, die sich durch die Tendenz und den Charakter des Werkes vollkommen rechtfertigt. Gelegentlich sei erwähnt, daß es der richtigen Beziehung halber S. 473 statt „Er hatte", heißen müsse: Gustav Adolf hatte u. s. w. Seine Gesammtansicht über den dreißigjährigen Kriegszustand Europas hat der Verf. S. 492 in folgenden Worten zusammengefaßt.

Diese gewaltige Krisis (der dreißigjährige Krieg) bestätigte und vollendete den Übergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit. Sie war die letzten Stoße des ersteren aus, sowie sie nicht zu dem Neuen zu passen waren. Sie befestigte das System der Territorialgewalt, dessen Grundcharakter die Beurtheilung aller Verhältnisse nach Bestand und erworbenem Recht und die Stabilität des Staatslebens unter einseitiger Fortentwicklung der Regierungsgewalt ist. Sie machte dem Entwickelungsprozesse in den mittlern Stufen des Staatslebens ein Ende und schaffte dafür denselben desto freiern Raum auf den Höhen. Es entschied sich von Neuem, daß die Geschicke der Staaten auf festbegründeten Interessen beruhten, mit denen sich nicht mehr nach Willkür schalten ließ, und indem von da an immer mehr die auswärtige Politik der Staaten, die damals und lange nachher das Hauptgeschäft der Regierungen war, von den falsch oder richtig erkannten Interessen der Länder statt von persönlichen Bewegungen geleitet wurde, fand sich hierin ein Übergang zu der Zeit, wo die Landesherrlichkeit sich zur Staatsgewalt durchbildet.

Den zweiten Band eröffnet der ersten Periode dritter Abschnitt, d. i. Versuch der Krone Frankreichs, das Principat zu erlangen. Die zweite Periode entwickelt in drei Abschnitten von dem spanischen Successionskriege an bis zur französischen Revolution die Geschichte des Gleichgewichts der Macht in Europa, womit dieser Band schließt. Bei der Charakteristik desselben können wir uns kürzer fassen — schon um des Raumes willen sind wir auch dazu genöthigt —, da er ganz den Geist des ersten verräth und ihm in keiner Hinsicht nachsteht. Weil aber die Geschichten der europäischen Staaten ineinandergreifender, verwickelter und durch Mannichfaltigkeit der Begebenheiten und Entwickelungen nach verschiedenen Richtungen hin reichhaltiger und zum Theil auch durch ihre Beziehung zur Gegenwart anziehender werden; die Quellen ersten und zweiten Ranges breiter und tiefer fließen; Schriftsteller, insbesondere Memoiren, in großer Anzahl ans Licht treten: so ist es kein Wunder, wenn der zweite Band, ungefähr 140 Jahre umfassend, beinahe eine gleiche Stärke mit dem ersten hat, der die Darstellung von mehr als funfzehn Jahrhunderten in sich schließt. An der Spitze des zweiten Bandes steht eine Charakterzeichnung der Zustände und Beziehungen Frankreichs unter Ludwig XIV., die wir in jeder Beziehung mit gutem Gewissen meisterhaft nennen dürfen, aber so in sich abgeschlossen finden, daß die Mittheilung eines Bruchstückes einer Verstümmelung gleichkommen und ohne wahres Verständniß bleiben würde. Bei dem spanischen Successionskriege, der sehr ausführlich behandelt ist, begnügen wir uns mit einigen literarischen Bemerkungen, selbst auf die Gefahr hin, wenigstens dem Verf. nicht allemal Neues zu sagen, doch nicht ohne die Hoffnung einer merklichen Vervollständigung der Literaturangaben, auf welche derselbe bei diesem und den folgenden Abschnitten mehr als bei den frühern absichtliche Rücksicht genommen zu haben scheint. Von besonderm Werthe sind: „Mémoires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV" (Paris 1837), v. Freiberg's „Sammlung historischer Schriften und Urkunden", Bd. 4, „Prinz Eugen, der edle Ritter, und seine Zeit" von Zimmermann (Stuttgart 1837), v. Hormayr's „Historisches Taschenbuch", Jahrg. 6, Förster's Buch: „Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhunderte", ist doch nicht ohne Werth, so sehr es auch Flüchtigkeit dadurch schon verräth, daß das ausgezeichnete Werk des Lord Mahon übersehen werden konnte; selbst des „Grafen v. d. Schulenburg Denkwürdigkeiten" (2 Thle., Leipzig 1834), die für den gleichzeitigen nordischen Krieg so wichtig sind, geben einige Ausbeute. Mit diesem Werke muß man übrigens im Betreff des nordischen Krieges zusammenstellen, was Varnhagen v. Ense in seinen „Biographischen Denkwürdigkeiten" (Berlin 1824) und v. Raumer im zweiten Theile seiner „Beiträge zur neuesten Geschichte" geliefert haben. Ob endlich Schlosser's neuestes Werk über die „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (Heidelberg 1836 u. 37) von unserm Verf. benutzt worden sei, vermögen wir nicht anzugeben. Von besonderm Werthe sind die Charakterzeichnungen der einzelnen großen Männer, die in dem schlachtenreichen Successionskriege auftreten; Eugen, Marlborough, Vendôme und Markgraf Ludwig von Baden sind natürlich am meisten hervorgehoben, während Tallard, Bouffler, Villars u. A.

*) Daß selbst die Jesuiten diesen Schein vermieden wissen wollten, ist aus Menzel bekannt.

Digitized by Google

eine flüchtigere Beurtheilung erfahren. In der zahlreichen Literatur über den nordischen Krieg und Karl XII., der mit richtigem Takte gewürdigt worden ist, vermissen wir Lundblad's „Leben Karl XII.", übersetzt von Jenssen (erster und zweiter Theil, Hamburg 1836). In der Stelle, welche Friedrich I. von Preußen Persönlichkeit und politische Lage schildert, möchte wol richtiger das J. 1701 statt 1700 genannt sein und der Contract einer Erwähnung verdient haben, den Friedrich mit Leopold schloß, und den Förster in seinen „Höfen und Cabineten Europas", Bd. 2, zuerst bekannt gemacht hat. Den letzten Theil des Werkes nimmt hauptsächlich Friedrich II. Zeit, Charakter, Thaten und Politik in Anspruch. Das literarische Treiben unserer Tage hat diesen Abschnitt der preußischen Geschichte möglichst ausgebeutet, nicht ganz ohne einen gewissen hyperbolischen Patriotismus. Die Schriften von Preuß, Förster und Rödenbeck legen Zeugniß dafür ab. In der Darstellung unsers Verf. spiegeln sich die neuesten Forschungen und Sammlungen auf diesem Felde der Geschichte unverkennbar ab, und sein Urtheil: „Es macht Friedrich II. Ehre, daß er an einem Vater, der ihm manches selbst Verächtliche haben mußte, nur die edlern Seiten zu finden wußte und die Härten physischer Krankheit zur Last legt", findet die vollkommste Bestätigung in der jüngst bekannt gemachten vollständigern Sammlung von Friedrich's Briefen an seinen Vater.

Wir schließen unsere Anzeige mit der Versicherung, daß uns die Lectüre dieses Werkes großen Genuß gewährt hat, und daß wir es für eine wahre Bereicherung der historischen Literatur ansehen; um so natürlicher erscheint der Wunsch, daß dem verehrten Verf. die Muße nicht fehlen möge, um den dritten und letzten Band bald ans Licht treten lassen zu können. Karl Zimmer.

Silhouetten aus Schwaben von Karl Theodor Griesinger. Heilbronn, Drechsler. 1838. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Der Verf. hat alle Fehler und Tugenden der modernen deutschen Schriftstellerschule: einen leichten, flüchtigen, mehl lesbaren Styl, eine rasche Auffassung, eine wohlthätige Darstellung, eine keinen Widerspruch scheuende Rechheit, einen scharfen, die eigenthümlichen Merkmale an den Erscheinungen sicher erfassenden Blick; hierzu gesellen sich jedoch im Styl Oberflächlichkeit, Manier und Nachlässigkeit, im Allgemeinen Gemüthlosigkeit, die vielleicht auf Kosten angeborner Herzlichkeit erworben ist, anmaßliche und weghaftige Schnellfertigkeit des Urtheils und vor allen Dingen eine auffallende Einseitigkeit, welche die verschiedenen Stände nur nach irgend einem Repräsentanten und das Individuum selbst nur nach einer Richtung mit Übergehung anderer Richtungen und Eigenschaften beurtheilt. Wenn Griesinger z. B. einen Landedelmann schildert, so schildert er blos den verarmten, abelfolgen und ungebildeten Edelmann, der nur auf Reiten, Schießen, Spielen, Zanken und Fluchen eingelernt ist; wenn er den Prälaten schildert, so schildert er in ihm hauptsächlich nur ein Individuum von Prälaten, welches in der Kammer der Abgeordneten sitzt, und wenn er einen stuttgarter Schriftsteller schildert, so schildert er Einen, der, wie vielleicht er selbst, lieber öffentliche Orte als Privathäuser und am wohrwilligsten philisirede Verwandte besucht, der allenfalls sein Examen gemacht hat, aber als Candidat die Schriftstellerei benutzte, um sich ein wenig Geld zu erschreiben, der einen Rock mit Schnüren, an den Stiefeln Sporen trägt, und dessen Schulden bedeutender sind als seine Einkünfte ꝛc. So charakterisirt der Verf. auch gewöhnlich zu Anfange einer Schilderung in wenigen Worten den Stand, den er schildern will, etwa wie folgt: „der Reichsstädter ist entweder Kaufmann oder Gerber oder Handwerksmann kurzweg"; „der Dreau hat einen dicken Bauch, ein Prälatengesicht und viel Amtsmiene darin, seufzt viel", „der Specialist" ꝛc. „der Landedelmann pflegt sehr viel Adelstolz und außerordentlich viel Schulden"; „die Schwarzwälder ist entweder reich oder arm, entweder Herr von Bieren oder Tagelöhner"; „der würtembergische Lieutenant ist in einem Alter von 18—36 Jahren, immer gut gewachsen, d. h. klein" u. s. f. Trotz dem muß man zugeben, daß Griesinger ein schönes Talent für Individualisirung und Auffassung der Stände besitzt, und es ist wirklich erfahrungswerth, wie sehr er sich mit dem Nationalwesen des Schwabenthums nach allen Richtungen hin vertraut gemacht hat. Viele Stände, welche in Schwaben wie in andern Ländern auf gleiche Weise organisirt sind, sind ebenso keck als wahr gezeichnet. Man betrachte z. B. mit dem Verf. den Collegialarbeiter, wie er statt um 8 Uhr erst um 9 Uhr auf die Kanzlei kommt, im Winter erst die Hände reibt und sich an den Ofen setzt, im Sommer die Fenster aufsperrt und die freie Luft genießt, dann ein halb Dutzend Federn schneidet, endlich die Acten hervorholt, den Staub davon wegbläst, selbst staubig wird und nun Gelegenheit hat, sich auszubürsten, jetzt das Papier faßt, sich setzt, wieder aufsteht, um dem Assessor etwas Interessantes mitzutheilen, nur eine halbe Stunde arbeitet, dann über die Leistungen und Privatverhältnisse herfällt, und so den Vormittag verdirbt. Nun, man kennt unsere Collegial- und Kanzleiarbeiter und die Raschheit, mit der sie ihre Geschäfte besorgen. Zu den gelungensten Skizzen dürften noch gehören: „Ein öffentliches stuttgarter Mädchen", „Der stuttgarter Gelegenheitsmacher", „Die alte Jungfer", „Die Spinnstube", „Der tübinger Student", „Ein stuttgarter Buchhändler", „Der Recknut", „Der tübinger Kutscher", „Der angehende praktische Arzt in Stuttgart", „Die Winkelschenke", „Der Handelsjude". Specieller mit gewissen Nacenegenthümlichkeiten des schwäbischen Volkes beschäftigen sich andere Skizzen, wie: „Der Weingärtner", „Der Stadtzinkenist", „Der schwarzwälder Bauer", „Das steinlacher Mädchen", „Der Oberschwabe", „Das Mädchen auf der Baar", „Der Alpler", „Der weißenhirer Bippser" u. s. w. Manche sind unbedeutend; die Vorrede ist das Schlechteste am Buche, welches im Ganzen nicht grade tief, aber doch eine lebendige und anregende Unterhaltung gewährt. Auf dem von dem Verf. beschriebenen Kreise der Anschauung wäre noch manches Verdienst zu erwerben übrig, und nicht blos unter den Schwaben, sondern auch unter andern Völkerstämmen Deutschlands gibt es Leute, welche nicht vor dem vierzigsten Jahre klug werden und mithin des Besprochenen werth sind. 23.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eitner (Karl),

Der moderne Lazarus.

Eine Zeit-Novelle.

8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

- Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 293. —— 20. October 1838.

Die Taschenbücher für 1839.

Erster Artikel.

1. Urania.

Die Freunde der „Urania" werden diesen neuen Jahrgang eines durch die öffentliche Meinung bevorzugten Taschenbuchs nicht ohne Überraschung zur Hand nehmen. Der erste Blick auf die äußere Gestalt, in welcher „Urania" diesmal erscheint, läßt eine Reform erkennen, deren Zweck und Absicht die Kritik um so bereitwilliger anführen muß, da es ganz ersichtlich, daß der Verleger hierbei durch solche Rücksichten bestimmt wurde, die in einem erhöhten Anspruch der gebildeten Lesewelt und in den damit verwandten literarischen Zeiterfordernissen selbst ihre Begründung finden.

Wenn nämlich der Verleger der „Urania" in diesem neuesten Jahrgange überhaupt eine neue Folge seinem Taschenbuche begründen will; wenn er in dem Bestreben, den literarischen Inhalt seines Instituts zu bereichern, dafür den Bilderkram verbannt, dessen Einflüsse ein oberflächliches Urtheil bisher für ganz unerläßlich erachtete in der kleinen Literaturwelt der Taschenbücher; wenn Verleger und Verfasser sich hier bemühen, die Würde deutscher Dichtung energischer hervortreten zu lassen, als man es in unsern belletristischen Neujahrsgeschenken zu finden gewohnt ist; wenn Form und Fassung des dergestalt metamorphosirten Taschenbuchs sich wiederum der einfachern Gestalt des eigentlichen Buches nähern, ohne sich doch ihrer frühern Eleganz zu entäußern: so liegt hierin unsers Erachtens von Seiten des Verlegers eine freundliche Aufforderung an die gebildete Lesewelt, eben jene höhern Literatur- und Zeitansichten, die sich mit gleicher Entschiedenheit auch auf unsere Taschenbücher erstrecken, nicht aus dem Auge zu verlieren; es liegt darin die richtige Einsicht, daß unsere Taschenbücher, wie sie sind und waren, mit ihren Bildchen, Sinnbildchen und poetisch-artistischen Reminiscenzen, mit ihrer ununterbrochenen Dieselbigkeit der äußern Ausstattung, mit ihrer etwas kokettirenden Berechnung, die seit 30 Jahren sich das deutsche Publicum als ein großes, naives Weihnachtskind denkt, welchem noch so beschert werden muß, wie sich die Großväter bescherten; daß dieses ganze gesuchte, miniaturliche Zierwesen doch, genau genommen, ein Überlebtes und Verlebtes ist, an dessen Stelle man etwas Frischeres, Sinnvolleres zu setzen hat. Und eben dem Frischen, Jugendlichen, das sich hervorthun, das der gebildeten Welt sich werth machen will, diesem liegt es ob, in einfacher Jugendgestalt zu erscheinen, ohne Beiwesen, Beigeschmack und Beigabe, und ihm gebührt es, allen Nebenschmuck als unwesentlich und veraltet fallen zu lassen. Daß in einer Zeit, wo ohnehin sich Tausende von Kräften verspliittern, ja in deren Zuschnitt es liegt, solche Kraftzersplitterungen nach allen Seiten hin zu veranlassen, daß in einer solchen das Streben der Hervorbringenden im Kleinen wie im Großen darauf gerichtet sein müsse, so wenig als möglich Mittel sich unnütz erschöpfen zu lassen — die Nothwendigkeit dieser Maxime wird von Allen erkannt, denen Mittel irgend einer Gattung zu Gebote stehen. Und ist nicht die Empfänglichkeit des Publicums selbst ein mächtiges Zeitmittel, welches zu erhöhen, zu adeln, zu verstärken den Gebern obliegt, und welches durch die Weisheit der Gabe zur eignen Productivität gesteigert wird?

So sind es immer höchste Fragen, welche literarischen Unternehmungen, die sich in der Zeit verbreiten wollen, vorschweben müssen. Es wäre aber schlimm, wenn die Kritik den gehaltenen Ernst dieser literarischen Erscheinungen, ihre Einsicht und Wiedererzeugungskraft, ihr Streben nach höherer Bedeutung verkennen, noch schlimmer, wenn sie das wahre Bedürfniß der Zeit ignoriren wollte, welches in der umsichtigen Hinweglassung alles Zufällig-Äußerlichen so entschieden hervortritt. Es gab eine Zeit, die den Satz als normalen aufstellte: Das Schöne dem Nützlichen! In unserer Zeit soll das Schöne wie das Nützliche durch den Gedanken geadelt und durch die Plastik dieses veredelten Denkens jeder schielenden Beziehung enthoben werden.

„Urania" bringt in ihrer neuen Gestalt unter den Erstlingen ihres neuen Wesens auch etwas vom alten Goethe, und etwas, was sicherlich des Bringens werth ist: Briefe aus der Werther- und Faust-Zeit an ein edles weibliches Wesen, die Gräfin Auguste zu Stolberg, die spätere Gattin und Witwe des edeln Bernstorff. Wie seltsam dichtungs- und erinnerungsduftig berühren und diese Laute aus einer fernen Zeit voll Drangen, voll Jugend, voll noch gebändigter Kraft, deren Muskeln bebten unter den Fesseln der Verhältnisse, die sie bald zerfprengte! Wie

Digitized by Google

gang ist dies der alte Ton, der in unsern, der Jüngern, eignen Jugendträumen so mächtig, so märchenhaft widerklingt! der alte Werther-Ton, den doch kein Mensch vergißt, mit dem es uns geht wie mit dem Paradies der Unschuld. Sie kehrt nicht wieder die Lotte unserer Empfindung, unserer jugendlichen Innigkeit!

Diese Goethe-Briefe nun kamen nach dem Tode der ehrwürdigen Empfängerin (sie starb 1835 als 82jährige Matrone) an den Justizrath Hegewisch in Kiel. Dieser vermachte sie der Frau v. Binzer, aus deren Händen sie die Redaction empfing. Es sind nur 21 Schreiben, darunter nur ein einziges von „Gustgen", ein recht innigernstes aus sehr später Zeit; aber die wenigen Briefe verdienen, daß man sie recht freudig genieße. Da sie grade in die Zeit fallen, wo Goethe sich von Frankfurt hinweg nach Weimar wendet und in die Flitterwochen seines Dortseins, so gewinnen sie noch überdies an literar-historischem Interesse, denn diese Periode aus Goethe's Leben ist im Verhältniß zu den übrigen am wenigsten documentarisch belegt. Dem jugendlich-poetischen Verehrer Goethe's werden sie jedoch einen doppelten innern Reiz gewähren, einmal wegen der eigenthümlichen, innigen Beziehung zweier jugendlichen Gemüther, zwischen welchen dennoch in ihrem ganzen langen Leben nie die geringste persönliche Bekanntschaft stattfand, sodann wegen der Aufschlüsse über Goethe's Neigung zur Lili, die in seinen lyrischen Ergüssen damaliger Zeit eine so bedeutende Rolle spielt, deren Bild er aber dennoch aus seinem Herzen zu reißen wußte zugleich mit seinem Abschied vom schönen Rhein. An die „kleine Stolberg", wie sich die Gräfin in ihrem letzten Briefe an Goethe selbst nennt, schreibt der Dichter damals mit wahrer Glut der Zuneigung. Solche Glut spiegelt sich oft lebendig in einem kleinen Blatt. So schreibt er aus Weimar in einer schönen Frühlingsnacht:

Ach Gustgen, welchen Anblick! so viel von deiner Hand, der ersehnten, erstehten — noch heut Abend — du liebe, nur dies! eh' ich anfange zu lesen.

Und da ich gelesen habe eine solche gute Nacht wie sie der Himmel der Erde bietet! — Engel — Ja Gustgen, morgen fang' ich dir ein Journal an, das ist Alles, was ich thun kann — denn der die nicht schrieb bisher ist immer Derselbe.

Ein ander Mal schickt er ihr ein kleines Blättchen mit zierlich gedruckter Einfassung. Darauf steht:

Könntest du mein Schweigen verstehen! Liebstes Gustgen! Ich kann, ich kann nichts sagen.

Es war zu beklagen, daß solch ein schönes, reines, innigstes Verhältniß, welches sich recht aus der Seele Tiefen herausgebildet hatte, sobald erkaltete. Aber die Umstände und die widerstrebenden Geistesrichtungen selbst verstatteten es nicht anders. Was Frau v. Binzer als Nachtrag über dieses Auseinanderkommen schreibt, ist sehr richtig. Auguste war ein frommes, gläubiges Gemüth in vollster Bedeutung, in reinster Einfachheit. Diesem tiefgläubigen, aber in enger Beschränkung gefangenen Sinn widersprachen in der Zeiten Folge Goethe's durchaus weltliche Bestrebungen. Die kleine Stolberg hatte ihre enge Wirklichkeit, die sie ganz ausfüllte, und nebenbei das Himmelreich, in welchem sie sich feine Hütten baute; Goethe war der gewaltig Strebende, der nicht rastet, der nach allen Seiten aus- und immer weiter greift, der das Leben in allen Gestalten in sich aufnehmen und ebenso sein Selbst auf unbedingte Weise dem Leben hingeben muß. Goethe war der Dichtergenius; die kleine Stolberg war die schöne Seele. Daher war es möglich, daß sie als Greisin nach 40jähriger Zwischenzeit dem Dichtergreise jenen merkwürdigen Brief schreiben konnte, der auf Seite 137 abgedruckt steht. Goethe's Antwort auf diesen Brief vom 17. April 1823 ist ein ruhig-schönes Meisterstück. „Gedenken Sie mein in beruhigter Treue", so schließt er seine Worte an sein Gustgen, die ihn inbrünstig gebeten hatte, doch nach ihrer Weise selig zu werden.

Genug von diesen Briefen. Sie werden manches Herz erfreuen und rühren. Goethe ist todt, und auch sein Gustgen hat ihre ewige Hütte gefunden; aber der Edeln sind noch Viele, die solches „Neigen von Herzen zu Herzen" werth achten.

Außer den Goethe-Briefen bringt uns die neue „Urania" vier Originalnovellen: von dem alten Meister Tieck „Des Lebens Überfluß"; von Eichendorff „Die Entführung"; von Leopold Schefer „Der Gekreuzigte", und zum Schluß eine „Idyll-Novelle" von Franz Berthold: „Irrwisch-Fritze". Es ist ansprechend zu bemerken, daß jede dieser Novellen ihr Poetisches in einer andern Lebensphase sucht und innerhalb dieser poetischen Grenze ein eigenthümlich abgeschlossenes Genrestück ausmacht. In der Tieck'schen Novelle nämlich: „Des Lebens Überfluß", erscheint die Idealität eines modernen Stillebens in ihrer eingeborenen Ironie, eine Abstraction von der Societät aus Neigung, welche in ihrer stoischen Glückseligkeit höchst lächerlich der gewöhnlichen Spießbürgerlichkeit entgegentritt. Unstreitig gehört diese kleine Dichtung zu Tieck's feinsten Arbeiten. Es wird sie Mancher lesen und nicht fühlen, wohin eigentlich die ironischen Spitzen zielen. Denn die Novelle ist ganz ins Possirliche geardeitet, und es fehlt ihr durchaus am Ernst des Ereignisses. Ihr ganzer Wendepunkt ist eine verschwundene Treppe, welche ein seltsames, jugendliches Ehepaar, das seit einem Jahr in fernster Zurückgezogenheit von allem Menschenverkehr die Flitterwochen der Ehe genießt, nach und nach abgetragen und, weil es an Holz und Geld mangelte, im Ofen verbrannt hat. Das geistreiche, nur in seiner Liebenswürdigkeit und Armuthseligkeit sich reflectirende Ehepaar braucht keine Treppe; es geht ja nicht aus, es ist sich selbst genug, einen ganzen kalten Winter hindurch. Der Hauswirth ist abwesend, die Selbstzufriedenen erwarten ihn erst in einem halben Jahre zurück; aber der Unstern führt ihn plötzlich in einer Nacht nach Hause, er vermißt die Treppe, die vom Flur ins erste Stockwerk führen soll, er will hinauf und den jungen Ehemann, der zugleich Dichter und flüchtiger Diplomat ist, zur Rede stellen. Aber das körperliche Mittel der Zusammenkunft fehlt — die Stiege. Man muß hinauf- und herunterparlamentiren. Von Seiten des Übeltäters erfolgt eine drastisch-komische Beweisführung für die Entbehrlich-

Digitized by Google

keit eines „Treppengewächses"; von Seiten des Hauseigners aber erfolgt die Policei. Nun kommt erst das wahre Evenement. Der Übelthäter wird von der Policei und dem Volke blockirt; er setzt sich in Vertheidigungsstand mittels eines alten Stiefels auf Querhölzern, der eine Kanone bedeutet; er rühmt die Vorräthe, die ihm, dem Belagerten, an Backobst und Zwieback zu Gebote stehen; er thut so unerschrocken und verproviantirt, daß bei der Enge des Zugangs die Policei selbst zum Parlamentiren geneigt wird. Da fährt zur rechten Zeit ein Staatswagen in das finstere Sackgäßchen. Eine Excellenz steigt aus und fragt nach Hrn. Brand; das ist der blockirte Dichter und schier ausgehungerte Diplomat; die Excellenz aber ist ein alter Freund, der dem Dichter die Verzeihung des hochgestellten Vaters seiner Gattin verkündigt, die der poetische Diplomat entführt hatte. Die Excellenz nivellirt die fatale Treppengeschichte; das junge Paar verläßt sein ideales Stillleben und kehrt in die vornehme Welt zurück. Für den literarkundigen Leser bedarf es keines Fingerzeigs, daß die Hauptpointe dieser possirlichen Ironie in Tieck's, des Dichters, eigenthümlicher Stellung zu den Interessen der Gegenwart liegt. Nur ein sehr feiner Geist kann solche Beziehungen zum Gegenstand der poetischen Darstellung machen, ohne die poetische Haltung zu verlieren und der poetischen Anmuth Eintrag zu thun.

Wenn in dieser Tieck'schen Novelle, wie wir sahen, die Sentimentalität des modernen Lebensverhältnisses auf mannichfaltige Weise ironisirt wurde, so erscheint als anmuthiges Gegenstück in der Eichendorff'schen Novelle: „Die Entführung", eine Idealisation des grünen Waldnachtlebens und jenes Immergrüns der Gefühle, wie es Jean Paul nennt, jener eingeborenen Lebens- und Liebeslust der jugendlichen Menschheit. Eichendorff's Dichtung ist ein moderner „Sommernachtstraum". Die Elfen selbst zeigen sich zwar nicht — nur in den Mondscheinblättern der Nacht flüstert es wie Elfenzug, und an den nachtdunkeln, wetterleuchtenden Bergen zieht es vorüber „wie eine unsichtbare Zwergenhochzeit" —, aber die Menschen sind selbst hier wie Elfen. Ihr Treiben ist märchenhaft, naturbegeistert, lebens- und liebestrunken. Die Seele dieses Sommernachtstraums ist Gräfin Diana, ein schöner Dämon der Nacht und der Liebe, zu kernhaft für eine Elfe, zu gewaltig für ein Weib, ein weiblicher Richard Ohnefurcht, nach dem alten Fabliau. Sie findet aber den Mann, der stärker ist, den Rächer, der da beugt und straft, in der männlichen Person des Grafen Gaston. Die heldenhafte Schönheit, welcher der Hof Ludwig XV. zu Füßen liegt, endigt im Kloster, das von steiler Höhe nach Gaston's Schlosse hinschaut.

Mehr können und dürfen wir dem Leser über diese Dichtung nicht im Voraus vertrauen; es ist eine Studie des Märchen- und Liebeszaubers der Sommernacht. Man muß sie in der Sommernacht genießen, wenn die Feuerwürmchen schweifen, wenn das leise Weben des Nachtlaubs und die ungewiß zuckende Leuchtung am Himmel ein fernes Gewitter bedeuten. In diesem Genre ist Eichendorff vorzüglich.

Was Leopold Schefer's, des theuern Mannes, Dichtungen als individuellstes Charaktermerkmal bezeichnet, das finden wir auch in der hier von ihm mitgetheilten Novelle: „Der Gekreuzigte, oder: nichts Altes unter der Sonne", wieder, nämlich jenen tiefen, fast heiligen Ernst der Gemüthsidealität. Was aber diese Novelle wieder von andern seiner Erzeugnisse unterscheidet, ist der Umstand, daß hier Alles an den Ernst des großen und allgemeinen Lebensereignisses geknüpft ist. Dies Ereigniß, in welchem sich Schefer's Poesie ganz vertieft, ist nun nicht etwa ein bloßes Lebensverhältniß, sind nicht bloße Zustände etwa einer modernen oder sonstigen Gesittung, oder abgerissene Züge des Weltlaufs, sondern es ist ein urewiges Menschenthema, von Freude wie von Jammer gleich erfüllt, von Gottesfrieden wie von düsterm Erdenverhängniß gleich durchdrungen. Hier streut der Himmel seine Auferstehungslichter herab, aber auch der blutige Wahn und der Mord schalten frei. Denn der Gegenstand der Novelle ist die Revolution des Glaubens, der Kampf Derer, welche, Gott suchend, eine neue Lehre erbauen und von dem Blutbann der alten Lehre verschlungen werden. Es ist das Schicksal Böre's und seiner Anhänger, was hier geschildert wird, der 1420 im türkischen Reiche einen Aufstand erregte und den Berg Stylarios in Jonien zum Hochaltar seines neuen Evangeliums machte, welches alles Volk zur Eintracht der Liebe verbinden sollte. Juden, Türken und selbst Christen fielen ihm zu; der edle Rabbi Torlak war sein Gefährte und edelstes Werkzeug. Zwei große Heere unter Sisman und Alideg zogen aus, Böre zu bekämpfen, aber sie wurden vernichtet. Zuletzt sammelte sich eine Schar von 180,000 Mann unter Bajesid Pascha, dem Vezier, und Murad, dem Sohne Mohammed I. Sie stürmte den Berg Stylarios und nahm das tapfere Häuflein der Andersgläubigen gefangen. Böre selbst ward gekreuzigt, der edle Torlak gehangen, und alle Derwische, die sich zu ihm bekannt, wurden vertilgt.

Dieses heroischen Themas hat sich Schefer's Phantasie auf das innigste bemächtigt und besonders in Maaraton, der Geliebten Böre's, einen weiblichen Charakter vorgeführt, wie ihn nur seine Phantasie zu schaffen vermag. Wo das gottinnige Liebes- und Andachtsgefühl wie eine reine Himmelsglut in der reinen Weibesbrust sich entzündet und mit Gottesgewalt hervorbricht, da ist Schefer's ideale Heimat, und diese Siegsentfaltung des Himmelreichs in dem Frauenherzen hat noch Niemand mit ergreifenderer Genialität geschildert. Höchst bezeichnend für den Dichter selbst schließt die Novelle mit den einfachen Worten: „So ist die Liebe." Ja wohl ist das Was und das Wie der Liebe von dieser geweihten Dichterseele ganz erkannt worden, und es mag darum auch wol in moderner Zeit kein freieres Dichtergemüth geben als das seine; denn „die Liebe wird euch frei machen", heißt es in der Schrift.

Um schließlich über die letztmitgetheilte (Idyll-) Novelle: „Irrwisch-Fritze", von Franz Berthold, ein entsprechendes Wort zu sagen, müssen wir das eigenthümliche Verhal-

Digitized by Google

ten des Gegenstandes dieser Novelle zu dem Inhalt der heutigen Tagesnovellistik erwägen. Wer von jener Liebe, von jener Treue weiß, die der wahre Dichter als ausschließliches Eigenthum besitzt, weil sie nichts Anderes ist im Himmel und auf Erden als die innigste Ergebenheit des poetisch Begabten an die Wahrheit der Poesie selbst; wer aber als klaffenden Gegensatz zu dieser hohen Liebestreue den ungeheuern Schein unserer Tagesbestrebungen kennt und die namenlose Eitelkeit erfahren hat, womit man von so vielen Seiten den dürftigen Zehrpfennig der „Civilisation" und die Don-Quixoterien eines wurmstichigen Literatenthums für die Wahrheit und Heiligkeit der Dichtung nimmt; wer diese beklagenswerthe Ansicht kennt, der muß sich freuen, daß in so trüber Durchgangsepoche noch ein solcher „Jerwisch-Fritze" möglich ist. Schicklicherweise wären allerdings alle Diejenigen so zu nennen, die auf dem trostlosen Moor ihrer Ichheitswüste das Irrlicht ihrer unersättlichen Eitelkeit aufstecken; aber dieser Jerwisch-Fritze, der in Novellengestalt den Schlußpunkt der neuen „Urania" bildet, meint es anders. Sein Object ist in aller Kürze die Rückkehr des poetischen Sinnes zu den unverfälschten Lebenszuständen; denn leider, ach leider ist es das materiellste Resultat unserer mit Vorliebe so genannten materiellen Zeit, daß man nicht blos die Waare, daß man auch den Geist verfälscht. Es kann und muß also eine Aufgabe der Gegenwart werden, den Werth des Geistes wieder zu berichtigen. Als Holtei vor mehren Jahren, dem Tragischen zugewendet und gegenüber einem hohlen Bretterpathos, sein „Trauerspiel in Berlin" auf die Bühne brachte, das des Verfehlten, aber auch des Schönen Manches enthielt, schlug er dasselbe Thema an, was hier nach sieben Jahren „Jerwisch-Fritze" mehr ins Heitere spielt und episch verländlicht. Er wollte, wie es auch hier geschieht, das Poetische denjenigen Kreisen wieder zuwenden, aus welchen man es neuerdings gewaltsam herauszuschrauben. Es gab eine Zeit, wo kein Roman für einen Roman, kein Schauspiel für ein Schauspiel galt, worin nicht mindestens ein Minister und drei Hofräthe agirten; heutzutage soll dafür alles Novellistische in dem deutschen Culturgärtlein spielen. Aber die Poesie wohnt überall, und da, wo sie am leibhaftigsten wohnt, sucht man sie am seltensten.

„Jerwisch-Fritze" ist ein durchaus gelungenes, höchst ansprechendes Genrestück. Die Scene ist die freie, unbefangene, unverfälschte Gotteswelt. Keine socialen Verzierungen; reines Empfinden, freies, anspruchsloses Naturleben, gesunde, kräftige Neigung, heiterer Schluß. Alles ist ländlich, aber ohne einen Funken von Sentiment. Die Innigkeit und Heiterkeit der Naturanschauung, die traulische Örtlichkeit der Scenerie erinnert öfters an den in dieser Beziehung einzigen Scott. Zum Beweise dieser Behauptung dienen die nächtliche Moorscene und die Scene zwischen Jerwischfritzen und dem Immeker. Möchte jede deutsche Novelle mit so deutschem Fleiß und so deutscher Treue durchgearbeitet sein!

Noch bemerken wir, daß des vielverehrten Lamartine Portrait als einziges Titelkupfer diesem neuen Jahrgange der „Urania" beigegeben ist. 4.

Bibliographie.

Albin, Novellen. Gr. 12. Leipzig, literarisches Museum. 1 Thlr. 12 Gr.

Baumarshall, Von A. Lewald. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Belani, H. E. R., Das Haus Braganza (von 1807—1822). Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen. 1ste Abth. Dom João VI. und sein Hof. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert. 3 Thlr. 8 Gr.

Belgien. Handbüchlein für Reisende, die sich selbst leicht und schnell zurecht finden wollen. Mit 1 Karte und 1 Plane des Schlachtfeldes von Belle-Alliance. Gr. 12. Coblenz, Bädeker. 1 Thlr.

Boz, Oliver Twist oder die Laufbahn eines Waisenknaben. Aus dem Englischen von A. Diezmann. 1ster Band. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr.

Byron's sämmtliche lyrische Gedichte. Zum erstenmale vollständig übersetzt von E. Ortlepp. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1839. 2 Thlr.

Corbière, Éd., Die drei Gerzäuber. Roman. Nach dem Französischen von F. Steger. 2 Bde. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Eitner, K., Der moderne Lazarus. Zeit-Novelle. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Erzählungen, Novellen und Gedichte aus dem Englischen und Französischen von F. Bauer. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 3 Thlr.

Glat, C. A., So geht's. Ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit in einem Act. 8. Berlin, Bechtold u. Hartje. 6 Gr.

Hammerstein, Freih. C. v., Memoiren. Gr. 8. Altona, Platt. 1 Thlr. 12 Gr.

Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1839. 5ter Jahrg. 16. Wien, Haas. 2 Thlr. 20 Gr.

Nebel, W. M., Worte eines Wiedergebornen, oder: Morgenroth und Tag durch Moses und Christus. 12. Manheim, Löffler. 12 Gr.

Das Nibelungenlied. Übersetzt von K. Simrock. 1te Auflage. 8. Bonn, Weber. 1 Thlr. 4 Gr.

Reln, L., Antike Novellen. 1ster Band. Die Priesterin. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 3 Gr.

Rückert, F., Gesammelte Gedichte. 5ter, 6ter Band. Haus- und Jahreslieder. 2 Bände. Gr. 8. Erlangen, Heyder. 4 Thlr.

Sand, G., Der Uskoke. Roman, übersetzt von A. Diezmann. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Schuler, K. J., Der Winter. Fortsetzung des Herbstes. 18. Manheim, Löffler. 10 Gr.

(Sinclair.) Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohne. Nach dem Englischen bearbeitet von Boumann. 2 Theile. 8. Braunschweig, Westermann. 3 Thlr. 12 Gr.

Soulié, F., Der Graf von Bezlers. Historischer Roman. Aus dem Französischen von Fr. Steger. 2 Bände. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 3 Thlr.

— — Sathaniel. Historischer Roman. Aus dem Französischen von W. Schultze. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr. XXVIII. Jahrgang. 1839. Gr. 12. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 12 Gr.

Tölke, K., Der Verbannte. Historischer Roman. 2 Bde. Gr. 8. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1839. Herausgegeben von G. Lotz. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 294. — 21. October 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Zweiter Artikel.*)

21. Raketen und lyrische Blumen von Ernst Herold. Zürich, Wirz-Widmer. 1837. 8. 8 Gr.

Hier wird die Muse, wie in frühern Tagen so oft, der Zeit und ihrem Geiste dienstbar; denn ein Mann der Bewegung, ein helvetischer Herold der Freiheit, ein vom heimischen Herde Verbannter, also ein Märtyrer der Freiheit, ein glühender Pfaffenfeind, ein Bekämpfer des Aristokratismus, ein liberaler Verehrer Luther's und Strauß's stellt sie unter das Panier des jungen Deutschlands oder der giovine Italia und läßt sie sich geberden, bald wie eine wilde Megäre, bald wie die jammernde Niobe. Hören wir ihn als Mann der Bewegung:

Soll auch der Mensch, der an der Mitwelt Leben,
An ihrem Schicksal hängt,
Soll er verkennen seiner Zeit Bestreben,
Das uns zum Ziele lenkt?

Jedwede That, die schlecht am Mensch (!) begangen,
Reiht sich durch alle Zeit!
Mein Lied soll nicht der Tyrannei anhangen, —
Fluch ihrer Herrlichkeit!

Feel bleib' mein Wort, und für der Menschheit Rechte
Ertön' es, fest und treu
Bekämpfe Tyrannei es und das Schlechte:
Der Pfaffen Heuchelei.

(Schade, daß hier der Ausdruck der zweiten Strophe: „am Mensch", eine häßliche Equivoque ist.) Sich selbst ermunternd ruft er (S. 3) als Herold der Freiheit:

Plagt mich nicht mit Furcht und Zittern,
Laßt mich meine Wege ziehn;
Bin gewohnt, vor Ungewittern
Und vor Blitzen nicht zu fliehn!
Erst, wenn recht die Stürme sausen,
Fühl' ich froh den Gott in mir:
Durch des Meeres stürmisch Brausen
Reicht es seine Perlen dir!

Daß er ein Verbannter ist, scheinen die Stellen zu künden S. 22:

Heimat, Heimat meiner Lieben,
Deine Lüfte wehn mich an;
Wehn um mich, der ich vertrieben,
Hier euch nur genießen kann.

und S. 43, in einer Stelle aus dem Gedichte eines gewissen O. Schießer an ihn, wo es heißt:

Und zogst du scheu und flüchtig
Aus deinem Vaterland,
Und schlugen dich in Jammer
Sie noch mit frevler Hand,
Und höhnen sie dein Glauben,
Und lästern deinen Gott,
Steh aufrecht, Freund, ein Felsen,
Ob ihrem frechen Spott.

In einem Kirchenliede (S. 5) bekommen die Pfaffen etwas ab:

Wenn dies die Lehre Christi ist,
Die heut' die Pfaffen sagen,
So bin ich heute nicht mehr Christ,
Will ihren Fluch ertragen;

und eine Expectoration bei Gelegenheit des Erscheinens des „Lebens Jesu" von Strauß beginnt ebenfalls mit einer Diatribe gegen sie:

Da ist wieder in dem Schwabenlande jetzt ein Streich geschehn,
Dessen sich vorerst die Pfaffen hatten nimmermehr versehn!
Den sie wol auch nennen werden mit dem Worte: Schwabenstreich!
Weil der hochgewalt'ge Schwabe Streiche führt, gewandt und gleich;
Streiche gegen ihre Lehre, die am Grenzstein ist gebannt,
Wahrheit, deren heil'ge Fülle nimmerdar ihr habt gekannt!

Damit vergleiche man die geharnischten Distichen: „Walhalla bei Regensburg" (S. 18) und „Auf der Insel Ufnau" (S. 19); nicht besser geht es in „Herrscher und Christ" (S. 30), wo man nach München gewiesen wird, um zu sehen, wie man dort Kirchen erbaut, aber auch Vesten als Kerker für die Männer der Wahrheit und des Lichts. Daß der Mann der Bewegung sein pythisches Geschoß auf den neuen Adel richtet, dem er den Rath gibt, er solle den Wurm adeln, der ihn einst im Grabe zerfressen werde, ist nicht zu bewundern und ganz in seinem Geiste gedacht; daß er aber auch seine Landsleute in Schwyz, Uri und Unterwalden angreift, denen er vorwirft, sie prahlten damit, daß sie Tell's und Winkelried's Enkel seien, daß es aber in ihrem Lande nach Kutten stänke, ist auffallender, aber S. 26 zu lesen. Da nun die Muse hier solche Sprache redet, so läßt sich auf dieselbe sicher das Horaz'sche „Laudatur ab his, culpatur ab illis" anwenden.

22. Lieder und Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Mittler. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.

Daß Gräfin Ida wirklich ein bel esprit ist, beweist diese neue Folge von Liedern und Gedichten. Welche zärtliche Glut in den Liebesliedern! Welche Hingebung an das Geliebte! Welches leidenschaftliche Umfassen desselben, ja Versinken in dasselbe! Wie jauchzt hier der Liebe Wonne, wie süß weint ihr Weh! Im seligen Gefühle, die Sprache der Natur verstehen und das Schöne empfinden und gestalten zu können, ruft sie aus:

O Äolsharf' im Herzen,
O Poesie, mein Glück,
Von meinen wilden Schmerzen
Hall süßen Hauch zurück.

Diese Äolsharfe haucht auch ihr Geistergelispel in die Frühlingslieder und läßt es verschwimmen in die Sehnsuchtsaccorde

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 213 — 216 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

der Nachtigall, wie z. B. in dem schönen Liede: „Müssen ewig Nächte kommen". In ihren Adern rollt das zärtlich warme Blut ihrer dessen deutschen Schwestern in Apoll; und doch tragen viele ihrer Lieder eine piquante Schlußpointe, die von einem Scharfsinne Kunde gibt, der sonst ihrem Geschlechte von der Natur versagt ist. Dürften wir es jedoch mit den pierischen Bestrebungen und Leistungen einer Dame so pedantisch streng nehmen wie mit denen eines Mannes, so würden wir nicht unerwähnt lassen, wie hin und wieder eine an Petrarca erinnernde metaphysische Spitzfindigkeit das Gefühl erkältet, und wie die Logik hier und da dreinträchtigt wird. Wer fragt aber nach diesen beiden Damen? Ferner könnte mancher wirklich schöne Gedanke in ein schöneres Gewand sich kleiden. Häufig findet sich in der Darstellung eine vornehme Sorglosigkeit, die mit Goethe's Borgang nicht entschuldigt werden kann und sich bis zur Härte im Ausdrucke steigert, die das Ohr beleidigt. Vieles wirklich schön Gedachte ist in ein Gange so baar und bloß, daß man wünschen möchte, die gräßliche Sappho wäre eine Zeitlang bei unserm Schiller in die Schule gegangen. Sie scheint sich mehr das Goethesche: „Bilde, Künstler, rede nicht, nur ein Hauch sei dein Gedicht", zu Regel und Richtschnur genommen, dabei aber vergessen zu haben, daß auch der Hauch, so ätherisch zart er sein mag, doch eine materielle Gestaltung für Aug' und Ohr gewinnen muß, die seinen Schönheit entsprechend ist. In den lyrisch-epischen Darstellungen, in denen sich hier die Dichterin versucht, nimmt man es freilich so genau mit dem Außern nicht und stimmt sich in seinen Ansprüchen herunter. In dem Fragmente: „Heloise", zeigt sie sich als Meisterin in der Darstellung dieser ältzu zärtlichen Schwärin. Der „Heloise" folgt ein Gedicht von Waldeten unter dem Titel: „Julie und Sigrin", die ihren Stoff dem skandinavischen Sagenkreise entnehmen. Sie werden sich den jetzt so zahlreichen Freunden und Bebauern dieser Dichtungsart durch lebendiges Fortschreiten in der Handlung, richtige Auffassung und Darstellung der Charaktere und Leidenschaften und Prägnanz in der Sprache überhaupt empfehlen und möchten vielleicht mehr gefallen als die Erzählung in zwei Bekängen: „Manfred". Der Hintergrund ist ein historischer. Manfred, der Sohn des Hohenstaufen Friedrich und der schönen Lancia, liebt die Sarazenin Gemma, welche diese Liebe mit südlicher Leidenschaft erwidert und auch bis zum tragischen Ende Friedrich's in ungehemmter Kraft und Glut lodernd zu erhalten weiß, obgleich der Geliebte sie verstoßen. Diese Leidenschaftlichkeit, die sich wie ein rother Faden durch das Ganze hindurch, hält des Lesers Herz in Spannung, und Gemma's aktrologische Deuteleien sind von besonderm poetischen Effekt. Ebenso ist die häufige Anspielung auf grosbartige Charaktere und Begebenheiten, die sie passend und geschickt einzuweben weiß, von schlagender Wirkung. Die Inconvenienzen und tragischen Folgen einer Convenienzverbindung ohne Liebe sind der Stoff in der letzten poetischen Erzählung, „Corona" betitelt. Hier nähert sich die Sprache der Prosa des Alltagslebens allzusehr. Cerona nimmt unter Herz nicht gefangen, ja sie vermundet es am Schlusse, da sie dem sterbenden Gatten sagt: „Gott möge dir vergeben; ich kann es nicht!" Wie schön aber hier Ida reflectirt und wie passend sie ihre Bilder aus dem reichen Vorrathshause der Natur zu wählen weiß, mögen folgende drei Strophen bekunden:

Zerschmettert sein, ist noch nicht Friede haben!
Bildwellen keimt aus Trümmern er hervor,
Wie die Ruinen sich allmälig haben
Geschmücket mit bescheid'nem Blumenflor.
Wie aber Thebens Mauern und Paläste
Der Sohn der Wüste sein Gezelt erhebt,
Und wie die Schwalbe sich mit ihrem Neste
An eines Tempels letzte Säule klebt.

Die große Serie geht auf den Stürmen.
Verklärt nur, gleich dem Himmel, rein hervor;
Die starke weiß die Felsen aufzuthürmen.
Befreit den Pfad sich, wenn sie ihn verlor.

Für Manche ist die Prüfung nur ein Feuer,
Daß Fettfchdienste in die Asche beugt
Durch Tempelbrand und höher dann und freier
Den Gott erhaben überm Götzen zeigt.

Doch über Andre sauft sie wie Gewitter.
Nicht reinigend, nur wild verheerend hin:
So scheint die Wunde nur verharfet; ein Splitter
Von der gewor'nen Lanze blieb darin.
Der liegt sich in der tiefsten Lebenshöhle,
Wo Arztes Hand ihn nicht erkundet hat,
Und um ihn krämmt sich wühlet sich die Seele
Wie um den faltben Wurm das Rosenblatt!

23. **Volksklänge** in altenburger Mundart. Von Friedrich Ulrich. Zwickau, Gebr. Schumann. 1838. 8. 16 Gr.

Der altenburger Bauer hält nicht blos in der Tracht an seiner Väter Eigenthümlichkeit, sondern auch in seiner Sprache, „die sich mit Traulichkeit an die Erscheinungen des dörflichen Lebens anschmiegt, aber sich von Kunst und Wissen in jungfräulicher Schüchternheit fern hält". Der Bildner dieser Lieder macht, nach Hebel's meisterhaftem Vorbilde pinschelich des allemannischen Dialekts, hier einen Versuch, den altenburger Dialekt als Schriftsprache anzuwenden, der im Altenburgischen freilich den meisten Beifall finden wird; doch wird auch der Leser aus den Nachbarprovinzen die Naivetät, z. B. in der Geschichte des verlornen Sohnes, nicht verkennen und solche Sachen mit Vergnügen lesen, die in die altenburger Mundart blos übertragen sind, wobin S. 107 „Der kranke Hund", nach Gellert, zu rechnen ist; auch wird ihm ein beigefügtes Glossarium gute Dienste leisten.

24. **Lieder** in obdrrnnnischer Volksmundart. Von Franz Stelzhamer. Wien, Rohrmann u. Schweigerd. 1837. Gr. 12. 20 Gr.

Sie tragen gleiche Farbe und Tendenz mit den vorigen. Schade nur, daß wir Norddeutschen sicher manches Reizende und Neckende in Worten und Wortgruppen nicht recht fühlen werden, da sie uns, so freundlich sie bitten mögen, ihre Schalkshprünge vor uns machen zu dürfen, gar zu fern stehen und auch das angehängte Glossarium ungenügend sein möchte, uns den Sinn genügend zu erschließen. Ob der Enns werden sie desto mehr Freunde finden, und es wird ihren Schalkssprüngen nicht an lobendem Applaus fehlen.

25. **Blumen für meine Freunde.** Von P. Fr. Bouché. Berlin, Hendig. 1837. Gr. 12. 12 Gr.

Am schlammigen Spreegestade wächst heutzutage ein Naturdichter nach dem andern empor, und immer freier, in immer zahlreichern Gruppen durchwandeln Musen und Grazien den märkischen grauen Sand. Daß sich unter ihnen der Gastwirth und Inhaber des Elysiums, Herr Heinzelmann ergeht, haben wir schon früher in diesen Blättern erwähnt. Außer ihm braut auch noch der Brauer Josty in der Residenzstadt Berlin nicht blos das dort so äußerst beliebte Weißbier, sondern schöpft auch aus dem kabalischen Quell. Daß er in seine Verse, sich vergreifend, statt der Schale aus Agamipse eine Kanne mit Spreewasser gießt, wer kann das hindern? Irren ist menschlich. Ein andrer Herr Josty ebendaselbst, vielleicht ein Descendent des renommirten Schweizerbäckers unter der Stechbahn, wo nicht gar der Chef des Etablissements selbst, dichtet, wie uns ein Freund berichtet, in drei verschiedenen Sprachen, und ist der Mann von der deutschen Altesstadt bereits angekreckt genug, so findet es gewiß noch dem Alter einen Schweizer, Bäcker des Apollo. Ein Innungs- und Geistesverwandter desselben, Herr Pfefferküchler Cosmir, will ihm nichts nachgeben und verdirbt den Magen nicht blos durch seine Leckkuchen und anderweitigen Süßigkeiten, sondern auch den guten Geschmack durch süßlich gedachte Phrasen und Reime. Der Siegellackfabrikant Schulz legt beim Läuten der Feierabendglocke die Werkfeitags- und Handwerksschürze ab und nimmt das Plektrum, und das artige Stubenmädchen — sie heißt Henriette Zbling —

Digitized by Google

wirft den Besen Sonntags in die Ecke und drückt, mit überschwänglicher Empfindung in den Mond blickend, die Lyra an das trunkene Herz. Diese Literarnotizen über das poetische Berlin aus jüngster Zeit dienen als Einleitung, und wir kommen auf den Blumensänger, Herrn Bouché, irren wir nicht, einen tüchtigen, renommierten Kunstgärtner der Residenz. Hier bietet er, was er dem märkischen Sande abgewonnen. Daß die Blumen, ihre Sprache, ihre Symbolik, ihre Eigenthümlichkeiten hier eine große Rolle spielen, ist ganz in der Ordnung. Es gellen uns die Ohren von den Reimen: Sonne und Wonne, Flur und Natur, Liebe und Triebe, und eine Menge Topfgewächse tragen die Spur, daß ihr kümmerliches Dasein mit Spreewasser gefristet werde, und scheinen exotische Pflanzen, die, fern der Heimat, der dunstige Kreker eines Treibhauses zieht. Allerliebst ist die Equivoque S. 58, wo er elegisch ausruft: „Wer wird in den Arm mich drücken!" statt: Wer wird mich in die Arme schließen! wobei wir parodirend auf Herrn Bouché ausrufen möchten: Wer wird mich am Ärmel zupfen, von dem Reimen abzustehn? Das Schlußlied: „Die Sprache der Vögel", möge uns eine Probe geben, wie er die Natur beobachtet. Hören wir nur:

Die Meise singt ihr „Sitz ich hier!"
Den lustigen Gesellen;
Hier den Sprachmeister lob' ich mir,
Er schwatzt in allen Fällen.
Doch niemals er gebunden spricht,
Des Verses Rhythmus kennt er nicht:
„Je dis, que je l'aime, je dis, que je l'aime'
Qu'est ce qu'il dit? Qu'est ce qu'il dit?"
„Ich liebe sie nie, ich liebe sie nie!
Den Abschied ich nehme, den Abschied ich nehme!"

„Friede, Friede, Friede! Lebewohl!"
„Sophie, Sophie, Sophie!"
„Lebewohl, Lebewohl, Lebewohl!"
„Die liebe Marie, du liebe Marie!"
„Louise, Louise! Louis, Louis!"
„Doctor früh, Doctor früh! wir verlieren!"
„Die Minna liebt mich, die Minna mich liebt!"
Und solchen Schnack er mehr uns gibt.
Wer kann ihn ganz studiren?

Der muntre Fink spricht: „Fink, fink, fink,
Sollt Mädchen ihr euch zieren,
Doch seid ihr nicht recht fink, fink, fink,
Will Fritz nicht mit spazieren."
Die Lerche singt ihr „Tirili",
Rothkehlchen pfeift sein „Sisifri!"
Sie sind so froh und heiter.
Der Rothschwanz auf der Firste da
Spricht stets: „Ich bin dir ewig noch!
Ich ziehe niemals weiter."

Die Drossel „David, David" ruft
„Drei Nößel für 'ne Kanne!"
Und „Prosit, Prosit! Bis zur Gruft
Lieb' ich das Glas, die Hanne."
Der Zilis spricht im Haine da:
„Die, die, die Bübin ist's, ja, ja!"
Und jener pfeift im Schilfe
Sein lustig „Karl, Karl, kiek, kiek, kiek!"
„Er küßt gar seine Friederik!"
Sie ruft nicht mal um Hülfe.

„Markolfus", dort der Heher spricht.
Sein „Kräthl" ruft der Reiher.
Auch unser Weidwall (?) fehlet nicht.
Spricht: „Juichen, ich bin treuer!"
Und: „Jho, Bälod! Hidejak!"
Die Wachtel locket „Tag für Tag!"
Ihr „Klungk, Klungk, Klungk" die Schwäne.
Und der, den man den Kirschdieb hieß,
Sagt aus: „Die Zähre, Zähr' ist süß!"
Wenn man sich glücklich wähne.

Also singt Herr Bouché im märkischen Sande an der Spree, und wir schließen die Anzeige mit den Worten:

Und solchen Schnack er mehr uns gibt;
Wer mag ihn ganz studiren?

26. Gedichte von Romulus Heilmann. Neue Folge. Frankfurt a. d. O., Kosky. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Artige Lieder, größtentheils auf dunkeln Grund mit nicht unzartem Pinsel gemalt. Auf mehr als ein Blatt fällt die halbverhaltene Thräne der Wehmuth, und wir möchten die Frühlings- und Liebeslieder, welche die erste Abtheilung bilden, den einer Thränenweide entsunkenen Blättern vergleichen, die der Wind hin- und herweht. Nur in den Klagen über verschmähte und verrathene Liebe, dem Lieblingsthema der neudeutschen Sänger, wittern wir Klänge aus dem „Buche der Lieder", was natürlich uns den Genuß verkümmerte, den wir sonst beim Lesen derselben hatten; man vergleiche (S. 45): „Verloren", wo eine Strophe heißt:

Ich habe für dich gebetet,
Dein Hoffen dem Himmel vertraut,
Nun hör' ich die Leute sagen,
Du seist eines Andern Braut.

auch (S. 55): „Brautnacht", wo die Treulose ihr Hochzeitsmahl hält. In: „Das alte Lied" (S. 65), ist der Verf. dagegen wieder auf dem Grund und Boden seines eignen Herzens, und der Teufel der Nachahmung ist von ihm gewichen. Die holländischen Volkslieder (sie bilden die zweite Abtheilung) klingen theilweise im Romanzenton und sind nicht übel, keineswegs jedoch ausgezeichnet. Da nun unter den heutzutage gäng und gebe gewordenen Dichtungen die Wanderlieder nicht fehlen dürfen, so hat es dem Sänger gefallen, eine dritte Abtheilung mit drei Fiema zu versehen: „Erinnerungen aus dem Wanderleben". Er ist derselbe schwermüthige Wanderer wie oben im Gebiete der Liebe und des Lenzes, und es fallen sogar Thränen in den Becher Weins, den er an die Lippen setzt (S. 93); doch klingt auch der Humor und die Naivetät hin und wieder durch, wie denn der Einfall (S. 99) nicht übel ist, wo der lustige Zecher, den Mond im ersten Viertel erblickend, höhnisch ihm zuruft:

Ein einziges Viertel hast du,
Und hast es schon lange Zeit;
Ich habe der Viertel schon viele,
Noch viele der Keller heut.

Eine Untereabtheilung in diesem dritten Abschnitte gilt einzig in mehren Nummern dem Andenken Ewald v. Kleist's — recht schön, fromm, innig; doch einmal verirrt sich das Gefühl des Sängers. Nachdem das zwölfte Lied erzählt hat, man habe dem Helden ein neues Denkmal setzen wollen, seine Gruft geöffnet und ihn nur an dem blauen Bande erkannt, das er einst von der Geliebten erhalten, so drängt Hr. Heilmann seine junge, neue Persönlichkeit nah und eng an die alte, gefeierte des Frühlingssängers, indem er in einem Nachklange (S. 135) der Geliebten sagt, die Nachwelt solle auch ihn einst erkennen an dem blauen Tuche, das er aus ihrer Hand empfangen. Fühlt denn der sonst so zartsinnige Dichter nicht, daß hier sein Gefühl einen faux pas gemacht? Doch schließt sich an diesen Abortus versöhnend das letzte Gedicht: „Weihe", an, eine duftende, zarte Blüte kindlicher Pietät, die er auf das Grab eines geliebten Vaters streut, dem er seines Liedes Erstlingsblüten kindlichen Sinns gewunden.

27. Die Moselieder von Wilhelm v. Waldbrühl. Zwickau, Gebr. Schumann. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Daß ein poetisches Gemüth einen Fluß zu einem Silberfaden machen kann, an den sich bequem eine Fülle historischen Stoffs aufreihen läßt, ist leicht begreiflich. Der Dichter braucht nur dem Laufe desselben zu folgen, was vor Hrn. v. Waldbrühl auch bereits Mehre gethan haben, so kommt er von selbst, der

Digitized by Google

malerischen Umuferungen zu geschweigen, in Gegenden, die ihn zu Naturgemälden einladen oder in Wohnplätze der Menschen, wo Kunst, Volkssitte und Industrie seine beschreibende Feder in Anspruch nehmen. Hr. v. Waldbrühl, den wir schon oben im Gebiete der Satire begegneten, folgt, die Sprache der Natur verstehend und ihrer Einladung genügend, hier dem Laufe der Mosel, weilt mit Liebe an ihren malerischen Umuferungen, von denen er ein anschauliches Gemälde entwirft, und verschont nicht, was historisch, Volkssitte und Sagenwelt Anziehendes bieten, darin mit aufzunehmen. Er thut dies in drei großen Liedern in jambischer Form, durch welche man indessen beim Lesen etwas ermüdet wird, und wir meinen, er hätte diesen Uebelstand vermieden, wenn er einen gefälligen Wechsel in der Form hätte eintreten lassen. Daß er, wie Decimus Magnus Ausonius die Mosella und nicht den Rhein besingt, ist nicht zu tadeln und wird dem Reisenden, der die Mosselufer und Höhen gesehen, nicht auffallend sein; denn die Mosellufer von Koblenz bis Trier bieten Schönheiten dar, die sich denen der zu oft gepriesenen Rheinumuferungen kühn an die Seite setzen können, ja, die Zahl der Burgtrümmer, deren Anblick uns in die Zeit des romantischen Mittelalters versetzt, ist dem deutschen an der Mosel als am Rheine. Wir wollen also dies Büchlein, dem freilich ein Register zu wünschen wäre, eine willkommene Bereicherung der descriptiven Poesie nennen und es Allen, die in jene Gegend zu reisen gedenken, als eine unterhaltende und selbst lehrreiche Lectüre empfehlen; den Anwohnern empfiehlt es sich ja wol von selbst. Lehrreich wird es durch die Anmerkungen, die alle erläuternde Noten angehängt sind. Der Ausdruck S. 8: „angespfnescht", ist doch wol ein Gauwort und hätte wegbleiben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Schloß des Fürsten von Palagonia.

Nicht weit von Palermo liegt ein, wie man sagt, in den Zeiten der Saracenenherrschaft gebautes Schloß, welches der Fürst von Palagonia im vorigen Jahrhundert zu dem Bizarrsten machte, was man nur ersinnen kann. Die Eleganz des Aeußern war im stärksten Contrast mit dem Innern. Alles Abgeschmackte, was ein verkehrter Geschmack an häßlichen Gestalten u. s. w. ehedem in den Gärten vereinigte, schwand als unbedeutende Spielerei gegen die tolle Carricatur, welche dieses Schloß vorstellte. Der Fürst sparte weder Kosten, noch Zeit oder Mühe, um jede Spur gesunden Geschmacks zu vertilgen und das Unsymmetrische, Augenbeleidigende, die tollsten Ausgeburten einer verrückten Phantasie daselbst zu vereinigen. Statt der Aller, durch welche man sonst zu prächtigen Landsitzen gelangt, führte zu dem Schlosse eine doppelte Reihe von etlichen Hundert Statuen, in welchen der Mensch vereinigt hatte, was von Gott und Natur geschieden ist. Die widerstrebendsten Theile der Menschenform und aller möglichen Thiergestalten waren hier in monströsen Gebilden verbunden, gegen welche gehalten die Götzen einer indischen Pagode als Muster der Schönheit gelten könnten, z. B. ein Affe mit einem Mädchenkopf und Schlangen statt der Arme; ein Mann mit einem Elefantenrüssel und Pferdefüßen an den Schultern, wo die Arme sein sollten; ein Fuchs mit einem Mönchskopfe und Rabenkrallen; ein Adler mit Menschenfüßen, dem statt des Kopfs ein Fischschweif aus dem Rumpfe hervorwächst u. s. w. Noch der Hofraum war mit breiten und fragenhaften Gebilden und gleich häßlich innere Einrichtung. Gleich die Stiege zeigte ein Mosaik in ganz neuem Style aus Porzellanstücken, Töpferarbeit und Glasplatten, saß aber dunt untereinandergeworfen. In den Zimmern waren große Fetzen von gröbster Segeleinwand mit Fetzen von den kostbarsten Stoffen zusammengenäht, als Gardinen, als Überzüge der Stühle und Kanapees. Daß die Stücke so abschreulich und augenbeleidigend als möglich geformt und die unverträglichsten Farben hart aneinander gebracht waren, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. In dem einen Zimmer waren alle die mächtigen Lehnsühle so gestellt, daß, wer sich darauf setzte, den Andern den Rücken zukehren mußte, in einem andern so schief, daß, wer einen Versuch zum Sitzen machte, der Länge nach hinfiel. Nicht ein Tisch oder Stuhl, wo zwei Füße zueinander paßten; jedes Bein ein häßlicher Thierschädel oder eine Pfote. Die Plafonds bestanden zuweilen aus unorthentlichen Stücken von allen Formen und Farben, zuweilen aus lauter kleinen Spiegelgläsern, wo sich die Carricatur der Einrichtung noch tausendmal verzerrter absprigte und jeder Eintretende zur verkehrten Carricatur ward. Zerbrochene Stuhlgläser, Flaschenhälse, alte Barometerröhren, alle mit Eisendraht verbunden, bildeten die Lustres. Jede Fensterscheibe hatte eine andere Gestalt, eine andere Farbe. Die Wände stellten ein Buntertei von Porzellan und gewöhnlichem Thon, verkehrten Landschaften und zerissenen Gemälden dar, so übereinanbergesetzt, daß z. B. ein halber Baumstamm ein halbes Schiff trug, aus einem Felsenstück ein Paar ausgebreitete Menschenbeine in die Höhe stehen. Die Parkette kohlschwarz, scharlachroth, in allen Farben wechselnd, aus allen möglichen Stoffen gebildet. Sogar die Schloßkapelle zeigte den nämlichen Ungeschmack: ein Teufise, seiner ganzen Länge nach an die Decke gemagelt; ein heiliger Franziskus frei in der Luft kniend, daß sein Kopf an den Füßen des Heilands hängt; an einem Strick, der zwischen seinen Beinen durchgeht, die Lampe der Kapelle u. s. w. Gegenwärtig steht man nur noch einzelne Reste von der Tollheit, deren Residenz das Schloß des Fürsten von Palagonia vor nicht allzu langer Zeit war. 29.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1839.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Auf feinem Velinpap. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Des Lebens Ueberfluß.** Novelle von **Ludwig Tieck.** — II. **Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.** — III. **Die Entführung.** Novelle von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** — IV. **Der Gekreuzigte.** Novelle von **Leopold Schefer.** — V. **Irrwisch-Fritze.** Idyll-Novelle von **Franz Berthold.**

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten,

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,

einzelne Jahrgänge aber für 16 Gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Martell, E. Mörike, A. Ohlenschläger, Poggaru, P. J. von Rehfues, L. Reilstab, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Leándra, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber auch Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Ohlenschläger, Dannecker, Zelter, Tegnér, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 295. — 22. October 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 294)

28. Gedichte von Adelbert Friedner. Magdeburg, Wagner u. Richter. 1837. 8. 12 Gr.

Eine gewisse ruhige Nüchternheit, welche der Phantasie die Schwingen also stutzt, daß sie sich nirgend im excentrischen Fluge zu erheben vermag, gibt diesen Versen eine gewisse Haltung, und wir können denselben eben deshalb das negative Lob ertheilen, daß es uns bei all ihrer Alltäglichkeit nicht gar schwer geworden, sie bis zu Ende zu lesen. Hr. Friedner selbst charakterisirt sie (S. 3) also:

Mein Lied, du klingst so düster,
So bang und wehmuthsvoll,
Ein traurig Liebgeflüster
Und Thränen sind der Zoll.

Indessen hat es mit der allzu großen Wehmuth und dem Thränenzolle hier nicht so viel zu sagen; denn da, wo der leidige Geist erkünstelter Verzweiflung sich in Heine'schem Gewinsel und Phrasenkrame äußert, ist uns die wehmüthige Stimmung, die bewirkt werden soll, gar nicht gekommen, weil wir eben sehen, daß es ein gemachter Liebesjammer ist, der sich wie ein schlechter Schauspieler mit Händeballen und Zähnefletschen geberdet. Die Sonette (sie athmen Erotisches und Patriotisches) erheben sich über das in dieser Form seit dem letzten Lustrum Geleistete durchaus nicht. „Aus der Harzreise" heißt es von Kaiser Heinrich (S. 28):

Hast manches Finklein gefangen
Auf froher Herzensjagd
Und manchen schönen Sänger
Wot mit nach Hause gebracht.
Doch der schönste von allen Vögeln,
Der sang nicht bald so traut
Wie der kleinste deiner Gedanken,
Als du die Städte gebaut.

Solcher artigen Gedanken wie diesen hat der Verf. wenige in seinem poetischen Netze gefangen. Die Epigramme laufen sämmtlich auf bloße Wortspiele mit stumpfer Spitze aus, und die Stammbuchverse sind matt und schwächlich. Die Balladen können wir nur Bruchstücke zu dieser Dichtungsart nennen, die der Zusammenfügung zum Ganzdau warten; doch liest man vielleicht mit Vergnügen „Boabdil", in drei Nummern (S. 112), und die „Ahnfrau" (S. 118), die ein historisches Interesse weckt. Einige Druckfehler sind störend.

29. Dichtungen von Friedrich Ernst. Heidelberg, Winter. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Hier stoßen wir auf eine Sammlung von Gedichten aus dem J. 1837, die, wenn wir sonst dem Verdienste seine Krone nicht entziehen wollen, weder so rasch noch so vornehm abgefertigt werden kann wie zwanzig andere aus demselben Jahre. Der Verfasser derselben ist zwar kein Anastasius Grün, kein Nikolaus Lenau, kein Justinus Kerner, kein Gustav Pfizer, Schwab oder Uhland; aber darin bestehe eben sein individueller, persönlicher Werth, daß er Keiner von den Allen, sondern grade nur Er — Friedrich Ernst — ist, der seinen Weg zu finden weiß, ohne daß er in jener Fußtapfen tritt, ohne daß er schüchtern ihre Hand ergreift, oder, an den Saum ihres Gewandes sich anklammernd, sich fortzerren läßt. Seine Phantasie nimmt eben keinen hohen Flug, aber ihr ruhiges Einherschreiten zeugt von einer kerngesunden psychischen Constitution; seine Bilder schillern nicht, die Schauer blendend, in prismatischem Farbenspiel, aber sie sind wohl gewählt und geaziös; sein Gefühl mache nirgend Theatercoups, oder geht auf die moderne Effectmacherei aus, aber man siehe ihm überall Wahrheit und Innigkeit an; und sind endlich die besungenen Gegenstände nicht eben neue und bisher unbesungene, so ist doch keiner darunter, der nicht ein Interesse für den Menschen hätte. Dedicirt ist der reiche Liederkranz Ludwig Uhland, der, etwas pretiös und hyperbolisch, ein mächtiger Fürst im Lande der Geister genannt wird, was überdies wie eine captatio benevolentiae aussieht, deren es doch bei unserm Verf. wahrlich nicht bedarf. Daß er indessen den Kunstgenossen gern ein süßes Wörtchen sagen mag, bezeugen gegen des Buches Schluß die „Grüße" an Rückert, Grün, Lenau, Karl Mayer, G. Pfizer, Schwab, Kerner und Julius Mosen, unter welchen uns der an Anastasius Grün am meisten angesprochen hat. Eine Menge poetischer Mottos und Symbola, die vor, zwischen und hinter den Gedichten eingefügt sind, nehmen sich wie künstliche Arabesken auf dem Rahmen eines Gemäldes aus; bekanntlich wird aber ein an sich gutes Gemälde durch einen prachtvollen Rahmen nicht besser; wozu also hier das fremde Schnörkelwerk? Wir brauchen nur das Inhaltsverzeichniß der besungenen Objecte zu überblicken, so finden wir schon im Verf. einen Mann der Zeit. Die bedeutendsten Begebenheiten, die großartigsten Gestalten, die beachtenswerthesten socialen Verhältnisse der Gegenwart setzen seine Feder in Bewegung. In einem lesenswerthen Nachrufe, der den Schlußstein des ganzen poetischen Baues bildet, sagt er in dieser Hinsicht von sich selbst:

— — Dem Drange konnt' ich nimmer wehren;
Nicht schmähen wollt' ich, denn nie schmäht die Lieb';
Ich wollte nur den Wermuthsbecher leeren
Und künden, daß der Schmerz lebendig blieb,
Der todten Zeit ein Todtenlied bescheren,
Ein Klagelied der Gegenwart — so trüb' —,
Und singen von der Freiheit heil'gen Funken,
Der von dem Himmel in die Brust gesunken.

Dabei hat er ein scharfes Auge für die Schönheit der Natur; die Vergangenheit redet manch Wort der Wehmuth zu ihm und er wird das treue Organ dieser Wehmuth. So muß er das bewegte Herz ausströmen lassen in „Abendphantasie in den Ruinen des heidelberger Schlosses", „Bei den Gräbern von

Digitized by Google

Missolunghi", „In der Kirche der verlassenen Abtei B. in Franken", in der „Abendphantasie unter der Linde vor dem Thore der Abtei B. in Franken" und „In den Räumen eines aufgehobenen Klosters". Sodann werden manche historische Notabilitäten der frühern Zeit wie der Jetztwelt beteachtet: „Zu Kostnitz, in dem Parabiese", wo Huß bekanntlich endete; „Das Grab zu Meidling", wo Friedrich Stapß wegen seines Attentats auf Napoleon erschossen wurde; „Am Denksteine Moreau's", „Des Bürgers (Lafayette's) Grab", „Charlotte Corday und Adam Lux", „Andreas Hofer" und „Der Todestag Riego's". Hinsichtlich des todten Cäsars auf St.-Helena scheint er nicht recht einig mit sich; denn es bekundet sich hin und wieder ein gewisses Schwanken in den Ansichten über ihn, indem er hier ein Anathema über ihn ausspricht, dort das Rauchfaß über seinem Felsengrabe schwingt. Desto einiger ist er mit sich hinsichtlich des Sklavenhandels und der socialen und politischen Verhältnisse des jetzigen Amerikas überhaupt, ebenso hinsichtlich der Polen und ihrer jüngsten tragischen Schicksale. Unter dem Titel: „Polenzug", lesen wir (S. 80) in drei Nummern ein humoristisches, oder vielmehr ironisches kleines Epos, in welchem die Schilderung des Volksjubels, mit welchem die Flüchtlinge empfangen wurden und der mit den Gefühlen dieser Unglücklichen in einem scheelenden Contraste stehen mußte, uns besonders ergriffen hat. Ebenso zieht sich ein heller Faden der Ironie durch das Lied: „Der Toast" (S. 112), und noch schneidender durch das frische Zeit- und Sittengemälde (S. 116): „Die Invaliden"; diese Invaliden sind nämlich nichts anders als ein arabischer Wettrenner und ein ausgedienter Soldat, deren Schicksale hier mit epischer Lebendigkeit erzählt werden. In „Glaube und Credit" (S. 150), wo von den Ordenskreuzen die Rede ist, die den reichen Juden von den bei ihnen Anleihen eröffnenden Höfen verliehen werden, ist diese Ironie fast bitter. Der Leser könnte geneigt werden, den Vers., der solche Zeitbilder aufstellt, für einen poetischen Ultra von der linken Seite zu halten; das ist er aber in der That nicht; er ist kein Mann der Bewegung, kein Mann von bestimmter politischer Farbe, kein Mann, aus dessen Sprache auf jeder Blattseite das Schiboleth irgend einer beliebten Zeitcorporation erklingt; er ist ein Kosmopolit, ein Eklektiker und erhält sich frei von jeder Exaltation. So ist's selbst hinsichtlich seines Gefühls für das Heilige, für welches zwar seine Brust ein kleines Kämmerlein hat, das aber nirgend in entschiedener Richtung hervortritt. Einige Male kommt er auch auf Gegenstände, die der wahren Poesie gänzlich heterogen sind; so lesen wir z. B. (S. 151) die Überschrift eines gereimten Stücks: „Beim Anschlusse Badens an den großen Zollverein"! eins dergleichen (S. 219): „Zur Feier der Zollvereinigung"! Kaum sollte man glauben, daß der Verf. dieser beiden Stücke derselbe sei, der so sinnig, gedankenreich und überraschend im „Rothen Kämmerlein" (S. 198) und in „Denken und Lenken" (S. 204) spricht. Wie aetig sind ferner die Prognostika an der Wiege seines erstgeborenen Knaben! Welche elegische Wehmuth haucht aus „Vorüber!" (S. 232). Wie viel Rührendes hat der betende, verhöhnte Judengreis in der „Vesperseene" (S. 245)! Den zarten Sehnsuchtshauch: „Fort" (S. 53), theilten wir gern mit, wenn er nicht zu lang wäre; dagegen theilen wir als Probe „Das rothe Kämmerlein", dessen wir schon oben gedachten, mit, auf daß der Leser selbst urtheile:

Wieder ich spazieren geh'
Durch der Stüblein vier
Und die Bilder mir beseh',
Ihrer Wände Zier.

Um mich ist es traulich, still,
Laut wird es in mir,
Manches Rähmlein ich noch füll',
Eins bestimm' ich dir.

Sieh! da sah ich schon dein Bild,
Wie geschwind es ging,
Daß das Rähmlein ausgefüllt,
In der Kammer hing.

Wo — fragt wol mein Schwesterlein —
Wo siehst du mein Bild?
Hab' ein fünftes Kämmerlein,
Das auch ausgefüllt.

Dort siehst du an rother Wand
Manches Conterfei,
Und an einem goldnen Band
Deines auch dabei.

Such dir nun das Kämmerlein,
Das im Lied' ich bot,
Wird es wol ein andres sein
Als das Herz, so roth?

Klein sind die Flecken, die das Buch entstellen, aber es sind solche doch da. So treibt der Verf. ein widerwärtiges und leider immer wiederkehrendes Spiel mit dem Worte: gewunken, und einige durch Apostrophirung herbeigeführte Härten beleidigen das Ohr, wie der Leser auch schon aus dem hier Mitgetheilte merken wird; sonst ist die Sprache überall edel und prägnant, der Versbau leicht und das Äußere zu loben.

30. Die Sterne. Ein Schöpfungslied in fünf Gesängen. Von Pape. Hanover, Helwing. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Nicht ohne Besorgniß, der Verf. dieses Liedes möge sich an einen Gegenstand gewagt haben, dessen Erhabenheit seiner Kraft nicht entspräche, nahmen wir das in einem gefälligen Äußern auftretende Buch zur Hand, das uns überdies durch seine materielle Fülle — es bietet über 650 Octaven! — einen kleinen Schrecken einjagte. Indessen gefiel uns schon das Kleid, in welchem der Mann auftritt, wir meinen eben diese Octaven, die recht melodisch dahinfließen, und wenn sich in dieselben statt eines Jambus ein Trochäus mitunter einschwärzt, so hält dies eine billige Kritik dem deutschen labor improbus zugute, der sich auch hier bewährt. Wir müssen doch wol dem Gedichte unter den Lehrgedichten seine Stelle anweisen; davon gibt schon der systematische Entwurf des Ganzen nebst den Belehrungen, die uns darin über die Astronomie ertheilt werden, Zeugniß. Der erste Gesang betrachtet die Sonne nebst den Kometen; der zweite einige astronomische Ansichten der Vorwelt, also was Ägypter, Chaldäer, Chinesen, Griechen für die Wissenschaft gethan; die Teleskope und die Namen Galilei, Kopernikus, Tycho, Kepler, Newton und Leibnitz. In demselben Gesange empfangen wir Belehrungen über unsere Planeten, nebst freiern Hypothesen und Ansichten über dieselben. Was er über Venus und über unsern Mond sagt, befriedigt beiweitem mehr als Das, was er von unserer Erde mittheilt. Der dritte Gesang belehrt uns über die Fixsterne. Hier ist manches echt Poetische, namentlich wo er die Mythen der Vorzeit berührt, die sich an jene Gestirne knüpfen; doch findet sich auch eine ziemlich trockene Nomenclatur der Sterne. Des vierten Gesanges Gegenstand ist der Thierkreis, wo sich bekanntlich dem Mythus auch ein weiter Spielraum öffnet. Die Betrachtung der Milchstraße, die Unendlichkeit des Weltalls, die Materie des Lichts und die Nebelsterne gibt uns der fünfte Gesang, der mit einem frommen Hymnus schließt. Es kann nicht fehlen, daß der Dichter da, wo er blos belehrt, wo Zahlen und Namen sich einmischen, oft matt und prosaisch wird; indessen verliert sich diese prosaische Mattigkeit immer wieder in der Fülle des poetischen Stoffes, den der Gegenstand an sich bietet. Der Phantasiereiche wird mit Vergnügen lesen, was hier über die alte Idee vom Gesange der Sphären oder von Mythen und Hirtensagen der Vorzeit gesagt wird; der historische Forscher wird sich angezogen fühlen durch die Namen der bedeutendsten Astronomen und die durch dieselben gemachten Entdeckungen; der Gefühlvolle wird gern dem Sänger folgen, wenn er ihn in das Gebiet des Glaubens führt, ihm die Wunder der Schöpfung und die Größe des Schöpfers enthüllt und ihm jene Räume aufschließt, die uns einen höhern Wirkungskreis eröffnen sollen; und so ist die Frucht der Lecture dieses Werkes Belehrung, Unterhaltung und Stärkung des religiösen Gefühls,

Digitized by Google

und sein Verf. kann Ansprüche machen auf den Namen eines Mannes, der das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden weiß.

31. Neue Lieder von F. Brunold. Prenzlau, Vincent. 1837. Gr. 8. 12 Gr.

Die Herren machen sich's jetzt bequem mit ihren Liedern. Sie entwerfen ein Bildchen, zu klein selbst, um den Namen eines Genrebildes zu verdienen; sie putzen ein Gefühlchen mit dem Schmucke des Rhythmus und Reims gar zierlich aus, und wenn sie einige Dutzend solcher rasch concipirter und ebenso leicht geborener Kindlein ins Leben gesetzt haben, so werden sie in einem Bändchen fein zusammengestellt, und darauf wird geschrieben: Gedichte — Lieder von ***. Ehedem war es nicht so. Bei den frühern Dichtern gestalteten sich Gefühl und Gedanke wol auch in der hebenden Stunde leicht zu Rhythmen und Reimen; aber man war scrupulöser bei ihrer Aufnahme in die Sammlung; man prüfte, ob Gedanke und Gefühl sich zu einem Kunstwerke gestalten ließe und des Namens: Gedicht, würdig sei; man hatte mit einem Worte mehr Respect vor dem Dichterwerke und Dichternamen. Die vor uns liegenden Lieder, deren Verfasser schon einige Male, als er mit Ferrand in poetischer Kameradschaft dichtete, mit einigen Federstrichen in diesen Blättern charakterisirt ist, sind solche rasch concipirte, elaborirte und leicht geborene Kindlein der Musen, die, gar zierlich ausgeputzt, sich mit Leichtigkeit bewegen, die jedoch zu wenig ausgeführt sind, um des Namens: Lieder, würdig zu sein. Im Grunde sind sie bei aller Sinnigkeit ihrer Antithesen, bei aller Anschaulichkeit mancher Bilder, bei aller Nettigkeit einzelner Reflexionen nur Spänchen, die der Dichter früherer Zeit unbeachtet auf seiner poetischen Hobelbank liegen ließ. Übrigens zeigt sich in diesen Leistungen Talent für das Epische. So ist die „Rose von Jericho" ein artiger Romanzenklang (S. 8). „Die Strandhütte" (S. 79) ist ein anschauliches Bild in leichter Darstellung, sowie die Strandbilder überall wohl gerathen sind, was wol daher kommen mag, daß der Verf. am Strande zu athmen begonnen und seine frühesten Eindrücke empfangen hat. S. 72 sagt er ja:

Mein Vaterland, das meerumspülte,
Mit seinen Thälern, seinen Höhn,
Wo ich mich heimisch, glücklich fühlte,
Hab' wieder ich im Traum gesehn.

Die Dünen, wo der Seehund ruhet,
Die Möven kreisend, schillernd ziehn;
Die Tannenwälder, dicht und buschig,
Der Birken saftig frisches Grün.

Und dann, vom Sonnenglanz beschienen,
Die See, so glänzend, ruhig, klar,
Der Schiffe helle, bunte Flaggen,
Der Meerbewohner muntre Schar.

— — — — —

So legt sich immer noch so heimisch
Um meine Seele mir der Traum,
So führet mich immer die Erinn'rung
Noch wieder in den alten Raum.

Wie artig der Verf. zuweilen malt, bezeuge „Das Gedicht" (S. 37):

Süß träumend eilt' ich durch die Flur,
Im Herzen ein Gedicht,
Doch hatt' ich, ach! Papier und Stift
Zu meinem Ärger nicht.

Da nahm ein weißes Blättchen ich
Vom nächsten Blütenzweig
Und schrieb mit einem Rosendorn
Drauf das Gedicht sogleich.

Es war ein inhaltreich Gedicht;
Das Kleinste sicherlich —
Der Liebsten Namen schrieb ich hin,
Und dann: ich liebe dich.

Das Blütenblättchen raubte mir
Der lose Frühlingswind,
Ein Vogel kam und haschte es nun
Im Fluge sich geschwind.

Der flog zu der Geliebten hin
Und warf's ihr in den Schoos;
Sieht sie mich nun, so spricht sie nicht.
Sie lächelt schelmisch blos.

Daß jedoch auch viele Blumen dabei sind, denen man es ansieht, daß sie im märkischen Sande gezogen und mit Spreewasser benetzt sind, ist begreiflich; noch gut genug, daß wir hier, wie früher so oft, nichts Heinisirtes gefunden haben und die Pflanzen von der pommerschen Küste her durch einige erfrischende Seewinde angehaucht werden. „Von der Geister dunkle Macht" in den einleitenden Versen muß heißen: Von der Geister dunkler Macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der literarische Zustand Polens zur Zeit Stanislaus August's. *)

Die menschliche Natur hat leider die Eigenthümlichkeit, daß sie Dasjenige leichter zu beurtheilen vermag, was schon vergangen ist, als Das, was noch besteht. Unser geistiges Auge verlangt oft wie unser sinnliches, daß der Gegenstand seiner Beurtheilung in eine gewisse Entfernung entrückt sei. Wenn uns daher der augenblickliche Eindruck und die leidenschaftliche Aufregung, der wir nicht entgehen können, in Rücksicht auf die Ereignisse der Gegenwart in die Irre führen, so wollen wir wenigstens aufmerksam auf die Vergangenheit hinblicken und in ihr die für uns nöthige Mahnung und Lehre suchen. Ein solches Anschauen der Vergangenheit ist für ein Volk ebenso nothwendig und nützlich, wie für einen Menschen, daß er sich Rechenschaft ablege über sein Inneres. Je öfter der Mensch diesem Geschäfte sich unterzieht, desto sicherer, meint man ja, könne er seiner steten Vervollkommnung sein. In diesem Sinne sind folgende, freilich nur allgemeine und von wenigen, dem fern von der Heimat lebenden Pilgrime zugänglichen Hülfsmitteln unterstützte Bemerkungen abgefaßt worden.

Die polnische Literatur, mit Würde und Glanz zur Zeit der beiden Sigismunde auftretend, von Batory gehegt und unter dem ersten Wasa noch im Ruhme wachsend, der edle Pflegling der Jagellonen, welkte zugleich mit diesem königlichen Stamme und war dem vollständigen Verfalle dahingegeben, als der polnische Thron in dem letzten Wasa auch des letzten Sprosses der Jagellonen verlustig gegangen war. Der Verfall ging mit dem des moralischen und politischen Zustandes Hand in Hand. Das Volk, sich durch seine Zügellosigkeit und Trägheit der Macht und des Ansehens beraubend, gab sich selbst der Unterdrückung preis und näherte sich immer mehr dem drohenden Abgrunde. Da fiel auch Wissenschaft und Literatur der Verachtung anheim, und erst als Polen an seinem Grabe stand, gab sich wieder eine Literatur kund, die aber nur einem Todesschrei vergleichbar ist.

In dem Zeitalter, da die Etikette der Höfe es erheischte, daß die Könige und Fürsten mit einer Schar von Poeten, Philosophen und Akademikern jeder Art sich umgäben, ebenso wie ihnen eine italienische Oper und ein französisches Ballet ein Bedürfniß war, da wollte Poniatowski, obgleich er nur ein Emporkömmling war, doch nicht zurückbleiben hinter der Sitte anderer Monarchen, und eilends bildete er sich in Warschau eine ehrenwerthe Societät von Autoren zu unterschiedlicher Schriftstellerei in Versen und in Prosa, indem er selbst den Titel ei-

*) Der erste Theil eines größern, die neueste Literatur Polens behandelnden Aufsatzes, welcher sich in dem in vieler Rücksicht ausgezeichneten Werke Witwicki's: „Wieczory pielgrzyma" (Abendstunden eines Pilgers, Paris 1837), befindet.

Digitized by Google

nes roi philosophe und eines Mäcenas übernahm. Diese Literatoren, und unter ihnen befanden sich einige vortreffliche und mit Recht berühmte Männer, schrieben, kann man behaupten, mehr für den König, bei dem sie eine Zeitlang wöchentlich einmal speisten, und für die warschauer Cirkel, deren Schmuck sie waren, als für das damals noch halb schlummernde Polen. Wie sie nicht von dem Volke, sondern vom Hofe und von Warschau ausgegangen waren, so gehörten sie auch mehr dem Hofe und der Residenz an als der Gesammtheit des Volks.

Dem natürlichen Gange der Dinge gemäß hätte Polen nach dem vorhergegangenen allgemeinen Schlummer nimmermehr plötzlich solche Autoren hervorgebracht, wie sie sich zur Zeit Stanislaus Augusts offenbarten. Eine langsam, aber aus dem Innern des Volks durch allmäliges Erwachen seines Geistes und Erstarken aller ihm angeschaffenen Kräfte erwachsene Literatur wäre für die Begebnisse Polens von viel gewaltigerer Bedeutung gewesen und hätte auf das allgemeine Schicksal des Landes einen ungleich mächtigern und glücklichern Einfluß ausüben müssen. Zu einer solchen Literatur hätte Poniatowski aber mehr beigetragen haben, ist wenigstens kräftiges Regiment als z. B. durch alle „Donnerstagsmahlzeiten" und alle Vertraulichkeit mit den Poeten.

Ihm aber thaten gleich Autoren Noth, er war um eine Literatur zum täglichen Bedarfe seines Hofes, zum sofortigen Verbrauch in seiner Hausstatt bedacht. Er war ein Wirth von Bildung und Geschmack; aber wer seinen Nachkommen zu hinterlassen gedenkt, der ist vorzugliches

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 296. — 23. October 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

32. Wanderung und Heimkehr. Eine Dichtung von Gustav Aeschendorff. Stettin, Nicolai. 1837. 8. 12 Gr.

Das Thema in diesem Cyklus von Liedern ist der verlorene Sohn, aus jener lehrreichen und rührenden Parabel Jesu, wie sie uns der Evangelist Lukas erzählt; nur erscheint er im modernen Gewande, nämlich im Studentenkleide. Er hat früh und spät über den Büchern gelegen, um die Höhen und Tiefen der Weisheit zu messen; aber unbefriedigt durch dieses Selbstfstudium und sich sehnend nach dem bunten Leben der Welt, das ihn lockt, verläßt er das theuere Vaterhaus, nicht ohne sentimentale Reflexion und Nachtliede auf die in der Heimat zurückgelassene Geliebte. In Klängen aus der Ferne bringen magisch die Gebete und Wünsche derselben in des jungen Wanderers Seele. Er erreicht die Stadt, den Sitz der Musen, wo des Wissens Durst gestillt werden soll, und betritt sie nicht ohne ein bestemmendes Vorgefühl. Dies schildern die Lieder des ersten, „Sentimentales zu und auf der Reise" überschriebenen Abschnitts. Wie Wagner in Goethe's „Faust", der Alles begreifen, erfassen und durchdringen will, tritt er ehrfurchtsvoll vor den Meister, der ihn, im traurigen Gefühle eigner Rathlosigkeit und Ignoranz, mit dem Schwall modern-philosophischer Phrasen abzuspeisen sucht, was ihn im Grunde beleidigt, ihm aber den Wahn einflößt, sein Geist sei durch diese Weisheit schon aller Fesseln los und ledig geworden. Da reißt ihn aber das „Gaudeamus igitur" leichtsinniger Commilitonen zum Bacchusdienst und „Weinlust" (S. 44). Mag auch abermals aus der Ferne des ältterlichen Hauses ein höherer frommer Klang ihn zurückrufen wollen, — der Kopf ist ihm bereits zu wüst, die Lockstimme des zur Repetition auffodernden lustigen Commilitonen zu mächtig und der Becher der Lust zu süß, als daß jetzt noch an eine energische Wirkung jener mahnenden Klänge zu denken wäre. Überdies hat ihn ein holdes Kind bereits in ihre Netze gezogen, über die er nicht blos die alte Geliebte vergißt, sondern der er auch jene Kleinodien schenkt, die er als ein theueres Liebes- und Erinnerungspfand von der ersten Geliebten der Heimat empfangen. Diese Lebenserfahrungen und Sinnengenüsse bietren ihm das Lied (S. 64): „Lebensphilosophie". Doch ändert sich bald mit ihm; Verlegenheit kommt über Verlegenheit. Am Weihnachtsabend, wo er die Straßen der Stadt durchzieht, regen sich im schuldbewußten Gemüthe süße Erinnerungen an die harm- und schuldlose Knabenzeit. Doch ein neuer Rausch in der Neujahrsnacht bringt ihn dahin, den ein altes Kirchenlied singenden Nachtwächter zu mißhandeln. Das ist aber die letzte Sünde, die er im rohen Burschenleben begeht; die Treulosigkeit seines Verführers, der ihm auch die neue Geliebte respectu bringt sein Inneres in einen heilsamen Gährungsproceß. Dies ist der Inhalt der Lieder des zweiten Abschnitts: „Weltweisheit", „Alter Wein", „Neue Liebe". Der dritte Cyklus: „Noth und Hülfe" beginnt mit der Überschrift: „Die Spinne", also:

> Dumpf starrend sitzt sie schon die halbe Nacht,
> Hinschauend auf den einen Fleck am Fenster,
> Wo die geschäftige Spinne
> Im feuchten Mondstrahl ihre Netze webt.
> Mit tückischer Lust schürzt sie bei dunkler Nacht
> Das feine Gewebe, in welchem sie
> Die dummen Fliegen und die Mücken fängt.
> Noch ärger sie mit feinen Stricken,
> Gewoben aus garstigem Aas, umzieht
> Und endlich ihnen mit gestalt'gem,
> Doch leider wahlenden Gier
> Das Blut aussaugt, die Lebenskraft zerstört.
> Und während ihr zu mächtigem Umfang
> Der Leib von fremdem Lebensmarke schwoll,
> Trägt priesterlich ein Kreuz zur Schau
> In großen Zügen sie auf ihrem Rücken.
> Verdammtes Thier, fahr' du zum Teufel,
> Heuchlerin, Blutsaugerin!
> Deine Netze zerreiß' ich,
> Dich selber zerreet' ich;
> Du wirst nicht mehr Unschuld'ge fangen!

So zerreißt auch Er die Netze der Verführung und flieht. Er bardt im Elende. Die höhern Klänge aus des fernen Vaterhauses lieben Räumen klingen wie die Gebete der um den leidenden Sohn trauernden Maria; schon will er sich in die Fluten stürzen, aber eine unbekannte, gütige Macht hält ihn noch zurück. Ein in dieser Lage wohlthätiges Fieber schüttelt ihn; doch ringt er sich in der Glut desselben müde mit entsetzlichen, verzerrten Traumgestalten. Das Frühgebet am Charfreitage, der Kirchengesang: „O Haupt voll Blut und Wunden" u. s. w., der Ostermorgen und seine heilige Stille, und der Anblick einer Bibel, die er aufschlägt, führen ihn zur Reue und vollenden seine Besserung. Er legt es ab das befleckte Kleid der Sünde und des Lasters, wird eine neue Creatur und faßt den Entschluß, in das Vaterhaus zurückzukehren. Nicht ohne Gefühl sind die Rückkehr in die alte, liebe Heimat, den Schauplatz seiner Kinderfreuden, seine Empfindungen am Grabe der verrathenen ersten Geliebten und der Empfang von Seiten des greisen Vaters beschrieben. Nachdem er diesen Inhalt gelesen, wird der Leser sehen, daß diese Dichtung nicht zur Unterhaltung frohsinniger Menschen oder ins Philisterium längst zurückgekehrter akademischer Bürger geschrieben ist, sondern eine moralische Tendenz hat, weshalb auch der Verf. in einem Vorworte zu seinem Büchlein sagt: „Segne dich Gott, daß du in dem Herzen manches Jünglings das Bewußtsein der Gefahren hervorrufst, denen er entgegengeht, in denen er steht! Segne dich Gott, daß du Männer in dem Bewußtsein glücklich überstandener Gefahren zum Danke gegen Ihn bringen mögest! Wandere fröhlich! Bringest du Einen zur Einkehr, so nenne ich dich doch doppelt Heimkehr; denn heim hattest du gewendet zur

Digitized by Google

rechten Heimkehr den Heimatlosen!" Eben diese Tendenz kennte auch sein Buch nur passend machen, es einem, sein goldenes Amtsjubiläum feiernden geistlichen Collegen zu dediciren. An Goethe's „Faust" wird man nur hin und wieder erinnert, da eingelne Motive und Handlungen einige Aehnlichkeit zeigen; denn der tiefe, gewaltige Faust, der im kecken Übermuthe und im wilden, ungestillten Durste nach höchster Erkenntniß Alles opfert, um einen Lieblingsgedanken zu realisiren, ist himmelweit verschieden von dem schmachtenden, sentimentalen Jüngling, den der Dank einer Weinbude, ein Studentencommerce und ein Paar weiche weiße Arme auf eine kurze Zeit auf den breiten Pfad dahinreißen, von dem ihn Kirchengesang und Charfreitagsfeier bald zurücktreibt, sodaß er mit Kopfhängen und Thränen ins Vaterhaus wiederkehrt. Dieser große Unterschied soll aber Hrn. Teschendorf nicht zum Vorwurfe gereichen; wir loben es im Gegentheil, daß er selbständig seinen Weg gegangen ist und dem Publicum sich bieten, wie Er es eben ist, wenn auch Manches im Buche nach modernem Pietismus schmeckt. Der passende Wechsel im Metrum der Lieder und in der Form überhaupt zeugt überdies von lyrischer Gewandtheit und Takt, und schützt den Leser vor Ermüdung.

53. Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Neue Sammlung. Breslau, Aderholz. 1837. 8. 16 Gr.

Hr. Hoffmann von Fallersleben hat sich durch die Dornen der Dichterlaufbahn glücklich durchgearbeitet. Die Kritik streute ihm, als er seine Wanderung auf dem Parnaß vor einigen Jahren antrat, deren nicht wenige und wollte ihm bald Dies, bald Jenes wissen; aber er kehrte sich nicht daran, ging ruhig singend weiter und mag es wol Keinem anvertraut haben, wie oft und wie viel schmerzlich er durch dieselben verwundet wurde. Als 1834 seine Gedichte in zwei Bänden sein zusammengestellt erschienen, prüfte man genauer, wie viel man Recht gehabt habe, ihm das Singen zu verleiden, und siehe, man fand in diesen Gedichten einen unverkennbaren Fortschritt der deutschen Lyrik zum Bessern; ja, man machte darauf aufmerksam, daß der Mehrzahl seiner Lieder jener musikalische Reiz inwohne, der unwillkürlich zum Singen einlade, und daß sie eine noch höhere geistige Bestimmung hätten, welche sie völlig geeignet mache, in die Kreise des deutschen Volkslebens und in das lyrische Bewußtsein der Nation einzudringen. Ref. hütet sich wohl, dieser Ansicht zu widersprechen, und dies um so mehr, da er in den vor ihm liegenden Liedern, wenn auch nicht eben einen Fortschritt der deutschen Lyrik überhaupt, wol aber einen Fortschritt des Individuums (wir meinen Herrn Hoffmann's) mit Vergnügen wahrgenommen hat. Die Worte auf dem Titel: „Neue Sammlung", sollen doch wol sagen, daß sie sich an die 1834 erschienene anschließen, und das thun sie nicht unwürdig. In ihrer Anordnung und Aufeinanderfolge offenbart sich derselbe verständige Plan, nach welchem die frühere Sammlung geordnet war. Die „Lieder aus einem Alpthale", die das Ganze eröffnen, tragen alle charakteristischen Merkmale der modernen, bessern Lyrik und stiegen gleich einem Bache mit eingelegten Flüchten durch ein Schweizerthal. „Frühlingsliebe" (Titel eines zweiten Cyklus) ist ja des Dichters Element; wie dürfte sie in der neuen Sammlung fehlen? „Winterbilder" (S. 11) sind kleine Natur- und Landschaftsgemälde, in denen freilich die Matthisson-Salis'sche Manier völlig antiquirt ist. In dem Abschnitte: „Heimliche Liebe", ist es vorzuerkennen, daß wir nicht auf die jetzt so beliebt gemachte Liebesverzweiflung stoßen, und die „Spaziergeldverse Erinnerungen" sind Variationen über dasselbe Thema. Wenn das gefühlvolle Abendlied (S. 28) und manches Andere an Goethe und seine Dichterweise erinnert, so wollen wir dies als einen Beweis ansehen, daß der Hr. Verf. sich Fremdes mit Leichtigkeit aneignet und mit seinem Wesen zu verschmelzen weiß. Als ein Specimen echten Humors'd, den man ja anderswo auch so sehr an dem Verf. gerühmt hat, möchten wir: „Biersinnliet und Ofengabet" (S. 54) und „Dichterfludt" (S. 68) bezeichnen, sowie unter den „Weinliedern" in dem Liede: „Von den vier Temperamentis", die via comica sich reich entfaltet. Dagegen ist in „Trinkers Litanei" nicht sehr grazios geschertzt. Wenn sich überhaupt Trinklieder, deren hier mehre geboten werden, mit dem abgedroschenen: „Trinke, freunde, trinke s... w., wie es hier S. 82 geschehen, anfangen, so muß Das, was dieser trivialen Aufforderung folgt, schon sehr neu und genial sein, wenn man einem solchen Liede seine Stelle in einer 1837 erschienenen Sammlung anweisen will. Es konnte hier füglich wegbleiben. Die antithetischen Reflexionen in „Der Welt Lauf" (S. 76) sind dagegen ganz an ihrer Stelle und machen der innern Lyrik Ehre. Ein Zischmirt — dem Liede: „Kindertieder, d. h. Lieder für das junge Deutschland von drei, vier bis fünf Jahren". Hier wird der Dichter mitunter, indem er sich zu den Kindlein niederkauert, selbst ein kleines Männlein, und sein Streben nach Popularität und Verständlichkeit wird Plattheit; nur zwei Nummern machen hiervon eine Ausnahme, nämlich das echte Kinderlied: „Die Biene" (S. 105), und „Der beiden Täubchen Tod" (S. 110), die den Stempel einer kindlich-rührenden Einfalt tragen. Der letzte Abschnitt heißt: „Zum Buche der Liebe". Die Lieder desselben vergleichen wir kleinen, zarten Rosenblättern, welche die Hand der Charitinnen in die Frühlingslüfte streut, z. B. S. 127:

Zurück kann nicht der Gießbach fließen,
Er brauset in das Thal hinab.
Wenn meine Lieder Dir ergießen,
So ist mein eigen Herz ihr Grab.

Solcher allerliebsten Gedanken und Empfindungen finden sich viele hier; mitunter aber verirrt sich das Gefühl in einem Labyrinthe von Spitzfindigkeiten, die allemal ein Frösteln in die Frühlingsempfindung bringen. Am Schlusse findet sich ein Inhaltsverzeichniß, aber nicht nach den Überschriften zubricket, sondern nach altem Brauch sind die Liederanfangsworte abgedruckt, wodurch vielleicht angedeutet werden soll, man gebe hier ein Liederbuch fürs Volk. Wenn es wahr ist, was der Verf. vorn sagt: „Denn die Lieder sind mein Leben, eins geworden sind die beiden", so ist hier auch echte Liederpoesie, die sich jedem Verständigen und Fühlenden geltend machen wird.

34. Gedichte von Karl Schelthorn. Halle, Kümmel. 1837. 8. 1 Thlr.

Wir haben hier eine ziemlich dickleibige Sammlung von Poesien und sogar in zweiter, vermehrter Auflage vor uns, herausgegeben von des früh verstorbenen Dichters Sohn, Hildebert Schelthorn, der den Gedichten eine Biographie des Vaters vorangeschickt hat, die ein Denkmal kindlicher Pietät, aber keiner gewonnen Feder enthalten ist. Feuaul, dem das Buch bedeiert ist, und Jean Paul Friedrich Richter wurden Beide ersucht, ihr Urtheil über den Dichter abzugeben. Gewiß waren Beide in einiger Verlegenheit deshalb. Letzterer, gütig und mild, lobt in einem hier abgedruckten Briefe Manches in den Gedichten, gibt aber doch wohlmeinend den Rath: „Kürzen Sie künftig Ihre Lieder mehr ad — ringen Sie nach größerer Gedankenfülle, und nehmen Sie nicht Ein Bild noch" u. s. w. Mit dem Einen ist Goethe gemeint. Ref., der unbefangener als der befragte Jean Paul reden kann, notiete sich während des Lesens Folgendes über das Buch: Selten fliegen die Rhythmen, sie gehen gewöhnlich und zwar oft einen ziemlich holperigen Gang. Nicht selten schleppt sich ein prosaisch-matter Gedanke durch Bild und Bilderstag, oder bämpft mit lauem Wasser die Flamme der Begeisterung. Offenbar erkennt hier die Klänge aus alter Schule; selbst in Gedichten, welche versuchen, der Sangweise der Neuern anzustimmen, klingt die alte Manier und der alte Geist hindurch. So misicht sich zwar ein Fouqué-Novalis'sches Wesen und Treiben in dies und jenes Lied, und Maria, die Schmerzensmutter, spielt eine große Rolle und nimmt viele Blattseiten in Beschlag; aber der fromme, glühende Liebesbauch jener Beiden ist hier matt und schwächlich, ja, wir stoßen auf mehr als eine Stelle in diesen Muttergottesliedern, die im Stande wäre, ein schönes Bild Maria's in unserer Seele auszulöschen. Dazu kommen unreine Reime, wun-

Digitized by Google

derliche Constructionen und verfehlte Wortbildungen. „Phantasie am Clavier" (S. 125), nimmt einen Anlauf zum Aufluge, aber bald senken sich die Schwingen todesmatt. In dem Weinliede (S. 138) will sich eine gewisse Originalität ans Licht ringen, aber es bleibt blos beim Wollen und Streben. Die Jäger- und Trinklieder nebst den Liedern an den lieben Mond bewegen sich sämmtlich in dem ausgefahrenen Gleise der Alltagsphrasen, der hausbackenen Gefühle und Lieblingsinterjectionen. Keine der Romanzen und Balladen ladet zur Composition ein; denn es ist keine Musik in den Versen und kein ausgezeichneter Stoff da, weshalb keine das Herz erwärmt oder das Gemüth mit einem Schauer durchdringt. Die Epigramme und Elegien dagegen söhnen uns mit manchem Verfehlten aus. Schon die erste Elegie, an Goethe, dessen Studium hier auch besonders hervorleuchtet, hat schöne Stellen. Überhaupt müssen wir mit Vergnügen anerkennen, daß in diesen Dichtarten eine verständige Lebensphilosophie fürs Haus und eine Fülle treffender, freundlicher Bilder anzutreffen ist, sodaß es hier mit Recht heißt: Finis coronat opus. Hören wir nur, wie artig das Epigramm (S. 221) klingt, das noch nicht einmal zu dem Besten gehört:

Auf den Wellen des Nils schwamm ruhig ein Kästchen von Rohre,
Wiege und Sarg zugleich war es dem schlummernden Kind;
Aber die Schönen des Landes entzogen's den drohenden Fluten,
Und der Gerettete ward Herrscher und Führer des Volks.
So schwebt irrend der Nachen des Glücks auf dem Meere des Lebens,
Und der tosende Sturm wandelt oft Wiege in Sarg.
Schönheit und Liebe allein ziehn scherzend den Nachen ans Ufer,
Und den Beglücketen schmückt Rose und Lorber das Haupt.

Um unsern Tadel zu motiviren (denn ein armer Referent darf nicht wie Jean Paul zum Dichter sagen: „Einem Briefe und meinem Zeitmangel ist keine motivirte Kritik möglich!"), führen wir die gemeinen Formen mit dem Zeitworte: thun (S. 49, 135 u. 139), an: „Herz, was thust du ängstlich schlagen" u. s. w.; S. 187 findet sich die Construction: „Komm, ziehen wir zusammen dem Flusse hinan". Weiter unten finden sich die naiv klingen sollenden Worte: „Er zog sich die Decke übers Ohre" u. s. w. Solche Dinge sollten in Gedichten, die 1837 gedruckt werden, durchaus nicht vorkommen.

35. Gedichte von Karl Oscar Emmerling. Schleusingen, Glaser. 1837. 8. 8 Gr.

Dieser noch junge, frühlingsfrische Sänger der Liebe, der Freundschaft, des Heldensinns, des Patriotismus, der Natur und Kunst tritt uns insofern als eine eigne Zeitersheinung entgegen, als er entschieden in Bilderwahl, Farbenpracht, Sangweise, elegischer Stimmung und Form Schiller nacheifert, was, wie wir in den einleitenden Worten zu diesem Aufsatze bemerkten, jetzt selten der Fall ist. Wenn er S. 79 sagt:

Wie eine Lilienwiese
Um morgenrothe Höhn
Blüh'n Schiller's Paradiese
Voll lyrischem Getön.

Um Tiedge's hehre Feier
Schwebt Götterglanz und Ruh';
Ach, seine Himmelsleier
Führt uns dem Himmel zu!

so spricht er deutlich aus, welche Sterne seinem Musenwandel leuchten und wohin er strebt. Daß Er sich im Laufe der Zeit aus den süßen Banden, in die ihn die Schiller'sche und Tiedge'sche Muse geschlagen, lösen und selbständig singen werde, steht kaum zu erwarten, da alle Lieder einen Ton, einen Geist, eine Farbe haben; wir würden also Zeit und Mühe verlieren, ihm Regeln für seine künftige Dichterlaufbahn zu geben und hinsichtlich Dessen, was uns weniger angesprochen, ins Detail zu gehen; übrigens versichern wir, daß die Lieder fast alle ungemein ansprechend sind und wir nur bedauern müssen, daß der Verf. sich aus einer fremden Garderobe Kleider geholt hat, die doch nie so gut passen als die eignen.

(Der Beschluß folgt.)

Der literarische Zustand Polens zur Zeit Stanislaus August's.

(Beschluß aus Nr. 295.)

Ein großes und gemeinsames Verdienst der Literaten Poniatowski's war, daß sie die polnische Sprache der Verderbniß entrissen, in die sie durch die Epoche der latinisirenden Panegyriker und Macaronismen gerathen war; doch auch hierbei muß sogleich erwähnt werden, daß sie die Muttersprache, welche sie von dem Lateinischen, in dem sie freilich fast erstickte, gänzlich und mit Gewalt loszureißen suchten, in ihrem Baue erschütterten, indem sie nicht genug Bedacht darauf hatten, wie die polnische Sprache, vom Beginn ihrer Ausbildung an auf die lateinische Sprache gepfropft, an dieser heraufgewachsen, erstarkt und dadurch mit ihr in so enge Verwandtschaft gerathen war, daß sie von ihr, ohne großen Schaden zu leiden, nicht mehr losgemacht werden konnte. Nach solcher Erschütterung der Sprache aber mußten die hinzugekommenen Gallicismen mit der Zeit um so leichter Eingang finden.

Übrigens hätten diese Literaten ihr mühevolles Beginnen, die Sprache zu reinigen und zu glätten, sich ungemein erleichtert, wenn sie sich daran erinnert hätten, daß es schon einige Jahrhunderte vorher Menschen gegeben hat, die nicht nur rein und fließend, sondern mit Vollkommenheit Polnisch zu schreiben verstanden haben. Indem sie aber eine Ausbildung der Sprache erst zu beginnen glaubten, waren sie jenem Dorfastronomen gleich, der, ohne Kenntniß von Kopernikus' Lehren zu haben, sich brüstete, als er durch jahrelanges Nachdenken und viele Arbeit einen Theil von einer Theorie entdeckt hatte, die längst den Menschen gäng und gebe war.

Unleugbar ist, daß jene glücklichen Menschen der Jagellonischen Zeit eine wunderbare Kunst in der Behandlung der Sprache gekannt haben, die mit ihnen zugleich dahingegangen ist. Wer könnte sich mit ihnen messen, sei es in der Einfachheit, sei es in der Kraft oder in der Würde? Nur einmal hat Polen auf dem höchsten Gipfel seiner Macht gestanden, nur einmal ist seine Sprache wie ein Laut aus voller und freier Brust, in ihrer ganzen Gewalt und in ihrer vollkommenen Schönheit erklungen. Lese ich den Rej, Kochanowski, Górnicki, Wujek, Skarga u. s. w., da fühle ich mit ganzer Seele, daß ich ein lebender Pole bin, daß ich jenes große Vaterland mein nenne, welches „nachdem es große und edle Nationen in Eins verschmolzen hat, seine Herrschaft ausdehnt von Meer zu Meer, den Nachbarn ein Schrecken, das die Seinen wie eine Mutter auf Händen trägt und Keinem Leid zufügen läßt".*) Ich vernehme freudig die edle stolze Rede, wie ein Sohn seinem Vater zuhört, der von dem Ruhme seines Hauses, von den Tugenden und Ehren der Vorfahren redet. Wende ich mich hingegen den neuen Büchern zu und stelle ich sie neben die alten, so werde ich schon aus ihrer Sprache gewahr, daß Polen gestorben ist. Seine Macht ist vernichtet, sein Glanz ist erloschen, alle seine Schöne ist dahin! Gelingt es heutzutage Jemanden (was noch vor Kurzem Sniadecki und Ossolinski verstanden haben), einen Abschnitt in reinem Polnisch zu schreiben, auf Den wird mit Fingern gewiesen, über Den kann nicht Wunderns genug sein, als wenn es etwas Besonderes wäre, daß ein Pole Polnisch versteht. Diese Krankheit, die sich in unsern Tagen zum Unheile so sehr ausgebreitet, und welche die Sprache stufenweise so sehr abgeschwächt und verunziert hat, nahm ihren Anfang in den Schriftstellern zu Poniatowski's Zeit, welche dieser Vorwurf nicht träfe, wenn sie an der Literatur der Sigismunde festgehalten hätten.

Ein weiterer Unterschied der neuern Literatur mit der Ja-

*) Worte Skarga's.

Digitized by Google

gellonischen ist der, daß die letzte aus Italien kam, ein gesichertes, mächtiges Land in eigner Kraft vorfand, das noch an seiner Nationalität von keiner Seite angegriffen war, und dem Zeit gelassen wurde, das Aufgenommene in Fleisch und Blut zu verwandeln, was auch um so leichter wurde, da Polen vorher noch gar keine Literatur besessen hatte. In einem fast entgegengesetzten Zustande befand sich Polen, als Poniatowski's Literatur sich zeigte; nicht kam diese, wie die alte, aus dem Vatican zugleich mit den religiösen Gebräuchen und den Reliquien, sondern aus dem Palais royal mit den Modejournalen und Riechfläschchen. In ihrer ganzen Darstellung hat die Schriftstellerei zu Stanislaus' Zeit eine Ähnlichkeit mit dem künstlichen Pomp, der sich bei ungewöhnlichen Umzügen und schnellberrieteten Feierlichkeiten hervorthut, wo Alles auf den Effect berechnet und in Eil für den Moment bereitet ist. Da hält man die gemalten Blumen und die Papierwände einen Augenblick für echte, aber bei näherm Hinblick erkennt man nur zu bald die Illusion. Überhaupt bestand in der ganzen Literatur nichts Aufrichtiges, ihre Leichtfertigkeit war nur erborgt, den Franzosen nachgemacht und artete nicht selten in offene Unanständigkeit aus. Die Lustigkeit, nach der man so gewaltig Jagd machte, kam nicht von Herzen, sie entquoll mehr der Spottsucht als einem frischen Geiste; daher finden auch die Scherze (mit Ausnahme der des Krasicki) so wenig Anklang und reizen nicht zu dem kräftigen Lachen, das uns bei dem Durchlesen der herzinnigen Capitel einiger Jagellonischer Schriftsteller überrascht.

Ein Hauptgepräge der Literatur Poniatowski's darf hier nicht unerwähnt bleiben, ich meine ihr Hofleben. Will man auch die Verdienste dieses oder jenes Mäcen in verschiedenen Jahrhunderten und unter verschiedenen Völkern nicht in Abrede stellen, so muß doch eingestanden werden, daß die echte Kunst nur solche Pflege verträgt, wie sie das Kind bei den Ältern, nicht wie sie die Waise bei dem Ziehvater findet, eine die aus Liebe, nicht aus Gnaden geschieht. Die Literatur der Sigismunde war zwar auch in dem Hofleben befangen gewesen, aber auch dabei hatte sie sich an die Sitte des Volks angeschlossen. In früherer Zeit hatte das Hofwesen in Polen etwas Patriarchalisches an sich, nicht einmal befanden sich die Söhne der mächtigsten Häuser eine Zeitlang im Gefolge alter, um das Vaterland verdienter Bürger, denen sie an Vermögen und an Rang weit überlegen waren. Am Ende des 18. Jahrhunderts war nun ein ganz anderer Zustand eingetreten. Die Polykratie in Polen hatte durch den Lauf der Dinge im Lande und auswärts ihre alte Natur abgestreift und begann eine gewöhnliche, auf Geld gestützte Aristokratie zu werden, die nur hier und da auf historische Namen Bezug nahm. Früher pries der Poet Denjenigen, welchen er wirklich verehrte, er verherrlichte den mächtigen, von allen Nachbarn gefürchteten Monarchen; jetzt brachte er einem Könige seine Huldigung dar, der sich selbst vor dem russischen Gesandten beugte, jetzt war oft, wie aus den Versen Krasicki's: „An den König", ersichtlich, bei der Lobpreisung der Macht nicht einmal die gehörige Achtung der Person vorhanden. Früher stand der Monarch nach der Schrift da als eine von Gott verordnete Obrigkeit, jetzt galt er für einen Allen gleichen Philosophen und Philanthropen, der sich nur in bessern Glückszuständen befand.

Sollte ich nun noch das Hauptverdienst der Literatur Stanislaus August's mit einem Worte angeben, so würde ich sagen, es lag in der allmäligen Erweckung der Gemüther des ganzen Volks. Es wurde ohne Gottesfurcht, ohne Achtung des Glaubens und zum Theil zu wahrhafter Verderbniß der Sitten und zur Herabwürdigung des nationalen Geistes geschrieben, aber es wurde beständig und viel geschrieben, Allerlei wurde gesammelt, übersetzt, nachgeahmt, eine Masse von Büchern wurde unter das Volk hingeworfen und so für das Schriftwesen eine außergewöhnliche, gewaltige, 30 Jahre überdauernde Bewegung hervorgebracht. 9.

Miscellen.

Eigenheiten einiger großen Componisten.

Gluck fand die Begeisterung auf einer schönen Wiese. Ein Instrument vor, eine Flasche Champagner neben sich, schrieb er „Iphigenie", „Armide", „Orpheus" und seine andern Meisterwerke. Sarti schrieb in einem großen, von einer herabhängenden Lampe matt erhellten Saal. In der tiefen Stille der Nacht kam der Genius über ihn. Mozart componirte nie mit größerer Begeisterung, als wenn die Noth ihn drängte, wenn der Augenblick der Aufführung schon sehr nahe war. Cimarosa liebte Tumult und Geräusch um sich her; wenn er arbeitete, war es ihm angenehm, seine Freunde um sich zu sehen. Oft entwarf er in einer einzigen Nacht acht bis zehn herrliche Arien, die er sodann ausarbeitete, wenn er Besuch hatte. Grétry brauchte, um zu componiren, bald scherzende Freunde, bald den reizenden Anblick der Haine von Ermitage. Sacchini konnte nicht zehn Takte schreiben, wenn seine Frau nicht bei ihm saß und seine Katze, in welche er ganz vernarrt war, sich nicht schnurrend um ihn schmiegte. Paesiello componirte im Bette. Alle die Werke leichter Grazie dieses Tondichters sind unter Nachtmütze und Bettdecke entstanden. Zingarelli pflegte, ehe er an die Arbeit ging, eine Stelle in der Bibel, den Kirchenvätern oder einem classischen Schriftsteller zu lesen. Haydn, ein Freund der Einsamkeit, steckte den Ring an den Finger, welchen ihm Friedrich II. geschenkt hatte, setzte sich an das Fortepiano und schwelgte nach einigen Minuten in seinen schöpferischen Phantasien. Sorgenfrei, aber in Eisenstadt auf sich selbst beschränkt, genoß er in ihnen die höchste Glückseligkeit.

Von der Alchymie sagte bereits im 17. Jahrhundert ein Engländer:

Alchymia est ars sine arte,
Cujus scire est pars cum parte:
Medium strenue mentiri,
Finis mendicatum ire,
Vel in patibulo superbire.

Ein französischer Abt sagt von derselben, sie sei: „casta meretrix, quae omnes allicit et neminem admittit; ars sine arte, cujus principium est scire, medium mentiri et finis mendicare". Nach Henisch im ersten Theil „Teutscher Sprache und Weisheit" (1616) gehören zur Alchymie sechs Stück:

Bei Tag und Nacht taboriren,
das Feuer ohn' Unterlaß schüren,
Rauch und Dampf spüren,
sich selber inficiren,
das Gesicht und Gesundheit verlieren,
den Betrug mit betrübtem Herzen spüren.

Ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller raisonnirt also: „Was die Alchymisten suchen, das finden sie nicht, und was sie haben, das verlieren sie: sie verthun das Gut, die Zeit verderben sie, das Leben beschweren sie, den guten Namen schwächen sie, die Leute betrügen sie, ja viele derselben reiten auf einem Pferde von Hanf, als der Cajetani vor etlichen Jahren, zum Himmel zu."

Sorbière, Historiograph von Frankreich und übrigens ein armer Teufel, war ein Freund Clemens IX. vor dessen Erhebung zum Papst. Natürlich wurde aus dem Freunde ein Gönner, und Sorbière schmeichelte sich, durch Clemens in bessere Umstände zu kommen; auch erinnerte sich der Papst seiner wol bisweilen, doch nur um ihm Kleinigkeiten, Antiquitäten, Reliquien und dergleichen zu übersenden. Dies verdroß Sorbière endlich, und er sagte einst unmuthig zu einem seiner Freunde: „Man schickt einem Manne Manschetten, der kein Hemde hat; man schicke mir Brot, um die Butter zu verzehren, die man mir schenkt." 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 297. — 24. October 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 296.)

36. Gedichte von Theodor Baron v. Palochay. Pesth, Heckenast. 1837. Gr. 8. 16 Gr.

Bis zu S. 38 lasen wir diese Gedichte, die ihr Verfasser ursprünglich nicht für den Druck bestimmt hatte, wie sein Freund in einem Vorworte sagt, mit wahrem Genuß. Sie sind, dachten wir, das Product eines vom Leben wundgedrückten, etwas reizbaren und empfindlichen, aber doch reinen und schönen Herzens; es haucht aus ihnen eine tiefe Wehmuth und Trauer um früh entschwundenes Liebesglück, und die Sehnsucht nach dem Himmel, die sich hin und wieder so rührend hier ausspricht, ist befriedigt, indem ihr Verfasser nicht mehr unter den Lebenden wandelt; sie zeichnen sich überdies durch den Umstand aus, daß in ihnen keine gemachte Verzweiflung, keine moderne Effectjägerei ihr widriges Spiel treiben. Aber „Die alten Bekannten" (S. 38), haben uns genöthigt, ein anderes Urtheil zu fällen, und uns den früher empfundenen Genuß gänzlich vergällt, indem der Verf. von da ab mit einem Male heinisirt. Im „Buche der Lieder" nämlich lautet ein Lied von Heine:

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich in dem Garten herum;
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber bleibe stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen
Und schauen mitleidig mich an:
Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann.

Ist es ein Spiel des Zufalls, wenn der südostdeutsche Dichter hier singt:

Ich wandle unter den Blumen,
Die sprechen vielerlei,
Sie flüstern und kosen und singen
In süßer Melodei.

Es sind lauter alte Bekannte,
Die mich in früherer Zeit
Gar oft mit ihren Düften
Und bunter Zier erfreut.

Sie scheinen mich gar nicht zu kennen
Und schauen verwundert mich an:
Was will denn mit seinen Thränen
Der arme blasse Mann?

So endet auch „Frühling und Alpe" (S. 50) bei aller Lieblichkeit mit einem Heine'schen spitzfindigen Gedanken:

Erwacht ist der Frühling
Im tiefen Thales Kreise,
Doch oben auf Bergeshöhn
Da starrt's von ewigem Eise.

Es muß die Alpe mit Trauer
Ins warme Thal sich neigen,
Es möchte der Frühling mit Wonne
Hinan zur Alpe steigen.

— — — —

Umsonst sucht eines das andere
In Liebe sich zu verbinden,
Fast wie der Geist und das Herze,
Und können nimmer sich finden.

In „Erklärung" (S. 63) sagt er einem Freunde, der sich wundert, daß er nur trübe Gesänge stets zu Markte bringt:

Wie Ovidius ex Ponto,
Der mit seinem Leid gedahlt,
Sing' ich; denn noch mancher Conto
Liegt im Kasten unbezahlt.

„Das römische Grab" (S. 70) athmet auch Heine'sche überschwängliche Wort- und Effectmacherei:

Es brannt' eine ew'ge Lampe
Bekanntlich am römischen Grab,
Und eine Thränenurne
Die gab man mit hinab.

Meine Liebe zu dir im Herzen
Gleicht ganz der Lamp' im Grab,
Und ach! die Thränenurne
Ich in den Augen hab'!

Wenn er endlich auch einem Freunde S. 99 sagt:

Die Jugend, die schöne bausbackige,
Ist nächtlicher Weil' mir verschwunden,
Das Schicksal, das bittere, zackige,
Hat ziemlich den Geist mir geschunden.

so ist es, als habe er irgend eine Nummer aus dem „Buche der Lieder" paraphrasirt. Übrigens unterschreiben wir gern, was Baron v. Vörös am Schlusse der Vorrede von dem Dichter sagt: „Das Lob, das man gewöhnlich in solchen Vorreden spendet, möge dies Werk sich selbst verschaffen. Der je jung war, dem der Glaube noch mehr ist als der Credit und die Liebe mehr als eine Hoffnung auf Versorgung, den je eine jener Lebensmisheligkeiten getroffen, die man wie die in Rinden junger Bäumchen gemachten Einschnitte erst nach Jahren bemerkt: der nehme dies Buch zur Hand; nur für ihn ward es geschrieben, nur er kann es verstehen; es wird ihn rühren, trösten; er wird den Dichter erkennen in jedem dieser einfachen Lieder und in ihm den Künstler beweinen wie wir den Freund. Keinem Unwürdigen fließen diese Thränen; denn glaubt mir, der Boden, der diese Blüten getragen, hätte auch die erhabene Eiche erzeugt, es mangelte ihm nichts, als die Zeit!"

37. Frühlingsalbum. Lieder von Rudolf Hirsch. Leipzig, Engelmann. 1837. 8. 16 Gr.

In den pierischen Schöpfungen dieses südostdeutschen Frühlingssängers ist uns der Genuß durch nichts verkümmert wor-

Digitized by Google

den, indem er seinen eignen Weg geht und nirgend in Anderer Fußtapfen tritt. Freude an der Natur, Empfindungen auf einer Wanderung durchs Gebirg und Gefühle der Liebe — der ewig unerschöpfbare Quell aller Dichter der Vergangenheit und Zukunft — haben auch ihm den Stoff geboten. An Phantasie fehlt es ihm nicht; doch sind seine Bilder mitunter gesucht und kindisch. Oder ist die Stelle in der „Stickerin Natur" (S. 9):

Den Teppich, ach! so hoffnungsgrün,
So reich an Himmelsblumen-Zier,
Legt er zum Spiel den Kindlein hin,
Gibt ihn der Welt als Souvenir.

nicht etwas kindisch? Unedel aber ist das Bild (S. 92):

Auge! reiche Demantgrube,
Wenn die inn'ee Seele weint;
Auge! Kneipe tiefer Schande,
Wenn Verstellung drin erscheint.

Zu den bessern Productionen gehört „Der wunde Baum" (S. 59):

Welch altergrauer Baum!
Und doch sein Laub so grün?
Wie kann der alte Knab'
Im Lebenswinter blühn?

An seinem morschen Leib
Die Wunde hier, wie breit!
Und drinnen ausgehöhlt
Vom Mark sein Busen weit?!

Und lebst du noch, du Baum?
Das dacht' ich nimmermehr!
Und doch — denn du, mein Herz!
Bist du nicht selber leer?

33. Sämmtliche Dichtungen von J. H. v. Wessenberg. Fünfter Band. Stuttgart, Cotta. 1837. 16. 12 Gr.

Der ehrenwerthe Prälat, welchem wir vorliegende Dichtungen verdanken, ist in diesen Blättern bereits zu verschiedenen Malen als Mensch wie als Dichter charakterisirt worden; auch die vier ersten Bände sind von einem andern Mitarbeiter an diesen Blättern (Nr. 252 f. 1835) so beurtheilt, daß der Leser genügend in den Stand gesetzt wird, sich ein klares Bild von Wessenberg, dem Dichter und dem Menschen, zu machen; folglich kann hier die bloße Angabe Dessen genügen, was dieser fünfte Band den Verehrern eines Mannes bietet, der sein reges Gefühl für Natur und Kunst wie seine ungeheuchelte, klare Religiosität bald in beredte Prosa kleidet, bald in anmuthige Verse ergießt. Wie er an die Spitze des ersten Bändchens ein Epos: „Julius, oder Pilgerfahrt eines Jünglings", gestellt hat, so findet sich auch hier zuerst ein solches in fünf Gesängen unter dem Titel: „Irene, die letzten Kämpfe des siegenden Christenthums", ein wohlgewählter, anziehender Stoff. An der Hand der Geschichte führt er uns in eine Periode großer, universalhistorischer Entscheidungen, indem wir mit ihm die Zeit von Kaiser Konstantin und dem Apostaten Julian bis zum Regierungsantritte des Jovian durchwandern. Das Streben Julian's (er erscheint hier nicht so schrecklich, wie christliche Kirchenhistoriker ihn schildern), das bereits sinkende Heidenthum wieder zu heben, die Heuchelei des Kaisers Constantius, das Ringen christlicher Rechtgläubigen oder Schismatiker, die Charaktere von Männern und Frauen, die in der katholischen Kirche als Heilige gelten, werden hier in ein anziehendes Gemälde gewebt, in welchem Irene, eine schöne Athenienserin, die von ihrer Mutter Theone zur Christin gemacht ist, die Hauptfigur bildet. Sie liebt Euphranor, der jedoch den alten Göttern treu geblieben ist. Um den Verfolgungen der durch Julian aufgereizten Juden und Heiden zu entgehen, flieht sie mit ihrer Mutter nach Palästina, wo sie Trost findet am Grabe Christi, und wo sie zugleich den Tod Julian's erfährt, der bekanntlich, endend auf dem Schlachtfelde, zähnefletschend zum Himmel blickend mit den Worten starb: „Nazarener, du siegst!" Die Form ist die achtzeilige Stanze, die weich und rein dahinfließt. Eine nützliche und erfreuliche Zugabe sind die Anmerkungen, in welchen sich Citate, sowol aus Classikern und frühern Profanschriftstellern, wie aus neuern Historikern, bis auf die Touristen Chateaubriand und Lamartine herab, finden. Auf „Irene" folgen: „Bilder und Denkblätter aus Italien", die wir als Producte jener Reisen und Ausflüge betrachten mögen, welche der Verf. nach Frankreich, der Schweiz und Italien zu machen pflegt. Die Lieder sind in die mannichfaltigsten antiken und modernen Formen gegossen, denen die Kritik wol schwerlich etwas anhaben möchte. Unter den nun folgenden „Vermischten Gedichten" nennen wir als vorzüglich „Des armen Pfarrers Leiche" (S. 867) nach Lamartine, „An die Freiheit" (S. 325), „Am Morgen" (S. 339) u. a. Das Epigrammatische, das den Schlußstein dieser fünften Sammlung bildet, schließt sich würdig an das Frühere an, obwol wir nichts für unser Gedenkbuch daraus entnehmen konnten.

39. Gedichte von H. W. A. Rotzenberg. Bremen, Schünemann. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.

In diesen Liedern offenbart sich eine verständige und gemüthliche Reflexionspoesie, in welcher jedoch die Phantasie nur selten ihre bunten Merlinschlösser aufbaut; trotz dieses Mangels wissen sie sich mit der Vertraulichkeit eines wohlwollenden Freundes an unsere Brust zu legen und sich in unser Herz hineinzuschwätzen. Das bezeuge folgendes Frühlingslied:

Freunde, auf, das Herz zu baden!
Frühling gibt uns heut' ein Fest.
Jeder ist zu Gast geladen,
Der sich froh berücken läßt.

Virtuosen sind gekommen,
Amsel, Lerch' und Nachtigall,
Alle sind in Dienst genommen,
Eifern all' in Ton und Hall.

Bunt von Fackellicht und Kerzen
Glänzt der große, weite Saal.
Seid geladen, Menschenherzen,
Euch bereitet ist das Mahl'.

Lüfte gehn mit Freuden schwanger,
Athmet nur, ihr schlürft sie ein!
Auf dem großen Blumenanger
Müßt ihr nun die Bienen sein.

Auf zum Tanz und auf zum Reigen,
Wer hier ist mit mir zu Gast!
Frühling, unsre Lust soll zeigen,
Daß du wackre Gäste hast!

So möchten wir unter den Liedern auch den „Zuruf" (S. 47) ausheben. Im zweiten Abschnitt: „Liebe", zeigt sich der Verf. mehr objectiv und stellt uns Reliefbilder dar, die zum Betasten reizen. Doch ist das Lyrische nirgend in Schatten gestellt, und man sieht aus Allem, daß er mit Fug und Recht auf den Namen eines Dichters Anspruch machen könnte, wenn ihm unsere Zeit nicht eine Menge Aspiranten nach dem Lorber an die Seite stellte, die mit ihm auf gleicher Stufe stehen. Den 28 Sonetten müssen wir ein negatives und ein positives Lob ertheilen. Ein negatives: der Verf. verfährt beim Bilden derselben mit so weiser Vorsicht und Ökonomie, daß er, nach Goethe's Ausdruck, nie zu leimen braucht, sondern stets aus ganzem Holze schneidet, und daß die Pointe immer in den vierzehnten Vers fällt. Ein positives: sie verstoßen nirgend gegen die Form. Was dagegen die persischen Vierzeilen und Gaselen anbetrifft, so vermißt man in ihnen den orientalischen Geist, und wenn das Epitheton: persisch, fehlte, würde kein Mensch etwas Morgenländisches ahnen. Den Gaben in antiken Formen steht der Aufruf der Muse voran:

Den Flug der Ode, welcher zu Gott erhebt,
O Muse, leite meinem Gesange du,

Digitized by Google

Daß meine Seel' auf seinen Schwingen
Höher getragen, in Gott sich fühle!
— — — — —
Lehre mich Odengesang, o Muse!

Sehr spröde ist die Muse glücklicherweise nicht gewesen; aber ein Füllhorn ihrer Gaben hat sie eben auch nicht über ihn geleert. Die Hexameter und Pentameter klingen recht anmuthig. Unter den „Sprüchen und Lehrgedichten", die das Buch schließen, ist keiner und keins, was sich durch energische Kürze auszeichnete.

40. Gedichte von Gottfried Dürrefeld. Arnsberg, Ritter. 1833. 8. 10 Gr.

Hier stößt der Leser auf einen Nachzügler aus dem J. 1833. Der Grund der Verspätung liegt in dem Umstande, daß der Verfasser dieser Lieder noch vor Beendigung ihres Drucks in der Blüte der Jahre starb. Vier bis fünf Jahre haben sie auf dem staubigen Boden einer arnsberger Druckerei gelegen, bis die Pietät der Verwandten des Sängers sie da hervorgezogen, um ihm durch Veröffentlichung derselben ein kleines Monument zu setzen. Fern sei es von uns, dieses anspruchlose Monument mit einem lieblosen Tadel beschmitzen oder die Blumen dieses Grabhügels mit der Lauge einer bittern Kritik bespritzen und vergiften zu wollen; doch soll uns nichts hindern, ein Wort der Wahrheit über den Sänger zu sagen, dem der Tod die Lyra zu früh aus der Hand genommen. Beim Lesen dieser kleinen Sammlung von „Jugendversuchen" (so nennt sie der Dichter in einem Vorworte selbst) drängte sich uns die Bemerkung auf, daß bei vielen derselben die Feile nöthig gewesen wäre; indessen konnte dies, nach des Dichters eigner Entschuldigung, nicht wohl stattfinden, indem die Gedichte nicht allein während einer lebensgefährlichen, langwierigen und das Nervenleben niederdrückenden Krankheit entstanden, sondern der Verf. auch von einem bösartigen Augenübel befallen wurde, welches ihm sogar eine fleißige Correctur unmöglich machte. Hätte er nun einen einsichtsvollen Freund gehabt, oder hätte er die Sammlung noch einmal kritisch durcharbeiten können, so würde es ihm nicht unbekannt geblieben sein, daß sich manches Schwülstige, Geschraubte, ja Pedantische, namentlich in den reflectirenden Gedichten findet, sowie daß manches wunderliche Versmaß und manche gezierte Wortbildung manchen schönen Gedanken entstellt und ungenießbar macht. Man vergleiche (S. 73) „An die Natur", ein Gedicht, dessen wunderliche Form dem Geiste Eintrag thut. Dabei wollen wir aber die Gemüthlichkeit und Gefühlsinnigkeit nicht verkennen, die wie ein Strom mit warmen, weichen Wellen das Ganze durchrinnen; auch zeigt sich der Unmuth und jene überspannte Reizbarkeit, die dem gestörten Organismus eigen ist, nirgend in diesen Gedichten, blos „Kampf" (S. 16) bekundet ein zerrissenes Innere, was uns mit tiefer Wehmuth erfüllt. In zwei Gedichten: „Felsenthal" (S. 31) und „Das Dörfchen" (S. 48), finden sich anziehende Naturmalereien; wer sich mit solcher Innigkeit an die Natur zu schmiegen und in ihre Schöpfungen so tief hineinzublicken weiß, wie es hier geschehen, der hat unbezweifelt das Talent des poetischen Schaffens und bekundet überdies einen edeln Charakter als Mensch. Wie er als Dichter denkt, fühlt und schafft, zeigt sich auch in mehren Stellen der „Schlußbetrachtung der Reiselieder" (S. 47), woraus zugleich eine Selbstkenntniß hervorleuchtet, die sich nicht überschätzt und einen bescheidenen Sinn bekundet. Das Vorwort vor den in der Form sehr verfehlten Sonetten:

Reiche, lieber Leser, dir
Zwei Sonettenkränze hier,
Sind die ersten, die ich wand,
War noch ungelenk die Hand.
Statt der Blümlein, schmiegsam, fein,
Schlich sich manche Distel ein;
Zürne doch, mein Lieber, nicht,
Wenn dich auch ein Distlein sticht,
Distelstechen nutzt oft baß
Als gesunder Aderlaß.

ist ganz geeignet, die Kritik zu entwaffnen, und was die Balladen und Romanzen anbelangt, die zuletzt stehen, so sind sie nicht sowol Darstellungen von Ereignissen und Handlungen als vielmehr Lebensbilder und objective Schilderungen von Zuständen und Situationen. Das Beste, ja vielleicht das Beste der ganzen Sammlung, ist das Lied: „An den Schlaf" (S. 88), das wir hier mittheilen:

Sternentiefe, heil'ge Stille
Ruht in Berg und Thal,
Und des Tages Lebensfülle
Schläft nun allzumal.

Süßer, holder Schlaf des Lebens,
Gib auch mir nun Ruh',
Deck' die Thräne meines Strebens,
Mir die Augen zu!

Und in Mondes mildem Lichte
Spielet See und Baum,
Und die Flur wird zum Gedichte,
Wirklichkeit zum Traum.

Laß, o Schlaf, auch mich so träumen,
Wie's im Mondlicht webt
Und in sternenvollen Räumen
Auf- und niederschwebt!

Have, have, pia anima!

41. Gedichte von Heinrich Grünig. Breslau, Richter'sche Buchh. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 21 Gr.

So lange Männer wie Hr. H. Grünig das Musenreich in Schlesien cultiviren, so lange machen sie dem Martin Opitz von Boberfeld keine Schande; denn obwol uns aus diesen Liedern kein os magna sonaturum entgegentönt, oder auch ihr Verf. als Opitz's geistiger Descendent keine neue Dichterschule gründen wird wie dieser; obwol man fast allen Liedern das Studium Schiller's ansieht und anhört, und wider alles Vermuthen Goethe und Salis den Kopf durch die hier geflochtenen Laubenzweige stecken, so tritt uns dennoch eine poetische Persönlichkeit entgegen, die wir unter der Dichterlegion der Mitwelt nicht gleichgültig übersehen oder vornehm abfertigen können. Schon der Umstand, daß er keine hoffärtige Ansicht über sich selbst und sein Poetentreiben hat, muß uns für den Verf. einnehmen; denn am Schlusse eines artigen Liedes: „Am Musenfeste" (S. 247), urtheilt er, die Muse apostrophirend, über sich selbst:

Und was bin ich denn endlich dir?
Wirst du mich wol fragen.
Sieh, das kann so laut ich hier
Wahrlich dir nicht sagen;
Aber gukst bei Sternenschein
Still du in mein Kämmerlein,
Will ich dir's vertrauen.

Denke da ein Würmlein mich
Mit gelähmtem Flügel,
Was so gern erhöbe sich
Über Thal und Hügel,
Um auf warmen Sonnenhöh'n
Einmal nur dir nah' zu steh'n
Und dann gern zu schweigen.

Die captatio benevolentiae, die der neuauftretende Dichter sonst gern vorläufig als Hebel anwendet, ist hier bis zuletzt aufgespart, indem es (S. 374) in einem „Abschiede" heißt:

Mögt, Freunde, ihr in meinen kleinen Gaben,
Entbehren sie auch hoher Dichtung Glanz,
Manch Blättchen dennoch gern gefunden haben.
Daraus zu winden der Erinn'rung Kranz;
Ich bin belohnt und fühle mich zufrieden,
Seid von dem Büchlein freundlich ihr geschieden.

Digitized by Google

In der That haben wir hier mehr als ein Blättchen gefunden, das sich gar fein in den Kranz der Erinnerung flechten läßt, und sind von dem Büchlein, das sich, wie die eben bemerkte Seitenzahl documentirt, wol ein Buch nennen läße, freundlich geschieden. In Folge dieser Freundlichkeit würde das allgemeine Urtheil über den Verf. also lauten: Er ist als Mensch nicht blos dünkellos und höchst bescheiden, sondern auch in Gedanken und Bildern streng sittlich, indem alle seine Productionen mit dem Firniß ethischer Spiegelglätte überzogen sind. Er bekundet als Philosoph eine gesunde, heitere Lebensansicht, die da lehrreich das „Carpe diem" und „Quit sit cras fugiendum" des Venusiners auseinandersetzt und commentirt. Er zeigt als Dichter jene naive Gemüthlichkeit, die sich dem Leser weich und wohlthuend ans Herz legt, eine frische Phantasie, die nirgend in excentrischen Kreisen sich bewegt, ein frommes Gefühl, das nirgend im lauen Gefühlsdunste des Mysticismus schwimmt, rhythmischen Schwung, Gedankenklarheit, Reimesreinheit und kühle Besonnenheit beim Gebrauche der Feile. Was will man mehr? Indessen sollen uns Hindeutungen auf das Besondere und Einzelne Modificationen in diesem allgemeinen Urtheile geben. In „Der Ältern Grab" (S. 9) herrscht naive, rührende Herzlichkeit. „Der Tausch" (S. 18) erscheint als eine ansprechende Paramythie: der Tod begegnet einem Wanderer, bietet demselben seine Sichel, müde des Mähens, an und verlangt dagegen den Wanderstab, worauf der Wanderer erwidert:

Trittst du einstens bei mir ab,
Laß draußen deine Sichel liegen
Und nimm dann stille meinen Stab.

„Der Frühling" (S. 25) erinnert allzu sehr an Schiller's „Klage der Ceres", wie überhaupt Vieles in Form, Bild und Gesangsweise an unsern Nationaldichter mahnt, z. B. (S. 248) „Glaube", oder das unaufhörlich erneute Phantasie- und Bilderspiel mit den jetzt antiquirten mythologischen Gestalten aus Hellas und Latium. Den „Göttern Griechenlands" von Schiller wird S. 116 ein apologetisches Christenlied unter der Aufschrift: „Unser Gott", entgegengestellt, wo der Verf. abermals einen Spielraum für die Aufstellung Schiller'scher Gedanken und Bilder gewinnt. Eine Strophe heißt:

Ist nicht eines Gottes Sohn gestiegen
Von des Himmels Höhen uns herab?
Nacht und Dunkel kam er zu besiegen
Mit der Liebe sanftem Hirtenstab!
Mit den Menschen und dem ewig hohen
Weltenbauer knüpft er einen Bund,
Und des Himmels Wonne ward dem frohen,
Gläub'gen Menschenherzen kund.

„Das Grab" (S. 160) ruft uns Salis' Sangweise nur zu lebhaft zurück, sowie auch das „Trinklied" (S. 368): „Hier sind wir versammelt zu fröhlichem Thun; ergo bibamus", gänzlich nach dem Goethe'schen geformt ist, was den Belesenen sehr stört. Unter den Trink- und Geselligkeitsliedern im letzten Abschnitte sind viele, denen die Originalität mangelt, und unter ihnen scheint „Noah's Testament" dem bekannten Liede von Kopisch: „Als Noah aus dem Kasten kam", nachmusicirt zu sein. Unter den sonst so gefälligen heitern Liedern, welche rosige Philosophie athmen und vernünftige Lebensansichten bekunden, wie z. B. S. 124, 150, 157 und 264 sind die meisten, so scheint es, entstanden aus einer nahen Befreundung mit der Sang- und Dichtweise des weimarischen Stephan Schütze, und wir sehen uns gedrungen, in dieser Beziehung den Verf. zu bitten, sich in Zukunft mehr an den Flammen der selbsteignen Brust zu erwärmen, oder sich nie den Mantel eines Fremden zu borgen, da es ihm nicht an eignen guten Garderobestücken fehlt. Romanzenartig klingen „Hermann und Bertha" (S. 46) und „Sünde und Liebe" (S. 109). In „Schuhdrücken" (S. 222) ist der Scherz viel ungezierter und leichter als im „Tafelliede" (S. 145) mit seinen krausen Reflexionen und Bildern, von denen einige obtorto collo herbeigeschleppt sind. Als von fremdartigen Stoffen gesäuberte und gelungene Stücke bezeichnen wir endlich: „Das reine Herz" (S. 34), „Wunsch" (S. 63), „Die Lebensweisen" (S. 91), „Die Entschlafenen" (S. 95), „Die greise Nonne" (S. 123), „Der Sonnabend" (S. 230), „Das Nest" (S. 233) und „Das Schicksal des Schönen" (S. 237). Somit können wir behaupten, daß jener unsichtbare Zauberschlüssel, dessen der Verf. im „Geschenk" (S. 204), erwähnt, und den gute Feen manchem Kinde schon in die Wiege als ein zartes Weihgeschenk legen, auch ihm zu Theil geworden ist; nur schließe er mit demselben öfter die allertiefsten Kammern der eignen Brust auf und gebrauche ihn nicht, um die Zaubergärten Anderer sich zu öffnen, wie es hier nicht selten geschehen. *) 100.

Notiz.

Des heiligen römischen Reichs Honigseim und Bienengarten.

So ziemlich in der Mitte von Deutschland liegt Nürnberg, und die Gegend umher ist zum Theil noch jetzt sehr waldig, mag es aber noch viel mehr in alter Zeit gewesen sein. In diesem „Wald bei Nürnberg", wie es hieß, fand nun auch starke wilde Bienenzucht statt, und zwar stand diese einer besondern Anzahl Landleuten zu, welche die Zeidler hießen, sowie ihre Güter den Namen Zeidlerhuben (Zeidlerhufen) führten. Die Waldung wurde als „der Bienengarten des Reiches" in alten Urkunden bezeichnet, oder auch wol der „Bienencrapf" genannt, und die Zahl aller solcher Güter betrug gegen funfzig. Sie hatten im Laufe der Zeit die Freiheit von allen Abgaben erhalten, indem sie blos durch ihren „Zeidelmeister", welcher zugleich die Gerichtsbarkeit verwaltete, jährlich etliche Maß Honig an das Reich einlieferten und dem Reiche, wenn ein Aufgebot zum Kriege stattfand, mit sechs Armbrüsten dienten. Im J. 1350 verpfändete der Kaiser Karl IV. „des Reichs Honiggeld" für 200 Mark an den Burggrafen von Nürnberg, und es scheint also der Honig entweder nicht in natura gegeben oder der vom Kaiser bestellte Zeidlermeister angewiesen gewesen zu sein, ihn zu verkaufen und den Erlös dafür an die kaiserliche Rechnungskammer einzuliefern. 1427 übertrug der damalige Burggraf wiederum seine vom Reich nicht eingelöste Pfandgerechtigkeit durch Substitution an den Rath von Nürnberg, und bei ihm ist sie dann so lange geblieben, bis die Sache im Laufe der Zeit, sowie nach und nach der Wald gelichtet worden ist, von selbst aufhörte. Die Zeidler waren aber zu ihrer Zeit im deutschen Reiche sehr angesehen und namentlich vor keinem Richter zu stehen schuldig als vor ihrem Zeidelmeister, der jährlich zweimal zu Feucht, einem Flecken, Ostern und Michaelis, Gerichtstag hielt, indem er sich aus den „Zeidlerhuben" 12 Schöffen zugesellte. Im Falle sie zum Kriege entboten wurden, was nur „zwischen den vier Wäldern auf Gnad" (?) geschah, erhielten sie die Pfeile zu ihren Armbrüsten und die „Kost vom Hof" (des Kaisers?). „Wo das nicht geschehe, sind sie ihres Dienstes ledig." So erzählt Johannes ab Indagine in seiner „Beschreibung der Stadt Nürnberg" (1750, S. 514 fg.), nach einem alten Manuscripte, welches ihre Rechte und Freiheiten aus dem J. 1350 anführt, und nach einer Abhandlung, welche Schwarz „De butigulariis, praecipue iis, qui olim Noribergae floruerunt" (Altorf 1725) geschrieben hat. Butigler **) hieß der vom Kaiser eingesetzte Obman des Zeidlergerichtes, an welchen von dem Zeidelmeister und seinen Schöffen appellirt werden konnte. An seine Stelle setzte der nürnberger Rath den Amtmann des Waldes von St.-Lorenz. 15.

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im December. D. Red.

**) Buticularius oder auch Butigularius (pocillator, magister pincernarum, pincernaeus, scancio, scancionarius, comes scanciarum). Erzschenke bei den deutschen Kaisern des Mittelalters, der zugleich eine Art Kanzleidirector war, indem er die Befehle den Unterrichtern bekannt machte und die Urkunde unterschrieb. (Pierer's „Encyklopädisches Wörterbuch", Bd. 4, S. 566.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 298. —— 25. October 1838.

City of the Czar.

Unter diesem Titel ist vor Kurzem von Hrn. Thomas Raikes ein Buch herausgegeben worden, in welchem von der Politik und dem gesellschaftlichen Leben Rußlands nicht uninteressante Darstellungen entworfen werden. Den größern Theil des Buchs macht der Wiederabdruck von Briefen aus, welche der Verfasser 1829 und 1830 von Petersburg in die Heimat schrieb, den interessantern aber ein Anhang, worin er eine, freilich vom torystischen Standpunkte aus, aber nicht ohne Geist und Kenntniß, und mit dem Bestreben nach Unparteilichkeit geordnete Übersicht von den Ereignissen seit der Abfassung jener Briefe, sowie Erläuterungen über manche in denselben ausgesprochene Ansichten gibt. Da er selbst sah, selbst beobachtete, so verdienen seine Mittheilungen Beachtung. Von seinen 1829—30 aufgestellten Behauptungen hat die Folgezeit manche als richtig erwiesen, manche aber auch nicht; vielleicht daß Hr. Raikes auf eine andere Politik des britischen Cabinets gerechnet hatte; acht Jahre haben aber Rußland bedeutend vorwärts gebracht und ihm eine Stellung angewiesen, die von der im J. 1830 weit verschieden ist. Damals glaubte Hr. Raikes sich noch zu dem Schluß berechtigt, es würden außerhalb Rußlands sich Hindernisse finden, welche dessen Fortschritte, die Ausdehnung und Erweiterung von dessen Macht hemmen würden; er hatte Rußland in Künsten, Reichthum und Handel hinter dem übrigen Europa weit zurück, hatte seinen Schatz leer, seine Seemacht unwirksam und in ihrer innern Kraft dem äußern Aufwande lange nicht entsprechend, hatte das Landheer desorganisirt und durch Krankheiten und Krieg geschwächt gefunden und durfte wol die Folgerungen machen, welche er sich erlaubte. Hierbei brachte er allerdings die Hülfsquellen zu wenig in Anschlag, die das Land in sich selbst besitzt, dachte von den Talenten des Herrschers und seiner Diener viel zu gering; aber auf der andern Seite konnte er auch nicht voraussehen, daß das kräftige Auftreten der russischen Regierung einer solchen Schwäche im Auslande begegnen würde. Einseitig ist es nur, daß er Rußlands Machtzuwachs allein dem Umstande zuschreibt, daß seit 1830 die Whigs und nicht die Tories das Steuer von England führten; denn es läßt sich fragen, ob auch die Tories dieses Wachsthum verhindert haben würden, ob dasselbe nicht eine in der innern Entwicklung von Rußlands Kräften und in der Persönlichkeit des Autokrators begründete Erscheinung ist. In Bezug auf die Änderung des englischen Cabinets und den Eindruck, welchen dieselbe auf die nordischen Höfe hervorbrachte, äußert Hr. Raikes übrigens:

Diese Änderung ist den drei großen Mächten wenigstens sehr unwillkommen. Der Herzog von Wellington, der seit Napoleon's Sturze mit den Herrschern Europas Hand in Hand auf die Ausgleichung von Schwierigkeiten und die Versöhnung streitender Interessen hingearbeitet hat, würde ihnen größeres Vertrauen in dieser kritischen Zeit eingeflößt haben; ein Vertrauen, das sich bei ihnen auf die Überzeugung von der zum Sprüchwort gewordenen Rechtschaffenheit und Geradheit seines Charakters stützt, von der sie ihn auch in den verwickeltsten Verhandlungen nie weder rechts noch links haben abweichen sehen. Eine hohe Person, die ihn zu Wien kennen lernte, äußerte von ihm, er habe auf dem Congresse die schlauesten Diplomaten dadurch irre gemacht, daß er allemal so sprach, wie er es meinte. An der Stelle dieses ihres geprüften Rathgebers und Beistandes neue, in den Geschäften unerfahrene, mit dem Zustande Europas unbekannte Männer findend, die noch dazu den von ihnen selbst gefürchteten Ideen des Tages folgten, erblickten sie jetzt in England mehr Frankreichs als ihren Verbündeten, und Ludwig Philipp, der sich zwischen Republikanern und Karlisten noch nicht sicher wußte, suchte begierig die Stütze des neuen britischen Cabinets, um sich auf seinem Throne zu erhalten; er schmeichelte sich dabei mit der doppelten Hoffnung, daß die liberalen Grundsätze der Whigs der einen Classe seiner Unterthanen gefallen würden, während die andere vielleicht in dem in England noch herrschenden aristokratischen Geiste eine Bürgschaft erblicken dürfte, daß Er, wenn auch kein zweiter Monck, doch wenigstens ein Anhänger der Hauptgrundsätze der alten Monarchie werden würde.

Herr Raikes führt dann weiter aus, wie die veränderte Politik des britischen Cabinets den Zar bald überzeugte, daß auf dasselbe in der Bekämpfung des revolutionairen Geistes in Europa nicht mehr zu rechnen sei.

Besonders — sagt er — kränkte es ihn, Holland dem neuen französischen Throne, für den die Belgier bewaffnet wurden, aufgeopfert zu sehen, sowie die Härte, welche England auf der londoner Conferenz gegen Holland zeigte, und es war damals, wo ihm die bedeutungsvollen Worte entfuhren: „La Turquie maintenant sera notre Belgique"; Worte, die seitdem nur zu sehr in Erfüllung gegangen sind. Rußlands Politik hat seitdem einen sehr entschiedenen Gang genommen, seine Mittel sind außerordentlich vergrößert. Auf einen Wink vermag die Flotte zu Sebastopol eine Division von 16,000 Mann an Bord zu nehmen, die zu diesem Behuf ganz in der Nähe ihre Cantonnirungen hat. Binnen 24 Stunden kann die Einschiffung stattfinden, das Geschwader alsdann am folgenden Tage

Digitized by Google

unter Segel gehen und, da Süd beständig Nordwinde auf dem schwarzen Meere herrschen, 48 Stunden später sich an der Mündung des Bosporus befinden. Eine solche Expedition würde in fünf Tagen an dem Orte ihrer Bestimmung ankommen, d. h. die Dardanellen und Konstantinopel würden besetzt sein, bevor der englische und französische Gesandte bei der Pforte von der Bewegung eine Anzeige erhalten hätten. Das englische Cabinet würde sich in den Händen des Ländern des Continents zu seinem Princip gemacht und in Spanien und Portugal damit erreicht, daß die Engländer in dem einen Lande verabscheut, in dem andern ermordet werden. Als Fürst Talleyrand in London um die Bedeutung des Wortes: Nichtintervention, gefragt wurde, welches damals zur Zeit der Conferenz alle Tage gehört wurde, antwortete er: „C'est un mot économique, philosophique et politique, qui signifie à peu près *intervention*", und die englischen Minister *) haben sich an diese Erklärung gehalten, aber nicht Rußland gegenüber. Gegen diese Macht führte man eine Art von Steckna deln- (coups d'epingles) Krieg, in dem kein Blut floß, der aber dennoch wehthat und den Kaiser bewog, jene Vorsichtsmaßregeln, jene Rüstungen zu treffen, deren er jetzt im Osten so furchtbar ist. Man zog das Schwert nicht gegen Rußland, aber für die mit Rußland im Kampf begriffenen Völker; aber man zeigte ihm in Allem einen malus animus, der nothwendig Erbitterung hervorrufen und zur Vorsicht auffordern mußte. Es wurde auf der Conferenz, im Parlamente, in den öffentlichen Blättern, bei öffentlichen Verhandlungen ein einer großen Nation unwürdiger Wortkrieg geführt, der Rußland nicht schadete, aber seinen auf seinen Hut sein lehrte, sodaß, wenn es einmal zum Bruch kommen sollte, man zu spät erkennen wird, daß es unterdeß alle Vorkehrungen getroffen und Alles vorbereitet hat, um den Kampf aufnehmen zu können.

Im Jahr 1830 — bemerkt Hr. Raikes weiter — besaß Rußland nur die Trümmer eines Heeres; 1857 vermag es zur bloßen Unterhaltung, zur Vertheidigung einer mäßigen Schanzlinie den ungeheuren militairischen Pomp zu Wosnessensk zu entfalten, während außerdem zahlreiche Heere am Kaukasus und in Polen oder in andern Theilen des Reichs stehen, die entfernten Horden der Kosacken ungerechnet, welche jeden Augenblick aufgeboten werden können. Im J. 1830 war Rußland in Künsten und jeder Art nützlicher Industrie hinter allen übrigen Völkern weit zurück; seit Jahren sollen selbst in Moskau und andern Gouvernements bereits Fortschritte gemacht, welche die auf fremde Erzeugnisse gelegten Abgaben aufzuheben und mit denselben zu concurriren erlauben, oder, wenn dies auch noch nicht der Fall sein sollte, doch einen unbestreitbaren Aufschwung der Industrie bekunden. Im J. 1830 deutete Alles an, daß Rußland weder die Macht noch den Wunsch hätte, seine Eroberungen zu erweitern, und 1857 erblicken wir eine gewaltige Flotte im schwarzen Meere, einen Krieg in Tscherkessien, erblicken Rußland kraft des Vertrags von Unkiar Skelessi im Besitz der Schlüssel zu den Dardanellen und im Besitz eines Einflusses bei der Pforte, gegen den keine europäische Diplomatie aufzukommen vermag. Rußland, welches sich mitten zwischen den getheilten Völkern von Anatolien, Persien, Georgien und dem Kaukasus aufgestellt hat, hält fast den ganzen Landstrich, welcher das kaspische von dem schwarzen Meere trennt, inne und hütet mit der größten Wachsamkeit die Übergänge über den Kaukasus; daher die Eifersucht, mit der es die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere ansieht: es ist sich des Aufschwungs seines Handels bewußt und wird nicht eher ruhen, bevor es nicht den ganzen Verkehr an den Küsten des schwarzen und kaspischen Meeres mit gänzlicher Ausschließung von England zu seinem Monopol gemacht hat. **)

*) Ein anderes Beispiel gab ihnen die Republik der Vereinigten Staaten; in den Proclamationen der Gouverneure wurde stets der Grundsatz aufgestellt, daß kein Staat das Recht habe, sich in die innern Angelegenheiten eines andern zu mischen.

**) Wer aber hat mehr dazu beigetragen als England, daß es so ist.

Der bewaffnete Waffenstillstand, jener trügerische Friede, der seit 1830 in Europa herrscht und den die Mächte aus Furcht vor den Folgen nicht zu stören wagen, ist von Rußland sehr schlau ganz in der Stille dazu benutzt worden, im Osten jenes Schachbret in Stand zu setzen, auf welchem es fortan sein Spiel um die Herrschaft zu spielen gedenkt. Hätte zu Anfange dieses Jahrhunderts irgend Jemand vorauszusagen gewagt, daß Rußland 1857 die Dardanellen in seiner Gewalt haben, in Persien und Kleinasien eingedrungen sein, das schwarze Meer mit einer gewaltigen Flotte beherrschen würde, die jeden Augenblick in das mittellandische Meer einlaufen konnte; daß die polnische Nation dem russischen Scepter unterworfen, Konstantinopel eine sichere Beute sein würde, daß Rußland seine Religionsgenossen gegen die Autorität Östreichs vereinigt und eine Einmischung in die innern Angelegenheiten von Krakau verlangt hätte — der wäre als ein Narr oder ein Träumer behandelt worden. Und doch ist dies Alles geschehen. Rußland hat binnen 15 Jahren mitten im tiefen Frieden wichtigere Eroberungen gemacht als jedes andere kriegerische Volk durch wiederholte Siege. Die eine Hand hat es auf Persien, die andere auf die Türkei gelegt, mit dem einen Fuße steht es in Asien, mit dem andern in Polen.

Herr Raikes weist hierauf nach, indem er die Gefahren andeutet, die ganz Europa von Rußland bedrohen, wie diese kolossale Macht binnen 60 Jahren Gebietserwerbungen gemacht hat, die den Umfang des ganzen Reichs vor jener Zeit weit übertreffen. Was hat aber England, oder was hat Lord Palmerston gethan, fragt er, um diesem Wachsthum einen Damm entgegenzusetzen? Er hat eine Reihe von Staatspapieren, die dem russischen Archiv entnommen waren (das „Portfolio"), bekannt machen lassen, hat Emissäre in die mit Rußland im Kriege begriffenen Länder gesandt, und als ein englisches Schiff einer ungerechten und nicht anerkannten Blokade zu trotzen wagte und von den Russen wegenommen wurde, ward dies ganz in der Ordnung gefunden und der arme Agent, der sich auf den Schutz seiner Regierung verlassen hatte, seinem Schicksale überlassen.

Über das gesellschaftliche Leben und die vornehmsten Personen in Petersburg theilt Hr. Raikes viel Unterhaltendes mit, angenehmer freilich zu lesen, als es selbst zu erfahren. Der Reisende kommt in der Hauptstadt mit dem Austrufe jenes Franzosen an: „Ville superbe, que fais tu là?" und geht dann auf das in England unentbehrliche, in Rußland aber vortherschende, wo nicht ausschließliche Thema der Unterhaltung, das Wetter, über.

In der That — sagt der Verf. —, ein Klima wie dieses, welches nicht nur das Wohlbefinden und die Behaglichkeit, sondern auch das Leben der Menschen angreift, muß nothwendig der Gegenstand täglicher Sorge und Bekümmernis sein; die

England hat sich alle russischen Blokaden gefallen lassen. Am J. 1826 versicherte der König auf das bestimmteste in seiner Rede, die russische Flotte würde keine Feindseligkeit begehen, und im folgenden Jahre sah er sich genöthigt, zu gestehen, die Russen hätten es nothwendig gefunden, die Dardanellen zu sperren. England war Schuld, daß die türkische Flotte vernichtet war; England war Schuld, daß Diebitsch, als er mit einem durch Krankheit geschwächten Heere vorgerückt war, von wo er nicht mehr zurückkonnte, während er vor sich eine frische, ihm um das Doppelte überlegene Macht des Feindes sah, nicht blos ohne Schaden davonkam, sondern als Sieger dem Gegner Gesetze vorschrieb, dessen Hände durch die europäische Diplomatie gebunden waren.

Digitized by Google

Veränderungen des Thermometers werden daher mit einer wahrhaft ängstlichen Aufmerksamkeit betrachtet und machen den allgemeinen Gegenstand der Unterhaltung in allen Gesellschaften aus. Wir in England begnügen uns mit Gemeinplätzen von Regen, Wind, Sonnenschein und mit andern allgemeinen Bemerkungen über das Wetter, hier aber werden die Grade der Kälte mit der allergrößten Genauigkeit berechnet und angegeben; Réaumur wird hier, Fahrenheit dort genannt, und Sinken oder Fallen des Quecksilbers um ein Haar breit gibt Stoff, um eine halbe Stunde darüber zu sprechen; gewiß eine weise und wohlthätige Fügung der Vorsehung, daß in einem Lande, wo es verboten ist, in das unerschöpfliche Vorrathshaus der Politik herabzusteigen, und Jeder dieses Feld mit ängstlicher Scheu vermeidet, ein anderer Gegenstand von noch näherm und unmittelbarerm, von eigentlich auf die Haut gehendem Interesse für die Unterhaltung sich fand, der ebenso fruchtbar und noch größerm Wechsel und bunterer Mannichfaltigkeit unterworfen ist.

In den Straßen sind öffentliche Thermometer ausgestellt, um das Volk vor Gefahren des Witterungswechsels zu warnen, die gewöhnlich schneller eintreten, als der menschliche Leib sie empfindet, indem dieser schon erstarrt, bevor ihm die plötzliche Zunahme der Kälte fühlbar geworden ist.

Ist die Kälte auf 30 Grad gestiegen, dann werden alle öffentlichen Vergnügungsörter geschlossen. Bei einer mäßigern Kälte werden große Feuer an den Haupttheatern zur Erwärmung der im Freien wartenden Kutscher und Domestiken unterhalten; allein dessenungeachtet geht kein strenger Winter vorüber, ohne daß viele dieser armen Leute auf der Straße erfrieren, und bei aller Strenge des Klimas gibt es doch keine Stadt in Europa, wo Pferde und Diener nach vornehmem Brauche so lange im Freien warten müssen wie in Petersburg.

Das Unerfreuliche, was die Vorstellung von öffentlichen Thermometern in den Straßen, 30 Grad Kälte, frierenden Kutschern und Pferden und beiläufig auch von erfrorenen Nasen für unsere Einbildungskraft hat, wird keineswegs durch die folgende Beschreibung des Anblicks, welchen die Straßen von Petersburg nach Hrn. Raikes' Schilderung im Winter darbieten, gehoben.

Kutschen, alle mit vier Pferden bespannt, Droschken, Schlitten, Karren, Wagen und andere Fuhrwerke, alle auf glatter Oberfläche sich bunt durcheinanderbewegend, ohne gegeneinander anzurennen oder sich hinderlich zu sein, gleiten mit reißender Schnelligkeit über den festgetretenen und hartgefrorenen Schnee dahin, und langbärtige Kutscher in tatarischer Tracht, Bedienten zu Fuß in gestickten Livreen, Jäger in reichen Uniformen und Bauern in Schafpelzen tragen, bunt durcheinandergemischt und die lebhaftesten Contraste darbietend, außerordentlich zur Belebung der Scene bei. Noch bunter, lebendiger, regsamer und mannichfacher wird diese, wenn man den Markt betritt, wo alle Vorräthe von Lebensmitteln, Fische, Fleisch, Gemüse hart wie Stein gefroren sind und mit Hacken zerhauen werden müssen. Verderben kann hier nichts; der vor einem Monate geschlachtete Hammel ist ebenso frisch, als hätte er heute noch gelebt, und Fische, die aus der Wolga hergebracht wurden, könnten noch 1000 Werste weiter geschafft werden, ohne daß sie Frische und Feinheit des Geschmacks verlieren würden.

(Der Beschluß folgt.)

Helgoland von L. Wienbarg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Einen Schriftsteller von Herrn Wienbarg's Denkungsart, Ansichten und Absichten als Topographen eines kleinen Fleckchen Raumes, bemerklich durch einige naturhistorische Seltsamkeiten, und weil er ein berühmtes Modebad ist, auftreten zu sehen, hat mehr Seltsames als Helgoland selbst. Wer in jedem Steinchen, an das er stößt, Grund findet, sich über die Welt zu ärgern, wie sie ist, und in jedem Pilze von gestern die keimende Hoffnung einer Zukunft erblickt, wo die Pilze werden der Wald sein und die Bäume Asche und Dung, darin sie wuchern, hat sauere Mühe, einen Wegweiser für Badegäste zu schreiben. Die Natur eines Schriftstellers, die gegen Alles, was sie vorfindet, rebellirt, muß besonders rebelliren, wenn sie Gleichgültiges und Gewöhnliches loben soll. Er sucht nach Entschuldigungsgründen, warum er, ein umgekehrtes per ardua ad astra, nach solchen Bestrebungen ein Buch: „Helgoland", für die Kunden des Buchhändler Campe verfertigt habe. Er ist nach der Insel gereist. Aus Caprice? Nein. „Ich suche eine Hand weit Erde außer dem festen und gefesteten Europa, eine Lagerstätte unter den Menschen der flutenden Widniß, den Sturm, der allmälig schrillend die trägen Wellen vor sich aufrollt, vor allen Dingen die stürzende Brandung, die mich von dem Athem der Verhaßten reinigen wird. — Hundertarmig gefaßt, tausendmündig verleumdet, entreiße ich mich dem Gefühle der Ohnmacht und eines ohnmächtigen Grolles, das den freien Flug meiner Seele zu vernichten droht." Er sagt, daß er gern nach Amerika ginge, den deutschen Brüdern sich anzuschließen; denn sein Arm sei stark genug, um das Beil zu führen und den Baum zu fällen; aber er erschrickt vor dem Gedanken geistiger Verblutung. Seine Reise nach Helgoland sei eine Flucht und seine Flucht eine Täuschung. Aber er wolle monate-, vielleicht jahretang das abgeschnittene, trotzige Leben eines Insulaners führen, wo ihn (unter englischem Schutze) allein in Europa das himmlische Gefühl anwehe, unverletzlich zu sein durch das heilige Recht der Gastfreundschaft.

Das ist der alte Wienbarg; nur daß die Luftsäure den Metallglanz seines Zornmuthes schon angefressen hat. Der Groll hat sich in einen compacten Mismuth zurückgezogen, und wir gönnen ihm, daß die frische Seeluft und die heulenden Stürme in den helgoländer Felsenhöhten ihn wieder aus dieser traurigen Versessenheit auffrischen. Sein Talent ist dasselbe geblieben. Es hat sich gedreht und gewunden, wie es die Buchhändleraufgabe löse. Eine trockene Topographie, eine exacte Statistik abzufassen, ist ihm nicht mögtich; ebenso wenig ein ziertiches Programm über die Naturschönheiten, Merkwürdigkeiten und den eigenthümlichen Menschenschlag, was schöne Leserinnen gefällig beim Frühstück durchblätterten. Seine Phantasie will Sprünge und Flüge. Von Helgoland kommt darin grade so viel vor, als ihm mögtich war, über einen Stoff zu sprechen, der ihn nicht besonders interessirt. Er faßt den Stein auf, um ihn zu untersuchen; wenn er müde ist, schwingt er ihn in der Hand, und jeder Stein ist gut, um damit einen Wurf zu thun. So weit nun die Strömung ist, die ihn in Helgoland vom Festlande trennt, er kann doch ausholen und zielen, und denken, daß er getroffen hat. An welcherlei Betrachtungen rankt sich nicht dies dünne Büchtein über Helgoland! Wienbarg's Theorie des Romanes (der nach ihm durchaus Weiberaufgabe ist) kann man darin aufsuchen, seine Ansichten vom Zufall und der göttlichen Weltführung, sogar — wer hätte das gedacht! — einigen Theaterenthusiasmus nebst Sonetten auf diesen Sänger und jene Sängerin. Ein Mann von seinem Geiste wird das nicht gradezu wie ein Quodlibet untereinanderwürfeln, um durch grelle Gegensätze zu effectuiren; mit Witz und schriftstellerischer Gewandtheit wird er Verbindungen und einen rothen Faden suchen. Dieser letztere ist denn auch da, wenngleich an vielen Stellen sehr dünn. Herr Wienbarg ist ein Niederdeutscher. Sein altsassisches oder friesisches Blut versucht die Stammrechte seines Volksstamms geltend zu machen, und diesmal, wunderbarerweise, wendet sich sein jungdeutscher Zornmuth nicht gegen Berlin und Preußen, wie man es gewohnt ist, sondern gegen Stuttgart und Wien, gegen Schwaben und Östreicher. Die Hohenstaufen und Habsburger werden angeklagt, das deutsche Wesen verrathen, misverstanden, zerstört zu haben. Angerufen wird der Schatten Heinrich's des Löwen. Wäre der in seinen deutschen Vereinigungsplanen

Digitized by Google

durchgedrungen, hätte der sassische Stamm gesiegt und deutsche Einheit errungen, so bedürften wir vielleicht jetzt keines jungen Deutschlands, um uns aus unserer Verderbtheit und Philisterei zu retten. Heinrich der Löwe mußte erliegen; aber in den sassischen Stämmen wurzelt noch alte Kraft, eigner Sinn, und die wackren Helgoländer durchhauen noch acht seinschen Blut, das keine Unterdrückung bulket, und in Helgoland lebt jetzt Herr Wiendarg, um die Helgoländer zu ermahnen, daß sie sich nicht selbst aufgeben und verlieren.

Dies steht zu befürchten, indem die alte Quelle ihres Muthes, Ruses und ihrer Nahrung versiegt, nicht die See, aber die Gelegenheit darauf, als Lootsen der Schiffahrt nützlich zu werden. Statt dessen sind sie Fergen für die Badegäste, Chambregarnies-Vermiether, Caffetiers und Restaurateurs geworden, das alte Geschlecht geht unter, das, welches sich in den Nachen warf, um durch die haushoch brausenden Fluten dem sinkenden Schiffe, oder dem sichern Tode entgegenzugehen. „Erhaltet die Insel!“ ruft herr Wiendarg, oder läßt es einen betrieksamen helgeländer Kopf den Hamburgern zurufen; „erhaltet die Insel!“ bestimmt dem wichtigsten Zweige des hiesigen Erwerbes, dem Lootsenwesen, seinen Schutz, sucht Helgoland oder die Helgoländer auf jede mögliche Weise über dem Wasser zu erhalten; denn hierdurch berathet ihr nur euern eignen Vortheil. Helgoland ist die Warte eurer Gefahren, die Schildwacht eurer Arsenale und Packhäuser, der Spion unter euern Feinden, der Erretter in der Noth und seit Jahrhunderten euer treuer, armer Sturm- und der Helgoländer, der Freund, der aufrichtig ehrliche Gesinnungen gegen euch hegt und schon aus mächtiger Lust und Leidenschaft für das angestammte Gewerbe euch nicht verlassen wird, wenn ihr nur irgend, wozu euch die Klugheit räth, gerechte und billige Anerkennung seiner Lage und seinen Leistungen widerfahren läßt.“ Und wenn die Hamburger (oder Engländer) darauf hören, wird das alte Geschlecht wieder erwachen, werden die Helgoländer, wenn man sie zu Lootsen nimmt, die Badegäste dafür aus dem Lande jagen? Wir fühlen, was Hr. Wiendarg fühlt, wir glauben, er hat Recht; aber was hilft es! Die Restaurationspaläste mit italienischen Dächern auf dem Felsplateau werden erst mit der Insel selbst abgerissen werden. Was hilft die Klage — mit der er uns übrigens verschont; denn in Wirklichkeit ist sie Feuer in sentimentaler Betrachtung —, daß die Insel selbst mit ihren Wundern und Erinnerungen in Jahrhunderten verschwunden sein wird im Meeresgrunde, gleichwie ihr größerer, untergegangener Theil es schon ist. Sie ist ein Bild des Hinsterbens, und wie Trog, Frevler, Leichzeit noch auf den letzten Trümmern des Irdischen Bacchanalien feiern.

In anmuthigen, geistvollen Schilderungen und treffenden Bemerkungen stellt es dem Buche nicht. Nur wie schon abgenutzt ist diese Heine'sche Manier, von Bild zu Bild, von Schlaglichtchen zu Schlaglichtchen überzuspringen, hier tief ernst zürnend, begeistert, dort ironisch spielend! Man glaubt nicht mehr an die Wahrheit der Eingebung, und es sollte doch die Wahrheit sein, die gerettet wurde aus den Umfriedungen der Kunst. Herr Wiendarg ist einer der Geistvollsten und Kenntnißreichsten unter Denen, die diese Manier ausbildeten, und was gilt es, ihn selbst widert sie schon an. Wo er warm wird, fallen diese Springergriffe plötzlich fort, und er geht erhaltenen Laufs, mit Läufer- und Thurmzügen geradaus. Freilich das ganze Buch ist noch ein Kreuz- und Quersprung und, was das Schlimmste ist, ohne ein Ziel, das er sich selbst gesteckt hätte. Man sieht es ihm an. Es kam nicht aus ihm heraus. Die Schuld ist anderwärts.

Ein beiläufiger Kampf wird in dem Buche gegen die plattdeutsche Sprache geführt, wie sie ist. Ein ehemals reicher, kräftiger, schöner Sprachdialekt ist im Laufe der Jahrhunderte entartet, verdumpft, verarmt, verkommen und steht jetzt feindselig, Hr. Wiendarg möchte sagen, mit schadenfroher Feindseligkeit einer herrlichen, scharfdenkenden, gedankenreichen, gedankenanregenden, durch deutsches Genie und deutsches Gemüth nach allen Seiten ausgebildeten, für Alles empfänglichen Sprache, einer Sprache, welche seit der Wiedergeburt deutscher Geisteseintheit sämmtliche Bildungselemente, den Reichthum und die Stärke der Nation ausschließlich in sich aufzusaugen hat, im Lichte. Dieses Bewußtsein kann man sich nur verschaffen, wenn man geborener Niedersasse ist; und Anderen gestehe der Verfasser keine Stimme darüber zu, und wir lassen ihn für uns bedauern, wie so viele kräftige Adern in dieser Sprache versteift sind, was ein Stuttgarter oder Berliner so wenig fühlt als ein Franzos.

Einige interessante Züge vom Aberglauben, Proben eines zweiten Gesichtes und andere Spukgeschen, zur Natur eines stolirten Schifferröthchens gehörend wie das Salz zum Brote, werden mitgetheilt. Der antiquarische Anhang ist ein Stück für sich. Vielleicht sollte es früher ein eignes Werk werden, indem das Thema im Buche selbst schon angeregt und besprochen ist. Hr. Wiendarg bekämpft die Kritik des gelehrten Advokaten Lappenberg, welcher die bekannteste Sage von Helgolands ehemaliger Größe angefochten hatte. Hr. Wiendarg als Vertheidiger einer Tradition und als — wie uns scheint — glücklicher Opponent einer verneinenden Kritik! Seine Schlüsse sind bündig, seine Kraft erschreint eine ganz andere. Daß sein gütiges Geschick ihm mehr solche Würfe in den Weg legte! Aus vielen der Art polsirten Sprossen bildet sich wol eine Leiter, auf der bisher talentvolle und kenntnißreiche Männer selbst wieder in eine Stellung kämen, die eben seinem Talente, seinen Kenntnissen und, wir glauben es, auch seinem guten Willen besser geziemte als die Zähndreschstelle bei einer Schar, die nicht um deswillen gesegnet ist, weil die Mächtigen sie ächteten, sondern weil sie keinen Anklang im treuen Herzen und gesunden Sinne unsers Volkes fand. 20.

Notizen.

Russische Geschichtschreibung.

Der Professor Ulerelow führt in seiner neulich in russischer Sprache erschienenen „Geschichte des Aufstand“ die Nothwendigkeit der Vereinigung Polens mit Rußland in folgender Weise durch: „Polen schloß sich aus Furcht vor der Übermacht der Nachkommen Gedemin's an die lithauischen Fürsten an und erhob Gedemin's Enkel Jagello auf seinen Thron. Es suchte auch später durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die ihm gefährliche Vereinigung von Okrußland (nämlich Moskau) und der westlichen Rus (nämlich Litthauen, Wolhynien u. s. w.) zu verhindern. Jedoch, da einerseits die russischen Zaren ein unbestreitbares Recht auf die westliche Rus hatten, in der ihre Vorfahren das bürgerliche Leben (!) und den heiligen Glauben gegründet hatten, und wo sich die russische Lebenskreise in vollem Glanze entfaltet hatte; da ferner bei dem einmüthigen Wunsche von beiden Seiten, der Herrschaft Eines Monarchen anzugehören, die Vereinigung, verschoben früher oder später eintreten mußte, das Loos Polens aber bereits von dem Loose Lithauens unzertrennlich war: so lag es in der Natur der Sache, daß auch Polen zu der „Sammlung“ des Einen russischen Reiches zugezogen werden mußte. Diese „Wahrheit“ trat im 16. und 17. Jahrhunderte offenkundig hervor, als nach dem Anstreben der Jagellonen die „wohlgesinnten Polen“ und insbesondere die lithauischen Stämme ihre Loose mehrmals den russischen Zaren anvertrauten (?). Nur die Intriguen der Magnaten und Jesuiten verhinderten die Vereinigung der beiden Völker eines Stammes und eines Glaubens, welche, durch zufällige Verhältnisse getrennt, ihrer Bestimmung gemäß nur unter dem Scepter Eines Monarchen Frieden und Glück finden konnten.“ 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 299. — 26. October 1838.

City of the Czar.

(Beschluß aus Nr. 298.)

Unterhaltend als ein Stückchen von gewöhnlichem Hofgeschwätz ist folgende, Napoleon's mislungenen Plan einer Verbindung mit einer russischen Prinzessin betreffende Anekdote.

Ich aß gestern — erzählt der Verf. — bei Jemanden zu Mittag, der sich hier lange aufgehalten hat. Bei Tische unterhielt er mich mit mancherlei Anekdoten aus der Zeit, wo Caulaincourt Gesandter am hiesigen Hofe war. Da er selbst Franzose ist und mit Caulaincourt sowol wie mit dem ganzen Gesandtschaftspersonale sehr gut bekannt war, so kann man ihn für sehr gut unterrichtet halten. Unter Anderm erzählte er mir, daß Napoleon nach seiner Trennung von Josephine, als er zur Befestigung seines Throns der Verschwägerung mit einem legitimen Herrscherhause zu bedürfen glaubte, in der Wahl zwischen einer Großfürstin von Rußland und einer Erzherzogin von Östreich schwankte, die Beide nicht abgeneigt waren, seine Hand anzunehmen. Zunächst waren jedoch seine Gedanken auf die russische Großfürstin gerichtet, und Caulaincourt erhielt daher Befehl, die Gesinnungen der kaiserlichen Familie in Betreff einer Verbindung mit der Großfürstin Katharina Paulowna, der Schwester des Kaisers Alexander, zu sondiren. Die einzige Person, von der man Schwierigkeiten erwartete, war die Kaiserin Mutter, weshalb es räthlich schien, erst durch einige unbestimmte Anspielungen, die deutlich genug wären, um sie zur Äußerung ihrer Meinung zu veranlassen, und doch wiederum so versteckt, daß im Fall einer abschläglichen Antwort der Stolz oder die Eitelkeit des kaiserlichen Bewerbers nicht verletzt würde, ihre Ansicht zu erforschen. Der französische Botschafter, dem das kitzliche Geschäft übertragen wurde, schlug folgenden sinnreichen Weg ein, um sich desselben zu entledigen. Bei der ersten Zusammenkunft, welche er wieder mit der Kaiserin Mutter hatte, lenkte er das Gespräch von den allgemeinen Gegenständen, um welche sich dasselbe anfangs bewegte, allmälig und wie zufällig auf Träume. Die Kaiserin, welche etwas abergläubisch war, biß an; Caulaincourt verfolgte daher seinen Vortheil und bat sie, nachdem er ihre Aufmerksamkeit gefesselt hatte, ihr einen merkwürdigen Traum erzählen zu dürfen, den er erst in der vergangenen Nacht gehabt hätte. Die Kaiserin gestattete es ihm. Caulaincourt erzählte nun, um sich seines geheimen Auftrags zu entledigen, es hätte ihm geträumt, Napoleon habe ihm den Befehl zugesandt, in seinem Namen um die Hand der Großfürstin Katharina Paulowna anzuhalten; während der Erzählung trug er Bedacht, einige schmeichelhafte Bemerkungen über die Prinzessin selbst einzuflechten, und wartete dann schweigend auf eine Antwort. In einem Tone, der alle seine Hoffnungen mit einem Male zu Boden schlug, erwiderte die Kaiserin ruhig: „Monsieur l'ambassadeur, vous savez bien que tout songe est un mensonge". Traurig kehrte der in seinen Erwartungen getäuschte Botschafter in seine Wohnung zurück, um einen Courier mit der demüthigenden Nachricht nach Paris zu senden. Napoleon nahte sich nun mit seinen Bewerbungen der Erzherzogin Marie Luise, bei der sie eine günstigere Aufnahme fanden.

Hrn. Raikes' Buch ist ein wahres Schmuckkästlein von solchen Anekdoten, und schwerlich wird man so unterhaltende und so neue anderwärts finden. Mehre davon lauten sehr günstig und ehrenvoll für den persönlichen Charakter des Kaisers Nikolaus. Nach Hrn. Raikes' Darstellung nöthigt ihn eine unglückselige Politik, nicht das Werk seines eignen Willens, sondern die Folge seiner Stellung, jeden Mann von einigem Range und einiger Bedeutung in seinem ungeheuern Reiche in Obacht zu halten, und alle gesellschaftlichen Zusammenkünfte, alle Rendezvous irgend einer Art unter den vornehmern Classen seiner Unterthanen werden daher von Spähern belauert und belästigt, welche der Regierung über alle Unterredungen, über alle ausgesprochenen Meinungen getreulich Bericht abstatten. Jemand, der mit dem Verf. hierüber sprach, sagte:

Ich weiß, daß wir von der Policei umgeben sind, daß jedes Wort begierig aufgegriffen und nicht selten vergrößert und entstellt zu unserm großen Nachtheil hinterbracht wird. Aber der Kaiser selbst ist so, daß, wenn ich wirklich ein unbedachtes Wort ausgestoßen hätte, ich zu ihm gehen und ihm Alles der Wahrheit gemäß erzählen würde, in der festen Gewißheit, daß er, bekannt mit meinem Charakter und meinen wahren Gesinnungen, die Sache ebenso leicht nehmen würde wie ich selbst.

Der Raum erlaubt uns leider nicht, die Erzählung von dem Aufstande im J. 1825 herzusetzen, und wir begnügen uns nur, zu bemerken, daß sie aus einer, dem deutschen Tugendbunde und ähnlichen Gesellschaften nachgebildeten Verbindung hervorging, der geheimen furchtbaren Macht, welche in civilisirten Staaten den auf Despotismus gebauten Thron bedroht und gleich einer dunkeln Vehme sich zum Rächer der beleidigten Volksrechte aufwirft. Der Mann, der an der Spitze der Verschwörung stand, Trubetzkoy, war unfähig und ein Feigling. Dagegen war einer der Verschworenen, Pestel, ein Mann von außerordentlichem Muthe und großen Talenten. Ergriffen und zum Tode verurtheilt, erhielt er die geheime Unterredung mit dem Kaiser, um welche er diesen ersuchen ließ. Auf den Kaiser machte Pestel's Mannhaftigkeit und Geist einen solchen Eindruck, daß er der Regung seines Herzens wie dem Beispiele des einst in ähnlicher

Digitized by Google

Lage befindlichen Augustus folgend, dem hochsinnigen Manne Verzeihung anbot, ja ihn bat, das Leben als ein Zeichen seiner Achtung aus seiner Hand anzunehmen. Allein Pestel wollte lieber das Loos seiner Gefährten theilen und starb mit ihnen. Bei der Execution riß der Strick, an welchem er aufgeknüpft wurde, und die Kaltblütigkeit und Seelenruhe des Mannes mag man aus den scherzenden Worten schließen, womit er diesen Unfall begleitete: „En me laissant pendre je ne croyais pas risquer de me casser le cou." Das Gegenstück zu ihm bot der feige und schwache Trubetzkoy dar. In das Haus seines Schwagers, des östreichischen Botschafters, geflohen, wurde er hier ungeachtet des von ihm in Anspruch genommenen Asylrechts verhaftet, und vor den Kaiser gebracht, flehte er hier fußfällig um sein Leben. Nikolaus antwortete ihm: „Sie mögen leben, wenn Sie unter solchen Umständen zu leben für Gewinn halten." Trubetzkoy wurde hierauf nach Sibirien verbannt.

Eine andere Anekdote, welche des Kaisers Nikolaus männlichen Sinn und die Geradheit seines Charakters beweist, ist folgende. Wegen einer persönlichen Beleidigung, welche ihm von einem ausgezeichneten Offizier zugefügt worden war, hatte er sich genöthigt gesehen, diesen seines Dienstes zu entlassen, ertheilte aber demselben das schmeichelhafteste Zeugniß in den an dessen Nachfolger gerichteten Worten: „Ich hoffe, Sie werden Ihrer Pflicht in Ihrer neuen Stelle ebenso obliegen, wie es General ** gethan hat".

Seine Frau nennt er schlechtweg Frau Nikolaus, sowie man von manchen deutschen Fürsten rühmt, daß sie ihre Gemahlinnen auch öffentlich blos bei ihrem Taufnamen nannten, und spielt mit seinen Kindern ganz ebenso, wie einst der biedere Heinrich IV. that. Überhaupt zeigt er sich in allen Privatverhältnissen einfach, gerecht und wohlwollend; nur seine politische Stellung, der Geist der ihm anvertrauten Regierung nöthigt ihn zu Tyrannei und selbst zu Mord; ein gräßlicher Preis für den Besitz einer Krone, wenn sie unter menschlichern Bedingungen nicht getragen werden kann!

Wir schließen die Mittheilungen aus Hrn. Raikes' Buch mit folgender Erzählung von dem Schicksale Rostopschin's, des Helden von Moskau und eigentlichen Überwinders des unüberwindlichen Napoleon's. Wenngleich im Ganzen bekannt, dürfte die Erzählung doch im Einzelnen noch manchen neuen Zug darbieten.

Nachdem die glücklichen Erfolge der französischen Waffen im russischen Lager Unruhe und Bestürzung hervorgebracht hatten, verließ der Kaiser Alexander sein Heer zu Polotsk und begab sich nach Moskau, um von dem Senate neue Unterstützung zu fodern. Am smolenskischen Thore strömte ihm die unzählbare Volksmasse der ungeheuern Stadt entgegen; doch ohne sich aufzuhalten, begab sich der Kaiser geradeswegs in das Senatshaus, wo Rostopschin hierauf den Vorschlag machte, außerhalb der Stadt Verschanzungen anzulegen und die Bewohner in Masse gegen den Feind aufzubieten und zu bewaffnen. Sein Vorschlag wurde nicht nur angenommen, sondern der Kaiser gab ihm auch noch, und dies verdient wohl bemerkt zu werden, carte blanche, um alle die Maßregeln auszuführen, die er für die öffentliche Sicherheit rathsam oder nothwendig finden würde. Dies sei genug für Diejenigen, welche später behaupteten, er hätte ohne höhern Auftrag gehandelt — — —.

Zwei Beschuldigungen sind vorzugsweise gegen Rostopschin erhoben worden: die eine, er habe im Voraus an die Verbrennung von Moskau für den Fall, daß die Franzosen dahin kämen, gedacht; die andere, er habe alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um sein eignes Besitzthum aus der allgemeinen Vernichtung zu retten. Hierauf läßt sich erwidern, daß, wenn er den Gedanken lange im Voraus gefaßt hatte, eine solche Vorsicht löblich und nützlich war, um so mehr, da er an die Ausführung nicht eher dachte, bis der General Kutusow nach der verlorenen Schlacht an der Moskwa ihn wissen ließ, der demoralisirte Zustand seines Heeres mache es ihm unmöglich, die Hauptstadt gegen die Franzosen zu vertheidigen. Was die zweite Beschuldigung betrifft, so würde wahrscheinlich jeder Andere an seiner Stelle dasselbe gethan haben; übrigens konnte er doch seinen Palast nicht bei Seite bringen, und oft habe ich es aus seinem Munde gehört, sein eigner Verlust bei dem Brande sei unermeßlich gewesen.

Nachdem der große, folgenreiche Entschluß einmal gefaßt war, wurde allen Einwohnern Befehl gegeben, die Stadt zu räumen; der Gouverneur selbst aber zeigte so wenig Eile, seinen Posten zu verlassen, daß er noch bis zum 14. September auf demselben verblieb, an welchem Tage die französische Vorhut durch das smolenskische Thor einzog. Die Russen defilirten in dem Augenblicke, wo jene an der Barrière ankamen, durch die Straßen, und so nahe waren sich beide feindliche Heerhaufen, daß der französische Vortrab den Kosacken des russischen Nachtrabs auf dem Fuße nachfolgte. Sobald die russischen Truppen die Stadt hinter sich hatten, begannen die Verbrecher, welche zu diesem Behuf in Freiheit gesetzt waren, das ihnen übertragene Werk der Zerstörung. Bei Tage in Kellern und unterirdischen Gewölben verborgen, kamen sie in der Nacht aus denselben hervor, um ihre Lunten und Raketen nach allen Richtungen hin auszuwerfen, wo hölzerne Häuser standen, welche die Flamme leicht annahmen und weiter verbreiteten. War diese an einem Punkte gelöscht, so brach sie auf einem andern mit verdoppelter Wuth wieder aus, und kaum hatte ein französischer General, nach Ruhe und Erholung sich sehnend, von einem prachtvollen Palaste Besitz genommen, als es ihm auch schon zu heiß wurde. Der Kreml, in welchem Napoleon sein Quartier aufgeschlagen hatte, war von den Brandstiftern als der Hauptgegenstand der Zerstörung ausersehen worden. Sie umkreisten denselben mit Flammen, und wider Willen, aber nothgedrungen, mußte der Kaiser mit seinem Stabe sich in den etwa eine halbe Stunde vor dem Thore gelegenen kaiserlichen Palast von Iverskaja umquartieren — — —.

Und wie wurde der Retter seines Vaterlandes belohnt, welche Anerkennung fand diese Handlung spartanischer Hingeburg und Seelengröße, als die Gefahr vorüber, der Feind vertrieben war? Sie erregte Alexander's Eifersucht und die Unzufriedenheit des Volks.

Ich habe es hier gehört und würde es sonst nicht geglaubt haben, daß der edle, uneigennützige Rostopschin für seine patriotische That von den kleinlichen und selbstsüchtigen Seelen, welche ihm den Ruhm beneideten, nachdem sie die Früchte geerntet hatten, so gequält und chicanirt wurde, daß er sich genöthigt sah, in einer Flugschrift seine Theilnahme an dem Brande öffentlich abzuleugnen. Während jeder, auch der verdienstloseste Offizier im Heere mit Belohnungen überhäuft wurde, habe ich Rostopschin zu Paris in Zurückgezogenheit lebend und aller Ehren, aller Belohnungen baar und ledig gefunden. Er war ein sehr verständiger, wohlunterrichteter Mann, seine Unterhaltung angenehm und von einem gewissen Humor belebt. Seine Züge hatten nichts Ausgezeichnetes, wiewol die Franzosen von ihm zu sagen pflegten, er besitze le véritable air d'un bruleur de Moscou. Sie schienen übrigens im Allgemeinen sehr geneigt, ihm die Anerkennung angedeihen zu lassen, die seine eignen Landsleute ihm so ungerechterweise versagten, und die er wie

Digitized by Google

so viele Andere vor ihm nur in dem Bewußtsein des eignen Herzens finden konnte. 50.

Romanenliteratur.

1. Ein junger Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts. Nach dem Französischen frei bearbeitet von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir haben es hier mit einer bald französischen, bald deutschen Schöpfung zu thun, und der Übersetzer, oder der deutschländische Bollendet des Romans, der Veteran Kruse, setzt den Namen des französischen Verf., Theodor Muret, eben deshalb nicht vor das Werk, weil er fürchtet, der Legitimist, welcher seinen jungen Philosophen auf das greulichste nach einem unbewußten Inzeste im Wahnsinn enden läßt, würde mit dem verschönenden Schluß, welchen der Übersetzer für seine Erzählung findet, sehr unzufrieden sein. Man sieht, daß der Legitimist, hier wenigstens, in die neue romantische Schule pfuscht, vielleicht weil es seinen politischen Doctrinen eben bequem war, jene Philosophie mit dem Gräßlichsten enden zu lassen, denn er will nun einmal beweisen, daß die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts nichts tauge; er beweist jedoch nur, daß der Boden, auf den sie fiel, ein durchaus verdorbener war, und sein junger Philosoph geht unter, nicht weil ihn jene Philosophie nach ihren Grundsätzen erzog, sondern weil er, mit dieser Erziehung noch wenig Charakter in die Verderbnis von Paris geschleudert, durch den schonungslosen Contrast der Wirklichkeit und der Idee, der sich ihm hier enthüllte, verführt ward. So weicht er ganz von den Pfaden ab, die sein Vater, der Graf von St.-Pons, für ihn aussetzen; aber plötzlich sieht er sich, im Begriff, eine glänzende Convenienzheirath zu schließen, von der Höhe seines Glücks durch die Erklärung seines vermeintlichen Vaters gestürzt, daß er ein Findelkind sei, und der Graf, der den Ungerathenen mehren Proben unterworfen, welche ihm nur Beweise seines gefühllosen Leichtsinns lieferten, gibt ihn auf; Moriz, der wenige Tage vorher in einer auserwählten Gesellschaft auf Rousseau's Grade dem Betrugen desselben gegen seine Kinder eine Apologie hielt, steht sich plötzlich hülf- und mittellos selbst in die Lage versetzt, welche Jean Jacques ihn hier unterstellen will. Deutsch-Dänisch rettet ihn im Gefühl der Unhaltbarkeit der Doctrin des Franzosen durch einige höchst unwahrscheinliche Verknüpfungen, welche jenes Verbrechen wider die der Natur aufheben, durch seine eigne sittliche Kraft und die des von ihm verführten Mädchens, die — eine schöne und überraschende Peripetie — Allen unbewußt das wirkliche Kind jenes Grafen St.-Pons ist, gegen den sich die Liebenden jetzt erst dann erklären, als er ihnen, ein gütertoser Emigrant, in der Schweiz begegnet; eine freilich schon etwas abgenutzte Katastrophe. Die Gatten machten die Entdeckung von Fanchettens Herkunft, ohne sie benutzen zu wollen; Moriz hat die, daß er ein Sohn des allbewunderten Rousseau, eines jener aufgezogenen Kinder sei, gemacht, ohne sie benutzen zu können, da ihm die positiven Beweise abgehen; so Act jedoch, wie sich der Name Rousseau's mit allen bedeutenden Wendungen seines Geschicks verschlingt, ist eine höchst geistreiche wie denn das Buch überhaupt keine talentlose Arbeit ist und in seiner Composition manchen schönen Zug bietet, sowol in dem Antheil des Franzosen als dem des Dänen; doch merkt man die zwei Hände, die zwei Tendenzen darin, und die künstlerische Einheit geht verloren, vielleicht aber wird es dadurch der Wahrheit des Lebens nur näher gerückt. Der Styl ist wie immer bei Kruse fehlerhaft, oft unverständlich; er hat sich im Deutschen, trotz seiner vielen Arbeiten, nicht eingebürgert, doch haben wir mit Vergnügen gesehen, daß seine dichterische Aber noch nicht vertrocknet ist. Die Schilderung der Gesellschaft vor der Revolution, welche einer der Hauptvorzüge dieses Buches ausmacht, ist zwar schon unzählige Male versucht, indessen ist der Widerspruch ihrer philosophischen Tendenzen und aristokratischen Gewohnheiten vielleicht nirgend so scharf aufgedeckt wie hier.

2. Die Auferstehung vom Tode. Von Michel Masson und A. Luchet. Nach dem Französischen frei bearbeitet von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 3 Thlr. 15 Gr.

Die Verf. des vorliegenden Romans verfolgen auf die am schärfsten ausgesprochene Weise dieselbe Tendenz, welche mehr oder minder unserer ganzen modernen Literatur vorschwebt, nämlich, zu zeigen, wie Leben und Wahrheit zwischen den übel geleimten Fugen unseres Sittengefüges und unserer Begriffe von Ehre hindurchschlüpfen, wie das Schicksal mit diesen spielt, und wie oft es die edelsten Menschen jenseit der Schranken stellt, über die es in der öffentlichen Meinung keinen Rückschritt mehr gibt, jenseit welcher sie uns für vogelfrei erklärt. Der Held des Buches erfährt dieses Schicksal, und Alles, was ihn berührt, wird auch davon ergriffen. Er, als Mann, gehört zu den seltenern Ausnahmen auf diesen lebensdahnen, aber sein einziges Kind, die arme Mathilde, ist die klagende Repräsentantin so mancher dessen weiblichen Natur, die, weil uns ere socialen Gesetze einmal so sind, wie sie sind, sich, fast ohne Schuld, für verloren achten muß. Wenn aber mehr Freude im Himmel über einen Reuigen als über viele Gerechte ist, so können diese Gesetze und diese Sitten nicht der treue Ausdruck des mit ihnen angeschotenen Christenthums sein, und in der That stehen wir von der Geschichte, daß in den Entwickelungen, wo dieses mit weit despotischerer Gewalt als jetzt über die Gemüther herrschte, ein weit milderes Sittengericht die Welt regierte, welches dem Fehlenden die Arme nicht auf ewig verschloß. Wie viel Edles aber durch seinen jetzigen Cober verloren und in bitterer Verzweiflung zu Grunde geht, hat die Geschichte, haben die Geschlechter der Menschen einst zu verantworten, wenn sie gefallen sein werden wie die Blätter des Waldes.

Es ist dieses Buch ein neufranzösischer Roman mit allen Fehlern derselben, voll von der, oft kindischen, Sucht nach dem Gräßlichen, Übertriebenen; es enthält die Geschichte eines unschuldig Gehenkten, der vom Galgen durch einen rettenden Doctor abgeschnitten worden, welcher ihm durch seine Kunst das Leben wieder schenkt. Der Verf. sieht dies kindlich ergötzt über diese neue Erfindung, daß sie den Helden im Hoche tragischen immer „den Gehenkten von Koblenz" nennen, und daß sie die Bestätigung der Möglichkeit derselben von einem in Frankreich — so sagt man uns — nicht unbekannten Arzte eingeholt haben. Wenn unsere Leser also neugierig sind, zu erfahren, wie sie es anfangen müssen, um wieder aufzustehen, falls sie das Unglück treffen, einmal unschuldig gehängt zu werden, so geben sie Achtung auf die eignen Worte des Dr. Bourdon:

„Damit nun der Strick weder dem Adamsapfel noch der Luftröhre Schaden zufügt, ist es genug, daß diese Kanäle vor der Execution vorsätzig geöffnet worden sind, um den Gehenkten dahin zu bringen, daß er fortfährt, an dem Galgen Athem zu holen. Dieser braucht nur einen tüchtigen Wundarzte Thelnahme eingeflößt, gebuldig die Operation ausgehalten, dem Schmerze widerstanden zu haben, von dem Blute, das das Einschnittmesser herbeiführt, nicht gequält worden zu sein und endlich das Rohr von Gummielasticum, das in die Wunde eingebracht werden muß, um sie offen zu erhalten, dulden zu können."

Und trotz diesem kindischen Elemente hat der Roman auch ein kindliches, ein rührend ergreifendes; er erhält unsere Spannung fast fortwährend und enthält manche vortrefflliche Situation von großer Wahrheit. Vorzüglich gut sind die Charaktere der Frauen und ihre Schicksale gehalten, Clarence, Mathilde, Madeleine, und Alles, was sich auf sie bezieht; hier und da zeigt sich ein überraschender Durchblick in noch verhüllte Gegenden und eine neue, kühne Ansicht des Lebens; genug, das Buch ist trotz Fehler und Lächerlichkeiten keine

Digitized by Google

talentlose Arbeit, und die oft sehr unwahrscheinliche Fabel rundet sich doch am Schlusse auf echt künstlerische Weise. Sehr viel verdanken wir hier gewiß Kruse's Bearbeitung, der, wie er selbst sagt, oft von seinem Urbild abgewichen; aber um zu wissen, inwiefern er sein Original änderte, müßten wir es lesen und mit der Übersetzung vergleichen, und dazu, wir gestehen es, fehlt uns denn doch der Muth.

3. **Liebe über Alles.** Nach Sophie Pannier von Fanny Tarnow. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Daß jede fremde Mittelmäßigkeit gleich auch auf den deutschen Markt gebracht wird, ist eine wahrhaft beklagenswerthe Erscheinung. Was soll aus diesem noch werden? Das Unkraut muß am Ende Alles ersticken. Hier haben wir einen sehr tugendhaften Roman, voll endlosen Raisonnements, mit wenig oder doch fast nur erzählter, nie in dramatischer Form auftretender Handlung, der durch diesen Mangel an Unmittelbarkeit unendlich langweilig wird. Er ist nicht ganz schlecht erfunden, aber schlecht ausgeführt; Das, was mit großem Detail erzählt und motivirt werden sollte, wird oberflächlich abgethan, und umgekehrt, kurz nichts von dem sonstigen Geschick der Franzosen in der Buchmacherei. Nur einmal hebt die Verf. sich über das Gewöhnliche, in der Scene, wo die junge Künstlerin sich, in ihrer Liebe getäuscht, den Tod geben will und durch die Erscheinung der Idee ihrer künftigen Conception davon abgehalten wird. Doch dieser große, durch und durch verklärende Moment geht fast spurlos an ihr vorüber, und Elise kann am Ende doch nur durch den Umgang mit der tugendhaften Heldin von der Verzweiflung errettet werden; ein Beweis, daß jene Erfindung der Verf. durch ein Äußeres, etwa durch eine gelesene oder erzählte Anekdote gegeben war und nicht in ihrem Gemüthe entstanden ist. Wie flach, wie entkräftend ist unsere gäng und gebe Moral! Wasser, Wasser, und zwar stagnirendes! Das Buch wird durch einen mehr als nachlässigen Druck, vorzüglich im Anfang, fast unlesertich. Hier finden wir fortwährend: Urgin oder Orgin statt Orgie, Zon statt Zoe, Matempsyrose, Emenicipotion, Demokranten, Jünstling, phylantropisch u. s. w. Was wird aus unserer deutschen Presse noch werden? 38.

Notiz.

Fürstliche Lustbarkeit im 16. Jahrhundert.

Im J. 1560 hatte der Herzog Christoph von Würtemberg „ein Herrenschießen mit dem Stahel" (mit Armbrüsten) veranstaltet und Gäste von allen Orten her dazu eingeladen. Es fanden sich 505 Schützen dabei ein, und die Lust zu erhöhen, waren mehre „Pritzemeister" (Pritschemeister) dazu bestimmt, welche als Sänger und Hanswürste dabei ihren Schwank trieben und bei dem Aufzuge anführten. Mehr als 90 Fahnen flatterten hierbei, und Preise gab es nicht weniger, von 40 Kreuzern an bis 100 Dukaten. Aber welche hohe Herrschaften hatten sich auch eingefunden! Ein Kurfürst, Friedrich von der Pfalz, vier Herzoge, Johann Wilhelm von Sachsen, Eberhard von Würtemberg ꝛc., Pfalz- und Markgrafen, Abgeordnete der größten Reichs- und Schweizerstädte. Das Schießen dauerte drei Tage, indem aber noch ein Nachschießen und andere Spiele vorkamen. Beim Nachschießen paradirte ein Ochse, die Prämie des besten Schützen, mit gestickten seidenen Decken behangen, die Hörner versilbert. Beim Zwischenspiel trat einmal ein Laufer und dann wieder ein Fechter auf, Beide hatten vom Herzog „ein Lyndisch (in Leyden gefertigtes Tuch) Paar Hosen und Wames und Federhut" bekommen, womit auch die Pritschemeister beschenkt waren. Die Herzogin fuhr mit ihren fünf ältesten Töchtern in einem Wagen hin, auf welchem vorn und hinten zwei vergoldete Bären das herzogliche Wappen hielten. Am Schlusse des Hauptschießens setzte die Prinzessin Hedwig dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz einen Perlenkranz auf, der unter Trompeten- und Paukenklang ihm vorgetragen wurde. An Essen und Trinken fehlte es nicht.

Mann trug Inn (ihnen) auf Wildbrett vnd Fisch,
Vnnd schenkt den Schützen gar dapfer ein
Gar guetten rotten und weißen Wein,
Guet Wermodt (Wermuth?) Wein stannd auch daneben
Und dreizehn Richt (Gerichte) hatt man inn (ihnen) geben.

Der herzogliche Küchenmeister trug selbst die Speisen auf, und nach der Tafel wurden die Gäste allemal „mit Trumblen und Pfeiffen" heimgeführt. *) 15.

*) Nach einem alten Manuscripte, das im Auszuge im „Journal von und für Deutschland" (1786, S. 331—336) mitgetheilt ist und den ersten „geschworenen und bestölten (bestellten) Pritzemeister" zum Verfasser hatte.

Literarische Anzeige.

Neue schönwissenschaftliche Schriften im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Dullier (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

Eitner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Zeit-Novelle. 8. Geh. 2 Thlr.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Erstes Bändchen: **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Sternberg (A. von), Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837. Vom Verfasser der „**Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1835.**" Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das frühere Werk des Verf. erschien 1838 bei Frohberger in Leipzig und kostet 2 Thlr.

Heeringen (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Tietz (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.

Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Wetzel's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von **J. Funck.** 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band: **Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's.** 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste Band: C. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von **K. W. Böttiger.** Erstes und zweites Bändchen. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Böttiger's Leben, von demselben Verf., kostet 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 300. — 27. October 1838.

Die Taschenbücher für 1839.

Zweiter Artikel.*)

2. Cornelia. Herausgegeben von Aloys Schreiber.

Die Almanachdamen altern früher als andere Damen. Vierundzwanzig Lenze für eine „Penelope", „Minerva", „Cornelia" sind keine Kleinigkeit, sind vielmehr schon eine namhafte Vergangenheit, erfüllt von Allem, was zu der Ci-devant-Cultur, was zu dem ancien régime eines Taschenbuchs gehören kann. Wenn ein deutsches Taschenbuch sein Viertelseculum erreicht hat, so zeigt sich das Matronenhafte in Kleidung, Haltung und Zuschnitt, in Gesicht und Mienen schon mit ehernen Zügen ausgeprägt; der Frühlingsduft verwittert leise in ein herbstliches Spätsommerwehen, die weißen Sommerfäden ziehen langsam über Thal und Hügel, die Stoppelfelder werden bräuner und bräuner, die Abende werden immer länger, Nebel steigen und fallen, und das frische Grün der Küchengewächse verwandelt sich in ein angenehmes Rothbraun; man denkt allgemach an die Freuden einer gefüllten Speisekammer und bestellt sich auf dem abendlich-dunkeln Heimgange bei der Frau Liebsten ein Beefsteak mit Wirsingkohl.

So ist das Leben, so ist die Dichtung, so sind die Frauen und die Taschenbücher. Es erweist sich bei allen als unumstößliche Gewißheit, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist. Auf den Frühling folgt überall der Sommer, und immer wird man einer rührigen Matrone seine Anerkennung zollen müssen, welche ihre Speisekammer frühzeitig genug mit Backobst und Rauchfleisch zu füllen weiß. „Cornelia" ist eine solche Hausfrau; sie bringt uns keine feinen Gerichte, keine ausgesuchten Leckereien, keine Finessen der Modeliteratur. Sie bringt uns eine handfeste, thüringisch-hanöversche Hausmannskost, ein altes wohlbekanntes Blumenhagen'sches Gewächs, das nicht eben den Gaumen kitzelt, aber doch dem Eßlustigen den Hunger stillt. Daneben bringt sie uns etwas Romantisches, das nicht allzu weit aus dem Fahrgleise der Geschichte sich entfernt, Sagen von Rittern und Reisigen, die uns wenigstens in deutschen Landen keine böhmischen Dörfer sind, auch eine „Einfache Geschichte" aus einfachen Familienkreisen, deren Bedeutung wir nicht verkennen dürfen. Liebe und Vaterland spielte gleichfalls ihre Rolle, und eine weiße Frau wird heraufbeschworen aus dem 15. Seculum, um ein altfranzösisches Hugenottenraubschloß interessant zu machen. Man sieht, die Gerichte widern nicht eben an, aber sie reizen auch nicht besonders. Was aber Gutes daran ist, soll der Tischgenosse rühmen und genießen.

Eine Erzählung von Blumenhagen: „Die Fremde", gehört zu den bessern dieses Verfassers, der sich noch immer nicht erschöpft zu haben scheint. Sie schildert den Verfall des alten Freiherrnhauses Sparneck in gewohnter, wiewol diesmal gemäßigter Kraftweise, die Härte des alten Stammherrn, die Roheit der Brüder, daneben aber die Gewissensreinheit, Seelenunschuld und Charakterstärke einer schönen Frau, welche, dem fernen Süden und seinen glühenden Neigungen angehörend, ihr Loos an das unwirthliche Treiben der Sparnecks gefesselt sieht. Placida, so heißt die schöne Frau, ist keine unansprechende Romangestalt, und es ist befriedigend, daß ihre mannichfachen Prüfungen endlich noch einen ruhig-ernsten Ausgang finden. „Die weiße Frau", eine Erzählung von Lina Reinhardt, ist ganz unbedeutend. Eine weiße Frau, ein geraubtes Kind, ein Wiederauffinden und Bereuen, ein wenig Wahnsinn, mit etwas Hugenottenthum versetzt, ist Alles, was die nach Frauenweise in behaglicher Breite auslaufende Geschichte darbietet. „Liebe und Vaterland" heißt eine historische Novelle aus der Feder des Herausgebers, die nicht ohne Werth ist. Ihr Hintergrund ist der Freiheitskampf der Pisaner gegen die Zwingherrschaft der Florentiner zu Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts. Ein heldenmüthiges Mädchen, von Vaterlandsliebe ganz erfüllt, Camilla del Lante, erkennt in ihrem Geliebten, Alessandro Vergnatelli, mit welchem sie sich bereits verlobt hat, einen Feind und Verräther des Vaterlandes und weiht durch eigne Selbstbestimmung, einzig zur Rettung der Freiheit des Vaterlandes, ihn dem Tode. Sie reicht ihm Gift und gibt sich nach seinem Hinscheiden der Schwester Alessandro's als seine Mörderin zu erkennen, welche ihr anfangs flucht, endlich aber auf Camilla's Todtenbette sich mit ihr versöhnt und ihr die Versicherung ihrer Vergebung ertheilt, unter welchen Segnungen Camilla verscheidet. Sicherlich hätte aus diesem an sich nicht uninteressanten

*) Vgl. Nr. 293 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Stoffe noch Vorzüglicheres gebildet werden können; dessenungeachtet sind einzelne Partien, wie z. B. die Nachtscene mit der alten Wahrsagerin auf dem Todtenacker, wo beide, Camilla und die Hexe, das nöthige Kraut zur Vergiftung suchen, sowie die Scene bei Alessandro's Leiche in der nächtlichen Kapelle, als gelungen zu bezeichnen. Die „Einfache Geschichte" von Curio verdient gelesen und beherzigt zu werden. Sie greift auf recht lebendige und psychologische Weise in jene schadhaften Stellen des Familienlebens, in jene verwahrlosten Winkel hinein, aus denen die bürgerliche Tragödie sich so häufig bleich und blutig hervorschleicht, jenes Trauerspiel der Heimlichkeit, jenes Herzweh des Dachzimmerchens, jenes brechende Herz der Gesindestube, welches seine dunkelrothen oder lilienblassen Blüten auf dem faulen Estrich einer Morgue absetzt oder auf dem weißen Ufersande eines vom Schlamme der Städte getrübten Seinestromes. Hier — das zeigt sich wol — beginnt und keimt aus dem Schooße des Geheimnisses eine Poesie, für die es leider noch immer keine Poeten gibt. Aus diesem Grunde scheint uns auch diese „Einfache Geschichte" die beste des Taschenbuchs zu sein. Marie, das verführte Mädchen, die gekränkte Gattin, die bis in den Tod betrübte Mutter, das gemishandelte, geprüfte Weib, und auch der gute Pfarrer, der Vater des Verführers, der Tröster der Verführten, sind beides lebenswarme und lebenswahre Gestalten; Gestalten, wie sie die Salons nicht liefern, wie sie aber das bürgerliche Trauerspiel nicht entbehren kann. Noch erwähnen wir, als ziemlich unbedeutend, die „romantisch-historische Sage" von Eduard Janinski: „Das befreite Rhodus".

Die dem Taschenbuche einverleibten Stahlstiche (unter ihnen eine Copie von Lessing's beschneitem Klosterkirchhofe) gehören nicht eben zu den schlechtesten. Als Titelkupfer erscheint die jugendliche Gestalt der Herzogin von Orleans.

3. Helena.

„Helena", obwol noch ein sehr junges Almanachskind, gehört doch schon zu den vornehmern seines Geschlechts. Diese Bemerkung erstreckt sich sogar auf die Dehors des Taschenbuchs, auf Druck und Papier, auf Titelblatt und auf die Stahlstiche, wiewol wir der Meinung sind, daß die letztern allmälig aus dem Garderobenrepertoir der deutschen Taschenbücher recht füglich verschwinden könnten. Aber einen geistreichen Druck gibt es, der recht wesentlich dazu beiträgt, einem solchen Büchlein Credit zu verschaffen, und diese Seite der Ausstattung darf eine sorgsame Redaction keineswegs vernachlässigen. Die vornehmern Taschenbücher der deutschen Literatur zeichnen sich auch durch geistreichen Druck, durch geistreiche, vornehme Typen aus. Aber auch dem Inhalte nach erhebt sich „Helena" beiweitem über das Ordinaire. Es zeugt davon dieser dritte Jahrgang. Auch wäre es ja wol gänzlich aus mit allem deutschen Dichten und Denken, wenn da, wo des alten Meister Tieck und des sinnvollen Meisters Leopold Schefer Namen leuchten, man denselben unersprießlichen Literaturjammer erwarten sollte, der uns anderweitig auf recht beleidigende Weise in die Augen springt.

Die „Helena" enthält vier Novellen: „Liebeswerben", von Ludwig Tieck; „Sonnenflug", von Bernd v. Guseck; „Der arme Dschem", von Leopold Schefer, und „Niobe von San Bonifazio", von Ludwig Storch.

„Liebeswerben", von Ludwig Tieck, ist ein eignes, sehr seltsames Product. Vergleichen wir es mit der Novelle: „Des Lebens Überfluß", von demselben Verfasser, in der „Urania", so müssen wir der letztern Dichtung unbedenklich den Vorzug geben. Denn in dieser sahen wir jene allgemeine Lebensironie walten, in welcher Tieck, seitdem er sich von der romantisch-poetischen Gefühlsanschauung zu den Interessen des Weltlaufs bekehrt hat, unübertrefflich, ja, die sein eigenthümlich-modernes Bereich ist. In der Novelle: „Liebeswerben", dagegen sondert sich die Ironie Tieck's und spitzt sich so ganz ausdrücklich nach einem besondern Ziele hin, daß sie, in den trübern Nebel der Persönlichkeit gehüllt, ihren eingeborenen Werth und Namen zu verlieren scheint. In dieser Novelle persiflirt Tieck, während er in der Uranianovelle die allgemeine Ironie auf eine so feine Spitze der Zweideutigkeit, auf einen so freien und heitern Lebensstandpunkt zu treiben wußte, daß seiner harmlos scheinenden Dichtung kaum etwas zu wünschen übrig blieb. Das Liebeswerben nämlich ist in Tieck's Helenanovelle durchaus die Nebensache. Die Hauptsache ist die Verhöhnung einer modernen Literatur-, wir wollen sagen Classe, denn mit dem Ausdrucke: Schule, ist es nichts, weil eine Schule durchaus ein würdiges und solides Fundament haben muß. Man fragt sich aber nach aufmerksamer Lecture der Novelle, wenn man vor dem kritischen Geistesauge noch einmal die Figuren dieser armseligen Literaten Lindhorst und Amsel, die Gestalt des hausbackenen, handfesten Spitzbuben Wilderer und des abenteuerlich-philiströsen Wallroß, der sich so geschwind zum literarischen Sentiment bekehrt — man fragt sich, wenn man diese Gestalten nochmals an sich vorübergehen läßt, ganz folgerecht: Wer ist eigentlich darunter gemeint? Die Antwort darauf dürfte schwieriger sein, als es aussieht; denn es gibt keine Lindhorsts — diese noch eher —, aber gewiß keine Amsels in der deutschen Literatur der Gegenwart; auch solche Wallrosse, die im Vergnügen des poetischen Dilettantismus wie in einem Südpolocean herumschwimmen, obgleich sie einige Millionen Thaler zu verzehren haben, auch solche Individuen gibt es im Heute nicht. Nehmt Alles in Allen: die deutsche Poesie ist doch nur eine Klagefrau, die ihre Söhne beweint; eine Niobe der Nationen, wie Latitia eine gewesen, die Mutter des großen Kaisers. Mag es sein, daß der Söhne manche sich aufthun und brüsten und hohle Worte reden und nichts bedeuten und dennoch bei Kasse sind; mag das sein; im Allgemeinen ist die deutsche Poesie eine Bettlerin, die, wenn sie auf ihre Vergangenheit sich besinnt in ihrem trüben Denken, nicht einmal den Schilling annimmt, den du ihr mitleidig in die Hand zu drücken versuchst; denn einiger Stolz wohnt in Lumpen,

Digitized by Google

sogar in den Lumpen der deutschen Poesie. So werth uns Tieck's, des Mannes, der nur seine Gedanken spinnt, Erscheinen überall ist, so wünschten wir doch, er hätte dieses Nest ungestört gelassen. Der Küster Emmeran ist freilich eine herrliche, durch und durch ironische Novellenfigur, der für den Sinnenden nicht bedeutungslos vorüberschwebt; was aber sollen die magnetischen Gaunereien bedeuten, welche auf der Hefe ihres anbrüchigen Wesens nur die endlose Gemeinheit der Menschennatur, nur die tiefe Verwerflichkeit Dessen zeigen, was ein- für allemal schlecht ist? Armer Tieck! reicher, unerschöpflich reicher Dichter! du selbst bist eine männliche Niobe des poetischen Jahrhunderts! Wer dich so begreift, begreift dich würdig, und ein solcher wird nicht fragen, gleich der unverständigen Menge: Warum schreibt Tieck noch Novellen? Aber Dinge gibt es, in denen nur der Knecht des Jahrhunderts stören darf, nicht der vornehme, unvergeßliche Geist, der das Jahrhundert mit erschaffen hat.

„Sonnenflug", von Bernd v. Guseck, heißt die zweite Novelle. Wir haben neulich erst Novellen von demselben Verfasser gelesen, die wir durchaus keinen poetischen Ansprüchen genügend fanden. Die Novelle: „Sonnenflug", aber ist beiweitem gelungener als jene. Sie schildert die Periode der Selbstbefreiungsversuche der serbischen Nation unter Kaiser Leopold I., den Feldzug des Markgrafen Ludwig von Baden gegen die Unterdrücker der tapfern Serben; sie schildert ferner die Begegnisse des Sterns der serbischen Ritterschaft, des Fürsten Gjuro Brankowitsch, der den Sonnenflug begann und, mit Östreichs Macht verbunden, nichts Geringeres als die Eroberung von Konstantinopel erzielte; endlich dieses tapfern Serbenfürsten Begegnisse am Kaiserhofe zu Wien. Der Faden der Liebe, der zwischen diesen öffentlichen Ereignissen hindurchläuft, ist einfach. Die Helden der Geschichte zeigen Vernunft und Charakter, was sich heutzutage selten im deutschen Romane findet. Der Ausgang der Geschichte wird aber nicht ganz den Foderungen Derer entsprechen, die eigentlich nur lesen um des Ausgangs willen.

Es folgt: „Der arme Dschem", historische Novelle von Leopold Schefer. Alle Dichtungen Schefer's ohne Ausnahme bezeichnet ein geheimnißvoller, eigenthümlicher, unerlaßlicher Geisteszug; ein Zug — wir wollen es kurz bezeichnen — des Wundersamen. Wundersam! diesen Namen muß man diesen Dichtungen beilegen; denn in ihnen allen haust für uns tief im Schrein ihres Herzens, in dem Mark und Kern ihres poetischen Wesens etwas Fernes und Fremdes, das aber zugleich voll Traulichkeit und Nähe ist; eine fremde Lotusblume der Dichtung. Wir wissen, die heimatlichen Gewässer tragen solche Blumen nicht; aber doch ruht in ihrem Anschauen solch ein süßer Heimatzauber, daß wir uns nicht sättigen können und an kein Widerstreben zu denken ist. Etwas Unsagbares bleibt in jeder Schefer'schen Dichtung tief unten sitzen und hausen, so viel man auch schon darüber geäußert haben mag. Überhaupt ist Schefer ein Dichter, über welchen man gar nicht den Drang fühlt, viel zu äußern, ein durchaus innerlicher Dichter. Als solcher zeigt er sich auch in der Geschichte: „Der arme Dschem", in welcher wundersame Gestalten auf- und abschweben, wundersame Fäden sich auf- und abspinnen. So das Fräulein Philippine v. Sassenage, die eigentlich nichts als ein simples Klosterfräulein, aber zugleich des armen Dschem Geliebte und Gattin ist, der seinerseits wiederum der Sohn des Sultan Mohammed ist, des schrecklichen Eroberers von Konstantinopel, und Bruder des herrschenden Sultan Bajasid, und welcher über dem Bestreben, seinen Thron zu gewinnen, zu Grunde geht; ferner der arme Dschem selbst, der Sultanssohn, der zugleich ein so milder Dichter und Saadi's Freund ist, und der das glückseligste Wesen wäre, wenn er nur ein Dichter wäre; alsdann der böse Rhodiserritter, Philippinens Bruder, der ihr immer finster und kalt in die Ohren raunt: „Gare ton honneur, gare, damoiselle de Sassenage"; dann die ränkevollen Borgias, Papst und Sohn des Papstes, und Mustapha, der Barbier, das Scheusal, der den armen Dschem geflissentlich schneidet und ihm dann mit Giftsalbe auf Cesare Borgia's Anstiften das geweihte Dichterhaupt salbt, daß der arme Dschem daran sterben muß mit all seiner Hoffnung und Dichtung; über dies Alles aber der eigenthümliche morgenländische Duft, der alle Schefer'schen Dichtungen durchwürzt und durchgeistet: es ist eine Freude, dies zu genießen; eine Freude, die man aber am wenigsten dem Leser vorrechnen kann.

„Niobe von San Bonifazio" ist die vierte und letzte Novelle; ein corsisches Sittenbild von Ludwig Storch. Der Mehrzahl der Taschenbuchsleser wird diese Novelle vollkommen genügen. Sie ist spannend, ereignißvoll, dem Pikanten und Schauerlichen zugewandt bis ans Ende. Für den feinern Sinn sind aber wirklich etwas zu viele Elemente — und welche! — zusammengehäuft. Gut, daß der Schauplatz Corsica ist. Corsica ist ein solches Plätzchen der Erde, wohin unsere Novellisten alles irgend Mögliche verlegen: Jungfrauenraub, Corsarenthum, Priestertücke, Wollust, Grausamkeit, Blutrache, Ungewitter, Meeresstürme, Uferhöhlen, Grottenschlünde, Meuchelmord, Kerker, Scheiterhaufen, Bigamie, Mutterfluch, Vaterverzweiflung — Alles ereignet sich auf Corsica, und so auch in dieser Novelle von Storch. Aber die Novelle ist nicht uneben geschrieben, und die Verwickelung ist so geschickt, daß man sich doch mit einiger Genugthuung durch alle die Blut- und Mordgreuel hindurchwindet. Die am meisten poetische Figur ist Gemma, die unglückliche Gattin des furchtbaren Corsaren Brunardito, die Niobe von San Bonifazio, der das Schicksal all ihre Kinder raubt, und welche einsam übrig bleibt, eine steinerne Klagefrau, ohne Klage. Diese Gestalt zeugt von wirklichem Talent und erinnert einigermaßen an jene größere Niobe, die wir schon einmal erwähnten, die das große Schicksal erfuhr, in jedem Kinde ein Königreich, in dem einen aber die Welt zu betrauern. Was die Stahlstiche betrifft, so sind es lauter Genrestücke, unter denen das ausgezeichnetste Blatt „Der Fahnenträger" ist. Auch die übrigen zeich-

Digitized by Google

nen sich durch Klarheit des Stichs und gute Wahl der Gegenstände aus.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, im October 1838.

Es ist unglaublich, welche bedeutende Summen die französische Regierung in diesem Augenblicke auf größere Unternehmungen zur Förderung von Kunst und Wissenschaft verwendet. Die Entdeckungsreisen, und die literarischen Missionen gehören bei uns jetzt zur Tagesordnung und erstrecken sich nicht nur über ganz Frankreich, wo gar noch Manches zu entdecken und zu erforschen ist, sondern auch über den größten Theil der Länder und Weltgegenden, welche gegenwärtig der Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen und Untersuchungen sind. Seit einigen Jahren sind beinahe alle Provinzial- und Municipalarchive in ganz Frankreich, welche den Stürmen der Religionskriege und der Revolution sowie dem Dämon der Centralisation entgangen sind, beinahe alle Bibliotheken der Departements von einiger Wichtigkeit genau durchsucht worden, und die Ausbeute, von welcher die von Zeit zu Zeit an den Minister des öffentlichen Unterrichts eingesendeten Berichte nur einen kleinen Vorschmack geben, muß für die genauere Kenntniß der Geschichte Frankreichs wahrhaft großartige Resultate geben, sobald man hier die gewonnenen Materialien mit Takt und gesunder kritischer Kritik verarbeiten lernt. Man kann nicht leugnen, daß wenigstens der Sinn dafür, vorzüglich mit unter dem Einflusse deutscher Wissenschaft, schon sehr geweckt ist und unter der jüngern Generation immer mehr um sich greift. Fortschritte im Großen können bei solchen Dingen nur von Geschlecht zu Geschlecht bemerkbar werden. Dergleichen Nachforschungen zum Zwecke der französischen Geschichte sind bereits auch in den Archiven und Bibliotheken Englands mit dem günstigsten Erfolge angestellt worden. Guizot gebührt das Verdienst, daß er zuerst auf die Wichtigkeit der literarischen Schätze Großbritanniens in dieser Hinsicht aufmerksam gemacht hat, und es ist zu erwarten, daß man, seinem Beispiele folgend, bald auch die übrigen Nachbarländer des Continents mit in den Kreis dieser Nachforschungen hineinziehen wird. Mehr noch sucht die Regierung ihren Ruhm in der Begünstigung bedeutender Unternehmungen dieser Art in der Ferne. Ihre Schiffe befinden sich zu gleicher Zeit in der Nähe des Südpols und in den Gewässern von Spitzbergen; für die wissenschaftliche Erforschung Afrikas ist soeben eine neue Commission ernannt; der Orient ist in der letzten Zeit von mehren ausgezeichneten Gelehrten auf Kosten der Regierung bereist worden, und noch in diesem Augenblicke befindet sich ein ehemaliger Reisegefährte Champollion's in Oberägypten, um von den Monumenten in der Umgegend von Theben Zeichnungen und Abdrücke zu entnehmen, welche zur Vervollständigung des großen Werks nöthig schienen, welches aus Champollion's handschriftlichem Nachlasse gleichfalls auf Kosten der Regierung herausgegeben werden wird. Letzterne hat in diesen Tagen von dem letztern, einem ausgezeichneten Künstler, Namens Chote, welcher, wie gesagt, von Champollion selbst in die Art und Weise der künstlerischen Auffassung der altägyptischen Kunstdenkmale eingeweiht worden ist, einen Bericht über den Fortgang seiner Arbeiten erhalten, welcher, diesen Morgen von einem unserer größern Journale mitgetheilt, die interessantesten Resultate verspricht. Die von Hrn. Chote gewonnenen Zeichnungen und Abdrücke auf gutem Papiere von Hieroglyphen und Bildwerken, welche man noch nicht kannte, oder wenigstens noch nicht in genauen Abbildungen besaß, bedecken einen Raum von etwa 80 Metern. Besonders reich war die Ausbeute in dem Grabmale des Königs Sthai und einigen kleinern Tempeln in seiner Nähe. Auf Ertronne's Veranlassung hat Hr. Chote auch der Memnonsstatue eine abermalige genaue Untersuchung gewidmet. Man kennt den Streit, welcher sich darüber zwischen Letronne und Wilkinson erhoben hat. Wilkinson ist nämlich selbst nach der gründlichen Erörterung Letronne's, welche das Eigenthümliche erwiesen hat, bei der Behauptung geblieben, daß das Phänomen des Tonts, welchen die Statue im Alterthume von sich gegeben habe, weiter nichts gewesen sei als ein gemeiner Priesterkniff, und zur Unterstützung dieser Behauptung hatte er vorzüglich auf einen Stein aufmerksam gemacht, welcher sich unter dem Knie des Kolosses befindet und bei jedem Anschlag einen starken Ton von sich gibt. Diesem Steine gegenüber, behauptete Wilkinson weiter, sei eine Oeffnung, deren offenbarer Zweck gewesen sei, einen Menschen zu verbergen, welcher beauftragt gewesen sei, nach Wohlgefallen auf den besagten Stein loszuschlagen und so das Phänomen hervorzubringen, welches die Bewunderung und der Schrecken des Volkes gewesen sei. So fadelhaft diese Conjectur schon an sich klingt, so schien sie doch einen neuen Prüfung nicht unwürdig, mit welcher Letronne Hrn. Chote beauftragt hatte. Das Resultat derselben ist zu Gunsten der Gegner Wilkinson's ausgefallen. Der Stein ist allerdings vorhanden und gibt auch den Ton von sich, welchen Wilkinson gehört hat; allein eine nähere Prüfung der Oertlichkeiten ergibt leicht, daß es weiter nichts als ein gewöhnlicher Werkstein ist, welcher nach der letzten Wiederherstellung des Monuments liegen geblieben ist und die Tönbarkeit mit dem größten Theile deren gemein hat, aus welchem das Denkmal besteht. Die angebliche Höhlung, worin sich ein Mensch verborgen haben soll, ist dagegen, nach Hrn. Chote's Versicherung, nichts als ein Riß in dem Block, welcher der Statue zum Sitze dient, und viel zu klein, als daß er die Gestalt eines ausgewachsenen Menschen hätte aufnehmen können. In keinem Falle würde man aber auf die Idee eines solchen Betruges gekommen sein, als die die natürlichen Ursachen, welche das Phänomen hervorbrachten, ihre Wirkung verloren hatten. Auch den auf dem Kolosse befindlichen Inschriften hat Hr. Chote abermals besondere Aufmerksamkeit gewidmet; er hat von ihnen sämmtlich genaue Abdrücke auf angefeuchtetem Papier genommen, welche die Originale die auf die kleinsten Nuancen wiedergeben.

Indem ich heute die Politik einmal ganz bei Seite lasse, muß ich Sie noch auf eine literarische Erscheinung aufmerksam machen, welche das höchste Interesse zu gewähren verspricht. Ich meine die Memoiren des ehemaligen Ministers, Grafen Beugnot, welche nächstens erscheinen sollen und aus denen das soeben erschienene Heft der „Revue française" einige pikante Auszüge liefert. Diese Auszüge betreffen die berüchtigte Gräfin Lamothe-Valois, mit welcher Beugnot auf ziemlich vertrautem Fuße stand, die Intriguen des Cardinals Rohan, die Betrügereien Cagliostro's und namentlich die verhängnißvolle Halsbandgeschichte, unter welcher die arme Marie Antoinette so viel zu leiden hatte. Die im Allgemeinen bereits bekannten Thatsachen erhalten hier im Einzelnen vortreffliche Aufklärungen. Namentlich gibt hier eine ungezwungene Wahrheitsgröße des Stils und der Darstellung jenen unglücklichen Verhältnissen eine Anschaulichkeit, wie sie uns noch in keiner der bereits vorhandenen Schilderungen derselben vorgekommen ist. 96.

Literarische Notiz.

Für die Kenntniß von Wales dürfte folgendes neue Werk von Bichtigkeit sein: „A pedestrian tour through North Wales in 1837. By *G. J. Kennet.*" Das Buch ist mit 10 Radirungen, welche interessante Scenen darstellen, und mit 7 Melodien aus Wales ausgestattet. Das „Court-Journal" sagt darüber: „Ein schönes Werk, so ergötzlich als nur irgend eines, das uns seit vielen Jahren vorgekommen. Es ist eine Reiseschilderung, mit dichterischer Naturkiebe und humoristischer Heiterkeit ausgeführt." 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 301. —— 28. October 1838.

Die Taschenbücher für 1839.
Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 300.)

4. Der Delphin. Herausgegeben von Theodor Mundt.

Wenn die junge Literatur im Allgemeinen als die Fleischbrühsuppe der deutschen Literatur angesehen werden kann, so ist Theodor Mundt, der eigentliche Stifter der jungen Literatur, wiederum das große Central-Fettauge dieses Bouillongerichts. Möge uns die „junge Literatur" dieses Gleichniß verzeihen; es ist allerdings der wahren Gewöhnlichkeit des Lebens entnommen; es ist aber darum nicht minder bezeichnend. Theodor Mundt ist ein feiner, reichbegabter, sinnvoller und dabei durchaus moderner Geist. Daß die Anlage in ihm ungewöhnlich sei, wird Niemand, der mit dem Progreß der modernen Literatur nur einigermaßen Schritt hält, in Zweifel stellen. Aber seiner Anlage huldigen, oder, mit bessern Worten, sie anerkennen, heißt auf der andern Seite: mit seinem Thun rechten. Ein so reiches Talent, das, um mit Gutzkow zu reden, auf dem Wendepunkt zum Genie steht, was hat es geleistet? Es hat, genau genommen, trotz allem Dichten, Schreiben und Herausgeben noch nichts Erhebliches geleistet. Was dieses reiche Talent dem deutschen Publicum vor jener ungestümen Periode übergab, die es mit Effect berühmt gemacht, war nur Vorstudie; was es aber nach jener Zeit manifestirte, war sicherlich keine reine Offenbarung des Geistes, in dessen eingeborener Energie begründet. Es ist gewiß Niemanden, der zu Geld und Muße gelangt ist, zu verdenken, wenn er die Welt durchzieht, London, Paris und Brüssel bereist und sich vornimmt, so weit zu schweifen, als die Gesundheit und die Kasse reichen. Aber der deutschen Kritik ist es nicht minder zu verdenken, wenn sie in dieser Wanderlust nur eine leichtsinnige Zerstreuung schöner Kräfte und in den Resultaten dieser Weltfahrten nur eine zweideutige Frucht erblickt, die von den Helden und Heldinnen der modernen Civilisation zwar mit Wollust genossen, aber von dem ernsten Gedanken, welcher die trübe Zeit durchzittert, gewiß und wahrhaftig verleugnet wird. Doch genug hiervon; das Thema ist zu traurig, und Mundt ist ein so reicher, inniger und sinniger Geist, daß man nicht zweifeln darf, er werde sich noch sammeln, er werde bald einen Ekel gewinnen vor diesem frühen Herumschweifen, vor diesem ekeln Salonleben, vor diesen echohaften Huldigungen einer faden Knabensippschaft; er werde Kraft gewinnen, sich zu vereinsamen und mit jenen ernstern Geistern sich zu verbinden, die im Geist und in der Wahrheit an dem Freiheitstempel der Zukunft bauen.

Aber — daß wir zur rechten Zeit zu unserm „Delphin" kommen — wahr ist es, Mundt könnte in einem Taschenbuche, das er selbst gestiftet und dem es deshalb an keinerlei Mitteln fehlen kann, doch etwas Anderes, etwas Geisterfüllteres geben als solch eine „Komödie der Neigungen", oder solche burleske „Sagenbilder aus Böhmen", die wir in den alten Chronikbüchern noch gar spaßhafter aufgezeichnet finden. Und dennoch ist „Die Komödie der Neigungen" (ein Drama in vier Aufzügen) ein Erzeugniß, so bezeichnend und durch und durch modern in seiner Anlage, daß man es ungern missen würde. Aber auch der Fluch, oder mag es lieber heißen, der Unsegen der modernen Zeit ruht auf diesem Drama. Miß Coraly, diese leidenschaftliche Britin, mit ihren fabelhaften Neigungen, mit ihrer verzerrten Poesie, mit ihrer malitiösen Intrigue, mit ihrem Wehlaut der Gefühle — sie ist nichts Anderes als das Salonweib des Jahrhunderts, um welches die Gecken der Civilisation herumlagern und herumsäuseln, und dessen Gemüth doch so hohl ist — wie ein Grab. Und der deutsche Hofmeister Johannes, dieser arme Junge, diese geistreiche Dupe des Jahrhunderts, o, er steht der jungen Literatur weit näher, als sie glaubt, Es ist wahr, er ist geistreich; aber seine Gefühle sind vertrocknet, verlebt; er zerfleischt sein Eingeweide und muß es thun, um ein weniges Poesie heraufzufördern an das trübe Tageslicht der modernen Gesittung. Um sich ganz poetisch zu machen, braucht er die Policei und die Frau Babylon und den verrückten Ketzerschnüffler Gumpertus; und Coraly, die Dame voll Lotusblumentiefe und wunderbarer Gefühlsandacht, wie es von ihr heißt — was in der That hat er nun, wenn sie sein eigen ist. Nichts als die verliebte „Damenhaftigkeit" der Modernheit, die der Dichter selbst seinen Johannes hart geißeln läßt, die man als frische, freie, urgewaltige Weiblichkeit heutzutage gar emancipiren will. O Thoren, weil ihr selbst Weiber seid, weil nichts Männliches und Tiefes in euch ist, darum wollt ihr dies. Mundt, den ihr zu euerm Dalai-Lama

Digitized by Google

ernannt habt, ist doch weiter als ihr Alle, und sein edelbegabter Geist wird dieser Zeit poetische Schmach überwinden.

Eine zweite Mittheilung des „Delphin" ist die Novelle: „Adele" von der F. v. W. Diese Dame gehört ebenfalls unter diejenigen, welche die junge Literatur emancipirt hat. Aber die feinempfindende, feincombinirende und feindarstellende Frau verdient auch diese Emancipation. Fr. v. W. ist ein beobachtender Geist im wahrhaft edeln und weiblichen Sinne, ein Geist, dem man die feine Erziehung bei jeder Wendung anmerkt. So ist diese „Adele" geschrieben, deren Lecture einen unverkümmerten Genuß gewährt. So einfach in ihren Verhältnissen, wie sie ist, haust in dieser Novelle doch eine große Welterfahrung, ein ganz besonderer Lebenstakt. Eine gräfliche, liebenswürdige, entschiedene, berechnende und doch charakterlose Mannesnatur voll Egoismus und Gefallsucht umspinnt ein armes Mädchen, das keine andere Waffe besitzt als seine Schönheit und die lautere Tiefe seiner Liebesneigung. Aber das Mädchen ist dennoch stark genug, sich zu ermannen, sich zu besinnen und umzulenken, da sie schon mit einem Fuße über dem Abgrunde hängt. Die Unfehlbarkeit des reinen Gemüths siegt, und wer zuletzt unglücklich ist, ist nicht die getäuschte Jungfrau, sondern der egoistische Graf, dessen sich der Lebensekel bemächtigt, in welchem der Satansengel die vornehme Creatur mit Fäusten schlägt. Mit einem Worte: eine schöne Novelle, geschrieben, damit Frauen von Gefühl sie studiren.

Den fernern Inhalt des Taschenbuchs bilden: „Skolien" von Dr. Mises, nicht ohne Rückert'schen Geist, aber auch nicht ohne poetische Geziertheit; ferner die bereits erwähnten „Protestantischen Bilder aus Böhmen" von Th. Mundt, und endlich ein russisches Gedicht nach Puschkin von Dr. Robert Lippert: „Der Gefangene am Kaukasus", voll gewaltiger, gährender Leidenschaft, sowie Puschkin's ganze Natur. Dem Almanach voran steht als Titelkupfer das Portrait von Georg Sand, wol ein wenig zu elegisch im Ausdrucke für diese ins Männliche und Bizarre übersetzte Damennatur. So mag ungefähr der Namensverwandte Karl Sand ausgesehen haben, zwei Stunden vorher, ehe er Herrn v. Kotzebue umbrachte. Der Sophist der französischen Romantik muß ein anderes Ansehen haben. *)

4.

Correspondance inédite de Voltaire, publiée d'après ses lettres autographes, avec des notes, par *Th. Foisset*. Paris 1837.

Der Herausgeber dieses Briefwechsels war von der Akademie zu Dijon beauftragt worden, eine Lebensbeschreibung des Präsidenten de Brosses abzufassen. Er mußte zu dem Ende die Archive der parlamentarischen Familien des Landes durchforschen; und da er hier eine bedeutende Zahl noch nicht veröffentlichter Briefe Voltaire's fand, so kam er auf den Einfall, sie in einen Band zu sammeln und damit das Publicum noch vor der Biographie des Präsidenten zu beschenken. Mit dem Commentar, der diese Briefe begleitet, gewähren dieselben eine recht unterhaltende Lecture, zumal da solche auch manche höchst interessante Aufschlüsse über den Privatcharakter und das häusliche Treiben einer Persönlichkeit ertheilen, die zu den merkwürdigsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts gehört. Bemerkenswerth ist übrigens noch, daß Hr. Foisset keineswegs zu den unbedingten Verehrern Voltaire's gehört, ja, daß man ihm vielmehr den Vorwurf machen kann, er habe gegen ihn in Betreff des Streitpunkts, der in der Correspondenz verhandelt wird, zu Gunsten des Hrn. de Brosses Partei ergriffen. Nach diesen flüchtigen Voranschickungen gehen wir sogleich zum Inhalte des vorliegenden Buchs selber über; den erklärenden Noten des Herausgebers werden wir nur so viel entlehnen, als zur Verständlichkeit der Briefauszüge unumgänglich ist.

Voltaire hatte vermuthlich die Nacht schlecht geschlafen, als er am 9. Sept. 1758 auf den Gedanken kam, den Nießbrauch der Domaine Tournay käuflich an sich zu bringen, und deshalb an Hrn. de Brosses folgende schriftliche Eröffnung machte: „Wollen sie mir Ihr Gut Tournay auf Lebenszeit verkaufen? Ich bin alt und krank. Ich weiß, daß ich einen schlechten Handel mache; allein dieser Handel wird Ihnen nützlich und mir angenehm sein." Nach Angabe der pecuniairen Bedingungen, die für den Verkäufer höchst vortheilhaft zu sein scheinen, schließt Voltaire: „Ich werde mich bemühen, in den nächsten zwei Jahren noch nicht zu sterben, und alsdann werden Sie recht artig logirt sein. Überdies verpflichte ich mich nicht länger als vier oder fünf Jahre zu leben u. s. w." Voltaire war damals 64 Jahre alt; er bewohnte Delices ganz nahe bei Genf, und die Nachbarschaft dieser bigoten und unruhigen Republik langweilte ihn; sohin war es ihm wol vergönnt, Ruhe zu suchen. Wiefern er sie in Tournay fand, werden wir gleich sehen. Inzwischen war des Präsidenten Antwort äußerst verbindlich: „Ich würde Ihnen", schreibt er, „mein Schloß freiwillig angeboten haben, wäre es würdig gewesen, die ordentliche Wohnung eines so berühmten Mannes zu sein. Sie verpflichten sich, nur vier oder fünf Jahre zu leben; dieser Artikel muß wegfallen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, sonst wird aus dem Handel nichts. Ich fodere im Gegentheil, daß Sie nach abgeschlossenem Vertrage noch den ganzen übrigen Theil des Jahrhunderts leben, damit Sie zu dessen Ruhme und Erleuchtung beizutragen fortfahren. Die Vorsehung würde sich schöne Händel zuziehen, ließe dieselbe Sie nicht länger hier auf Erden als Fontenelle. Ohnedies steht sie sich heute nicht gar zu gut mit dem Publicum." Der Contract wurde nunmehr in aller Form Rechtens am 15. Dec. desselben J. abgeschlossen und unterzeichnet; Voltaire aber schreibt an Hrn. de Brosses: „Ich habe meinen Einzug zu Tournay wie Sancho Pansa auf seine Insel gehalten; nichts fehlte mir als sein Bauch. Ihr Pfarrer hat mich haranguirt. Der Trunkenbold Chouet (der Verwalter) hat mir ein glänzendes Festmahl im Geschmack des Horaz und Boileau gegeben. Die Unterthanen haben meine Pferde durch Abfeuerung von Musketen und Granaten erschreckt; die Mädchen haben mir Orangen in mit Bändern geschmückten Körben überreicht. Der König von Preußen schreibt mir, ich sei glücklicher als er; er hat Recht." Sich hierauf an Frau de Brosses wendend: „Madame", fügt Voltaire hinzu, „ich bitte Sie um Verzeihung, Ihnen nur ein halbes hundert Nadeln (Schlüsselgeld) überreicht zu haben; allein Sie sind die Tochter meines vertrauten Freundes, des Hrn. von Crevecoeur. Ich habe keinen Heller mehr, und Sie werden die große Freiheit verzeihen."

So wäre denn nun Voltaire gewissermaßen der Pachter des Hrn. de Brosses geworden; Voltaire der Dichter, der Schöngeist, der nicht zu bändigende und so empfindliche Philosoph, der sich nach Genf geflüchtet hatte, um dem Könige von Frankreich nicht zu gehorchen, und der Tournay, das auf der Grenze lag, kaufte, um, wie er sagte, weder in Frankreich, noch in Genf zu sein, eben diesen Mann sehen wir jetzt den strengen und verwickelten Rechtsbestimmungen unterworfen, die den Nießbrauch ordnen: er hat sich in ein Labyrinth von Verbindlichkeiten, Schwierigkeiten, Processen und Chicanen verirrt, aus welchem ihn nur der Weg zum Kirchhof führen wird. Voltaire sollte ein Pachter, ein Miethsmann, ein Nutznießer sein;

*) Der dritte Artikel folgt im November. D. Red.

Digitized by Google

zu dem Allen aber war Voltaire nicht geboren. Er hatte vielmehr hinsichtlich des Grundbesitzes einen etwas revolutionnairen Geschmack. Er zerstörte und schuf gern; und da er nun die Regierung nicht umzukehren vermochte, so fand er Vergnügen daran, das Erdreich umzuwühlen; er behandelte ein Ackerfeld, wie man späterhin mit dem Staate verfuhr: er stürzte Alles von Grund aus um, legte Wiesen an, wo er Gehölz fand, und pflanzte Bäume, wo sonst gutes Heu geerntet wurde. Der Peäsident de Brosses seinerseits gehörte zwar hinsichtlich seiner literarischen Neigungen, seiner Ansprüche und seiner Schriften der philosophischen Schule an; allein bei Fragen des Grundbesitzes, zumal des seinigen, war er im höchsten Grade conservativ. Zudem war er ein sehr strenger Richter und wohlbewanderter Gesetzkundiger, der seinen Rechten nichts vergab, indeß Voltaire das Gesetz gern nach seiner Laune deutete, wie er Corneille commentirte. Der Einklang zwischen Beiden konnte daher von keiner langen Dauer sein. Bald nach Antritt des Nießbrauchs von Tournay nun, im Januar 1759, schrieb Voltaire dem Peäsidenten, um ihm von den Veränderungen, die er dort vorzunehmen gedachte, Kenntniß zu geben: „Ich verschönere gern", heißt es in diesem Briefe, „die Orte, die ich bewohne. Schon habe ich befohlen, die eine Hälfte des Schlosses niederzureißen und die andere umzugestalten. Die Gräben werden groß und regelmäßig werden. Wir werden Drehbrücken haben, und Ihre Bäume von Dodona werden besser zu diesen Verschönerungen als zu Brennholz für die Stadt Genf verwandt werden. Ich halte mich für einen bessern Familienvater als Sie; denn ich zerstöre nur, um zu erbauen, und Sie haben, nehmen Sie es nicht ungütig, die Hälfte Ihres Waldes verwüstet, um baar Geld zu bekommen. Sie haben Ihr Landgut vernachlässigt, und ich baue es an, und Sie werden einst erstaunt sein, ein sehr schönes, sauber gehaltenes Schloß, fruchtbare und nach der neuen Art bestellte und besamte Ackerfelder und herrliche Wiesen zu haben, die gegenwärtig mit Maulwurfshügeln bedeckt sind und die Sie von kleinen Bächen bewässert finden werden. Ich werde das Ländchen Gex mit Feldhühnern bevölkern; ich wünschte es mit Menschen bevölkern zu können." Auf das Alles nun antwortet der Präsident in Briefen ohne Complimente. Er beobachtet; Voltaire's gute Absichten beunruhigen ihn.

Den ersten Streit hatte jedoch dieser nicht mit dem Peäsidenten, sondern mit dem Fiscus. Der Domaineneinnehmer Girard verlangte von Voltaire ein Procent seines Pachtzinses; allein das Gut Tournay ist von Herrn de Brosses wegen steuerfrei und hat nichts an den Schatz zu bezahlen. Dies nun setzt Voltaire dem Finanzrathe in einer drolligen Vorstellung auseinander, die also schließt: „Girard fodert ein Procent vom Angenehmen, vom Nützlichen und vom Ehrenhaften der Herrschaft. Nun aber betheuert besagter Voltaire, daß ein Procent von dem Allen gleich Null ist; weil nämlich ein Procent vom Weihrauch beim Meßopfer und den Ehrenvorrechten sich nicht auf einen Obolus beläuft, weil ein Procent von dem Angenehmen zwischen den Alpen und dem Jura unter nichts ist, und weil ein Procent von dem Nützlichen auf einem ganz herabgekommenen Landgute genau die Kubikwurzel von ganz und gar nichts ist. Demnach hofft er, daß unsere gestrenge Herren vom Rathe geruhen werden, besagten Voltaire aus den Klauen des Hrn. Girard zu befreien." Bald darauf gerieth Voltaire in eine andere Verlegenheit. Das Gut des Hrn. de Brosses hatte grundherrliche Gerechtsame, und Voltaire fand es für gut sie auszuüben; allein er hatte bald Ursache, es zu bereuen. Ein Individuum, das unter seinem Gerichtssprengel stand, hatte einem Bauer, der ihm Nüsse stahl, einen Säbelhieb versetzt, weshalb dieser Klage erhob. Es entstand ein Proceß, in Folge dessen jenes Individuum zur Verbannung, Voltaire aber, als Gerichtsherr, zur Bezahlung der Kosten verurtheilt wurde. Diese beliefen sich auf 100 Pistolen, und das Alles, schreibt derselbe, „wegen sechs Nüsse und eines Säbelhiebs, wobei sich der verdammte Savoyarde, der ihn erhalten, sonst ganz wohl befand".

Inzwischen fuhr Voltaire fort, das Gut Tournay in seinem Sinne zu verbessern. Er baute ein Theatre und ließ auf demselben „Tancred" geben. Die wichtigsten Contractsreservate des Peäsidenten aber beachtete er nicht im Mindesten; denn er fällte Bäume, um seine Scheuern auszubessern, ließ Waldbezirke ausroden, um seine Wiesen abzurunden, und die schönsten Eichen niederhauen, um damit das Gerippe des alten Schlosses zu bekleiden. „Ich habe", schreibt Voltaire mit unglaublicher Naivetät, „die Geduld gehabt, alle jene alten Stämme mit der Wurzel wegräumen zu lassen." Dies Verfahren bringt Hrn. de Brosses aufs Äußerste; der Notar Girod erhält den Befehl, eine amtliche Besichtigung zu bewirken. Voltaire jedoch verschließt diesem die Thüre und sucht den Präsidenten mit schönen Versprechungen und vergoldeten Worten hinzuhalten. Endlich schlagt er ihm sogar vor, er wolle Tournay erb- und eigenthümlich kaufen. Der Präsident spielt anfangs den Spröden; Voltaire dringt in ihn, und endlich geht er auf den Kaufvorschlag des pfiffigen Pachters ein. Er überschickt ihm sogar, am 10. Jan. 1760, den Entwurf des Verkaufscontracts, dem nur noch Voltaire's Unterschrift abgeht. Allein dieser verlangt Zeit, und die Urkunde bleibt 4½ Monate in seiner Tasche. Während dieses zeitweiligen Waffenstillstandes schreiben sich beide Coerespondenten die liebenswürdigsten Briefe über nichts, bis endlich dem Präsidenten die Augen aufgehen und er bei sich selbst sagt: „Ich glaube Hr. von Voltaire macht sich über mich lustig". Er hatte wol Recht, und nunmehr schreibt er an Voltaire, um ihm ohne Umschweif zu erklären, es müsse das Inventarium aufgenommen werden, falls der Verkauf nicht zu Stande käme. Dies setzte diesen in Verlegenheit; er schreibt daher dem Präsidenten einen sehr demüthigen Brief. „Ich habe", heißt es in demselben, „auf Ihrem Besitzthume Alles wieder in guten Stand gesetzt, weil ich die Ordnung liebe; ich habe Bäume in Ihrem Walde angepflanzt; ich habe frische und lockere Erde auf schlechtes Feld bringen lassen und einen Acker fruchtbar gemacht, der seit der Sündflut kein Körnchen Gerste getragen hatte. Sie wissen mir dafür keinen Dank; ich weiß es wohl und war darauf gefaßt. Ich aber habe das Gute um des Guten selbst willen gethan, und der Himmel wird mir es lohnen. Ich werde lange leben, weil ich die Gerechtigkeit liebe. Die Generalpächter lieben sie nicht; auch werden sie beim heiligen Matthäus und in der Aete von Ramponneau verflucht." Doch nunmehr war Voltaire mit aller seiner List und seinen Ausflüchten zu Ende; das Inventarium wurde aufgenommen und der Streit mit geößerer Erbitterung als je geführet. Zu offenem Krieg kam es jedoch erst 1761 auf folgende Veranlassung. Der Peäsident de Brosses hatte an einen gewissen Charlot Baudy einen der Holzschläge seines Waldes verkauft. Als Voltaire sich auf dem Gute niedergelassen hatte, beauchte er Brennholz, wovon er, auf den vom Präsidenten ertheilten Rath, 14 Fuhren bei Charlot bestellte, ohne sie jedoch zu bezahlen. Zwei Jahre später überreichte dieser seine Rechnung, die Voltaire unter dem Vorwande, der Präsident habe ihm das Holz, das er zu Tournay verbrennen würde, mit überlassen, als unstatthaft zurückwies. Charlot wandte sich jetzt an den Präsidenten, der ihn wiederum an Voltaire verwies, und somit wurde denn dieser, der bei seiner Weigerung beharrte, von dem Vogteigerichte zu Gex vorgeladen. Wie der eigentliche Sachverhalt war, darüber ertheilt die Correspondenz, die sich jetzt zwischen beiden Letztern entspann, keinen befriedigenden Aufschluß. Der briefliche Kampf aber, der auf beiden Seiten mit gleicher Lebhaftigkeit und gleich beißendem Witze geführt wird, gewährt viel Unterhaltung, weshalb wir den respectiven Episteln einige Stellen entlehnen.

„Sie werfen mir einen Proceß auf den Hals", schreibt Voltaire dem Peäsidenten, „dessen Folgen nur auf Sie zurückfallen können, selbst wenn sie ihn gewinnen sollten. Sie lassen mich im Namen eines Bauern dieses Guts vor Gericht laden, dem Sie, wie Sie jetzt sagen, das befragte Holz verkauft haben. Das ist also jener große Kaufmann von Genf, mit dem Sie contrahirt hatten! Es ist notorisch, daß Sie niemals Ihr

Digitized by Google

Holz diesem Bauer verkauften; daß Sie es durch ihn haben abhauen und in Genf für Ihre Rechnung verkaufen lassen; ganz Genf weiß es; Sie gaben ihm täglich zwei 21 Sousstücke für das Fällen und Herrichten, nebst einem Antheil an jeder Fuhre, die er Ihnen berechnete. Ich glaubte Ihrem Agenten, Hrn. Girod, als er mir sagte, Sie hätten einen wirklichen Verkauf abgeschlossen. Dem ist aber nicht also, mein Herr! Hr. Girod hat das Holz im Einzelnen für Ihre Rechnung verkauft, mein eignes Holz, wovon Sie heute zwölf Ladungen wieder von mir zurückfodern. Wenn es sein muß, so werde ich den Hrn. Kanzler und die Minister und ganz Paris von Ihrem Verfahren in Kenntniß setzen; und findet sich in Ihrer achtbaren Genossenschaft eine Person, die Ihnen beistimmt, so erkenne ich mich für schuldig." Hr. de Brosses antwortet hierauf: „Erinnern Sie sich, m. H., des vorsichtigen Raths, den ich Ihnen ehedem gesprächsweise ertheilte, als Sie mir die Widerwärtigkeiten Ihres Lebens erzählten und beifügten, Sie hätten einen von Natur insolenten Charakter. Ich habe Ihnen meine Freundschaft geschenkt. Zum Beweis, daß ich sie Ihnen nicht entzogen, warne ich Sie, niemals in Ihren Augenblicken von Geisteszerrüttung zu schreiben, um bei gesundem Verstande nicht über das erröthen zu müssen, was sie in Wahnwitz gethan haben. Man muß ein Prophet sein, um zu wissen, ob ein Handel auf lebenslang schlecht oder gut ist. Dies hängt vom Ausgang ab. Ich wünsche in Wahrheit von ganzem Herzen, daß Sie recht lange den Nießbrauch haben und noch 30 Jahre fortfahren mögen, der Ruhm Ihres Jahrhunderts zu sein; denn, Ihrer Schwächen ungeachtet, werden Sie in Ihren Schriften stets ein sehr großer Mann bleiben. Ich wünschte nur, daß Sie in Ihrem Herzen den vierten Theil der Moral und Philosophie bewahrten, die sie enthalten. Als wir einstmals im Felde von Tournay spazieren gingen, sagten Sie mir, daß es Ihnen an Brennholz fehle, worauf ich Ihnen erwiderte, daß Sie dessen leicht aus meinem Walde bei Charlot Baudy finden würden. Sie baten mich, mit ihm deshalb zu sprechen, was ich, soviel ich mich entsinne, in Ihrer Gegenwart that, allein gewiß ohne etwas Bestimmtes deshalb anzugeben, was man bei einem Geschenk nicht zu thun pflegt. Ich stelle die Geringfügigkeit eines Geschenks dieser Art bei Seite, das man nur armen Karthäusern oder einem Kapuzinerkloster zu machen pflegt. Sicherlich würde ich Ihnen einige Fuhren Brennholz zum Geschenk gemacht haben, hätten Sie mich darum gebeten; allein ich hätte Sie zu beleidigen geglaubt, hätte ich es Ihnen angeboten. Weil Sie es aber nicht verschmähen, so mache ich Ihnen dieses Geschenk, das ich Baudy in Rechnung stellen werde, wogegen Sie mir folgende Quittung zu übersenden haben: „Ich, der Unterzeichnete, Franz Marie Arouet von Voltaire, Ritter, Herr von Ferney, ordentlicher Kammerjunker des Königs, bescheinige, daß Hr. de Brosses, Parlamentspräsident, mir zur Heizung ein Geschenk mit .... Ladungen Scheitholz, 281 Livres an Werth, gemacht hat; wofür ich ihm danke." Dies ausgenommen, habe ich mit Ihnen weiter nichts zu schaffen. Schließlich, m. H., hege ich für Sie den Wunsch des Perseus: Mens sana in corpore sano."

Dieser seltsame Rechtshandel nun endigte nach etwa einjähriger Dauer mittels Vergleich. Voltaire zahlte; das Geld aber wurde dem Pfarrer von Tournay für die Armen zugestellt. Seitdem gab Voltaire die von ihm zu Tournay begonnenen Verbesserungen auf. Sein Briefwechsel mit dem Präsidenten wurde nur in langen Zwischenräumen fortgesetzt; auf beiden Seiten hatte sich der Zorn gelegt. Sie starben Beide, der Präsident zuerst. Allein der Tod selbst vermochte ihrem Streite kein Ziel zu setzen. Im J. 1781 mußte noch die Justiz auf Anrufen der Erben einschreiten, und in Folge des Vergleichs, der nunmehr zu Stande kam, bezahlte Mad. Denis 40,000 Francs als Schadenersatz „für die Verschlechterungen und Beschädigungen, die während Hrn. Voltaire's Nießbrauch dem Gute Tournay waren zugefügt worden". Dies sind die eignen Worte des betreffenden Actenstücks. 18.

Bibliographie.

Alpenrosen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1839. 16. Aarau, Christen. 2 Thlr. 6 Gr.

Aristophanes Werke. Übersetzt von J. G. Droysen. 3ter Theil. 1. Die Wolken. 2. Lysistrate. 3. Thesmophoriazusen. 4. Ekklesiazusen. 5. Die Frösche. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr. 16 Gr.

Bergius, C. J., Preußen in staatsrechtlicher Beziehung. Gr. 8. Münster, Deiters. 1 Thlr. 12 Gr.

Beschreibung der Stadt Rom von *E. Platner*, *C. Bunsen*, *E. Gerhard*, *W. Röstell* und *L. Urlichs*. 3ter Band. Die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere. 2te Abth. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 4 Thlr. 12 Gr.

Boz, Oliver Twist. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank. 1stes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Weber. 21 Gr.

Erinnerungen an die Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen aus dem Hause Hohenzollern, hinsichtlich ihres Verhaltens in Angelegenheiten der Religion und Kirche. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 1 Thlr. 18 Gr.

Fortlage, C., Vorlesungen über die Geschichte der Poesie. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr.

Gedichte von Annette Elisabeth v. D.... H.... Gr. 12. Münster, Aschendorff. 20 Gr.

Gentz, Fr. v., Schriften. Ein Denkmal. Von G. Schlesier. 1ster Theil. Briefe und vertraute Blätter. 2ter Theil. Kleinere Schriften. 1ster Theil. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 4 Thlr.

Gersdorf, W. von, Erzählungen. 25ster Band. — Der Familienschmuck. Eine Novelle. 8. Leipzig, Lauffer. 1 Thlr.

— — 26ster, 27ster Bd. Julie von Falkenberg. Eine Geschichte aus dem letzten französischen Kriege in Deutschland. 2 Theile. 8. 2 Thlr.

Hutterus, J. M., Dichtungen. Gr. 12. Münster, Deiters. 12 Gr.

James, G. P. R., Leben und Zeitalter Ludwig des Vierzehnten. Aus dem Englischen übersetzt. 2 Theile. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 3 Thlr.

de Kock, Moustache und die drei Studenten. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 3 Theile. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 3 Thlr.

Krug, Der hallische Löwe und die marxialischen Philosophen unsrer Zeit. Oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 6 Gr.

Leisewitz, J. A., Sämmtliche Schriften. Zum erstenmale vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors eingeleitet. Gr. 12. Braunschweig, Leibrock. 21 Gr.

Oehlenschlägers Werke. Zum zweiten Male gesammelt, vermehrt und verbessert. 1stes bis 4tes Bändchen. 8. Breslau, Max u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 15te Lief. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. Von A. von Katte. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.

Ries, H., Der Blutige und seine Gesellen und die Todten-Wacht. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 18 Gr.

Rationaler und historischer Standpunkt zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Staats-Regierungen und dem römischen Stuhle in Beziehung auf gemischte Ehen; mit einem Rückblicke auf die Kölner Angelegenheit. Von einem Katholiken. Gr. 8. Köln am Rhein, Bachem. 16 Gr.

St. Demary. Der Decan der St. Leonhards-Kirche. Eine Novelle aus Frankfurts Vorzeit. Gr. 12. Manheim, Löffler. 1 Thlr.

Steger, F. A., Zuleima und Saladin. Ein episches Gedicht in drei Gesängen. 8. Zeitz, Webel. 10 Gr.

Zehmen, C., Pumphut. Romantische Darstellung aus dem vorigen Jahrhundert. 8. Leipzig, Klein. 21 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 302. — 29. October 1838.

Über die Epochen in der Bearbeitung der nordischen Mythologie.

Das 17. Jahrhundert öffnete zuerst die unvergänglichen Quellen der nordischen Mythologie *); aus dem dunkeln Heiligthume Islands wurde ein Schatz gehoben, der an innerm Werthe kühn es aufnehmen kann mit irgend welchem aus der Vorzeit. Denn es war nicht blos die Sage in einem reizenden Gewande, die in der Edda verborgen lag, sondern ein System der tiefsinnigsten Gedanken über Das, was die Völker von jeher bewegt hat, wenn sie suchten nach dem unbekannten Gott und dem verlorenen Frieden. Kühn und trotzend wie die Felsmassen Nordens stand diese bewundernswürdige Erscheinung da, bot aber zugleich wie die nordischen Berggegenden anmuthige Gründe und heitere Flächen dar, wo das Leben sich ebenso sehr seiner Ausbreitung freute, als dort in ernster Stille, in tiefer Abgeschlossenheit, die nur nach dem Himmel zu wies, ruhte. Erstaunen mußte die Forscher ergreifen, die diesen Schatz zuerst heben wollten, aber zugleich freudige Überraschung; denn sofern sie dem Norden selbst angehörten (und wer sollte denn sonst von Anfang Hand anlegen?), mußten sie zugleich wahrnehmen, daß hier mehr als ein verwandter Geist sie anspreche; es war das ganze nordische Völkerleben, das mit seiner angeborenen Tiefe und Fülle ihnen entgegentrat, dessen Spuren sich noch, trotz so vieler dazwischenliegender Jahrhunderte, im Volkscharakter und seiner historischen und poetischen Tendenz bewahrt hatten. Vielfach waren die Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, ehe man zum völligen Verständniß dieser kostbaren Urkunden gelangte; die Sprache selbst, die noch dazu hier in den tiefen poetischen Schichten sich verbarg, mußte vor Allem bewältigt werden; später erst konnte man an die Erklärung gehen. In jener Hinsicht leisteten die gelehrten Isländer Gudmund Andrea, Lunolf Johnsen u. A. den dänischen Gelehrten die ersprießlichsten Dienste; zum Theil mit ihrer Beihülfe gelang es Peter Resen, einige Gedichte der ältern Edda (Völuspá, Havamál) und die jüngere ganz (1665) herauszugeben. So unvollkommen in kritischer Hinsicht diese Ausgaben waren, so unentbehrlich waren sie zum Fortschreiten auf der Bahn. Man hatte doch nun das Material, wenigstens insofern, als die jüngere Edda das mythische System so lieferte, wie es in der letzten Periode der Göttersage ausgebildet war, und auch einen Schlüssel zum Verständnisse darbot (die „Kenningar", eine poetische Onomatologie, und die „Skalda", eine altnordische Poetik). Doch dachte Niemand im 17. Jahrhundert daran, das Ganze zusammenzustellen, oder Resultate daraus für das gesammte Sagengebiet und die Auffassung des Völkerlebens zu gewinnen. Der Fleiß der Forscher war mehr auf das Einzelne gerichtet, auf die Erläuterung des Alterthümlichen, die directe Ausbeute für nordische Geschichte und Sitte, die Ausbildung des sprachlichen Elements, und in dieser Hinsicht haben die Arbeiten von Ole Worm, Otto Sperling dem Jüngern und Thomas Bartholin einen entschiedenen Werth, sowie des Letztern Hauptwerk: „Antiquitates Danicae" *), lange Zeit hindurch die Quelle blieb, aus welcher die Fernerstehenden schöpften; denn er hatte mit tiefer Gelehrsamkeit und sprachlicher Gewandtheit eine Menge poetischer Fragmente aus der ältern und jüngern Edda und den isländischen Skalden zu Tage gefördert und erklärt.

Dies war die Sachlage, als der Franzose Mallet 1756 als Einleitung zu seiner „Histoire du Dannemarc" nach Anleitung der jüngern Edda in leichten Zügen einen Abriß der nordischen Götterlehre entwarf. Mallet hatte, wie es nicht anders sein konnte, Manches misverstanden und den tiefern Zusammenhang ahnte er nicht; aber auch in dieser rhapsodischen Gestalt mußte das Dargebotene hinreißen; die bloße Erzählung der am meisten in die Augen fallenden Züge und die beredte Anpreisung des Ganzen war genug. Diese erste Anregung fiel grade in eine Zeit, wo die erfrischende Morgenluft einer wiedergeborenen deutschen Poesie sich spüren ließ; wie hätte man von Seiten der Erwachenden, die mit Klopstock die entwürdigte Reimkunst hinter sich warfen und eine neue, wahrhaft poetische Schöpfung als Lebensaufgabe sich hinstellten, die verwandten Anklänge in nordischer Dichtkunst überhören sollen, zumal da hier ein so reiches Leben, buntes Farbenspiel und hehre, kühne Gedanken sich aufthaten! Klopstock selbst namentlich (in seinen Oden, „Hermann's

*) Bekanntlich waren es der Bischof Brynjulf Svensen zuerst und dann Arngrim Johnsen, beide Isländer, welche die ersten Handschriften der Edda nach Dänemark schickten.

*) *Th. Bartholini* Antiquitatum Danicarum de causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis libri II. (Kopenhagen 1689.)

Digitized by Google

Schlacht", „Hermann's Tod", „Hermann und die Fürsten") und Gerstenberg *) (vorzüglich in den „Gedichten eines Skalden", dann auch in seiner „Minona") waren es, die der nordischen Mythologie nicht nur Gerechtigkeit widerfahren ließen, sondern sie auch als ein tüchtiges Vehikel echt-deutscher Darstellung ins Leben einzuführen trachteten. Was ihnen zu Gebote stand, verwandten sie, um diese großartige Erscheinung der damaligen Zeit näher zu legen, und hatten's kein Hehl, daß das Fahle, Abgeschossene, Erstorbene der griechischen und römischen Mythologie weit weniger zum poetischen und künstlerischen Behuf sich eigne als Das, worin unsere Vorfahren ihre Anschauung, ihre Hoffnung, ihr Sehnen und ihr Wissen niedergelegt hatten. So wenig wir zweifeln, daß diese Bestrebungen überhaupt Frucht trugen (wenigstens mußten sie wie eine jede Lebenserweckung, sie sei noch so unvollkommen, dazu dienen, die Luft zu reinigen), so wenig können wir das zum Theil Einseitige und mit manchet Schwäche Behaftete derselben verkennen. Denn zu geschweigen, daß eine solche Einpfropfung lebendiger Sentkreise immer eine mistliche Sache ist, wo die übrigen Bedingungen nicht gegeben sind, so war ja offenbar diese Betrachtung der nordischen Mythen, wornach sie im Ganzen nur als poetische Staffage dienen mußten, eine sehr untergeordnete. Man sah nicht sowol auf den wesentlichen Gehalt der Mythen, als vielmehr darauf, wie diese oder jene treffend ein Lebensgefühl ausdrücken, oder sich zum poetischen Gebrauch anwenden lasse; man verglich die Kraft und Lebendigkeit der nordischen Mythen, die man nur unvollständig kannte, mit der schon erschlossenen Fülle der griechischen und schrieb deutsche Apologien für das anscheinend Rohe und Gigantische, namentlich in dem kosmogonischen Theil jener Mythologie, war aber nur zu geneigt, zu vergessen, daß jene sowie diese ein Völkerleben abspiegele, das mit allen Einrichtungen, Sitten und dem ganzen Gedankengange des Volks aufs innigste verzweigt ist. Und was die poetische Reproduction betraf, deren Möglichkeit freilich sich nicht bezweifeln ließ, so war offenbar die Vorstellung viel zu enge, die in der Klopstock'schen Schule sich ausgebildet hatte, daß Namen und Attribute, auch in einer ganz andern Gedankenregion, das Fleisch und den Körper der Betrachtung schaffen könnten. Bei alle dem läßt sich aber nicht verkennen, daß grade dies rücksichtslose, begeisterte Streben geeignet war, Interesse für den Gegenstand zu wecken und zu erhalten.

Herder, dessen Seele bei allem Großen und Schönen vibrirte, ging auch auf dies Interesse ein; doch mit wahrhaft kritischem Auge verkannte er so wenig die Schwächen dieser Richtung als die gediegene Gesinnung, die sie abspiegelte. „Gespielt ist genug mit dieser Mythologie", sagte er; „nun zum Ernste". Vor zweierlei, meinte er, müsse man dabei auf seiner Hut sein, vor Großsprecherei und Roheit. *) Aber auch er freute sich mit den Begeisterten, daß nun nach langen Jahren der Dürre und Theuerung in der nordischen Mythologie gleichsam ein Zaubergarten geöffnet sei **), in welchem Ydun's Äpfel der Verjüngung zum Genusse einladen. Wie Alles, was unter Herder's Hände kam, ein künstlerisches Gepräge annahm, so auch dieser Stoff; wie er einer jeden Erscheinung wenigstens einen eigenthümlichen Lebenskreis abzugewinnen wußte, so auch hier. Er versuchte es, kühn, wie er war, im Jugendalter, mit den höchst unvollständigen Hülfsmitteln sich die Völuspá auszulegen, die er durchaus richtig als die „Urda der nordischen Mythologie und Dichtkunst" auffaßte; eine Probe davon haben wir in seinen Volksliedern ***), in welchen er auch so manches andere nordische Lied aus Hickes und Bartholin mit feinem Gefühl übersetzte. Er sah es wohl, was es sagen will, daß ein Volk eine in seiner eignen Sprache entsprossene und erhaltene Mythologie habe, und maß die Bedeutung derselben keineswegs blos nach dem vorhandenen künstlerischen Bedürfnisse ab, sondern nach Dem, was thatsächlich hier sich darbot: „ein Schatz menschlicher Erfindungen, Sprache und Gedanken, eine Sache ganzer Nationen". Leider ließ er es bei diesen großartigen Andeutungen bewenden und nahm später den Faden nur einmal wieder auf, um ihn ganz fallen zu lassen, sowie überhaupt in seinen letzten Jahren unter der Mannichfaltigkeit der Bestrebungen die Intensität der Betrachtung sich verlor. Was er aber kritisch von den Bearbeitern der nordischen Sage fodert, namentlich die strenge Ausscheidung des scheinbar Christlichen von der ursprünglichen Kosmogonie und Naturanschauung, ruht, mitdest gesprochen, auf einem übereilten Urtheile, da offenbar grade Das, was von christlichen Ideen getragen scheint (der letzte Götterkampf und die Wiedergeburt des Himmels und der Erde), von der Stammmutter der Mythen, der Völuspá, herrührt, und folglich auf eine Zeit hinweist, wo noch keine Offenbarungsstimme über den Norden gegangen war. Ebenso wenig aber ist hierbei — was Herder auch nicht einfiel — an eine Interpolation zu denken, da das Ganze vielmehr aus einem Stücke gegossen ist.

Herder's Andeutungen waren nicht verloren; sie foderten auf, sich des Stoffes der nordischen Mythologie zu bemächtigen und ihn immer mehr mit germanischer Völkersage zu assimilliren, je mehr man überhaupt erkennen mußte, daß das nordische Volksleben vielfach ins deutsche hinübergreift, zur Erklärung des letztern dient und in manchen Fällen die Wurzel aufweist, woraus es entsprungen. Freilich war dies der reinen Auffassung und getreuen Darstellung nicht immer förderlich; denn die nordische Götterlage ist in sich so durchgearbeitet, so vollendet, so abgeschlossen, daß, was aus einem mehr oder weniger fremden Boden hinübergepflanzt und angelegt wird, nimmer mit dem Leben derselben verschmelzen kann, wie ja auf der andern Seite in der That, was von deutscher Mythologie im en-

*) Gerstenberg, der überhaupt als ein lebendiges Mittelglied zwischen dem Norden und Deutschland dastand, machte in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur" (1768) auch zuerst auf den Reichthum und die Kraft der dänischen Heldenlieder aufmerksam.

*) Herder's Werke zur schönen Literatur und Kunst, XII, 454, 455.

**) Ebendas. XII, 430.

***) Ebendas. VIII, 425 fg.

Digitized by Google

gern Sinne sich bewahrt hat, nur sehr fragmentarisch und in lockerm Zusammenhange dasteht. Verkennen wollen wir aber nicht den treuen Fleiß und die begeisterte Betriebsamkeit des verewigten Gräter's, der in mehren Magazinen für nordische Alterthumsforschung und Sagenkunde *) zuerst den unendlich reichen Schatz recht öffnete und aus der Fülle desselben manches Einzelne zu Tage förderte, was steten Werth behalten wird, überall vermittelnd, hinübertragend, Kunde einholend und ausbreitend. **) Glücklicherweise trafen seine Bemühungen mit denen der nordischen Alterthumsforscher zusammen, mit welchen er auch zum Theil in engem Verkehr stand; von der großen kritischen Ausgabe der ältern Edda erschien 1787 der erste Band, und durch die gelehrten Arbeiten Suhm's, Thorkelin's und Nyerup's ward so Manches geschichtlich und literarisch erläutert, was bisher im Dunkel gelegen hatte. Doch war es nicht dem 18., sondern dem 19. Jahrhunderte vorbehalten, ein großes Licht über alle Räume der Mythenforschung, namentlich der nordischen, aufgehen zu sehen.

Was überhaupt der wissenschaftlich-poetischen sowie religiösen Erweckung im Anfange unsers Jahrhunderts den ersten Anstoß gab, ist schwer zu sagen; so viel ist aber klar, daß die deutsche Naturphilosophie einen bedeutenden Antheil daran hatte, und daß gewaltige Kräfte in ihrem Dienste standen. Es war der Umschwung eines Jahrhunderts, der hier nicht allmälig sich vorbereitete, sondern in schnellen Schwingungen zu Stande kam; vielleicht ist kein Jahrhundert früher so scharf geschieden von dem vorhergehenden, sowie wiederum diese energische Scheidung, dieser gewaltig schnelle Umschwung in jedem Jahrzehend sich kundgibt. Die Naturphilosophie, wie sie es überhaupt zu ihrer Aufgabe machte, öde Räume zu bevölkern, das Verwelkende zu erfrischen, das Sterile zu befruchten, so ging sie mit allen Gestalten der Wissenschaft und Kunst Verbindungen ein. Es genügte den Suchenden nicht mehr, einen Stoß von Erfahrungen oder Thatsachen auf dem Herde der Wissenschaft aufzuschichten, noch einzelne Blumen abzubrechen und künstlich einzufassen; man wollte den verborgenen Samen und die Stamina der Dinge, die Wurzeln und ersten Keime der Betrachtung, das Bestimmende und Bewältigende in jeder Richtung, was, indem es das Allgemeine nicht als unthätiges Princip, sondern als Lebensmitte festhielt, nun auch meinte, eine jede Erscheinung in ihren Kreis zu ziehen und bemessen zu können. Sowie das hierdurch bestimmte Streben in gewisser Hinsicht etwas Gigantisches hatte, so stellte es in anderer Beziehung eine poetische Jugendzeit, selbst auch in der Philosophie, dar. Mehr ahnend als wissend, mehr empfindend als praktisch zerlegend und bearbeitend, wollte man schnell Herr und Meister des Stoffes werden; die nüchterne, ernste Forschung trat vor dem zauberisch-fesselnden Gestaltungstriebe zurück, und die Betrachtung, kaum in der Seele entsprungen, umarmte sich selbst, weniger bekümmert um das Object, das oft unter ihren Händen zerrann. Am wenigsten entzog sich die Mythenforschung dem Einflusse dieses Strebens: man hörte in den Völkersagen Anklänge des Größten und Tiefsten, was der Menschengeist je sich angeeignet, man sah darin, wie Görres sagt, „ein Meer von Beseelung, in welchem der Ernst des Menschenlebens geborgen" *); man suchte einen Ariadnefaden, der durch das ganze Labyrinth hindurchginge, und meinte, ihn gefunden zu haben, wo nur irgend Eins an das Andere durch Vergleichung, sinnreiche Zusammenstellung, oder auch nur leise Andeutung sich anknüpfen ließ. Man betrachtete nicht sowol die einzelnen Mythenkreise, ihr Entstehen und ihre genetische Entwickelung als das ganze Mythensystem, und um schneller zum Ziele zu kommen, versäumte man oft die jedem wissenschaftlichen Forscher streng gebotene Durchforschung des Einzelnen nach allen Seiten hin sowie die Sichtung und Sonderung des nur scheinbar Homogenen und Verwandten. So charakterisirt stehen die Bestrebungen dieser Art auf dem Gebiete der Sagenforschung, namentlich das Werk, das eine Zeit lang den meisten Einfluß gewann, die Creuzer'sche „Symbolik und Mythologie der alten Welt". Und wenn man nun gestehen muß, daß die oft überraschenden Durchblicke, wie man sie namentlich in Görres' „Mythengeschichte der asiatischen Welt" wahrnahm, eine seltene Befriedigung gewähren, so kann man sich doch ebenso wenig verbergen, daß der „Breidablick", dem Alles nachstrebte, und den nach der nordischen Mythe nur Odin von Hlidskjalf aus hat, keineswegs gewonnen wurde. Denn so unendlich viel Ansprechendes und Schmeichlerisches in der Einbildung diese geforderte Universalübersicht auch hat, so ist doch wol sicherer, im Einzelnen sich festzusetzen und in die Tiefe zu gehen, ehe man die Höhen gewinnen will; das *eine* Auge muß, wie die nordische Mythe von Odin berichtet, bei Mimern zum Pfande gesetzt werden, damit man desto sicherer die verborgenen Kräfte und Beziehungen jedes Einzelnen erkenne. Mit andern Worten: man muß zuerst, besonders wo uns ein reiches und in sich fest gehaltenes Mythensystem dargeboten wird, sich der Volkssprache bemächtigen, als des ersten Schlüssels zu allem geistigen Leben. Wo dieses nicht geschieht, da muß der Forscher oft rathlos werden, indem er auf die Quellen selbst nicht eingehen kann, zu geschweigen, daß die Sprachanfänge und Sprachentwickelungen vielfach mit der Gestaltung der Sage verschlungen sind und beide auf eine gemeinsame Quelle, auf eine und dieselbe Wurzel der Betrachtung hinweisen. Sprache und Sage gehen wie Sprache und Geschichte Hand in Hand; jene ist nicht nur ein Analogon zu dieser, sondern innigst mit ihr verwachsen.

*) Nordische Blumen. (Leipzig 1789.) Bragur, literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit, 1.—3. Theil. (Ebend. 1791—94.) Braga und Hermode, 1.—3. Theil. (Ebend. 1796—1800.)

**) Jedenfalls verdiente Gräter für seine rastlosen Bemühungen nicht das wegwerfende Urtheil, das Jak. Grimm über ihn fällt „ein unmäßig eitler Schriftsteller von viel Geschrei und wenig Wolle" (Deutsche Mythologie, S. XXIX). Wie viel billiger dachte Herder von seiner „unsäglichen, bis dahin unbelohnten Mühe" (Werke zur schönen Literatur und Kunst, XII, 433).

*) Mythengeschichte der asiatischen Welt, II, 644.

Digitized by Google

Dann aber wird der Forscher das Volk selbst ins Auge fassen müssen, das in der Sage seine Betrachtung des Götter- und Menschenlebens niedergelegt hat; ist es thatenkräftig oder weichlich, zur Beschaulichkeit geneigt, oder im Lebensgefühl sich ergehend, reich an geschichtlicher Entfaltung, oder zur Erdscholle verdammt — es wird und muß sich Alles in seiner Sage abspiegeln, in dem Reichthum, oder der Armuth, in den kräftigen, bestimmten Umrissen, oder dem zerfließenden Charakter derselben. Je geistiger ein Volk ist, desto mehr wahrhaft Geistiges hat es stets in seine Götter- und Heldensage niedergelegt. Hier fängt die eigentliche Mythenbildung an, die nun weiter durch alle ihre Perioden und ganze Ablaufszeit zu erforschen ist; denn wie alles Leben, so hat auch das Leben in den Sagen nicht nur seine Phasen, sondern seinen bestimmten, organischen Bildungsgang. Was zuerst vielleicht auf den großen Zusammenhang des Menschen mit der Natur hindeutete, das erhält in einer folgenden Periode ethische Bedeutung; die Sage selbst wird reicher und fruchtbarer, sie geht allerlei Verbindungen mit dem Volksleben ein und wird zuletzt ein klarer Spiegel desselben. Dichter, als die eigentlichen Aufbewahrer der Mythen, treten hinzu und bilden sie auf die mannichfachste Weise aus, so gebend als empfangend, so mittheilend als selbst getragen vom Quell ihrer Begeisterung; und auch diese Durchbildung der Sagen hat wiederum ihre Entwickelungsmomente, bis zuletzt die ganze Betrachtung sich verflacht und der Ernst des Glaubens vor der Willkür der Bildnerei zurücktritt. So möchten wir die historische Aufgabe der Sagenforschung beschreiben. In allen diesen Beziehungen aber hat die von der Naturphilosophie ausgegangene Behandlung der Mythen gar wenig geleistet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Harfe der Skalden. Andersen. Winther. Bjerregaard. Von Julius Thomsen. Berlin, Heymann. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Ein etwas zu laut tönender Titel für recht gute Übersetzungen aus den Gedichten zweier jüngern dänischen und eines neuern norwegischen Dichters. Die beiden Dänen sind der junge Andersen und der noch jüngere Winther; der Norweger ist Bjerregaard. Andersen ist der deutschen Lesewelt genugsam bekannt. Seine Romane haben gute, seine Gedichte zum Theil ausgezeichnete Übersetzer gewonnen. Auch die hier ausgewählten haben sich über das deutsche Kleid nicht zu beklagen. Hier nur ein kleineres als Beispiel:

Der Abend senkt sich leise, der Himmel ist so blau;
Nun schlummern alle Blumen und Vögel auf der Au.
Sie nicken und sie träumen; o stör' nicht ihre Lust,
Steht eine Welt gegründet doch in der kleinsten Brust.
Im Traume schwingt die Lerche sich in die klare Luft.
Was jede Blum' empfindet, das haucht sie aus im Duft.
Das Weltall, groß und herrlich, mit seinen Welten klein,
Und aller Himmel Himmel nimmt ja mein Busen ein,
Ich fühle naß mein Auge und schwindle doch vor Lust,
Könnt jedes Wesen pressen vor Freuden an die Brust.
Sieh, alle Stern' erflimmern; es schmilzt des Abends Pracht:
— Laß kommen nur die Stürme und kleiden schwarz die Nacht.
Schlaft süß und träumt, ihr Vöglein, ihr Blumen auf der Au!
Im Busen ist es ruhig; da ist der Himmel blau.

Wenn Andersen's Gedichte, im Vergleich zu denen der beiden Andern, in dieser Verdeutschung besser klingen, mag das weniger am Übersetzer liegen, der den letztern weniger Liebe und Sorgfalt zugewendet hätte, als am ursprünglichen Gehalte des Originals. Andersen hat sich herausgeschwungen zu einer allgemeinern Geltung und Verständlichkeit als die beiden Andern, denen der vaterländische Boden noch belastend an den Fittichen klebt. Dieser nationellen Qualität wegen, als Maler dänischer Natursitten, wird auch Christian Winther, ein sehr junger Mann in Kopenhagen, der erst vor wenigen Jahren seine theologischen Studien daselbst absolvirt hat, in seinem Vaterlande besonders geschätzt. „Einfachheit und Reinheit ist der Charakter seiner Poesie, die ein ganz nationelles Gepräge hat", sagt der Übersetzer. Aber eben dieses nationelle Gepräge läßt sich nicht vollständig übersetzen, oder, wenn es ginge, ließe sich die nationelle Werthschätzung nicht mit übertragen. Idyllische Bilder wie die „Holzschnitte" überschriebenen kennen wir in unserer Poesie nicht mehr, seit der romantische Aufschwung uns über die Empfänglichkeit für diese Kleinmalerei fortgeschnellt hat. Dennoch blickt durch die Verdeutschung das eigenthümlich Zarte und Getreue dieser nationellen Bilder durch. „Heinrich und Else" ist eine hübsche, gemüthliche Ballade, wie wir sie aus der spätern Volkspoesie der alten Engländer kennen, „Svend und Inger" ein lustiger Schwank, der an ähnliche aus unserer Vorzeit erinnert; nur würde uns der Nemesisschluß nicht zusagen; doch es ist ja auch ein dänisches Bild. In dem Gedichte: „Barthold Schwarz", versteigt sich der gemüthliche Dichter in ein zu hohes Feld, und der Bänkelsängerton paßt dazu am wenigsten. „Des Schildknappen Eid", einer nordischen, historischen Sage nachgedichtet, ist beiweitem besser; er erinnert in seiner Scenerie an die an Furchtbarkeit unerreichte Sage von der nächtlichen Trauung in der einsamen Kirche am Meeresstrande, mit der uns zuerst Schelling, dann Steffens bekannt machte. Die Gedichte des Norwegers H. A. Bjerregaard sind, wie der Übersetzer auch bemerkt, nicht alle von gleichem Werthe, und am vortheilhaftesten zeigt er sich in den Balladen und Romanzen, obschon auch hier die glücklich angeeignete Form des Alterthums den dichterischen Werth überwiegt. 20.

Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Darstellung

der Landwirthschaft Großbritanniens

in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Nach dem Englischen bearbeitet von

Dr. A. G. Schweitzer,

Prof. der Landwirthschaft zu Tharandt.

Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Das ganze aus zwei Bänden bestehende Werk wird im Laufe des nächsten Jahrs vollständig erscheinen, und sicher Jedem, der sich für Landwirthschaft interessirt, um so willkommener sein, als grade Großbritannien in dieser Beziehung fast unter allen Ländern Europas den ersten Rang einnimmt. Für die gediegene und zweckmäßige Bearbeitung bürgt Schweitzer's Name.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 303. — 30. October 1838.

Über die Epochen in der Bearbeitung der nordischen Mythologie.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Die nordische Mythologie nahm an der soeben bezeichneten Richtung weniger Antheil, weil man in Deutschland großentheils sich vorzugsweise zum Orient und zu Griechenland hingezogen fand, jene aber meist, wie Görres, als die letzte Ausströmung des gesammten Sagenquells betrachtete, selten, wie Fr. Jos. Mone („Geschichte des nordischen Heidenthums"), einer selbständigen Behandlung unterwarf. Es war aber in der That auch nicht von Deutschland, sondern vom Norden selbst, daß Hülfe kommen sollte, und die schönste Vorherverkündigung einer Wiedergeburt der wissenschaftlichen Betrachtung der nordischen Mythen war es, daß ein Dichter wie Öhlenschläger sich davon angezogen fand und seinen reichen Geist in das daraus entströmende Leben eintauchte. Es war nicht ein erkünsteltes Feuer, nicht eine mühsame Nachbildung, was ihn trieb, als er zuerst sie dichterisch darzustellen sich bemühte, sondern ein verwandter Geist, ein Geist des Ernstes, der Liebe, der Kraft; das schwellende Leben aber schloß sich vor der Berührung des poetischen Genius auf. So viel wir uns erinnern, war es schon 1804, daß Öhlenschläger zuerst den Gedanken faßte, in einem großen Epos gleichsam die Thaten der nordischen Sage zu umfassen, und schon damals freute sich jedes nordische Ohr der gelungenen Darstellung; in seinem „Baldur hin gode" (1807) zeigte er, wie tief er in den Geist der nordischen Mythen eingedrungen; die Idee selbst aber führte er in dem großen epischen Cyklus: „Nordens Guder" (1820), aus. Öhlenschläger hat nicht blos gezeigt, was die gediegene poetische Kraft vermag, wenn sie einen mächtigen Stoff vor sich hat, sondern mehr als irgend Einer den Thatenbeweis geführt, daß diese Mythen in der That des Nordens Eigenthum sind; denn wie würde er sie sonst mit dieser Innigkeit sich angeeignet, in diesen überall sich anschmiegenden Sprachformen sie haben darstellen können! *)

Die poetische Bildsamkeit der nordischen Mythen war erhärtet; die Frage über ihre Bedeutung stand noch immer zurück und harrte einer vollständigen Lösung. Diese ist nach unserer Ansicht von Grundtvig und Geijer gegeben, so weit sie überhaupt nach dem Stande der Wissenschaft möglich ist; und wenn Manches noch als fragmentarisch erscheint, so vergesse man einmal nicht, daß die Klarheit in solchen Untersuchungen immer eine wachsende ist, dann, daß Manches eben Fragment bleiben muß, weil die Urkunden nicht alle Mittelglieder aufbewahrt haben. Geijer's Schrift, worin er seine Ansichten vorzugsweise niederlegt („Svea rikes häfder", Band 1, 1825), ist durch deutsche Übersetzung bekannt; es genüge also hier, blos auf Einzelnes hinzuweisen, was die Mythenforschung durch dieselbe gewonnen hat. Sowol den universalen Charakter als die organische Entwickelung der nordischen Mythen hat Geijer trefflich bezeichnet, wenn er sagt:

> Sowie die Esche Ygdrasill sich durch den Abgrund, die Erde und den Himmel erstreckte, so ist diese Lehre nicht blos dem Inhalte nach ebenso unbegrenzt, als überhaupt jedes Versuch der menschlichen Einbildungskraft, auf einmal die heilige Tiefe, das menschlich Hohe und die vergängliche Welt, die zwischen beiden schwebt, zu umfassen; auch in seiner historischen Begrenzung und äußern Ausbildung hat dieses alte, ehemals den Norden überschattende Baum seine Nahrung nicht blos aus einem Erdreiche gesogen. Er hat seine Wurzeln und Triebe weit durch viele Zeiten und Völker hingestreckt; es trägt die Spur mehrer Entwickelungsperioden; es hat auch in seinem vollen Wachsthume sich verschieden gezeigt, je nach den verschiedenen Gesichtspunkten. (S. 292 fg.)

Geijer unterscheidet bei jeder Mythenlehre, und so auch bei der nordischen, drei Elemente: Glaube, Lehre und Bild; jener das ursprüngliche Volkseigenthum, zunächst (wie er meint) aus dem Gefühle entsprungen, das in der Lehre seinen Gehalt sucht und findet, während die bildende

*) Was J. L. Heiberg in seiner „Noedischen Mythologie aus der Edda und Öhlenschläger's Dichtungen dargestellt" (Schleswig 1827) geleistet hat, verdankt er meist oder fast allein dem Letztern, während das Studium der Edda ihm fremd blieb. Auch die ganze Behandlung ist zu leichtfertig und die Arbeit als wissenschaftliche Darstellung zu oberflächlich. Das größere Werk Finn Magnusen's über das ganze System der Edda („Eddalära", Bd. 1—4, 1823 fg.) erwähnen wir ebenfalls nur beiläufig; denn bekanntlich hat der Verfasser die physische und astronomische Hypothese auf alle Mythen angewendet, und wir können nicht umhin, mit Jean Paul (Vorrede zu Kanne's „Ersten Urkunden der Geschichte") zunächst etwas sehr Trostloses darin zu erblicken, daß das ganze reiche Leben der Sage in einige Kalenderstäbe zusammenschrumpfen soll. Wol hat Geijer Recht, wenn er, mit Bezug auf jenes Werk, bemerkt, daß eine jede solche einseitige Erklärung der Mythen nichts erklärt, geschweige sie erschöpft („Svea rikes häfder", I, 348).

Digitized by Google

Kraft die Mythologie im engern Sinne schafft und entwickelt; und diese Elemente findet er wieder in der bekannten Varronischen Eintheilung dee Theologie der Alten in eine bürgerliche, mythische und physische.*) (S. 293 fg.) Ee nimmt eine dreifache Bedeutung dee Mythe an, eine physische, ethische und nationalhistoeische, keine aber ohne die andeee, und stellt diesen Kanon der Foeschung folgendermaßen dae:

Die nordische Mythologie enthält die Vorstellungen der Alten von der Geschichte der Natur, des Menschen und der Religion sowie des Volkes selbst, und zwar, daß sie dieses Alles auf einmal, das Eine in dem Andern darstellt, das ist es eben, was das mythische Zeitalter der Geschichte auszeichnet. (S. 341.)

Begeiff und Bild sind also hiee nicht zu trennen, und eine jede detaillirte Eeklärung von iegend einem isolirten Standpunkte aus muß eben deshalb mislingen. Er bestreitet sowie auch Grimm in seiner „Deutschen Mythologie" (S. XVIII) die Übertragung christlicher Elemente in den nordischen Mythenkreis, was alleedings, wenigstens in dem Sinne wie Schlözer, Rühs und Adelung es behaupteten, ganz unhistorisch ist.**) Endlich was die Auflösung dee Mythen betrifft, so nimmt ee zwei Perioden an: die erste ist die Umbildung in die Heldensage und das Volkslied, wie wir's bei dem Geschichtschreiber Saxo und in den dänischen Heidenliedern finden; die zweite ist diejenige, wo theils die geößeen Momente und einzelne Züge der Göttesage in dem Volksglauben den Raum des Dämonischen einnehmen (wie z. B. noch in späterer Zeit sowol in Schweden als Dänemark die Verwünschung gang und gäbe war: „Fahre zum Odin", statt: „Fahre zum Teufel"), theils nur Dasjenige, was ein allgemein menschliches Inteeesse hatte und deshalb mehe allen Zeiten angehörte, den Hauptzügen nach im Liede, das von Mund zu Munde ging, ja selbst in Namen und Denkmälern sich bewahrte (z. B. die Liebe Hagbarth's und Signe's und der tragische Ausgang deeselben).

Schon 1809 unternahm Grundtvig zuerst die Darstellung dee nordischen Mythologie; ein sehe tüchtiges Werk in geringem Umfange; denn was man frühee gleichsam in einzelne Laute und Sylben mühsam zusammengetragen hatte, das eeschien hiee als ein zusammenhängendes Wort, und das System der Mythe bekam ein neues Licht durch die treffliche poetische Übersetzung mehrer Hauptstücke aus „Völuspá", „Havamál" u. s. w. Zum zweiten Male erschien dieses Werk in einer ganz neuen Bearbeitung 1832***), bereichert mit Allem, was gründliche Forschung in den Urkunden, fortgehende Schärfung des Blicks und Erweiterung auf veewandte Gegenstände dem Verf. an die Hand gaben. Das Eigenthümliche dieser Bearbeitung, abgesehen von dee geistreichen Auffassung übeehaupt, können wir vielleicht in folgenden Zügen beschreiben. Grundtvig nimmt den Standpunkt bei der ausgebildeten Mythe, wie sie ganz ins Volksieben eingedrungen ist und im Munde dee Dichter schwebt; daher ist die ethisch-poetische Bedeutung bei ihm vorwiegend; er faßt die Götter- und Heldensage überhaupt als eine Sinnbildersprache, worin das Menschenleben in seiner Tiefe und Höhe selbst seinen Lauf beschreibt. Die Mythe ist ihm nicht das Nacherzählte, Nachgedachte oder in Scheift Bewahete, sondern das mündliche, belebte, begeisterte Woet, die ἔπεα πτεροέντα, wie dee griechische Dichtervatee sich ausdrückt; und grade von hiee aus will er, daß die Mythologie als Nachbildung erst aufgefaßt werden solle, wäheend natürlich die Vermuthungen und Gedanken dee Gelehrten daeüber, die nicht den Gegenstand lebendig ergriffen haben, ihm etwas sehe Unwesentliches sind. Deshalb stellt ee sich in einen scharfen Gegensatz namentlich zu der physischen Hypothese, die in ihree Einseitigkeit, wie schon bemerkt, allerdings ein schlechtes Vehikel zue Mythenerklärung ist; ja, er läßt die kosmogonischen Momente überhaupt nur in einem sehe untergeoedneten Sinne gelten; denn

je philosophischer — sagt er — eine Mythe klingt, desto weniger kehre ich mich an sie, theils weil die mythische Philosophie eine kindische Selbstklugheit ist, woeaus man wenig oder nichts lernt, theils, weil je weniger poetisch eine Mythe war, sie auch desto geringern Einfluß aufs Volksleben hatte. (S. 249.)

Alle Mythenbildung führt er auf drei Zeitalter zurück, die ebenso in dem ganzen Menschenieben und im Leben unsers Geschlechts sich spiegeln, nämiich die Zeit der vorwiegenden Phantasie, des Gefühls mit der dasselbe begleitenden Thatenkraft und des Verstandes, welche veehältnißmäßig nicht nur in jeder Volksgeschichte, sondern in dem ganzen Veelauf dee Geschichte ausgedeückt sind; denn die alte Zeit ist ihrem Geundcharakter nach die Zeit der Phantasie, das Mittelalter überwiegend die Gefühlszeit, während in der neuern Zeit der Gedanke das Beherrschende und dee Verstand das Alles Bewältigende ist. Es ist vorzüglich die Anwendung diesee Sätze — deren Prüfung uns als Referenten um so weniger zugemuthet werden kann, als sie auf einer großen universalhistoeischen Betrachtung ruhen, welche dee Veef. in der Einleitung nach allen Seiten hin entwickelt hat —, die uns hiee interessirt; denn von diesem Standpunkte aus sondert dee Verf. kritisch die nordischen Mythen*), bestimmt, was ursprünglich, was abgeleitet, was hinzugethan sei, und dieses ist das Hauptverdienst seines Werks. In dem ersten Zeitalter, das er mit einem nordischen Namen passend Ase-Maal odee Speache dee Götter nennt, ist die Poesie oder

*) Varro bei Augustinus „De civitate Dei", VI, 5.

**) In einem andern Sinne würden wir's freilich gelten lassen, insofern nämlich die Grundvorstellungen vom Allvater, von der endlichen Zerstörung und Erneuerung aller Dinge u. s. w. nicht aus dem Kopfe der Dichter, oder irgend einem Gefühlsglauben entspeungen, sondern reinweg Erinnerungen und Überbleibsel aus einer frühern Offenbarung sind, das Unverwüstliche der ewigen Wahrheit, das keine Menschendichtung je ganz hat verwischen können. Eigenthümlich aber bleiben das Leben und der Glanz, mit welchem diese und ähnliche Vorstellungen in der nordischen Mythologie hervortreten.

***) Nordens Mythologi eller Sindbilled-Sprog, historisk-poetisk ud-viklet og oplyst. (Kopenhagen 1832.)

*) Es versteht sich wol von selbst, daß diese Scheidung nie lediglich eine innere, noch allein eine äußere sei, sondern daß ebenso wol die sichern Kennzeichen der Sprache, des Zusammenstehens mit Anderm u. s. w. als der Charakter der Mythe selbst beachtet worden.

Digitized by Google

vielmehr Prophetie vorherrschend; das Götterleben wird in lebendige Verbindung mit dem Menschenleben gesetzt; der Geist beschaut sich selbst, oder nimmt nur darum Begebenheiten auf, um sich in ihnen abzuspiegeln. In der zweiten, der Heldenzeit (mit einem nordischen Namen: Bjarke-Maal) treten die Götter in den Hintergrund und scheinen fast verschwunden, während die entgegengesetzten Pole des Gefühls, Liebe und Kampflust, einander anziehen und den Mittelpunkt bilden, um welchen Alles kreist; ja, die Götter selbst sind Kinder der Liebe, folglich verzärtelt, weichlich, eigensinnig wie alle Lieblinge. In den Sagen aus dem dritten Zeitalter (Krage-Maal mit einem nordischen Namen) tritt der Einzelne hervor; alle Begebenheiten reihen sich zu einem Ehrenkranz um seine Schläfe; die Poesie sinkt je mehr und mehr zum Flitterstaat herab, und wenn eine neue Vermählung nicht kommt, schrumpfen die Sagen zu Geschlechtsregistern und trockenen Namenreihen ein. Wohin das Asa-Maal (die Göttersage der ersten Zeit), mit dem Nornenliede „Völuspá" an der Spitze, deute, darüber stellt der Verf. eine kühne Vermuthung auf; er meint, es gehöre eigentlich dem angelsächsischen Stamm, als dem meist poetischen des Nordens, an, den Urvätern der Beowulfs-Drape, Kadmon's und Shakspeare's; nach der Auswanderung der Angeln (449) sei jenes unvergleichliche Gedicht als der Hochgesang des Nordens entstanden, sowie die Homerischen Gedichte bei den nach Kleinasien ausgewanderten griechischen Stämmen. Die mittlere Periode charakterisirt er als die eigentlich gothische, die letzte als die norwegisch-isländische. Island überhaupt, wo diese Sagen sich bewahrten, betrachtet er als ein geistliches Jomsburg, in Verzweiflung errichtet, um, wo möglich, die alt-nordische Kraft und Freiheit zu retten und die verschwundenen Zeiten mit allem ihrem Glanze zurückzurufen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Zweites Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. *)

Der Charakter dieses zweiten Bändchens, das Mittheilungen aus Reisetagebüchern und Briefen an Böttiger enthält, ist von dem des vielbesprochenen ersten sehr verschieden. Nicht blos der veränderte Gegenstand dieser Mittheilungen, die hamburger und berliner Zustände, sondern namentlich auch ein frischerer Lebenshauch, der dieselben durchströmt, eine kräftigere, um nicht zu sagen, unbefangener Anschauungsweise tritt hier in Gegensatz zu den engern und ruhigern Verhältnissen der frühern Schilderungen, die aber eben durch ihre Enge Reibungen, durch ihre Ruhe Stagnationen und die mancherlei üdeln Folgen beider herbeiführen mußten. Bewegten sich jene Schilderungen in einem Kreise berühmter, weittönender Namen, so können zwar die hier vorliegenden nicht eine solche Gunst, die aus dem Reflexe des Objekts auf sie überginge, erwarten; sie haben aber auch nicht die anfeindenden Misverständnisse zu befürchten, welche aus der Veröffentlichung geringerer, oft blos vorübergehender socialer Beziehungen da zu entstehen pflegen, wo man gewohnt ist, die Bedeutenheit von Persönlichkeiten auch auf das Detail der Privatverhältnisse überzutragen, und selbst im Kleinsten Großes zu finden meint. Aus diesem Grunde wird unsere Anzeige nicht sowol wie die frühere auf die Beseitigung derartiger Misverständnisse hinzuwirken, als vielmehr eine einfache Berichterstattung über die Hauptpunkte des bedeutenden Inhalts zu geben haben.

Zuerst liegen uns Auszüge aus dem Tagebuche einer Reise nach Hamburg im August und September 1795 vor. In Halberstadt wird Gleim, in Braunschweig Campe besucht; von Ersterm kommen einige bemerkenswerthe Notizen über J. v. Müller und über Hamann; dieser hätte, erzählt Gleim (S. 8), in seinen letzten Jahren gestanden, daß er Vieles in seinen frühern Schriften selbst nicht mehr verstehe. In politischer Beziehung — die bei den damaligen aufgeregten Zuständen überhaupt in diesen Tagebüchern sehr vorwaltend ist — erklärt Campe Gleim für sehr aristokratisch gesinnt; er habe auch alle sich selbst verblendende Hartnäckigkeit, „die so charakteristisch bei den eingefleischten Aristokraten ist". In dem hamburger Aufenthalte tritt als Licht- und Mittelpunkt die Familie Reimarus vor; neben dem Haupte derselben, dem vielbeschäftigten Arzte, wird sie insbesondere durch dessen Gattin und Schwester repräsentirt. Hier ist das Andenken an Lessing noch frisch und wie neu, und von seinem Geiste scheint Manches auf einzelne Glieder dieser Familie übergegangen zu sein. Aus den Unterhaltungen mit Elise Reimarus erfahren wir, daß Lessing selbst zu der Zeit, wo er seine „Erziehung des Menschengeschlechts" herausgab, nicht mehr an diesen, früher geträumten Traum geglaubt, ihn aber blos darum damals herausgegeben habe, um den theologischen Streitern eine Diversion zu machen. In Betreff der bekannten „Wolfenbüttelchen Fragmente" war Reimarus, der Sohn, anfangs sehr wider deren Herausgabe gewesen, weil er das Zeitalter noch nicht für reif dazu hielt; aber Lessing bestand auf der Bekanntmachung, und als Reimarus sagte: „Das trübe Wasser darf nicht eher ausgeschüttet werden, als bis man reines hat", erwiderte er: „Aber wer das trübe nicht ausschüttet, kann doch nie reines bekommen." Ein besonderer Abschnitt ist der Erzieherin Karoline Rudolphi gewidmet, andere dem wegen seines Liberalismus damals gewissermaßen exilirten Kapellmeister Reichard und dem Dr. Bartels. Über dem ganzen Berichte liegt trotz des wohlthuenden Behagens bei Einzelnen ein zerstreuender Reflex des unruhigen Treibens der Handelsstadt; der Blick des von Einsicht und Mitgenuß der reichen Schätze zurückkehrenden Beobachters nimmt an den durch politische Verhängnisse oder sociale Misstände herbeigeführten Hindernissen eines durchgebildeten höhern Genusses Anstoß. Um so mehr bleibt ihm zu bedauern, daß er die Gelegenheit nicht benutzen können, seine „Buchstabenweisheit und Stubengelehrsamkeit mit praktischer Lebensweisheit, mit Lebens- und Völkerkenntniß umzutauschen und aus hundert Quellen anschauliche Erkenntniß zu schöpfen, die uns mittelländischen Maulwürfen auf immer verschlossen bleiben". Daß auf diesem Meere der Empirie für die Bemühungen, der Kant'schen Philosophie Eingang zu verschaffen, kein günstiger Wind sich zeigt, darf nicht befremden; auch scheint sie nicht immer die achtbarsten Vertreter gehabt zu haben; doch wird Gerstenberg als solcher genannt und S. 55 heißt es: „Einmal in der Woche ist bei Bürgermeister Gechter in Altona Kant'scher Club, bei welchem Gerstenberg und der Jude Pappenheimer, gleichfalls ein sehr scharfsinniger Denker, präsidiren."

Von Hamburg macht B. einen Abstecher nach Schloß Plön, wo der freisinnige, vielfach verfolgte A. v. Hennings als Amtmann bei dem blödsinnigen Herzoge von Eutin lebte. Es ist eine trübe Partie; schon die Schilderung der Aussicht auf die weiten, stillen Binnenseen des halbverfallenen Schlosses und seines unglücklichen Bewohners führen auf die Melancholie

*) Vgl. die Mittheilungen über das erste Bändchen in Nr. 157 u. 158 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

einleitend hin, die aus den Unterhaltungen mit dem düstern, oft menschenfeindlichen Hennings ausströmt. „Die Menschen sprechen so viel und thun so wenig! Dies war immer das traurige Finale, womit sich unsere Unterredungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Tages schlossen. So hat Hennings die Franzosen, deren eifrigster Verfechter er, so lange es gehen wollte, war, ganz aufgegeben. Sie repräsentiren zwar trefflich, sprechen wie die Engel und handeln nach den kleinlichsten Leidenschaften. Alles spielt und will scheinen, nichts ist.“

Die Blicke, die sich auch damals von mehren Seiten nach Nordamerika richteten — „Freiheit und Frühling in Nordamerika ist mein letzter Gedanke“, hatte Hennings an den Minister Schimmelmann geschrieben — waren indeß durch heranziehende Betrübnisse bei Landankäufen etwas scheu gewandt, wenngleich die englischen Gouverneurs, als schon der Ausbruch der Revolution vor der Thüre war, nach ungethane Ländereien verschenkten. Es gehört mit zur Bezeichnung der damals unterwühlten Zustände im holsteinischen und Dänischen, wenn wir bei einigen beiläufigen Notizen über Baß erfahren, daß er und Fritz Stolberg, „der eine ganz eigne Frömmelei und politische Kirchmacherschaft hat, sich gegenseitig das Wort gegeben haben, nie über Politik, Religion und — Hexameter zu sprechen; diese drei Gegenstände sind hier contrebandi“.

Auf der Rückreise wurden in Braunschweig Lessing, Eschenburg, Zimmermann besucht; hier gibt sich ein reges literarisches Treiben, wenn auch nicht über Einseitigkeit dar, kund. Es folgt: „Aus dem Tagebuch einer Reise nach Berlin im J. 1797.“ Die Scene in der Gesellschaft in Berlin ist die Gattin des Hofraths und Professors der Philosophie Marcus Herz, eine durch Schönheit und Geist damals sehr hervorstrahlende Dame, zu deren erklärten Verehrern auch Friedrich Schlegel gehörte. „Die schönen Judinnen waren vorher nur im Besitze, die Tagesordnung des Putzes und der Moden zu bestimmen, seit einiger Zeit haben sie aber auch die Insultatire in den Urtheilen über den scharfsinnigsten Syllogismus, die witzigste Kamödie, den kunstreichsten Schauspieler und das beste Gedicht. Allein bei den meisten ist die Cultur nur ein leichter Gypsanwurf.“ (S. 104.) Auffallend findet B. besonders die Liebhaberei dieser Nation zur Kant'schen Philosophie: „Die Verbindung der berühmter und königsberger Judenschaft ist eine wichtige geographische Ursache dieser Erscheinung.“ Nächstdem tritt Ramler, obgleich schon sehr in Altersschwäche versunken, in den Vordergrund und über seine kleinliche Wortkritik wird Anekdotenhaftes mitgetheilt; dann werden einige der damals neuesten Kunstwerke von G. Schadow gleichfalls nicht sehr günstig im Vergleiche mit antiker Darstellungsweise beurtheilt, und so schließen diese Mittheilungen über die berliner Zustände, mit einem minder günstigen Eindruck wahrhaftenden Eindruck, wie sie denn einen gleichen auch im Berichterstatter selbst nicht zurückgelassen zu haben scheinen.

Wir kommen zur zweiten Abtheilung: „Briefe merkwürdiger Verstorbener“. Zuerst von Goethe, wenig, auch nicht bedeutend, meist Billets beim Hin- und Rücksenden von Büchern und Manuscripten; werthvoller ein paar beigefügte Briefe Goethe's an Wieland, der eine auf Rom, Hirten empfehlend; sämmtlich von vielseitiger Thätigkeit, schaffendem Geiste zeugend. Es folgt eine Auswahl Wieland'scher Briefe an B., aus Zürich 1796 und aus Osmannstädt 1798; eine wohlwollende Gemüthlichkeit ergießt sich oft ins Breite, die ausgetretenen Gedanken haben im Deutschen nicht genug Platz und nehmen zu ihrem Ausdruck sprungweise alte und neue Sprachen zu Hülfe. Jean Paul beschäftigt Wieland sehr; über ihn schreibt er an B. (S. 161): „Sagen Sie unserm Freunde Jean Paul, daß mir sein schriftlicher Besuch eine der schönsten Stunden meines Lebens gemacht hat, daß er in meinem Herzen seinen Platz unmittelbar über dem Freunde Jean Jacques hat' u. s. w., und (S. 167): „Der „Jubelsenior“ würde mich stärker amusirt haben, wenn er mich weniger amusirt hätte, und hätte mich mehr amusirt, wenn er durch den unbegreiflichen beichtstuhl, womit er von den sublimsten Gedanken und rührendsten Gefühlen in die Hanswurst- und Sopperles-Laune übergehe, meine Galle nicht so oft gereizt.“

In Herder's Briefen, deren erste die Unterhandlungen über B.'s Versetzung nach Weimar 1791 betreffen, spricht sich Humanität und Energie höchst wohlthuend aus; manche geistvolle Bemerkung enthebt aber hier, sowie in den Briefen seiner Gattin, oft ihrer Deutung und ist für den Leser nur halb verständlich. Die wenigen Briefe von Schiller, aus Jena 1797 fg. und aus Dresden 1786 (an Wieland), sind sehr charakteristisch; immer Pläne und Referiren über Lebensverhältnisse. In dem einen empfiehlt Schiller die laute Recitation poetischer Werke: „Ich möchte in allem Ernste, es kämen in dieser speculationsdürftigen Zeit einige gute Köpfe auf den Einfall, ein Gedicht, wie unser „Hermann und Dorathea“ ist, von Dorf zu Dorf auf Kirchweihen und Hochzeiten zu recitiren und so die alte Zeit der Rhapsoden und der Minstrels zurückzuführen.“ Auch ein Gedicht Schiller's an eine schöne dresdner Dame, von ihrer Hand geschrieben, ist mitgetheilt. Es folgen Briefe von Knebel, meist aus Ilmenau; Bücher und Schriften des Pyrenäenpetz drzüglich, daneben vorübergehende literarische Verhältnisse berührt. Auch hier die schon erwähnte Ungnade, in welcher die Kant'sche Philosophie steht (S. 220): „Es ist sehr gut, daß das Kant'sche Unwesen auf alle Weise gestört werde und die Vernunft nicht durch Übervernunft zur Unvernunft werde.“

Ähnlich sind v. Einsiedel's Briefe, meist Terenz und Plautus, nicht sehr interessirt, betreffen. Die Briefe Garve's wenden sich mehr den politischen Tagesbegebenheiten zu. Fräulein von Göchhausen berichtet sehr anmuthig und gewandt über fremde fürstliche Besuche 1804 und in folgenden Jahren. Die schweren Zeiten des Herbstes 1806 treten in Fernow's Briefen näher heran, deren einer ein interessantes Memoire über die weimarischen Zustände in den nächsten Tagen nach der Schlacht von Jena enthält. Darin die eigenthümliche Bemerkung: „Wahrlich hat sich der Ritter v. Georg gewendet? Ist Hartknoch von Dresden weg? Außer diesen Beiden, die wahrscheinlich Palm's Schicksal zu fürchten Ursache haben könnten, kenne ich in Dresden Keinen, dem sein politisches Gewissen Vorwürfe zu machen hätte.“ In einem andern Briefe Fernow's ist eine interessante Unterhaltung mit Goethe über das politische Journal- und Zeitungswesen mitgetheilt. Hier heißt es unter Anderm: „Er sagte, nach dem 14. Oct. müßte kein „Freimüthiger“ mehr existiren. Besonders müsse man in Sachsen, welches vor vielen andern geschont worden und so günstige Bedingungen für seine fernere Existenz erhalten, jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Sammelplatz der germanischen Cultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften, sowie auch schon früher größtentheils gewesen seien.“

Nach einigen, den Satyriker nicht verleugnenden Briefen Falk's schließen Mittheilungen von H. Meyer dieses Bändchen. Das reine Kunstelement, in dem sie sich bewegen, tritt in wohlthuenden Gegensatz mit den, im Vorhergehenden behandelten, unruhigen Tagesgräßlichkeiten. Andern sie sich auf das Jahr 1820 herabgehen, greifen sie auch in manche jetzt noch geltende Verhältnisse ein; doch sind sie eines Auszugs nicht wohl fähig. Schließlich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß derselbe richtige Takt, welcher den Herausgeber bewogen hat, diese Auswahl aus den Briefen an B. statt der größern früher versprochenen Anzahl, die ein drittes Bändchen füllen sollte, zu geben, ihn von der Ausführung des frühern Vorsatzes, auf welche er hier und da noch hindeutet, abhalten möge. Der literarische Werth solcher Mittheilungen sinkt in dem Grade, in welchem ihre rein geistige Bedeutsamkeit sie nicht mehr auf der Höhe des modernen Interesses zu erhalten vermag, und daß dieses zu befürchten stehe, läßt schon mancher Anstoß, den man selbst an der vorliegenden Auswahl nehmen könnte, außer Zweifel. BS.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 304. — 31. October 1838.

Über die Epochen in der Bearbeitung der nordischen Mythologie.

(Beschluß aus Nr. 303.)

So weit die Grundgedanken des Verf. zur Erklärung der nordischen Mythen; sehen wir nun noch an einigen Beispielen, wie er dieselben nach seiner Auffassung poetisch-historisch auslegt, als eine Sinnbildersprache, die das ganze Menschenleben umfaßt. Wir wählen dazu die herrlichen Mythen von der Esche Ygdrasill und von Urda's und Mimer's Quellen und geben die Erklärung des Verf. in untenstehendem Auszuge, der für Leser, die nur einigermaßen mit dem Stoffe bekannt sind, keine Schwierigkeit darbieten wird.

Die Mythe von Ygdrasill hat, seit sie an den Tag kam, so viel Anziehendes für alle poetische Naturen unter uns gehabt, daß wir keinen weitern Beweis ihrer nordischen Echtheit brauchen; denn wollen wir überhaupt die Mythen der Väter fassen und tüchtig werden, ihr Heldenleben zu erklären und fortzusetzen, dann müssen wir vor Allem uns ihren Grundsatz aneignen, wornach sie von der Wirkung auf eine verhältnißmäßige Ursache, von der Kraft eines Dinges auf die Echtheit desselben in seiner Art schlossen. Wir fangen mit der Gylfa-ginning an, wo fast Alles von Ygdrasill sich gesammelt findet, und werden sehen, wie weit uns ihre Gewähr trägt. Unter der Esche Ygdrasill, heißt es, versammeln sich die Götter und halten Gerichtstag; es sei der höchste und vornehmste aller Bäume, dessen Zweige sich über alle Welt ausbreiten und bis in den Himmel erstrecken. Drei Wurzeln hat diese Esche, welche gleich weit voneinander liegen, die eine bei den Asen, die andere bei den Hrimthursen, wo ehemals Ginnunga-Gap war, die dritte über Niflheim; unter der Wurzel, die nach den Thursen gekehrt, ist der Mimersbrunnen, unter der Himmelswurzel der Urdaquell, unter der dritten Wurzel in Hvergelmer liegt der Drache Nidhög. In den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, der vieler Dinge kundig ist; zwischen seinen Augen der Habicht Veirfölner (oder Veirlöfner), während das Eichhörnchen, Namens Ratatöfk (oder Ratatoft) die Esche auf- und abspringt und Zwietracht ausstreut zwischen dem Adler und dem Drachen. Vier Hirsche, Daain und Dvalin, Dunner und Dyrathror springen zwischen den Zweigen herum und beißen Knospen ab, während Nidhög an der Wurzel nagt und mehr Würmer bei sich in Hvergelmer hat, als irgend eine Zunge aussprechen kann. Die Nornen, die bei Urda's Quell wohnen, nehmen täglich vom Wasser und vom Schlamm bei der Quelle und begießen damit die Esche, auf daß ihre Blätter nicht welken oder abfallen. Fügen wir noch hinzu, was sich von selbst versteht, daß diese Esche in Ragnarokr erschüttert wird, so ist dies Alles, was wir darüber in Gylfaginning finden.

Ehe wir aber zum Einzelnen übergehen, wollen wir den Baum im Ganzen betrachten, um zu sehen, was er bedeuten möge; denn das ist ja die Hauptsache bei allen Mythen, zumal bei dieser, die echt gothisch ist und sich nicht abmalen, geschweige denn in Stein hauen läßt. In wie großem Ansehen dieser Baum im Norden stand, sehen wir unter Anderm daraus, daß Volsung, der sich für einen Sohn Odin's rechnete, seine Halle mit einem gewaltigen Baum in der Mitte bauen ließ, dessen Zweige das Dach überschatteten *), sowie aus der Nachricht, daß bei der Einführung des Christenthums vor dem großen Tempel in Upsala ein sehr hoher Baum mit weit verbreiteten Zweigen neben der Quelle stand, worein die Schlachtopfer gesenkt wurden. **) Wenn man nun mit der Behauptung hervortritt, die ganze Esche bedeute weiter nichts als die Luft oder den Wolkenhimmel, die Wolken seien die Blätter, die Winde die Hirsche und die weißen Fliegen das Eichhörnchen, so sollte man fast glauben, das sei nur Scherz; denn es läßt sich ja auch auf keine mögliche Weise mit der Beschreibung vereinigen, nach welcher ja die Wurzeln über den Himmel reichen und nur eine derselben da war, wo Ginnunga-Gap, folglich in der Luft. Allein da man es leider für Ernst nimmt, so müssen wir ein- für allemal erklären, daß solches Alles, auch wenn es mit der Beschreibung passen könnte, doch poetisch sowol als historisch unmöglich ist. Zuerst liegt es nämlich in der Natur der Bildersprache, wovon selbst die elendesten Reimschmiede ein dunkles Gefühl haben, daß man nicht das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, das Gegenwärtige mit irgend etwas Entferntem bezeichnet, sodaß auch der größte Schmierer nicht für Feuer Liebe, oder für Wind Geist sagen wird, sondern umgekehrt, und selbst von dem allerniedrigsten Standpunkt in der Welt der Poesie muß man sich über solche Erklärungen der Bildersprache der Vorzeit entsetzen. Zweitens ist es ebenso unleugbar, daß wenn z. B. der Aufgang der Sonne, oder das Brausen des Meeres, oder irgend eine andere Naturbegebenheit einen Dichter begeistern soll, dies dann unmöglich durch das Gesehene und Gehörte allein zu Stande kommen kann, sondern entweder durch die unmittelbare Wirkung desselben, oder durch eine daran sich knüpfende Gedankenreihe; äußert er sich aber poetisch darüber, so wird er stets streben, die Scene auszumalen, nimmer aber in einem todten oder dunkeln Worte das große Geheimniß einschließen, daß es mitunter helle und mitunter finster sei, daß man zuweilen schwitze, absonderlich im Sommer, und zuweilen friere, was vorzüglich im Winter geschehe, daß man zu Zeiten durchnäßt werde, gewöhnlich wenn es stark regne, und zu andern Zeiten seins auf dem Trocknen hat, besonders zur Sommerszeit, wenn die Sonne ihre Strahlen schießt. ***) Doch selbst wenn man, was auch ver-

*) Volsunga-Saga, herausgegeben von Rafn, S. 119, 120.

**) Scholiastes Adam Bremensis. *Krantzii* Svecia, S. 101.

***) Vgl. Shakspeare's „As you like it", III, 3: „Hast any philosophy in thee, shepherd?" „No more but that I know, the more one sickens, the worse at ease he is, and that he, that

sucht ist, Yggdrasil für ein Sinnbild verborgener Naturwirkungen ansehen wollte, hätte man historisch Unrecht; denn der Geist des Nordens ist und war offenbar ein historischer, und die ganze Beschreibung weist auf das historische Menschenleben hin. Jndem nämlich die Esche über Urda's und Mimer's Quellen gesetzt wird, zwar von allen Seiten bedrängt, aber doch durch die besondere Fürsorge der Nornen immergrün bis zum Ragnarokr, verbleibt und die Sage großen, an jegend etwas Anderes zu denken als den großen Kampf zwischen Leben und Tod, der von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzt wird, nicht ohne Wirkung von Seiten des Todes, aber im Ganzen zum Vortheil des Lebens. Das dieser historisch-poetische Kampf einen alten nordischen Dichter begeistern konnte, ist leicht zu verstehen, und daß nordische Kämpfer für ein Sinnbild begeistern, das sich aufs innigste an ihre Hoffnung eines herrlichen Sieges jenseits Ragnarokr knüpfte, begeistert werden konnten, ist so in der Ordnung, daß ich gar nicht begreife, wie es anders sein könnte.

So würden die Sachen unstreitig stehen, wenn man auch erweisen könnte, der alte Dichter sei in der Wahl seines Sinnbildes sehr unglücklich gewesen, denn die Mythe sei in verkümmelt auf uns gekommen, daß sie poetisch unbrauchbar wäre; aber keins von beidem ist, so viel ich zu sehen vermag, der Fall. Der Baum im Walde ist nämlich ein so natürliches Sinnbild eines großen Geschlechts, aus derselben Wurzel entsprungen, aber in viele Zweige ausgehend, das dies Bild wol bei allen geistig begabten Völkern in die Alltagssprache übergegangen ist, weshalb ja auch die Stammtafel einer adeligen Familie der Stammbaum derselben heißt. Es ist behauptet eine ebenso echtpoetische als kühne Jdee, dem ganzen Menschengeschlecht einen gemeinsamen Stammbaum zu geben und sich alle Gegensätze aus einer dreispaltigen Wurzel zu erklären; denn die Erfahrung lehrt uns ja klar, daß es eigentlich nur dreierlei Arten von Menschen in der Welt gibt: Einige, die für einen erhobenen, ewigen Zweck kräftig wirken (Kinder der Götter), Andere, die auch kräftig wirken, aber für einen unedeln, bloß zeitlichen Zweck; Viele endlich, die nur durch Trägheit und Ohnmacht sich auszeichnen (Genossen Hel's). Jm Vorbeigehen will ich nur bemerken, daß, weil das Menschenleben im Größeren wie im Kleinern sich selbst gleicht, so kann und muß Yggdrasil uns auch ein ausdrucksvolles Sinnbild, namentlich des nordischen Heldenlebens sein, denn aus diesem ist ja der mythische Baum entsprungen, jodaß er nothwendig darin seine Wurzel haben muß.

Die Hauptstellen in der „Wölusp²" und in „Grimnersmál", wo Yggdrasil's Erwähnung, stimmen bis auf wenige Züge ganz mit der Beschreibung, die in der „Gylfa-ginning" gegeben wird. Zweifelhaft könnte es scheinen, was mit dem Eichhörnchen gemeint sei; indeß da der Adler hoch vorbeschrieben, wie saft in jeder Bildersprache, den Menschengeist in seinem hohen Fluge bezeichnet, so wird ersteres wol auf den Versucher gehen, der mit den Schlangen in Pacht steht, und sollte (nach einer Variante in „Gylfaginning") Ratakostr der rechte Name sein, so ist die Sache in Ordnung. *) Die „dränstigen" Hirsche (wie sie in „Grimners-mál" heißen) stellen wol, indem sie die jungen Knospen an unsern Stammbäumen abbeißen, ganz richtig die wilden Leidenschaften dar; so selbst die Zahl trifft zu; denn wenn wir die Begierde nach Macht, Ehre, Gut und Wollust genannt haben, so würde wol eine fünfte ebenso wenig Bedeutung haben als das fünfte Rad zu einem Wagen. Die Namen der Hirsche betreffend, so kann nur die Erläuterung gegeben werden, daß Daain und Dvalin zwei bekannte Zwergnamen sind, die auf verzärtelnde und beraschende Leidenschaften hindeuten, während die beiden andern, Dunner und Dyratbror, auf den wilden Sturm und die Zollkühnheit der Begierde gehen. Der Habicht Vrieföfner oder Beerlöfner kann dem Namen nach eine Wetterfahne oder ein Windspiel bedeuten, und es war gar nicht ungereimt, dem Adler einen solchen Diener beizugeben, der ihm sagen konnte, von welcher Seite der Wind kam; denn eine solche lebensvolle Ahnung oder Vermuthung hat ja der Menschengeist wirklich, und bedarf derselben gar sehr in den Stürmen des Lebens. *) Von Urda's Quell berichtet „Wölusp a ginning", wie schon erwähnt, daß dieses Heiligthum bei der Himmelswurzel der Esche stehe, daß dort die Asen ihren Gerichtshof, wo sie täglich zusammenkommen, und die Nornen ebenfalls ihren Saal haben. Das Wasser, womit die Nornen die Esche begießen, ist so heilig, daß Alles, was in den Quell kommt, so blendend weiß wird wie das Weiße des Eis, und den Thau, welcher von der besagten Esche auf die Erde herabfällt, nennt man Honigthau, wovon die Bienen ihre Nahrung fangen. Jn dem Quell halten sich zwei Vögel auf, Schwäne genannt, von welchen alle übrige Schwäne abstammen. Wenn man uns nun weis machen will, Urda's Quell sei weiter nichts als die Milchstraße, deren Milch Walser wurde, ehe sie die Erde erreichte, so war es gewiß keine solche Rede, welcher der Verf. des „Havamál" lauschte, noch weniger hat der mystische Sänger der fruchtbarste Regen den Sänger „Wölusp's" begeistert. Warum nicht lieber schließen, daß die Alten den Quell wirklich für Dasjenige angenommen, was der Name bezeichnet, den Quell der Weissagung, deren Strom das Werdende sowol offenbarte, als die Entwicklung desselben mächtig förderte! Diese Erklärung ist nämlich auf einmal buchstäblich, einfach und geistig, und mehr kann man nicht verlangen; denn wenn solche Quelle der Weissagung, womit der Stammbaum des Geschlechts gewässert wird, ist ja ein wahres und schönes Sinnbild des tiefen Quells der Begeisterung, aus welchem unstreitig alle wahre Weissagung entspringt, und aus dessen lebendigem Wortstrome alle Offenbarung an das Menschengeschlecht ausging.

So genommen, erklärt die Mythe sich selbst, was eigentlich alle Mythen müssen, wenn sie klar werden sollen, denn die Schwäne kommen uns wohl zu statten. Diese Vögel werden gewöhnlich von Denen übergangen, welche Urda's Quell auf der Milchstraße, statt in der Herzenstiefe suchen; denn zwar hat man sich verlauten lassen, es gebe ja auch ein Sternbild, der Schwan genannt; allein, theils sucht man dies vergeblich auf der Milchstraße, theils wolle es ja nicht angehen, alle Schwäne auf Erden davon abstammen zu lassen. Vergegenwärtigen wir uns aber nur dies, wie die Alten den Schwänen eine melodische Stimme beilegten, und was der Schwanengesang im Munde des Volks bedeutet, so werden wir's natürlich finden, daß ihre poetischen Vorfahren in Urda's Quell schwimmen, als ein Sinnbild des Schwanengesangs des Menschengeschlechts, welcher gewiß aus der Quelle der Weissagung kommen muß, doch mehr als ein Nachklang des Rauschens derselben. Was aber den Honigthau betrifft, der in den Zähren trieft, wenn Yggdrasil gewässert wird, so ist es klar, daß das Geheimnißvolle, Erquickende des Thaus unsern Vorfahren wie uns ein Bild der Erquickung war, welche die Dichtkunst dem Menschenherzen beut. Deshalb heben wir ja noch von Thränenthau, der unsere Wangen feuchtet, wenn wir uns als Zweige des großen Stammbaums fühlen und lebendigen Antheil nehmen an dem Wohl oder Wehe des Geschlechts. Daß man hiermit die Süßigkeit in Verbindung setzte, welche die Blumen in ihrem Kelch verbergen und die sich wunderbar im Werke der Bienen offen-

---

wants money, means and content, is without three good friends; that the property of rain is to wet, and of fire to burn, that good pasture makes fat sheep, and that a great cause of the night is lack of the sun; that he, that has learned no wit by nature or art, may complain of good breeding, and comes of a very dull kindred. *Such a one is a natural philosopher.*"

*) Gothre im Angelsächsischen: der Versucher, rata vielleicht das angelsächsische rode, schnell.

*) Was der Verf. weiter über die Namen Yggdrasil's ausführlich beibringt, ist hier des Raums halber ausgelassen.

Digitized by Google

bart und im Methhorn wiedergegeben wird, darf uns ebenso wenig befremden; wissen wir doch, daß der Meth wiederum unsern Vorfahren ein Bild der Poesie als Kunst war. So knüpft sich das Eine passend an das Andere an, und den innigen Zusammenhang wird ein jeder wahre Dichter sehen, sowie seine Leser empfinden, wenn er es lebendig in Anwendung bringt.

Zwar wendet die Wurzel, unter welcher der Mimersbrunnen sich findet, den Hrimthursen sich zu, aber in diesem Brunnen ist alles Wissen und alle Klugheit verborgen, und Mimer, der Eigenthümer desselben, ist voller Weisheit, weil er dieses Wasser aus dem Gjallar-Horne trinkt. Zu ihm kam Alfader (Odin) und begehrte einen Trunk aus der Quelle, der ihm jedoch nicht eher gewährt ward, bis er das eine Auge zum Pfande gegeben hatte. Von Mimer's Persönlichkeit und der Reise Odin's wollen wir hier nicht reden, da wir es nur mit dem Brunnen zu thun haben. Wie man aber darauf fallen konnte, den Quell alles Wissens in einer Pfütze oder im Weltmeere zu suchen, das ist mir unbegreiflich; denn unsere heidnischen Vorfahren wußten ja so gut wie wir, daß, wenn man auch den Thor im Trinken ausstechen und das Weltmeer erschöpfen könnte, würde man doch so nur dahinterkommen, wie viel man zu trinken vermöge und was auf der Meerestiefe liege. Kurz, zu allen Zeiten hat man gewußt, daß, so Jemand klug werden soll, es durch Erfahrung geschehen muß, und im Norden fühlte man es tief, daß zum Verständniß des Menschenlebens im Ganzen und Großen die beschränkte Erfahrung des Einzelnen nicht hinreiche; deshalb bemühte man sich mit allem Fleiß, die Erfahrung der vergangenen Geschlechter sich anzueignen und seine eigne damit zu verschmelzen. Diese grundhistorische Richtung sprach sich in der prophetischen Vorzeit durch die Mythe von Mimer's Quell neben Urda's, dem Quell der Erfahrung neben dem der Weissagung, aus, und damit Niemand dies verkennen möchte, theilte man Mimer, dem Erfahrenen*), die Quelle zu. 58.

Adelig und Bürgerlich. Novelle von Julius Hammer. Leipzig, Engelmann. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Wenn wir uns auch mit der Haupttendenz des Verf. dieses Romans aus sprechenden Gründen wenig einverstanden erklären können, so zeugen die Details der Erzählung, die poetische Auffassung bedeutender Lebenszustände und die phantasievolle Zeichnung der Charaktere doch von einem gebildeten Geist und einer Begabung, die unsere Aufmerksamkeit verdient. Ist es der Zweck des Verf., das nothwendige Verunglücken einer Herzensverbindung zwischen Personen verschiedenen Standes zu zeigen, so erscheinen diese Verhältnisse in seiner Erzählung lange nicht motivirt genug. Die Verbindung zwischen einem bürgerlichen Künstler und einem adeligen Fräulein hat in unsern Tagen, Gott sei Dank, gar nichts so Auffallendes mehr, als der Verf. zu glauben scheint, und die Erfahrung gibt uns an die Hand, daß es der glücklichen Verbindungen dieser Art unzählige gibt. So wie die Verhältnisse daher hier erscheinen, fehlt ihnen vor allen Dingen Realität, und um von uns so gefaßt zu werden, wie der Verf. es wünscht, hätten diese Beziehungen viel stärker, viel wirksamer gezeichnet werden müssen. So wie sie sind, erkennen wir in den tragischen Ausgängen der Herzensverbindungen beider Heldenpaare durchaus keine Nothwendigkeit. Sollten wir diese einsehen, so mußten ganz andere Elemente hinzutreten, z. B. Johannes' und Edmund's Unfähigkeit in höhern Ständen einheimisch zu werden, oder die Unmöglichkeit für die Heldinnen, mit einem bescheidenen Loose zufrieden zu sein.

Trotz dieses Grundgebrechens in diesem Roman, der eine Harmonie der Lösung da als unmöglich voraussetzt, wo sie uns recht gut möglich dünkt, und uns für Schmerzen interessiren will, die, wie wir uns sagen müssen, nur eingebildet und selbstgeschaffen sind, hat die vorliegende Erzählung doch ihr unverkennbares Verdienst. Die Fabel zieht uns an, ein echter poetischer Ton klingt durch das Ganze hindurch, die Reflexion hat Tiefe und Bedeutung, und ein dichterischer Anhauch begeistigt und veredelt das ganze Gemälde. Leonore zwar, die Geliebte des Musikers Johannes, ist etwas nebelhaft und unsicher gezeichnet; dagegen erscheint ihre Freundin, Gräfin Therese, so kräftig, wirklich, plastisch, wahr und anziehend, daß wir das Bild gleich einem leibhaften Wesen vor uns sehen, das wir vollkommen verstehen, erfassen und in uns aufnehmen. Um so räthselhafter bleibt es uns, daß ein so thatkräftiges, rüstiges, im Kampfe mit dem Leben geübtes Wesen kein Mittel finden sollte, ihr Herz zu befriedigen und des geliebten Edmund Hand auf immer zu gewinnen; um so mehr werfen wir dem Verf. vor, daß auf sein Gebot Therese ihren Edmund unglücklich machen muß, wir wissen eigentlich nicht, warum. Wo wohnt, fragen wir, der achtbare Verf., daß er noch an Dinge glaubt, die längst nicht mehr existiren, an die deutsche Aristokratie von 1789? Und wie geht es zu, daß er die Umschwünge unserer Zeit so ganz vergessen hat, er, der den geistigen Revolutionen der Zeit in seinem Tagebuch Theresens, seinem schönen Märchen, seinen Liedern und seiner Episode von Antonio so nahe gefolgt zu sein scheint.

Wir haben hiermit die vorzüglichsten Partien dieses Romans bezeichnet. Die Erzählung von Antonio, der, in eine Melodie verliebt, sich diese zur Gestalt eines Mädchens ausgebildet hat, das er durch die ganze Welt sucht und nicht findet, diese Erzählung ist voll poetischer Bedeutung. Die Lieder vom Kinde und der alten Amme, S. 192 fg. eingelegt, bezeugen eine unzweifelhafte dichterische Begabung und sind in ihrer Gattung ausgezeichnet. Nicht minder hervorstechend sind die Aphorismen in Theresens Tagebuch. Wie schlagend sind z. B. folgende Gedanken: „In der Freundschaft ist der Mann wie in der Liebe die Frau, nämlich mehr den Gegenstand suchend als die Empfindung für ihn. — Wir Frauen sind einzelne Capitel in dem großen Buche der Liebe, das die Männer studiren. — Die Frauen haben außer Liebe und Freundschaft noch ein Gefühl, das zwischen beiden mitten inne steht — das für ihre Aerzte. — Wer aus seinem Kreise geht, wird es büßen; aber was er dort gesehen und erfahren, raubt ihm Niemand. Es kommt darauf an, zu solcher Büßung Muth zu haben. — Hätte das Leben nicht den Frühling und die Liebe, wer möchte dann diesen Traum ertragen?" u. s. w.

Das Märchen vom Duftlüftchen und dem Elfen Tiefblau ist so reizvoll, daß wir seine Kürze beklagen. Die Poesie des Zarten hat wenig Schöneres aufzuweisen und reclamirt den Verf. als ihren unzweifelhaften Jünger.

Dies ist denn auch der Beruf, von dem der Verf. dieser Erzählung Probe ablegt. Selbst der Fehler, den wir ihm im Eingange unserer Anzeige Schuld geben mußten, bezeugt nur die Richtigkeit dieser Bemerkung: der Zartsinn des Verf. fand Schwierigkeiten für unüberwindlich, die ein etwas kräftigerer und nicht so bedenklicher Poet ganz gut überwunden haben würde. Auch die an zarten Bildern reiche Diction des Ganzen weist dem Verf. eine bestimmte Sphäre an, die nahe an das Reich der Frauen grenzt, und die er ungestraft nicht wird verlassen dürfen. 50.

---

*) Im Angelsächsischen bedeutet mimor oder gemimor (dem lateinischen memor nahe verwandt) den Erfahrnen. Alles deutet demnach hin auf Das, was die Erfahrung lehrt und das Gedächtniß bewahrt, d. h. auf die lebendige Geschichte.

Die Sprache der Thiere.

Grodno, im September 1838.

Vor Kurzem fiel mir ein lateinisches Büchelchen in die Hände, worin der Verf. desselben die folgenreiche Entdeckung niedergelegt hat, daß die Thiere nicht, wie man bisher geglaubt, blos eine Art von Sprache für den Ausdruck ihrer Begierden, ihres Schmerzes und ihrer Freude besitzen, sondern daß sie mit-

Digitized by Google

einander ganz vernünftige, zusammenhängende Colloquia führen. Ich beeile mich, Ihnen das Nähere dieser Entdeckung mitzutheilen, die in dem Winkel einer Inauguraldissertation sich dem Falkenblicke der Redacteuren von Zeitschriften entzogen hat und dadurch dem größern Publicum unbekannt geblieben ist. Das Opusculum führt den Titel: „Descriptio Raphaniae epidemice grassantis atque meletema circa vocem et gustus animalium domesticorum auctore *Carolo Wiszniewski*" (Wilna 1837). Es werden zwar nur wenige Proben dieser Thiersprache und ihrer Deutung angeführt, und die goldene Regel, die in dem Horazischen nonum prematur in annum liegt, scheint der Verf. nicht sehr beherzigt zu haben; es kann aber zu seiner Entschuldigung angeführt werden, daß er nothgedrungen sein Büchelchen schon jetzt ans Licht treten ließ, weil er sobald als möglich Doctor der Medicin in Wilna werden wollte und sollte. Auch verspricht er ja seinen Gegenstand immer tiefer zu erfassen (vielleicht uns bald mit einer Grammatik der Ochsen-, Hunde- und Pferdesprache zu beschenken), und was die Quelle betrifft, aus welcher er geschöpft, so geht ihre Reichhaltigkeit schon daraus hervor, daß der Verf. mitten unter den Schafen und anderm Vieh Neurußlands lange gelebt hat. Somit wäre denn erwiesen die nahe Gemeinschaft zwischen den Menschen und dem Viehe, es wäre letzterm der Eintritt eröffnet in das Geschäftsleben der Erstern, in ihre Wissenschaft und Kunst, uns aber die Aussicht für die Zukunft, daß die Geschäfte noch hündischer werden betrieben, die Wissenschaft noch viehischer wird traetirt werden, als es hier und da schon jetzt geschieht. Aber nicht genug; auch den Staaten und der Gesellschaft werden neue Verlegenheiten bereitet. Welche mächtige Stütze wird den politischen Parteien aus dem Zulaufe von echt radicalen Hunden, von den so absolut gesinnten Ochsen und den legitimistischen Schafen erwachsen! In den Theeeirkeln werden bald auch vierbeinige Pferde raisonniren und nicht einmal ebenbürtige Gänse mitschnattern wollen. Was soll aus unsern vielen zweibeinigen Schafen und Eseln werden, da ihre vierbeinigen Rivalen schon um deswillen ihnen werden vorgezogen werden, weil sie sich mit Knochen, Gras und Disteln begnügen. So werden sich unter den Menschen der Entdeckung nur diejenigen Professoren der Veterinairkunde zu erfreuen haben, welche aus Furcht vor den Bestien bisher ihre Krankheiten par distance zu erfassen sich abmühten, denn sie können Das, was ihnen stets ein Geheimniß bleibt — das Eigenthümliche jedes krankhaften Zustandes —, jetzt durch einen dienstfertigen Pudel leicht erfahren und mittels der Hundesprache verständlicher als bisher durch ihr Latein den Schülern mittheilen. Doch Sie warten gewiß schon auf die interessanten Colloquien.

Auf S. 43 des Büchlcins heißt es:

Bei dem Pferde bedeutet bih bih bih: Ich befinde mich wohl, kommt, setzt.

Yh yh yh — yh yh yh: Gib recht schnell (nämlich den Hafer).

Beim Hunde heißt Baf: Wie befindest du dich?

Hyrrr: Was willst du, das gehört mir, ich werde dich zerreißen.

(Wie gern hörte ich dieses Wort vom Verfasser, oder noch lieber von einem gebildeten Hunde aussprechen.)

Mit S. 46 beginnen folgende Thiergespräche:

Gespräche zwischen zwei Hunden.

Erster Hund. Hyrrr paf hyrrr paf paf: Geh weg, fort von mir.

Zweiter Hund. Baf baf baf: Höre auf, wir wollen Freunde sein.

Erster Hund. Hyrrr paf paf hyrrr hyrrr: Ich bin sehr böse, ich werde dich zerreißen.

Zweiter Hund. Baf baf: Sei nicht böse.

Erster Hund. Paf paf paf: Komm her.

Gespräch beim Essen.

Erster Hund. Pif: Was ist das?

Zweiter Hund. Hyrrr hyrrr hyrrr: Davon wirst du nichts bekommen.

Erster Hund. Paf paf paf: Keineswegs.

Gespräch zwischen Hühnern.

Der Hahn. Ki ki ki: Kommt, kommt.

Die Henne. Kok kok kok: Wir sind da, wir sind da.

Anderer Hahn. Kikiri kikiri: Zu mir her, zu mir.

Dritter Hahn. Kikiriki kikiriki: Rühre dich nicht von der Stelle, kämpfe mit mir.

Eine Henne. Kok kok: Sei doch ruhig, lieber Hahn.

Anderer Hahn. Ko ko kok: Ich bin böse, ich berste vor Neid.

Sie werden an diesen Proben genug haben, um zu diversen Reflexionen sich angeregt zu fühlen, in welchen ich Sie so wenig als möglich durch die meinigen stören möchte. Ich begnüge mich daher, Ihnen zu sagen, daß dem Verf. der angeführten Schrift, Mitgliede der wilnaischen medicinischen Gesellschaft, der Druck seiner Dissertation von der Conferenz der medicinisch-chirurgischen Akademie gestattet ist, und richte zum Schlusse nur noch die neugierige Frage an Sie, was an der Ihnen eben gewordenen Mittheilung Sie mehr in Erstaunen setzt, die Entdeckung, oder das Phänomen, daß Thiere ohne Vernunft Vernünftiges sprechen, und Menschen mit Vernunft Unvernünftiges zu schreiben und zu drucken erlauben. 117.

Miscellen.

Die empörende Behandlung der indianischen Stämme von Seiten der Vereinigten Staaten, unter denen namentlich Georgien sich in dieser Beziehung mit unvertilgbarer Schande brandmarkt, ist seit lange vielfach in Werken über Amerika und in den Zeitungen aller Länder besprochen worden. Von den Catawbas, einem indianischen Stamme in Südcarolina, welche den Amerikanern im Unabhängigkeitskriege durch treuen Beistand treffliche Dienste leisteten, wandte sich vor einigen Jahren einer ihrer Häuptlinge, Peter Harris, mit folgender merkwürdigen Bittschrift an die gesetzgebende Versammlung des letztgenannten Staates: „Ich bin einer der noch glimmenden Funken eines fast verloschenen Geschlechts, bald werden unsere Gräber unsere Wohnstätten sein. Ich bin eine der wenigen, noch auf dem Felde stehenden Ähren, nachdem der Sturm der Umwälzung vorübergegangen ist. Ich kämpfte für euch gegen die Briten. Die Briten sind verschwunden, und ihr seid frei. Dennoch nahmen die Briten mir nichts, noch habe ich durch ihre Niederlage etwas gewonnen. Ich jage den Hirsch, um zu leben, die Hirsche verschwinden, und ich muß verhungern. Gott hat mich für den Wald geschaffen, und meine Wohnung steht in seinem Schatten, aber die Kraft meines Armes schwindet und meine Füße versagen mir auf der Jagd. Die Hand, welche für euere Freiheit kämpfte, öffnet sich jetzt, um von euch Unterstützung anzunehmen. In meiner Jugend blutete ich in der Schlacht, daß ihr unabhängig würdet; laßt mein Herz nicht im Alter verbluten, weil es euch an Erbarmen gebricht!"

Bertrand de Moleville greift im siebenten Capitel des ersten Theils seiner „Mémoires particuliers pour servir à l'histoire de la fin du règne de Louis XVI" (2 Bde., Paris 1797, dann 1818 berichtigt und verbessert wiederaufgelegt, auch in die „Collection complémentaire des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution" aufgenommen) Necker mit schonungsloser Heftigkeit an und hat als Motto über dies diesen Minister betreffende Capitel gewählt:

Agioteur adroit, ministre sans moyen,
De rien il fit de l'or, et d'un empire — rien.

François Lamothe le Vayer, geb. zu Paris 1588, gest. 1672, schreibt über Gustav Adolf's Heldentod: „Er starb den Degen in der Hand, das Commandowort im Munde und den Sieg im Sinne." 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 305. —— 1. November 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Friedrich Rückert.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Dritter und vierter Band. Erlangen, Heyder. 1837. Gr. 8. 4 Thlr.

Erster Artikel.

Der große Dichter, der seine reichen Schätze, eine Schicht um die andere, seit einigen Jahren vor dem Publicum ausbreitet, ist in der neuesten Zeit in Recensionen und selbst in Monographien so vielseitig gewürdigt worden, daß es Holz in den Wald tragen hieße, wenn die gegenwärtige Anzeige es unternehmen wollte, mit einer Charakteristik desselben von vorn anzufangen. Auch ist ihr durch die vorliegenden Bände der Sammlung das Gebiet vorgezeichnet, in dessen Schranken sie sich mit ihrer Beurtheilung zu bewegen hat. Der dritte Band füllt sich zur Hälfte mit „Jugendliedern" in sechs Büchern (erstes Buch 1807 — 10, zweites 1810, drittes 1809 — 12, viertes 1810 — 13, fünftes 1810 — 13, sechstes 1811 — 15); dann folgen „Zeitgedichte" aus den Jahren 1814 — 17; und endlich „Volkssagen" aus 1817. Der vierte Band bringt zu einem Fünftheil „Vermischte Gedichte" von 1815 — 18; dann die „Östlichen Rosen", 1819 — 20; „Lieder aus Koburg", 1821 — 26; aus Erlangen, 1827 — 29; „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohns", 1829; zuletzt bearbeitete Lieder und Sprüche der Minnesänger, und eine erotische Blumenlese aus Dichtern verschiedener Völker und Zeiten. Mithin gehört über die Hälfte des zu Beurtheilenden einer Periode an, die 20 Jahre hinter dem jetzigen Ruhme des Dichters liegt; es sind „Jugendproben", wie 100 Jahre früher der gleich fruchtbare und sprachmächtige Günther einen Theil seiner frühen Gedichte nannte; sie sind ihrem größern Theile nach zwischen dem achtzehnten und sechsundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters entstanden. Die Kritik wird also hauptsächlich nachzuweisen haben, wie weit Dasjenige, was jetzt Fr. Rückert als wohlerworbenes Eigenthum von Liebe und Ruf bei seiner Nation aufstehen hat, schon damals auf Wucher angelegt wurde, oder, mit einem würdigern Bilde ausgesprochen, wie weit seine Poesie als Keim, Blüte oder Frucht in jenen frühen Jahren schon vorhanden war. Mit diesem Geschäfte ist ein zweites verbunden. Eine kritische Beurtheilung der Jugendproducte des Dichters wird nämlich auch das sonderbare Phänomen zu erklären haben, wie es gekommen ist, daß eine Zierde unserer Nationalliteratur so spät, als es geschehen, zu ihrer allgemeinen Anerkennung gelangen konnte, und daß man von Rückert's Größe, der doch seit 31 Jahren singt und vor 24 Jahren öffentlich aufgetreten ist, in den letzten Jahren, wie von einer neuen Entdeckung sprach. Es ist doch anzunehmen, daß nicht Alle, die über Rückert lobpreisend schreiben, vermöge ihrer eignen Entwickelung eben jetzt erst zum Bewußtsein seiner Poesie gekommen sind, sondern daß Manche schon Jahre und Jahrzehnde lang gewußt haben, was ihr Volk an dem Dichter für einen Schatz besitze, sonst hätte Apollo ihm ja nur aus dem Munde der Unmündigen sein Lob zugerichtet. Nun ist zwar schon im Voraus, auch ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit eines Talents und seinen Entwickelungsgang, in Deutschland Manches erklärlich aus der Trägheit der Masse im Lesen und Durchdenken und Durchempfinden des Gelesenen; aus dem Neide der subalternen Mitpoeten, von deren Schreien oder Verstummen mehr, als man glaubt, der frühe Ruhm selbst großer Talente abhängt, und die als Glaqueurs nicht nur in allen Winkeln ihr Plätzchen haben, sondern sich auch auf allen Märkten der Literatur aufstellen; endlich auch aus der häßlichen Erbsünde, von der sogar die edlere Kritik angesteckt ist, so spät als möglich sich zum Verehren entschließen zu können. Der Verfasser dieser Anzeige erkennt jene äußern Hemmnisse, deren Schuld nicht auf dem Dichter liegt, und die diesem manchen unwilligen Seufzer des ge-

Digitized by Google

kränkten Selbstgefühls ausgepreßt haben, vollkommen an und braucht sie, weil er für seine Person sich vorwurfsfrei fühlt, nicht zu bemänteln. Er selbst hat, und zwar in demselben Blatte, das vor nicht langer Zeit Rückert's nicht genug anerkannte Herrlichkeit darthun zu müssen geglaubt hat, schon 1814, also vor 24 Jahren, in dem Verfasser der „Geharnischten Sonette" einen großen deutschen Dichter begrüßt. Da aber nicht überall jene von außen sich aufwerfenden Hindernisse im Stande sind, einem überlegenen Dichtergeiste, wie denn Rückert gewiß ein solcher ist, die Bahn zu schnellem Ruhme zu verlegen, so müssen sich doch auch in der poetischen Persönlichkeit, in dem Talente Dessen selbst, der so lange vergebens auf allgemeinere Anerkennung geharrt, gewisse Eigenthümlichkeiten vorfinden, die ihm neben den schon genannten Ursachen sogar zu außerordentlichen Leistungen die Zustimmung des Publicums erschweren. Der Überblick über die Jugendgedichte des Verf., den uns die beiden vorliegenden Bände seiner Sammlung gewähren, erleichtert dem Beurtheiler dieses zweite Geschäft und erlaubt ihm dasselbe zu erfüllen, während er sich zugleich des ersten theilweise entledigt. Eine kurze Übersicht und Charakteristik der genannten Jugendproben muß nämlich von selbst einen Theil der Ursachen enthüllen, die sich dem längst verdienten Ruhme eines unserer ersten Lyriker und Lehrdichter entgegengestellt haben.

Rückert, der als ein echter Dichter sich selbst am wenigsten schont, deutet selbst auf diejenige Eigenschaft hin, welche ihm zu erstreben und zu erringen am schwersten geworden ist, wenn er seine frühesten Jugendlieder mit folgendem Rückblicke begleitet, der bei aller Ehre, die er sich mit Recht widerfahren läßt, doch einen Mangel seiner Poesie nicht verschweigt:

> Anmuth ist die Siegerkrone,
> Die am hohen Ziel zuletzt
> Zu des reinsten Strebens Lohne
> Nur wird dem beglückten Sohne
> Von den Musen aufgesetzt.
>
> Diese Krone wird errungen
> Schwer, das hab' ich wohl gefühlt,
> Da nach Allem, was gelungen,
> Sie dies Haupt noch nicht umschlungen
> So, daß sie die Schläfe kühlt.
>
> Dennoch, wie den Blick ich neige
> Zu des Lebens frühstem Grün,
> Seh' ich nicht schon dort die Zweige,
> Die ich mühsam hier erstrige,
> Frisch in Jugendliedern blühn?
>
> Ja, so ist es, schon vollendet
> Ist im Anfang unser Glück,
> So viel uns ein Gott gespendet,
> Und die späte Bildung wendet
> Sich bewußt zu sich zurück.

Unbestritten bleibe dem Verf. der speculative Schluß dieses Gedichts, der einem Hegelianischen Compendium Ehre machen würde. Wir haben es hier mit dem Anfange zu thun, welchem ein ausgedehnterer Sinn zu geben ist, als der Dichter wol beabsichtigte. Allerdings verletzten uns in den Jugendgedichten Rückert's Verstöße gegen die Anmuth der Form vielfältig, und seine kecken Raddrechereien der Sprache haben etwas Peinliches. Es quält uns, wenn wir lesen: „Jedermanne" (III, 419), oder wenn wir die Interjection Ach in diesen Gedichten durchdeclinirt zu lesen bekommen und wir vom „tiefen Ache" (III, 138), oder „mit des Aches Hauche" (97) hören müssen; es macht einen höchst widerlichen Eindruck, wenn wir uns einen Menschen „vor Freude r e h e l n d" (III, 80) denken sollen, blos weil es ein willkommener Halbreim auf lächelnd ist. Doch sind das Alles Nebensachen, und ihr Tadel würde nicht hingereicht haben, der Kraft und Hoheit, mit welcher der Dichter auftrat, die Herzen zu verschließen, wenn sich nicht in den frühern Gebrauch seines herrlichen Talentes ein durchgreifender Irrthum eingeschlichen hätte, der sich nicht auf äußere Form oder die Übertretung einzelner Geschmacksregeln bezog.

Dieser Irrthum bestand darin, daß der Dichter sich anfangs, ohne die nöthige Durchbildung seines Genius, der er sich später allerdings unterzogen hat, voreilig Stoffen zuwandte, die nur mit vollendeter Anmuth behandelt gefallen, und zu schnell den Ambos, auf welchem er seine „Geharnischten Sonette" geschmiedet hatte, verließ, um mit noch rußiger Hand leichte Lorbeerkränze zu winden oder gar mit Rosen zu tändeln. Rückert ist durch sein hohes Talent viel unmittelbarer aufs Erhabene, in welchem die Idee die Erscheinung überflügelt, als auf das Schöne angewiesen, in welchem beide sich in seliger Harmonie durchdringen. Und auch auf jenem Gebiete ist es das Bewegte, das stürmisch Erhabene, womit seine gewaltige Muse vorzüglich imponirend auftrat, sodaß es schon eine Befreidigung gewährte, wenn sich der Flug seines Wortes mit gesenktem Fittich nur zur Ruhe des Prächtigen und Feierlichen niederließ. Hätte er sich in diesem Gebiete ohne Unterbrechung länger fortbewegt, so müßte er die Stumpfheit wie den Neid viel schneller bezwungen, jene erschüttert und diesen beschämt haben, und er wäre vielleicht vor 20 Jahren auf dem Gipfel des Ruhmes angelangt, den er jetzt, nachdem er durch eigne Schuld von Zeit zu Zeit dem Feinde schon errungenes Terrain wieder hatte überlassen müssen, durch erneuerte Kraftanstrengung im Sturm erobert hat.

Das Instrument, mit welchem jeder Dichter das Schöne wie das Erhabene zur Anschauung bringt, ist die Sprache. Die Meisterschaft auf diesem Instrumente war es nun aber eben, die unsern Rückert auf jene Abwege brachte. Frühzeitig war sich sein Genius der Wundergabe bewußt geworden, die er vom Himmel erhalten hatte, und im fünften Buche seiner Jugendlieder finden wir (III, 132) ein zwischen 1810 und 1813, also jedenfalls noch vor den „Geharnischten Sonetten" verfaßtes Gedicht: „An die Sprache", das zu herrlich und charakteristisch ist, als daß es in dieser Anzeige nicht die Worte der Kritik verdrängen sollte:

> Reine Jungfrau, ewig schöne,
> Geist'ge Mutter deiner Söhne,
> Mächtige von Zauberbann,

Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne
Und dich selber preisen kann!

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, was ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten
Und mich spielen selbst mit dir.

Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt
Und durchwandelt alle Welt.

Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau' und meisle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

Mach' uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reih'n.
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Dieses Lied selbst ist der glänzendste Beweis für die Behauptung, daß das Erhabene sich als der eigentliche Beruf unsers Dichters angekündigt und auch von demselben empfunden und erkannt worden; es enthält aber auch eine Andeutung der Gefahren, die mit der Ausübung einer so unumschränkten Sprachgewalt verbunden sein mußten. Es fragte sich nämlich, ob demselben Dichter, dem mit der Sprache zu stürmen und zu rauschen verliehen war, auch das Lispeln und Säuseln gegeben sei, und ob das Zimmern, Glätten, Hauen, Meiseln mit zum Schaffen des Schöpfergeistes gehöre, wenigstens, ob es in den Gedichten selbst zur unmittelbaren Anschauung gebracht werden dürfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die periodische Presse in Belgien.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Wenn aus der jüngst durch uns mitgetheilten Übersicht der belgischen periodischen Presse politischen Inhalts hervorgehen konnte, daß sich nicht leicht, wenigstens bestimmt und richtig, von der Anzahl und dem äußern Umfange der Zeitblätter in einem Lande oder einer Stadt auf den Grad der Bildung, die Fortschritte der Literatur und die politische Stimmung der Einwohner ein Schluß ziehen läßt, und man noch weniger befugt ist, aus den nämlichen Umständen auf eine größere politische Wichtigkeit eines mit Zeitungen reich versehenen Volkes vor andern zu schließen, so darf unseres Erachtens eher behauptet werden, daß die Mehrzahl und der größere innere Werth anderer periodischen Schriften sowol literarischen als reinwissenschaftlichen Inhalts in einem Lande in einem ziemlich genauen Verhältnisse stehen und gewissermaßen den Maßstab angeben, wo nicht zur Bildungsstufe der Nation überhaupt, doch wenigstens zur Höhe, welche der Geschmack und die Anlage für Literatur sowie die Fortschritte in den Wissenschaften bei ihr erlangt haben. Der Mangel einer eignen ausgebildeten National- oder Landessprache dürfte wol einigen Einfluß haben, dieser Einfluß kann aber nie als unmittelbar betrachtet werden, indem er sich dergestalt nur auf das Gesammtgebiet der Literatur ausstreckt, ohne besonders auf die Qualität und Quantität periodischer Schriften zu wirken. Belgien, welches allmälig unter deutscher, französischer und holländischer Herrschaft gestanden, hat von keinem seiner jedesmaligen Landesgenossen, oder, wenn man es lieber so nennen will, von keinem seiner Beherrscher den Geschmack und die Vorliebe für literarische Journalistik übernommen oder geerbt. Es ist hier noch Niemand eingefallen, Zeitschriften wie „Das Morgenblatt", „Das Ausland", die „Zeitung für die elegante Welt", die „Blätter für literarische Unterhaltung" u. dergl. herauszugeben; ein solcher Herausgeber würde auch schwerlich sodald seine Rechnung dabei gefunden haben, da man hier jede geistige Unterhaltung nur aus Büchern, und zwar aus Romanen schöpfen will und Blätter nur für politische und Privatnachrichten, allenfalls für gelehrte Anzeigen geschaffen hält. Der Geschmack an Feuilletons und kleinern nicht politischen Blättern schreibt sich erst seit kurzer Zeit her, da er auch in Frankreich noch nicht ganz alt ist, und was dort von der Art erzeugt wird, genügt einstweilen dem hiesigen Publicum, zumal wenn das Theater darin besprochen wird. Indessen hat man in den zwei oder drei letzten Jahren doch angefangen, Übersetzungen von Artikeln aus den genannten deutschen Zeitschriften aufzunehmen und Geschmack dafür zu bekommen, wovon sich um so mehr Gutes für die Folge erwarten läßt, da überhaupt die Lust zur Erlernung der deutschen Sprache täglich zunimmt. Ja Monatsschriften literarischen und gemischt-wissenschaftlichen Inhalts stand der Belgier und steht noch immer hinter dem Holländer zurück, besonders was auf Kritik Bezug hat, wie man sie in den „Letteroefeningen", dem „Recensent" u. a. m. findet, ohne von den deutschen Literaturzeitungen und den englischen Reviews zu sprechen. Die wenigen belgischen Originalschriftsteller sind nicht nur zufrieden, wenn in einer politischen Zeitung einige Worte zum Lobe ihrer Arbeit vorkommen und zugleich auf die Anzeige, wo und wie theuer sie zu bekommen, hingewiesen wird. Nicht selten werden solche Artikel von den Verfassern selbst verfertigt, und nur wenige Zeitungsredactoren geben sich die Mühe, einen oder mehre Bände durchzulesen, um ein richtiges Urtheil zu fällen. Hier und da gibt ein Feuilleton eine ausführlichere Analyse und Quasibeurtheilung von Werken, meistens sind es Theaterstücke oder solche Arbeiten, deren Prüfung gewisse Literatoren, mehrentheils Ausländer, übernommen haben. Beurtheilungen, wie sie in den belgischen Monatsschriften vorkommen, sind höchstens analytisch, fast nie kritisch, in den meisten Fällen aber Lobhudeleien in allgemeinen stereotypen Ausdrücken abgefaßt, denen man es ansehen kann, daß der Verfasser dieser Artikel sie für jeden Gebrauch zur Hand hat und sie, mutatis mutandis, anwenden kann, ohne tief in den Gegenstand eindringen zu müssen. Vielleicht ließe sich dies dadurch erklären, daß die französische Sprache für Recension, wie wir es verstehen, keinen Ausdruck hat und man das Wort Kritik nur im nachtheiligen Sinne als Tadel anzuwenden pflegt. Es bedarf wol keiner Erwähnung, daß hier nur von dem Meistüblichen die Rede ist, und daß es an ehrenvollen Ausnahmen nicht gänzlich fehlt. Bekanntlich fehlen auch den Franzosen dergleichen Institute und der eigentliche kritische Sinn der Deutschen und Engländer, und kaum zählt man ein „Journal des savans" unter dem Schwall von Recueils, Annales, Magasins, Revues u. s. w. Freilich machen hiervon in Frankreich die den besondern Wissenschaften

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 226 und 227 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

und Fächern der Kunst und Literatur gewidmeten periodischen Schriften eine Ausnahme, und grade so verhält es sich — in einem kleinern Maßstabe versteht sich — in Belgien, wo ebenfalls solche specielle Zeitschriften bisher einigermaßen einen gewissen Rang zu behaupten wußten.

Unter den wenigen periodischen Produkten aller Art, die sich hier theils mehr oder weniger ausgezeichnet und sich einer nicht blos ephemeren Dauer zu erfreuen hatten, theils noch existiren, sind uns die folgenden als die merkwürdigsten vorgekommen. Kurz nach dem Anfange der holländischen Zeit erschien in Brüssel die belletristische Monatschrift: „Mercure belge", von einer Gesellschaft Literatoren herausgegeben, worunter die Herren Lesbroussart und Reiffenberg vorzüglich genannt zu werden verdienen. Sie ward von dem Verleger der ehedem während langer Zeit mit Ruhm bekannten Monatsschrift: „Esprit des journaux", unternommen und enthielt manche gute Originalaufsätze, Übersetzungen, Kritiken u. dergl., konnte aber doch ihre Existenz nicht viel über zwei Jahre fristen. Statt ihrer erschien alsdann beim nämlichen Herausgeber (Weissenbruch) die reinwissenschaftliche Monatsschrift: „Annales générales des sciences physiques", gemeinschaftlich redigirt von dem berühmten Chemiker und löwener Professor van Mons, dem damals als Exilirtem sich hier aufhaltenden allgemein bekannten französischen Naturforforscher Bory St.-Vincent und dem in den Naturwissenschaften sehr bewanderten und als Autor mancher Werke in diesem Fache nicht unrühmlich bekannten Dr. Drapier. Diese Annalen machten viel Aufsehen sowol im In- als Auslande und ließen auf eine lange Existenz schließen; allein mit der Rückkehr des Hrn. Bory St.-Vincent, der am fleißigsten die Redaction besorgt hatte, nach Frankreich, von wo aus er bald auf wissenschaftliche Reisen geschickt wurde, geriethen die „Annales" um so leichter ins Stocken, da die Ungenauigkeit mancher darin angegebenen Erfindungen und sonstige Nachlässigkeiten ihren Credit schon früher merklich geschwächt hatte. Auf sie folgten nun fast gleichzeitig drei Zeitschriften von vorzüglichem Werth, die, mit weniger Unterbrechung wegen politischen Ereignissen, sich fortwährend aufrecht erhalten haben und zum Theil noch existiren, nämlich: 1) Die „Archives philologiques et historiques des Pays-Bas", in monatlichen Hefter, die von 1825—32 acht Octavbände ausmachten, größtentheils und zuweilen fast ausschließlich von dem genannten Professor und Akademiker Baron von Reiffenberg redigirt, worin sehr oft gelehrte und sonst wissenswerthe Gegenstände, besonders die nationale Archäologie behandelt wurde, und die in jedem andern Lande, vielleicht auch unter andern Umständen in Belgien vielen Beifall und Unterstützung erhalten haben würden. Das einstweilige Aufhören dieser interessanten Zeitschrift, welches größtentheils den anderweitigen literarischen Beschäftigungen des Hrn. v. Reiffenberg zuzuschreiben sein dürfte, wird ziemlich allgemein bedauert, und nach dem Preis, für den die Sammlung der „Archives philologiques" in den Bücherauctionen verkauft wird, zu urtheilen, läßt sich schließen, daß ihr Werth von Kennern fortwährend geschätzt wird. 2) Der, seit zehn Jahren in Gent von mehren gelehrten Philologen und Liebhabern herausgegebene und noch jetzt größtentheils von dem dortigen Dr. Serrure redigirte „Messager des sciences et des arts", anfänglich eine Monatschrift, jetzt aber in zwanglosen Heften erscheinend, hat im literarischen und geschichtlichen Fache einen entschiedenen Werth. Der ehemals an den drei belgischen Landesuniversitäten, jetzt aber in Freiburg angestellte deutsche Professor Warnkönig, der sich als Publicist und Geschichtsforscher so oft ausgezeichnet, trug Vieles dazu bei, um den „Messager" in Aufnahme zu bringen, und obschon diese Zeitschrift nicht ganz mehr ihren vorigen Werth behauptet, so enthält sie dessenungeachtet manches Wissenswerthe in Bezug auf die Landesgeschichte und Alterthumsforschung. 3) Die während 1825 u. 26 von den beiden damaligen genter Professoren Garnier und Quetelet monatlich herausgegebene und seitdem in zwanglosen Heften vom letztbenannten Mathematiker und Astronomen allein redigirte Zeitschrift: „Correspondances mathématiques", deren Verlag in letzterer Zeit die Gesellschaft Haumann und Comp. in Brüssel übernommen hat, erfreute sich seit ihrer Entstehung einer beständigen wohlverdienten Auszeichnung und ist jetzt unstreitig das beste, wo nicht einzige gute wissenschaftliche Journal in Belgien. Die acht Bände, welche bis 1835 erschienen sind, enthalten viele überaus gediegene Aufsätze im Gebiete der mathematischen und Naturwissenschaften, Statistik u. s. w., werden auch im Auslande sehr geschätzt, und manche einzelne Hefte sind längst im Buchhandel vergriffen. Den bereits in unserer letzten Mittheilung genannten „Industriel", ein zweimal wöchentlich erscheinendes Blatt, welches der französische Ingenieur und Lithograph Jobard während mehrer Jahre herausgegeben hatte, und welches, beiläufig gesagt, die Fortsetzung eines Wochenblattes war, dessen Inhalt nicht selten ebenso schmuzig wie der Titel („Manneken-Pis") war, erwähnen wir blos, um dessen Aufhören zu bedauern, da dies Blatt, woraus nachher eine Monatschrift mit vielen nützlichen Kupfern und Notizen über Erfindungen, etwa wie Dingler's „Journal", entstand, wirklich viel Wissenswerthes und bisweilen auch Neues im Gebiete der Mechanik enthielt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vollständiges

Real-Lexikon

der

medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte

und

Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von

Dr. EDUARD WINKLER.

Ersten Bandes erstes Heft. *Aal — Beringeria.*

Gr. 8. Auf gutem Druckpap. Subscriptionspreis 20 Gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, dürfte einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfniss entsprechen; dasselbe ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem Fache und nach eignen Erfahrungen dem Stande der Wissenschaften gemäss bearbeitet worden.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 306. — 2. November 1838.

Friedrich Rückert.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 305.)

Die sechs Bücher der „Jugendlieder" sind einem großen Theile ihres Inhaltes nach dem öffentlichen Auftritte des Dichters vorangegangen. Diese frühesten Gedichte konnten also auf den ersten Eindruck, welchen seine Poesie bei dem Publicum hervorbrachte, keinen Einfluß ausüben. Ein sehr richtiges Gefühl hat wol ihren Verfasser von der alsbaldigen Bekanntmachung abgehalten. Wir wollen ihnen später näher treten und hier nur so viel sagen, daß schon in ihnen der Dichter zwischen seinem Berufe als Sänger des Erhabenen in der Natur und des unendlich Erhabneren auf dem Gebiete der menschlichen Freiheit einerseits und einer gewissen Tändelei als Sprachkünstler andererseits schwankend angetroffen wird. Sein besserer Genius, durch die Zeichen der Zeit gemahnt und gekräftigt, gewann indessen die Oberhand; Rückert erkannte seinen Beruf, ein Freimund, ein Prophetenmund, ein vates zu sein; die „Geharnischten Sonette" erschienen und wurden mit einem Rufe der Bewunderung empfangen.

Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen;
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme wehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Ein Meister war an die große Orgel der deutschen Sprache getreten und hatte das Register des Posaunentons gezogen. Man lauschte dem neuen Halle mit Staunen, und die Jugend besonders fühlte dem Dichter begeistert nach und empfand, was ein späteres koburger Lied Rückert's so vortrefflich ausdrückt, daß die Poesie dem Gegenstande, den der rechte Dichter ergreift, so starken Nachdruck zu geben vermag,

Daß man mehr Antheil nimmt am Lied,
Als wenn in Zeitungsblättern
Man Heldenarm' erhoben sieht,
Um Welten zu zerschmettern.

Auf jene Sonette folgten nun noch andere Prophetenlieder theils politischen, theils gemischten Inhalts, bald stürmisch, bald in ruhiger Pracht. Einen Theil davon, ja selbst solche, die jenen Sonetten noch vorangegangen sind, wie z. B. die Terzinen, hat der Verf. selbst von den „Jugendliedern" ausgeschieden und dadurch, daß er sie den ersten Bänden seiner Gedichte, die fast nur classisch Vollendetes enthalten und seine endliche Anerkennung auch beim großen Publicum plötzlich herbeigeführt haben, einverleibte, für Werke seines höhern Dichterberufs mit vollem Recht erklärt. Ein anderer, auch nicht kleiner Theil steht in den „Jugendliedern" des dritten Bandes und sonst zerstreut in den verschiedenen Perioden, aus denen die Sammlung der vorliegenden beiden Bände besteht.

Allein die Orgel unsers jungen Meisters hatte gar viele Register, und weil es auf die Fertigkeit des Spiels keinen nachtheiligen Einfluß hatte, welches eben gezogen ward, so konnte er bald der Versuchung nicht widerstehen, an verschiedenen nacheinander seine Meisterschaft zu erproben, und dies hat ihm, nicht bei Denen, die seinen Prophetenberuf einmal durchschaut hatten, und die keine Spielerei und Laune so schnell an dem Dichter irre zu machen vermochte, wol aber beim großen Publicum, das in Deutschland bekanntlich wenig Spaß versteht, am meisten und nachhaltigsten geschadet. Da waren nun in dem großen Orgelwerke neben dem Register des Erhabenen und Schönen auch künstliche für Flöten-, Glocken- und Harmonikaklänge, auch Vexirregister für das Barocke, das Kindische, das Bänkelsängerartige, für Hexereien mit allerlei Thier- und Naturstimmen, und der Zauberer, im Bewußtsein, den wahren Schatz seiner Poesie geborgen in sich zu tragen, fing muthwillig an, bald in diesem, bald in jenem Tone zu musiciren, und schien es nicht zu bemerken, oder doch zu verachten, wenn die Masse der Zuhörer bedenklich den Kopf schüttelte. Am nachtheiligsten waren für seinen Ruf in dieser Hinsicht manche politische Lieder in dem „Kranz der Zeit", der auf die „Geharnischten Sonette" folgte. In dieser Gattung erwartete man fortwährend Posaunenstöße, und es folgten deren vielleicht, da die Begeisterung für die Sache bereits abgekühlt war und das Weltgericht der Geschichte nur allgeschnell wieder ihrem frühern Schlendriane Platz gemacht hatte, noch zu viele und feurige; aber ganz aus der Fassung gerieth das Publicum, als plötzlich anstatt der himmlischen Musik des Donners und des Sturmes sich Trompeterstückchen hören ließen, zuweilen sogar auf der Kindertrompete (III, 241):

Digitized by Google

Kaiser Napoleon,
Da er dem Rhein zu zog,
Und, als er war geflohn,
Gesiegt zu haben log,
Ließ er von dannen
Zwanzig Kriegsfahnen
Tragen nach Pariſe
Zur Kaiſerin Marie Luiſe u. ſ. w.

Und wieder im „Brauttanz der Stadt Paris" (III, 248):

Ach, o weh, ich arme Frau,
Wo ich hin mit Augen ſchau,
Seh' ich fremde Gäſte kommen,
Die ich niemals wahrgenommen,
Weiß gekleidet, grün und blau.

Solche Pröbchen könnten zu funfzigen aus dem dritten Bande mitgetheilt werden, denn es kommt je länger, je ſchlimmer (III, 435):

Das war die Schlacht von Waterloo,
Die Schlacht von Bellalliangs,
Die klang ſo laut, die klang ſo froh,
So ungeſtümen Klangs.

Und endlich gar (III, 461):

Der König Wilhelm Friederich
Sprach ſanft zu ſeinen Helden:
Ihr ſpielt und zwar nicht niederig,
Wie ich mir höre melden.

Dieſe Gedichte zeigen in der That, wie unzulänglich die Form iſt, wenn der höhere Inhalt ſie verläßt. Im kleinſten Volke wie im größten kann ein Nationalſchmerz zucken, und es gibt patriotiſche Lieder ganz kleiner Staaten, die unſterblich ſein werden. Aber was in ſolchen Zeiten der Aufregung, und wäre es bei der herrlichſten Nation, noch von Leidenſchaft, Eitelkeit u. ſ. w. daneben zappelt, das iſt der Rede und noch mehr des Geſanges nicht werth. In Zeiten des Kampfes weiß freilich der Sänger, wie der Streiter in der Hitze des Gefechtes, nicht recht zu unterſcheiden; man ſchlägt und ſingt da drein aufs Gerathewohl; aber die mit Beſinnung urtheilenden Kinder des Friedens wiſſen den Unterſchied auf den erſten Laut und den erſten Blick. So war es kein Wunder, daß ſolche verfehlte patriotiſche Gedichte die Bewunderung für den Verfaſſer bei Vielen auf einige Zeit abkühlen mußten, zumal da vortreffliche und gehaltvolle Lieder in derſelben Gattung vom Intereſſe der Zeit nicht mehr unterſtützt wurden.

Die höchſte Virtuoſität der Sprache und ſorglichſte Behandlung des Sylbenmaßes vermochte weder in jenen politiſchen Liedern noch in erotiſchen Tändeleien gleichzeitiger Verſuche den Bänkelſängerton, den der Dichter nicht ſelten anfangs zum Scherz, am Ende aus Gewohnheit auch in halbem Ernſte anſtimmte, ganz zu verkleiden, und ſo kehrten mitten unter unvergleichlichen Kunſterzeugniſſen, wie ſie theils die erſten Bände füllen (z. B. der überreiche „Liebesfrühling", „Italieniſche Gedichte", „Octaven und Verwandtes", „Sicilianen"), theils in den gegenwärtigen, wie wir bald ſehen werden, zahlreich zerſtreut ſind, auch manche ungelenke, trockene Sprachwitze und Späßchen immer wieder, die dann Spott und Neid gehörig auszubeuten wußten. Andere Lieder gemahnten wie künſtliche Glockenſpiele, die man eine Weile bewundert, am Ende aber in ihrer einförmigen Melodie doch ſatt bekommt; wieder andern, in ihrem Kerne geſunden und großartigen Gedichten ſchadeten die verſchränkten Conſtructionen des Philologen, die ſich als häßliches, altmodiſches Kleid mit ihrem ſteifen Faltenzuſchnitte entſtellend um ſchlanke Liedergeſtalten legen; es ſind ſchöne Jungfrauen, die im Reifrocke der Maskerade einherſchreiten, welchen abzulegen ſie freilich zufällig vergeſſen haben. Selbſt in den ſpätern Sammlungen der koburger und erlanger Lieder und der „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannſohns" (1821 — 26, 1827 — 29, 1829) kehren unter vielem Muſter- und Meiſterhaften jene Mängel hier und da wieder. So findet ſich unter den „Gaſelen" (IV, 187) mitten unter wirklich höchſt anmuthigen Spielereien, in denen der Mund des Sängers aus dem Schönheitsborne des Morgenlandes Roſenhonig genippt hat, auch folgendes geſcheiterte Liedchen, in welchem mehre jener Misſtände vereinigt ſind:

Bat ich lang' das ſchöne ſtörrige Adamsrippchen,
Mir zu einem Kuß zu leih'n ihr Lippchen.
Als ich wiederholentlich gebeten hatte,
Gab ſie erſtlich ſtatt des Kuſſes mir ein Schnippchen.
Weiter bat ich, und ſie gab, wie ſoll ich's nennen?
Statt des Trunks aus vollem Becher war's ein Nippchen.
Endlich ſchifft' ich glücklich auf der Lippen Welle,
Ach, und ſcheitert' an des Zahnes Perlenklippchen.

In den „Erinnerungen" u. ſ. w. (IV, 280) wird der Amtmann beſchrieben:

Da kommt der Amtmann Storch
Mit ſeinen langen Beinen,
Zu fiſchen Froſch und Lorch
Im Trüben und im Reinen.

Zwar der Beſoldungsteich
Iſt ſchmal, doch breit die Wortel;
Er wird ſchon werden reich,
Wenn er verſteht den Vorthel.

Von den alten Pfarrjüngferchen heißt es: „ſie ſchrumpften ein verhotzelnd" (IV, 282), vom Pfarrersſohn (ebend.):

Es war nunmehr der Pfarrersſohn
Fort aufs Gymnaſium gekommen,
Und ſeine Stelle hatt' ich ſchon
Im Chor der Knaben eingenommen.
Da kam er wieder zum Beſuch,
Nicht mehr wie wir ein dörf'ſcher Simpel;
Er wußte manchen ſtädt'ſchen Spruch,
Mit dem er fing uns Bauerngimpel u. ſ. w.

Das ſind aufgegebene Lieder. Zu ſolchen dagegen, deren unförmliches Kleid einen edeln Leib und eine ſchöne Seele verbirgt — jener iſt, abgeſehen von der Sprachform, der Organismus, dieſe der Gedanke des Gedichts —, gehören z. B. die Gedichte: „Sühnung" (III, 406) und „Frieden im Innern" (III, 408). In dem letztern heißt es:

Wie die Welt aus dieſem Zwange,
Der ihr Herzblut hemmt im Gange,
Soll gelöſt ſein, weiß ich nicht;
Doch daß ſie gelöſt muß werden,
Sprechen ihre Angſtgeberden,
Wenn auch keine Zunge ſpricht.

Durch ſolche peinliche Conſtructionen und durch Ge-

Digitized by Google

waltsreime wie: Waltung, Welthaushaltung, Purpurlappung, Verkappung, Straffung, Erschlaffung, Spannung, Entmannung, Allianzen, verschanzen, quält sich das arme Lied ab, um in die einfachern und bis auf eine kleine Störung schönen Strophen zu enden:

Bittet Gott, der Korn beschieden,
Daß er senk' ein Körnlein Frieden
In der Trennung offnen Spalt,
Daß die Klaffung (!) sich versühne,
Unsrer Wund' ein Halm entgrüne,
Der im Licht zum Himmel wallt.

Dieser Halm, ja diese Palme,
Mit dem schlanken Riesenhalme,
Sei der neue Freiheitsbaum!
Nicht mit Blut, mit Thau begossen,
Soll er rein zum Himmel sprossen,
Schattend überm Erdenraum.

Zu den Abirrungen seines Genius sind auch Rückert's Balladen, Romanzen und Legenden (III, 53 — 90, 173 — 177) zu rechnen, deren endlose Länge für Manche als Abschreckungsmittel in Beziehung auf seine frühere Poesie dienen muß. In diesen Gattungen lyrisch-epischer Poesie darf sich das Erhabene nur in einzelnen Momenten und nie in blos rhetorischer Form geltend machen, der Organismus des Gedichts aber muß von der harmonischen Kunstform des Schönen, die alles Überflüssige, Massenhafte, Breite absolut ausschließt, durchdrungen sein. Nehmen wir die nächste beste Romanzoide Rückert's vor — denn für Romanzen läßt er sie vielleicht selbst nicht gelten —, so sehen wir uns hier genöthigt, durch alle Nebenscenen und Nebenumstände der Haupthandlung dem immer gleichen Pathos der Rede, dem gleichen, imperturbabeln Versgehämmer und Reimklange zu folgen; nicht von ahnungsvollem poetischen Äther umwölkt steigt eine Situation nach der andern empor und hängt durch unsichtbare Fäden mit der andern, durch biegsame Gelenke der Gestalt in sich selbst zusammen: alles ist mit Bindfaden oder steifem Draht verbunden; alle Einzelheiten werden ausgebreitet, aus keinen Zauberformeln der Schönheit entwickelt sich Bild und Gefühl der Phantasie und dem Gemüthe des Lesers, Alles wird ihm vorgerechnet, vorgemalt, vorgemeiselt, und so erhalten wir denn „Das Irrglöckchen", eine Ortssage von Seßlach, in 12 sechszeiligen Strophen, mit jener einleitenden Breite, die der Tod des epischen Liedes ist:

Der Tag verlischt, es senket grausend
Die Nacht vom schwarzen Himmel sich,
Und Nebelwinde streichen sausend
Durch Waldesgründe schauerlich;
Das Fräulein irrt mit bangem Schweigen
Allein auf ungebahnten Steigen u. s. w.

Ein dürftiger Stoff ist hier mit langen Schildereien überdeckt; für einen Romanzendichter könnte er kaum zu 12 Doppelzeilen gereicht haben. „Der Blinde", ein arabisches Märchen in Romanzenform, hat gar 86 vierzeilige Strophen, und es nehmen darin förmliche epische, ausgeführte Vergleichungen Platz, wie z. B. folgende:

Wie wenn auf schroffer Felsenzinne
Ein Schifferjüngling sieht die Fee,
Die süß ihm winkt zum Spiel der Minne,
Dann stürzt sie brausend in die See;
Die aufgehob'nen Wogen schlagen
Den grünen Schleier um sie her;
Und will er seine Beut' erjagen,
Muß er sein Leben wehn dem Meer:
So wird von innerlicher Fehde
Abdalla's giere Brust zerfleischt u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die periodische Presse in Belgien.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 305.)

Äußerst schwer, wo nicht gar unmöglich ist es, die Anzahl und den Namen der verschiedenen, theils heftweise, theils in Blättern seit 1832, meist in französischer, doch mitunter auch in flämischer Sprache erschienenen Zeitschriften anzugeben, weil manche derselben nur sehr wenige Abonnenten und Leser fanden und sich nur einer kurzen Lebensdauer zu erfreuen hatten. Unter der holländischen Regierung konnte man schon leichter von solchen Erscheinungen Notiz nehmen, weil erstlich die Verordnung ziemlich streng befolgt werden mußte, daß von jedem Erzeugnisse der Presse drei Exemplare an die Regierung abgeliefert werden mußten, und überdies das von De Mat hierselbst während fast acht Jahren herausgegebene „Bulletin typographique" ziemlich genaue Anzeige von allen gedruckten Sachen enthielt, welche beide Mittel aber fast gleichzeitig mit der Revolution aufgehört haben; denn wenngleich jene Verordnung nicht gesetzlich aufgehoben worden, so wird sie nur noch von den Wenigsten befolgt, und die Behörden werden selten etwas von Schriften gewahr, die nicht wie die politischen Blätter der Stempelgebühr unterworfen sind. Wir wollen demnach diese Produkte blos in einem kurzen Überblick zusammenfassen, sowie sie sich unserm Gedächtnisse vorstellen. Die „Revue littéraire", größtentheils vom Prof. Lesbroussart redigirt, als dieser fleißige Gelehrte noch Administrator des öffentlichen Unterrichts war, enthielt bisweilen gute Aufsätze in Prosa und Poesie, sollte in monatlichen Heften erscheinen, hat es aber zu keinem vollständigen Jahrgange bringen können. Fast das Nämliche läßt sich von der „Revue encyclopédique belge" sagen. Der Baron von Reiffenberg stand an der Spitze der Redaction, und Alvin, ein talentvoller junger Mann, der bei der obern Behörde über wissenschaftliche Angelegenheiten die Stelle eines Secretairs bekleidete, war ein fleißiger Mitarbeiter. Es wäre demnach unter solchen Auspicien ein guter Erfolg zu erwarten gewesen, wenn nicht die Gründung dieses Instituts grade in der aufgeregtesten, unruhigsten Zeit stattgefunden hätte. Es erschienen nur wenige Hefte der „Revue encyclopédique", und deren Aufhören ist noch nicht förmlich angekündigt worden, allein factisch ist sie von dem Horizont verschwunden. Die seit drei Jahren in Lüttich erscheinende „Revue belge" wird von einer Gesellschaft Gelehrten und Literatoren, unter welchen die Herren Lesbroussart, Polain, Duepétiaux die bekanntesten sind, herausgegeben und enthält in ihren monatlichen Heften meist Originalaufsätze, die dem Zwecke des Vereins: „zur Ermuthigung und Verbreitung der Literatur in Belgien", entsprechen und worin das utile dulci ziemlich gut beobachtet wird. Die meisten Hefte enthalten außerdem noch mehre Gedichte, die größtentheils dem Fache der poésie legère angehören. Eine andere ebendaselbst und zwar gleichfalls seit 1835 bestehende Zeitschrift ist das „Journal historique et littéraire", dessen Hauptredacteur Dr. Kersten, ein Geistlicher, ist. Sein Zweck ist in Bezug auf Literatur grade der, welchen der „Courrier de la Meuse" im Politischen hat, nämlich das System und Interesse der belgischen Geistlichkeit zu vertheidigen und möglichst zu verbreiten. Dies erzorthodoxe Journal, welches man als das Organ der ultramontanischen Propaganda betrachtet, dürfte von allen bel-

Digitized by Google

gischen Zeitschriften wol die meisten Leser haben. Von den ebenfalls zu Lüttich erscheinenden „Annales philosophiques" läßt sich nicht Vieles sagen, da sie erst in ihrem Entstehen begriffen und ihre Hefte nicht sehr im Publicum verbreitet sind; es wird ihnen aber keineswegs schwer fallen die früher in Brüssel erschienenen „Annales belgiques" zu übertreffen, die, ungeachtet mehre geschickte Leute, unter Andern der wegen verschiedener poetischer und historischer Werke vortheilhaft bekannte Dichter van Hasselt, daran gearbeitet, nur eine kurze Lebensdauer gehabt haben. Auch die vierteljährig in Gent erscheinenden und von mehren hartigen Professoren herausgegebenen „Nouvelles archives historiques et philosophiques" sind noch zu sehr in ihrer Jugend, um ein bestimmtes Urtheil zu erlauben. Die seit August v. J. bei Jamar in Brüssel in halbmonatlichen, vier Bogen starken Heften erscheinende Zeitschrift: „La Belgique littéraire et industrielle", deren Redacteuren mehrentheils in der literarischen Welt noch nicht sehr bekannt sind, welche aber manchmal gute und interessante Originalaufsätze in Poesie und Prosa (letztere meist Novellen) mitgetheilt hat, scheint kein zahlreiches Publicum zu haben und wird sich schwerlich einer langen Dauer erfreuen. Ein günstigeres Schicksal wird wol wahrscheinlich der „Revue de Bruxelles" zu Theil werden, da diese, von dem sich Société nationale pour la propagation de bons livres nennenden Verein herausgegebene und unter der besondern Leitung des ministeriellen Repräsentanten Dechamps und eines Advocaten stehende Monatschrift schon jetzt nach einer kaum dreijährigen Existenz eine der am meisten gelesenen Zeitschriften ist. Sie hat fast die nämliche Tendenz wie das genannte lütticher „Journal historique et littéraire", ihr Inhalt ist aber von einer gemischtern Art und neigt sich zuweilen zur Politik im ministeriellen Sinne hin. Viele, wo nicht die meisten ihrer Aufsätze haben Geistliche zu Verfassern, und eine strenge Toleranz darf wol nicht unter ihre Hauptrugenden gezählt werden. Seit der kölnischen Geschichte ist dieser Gegenstand fast ein stehender Artikel in der „Revue de Bruxelles" geworden, und sie ist es auch, welche am ersten die Dumoriersche Schrift über die 24 Artikel wie auch nachher den Brief des Staatsministers de Merode an Lord Palmerston über den nämlichen Gegenstand mitgetheilt hat. Die von dem brüsseler Buchhändler Wahlen fast gleichzeitig verlegten Zeitschriften: „Le voleur" und „La revue des revues", deren erstere sechsmal monatlich erschien und letztere noch vorhandenen zwei und dreimal erscheint, verdienen keiner sonderlichen Erwähnung, indem sie keine Originalaufsätze (einige Theater- und Privatnachrichten ausgenommen) enthalten und Alles den pariser Zeitschriften abborgen. Die „Revue universelle", von den Buchhändlern Haumann und Comp. verlegt und halbmonatlich erscheinend, enthehnt zwar ebenfalls ihre meisten und besten Artikel den ausländischen Zeitschriften, allein außerdem, daß nicht selten gute Originalaufsätze darin vorkommen, die meistens den Prof. Baron zum Verfasser haben, findet man auch in dieser, sich schon in ihrem Äußern sehr empfehlenden „Revue", von welcher bereits sieben bis acht vollständige Jahrgänge, jeder in vier starken Bänden, erschienen sind, gute Übersetzungen aus deutschen und englischen Journalen, weshalb sie auch sowol im In- als Auslande viele Abnnenten zählt. Von dem angekündigten „Bulletin de la société des bibliophiles", mit dessen Redaction der mehrmals genannte Prof. Reiffenberg beauftragt zu sein scheint, ist bisher noch zu wenig bekannt geworden, um etwas darüber mittheilen zu können; jedenfalls läßt sich Gutes davon erwarten, da die in Mons entstandene Gesellschaft der Bibliophilen aus 30—40 meist gelehrten Bücherfreunden besteht, die im Besitz vieler guter und seltener Werke sind und sich also im Stande befinden, der literarischen Welt nützliche Mittheilungen zu liefern. Unter den in flämischer Sprache erscheinenden Zeitschriften sind uns drei bekannt, die einen entschiedenen Werth haben, nämlich: 1) „Nederduytsche letteroefening" und 3) „Belgisch museum", beide letztere in Gent. Die erste dieser Zeitschriften, deren Hauptredacteur der als Verfasser mehrer Schulschriften und Wörterbücher bekannte Abt Dünger ist, erscheint seit drei Jahren monatlich, und die darin aufgenommenen Aufsätze, denen man weder Verschiedenheit noch Interesse absprechen kann, sind meist Originalflämisch oder flämisirtes Holländisch und werden von einem Vereine geliefert, der sich literarisch und wissenschaftlich qualificirt. In der zweiten flämischen Zeitschrift, deren Hauptredacteur das schon früher erwähnte Dr. Serrure aus Gent ist, finden sich manche gehaltreiche und sehr interessante Aufsätze über flämische Literatur und Gelehrte, die im Auslande noch nicht nach Verdienst bekannt sind. Es ist freilich zu bedauern, daß diesem dadurch schwerlich abgeholfen wird, da die flämische Literatur es noch nicht so weit gebracht hat, ihrer Stimme einen außerordentlichen Wiederhall zu geben. Das „Belgisch museum" wird von dem Akademiker und Sprachforscher Willems zu Gent redigirt und ist eine der flämischen Sprache, Literatur und Geschichte gewidmete Zeitschrift in zwanglosen Heften, in ihrem Äußern vortheilhaft ausgestattet und mit Kupfern versehen. Das uns vorliegende erste Heft enthält Aufsätze über den Ursprung der niederdeutschen Sprache, eine Urkunde von 1320 über die brüsseler Schulen, ein altes Gedicht von 1236 über die Löwenschen Kämpfer, Proben von ältern flämischen Dialekt, ein Formular der flämischen Rechtspflege, „Annecssen", ein Gedicht von Hrn. Dupse, die Huldigung des Herzogs Johann Furfidus (zonder vrees) von 1405 und endlich eine Sammlung merkwürdiger Knittelverse.

Von den drei brüsseler periodischen Erzeugnissen, die in einzelnen Blättern wöchentlich oder halbwöchentlich erscheinen, und die wir unter den politischen Producten nicht erwähnt haben, ist uns jetzt blos die „Kameralda" bekannt, die einigermaßen genannt zu werden verdient, da sie nächst den besten, aus fremden Zeitschriften entlehnten Aufsätzen nicht selten ganz gute Originale enthält; sie soll mehre gute Redactoren und auch ein zahlreiches Publicum haben. Von ihren Vorgängern, dem „Aspic" und dem „Artiste", ist ersterer in eine Theaterzeitung umgeschaffen worden, und der Ausgang des letztern, der in seinen wöchentlichen Lieferungen sehr oft ganz gute Originalaufsätze geschichtlichen und belletristischen Inhalts enthielt, wurde auf einige Zeit suspendirt, was um so mehr zu bedauern ist, da die Redaction des „Artiste" während seiner ganzen Existenz bewährt und dargethan hat, daß sie mit den ächten Principien einer gewissenhaften Kritik im Betreff der Künste und Wissenschaften genau bekannt war. Das halbmonatliche „Journal des connaissances utiles", erwähnen wir nur, um zu sagen, daß die während einiger Jahre davon sowol in flämischer als französischer Sprache erschienenen Hefte fast buchstäblich dem pariser Journal gleiches Namens nachgedruckt waren und blos dann und wann einige Localneuigkeiten enthielten; während wir von den folgenden Zeitschriften, die specielle Gegenstände behandeln und nicht unmittelbar zum Gebiete der Literatur gehören, nur den Namen angeben, nämlich: „Journal de législation et de jurisprudence", „l'Horticulteur belge" (seit 1835), „Journal des haras", „Journal des chasseurs", „Journal de l'armée", „Journal militaire" u. a. m. 92.

Literarische Notiz.

Über Paris erschien in England folgendes Werk: „The American in Paris. Sketches of the new institutions, the embellishments, the society, the women, the press, literature etc. of Paris." Die „Naval and military gazette" sagt von diesem Buche, daß es der beste Wegweiser für Paris sei, den man in englischer Sprache besitze. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 307. — 3. November 1838.

Friedrich Rückert.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Gewiß finden sich unter diesem Haufen von Versen Perlen und Gold genug; wie z. B. eben in diesem Märchen die prächtige Partie von der zwiespältigen Kraft des Wunderfläschchens (S. 83):

Zwiespältig ist die Kraft der Quelle:
Dem rechten Auge eingeflößt,
Macht sie des Geistes Sehkraft helle,
Daß er der Schöpfung Siegel löst;

Dann thun sich auf des Erdleibs Gründe,
Dich grüßen mit dem Silberblick
Die schlängelnden Metallgewinde,
Der Adern lebendes Verstrick.

Doch wird das Auge naß zur Linken,
So stirbe dahin die ird'sche Pracht,
Die Schätze in die Tiefe sinken,
Und deine Sehkraft in die Nacht.

An solchen glänzenden Stellen hat keines der episch-lyrischen Gedichte Rückert's Mangel. Dennoch, wenn wir das Ganze überschauen, macht es uns die Empfindung, als wenn trotz aller Pracht doch nichts als der Stoff zu einem künftigen Gedichte hier aufgehäuft wäre, und als wenn dieses weitläufige Gebäude, in welchem so viel Schimmer sich verliert, zuvor abgebrochen werden müßte, um aus den edeln Metallen und Kleinodien, die daran verschwendet sind, mit Hülfe der Kunst ein kleineres Haus zu bauen und zu schmücken, einen Tempel und keinen Prunkpalast.

Neben solchen rednerischen Prachtstücken hat sich aber auch in dieser Gattung die Tändelei eingenistet, welche der Menge an dem Sänger der „Geharnischten Sonette" und der Freiheitshymnen eine Thorheit und ein Ärgerniß zugleich war, wie in der Geschichte von dem Pärchen Hänselchen und Klärchen, wo aus lauter Ährchen, Beerchen, Scherchen, Härchen und Stärchen von dem Tausendkünstler ein Märchen zusammengeringelt wird, dem nur der Schlußreim fehlt:

Gesungen hat dies Märchen
Freimündchen uns Raimärchen.

Indessen hat der Dichter das Gebiet der eigentlichen Sage bei Zeiten verlassen und sich andern Gattungen der erzählenden Poesie, zu denen ihn sein dichterisches Prophetenthum berief, zugewendet, der Parabel und Paramythie, wo sich sein Witz, sein Tiefsinn und seine Phantasie nach Herzenslust ergangen und unsterbliche Lorbern geflückt haben. Mit solchen geschmückt, prangen in den ersten Bänden seiner „Gesammelten Gedichte": „Edelstein und Perle", neben den nicht weniger köstlichen „Kindermärchen", und auch für die andern Bände, die noch folgen müssen, sind ganz vortreffliche Erzählungen ähnlicher Gattungen aufgespart.

Damit wäre das erste Geschäft des Beurtheilers, auf welches ihn der Inhalt des vorliegenden dritten und vierten Bandes unvermeidlich geführt hat, vorbei, und aller Tadel sei mit ihm abgethan. Sollte doch auch der letztere nicht direct sein, sondern nur mit unterlaufen, insoweit dadurch, als durch Recht im Einzelnen, das Unrecht erklärlich gemacht wird, das dem herrlichen Dichter so lange im Ganzen widerfahren ist. Hinfort hat die Kritik nur noch auf das Meisterliche hinzudeuten, was in diesen beiden Bänden in sehr reichlichem Maße enthalten ist.

Im dritten Bande begegnen wir gleich unter den ersten „Jugendliedern" einigen echten Psalterklängen von der Seherharfe des Dichters: dem vom Geiste der ewigen Liebe durchdrungenen Lied: „Die Allgegenwärtige", ein Lied, das Ref. seit mehr als 20 Jahren im Herzen trägt, und wovon er nur an den ersten Vers erinnern will:

Ich möchte nur wissen, wohin ich sollt' sehn,
Daß ich dich nicht sähe, o Liebe,
Und wissen möcht' ich, wohin ich sollt' gehn,
Daß ich nicht bei dir bliebe.
Du bist überall, allüberall,
Wo Windeshauch und Wogenschall,
Und wo sie nicht sind, da bist du.

Auch die Lieder: „Frühlingsfeier" (S. 7), „Gestillte Sehnsucht" (S. 13), tragen diesen Stempel des Prophetischen, und das kleine Lied: „Der Sturmwind" (S. 18), ist ein Bild von Rückert's Dichtergeiste selbst:

Mächtiger, der du die Wipfel dir beugst,
Brausend von Krone zu Krone entsteigst,
Wandle, du Stürmender, wandle nur fort,
Reiß mir den stürmenden Busen mit fort.

Wie das Gewölke, das donnernd entfliegt,
Dir auf der brausenden Schwinge sich wiegt,
Führe den Geist aus dem irdischen Haus
In die Unendlichkeit stürmend hinaus.

Digitized by Google

Trage mich hin, wo die bebende Welt
Rings in Verwüstung und Trümmer zerschellt!
Über den Trümmern mit grausender Luft
Fühl' ich den Gott in der pochenden Brust.

Köstlich sind auch die „Zwei Zechsprüche" (S. 27), deren erster ein profanes Psalmbild (im besten Sinne) enthält:

Die Erd' ist ein gehöhlter Becher,
Darinnen schäumt als Trunk das Meer,
Der Himmel selber ist der Zecher,
Er beugt sich durstig drüber her,
Um mit der Sonne glüh'nden Lippen
Das Meer von Grund aus einzunippen.

Unter den epischen Liedern ist „Der Alpenjäger" (S. 56) auszuzeichnen, der wenigstens rednerische Erhabenheit hat. „Die goldene Hochzeit" besingt den von Hebel, Trinius und neuerdings von Gustav Pfizer gefeierten Bergknappen von Falun (S. 85) und trägt nächst Hebel's Dichtung unter den übrigen wol den Preis davon. Wir eilen über einige an allzugroßer Kindlichkeit kränkelnde, oder von allzugroßer Künstlichkeit fröstelnde Lieder (S. 98, 104, 105, 109, 107) hinweg und verweilen dafür mit um so ungetheilterer Lust bei der Elegie: „Die Jägersbraut" (S. 112), „Hochdeutsche Liebesnoth" (S. 120), „Zwölf Freier" (S. 128), „Noth der Bescheidenheit" (S. 129). „Nachtgesicht" (S. 129) ist ein Vorbild manches Heine'schen Liedes:

Ohne Licht um Mitternacht
Wenn ich noch im Bett gewacht,
Seh' ich oft
Unverhofft
Dorten in der Ecke,
Daß ich davor erschrecke:
Liebchen, ganz so freundlich klar,
Wie zur besten Zeit sie war;
Ach, sie sitzt
Dorten itzt,
Lächelt wie eine Rose,
Und ein Kind ihr im Schooße.

Daß die Anmuth ein Gebiet ist, das auch unserm Dichter sich, wenn es gleich von ihm erobert sein will, dennoch zuletzt willig aufschließt, dies beweisen unter den Jugendliedern: „Das Reich der Amoren" (S. 137), „Amor ein Besenbinder" (S. 139), „Die Göttin im Putzzimmer" (S. 141), „Kleiner Haushalt" (S. 143), lauter Lieder voll des reinlichsten, schmuckſten Sprachscherzes. In diesen Liedern und noch mehr in der „Vermittelung des Dichters" (S. 160 fg.) wetteifert Rückert sogar in ätherischer Leichtigkeit mit Goethe, und im „Weihnachtsliede" (S. 163) weiß er die Schönheit mit dem Prophetenernste zu verbinden. Auch dieses Lied lebt seit Jahrzehnden in der Seele vieler Deutschen als eins der lieblichsten Erzeugnisse ihrer Nationalpoesie:

— — — —

Edele Fichte,
Wie du dich hebest,
Gleich dem Gedichte
Wunder belebest!
Blühenden Sommer
Zaubert ein frommer
Sinn in dem Kerne
Wintriger Nacht.
Recht wie ein Baum des
Lebens erscheinst du,
Alles im Raum des
Schattens vereinst du;
Früchte und Flammen
Wachsen zusammen,
Blüten und Sterne
Tauschen die Pracht.
— — — —
Aber was spähst ihr,
Sterne und Lichter?
Euch wonach dreht ihr
Engelsgesichter?
Alle so eilig,
Alle so heilig,
Blicken und lachen
Nieder zum Stamm.
Ach, in der Krippe
Drunten gewieget,
Lächelnder Lippe
's Kindelein lieget,
Schlummert so leise
Himmlischer Weise;
Es zu bewachen
Stehet ein Lamm. — —

In dem sechsten und letzten Buche der „Jugendlieder" (1811 — 15) findet sich schon einiges ganz Vollendete, darunter die allbekannte Allegorie: „Die Zwei und der Dritte" (S. 216), vom Riesenweibe Phantasie, Witz dem Zwerge und dem proportionirten Manne Verstand; dann das himmlische „Freiheitslied" (S. 227):

Zittre, o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' ist aufgewacht,
Schüttelt sein Gefieder,
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht wirst fesseln ihn;
Sprich, ob du's wirst können? — —

und sein Gegenstück: „Das Ewige" (S. 228), mit dem tiefsinnigen Schlusse:

Wie mit endlich krankem Leibe
Das Geschlecht in Mann und Weibe
Sich zum Werk der Zeugung eint;
Kann das Leben selbst nicht währen,
Kann es sich doch neu gebären,
Daß unendlich es erscheint:
So vom Himmel fällt der Geister
Zeugungsfunken, Liebe heißt er,
Zündend in der Seele Schoos;
Und aus ihrer engen Schranke
Ringt ein Wunder, der Gedanke,
Kind der Ewigkeit, sich los.

Edelsteine in der Sammlung sind auch die „Liederseelen" (S. 231) und das Wort: „An die Dichter" (S. 231), mit der diamantenen Wahrheit:

Laßt vom Beifall fauler Richter,
Schaffende, euch nicht bethören,
Flut zu sprühn aus wilden Röhren,
Glühn zu lassen wirre Lichter.
Maß, und Maß nur, macht den Dichter;
Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frankreich seit 1830.

J. Milleret hat unter diesem Titel ein Werk herausgegeben, welches sehr gerühmt wird. Der vollständige Titel heißt: „La France depuis 1830, aperçus sur sa situation politique, militaire, coloniale et financière; par *J. Milleret*, ancien député" (Paris 1838). Unter den seit 1830 erschienenen Werken, welche die politische Lage Frankreichs und den Weg, den die Verwaltung einschlug, zum Gegenstande hatten, können sich nur wenige mit dem angeführten Werke Milleret's an Reichhaltigkeit der Resultate messen. Wir geben hier einen Auszug aus einer Kritik, welche über Milleret's Buch in der von J. Cherbuliez redigirten „Revue critique des livres nouveaux" mitgetheilt wird. Diese „Revue" ist überhaupt in einem trefflichen Sinne, mit Geist und scharfem Verstande redigirt; es ist wirklich ein kritischer, ernster, an geeigneten Orten mit Witz verbundener Geist darin bemerkbar, der in die Schwächen der recensirten Werke tief einschneidet und ihre Vorzüge schnell herausfindet, dazu eine Kürze und eine von aller Phraseologie entfernte Einfachheit, wie man sie sonst in den französischen Kritiken nicht immer wiederfindet.

Zuvörderst wird der Mehrzahl von Werken ähnlicher Gattung vorgeworfen, daß sie ihre Entstehung dem Parteigeiste verdanken, vom Ehrgeiz dictirt und leer an den Ergebnissen tieferer Studien seien. Die Politik sei eine Wissenschaft, welche die Wenigsten studirten und doch Alle erschöpft zu haben vorgäben. Man erfinde Theorien, man baue Systeme auf, aber die Praxis fehle, es fehle die Fähigkeit, die Grundsätze, die man aufgestellt, anzuwenden.

Nicht so Milleret. Kein Ehrgeiz sei bei ihm im Spiele, er schreibe nicht im Interesse einer Partei, ihn bestimme die Liebe zum Vaterlande, der Wunsch, ihm nützlich zu sein. Überzeugt, daß die Revolution von 1830 eine neue Ära für die Entwickelung und die Wohlfahrt Frankreichs herbeiführen müsse, unterwirft er die gemeinsamen Hoffnungen der Prüfung, führt er die Ereignisse, welche in den letzten acht Jahren stattfanden, an den Blicken des Lesers vorüber, bezeichnet er freimüthig die Fehler, welche begangen worden sind, und die Mittel, durch welche man, wie er glaubt, das Verfehlte wieder gut machen und die Zukunft Frankreichs vor allen ihr drohenden Chancen sicherstellen könne.

Das Werk ist in vier Hauptabtheilungen gesondert. Die erste, welche sich mit der auswärtigen Politik beschäftigt, entwickelt in rapider Übersicht die Lage Europas seit den Theilungsverträgen des wiener Congresses. Milleret theilt die Staaten in drei Kategorien: in die absolutistischen und die mit denselben alliirten Staaten, deren Interessen auf dem Grundsatze beruhen, durch alle nur möglichen Mittel den Fortschritt der liberalen Ideen zu bekämpfen, welche die despotische Machtvollkommenheit gefährden könnten. Dahin rechnet Milleret die Staaten Rußland, Preußen, Holland, Östreich, Baiern und Sardinien. In die zweite Kategorie würfelt der Verf. zusammen: England, Dänemark, Würtemberg, Sachsen, die Großherzogthümer Baden und Hessen-Darmstadt, Schweden und Neapel. Das sind diejenigen neutralen Staaten, deren Interesse darauf zielt, außer dem Kampfe zu bleiben, der, wie er meint, früher oder später zwischen den liberalen und despotischen Ideen entscheiden wird. Diese Staaten werden nur Zuschauer sein, wenn dieser Kampf, der nicht zu vermeiden ist, zum Ausbruche kommt. Die dritte Kategorie umfaßt die liberalen und constitutionnellen Staaten: Spanien, Portugal, die Schweiz, Belgien und Frankreich, welche das Bedürfniß haben, sich fest aneinanderzuschließen, um der Coalition der absolutistischen Staaten die Spitze zu bieten. Diese Eintheilung hat indeß viel Einseitiges und Willkürliches. Wer möchte verkennen, daß z. B. Baden und Sachsen von echt constitutionnellem Geiste beseelte Staaten sind? Und was die Schweiz betrifft, so scheint Frankreich, oder wenigstens seine gegenwärtige Verwaltung, nicht das Bedürfniß zu haben, sich mit ihm gegen jene absolutistische Coalition enger zu verbinden. Milleret scheint überzeugt zu sein, daß der Entscheidungskampf zwischen den absolutistischen und liberalen Ideen nicht lange auf sich warten lassen werde. Die alliirten Staaten, welche dem Despotismus anhängen, warten, wie er sagt, nur ein toryistisches Cabinet in England ab, um gegen die liberalen Staaten loszubrechen. Indeß ist bemerkbar, daß grade die Tories nicht für Rußland inclíniren. Der Kampf um Principien im Innern Großbritanniens selbst wird nie etwas zu thun haben mit seiner Stellung nach außen. Wir sind sogar überzeugt, daß die Tories, in denen der Begriff Old England vielleicht mächtiger ist als in den Whigs, sehr entschieden gegen Rußland auftreten würden, wenn sie am Ruder des Staats säßen. Diese gedämpften Whigs, nicht Fisch noch Fleisch, sind nur ein Wiederabdruck jenes Justemilieucharakters, der durch ganz Europa in den politischen Dingen vorherrscht.

Milleret unterwirft auch die militairischen Kräfte der einzelnen Staaten seiner Prüfung und findet, daß im Falle eines Krieges Frankreich von einer Million Soldaten bedroht werden könnte. Um dieser Gefahr begegnen zu können, schlägt er wichtige Modificationen für das französische Kriegswesen vor. Hier ist ihm das preußische Heerwesen Muster, er räth, daß man die Grundsätze, auf denen es beruht, wenigstens theilweise annehmen solle. Die Schweiz hält er für einen natürlichen Bundesgenossen Frankreichs, den man schonen müsse. In dieser Hinsicht geißelt er die jetzige französische Verwaltung, weil sie, um den natürlichen Feinden den Hof zu machen, die natürlichen Freunde einen nach dem andern sich entfremdet habe. Statt daß Frankreich der Lage der Dinge gemäß mit den constitutionnellen Staaten innigst zusammenhalten solle, habe es sich schlecht gegen Spanien benommen, sich in lächerliche Händel mit der Schweiz eingelassen u. s. w.

Die zweite Abtheilung beschäftigt sich auf eine freimüthig kritische Weise mit der innern Politik. Milleret ist aufrichtig der Julimonarchie zugethan, und die Republik hält er für ein Ding der Unmöglichkeit; aber er wünscht einen Zustand, der den König nicht zu einem nothwendigen Leiter des gesammten politischen Systems macht, und innerhalb dessen der Tod des Herrschers kein anderes Bedauern aufkommen läßt als den Schmerz um seine mit ihm begrabenen Privattugenden und rein menschlichen Eigenschaften. Er findet aber in den Zuständen Frankreichs hinsichtlich des Geschäftsganges einen gänzlichen Mangel an systematischer Politik, er weist auf die immerwährenden Ministerwechsel hin, er tadelt den Einfluß, den sich die königliche Gewalt auf alle, auch die kleinsten Dinge anmaßt, sodaß nichts sich frei entwickeln kann, die Consequenzen der Revolution gekreuzt und neue Übel in drohender Ferne vorbereitet werden. Casimir Périer ist ihm unter allen Ministern derjenige, welcher ihm am besten die Wünsche Frankreichs erfüllt und für das wahre Wohl des Landes gesorgt zu haben scheint. Dieser Mann, sagt Milleret, mit ebenso großem Talent als eisernem Willen begabt, wollte die fortschreitende Entwickelung der Institutionen; Périer wußte der Julirevolution Achtung zu verschaffen, indem er den Anmaßungen der absoluten Mächte Trotz bot, und die Opposition hat einen großen Fehler begangen, indem sie sich um diesen Mann der freien Entwickelung nicht geschart hat.

In der dritten Abtheilung, mit dem Titel: „De la défense de la France en personnel et en matériel", entwickelt er seine Verbesserungsvorschläge für das Heerwesen Frankreichs, indem er die militairischen Einrichtungen Preußens stets im Auge behält. Der gegenwärtige Zustand der französischen Armee scheint, wie der französische Berichterstatter hierbei bemerkt, mit einer constitutionnellen und der Freiheit zugethanen Verwaltung nicht verträglich zu sein. 350,000 Soldaten, in den Garnisonstädten dem offenbaren Müssiggange obliegend, bieten nur Elemente der Demoralisation, der Wirren und der Tyrannei dar, ebenso bedrohlich für das Land als für die Verwaltung.

In der vierten Abtheilung bespricht der Verf. die Zustände Algiers. Er begehrt, daß man den Arabern eine ebenso wohlwollende als feste Verwaltung gebe, die weder ihre Sitten noch

Digitized by Google

ihren Glauben beeinträchtigt, und ihnen einen gewissen Grad der Freiheit dadurch zugestehe, daß man Municipalversammlungen, in denen sie ihre eignen Interessen berathen können, ins Leben rufe. Wovon aber der Erfolg vor Allem abhängt, das ist die Kunst, die französische Herrschaft in Frankreich auf eine Weise zu befestigen, daß die Erhaltung Algiers fortan in Zweifel zu ziehen überhaupt unmöglich wird. Denn wenn die Ungewißheit dieser Erhaltungsfrage sich jedes Jahr wiederhole, wie könne man hoffen, einen dauernden Zustand herbeizuführen? Friede und Stabilität sind die schlechterdings nothwendigen Elemente jeder Colonisation. Ein weiser und wahrhafter Liberalismus, schließt der französische Berichterstatter, ist Milleret's Untersuchungen allerorts aufgeprägt, und überall schwebt ihm die Devise vor, die ihm als Motto dient: „Alles für Frankreich und für die Freiheit!" 23.

Reise durch Schweden im Sommer 1836. Von Ferdinand von Gall. Zwei Theile. Bremen, Kaiser. 1838. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. dieser Reisebeschreibung meint in der bescheidenen Dedication an seinen Vater, daß dieser die Abfassung und den Druck derselben eine Kühnheit nennen dürfte, da ihm, dem Sohne, wie er wisse, Gewandtheit im Schreiben, eine lebhafte Phantasie und eine durch reifere Jahre erlangte, zu Allem nützliche Erfahrung abgehe. Indessen hoffe er sich entschuldigt um deswillen, weil Schweden ein verhältnißmäßig wenig bereistes und wenig beschriebenes Land sei und das Publicum in diesem Buche eine genaue und gewissenhafte Schilderung einer Reise in Schweden finden werde. Letzteres ist wahr, die Schilderung ist genau und gewissenhaft; aber ob es nun deshalb gerechtfertigt ist, weil der Verf. eine Reise in Schweden gemacht und diese getreu zu Papiere gebracht, sie dem großen Publicum vorzusetzen, welches durch eine Reisebeschreibung Schweden kennen zu lernen erwartet, aber eine Reise in Schweden nur alsdann gut heißt, wenn die subjective Auffassungsgabe des Reisenden seiner speciellen Beobachtung Werth und Reiz verleiht, ist eine andere Frage. Der bescheidene Verf. ist zu streng gegen sich, wenn er sich, weil er jung ist, alle Erfahrung abspricht; auch hat er grade genug Gewandtheit im Schreiben, um Das, was er vorträgt, mit Leichtigkeit und Geschick aufzusetzen. Im Gegentheil ist grade der anspruchlose Vortrag seiner einfachen Wahrnehmungen das Anziehendste und Beste am Buche. Dagegen muß allerdings sein Eingeständniß acceptirt werden, daß es ihm, wenigstens zur Zeit noch, an der Phantasie gebricht, welche einem bekannten Gegenstande um der eigenthümlichen Anschauungsweise willen Interesse verleiht. Auf einen subjectiven Reisebericht, den man gern liest, weil der Reisende für seine Person, seine Gefühle, Ansichten, Meinungen, kurz Das, was eine Persönlichkeit anziehend macht, uns andauernde Theilnahme einzuflößen weiß, macht seine Reisebeschreibung durchaus keine Ansprüche. Also wäre es eben nur wegen den Thatsachen, und hier muß die Kritik leider ihm den Grund, den er für sich anführt, streichen. Er meint, Schweden sei nicht bekannt, wie er es kennt, und wir sagen, es ist bekannt. Ohne auf die ältern berühmten Werke von Moritz Arndt, von Schubert u. A. zu verweisen, gibt es außer W. Alexis' „Herbstreise durch Skandinavien" und den „Cartons" von v. Hallbrenner hier und da zerstreut genug Reisederichte grade über die Theile Schwedens, welche Hr. v. Gall besuchte, und aus allen kann das Publicum, wenn es sich die Mühe nimmt, das Zerstreute zu sammeln, Dasselbe lernen, was der neueste Reisende hier mittheilt. Es ist wirklich von ihm nichts Neues bemerkt worden. Er hat die gewöhnliche Modetour gemacht, von Kopenhagen mit dem Dampfschiffe Prinz Karl nach Gothenburg, von dort durch den Göthaelf in den Wenersee und die berühmte Kanalfahrt bis Stockholm; von Stockholm aus aber die ebenso bekannten Ausflüge nach Upsala, Dannemora, Falun, Dalekaelien u. s. w. Er schildert den Sund, wie ihn schon Viele geschildert, ist zu Gunsten Dänemarks ein Vertheidiger des Sundzolls (etwas für einen Deutschen allerdings Neues; doch beachte man den Verlagsort: Bremen), beschreibt Gothenburgs interessante Lage, welche ihm indessen nicht so bedeutend erschienen wäre, wenn er andere Seestädte der nördlichen Halbinsel gesehen hätte, lobt die schwedische Ehrlichkeit, weil die Gäste sich selbst ihre Rechnung machen, und rügt die Trunksucht der Landleute, preist die Kanäle, Dampfboote, Gußeinrichtung, Bergwerke, Upsalas Gelehrte und Stockholms herrliche Lage und Monumente u. s. w. Etwas durchaus Neues und Interessantes ist allein folgender Rechtsstreit, von dem der Verf. zur Zeit seines Aufenthaltes in Stockholm Notiz erhielt.

In der deutschen Gemeinde in Stockholm stand der Pfarrer mit deren Vorstehern in Streit über verschiedene Gegenstände. Einen derselben hatte er sich dermaßen zum Feinde gemacht, daß dieser ein Spottgedicht auf ihn schrieb und dasselbe in den neugemachten Wetterhahn zu bringen wußte, mit dem es dann auf die Kirchspitze wanderte. Es ward ruchbar und deshalb von Seiten des Pfarres gegen den Kirchenvorsteher Klage erhoben. Durch ein Resolut im vorläufigen Verfahren wurde aber dem Kläger zuvörderst der Beweis der Existenz des fraglichen Pasquills auferlegt. Der Geistliche befand sich in einer eignen Lage, da ihm keine andern Beweismittel als das corpus delicti selbst zu Gebote standen. Nur unter großem Aufsehen und mit beträchtlichen Kosten konnte er das seine Ehre verletzende Document von seinem hohen Standpunkte wegnehmen lassen. Die Kosten aber fielen ihm zur Last, sowol wenn der Thäter nicht überführt wurde, als auch wenn, was gleichfalls zu befürchten stand, die ganze Sache vielleicht nur eine Mystification war. So standen die Sachen, als Herr von Gall Stockholm verließ, und zu Ehren des deutschen Predigers wollen wir hoffen, daß er das Pasquill wird ruhig über seinem Haupte haben schweben lassen, da das faetische Pasquill, wenn er den Wetterhahn herunternahm und nichts fand, doch noch größer gewesen wäre.

Das Werkchen, vernünftig, wahrheitsliebend und exact geschrieben, genügt mäßigen Anfoderungen und wird Jedem, der sich grade über die Tour durch Schweden unterrichten will, welche der Verfasser einschlug, und die Mühe scheut, größere Werke darüber nachzuschlagen, als Wegweiser von guten Diensten sein. 20.

Notiz.

Der Gebrauch der orientalischen Gewürze an den Speisen scheint in Italien im 13. Jahrhundert aufgekommen zu sein. Gewürze waren der höchste und kostbarste Luxus. Dante erwähnt im 29. Gesange der „Hölle" (V. 127 fg.) eines modernen Apicius, der aber für uns antik genug ist, und welcher für die ars culinaria seiner Zeit gewiß eine bedeutende Erscheinung war:

E Niccolò che la costuma ricca
Del garofano prima discoperse

Nach der Übersetzung von Streckfuß:

Und Nikol, dem die Ehre zuzuschreiben,
Daß er zuerst die Braten wohl gewürzt.

Wie hoch der Luxus rücksichtlich der Tafel getrieben wurde, kann man daraus abnehmen, daß eine Gesellschaft von Gourmands zu Siena, die sich la brigata spendereccia nannte, darin 216,000 Goldgulden, für damals eine ungeheuere Summe, vergeudet haben soll. Vorzüglich erfann der erwähnte Niccolò immer neue Leckerbissen, wie er denn Fasanen mit Gewürznelken mästen und mit ähnlichem Aufwande zubereiten ließ. Das hieß la costuma ricca. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 308. — 4. November 1838.

Friedrich Rückert.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

Von den „Zeitgedichten" in zwei Büchern (1814 — 17), von denen wir mit ausdrücklicher Erlaubniß des Verf. („Freundesurtheil", 1837) Einzelnes gescholten haben, sei auch zugestanden, daß das Ganze zusammen als ein Bild der Zeit erscheint, das nach 20 Jahren noch frisch ist und noch eine Strecke weit seine Farbe halten wird. Es ist aber auch noch Einzelnes als vortrefflich hervorzuheben. Der herrlichen Ode S. 235 ist nichts vorzuwerfen, als daß ihr Prophetenwort leider nur poetische Wahrheit hat, wofür der Dichter offenbar nicht verantwortlich zu machen ist. „Die Gräber zu Ottensen", der „Speckbacher", „Deutschlands Heldenleib", „Deutschlands Feierkleid" sind Volks- und Jugendlieder geworden, die schon lange im ganzen Vaterlande widerklingen; auch der „Kapuziner Haspinger" (S. 300), „Der Schweizerkäs von 1814" — noch madenvoller 1838 — (S. 315), „Zopflieder" (S. 308 — 314) sind in ihrer derben Laune noch immer erquicklich. Ganz rückwärts gekehrter Prophet ist aber der Dichter in dem herrlichen didaktischen Gedichte: „Der Bau der Welt" (das erste von drei Gesichten) (S. 334 — 388). Mit Flammenzügen wird hier die Geschichte der religiösen Menschheit in der Schöpfung, in der babylonischen Verwirrung, in Ägypten, Indien, im germanischen Norden, in der griechischen Mythologie, im alten Bunde und endlich im Christenthume geschildert, und die Sprache entlehnt hier den schmetternden Ton der Gerichtsposaune. Die folgende Probe, als ein Wort, das noch immer zur Zeit ist, stehe hier, die Leser zum erneuten Genusse des Ganzen einzuladen:

Da sah ich rings die ganze Welt
Schon vorbereitet lange,
Ein dunkles, aber offnes Zelt,
Zu neuen Lichts Empfange;
Die Lampe war herabgebrannt,
Die vorm Altar der Götter stand,
Daß am verqualmten Dochte
Man nicht mehr freu'n sich mochte.

Nicht vom versumpften Musenborn
Mochte der Geist mehr trinken,
Des Weihrauchs faulgewordnes Korn
Gab ihm statt Dufts ein Stinken;
Und vorm verbrauchten Heiligthum,
Das in den Körben man herum
Trug mit verschloss'nen Deckeln,
Begann ihn auch zu ekeln.

Das Fleisch der Mutter Phantasie
War krank und ganz verdorben;
Und eine Stimm' erscholl, es sei
Der große Pan gestorben.
Und an demselben Tag, an dem
Der Vorhang in Jerusalem
Zerriß vorm Tabernakel,
Verstummten die Orakel.

— — — —

Es war der ganze Säulenbau
Des Heidenthums zerrüttet,
Und konnt' im tiefsten Riß genau
Nie werden mehr verkittet:
Der Fittig Psyche's dehnte sich
Aus morscher Hüll' und sehnte sich
Nach einem andern Freier
Als dem in Wind' und Schleier.

Dann werden Rom und der neue Glaube im Kampfe beschrieben, Germanenthum und Mittelalter verherrlicht, und mit dem Wettstreite der Minnesänger auf der Wartburg schließt Gesicht und Gedicht.

Den Überrest des Bandes füllt das zweite Buch der „Zeitgedichte" und ein Bündel „Volkssagen." Über beide ist nicht anders zu berichten, als schon im Anfange dieser Beurtheilung geschehen ist. Nur ein herrliches Gedicht, vielleicht eins der tiefsinnigsten, das Rückert je gedichtet, ist nicht zu übergehen; es mag, wenn Ref., der es in einem Zeitblatte zuerst gefunden, sein Gedächtniß nicht trügt, um 1816 verfaßt sein und lautet (III, 404):

Erhebung.

Ich stand auf Bergen hoch
Und übersah die Erde,
Die so gedrückt vom Joch,
Geschlagen so vom Schwerte.

Ich sah den blut'gen Greul,
Der lag auf ihren Tiefen,
Und hörte das Geheul
Der Stimmen, welche riefen.

Ich sprach: o wär' ich doch
All dieser Noth entrücket!
Da ward vom Berg auf hoch
Ich in die Luft gezücket.

Auf schwebt' ich durch die Luft
Und hört' und sah noch immer.
Zuletzt verschwamm in Duft
Das Blut und das Gewimmer.

Digitized by Google

Und als ich niedersah
Aus allerhöchster Ferne,
Da sah ich schimmern da
Den schönsten aller Sterne.

Was dort im hellen Licht
Ist das für eine Sphäre?
Da ward mir der Bericht,
Daß es die Erde wäre.

Der Engel sprach zu mir:
Es ist hier nur verschwunden,
Was eingeln drunten dir
Den wirren Blick umwunden.

Du hast die Höh' erreicht,
Wo die erschaut das Ganze,
Und deine Erde weicht
Hier keinem Stern an Glanze.

Die Erd' in ihrem Kern
Von Wunden so durchwühlet,
Sieh, wie vorm Blick des Herrn
Sie sich genesen fühlet.

Der Ruf des Weh's verschwimmt;
Thu auf dein Ohr und höre,
Wie hell ihr Loblied stimmt
In ihrer Schwestern Chöre.

Ein Stoßseufzer leitet den vierten Band der Sammlung ein, vom Mai 1837, der ziemlich lebensatt schließt:

Ich wollt' ich wär' am Ende nun,
Und könnte ruhn!

Dann folgt ein schöner Rückblick auf die politischen Gedichte; dann ein „Rosenlied" zum Geburtstage des Freiherrn Truchseß auf Bettenburg, aus Stuttgart gesandt, ein herzliches Lied, in welchem es „von Rosen um und an roset", fast noch mehr als in den rosenthervollen Gedichten meines theuern Freundes Anastasius Grün. Vielleicht ist es manchen Lesern nicht unwillkommen, etwas über die Persönlichkeit des edeln deutschen Ritters auf der Bettenburg zu erfahren, ohne welchen sich Ref. das Jugendbild Rückert's gar nicht denken kann. Er holt deswegen ein vergilbtes Papier vom Frühling 1815 hervor, das ein unvollendet gebliebenes Reisejournal bildete, und schaltet seiner Beurtheilung das vor 23 Jahren vom dreiundzwanzigjährigen Jünglinge Niedergeschriebene als kurze Epilode ein.

Die Bettenburg.*) Mai 1815.

Sie erschien uns **), gelegen auf einem mäßigen mit Obst- und Waldbäumen bewachsenen Hügel, nicht grade imponierend von dieser Seite, weil dahinter noch bedeutend höhere Berge hervorragten; mehr einem alten geräumigen Hause als einem Schlosse zu vergleichen. Erhöht durch den ziemlich mühsamen Bergsteig traten wir durch einen Theil des freundlichen Gartens in den Burghof ein, und kleideten uns im Hause des Försters um. Wie wir aus den Fenstern nach der Burg hinüberschauten, die nun mit ihrer ganzen Kehrseite grau und sonnig uns gegenüberstand, kam ein großer, bleicher Jüngling, von Kopf zu Fuße schwarz-altdeutsch gekleidet, mit langen schwarzen Staatslocken, aus dem Burghof herausgeschritten und ging dicht am Försterhause vorüber. Ein Blick in die nicht großen, tiefliegenden, funkelnden, braunen Augen überzeugte mich, wer es sei, und auf des Försters Befahren lief ich zur Thüre hinaus, auf ihn zu, und er umarmte mich auf Nennung meines Namens.*) Er führte uns unter gegenseitigen herzlichen und wirklich auch seinerseits sanften Begrüßungen — wie ich es seinen hrdrn Gedichten nach kaum gehofft hatte — das Schloß hinauf in den geräumigen, freundlich ausgeschmückten, aber gar nicht modernisierten Speisesaal, um hier den Burgherrn nach seinem Mittagsschlafe zu erwarten. Wir hatten Zeit, uns im Zimmer umzusehen; über den drei Thüren des Saales waren die verschiedenen Zeitalter Deutschlands dargestellt: das urdeutsche, das ritterliche, das altfränkische, in Gemälden, die wenigstens das klar ausdrückten, was sie bezeichnen sollten.

Kaum hatten wir einige freundliche Worte gewechselt, als die Thür aufging und der Greis, die Tabakspfeife im Munde, herein und forschend mit den halbblinden Augen rüstig auf uns zutrat. Er ist ein großer Mann mit halb kahlem und halb grauem Schnitt, von breiten Schultern, überhaupt tüchtigen Gliedern; nur in den etwas schmächtigen kleinen kündet sich das Alter an; denn er zählt 60 Jahre. Wie er bei uns angekommen war, warf er mit seierlicher Herzlichkeit seine Arme um unsere Schultern, und indem er rechts und links einem Jeden von uns dicht ins Antlitz blickte, strengte er sein schwaches Augenlicht an, um aus den Zügen unserer, ihm begreiflich unbekannte Persönlichkeit herauszufinden. Endlich rief er meinen Vor- und Zunamen und sist mir dabei mit ganz jugendlichem Feuer um den Hals, mich auf's innigste drückend und herzend, gleichsam um mir seinen warmen Dank für das Lob seines Freundes Raimar auf die Lippen zu drücken.

Raimar (Friedrich Rückert) ist gar nicht der schroffe Mensch, wie ich mir ihn gedacht hatte. Als ein wahrer Dichter fühlt er sich, aber am tiefsten auch Alles, was ihm noch mangelt. In der Kritik gegen sich und Andere ist er daher, stets nach dem Höchsten strebend, unbarmherzig. Fast scheint er mir der Form zu viel zu huldigen und in ihrer Pein sich ordentlich selbstquälerisch zu gefallen. Sein Spott und seine Ironie sind verlachender und schonungsloser als bei uns Schwaben, indem sie sich ohne Ansehn der Person — zwar nie ohne Gutmüthigkeit — selbst auf sehr liebe Freunde, ja auf den alten Truchseß erstrecken. An einem unserer Lieblingsdichter tadelte er die Weitschweifigkeit, die Fülligkeit, die Vernachlässigung des Reims, in Allem etwas Manier und zu viel christliche Bekehrungssucht, daher er denn, was als Probe seines Spottes dienen mag, die Lust äußerte (nur die persönliche Liebe zum Dichter hatte ihn von der Ausführung ab), einen so bekehrten Helden vorzunehmen und in einer Novelle oder einem Romane auf sehr amüsierliche zum Abfalle zu bringen. Der alte Burgherr dagegen ist ganz und gar ohne Arges und hat ein gar weites Herz für alles auch nur halbwegs Gute, und von dieser Seite kann es Raimar nicht ganz lassen, ihn zuweilen zu bespötteln oder doch zu belächeln. Aber wie kräftig ist des alten Ritters Liebe zum Guten, mit wie jugendlichem Feuer umfaßt er Das, was ihm das Rechte scheint, mit wie warmer, mächtiger Rede sicht er es durch, welch einen Schatz von Liebe und Herzensgüte hegt er in seinem treuen Herzen, wie gotterregbar ist sein Alter! Wenn er einen recht schönen, besonders einen christlichen Zug von einem Menschen erzählt, wenn er ahnend und hoffend in die Zukunft blickt, so regt und bewegt sich sein ganzes Wesen, seine Muskeln arbeiten; und doch löst sich dieser Kampf am Ende in eine wohlthätige Ruhe auf, daß er still, ohne erwidet zu sein, niedersist, während ihm Thränen in den verdunkelten Augen stehen.

Noch am selben Abend führte uns der Burgherr durch einen Theil seiner Anlagen, die sich auf zwei ziemliche Berge erstrecken und, alle von seiner Erfindung, nicht mit Tempeln, Moscheen u. s. w. versetzt, sondern ganz deutsch gehalten sind. Kapellen,

*) Sie liegt in Franken an der meiningenschen Grenze.

**) Dem Ref. und einem Freunde, die auf einer Reise nach Berlin begriffen waren.

*) Rückert hatte meine Beurtheilung seiner, Gharnischten Sonette" gelesen, und wir waren ihm und dem Freiherrn durch unsern Gönner und Rückert's Freund Wangenheim angekündigt.

Familiendenkmale, Stätten den Abgeschiedenen und wieder den Lebendigen geweiht, einzelne Denkmale mit Sprüchen, viel lieblich verschlungene Wege, bei denen hauptsächlich der Natur selbst nachgegangen worden, alles das eint sich zu einem dem Aug' und Gemüthe wohlthuenden Ganzen. Sein Sinn für Naturschönheit (keine ausgezeichnete Stelle ist ohne einige Aussicht), seine Liebe zu Gott, zu den Seinigen (eine Säule ist der Geschwisterliebe, seinem Vater und dessen Brüdern, seinem Bruder und, wie er hofft, dessen Söhnen — er selbst ist ehelos — gewidmet), seine Liebe zu den Freunden und zu allen Guten ist in diesem schönen Walde als That ausgesprochen. Von dem äußersten Ende der Anlagen, dem Huttenberge, hat man eine herrliche Aussicht über das Würzburgische und Fuldaische, und links erscheint hier das waldumgebene Schloß mit seinen Gräben erst recht burgmäßig.

Als Ritterthum und Volksgesang noch blühten,
Da waren's frommer Heiligen Gestalten,
Nach denen Kämpfer viel und Dichter wallten:
Die Glocken klangen, die Kapellen glühten.

Doch nun dahin sind jenes Lebens Blüten,
Wohin soll sich die Wanderung entfalten?
Eh' die zerstreuten Funken ganz erkalten,
Wo findet frommer Sinn die unversprühten?

Da, wo die Ritterzeit sich hingeborgen,
In einem Forst von Tannen und von Eichen
Hebt eine graue Burg sich ohne Sorgen.

Dort hat ein hoher Burgherr sonder Gleichen
Das Herrliche gedrängt in wenig Morgen,
Lied, Adel, Kirche kann von hier nicht weichen.

Hier bricht des Ref. Gedenkbuch ab, um sich erst wieder in Berlin fortzusetzen. Er erinnert sich nur noch, daß der philanthropische und protestantische Sechziger, obgleich ein Freiherr, die retrogaden Gedanken des jungen katholisch-feudalistischen Sonettisten mit einem lächelnden Kopfschütteln zurückwies und den Dichter dadurch, wo nicht zur Besinnung brachte, doch nachdenklich machte.

(Der Beschluß folgt.)

Des journaux chez les Romains, recherches précédées d'un mémoire sur les annales des pontifes, et suivies de fragmens des journaux de l'ancienne Rome; par *J. V. Leclerc.* Paris 1838.

Zwei Quellen der römischen Geschichte, wesentlich verschieden durch ihren Charakter und ihr chronologisches Gebiet, bilden den Gegenstand der beiden Abhandlungen, welche in diesem Buche nebeneinandergestellt sind: die Annales maximi, eine von den Pontifices geführte officielle Staatschronik, welche vielleicht Jahrhunderte lang neben der mündlichen Tradition das einzige Mittel der Überlieferung der öffentlichen Begebenheiten ausmachte, und die Acta diurna populi Romani, tägliche Neuigkeitsblätter, welche gegen das Ende der Republik aufkamen, und deren Ähnlichkeit mit unsern Zeitungen groß genug war, um den Namen zu rechtfertigen, den ihnen der Verfasser gibt. Wenn die Untersuchung des Wesens und der Bedeutung der römischen Journale das lebhaftere Interesse erregt, so muß man doch der Geschichte der Annalen des Pontifex Maximus die höhere historische Wichtigkeit zuerkennen, denn auf ihr vorzüglich beruht die Frage über die Glaubwürdigkeit der römischen Überlieferungen aus der Periode vor der gallischen Invasion. Wenn die bekannte Stelle des Livius (Buch VI, Cap. 1) wirklich beweist, daß außer den übrigen öffentlichen und Privatdocumenten über die Geschichte Roms auch die Annalen der Pontifices im gallischen Brande untergegangen sind, so müssen wir freilich annehmen, Das, was wir als die Geschichte der ersten 350 Jahre Roms kennen, beruhe nur auf mehr oder weniger willkürlichen und jedenfalls wenig zuverlässigen Wiederherstellungen der verlorenen Urkunden und auf Sagen und Liedern, die im Munde des Volkes leben mochten. Es ist bekannt, daß diese Ansicht von mehren Geschichtsforschern angenommen ist, und daß namentlich Niebuhr sie mit vieler Gewandtheit verfochten hat. Das Irrige jener Auffassung der ältesten römischen Geschichte darzuthun, ist die eigentliche Aufgabe, welche sich der Verf. in der Abhandlung über die Annalen der Pontifices gestellt hat.

Der erwähnten Stelle des Livius stehen nur zwei andere alte Texte zur Seite, deren einer dem Plutarch („Leben Numa's", Cap. 1) und der andere dem Autor „über das Glück der Römer" (Cap. 13) angehört. Der Verf. beseitigt diese beiden Texte, indem er nachweist, daß der erste nur von den Geschlechtsregistern der vornehmen römischen Familien handelt, und daß der zweite sich ausdrücklich auf die Autorität des Livius beruft. Demnach ist das Zeugniß des Letztern das einzige, auf welches sich die skeptische Ansicht von der ältesten römischen Geschichte stützen kann. Eine Bemerkung, die sich von selbst darbietet, ist, daß Livius nicht behauptet, alle urkundlichen Geschichtsdenkmale seien durch den gallischen Brand vernichtet, sondern daß er nur den Untergang eines großen Theils derselben (pleraque interiere) beklagt. Der Verf. glaubt aber, daß Livius ungeachtet dieser Beschränkung noch zu viel sagt, daß er es vielleicht bequemer gefunden, die Existenz der ältern Annalen zu leugnen, als diese in rauher, schwer verständlicher Sprache und im trockensten Style geschriebenen Documente zu studiren. Zum Beweise, daß Livius einer solchen Vernachlässigung jener wichtigen Geschichtsquelle wol fähig gewesen, nennt der Verf. eine Reihe von Denkmälern und Urkunden, die dem römischen Historiker nicht unbekannt sein konnten, und die er gleichwol entweder gar nicht, oder doch nur sehr unvollständig benutzt hat, z. B. die Gesetze der Könige, die der 12 Tafeln, mehre Senats- und Volksbeschlüsse, mehre Staatsverträge, welche von Dionys von Halikarnaß und Andern angeführt werden. „Diese Aufzählung", sagt der Verf., „die gewiß nicht vollständig ist, beweist zugleich zur Genüge, daß nach dem Brande Roms, was man auch sagen möge, mehr übrig geblieben ist als die hölzerne Statue der Fortuna und der Schäferstab des Romulus". Überdies geht aus mehren Stellen der römischen Schriftsteller und sogar des Livius selbst hervor, daß eine Anzahl wirklicher Bücher, vorzüglich öffentliche Urkunden und Register, namentlich die sibyllinischen Bücher, die libri linei, die libri magistratuum, die tabulae censorum und andere den gallischen Brand überlebten. Doch die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, daß die Annalen der Pontifices in dem Brande Roms nicht untergingen, genügt dem Verf. nicht, er sucht positive Beweise für ihre Erhaltung und findet diese bei Cicero („De orat.", II, 12; „De legg.", I, 2; „De divinat.", I, 17 u. 44, und namentlich „De republ.", I, 16), bei Livius selbst in mehren Stellen, wo er ohne nähere Bezeichnung von alten Annalen spricht, bei Dionys von Halikarnaß (I, 74, wo der Verf. statt ἀγγραείσα nicht ohne Wahrscheinlichkeit ἀγγεγραμμένα lesen zu müssen glaubt; IV, 30; VIII, 56), in Gellius (IV, 5) u. s. w. Die Discussion dieser verschiedenen Texte würde natürlich hier viel zu weit führen, und es muß mir daher genügen sie citirt zu haben.

Der letzte Abschnitt des Memoire handelt von der historischen Wichtigkeit, welche den Annalen der Pontifices beizulegen ist. Um die Meinung zu widerlegen, welche denselben diese Wichtigkeit abspricht, weil sie erweislich eine Menge von Priestermärchen und ähnlichen Fabeln enthielten, zieht der Verf. eine sehr treffende Parallele zwischen den Quellen der ältesten französischen und denen der römischen Geschichte. Jene wimmeln nicht minder als diese von Erzählungen übernatürlicher Ereignisse, aber Niemand denkt daran, ihnen deshalb jede historische Glaubwürdigkeit abzusprechen. Der Niebuhr'schen Ansicht von der römischen Geschichte wird in diesem Theile der Schrift beißende Ironie und Persiflage nicht erspart.

Digitized by Google

In der Abhandlung über die römischen Journale sucht der Verf. zunächst zu beweisen, daß diese Organe der Öffentlichkeit über die Zeit Cäsar's hinaufsteigen, von welcher sie die gewöhnliche Meinung datiren läßt, die sich vorzüglich auf die oft angeführte Stelle Sueton's („Caes", Cap. 20) stützt. Der Verf. interpretirt die Worte des Biographen Cäsar's: „Primus omnium instituit ut tam senatus quam populi Romani diurna acta conficerentur et publicarentur", dahin, daß Cäsar die Acte des Senats in Hinsicht auf Veröffentlichung denen des Volks, deren Publicität bereits bestanden, gleichgestellt habe; eine Auslegung welche die Wortfügung ohne Zweifel zuläßt, und der zufolge die angeführte Stelle das Gegentheil von Dem beweist, was manche Geschichtsforscher folgern. Einen positiven Beleg dafür, daß die Existenz der römischen Journale bis zur Zeit der Eroberung von Numantia, also bis zu der Epoche hinaufreiche, wo die Annalen der Pontifices aufhörten, scheint dem Verf. eine von Aul. Gellius (V, 13) aufbewahrte Stelle des Publius Sempronius Asellio zu liefern, obgleich freilich das Wort: diarium, auf dessen Sinn hier Alles ankommt, füglich auch eine andere Bedeutung haben kann als die eines täglichen Verzeichnisses der öffentlichen Begebenheiten, um so mehr, als der alte Autor es durch ἐφημερίς paraphrasirt, und nichts darauf hindeutet, daß die Griechen Zeitungen hatten und durch dieses Wort bezeichneten. Die weitern Beweise, welche der Verf. für seine Meinung anführt, sind gleichfalls ziemlich unsicher und überdies wenig zahlreich. Bis auf die Zeit des ersten Consulats Cäsar's ist nur zwei- oder dreimal von öffentlichen Acten die Rede, die man allenfalls für Zeitungen nehmen könnte, und der Verf. muß zuletzt eingestehen, daß er in ihnen nur Wahrscheinlichkeitsgründe für seine Ansicht finde (S. 250). Während der Kaiserzeit werden die Spuren und Überbleibsel der römischen Zeitungen immer deutlicher und zahlreicher. Die Acta diurna populi Romani beschränken sich nicht auf die Mittheilung der öffentlichen, vom Staate ausgehenden oder ihn interessirenden Begebenheiten, sondern Alles, was der Volksneugier Nahrung verspricht, findet seinen Platz; Proceſſe, Theatervorfälle, merkwürdige Naturerscheinungen und vorzüglich die chronique scandaleuse spielen in den römischen Zeitungen eine ebenso große Rolle als in unserer Tagespresse. Daß diese Organe der Öffentlichkeit unter den Händen der ersten Cäsaren bald zu Regierungswerkzeugen wurden, dürfte man dreist annehmen, auch wenn keine Zeugnisse dafür existirten. Welcher unermeßliche Vortheil ließ sich nicht aus der geschickten Handhabung dieser Zeitungen ziehen, welche Wahrheit und Lüge in die Provinzen des römischen Reichs trugen, ohne daß bei der Mangelhaftigkeit des schriftlichen Privatverkehrs eine Controle der officiellen Angaben und Darstellungen möglich war. Und wirklich fing schon Cäsar an, die Zeitungen in diesem Sinne zu benutzen, indem er sie z. B. erzählen ließ, daß Antonius ihm im Namen des römischen Volkes die Krone angeboten, er jedoch dieselbe zurückgewiesen habe. Tiberius, der Meister in der Despotenkunst, wußte den Misbrauch der Zeitungen zu vervollkommnen. Er ließ darin erzählen, was Dieser oder Jener gegen ihn gesagt habe, und verschaffte sich so einen Vorwand zur Verfolgung Derjenigen, welche ihm misfielen. Welche Ausdreitung und Bedeutung zu seiner Zeit die Zeitungen hatten, läßt sich aus einer Stelle des Tacitus ermessen, wo es heißt: „Diurna populi Romani per provincias, per exercitus curatius leguntur ut noscatur, quid Thrasea non fecerit." Der alte republikanische Geist war noch nicht ganz erloschen, man verstand wenigstens noch die Protestation gegen die Usurpation, die in dem Schweigen des Thrasea lag. Hundertfunfzig Jahre später hatte sich der römische Despotismus so sehr aller Furcht und Scham entäußert, daß er die Veröffentlichung seiner schimpflichsten und verbrecherischsten Handlungen nicht scheute. „Habuit morem", sagt Lampridius vom Commodus, „ut omnia quae turpiter, quae impure, quae crudeliter, quae gladiatorie, quae lenonice faceret, actis urbis indi juberet." Doch es ist hier nicht der Ort, die römischen Journale durch die verschiedenen Stadien zu begleiten, die sie durchliefen, bis sie mit dem Reiche untergingen, um erst im 16. Jahrhunderte wieder aufzuleben. Ob sie im griechischen Reiche fortdauerten, darüber läßt uns das vorliegende Werk ebenso im Dunkel wie über die meisten ihre Beschaffenheit betreffenden Fragen, die sich nicht unmittelbar auf ihren Inhalt beziehen. Als Anhang gibt der Verf. eine Reihe von Stellen lateinischer und griechischer Schriftsteller, in denen von den römischen Zeitungen die Rede ist, und welche er ziemlich unpassend „Fragmens des journaux romains" überschreibt, denn die wenigsten derselben enthalten wörtliche Citate. Unter diese Fragmente hat der Verf. die von Schott und Dodwell bekannt gemachten elf angeblichen Bruchstücke aus den Actis diurnis nicht aufgenommen, weil er dieselben für untergeschoben hält. Dieses Urtheil wird durch einen langen kritischen Commentar des Textes jener elf Tagesberichte motivirt. Über die hier angewendete Argumentationsweise kann ich nicht umhin einige Worte zu sagen. Nachdem der Verf. den Einwand freiwillig fallen lassen, der allenfalls von der Sprache und der Orthographie jener Documente (die nicht immer die des Jahrhunderts ist, in welches ihre Handlung fällt) hergenommen werden könnte, bemüht er sich nachzuweisen, daß die meisten der in ihnen erzählten Ereignisse auch von Livius und andern Schriftstellern erwähnt werden, und er folgert aus diesem Umstande ohne Bedenken, daß sie nach jenen Autoren redigirt seien. Kommt dagegen ein Name oder eine Thatsache in den Tagesberichten vor, deren kein Schriftsteller erwähnt, so fragt der Verf.: warum hat Cicero diesen Mann nicht genannt, warum hat Livius diese Begebenheit nicht aufgezeichnet? und er zieht aus dem Schweigen der Schriftsteller den Schluß, daß die Angaben ersonnen seien. Dieses perfide Raisonnement bildet die ganze Beweisführung Leclerc's gegen die Echtheit der Schott-Dodwell'schen Documente. Ob diese das Werk eines gelehrten Falsarius sind oder nicht, will ich nicht auf mich nehmen zu untersuchen, aber ich kann dreist versichern, daß die vom Verf. für die erste Annahme beigebrachten Argumente in den Augen keines Unparteiischen das mindeste Gewicht haben können. Das Ganze des Werkes zeugt übrigens von einer ausgezeichneten Combinationsgabe und von einer unermeßlichen Belesenheit, der zumal nichts von Dem fremd zu sein scheint, was der Fleiß der deutschen und holländischen Philologen und Archäologen gesammelt und ausgearbeitet hat. Die Gelehrsamkeit des Verf. ist frei von Pedanterei; er weiß selbst der dürren Wortkritik, der er vielleicht ein wenig zu viel Platz einräumt, eine gewisse schöngeistige Eleganz zu geben. Sein eigentliches Thema ist mit pikanter Polemik, mit historischen Vergleichungen, die gewöhnlich durch eine feine Wendung mehr angedeutet als gezogen werden, und mit Epigrammen verschiedener Art so reich durchflochten, daß sein Buch auch Dem eine vielfach interessante Lecture bietet, welchem die Annales maximi und die Acta diurna populi Romani ziemlich gleichgültig sind. 14.

Notiz.

Verirrung eines bairischen Geistlichen.

Der protestantische Decan Stephani zu Gunzenhausen im Königreich Baiern hat in seiner Schrift über das Abendmahl die Entdeckung gemacht, daß die Lehre vom Abendmahle sich durch die Verschwörung des Catilina erläutern lasse, bei welcher zur Bekräftigung des Bundes nach Sallustius' Erzählung Menschenblut getrunken wurde, und damit dieser Parallelismus der heiligen Handlung mit jenem ungeheuern Verbrechen um so anschaulicher werde, hat er die gräßliche Scene, die jene Bösewichter aufführten, in Kupfer stechen und seinem Werke über das Abendmahl vordrucken lassen. Man weiß in der That nicht, ob man darüber lachen oder weinen soll. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 309. — 5. November 1838.

Friedrich Rückert.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 308.)

Jetzt aber zurück zum vierten Bande der Rückert'ſchen Sammlung. Auf das „Roſenlied" folgt eine ganze Reihe ſinnreicher Gedichte, in denen der Verf. eine Menge Lebensvorfälle benutzt, um ſie höchſt kunſtvoll auf ſeiner Sprachorgel abzuſpielen und ſie mit poetiſchen Spitzfindigkeiten auszuſchmücken. Einmal verdeckte ihm, im Theater vor dem aufgethanen Vorhange ſitzend, ein weiblicher Alabaſternacken das Schauſpiel. Doch wußte er ſich zu tröſten:

Wenn ſich auf den kahlen Bretern
Dort ſo ſchöne Sachen ſpielten,
Dürften hier wol ſchlecht're vorgehn
Auf den Alabaſterdielen?
Ganz dieſelben gingen vor;
Nur ſtatt lebensgroßer Spieler
Waren nach des Raums Verhältniß
Kleinere hieher beſchieden,
Welche auf ſo zartem Grunde
Zart auftraten, wie ſich's ſchickte.

Unſer Leſer ſoll nicht im Ungewiſſen bleiben; die kleinen Spieler auf dem Frauennacken waren des Dichters eigne Gedanken, zu Amorinen und Amoretten umgewandelt, welche angemeſſene Zwiſchenſpiele zu dem größern Stücke aufführten:

Denn das Ganze lief wie dort,
So auch hier hinaus aufs Leben.

Unter dieſen Gedichten ragen theils als niedliche Kunſtwerke, theils als poetiſch ausgeprägte Lebenswahrheiten hervor: „Die geſchorenen Locken" (S. 16), „Dichterehe" (S. 22). „Der Apotheker" (S. 23), der mühſam gangvolle, eingeſchrumpfte, abgeſtumpfte Arzneiſchmecker, vor deſſen kritiſch-eklektiſcher Muſterung des Gartens

Sah ich Bäume wanken
Wie die Kranken,
Daß von welken Stielen
Blätter fielen
Und am Boden klebten
Gleich Recepten.
Als fortfuhr das Muſtern
Ward zu Huſtern
Aller Nachtigallen
Liederſchallen,
Und die Roſenhecken
All vor Schrecken
Wurden leichenfarber
Als Rhabarber.

Ferner: „Fünf Sprüche Eines Tages" (S. 25 fg.), „Der Fußwanderer" (S. 26 fg.) und die folgenden Wanderlieder bis S. 41, die zierliche Liebesromanze von Fräulein Luft und Junker Duft mit eingeſchloſſen; „Liebe im Kleinen" (S. 49), „Morgenbetrachtung" (S. 51).

Das Seheriſche in Rückert's Dichternatur zeigt ſich in ſeiner ſpätern Poeſie nicht nur in den erhabenen Gedichten, die großartige Stoffe behandeln, ſondern namentlich auch darin, daß er gewiſſe allgemeine Erfahrungen auf dem Gebiete der Anſchauung und Empfindung, die faſt jeder Menſch, ſelbſt der ganz proſaiſche macht, mit ſeinem Dichterblicke und Dichtergefühle ſo durch und durch ſchaut und bis auf den Grund empfindet und durch das herrliche Organ ſeiner gelenkigen und dem Geiſte durchaus gehorſamen Sprache ſo vollkommen in ihrer Weſenheit zur Erſcheinung bringt, daß, was bei andern Menſchen ein gemeines Erlebniß iſt, bei ihm zur idealen Wirklichkeit, zur Kunſtſchönheit wird. Wir haben z. B. ſeit einigen Jahren Alle beſondere Gelegenheit, unſer verdrießliches nordiſches Klima in Deutſchland, das ſich ſchroff in lange kalte Winter und kurze glühende Sommer abſcheidet, recht gründlich kennen zu lernen; wer hat aber dies je ſo anſchaulich und ſchön dargelegt als Rückert in dem Gedichte: „Das Jahr" (IV, 58)? Ebendahin gehören die Lieder: „Das Daſein eines Blattes" (IV, 215), „Kurze- und Langeweile" (IV, 225), „Der hohle Zahn" (IV, 222). Wer hat nicht ſchon den Fieberſchmerz des Zahnwehs empfunden, wo der nackt und bloßgelegte Nerv ſeine krankhafte Exiſtenz dem Knochenkern und dem Schmelz des ſchmerzenden Zahnes mittheilt und uns dieſer ſo groß dünkt wie ein ungeheuerer Fels mit einer Höhle? Schubert in ſeiner „Geſchichte der Seele" ſpricht gelegentlich ſehr ſchön von dieſem Phänomen. Aber der Dichter verſetzt uns mit recht peinigendem Wohlgefallen ganz in jene Qualphantaſie zurück, wenn er ſingt:

Ein halbgehöhlter Zahn
Hat jüngſt mir wehgethan;
Schmerz mich durchzückte tief,
Da träumt' ich, als ich ſchlief:
Ich ſelber ſei, o Pein,
Ein kranker Zahn allein.
Da ward ich aus dem Zahn
Im Traume zum Vulkan,

Digitized by Google

Der, halb erst ausgebrannt,
In grimmen Schmerzen stand,
Auswirbelnd nach Gebrauch
Glutströme, Glanz und Rauch....

Aus den „Vermischten Gedichten" sind noch die Lieder „Vom Kahlenstein" (IV, 64) und „Des Glockenthürmers Töchterlein" (IV, 66) hervorzuheben. Die „Östlichen Rosen" und „Gaselen" sind von denjenigen, die Rückert's morgenländische Poesie gewürdigt haben, vollkommener gepriesen worden, als wir es vermöchten, und wir lassen dafür beide nicht unbewundert, nur unbeurtheilt.

Die „Koburger Lieder" (1821 — 28) fangen spielend an, um immer ernster, immer tiefer, auch immer schöner zu werden (vgl. S. 212, 213, 215, 216, 218). „Die Sprüche eines Büßenden" (S. 222 fg.) sind Worte, die alles Pantheistische, was Rückert in der neuesten Zeit gesungen, beiweitem aufwiegen; Wahrheit und Schönheit hält sich in ihnen das vollkommenste Gleichgewicht. Ebenso schön ist in seiner Art, was von S. 226 — 230 folgt, und die Zuschrift: „An die Dichter" (IV, 230), mag die neueste Schule, die in Rückert doch auch einen Dichter und Seher verehrt, zu Herzen nehmen:

Die Stein' harmonisch hat bewegt Amphion,
Nicht Deren Sinn verwirret, die da bauten;
Besänftigt hat die Meerdelphin' Arion,
Nicht stürmisch aufgeregt mit seinen Lauten.

Nur das ist Himmelskunst, die mich versöhnt,
Die mir die Welt, mich vor mir selbst verschönt.
Was trübt, verwirrt, zerreißt, wie stark es tönt,
Ist Lügenkunst, die bösem Zauber fröhnt.

Der Dichter sei ein Bildner, kein Traumbilderer,
Kein Sinnverwirrer, Phantasieverwilderer,
Ein Zähmer des Affects, Gefühles Milderer,
Selbst in sich klar und aller Klarheit Schilderer.

„Die Sprache und ihre Lehrer" (IV, 231), „Zwei Wünsche" (S. 242), „Der Erstgeborene" (S. 242), „Bethlehem und Golgatha" (S. 248) sind, jedes in seiner Weise, vollendete Gedichte, das letzte zugleich ein religiöses Glaubensbekenntniß, das manchem Bewunderer des Dichters ungeschickt kommen mag. Es schließt:

Mit Pilgerstab' und Muschelhute
Nach Osten zog ich weit hinaus;
Die Botschaft bring' ich euch, die gute,
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
O, zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg' und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha!

O Herz, was hilft es, daß du knieest
An seiner Wieg' in fremdem Land?
Was hilft es, daß du staunend siehest
Das Grab, aus dem er längst erstand?
Daß er in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde
Und lebest ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha.

Auch die „Erlanger Lieder" bieten, wiewol etwas versteckter und seltener, einiges Vortreffliche: „Unglück" (IV, 264), „Losmachung" (S. 266), „Traumflug" (S. 268), „Das Undenkbare" (S. 268), „An das Eichhorn" (S. 270), „Der Nachtwächter" (S. 271). Von den „Erinnerungen eines Dorfamtmannssohnes" trifft der oben ausgesprochene Tadel nicht das wunderherrliche Lied: „Der Winter auf dem Lande" (S. 289), und die Lieder S. 302, 304, 305 u. 329. Den vierten Band beschließen „Lieder und Sprüche der Minnesänger" und eine „Blumenlese aus Dichtern verschiedener Völker und Zeiten". Überblicken wir noch einmal den ganzen Schatz, der in diesen zwei Bänden zerstreut uns vorliegt, so durchdringt uns ein Gefühl der Ehrerbietung gegen den Dichter, der zur Größe des angeborenen Talents die seltene Größe der Durchbildung dieses Talentes hinzugefügt hat, und wir preisen den reichen Geist glücklich, der das Erhabene als Erbschaft und das Schöne als Errungenschaft des Genius besitzt. *)

Gustav Schwab.

Sentimentale und humoristische Rückblicke auf mein vielbewegtes Leben. Herausgegeben von Adolph von Schaden. Leipzig, Engelmann. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das vorliegende Büchlein, welches man, der etwas pretiösen Vorrede des Herrn Verfassers ungeachtet, wol unter die in heutigen Tagen zahlreiche Kategorie der zusammengewürfelten Productionen wird rechnen müssen, bietet in seinen, etwas buntscheckigen (einundzwanzig) Inhaltsrubriken nichtsdestoweniger einige nicht uninteressante Partien. Um dieser freundlichen Einzelheiten willen wollen wir mit Hrn. v. Sch. über die Herausgabe dieses, die moderne Literatur nicht eben bereichernden Schriftchens keineswegs rechten, wollen es ihm auch gern nachsehen, wenn er, einigen Werth auf den Umstand legend, daß sein Roman: „Theodora, die leipziger Jungemagd", in das Polnische übersetzt wurde, sich an der Gewißheit, ein eignes Publicum und der befreundeten Seelen viele zu haben, im Voraus beruhigt und erlabt. Herr Adolph von Schaden hat während seiner fast zwanzigjährigen Schriftstellercarrière, welche sich mit dem Augenblicke eröffnete, wo er als Oberlieutenant à la suite aus dem königlich bairischen Militairdienste trat, nahe an 100 Bände drucken lassen. Er hat mithin in seiner höchst fruchtreichen Schriftstellereigenthümlichkeit, als ein miles laesus sed invictus unter den deutschen Autoren, einigen Anspruch auf die Gunstbezeigungen des deutschen Publicums wie auf die Nachsicht der deutschen Kritik, welche Hr. v. Sch., noch im alten Styl befangen, sich ein für allemal in der Form einer allgemeinen buchhändlerisch-deutschen Recensiranstalt zu denken gewohnt ist. Wie dem sei, wir gönnen einem nicht unrühmlich gedienten Doppelinvaliden gern seine Überzeugung, um so lieber, da auf das Hegen oder Nichthegen derselben wenig oder nichts ankommt.

Unter den einzelnen Aufsätzen, welche dieser militairische, dem deutschen Leihbibliothekspublicum sattsam bekannte deutsche „Schriftner" (denn in dieser deutschthümelnden Schriftstellerbezeichnung gefällt sich Hr. v. Sch.) in der vorliegenden Sammlung seinen Lesern mittheilt, zeichnen wir als die ansprechendsten und pikantesten aus die Artikel: „Alison" (die Geschichte eines jungen liebenswürdigen Feldhusaren, welcher eigentlich ein Mädchen war und, bei Neumarkt von einer Karabinerkugel schwer verwundet, im Lazarethe zu Landshut seinen jungfräulichen Geist aushauchte), „Madame Joli-Chaudron" (ein klein wenig ans Frivole streifend), „Adolf Bäuerle", „Julius von Voß", „Chevalier von B**lle", „Die Grazien und die seidene Schnur", „Oberst Gustavson" u. a. Das mit ziemlicher Treue ausgeführte Portrait des in mannichfacher Hinsicht interessanten, von Unglück und Verkennung heimgesuchten Julius von Voß

*) Ein zweiter Artikel über Rückert folgt im nächsten Monat.
D. Red.

Digitized by Google

wird namentlich bei denjenigen Personen Anklang finden, welche diesen seltsamen, abstoßenden und doch mit mannichfachen Vorzügen des Herzens und Verstandes ausgerüsteten Mann noch persönlich kannten und ihn in seinen letzten sorgenvollen Lebensjahren zu beobachten Gelegenheit hatten. Julius von Voß war eine jener beklagenswerthen Naturen, welche nur zur Hälfte die Begabung, zur Hälfte aber Geschick, Zufall und Misgeschick zum Schriftsteller und Dichter gemacht hatten. Er verlebte den größern Theil seines spätern Lebens in trüber Einsamkeit, den Kreisen, denen er der Geburt nach angehörte, für immer entfremdet, mit sich und der Welt in mannichfachem Hader. Für Berlin war er einer jener öffentlichen Charaktere, welche mehr ein subjectives Mitleid als ein objectives Interesse für sich in Anspruch nehmen, und so starb er einsam, verlassen, in Dürftigkeit, von fremden Händen gepflegt und bestattet, unbeweint und kaum vermißt. Es hätte Mancher sein Loos verbessern können, Einige wären sogar dazu berufen gewesen; die Unterstützung blieb aber aus und der heruntergekommene Edelmann und Poet verschied, rund herausgesagt, im Elende. Einer liebevollen Erinnerung bleibt solch ein Loos immer werth.

Der Aufsatz Nr. 7, Lewald betreffend, wäre besser weggeblieben, ebenso der über Saphir. Solche literarische Klopf- und Stockfechterei ziemt sich heutzutage für Niemand mehr, dafür sind die Zeiten zu ernst, zu gährungsvoll. He. v. Sch. scheint für so etwas noch ein wenig eingenommen zu sein, daher es denn auch nicht befremdet, wenn er, bei einer Gelegenheit eine Stelle aus Müllner's „Schuld" citirend, den weißenfelser Poeten mit dem Prädicate: „der hehre Müllner", beehrt. Sicherlich haben in so unendlichem Widerspeuche niemals Prädicat und Subject gestanden; denn Müllner war ja nach Geist und Körper ein so compacter Bursche, daß das Erhabene schon von seiner Wiege davonlief, als er geboren wurde. Es ist fast komisch, daß es im Jahre achtunddreißig noch Stimmen gibt, die ihm einen Heiligenschein vindiciren wollen.

Die Portraitirung Ferdinand Raimund's ist dem Verf. völlig verunglückt, und überdies, um gegen ihn ganz offen zu sein, scheint das Wie der hier erzählten Begegnung ziemlich unwahrscheinlich. Ref. hat 1831 Gelegenheit gehabt, mehrmals mit Raimund zusammen zu sein; aber so curios geberdete er sich damals nicht, wie Hr. v. Sch. ihn manoeuvrieen läßt. Dazu war Raimund eines jener tiefen und beschaulichen Talente, deren Resultate zwar dem Markte des Lebens anheimfallen und von diesem genossen werden, die aber dennoch in der eigentlichen Wurzel ihres Daseins und Strebens misverstanden werden und eben deshalb ihre künstlerischen Gedanken im Gefühle dieses Unglücks leidenschaftlich und verzehrend nach dem eignen Innern zurückkehren. Des Verfassers Kritik der Raimund'schen Leistungen ist ganz oberflächlich. 4.

Literarische Notizen aus Rußland.

Unter den Novellen, erzählenden Gedichten, Romanen und Gedichtsammlungen der letzten Zeit sind wol folgende der Erwähnung vor andern werth: 1) „Powesti" d. i. Erzählungen von Michael Sagoskin (2 Theile, Moskau 1838). Sagoskin ist ein beliebter Romanendichter, und einige seiner Erzeugnisse sind auch deutsch übersetzt erschienen. Bei Gelegenheit der Herausgabe gegenwärtiger Sammlung seiner zerstreut gedruckten Novellen sagt von ihnen ein recensirender Landsmann: „Im Fache der Novelle hat Sagoskin wenig Rivale, nicht nur in der russischen, sondern auch in den auswärtigen Literaturen. Er ist ein großer Meister in der Auffassung richtiger Dimensionen, in geschmackvoller Anordnung der Theile und in ihrer Verbindung zu einem hübschen Ganzen, sodaß eine kleine Novelle von ihm den Werth eines großen Romans erhält. Dabei ist er heiter, er scherzt, lacht und weiß doch die Aufmerksamkeit zu fesseln." Ein wenig bekannter und noch unübersetzter Roman Sagoskin's ist: „Askoldowa Mogila" d. i. Askold's Grab, eine Erzählung aus den Zeiten Wladimir's I. (3 Theile). Er ist zwar sichtlich in Walter Scott's Art geschrieben, beginnt mit Fischergesprächen am Dnieper bei Kiew, fährt fort mit Gesprächen der kriegerischen Mannschaft Wladimir's in Kiew, bringt viel Spectakel, Bankette, Zweikämpfe, Jagden, zwei Liebschaften, die tragisch enden, stellt aber zugleich ein lebhaftes und geschickt ausgeführtes Gemälde jener alten Zeit dar, welches um so schwerer ist, da sie schon so weit und entfremdet hinter uns liegt. Man erinnere sich, wie meist unerfreulich die deutschen Romane aus der Zeit Karl's des Großen oder Hermann's des Cheruskers sind; hier dagegen treten die Normänner, Wäringer, Petschenegen in recht unterhaltender Art auf, und man mag sie sich wol so denken, wie sie dargestellt sind.

2) „Elena" d. i. Helena, ein erzählendes Gedicht von Bernet (Petersburg 1838). Der Verf. hat sich unter den modernen Dichtern schnell einen Namen gemacht. Die gegenwärtige Erzählung ist voll Schrecken und Graus. Wegen ihres finsteren Inhalts wird sie auch nicht in Gesänge, sondern in zehn Nächte abgetheilt. In diesen zehn Nächten, die aber nicht hintereinander, sondern in Zwischenräumen aufeinander folgen, geht Entsetzliches vor. Im nördlichen Deutschland, der Heimat der Ritterromane, soll ein junges und — das versteht sich — schönes Mädchen in ein Kloster gethan werden. Ein verwegener Jüngling sieht sie, verliebt sich, wird wieder geliebt; aber es hilft nichts, das Mädchen muß doch Nonne werden. Der Jüngling trägt das Misgeschick nicht wie ein Siegwart, sondern wie ein Rinaldo Rinaldini; er sengt, brennt, verheert, und weil damals noch keine Landräthe und Landdragoner existirten, gelingt ihm noch Schlimmeres. In einer Nacht rückt er vors Kloster, verlangt die Auslieferung der geliebten Nonne, droht, berennt die Mauern, und die Geliebte wirft sich von dem höchsten Thurme, freiwillig sich opfernd, ihm zu Füßen. Als sie zerschmettert daliegt, kommt auch er um. Ein recensirendes Zeitblatt behauptet, es fänden sich in dem Buche die drei modischen Ingredienzen: etwas Victor Hugo, etwas Byron und etwas Miekiewicz, Alles wohl durcheinander gerüttelt und in tönende Verse gebracht; übrigens sei Eile nicht zu verkennen, und die zehn Nächte hätten das Ansehn, alle mitsammen in einer Abendstunde improvisirt zu sein. Dies Urtheil eines Landsmanns ist freilich ein tadelndes, indessen bleibt doch Bernet's Gedicht in der Zahl der übrigen neuesten ein zu seinem Vortheil ausgezeichnetes.

3) „Stichotworenija" d. i. Gedichte W. Benediktow's (zweiter Theil, Petersburg 1838). Dieser Dichter, den schon König in seinen „Literarischen Bildern" in der dritten oder modernen Dichtergruppe als einen hervortretenden aufführt, hat zwar in kurzer Zeit, aber so sehr den Beifall seiner Leser errungen, daß ein recensirendes Blatt bei der Anzeige des jetzt erschienenen zweiten Theils der Gedichte Benediktow's, ihm den Vorwurf macht, daß er innerhalb dreier Jahre nur zwei dünne Bandchen Gedichte habe drucken lassen, und ermuntert ihn zu fruchtbarerm poetischen Fleiße. Dieser zweite Theil zählt in der That nur 107 Octavseiten breiten Drucks und enthält darauf 25 größere und kleinere Gedichte. Solche classificirt ein anderer Kritiker folgendermaßen: vier Gemälde, neun Parabeln, vier Elegien, vier Zuschriften, neun Liebeserklärungen und ein Gedicht, das in keine dieser Rubriken paßt. Aus den Gedichten, die Parabeln genannt sind, mag ein kleineres, deutsch übersetzt, als Aushängeblättchen dienen:

Die Perle.

Was im ird'schen Wanderthale
Ist das Glück? Ich geb's euch kund,
In des Daseins ehr'ner Schale
Eine Perle auf dem Grund.

Wer des Taumels sich erwehret,
Wem der Mund zum Rausch gebricht,
Wer die Schale langsam leeret,
Der erfaßt die Perle nicht!

Digitized by Google

Wer jedoch voll heißen Muthes
Aus der Lebensschale trinkt
Und im Schwung, entflammten Blutes,
Auf den Grund zur Perle dringt,

Der ist glücklich! Jetzt zu Scherben
Stürzt die Schale ihm vom Mund,
Er blickt um — schon naht Verderben,
Hinter ihm gähnt Grabesschlund.

Die Novellistik hat vor wenigen Monaten durch den Tod N. Werewkin's einen Verlust erlitten. Er starb im April 1838, nur 25 Jahr alt. Vor seinen Novellen, die vielen Beifall fanden, nannte er sich pseudonym Rachmanny, und dieser Name hatte schnell Celebrität erlangt. Als Muster scheint er sich Marlinsky gewählt zu haben, nur bestrebte er sich, noch lebhafter zu erzählen, sodaß einzelne Stellen an übermäßiger Präcipitation leiden. Man hat von dieser Schreibart gesagt: sie sitze zu Pferde und reite Galop. Spätere Jahre hätten wahrscheinlich Mäßigung herbeigeführt, und um so mehr ist Werewkin's früher Tod zu bedauern. Folgendes Bruchstück aus einer seiner letzten Novellen diene als ganz eigenthümlicher Beleg der Übertreibung, die ihm Schuld gegeben wird. Die Novelle heißt: „Zenstchina" d. i. die schriftstellernde Frau. Der Inhalt ist ein Ausfall gegen Schriftstellerinnen. Unter andern Ereignissen, die im Bezuge darauf beschrieben werden, ist die schlechte Aufnahme eines Dramas, das die schreiblustige Frau auf die Bühne gebracht hatte, also dargestellt: „Es gab keine Möglichkeit, nicht zu gähnen (nämlich während der Vorstellung des Dramas). Wohin man sich auch wandte, überall ward gegähnt: nebenan, zur Seite, vorn, hinten, oben, unten; es gähnten Alle, gähnten überall, gähnten musterhaft, beispiellos, und je mehr man sich bestrebte, dem Gähnen Einhalt zu thun, um desto mehr nahm das Gähnen zu. Das Gähnen ward endlich aus einem gewöhnlichen ein krampfhaftes, hysterisches. Es ging von den Zuschauern auf die Musikanten über, von diesen auf den Souffleur, und als zum letzten Male der Vorhang in die Höhe gezogen ward, kam es Allen vor, daß es nicht mehr die Bühne sei, die sich vor ihnen aufthue, sondern ein ungeheurer, gähnender Riesenschlund, der bereit sei, das ganze Publicum zu verschlingen. Ein panischer Schreck ergriff die Zuschauer. Niemand gab mehr auf das Stück Acht, und Niemand vermochte es, denn die eleganten Damen in den Logen eilten hastig von dannen, damit Liebhaber und Freier bei dem unmäßigen Gähnen nicht die vielen Zahnlücken in den aristokratischen Mündchen bemerken möchten. Die Schauspieler, die noch ärger gähnten als die Zuschauer, konnten ihre Reden nicht mehr zu Stande bringen; die gutmüthigen Bürgersleute, die für ein so unanständiges Gähnen eine Verantwortlichkeit fürchteten, suchten derselben sich eiligst zu entziehen. Das Schauspielhaus ward leer. Im Haupteingange entstand durch das Hinzustürzen so vieler Wegeilenden ein gefährliches Drängen. Indessen hörte das Gähnen deshalb nicht auf, im Gegentheil es nahm den Charakter einer Epidemie an, die in der Luft verbreitet war und wagerecht wirkte. Die Menschen, die in den äußern Gängen des Schauspielhauses dahinrannten, theilten es den Thürwärtern mit, diese der Wache am Eingange, solche den Kutschern, die Kutscher den Vorübergehenden in den Straßen; die Vorübergehenden, zugleich mit den Rückgekehrten aus dem Theater, verbreiteten das Gähnen durch alle Häuser bis in die Schlafgemächer hinein, in den innersten Schoos der Familien. In einer halben Stunde gähnte ganz Moskau. Nach einer Stunde gähnten die Vorstädte. Zwei Stunden später hätte ganz Rußland gegähnt, Europa und Asien; aber zum Glück ist das Gubernium von Moskau von dichten Wäldern umschlossen; diese Grenzwälder hielten eben zu rechter Zeit den brausenden Sturm des Gähnens auf, der von Moskau ausging und den eine schriftstellernde Frau veranlaßt hatte." Der Übersetzer hat sich die Mühe gegeben, die ganze originelle Stelle zu übersetzen, aber er gesteht, daß er nicht ohne wiederholtes Gähnen damit zu Stande gekommen ist.

Schließlich die Übersetzung eines kleinen Gedichts von Fürst Wiasemsky, das in einem der letzten Hefte der Zeitschrift: „Der Zeitgenosse", abgedruckt ist und die Tagesgeschichte nah angeht, denn es betrifft die Füßchen der weithin bewunderten Maria Taglioni, an die es auch überschrieben. Es erschien nämlich bei ihrer Abreise von Petersburg ein Bildchen, das ihren Fuß im Gewölk entschwebend darstellte. Darauf schrieb Wiasemsky mit der Anmuth und in der Art der ältern französischen Dichter folgendes Impromptu:

Leb' wohl du Zaubrerin! Sylphide, uns entschwunden,
Birgst du dich im Gewölk. So reis' mit heiterm Muth!
Wir sehen Poesie mit Prosa hier verbunden,
Ein Fittig ist beschuht! 5.

Bibliographie.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1839. Herausgegeben von J. G. Seidt. 16. Wien, Riedl. Leipzig, Liebeskind. 2 Thlr. 4 Gr.

Bartels, Fr., Die Vendeer. Historische Novelle aus dem Kriegsjahre 1793. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 18 Gr.

Bellegno. Reisenovellen und Erzählungen. 1ter Band. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr. 12 Gr.

Bernard, Ch. de, Die gelbe Rose. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 18 Gr.

Dramatische Bilder für 1839 nach den neuesten französischen Originalen gezeichnet von R. Mettler. 8. Leipzig, Literar. Museum. 1 Thlr. 20 Gr.

Bouchardy, Gaspardo der Gondelier. Schauspiel in vier Aufzügen, nebst Vorspiel. Nach dem Französischen von A. Gathy. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16 Gr.

Das schwarze Buch oder die enthüllte Propaganda Belgiens. Aus dem Französischen. Mit einleitenden Bemerkungen von G. F. H. Rheinwald. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. 2ter Band. Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr. 18 Gr.

Pittoreske Donaufahrt von Ulm bis Konstantinopel. Eine romantisch-malerische Schilderung der merkwürdigsten Ortschaften, Schlösser, Burgen. Gr. 12. Wien, Gerold. 20 Gr.

Köstler, A. L., Bemerkungen über mehrere Irrenanstalten von England, Frankreich und Belgien. Gr. 8. Wien, Mechitaristen-Congr.-Buchh. 16 Gr.

Meyer, B. A., Gedichte und Briefe über die Erziehung des Menschen für Eltern, Lehrer und Erzieher wie auch für die erwachsene Jugend. 8. Oldenburg, Schulze. 1 Thlr. 4 Gr.

— — H. H., Der Geist in seiner Unabhängigkeit von dem Körper und der Sinnenwelt überhaupt. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 16 Gr.

Schleier, L., Das merkantilische Hamburg. Geschäft, Geschäftsleute und Geschäftsleben. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12 Gr.

Schneeglöckchen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1839. Nebst 12 [lith.] Genrebildern. 16. Breslau, H. Richter. 2 Thlr.

Souvestre, Anton der Reiche und der Arme. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen von A. Gathy. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12 Gr.

Storch, L., Der Jakobsstern. Messiade. 3ter u. 4ter Theil. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 Thlr. 12 Gr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1839. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlstichen. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr.

Die Zeitgenossen. Ein Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Wuttig. 2 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

. Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 310. — 6. November 1838.

Blasedow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Gutzkow. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, Verlag der Classiker. 1838. 8. 4 Thlr.

Schon wieder ein zweibändiges, wie es scheint, noch keineswegs vollendetes Werk des schreibseligen Verfassers, der, vielleicht 27 Jahre alt, wol schon über 20 Bände zusammengeschrieben hat! Ref. ist nicht mit den Opera omnia des Verf. bekannt und beabsichtigt auch keine Gesammtcharakteristik seiner Leistungen zu geben, kann aber bei der Beurtheilung des obengenannten Buches sich nicht ganz der Erinnerung an frühere Schriften und Tendenzen Gutzkow's entschlagen. Es ist leicht möglich, daß dies das Urtheil über das neueste Product Gutzkow's etwas ungünstiger ausfallen macht, als der Fall sein würde, wenn Ref. es als das Buch eines ihm bisher ganz fremden Verfassers gelesen hätte; aber darüber kann Gutzkow sich nicht beklagen; er muß es selbst einsehen, daß man sich seiner „Antecedentien" nicht so leicht entschlagen, daß man die Verantwortlichkeit für seine Vergangenheit nicht mit einem leichten Worte ablehnen, sich nicht mit einer Grimasse purificiren kann. Wenn er wirklich seine frühern Schriften bereut — wovon man nicht eben fest überzeugt zu sein braucht —, so thäte er wol am besten, mit dürren Worten dies zu erklären und mit diesem Geständnisse, dessen er sich nicht zu schämen hätte, eine neue Periode seines Autorlebens zu beginnen. Sagt man dagegen: eine positive ausdrückliche Erklärung jenes Inhalts hätte etwas Demüthigendes, und Gutzkow thue besser, die Umgestaltung seiner Ansichten und Strebungen factisch zu bewähren, so kann Ref. dies nicht anerkennen. Jedes Zurücknehmen von früher Gesagtem oder Gethanem hat freilich immer etwas Beschämendes und Unangenehmes; aber es ist doch klüger, diese Unannehmlichkeit mit einem Male abzumachen und die Rechnung abzuschließen, als die hemmende und lästige Kette lang nachzuschleppen; ohnehin aber ist es sicherer, gegenüber dem Publicum sich von Ansichten, die man als falsch erkannt hat, freimüthig loszusagen, als demselben zu überlassen, ob es selbst die mit dem Autor vorgegangene Veränderung merke. Gutzkow scheint nicht dieser Meinung zu sein; er kann die Dankbarkeit gegen die Kinder seiner Feder, welche ihm seine Reputation, welcher Art sie nun auch ist, welche ihm sogar einen leichten Anflug von Märtyrersglorie verschafft haben, nicht verleugnen; er läßt nur errathen, daß er über jene Jugendlichkeit hinaus sei, er betrachtet Das, was man ihm am meisten verargt hat, als Momente seiner Entwickelung, er liebäugelt insgeheim mit den nunmehr preisgegebenen Jugendthorheiten und scheint darauf zu rechnen, daß er sein früheres Publicum, mit dem er nicht brechen mag, durch mehr oder weniger ernstliche Aufpflanzung neuer Fahnen um ein Ansehnliches, und zwar mit Leuten von solidem Geschmack und mehr Gewicht in der Gesellschaft, vermehre. Ob diese Rechnung richtig ist, kann man bezweifeln; so lange er die frühern Tendenzen nicht ausdrücklich verwirft, so lange er noch immer lüstern nach ihnen zurückschielt, werden Diejenigen, deren Beifall er jetzt zu wünschen scheint, immer noch einiges Mistrauen hegen und seine alten Bewunderer dem Apostaten zürnen; es könnte ihm gehen wie dem Hunde in der Fabel, der das Fleisch aus dem Maule fallen ließ, um nach dem Spiegelbilde desselben im Wasser zu schnappen. Übrigens kann man immer noch zweifeln, ob es ihm mit seiner geistigen Metamorphose wirklich Ernst ist, ob er nicht nur aus der Noth eine Tugend gemacht, und ob er nicht seinen Stolz darein setzt, in äußerlich veränderter Gestalt, mit größerer Klugheit und mit Modificationen, welche das Resultat reiferer Jahre sind, seine alten Ansichten zu verfolgen? Ref. findet dies nicht eben wahrscheinlich; er glaubt, daß Gutzkow in wesentlichen Punkten anderer Meinung geworden, daß er sich von der praktischen Unausführbarkeit und Thorheit seiner anarchischen und emancipationssüchtigen Ideen überzeugt, daß er den Geschmack des soliderern Publicums besser kennen gelernt und den seinigen vielleicht etwas veredelt hat, daß größere Reife der Einsicht und des Urtheils ihn auf dem Wege der Reflexion von manchen Verkehrtheiten und Unziemlichkeiten zurückgebracht hat; aber nicht ebenso glaubt er, daß Gutzkow sich im innersten Kerne seines Strebens verändert, daß er eine wirklich neue Richtung eingeschlagen, daß er mit seiner Vergangenheit aus Überzeugung und sittlichem Ernst gebrochen hat. Die Hauptfehler von Gutzkow's frühern Autorcharakter findet Ref. nicht sowol in der sonst vorzugsweise angegriffenen Frivolität und Unzüchtigkeit als in den tiefer liegenden Eigenschaften der Liebloſigkeit und des Egoismus. Welcher aufopfernden Liebe zur Wahrheit sich auch Gutzkow

Digitized by Google

rühmen mochte — seine Schriften legen das Zeugniß gegen ihn ab, daß er größere Freude hatte an Auffindung und schonungsloser Rüge und Verspottung Dessen, was ihm unwahr erschien, was er oft erst zur Unwahrheit stempelte und verzerrte, als an der Anerkennung der Wahrheit. Daher die grenzenlose Skandalsucht neben ungemessenem, Alles unter sich erblickendem, Alles verspottendem Hochmuthe. Mit mikroskopischem Auge sah er die Fehler und Schwächen Anderer in vergrößerter Gestalt, und selbst das Tadellose nahm für ihn das Ansehen von Flecken und Auswüchsen an; sein eignes Ich aber sah er als einen Riesen. Dies negative, zersetzende und zerstörende Princip hatte in sich keine Grenzen; die darauf sich gründende Kritik der literarischen, der historischen, ethischen und socialen Phänomene und Charaktere mußte eine durchaus feindselige und vernichtende Tendenz annehmen; denn „dem Verständigen erscheint fast Alles lächerlich, dem Vernünftigen fast nichts", und ebenso kann auch der gemüthlose, sittliche Skeptiker und Nihilist Alles bemäkeln und zweideutig machen. Ganz consequent verfahrend, mußte Gutzkow nach seinem kritischen Principe jede sittliche, intellectuelle und literarische Größe zu Staub „zu zerreiben", alle Götter von ihren Altären zu stürzen bedacht sein. Und welche Persönlichkeit, welcher Charakter böte nicht einem Auge, das ein Schalk, das mit einem krankhaften Scharfblick für Schwächen behaftet ist, eine wirkliche oder scheinbare Blöße, wo die zerfressende Feile und Säge einer gehässigen, für das Nichts schwärmenden Kritik mit glänzendem Erfolge kann angesetzt werden; mit glänzendem Erfolge, so lange es Leute gibt, welche das Plausible sofort für etwas Bewiesenes und den kecken Witz für Wahrheit, den Skandal für ein rechtsgültiges Verdict nehmen. Gutzkow hat zwar sein Princip, mochte es mehr ein mit Absicht und Bewußtsein gefaßtes, oder mehr ein in seiner Natur liegendes sein, nicht mit voller Consequenz durchgeführt; natürlich! denn wäre überall das Resultat seiner Kritiken auf Null herausgekommen, hätte er keinen Charakter, keinen Geist, kein Kunstwerk gelten lassen, so hätte dies eine langweilige Monotonie ergeben; aber nicht der unbestechliche Sinn für Wahrheit und Sittlichkeit, sondern Rücksichten auf die allzu stark ausgesprochene öffentliche Meinung, oder berechnende Klugheit, oder eigne Laune und Willkür, oder sonst zufällige Gründe scheinen ihn bestimmt zu haben, die Existenz einzelner literarischer oder historischer Personen, über die er als Kritiker zu Gericht saß, anzuerkennen und zu fristen, wobei er jedoch nicht ermangelte, in einzelnen Andeutungen durchscheinen zu lassen, daß es nur auf sein gnädiges Gefallen ankäme, auch diese glimpflich Behandelten zu stürzen und sie auf die terroristische Guillotine der Lächerlichkeit zu schicken. In seinen „Öffentlichen Charakteren" hat Gutzkow die besprochenen Charaktere zuerst zerhackt und zerfasert und dann aus dem Schmorkessel seiner gewandten und beweglichen Einbildungskraft ein halb ähnliches, halb entstelltes Schemen wieder aufsteigen lassen, dem er den Namen und die Attribute des Abgeschlachteten beilegte. Seine Constructionen der Charaktere, die er hätte erfassen und schildern sollen, waren nicht ungeschickt und unwahrscheinlich, aber sie waren unpoetisch ebenso als unwahr. Von diesem Geiste der Verneinung und des höhnischen Zweifels scheint Gutzkow neuerlich in etwas zurückgekommen zu sein; er hat eine Anzahl von Kritiken für kostbar genug erachtet, sie in Gestalt eines Buches wiederabdrucken zu lassen und diesem Buche den Titel gegeben: „Götter, Helden und Don Quixote". Es ist wirklich viel, wenn Gutzkow, der früher, sein Ich ausgenommen, eigentlich nur Narren und Schelme anerkennen zu wollen schien, nunmehr nicht blos Helden, sondern selbst Götter proclamirt. Diese Sinnesänderung dürfte jedoch nicht sehr hoch anzuschlagen sein; denn einerseits galt es, für die verlegene Waare älterer Kritiken einen neuen, pikanten Titel, der einigen Skandal versprach, aufzutreiben, und so wurden die Götter und Helden von Goethe's scherzhafter Schrift gegen Wieland entlehnt; andererseits wird auch den „Helden", großentheils guten Freunden vom jungen Deutschland her, da und dort ein Esel gebohrt und ihnen eine Lächerlichkeit aufgeheftet, und dann ist auch das Princip der Eintheilung selbst so ganz willkürlich und nichtig, daß man auch hier das Streben nach innerer und gediegener Wahrheit gänzlich vermißt. Da wird ein G. Büchner, der ein Drama geschrieben, das „Marat" betitelt ist, und der sich um Gutzkow's Protection bewarb, der aber gestorben ist, ohne seine Gotthelt sonst zu bethätigen, unter die Götter versetzt, unter die Don Quixote aber H. Steffens, weil er gegen Gutzkow's Tendenzen geschrieben hat; wobei man leicht auf den Gedanken kommen kann, daß Gutzkow's Doctrinen die Windmühlen seien. Es wird genügen, diese einzige Notiz aus dem Buche anzuführen, um dessen Unparteilichkeit und kritische Nüchternheit zu würdigen! Nach all diesem müßte, so scheint es, Gutzkow immer noch manche Häutung durchmachen, ehe er sich in makelloser Reinheit darstellt, ehe die letzte Spur von den ihn früher charakterisirenden widrigen Tendenzen an ihm getilgt ist.

Diese Ansicht hat sich dem Ref. auch bei Durchlesung des vorliegenden komischen Romans bestätigt, den er allerdings nicht mit dem günstigsten Vorurtheile zur Hand nahm, an dem er jedoch manches unerwartete Gute, manche überraschende Vorzüge vor frühern Producten desselben Verfassers bereitwillig anerkennt und von Herzen wünscht, daß er ein Wendepunkt in Gutzkow's literarischer Laufbahn werden möge.

Die Fabel des komischen Romans: „Blasedow und seine Söhne", so weit er in den zwei vorliegenden Bänden gediehen ist, läßt sich sehr kurz angeben; aber freilich ist mit der bloßen Inhaltsangabe von einem komischen Romane sehr wenig gethan. Blasedow ist ein armer Landpfarrer in Kleinbethlehem, der aus Noth die viel ältere Witwe seines Vorfahren im Amte, die schon einen Sohn hat, geheirathet und mit dieser gemeinen und für ihn gar nicht passenden Frau vier im Alter einander ziemlich nahestehende Söhne erzeugt hat. Der arme Blasedow, der von vorn als eine gar zu traurige und

Digitized by Google

jämmerliche Gestalt aufgeführt wird, als ein ganz beschränkter, eitler und verdrießlicher Hypochonder, zeigt sich im Verlaufe der Geschichte als eine ursprünglich edle und kräftige, nach dem Wahren und Tüchtigen strebende, für das Große und Ideale empfängliche, aber in kleinlichen und drückenden Verhältnissen, in gemeiner Umgebung verkümmerte Natur, als ein Mann, der, weil er sein eignes Leben als verfehlt ansieht, das bei ihm selbst Versäumte und Verfehlte durch die Erziehung seiner vier Söhne möglichst gut zu machen beschlossen hat. Die Idee der Erziehung ist bei ihm zur fixen Idee geworden, und seine Erziehungsprincipien und Methode sind so ziemlich toll. An einem bestimmten Tage nimmt er der ungebildeten Mutter plötzlich die Erziehung seiner Söhne ab und wird selbst ihr Lehrmeister. Er glaubt aus zufälligen Anzeichen errathen zu haben, wozu jeder vorzugsweise Neigung und Talent besitze, und bestimmt demgemäß den ältesten, Oskar, zum Schlachtenmaler, den zweiten, Amandus, zum Bildhauer, Theobald zum Volksdichter und Alboin zum Satiriker. Theoretisch und praktisch sucht er selbst jeden so viel als möglich zu seinem künftigen Berufe vorzubereiten, und außerdem gibt er ihnen Lehrmeister, wie sie eben auf einem Dorfe zu haben sind: Oskar bekam einen Lakirer und Tapetenmaler zum Lehrer, Theobald den Schäfer und Naturdichter Schumacher u. s. w., und Blasedow befolgte den Grundsatz: es müsse so viele Erziehungsmethoden geben, als es Kinder oder zukünftige Berufe gebe. Wie sie einigermaßen herangewachsen, sodaß der älteste etwa achtzehnjährig war, dachte der Vater darauf, sie in die Hauptstadt des kleinen Fürstenthum Sayn-Sayn, Kaputh, zu bringen, damit sie sich daselbst in ihren Metiers weiter ausbildeten und vervollkommneten. Um sie aber die Reise machen zu lassen und sie ein wenig mit Geld zu versehen, mußte er erst zehn Thaler von seinem Amtsbruder Tobianus entlehnen, einem ziemlich schwachen Pfarrer in seiner Nähe, der indeß mit der Frau Pfarrerin von Kleinbethlehem auf sehr vertrautem Fuße lebte, dessen Tochter die erste Liebe des Schlachtenmalers Oskar gewesen und jetzt als Gesellschafterin einer adeligen Dame in der schon genannten Residenz war. Er bekam die zehn Thaler und entließ seine Söhne, mit diesem Gelde, mit Mundvorrath und einer brieflichen Instruction versehen, auf einem Wagen, mit seinem Pferde bespannt. Ein Knecht sollte das Fuhrwerk in der Stadt abholen. Gegen die Befehle des Vaters kehren sie unterwegs öfters ein, geben viel Geld aus — der Beutel geht verloren (so glauben die von dem ältesten getäuschten Brüder; Oskar hat ihn bei Seite gebracht, um sie zu einem entscheidenden Schritte zu bringen); in der Noth verkaufen sie das Pferd und beziehen nun ein Quartier in der Stadt. Sie besuchen das Gymnasium und suchen sich sonst auszubilden; Oskar kommt ins Haus des Barons Satan v. Höllenstein, bei dessen Gattin, Celinde, Sophie in Diensten ist. Zwischen ihm und der Baronin knüpft sich ein idealisches Verhältniß an, sie lesen den Sophokles miteinander; Sophie sucht den Jüngling auch wieder zu ködern, der aber Grund zum Mistrauen gegen sie hat. Die vier Brüder, eine sehr lärmende Bande, bekommen Verdruß mit ihrem Hausgenossen, dem Registrator Wiesecke, der das Seinige dazu beiträgt, ihre Relegation vom Gymnasium zu bewirken, in welchem sie allerlei Skandal angerichtet haben. Der aufklärungssüchtige Consistorialrath Blaustrumpf ist ihnen ohnehin schon wegen ihres Vaters aufsätzig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die religiöse Skepsis und Pietät der Deutschen im Spiegelreflex britischer Kritik.

Ein Kritiker, welcher im „Foreign quarterly review" über Jung Stilling's gesammelte Schriften sein Urtheil abgibt und mit der religiösen und philosophischen Literatur der Deutschen innig vertraut zu sein scheint, läßt sich bei dieser Gelegenheit über den Hang der Deutschen zur Skepsis im Allgemeinen aus, und so verworren und schroff seine Ansichten einander gegenüberzustehen scheinen, so kann man doch nicht leugnen, daß das Einzelne ebenso tief gedacht als wahr und bezeichnend ausgesprochen ist. Ein Auszug aus dieser Kritik dürfte um so mehr von Interesse sein, je größere Fortschritte die religiöse Skepsis der Deutschen neuerdings durch Strauß gethan hat. Die deutsche Theologie, sagt der Reviewer, und die deutsche Metaphysik, was im Grunde einerlei ist, bieten den Anblick einer wüsten Wildniß dar, wo kimmerische Dunkelheit herrscht und hoffnungsloser Skepticismus wuchert. Dies werde den Engländer freilich nie zu ihrem Studium aufmuntern. Denn der Brite wolle, wenn er sich einschiffe, immer genau wissen, wohin die Reise geht; er fahre nicht, um zu fahren, und speculire nie, blos um zu speculiren. Aber Kant mit seiner scharfen Analyse, Herder mit seinem ruhelosen Forschergeiste und seinem vor Humanität rasenden Herzen, Schleiermacher mit seinem reinen Platonismus, Gesenius mit all seinem Hebräischen und Wegscheider mit all seinem Verstande — was haben sie bewirkt? Sie haben nur die Grundlage des Christenthums untergraben, den historischen Glauben unter unsern Füßen weggezogen und alle feste Substanz desselben evaporirt. Dem englischen Theologen ist das Leben Christi freilich nur eine mechanische Reihe von Mirakeln, doch dies sei wenigstens eine Form, die man beseelen könne; für den deutschen Theologen gebe es überhaupt gar kein Leben Christi. Da sei Alles Mythus, Allegorie, Epos. Sowie Wolf es dahin brachte, daß der Gelehrte nicht mehr von Homer's „Odyssee" und Homer's „Iliade", sondern blos von homerischen Balladen spricht, ebenso sei in der deutschen Literatur nicht mehr von den Büchern Mosis, sondern blos von mosaischen Legenden, mosaischem Mythus die Rede. (Dr. Strauß scheint dem Kritiker noch gar nicht bekannt zu sein.) Daß diese Art zu denken bei unsern gebildeten Laien allgemein herrschend sei, will er aus der Sprache beweisen, die Menzel an einigen Stellen seines „Literaturblattes" führt (vom 7. Nov. 1836 im Allgemeinen über das Christenthum, und vom 28. Nov. desselben Jahres über Bohlen's Exegese der Genesis). Diesen halt- und rathlosen Zustand leitet der Kritiker mit einigen historischen Umschweifen aus dem skeptischen Prineipe ab, das im Wesen des Protestantismus selbst liege und nirgendwo solche Nahrung habe finden können als auf dem gelehrten und philosophischen Boden der deutschen Literatur. Trotz dem müsse man nicht glauben, daß alle Deutschen Freigeister und Atheisten sind, weil sie sich nicht vor Gott wegen der Sabbathbills raufen, weil die Kirchen nicht so fleißig besucht werden und die augsburger Confession keine so allgemeine Autorität besitze als die 39 Artikel in England. Die deutsche Theologie sei aber auch nicht der Teufel, der Löwe, der herumgeht und sieht, wen er verschlinge. Es herrsche vielmehr eine Pietät in Deutschland, wie sie alle Kircheneinrichtungen nicht hervorbringen könnten, und es sei Thatsache, daß,

Digitized by Google

im selben Verhältnisse, wie die äußere und historische Evidenz des Christenthums in Deutschland untergraben, die innere Göttlichkeit desselben anerkannt worden sei.

Dafür gebühre den Deutschen der öffentliche Dank aller christlichen Nationen. Dann erwähnt er die Toleranz, die in Deutschland bei religiösen Streitigkeiten herrschen soll. Es sei ein erfreulicher Anblick, zu sehen, daß Tholuck und Neander nicht blos Lutheraner, sondern Christen, nicht nur Christen, sondern Menschen sind, die zwar ernst und mit Feuer, aber doch wie Menschen, nicht wie englische Bullenbeißer streiten. In England, wo die Hengstenberge Legion seien, wo der politische und kirchliche Teufel, das Gold und die Pietät unter einer Firma Geschäfte machen, da seien die Theologen nicht viel besser als Pharisäer. Dabei wolle man über die deutsche Theologie spotten. Es wäre darum an der Zeit, daß ein kräftiger Geist die religiöse Literatur Deutschlands bearbeite; freilich eine Riesenarbeit, der nicht leicht Jemand gewachsen sein dürfte. Ein Mann der Kirche nämlich würde den Gegenstand durch presbyterianische oder bischöflich-kirchliche Augengläser ansehen; ein Mann der Wissenschaft sei zu trocken, zu materiell, und ein Literat zu witzelnd und oberflächlich. Nur von einem Literaten wie Carlyle wäre eine würdige Lösung dieser Aufgabe zu erwarten. Endlich, wo der Kritiker auf Jung Stilling selbst zu sprechen kommt, erlaubt er sich sehr starke Ausdrücke über die Schwächen deutscher Schwärmerei und Speculation. „Ein deutscher Mann", heißt es irgendwo, „ist unmännlicher, als ein britisches Kind." — „Ein Deutscher kann viele Dinge thun und sagen, die ganz närrisch aussehen, ohne darum ein Narr zu sein." Der Engländer sei so gesund denkend, heißt es anderswo, daß ihn selbst in Gegenständen der Speculation sein praktischer Sinn nicht verlasse. Er baue sich eine feste Brücke zum Himmel, der Deutsche aber fahre in einem Luftballon auf. Die meisten Albernheiten, die Stilling bei seiner geistersehenden und gespensterhaschenden Phantasie begangen, werden damit entschuldigt, daß er ein Deutscher aller Deutschen war (a German of the Germans). Sonst wird der Charakter dieses frommen Schneiders, dieses halben Weibes, wie der Kritiker Stilling nennt, sehr richtig gezeichnet, sein Einfluß auf die religiöse Literatur des damaligen Deutschlands gewürdigt und dabei mit vieler Rührung seiner bei allem Mysticismus reinen, christlichen Gesinnung gedacht. „Stilling's Laufbahn", sagt das Review, „bietet manches psychologische, viel religiöses und wenig literarisches Interesse dar. Sein Geist war Muttergottesmilch und lacrymae Christi, kein Champagner." Überhaupt hätten die Deutschen, wie die alten Griechen, keinen Anspruch auf den esprit der Franzosen, ihr Genie bestehe in ihrem Gemüthe. Aus seinem innersten Gemüthe heraus und mit der Überzeugung seines Gefühls habe Stilling gegen die Aufklärerei seiner Zeit für den historischen Glauben des Christenthums gestritten. „Armer Stilling! Zwanzig Jahre", sagt der Reviewer, „kämpfte sein gutes, christliches Herz mit den Zweifeln seines Kopfes, der zu schwach war, sich selbst die Wahrheit zu finden." Dann wird bewiesen, daß ihm die Erlösung grade von dem Deisten Kant kommen mußte, weil Kant nie die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung ausgeschlossen, sondern blos gezeigt habe, daß die menschliche Vernunft keine übersinnliche Frage beantworten könne. Dies sei für Stilling eine Glaubensrettung auf negativem Wege gewesen. Auch das sonderbare Verhältniß des übergläubigen Stilling zum „großen Heiden" wird oft erwähnt. Der Kritiker führt auch die Stelle aus „Wahrheit und Dichtung" in der Übersetzung an, wo Goethe über Jung Stilling spricht. „Die Stelle", heißt es, „ist echt Goethisch, voll ruhiger Klarheit, mit einer Mischung liebenswürdiger Selbstgefälligkeit." Zuletzt werden Stilling's einzelne Werke beurtheilt. Seine interessante Selbstbiographie ist in England schon durch Jackson's Übersetzung bekannt. „Theobald der Schwärmer" sei ein Buch, zu dem Jung besonders berufen war, weil er, durch Erziehung und Anlage selbst ein Pietist, leicht die Sekten und Pietisten Westfalens, die überhaupt seit Jakob Böhm in Norddeutschland so häufig seien, vor Verirrungen warnen konnte. „Die Scenen aus dem Geisterreiche" enthielten ein gutes Stück Phantasie, besonders geistreich sei das Straffystem und der Criminalcodex der andern Welt. „Das Heimweh" wird eine phantastische Germanisirung des „Tristram Shandy" genannt. In der „Theorie der Geisterkunde", einem vollständigen Systeme der übersinnlichen Welt, nehme Stilling die Existenz und die Rechte der Geister gegen den Unglauben jener vollblütigen, sinnlichen Leute in Schutz, die Beefsteaks essen, Porter trinken und laut lachen!

Zuletzt wird der deutschen Gelehrsamkeit und Aufklärung noch eine gewaltige Lobrede gehalten. „Gehen wir nach Deutschland", ruft der Kritiker aus, „und lernen wir tolerant sein!"

108.

Literarische Notiz.

J. A. Jucewitsch hat einige in die lithauische Volkssprache übersetzte polnische Gedichte zu Wilna 1837 herausgegeben und diesen eine kurze Literaturgeschichte Lithauens beigefügt, in der folgende lithauische Dichter namhaft gemacht werden: 1) Donalejtis (gest. 1780), von dem ein auf die lithauische Nationalität basirtes Gedicht: „Die vier Jahreszeiten", herrührt, bereits von Rhesa ins Deutsche übersetzt und gedruckt (Königsberg 1818). 2) Simon Staniewitsch, welcher lithauische Volkslieder gesammelt und Fabeln gedichtet hat. 3) Dionysius Paszkiewitsch, vor einigen Jahren verstorben, ein äußerst sorgsamer Sammler lithauischer Alterthümer und Sprachdenkmäler und einer der vorzüglichsten Beförderer des lithauischen Sprach- und Geschichtstudiums.; er dichtete mehre kleine Lieder, übersetzte Virgil's „Aneis" und sammelte bedeutende Materialien zu einem lithauischen Wörterbuche. Diesen Dichtern muß nun Jucewitsch selbst zugesellt werden, von dem überdies eine reichhaltige Sammlung lithauischer Volkslieder nächstens erscheinen wird.

9.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.
Herausgegeben
von
Dr. Franck.
Dritter Jahrgang.
Mit drei Kupfern.
8. Elegant cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Die Rosen.** Ein dramatisches Gemälde in drei Abtheilungen und fünf Acten von **Albini.** — II. **Das Tagebuch.** Lustspiel in zwei Acten von **Bauernfeld.** — III. **Die Opfer des Schweigens.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Immermann.** — IV. **Der Wascogner in Paris.** Lustspiel in einem Act von **Franck.**

Der erste und zweite Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Franck, F. Halm, Immermann, Liebenau, Maltitz und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann und Grabbe, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 311. — 7. November 1838.

Blasedow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Gutzkow. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 310.)

Inzwischen schreiben die vier Söhne an ihren Vater sehr ruhmredige Briefe über ihre Fortschritte und Leistungen in ihren Fächern, und der Vater ist darüber ganz entzückt. Ohne Geld und Hülfsmittel beschließen die vier jungen Exgymnasiasten ein Journal unter dem Titel: „Nichts", herauszugeben und führen diesen Plan wirklich aus. Das zum Anfangen erfoderliche Geld pressen sie durch einen listigen Streich dem Registrator Wiesecke ab. Das Journal bekommt einigen, doch nicht genügenden Absatz und geräth ins Stocken. Der Schlachtenmaler verkauft seinen anatomisch merkwürdigen Arm für den Todesfall einem Anatomen und Sammler von Merkwürdigkeiten und bringt das Geld seinen Brüdern heim. Aber diese zeigen sich höchst undankbar und herzlos, sodaß er beschließt, sich von ihnen zu trennen. Nur der jüngste bereut sein Benehmen und söhnt sich mit Oskar aus, der jedoch sein Bündel schnallt und abzieht. Er begibt sich noch in das Haus des Barons v. Höllenstein, wohin man ihn beschieden hat, und wird vom Baron zum Schlachtenmaler für die Manoeuvres der Truppen von Sayn-Sayn und von Vierhufen bestellt; der Baron ist nämlich Generalissimus der Sayn-Sayn'schen Armee, die nicht 1000 Mann beträgt. Oskar, der ein höchst gemüthvoller und tiefer junger Mann geworden, misversteht sich mit Celinden und verachtet Sophien; aber die Neigung zu Jener macht ihn innerlich unglücklich. Er nimmt den Antrag an und fährt mit den Damen hinaus zu den sehr weitläufig geschilderten Manoeuvres; bald aber gibt er seinen Sitz im Wagen aus dringenden Gründen auf und setzt sich auf einen Munitionskarren; einen Operationsplan des Generalissimus, den ihm dieser nebst andern Papieren anvertraut, verwendet er zu höchst unheiligen Zwecken, was den Generalissimus in große Angst und, wie die schlimmen Folgen des unersetzlichen Verlustes sich offenbaren, in einem verwirrten Zusammenstoße mit der feindlichen Armee in wirkliche Verzweiflung versetzt. Oskar hat einen Baum erklettert, um die Bewegungen der Truppen zu beobachten; da erblickt er in einem Fuhrwerke seine Mutter, welche mit Tobianus dahergefahren kommt; der Gedanke an seinen unglücklichen Vater, über dessen traurige Lage und Zerrissenheit ihn zufällig ein aufgehaschter Brief in Kenntniß gesetzt hat, ergreift ihn mächtig; er eilt nach Kleinbethlehem, wo er am Sonntag ankommt; aber Niemand kommt zur Kirche, und der neue Schullehrer, der ihn nicht kennt, berichtet ihm die sonderbarsten Dinge über den sich oft wie wahnsinnig geberdenden, in manchen Dingen aber ganz vernünftigen Pfarrer. Oskar trifft ihn im Garten, wie er gymnastische Übungen anstellt, um in Schweiß zu kommen; Blasedow ist voller Freude, seinen hoffnungsvollen Erstgeborenen wiederzusehen; aber zu seiner unaussprechlichen Bestürzung erfährt er, daß die Berichte über die Leistungen seiner Söhne ganz erdichtet, daß sie aussichtslose Tagediebe sind. Der aus allen seinen Himmeln gefallene Vater bezwingt jedoch seine Entrüstung, und die Liebe gewinnt die Oberhand; da kommt ein großer, rothgesiegelter Brief an, der ihm die Nachricht von seiner Amtsentsetzung bringt; so haben sich Vater und Sohn nichts mehr vorzuwerfen; sie setzen sich auf einen Wagen und fahren der Residenz zu. Blasedow sagt: „Die ganze Welt steht mir nun offen, komm, wir haben ja so viel nachzuholen, so viel zu verbessern. Wir wollen nun Alle, und ich zum meisten, noch einmal von vorn anfangen." Der zweite Band schließt mit den Worten: „Sie waren selbst begierig, was nun noch Alles auf dem Blatte stehen würde, welches eben das Schicksal mit so großer Schnelle in ihrem Lebensbuche umgeschlagen hatte."

Hier ist nur der Gang der Hauptereignisse, sofern die Personen dabei betheiligt sind, welche dem Romane den Namen gegeben, berichtet worden; weitere vorkommende Charaktere sind die gräfliche Familie v. der Neige, die in der bittersten Armuth bei nicht herabgestimmtem adeligen Hochmuthe lebt und sehr bedrängt wird von dem jüdischen Baron Herrn v. Lipman, welchem sie Vieles schuldet. Der Sohn des jüdischen Banquiers ist ein Literat und Ästhetiker, auf dessen künftigen Ruhm sich der Vater nicht wenig einbildet. Ferner treten auf der fanatische Aufklärer und Feind alles Obscurantismus, aller Mystik und alles Aberglaubens, Blaustrumpf, mit seinem Schwiegersohne Mörder, dessen Schriften er möglichst zu verbreiten sucht; der Baron Satan v. Höllenstein; ein paar junge, sich gegenseitig über die Maßen bewundernde und

Digitized by Google

lobpreisende Genies und noch einige untergeordnete Personen.

Der Roman scheint dem Angeführten nach keineswegs geendigt; der alte Blasedow hat es ausgesprochen, daß er sammt seinen Söhnen grade wieder von vorn anfangen müsse; und in der That, nach der Manier, in welcher dieser Roman angelegt ist, wäre es nicht unmöglich, ihn noch zwanzig und mehr Bände hindurch fortzuspinnen; etwa wie die so bald abbrechenden „Flegeljahre" Jean Paul's läßt dieser Anfang eine unendliche Perspective offen. Oder soll etwa das Buch hiermit zu Ende sein und das Komische darin liegen, daß Blasedow bekennen muß, er und seine Söhne seien jetzt wieder so weit zurück als je? Dem sei indeß, wie ihm wolle, ein Urtheil darf über dies Buch ohne Zweifel auch in dem Falle ausgesprochen werden, daß es noch weit ausgesponnen und fortgesetzt würde, und zwar darum, weil der eine Hauptcharakter, der Vater Blasedow, in den beiden vorliegenden Bänden so ziemlich in seinem ganzen Inhalte und seinen möglichen Phasen entwickelt ist und eine Verjüngung, ein von vorn Anfangen bei einem etwa funfzigjährigen, abgetrockneten und verdorrten Manne wie der unglückliche Landpfarrer zu den psychologischen Unmöglichkeiten gehören dürfte, und weil, was noch wichtiger, das Interesse in diesem komischen Romane doch weniger an der Fabel, an der Intrigue, an den Ereignissen und selbst an den Charakteren als vielmehr an einzelnen Situationen, Reflexionen, Excursen, an polemischen und satirischen Seitenblicken und Parodien haftet. Die Fabel scheint mehr nur erfunden, um der Träger einer Menge von Ansichten und Bemerkungen, in humoristischer und ironischer Form ausgesprochen, um das Vehikel für psychologische, literarische, politische und sociale Beobachtungen zu sein; der Verf. bewegt sich mit viel größerer Lebhaftigkeit in diesen Excursen und Auswüchsen als in dem Interesse und den Charakteren seines Romans. Dies soll ihm nicht eben zum Vorwurf gemacht werden; die Komödien des Aristophanes hatten auch ihr Hauptinteresse *außer* sich und nicht *in* sich; man vergißt die auftretenden, die *erscheinenden* Personen über Dem, was sie *bedeuten* und worauf sie anspielen; doch erscheint im komischen *Romane* das Aufgeben der Unabhängigkeit und Selbständigkeit, das Sichstützen und Sichbeziehen auf anderwärts Vorausgesetztes als ein Mangel, wenigstens als ein Hinderniß größerer Popularität und allgemeiner Verständlichkeit.

Worin das Wesen des Komischen bestehe, und was der komische Roman zu leisten habe, dies maßt sich Ref. nicht an hier entscheiden oder auch nur erörtern zu wollen; „die Zahl der fruchtlosen Versuche, eine genügende Definition des Lächerlichen und Komischen zu finden", sagt Ch. H. Weiße, „möchte schwer zu berechnen sein". Bleibe es Jedem anheimgestellt, ob er das Komische mit Jean Paul als den sinnlich angeschauten unendlichen Unverstand, oder mit Solger als das Verzehrtwerden des Göttlichen vom Irdischen, oder mit Kant als die plötzliche Auflösung einer Erwartung in ein Nichts, oder als den Widerspruch zwischen dem Spirituellen und Materiellen, zwischen dem Idealen und der gemeinen Wirklichkeit, oder wie immer auffassen mag: darüber werden am Ende Alle einverstanden sein, daß es in einem Widerspruche bestehe, und zwar in einem solchen, welcher, wo nicht ausschließlich, doch vorzugsweise in die Sphäre des Intellectuellen, nicht, oder weniger, in die des Sittlichen fällt und auch nicht in die der Gefühle und des Gemüths. Der Haß und die Indignation sind ebenso wie ein gesteigertes Mitleid und tiefe Rührung mit dem Komischen oder Lächerlichen in seiner Reinheit unverträglich. Nur wenn das Komische ungefärbt bleibt von diesen Elementen, bildet es eine eigenthümliche Kunstgattung, als Drama oder Epos (Roman); verbindet es sich mit Gegenständen und Motiven des Hasses und Abscheues, so wird es zur Satire in verschiedenen Abstufungen, je nachdem das eine oder andere Element mehr vorwiegt; geht es dagegen die Vermählung mit dem Rührenden und Gemüthlichen ein, so entsteht der Humor, welcher durch den Wechsel der Empfindungen, die er hervorruft, genußreicher ist als das rein Komische, aber auch schwerer zu verstehen oder zu appercipiren, weil mancher Geist nicht Beweglichkeit genug zu solchen raschen Übergängen hat. Innerhalb der Grenzen des Ästhetischen hält sich das Komische leichter, wenn es zum Humor sich gestaltet, weil es dann eher Maß hält, als wenn es des gemüthlichen Elementes entbehrt; oder auch, wenn es sich strengern poetischen Formen, dem Metrum und Reim unterwirft, während es ohne den Anhalt des Gemüthlichen, des Sittlichen oder der strengern Form leicht in Gemeinheit und Absurditäten untergehen kann.

Ob es ganz *reine Komiker* unter den Dichtern gebe, kann man bezweifeln; bei Rabelais und Ariost spielt schon das Parodische mit herein; der „Don Quixote" des Cervantes mit all seiner Fülle von rein Komischem ist ebenfalls theilweise parodisch-satirisch und wirkt daneben noch durch die eingewobene romantische Lieblichkeit und Herrlichkeit; Sterne und Jean Paul sind humoristisch. Über die Verschiedenheit des Komischen, über die Motive desselben, die Mittel, komische Effecte hervorzubringen, kann jedes Wort hier erspart werden. Mehr als irgendwo sind hier grade alle Theorien und Sätze nur Abstractionen aus dem vom Genius wirklich schon Geleisteten, erschöpfen die Möglichkeit nicht und binden keinen komischen Genius, den etwa die Zukunft hervorbringen mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

Nantes.

16ten August 1839.

Der Reisende, welcher, auf seiner langen Irrfahrt durch die Vendée und die Bretagne von allem geistigen Verkehr abgeschnitten, so oft nach den Früchten der modernen Bildung geschmachtet, fühlt sich wunderbar erquickt, wenn er die Residenz der ehemaligen bretagnischen Herzoge und die alte Heimat der Sklavenhändler erreicht. *Nantes* ist ein Civilisationsmittelpunkt zwischen zwei Barbareien und eine Handelsstadt zwischen zwei Hauptschauplätzen französischer Bürgerkriege, welche grade an diese Stelle gebannt scheint, um ihre Communication zu hindern. Nantes hat wirklich das Aussehen

Digitized by Google

einer großen Stadt; mit Vergnügen betrachtete ich am Morgen nach meiner Ankunft mehre schöne, regelmäßige Plätze, namentlich die Place royale, welche aus neun massiven, nach einem symmetrischen Plane erbauten Häusern gebildet ist. Die neuen Häuser sind meist von Stein und haben drei Stockwerk ungefähr von gleicher Höhe, was sich ungemein hübsch ausnimmt. Die alten garstigen Stadtviertel, aus hölzernen Häusern bestehend, deren erstes Stock in die Straßen hineinreicht, verschwinden schnell. An vielen Stellen findet man wie in Nürnberg allerliebste Plätze, mit vier Reihen Bäume besetzt und von schönen Häusern umringt. Diese Plätze sind allerdings einsam und die Häuser machen eine traurige, verlassene Miene. In den Bäumen wahnen zahllose Singvögel. Das Straßenpflaster ist, wie in allen Provinzialstädten, schauderhaft. Die große Promenade hinter der Kathedrale, nicht weit von dem Versteck der Herzogin von Berri, beherrscht die alte Citadelle und den Strom. Die Aussicht ist nicht übel. Auf einer Bank, nahe bei der großen Treppe, welche zur Loire und der neuen Hängebrücke hinabführt, dachte ich an die lange Gefangenschaft des Cardinal Retz, welcher, im Ganzen genammen, der geistreichste Mann gewesen, welchen Frankreich gehabt hat. Man merkt bei ihm keine enge Ideen, keine Schnürstiefeln wie bei Voltaire, und er hat den Muth, Dinge zu sagen, welche schwer auszudrücken sind. Ich verweilte lange und oft auf diesem Hügel, welcher mit mehren Reihen Bäume bepflanzt und mit Statuen unter aller Kritik besetzt ist. Unten gegen den Fluß bemerkte ich zwei oder drei Häuser, welche eine so wahlhabende und schöne Stadt wie Nantes nicht hätte bauen lassen sollen. Allein die Gemeindebeamten, welche die französischen Provinzialstädte regieren, haben keinen Sinn fürs Schöne, selbst Paris verunstaltet sich seit einiger Zeit; das Non-plus-ultra alles Ungeschmacks ist der neue vielgerühmte Platz de la Concorde. In Deutschland bieten die kleinsten Städte liebliche Ansichten und schmücken sich ohne außerordentliche Kosten auf die kunstgerechteste und sinnigste Weise einzig und allein mit Bäumen und Sonnenschein.

Ich hatte mir übrigens die Naturschönheiten bei Nantes größer gedacht, als ich sie wirklich vorgefunden; ich erwartete etwas Ähnliches wie die Rheinufer bei Koblenz und die bewaldeten Hügel von la Meillerale an der Seine unterhalb Rouen. Ich habe nichts als grüne aber nackte Inseln und weite mit Pappeln bepflanzte Wiesen gefunden. Der große Ruf, welchen man der Loire gemacht hat, beweist den Mangel an Geschmack für Naturschönheiten, welcher die Franzosen des ancien régime charakterisirt; erst während der Emigration haben ihnen Koblenz und Dresden für Schönheiten dieser Gattung die Augen geöffnet.

Die Bäume der obenerwähnten Promenade sind ärmlich; man sieht, daß das Erdreich nicht viel taugt. Längs der Promenade gegen Morgen dehnt sich eine Reihe Häuser aus, welche gar traurig auf die Spaziergänger herabblicken. Am andern Ende der Baumallee, in entgegengesetzter Richtung mit der Loire, stößt man auf den Kanal, welcher von Nantes nach Brest führt und mit unendlich vielen Schleußen versehen ist. Auf der Mitte des Platzes, welcher die Promenade durchschneidet, erhebt sich eine 60 Fuß hohe Säule mit der kolossalen Statue Ludwig XVI., welche eine höchst mittelmäßige Wirkung macht.

An die Promenade grenzt, wie schon bemerkt, die Kathedrale, welche zum ersten Mal 555 und zwar vom heiligen Felix erbaut wurde, wie der „Fremdenführer von Nantes" versichert. Nichts beweist jedoch diese beiden Behauptungen. Neuere Ausgrabungen haben dargethan, daß ein Theil der Kirche sich auf eine römische Mauer stützt; aber in der Kirche selbst haben wir nichts gesehen, was über das eilfte Jahrhundert hinausgereicht hätte. Der Chor ist aus dem 18. Jahrhundert d. h. lächerlich. Der wüthende Carrier ließ 1793 die Kuppel mit Öl überpinseln, weil ihn der daran abgebildete religiöse Gegenstand skandalisirte; man hat neulich versucht, das Gemälde wieder aufzudecken. Der Küster zeigte mir eine kleine Kapelle, deren Wände ganz einer römischen Arbeit glichen; sie bestanden aus trefflich gehauenen Kubikwürfeln. Das gegenwärtige Schiff der Kathedrale wurde gegen 1434 gebaut und ersetzte das alte romanische Schiff, welches baufällig geworden; allein am Ende des 15. Jahrhunderts steckten die Arbeiten, was einen sonderbaren Zufall zur Folge gehabt hat. Da der gothische Theil des Kirchenschiffs unendlich viel höher war als der Chor, welcher romanisch geblieben ist, so sehen wir den Kirchthurm der alten Kirche mit in die neue hineingebaut, welcher dadurch kein Eintrag geschehen ist. Es gibt nichts Edleres, Würdevolleres und Imponirenderes als dieses große, hohe Schiff. Man muß es sehen, wenn man allein ist und der Tag sich zu Ende neigt; ich blieb oft wie unbeweglich auf meinem Stuhle sitzen und hatte beinahe Lust, mich in der Kirche einschließen zu lassen. In den Seitengängen haben die Narren von 1793 die Fensterkreuze zerstört und dadurch dem architektonischen Charakter geschadet. Die Statuen und Figuren in den Hahlkehlen der beiden Portale sind ebenfalls von diesen Ikonoklasten verstümmelt worden.

Das Interessanteste von Nantes ist ohne Widerrede das prachtvolle Grabmonument des letzten Herzogs der Bretagne, Franz II., und seiner Gemahlin, Margarethe von Foix, welches man in der Sakristei der Kathedrale sieht. Die Königin Anna, Herzogin der Bretagne und Gemahlin Ludwig XII., ließ es ihrem Vater, Franz II., 1507 errichten; es stand ursprünglich in der hiesigen Karmeliterkirche, nach deren Zerstörung es in die Kathedrale gebracht wurde. Der Bildhauer, welcher dieses Mausoleum, eines der schönsten Denkmäler der Renaissance, ausführte, hieß Michel Columb; er war aus Saint-Pol-de-Léan in der Unterbretagne gebürtig und außer diesem Grabmal ist weiter kein Werk von ihm bekannt. Die Statuen des Herzogs und seiner Gemahlin sind von weißem Marmor und liegen auf einer schwarzen Marmorplatte, welches zwar einen etwas heeben, aber mit der christlichen Idee vom Tode ganz übereinstimmenden Effect hervorbringt. Ihre Köpfe ruhen auf gestickten Schlafkissen, welche drei köstlich gearbeitete Engel halten. Zu den Füßen des Herzogs und der Herzogin liegt ein in seinen Tatzen das bretagnische Wappen haltender Löwe und ein Windhund mit dem Wappen des Hauses Foix. Auf den Seiten des untern Marmorrechtecks stehen die zwölf Apostel in röthlichen Marmornischen, welche durch weiße Marmorpilaster römischer Ordnung voneinander getrennt sind. An dem einen Ende des Grabmals in gleicher Linie mit den Aposteln befinden sich zwei kleine Statuen, welche den heiligen Franziscus von Assisi und die heilige Margaretha vorstellen; am andern Ende sieht man Karl den Großen und den heiligen Ludwig. Alle diese Figuren sind hinsichtlich der Naivetät ihrer Stellungen und der Wahrheit ihres Ausdrucks bewundernswürdig; die Apostel namentlich können mit den Vischer'schen am Sebaldusgrabe wetteifern. Unterhalb dieser sechszehn Figuren sind sechszehn Klageweiber von grünem Marmor in weißen Marmornischen placirt; ihre Hände und Köpfe sind trotz der grünen Kapuze, welche sie einhüllt, ebenfalls von weißem Marmor, welches ihre Ausführung nicht wenig erschwert haben mag. In den Stellungen herrscht dieselbe Mannichfaltigkeit wie in dem Ausdruck der Gesichter. An den vier Ecken des Grabes stehen vier große allegarische Figuren: die Kraft, in Helm und Panzer, erwürgt einen Lindwurm, den sie aus einem Thurme hervorholt; die Gerechtigkeit, eine Krone auf dem Haupte, hält in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Wagschale und ein Gesetzbuch; ein Zügel und eine Laterne verkündigen die Klugheit; die Weisheit hat einen Spiegel und einen Compaß in den Händen, zu ihren Füßen liegt eine Schlange, und der Hintertheil ihres Kopfes stellt ein bärtiges Greisengesicht dar. Naive Grazie und rührende Einfachheit charakterisiren diese vortrefflichen Statuen; die reichen Draperien sind mit seltener Vollendung behandelt. Alle vier Standbilder sind keineswegs nach einem und demselben kalten Mo-

Digitized by Google

delle copirt, sondern es tritt bei ihnen wie bei den Rafael'schen Madonnen eine frappante Individualität hervor; sie scheinen fast Portraits zu sein; ihre Kleidung und ihre Züge erinnern an die schönen Frauen, welche man in einigen Gegenden der Bretagne antrifft. Der Ausdruck der Köpfe hat eine ziemlich starke Nuance von Ironie und Schelmerei, welche Wirkung Michel Columb vermöge eines einfachen Verfahrens zu Stande gebracht: die Augen sind nach dem äußersten Sehwinkel aufgeschlagen, und das innere Augenlid ist ein wenig convex gebildet, wie nach der chinesischen Mode.

Von dem Platz vor der Kathedrale führt eine schmale Gasse, worin die Herzogin von Berri gefangen wurde, an dem Thor des alten Schlosses vorbei, auf die breiten, belebten Quais der Loire, deren Hauptzierde in einer Reihe alter Ulmen von 60 Fuß Höhe besteht, welche längs des Ufers, den Häusern gegenüber, angepflanzt sind. Sie machen den größten Effect. Die sonderbaren Formen und Profile jedes einzelnen Baumes beschäftigen angenehm die Einbildungskraft, und mehre Häuser sind nicht ohne Styl und namentlich nicht ohne Farbe. Diese schönen, so trefflich und mit so geringem Aufwande geschmückten Quais werden in allen Richtungen von Geschäftsleuten begangen und vergegenwärtigen lebhaft die ganze Regsamkeit einer großen Handelsstadt. Es gibt daselbst zwei Omnibus, der eine weiß, der andere gelb; die Conducteure sind junge Landmädchen; die Fahrt kostet nur drei Sous. Ich stieg in den gelben Omnibus und fuhr so lange mit, bis er still hielt. Der Charakter der weiblichen Conducteure wurde jeden Augenblick durch Späße oder andern Schabernack auf die Probe gestellt, welches höchst unterhaltend war. Die Station des Omnibus war dicht neben einer Reihe von Zimmerplätzen.

Ein Glück für Nantes ist, daß es theilweise auf einem Hügel liegt, welcher, am rechten Ufer der Loire im Norden anfangend, immer weiter und weiter zurücktritt, bis er mit dem Fluß etwa einen Winkel von 30 Graden bildet. Die Zimmerplätze nehmen die erste kleine Ebene zwischen der Loire und dem Hügel ein. Aber die Loire ist nicht so breit als die Elbe bei Hamburg; Nantes liegt an einem schmalen Arme des Flusses, welcher hier, wie weiter oben gegen Angers, stets von Inseln verdoeden wird. Den Bauplätzen gegenüber vereinigt sich mit diesem Arm der Loire ein anderer, viel breiterer Arm, dessen Mündung mit Pfählen verpalissadirt ist, die aus dem Wasser hervorstehen und lauter römische Fünfen (V) bilden, die Spitze nach dem Meere zugekehrt; dazwischen sind die Netze ausgespannt, womit man die Alsen fängt.

Von dem rechten Loireufer her geschah der Angriff der Vendéer am 29. Juni 1793, welche, 50,000 an der Zahl, unter den Befehlen Cathéliuau's gegen Nantes vorrückten. Die Generäle Canclaux und Beysser vertheidigten den Platz, welcher auf neun Punkten zugleich beannt wurde. Von beiden Seiten verübte man Wunder der Tapferkeit. Am Ende richtete die republikanische Artillerie, welche die Kanoniere der Vendéer nicht unbrauchbar zu machen wußten, ein schreckliches Blutbad in den Reihen der Belagerer an; überall zurückgeschlagen, bewerkstelligten sie mit großem Verlust ihren Rückzug, indem sie ihren tödtlich verwundeten Oberfeldherrn mit fortnahmen, der mit einigen Royalisten bis auf den Platz Biarme vorgedrungen war und dort, von einer Kugel getroffen, an derselben Stelle niedersank, wo zwei Jahre später sein Nachfolger Charette erschossen wurde. Die Nationalgarde von Nantes bewährte sich bei diesem Sturme sehr brav. „Bürgersoldaten", hatte sie am Morgen ihr Commandant Painparey angeredet, „dieser Tag ist bestimmt, euch mit ewigem Ruhm oder ewiger Schmach zu bedecken; von euerm Muthe und euerer Willenskraft überzeugt, fodere ich Euch auf, zu schwören, von Unterhandlung mit dem Feinde kein Wort verlauten zu lassen und lieber sterben als um Gnade bitten zu wollen!" Und Alle schrien: „Wir schwören es; die Republik lebe hoch!" Vor Nantes fängt das Unglück der Vendéer an. Wenn sie sich der Stadt und des Hafens hätten bemächtigen können, so wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, ihren Kriegsoperationen mehr Nachdruck zu geben und sich mit den Engländern in Verbindung zu setzen. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Tapferkeit der Einwohner von Nantes die Republik gerettet und die Rückkehr der Bourbons seit 1793 verhindert hat. Die arme und reiche Bretagne hat überhaupt mehr als einmal Frankreich gerettet; oft, wenn Frankreich in Noth war und fast verzweifelte, haben sich bretagnische Brüste und Köpfe gefunden, härter als das Eisen der Feinde. Als die Normänner ungestraft die französischen Küsten brandschatzten, begann der Widerstand unter dem bretagnischen Könige Nomenoe; die Engländer wurden im 14. Jahrhunderte von Duguesclin, im 15. von Richemont, im 17. von Duguay-Trouin zurückgeschlagen. Die unschuldigsten, reinsten Hilden der französischen Religions- und Bürgerkriege sind Lanoue und Latour d'Auvergne, der erste Grenadier der Republik; und es war ein geborner Nanteser, welcher bei Waterloo gerufen haben soll: „La garde meurt et ne se rend pas!"

Ich habe den gestrigen Tag damit hingebracht, die öffentlichen Gebäude der Stadt zu besichtigen; das ist einmal eine Frohnbearbeit, welche der arme Reisende überall verrichten muß, wo er zum ersten Mal in seinem Leben hinkommt. Die schönsten Stadttheile von Nantes rühren aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts her, wie die bereits erwähnte Place royale und der schöne, leider etwas abschüssige Platz Graslin, wo ich ein prächtiges Hôtel bewohne, an dessen Wirthstafel ich aber vor Hunger sterbe. Unter den Gästen befinden sich zum Glück einige Engländer, die sich mit einer komischen Grobheit serviren und mich sehr amusiren.

Dem Hôtel gegenüber ist das Schauspielhaus mit einem Peristyl von 8 korinthischen Säulen. Diese 8 Säulen im armseligsten, oder vielmehr in gar keinem Styl sind mit 8 Statuen gekrönt, welche 8 Musen vorstellen; ich weiß nicht, welche Muse das Glück gehabt hat, vergessen zu werden. Der wahre Charakter der Architektur Ludwig XV. ist, Säulen zu errichten, welche nichts als Ständer sind. Neben diesen großen, ungeschlachten Säulen der Theaterfaçade befindet sich das große Kaffeehaus, wo man sehr gut frühstückt und alle Fashionables der Stadt antrifft. Diesem Kaffeehaus gegenüber habe ich heute einen passablen Speisewirth entdeckt, zu welchem mich der Zufall geführt hat, d. h. eine schöne Frau, die ich am Zahltisch sitzen sah; sie war sehr einfach und zuvorkommend und ertheilte mir die besten Winke für den Küchenzettel.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Capefigue wird wegen seines neuen Werkes: „Philippe d'Orléans, régent de France", in Frankreich schwer getadelt, und, wie es uns bedünkt, mit Recht. Capefigue bemüht sich in diesem Werke voll moderner Unredlichkeit, Auslegungskunst, Spitzfindigkeit und Sucht, neu und pikant zu sein, Philipp von Orleans vor der historischen Kritik zu rechtfertigen und auf das schändliche Leben und Treiben seines Rathgebers, des Cardinals Dubois, einen Panegyrikus zu schreiben. Er rechnet es dem Regenten als hohes Verdienst an, daß er die höchste Gewalt, die er so leicht für sich hätte behaupten können, freiwillig in die Hände Ludwig XV., da dieser majorenn geworden, niedergelegt habe. Als ob, wie man hierzu mit Recht bemerkte, bei einem Fürsten als eine Tugend ausgelegt werden dürfte, was bei einem Bürger hinreichen würde, ihn zu einem Verbrecher zu stempeln. Philipp von Orleans war überhaupt zu schlaff und verliedert, um eine großartige Ungerechtigkeit zu begehen. Gewiß, es ist eine Krankheit unserer Zeit, mit Sophismen selbst die Schlechtigkeit zu beschönigen und sogar die Liederlichkeit in eine Art Heiligenschein zu hüllen. Eine solche Zeit verdient servil zu sein! 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 312. — 8. November 1838.

Blasedow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Gutzkow. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 311.)

Um auf „Blasedow" zurückzukommen, so hat Gutzkow sich offenbar zu seinem Vorbilde — Jean Paul gewählt. Darüber wird nicht wenig erstaunt sein, wer die Individualität des jungen Schriftstellers, sowie sie sich bisher beurkundet, mit der Jean Paul's veegleicht. Sind sie nicht gewissermaßen die extremsten Gegensätze? Jean Paul, das in Weichheit, Rührung, Blumenduft und Abendröthen zerfließende und verschwimmende Herz; Gutzkow, der grausam secirende, sich kalt und abstoßend in sich selbst zusammenziehende Verstand; Jean Paul, der begeisterte Lobredner der schönsten und heiligsten sittlichen Bande und der Herold der Illusionen; Gutzkow, der Triumphator über allen festen Glauben, der dialektische Nihilist und Vorfechter eines emancipationssüchtigen Egoismus — diese Beiden auf Einer Bahn — und Gutzkow, der noch keine literarische Autorität auf die Dauer respectirt hat, factisch huldigend dem so vielfach geschmähten Jean Paul? Die Verwunderung wird sich vermindern, wenn man Beide von einer Seite miteinander vergleicht, wo sie doch manche Berührungspunkte und intellectuelle Verwandtschaft haben — von der Seite der Vorstellungs-, Denk- und Einbildungskraft. In der Fülle und Mannichfaltigkeit der Auffassungen, der Anschauungen, Vorstellungen, Bilder, Kenntnisse, Reminiscenzen u. s. w. mag zwischen Beiden eine bedeutende Ähnlichkeit stattfinden; eine ansehnliche Polyhistorie kommt Beiden zu ihrem bunten Style sehr zu statten, und auch in der Manier und Methode des Denkens und Styls, in der Ideenassociation, in den Sprüngen der Einbildungskraft hat Gutzkow ohne Zweifel mit Jean Paul Vieles gemein. Bei seinen ernst sein sollenden Schriften ist seine Sucht zu seltsamen Combinationen und das Herüber- und Hinüberspringen von Concretem zu Abstractem oft störend und widerlich; statt nun seinen Styl von solchen Sprüngen und Superfötationen zu reinigen, hat er ein Genre ergriffen, in welchem er vielmehr auf Steigerung dieser Manier ausdrücklich bedacht ist. Mit Jean Paul trifft Gutzkow ferner in einer Idiosynkrasie zusammen, die nicht ganz unwerth der Beachtung ist. Bekanntlich hat Jean Paul nie Verse, sondern nur sogenannte Streckverse geschrieben und scheint für die lyrische Poesie, Vielem nach zu urtheilen, ebenso wenig Geschmack als Talent gehabt zu haben; er hatte keinen Begriff davon, wie man das poetische Gefühl in solche künstliche Formen bannen könne, ohne das Beste daran aufzuopfern und die heißeste Glut zu erkälten; er war sehr scharfsichtig, die Fehler der metrischen, gereimten Gedichte aufzufinden und zu verspotten; er begriff nicht, wie im eigentlichen lyrischen Dichter die Form zugleich mit dem Stoffe wird und mit ihm eins ist. Ebenso hat nun auch Gutzkow eine Antipathie gegen die Lyrik, in welcher er sich noch nie versucht hat, oder in der ihm wenigstens noch nichts muß gelungen sein; er hat keinen Beruf dazu, und er weiß sich hierüber damit zu trösten, daß für seinen gewaltigen Geist diese Schranken zu eng seien. Er ermangelt auch in diesem Buche nicht, diese Abneigung gegen die lyrische Poesie in mannichfacher Weise kund zu geben, so namentlich bei Schilderung des Naturdichters und Schäfers Schumacher, welchem Theobald zum Unterrichte übergeben wird. Aus Veranlassung einer Viehseuche wird dieser zum Dichter:

Er griff in seinen, von tiefen Seufzern aufgeblasenen ländlichen Dudelsack und preßte theils mit den Fingern, theils mit dem Arme so schwermüthige Elegien über die fürstlich Sayn-Sayn'sche Landesseuche aus ihm heraus, daß das Fürstenthum, in dem Augenblicke wo ihm so viele Rinder und Schafe gestoben waren, wenigstens den Trost hatte, wie ihm dafür ein Dichter geboren wurde ... Der Ruf von Schumacher's Elegien verbreitete sich fast so schnell wie die Pest, die er in ihnen besungen hatte. Selbst in der Residenz wußte man eine so frische Naturgabe zu schätzen ... Schumacher stand wie Herkules am Scheidewege. Auf der einen Seite die brüllende neu angekaufte und wieder completirte Viehheerde von Kleinbethlehem, und auf der andern die lockenden Einladungen eines Dichterclubs, welcher ihn wahrscheinlich zu einem in seiner Manier singenden und hüpfenden Zeisig abrichten und ihn künstlich zum Naturdichter dressiren wollte. Die lyrische Schule hatte einen Ceremonienmeister an der Spitze, der einen eignen Musenatmanach herausgab und sich ein Vergnügen daraus machte, junge lyrische Talente aufzuzählen und in die jugendlichen Knospen aus lauter Enthusiasmus hineinzublasen, um sie nur recht schnell zu erblättern und in die Schlachtreihen der Coterie einzuführen. So hoffte er auch in Schumachern ein Talent zu entdecken und ihn alsbald beim Publicum einführen zu können. Er lud ihn zu einem großen Thee ein ... Schumacher hatte alle seine Reime mitgebracht und wurde nun aufgefodert zu lesen; er setzte sich in Positur und las, wie der Dichterkreis hoffte, nun wahrscheinlich Gedichte vor, wo man sich schon freute, hier doch einmal wieder etwas aus dem unmittelbaren Leben in und mit

Digitized by Google

der Natur zu vernehmen. Sein erstes Gedicht war jedoch weder eine Frühlingsahnung, noch ein Abendsonnenspaziergang mit schwärmenden Maikäfern und flatternden Dämmerungsfaltern, sondern eine Ode auf die von Schumachern selbst erfundene Frostsalbe ... Jetzt blätterte Schumacher in seinen schmuzigen Papieren (weiter) und theilte folgende Titel mit: Elegie an eine verreckende Kuh; Epistel an einen Barbier, der mir das Handwerk legen wollte; Satire auf einen durchreisenden Mäusefallenhändler, und zugleich Ode auf mein Mäuse- und Rattengift, die Wanzen und was dagegen hilft u. s. w.

Diese Stelle, kann man sagen, ist nicht gegen die lyrische Poesie überhaupt gerichtet; sie verunglimpft nur nach der bekannten Weise des Verf. eine gewisse poetische Schule oder Richtung; aber wer die lyrische Poesie, sowie er thut, zu dem alten Schmidt von Werneuchen alles Ernstes in die Schule schicken will, hat doch in der That sehr wenig Respect vor ihr, wiewol nicht geleugnet werden soll, daß an der betreffenden Stelle einige richtige Gedanken ausgesprochen; man kann ihm beistimmen, wenn er sagt, in der Person Blasedow's gegen das Verkünstelte und Übertriebene in der Poesie eifernd: „Wer auf die Menge mit seiner Begeisterung wirken will, muß nicht höher steigen als die Lerche. Die steigt hoch genug, aber nie höher, als daß sie gehört werden kann"; wie stimmt denn aber dies zusammen mit seiner Verachtung der Dichter, welche sich zur Natur hingezogen fühlen? Die lyrische Poesie wird es ihm schwerlich je zu Danke machen; die schlechten Gedichte wird er verspotten, weil sie schlecht, über die guten sich ärgern, weil sie gut sind. Ist es etwa Liebe zur Poesie, was ihm die Worte eingab: „Guido v. Lipmann arbeitete im Stillen — bis auf einige schon in Almanachen abgedruckte Fragmente — an einem Ahasver, und da er Kunde hatte, daß zwei junge Dichter, Schmeißer und Püsser(!!!), sich schon zur Bearbeitung desselben Stoffes vereinigt hätten, so freute es ihn sichtlich" u. s. w.

Diese angeführten Stellen zeigen zugleich schon einen wesentlichen, tiefliegenden Unterschied zwischen Jean Paul und Gutzkow: Jean Paul erlaubte sich nie in seinen komischen Romanen solche gehässige und giftige Verunglimpfungen; sein Spott ist harmlos, und nur das wirklich Häßliche trifft der Stachel seiner Satire; er hatte ein großes und warmes Herz, einen die Gegensätze und Widersprüche des Lebens scharf auffassenden und darstellenden Geist, aber zugleich ein edles, umfassendes, versöhnendes Gemüth, das in den Schöpfungen seiner Phantasie wirklich lebte und in ihnen Befriedigung suchte und fand durch eine jeden Miston auflösende Harmonie. Er vertieft sich herzlich in seinen Gebilden, und deswegen werden sie auch wahrhaft komisch; der Leser gewinnt seine komischen Helden lieb, oder er interessirt sich doch lebhaft für sie, weil der Autor sie zu plastischen Gestalten herausgearbeitet hat und sich vielleicht bis auf einen gewissen Punkt mit ihnen identificirt. Gutzkow hat sehr viel Verstand, Combinationsgabe, Witz von verschiedener Sorte, aber er hat nicht genug Ruhe und Leidenschaftlosigkeit, nicht genug Kunstsinn, um etwas harmlos Komisches zu schaffen, und es fehlt ihm die Gemüthlichkeit, um sich bis zum wahren Humor zu erheben. Er ist ironisch, polemisch, satirisch, witzig, aber darüber entfliehen ihm Komik und Humor. Was komisch sein soll, streift oft sehr nahe ans Gemeine und Ekelhafte, und wo er durch Einmischung des ernsten und rührenden Elements sich scheint dem Humor nähern zu wollen, verfällt er entweder ganz in den Ton des pathetischen Declamators, oder fallen seine Personen aus der Rolle. Gutzkow spricht sich über den Unterschied von Humorist und Satiriker gar nicht übel durch den Mund Blasedow's so aus:

Ein Humorist will nichts heißen. Wer immer vom Teufel nur die Maske vornimmt und selbst im Spotte zeigen will, was für ein reiner Engel er ist, wer die Insekten nicht mit spitzer Nadel aufsteckt und nicht ausharren kann, bis sie sich verzappelt haben, wer immer wieder auf jede Verletzung und Verwundung, die er sich aus Muthwillen erlaubt, wieder sein gutes Herz wie ein ganzes Füllhorn von Blumen ausschüttet und jeden Backenstreich durch hundert Küsse wieder abbittet: das ist kein Satiriker, sondern ein Humorist. Alboin aber soll ein Satiriker werden. Er soll die Menschen durch seine lose Zunge nicht unterhalten, sondern sie beunruhigen. Jede Thorheit eines guten, jede Bosheit eines schlechten Herzens soll in ihm ihre unversöhnliche Rüge und ihren Pranger finden. Sein Symbol muß nicht die Biene sein, die zwar sticht, aber auch Honig gibt, sondern der Skorpion. Keine der Wunden, die er schlägt, darf heilbar sein, es sei denn, daß man ihn selbst ergriffe, zerstampfte und auf die wunde Stelle einriebe u. s. w.

Aber ein Satiriker ist eben kein Dichter im eigentlichen Sinne mehr, und wenn er es so weit treibt, wie in der obigen Stelle gefodert ist, so möchte allerdings das Beste sein, ihn zu zerstampfen, da er ebenso wenig nützen als ergötzen, sondern nur erbittern und vergiften kann.

Gutzkow kommt selbst einmal auf Jean Paul zu sprechen und urtheilt so über ihn:

Wunderlich ist doch, daß Jean Paul keinen Vers machen konnte? Jean Paul war aber kein thetischer, sondern ein anakoluthischer Geist. Seine Poesien sind Vordersätze ohne Schluß. Wol spann Jean Paul die Poesie aus seinem Herzen heraus, aber immer nur Fäden; aus diesen Fäden und Gespinnsten konnte er kein Kleid weben. Seine Phantasie war ein Kaleidoskop. Sie hielt eine vereinzelte Anschauung nicht lange fest, sondern mischte ein Gebild ins andere. Mit Bildern und Gleichnissen überhäuft sich nur, wer keine Gestalten fesseln kann. Auch lag Jean Paul's Gefühl nicht in jener Activität, die Entschlüsse fassen will und ermattet in Ohnmacht zurücksinkt, sondern in einer ununterbrochenen Passivität, die nicht selber fühlt, die nur mitfühlt. Das Gefühl des Mannes ist Melancholie, das des Weibes Wehmuth, und Wehmuth nur kannte Jean Paul. Aus der Wehmuth entspringen keine Gedichte, nur aus der Melancholie.

Dies Urtheil enthält ohne Zweifel viel Richtiges, aber grade die bezeichneten Mängel und Gebrechen fallen so ziemlich auch dem Gutzkow'schen neuesten Producte zur Last. Gutzkow ist auch kein thetischer, er ist ein antithetischer, verneinender Geist. Daß er seine Producte aus seinem Herzen herausspinne, wird man ihm zwar nicht nachsagen können, wol aber aus seinem Verstande und Witze, und auch aus diesen Fäden wird kein Kleid werden; oder was er mit einigem Ernst gewoben, trennt er mit seinem Spott und Witz wieder auf wie Penelope ihren Schleier. War Jean Paul's Phantasie ein Kaleidoskop, das sich von selbst bewegte, so dreht dagegen Gutz-

Digitized by Google

kow das Kaleidoskop (doch darf man es nicht allzu wörtlich übersetzen!) seiner buntangehäuften Ideen, Bilder, Reminiscenzen und Stachelpfeile selbst mit gutem Bedacht und Bewußtsein herum, und sein Produciren ist weit mehr eine Operation des Verstandes als der Phantasie.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Vom Platze Graslin hat man nur einige Hundert Schritte bis an die Börse mit einer Colonnade von zehn ionischen Säulen, welche ein Gesims mit zehn abscheulichen Statuen tragen. Die entgegengesetzte Façade bietet einen Porticus, angeblich dorischer Ordnung, und ebenfalls vier erbärmliche Statuen. Das Hôtel der Präfectur, ein weitläufiges Gebäude in dem alternen Baustyl der pariser Arzneischule, liegt auf dem linken Ufer der Loire und schaut in die Vendée hinaus. Das Archiv der Präfectur enthält eine bedeutende Anzahl von Documenten über die Kriege der Vendéer. Ich begreife nicht, warum die Restauration versäumt hat, einige Historiker mit dieser Ausbeute zu beauftragen. Diese Geschichtschreiber hätten in den Actenstößen der hiesigen Präfectur reichlichen Stoff zu interessanten, wahren Büchern gefunden, und viele royalistische Helden würden nicht unbekannt geblieben sein, carent quia vate sacro. Im 18. Jahrhundert ist das individuelle Genie und die Leidenschaft nirgend auf eine pittoreskere Weise ausgebrochen als unter diesen einfältigen Bauern, welche den lieben Herrgott zu rächen glaubten. So viel Muth und Kriegslist mit gänzlicher Unmöglichkeit, geschriebene Dinge zu begreifen, gepaart, ist nie in solchem Grade in der Geschichte vorgekommen. Man muß von ganzem Herzen mehre Bravourzüge dieser armen Bauern bewundern, welche ihr Blut vergossen und sich wie tolle Hunde todtschlagen ließen, damit die Abbés in Paris ruhig die fetten Einkünfte ihrer bretagnischen Präbenden verzehren könnten, während sie Buchweizengrütze aßen.

Das Naturaliencabinet, die Münze, die Korn- und Leinwandhalle und das Capitelhaus der Templer sind eben keine bemerkenswerthen öffentlichen Monumente; der Balcon des letztgenannten Gebäudes ist wenigstens mit vier Karyatiden und Basreliefs geschmückt, welche man nach den Zeichnungen Puget's ausgeführt glaubt; allein der Stadtrath von Nantes hat sie auskratzen und weiß anstreichen lassen. Wenige Sculpturen hätten eine so barbarische Behandlung überstanden, und dennoch findet man darunter einzelne Züge von Kraft und Energie.

Das Museum ist ein hübsches, modernes Gebäude auf einem freien Platze; es enthält sieben große Säle, welche hinlänglich hoch und gut beleuchtet sind. Bemerkenswerthe Bilder schienen mir: ein dornengekrönter Christuskopf, angeblich von Sebastian del Piombo, voll Wahrheit, Ausdruck, Farbe und Zeichnung; das Portrait eines venetianischen Nobile mit rothem Bart, angeblich von Giorgione; eine Kreuztragung von Leonardo da Vinci, die einzelnen Figuren sind von ausgezeichneter Wahrheit des Ausdrucks; der Kopf des Erlösers hat Größe, Milde und Erhabenheit; der allgemeine Farbenton ist sehr düster und macht die Echtheit des Originals zweifelhaft; das Portrait einer schwarzgekleideten Dame mit einem gedanken- und ausdrucksvollen Kopf, angeblich von Champagne, wogegen das zu moderne Costum spricht; endlich ein vortreffliches Portrait der Königin Elisabeth: es hat den Ausdruck einer feinen, sauern, bösartigen Physiognomie; die zusammengekniffenen Lippen und die spitze Nase deuten auf eine unverheirathete Frau, welche stets von ihrem guten Leumund spricht; ihre Art mit der Kette zu spielen, ist unvergleichlich. Ich weiß nicht, ob dies Portrait ähnlich; aber es charakterisirt ganz vorzüglich jene Königin, welche ihre Minister schlug, wenn ihre Plane nicht glückten. Höchst mittelmäßig, matt und ohne allen Kunstwerth ist der Kopf eines Kreuzritters, und wir führen dieses Bild nur an wegen seiner Unterschrift, welche lautet: „Offerto al illustrissimo ed ornatissimo Sig. Cacault, ambasciatore di Francia in Roma, del suo umilissimo servo ed amico *Canova.*"

In dem Eingangssaal findet man merkwürdige Fragmente mittelalterlicher Sculptur. Über der Thür hängt die Athalie, welche vor ihren Augen die 50 Kinder, ich weiß nicht mehr, welches Königs von Israel, umbringen läßt, von Sigalon, eine talentvolle, energische Composition. Mit Vergnügen sah ich hier auch den Daniel in der Löwengrube von Ziegler wieder, welchen das französische Ministerium auf der letzten Kunstausstellung angekauft und der Stadt Nantes geschenkt hat.

Unter den ältern Gebäuden verdient noch Beachtung das von dem Herzoge Allain Barbe-Torte 938 erbaute Schloß, welches mit runden Thürmen flankirt ist, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhunderte. Der Herzog v. Mercoeur ließ es während der französischen Bürgerkriege wieder herstellen; daher rühren die lothringischen Kreuze, welche man an der Bastei gegen den Fluß bemerkt; die Schloßfenster rechts vom Haupteingange haben zierlich ausgemeißelte Gesimse. Auf dem Wege vom Schlosse nach unserm Gasthof kamen wir durch die Rue de Bierre unweit der Magdalenenbrücke, wo der Marschall Retz am 28. Oct. 1440 gefangen wurde im 44. Jahre seines Alters. Der Charakter dieses Don Juan's, welcher 1,200,000 Francs Rente hatte (eine im 15. Jahrhunderte beinahe fabelhafte Summe), erinnert an den Charakter des famösen Francesco Cenci in Rom, welcher eine Million jährlicher Einkünfte hatte und von zwei Banditen getödtet wurde, die seine jüngste Tochter Beatrix, mit der er in Blutschande lebte, gedungen und in sein Zimmer geführt hatte, wofür sie am 13. Sept. 1559 in einem Alter von 19 Jahren hingerichtet ward.

Man macht gewöhnlich einen Ausflug von Nantes nach Paimboeuf an der Loiremündung und steigt zu dem Behuf in eins der Dampfschiffe, welche an jener Reihe von alten Ulmbäumen halten, die den Quais in Nantes so viel Physiognomie leihen. Die Umgebungen der Loire von Nantes weg sind angenehm; noch lange verfolgt das Auge den Hügel, worauf ein Theil der Stadt gebaut ist; er dehnt sich in gerader Linie aus, stets mit grünen Waldungen bedeckt und vom Flusse zurücktretend. Die Ufer wimmeln von Landhäusern, unter denen eines sich vor allen übrigen auszeichnete und an die Villen länge der Brentaufer erinnerte; in der Anordnung der Fenster war etwas von Palladio. Das Arsenal von Indret, wo die französische Marine große Bauten aufführen läßt, mag sehr nützlich sein, hat aber nichts Schönes. Im Vorbeifahren bemerkt man große oblonge Magazine, welche nicht sehr hoch und mit Schiefer gedeckt sind; zahlreiche Dampfböte stehen in Arbeit und enorme Massen von dickem, schwarzem Rauch wirbeln in die Luft. Diese Fahrt von Nantes nach Paimboeuf kann nicht im entferntesten den Vergleich mit der bewundernswürdigen Reise von Quilleboeuf nach Havre aushalten. Paimboeuf ist ein armseliger Flecken mit kleinen niedrigen Häusern, welche kaum ein Stockwerk haben; so denke ich mir die Dörfer an der Themse zwischen Ramsgate und London.

Kaiser Joseph II., welcher Nantes incognito besuchte und mit den reisenden Handlungsdienern im Weißen Roß logirte, hatte vollkommen Recht, die Loire einen leeren Keller zu nennen. Beim ersten Anblick dieses schönen Stroms sollte man meinen, er müsse die größten Fahrzeuge von 300 Tonnen Ladung tragen. Oberhalb Nantes trägt er jedoch nur ganz flache Barken und Dampfböte, welche nicht mehr als 3 Fuß Wasser ziehen; außerdem ist die Schiffahrt mit Unbequemlichkeiten und Gefahren aller Art verknüpft, weil die in einem sehr breiten Bette fließende Wassermasse keine feste, sichere Strömung hat, besonders an den Stellen, wo Sandboden ist, der jeden Augenblick seine Lage wechselt und die erfahrensten Schiffer in Verlegenheit setzt. Von den 41 Nebenflüssen der Loire tragen einige noch dazu bei, ihr Bett zu versperren, wie z. B. die Vienne, welche bei ihrem Austreten nach Gewitterregen jedes

Digitized by Google

mal eine Menge Thonerde mit fortschwemmt und die Loire so trübt, als wenn Asche hineingeschüttet worden wäre. Das Flußbett der Loire hatte früher einen noch größern Umfang; denn seit langer Zeit ist es Sitte, Deiche in den Strom hineinzubauen, welche etwa 20 Fuß hoch aufgemauert, 14 Fuß breit, in der Mitte gepflastert und auf beiden Seiten mit zwei Reihen Pappeln bepflanzt sind. Der Thalweg ist oft durch Inseln versperrt, worauf herrliche Triften, mit stolzen Ochsen bevölkert. Die Strömung ist ungemein reißend und voller Strudel. „Quel torrent!" schrieb der Volksrepräsentant Carrier, von der Poesie seiner Schandthaten und Verbrechen berauscht — „quel torrent révolutionnaire que cette Loire!" Von diesem Carrier circuliren noch viele Anekdoten und natürliche Kinder in Nantes. Nach Dem zu urtheilen, was mir ein Zeitgenosse erzählt hat, war Carrier ein junger, unüberlegter, südfranzösischer Hitzkopf, unwissend, eitel, hochmüthig, der Völlerei ergeben, feig in seinen Gewaltstreichen, zu geistesschwach, um nach einem System zu handeln, und zu unbesonnen, um die Gefahr nutzloser Verbrechen einzusehen. In den Clubs bezeichnete er seine Reden mit schrecklichen Flüchen und blankgezogenem Säbel. Bei seiner Ankunft in Nantes am 8. Oct. 1793 fand er den öffentlichen Geist noch tief gesunken; er nahm sich vor, ihn zu seiner Höhe heranzubilden. „Bürger", rief er in einem seiner Anfälle von menschenmörderischem Wahnsinn, „wir brauchen Männer, die den Muth haben, ein Glas Menschenblut zu trinken; den Andern müssen die Köpfe abgeschlagen werden." Er ließ darauf im Großen fusilliren, massacriren, guillotiniren und ersäufen. Die Vollstrecker seiner Befehle geben selbst die Anzahl der Opfer auf 14,000 an; nämlich 2500 Frauen und Kinder, 4000 Männer und 7500 Chouans. Die Leichname wurden in die tiefen Stadtgräben geworfen und mit Kalk bedeckt, sodaß sie dieselben ausgefüllt haben; und gegenwärtig trinkt und tanzt man auf den grünen Gräbern der Gemordeten, und die Kinder spielen darauf herum; denn nichts zeigt an, daß dort Todte ruhen. So pilgert der vergeßliche Mensch durch die Welt unter ernsten Mahnungen, deren er spottet oder nicht achtet.

Die Noyaden fanden meist bei Nacht statt, ein wenig unterhalb der vorhin erwähnten Zimmerplätze. Sie geschahen mit Schiffen, deren Öffnungen sämmtlich verstopft und mitten im Flusse von Zimmerleuten eingeschlagen wurden. In einer einzigen Nacht kamen so 800 Menschen ums Leben. Bisweilen bediente man sich einer Art Klappenböte, schwimmenden Fallthüren vergleichbar, welche ökonomischer waren. Die Ersäufer entledigten sich ihres Amtes mit aller Scheußlichkeit, welche ihr Gebieter nur wünschen konnte; sie erfanden die republikanischen Hochzeiten, Todesarten, welche mit der unmenschlichsten Barbarei die ekelhafteste Immoralität verbanden.

Nicht zufrieden mit dem Fusilliren, Massacriren, Guillotiniren und Noyiren, ließ Carrier oft noch die interessantesten weiblichen Verhafteten zu sich kommen, welche er wieder ins Gefängniß, d. h. zum Tode schickte, wenn sie seinen Lüsten gedient hatten. Seine Freunde nahmen ein Beispiel an ihm; sie gingen bei hellem Tage auf die Schiffe, ließen die zum Ersäufen bestimmten Frauen sich auskleiden, entehrten diejenigen, welche ihnen gefielen, und gaben dann Befehl, sie in den Fluß zu stürzen, wahrscheinlich weil die Einen sich zu freiwillig und die Andern sich zu widerspenstig gezeigt hatten. Carrier und seine intimen Freunde des Revolutionsausschusses wandten sich vorzugsweise an die Damen der vornehmen Welt; der Troß der Henkersknechte hatte einen gröbern Geschmack und bezeigte seine Sympathie den Kammerzofen und Küchenmägden, welche als Aristokratinnen verhaftet waren. Carrier liebte besonders die Soupers in seinem Hause am Cours Henri IV, worin der Bearner das Edict von Nantes unterzeichnete und der Volksrepräsentant mit seinen Freunden und Maitressen Alles verwirklichte, was die verdorbenste Einbildungskraft nur Schmutziges und Obscönes ersinnen mag.

In dem blutigen Drama, welches dieser Unmensch in Nantes aufführen ließ, kamen mitunter rührende Scenen vor; unter andern wurde mir eine erzählt, welche an Sparta erinnert. Eine Mutter wird mit ihren fünf Töchtern auf den Richtplatz geführt, wo sich eine stumme Menge drängt. Die Stellen um das Schaffot herum sind besetzt; sie müssen eine halbe Stunde lang warten und Queue machen. Die Mutter ermuthigt ihre Töchter durch Wort und Beispiel und fodert sie endlich auf, einen Psalm anzustimmen. Das umherstehende Volk wird von dem frommen Gesange der jungen unschuldigen Opfer gerührt; der Henker selbst fühlt Erbarmen, vollstreckt jedoch die gegebenen Befehle; allein zwei Tage nachher hatten ihn Reue und Entsetzen zu Tode gefoltert.

Am 1. Febr. 1794 wurde endlich Carrier von Robespierre abgerufen und in Anklagestand versetzt; es war hohe Zeit; außer der Guillotine, den Fusilladen und Noyaden herrschten in der Stadt alle möglichen Epidemien; man hatte sogar das Fischen in der Loire gesundheitshalber verbieten müssen. Der Strom wälzte zahlreiche Leichname ans Meer, wovon ein Theil an den Gebüschen und am Schilfgras des Ufers hängen blieb und verfaulte; die ganze Gegend war mit Schwärmen von Raubvögeln bedeckt; die Flut und Ebbe trieben die Trümmer von verfaulten Leichnamen auf die Dämme und Felsen, und die Schiffe, welche ihre Anker auswarfen, hoben Fahrzeuge voll Ersäufter aus dem Grunde auf die Oberfläche empor, mit einem Worte, die Loire glich dem Ganges 35.

Miscellen.

Don Juan Alvarez de Colmenar liefert in seinen Annalen ein merkwürdiges Stückchen von den Grundsätzen der spanischen Verwaltung unter dem schwachen Karl II. und der gleichzeitigen portugiesischen. Oberhalb Lissabon läuft der Tejo zwischen großen Felsenmassen und hat mehre starke Wasserfälle, wodurch die Schiffahrt auf diesem Flusse gehemmt wird und nicht einmal für kleine Fahrzeuge von Lissabon bis Madrid brauchbar ist. Diesem Übel abzuhelfen und den Tejo und den in diesen Fluß fallenden Manzanares bis Madrid durch Sprengung der Felsen und Anlegung von Schleusen und Dämmen schiffbar zu machen, vereinigten sich einige Niederländer und erboten sich, gegen die Einnahme der Zölle, die auf diesen Flüssen angelegt werden könnten, dies Werk auf eigne Kosten zu unternehmen und zu vollenden. Zu Madrid und Lissabon wurden darüber verschiedene Berathungen gehalten, bei welchen vermuthlich der Erzbischof von Toledo und der portugiesische Patriarch den Vorsitz hatten, wie folgendes Ergebniß dieser Berathungen mehr als wahrscheinlich macht: „Hätte der allmächtige Gott den Tejo und Manzanares schiffbar haben wollen, so vermochte er dieses ohne alles Mitwirken armer Menschenkinder, und ein einziges: Es sei also! wäre hinreichend gewesen, dieses zu bewirken. Da er es nun aber, wie der Augenschein beweist, nicht that, so ergibt sich auch daraus klar und deutlich, daß er es — nicht thun wollte. Da nun Gott nichts ohne Ursache thut oder zu thun unterläßt, so wäre es eine frevenliche Widersetzlichkeit gegen Ihn und seine Vorsehung, wenn schwache Menschen Das in Ordnung bringen wollten, was er aus allweisen Ursachen — in Unordnung läßt."

Eine spoletanische Chronik berichtet folgenden Zug blinder Parteiwuth: Während die Ghibellinen eines Tages alle Häuser ihrer Gegner anzündeten, sah eine Frau von der guelfischen Partei ihren ghibellinisch gesinnten Bruder mit der Fackel in der Hand auf ihr Haus zukommen, um auch dieses in Brand zu stecken. Sie stieg, ihre beiden Kinder in den Armen, auf den Thurm des rings von den Gegnern umstellten und bald in Flammen auflodernden Gebäudes, für die Unmündigen und für sich um Gnade flehend. Da rief der grausame Bruder ihr zu, die junge Brut in die Flammen hinabzuwerfen, dann solle ihr Leben geschont werden. Die Mutterliebe überwog jede andere Empfindung: die Heldenmüthige verbrannte mit ihren Kindern zugleich. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 313. — 9. November 1838.

Blasedow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Gutzkow. Erster und zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 312.)

Hinsichtlich der Häufung von Bildern und Gleichnissen hat Gutzkow Jean Paul nichts vorzuwerfen, und seine Gestalten haben noch weit weniger Individualität und Charaktereinheit als die Jean Paul'schen. Endlich hat Gutzkow weder die Melancholie des Mannes, noch die Wehmuth des Weibes, weder fühlt er selbst, noch fühlt er mit, sondern er denkt sich mit seinem sehr beweglichen, feinen und spitzen Geiste nur in Gefühle hinein und analysirt sie besser, als er sie veranschaulicht. Gutzkow steht in seiner selbstgefälligen Verständigkeit über allen Gefühlen und läßt sich nur herab, sie zu schildern. So reducirt sich die Ähnlichkeit zwischen Jean Paul und seinem Nachahmer Gutzkow hauptsächlich auf die Sphäre, welcher Beide ihre Gegenstände entnehmen — das prosaisch-bürgerliche, kleine und enge Leben in gedrückten Verhältnissen —, auf die Ökonomie und Disposition des Plans und besonders auf den Styl, die Sprache. An die Stelle der etwas gar zu weitschweifigen, aber verständlichen Breite der Engländer, eines Fielding und Sterne, hat Jean Paul eine übermäßig mit Bildern, Anspielungen, Wortwitzen u. s. w. verbrämte Ausdrucksweise gesetzt, die zwar mehr frappirt als die plane Sprache der Engländer und manchen Anlaß zum Lachen sowie zur Bewunderung des unversieglichen Witzes des Verfassers gibt, aber den Genuß verkümmert, weil es ist, als müßte man, statt gemächlich einherzuschreiten, oder auch mit einiger Mühe bergauf zu steigen, immer über Steine, Balken, Gräben, Hecken springen und zickzack hin- und herhüpfen. Diese geistreiche Unart, die ihm gewiß Wenige nachthun können, hat ihm Gutzkow mit Glück nachgeahmt, aber sie erscheint bei diesem eben auch nicht liebenswürdiger als bei jenem. Das wahrhaft Komische soll in der Sache selbst, in den Situationen, den Charakteren und ihren Entwickelungen liegen, und bei geeigneter Gelegenheit mag dann auch die Sprache ungewöhnliche Anstrengungen machen, um den Effect zu steigern; aber wenn der Styl in beständigen Capriolen sich abmüht, so vergütet dies nicht die dem Inhalte mangelnde Komik, ja, es stumpft eher den Sinn für das factisch Komische ab. Die Folge einer solchen Manier ist, daß, während doch das Komische am allergeeignetsten ist, populair zu werden in einem weiten Kreise, dergleichen Bücher doch nur für Wenige verständlich und genießbar und eigentlich nie genußreich sind; die erste Lecture so geschriebener Werke strengt mehr an, als man bei einer Unterhaltungslecture liebt, und zum zweiten Male liest man sie so wenig als aufgelöste Räthsel. Zur Probe von Gutzkow's Manier in diesem Romane diene folgende Stelle, die übrigens nicht zu den durch Anspielungen, Kunstausdrücke und Fremdwörter unverständlichen, wol aber zu den durch ungebührliche, mehr witzelnde als witzige Ausspinnung Eines Gedankens ermüdenden gehört. Es ist die Rede von der Methode, wie Blasedow seine zu verschiedenen Berufen bestimmten Söhne im Unterrichte verschieden behandelte:

Auf die Phantasie des Schlachtenmalers ließ Blasedow alles Wissenswürdige wie flimmerndes Nebelgewölke herabgleiten. Nur zuweilen blitzte der Sonnenstrahl irgend einer großen Thatsache durch den Pulverdampf hindurch, das Blitzen eines Gewehrs, der Donner eines Pulverwagens, der in die Luft gesprengt wird. Dann lichteten sich plötzlich ganze Partien und Epochen, und man sah lange Scharen aufgestellt von Erlebnissen und gerüsteten Wahrheiten. Der Schüler orientirte sich, er brauchte das Fernrohr, er zählte die aufmarschirten Truppencorps, signalisirte die Heerführer und die großen Beweissätze, die an der Spitze der Jahrhunderte mit gezücktem Degen vorausspringen; er sieht so klar, daß er selbst in dem Momente, wo sich die ganze Anschauung wieder verrückt, ihre Ordnung nicht verliert, sondern in dem neu aufbrausenden Gewühle der entfesselten Leidenschaften, in dem nutzlosen Hin- und Herziehen der menschlichen Debatten, die so oft die Sonne der Wahrheit verdunkelt haben, nicht den Zusammenhang verliert, daß er immer den Trompeter der gesunden Vernunft zur Seite hat und die Signale hinausblasen kann, um zu wissen, daß der Phalanx seinen Plänen gehorcht. Blasedow sprengt dann plötzlich heran und bringt keuchend die Botschaft, daß die Bataillone drüben wankten und schleunigst eine Verstärkung gebracht werden müßte, weil die Lüge und Bosheit ihren Pferden die Sporen gäben und die Flanken der Wahrheit durchbrechen wollten. Jetzt stürzten beide in den Pulverdampf hinein. Sieg oder Tod! gähnt der fürchterliche Todtenkopf auf ihrer Standarte. Drauf! Dran! Dorthin, wo mein Schwert blitzt! Weicht nicht, ihr ermüdeten Märtyrer der Freiheit und des Lichtes! Haltet Stand! Wir führen euch Ersatz zu, Sokrates auf einem Schimmel, Plato auf einem Bläſſen, Hurrah! Das ganze Alterthum mit seinen unumstößlichen Dioskurenwahrheiten, die nie gänzlich sterben, sondern nur abwechselnd, und immer wieder zum Leben erstehen. Sieg! Sieg! Die Geschichte hat ihr Palladium wieder. Die Nebel verziehen sich, und die Säcularhymnen der Begeisterung und des Dankes steigen von den Herzensaltären zu den Sitzen der Götter auf.

Digitized by Google

Wer kann nicht dies Alles mit einem Gesichte lesen, wo sich keine Muskel auch nur zum geringsten Lächeln verzieht? Wer findet nicht diese, nur erzählte, nicht dramatisch veranschaulichte Methode, wobei der Verf. seinen Helden fast ganz vergißt, viel eher abgeschmackt als komisch? Was ist denn Witzigen an dem Trompeter der Vernunft, an dem Blässen Plato's? Ein paar kleinere Proben dieser witzschwältigen Manier sind folgende:

Der Graf v. der Reige, mit welchem Hrn. v. Lipmann's Geldkatze noch immer Mäuschen spielte, hatte nun allerdings eine große mechanische Saug- und Pumpmaschine erfunden, vermittels welcher er, wie Hr. v. Lipmann sagte, mit der Zeit selbst den Ocean hätte ausschöpfen können. Auch benutzte sie der Graf dazu, wenigstens einige Goldwellen aus dem Ocean — denn Hr. v. Lipmann verstand darunter seinen Credit und sein Vermögen — auszupumpen u. s. w.

Von Blasedow's Gelindoth heißt es:

Er wußte Mittag von Abend nicht mehr zu unterscheiden. Er war in den Wendepunkt gekommen, wo die Richtung der Augen sich einwärts kehrt, wo sich wie bei Magnetischen alles Leben auf das Sonnengesicht hinzieht und man Pistolen neben dem Träumenden abschießen kann, ohne ihn zu erschrecken. Blasedow war nebenbei nicht harmlos genug, in seiner Verlegenheit die blos persönliche Klemme zu sehen, sondern er bezog die fehlenden zehn Thaler bald auf den ganzen Zusammenhang der Weltordnung, auf die wichtigsten Begebenheiten in der Geschichte und das menschliche Elend im Allgemeinen, auf seinen Pessimismus, der ihn alle Dinge schwarz sehen ließ. Aus zehn Thalern, die ihm fehlten, schlug er sich eine Theodizee über Bruch, Ursache und Mittel der Schöpfung, schlug er sich eine ungeheure Medaille, die er dem vor seinem Auge sich verkörpernden Weltgeiste an einem Armensünderstricke umhängen wollte. Des Nachts schüttete er die zehn Thaler über den gestirnten Himmel aus und lachte, als sie fast alle zu den Füßen der hellglänzenden Venus rollten.

Einiges in der Schilderung der aus dem quälenden Bedürfnisse von zehn Thalern entspringenden Angst und Verlegenheit ist nur zu loben; der Contrast einer für den Reichern so kleinen Summe mit der großen Bekümmerniß Dessen, der sie bedarf und nicht hat, hat etwas Schmerzlichkomisches; gewiß aber hätte sich dies auf weit einfachere und ergreifendere Weise schildern lassen als mit jenen transscendenten Metaphern, wo man sich erst über den Sinn besinnen muß und darüber Lachen und Rührung vergißt.

Hier ist auch noch an eine weitere Ähnlichkeit Gutzkow's mit Jean Paul zu erinnern: dieser liebt es, während der Faden, das Thema seiner humoristischen Erzählungen höchst ehrbar und züchtig zu sein pflegt, in das Beiwerk, in die Bilder und Gleichnisse hin und wieder eine größere oder kleinere Derbheit oder Zweideutigkeit einzumischen, die allerdings nichts Lüsternes und Unsittliches haben, wol aber, als entbehrlich und unnütz, gegen den guten Geschmack sind und von ihm mit einem gewissen Muthwillen herbeigezogen scheinen, um prude Leserinnen ein wenig abzuhärten und an derbere Kost zu gewöhnen. Nun aber mag das Derbe, das Zweideutige und Zotenhafte immerhin ein von der Anlage des Ganzen und zur Ausführung gewisser Charaktere gefordertes Ingredienz einer Dichtung sein, wie bei Shakspeare, bei Cervantes, bei Sterne; aber zur Decoration, zum Beiwerke sollte es nie gewählt werden, und nicht der Autor, der dies thut, hat sich über den falschen und pruden Geschmack der Leser und Beurtheiler zu beklagen, wenn sie es misbilligen, sondern diese über jenen. Hierin ist Gutzkow, wie leicht zu glauben, nicht hinter Jean Paul zurückgeblieben, und der Belege seiner unsaubern Sympathien finden sich nur allzu viele in diesem Buche, z. B. I, 21, II, 297 und noch an gar manchen Stellen; und doch sollte er gerade mehr als irgend Einer sich vor dergleichen hüten, da sie bei ihm so leicht als Anhänglichkeit an ein früheres Stadium erscheinen und nur gegen ihn einnehmen dürften. Auch hätte er Jean Paul nicht nachahmen sollen in dem Einmischen der eignen Persönlichkeit, geschehe es auch in scherz- und spaßhafter Weise, wie in folgender Stelle:

Während Odor auf den blutigen Lorbern der Schlachtfelder sich ausruht, streift Amandus seine Hemdärmel auf und backt aus Marmor die Verherrlichungen des Friedens, Bürgerstatuen und Mauerkronen auf den Häuptern verdienter Rettesbecke und Rathusius, verdienter Gozkowski und sonstiger Patrioten, die nun nicht mehr mit Lindorf, sondern wenigstens mit einer Bildsäule in den großen Wal- und Ehrenhallen der Nationen bedacht werden dürften.

Jean Paul konnte dergleichen scherzhafte Anticipationen seines Nachruhmes sich schon erlauben; ob sie bei Gutzkow einen günstigen Eindruck hervorbringen werden, darf man bezweifeln. Überhaupt drängt sich Einem bei diesem Buche gar häufig die Wahrheit des Satzes auf, daß, wenn Zwei das Gleiche thun oder sagen, es doch nicht das Gleiche ist. Zwar soll man sich nicht von der Person des Autors im Urtheile über Das, was er producirt, bestechen und leiten lassen, sondern man soll nur den Gehalt und die Form Dessen, was er bietet, auf sich wirken lassen; aber das Vertrauen oder Mistrauen, das Einem der Autor vorweg einflößt, übt doch immer einen nicht wegzudisputirenden Einfluß auf das Gemüth des Lesers, der sich selbst fragt: Theilt der Verf. in Diesem und Jenem das Resultat seiner innigsten Gedanken und Gefühle, tiefempfundene Erlebnisse und Überzeugungen mit, oder hat er mich am Ende nur zum Besten. Was wird man z. B. von folgenden Sätzen im Munde des Gutzkow'schen Blasedow halten:

Ihr werdet lächeln zu der Erfahrung, die euch jeder Tag bietet, daß die Menschen nichts so uneins macht als Gott, in dem wir eins sind. Das Christenthum nehmt als eine ehrwürdige Reliquie, heilig wie einen Dom, der schon in Trümmer fällt, während er noch nicht einmal ausgebaut ist. Von Christus redet mit Andacht und stellt ihn höher als Sokrates. In Luther schätzet den Mönch und den Deutschen, weniger den Theologen. Gegen nichts seid gleichgültiger als gegen den theologischen Parteienkampf; denn mischt man sich ein, so geräth man oft dahin, Alles über den Haufen zu werfen und es zu bereuen, wenn man sich dadurch um das Recht bringt, theilnehmend über die Religion zu sprechen.

Nunmehr ist auch noch einiges Nähere über die Idee, das Thema und über die Charaktere dieses komischen Romans zu sagen. Das Thema möchte Ref. etwa so bezeichnen: die Stellung — oder vielmehr Mistellung — des Menschen der modernen Zeit zu seinem Lebenszwecke oder Berufe. Gewiß ist dies Thema nicht unglücklich gewählt;

Digitized by Google

die Entzweiung mit dem Berufe oder das Verfehlen des Berufs ist ein eigenthümlicher Charakterzug der modernen Zeit, und wenn auch allerdings die Katastrophe oft tragisch sich gestaltet, so ist doch der Kampf selbst einer komischen Behandlung wol fähig, und es ist einerseits zwar kläglich, andererseits lächerlich, wenn grade in einer Zeit, welche sich so sehr des Besitzes der geistigen Freiheit und des Bewußtseins rühmt, so Viele durch eigne oder fremde Schuld eines wahren Lebensgehaltes und der Zufriedenheit verlustig gehen. Der größere Reichthum des geistigen Lebens ist Schuld, daß so Viele sich ärmer fühlen, und bald ist es die eigne, bald fremde Willkür, was Einen um den Gehalt und die Frucht des Lebens bringt. Blasedow sagt: „An meinen Kindern will ich einholen, was ich selbst versäumt habe". Dieser Gedanke, der den Keim der Geschichte dieses Romans enthält, hat eine ernste, aber auch eine komische Seite, weil er einen Widerspruch enthält. Er hat ganz Recht, wenn er sagt: „Schrecklicher Gedanke, wenn sich der Mensch auf der Mittagshöhe seines Lebens gestehen muß: Kerl, du hast deine Bestimmung verfehlt! Nun kann man nicht wieder umkehren!" Aber hieraus wächst seine fixe Idee, seine Narrheit hervor, daß er wähnt, seinen Söhnen diesen Jammer ersparen zu können, wenn er für sie wählt, und zwar Berufe, zu welchen grade angeborenes Talent oder Genie, die selbstthätigste Freiheit erfoderlich ist:

Ich bin nicht eitel, aber stolz darauf, daß ich ein neues pädagogisches System entdeckt habe, das System der unmittelbaren Prädestination. Indem ich euch für bestimmte Fächer erzog, wußtet ihr, wo ihr euern Henkel ansetzen sollter an die Dinge, um sie zu fassen; und verliehet ihr gar die Bahn, die ich euch vorgezeichnet, so habt ihr doch schon eine Consequenz des Lebens mit Ernst durchgemacht und werdet euch um so schneller in einen andern Beruf finden können.

Dies System der unmittelbaren Prädestination ist aber, bei aller guten Meinung, die Ausgeburt des lächerlichsten Hochmuths, weshalb man es auch ganz natürlich finden muß, daß Blasedow bei vielem richtigen Verstande und väterlichem, ernstem Eifer doch so wunderliche und lächerliche Mittel zu Erreichung seiner Zwecke wählt und am Ende durch die einstweilige Vereitelung seiner Hoffnungen so hart beschämt und bestraft wird. Auch das kann man einen glücklichen Gedanken nennen, daß der arme gedrückte Pfarrer sich nicht etwa begnügt, seine Söhne für die alltäglichen Fächer und Berufe zu bestimmen, sondern mit ihnen gleich oben hinaus, sie zu Künstlern machen will und sich einbildet, was die Natur nur so selten ins Leben treten lasse, das werde seinem Erziehungsofspreme an vier Söhnen auf einmal gelingen. So weit dürfte die Idee und die Anlage dieses Buches alles Lob verdienen. Die Ausführung im Einzelnen aber und die Charakteristik der Hauptpersonen läßt Viel zu wünschen und zu tadeln übrig.

Man mag Blasedow's Charakter von der intellectuellen Seite als möglich gelten lassen — wiewol der Reichthum seiner Kenntnisse, die Freiheit und Tiefe seiner Lebensansichten, seine Keckheit, sein Witz, und was ihm sonst an intellectuellen Vorzügen nachgerühmt wird, nicht ganz zu seiner kümmerlichen Laufbahn, seinen elenden Verhältnissen und auch kaum zu seiner fixen Idee recht stimmen will; doch hier hat Gutzkow unverkennbar den Don Quixote vor Augen gehabt und zum Theil copirt, und wie Don Quixote erscheint Blasedow gleich im Anfange des Romans zu Pferde, als ein Pfarrer von der traurigen Gestalt —, schwerlich jedoch ist es dem Verf. gelungen, die Verträglichkeit der tollen Erziehungsidee mit seinem sonstigen Verstande so anschaulich und glaublich zu machen, wie der große Spanier an seinem Helden seine fixe Ritterthumsidee mit seinem sonst hellen Kopfe verträglich zeigt. Noch schwerere Bedenken aber erheben sich gegen die Einheit und Möglichkeit von Blasedow's Charakter von der sittlichen und gemüthlichen Seite; denn schon durch sein Verhältniß mit einer so gemeinen Ehefrau wird er uns einigermaßen anstößig, wo nicht gar verächtlich, und das Verhältniß zu seinen Söhnen erscheint ebenfalls, wenigstens von Anfang an, ziemlich gemüthlos und somit auch unsittlich; das ganze Gemälde dieser Familie hat etwas Widriges und Empörendes, was dem Komischen ganz zuwiderläuft. Wirklich reisen auch die vier Söhne als ganz rohe und herzlose Gesellen von ihrem älterlichen Hause ab, und man muß nur staunen, woher diese Schlingel auf einmal so viel Kenntnisse und Weltklugheit haben, als sie in der Residenzstadt Kaputh zeigen, wo sie ein Journal herausgeben. Noch mehr staunt man, daß Oskar, der älteste, plötzlich als ein Jüngling, nicht nur von seinem Geiste und vielseitiger Bildung, sondern auch von Empfindung und Gemüth auftritt, da man zuvor hiervon keine Spur wahrgenommen hat. Die übrigen Drei treten so gut wie gar nicht als Individuen hervor; vielleicht beschäftigen sich die folgenden Bände mehr mit ihnen. Oskar ist im Stande, schöne, große Reden über Literatur u. dergl. zu halten und lehrreiche, witzige Briefe zu schreiben, und er declamirt mit solcher Wärme und solchem Pathos, daß er selbst darüber gerührt ist. Über die Literatur der Charaktere und Zustände äußert er sich so:

Wenn ich die Literatur der Zustände, seinen Bezüge und bedeutenden Persönlichkeiten erwäge, diese feine Mischung von Diplomatie und Prosa, so wünsche ich nichts sehnlicher, als daß die jungen Dichter, wie sie eben aus dem Weltei kriechen, gleich ihre Memoiren schreiben dürften, ohne lächerlich zu werden; wünschte nichts sehnlicher, als daß ihnen der Papst Ablaß und Indulgenz, nicht blos für alle Persönlichkeiten gäbe, die noch vom wiener und aachner Congreß herrühren, sondern für alle Charakterzeichnungen, hergenommen aus dem unmittelbaren Momente, vom kaum verschlafenen Abendzirkel, von einer kaum zurückgelegten Reise. Wie gern ließ ich die jungen diplomatisirenden Demokraten auf Reisen gehen und improvisirte ihnen mitten zwischen Halle und Leipzig ein paar Esel in der Löwenhaut, damit sie doch nicht zu sehr hinter den in Afrika privatisirenden Fürst Pückler zurückblieben. Wie gern ... fertigte ich ihnen Redeknappen an, damit sie ungesehen aus den Umarmungen der Freiheit manchmal in die Umarmungen der Diplomatie, aus dem Kriegslager der Entsagung in die Hofkriegskanzlei schleichen dürften — blos — des Styls wegen ... Welche Fortschritte in den Naturwissenschaften ließen sich nicht befördern, wenn man einige neuere Bücher in ihre chemischen Bestandtheile auflöste; z. B. das junge Europa in eine Dosis aristokratischen Freiheitsalkohol, in eine zweite fixer mo-

Digitized by Google

berner Lebensluft, in eine dritte, bestehend aus etwas neunmonatlichem Gefängnißstickstoffgas à la Silvio Pellico; oder wenn wir für unser beliebtes Reisenovellengenre folgende chemische Formel entdeckten: sieben Loth Zustände, sieben Loth seine Bezüge und drei Loth heilige, nicht ganz zu verwerfende Pietätsstoffe — das Ganze in einen diplomatischen Brei gerührt, abgekühlt und im Zustande des Bestehenden gelassen.

Dann betet er:

Löse, großer Geist, die Religion aus den Fesseln des Aberglaubens, gib dem Staate ein neues, ideales, griechisches Leben, laß die Kronen nur Sinnbilder, keine Lasten sein, zertrümmere den Reichthum da, wo er todt aufgehäuft ist, oder laß den Armen wenigstens ein Evangelium predigen, welches aus ihnen Märtyrer, nicht Sklaven des Schicksals zieht. Die Pfeile der Gedankens knicke, wenn sophistisches Gift an ihrer Spitze lauert, und die Schwungkraft lähme Denen, die sie mit zu vielen bunten Federn der Koketterie schmücken! Vergib uns, Herr, wenn wir dem Neuen nachjagen und nicht immer gradezu das Wild in deinen Himmel hineinpürschen; vergib uns, wenn auch einmal ein dunkler Geist mit uns zu Tische sitzt und wir auf unsern Gedankenirrwegen einmal am Eingange der Hölle stehen und Dante's flammende Inschrift mit Entsetzen lesen ... Die Zustände und seinen Bezüge locken weder Hunde noch Philister vom Ofen!

Den Schluß dieser Anzeige mögen ein paar beherzigenswerthe Äußerungen Blasedow's bilden; er schreibt seinen Söhnen:

Das Meiste im Leben und Charakter entspringt Umständen, die sich nicht vorausbestimmen lassen. Wenn meine Lehren euch nur darauf hinbrächten, daß man allerdings darnach trachten soll, Grundsätze in sich zu zeitigen! Doch hütet euch auch hier, zu frühzeitig abzuschließen. Es klingt barock, wenn ein Jüngling von seinem Charakter spricht und erklärt: ich bin nun einmal so. Nein, nein! man ist in den Jahren niemals so sehr so, daß man nicht noch anders werden könnte. Wer sich zu früh auf einen hohen Standpunkt begibt, wird, wie jeder Baum auf den Bergen, ein Zwerggewächs. Wollt, was ihr sollt; das ist genug, freilich aber auch Alles!

und über die Jugend klagt er anderswo:

Nicht die Vorurtheile, die Stände und der Bettelstolz betrüben mich, sondern nur die Ideen, welchen sich unsere Jungen hingeben, und die gleißenden Worte, mit denen sie sie aufzupuzen wissen. Auf der Stirne der Unmündigen schon furchen sich Reflexionen ein. Sie reden weiser als die Weisen, sie machen uns den Vorwurf der mangelnden Welterfahrung; sie, die wir kaum noch auf unserm Schooße hüpfen und sich schaukeln ließen, verweisen uns bereits unser leichtsinniges, unbewachtes und gläubiges Herz! An die Stelle des Enthusiasmus ist der Zweifel getreten. Die Kränze der Freude welkten schnell über Häuptern, die, ach! ebenso schnell welken werden. Für die Schönheit der Irrthümer tauschen sie die regelrechte Gestalt der Wahrheit ein. Und wenn sie sie fänden! Wenn ihre Formeln Leben brächten in ihre vertrocknenden Herzen! Der unreife Kern wird aber nicht bleiben, und die Blume ist schon längst abgeblüht. Klag' ich die Ältern oder die Erzieher, klag' ich die Luft und Temperatur an? Wo auch der Wurm Zugang gefunden haben mag, er hat das Mark aus den Sehnen der Jugend gefressen. Sie sind älter als wir, als wir, die wir sahen, wie sie geboren wurden!

Wenn solche und ähnliche Ansichten aus des Verf. klarer Einsicht und aufrichtiger Überzeugung geflossen sind, wenn er nicht auch damit nur spielt und mit proteusartiger Dialektik morgen wieder verspottet, was er heute anerkannt hat, so dürfte man sich der Hoffnung überlassen, daß noch eine oder ein paar Häutungen ihn von der auch in diesem, theilweise rühmenswerthen Buche herumziehenden materia peccans befreien und ihn eine Stellung einnehmen lassen würden, zu der seine Talente ihn befähigen, von der ihn aber bis jetzt die Tendenz, die Feindseligkeit und Negativität seiner schriftstellerischen Leistungen ausschloß. 79.

Literarische Notizen.

Ch. Dickens' „Pickwickier" sind unter dem Titel: „Le club des Pickwistes", von Madame Riboyet ins Französische übersetzt worden. Dieser berühmte Roman ist von der Übersetzerin sehr gekürzt und auch sonst frei behandelt worden; dennoch fürchtet die französische Kritik, daß er den Lesern auch in dieser verkürzten Gestalt noch zu lang sein werde. Man meint zwar, daß sich darin oft genug eine ziemlich pikante Originalität finde, aber der Spaß sei zu derb und zeuge selten von einem guten Geschmack. Die Scenen seien zu carikirt, als daß sie zum Lachen reizen könnten. Hinlänglich bizarr und originell sei zwar die Figur des Herrn Pickwick; aber der Rahmen sei zu weit, der Roman zu langathmig. Man sieht, daß die britischen Humoristen mehr Seelen- und Herzensverwandte in Deutschland als in Frankreich haben, und es war nicht der geringste antinationale Irrthum der jüngsten Literaturperiode in Deutschland, daß sich ihre Repräsentanten so sehr zu französiren suchten, während die Natur der Deutschen der britischen viel näher verwandt ist als der französischen.

Der Graf de Viel-Castel hat einen Roman: „Mademoiselle de Verdun" (2 Bände) herausgegeben, worin er abermals seiner Lieblingsneigung, gegen die Vorstadt St.-Germain zu operiren, genugthut. Der Stoff ist im Grunde sehr verbraucht. Um ein junges unschuldiges Mädchen, welches einem durch Ausschweifungen abgenutzten Roué geopfert wird, gruppirt sich eine Menge von alten Koketten und alten Lüstlingen, welche die Salons der hohen Nobleſſe bevölkern. Die Kritik meint: der Name des Herrn Grafen werde ohne Zweifel vom Anfange der Straße St.-Dominique bis zum Ende der Straße de Babylone verwünscht werden; nichtsdestoweniger schließe der Roman mancherlei neue Offenbarungen ein und verschaffe allen Denen, die von Adel und Privilegien nichts wissen wollen, neue und brauchbare Waffen.

Als eine Merkwürdigkeit ist ein in London neuerschienenes Buch über Irland zu nennen: „A disclosure of the principles, designs and machinations of the popish revolutionary faction of Ireland. By *John Ryan.*" Seiner einseitigen politischen Tendenz hat dieses Buch wol das kolossale Lob zu verdanken, womit es von den hochtoryistischen Journalen „John Bull", „Age" und „Times" als höchst zeitgemäß, höchst wichtig und höchst patriotisch empfohlen wird. Trotzdem dürfte es für jeden Leser interessant sein, der sich über die Art und Weise belehren will, wie die Parteien in England Politik treiben und die Geschichte commentiren.

Unter den neu erschienenen britischen Novellen und Romanen dürfte vorzüglich zu nennen sein: „Duty and inclination" (3 Bände), Novelle von Miß Landon; „The Glanville family. By a Lady of rank" (3 Bände). Leichter, einfacher Styl, Wahrheit der Auffassung, Beredtsamkeit und glänzender Witz werden an dem Buche gerühmt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 314. —— 10. November 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Vierter Artikel.*)

Wenn es ein besonderer Vorzug der Memoiren Lockhart's über Walter Scott ist, daß sie vor uns ein reiches, in allen Theilen wohl ausgeführtes Gemälde seiner literarischen Betriebsamkeit entfalten, so dürfte es ein nicht geringerer Vorzug desselben Buches sein, daß wir in ihm den großen Schriftsteller durchaus edel und achtbar in allen menschlichen Beziehungen finden. Es ist nicht leicht, aus den vielen einzelnen Zügen grade die wichtigsten und interessantesten herauszuheben, doch wollen wir eine solche Zusammenstellung um so lieber versuchen, da wir nicht glauben, daß allzu Viele in Deutschland sein werden, die um Walter Scott's willen vier Bände englischer Memoiren durchlesen.

Aus unsern frühern Mittheilungen können wir als bekannt voraussetzen, daß Stott mit zärtlicher Liebe seinen Geschwistern und Ältern ergeben gewesen sei. Von elf Geschwistern war ihm 1816 nur ein einziger Bruder, Thomas, übriggeblieben, da am 8. Mai 1816 auch sein vorletzter Bruder, der Major John Scott, gestorben war.

Es ist — schreibt Scott an seinen Freund Morritt — eine schmerzvolle Betrachtung, nun auch den Letzten verloren zu haben, der an unserer frühesten Kindheit, an den Spielen und Gewohnheiten unserer Jugend Antheil nahm, der unsere ältesten Freunde gekannt hat. Nun habe ich nur noch einen einzigen Bruder, der in Canada lebt und allem Anscheine nach dort bleiben wird, sodaß also meine Mutter, die jetzt eine Frau von 80 Jahren ist, nur Ein Kind um sich hat von den dreizehn, die sie zur Welt gebracht hat. Sie ist eine durchaus vortreffliche Frau und besitzt noch, selbst in ihrem sehr vorgerückten Alter, ganz die Stärke des Geistes und das Gefühl für ihre Pflichten, mit welchen sie über so manche häusliche Unfälle hinweggekommen ist, die sie durch den allmäligen Tod von sieben Kindern, von denen einige bereits Männer und Frauen waren, hat erleiden müssen. Sie ist jetzt der vorzüglichste Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, und ich bin herzlich erfreut, sagen zu können, daß sie körperlich vollkommen gesund ist und den ungeschwächten Gebrauch ihrer Geisteskräfte hat.

Um so tiefer beklagt er ihren Tod, der am 24. Dec. 1819 erfolgte, in mehren Briefen, die an seinen Sohn Walter, seinen Bruder Thomas und andere Freunde mit liebevoller Ausführlichkeit geschrieben sind.

Wie sorgsam und verständig Scott die Erziehung seiner Kinder leitete, ist bereits früher erwähnt worden, und auch in dem vorliegenden Bande finden sich hinlängliche Belege hierzu. Wir heben unter andern folgende Stelle aus einem Briefe an die geschätzte Dichterin Johanna Baillie heraus, vom 12. Nov. 1815:

Meine kleine Sophie ist Ihnen für ein so fortwährend freundliches Andenken außerordentlich dankbar; sie ist ein sehr gutes Kind, gefühlvoll, sehr anhänglich und zeigt, daß sie dereinst nicht ohne Charakter sein werde; aber die Götter haben ihr keine dichterische Anlage verliehen, und ich hoffe auch nicht, daß sie jemals versuchen wird, etwas zu thun, wozu sie von Natur nicht berufen ist. Ich bin ja selbst ein Dichter und schreibe diese Zeilen an eine Dichterin, kann also nicht in den Verdacht kommen, als wünschte ich selbst ein Talent herabzusetzen, dem ich, es mag nun mehr oder weniger bedeutend sein, doch für vieles mir gewordene Glück sehr verpflichtet bin. Aber dies hängt doch allein von dem seltenen Zusammentreffen des Talents mit einer neuen Erfindung in Styl und Diction sowie mit einer Behandlung des Gegenstandes ab, die nun grade dem Geschmacke des Volks angemessen ist, und wenn meine Kinder einst bessere Dichter würden als ich, so würde ihnen doch nicht eine so allgemeine Achtung zu Theil werden, weil der Zweite nun einmal nicht der Erste sein kann. Ich gebe mir daher große Mühe, die Köpfe meiner jungen Mädchen mit etwas Anderm auszustopfen (store) als mit Regeln zur Versmacherei, und ich hoffe, Sophie ist, so jung wie sie ist, doch schon alt genug, um die zufallige Berühmtheit, in der sie lebt, ganz aus dem richtigen Gesichtspunkte anzusehen.

Mit gleicher Liebe schreibt Scott von seinem ältesten Sohne Walter, der schon im vierzehnten Jahre ein kühner Reitersmann war und im achtzehnten Jahre seines Alters (1819) in das achtzehnte Husarenregiment als Cornet eintrat. Lockhart bemerkt dabei, daß dies Ereigniß für die ganze Familie von größter Wichtigkeit gewesen sei, da bis dahin noch kein Kind das väterliche Haus verlassen hatte und der junge Walter nach der Weise der schottischen Erziehung wol damals nur wenige Nächte unter einem andern Dache geschlafen hatte als unter dem seines Vaters. Um so mehr bedurfte er also der väterlichen Rathschläge, die mit solcher Weisheit und Liebe gegeben sind, daß Lockhart mit allem Rechte seine Leser auf diese vortrefflichen Briefe des Vaters an den Sohn aufmerksam gemacht hat. „I shall introduce", sagt er, „in the prosecution of this work, as many specimens of Scott's paternal advice as

*) Den ersten bis dritten Artikel theilten wir in Nr. 252, 253, 298—300 d. Bl. f. 1837 und Nr. 56, 57 f. 1838 mit. Wir lassen noch zwei Artikel über das anziehende Werk folgen. D. Red.

Digitized by Google

I can hope to render generally intelligible without indelicate explanations — and more especially such as may prove serviceable to other young persons when first embarking under their own pilotage upon the sea of life." Wir freuen uns, daß dies geschehen ist. Denn wir sehen hier Scott nicht allein als den klugen, erfahrenen Mann, der seinen Sohn vor schlechter Gesellschaft warnt, der ihm Höflichkeit und Bescheidenheit empfiehlt und ihn darauf aufmerksam macht, keinen der Empfehlungsbriefe zu vernachlässigen, die ihm zur Bestellung übertragen sind, der ihn ermahnt, fleißig die Kriegswissenschaften zu treiben, die französische und die deutsche Sprache ordentlich zu studiren, der ihm guten Rath zum Ankaufe seiner Pferde gibt, sondern ihm auch allerhand von Neuigkeiten des Hauses und der Stadt Edinburg erzählt, mit ihm über die Größe seines Schnurrbartes (the growth of your Schnurr-bart) scherzt und ihm eine seiner schönsten Pfeifen verspricht, da ja die Husaren rauchen müssen. Die ganze Behaglichkeit des zufriedenen und glücklichen Hausvaters spricht sich unter Anderm in folgender Stelle eines Briefes an seinen Bruder Thomas vom 23. Juli 1820 aus, den Lockhart mitgetheilt hat.

Ich schrieb Dir das letzte Mal aus London über die überaus huldvolle Art, in welcher der König so gnädig war, mir einen Titel (my petit titre) zu ertheilen *), und über Sophiens bevorstehende Heirath (mit Lockhart), die auch in den letzten Tagen des April stattfand, wie wir es und vorgenommen hatten. Ich ließ Walter's Urlaub verlängern, damit er gegenwärtig sein konnte, und ich versichere Dich, daß Du nicht leicht einen schönern jungen Mann sehen konntest, als wie er bei der Trauungszeremonie in seiner vollständigen Uniform erschien. Er ist jetzt sechs Fuß und einen Zoll groß und ganz wohl gebaut. Lockhart scheint Alles in sich zu vereinigen, was ich nur wünschen kann, und da sie für jetzt genug haben, um bequem leben zu können, und gute Aussichten für die Zukunft, so beginnt für sie ein ganz angenehmes Leben. Die Vacanzzeit werden sie in einem netten kleinen Landhause mitten in einem Thale, das an meine Besitzungen angrenzt, zubringen; sie haben da einen kleinen Bach vor sich und ein hübsches Wäldchen an der Offseite, um sie vor dem kalten Winde zu schützen. Überdies ist es kaum zwei Meilen von Abbotsford, und ein höchst anmuthiger Spaziergang führt dahin durch meine Anpflanzungen, die jetzt einige Hundert Morgen Landes betragen. Meines Sohnes Karl's Anstellung in Indien (Scott's Freunde hatten für ihn eine solche ausgewirkt) ist noch hinausgeschoben, bis er das rechte Alter hat, jetzt soll er erst noch zwei Jahre in Hertford-College studiren.

Hierauf eröffnet er seinem Bruder, daß er beschlossen habe, seinen Sohn zu sich zu nehmen, und bittet, ihm darüber seine Meinung zu eröffnen, jedoch ohne des Jünglings Neigungen zu beschränken; denn das habe er auch bei seinen Kindern nicht gethan, sonst hätte er es lieber gesehen, wenn Walter ein Rechtsgelehrter geworden wäre und Karl nicht gewählt habe, nach Indien zu gehen. Aber er halte es für Unrecht, Kinder in eine Sphäre hineinzuzwingen, die ihnen nicht zusage.

In einer nach außen so ganz gesicherten, ja glänzenden Lage, an der Seite der zärtlichsten Gattin, im Kreise guter Kinder und lieber Freunde führte Scott zu Abbotsford ein sehr behagliches Leben, sowie während der Wintermonate zu Edinburg. Er verließ jedoch öfters die Stadt, um einen Sonnabend und Sonntag in Abbotsford zu verleben, worüber uns Lockhart interessante Details mitgetheilt hat. Überhaupt hat er an vielen Stellen Scott's Privat- und häusliches Leben so anschaulich dargestellt, daß die Leser sich eine vollständige Vorstellung von diesem wohlversehenen schottischen Haushalte und der Gastfreundschaft Scott's machen können. Besonders gehört hierher das 17. Capitel dieses Theils. Seine Wohnung in Edinburg und sein Schloß in Abbotsford, die innere Einrichtung, die Sitte des Hauses, die großen Mittagsessen, Scott's eigne Lebensweise, seine Abendunterhaltungen und Vorlesungen in seiner Familie, wo Shakspeare am meisten gelesen wurde, und Scott den Julius Cäsar oder Macbeth so vortrug, daß Kemble nicht ausdrucksvoller hätte sprechen können: alles dies ist ausführlich und zur wohlthuenden Erinnerung für die Vielen, welche in dies Haus besuchend und genießend eingegangen sind, dargestellt worden. Hier nur Einiges von Scott's Eigenthümlichkeiten. So hatte er z. B. gar kein musikalisches Gehör und auch gar keine Kenntniß von Weinen, er unterschied nicht Madeira von Xeres-wein, und als ihm einst ein Freund eine Flasche Schiraswein (sheeraz) geschenkt hatte, trank er ihn ganz ruhig als Xeres-wein (sherry). Sein Lieblingsgetränk war ein Becher mit Whisky-Toddy, den er dem köstlichsten Naß an fürstlichen Tafeln vorzog, sein Lieblingsessen das Frühstück, welches außer den gewöhnlichen Delicatessen eines schottischen Frühstücks noch irgend eine solide Zugabe (some solid article) haben mußte. Hier wie in allen Verhältnissen seines Hauswesens liebte er das Alltheimmliche, er konnte sogar fast abergläubisch sein, wie er denn seine Tochter um keinen Preis im Monat Mai, den die Schotten für unglücklich halten, würde verheirathet oder zugegeben haben, daß die Hochzeit anders als am Abend gewesen wäre. Der hochländische Sackpfeifer fehlte nicht in seinem Hausstande; ein alter, treuer Diener, Tom Purdie (den Scott im „Redgauntlet" verewigt hat), spielte eine Hauptrolle im Hause, die Diener lebten überhaupt in einem mehr patriarchalischen Verhältnis, und wie sehr Scott auch auf die strengste Ordnung im Hause hielt, so versichert doch Lockhart, daß er nie Jemanden gesehen habe, der so sorgsam, so achtungsvoll und so still bedient worden sei als Walter Scott. In Erwägung aller dieser glücklichen Verhältnisse wird uns die Scene um so rührender sein, die Lockhart aus dem Munde seiner nachmaligen Gattin beschreibt, als bei einem überaus heftigen Krankheitsanfalle in einer Nacht des Juni 1819 die Seinigen — und auch wol Scott selbst — alle Hoffnung auf sein längeres Leben aufgegeben hatten. Da rief er alle seine Kinder an sein Bett und nahm von ihnen mit einer feierlichen zärtlichkeit Abschied. Darauf gab er einem Jeden von ihnen, wie es sein Alter und sein Charakter verlangten, mehre Vorschriften und setzte dann hinzu:

*) Er meint die Baronetswürde, die ihm Georg IV. am 30. März 1820 gleich nach seiner Thronbesteigung ertheilt und dabei gesagt hatte, es erfreue ihn sehr, daß gerade Scott der Erste sei, dem er nach dem Antritte seiner Regierung eine Würde habe ertheilen können.

Digitized by Google

Was mich selbst anbetrifft, meine Theuern, so bin ich mir nicht bewußt, irgend Jemanden ein Unrecht zugefügt, noch eine Gelegenheit versäumt zu haben, um Andern eine Gefälligkeit zu erzeigen. Ich weiß wohl, daß kein menschliches Leben vor den Augen Gottes anders als schwach und elend (weak and filthy) erscheinen kann; aber ich vertraue auf die Gnade und auf das Verdienst unsers Erlösers.

Darauf legte er die Hand auf die Köpfe seiner Kinder und sprach:

Gott segne euch! Lebt Alle so, daß ihr hoffen könnt, dereinst eines bessern Lebens würdig zu sein. Und jetzt verlaßt mich, daß ich mich der Wand zukehren kann.

Scott verfiel nun in einen tiefen Schlaf; aber während desselben siegte die kräftige Natur über die Gewalt der Krankheit. Jene angeführten Worte aber enthalten eine so echt christliche Gesinnung, daß die zelotischen Angriffe des schottischen Theologen M'Crie in dem „Christian instructor" auf Scott's Christenthum und der Ausfall Harms' in seiner „Neuen Sommerpostille" als sehr ungereimt und verkehrt erscheinen müssen.

Wie treu Scott seinen Freunden war, und wie glücklich er während seines ganzen Lebens in der Wahl und in dem Umgange derselben gewesen ist, haben wir bereits am Schlusse des ersten Artikels zu bemerken Gelegenheit gehabt. Dort war jedoch mehr von literarischen Freundschaften die Rede, die jedoch dem größten Theile nach ebenfalls Herzensfreundschaften waren. Aber auch zu andern Personen stand Scott in den angenehmsten Verhältnissen, die nicht leicht schöner und herzlicher hervortreten als in seinem Verkehr mit den Ballantynes, mit Morritt und mit dem Herzoge von Buccleugh. Dieser ausgezeichnete schottische Pair, den Scott häufig als seinen noble patron bezeichnet und dem er sich in den dringendsten Verlegenheiten eröffnen konnte, hatte das Unglück gehabt, am 24. August 1814 seine Gattin Henriette zu verlieren, dieselbe, durch welche Scott die erste Veranlassung zur Verfertigung des „Lay of the last minstrel" erhalten hatte, und die er als eine der schönsten, liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen auf diesem Erdenrunde in vielen Stellen seiner Briefe preist. Die zwischen dem Herzoge und ihm bei dieser Gelegenheit gewechselten Briefe lassen kaum eine Vergleichung mit ähnlichen Trostbriefen zu, sie verdienen es in jeder Beziehung, daß sie Hr. Lockhart den Lesern als eine „most instructive lesson" mitgetheilt hat. Wir wollen wenigstens einige Stellen daraus anführen. Der Herzog schreibt am 3. Sept. 1814:

Mein theuerster Herr! Ich habe nicht die Absicht, Sie mit meinem tiefen Kummer zu belästigen, um mich dadurch von meinen eignen Gefühlen loszureißen. Ich schreibe vielmehr in diesem Augenblicke an Sie, weil ich Ihre Anhänglichkeit an mich kenne und ganz besonders die wahrhafte Ergebenheit, welche Sie gegen meine arme Frau hegten. Da dachte ich mir denn, daß Sie wol einige Zeilen von mir gern annehmen würden, in denen ich Ihnen sowol den Zustand, in welchem ich mich jetzt befinde, schilderte, als auch Ihnen einige nähere Umstände jenes trüben Ereignisses mittheilte.

Ich bin ruhig und gefaßt. Der Schlag war zu heftig, als daß er mich nicht hätte zuerst betäuben sollen und weniger fühlen lassen, welches unendliche Herzeleid meiner wartete. Jetzt erst sehe ich den ganzen Umfang meines Unglücks ein; aber eben dieser ausgedehntere Blick hat mich wieder zu mir selbst gebracht. Ich fühle vollkommen die gebieterische Nothwendigkeit, mich um meiner Kinder willen aus meinem Schmerze herauszureißen; denn ich darf ihren Geist nicht niederdrücken, indem ich mich meiner Trauer zu sehr hingebe. Mir liegen jetzt manche neue Pflichten ob, oder vielmehr ich fühle jetzt um so dringender die Nothwendigkeit jener Pflichten, welche mir die unausgesetzte Thätigkeit meiner theuern Gattin erleichterte, oder mich veranlaßte, ihnen eine geringere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich habe eine schwere Lehre empfangen; aber ich denke, sie ist für mich nützlich gewesen.

Nur ungern enthalten wir uns der Mittheilung des übrigen Theils dieses Briefes, um Raum für Scott's Antwort zu gewinnen. Ihm war die Trauerpost nach Greenock nachgesendet worden, da eine Lustreise nach den shetländischen Inseln ihn von seinem Wohnorte entfernt hatte. Demnach antwortete er von Edinburg aus am 11. September:

Mein theurer Lord Herzog! Ich habe Ihren Brief nach meiner Rückkehr in diese Stadt empfangen und kann Ihnen nicht genugsam meinen Dank für die große Freundlichkeit sagen, mit welcher Sie in einem solchen Augenblicke noch Zeit finden konnten, an einen Freund zu schreiben, um dessen Gemüth zu beruhigen. Wie viele Beweise ich nun auch schon von Ew. Herrlichkeit Freundschaft und Liebe empfangen habe, so werde ich doch den gegenwärtigen, der mich zugleich erfreut und betrübt, niemals vergessen können. Denn er gibt mir die große, wenngleich traurige Genugthuung, daß Ew. Herrlichkeit die männliche und christliche Standhaftigkeit gehabt haben, sich jene ruhige und gefaßte Gemüthsart anzueignen, die auch aus den bittersten Leiden ein Heilmittel für das Herz zu finden im Stande ist. Ich vertraue zu Gott, daß Ew. Herrlichkeit bei so manchen und hohen Pflichten, die mit Ihrer Stellung verbunden sind, und für die Sie mit der glücklichsten Anlage, ein Vergnügen in der Ausübung derselben zu finden, durch göttliche Gnade ausgerüstet sind, sich in der ersten Ausübung derselben, wie schmerzhaft sie immer sein mögen, durch Kraft im Ausharren belohnt finden werden und endlich mit jener Ruhe (comfort), die ein Jeder genießt, wenn er in Dem beharrt, was recht ist. Die Glückseligkeit von Hunderten beruht jetzt vorzüglich auf Ew. Herrlichkeit, und die Wirkung Ihres Beispiels in der Umgegend und Ihrer Standhaftigkeit in Aufrechthaltung einer Verfassung, die täglich von schlechten und hinterlistigen Menschen untergraben wird, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Schön und wohlgethan ist es daher, daß Ew. Herrlichkeit entschlossen sind, der öffentlichen Lage dieses Landes und den Verhältnissen der Gesellschaft Ihren Schmerz zum Opfer zu bringen. Mögen Sie denn noch für lange Jahre Gesundheit und Kraft behalten, um Ihrer hohen und hoffnungsvollen Familie in Allem, was sich für ihren erhabenen Rang ziemt, Beispiel und Führer zu sein. Es ist genug, daß Ein Leben — und ach, welch ein Leben! — nach Gottes Willen in eine andere und bessere Welt abgerufen worden ist.

Am Schluß entschuldigt sich Scott, diese Zeilen so schnell und hastig geschrieben zu haben. Gleich darauf machte er dem Herzoge seinen Besuch und schildert diese Zusammenkunft in einem Briefe an Morritt auf eine so gemüthvolle Art, daß wir es beklagen, diese längere Stelle nicht in unsern Bericht aufnehmen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Der König von Atalan. Moderner Roman von Julius Krebs. Zwei Bändchen. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Daß es noch solche Romane gibt! Der Name: „Moderner Roman", erschreckte mich. Was konnte ich anders darunter

Digitized by Google

denken als die Entwickelung eines philosophischen Themas, einen gefügigen Gliedermann, der einen Begriff ausdrücken sollte. Ich war zu nichts weniger aufgelegt, als solchen Erörterungen zu folgen und den Windungen moderner Dialektik nachzugehen. Ich begehrte der Erholung; ich wollte lesen, wie man ehedem einen Roman las, auf dem Sopha hingestreckt, ohne ihren zu denken, nur genießen. Und welche angenehme Überraschung. Ich brauchte gar nicht zu denken, kaum aufmerksam zu bleiben, vielleicht kaum zu lesen, was man eben lesen nennt, und die Unterhaltung kam von selbst gelaufen, Stoff über Stoff, und, was das Beste war, auch dieser nicht fremd, lauter Wohlbekanntes, die rechte, echte Würze praktischer Unterhaltungsromane. Auch die Reflexion dazwischen, ohne die es doch nun einmal jetzt nicht mehr abgeht, war Wohlverdautes, Oftvorgenommenes, gut gesäugt und wohl gestärkt. Sie ließ sich mit herunterschlürfen wie eine Sauce, die zu jedem Fleische paßt. Der Stoff, wie gesagt, ist ein wohlbekannter; aber, der Verf. hat recht, ein durchaus moderner; denn Amerika ist erst, als die moderne Zeit anbrach, entdeckt und erst in der allermodernsten ist es für die Romantik appretiert worden. Wer nun Washington Irving, Fenimore Cooper, Paulding, dessen Vornamen ich nicht weiß, und den Verfasser des „Virey" und der „Lebensabenteuer auf beiden Hemisphären", dessen Vor- und Zunamen ich nicht weiß, gelesen hat, weiß wenigstens Alles, was im ersten Theile dieses Romans steht. Wie die Mischung der Büffeljagden, der Prairiegefechte, der Squatter-Gastmahle und Gespräche, der Flußdurchgänge, der wilden Pferdejagden, der leckern Büffelrückenmahlzeiten, der Nachtlager beim Feuer in den Urwäldern u. s. w. vorgenommen, ob beim Zusammenschütteln der rohen Stoffe mehr Cooper, Irving oder „Virey" nach oben gekommen, das ist gleichgültig. Es ist ja in diesen amerikanischen Dingen der Stoff allein die Sache. Je freischer er zu Markte gebracht wird, um so besser für den Verkäufer. Die Ästhetik hat es mit der Verdauung nicht zu thun, das Publikum, welches das will, hat einen so starken Magen als die kräftigen Hinterwaldsdämmer (backwoodsmen), die sich mit rohem Fleische begnügen müssen. Dieser Theil des modernen Romans wird sein Publicum finden, welches mit Heißhunger das amerikanische Ragout herunterschlingt, ohne zu untersuchen, ob die disjecta membra zueinander passen. Es wird auch andere Leser geben, denen es ganz angenehm ist, hier von einem fleißigen deutschen Sammler so Alles auf einem Haufen zusammen zu finden, was sie sonst zerstreut in vielen Büchern suchen müßten. Nebenbei empfehle ich den „König von Azalan" allen auswanderungsfüchtigen Deutschen, denn der Verf. schildert das Wahlleben nicht von der lockenden Seite. Als ein umsichtiger Deutscher hat er auch als integrirenden Theil seines Ragouts Alles darin aufgenommen, was einen vernünftigen und gebildeten Europäer abschrecken kann, sein Heil an der Grenze der Prairien zu suchen. Die patriotischen Stimmen, welche gegen die Auswanderungssucht gesprochen, sind ganz tüchtig darin repräsentirt.

Soweit gefiel mir Alles, und ich glaubte an einen Nachmittage den neuen amerikanischen Roman mit Wohlgefallen auf dem Sopha abzuthun. Aber plötzlich tauchte etwas, was anfangs zufällig schien, im Verfolg als Intention auf, und aus der Intention blickte etwas von Plan vor, und in dem Plane schimmerte eine Idee, und um meine Nachmittagsruhe war es geschehen, und die herrlichen gerösteten Büffelrücken verloren mit einem Male von ihrem Wohlgeschmack und ihrer Würze, denn es waren nur gemalte Vorhänge, um etwas Anderes zu verbergen, was nun sich selbst präsentieren wollte.

Nämlich der Held ist ein deutscher Student. Auf seiner Wange trägt er eine historische Narbe. Beim Apfelschmaus in Frankfurt erhielt er eine Wunde, floh nach Amerika, ward daselbst Jäger, Hinterwaldsmann und unter dem Namen „Schnellfuß" ein gewaltiger Häuptling der halb wilden Ansiedler. Aber er will noch mehr, er will ein König werden, um seine Ansichten einer vollkommenen Weltordnung unter den Seinen einzuführen. Dieses neue Königthum, wenn es Bestand gehabt hätte, wäre etwas nach Hegel'schen Ideen und, was die Weiber anlangt, nach St.-Simonistischen Principien regulirt worden. Wie Schnellfuß dies anfing, wie es ihm gelang, wie er, von den Priestern verfolgt, flüchten mußte, beinahe umgebracht ward, wie er darauf in Mexico sein Glück suchte und seine Theorien von Liebe und Naturehe an den Mann, oder vielmehr an die Frauen brachte, alles das anzurathe ich nicht, sondern die Leser mögen es selbst nachlesen und sich dann selbst entscheiden, ob Robert Prettre's Ansichten von der Ehe, oder ihre althergebrachten eignen den Vorzug verdienen. Ich sage nur noch, daß er nach Frankreich zurückkehrt und sich mit der schönen Theano nur durch einen Gollact verehelicht. Damit habe ich aber schon vielleicht zu viel gesagt, nämlich daß es mit seinem Königthum und der Realisirung seiner Ideen nichts wurde. Und so ist es; denn obwol seine Complicen am frankfurter Attentat noch in Untersuchungshafte in Deutschland sitzen, hat er seine historische Rolle in Amerika schon völlig ausgespielt und seine frühere in Frankfurt als eine Antiquität bereits vergessen. Da ich so viel ausgeplaudert, sage ich auch noch das, daß der Rodicalabscheich im Romane „Greifenklau" heißt, ein Name, bei dem der sonst wohlwollende Verfasser mit einem gewissen Ingrimm verweilt, als ob ihm irgend ein Namensverwandter des jüdisch-indischen Squatters einen Tort angethan, den man im Leben nicht vergißt. 20.

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Zehnter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Von F. W. **Barthold.** — II. Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europas bei dem Übergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon. Von F. W. **Schubert.** — III. Christoph Martin Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Äußerungen. Zusammengestellt und mitgetheilt von K. Ad. **Böttiger.** — IV. Bericht des Kornelius Ettenius, kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv, über die Reise des Legaten Vorstius, Bischofs von Aix, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzusagen. 1536—37. Aus der Handschrift herausgegeben von Ad. A. **Arendt.**

Im Preise herabgesetzt

sind der erste die fünfte Jahrgang (1830—34) und kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen jetzt nur **5 Thlr.**, einzeln jedes 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente, achte und neunte Jahrgang (1835—38) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: W. A. Arendt, F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorenz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, A. D. F. Sommer, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken und J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 315. — 11. November 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 314.)

Wir haben kurz vorher der Reise Scott's nach den shetländischen Inseln gedacht, deren Tagebuch einen der interessantesten Theile dieses Bandes ausmacht und ihn in den verschiedensten Beziehungen, als Dichter, Alterthumsforscher, Landbauer, Gartenfreund, warmen Freund der Ordnung, des Rechts, mit einem Worte, als einen vollendeten gentleman zeigt. Solche kleinere und größere Reisen, die letztern besonders, wenn in Edinburg die juristischen Ferien eingetreten waren, liebte Scott außerordentlich, und die Lockhart'schen Memoiren enthalten häufige Beschreibungen derselben nach Lennox, Glasgow, Melrose, Drumlaurig und andern Gegenden des schottischen Hochlandes, die er stets durch seine gute Laune und die interessantesten Erzählungen aus der Vorzeit für die Mitreisenden noch genußreicher zu machen wußte. Zu andern Zeiten wurden diese Reisen durch geschäftliche Zwecke oder durch politische Ereignisse veranlaßt, wie dies namentlich 1818 u. 1819 der Fall war, wo die radicalistischen Reformers die Ruhe von Schottland bedrohten und Freiwillige zum Schutze des Landes aufgeboten wurden. Als Sheriff der Grafschaft Selkirk und als Laird von Abbotsford suchte Scott, dem das radicalistische Unwesen durchaus verhaßt war, in diesen Gegenden Alles in Ruhe zu erhalten, und allerdings mit glücklichem Erfolge, da er überall sehr beliebt war, alle Eigenthümlichkeiten des Landes schützte, die Volks- und andern Feste unterstützte und ihnen selbst beiwohnte, sodaß, wo er sich nur sehen ließ, alle Gesichter sich verklärten und Jeder von seiner Arbeit aufhörte, um dem guten Laird ein Lebehoch zu bringen, der seinerseits sich auch nicht lieber als mit dem Namen des Sheriff bezeichnen hörte. Dies bemerkt Lockhart ausdrücklich, als er einst in Scott's Familie erzählte, daß auf seiner Reise durch Deutschland ihm der Kellner im Wirthshause zu Weimar auf seine Frage, ob Goethe in der Stadt sei, keine Antwort habe geben können, bis ihn die Wirthin erinnert habe, daß der Fremde wol den Hrn. Geheimenrath v. Goethe meinen möge. Eine längere Reise nach Paris trat Scott unmittelbar nach der Schlacht bei Waterloo an. Hr. Lockhart weiß manche interessante Nachträge zu „Paul's letters to his kinsfolks", welche dieser Reise ihre Entstehung verdanken, beizubringen, als über die Besichtigung des Schlachtfeldes bei Waterloo, Scott's Audienz beim Kaiser Alexander, die besondere Zuneigung des Kosackenhetmanns Platoff zu ihm und seinen Unwillen, als er in einer Gesellschaft mit David, dem Königsmörder (the blood-stained brush), zusammengebracht war.

Sowie Scott auf seinen Excursionen gern bei Freunden einsprach und die altschottische Gastfreundschaft in Anspruch nahm, so fand auch bei ihm jeder Reisende die beste Aufnahme, und nur sehr selten mögen wol Fälle vorgekommen sein, wo ungezogene Eindringlinge so abgewiesen wurden als jener Rechtsgelehrte und jener unitarische Prediger aus Neuengland, welche in Scott's Abwesenheit sich in Abbotsford einlegten und die Indiscretion so weit trieben, daß sie nicht allein Scott's Alter, sondern zum großen Leidwesen seiner Hausfrau auch das ihrige in ihr Taschenbuch verzeichneten. Unter den angesehensten Fremden, deren der vorliegende Band Erwähnung thut, war der Prinz von Wasa und der jetzige König der Belgier. Über den Besuch des Letztern in Abbotsford gibt ein Brief Scott's vom 3. Oct. 1819 eine sehr ergötzliche Nachricht.

Prinz Leopold's Ankunft ward um acht Uhr des Morgens angezeigt, und um elf Uhr wollte er schon in Selkirk sein. Die Magistratspersonen baten mich um meinen Beistand bei seinem Empfange. Es fiel mir ein, daß er wol möchte nach Melrose gehen wollen, um die Abtei zu sehen, wo ich es denn nicht vermeiden konnte, ihn nach Abbotsford einzuladen, da er unmittelbar vor meiner Thüre war. Ich gab also meiner Frau, die noch ganz ruhig zu Bette lag, davon Nachricht, und da wünschte ich wol, daß Sie gehört hätten, wie sie aufschrie: „Was sollen wir ihm denn vorsetzen?" „Wein und Kuchen" (cake), antwortete ich, worauf sie mir, gleichsam im Tone größter Verzweiflung entgegnete: „Nun ja, Kuchen, den soll ich ihm wol vorsetzen?" Indeß, wie sie überlegte, daß der Besuch etwas ganz Unvorhergesehenes sei, und da sie doch neugierig war, den Prinzen zu sehen, so begann sie sich anzuschicken. Indeß ging ich dem Prinzen aufzuwarten, der mit vieler Höflichkeit zu erkennen gab, daß er für jetzt behindert sei, Melrose zu sehen, aber sich vorgenommen habe, auf ein Stündchen nach Abbotsford zu kommen. Das war nun eine neue Verzweiflung für Mistreß Scott, die bereits eine Haussuchung nach kaltem Fleische in ganz Selkirk veranstalten ließ. Mittlerweile empfing Se. königliche Hoheit auf eine sehr gnädige Weise die Huldigung der Bürgerschaft. Gegen den Schultheiß Anderson äußerte er unter Anderm, daß Selkirk eine große Bevölkerung im Ver-

Digitized by Google

hältniß zu seinem Umfange habe. „Ja, bei einer Gelegenheit wie die heutige scheint das allerdings so", antwortete Anderson, wie es mich dünkt, sehr zierlich, und ich möchte wol wissen, ob alle Magistratspersonen des Königreichs, die Lordmayors und Aldermänner mit eingerechnet, hätten mit mehr Anstand und guter Lebensart antworten können. Prinz Leopold spielte auch während seines Aufenthalts in Abbotsford wiederholt darauf an. Wie Mistreß Scott nun indeß mit ihrer Einrichtung zu Stande gekommen war, weiß ich nicht; aber sie hatte mit geröstetem Salm, mit Rebhühnern und Birkhühnern einen ganz anständigen Imbiß (lunch) bereitet, und ich konnte dazu einen sehr schönen Hochheimer auftischen.

Dann fügt Scott noch Mehres über des Peinzen Wesen, das er sehr melancholisch gefunden hatte, hinzu und glaubt somit seinem Freunde einen genauen Bericht über diesen fürstlichen Besuch abgestattet zu haben, der nicht geringer gewesen sei als des König Karl's auf dem Schlosse zu Tillietudlem (aus „Old mortality" bekannt).

Um noch zum Schlusse von Scott's äußern Verhältnissen einige Worte zu sagen, so verwaltete er während des Zeitraums von 1812—20 noch immer das ehrenvolle und bequeme Amt eines Oberfecretairs (principal clerk) am obersten Civilgerichtshofe Schottlands zu Edinburg, daneben sein Amt als Sheriff. Ein Versuch, den er im Winter von 1816 auf 1817 machte, diese Stelle mit der eines Besitzers im Finanzgerichte von Schottland (Scottish court exchequer) zu vertauschen, mislang. Seiner Erhebung zum Baronet haben wir bereits gedacht. Sein Besitzthum bei Abbotsford stieg von 150 bis auf 1000 Morgen Landes, die Grundstücke des Laird von Kaefide wurden dazu gekauft; er baute viel, und er gefiel sich ganz besonders in der Verschönerung und Erweiterung seiner Landgüter, wobei große Summen nicht gespart wurden.

Die bedeutenden Weltbegebenheiten der Jahre 1814 u. 1815 verfolgte Scott mit der größten Theilnahme. Das Mißgeschick der Franzosen in Rußland begeisterte ihn zu den frohesten Hoffnungen („if Bony's devil does not help him", schreibt er, „he his in a poor way"), an dem muthigen Aufstehen der preußischen Nation, an den Siegen der Engländer in Spanien, an den Fortschritten der Verbündeten nimmt er in allen seinen Briefen aus dieser Zeit den lebhaftesten Antheil, und über Napoleon's Abdankung jubelt er in mehren Briefen laut und in hergelich patriotischer Freude. Von jener Zeit an war Wellington sein Lieblingsheld, der ihm bei jeder Gelegenheit, zuletzt bei Waterloo, bewunderungswürdig erscheint, und dessen freundliche Aufnahme bei ihrer ersten Zusammenkunft zu Paris 1815 er, wie Lockhart mehr als einmal von ihm gehört zu haben versichert, als die höchste Auszeichnung in seinem Leben ansah. Wo vaterländische Angelegenheiten besprochen und berathen wurden, hielt sich Scott, wie Lockhart auseinandersetzt hat, stets zur Partei der Conservativen. Die Unternehmungen der Radicalen und Weißflüßler, die am Schlusse dieses Bandes erwähnt werden, fanden an ihm stets den lebhaftesten Widersacher, wenn er auch nicht so weit ging wie seine Hausfrau, die nicht begreifen konnte, weshalb man noch Anstand nähme, jene Radicalen ohne weiteee Umstände, ohne Verhör und Urtheil sogleich einzufangen und aufzuhängen.

2.

Béranger's Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von **Adelbert v. Chamisso und Franz, Freiherrn Gaudy.** Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Béranger ist nicht blos der erste Lyriker Frankreichs; er ist die Liederstimme des französischen Volks. Wenn man bei der Zweideutigkeit des französischen Preßzustandes, bei der geistigen und sittlichen Unselbständigkeit der Journale als Zeitorgane, bei der ewigen Gereiztheit und dem wüsten Durcheinanderspiel der politischen Parteien und Gegensätze in Frankreich dem französischen Liede, der chanson, deren Lebenselement die Volksthümlichkeit ist, eine ungewöhnliche Macht des Einflusses und der öffentlichen Stimmführung zugestehen muß, so ist Béranger, der volksthümlichste aller französischen Dichter, der Schöpfer der modernen chanson, zugleich als der eingeborenste Sohn seiner Zeit, als der entschiedenste Vertreter seiner Nationalität und ihrer Interessen zu betrachten. Daß diese Vertretung eine poetische ist; daß die laute Sprache, welche Béranger für sein „schönes Frankreich" erhebt, von dem Volke selbst, aus dessen Seele sie geschöpft ist, nachgesungen werden kann; daß es mithin der Geist der Dichtung selbst ist, der hier das große Herz eines großen Volks an sein eignes unendlich liebendes Herz schließt und es unter seine Flügel nimmt: dieß Verhältniß ist es, der grade diesen Mann dem französischen Volke so theuer macht. Niemals hat ein Dichter wahrer von sich gesprochen als Béranger, wenn er von sich sagt: „Mes chansons, c'est moi, le peuple c'est ma Muse."

Wenn man in kritischer Verirrung diesen Dichter mit andern, mit deutschen Dichtern vergleichen hat, so hätte man bedenken sollen, daß das deutsche Lied etwas weit höheres ist als die französische chanson; man hätte namentlich den eben angeführten Ausspruch Béranger's selbst erwägen und sich nicht entgehen lassen sollen, daß dieses Wort ein scharfschneidiges Richtschwert ist für jene falsche, im Scheine der Eitelkeit sich aufspreizende Lyrik, deren Liebesgötter weder im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erde hausen, deren edle Vertreter dem Herzen ihres Volks nichts, gar nichts entnehmen, außer daß sie ihm zumuthen, ihr wahrheitsloses Zeitenschmerzgeklingel für volle Münze anzusprechen. Für diese Lyrik ist Béranger ein ewig ferner, unerreichbarer Gott; denn was in seiner Dichtung lebt und webt, ist nicht der eitle Zeitenschmerzpopanz, dessen nackte Blöße durch das zerrissene Seidenkleid des Rhythmus schimmert; es ist ein urfprünglich bitterer, selbstdurchgitzes Wesen, welches an sich selbst innig glaubt, aber mit der Verzweiflung kokettiren; ein Wesen, durchstrahlt von der Dichtung Frieden; ein stolzes Wesen, dem es Freude macht, nichts zu sein außer ihr, und welches so treu ergeben dem Liebesgenius sich zeigt, daß es von Leid und Jammer singen kann, ohne daß ihm die Wangen einfallen und die Knie schlottern. Auch Béranger's Muse hat Thränen. Welcher Dichter hätte keine? Aber sie weint ihre Thränen für die Herzen alle, durch deren Kummer sie sich begeistert fühlt. Dann trocknet sie sich das Auge und singt ein Lied vom „Gott der Biedermänner", dem man vertraut „mit — dem Becher in der Hand".

Was Béranger zu dem kerngesunden Dichter macht, der er ist, das ist vor Allem sein Charakter und seine Gesinnung. Diese sind es, die ihn weit über die bloße Sphäre des Talents erheben. Béranger hat niemals geheuchelt, nie hat er sein Volk, nie sich selbst belogen. Niemals hat er den Geist der Dichtung prostituirt, was den Talenten so häufig begegnet. Vollständiger und reiner hat wol kein Dichter seine Zeitepoche vorgestellt als er, und er hatte einen schwereren Stand als viele, denn sein Zeitalter ist die Restauration. Er ist der poetische Tacitus der Bourbons. Ruhig und besonnen wie die-

Digitized by Google

ser; wie dieser, das ewig wache Auge auf den Thron geheftet und auf Das, was um den Thron ist; wie dieser, unabwendlich in der Gesinnung und in der Unbestechlichkeit des Urtheils wurzelnd, unterscheidet er sich von dem großen Römer nur dadurch, daß er auch zu scherzen versteht. Dafür ist Béranger ein Dichter, dessen Leben die Götter zwischen Scherz und Ernst getheilt haben. Aber im Scherz sich nichts zu vergeben, auf der Spitze der Frivolität noch die Würde seiner Muse zu behaupten, dies ist seine große Eigenthümlichkeit.

Wenn ein Dichter es verdient, übergesiedelt zu werden in fremde, in deutsche Lande, so ist es Béranger; denn Gesinnung und Charakter sichern ihm eben die allgemeine Ehrfurcht. Zwei deutsche Dichter von entschiedenem Beruf haben dies erkannt und sich freudig dem nicht mühelosen Werk einer deutschen Übertragung dieser Gesänge zugewendet. So liegt nun eine Auswahl von Béranger's Liedern in deutscher Fassung und Gestalt vor uns, die wir deutschem Dichterfleiß verdanken, und wie deutsche Dichtkraft selbst es belohnend fand, hier wiederzeugend zu wirken, so vertiefe sich nun auch deutscher Sinn in diese Gesänge, da nun die Sprache ihre Schranke hat fallen lassen und der poetische Geist nun in ungehinderter Freiheit die empfänglichen Gemüther alle beherrschen kann.

Es mag viele Deutsche geben, die Béranger's Muse lieben und ehren, ohne sie ganz zu kennen. Diesen Zuneigungsvollen ist diese neue Übertragung von Chamisso und Gaudy der Sache nach vorzüglich gewidmet. Hier finden sie den ganzen Béranger, nicht ein membrum disjectum seines Dichterwesens. Hier ist durchaus nichts fortgelassen, was als wesentlich und charakteristisch gilt. Hier begegnet uns der auf dem Wipfel der Frivolität spielende, sich schaukelnde Scherz, dessen leichte, luftige Töne Béranger anschlägt, weil er sein Volk im Innersten kennt; hier begegnet uns ferner jenes scherzende Stachelspiel der Ironie, welches der unermüdliche Dichter selbst aus dumpfigem Gefängniß herauswirft unter die bunte wogende Menge, unter sein Volk, das die scharfgespitzten Witzespfeile begierig auffängt. Der Dichter weiß zu gut, wie das Volk sie begrüßt, und wie sie wiederum in dessen Hand zur gefährlichen Waffe werden. Darum kann er immerhin den „guten Kinderchen", seinen Liedern, Stille und Vorsicht anempfehlen:

Geht, Kinderchen, und schilt euch wer schlafmützig,
Gesteht's in meinem Namen rund heraus:
„Den Vater machte die Erfahrung witzig,
Er hielt die lustigsten von uns zu Haus;
Da gibt's euch Jungen, wespenhaft, nichtsnützig,
Dem Teufel rauften die den Schnurrbart aus."
Geht Kinderchen, doch leise, fein bescheiden!
Mein Arzt verordnet mir, den Lärm zu meiden.

Hier begegnen wir aber auch jenem durch und durch ernsten und drohenden Sarkasmus, um dessen Antlitz die Erbitterung in starken, unzerstörbaren Zügen spielt; jenem Hohn, der einmal, um sicherer und gewaltiger zu treffen, des Scherzes sich entschlägt. Dann wieder finden wir ein Lied, wo der Ton der Dichtung eine Fülle, eine Inbrunst, eine Erhabenheit erreicht, die man, wie Adelbert v. Chamisso in seinem trefflichen Vorwort sagt, vergeblich bei den französischen Classikern sucht. Aus solchen Gedichten Béranger's springt uns der Geist der Dichtung, der in allen Landen und Zonen derselbe ist, stahlglänzend und geharnischt entgegen wie Athene aus dem Haupte Jovis sprang. In solchen Liedern erhebt sich Béranger's Genius wie ein sonnanfliegender Adler weit über die andern lyrischen Söhne Frankreichs. Hier ist orphischer Weihesang, sei es nun der Geist des Jahrhunderts, der über Waterloos Gefilden trauert; sei es die Sprache des alten Corporals, der zur Hinrichtung geführt wird; sei es die Sprache des Bettlers, der in der Straßenrinne sterben will:

Ich will in dieser Rinne sterben,
Bin alt und siech genug dazu;
Sie mögen mich betrunken schelten;
Mir recht! sie lassen mich in Ruh.
Die werfen mir noch ein'ge Groschen,
Die wenden ab ihr Angesicht;
Ja, eilt nur, eilt zu euern Festen,
Zum Sterben brauch' ich euch doch nicht.
Vor Alter muß ich also sterben,
Man stirbt vor Hunger nicht zumal;
Ich hofft' in meinen alten Tagen
Zuletzt noch auf ein Hospital.
So viel des Elends gibt's im Volke,
Man kommt euch nirgends mehr hinein;
Die Straße war ja meine Wiege,
Sie mag mein Sterbebett auch sein.
Ich hätte freilich stehlen können;
Mir schien zu betteln minder hart;
Ich habe höchstens nur am Wege
Ein paar Kartoffeln ausgescharrt;
Und immer, aller Orten steckte
Die Policei mich dennoch ein,
Mir raubend meine einz'ge Habe —
Du, Gottes Sonne, bist ja mein.
— — — —
Ihr hättet mich erdrücken sollen
Wie ich das Licht der Welt erblickt;
Ihr hättet mich erziehen sollen,
Wie sich's für einen Menschen schickt;
Ich wäre nicht der Wurm geworden,
Den ihr euch abzuwehren sucht,
Ich hätt' euch brüderlich geholfen
Und euch im Tode nicht geflucht.

Ist das nicht deutsche Liedertiefe? so fragen wir; und mag es in deutschen Landen viele Lyriker geben, die solche reine, volle, inbrünstige Töne anschlagen?

Einige Gedichte Béranger's nähern sich ganz der deutschen Dichtweise durch mächtige Innigkeit, durch die Energie und Tiefe der Anschauung. Eins der glänzendsten in dieser Hinsicht ist: „Die rothe Hanne", von dem selbst tiefpoetischen Chamisso vortrefflich übertragen. Die rothe Hanne ist des Wilddiebs Weib, der „im Kerker seinen Muth kühlt". Sie hat den Säugling an der Brust, an der Hand den Erstgeborenen, der „barfuß friert":

Ich sah sie oft in bessern Tagen,
Schulmeisters liebes Töchterlein,
Sie spann und sang und las und nähte,
Ein herzig Kind und schmuck und fein.
Beim Sonntagstanz im Kreis der Linden
Wie war sie froh und wohlgemuth —
Sei Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

Die arme rothe Hanne, obwol sie schön war, wollte sie doch Niemand ehelichen wegen ihres rothen Haares. Da kam der Wilddieb, der Taugenichts:

„Ich nehme dich, blond oder roth;
Drei Büchsen hab' ich, weiß die Schliche,
Der Förster macht mir keine Noth."

Und die rothe Hanne, leider, leider, sie sprach nicht nein.

— mit sanfter Lockung
Gebot Natur in ihrer Brust,
Und dreimal ward allein im Walde
Sie Mutter unter bitt'rer Lust;
Die Kinder treiben und gedeihen,
Ein blühend frisch gesundes Blut —
Sei Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

Des treuen Weibes nächt'gen Jammer
Erhellet noch ein milder Schein:
Sie lächelt; ihre Kleinen werden
Schwarzlockig wie der Vater sein.

Digitized by Google

Sie lächelt, ach, aus ihrem Lächeln
Schöpft der Gefang'ne frischen Muth;
Sei Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wildbieb sitzt in sich'rer Hut.

Der „Ewige Jude" ist gleichfalls solch ein Lied von deutscher Energie und Gedankenfülle. Hier thut der Refrain, in welchem es überhaupt keinen größern Meister gibt als Béranger, eine schlagende, fast neckisch-dämonische Wirkung:

Noch drehet immer, immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch gehet immer, immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf.

Und wenn nun der in allen Metamorphosen gleich flüssige und liebenswerthe Dichter, in den reinen Largoton des Elegischen fallend, von dem Heimweh des Schweizers singt:

Ich soll mit euch auf euern Festen schwärmen —
Stumm leidend folg' ich, wie ihr es begehrt,
Um mich im Taumel heimlich abzuhärmen,
Zu sterben, von dem Heimweh still verzehrt.
Der Heimat Sitt' und Sprache, schlicht und bieder,
Entsagt' ich, ach, in wie so kurzer Zeit!
O gebt, o gebt mir meine Hütte wieder
Und unsr'er Feste Fröhlichkeit.

Wenn der Dichter den armen Galeerensklaven, an Ketten geschmiedet, die von Frankreich herkommenden Schwalben anreden, ihn sie fragen läßt, ob sie nichts wissen vom Vaterland und

vom verboeg'nen Thal, wo er geboren;

ob sie keine Kunde haben von der Mutter, die sehnend nach dem fernen Sohne ruft:

Sie liegt im Sterben — hört nicht auf zu wähnen,
Sie höre meinen Tritt, sie lauscht, sie bricht
Getäuscht in Thränen aus, in bittre Thränen —
Ihr redet mir von Mutterliebe nicht?

Wenn er den Ärmsten nach den Freunden sich befragen läßt, ob sie Alle heimgekehrt aus dem Kriege, und ihn dann weinend sich beklagen läßt:

von so viel Freunden redet ihr mir nicht?

und, mit dem Schreckensbild möglichen Unheils vor Augen, das daheim sich ereignet haben kann:

von so viel Elend redet ihr mir nicht?

Wenn dann derselbe Dichter, die Thränen der Wehmuth trocknend, seinen alten Rock besingt in traulicher Gemüthlichkeit und ihn, den alten Gottfried, bittet, „doch auszuhalten trotz der dünnen Fäden" und sich zu gedulden, bis Herr und Rock zusammen gehen:

Gedulde dich, bis mich der Tod entkleide —
Mir ist, als ob die Zeit nicht ferne wär' —,
Und klopft er an, wohlan, so zieh'n wir beide; —
Gelt, alter Freund, wir trennen uns nicht mehr?

Wenn dann der alte Corporal auftritt, der im alten Herzen noch seinen kleinen Corporal, den großen Kaiser, trägt, dem aber der Tod bestimmt ist, weil er sich, eingedenk, daß das Kreuz, was er trägt, auf seiner Brust gehangen, sich von dem Milchbart-Fähndrich nicht mishandeln ließ — wenn dieser alte Corporal, an dem jeder Zoll ein Krieger ist, auftritt im Paradeschritt:

Vorwärts, Kam'raden, Marsch! ich bin gewärtig.
Ihr habt geladen; meine Pfeife brennt,
Und mit dem Abschiednehmen sind wir fertig.
Ihr zeichnet mir den Paß. Mord Element!
Gescheiter wär's gewesen, mich zu trollen,
Da Alles brach; was Teufel hielt mich hier?
Ich hab' euch, Kinder, nicht verlassen wollen —
Ihr hattet einen Vater doch an mir. —
Links — rechts — links — rechts! Zieht an 's Gewehr!
Rekruten! Tritt — und weint nicht mehr.

Wenn dann plötzlich, in den nadelscharfen Ton des Sarkasmus überspringend, der Dichter den Myrmidonen ein Lied weiht, den „kleinen Seelen", die ihr Juchheisa anstimmen, weil nun Achill begraben ist; wenn er im „Schutzgeist", dessen ganze Staffage nur ein Bettler ist, der im Spital im Zwiegespräch mit seinem falschgesinnten Schutzgeist verscheidet, welcher ihn um sein Lebensglück betrogen — wenn der Dichter in diesem letzten Bettlerseufzer furchtbare Blitze des Hohns gegen den Thron schleudert, wofür ihn der Thron zu 10,000 Francs und etwas Bicêtre verurtheilte; wenn derselbe Dichter in der „Jakobsleiter" seine beißenden Witze gegen die Juden schleudert, welche die deutsch-moderne Lyrik zu emancipiren sich befleißet; wenn, auch diese Witzregion wieder verlassend, er von Neuem sich zum höchsten Schwung der Lyrik erhebt in Gesängen wie: „Der fünfte Mai", „David's Leichenbegängniß", „Die Gräber der drei Julitage"; wenn dann derselbe Dichter sich nach langem Vergessen einmal wieder seiner alten Freunde, der Jesuiten, erinnert und ihnen ein beißendes Spottgedicht an den Kopf wirft: dann, in diesen unzähligen Verwandlungen, in dieser im Nu vollendeten, ewig frischen Metamorphosirung, in diesem über Alles und Jedes sich ergießenden Strom der Phantasie erkennen wir, daß Béranger ein reicher, ein ganzer Dichter ist.

Wer es nicht glaubt, der lese diese Auswahl seiner Lieder, welche wiederum zum Ehrendenkmal wird für die beiden deutschen Sänger, die mit so viel Wahrheit, Treue, Kraft und Innigkeit Béranger's Genius herübergeleiteten zum deutschen Verständniß. Ja, zum Ehrendenkmal für Beide und zur Todtenfeier für den Einen. Möge diese Gelegenheit uns nicht entschlüpfen, seinen Namen, den unvergeßlichen, noch einmal rühmend, feiernd, trauernd zu nennen. Adelbert v. Chamisso war ein ganzer, ein reiner Dichter, ein Forscher, ein weihevoller Forscher, ein Haus der Wissenschaft und Poesie. Daß auch die Letzten hingehen, die noch den Gedanken und die heilige Dichtung in reiner Opferung verehrten, erregt in unserm Herzen tiefe Trauer. Solch ein Letzter war Chamisso. Seine Naturforschung ist ein schönes, lauteres Dichten; seine Dichtung ist der Natur und ihrem Demiurgos, dem Geiste, stets geweiht. Er war ein Geweihter.

Und daß er der Edelsten einer war, zeigt noch zuletzt diese Übertragung von Béranger's Liedern, dieses Vorwort dazu. Der Geist, der einst auf Schloß Boncourts Trümmern trauerte über den Sturz des Hauses der Ahnen, über das Schleifen der Gemächer, wo seine Wiege stand — derselbe Geist überträgt Béranger's freiheitsprühende Gesänge und erwählt sich grade die sprühendsten, die flammendsten. Wahrlich, dem Dichter, dem poetischen Menschen gibt dies viel zu denken, und es ist ein schöner Beweis dafür, daß in der Wahrheit alle tiefen Geister einig sind. 118.

Anekdote.

Der Abbé Galiani war von Benedict XIV. beauftragt worden, den Vesuv behufs naturwissenschaftlicher Untersuchungen zu bereisen. Er erfüllte seinen Auftrag zur größten Zufriedenheit des Papstes, benutzte aber diese Gelegenheit, einem demselben übersandten Kistchen voll seltener Mineralien einen Zettel mit den Worten der Schrift beizulegen: „Sprich, daß diese Steine Brot werden!" Der Papst, den Sinn der Worte sogleich fassend, wies dem Abbé eine ansehnliche Pension an und begleitete das Reskript mit folgendem Handschreiben: „Sie haben ganz Recht, an der Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Kirche keinen Zweifel zu hegen; auch kommt es mir gewiß vor Allen zu, den Text der heiligen Schrift zu erklären, und ich habe deren Sinn nie mit größerm Vergnügen aufgefaßt als diesmal." 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 316. — 12. November 1838.

Die Taschenbücher für 1839.

Dritter Artikel.*)

Selbst unsere Taschenbücher, die Plänkler der poetischen Literatur, mögen uns beweisen, daß in heutigen Tagen die Kritik eine weit andere Aufgabe hat als selbst noch vor zehn Jahren. Wenn nämlich in einer frühern Periode dieselbe sich mehr deutend und ausdeutend verhalten durfte, so muß dagegen ihr heutiges Bestreben ein wahrhaft reines und selbständiges Forschen sein. Was aber die Kritik erforschen soll in ihren gegenwärtigen Objecten, das ist eben das Poetische selbst, welches in unserer modernsten Literatur auf so gar seltsame Weise mit dem Kritiker Versteckens spielt. So ist es mit den deutschen Romanen im Großen, so ist es auch mit der Novellistik im Kleinen, mit der Epik und Lyrik der deutschen Taschenbücher. Viel Stoff, wenig Geist, und selbst da, wo es am Geist (das mag heißen: am Geistreichen) nicht fehlt, selbst da erweist sich das Geistreiche nur selten als der wahrhaftige Geist der Poesie. Denn leider windet sich durch die gegenwärtige Zeit und ihre trüben Tage ein heimlich-nagendes Elend, ein großer, gewaltiger Irrthum, der seine dunkeln Schatten erst recht schlagend auf die nächste Zukunft werfen wird. Ein schwarzer Ritter Wahn, ein nächtlicher Talbot des Jahrhunderts, schreitet durch die Schwarzwaldgauen deutscher Dichtung; er ist es, der die Jugend gebunden hält und selbst das Alter bethört. Dieser trübe Ritter Wahn ist aber eben der geistreiche Geist des deutsch-modern-schriftstellernden Decenniums, der auf falschem Wappenschilde die falsche Devise führt und von der Poesie, der Geächteten, Wahrhaftigen, die jahrtausendalten Wappenzeichen geraubt hat, womit er nun in eitler Hoffahrt einherzieht. Wie aber die Hoffnung — obwol sie sich oftmals lange verzeucht und die treuen Herzen ängstigt — dennoch ein Baum des Lebens ist, und wie die Dichtung selbst in alter, urewiger Sage als ein himmelhoher Riesenbaum erscheint, dessen labungtriefendes Gezweig sich über den Erdkreis breitet, so hoffen wir auch, daß dem eiteln Ritter Wahn einst sein falsches Ehrenkleid abgenommen werden und ihn, den Bethörer der Zeit, ein Blitz aus der Höhe vertilgen wird, daß er sterben müsse mit Klage und Reue unter dem Riesenbaum der deutschen Dichtung.

Wer aber sollte meinen, daß ein oder zwei harmlose deutsche Taschenbüchlein, gedruckt in diesem Jahr, zu so ernster, fast trauriger Betrachtung Anlaß geben könnten? Und doch ist es so. Verweilen wir aber bei dieser Betrachtung nicht über die Gebühr, sondern wenden uns zu unsern nähern Objecten, den Taschenbüchern selbst, um zu sehen, weß Geistes Kinder sie sind. Ein zierlichst-angethanes „Gedenke Mein" soll diesmal den Reigen führen.

5. Gedenke Mein!

Es bringt uns dies Taschenbuch Proben von allen Gattungen der Poesie: Lyrisches, Dramatisches, Novellistik. Die letztere auf fünffache Weise vertreten. Was die Lyrik betrifft, so sind Bechstein, Hoffmann von Fallersleben, G. Seidl, N. Vogt wol guttönende Namen, von denen wir auch gewohnt sind, gute Liederklänge zu vernehmen. Von dem Erstern verdient die „Heimatstimme" Auszeichnung. Ludwig Storch, den wir nicht häufig in lyrischer Verwandlung erblicken, gibt in der „Stromfahrt" einen werthvollen Beitrag. Beiweitem aber das lieblichste und nachklingendste Gedicht der ganzen Reihe ist Hoffmann's von Fallersleben: „Abschiedsgruß", den wir denn auch, da er sehr kurz ist, dem Leser nicht vorenthalten mögen:

Dunkle Wolken auf den Bergen,
Sonnenschein im Thale hier;
Frühling hier und dort noch Winter —
Und du willst nun fort von mir?

Eine sonnenheitre Zukunft
Birgt mein liebend Herz für dich;
Doch du willst die düstre Ferne,
Und du mußt verlassen mich.

Schein' auf jenen Bergen, Sonne!
Dort ist mein Geliebter bald,
Mach' zur Blütenlaube, Frühling,
Des Geliebten Aufenthalt.

Dunkle Wolken, zieht hernieder!
Sonnenschein, verbirg dich mir!
Lebe wohl — und Gottes Sonne,
Gottes Frühling sei mit dir!

Die „Fragmente des dramatischen Märchens: Schwert, Hammer, Buch", von Friedrich Halm, führen uns nur einen vierfachen Chorus vor: den Frühling, Sommer, Herbst und Winter, welche Naturgestalten in charak-

*) Vgl. den ersten und zweiten Art. in Nr. 293, 300 u. 301 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

teristischer, wohlgefügter Rede den Kern ihrer Eigenthümlichkeit vor dem Zuhörer offenbaren. Es gibt für alle derartige Dichtungen einen allgemeinen, jetzt etwas verlebten Ausdruck — finnig. Selbiger will freilich nicht mehr viel sagen; er schmeckt uns, dem jungen Geschlecht, zu stark nach den alten, zahmen Richtungen. Indessen, mag man's wenden, wie man will, so ist und bleibt finnig doch immer beiweitem vorzüglicher als — unfinnig.

Den Reigen der Novelle führt Ritter A. v. Tschabuschnigg. Er bringt einen „Venetianischen Mummenschanz". Es ist nicht zu leugnen, daß das venetianisch-lombardische Clairobscur bereits eine etwas verbrauchte Couleur ist, die aber dessenungeachtet, bei geschickter Färbung und gehörigem Auftrag, noch gar wohl ihre Wirkung thun mag. Wenn der Leser gleich im Eingang der Dichtung „Frühlingslüfte vernimmt, welche über die Brenta säuseln"; wenn er „die blauen, stillen Gewässer plätschern hört an den Marmorstufen der Sommerpaläste"; wenn er die „Pinien, Platanen und babylonischen Weiden" rauschen hört: dann wird ihm gleich ganz anders, weit wohliger, wärmer und italienisch-traulicher zu Muthe. Vermählt sich nun dieser wonnigen, auflösenden Lyrik noch das düstere Drama der Nachtgondeln, der Seufzerbrücke, der Pozzi, des Kettengerassels, der gefangenen, grausam getäuschten Liebe, welche, als frühgeknickte Bellafior, in dem canale orfano ein gräßliches Ende nimmt, dann allerdings läßt sich von Seiten der Kritik, die sich wol auch auf die Nachteffecte der Poesie verstehen muß, nichts Mehres sagen als etwa, daß der Leser selbst zusehen und sich an der abscheulichen Rache eines jämmerlichen Menschencapauns, eines zwerghaften, aber nachtigallstimmigen Filipuzzi weiden möge, der bei dem Allen seine Teufelsrolle gut spielt, wenngleich sie, ironisch genug, mit Romeo's und Giulietta's Liebesseufzern endigt.

Es folgt eine Damenerzählung, einer von den harmlosen Revenants aus der Lohmann-Pichler-Brachmannzeit, die wol von manchem sinnig-stillen Gemüth im Dämmerstündchen, wo der Strickstrumpf ruht, zurückgesehnt werden mag, wiewol in unsern Tagen die Emancipation der Frauen rüstig vorwärtsschreitet. Die Erzählung heißt: „Das öde Schloß", und ist aus der Feder der Madame Karoline Leonhardt-Lyser. Sie handelt von einem zärtlich-tugendhaften bürgerlichen Brautpaare, welches durch einen räthselvollen Doppelliebesspuk im öden Schlosse schier seiner Pflicht und Treue entfremdet worden wäre. Allein die Damenvorsehung, welche nun ein- für allemal einen sanftern Anstrich hat, wendet noch Alles zum Guten, und der junge Arzt führt sein bürgerlich-sittiges Bräutchen zuletzt dennoch heim, trotz der gespenstigen Kranken auf dem öden Schlosse und dem noch gespenstigern Grafen, ihrem verwünschten Bruder. So sind nun die deutschen Poetinnen. Lassen wir sie immerhin sich ihres Daseins freuen und gedenken ihrer zuweilen mit sinniger Wehmuth!

„Das verhängnißvolle Bild", von Gabriel Seidl, und „Der tolle Geiger zu Wien", von N. Vogl, sind zwei beiweitem werthvollere Novellenstücke. Hier ist individuelles Leben, was man an so vielen andern Productionen, die gar als weitläufige Romane und Culturnovellen im mausfahlen Civilisationscostum mit gewaltiger Prätention auftreten, so gar gewaltig vermißt. „Das verhängnißvolle Bild" ist ein allerliebstes, italienisches Genrestück, das sich recht anmuthig und doch phantastisch in kleine Gruppen formirt, die man wegen ihrer heitern Callotähnlichkeit wol etwas schreckhaft, aber doch nicht graunhaft finden kann. Das eigentliche, dämonische Agens der Novelle ist der sogenannte „schlimme Vogel", ein Gemälde, welches der barocke, verzweiflungsvolle Humor eines zum Tode verurtheilten Malers zwischen feuchten Kerkerwänden erschuf und welches seinen Umrissen nach den fabelhaften Vogel Greif vorstellt.

Aber jedes einzelne Glied dieses abenteuerlichen Vogels war ein Conglomerat der abscheulichsten Gestalten. Zusammengeballtes Gewürm, traubenförmig aneinandergekrallte Teufelsfratzen, Klumpen halbvermoderter Leichen, Kränze aus Todtenschädeln u. s. w. waren hier mit satanischem Geschick zu einem barocken Ganzen vereinigt und unter die wunderbarste Beleuchtung gebracht. Zudem gestalteten sich die Züge des wunderbar componirten Gesichts der Fratze zu einer so widrigen Menschenlarve, daß man das Ganze für die beißende Satire eines Menschenfeindes auf die Außenseite seines Geschlechts halten konnte.

Dies malerische Ungethüm nun neckt und verhängt Unheil über alle Bewohner des Zimmers, in welchem es aufgehängt ist. Ein toller Dilettant knüpft sich darüber auf; ein gelehrter Philolog, der sich vorgenommen hat, alle Sprachen und Sprachformen zu studiren, wird darüber verrückt, weil ihm der „schlimme Vogel" zu einer schlimmen Allegorie aller philologischen Sprachconfusion wird u. s. w., bis endlich ein junger Offizier, der gleichfalls mit dem schlimmen Vogel zusammenquartirt wird, den unheimlichen Zauber löst, wobei ihm freilich ein kleines Erdbeben und eine durchgehende Carrosse, die ihm eine liebliche Braut einträgt, zu Hülfe kommen müssen. Das Ganze ist ein heiteres Capriccio, dem es weder an Gestaltung, noch an Lebendigkeit fehlt.

Mehr in der Weise der Erzählung gehalten, aber mit geschickter Benutzung der poetischen Effecte, ist „Der tolle Geiger zu Wien", von N. Vogl. Die Behandlung mag, gegen die erstere Novelle gehalten, noch etwas roh heißen; allein es zeigt sich ein unverkennbares Talent für Gruppirung und Gestaltung. Vogl's Talent hat überhaupt noch etwas Hastiges, mitunter Voreiliges, was sich wol mit der Zeit abstreifen wird. Der Hintergrund ist nächtlich, eine frühe Zeit, das J. 1349, wo der schwarze Tod in Wien hauste und in seinem furchtbaren Dahinraffen der geängstigten Bewohner das lebenfrohe Wien zu einem weiten Grabe machte. Vor diesem nächtlichen Hintergrunde, wovon uns leider die moderne Zeit ein Seitenstück geliefert hat, schwebt nun die Gestalt des tollen Geigers auf und ab, die ihre wahnsinnigen Melodien und Dissonanzen einer längst verlorenen Geliebten, einer längst erblaßten Lilienblume, bei Sturm und Nachtgraus nachsendet durch die kalte Novemberluft. Sein Geschick aber erfüllt dieser wahnsinnige alte Gesell dadurch, daß er die schöne Anna, die Tochter seiner frühverlorenen Lilien-

Digitized by Google

blume und Geliebte des Herrn Johannes Würfel, eines wackern Studiosus, welche scheindar an dem schwarzen Tode gestorben war, in einem Anfall des Wahnsinns aus der grauenvollen Todtengrube raubt; diese wird nun in seinen Armen lebendig und von ihm gepflegt bis zur Genesung. Die weitere Lösung der Verwickelung müssen wir dem Leser selbst überlassen. Nur sei noch bemerkt, daß einzelne Scenen, wie die Scene im Weinhause mit den wüsten Gesellen, deren einer in dem verzweifelten Übermuthe der Trunkenheit von der schrecklichen Seuche befallen wird; ferner die Schlußscene, wo der tolle Geiger dem alten Ortolf, an dem er sich erst rächen wollte, die todtgeglaubte Tochter in die Arme führt — daß diese Scenen, an und für sich von Talent zeugend, noch mehr Wirkung thun würden, wenn die Feinheit der Darstellung hier mit der geschickten Erfindung gleichen Schritt hielte.

Der fünfte Novellenbeitrag: „Zwei Nächte in Rom", von Castelli, ist kaum eine Novelle zu nennen. Es ist ein Doppelabenteuer, das zusammengreift, weil es, seltsam genug, dieselben Personen berührt. Der Vorfall, daß ein junger talentvoller Maler, kaum in Rom, dem Ziel seiner Künstlersehnsucht, angelangt, schon am nächsten Morgen wieder daraus entweichen und, nach zehn Jahren abermals dorthin geführt, zum zweiten Mal über Nacht, und zwar auf Anstiften desselben Gönners, dem er die Rückkehr nach Rom verdankt, daraus entfliehen muß, dieser Vorfall ist wenigstens originell, und so erreicht er denn auch in leidlicher Darstellung hier seine epische Wirkung.

Die dem Taschenbuche einverleibten Kunstblätter sind im Ganzen als wohlgelungen, das letzte: „Die Mutter im Grabe", sogar als schön zu bezeichnen.

Wenden wir uns nun von dem Jüngling „Gedenke Mein" (der erst seinen achten Jahreslauf erlebt hat), zu der bereits ältlichen Dame Penelope.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Nachrichten aus Polen.

Warschau, Ende August.

Nachdem hier seit Jahren alle höhern wissenschaftlichen Anstalten aufgehoben gewesen sind, hat doch das Bedürfniß die Nothwendigkeit herbeigeführt, wieder eine katholisch-theologische Akademie zu stiften, deren feierliche Eröffnung im Laufe des Februars d. J. erfolgt ist. Nach den letzten Zählungen gab es im ganzen Zarthume Polen 2204 katholische Geistliche. Die schon seit alter Zeit in Polen befindlichen griechisch-unirten Christen sind in 360 größere und kleinere Gemeinden geschieden, deren Leitung 305 Priestern übergeben ist. Die russisch-griechischen Gemeinden haben sich neuerdings sehr vermehrt, bis jetzt sind sie in 6 Propsteien getheilt, in denen es 49 Geistliche gibt. Außerdem sind im Königreiche 40 evangelische Gemeinden, 7 reformirte und in Warschau hat die anglikanische Gemeinde ein Bethaus. Die Schulen sind jetzt sehr strenger Censur unterworfen. Alle bisherigen Lehrbücher sind auf einmal außer Curs gesetzt und einer neuen Revision übergeben worden. Nach gehöriger zeitgemäßer Bearbeitung sind sie nun sämmtlich neu abgedruckt worden; an Druckkosten sind von Seiten der Regierung allein in einem Jahre 50,000 Fl. bezahlt worden. Besonders sorgfältig wird der Unterricht in der russischen Sprache betrieben, zu welchem Behufe Lehrer aus dem Innern von Rußland herbeigezogen werden. Im Ganzen gab es 1834 bereits in den neuorganisirten Schulen 43,791 Schüler. Auch die Privatschulen sind besonderer Aufsicht übergeben.

Neben dem Ernste des Lebens beginnt uns doch wieder die heitere Kunst zu besuchen. Im Laufe des Juni d. J. hat nämlich nach zehnjähriger Unterbrechung wieder die erste Kunstausstellung stattgefunden, auf der über 200 Gemälde von etwa 50 Künstlern sich befunden haben. Unter den vaterländischen Malern hat Januarius Suchodolski, der mehre Jahre in Italien zugebracht hat, besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Einige seiner Gemälde stellten italienische Volksscenen dar, zwei andere: die Eroberung von Achalzik durch das russische Heer und den Übergang über den Berg Saganrog. Von dem verdienstvollen Professor Alexander Kokular war eine Gefangennehmung des Hagi Pascha, von Zalewski und Kaprzycki einige Ansichten von Warschau bemerkenswerth. Unter den Bildhauerarbeiten erwarb sich eine Psyche von Tatarkiewicz allgemeine Anerkennung.

Die Freunde der Musik, derjenigen Kunst, in welcher auch die Polen Nationales aufzuweisen haben, sind indessen durch ein neues Oratorium: „Der Tod des Heilandes", von dem ehemaligen Director des hiesigen Conservatoriums, Elsner, erfreut worden. Das Werk, welches, wie die meisten Compositionen Elsner's, im Style der neuern Italiener gehalten ist, wird für eins der besten Erzeugnisse polnischer Meister ausgegeben. Eine polnische Zeitschrift brachte vor Kurzem folgende Biographie des Componisten, die wir hier mittheilen, weil sich derselbe auch im Auslande einen Namen erworben hat.

Joseph Elsner, geboren 1769, widmete sich in Breslau und Wien dem Studium der Musik und war bis 1799 Musikdirector beim Theater in Lemberg. Nachdem er dort bereits Vieles mit Beifall componirt hatte, wurde er in gleicher Eigenschaft nach Warschau berufen. Hier componirte er mehre Opern, Symphonien und Messen, stiftete 1816 den musikalischen Verein für Polen und trug durch diesen, besonders aber seit 1821 als Director des Conservatoriums sehr viel zur Belebung eines gründlichen musikalischen Studiums in Polen bei. Jetzt lebt er von einer kleinen Pension. Die Anzahl seiner Compositionen ist sehr groß. Neben ihm sind, außer dem berühmten Lipinski, Chopin und Kurpinski die ausgezeichnetsten polnischen Componisten neuerer Zeit. Auf die altpolnischen Musiker, die lange Zeit ganz vergessen waren, richten sich endlich auch die Blicke hin, und soeben sind von dem Redacteur des hiesigen „Musikalischen Journals", Joseph Cichocki, zwei Hefte altpolnischer kirchlicher Compositionen herausgegeben worden, welche acht Psalmen von Gomulka vom J. 1580 und eine Messe von Gregor Gorczycki enthalten und von großem Interesse sind.

Das wichtigste der in den letzten Monaten hier ans Licht getretenen Werke ist wol die Sammlung altslawischer Gesetze: „Najdawniejsze Pomniki Praw Slowiańskich", von dem Professor A. Kucharski, welcher vor einiger Zeit während seines Aufenthaltes im Auslande zum Mitgliede des halleschen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Alterthums erwählt worden ist. Das Werk steht mit der „Slawischen Rechtsgeschichte" vom Professor Maciejowski in Verbindung und bringt die von demselben versprochenen Documente. Es enthält die „Prawda ruska" in russischer Sprache mit lateinischer und deutscher Übersetzung, ein serbisches Gesetzbuch in serbischer Sprache mit deutscher Übersetzung, das böhmische Gesetz in böhmischer Sprache mit lateinischer Übersetzung und einem böhmisch geschriebenen Commentar von Andreas aus Duba, ferner Maciejowski's Bemerkungen über die ältesten slawischen Gesetze und ein Wörterbuch, das die schwierigen slawischen Wörter in lateinischer und polnischer Übersetzung erklärt.

Für 1838 sind bei uns drei Taschenbücher erschienen. Das eleganteste, mit mehren englischen Stahlstichen gezierte ist betitelt: „Niezapominajki" (Vergißmeinnicht). Es enthält zwei sehr interessante altpolnische Erzählungen von Wojcicki,

Digitized by Google

dem bekannten Herausgeber der polnischen Volkssagen, eine nach dem Grafen Sternberg bearbeitete Erzählung von Karl Korwell: „Ein Begegniß des Kopernikus", und eine große Anzahl von Poesien der neuesten warschauer Dichter und Dichterlinge. Ein anderes Taschenbuch ist „Pierwiosnek" (Primula veri) überschrieben, das nur von Frauenhand Beiträge aufgenommen hat. Gar bescheidentlich und geschmackvoll treten unsere Damen mit ihren zarten Geschenken, die in kleinen Erzählungen und Poesien bestehen, hier auf; manche lassen eine moralische Tendenz vorherrschen; so findet man von der bekannten Hofmann-Tanska einen Aufsatz: „Über die Bestimmung der Frauen", und von K. Z.: „Über die Tagebücher der Frauen". Das Werkchen scheint Glück gemacht zu haben, denn bereits kündigt die Herausgeberin, Pauline K., in dem „Kurier" den Jahrgang 1839 an. Diesen beiden reiht sich ein drittes Taschenbuch an: „Noworocznik dla dzieci", das für die Jugend vorzugsweise bestimmt ist.

Das schon vor zwei Jahren begonnene Conversationslexikon („Encyklopedia powszechna"), welches schon bei den Artikeln der ersten Buchstaben ins Stocken gerathen ist, soll von nun an unter der Redaction des als Dichter oftgenannten A. E. Odyniec regelmäßig erscheinen und schon Ende 1839 vollendet sein. Die Wolff'sche Encyklopädie scheint aber eben kein musterhaftes Vorbild für ein solches Werk zu sein.

Der hiesige Buchhändler T. Glücksberg hat sich jetzt das Verlagsrecht sämmtlicher, sowol der bereits gedruckten als auch der noch im Manuscript befindlichen Schriften des berühmten Dichters Brodzinski erworben. Die Sammlung wird aus 12 Bänden bestehen und mit Stahlstichen und Musikbeilagen von Karl Lipinski geziert sein. Die ersten drei Bände sind zum 1. Januar 1839 versprochen.

Von unsern politischen Zeitungen ist der offizielle „Dziennik powszechny" mit Beginn dieses Jahres eingegangen, an seiner Statt hat die alte „Gazeta Warszawska", die nach den verschiedenen Zeitverhältnissen schon vielerlei Farben getragen hat, einen offiziellen Charakter erhalten. Sie wird jetzt von Gwozdecki redigirt und ist wöchentlich ein Mal mit einem literarischen Blatte, „Swiatowid", begleitet. Von dem bereits 1836 angefangenen „Panorama literatury" ist jetzt das fünfte und sechste Heft erschienen; die Hauptartikel sind die weitern Untersuchungen aus dem altpolnischen Rechte und eine Charakteristik des alten Dichters Rej aus Naglowic von dem Prof. Maciejowski. Dmochowski's Zeitschrift: „Muzeum domowe", gewinnt in diesem Jahrgange an Interesse. Das Februarheft brachte, neben den üblichen Übersetzungen aus dem Französischen, das einactige Drama „Piąty akt" (Der fünfte Act) von Joseph Korzeniowski, welches auf dem Theater oftmals mit großem Beifall aufgeführt worden ist. Der Dichter, früher Professor der Eloquenz in Krzemieniec, jetzt in Kiew, ist bekanntlich wegen einiger nach dem Vorbilde Shakspeare's und Schiller's gedichteten Dramen in die erste Reihe der dramatischen Dichter Polens gesetzt worden. Aus der seit Anfang dieses Jahres hier erscheinenden, dem Theater speciell gewidmeten Zeitschrift „Swiat dramatyczny" stehe hier die Notiz, daß im Laufe des J. 1837 auf beiden hiesigen Theatern 29 neue Stücke aufgeführt worden sind, nämlich 3 Dramen und 11 Komödien, darunter 4 Originale.

Lemberg.

Aus den neuesten statistischen Tabellen über Galizien erhellt, daß bei uns noch viel für den Unterricht des Volkes zu thun übrig bleibt. Im J. 1837 bestanden im ganzen Königreiche 1706 Volksschulen; in 2589 eingeschulten Ortschaften befanden sich 239,103 schulfähige Kinder, von denen aber nur 63,411 wirklich die Schule besuchten; außerdem befanden sich in den noch nicht eingeschulten Orten 226,464 schulfähige Kinder, denen erst nach und nach Gelegenheit zu ihrer Ausbildung gegeben werden soll. Dagegen ist für die höhere wissenschaftliche Ausbildung durch die hiesige recht besuchte Universität und besonders durch das Ossolinski'sche Institut, das sich in dem blühendsten Zustande befindet, trefflich gesorgt. Dasselbe hatte sich in neuerer Zeit zweier werthvoller Gaben zu erfreuen. Der ehemalige Rath bei dem hiesigen adeligen Gerichte Wronowski schenkte demselben gegen 12,000 Werke in verschiedenen Sprachen, und von der londoner Bibelgesellschaft ging ihm eine sehr interessante Sammlung von Bibelübersetzungen in fast allen neuern Sprachen, auch mehren slawischen, z. B. in der wendischen und der walachischen zu.

Der Buchhändler Jablonski hat, wie es scheint, ohne Vorwissen des Autors, die zerstreuten und bisher sehr seltenen Gedichte von Bogdan Zalesski in ein Bändchen gesammelt und in Prag abdrucken lassen. Man muß dem Herausgeber Dank dafür sagen. Keiner der polnischen Sänger übertrifft diesen an Harmonie der Sprache; aus diesen Gedichten könnten die über das harte und rohe Polnisch vornehm absprechenden Splitterrichter erfahren, welcher Wohllaut in der polnischen Sprache sich findet. Das Kosackenleben der Ukraine weiß Zalesski mit vorzüglichem Glücke darzustellen, er ist der Poet des ukrainischen Volkes wie Brodzinski der des krakauer. Schon Mochnacki sagte über Zalesski: „In seinen Schriften besteht zwischen den beiden Atomen der Poesie, dem Idealismus und Realismus, dem Geiste und der Materie, der Musik und der Figur, der Melodie und der Form, der Begeisterung und der res statuaria eine innige Harmonie. Bald belauscht man ihn beim einsamen und sehnsüchtigen Sinnen, bald findet man ihn in der wirklichen Welt wieder. Wie angenehm fallen seine frischen, anstelligen, lebensfrohen und derben Gestalten ins Auge! Bald begibt er sich über die Grenzen dieser Welt hinaus in das Reich der Ideale, dann ist er wieder mitten im täglichen Leben und der Geschichte, ist wie jenes naiv und offen, wie diese wahrhaft und reell."

Keine der neuern polnischen Dichtungen hat sich so vieler Auflagen zu erfreuen gehabt als die „Marya" von Malczeski. Die erste Ausgabe, vom J. 1835, welche Malczeski kurz vor seinem Tode noch selbst besorgte, fand sehr spärlichen Absatz; im vorigen Jahre sind nun allein drei Ausgaben erschienen, eine zu London, eine zu Paris und eine zu Lemberg. Während die londoner Ausgabe eine Art typographisches Kunststück ist, indem die ganze, gegen 1500 Verse lange Erzählung nur einen Bogen umfaßt, zeichnet sich die hiesige Ausgabe, welche der selbst als Dichter geachtete A. Bielowski besorgt hat, durch einige interessante Zugaben aus, die in Erläuterungen des Gedichts, einer ziemlich ausführlichen Lebensbeschreibung Malczeski's und einigen bisher ungedruckten nachgelassenen Schriften desselben bestehen.

Die Naturschönheiten, an denen besonders der südliche Theil unseres Landes so reich ist, sind bisher nur wenig bekannt und beachtet worden. Es ist daher ein verdienstliches Unternehmen, daß durch das in polnischer und deutscher Sprache bei Piller in sechs Heften erschienene Werk: „Galizien in Bildern", dem viele, freilich nicht ganz genügende Lithographien beigegeben sind, wenigstens die Aufmerksamkeit auf unsere reizendsten Gegenden und alterthümlichen historisch-merkwürdigen Schlösser hingelenkt worden ist. 9.

Literarische Notiz.

Die „Literary gazette" rühmt ausnehmend folgendes neu erschienene Buch: „The women of the world", von der Verfasserin des „Diary of a desennuyée" (3 Bände). Bedeutendes Talent soll sich darin aussprechen, eine genaue Weltkenntniß, feine Auffassung der fashionablen Gesellschaft in London und Neapel und die Kunst lebendiger Charakteristik. Die Verfasserin hat ihre Studien im Leben selbst gemacht. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 317. — 13. November 1838.

Die Taschenbücher für 1839.
Dritter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 316.)

6. Penelope. Herausgegeben von Theodor Heil. 28ster Jahrgang.

Wir nannten „Penelope" ältlich; daß sie an Altersschwäche leide, wollten wir damit just nicht ausdrücken. Wenigstens, wenn einmal von Schwäche der Bejahrtheit die Rede sein soll, würden wir diese eher in den artistischen Beilagen als in den literarischen Beiträgen dieses Jahrgangs finden. Die Stahlstiche lassen Manches zu wünschen übrig. Warum auch — wir bemerkten das bereits früher — überhaupt noch Stahlstiche? Die deutsche Gegenwart gibt dem deutschen Dichter einen Stich ins Herz, und sie will damit sagen: Forsche und bilde und stelle dar, o Poet! Laß dich aber um Alles, was Nebending, unbekümmert. Gib uns, o poetischer Sammler (oder Redacteur, wie du dich zu nennen liebst), eherne, gediegene Bilder der Dichtung, die im Stande sind, der schwächlichen Zeit Kraft einzustrahlen; aber verschone uns mit deinen stählernen Sammetbildchen, den kranken Figürchen, die da aussehen wie die kranke Zeit selbst!

Doch um zu der ehrwürdigsten der Frauen zurückzukehren: ihre winterliche Mitgift besteht diesmal aus drei Novellen von verschiedenen Verfassern und aus drei Erinnerungsblättern von dem uns Allen wohlbefreundeten Willibald Alexis. Die Gedichte, darunter die meisten von Wilhelm Kilzer, dessen etwas libellenhafte Lebensanschauung einstmals in der „Zeitung für die elegante Welt" einheimisch war, da diese noch der Hofrath K. L. M. Müller redigirte, mögen wol unbesprochen in den Kauf gehen. Nehmen wir die Novellen der Reihe nach durch, zu sehen, wie oben bemerkt, weß Geistes sie sind, ob des Geistes der Poesie.

Schwerlich kann das Letztere von der ersten Novelle gesagt werden, die, aus der Feder des Herrn Bernd v. Guseck geflossen, den Titel führt: „Die Gefesselte". Diese Novelle, weit entfernt überhaupt eine Novelle zu sein, entbehrt alles Individuellen, von Seiten des Autors selbst scheinbar auch aller Kraft des Individuirens. Aber das principium individuationis, jenes geheimnißvolle und doch sonnenklare Princip alles Schaffens und Geschaffenen, über welches vor 174 Jahren ein philosophischer Jüngling, der Schöpfer der Monadenlehre, eine Inauguraldissertation schrieb, die sich gewaschen hatte — dieses gewaltige Princip und Moment alles Geistigen ist nicht blos ein solches der philosophischen Systeme und der Weltschöpfung selbst, sondern auch ein wesentliches und höchstes Princip aller Poesie. Das vergessen, oder davon haben keine Ahnung sehr viele unserer modernen Cultur-poeten. Es ist auch ganz natürlich und nichts weniger als miraculos, daß dem so ist, denn die Cultur als solche, d. h., ins Modernste übersetzt, die kahle, schale, nackte Societätsverfassung, weiß nichts vom Individuiren wie überhaupt nichts von Gedankentiefe. Auch Herr Bernd v. Guseck, von welchem wir dennoch schon Besseres gelesen, scheint blutwenig davon zu wissen. Seine schrecklich monotone, unlebendige, der Gestaltung gänzlich ermangelnde und wahrhaft langweilige Novelle gemahnt uns genau so wie im Durchschnittlichen der deutsche Minnegesang. Es ist in dieser Novelle von Tempelrittern, Bischöfen, Grafen, Bannstrahlen, Bräuten, Seeschiffen, brennenden Schlössern, zürnenden Vätern, bebenden Töchtern, gebrochenen Gelübden, heimlichen Trauungen und verrätherischen Dienern grade ebenso allgemein hin die Rede, wie bei Reimar dem Alten, Konrad von Würzburg und Johann Hadloub vom Frühlinge, von Weiberhuld, vom Blumensprießen, von den Neidern und Kläffern und Abgünstlern, vom lichten Maien und der hehren Frauwe die Rede ist. Die Rede mag an sich nicht übel sein und gar wohlgemeint, aber man vermißt das Wesen aller dieser Dinge, ihren angeborenen Ausdruck, ihre anschauliche, begreifliche, sich vor dem Geiste des Lesers und Hörers entfaltende, erschließende Erscheinung. Die Macht aber, die wahre Macht, aus welcher dieses Erscheinen des Wesens der Dinge in der Dichtung vor sich geht, diese ist eben die Individuation, oder, wenn man das Wort modernisirt haben will, die Individualisirung. Die Individuation und die Gestaltung sind Eins. Wer der einen entbehrt, entbehrt beider und verliert sich in abstracten Schilderungen, die dem Leser und Hörer armselig, schal und leblos bedünken. Es thut uns wirklich leid, diese negativen Bestimmungen alle auf die Novelle: „Die Gefesselte", anwenden zu müssen; aber es läßt sich beim besten Willen nicht anders thun. Die Figuren dieser Novelle gemahnen uns wie jene Teufelchen,

Digitized by Google

Herchen, Kobolchen und Kaiserchen aus Porzellanglas, die in der Spirituosflasche in monotoner Gleichförmigkeit auf- und niedertanzen und den erwachsenen Menschen, der zuschaut, zur Verzweiflung bringen. Wie tiefe, gewaltige Worte wären zu sagen über diese jämmerliche Schwäche, das wahre Podagra des heutigen Dichterwesens! Aber die Kritik, das hoffen und glauben wir, wird nicht lange mehr schweigen im dunkeln Thale; sie wird eine Zornesfackel anzünden auf den Bergesspitzen, die durch alle Lande leuchtet.

„Buße der Sehnsucht", Erzählung von W. v. Lüdemann, die zweite der hier enthaltenen Novellen, ist, wiewol keine uninteressante, dennoch eine etwas forcirte Erzählung, mit Tendenzen, die wir beim besten Willen als etwas trivial bezeichnen müssen. Daß man ein Gemüth darstellt, das sich an dem Hier nicht befriedigen kann, sondern immer weiter schweifen und auch das Dort, und wiederum das Dort umarmen will, ist schon manchmal dagewesen und eben kein neues Motiv; daß ein so begabtes Gemüth endlich stillsteht, übersättigt wird und wieder umlenkt nach der Heimat, die es nicht hätte verlassen sollen, ist die hergebrachte Folge; daß aber ein so gewöhnlicher, timider und in keiner Weise hervorragender Sinn, wie der des Grafen Günther in Lüdemann's Novelle grade auf diese Abschweife geräth, ist kaum zu begreifen. Zudem bildet die Person des Gärtnerburschen Clemens, der aus ganz andern Motiven und mit ganz verschiedenen Zwecken als Graf Günther's das Weite sucht, dennoch kein richtiges und durchgreifendes Gegenstück zu dem Letztern. Dessenungeachtet müssen wir einzelne Partien dieser Novelle als wirklich gelungen ansprechen, z. B. die Scene, wo das Boot der Heimkehrenden an der französischen Küste durch die Kraft des wahnsinnig gewordenen Clemens, der sich an Allen zu rächen gedenkt, umgeschlagen wird; sowie die nicht genugsam ausgeführte Scene des nächtlichen Lockentaubes auf dem Todtenacker. Es scheint mithin, als ob hier in dieser Taschenbuchsdichtung ein bekannter und auch beliebter Schriftsteller eher einmal seine Naturgabe verleugnet als seine wirkliche Unfähigkeit für poetische Gestaltung dargethan hätte. „Die Geige", Novelle von Friedrich Voigts, ist trotz der etwas rohen Darstellung für eine im Allgemeinen gelungene Erzählung anzuerkennen. Die Verwickelung, die Ereignisse sind pikant, ja, noch etwas mehr, sie frappiren. Die Personen sind keine Originale, aber wohl ausgeprägte Nachbildungen, wenn man sie auch nicht eben als Copien bezeichnen will. Ein wirklich origineller Zug ist aber der Novelle nicht abzusprechen; dieser repräsentirt sich in dem vom Geiste der romantischen Heineschule durchdrungenen verfeinerenden Weltschmerzler und zugleich Fagottisten Mandelschaf. Mandelschaf! schon der Name ist einige Pfund werth! Aber da er zugleich ein Romantiker ist, der sich in Versen an dem Gespenste seiner todten Maria selbst fast zu Tode hetzt, so ist er deshalb um so genießbarer. Sein „Kegelbahngedicht" in wohlgefügten Heinejamben, mit dem drastischen Prosaschlusse, ist eine so gelungene Ironie, daß man sie trefflich nennen möchte. Auch der alte Kammermusikus und Primgeiger Grinsel, dessen vortreffliche Stradivarigeige, der Gegenstand unverwüstlichen Neides von Seiten des Cellisten Klappstein und endlich doch noch dessen Eigenthum, den eigentlichen Hebel der Erzählung bildet, ist eine, obgleich etwas rohe, dennoch sehr ausgearbeitete und nachhaltige Novelfigur. Einzelne Scenen bekunden entschiedenes Talent für pikante Gruppirung; so die Stelle, wo Grinsel, der für todt geiten und bei Nacht und Nebel davongehen will, seinen verdorbenen und plötzlich am Schlagfluß verschiedenen Bruder als Leichnam anstatt seiner unterschiebt; nicht minder die Scene, wo Klappstein sich um Mitternacht mit Schaufel und Spaten auf den Kirchhof begibt, um aus des eben bestatteten Pseudogrinsel's Grabe die vermeintliche Stradivarigeige zu seinen Gunsten wieder auszugraben u. s. w.

Einen eigenthümlichen Werth behaupten die „Drei Blätter aus meinen Erinnerungen", von W. Häring (Willibald Alexis). Hier äußert sich auf so discrete als gediegene Weise ein nicht minder gebildeter als poetisch begabter Zeitgenosse über andere Zeitgenossen und fremde Zeitrichtungen sowie über eigen Erlebtes, was auch zugleich der eigenen Dichterlaufbahn angehört. Das erste der drei Erinnerungsblätter, „Walladmor" überschrieben, befaßt die Entstehungsgeschichte, die äußern Begegnisse und die literarhistorischen Beziehungen dieses zu seiner Zeit vielgelesenen, vielbewunderten und vielangefochtenen Romans, der immerdar ein eigenthümliches Zeugniß für die eigenthümliche Dichterbegabung seines Verfassers abgeben wird. Einen dreimaligen Besuch in Weimar schildert der zweite Abschnitt. Hier ist der Centralpunkt natürlich Goethe, den der Verf. zu sehen kam, aber Goethe in verschiedener Gestalt und Production, wie er sich so und so dem beobachtenden Gemüthe des besuchenden Dichters nahestellt und entfremdet. Darüber läßt sich nichts Weiteres sagen; es ist ein Erlebniß, drei welchem sich der Erlebende wie der Lesende nur receptiv verhalten. „Meine Zeitgenossen", diese Überschrift führt der dritte Abschnitt, und diese Zeitgenossen sind namentlich die drei Wilhelme der deutschen Poesie: Wilhelm Müller, Wilhelm Normann und Wilhelm Hauff, wozu noch ein vierter, nicht sowol poetisch als vielmehr kritisch bedeutsamer Wilhelm, nämlich Wilhelm Neumann, ein Kritiker von reicher Bildung, seltener Entschiedenheit, wahrer Lauterkeit, voll Eifer, Ernst und Gewissen, sich gesellt. Seine nachgelassenen Schriften sollten bekannter sein, als es der Fall ist. Die kritische Jugend mag viel, unendlich viel daraus lernen. Endlich kommt zu diesen Zeitgenossen noch ein fünfter, am wenigsten bekannter Wilhelm, Wilhelm Albrecht, ein ehemaliger fleißiger Mitarbeiter am „Freimüthigen" und kurzzeitiger Redacteur desselben, den der Verfasser dieser Erinnerungsblätter als den gedorenen Feuilletonisten unter den deutschen Schriftstellern bezeichnet. Diese mannichfach begabten Wilhelme alle sind hinübergegangen in jenes Land, wo man keine Novellen, keine Kritiken und Feuilletons mehr schreibt; aber ihrem Verdienst ein kleines Ehrendenkmal zu setzen, geziemte wol

Digitized by Google

dem Freunde und Dichter, deſſen Stimme die Würdigen der deutſchen Literatur noch ſo gern vernehmen und der in mehr als einer Hinſicht dazu berechtigt war. Als ein ſtörender Übelſtand in dieſen Mittheilungen iſt zu rügen, daß durch ein Verſehen des Setzers anſtatt Ludwig Halirſch, über welchen der Verf. gleichfalls ehrende Worte ſagt, durchgängig Ludwig Habiſch ſteht. Wir bemerken dies, damit nicht etwa durch Setzeruntugend uns eine persona mystica in die deutſche Poeſie gerathe, ähnlich der des uralten, berüchtigten Kazungali, die der gelehrten Poſterität ſo viel Kopfzerbrechen und Verdruß ganz unſchuldigerweiſe bereitet hat.

Fügen wir zu den genannten Taſchenbüchern, damit auch hier eine Trinität im Kleinen offenbar werde, nun noch

7. Alpenroſen. Herausgegeben von Fröhlich, Wackernagel und Hagenbach.

Wir können über dieſe Erſcheinung, da ſie außer ſehr wenigen bedeutendern nur höchſt mittelmäßige lyriſche Ergüſſe und eine noch weit untergeordnetere ſogenannte Novelle mit ſich führt, uns ſehr kurz faſſen. Die vorzüglichern Ingredienzien dieſes Taſchenbuchs, dem es gewiß nicht an gutem Willen und Redactionseifer, anſcheinend aber noch an Mitteln fehlt, ſind zuerſt das voraufſtehende „Heldenſpiel in fünf Abtheilungen" von Dr. Karl Gengenbach: „Die Schlacht bei Murten", ein recht gut angelegtes und geſchicklich conſtruirtes Drama, jedoch ohne tieferes poetiſches Feuer, als was das Nationalgefühl und die Nationalerinnerung mit ſich führen. Anlage zur Charakteriſtik iſt in den dramatiſchen Perſonen: Somerſet, le Glorieux, Bubenberg, in Elsbeth und Kunigunde wol vorhanden, der Vers im Durchſchnitt wohlgebaut und edel, die Scenerie einfach und würdig. Das eigentliche Pathos, das wahre Tragiſche wird freilich noch vermißt. Wo iſt dies aber überhaupt im heutigen Drama vorhanden? Ferner ſind W. Wackernagel's „Lieder aus dem Brautſtande" als höchſt anſprechende, lyriſch-würdige, ausdrucksvolle und nachklingende Gedichte zu bezeichnen. Auch unter den epigrammatiſchen Beiträgen von F. H. und W. findet ſich einiges Gelungene. Reber, Fröhlich, Schuſter ſchlagen gleichfalls wohllautende nationale Töne an. Unter den proſaiſchen Beiträgen iſt der „Aus einer Reiſemappe" überſchriebene in ſeiner Kürze auch unbedeutend genug. „Der vermeſſene Wunſch", von Alfred Hartmann, iſt eine triviale, dazu ſchlecht ſtyliſirte Allerweltsgeſchichte über das Alteweiberthema: wie es ſo in der Welt zugeht. Nur das Fragment aus Felix Plater's, eines weiland berühmten baſeliſchen Arztes und Profeſſors im 16. Jahrhunderte, Selbſtbiographie, das den Titel führt: „Alte Liebe roſtet nicht", wirkt anſprechend durch die naive Einfalt der Darſtellung wie durch die Einfachheit der Zuſtände und Begegniſſe.

Es ſcheint, die „Alpenroſen" ſtehen noch nicht in voller Blüte. Mag es der Eifer der Herausgeber bald ſo weit bringen! *)

*) Ein vierter Artikel folgt im nächſten Monat. D. Red.

Aus Italien.

Über die Kunſtwerke des Palaſtes Pitti zu Florenz gab es bis jetzt nur außer den Laſinio'ſchen gelegentlichen Umrißblättern das Werk von Wicar, das 1789 zu Paris herauskam. Jetzt iſt in Florenz bereits das achtzehnte Heft eines neuen erſchienen, das durch ſeine ganze Ausführung jenes weit verdunkelt: „Imperiale e reale Galleria Pitti, illustr. per cura di *Luigi Bardi*" (Florenz, 1836—38). Jedes Heft zu fünf Kupfertafeln wird zu dem Preiſe von 10 Francs verkauft, was ſehr billig iſt, da faſt alle in Toſchi's Schule zu Parma ausgeführt ſind und zum Theil zu den fleißigſten und gelungenſten Arbeiten dieſer Schule gehören. Aber 90 ſolcher Hefte ſollen erſt das Ganze ausmachen, und leicht kann dieſe Anzahl erreicht werden, da keines der bisherigen ein plaſtiſches Denkmal brachte.

Den Ruf gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit bewahren auf die rühmlichſte Weiſe mehre der italieniſchen Sternwarten und einige der gelehrten Vereine. Wie unermüdlich wirkſam die Sternwarte der Brera unter der Leitung des Ritters Carlini mit den fleißigſten Aſtronomen zu Piſa, namentlich auch dem Profeſſor Inghirami wetteifert, beweiſen die jährlich erſcheinenden „Effemeridi astronomiche di Milano, con appendice di osservazioni e memorie astronomiche" (Mailand). Man darf dabei nicht an die leichte Speiſe des „Annuaire redigé par le bureau des longitudes" denken. Die hier gegebenen Aufſätze ſind ſtrenger didaktiſch, als was einſt Zach's „Nuovo almanacco Genovese" und Schubarth's „Petersburger Taſchenkalender" brachten. Beſonders reich und beachtenswerth ſind in den letzten Jahrgängen die Beiträge des Aſtronomen Bianchi zu Modena, des Adjunctus bei der Brera, Kreil, und auch einige Reliquien des verſtorbenen Directors der Sternwarte der Brera, de Ceſaris, namentlich um die ägyptiſche angebliche Chronologie in Ordnung zu bringen, werden anziehen und belehren. Ausführlicher ſind die Abhandlungen in den „Memorie di matematica e di fisica della Società italiana delle scienze residente in Modena", deren 21. Band zu Modena 1836—37 erſchien, wo man den älteſten aller lebenden italieniſchen namhaften Mathematiker, Pietro Paoli, noch mit Freuden rüſtig und wirkſam bemerken wird.

Als eine fleißige Arbeit, wenn auch von beſchränkterem Intereſſe, weil ſie faſt ausſchließlich auf Mailand Rückſicht nehmen, wurden die mit bisher ungedruckten Urkunden begleiteten „Storie dei municipj italiani illustrati con documenti inediti da *Carlo Morbio* (Mailand 1837, 3 Theile) günſtig aufgenommen; nur fühlte man dabei, daß die Unterſuchung eine breitere Baſis erfodre und daß allgemeine Rechtsfragen vorher genügender bearbeitet werden müßten, wenn die vereinzelten Erſcheinungen als culturgeſchichtliche Momente geltend gemacht werden ſollten. Es iſt das Verdienſt der Akademie zu Turin, dieſen Mangel richtig hervorgehoben und dafür geſorgt zu haben, daß man ihm abhelfe. Sie gab als Preisarbeit eine Geſchichte des Beſitzes im ſinkenden Römerreiche auf und trefflich iſt dieſe Aufgabe gelöſt worden. Die „Vicende della proprietà in Italia dalla caduta dell' Imperio romano fino allo stabilimento dei feudi" von den Herren Baudi di Verme und Sp. Foſſati gehört zu den gründlichſten geſchichtlichen Unterſuchungen, welche die neuere italieniſche Literatur aufzuweiſen hat. Mit Fug und Recht mit dem Preiſe geehrt, iſt ſie in den 39. Band der Acten der turiner Akademie aufgenommen worden.

Ein durch geſchichtliche Romane nicht unbekannter Verf., der aber zu ernſtern Studien durch ſie hingewieſen worden ſein mag, Davide Bertolotti, bringt jetzt als eine Frucht dieſer neuen Beſtrebungen ein gut zuſammengeſtelltes Buch: „Gli Arabi in Italia, esercitazione storica di *Dav. Bertolotti*" (Turin, 1838). Schon die Bezeichnung als geſchichtlicher Verſuch gewinnt für die fleißige Arbeit, die freilich nur mit

Digitized by Google

Gelehrsamkeit aus zweiter Hand ihre Angaben belegen kann. Kurz nach der Eroberung Afrikas und Spaniens durch die Araber beginnen ihre Einfälle auf Sicilien, später im südlichen Italien und in Neapel. Sardinien, Corsica, Malta wurden bald dieser Sarazenen Beute, Frassineto um 900. Kaum kann der Glanz der Bildung, mit der sich die Statthalter der Fatimitischen Khalifen auf Sicilien umgaben, die Greuel vergessen machen, welche sich die Araber auf den Küsten von Italiens Festland, auf Corsica und Sardinien erlaubten. Ihre Vertreibung war daher beinahe nothwendig. Um 906 verjagte man sie vom Garigliano, um 975 von Frassineto. Corsica und Sardinien wurden sie um 1025 los, Puglien und Calabrien um 1060, Sicilien erst gänzlich um 1090, Malta um 1122. Nur der normannischen Kraft, unterstützt von den Gemeindewesen von Pisa und Genua sowie von dem Herrn der Provence, gelang, was die byzantinischen Kaiser und Karl des Großen Nachfolger oftmals vergeblich versucht hatten. 6.

Bibliographie.

Amerika, seine Entdeckung und seine Vorzeit. Nach Originalmemoiren und Berichten herausgegeben von *H. Ternaux-Compans*. Deutsch von L. v. Alvensleben. 1ster Band. Grausamkeiten der Eroberer Mexicos. Reisen, Abenteuer und Schiffbrüche des Don Alvar Nuñez Cabeça de Vaca. 8. Meißen, Goedsche. 1 Thlr. 8 Gr.

Bacherer. Parzen und Eumeniden. 2ter Band. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Bärmann's, G. N., Theater. 3 Theile. 8. Mainz, Kupferberg. 3 Thlr. 6 Gr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 13ten Bds. 3ter Theil: Otte mit dem barte von *Cuonrat von Würzeburc*, herausgegeben von *K. A. Hahn*. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 20 Gr.

Carové. Neorama. 3ter Theil. Skizzen zur Kultur- und Kunstgeschichte. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 20 Gr.

Cölestina. Eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen. Mit 5 Kupfern. 3ter Jahrg. 1839. 16. Aschaffenburg, Pergay. 1 Thlr. 8 Gr.

Ehret die Frauen. 1839. Mit 12 Stahlstichen. Gr. 8. Berlin, Asher. 4 Thlr.

Ellendorf, J., Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury. Eine Epistel an Görres. Gr. 8. Essen, Bädeker. 20 Gr.

Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen deutsch herausgegeben von F. Tieß. 18. Berlin, Voß. 1 Thlr.

Friedrichsthal, E. R., Reise in den südlichen Theilen von Neu-Griechenland. Beiträge zur Charakteristik dieses Landes. In Briefen. Herausgegeben von seinem Freunde L. P. Mit einem botanischen Anhange. Gr. 12. Leipzig, Engelmann 1 Thlr. 12 Gr.

Gallerie der Helden. 3ten Bds. 1ste Abth. Leben Ferdinand von Schill's. Von H. Döring. Gr. 8. Barmen, Langewiesche. 12 Gr.

Geschichte der Staaten des Alterthums und des Mittelalters. 3ter Band. Geschichte Siciliens in der frühern Zeit und im Mittelalter. Von J. G. v. Hoyer. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Göschel, C. F., Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gott-Menschen. Mit Rücksicht auf D. F. Strauß Christologie. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 12 Gr.

Gräfe, H., Schule und Unterricht. Abhandlungen über wichtige pädagogische Fragen unserer Zeit. Gr. 8. Berlin, Amelang. 1 Thlr. 18 Gr.

Grün, A., Schutt. Dichtungen. 3te durchgesehene Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Hammer-Purgstall. Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese. 4ter Band. Gr. 8. Pesth, Hartleben. 4 Thlr.

Hillert, A., Novellen für die reifere weibliche Jugend. Mit 6 Bildern von Th. Hosemann. Breit 8. Berlin, Winckelmann u. Söhne. 1 Thlr. 12 Gr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für 1839. Herausgegeben von J. F. Castelli. 16. Wien, Tendler u. Schäfer. 2 Thlr. 8 Gr.

Janinski, E., Mosaik. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. Gr. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Kahnis, K. A., Dr. Ruge und Hegel. Ein Beitrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen. Gr. 8. Quedlinburg, Franke. 12 Gr.

Kurländer's, F. A. v., dramatischer Almanach für das Jahr 1839. Fortgesetzt von C. W. Koch. 12. Leipzig, Baumgärtner. 1 Thlr. 8 Gr.

Deutsches Lesecabinet. Sammlung von Novellen, Erzählungen, Gedichten, Charakteristiken und Genrebildern. Herausgegeben von A. Rauch. 2 Bändchen. Gr. 8. Bamberg, Liter.-artist. Institut. 1 Thlr. 12 Gr.

Mügge, Th., Novellen und Skizzen. 3 Bände. Gr. 12. Berlin, A. Duncker. 4 Thlr.

Orlich, L. v., Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert; mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten. 1ster Theil. Lex.-8. Berlin, Dümmler. 3 Thlr. 12 Gr.

Ottinger, Ed. M., Bunte Kartenbilder. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 18 Gr.

Ruge, A., Preußen und die Reaction. Zur Geschichte unserer Zeit. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Sand (George), Der Uskoke. Historischer Roman übersetzt von Th. Hell. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Schilling, A., Reiseperlen. Novellen. 8. Wien, Tendler u. Schäfer. 20 Gr.

Schubert, G. H. v., Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 u. 1837. 1ster Band. Gr. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 2 Thlr. 8 Gr.

Sophokles von *J. J. C. Donner*. 1ste Lief. *König* Oedipus. Oedipus in Kolonos. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 12 Gr.

Spindler, C., Vergißmeinnicht. Taschenbuch für das Jahr 1839. 16. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Storch, L., Zimmergarten. Erzählungen in verschiedenen Formen. 1ster, 2ter Band. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 Thlr.

Suabedissen, D. Th. A., Die Grundzüge der philosophischen Tugend- und Rechtslehre. Aus dem Nachlaß. Gr. 8. Marburg, Elwert. 20 Gr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. 3ter Jahrgang. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Thurm am Genfersee. Nach dem Französischen von F. Wesenfeld. 2 Theile. 8. Magdeburg, Creutz. 2 Thlr.

Toepfer, K., Lustspiele. 3ter Band. Gr. 12. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 8 Gr.

Voß, H., Briefe. Herausgegeben von A. Voß. III. Aus dem Leben von Heinrich Voß. — Briefe an Verschiedene — Ernstes und Heiteres aus dem Nachlaß. Gr. 12. Heidelberg, Winter. 16 Gr.

Wackernagel, W., Deutsches Lesebuch. 1ter Theil. Poesie und Prosa vom IV. bis zum XV. Jahrhundert. 2te Ausgabe. Breit gr. 8. Basel, Schweighauser. 2 Thlr. 9 Gr.

— — Über die dramatische Poesie. Akademische Gelegenheitsschrift. Kl. 4. Basel, Schweighauser. 8 Gr.

Weihnachtsblüten. Ein Almanach für die reifere Jugend auf das Jahr 1839. 12. Stuttgart, Belser. 1 Thlr. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 318. — 14. November 1838.

Andeutungen über den Verfall der Kunstgestaltung in der deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.

Mannichfache Gründe werden angegeben, wodurch die neuere und neueste deutsche Poesie in ihren Erscheinungen so über alle Grenzen ihres wahren, sie von andern Gebieten absondernden Begriffs hinausgetrieben worden. Eine Literatur kann nicht lauter Schiller und Goethe aufweisen, und das individuelle Vermögen des Genies derselben schließt keineswegs die Tüchtigkeit anderer, auf derselben Bahn fortstrebender Geister aus, oder drückt deren eigenthümlichen, specifischen Werth herab. Nur eine vorschnelle, fremde Interessen mit den die Hauptsache betreffenden vermischende oder gar verwechselnde Zeit kann sich die Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen, daß sie wahrhaft gediegenen, anerkennungswerthen Mitstrebern von vorzugsweise begünstigten Geistern nicht nur den ihnen gebührenden Kranz verweigert, sondern sie ganz und gar wo möglich in Schatten zu stellen und damit in Vergessenheit zu bringen sucht. Wenn nun einestheils der Vorwurf nicht abzuweisen ist, daß unsere Zeit sich der Vernachlässigung, ja geflissentlichen Herabsetzung mancher frühern Autoritäten schuldig gemacht hat, so geschah dies im Allgemeinen doch nur in Bezug auf solche, deren fernerer, dauernder Einfluß durch Reaction abgedämpft werden sollte, weil er der freien Entwickelung neuer Triebe hätte nachtheilig werden können. Anderntheils aber ist grade unsere Zeit wiederum so anerkenntnißreich für neuhervortretende Erscheinungen, daß wir sie durchaus nicht unempfänglich oder paralysirt scheiten dürfen. Auch fehlt es keineswegs an bedeutenden Talenten, die unter gewissen Umständen Treffliches hervorzubringen geeignet wären. Und doch kann man nicht umhin, unsere neuere Poesie — wenigstens bis zu einem gewissen Termin — für leidend zu halten, entweder an einer vertrocknenden Abmagerung, als von zu vielem und heißem Lichte, oder an Verbleichen und wässeriger Aufgedunsenheit, wie Kellerpflanzen, als von Mangel an Lichte.

Als einen Hauptgrund für die Vertrocknung oder Bleichsucht der neuern Poesie hat man häufig, wiewol fälschlich, das immer tiefere und weitere Ein- und Umsichgreifen neuerer Philosophie gehalten wissen wollen. Als ob wahre Philosophie nicht am pietätvollsten das Wirken und die Erzeugnisse wahrer Kunst anerkennte, indem sie sich ihrer Natur nach am deutlichsten der Grundverschiedenheit des ursprünglichen Actes, wodurch Poesie und Philosophie grade nur diese sind, bewußt ist! Es ist ebenso erfreulich als bewundernswerth, wahrzunehmen, wie scharf Hegel die Unterscheidungsmomente der verschiedenen Erscheinungsformen von Religion, Kunst und Philosophie bestimmt und dadurch deren Gebiete streng voneinander gesondert hält. Beiweitem mehr begünstigte dagegen die Naturphilosophie ein poetisirendes Philosophiren oder philosophirendes Poetisiren, und zog sogar Erscheinungen in ihr Bereich oder brachte sie hervor, die theilweise ebenso gut der Religion als der Poesie und Philosophie zu vindiciren waren. Das Selbstbewußtsein des Geistes war in ihr noch so wenig zur begriffsmäßigen Klarheit und Bestimmtheit gelangt, daß es in ihr nicht zu einer reinphilosophischen Anschauung kommen konnte. Die Naturphilosophie legte einen besondern Werth darauf, daß sie, weiser als Paris, jene drei Göttinnen zu schwesterlicher Umarmung vereinigt; übersah aber dabei in ihrer Begeisterung gänzlich, daß jene in dieser gezwungenen Allianz sich im Grunde nur auf den Zehen herumtraten. Indem nun durch Hegel's dialektische Methode das Selbstbewußtsein zu größerer Reinheit, Selbständigkeit und Unbefangenheit der philosophischen Anschauung herausgekernt wurde, traten die Göttinnen aus ihrer unfreiwilligen Umarmung zurück, und wieder frei athmend lernte jede nun erst ihre wahre selbständige Stellung erkennen und damit den Werth der andern vorurtheillos würdigen. Da dieser Act aber durch das Machtwort und im Interesse der Philosophie vollzogen wurde, so wollen damit Unzufriedene behaupten, daß nichtsdestoweniger dadurch die Jünger der beiden andern Göttinnen unter die Aufsicht und den Einfluß derer Minervens gestellt worden seien. Die Andacht des Religiösen und der Schöpfergeist des Künstlers ständen unter dem Spruche des philosophischen Selbstbewußtseins; der Anschauung jener sei durch dieses die Frische der Ursprünglichkeit genommen, weil es das Subject allzu vorsichtig auf sich zu merken, ja sich selbst zuzusehen gewöhnt habe. Wie nicht zu leugnen, ist dieser Vorwurf, wenigstens in Bezug auf viele Erscheinungen, nicht ganz ohne Grund; nur darf man durchaus nicht die Philosophie oder deren Vertreter hierfür verantwortlich machen. Die unberufenen Eindringlinge sind es, jene Halbnaturen, die mit unzulänglichem Assimilationsvermögen, für gewöhn-

Digitized by Google

liche Kost zu schwächlich, an einer krankhaften Naschhaftigkeit leiden und doch, von edlerer Kost entweder bald übersättigt, oder zu unnatürlicher Hitze gesteigert, sich in diesem zweideutigen Zustande zu produciren stimulirt fühlen; diese sind es, und nicht die Meister oder wahren Jünger, die mit misverstandenem Eifer die Beförderung jener höchsten Interessen der Menschheit in Verruf bringen. Die Philosophie schadet dem Religiösen, dem Künstler nicht nur nicht, wenn er im Momente der Andachts- oder Schöpfungsbegeisterung nur nicht das Erfülltsein von seinem Gegenstande durch Heraufbeschwören des Selbstbewußtseins unterbricht und damit vernichtet; sondern sie allein vermag vielmehr, ihn klar davon zu überzeugen, daß das scharfe Auseinanderhalten der drei Gebiete und das unabweichbare Verharren innerhalb jedes derselben während der dasselbe erfüllenden Function einzig ungetrübte Formen hervorbringt und ihnen specifischen Werth, Würde und Dauer sichert. Statt also der Religiosität und Kunstschöpfung Eintrag zu thun, stärkt die Philosophie vielmehr den Geist, jeder derselben die ihr gebührende Huldigung aufs ungeschmälertste zu erweisen. Und schon beginnt die Wahrheit dieser Einsicht einzuleuchten, diese selbst sich Bahn zu brechen und die Zwittergeburten der zerrissenen Halbheit eines unseligen Dilettantismus zu verdrängen.

So wenig also wie in der Misachtung früherer Talente, oder im gänzlichen Mangel derzeitiger, ist in dem Einflusse der modernen Philosophie der Grund für die Kärglichkeit und Dürftigkeit poetischer Production der neuern Zeit allein zu suchen; wol aber theilweise in allen diesen Erscheinungen zugleich, direct und indirect herfließend aus *einer* großen Hauptursache.

Wenn die Poesie ihre naturgemäße Basis in dem wirklichen Leben hat — wie denn auch zum phantastischsten Gebilde die einzelnen Theile nur von der Wirklichkeit entlehnt werden können — und wiederum ins Leben zurückwirkt — denn welche Wahrheit hätte sie sonst? — so müssen, soll einerseits sie selbst gedeihen, andererseits auch das Leben wiederum segensreiche Früchte von ihr ernten, im socialen Leben selbst Elemente zu ihrer Förderung und zur Empfänglichkeit für sie vorhanden sein. Darin liegt der Grund, daß nicht jede Zeit unbedingt geeignet war, die Trägerin bedeutender Kunsterzeugnisse zu sein. Die Kunst, als die Blüte der geistigen Entwickelung, welche die Menschheit in einer besondern Periode ihres allgemeinen Werdens durchläuft, erfodert ruhige, gesicherte Zustände, solche, in denen eine behagliche Entschiedenheit und Ganzheit des Willens der Gesammtmasse sich kundgibt. Die Religion, als der Keim des Geistes in seinem Durchbruche zu einem neuen Dasein, bedarf nicht so der Ruhe zu ihrem anfänglichen Gedeihen; vielmehr hat sie nöthig, sich durch verhärtete oder zerrüttete Zustände oft gewaltsam Bahn zu brechen. Die Philosophie aber, als die Frucht jener beiden, bringt in absterbenden, stagnirenden Verhältnissen dem Zeitalter die durchmessene Laufbahn ins Bewußtsein, und ihre Resultate werden Saat für eine neue Entwickelung. In frühern Zeiten, in denen das Menschengeschlecht sich mehr naturwüchsig, mehr allmälig entwickelte, war dies wenigstens der allgemein zu beobachtende Gang, der sich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern analog blieb. In der neuern Zeit dagegen, wo die steigende Cultur alle Interessen beschleunigt, findet dieser nicht mehr in so stätiger, consequenter Weise innerhalb so großer Zeitdimensionen statt, sondern läuft rascher und in engern Kreisen ab, und zwar so, daß die verschiedenen Stadien desselben nicht unmittelbar hintereinander, sondern oft theilweise übereinandergeschoben erscheinen. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, Blüte und Frucht stehen oft gleichzeitig nebeneinander auf dem breit entfalteten Baume des geschichtlichen Lebens, dessen Keim als innerer Kern seine Wurzeln in den Boden des allgemeinen Lebens verzweigt, aus dem er dessen Urstoffe als Nahrung in sich aufnimmt. Denn das Wesen der Jetztzeit besteht in immer rascherer Fortentfaltung und Verschränkung ursprünglich einfacher und einseitiger Interessen zu immer complicirterer, allseitigerer Individualisation.

Jedenfalls bleibt aber dem schärfern Auge auch innerhalb der sich immer enger concentrirenden Kreise der Typus jener allgemeinen Organisationsgesetze erkennbar. Und so findet die oft bestrittene Ansicht, daß die Kunst zu ihrem vollkommenen Gedeihen behaglicher, ja wohlhabender und durch innere und äußere Stürme oder Besorgnisse nicht verkümmerter Zustände der Gesellschaft bedürfe, darin ihre Bestätigung. Nicht erkünstelter Glanz, der nur die Virtuosität oder Bravour der Technik als täuschenden Deckmantel innerer Leerheit und Verderbtheit schätzt und belohnt, sondern der Glanz einer Nation, der aus dem freudigen Gefühl der Sorglosigkeit, Ruhe und Fülle und aus dem dadurch entsprungenen Bedürfnisse hervorgeht, dieses Behagen durch geistige That gleichsam in einer höhern Welt zum Vollgenuß menschlichen Daseins abgespiegelt zu sehen: dieser Zustand eines Volks ist es, welcher würdige Schöpfungen der Kunst mit aufmunternder Anerkennung zu befördern und genießen zu können dient. Überall in der Geschichte finden wir nur unter dem günstigen Einflusse so glücklicher Epochen eines Volks den wahren und echten Styl irgend einer Kunst erblühen, in der das allgemein Menschliche, unter der Modification des besondern Charakters, Willens, Lebens und Treibens, der Phantasie, der geschichtlichen Erinnerung und des Glaubens und Sehnens dieses Volkes individualisirt, sich verkörpert. Doch, wie gesagt, nur unter dem Gesichtspunkte des allgemein und rein Menschlichen aufgefaßt, gelangt die künstlerische Darstellung des Besondern und Einzelnen zu jener Höhe idealer Erscheinung, welche man als möglichst vollkommene Schönheit ihrer Art, als den reinen und hohen Styl in irgend einer Kunstgattung bezeichnet, und nur grade solche wie vorerwähnte Epochen sind geeignet, für dergleichen über die gewöhnliche Erscheinungswelt hinausgehende Schöpfungen im Künstler wie für deren würdige Auffassung im Betrachtenden den rechten Sinn zu erregen, zu nähren und aufs großartigste zu erweitern. Denn wie die Kunst, sowol vom Hervorbringenden als vom Aufnehmenden einen großen, ungetheilten, von kleinlichen Nebeninteressen nichtgestörten Sinn, ganze, volle Aufmerksam-

Digitized by Google

keit verlangt, so sieht man leicht, daß nur der dem gemeinen Bedürfniß enthobene Mensch ihr den ungeschmälertesten Antheil zuzuwenden vermag. Die Aufgangsepochen der Kunst fallen in nichts weniger als ruhige und materiell gediegene Zeiten; denn da diese in einer neuen Lebensidee eines Volkes oder der Menschheit überhaupt ihre Wurzel hat, so sind auch die primitiven Zustände einer neuen Weltanschauung, während eine neue Idee das Leben bewegt, die naturgemäße Wiege der Kunst. Deshalb trägt sie auch in diesen Anfangsmomenten nur die Merkmale des Ringens: Strenge und Härte, das Gepräge des Erhabenen, Charakteristischen an sich. Erst in der Epoche überwundener Kämpfe, materieller Gediegenheit und Wohlbehäbigkeit eines Volkes gewinnt auch sie den Typus jener sinnlichen Fülle und Reife, der alle Bedürftigkeit gemeiner Erscheinung von sich ausschließt. Dann ist der äußerlich zufriedengestellte Mensch empfänglich, mit offenem Sinne der Kunst seinen lebendigen Antheil zuzuwenden und das rein Menschliche durch sie in sich zu erkennen, während er früher nur in dem Augenmerk auf seine individuellsten Verhältnisse befangen blieb. Dann aber hält sich auch die Kunst in dem ihr angemessenen Kreise des rein Menschlichen, d. h. des Sinnlich-Geistigen, während sie früher, unbeachtet in der Armuth und Dürftigkeit der Zeit, gleichsam sich Muth und Trost beim Überirdischen holend, außerhalb ihrer eigentlichen Sphäre schwebt, indem in der Darstellung die Idee noch nicht ins völlige Gleichmaß mit dem Sinnlichen treten will, sondern dieses noch beiweitem überragt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von W. Drumann. Dritter Theil. Königsberg, Borntträger. 1837. 3 Thlr. 18 Gr.

Der gelehrte Verf. bemerkt in der Vorrede, daß man in den Anzeigen seiner Schrift die Anordnung und die Ansichten getadelt und behauptet habe, sie enthalte nur Material und Vorarbeit für die Geschichtschreiber, welche nach der Zeitfolge und unbefangen erzählen. Den Verf. der gegenwärtigen Anzeige trifft in Beziehung auf seine frühern Berichte *) der letztere Vorwurf gar nicht und der erstere nur zum Theil. Wir sind nämlich weit entfernt, diese gelehrte, mit Urtheil und Umsicht geschriebene römische Geschichte für eine bloße Materialiensammlung zu erklären und möchten fast behaupten, daß ein solches Urtheil nur von Denen herrühren könnte, die das Buch blos durchblättert, nicht aber durchlesen haben. Dagegen können wir hinsichtlich der Anordnung hier nur Hrn. Drumann's, wenn schon in der Vorrede motivirter Ansicht entgegentreten und wiederholen, daß die Darstellung im vorliegenden Buche nach Geschlechtern unbequem sei. „Meine Schrift", sagt der Verf., „sollte nicht eine Sammlung von Lebensbeschreibungen ohne einen innern Verband, sondern eine römische Geschichte enthalten; deshalb gruppiren sich die Nebenpersonen, welche dem Leser in dem betreffenden Abschnitte einzeln vorgeführt werden, in andern um eine Hauptfigur, nach dem Grade ihres Wirkens mehr oder weniger von ihr entfernt, man findet das Besondere, sofern es nicht die Hauptfigur selbst angeht, nur angedeutet im Allgemeinen und das Allgemeine nur angedeutet im Besondern; in jeder Lebensbeschreibung spiegelt sich das Ganze, und in der Darstellung des Ganzen ist dem Leser Gelegenheit gegeben, sich mit den Theilen inniger zu befreunden; dadurch wird der Zweck der Schrift erreicht und zugleich ihr Umfang beschränkt." Diese und ähnliche Erörterungen verdienen beachtet zu werden, wozu sich Ref. auch sehr gern versteht, der sich bewußt ist, diesen innern Zusammenhang des Werkes nicht verkannt zu haben. Auch ist von ihm bereits schon früher ausgesprochen worden, daß er keineswegs einer leidigen Bequemlichkeit das Wort reden will. Aber dessenungeachtet kann er sich nicht enthalten, auch hier wieder auf die nothwendigen Wiederholungen aufmerksam zu machen und zu erinnern, daß die vielen Verweisungen auf frühere Theile den Gebrauch des Buches nicht allein erschweren, sondern auch die klare Übersicht nicht selten hindern. Warum mußte denn z. B. die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung an drei Orten zerstreut erzählt werden, statt im Leben des Cicero oder Catilina selbst zusammengefaßt zu sein? Warum muß die Geschichte des Hirtius aus seiner eignen Biographie im dritten und aus der des Antonius im ersten Theile zusammengelesen werden? Warum wird man bei Cäsar's Ermordung über den Antheil des Brutus an derselben und das Verhältniß zu Cäsar auf den Artikel: „Junii", verwiesen, der erst im vierten Theile erfolgt? Warum sind die Begebenheiten nach Cäsar's Ermordung, die man doch gleich nach derselben verzeichnet zu finden erwarten muß, schon zum allergrößten Theile im Leben des Antonius erzählt worden? Und werden die Verhältnisse Cicero's nach den Schlachten bei Pharsalus, Thapsus und Munda nicht noch einmal im vierten Bande dargestellt werden müssen, nachdem sie schon im Leben Cäsar's in dem vorliegenden Theile ausführlich abgehandelt sind?

Wir könnten leicht noch mehre Fragen an den gelehrten Verf. stellen, um wenigstens dadurch unsere Einwürfe zu bestätigen, denn für das Buch selbst, das nun einmal nach einem festen Principe angelegt und ausgearbeitet ist, läßt sich natürlich gar keine Abänderung des einmal angenommenen Plans erwarten. Übrigens enthält auch dieser dritte Theil wie seine Vorgänger soviel des Trefflichen, Gründlichen und Belehrenden und ist so reich an schönen Stellen und psychologischen Erörterungen, das warme Gefühl des Verf. hat der Erzählung in wichtigen Stellen eine solche Innigkeit verliehen, daß wir der deutschen historischen Literatur nur zu einem solchen Werke aus vollem Herzen Glück wünschen müssen. Eine Wiederholung unserer hauptsächlichsten Ausstellung würden wir ohne die Vorrede des Verf. auch gewiß nicht gegeben haben; denn, wie hoch wir auch immer sein Verdienst anschlagen, so hätten wir — und gewiß viele Freunde historischer Studien mit uns — die zusammenhängende, nach Zeiträumen oder nach einer dem Verf. sonst beliebigen Weise geordnete Darstellung des Übergangs der römischen Republik in die Monarchie der Erzählung nach Geschlechtern ebenso weit vorgezogen, als man eine zusammenhängende Geschichte der französischen Revolution einer Sammlung Biographien von Mirabeau, Sièyes, Robespierre, Danton bis auf Napoleon und Talleyrand herab vorziehen würde, wenn sich nämlich der Leser aus der letztern die Geschichte jener welthistorischen Begebenheit, wo Eins so eng in das Andere greift, hätte construiren sollen. Wir sind weit entfernt, Middleton's römische Geschichte im Zeitalter des Cicero mit dem Drumann'schen Werke in Vergleichung zu bringen, aber übersichtlicher, namentlich für gebildete Dilettanten, welche nicht Zeit und Lust haben, die reichen Quellenschätze in Hrn. Drumann's Werke zu würdigen, ist die erstere unstreitig. Und um zu zeigen, wie sich auch ohne die Form nach Geschlechtern oder Familien die Nebenbegebenheiten und Personen von freundlichem Interesse sehr gut um die Hauptpersonen gruppiren lassen, besitzt ja unsere Literatur in Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen", in Hurter's „Geschichte Innocenz III." und manchem andern historischen Werke preiswürdige Muster.

*) Über den ersten Theil in Nr. 221 und 222 d. Bl. f. 1835, über den zweiten in Nr. 303 und 304 f. 1836. D. Red.

Digitized by Google

Der Schluß der Drumann'schen Vorrede beschuldigt Die, welche seine Ansicht Cicero's getadelt haben, der Voreiligkeit im Urtheile. Ref. gehört auch zu diesen und ist in der That sehr begierig, wie Hr. Drumann, der sich in der erwähnten Vorrede milder über Cicero geäußert hat (wir finden diese Stimmung auch im vorliegenden dritten Theile), im vierten Theile die allerdings harten Stellen im ersten und zweiten Theile mit dieser Gesinnung in Einklang bringen wird. Wir konnten jene Stellen nach unserer besten Überzeugung nur als ungerecht gegen Cicero bezeichnen.

Wenden wir uns nun zu dem vorliegenden Theile; der Held desselben ist Julius Cäsar, der berühmteste des Julischen Geschechtes, dem auch in räumlicher Beziehung der größte Theil dieses Theiles (über 600 Seiten) angehört. Hr. Drumann hat mit großer Liebe zu seinem Gegenstande, mit Umsicht und Unparteilichkeit geschrieben, und so dürfte in diesem Theile leicht das Beste stehen, was überhaupt über Cäsar gesagt worden ist. Der Verf. zeigt zuerst, daß Cäsar vom Anfange seines Auftretens an nach einem tief berechneten Plane gehandelt habe: sein Ziel war das Diadem; aber darum sollte das Staatsgebäude nicht in der Weise eines Catilina oder Clodius zertrümmert werden. Sein Plan war auf ein langsames Reifen und Gedeihen berechnet, er suchte die Bevorrechteten allmälig nur zu entwaffnen, indem er die Aufmerksamkeit immer mehr dahin lenkte, daß sie mit den Worten: Vaterland und Republik, ein schnödes Spiel trieben; er rief den Krieg in Gallien herbei, weil er ihn bedurfte, und eroberte Gallien, um das römische Reich zu besitzen, während der Kampf für ihn selbst ohne Lohn und das Ringen ohne Preis war. In seinem Adlerfluge warf er allerdings Alles zu Boden, was seine Bahn durchkreuzte, aber nicht im Zorn oder aus Rachgier; sein Ehrgeiz zeigte sich duldsam, sofern er dem Widerstand verzieh. Ohne die sittliche Kraft, sich das Höchste zu versagen, an welches das Bewußtsein seiner Überlegenheit und jeder Pulsschlag seines Lebens mahnte, war er zu groß, um zu hassen; er haßte weder die Nobilität, da er es in der Ordnung fand, daß sie sich vertheidigte, noch den Einzelnen in ihr, so oft ihm derselbe auch entgegentrat. Diese Nobilität hätte ihn gern mit eigner Kraft verderbt, wenn sie solche besessen oder über die fortwährenden Unruhen in Rom und über die Zerwürfnisse mit Pompejus obzusiegen vermocht hätte, dessen Behauptung, er wolle den Staat in Schutz nehmen, Vielen sehr zweideutig erschien, indem seine Absicht, selbst Dictator zu sein, doch nur zu deutlich hervortrat; am meisten aber hinderte sie Cäsar's eignes, consequentes Handeln. „Die Aristokratie", sagt Hr. Drumann sehr richtig, „war von Sulla in ein Scheinleben zurückgerufen, sie glich einem Greise mit den Begierden der Jugend; ohne die Kraft und die übrigen Vorzüge der alten Patricier, hatte sie deren Gebrechen, und ihre Stellung war eine erzwungene, in welcher sie äußerer Stützen bedurfte. Um so leichter wurde es dem Ehrgeize Einzelner, gegen sie anzukämpfen; die Zeit der Vorrechte war vorüber; Rom hatte sie den Patriciern entrissen und sah mit Abscheu die Nobilität in ihrem Besitze, welche von ihm verachtet wurde; durch Sulla selbst war das Ansehen in der Gesellschaft vom persönlichen Verdienste abhängig geworden, weil der Krieger im Kriege gilt." Einer solchen Partei gegenüber, fühlte sich Cäsar um so mehr veranlaßt, sein Streben nach Alleinherrschaft zu befriedigen, als die Nobilität ihm erst gestattete, sich abwesend um ein zweites Consulat zu bewerben, und dann sich widersetzte, als er davon Gebrauch machen wollte; als man ihm Provinzen und Oberbefehl verlängert hatte und ihn dann aufforderte, ihnen vor der Zeit zu entsagen; als man einen Theil seiner Truppen zur Vertheidigung des Reiches zurückrief und sie unter die Fahnen seines Feindes stellte; als man diesem bewilligte, was man ihm verweigerte, und die Tribune vertrieb, da sie die Ungebühr rügten. Hatte er nun freilich im Gefühl eigner Kraft außerordentliche Bewilligungen für sich herbeigeführt, so konnte er auch nicht zurücktreten, als man Gericht über ihn halten wollte. Der Krieg blieb Nothwehr für ihn, selbst nach dem Urtheile seiner Gegner, aber diese äußere Nöthigung war sein Werk. Da er demnach nur ausführte, was er längst beschlossen hatte, und es ausführen mußte, um sein Leben zu retten, so verstellte er sich zwar, wenn er immer von Neuem auf Frieden antrug, aber er blieb doch immer seinem jahrelang gehegten Plane getreu und darf also ja nicht mit einem bloßen Abenteurer verglichen werden. Denn „ihm war geworden eine Herrscherseele". Und wer nicht ganz in republikanischer Steifheit befangen ist und mit einiger Unparteilichkeit die Geschichte der wenigen Monate prüft, in welchen Cäsar Herr war, der kann nicht umhin, die Meinung Derer zu theilen, welche Großes von ihm erwarteten, und ein Wort Justus Möser's über Karl den Großen („Osnadrückische Geschichte", Bd. 1, S. 198) auch auf Julius Cäsar anzuwenden: daß ihn Glück und Größe einer gemeinen Rechenschaft überheben.

Ein so reiches Leben in einzelnen Zügen zu charakterisiren, verstattet der uns gegönnte Raum nicht. Wir verweilen zuerst bei Cäsar's Jugendgeschichte und bei seinem Emporsteigen zu den ordnungsmäßigen Ehrenstellen im römischen Staate, als Pontifex und Prätor, wo auch der Catilinarischen Verschwörung gedacht und von Hrn. Drumann Cäsar's Theilnahme an derselben aus innern und äußern Gründen auf das bestimmteste in Abrede gestellt wird; ferner bei seinem Aufenthalte als Statthalter in Lusitanien und den Vorbereitungen zur Stiftung des Triumvirats. Cäsar wird Consul und entwickelt in den Julischen Gesetzen eine Macht, die selbst die Verbündeten in Staunen setzt. In den Verwickelungen zwischen Cicero und Clodius nimmt er nur ganz entfernten Antheil, da Cicero es durchaus verschmähte, bei ihm Hülfe zu suchen. Hierauf beginnt die Schilderung von Cäsar's Thaten in Gallien nach einer historischen Erörterung über die bisherigen Verhältnisse des römischen Gallien, das „noch immer einem unsichern Außenwerke glich, dem man sich nicht einmal ohne Gefahr nähern durfte". Obschon nun bei der Darstellung der gallischen Kriege besonders ihre Bedeutung für die innern Angelegenheiten Roms und für den künftigen Herrscher hervorgehoben ist, so wird man doch nichts vermissen, um sich eine anschauliche Vorstellung dieses siebenjährigen Kampfes zu entwerfen. Die Streitkräfte Cäsar's und der Gallier sind möglichst genau verzeichnet, das innere Verhältniß der gallischen Völkerschaften entwickelt, Cäsar's Härte und Strenge gegen die Abgefallenen nicht beschönigt, die militairischen Ereignisse klar und übersichtlich, wie schon in den frühern Theilen, dargestellt, so z. B. die Kämpfe bei Alesia, die Tapferkeit von Cäsar's Kriegern belobt und die ihrer Gegner nicht herabgesetzt, auch die geographischen Bestimmungen gut und mit Benutzung neuerer deutscher und französischer Schriftsteller angegeben. Nur des ehemaligen Appellationsgerichtsrathes Simon in Köln „Älteste Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufers" hätte Hr. Drumann, der sonst auf neuere Schriften nicht eben zu reichlich zu verweisen pflegt, nicht öfters anführen sollen, da diese Nachrichten nichts weiter als die unkritische Compilation eines steifleinenen rheinischen Antiquarius sind. Beiläufig mag zu S. 286 bemerkt sein, daß die Stadt Emmerich nicht im Regierungsbezirke Cleve (der nicht existirt), sondern im Regierungsbezirke Düsseldorf liegt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Für Blumenliebhaber erschien: „The rose fanciers manual. By Mrs. *Gore*", ein Buch, sowol den strengen Botanikern als allen zarten poetischen Gemüthern zu empfehlen, welche die Königin der Blumen nach Rang und Abkunft mit ihren vielfachen Seitenlinien und Verschwägerungen kennen und gehörig pflegen lernen wollen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 319. — 15. November 1838.

Andeutungen über den Verfall der Kunstgestaltung in der deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.

(Fortsetzung aus Nr. 318.)

Wenn man gestehen muß, daß wir in der Goethe-Schiller'schen Epoche eine Aera wahren Kunststyls in der deutschen Poesie überlebt haben, so fragt es sich, ob außer der persönlichen Begabtheit jener Geister und ihrer glücklichen individuellen Stellung in der Gesellschaft irgend sonst noch begünstigende Umstände für das Gedeihen ihrer Bestrebungen in der Gesammtheit des deutschen Volks gelegen haben in dem oben angedeuteten Sinne. Nicht grade in diesem, wol aber in anderem, höherem.

Deutschland war materiell nicht grade überflüssig glücklich, üppig, aber doch erträglich beruhigt und befand sich in einem gewissen mäßigen äußerlichen Wohlstande. Der siebenjährige Krieg hatte es für nationale Ideen empfänglich gemacht; dieser Bewegung schloß sich die geistigere, durch die Bekanntschaft und Anerkenntniß der englischen Literatur, namentlich der poetischen, und endlich als Schlußstein des Grundes der Gesammtbildung für die darauf folgende Aera die Kant'sche Philosophie an. Was sonst von Nachbarländern noch für neuer Anstoß oder Modificationsanlaß ausging, war für das zum Grunde Gelegte von unbedeutendem Einflusse, weil vorübergehend. Für die äußere Wahrnehmung sind also wenig Ursachen vorhanden, worin hinreichende Motive für obige Erscheinung zu finden wären, zumal, wenn man nach dem Maßstabe, wie andere Völker zu einer classischen Epoche ihrer Poesie gelangten, urtheilt. Wo in Deutschland wird die künstlerische Anschauung durch den heitern Himmel, die üppige Natur und den schönen Menschenschlag Griechenlands und Italiens gestärkt? oder äußerlich durch das Nationalleben und den Luxus Frankreichs oder den Reichthum Englands angeregt und unterstützt? Nichts von alle dem kommt dem deutschen Künstler und Dichter als Unterstützung für seine Phantasie oder als Anregung für sein Streben zu statten. Ja, selbst die untergeordnetste aller äußern Begünstigungen, das Mäcenat, nämlich in der ursprünglich umfangreichen Bedeutung, wie es auch wol Künstler unter den andern drei genannten Nationen genossen, war bei dem materiell durchaus gleichbleibenden mittelmäßigen Zustande Deutschlands dem deutschen Künstler versagt. „Selbst erschuf er sich den Werth!" kann man mit Schiller von ihm sagen.

Aber — eine Kraft ruht in Deutschlands Herzen ununterdrückbar und unzerstörbar verborgen, die die geistigern Interessen des Menschengeschlechts immer wieder in ihm rege und aufrecht erhält und somit Kunst und Wissenschaft auf eine, alle andern Länder überbietende Weise, trotz größerm Mangel an äußerer Unterstützung, hebt und trägt, und das ist die Idee, und zwar die Idee in ihrer allgemeingültigern Bedeutung, in ihrem tiefern Gehalte, als sie die andern, zu sehr nach außen gerichteten Nationen zu erfassen vermögen. Diese Idee, die sich in den einzelnen bevorzugten, gewaltigen Geistern als höchster Lebensblitz des Genies offenbart, gibt sich in der Gesammtmasse des deutschen Volkes als Sitte kund. Sie, die sich in dem alten Deutschen als Anschließen seines Wesens an die ihn umgebende Natur äußerte, waltete auch in Deutschland immer noch fort als Natur, während die der andern Völker mehr oder minder Sache der Convention, kurz etwas Gemachtes war. Daher sind auch bei dem Deutschen Natur, Idee und Sitte so verschwistert, wie sie die neuere Speculation als aus- und ineinanderfließend darzustellen sich bemüht hat, indeß sie andere Völker nebeneinanderliegend, ja wenn nicht gegeneinandergestellt betrachten. Die deutsche Sitte, wenn auch hier und da noch so verspießbürgert, hatte doch ihr naturrechtliches Wesen insoweit beibehalten, daß der Sinn bei nur irgend nicht ganz bedrückter Lage sich gern und willig aufschließen ließ für Höheres, um es nach Maßgabe der Kräfte in sich aufzunehmen. Naturgerechte Sitte ist der Boden der Idee, und wo diese Wurzeln zu fassen vermag, da können auch Bestrebungen, die im Interesse der Idee auftreten, Fortgang finden. Auf dem Gebiete naturgerechter Sitte kann der Stammbaum der Kunst auch bei nicht überreichem äußern Zuflusse getrost seine Zweige ausbreiten, wenn nur nicht grade Stürme sein Wachsthum stören; denn sie ist das organische Gefüge nach einem Gesetze, das wiederum in seiner Ganzheit, Reinheit, Harmonie und Intensität zur Erscheinung zu bringen die höchste Aufgabe und das Endresultat aller Kunst ist.

Und was anders, als in aller, auch der individuellsten Erscheinung das Reinmenschliche aufzuweisen, das Geistige im Sinnlichen, war die Lebensaufgabe Goethe's und Schil-

Digitized by Google

ler's? Und die ruhige, stillheitere, milde Sitte des deutschen Volksgemüthes war das ergiebige Feld, in welchem Schiller's erhabenere und Goethe's harmonisch-schönere Ideale erwuchsen und ihre Fruchtkörner darauf zurückfallen ließen. Wo Sitte harsch ist, angesäuert von naturunwesentlichen Nebeninteressen, da hat das Idealstreben großen Kampf zu bestehen, ehe es durchdringt, wenn es nicht gar den Hindernissen unterliegt. Wo aber Sitte mild ist und naturwüchsig, da ist nicht nur Aufkommen und Gedeihen, sondern auch günstiges Rückwirken des Ideals so lange möglich, bis die Kunst sich allzu sehr versinnlicht, d. h. in Reiz verfällt, oder eine neugährende Idee eindringt und eine Umgestaltung der Verhältnisse herbeiführt.

Es ist hier nicht der Ort, umständlich darzulegen, welche besondern Veranlassung die sogenannte romantische Dichterschule bewogen, speciellere Interessen im Gebiete der Poesie zu verfolgen und dadurch die Bahn, welche Schiller und Goethe zum echten Styl eingeschlagen, zu kreuzen; wie Deutschlands bisherige Sitte durch Invasion eines Fremdherrschers umgestürzt zu werden Gefahr lief; wie sich die patriotische Dichterschule, eine Abzweigung der romantischen, mit ehrenhaften, aber für wahre Kunstgestaltung der Poesie und in den damaligen Umständen unzureichenden Kräften dagegen aufgelehnt; wie die sogenannte schwädische Dichterschule die umher verstreuten, immer schwächer werdenden Funken germanischer Poesie in sentimentalen Nachklängen zu einem Gesammteindruck in sich vereinigt; und wie die Poesie endlich, nach umgestülpten sittlichen Verhältnissen des Volks und dem Untergange fast aller vorherbestandenen Formen durch den Verlust ihres wahren Inhalts, da sie keinen positiven Anhaltspunkt mehr fand, sich in die negative Stellung gegen die Gesellschaft gedrängt sah. Dies nun ist der traurige Zustand, in dem sie sich derzeit noch zum größten Theile befindet, wovon oben die Rede war, und dies sind die wahren, thatsächlichen Gründe für diesen Zustand. Wo sollen Kraft und Stärke, Gediegenheit und Fülle herkommen, wenn ihr der positive Inhalt fehlt! Der Glaube, die Liebe, die Metaphysik, die Erinnerungen an die Vorzeit, kurz alle bis dahin ergiebige Interessen für die Poesie des Deutschen sind in eine andere Lage und Richtung zum Subjecte gekommen, sind durchaus nicht mehr dieselben wie früher. Wer das jetzt noch im Ernste besingt und darstellt wie früher in alten abgeleierten Formen, wird nur lächerlich. Die Lyrik ist die einzige Gattung, die noch Fortbestand hat; denn unter allen Umständen gibt es doch wenigstens etwas zu beklagen, zu besatirisiren, wenn nicht zu bejauchzen und zu feiern. Ja wohl, deutsches Herz, klage wenigstens, damit der Laut in deiner Brust nicht ganz verstockt! Der Roman wird bald fast nur ein Ammenmärchen sein; die Novelle ist im Grunde nur eine nothdürftige Flickgattung von Roman und Drama; denn dieses, in seinen letzten Zügen liegend, fristet nur kümmerlich noch sein ärmliches Dasein von den Brosamen, die von der Altmeister erhabenen Tischen fallen. Leugnen, daß sich hier und da einzelne Funken eines neuen selbständigen Lebens regen, wäre Frevel; aber sie zeigen sich noch so sparsam und verstreut, daß sich von ihnen auf den unterscheidenden Hauptcharakter der Erscheinungen einer nächstfolgenden Epoche echten und reinen Styls in der Poesie von denen einer frühern mit sehr geringer Sicherheit schließen läßt, wenn man nicht von der mit gutem Beispiele vorangehenden heutigen deutschen Malerei Hoffnung erweckende Analogien zu Hülfe nimmt.

Und zwar geht diese Hoffnung gewiß nicht aus Trugschlüssen hervor, wenn man einerseits das bei den beachtungswerthern poetischen Producten der neuern Zeit aufgewendete Talent, vornehmlich aber das mannhafte Ringen desselben nach einem würdigen, der Zeit entlehnten, d. h. ihr inneres Verlangen aussprechenden Inhalte, sowie nach einer diesem angemessenen Form, andererseits das Streben dieser Zeit selbst in erfreulichem Fortschritt begriffen sieht, der nur scheinbar dem blödern Auge oder dem ungeduldigen Sinne als Rückschritt vorkommt. Die Mängel in den Producten jener tüchtigern Geister sind somit Gebrechen der Zeit selber, die aus oben angedeuteten Gründen in unsäglicher Verwirrung befangen ist, und sich naturgemäß nicht so urplötzlich aus diesem chaotischen Zustande auseinanderzuwickeln und zur Klarheit und Besonnenheit in den Einzelinteressen auseinanderzusetzen vermag. Sie ist eine Über- oder Durchgangsperiode von gänzlich umgewälzten alten Gesellschafts- und Culturzuständen zu neuzuorganisirenden. Solche Perioden haben immer den Charakter des Unentschiedenen, Unklaren, Hastigen und Gereizten; man tappt unschlüssig umher oder greift vorschnell zu, wählt oder verwirft nach dem Gutdünken oder der Bestimmung des Augenblicks. Empfindlich und heftig bieten sich Meinungsgegner die Stirn und der Kampf entbrennt; denn die beschwichtigende Regel eines allgemeinen Princips fehlt, und die Zeit ist noch ein Tummelplatz direct verschiedener Ansichten, die sich erst allmälig zueinander ins Gleichgewicht stellen und, so sich fixirend, endlich das unverschiedbare krystallinische Gefüge bilden, in dessen Formation die Bestimmtheit, Festigkeit und Dauer eines durchgreifenden Gesetzes erkennbar sind. Die untergegangene frühere deutsche Sitte kann nicht mehr wiederkehren, denn dies hieße den Geschichtsproceß rückläufig machen wollen. Die Feststellung einer neuen aber steht so lange nicht zu erwarten, als die Gemüther noch in tausend äußere Interessen zerspalten, von ihnen hin- und hergezerrt sind und Parteienkämpfe noch den ruhigen Zusammenfluß aller Meinungsverschiedenheiten in den einen und großen Strom der Stimmeneinheit öffentlicher Meinung verhindern. Denn so lange der Mensch noch von äußern Kämpfen beunruhigt ist, kommt er nicht zur Besinnung zu sich selbst, womit keineswegs schlechthin das Bewußtsein seiner subjectiven Geltung, sondern das seines Verhältnisses zur Allgemeinheit, Gesammtheit gemeint ist, weil er nur nach diesem Begriff der Mensch in seiner individuellen Ganzheit ist. Was solche Perioden an Poesie hervorbringen, wird demgemäß auch in den besten Erzeugnissen, die, weil sie wahrhaft aus dem Geiste ihrer Zeit herausgeboren sind und somit denselben widerspiegeln, den Charakter des Reflexiven, Gereizten, Polemischen, jedenfalls Herben und Gewaltsamen an sich tragen, und das Mittelmäßige an productiver

Digitized by Google

Schwäche und Haltungslosigkeit laboriren, oder mit blos technischem Flitterstaate prunken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung ꝛc. Von W. Drumann. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 318.)

Neben diesen kriegerischen Begebenheiten werden nun ausführlich und doch nicht weitschweifig die Ereignisse in Rom dargestellt. Die immer mehr steigende Zwietracht, das gelöste Bündniß zwischen Cäsar und Pompejus, die Trebonischen Rogationen, die Straßengefechte, die blutigen Händel zwischen Milo und Clodius, das unsichere, unpolitische Betragen des Pompejus, die steigende Abneigung der Nobilität gegen Cäsar, die gern alle Eroberungen in Gallien hingegeben haben würde, wenn sie dafür den ihnen zu mächtigen Proconsul hätte vertilgen können; endlich Cicero's Schwanken, sein Bestreben, mit Feind und Freund in Frieden zu leben, und die nie ganz besiegte Empfindlichkeit gegen Cäsar, der „ihn zu allen Zeiten ehrte" — Alles dies bildet ein lebenvolles Gemälde, das zu den interessantesten Erörterungen Stoff geben könnte.

Darauf beginnt der Bürgerkrieg. In zwei Monaten und in der rauhesten Jahrszeit ist Italien fast ohne Schwertschlag von Cäsar eingenommen, der darauf in Spanien, in Afrika und in Illyrien ebenfalls siegreich ist; Curio's Niederlage war für die Pompejaner nur eine kurze Freude. In Italien waltet Antonius. Wie anstößig auch immer sein Privatleben war und Cäsar's Rüge verdiente, so war doch seine Verwaltung treu und kraftvoll. Also auf dieser Seite beruhigt, zieht Cäsar nach Griechenland, wo Pompejus Streitkräfte versammelt hatte, die den seinigen weit überlegen waren. Die für ihn unglücklichen Ereignisse bei Dyrrhachium sind mit vieler Klarheit dargestellt, was um so mehr hervorzuheben ist, da Cäsar's eigne Nachrichten hier wegen der großen Lücken fast ohne allen Zusammenhang sind. Trefflich ist die Entscheidungsschlacht bei Pharsalus, mit Wärme und Gefühl Pompejus' Flucht und Tod geschildert. In Cäsar's Thränen konnten nur die Höflinge Verstellung finden, oder nur parteiische Dichter wie Lucanus („Pharsalia", IX, 1038). Weit besser sagt Hr. Drumann: „Durch die That der Ägyptier sah sich Cäsar eines Verbrechens überhoben; er beweinte Pompejus, wie Marcellus das Schicksal des von ihm eroberten Syrakus, und er ehrte ihn, wie Antonius seinen Feind M. Brutus, welchen er bis an das Grab verfolgt hatte; wie es Pflichten gibt, welche man nur mit Selbstüberwindung erfüllt, so ist auch ein innerer Abscheu gegen das Unrecht, zu welchem eine ungezügelte Leidenschaft ihn fortreißt, in einem übrigens edeln Menschen denkbar, und Cäsar hatte den Gefallenen nicht gehaßt, nie Rachgier gegen ihn empfunden; die Rechnung zwischen ihnen war geschlossen, er weinte keine Freudenthränen."

Die nun folgenden Kämpfe in Alexandrien und gegen den Pharnaces zeigen aufs deutlichste Cäsar's Größe im Vertheidigungs- und im Angriffskriege. Im ersten Falle war es wieder sein Glücksstern, der die Optimaten nicht wahrnehmen ließ, daß sie durch eine geringe Unterstützung der Alexandriner hätten Rom am Nil wiedererobern können. Um so mehr trat er jetzt in Rom als Herr auf, er ward zum dritten Mal Consul (im J. 46 v. Ch.) und zum zweiten Mal Dictator, und wenn er auch den Herrscher immer mehr entschleierte, wenn er nach Willkür Geld und Belohnungen austheilte und die republikanischen Einrichtungen gegen die Institutionen eines im Entstehen begriffenen Hofes zurücktraten, so konnte sich auch der Unbefangene in demselben Maße überzeugen, daß er nicht handeln werde wie Marius und Sulla. Die noch ansehnliche Macht der Pompejaner rief ihn bald nach Afrika, wo er sich einschleichen mußte wie in Ägypten und Illyrien, den Feldzug ohne Heer eröffnete und durch die Überraschung größere Vortheile erhielt als durch die Übermacht. Der Tag bei Thapsus entschied für ihn: seine durch Hunger, Durst, lange Wege und Parteihaß entflammten Truppen sollen an 50,000 Republikaner und Numidier erschlagen haben, während er selbst nur 50 Todte und einige Verwundete hatte — eine Angabe, die nur zu sehr an die Bulletins Napoleon's erinnert, der hierin wie in andern Dingen von den Römern Manches gelernt hatte. Darauf wird Cato's Tod mit den Ereignissen, welche demselben vorangingen, in würdiger Weise, jedoch, wie billig, ohne alle unnöthigen Lobreden erzählt. Ausführlicher verweilt Hr. Drumann bei Cicero, dem eine wahre oder irrige Selbstachtung noch lange von Cäsar zurückhielt, der mit Schmerz sich von aller Theilnahme an Staatsangelegenheiten entfernt sah und doch für Cäsar's bessere Eigenschaften nicht unempfindlich blieb, seitdem ihn die Furcht verlassen hatte, sich von Cäsar's Anhängern beraubt oder gar ermordet zu sehen. Er lebte den Wissenschaften und dem traulichen Verkehre mit den nächsten Freunden, wie mit Atticus und M. Brutus, und blieb mit den einflußreichsten Cäsarianern in Verbindung, bis er sich nach Cäsar's spanischem Feldzuge auch persönlich bei ihm einzufinden keinen Anstand nahm. „Der Kampf zwischen dem Alten und Neuen", sagt Hr. Drumann, „zeigt sich am deutlichsten in Cicero, in dem Schmerze, mit welchem er dem Einen, seinen Ansprüchen und seinen Freunden entsagt und dem Andern sich zuwendet wie der Verurtheilte seinem Kreuz: kein Römer hat wie er in diesem Zustande von sich und seinen Zeiten Zeugniß gegeben, aber Viele fühlten und handelten wie er; mit jeder Nachricht aus Spanien stieg die Gunst der Cäsarianer im Preise, man suchte sie auf oder wies sie doch nicht zurück." Diese Kämpfe in Spanien waren der letzte Versuch der Pompejaner gegen Cäsar. Für den Rache- und Verzweiflungskampf war Cn. Pompejus, der Sohn, durch eine an Wildheit grenzende Leidenschaftlichkeit von der Natur geweiht, in seinem Wahlspruche „Pietas" lag das Todesurtheil für die Abtrünnigen und für die Cäsarianer. Aber er vermochte nichts gegen Cäsar's Feldherrntalent, die in der Schlacht bei Munda auch durch persönliche Tapferkeit auf das glänzendste unterstützt ward. Mit der Besiegung des Cn. Pompejus waren die letzten äußern Feinde gedemüthiget, es blieben nur noch die innern, heimlichen.

Im Folgenden schildert der Verf. die Triumpheinzüge Cäsar's, die Hingebung Hoher und Geringer, die außerordentliche Milde des Siegers, die Zernichtung der bisherigen Einrichtungen und Gesetze durch den Senat und die Übertragung immer größerer Ehren auf den Dictator. „Der Gefeierte", sagt er, „wurde nicht über sich erhoben, aber die Wortführer der Nation drückten diese in den Staub, nur dadurch schien jener zu steigen; sie hingen Flitter an seine Kronen, die Kronen blieben dieselben, und er verdunkte sie sich selbst. Es ist ein betrübendes Ergebniß der Geschichte, daß der Mensch dem Menschen herrisch gebieten oder ihm sklavisch dienen will, daß er geblendet wird und den Adel der gemeinsamen Natur vergißt, wenn die Gottheit einmal bei einem Wesen seiner Art über das gewöhnliche Maß der Ausstattung hinausgeht und eine höhere Ordnung der Geister in einem Einzelnen sichtbar darstellt. Und doch ist dies nicht das Ärgste, ein unwürdiger Tribut für das Göttliche im Menschen, welches nur deshalb entheiligt wird, weil es einer schwachen Hülle anvertraut ist und die Erde es verdirbt; noch in unsern Zeiten, wo es mehr als je erkannt sein sollte, daß der Geist die Welt regiert, daß geistige Kraft und geistiges Schaffen als das Alles durchdringende Element, als das fruchtbarste Capital das innere und äußere Leben gestaltet und bedingt, auch jetzt noch sind Geburt und Reichthum die Götzen, welche man anbetet, Ruinen und Goldkisten die Altäre, vor denen man niederfällt." Dieser allgemeinen Bemerkung widersprechen die folgenden Thatsachen nicht, die neuen Einrichtungen Cäsar's, seine Entwürfe zu großen, prachtvollen Bauten, die Sammlung der Gesetze, die Vorbereitungen zum parthischen Kriege. Denn nachdem er dem römischen Volke den

Digitized by Google

Frieden zum Geschenk gemacht hatte, mußten auch das Volk und die Legionen beschäftigt, der Glanz des Reichs wiederhergestellt und die Epoche der Monarchie mit unerhörten Begebenheiten bezeichnet werden. Die Zeit des Schaffens begann für seinen Riesengeist, welcher das Schöne und das Nützliche, die Wissenschaft und den Staat, das Kleine und das Große umfaßte. Aber alles dies vernichtete das Verbrechen einer Handvoll wahnsinniger und fanatischer Menschen; denn mit dem Ausdrucke des „Verbrechens" hat Hr. Drumann an mehren Stellen ganz richtig die Verschwörung gegen Cäsar bezeichnet, welche Goethe ebenso wahr „die abgeschmackteste That" nennt, „welche jemals begangen worden ist" (Sämmtliche Werke, Th. 53, S. 70).

Wie wenig jene Verschworenen sich die wahren Ursachen ihres Unternehmens kaum selbst gestehen mochten, und wie ihre Losung nur Freiheit und Republik war, ohne daß sie die Folgen ihres Thuns gehörig zu erwägen sich die Mühe genommen hätten, hat Hr. Drumann gut auseinandergesetzt. Hieran schließt sich eine genaue Charakteristik der Verschworenen, sowol derer, die Cäsar's Anhänger waren und ihm geholfen hatten, die Aristokratie zu stürzen, nachher aber es in ihrer Befangenheit nicht ertragen wollten, daß die Sieger ebenso gut als die Besiegten Unterthanen des Dictators sein sollten, wie Decimus Brutus, Casca, C. Trebonius, als auch der frühern Pompejaner und solcher Verschworenen, deren frühere Verhältnisse zu den Parteien unbekannt waren. Unter den Pompejanern sind Ligarius und Cassius mit besonderer Ausführlichkeit behandelt, obschon der letztere Artikel nur ein Auszug der längern Biographie desselben Mannes im zweiten Theile ist. Über Brutus werden die Leser auf den Artikel: „Junii", verwiesen. Über Cicero's Theilnahme urtheilt der Verf., daß derselbe eine solche mit Recht leugnen konnte, insofern es sich um ein Mitwissen oder sogar um eine Mitwirkung handelte. Der Schein sei allerdings gegen ihn gewesen, auch sei gar nicht in Abrede zu stellen, daß Cicero den Mord gewünscht habe; als sein Beförderer ist er aber nicht aufgetreten, obgleich er es versuchte, weil die Verschworenen bis auf M. Brutus etwas ganz Anderes begehrten als er, weil sie aus Gründen handelten, welche seine Klagen und Winke überflüssig machten, weil er ferner aus Mangel an hinlänglichem Vertrauen nicht wagte, sich offen gegen sie auszusprechen, und sie bei seinem Alter und seiner Feigheit ihm nicht Gelegenheit gaben, einen unmittelbaren Einfluß auszuüben. Ref. hat sich schon früher, in Nr. 304 d. Bl. f. 1836 darüber ausgesprochen, wie unwürdig und politisch befangen ihm Cicero's Betragen unmittelbar nach Cäsar's Tode erscheint, und es ist ihm angenehm, hierin mit Abeken, gleichfalls einem großen Verehrer Cicero's, in seiner nützlichen Schrift „Cicero in seinen Briefen" auf S. 342 ganz übereinzustimmen.

Die Ermordung Cäsar's ist von Hrn. Drumann mit der einfachen Würde erzählt worden, die einer so tragischen Begebenheit gebührt. Hieran schließt sich die Schilderung Cäsar's als Mensch, Feldherr, Redner und Schriftsteller mit den nothwendigen Notizen über sein häusliches Leben, seine Gestalt, Gesundheit und Kleidung — Alles in möglichster Vollständigkeit — und mit unparteiischer Würdigung, wo von seinem Ehrgeize und seiner ungezügelten Sinnlichkeit gesprochen wird.

Als ein Verdienst der Drumann'schen Untersuchungen muß auch hervorgehoben werden, daß manche Fabeln und Märchen, die sich in Cäsar's Leben eingeschlichen haben, von ihm kritisch beleuchtet und geprüft worden sind. Wir rechnen dahin die bekannte Antwort, die er in einem kleinen Alpenstädtchen gegeben haben soll: er wolle lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite sein; die sentimentale Exclamation im Tempel des Hercules zu Gades, die Scenen vor dem Übergange über den Rubicon, das Geschichtchen aus dem alexandrinischen Kriege, wie Cäsar im Schwimmen wichtige Papiere mit der linken Hand in die Höhe gehalten habe; endlich das vielbesprochene und nachgeahmte „Auch du, mein Sohn", als ihn die Mörder mit ihren Dolchen durchbohrten.

Bei den übrigen Artikeln des vorliegenden Theiles können wir uns jetzt nicht aufhalten; der interessanteste ist der über die Hortensier. Hier sowie im ganzen Buche findet sich eine große Anzahl vorzüglicher chronologischer, historischer und antiquarischer Erörterungen, die meist in den Anmerkungen niedergelegt sind, z. B. über den Geldwerth der Grundstücke in Italien vor der pharsalischen Schlacht, über das Ende der ersten und den Anfang der zweiten Dictatur Cäsar's, über den recensus Cäsar's im J. 46 v. Ch., über das sogenannte Julische Majestätsgesetz, über die Abzeichen der hohen Würde Cäsar's, den goldenen Sessel und den königlichen Purpur und andre mehr, namentlich auch viele Berichtigungen der Suetonischen Biographie Cäsar's. Die Anschaulichkeit und Sicherheit in Beschreibung von Örtlichkeiten haben wir schon oben gerühmt. Die Schilderung Alexandrias würde indeß gewonnen haben, wenn Hr. Drumann neben des Franzosen Bonamy Abhandlung auch die lichtvolle und interessante Beschreibung benutzt hätte, welche Manso im ersten Theile seiner „Vermischten Schriften" gegeben hat. L.

Literarische Notizen.

Zu den scandalösesten Erzeugnissen der neuern französischen Romantik gehört ein Roman von Julius Lacroix: „Les premières rides", den die französische Kritik selbst als ein Gebräu von schrecklichen und scandalösen Abenteuern, von Ehebrüchen und Verführungen bezeichnet. Man findet darin eine verheirathete Frau, die einen verheiratheten Mann verführt, während dieser seinerseits ihre Tochter verführt und seine eigne Frau den Verführungen eines jungen Menschen überläßt. Zwei Pistolenschüsse führen endlich eine blutige Katastrophe herbei, welche das schändliche Knäuel entwirrt. Schmuz und Blut — das sind die Ingredienzien, woraus die französischen Romanschriftsteller ihre Bücher zu bereiten pflegen, ohne daß das Publicum, meist aus Grisetten bestehend, dieser gräßlichen Monotonie überdrüßig wird.

Über Irland erschien: „Lights and shadows of irish life. By Mrs. *C. Hall*", Verfasserin von „The buccaneer", „Uncle Horace" ꝛc. (3 Bände). „Wer nur immer mit Irland bekannt ist, wird den Zauber dieser reizenden Bände zu würdigen wissen", sagt der „Messenger".

Neu erschienen: „The man about town", von dem Verfasser der „Glances at life", (2 Bände). Das „Quarterly review" sagt davon: „Der Autor hat die Straßen der großen Stadt mit beobachtendem Auge und wohlwollendem Herzen durchwandert. Er erinnert uns (und das ist kein geringes Lob) an Charles Lamb." 108.

Literarische Anzeige.

Bei Unterzeichnetem ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gaea Norvegica.

Von mehreren Verfassern.

Herausgegeben von ***B. M. Keilhau.***

ERSTES HEFT. Mit vier Tafeln.

Folio. Preis 6 Thlr.

Der Herausgeber dieses Werkes, Professor an der Universität zu Christiania, ist schon als Verfasser mehrer anderer geologischen Werke rühmlichst bekannt, und für die Gediegenheit seiner Arbeit bürgt wol am besten der Umstand, dass die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim die Erscheinung derselben durch eine bedeutende Unterstützung möglich gemacht hat.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 320. — 16. November 1838.

Andeutungen über den Verfall der Kunstgestaltung in der deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.

(Fortsetzung aus Nr. 319.)

So stellt sich auch unsere dermalige poetische Literatur heraus. Sehen wir auf den Beginn dieser allmäligen Umgestaltung, so datirt er sich von daher, als die sogenannte romantische Schule sich des objectiven Gehaltes zu entäußern anfing und mit Einführung religiöser Tendenzen in die Kunst die Degradation des Werthes möglichst objectiver Wahrheit in derselben eröffnete. Goethe und Schiller hatten in ihren Darstellungen dadurch die Höhe eines echten Kunststols in der Poesie errungen, daß sie den allgemeinen Inhalt des deutschen Volkes, deutscher Sitte, also den Complex der Vorstellungen und Begriffe, der gesellschaftlichen Bildung und Gewohnheiten der Deutschen ihrer Zeit zum Ideal, d. h. zum rein und allgemeinmenschlichen Inhalte in angemessenster Form erhoben. Jene setzten dafür specieller den Begriff der Kunst in die Darstellung religiöser und nationaler Ideen. Der poetische Nationalismus verlor sich naturgemäß in der Zeit deutschen Freiheitskampfes in einen einseitigen Patriotismus der Poesie. Nebenbei steckte der einseitige Subjectivismus der Fichte'schen Philosophie die erhitzten Gemüther an, und philosophische Tendenzen wurden in dichterische Form gebracht. So griff das Tendenzenwesen um sich und zerspaltete und vereinseitigte nach und nach alle wahrhaft künstlerische Form. Denn es ist natürlich das Wesen aller Tendenz, weil sie auf einen bestimmten, außerhalb der Kunst liegenden Zweck hinarbeitet, einestheils einseitig alles ihr Widerstrebende aus ihrem Bereiche auszuschließen und andertheils die Kunstform zu einem abstracten Schema zu verbünnen. Einzelne Bemühungen, diesem kunsttödtenden Unwesen zu steuern und eine Art Form wiederherzustellen oder aufrecht zu erhalten, hatten theils zu wenig Kraft und verfielen daher nur in subjective, unmännliche Klagen, theils sanken sie, von der großen Masse politischer Tendenzen unwiderstehlich mit fortgerissen, in einen poetischen Provinzialismus herab. So wurde allgemach das reine und edle Gefäß echter poetischer Kunstgestaltung von blödsichtigen Fanatikern für Nebendinge an der ehernen Stirne der Zeit zerschmettert, oder von dieser selbst noch die letzten übriggebliebenen Scherben schwachen Händen entrungen und vollends zertreten. Die politischen und industriellen Bewegungen neuester Zeit in Deutschland sowie die alle Augen auf sich lenkenden Ereignisse seit einem gewissen Zeitraum im übrigen Europa, haben endlich gar alles tiefere Interesse an der Poesie verschlungen. Wer sich nicht direct irgend einer einseitigen Richtung der Zeit anschloß, indem es ihn poetisch zu gestalten trieb, und doch nicht blos Dagewesenes in externen Phrasen nachbeten wollte, der vergrub sich in sich und durchwühlte sein Subject, dort die Lösung des Räthsels der Zeit zu finden. Daraus sind noch die bedeutendsten poetischen Individualitäten entstanden, die aber, weil sie in sich das Gesuchte nicht fanden, mit Verlust alles objectiven Gehaltes aus ihrer innern Zerrissenheit heraus nur unerquickliche, schneidend ironische Klagen von sich gaben.

Jetzt scheint eine Krisis dieser Wirren auszubrechen; es scheint sich das Gemeinwesen in Deutschland zusammennehmen zu wollen. Die politischen Zustände werden ruhiger und beruhigender; die einzelnen Staaten scheinen als Glieder eines gemeinsamen Körpers sich zusammenzugeben und die Verbände der sich ineinanderfügenden Gelenke mit schmelzbindem Öle auf die Dauer erhalten zu wollen. Wissenschaft und Industrie bieten sich einstimmig die Hände, die materielle Basis zu behaglicher Existenz vorbereiten zu wollen, und verwenden alle Aufmerksamkeit und alles Sinnen zu Erreichung dieses Zwecks, so tief als möglich die Natur zu durchforschen und ihre Schätze und Kräfte für das Wohlsein der Gesellschaft zu benutzen. Dadurch wird der menschliche Geist auf das gehelme Walten der Natur nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen aufmerksamer als jemals vorher; die metaphysische Speculation wird dadurch gewahr, wie in dem Entstehungsproceß der Objectenwelt dem subjectiven Denken das reinste Vorbild und die bestimmteste Vorschrift einer naturgemäßen und daher vernünftigen Logik gegeben ist. Die Chemie und die Philosophie erscheinen heute als analoge Verfahrungsweisen, jene auf empirischem, diese auf speculativem Wege, auf den unserer Zeit erreichbaren Grund der Natur zu kommen. Mit dieser Erkenntniß verbindet sich unmittelbar die Einsicht, wie tief das menschliche Dasein in diesem seinem Boden wurzele und selbst seine höhere Existenz gefährde, wenn es die unumgänglichen Vorschriften für sein leibliches und damit geistiges Wohlbefinden in den Gesetzen der Natur überschreitet; ja, wie seine subjective

Digitized by Google

Einsicht sich in dem Grade fortentwickele, in dem sie die in den Gesetzen des Werdens der Natur sich offenbarende objective Vernunft tiefer erkennen lernt. Wie alte Weise schon auf den Staat der Bienen als Vorbild für die wahre Verfassung bürgerlicher Gesellschaft hindeuten, so wird die zunehmende Erkenntniß der tiefen Gesetzmäßigkeit in der großen Ökonomie der Natur den Menschengeist immer näher auf Das, was einzig Recht ist und Noth thut, hinleiten. Wie wir aber immer naturgemäßere Formen in Staat und Wissenschaft dadurch auftreten sehen, so hat sich namentlich die Kunst, welche nur durch naturwahre Veräußerlichung würdiger Innerlichkeit des Menschen die ihrem Wesen wahrhaft entsprechende Form erhält, des Einflusses dieses Princips der Durchdringung von Subject und Object für ihr Aufleben und Gedeihen zu erfreuen, welcher Einfluß schon jetzt als günstig wirkend in der deutschen Malerei zu erkennen ist. Ebenso wenig ist auch in Bezug auf das Darbieten der Künstler und das Aufnehmen, wenigstens des gebildeten Theiles des Publicums, ein günstiges Wechselverhältniß zu verkennen, was, besonders in Rücksicht auf letzteres, seinen, obigen Andeutungen entsprechenden Grund zum größten Theile in dem Ausspruche Goethe's haben mag: „Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst!"

Die Poesie, da sie sich zumeist mit Darstellung von innern, von Seelenzuständen befaßt, also ihre objective Wahrheit aus dem jedesmaligen ethischen Gesammtzustande der Gesellschaft schöpft, kann von dieser organisch-genetischen Anschauung der Natur nicht den Vortheil ziehen wie die bildende Kunst. Erst wenn sich die gährende Bewegung in den Gemüthern zu einem ethischen Organismus der Gesellschaft geläutert und consolidirt haben wird, erhält die Poesie den rechten, ihrer würdigen Inhalt vom Leben. Aber sie kann zur Beschleunigung dieser Läuterung wesentlich beitragen, indem sie die einzeln aufkeimenden Ideen eines neuen sittlichen Lebens im Sinne der ihr vorangehenden bildenden Kunst zu edeln und großartigen Formen entwickelt und so die Gemüther durch ästhetische Anschauung zu dem Entschlusse stimmt, auf eine Umwandlung ihres Wesens und eine nothwendige Sicherstellung eines, der gegenwärtigen Weltlage gemäßen dauernden innern Zustandes bedacht zu sein. Denn es gibt unleugbar Epochen in der Fortentwickelung des Geistes, wovon die jetzige eine zu sein das Ansehen hat, in denen der Glaube seine besiegende Gewalt über die Gemüther durch das erwachende Selbstbewußtsein eingebüßt, die Reflexion, der Verstand die Oberhand gewonnen hat, und wo das Gefühl durch die Anregung der Phantasie beschäftigt werden muß, um so den ganzen Menschen wieder in Bewegung zu bringen.

Die bildende Kunst hat ungleich mehr Anregung und unmittelbaren Gewinn als die Poesie von der in unsern Tagen so gesteigerten, innigen Vertrautheit mit der Natur durch deren organische Anschauung. Denn da der Gedanke in ihr ganz sinnlich, ja körperlich zur Erscheinung kommen muß, soll sie anders nicht ein naturwidriges Phantasma sein, so erfodert die überwiegende Seite ihrer Ausübung eine äußerliche Technik, wie sie bei den mehr geistig bildenden Künsten nicht stattfindet. Früher glaubte die bildende Kunst ihren Beruf mehr als genügend erfüllt zu haben, wenn sie die Oberfläche der Naturgegenstände entweder sklavisch-genau, oder in einem nach Übereinkunft angenommenen Schema oder Typus gleichsam abschrieb, und setzte den Idealisirungsproceß in das Streben, ihren Darstellungen so viel möglich den Anschein eines subjectiven, aller Wirklichkeit entkleideten, sogenannten überirdischen Begriffs zu verleihen. Durch die immer mehr zur Autorität gelangte und gediegener gewordene organische Anschauung der Natur aber sahen sich die Künstler gedrängt, wenn sie die Kunst nicht in gänzliche Verachtung und Verruf sinken lassen wollten, von jener manierirten Behandlung der Natur, von jener getriebenen und verblasenen Fabrikarbeit, überzugehen zu einer den Ansichten der Zeit angemessenen Darstellung der Natur durch einen dem Werden derselben entsprechenden Act der künstlerischen Anschauung von innen heraus. Dadurch mußte der dargestellte Gegenstand natürlich in seiner Erscheinung an realer, objectiver Wahrheit gewinnen, und das Idealisiren desselben wurde, folgerecht dieser Verfahrungsweise, in die Läuterung von allem Unwesentlichen einerseits und andererseits in die miteinander in harmonisches Verhältniß gestellte Vervollkommnung aller wesentlichen Merkmale desselben bis zur Grenze, wo die Überreife beginnt, gesetzt.

Eine merkwürdige, historisch bestätigte Thatsache ist es wol, daß der Beginn der so vortrefflichen neuern deutschen Malerei keineswegs von dem Anreiz der Naturphilosophie ausging, wiewol diese später mittelbar günstig auf die Fortschritte jener eingewirkt haben mag, sondern vielmehr von den Anregungen einer Dichterschule, mit der, wie oben erwähnt, die wahre Kunstgestaltung in der Poesie zu sinken anfing, nämlich der romantischen. Das Problem findet aber seine Erledigung in der früher gemachten Bemerkung, daß die Ursprünge der Kunst gemeiniglich in dem Boden der Religion ihre Wurzel schlagen. Die Schlegel, Tieck und Wackenroder predigten mit voller Begeisterung in Prosa und Versen die Lehre, daß in der religiösen Stimmung einzig das Heil zu suchen sei für das künstlerische Gemüth, es mit der Kunst würdigen, erhabenen Vorwürfen zu erfüllen, das Übrige komme dann von selbst, und wiesen dabei fortwährend mit Fingern auf die altdeutschen und altitalienischen Maler, als auf die wahren Vorbilder zu erringender echter Kunst hin. Nur der Gehässige könnte über diese enthusiastische Anpreisung lächeln, wenn er den Erfolg gewahrt, der bis jetzt aus dieser wohlgemeinten Veranlassung hervorgegangen. Denn wenn darin auch ein Irrthum lag, unbedingt jene gemüthvollen, aber der gehörigen sinnlichen Ausführung ermangelnden Gestalten als einzig nachahmungswürdige Muster zu empfehlen, so lag andererseits doch theilweise die Annäherung an die Wahrheit insofern darin, als dadurch dem überhandnehmenden blos äußern Formalismus der französischen Schulen, der bis dahin herrschend gewesen war und in abstract leere und maskentodte Manier auszuarten drohte, ein lebendiger Ge-

Digitized by Google

gensatz und damit den völligen Ruin der Kunst verhinderndes Gegengewicht geboten wurde. Es kam dadurch wieder in die Kunst Gehalt, Innerlichkeit und ließ erwarten, wie auch die Folgezeit bewährt hat, daß jene Künstler durch das rege Leben der Zeit um sie her noch früh genug aus der blos innerlichen, religiösen Anschauung und Darstellung zu einer der Kunst mehr entsprechenden Auffassung würdiger Sinnlichkeit herausgedrängt werden würden, bevor ihr anfängliches Streben zu einer einseitigen, gänzlich ungenießbaren Manier verhärtete. So verschmolz sich denn bald genug das Studium der Antike mit der seelenvollen Belebung der Formen derselben von innen heraus, wie sie von den, obwol der Anatomie unkundigen Meistern gelernt hatten, in ihrer künstlerischen Ausübung zu lebensreichen Gebilden. Die Lieblingseindrücke der Lehrjahre bleiben haften und sind nie ganz zu verdrängen, nur durch die wachsende Einsicht zu modificiren. So bleiben denn auch die meisten der Künstler jenes Bundes, worunter Schadow und Overbeck die vorzüglichsten, jener, obschon durch sinnliche Wahrheit geregeltern Simplicität ihrer Lehrer in der Intuition und Conception treu, indeß der kühne und mehr zur Antike hingezogene und von ihrem Geiste durchdrungene Sinn des Cornelius sich in Compositionen Luft macht, die des Lebens Fülle, Frische und Heiterkeit athmen.

Die Zeit entleerte Deutschland allgemach von seinen religiös- und nationalidealen Interessen, zu denen es in einer bedrängten Lage Zuflucht genommen, daraus Muth und Trost zur Ertragung seiner Leiden schöpfend. Wieder zu Kräften gekommen, ließ es aufs neue die nun nothwendigern materiellen Interessen in ihre Rechte treten. Die Kunst mußte, wie immer, unabweislich dem Zuge des geschichtlichen Lebens folgen. So trägt denn die Kunst der neuesten Malergeneration, der Abkömmlinge und Schüler jener Vorgenannten, einen ganz verschiedenen Charakter von der der Letztern. Der Urtypus des Stammes ist zwar noch herauszuerkennen; nämlich lebendig-warme Innerlichkeit des Gemüthes, mit der der Gegenstand empfangen und entworfen ist, ist die Basis ihrer Kunstschöpfungen. Aber hier erscheint Alles sinnlich individuell ausgewirkter als in denen ihrer Lehrer. Der Realitätssinn der Zeit prägt sich lebhafter und wirksamer in ihnen aus. Nicht mehr unserm Glauben und Wissen fernliegende Zustände, Ereignisse und Handlungen, die von unserer heutigen Begriffs- und Vorstellungsweise seitab liegen; nicht mehr allzu specielle Facta der Mythen-, Heiligen- und Profangeschichte, die nur den gelehrten Forscher interessiren, und womit wol die frühern italienischen Maler sich zermarterten, dienen ihrem Pinsel als Vorwürfe. Nein, unserer heutigen Bildung, unsers heutigen Gefühls, Glaubens und Wissens nächste Interessen werden uns von ihnen in allgemeinbekannten und ansprechenden historischen Zügen, Gestalten und Handlungen, hinaufgeläutert zu reinmenschlicher Erscheinung, vor die Augen gebracht. Diese Hinaufläuterung der besondern Erscheinung zu einer reinmenschlichen, diese Verklärung der gemeinen Wirklichkeit in die höhere, das ist der unsern heutigen Bildungsansprüchen gemäße Begriff des Ideals in der Kunst. Nichts über die Wirklichkeit, die objective Wahrheit der Natur Hinausgehendes soll das Ideal sein, sondern das Erfülltsein der sinnlichen Erscheinung des Gegenstandes, das Durchdrungensein seiner Oberfläche oder Außenseite von seiner ganzen, aller zufälligen Nebeneinflüsse entledigten und dadurch geläuterten vollen innern Wesenheit. So nur wird das Göttliche, in der menschlichen Erscheinung Ruhende und in der gemeinen Wirklichkeit nur Unterdrückte heraufgefördert ans Tageslicht und jene nicht nur mit einem abstracten Kleister überzogen, früher Idealisirung benamst. Und doch ist hinwiederum diese wahrhaft erhabene Allgemeinheit andererseits in diesen Gemälden so in die Fülle sinnlicher Realität versenkt, das Wesentliche so individualisirt, daß jene Allgemeinheit menschlicher Erscheinung als der Begriff des Menschen in seiner vollen Realität, in seinem, der bestimmtern Bedeutung nach angemessensten, ausdrucksvollsten Charakter erscheint. So durchdringen sich hier das anschauende Subject und das angeschaute Object, die höchste Allgemeinheit und die größte Individualisation zu der vollkommenen Erscheinung allgemein wahrer Idealität.

Wenn sich nun auch bei einer neuen Kunstphase die, aus der allgemein umgestalteten Weltanschauung sich entwickelnden und die jetzige Kunst von der frühern Epochen unterscheidenden charakteristischen Momente genügend herausgestellt haben, so gehört doch noch ein bedeutender Fortschritt dazu, um zu der Höhe, die man als den Styl einer Kunst bezeichnet, zu gelangen. Styl ist diejenige künstlerische Behandlung eines Gegenstandes, wodurch die einzelnen Theile desselben nicht nur in ein natürlich harmonisches Verhältniß zueinander gebracht, sondern so geordnet werden, daß die für den Geist bedeutsamsten, also die ausdrucksvollsten, auch zugleich zur eindringlichsten Wirkung auf den Sinn hervorgehoben und die minder bedeutenden in musikalischer Abstufung und Unterordnung darum her gruppirt erscheinen, alles aber auf den Hauptgedanken nicht Bezügliche, alles Willkürliche davon ausgeschlossen bleibt. Das subjective Erforderniß zu Vollziehung dieses höchsten Acts im Kunststreben ist der Geschmack. Jede Kunstepoche hat ihren eignen, aus der Weltanschauung ihrer Zeit entsprungenen und diesem ihrem Inhalte nach naturgemäß entwickelten Styl gehabt. Mit der Errungenschaft des Styls erst hat die Kunst ihre höchste Stufe erreicht, ja hier erst ist sie vollgültig als Kunst zu betrachten.

Es steht noch in Frage, ob die heutige deutsche Malerei diesem Gipfel jetzt schon ganz nahe sei, weil wir noch nicht entschieden wissen können, wie weit sie, nach oben beregtem Principe, durch ihre Methode der Heraufläuterung des Idealen aus dem Realen, die Schönheit des Individuellen zu steigern vermögen wird. Erst, wenn diese zum System erhoben und festgestellt sein wird, läßt sich mit Sicherheit auf eine durch mehrfache Musterversuche erprobte Norm in der den Anfoderungen des Zeitalters entsprechendsten Compositionsweise schließen.

Sei es nun damit, wie es will, so viel ist entschieden, daß die bildende Kunst auf dem Wege zu einem würdigen Ziele innerhalb ihrer Grenzen begriffen und nur noch

Digitized by Google

wenige Schritte davon entfernt ist. — Sollte dies nicht ein erweckender Antrieb für die Poesie unserer Zeit sein, auch innerhalb ihrer Grenzen, durch richtige Anwendung der ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel in Bezug auf die von ihr zu erreichenden Zwecke, zu einer Methode der Darstellung zu gelangen, welche den Inhalt heutiger Welt zu einer ihr begreiflichen, weil ihrem Wesen verwandten, poetisch-idealen Erscheinung brächte? Es gibt Ihrer zwar, die, wiewol aus unzureichenden Gründen, ein Wiedererwachen neuer, lebenskräftiger und künstlerisch-gestalteter Poesie in Deutschland leugnen möchten; glücklicherweise sind es jedoch nur Solche, die, weil sie das wahre Wesen der neuen Aera nicht zu begreifen vermögen, an sich selbst zu verzweifeln genöthigt sind und mit ihrem Untergange auch den der Welt zugleich als unvermeidlich ansehen. Der Glaubenskühnere, Tiefersblickende sieht in der Abenddämmerung der alten Welt die Morgendämmerung der neuen, in dem umnebelten Chaos die reine Neue und Geburten.

(Der Beschluß folgt.)

Der Ring des Nostradamus. Historisch-romantische Skizzen des französischen Hoflebens von 1515 — 1821 von Eduard Maria Oettinger. Drei Bände, Leipzig, O. Wigand. 1838. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Diese historisch-romantischen Skizzen, in etwas leichter aber pikanter Weise gezeichnet und die Geschichten des beau monde des luxuriösen französischen Hofs von Franz I. an bis auf Napoleon umfassend, halten wir für das Beste, was die jetzt von dem mit Vorliebe nach französischem Gout hofschenden Oettinger erschienen ist. Denn hier handelt es sich wenigstens nicht lediglich um fashionable Dummheiten und fade Modewitze, sondern es ist ein historischer, hier ernster dort heiterer Hintergrund vorhanden; bunte Ballszenen und heimliche Boudoirscenen wechseln mit traurevollen geschichtlichen Ausgängen, mit Kerkerdecorationen und düstern Leidensbildern, schon von der Hand der Geschichte ganz in Grau gemalt, in deren trüber Beleuchtung sich die warnende Gestalt der nimmer ruhenden Nemesis spiegelt. Das Interesse des Lesers an dieser Fürsten- und Damengalerie, an diesem bunten Hofgedränge, an diesen immer wechselnden Gruppirungen, welche dennoch durch Nostradamus' geheimnißvollen Ring, der von der einen Königin und königlichen Gliedern zur andern wandert, auf eine, freilich etwas lockere Weise zu einer zusammenhängenden Liebes- und Leidenskette verbunden werden — dieses Interesse steigert sich besonders im dritten Bande, wo der Brest der Geschichte dem Leser näher tritt und die Scenen und Abenteuer sich um solche Gestalten bewegen, die, unserm Antheile enger verbunden, uns in allen Formen imponiren oder auch rühren und ersreuen: Ludwig Capet, der unglücklichste aller Könige, und die Tiger der Revolution, und der große Kaiser, der im weiten wüsten Weltmeere unter Trauerwolken schlummert.

Die Könige und Königinnen, deren bald ernsthafte, bald burleske Gestalten dieser bunten Galerie zum Hauptreitz dienen, sind: Franz I., Heinrich II., Franz II., den man den König ohne Laster nannte, der aber mit größerm Rechte der König ohne Tugenden heißt; Karl IX., an welchem, wie der Verf. sich ausdrückt, „jeder Zoll ein Narr, jede Linie ein Hanswurst" war, der aus unbeschreiblicher Langeweile Alles in der Welt vornahm, Münzen prägte, Helme schmiedete, Verse machte, das Waidhorn blies und über dies alles den Scepter hinter den Kamin warf; Heinrich III., der auf den Ruf seiner ränkevollen Mutter als Dame verkleidet aus Polen entwichte und bei dieser Gelegenheit die Kronjuwelen in seinen Schnappsack steckte; Heinrich IV., der gute Bearner, in dessen Leben (wie auf S. 241 zu lesen ist) die Zahl 14 eine so verhängnißvolle Rolle spielte; Margarethe von Valois, seine unwürdige Gattin, das schamlos-liederliche Weib, das je der Erdboden trug; Maria von Medicis, des guten Heinrich's, der im Heirathen nicht allzu glücklich war, zweite Gattin; Ludwig XIII., die Puppe von König, der Federball in Richelieu's Händen, vor welchem er sich fürchtete wie das Kind vor der Ruthe; dann Ludwig der Große, Ludwig dieudonné, der nicht weniger als 23 Jahre auf sich warten ließ, und dessen Jahrhundert so viel bescheerten, so weltbekannt ist, daß Hr. Oettinger bei dessen Skizirung sich etwas kürzer hätte fassen können; Ludwig XV., an dessen Wiege die Schutzgeister der Nation weinten, und an dessen Sarge Frankreich jubelte; dieser große Eierkuchenbäcker, der im Schweiße seines Angesichts zu Versailles den Koch spielte und seine Pagen traktirte. O, hätte er nie etwas Anderes gethan als Omeletten gebacken! Aber Ludwig XV. war im Schuldenmachen noch größer als im Eierkuchenbacken. Als dieser größte der Verschwender gestorben war, gewährte der Staat mit Entsetzen, daß seine Schuldenlast sich um 420 Millionen Francs gesteigert hatte, und das Volk war Willens, die Stadt zu erleuchten und in den Hallen von Notre-Dame das Tedeum anzustimmen.

Der arme louis Capet und der große Kaiser, zwei liebenswürdigere Fürstengestalten, nehmen den größten Theil des dritten Bandes ein. Der „Eine Orgie" überschriebene Abschnitt schildert sehr pikant und lebendig eine Abendschlemmerei der Hauptschlächter in dem blutigen Revolutionsdrama. Es ist der 13. Januar 1793; die betrunkenen Ungeheuer stimmen alle für den Tod des Königs. Ein folgender Capitel schildert die Stimmung im Nationalconvent; dabei ist uns besonders Interesse gewesen, daß der Verf. ein authentisches Resumé gibt von den damals sich am vernehmlichsten äußernden Stimmen. Diese Ballottirung ist so charakteristisch, daß wir einige dieser Hauptvota hier mittheilen wollen: „Louis a trop vecu, sa mort est une justice", sagte der Marquis d'Aoüt, Deputirter des Nordbepartements. — „Ni les menaces, ni la cour tribunal a retenti, ni cette crainte puérile, dont on a cherché à nous environner, ne me feront trahir mon sentiment; je vote pour la réclusion" (Joseph Becker, Deputirter von der Mosel). — „Je vote pour la mort trop tard peut-être pour l'honneur de la convention" (Camille Desmoulins). — „Un vrai républicain parle peu; les motifs de ma décision sont là (die Hand ans Herz legend); je vote pour la mort" (J. Lacannal, Deputirter des Arriegebepartements). — „Je vote la mort du tyran, sans craindre les reproches de mes contemporains ni de la postérité" (Lejeune, Deputirter des Indrebepartements). — „La mort sans phrase" (Robespierre).

Auch die Namen jener beiden Ungeheuer (es waren nur zwei!) hat die Muse der Geschichte in ihre ehernen Tafeln aufgezeichnet, deren fast unglaublicher Fanatismus, deren ganz entmenschte Brutalität den ärmsten aller Könige nicht zur Verbannung, nicht zum Kerker, nicht zum Tode verurtheilte, sondern — es schandert Einem die Haut über so viehische Roheit — zu den Galeeren. Diese beiden schamlosen Ungeheuer heißen: Lequinio und Gonborel.

Unter der Rubrik: „Napoleon", schildert „Eine Stunde in Malmaison" den Besuch des Kaisers Alexander bei der trauernden Josephine 1814. Die Stelle, welche nicht zur Verbannung, nicht zum Kerker, nicht zum Tode verurtheilte, sondern — es schandert Einem die Haut über so viehische Roheit — zu den Galeeren. Diese beiden schamlosen Ungeheuer heißen: Lequinio und Gonborel.

Unter der Rubrik: „Napoleon", schildert „Eine Stunde in Malmaison" den Besuch des Kaisers Alexander bei der trauernden Josephine 1814. Die Stelle, welche nicht zur Verbindung mit dem Text der Grassini zeichnet, wäre hinzuzuwünschen. „Das Fräulein von Colombier", sagte zwar Napoleon, „war meine erste, Giuseppa Grassini meine letzte Liebe"; allein es fehlt dieser letzten Liebe an aller Poesie, und der Kaiser spielt darin eine viel zu obligate Rolle.

Unter den vorzüglich pikanten und gelungenen Abschnitten bezeichnen wir noch: „Ein Fest im Louvre" (im zweiten Bande), und „Ein Maskenball", „Memoiren", „Der Tag der Hinrichtung", „Der letzte Tag der du Barry", „Das Parterre der Könige" im dritten Bande.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 321. —— 17. November 1838.

Andeutungen über den Verfall der Kunstgestaltung in der deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.

(Beschluß aus Nr. 320.)

Ganz abgesehen davon, daß in der neuern Geschichte rascher Umschwünge der allgemeinen Verhältnisse als in der ältern stattfinden, sind auch specielle Gründe und Aussichten für das Wiedererwachen deutscher Poesie vorhanden, welche, richtig gefaßt, grade das Gegentheil von dem zu prognosticiren geeignet sind, wodurch jene Zweifler die Strebenden und Hoffenden zu entmuthigen suchen. Einen Hauptbeweis nächst vielen kleinen andern, nicht erst der Erwähnung bedürfenden Nebenbeweisen liefert dafür die Beschuldigung, daß jetzt die Poesie meistens zu ganz außer ihrem Kreise liegenden Nebenzwecken gemißbraucht werde, wodurch natürlich die reine Form immer mehr in Formlosigkeit oder Unförmlichkeit versinken müsse. Sie klagen also das Tendenziren in der Poesie als die Hauptursache des Verfalls wahrer Kunstgestaltung an. Sehen wir auf die bloße Erscheinung, ohne ihre tiefere Motivirung dabei in Anschlag zu bringen, so hat dies allerdings den Anschein einer begründeten Rüge. Blicken wir aber tiefer in ihr Causalitätsverhältniß, so deutet dies vielmehr auf den Aufgang einer neuen als blos auf den Niedergang einer dagewesenen Kunstepoche hin. Untergehende Kunstepochen haben ihre Merkzeichen nicht im Tendenzwesen, sondern darin, daß der Styl zur Manier wird. Wenn der Styl die gleichmäßige Darlegung des Besitzthums von höchstem Inhalt und höchster Form ist, so ist die Manier die Kundgabe von allmälig mehr Abhandenkommen des Inhalts unter Beibehaltung der übererbten Form. Das Gefühl für den Inhalt geht nach und nach verloren, wofür der Grund in dem Verluste des Inhalts selbst liegt; aber der Verstand sucht sich dennoch der Form zu bemächtigen, um so viel möglich die äußere Höhe, den Anschein derselben fortzubehaupten. Die im Style durch eine natur- und kunstgerechte Oekonomie, um die Fülle des Inhalts durch richtige Anordnung auf die würdigste Weise darzulegen, gewonnenen und endlich als Grundtypus festgestellten Regeln werden, obgleich der Inhalt für den Sinn und so gleichzeitig der Sinn für den Inhalt abzugehen anfängt, dennoch durch Abstraction in der Darstellung auf mechanische Weise festgehalten. So ist denn möglich, daß die Kunst endlich gradatim bis zu einer bloßen Form ohne allen und jeden Inhalt gelangen kann, wie die Kunstgeschichte und hinterlassene Documente leider hinlänglich darthun. So entsteht die Übertreibung und Verzerrung aller Naturwahrheit, die selbst in den höchsten Idealen der Epoche erhabensten Styls nie überschritten wird, ja darin nur ihre eigentliche, höhere Wahrheit erhält. In den Epochen der steigenden Manier hingegen wird das im wahren Kunstwerk für das Gefühl Vorhandene von dem Verstande nur abstrahirt und unbegriffen technisch nachgeäfft, und das Product erhält dadurch jene Merkmale der Incongruenz von Inhalt und Form, welche den Stempel der Anmaßung und Affectation eines ihm fremden Gefühls und somit die Maske der Täuschung über ihre Inhaltslosigkeit an sich tragen.

Wie im Anfang einer Kunstepoche der Geist, die Idee zu quellend ist, als daß sie Zeit hätte, sich gehörig mit dem zur schönen Form erforderlichen sinnlichen Stoffe zu sättigen, wodurch die Kunstgebilde formell dürftig, herb, kurz unzulänglich erscheinen, so zeigen sich die einer absteigenden Kunstepoche weichlich, üppig, kurz unvollkommen insofern, als der dafür aufgebotene sinnliche Stoff von der matt gewordenen, verfeigten Idee nicht erfüllt, der Aufwand von Technik durch sie nicht mehr genügend beseelt, begeistet werden kann. Übermaß des Stoffs und Künstlichkeit der Form sollen Das ersetzen, was dem Gedanken abgeht, und statt im Dienste der ästhetisch edlen Gesinnung, die keinen äußeren Zweck als den der poetischen Wahrheit kennt, sehen wir die, hier zum sinnlich wollüstigen Reize herabgesunkene Kunst im Dienste der bloßen äußerlichen Geziegenheit, der platten Neugierde, des Sinnenkitzels u. s. w. Und wie es ein Zeichen der Zeiten aufblühenden echten Styls in Kunst und Poesie ist, daß die schaffenden Geister, welche sich der gährenden Gedanken gestaltend bemächtigen, dadurch die Menge unwillkürlich zum Bewußtsein derselben und somit zu einer höhern, freiern Gesinnung und Bildung heraufziehen, so ist es ein Hauptsymptom der Zeiten der Manier, daß die Künstler und Dichter, ihres geistigen Inhalts und Adels verlustig, ihre zur Handwerksfertigkeit gesteigerte Technik an die gemeinen Anforderungen der egoistisch gewordenen Menge verkaufen. Ein Beweis, daß in den Künstlern wie im Volke Gehaltlosigkeit des geistigen Daseins und somit

Digitized by Google

Gedankenstagnation eingetreten ist. Die Poesie namentlich wird dann ganz leer. Sie bedient sich alter, abgestandener, aber auf die Spitze, bis zum Schwulst getriebener Formeln, wo der Ausdruck allemal mehr desagt, als die Wahrheit des Inhalts gestattet. Abgewässerte moralische Lehr- und Gelegenheitsgedichte im trivialsten Sinne des Worts sind die Hauptfrüchte davon, das Übrige ist nachcopierter Geist des längst Dagewesenen.

Das Zeitalter dagegen, wo Tendenzen in der Kunst auftreten, leidet nicht dadurch an Verlust oder Verwirrung reiner Kunstform, weil es auch seines Inhalts verlustig gegangen wäre — deswegen könnte, wie es bei der Manier der Fall ist, die Form immer noch, wenn auch als unnatürliche, fortbestehen —, sondern nur, weil der Inhalt ein anderer wird. Daher nehmen auch die Tendenzen, wenigstens in der Poesie, gewöhnlich die Miene der Polemik an, weil der neue Inhalt den alten aus seiner Stellung und Geltung zu verdrängen strebt. Er schlägt somit zugleich auch eine neue Form seines Außenwerdens ein, die aber zu sehr die Livrée der derzeitigen Lebensfrage an sich trägt, als daß sie nicht auf große Abwege von wahrer Kunstform geriethe. Aber sie sind doch der nothwendige Einschlag zur ununterbrochenen Fortsetzung des Lebensgewebes eines Volkes und tausendmal besser als ein allmäliges ins Stocken Gerathen. So war die romantische Dichterschule mit der Fichte'schen Lehre in Verbindung nur eine nothwendige Reaction gegen den damals zu grassiren anfangenden ästhetischen Sybaritismus und Glaubens- und Meinungsindifferentismus in Sachen der Religion, der Philosophie und des Vaterlandes, den heiligsten Angelegenheiten deutschen Volkes. So gab, durch mehr äußerlichen politischen Antrieb als in Deutschland, das Streben der David'schen Schule damals in Frankreich den fast bis zum Ausdrucke höchster Wesenlosigkeit gediehenen üblichen Formen in der bildenden Kunst eine Seele wieder. Und so haben bisher noch alle Tendenzen wenigstens nicht unmittelbar und absichtlich das Verderben der Kunst herbeigeführt, sondern nur die Fortbewegung des Lebensinhalts zu erhalten gesucht, und dadurch einen Vorzug vor dem bloßen Formalismus der Manier, die die Kunst endlich zu stagnirender Seelenlosigkeit und Inhaltsleere herabzerrt.

Die Tendenzen haben also durch allzu stürmisches Treiben und Drängen bei der Umwälzung des Lebensinhalts das Streben und den Sinn für wahre Kunstgestaltung nicht geflissentlich gehemmt, nicht unterdrückt; ihrer, obgleich einseitigen Willenskräftigkeit hat vielmehr die künftige Poesie die Herbeiförderung ihres Inhalts zu verdanken. Und wenn nur erst die einzelnen Bestredungen ihre Kräfte und Errungenschaften mehr ins Gleichgewicht zueinander gesetzt haben werden, wird auch der Totalgewinn dadurch für eine neue poetische Kunstgestaltung sich klarer und übersichtlicher herausstellen. Einen unverkennbaren Beweis davon liefert schon die Lyrik unserer Tage. Welche neuen, vortrefflichen Elemente zu künftiger höherer Ausbildung geben sich in ihr kund. Die größte Individualität ist hier unter der Beleuchtung und Verklärung schöner, menschlicher Universalität dargestellt, einer Universalität, deren sich das moderne Individuum als seiner eignen Wahrheit bewußt ist. Die subjectiv und objectiv sich gleichmäßig durchdringende Wahrheit hat freilich noch einiger Schritte nöthig, zur vollendeten Erscheinung der Schönheit durchzudringen und damit zu einer aus ihrem wahren Wesen selbständig hervorgehenden kunstgerechten Gestaltung, zu einer ihr eigenthümlichen, festen Kunstform zu gelangen.

Das Epos hat sich allmälig in den Roman, der Roman in die Novelle umgewandelt. Natürlich; denn wo der Glaube und großartige, allgemeine Begebenheiten fehlen, da treten nur die Intelligenz und Industrie und die temporairen Interessen des Individuums als handelnde Mächte und Personen auf. Die Novellenliteratur ist der Hauptkampfplatz der Tendenzen. Aus ihrem Ringen wird endlich das Substanzielle einer neuen Epik und Dramatik hervorgehen, welcher beider Elemente jetzt noch ungesondert in jenen als Keim verborgen ruhen. Die neue Novellistik hat die Form der alten verlassen, um mit neuem Inhalte geschwängert zu ihr zurückzukehren, und das dramatische Element wird sich aus ihr zu neuer Belebung der jetzt mortificirten Bühne ausscheiden.

Und wenn nun nur einigermaßen dieser neue Inhalt als eine allgemeine Kunstbasis als begründet und gesichert zu betrachten und das productive Individuum zur Besinnung darüber gekommen sein wird, dann wird es auch darauf bedacht sein, diesen Inhalt zu einem seiner tiefsten Bedeutung angemessenen Äußern sich aus sich heraus entwickeln zu lassen und ihn zu einer, wahrer und höchster Kunst würdigen Gestaltung, zum Schönen zu erheben. Findet dann nicht aber die objectivgestaltende Poesie das beste Vorbild in der ihr darin vorangegangenen bildenden Kunst, deren Entwickelungsmethode sie nur auf ihre eignen Fähigkeiten und Grenzen überzutragen braucht, um zu einem ihrer Zwecke würdigen Ziele zu gelangen? Nach allen im Verfolge dieser Andeutungen dargelegten Anzeichen könnte die Poesie zum Wiederaufleben wahrer Kunstform gelangen. Möge sich nur auch bald eine tüchtige, sinnlich-gesunde Kritik auf gleiche Weise um die gestaltende Poesie verdient machen, wie weiland die Winckelmann's in ihrer Art, und um die Feststellung der Grenzen der heutigen Poesie und Malerei, wie Lessing's „Laokoon", um jene zu der Einsicht zu bringen, daß auch sie, wolle sie die ihr gebührende Würde wiedererlangen, eine Kunst sein müsse in der geistig-technisch höhern Bedeutung. Sie braucht sich des Bewußtseins ihres bisherigen Naturalismus ebenso wenig zu schämen, als daß sie nur durch Selbstbewußtsein wieder auf den wahren Höhenpunkt zu gelangen vermag. Geht doch in der ganzen neuern Geschichte alles Höhere nur von dem sich Selbstbewußtwerden des Geschlechts aus, ihm nützend statt schadend, wenn es nur im Momente der That die Geltung des Selbst aufgibt und sich dem leitenden Gotte in sich überläßt.

Karl Eitner.

Digitized by Google

Englische Touristen über Rußland.

Zwei Reisende von sehr verschiedenem Kaliber haben zu sehr verschiedenen Epochen einen Ausflug nach Rußland unternommen und beschrieben, Thomas Raikes und der Marquis von Londonderry. Thomas Raikes beschrieb seine Reise unter dem Titel: „The city of the Czar, a visit to St. Petersburgh in the winter of 1829—30", mehr Darstellungen aus dem Leben und Sittenzustande der mittlern Classen; Londonderry nennt sein Buch: „Recollections of a tour in the north of Europe in 1836—37", worin er, wie sich erwarten läßt, mehr die diplomatischen Diners und Bälle im Palaste Anitschkoff abhandelt. In dieser Hinsicht möchte der edle Marquis die Trollope für Petersburg zu nennen sein, wie die Trollope wiederum der Marquis von Londonderry für Wien zu nennen ist. Raikes berichtet von einer Sitte, die bisher ganz unbekannt war. „Es herrscht in Rußland", erzählt er, „ein großes und sonderbares Vorurtheil gegen das Trauern. Die Hoftrauer ist zwar unerläßlich, aber dafür von ungewöhnlicher Kürze; sie wird oft aufgeschoben, bis zwei oder drei Todesfälle zusammenkommen, die dann alle auf einmal abgethan werden. Privatpersonen halten dagegen oft gar keine Trauer, und es gibt Familienfeste, wobei es für die größte Indiscretion gälte, in Trauerkleidern zu erscheinen." Wunderlich ist die Wichtigkeit und die Bedeutung, die man am russischen Hofe dem Militair gibt. Londonderry war bei einer solchen militairischen Fête gegenwärtig. „Im Innern der salle blanche", berichtet er, „standen an beiden Thürflügeln zwei der schönsten Grenadiere des Regiments, jeder über 6 Fuß hoch. Als wir an diesen vorbei in die äußere Halle kamen, erblickten wir zu unserm Erstaunen die zwei kleinen Großfürsten als Schildwachen, ganz genau wie gemeine Soldaten gekleidet, mit Schnappsack, Tornister u. s. w. Zum unaussprechlichen Vergnügen aller Anwesenden machte der Kaiser selbst mit ihnen das Hand- und Pelotonexercitium durch, was die kleinen Prinzen auf das unvergleichlichste ausführten." Kaiser Nikolaus scheint überhaupt gern Musterung zu halten, bald über seine Myriaden „Kinder" (so reden die Zare gewöhnlich ihre Soldaten an), bald über seine kleine Familie oder über ein corps de ballet. Als einen Beweis von der umfassenden Sorgfalt des Monarchen erzählt Londonderry: „Als die „Entführung aus dem Serail", worin viele Frauenzimmer aufmarschiren, vorbereitet wurde, war der Kaiser so ängstlich besorgt über die gute Ausführung, daß er und der Großfürst Michael selbst sich herabließen, den Proben beizuwohnen und Belehrungen über die Sache zu geben." Am interessantesten jedoch ist Londonderry's Bericht über eine, wie das „Athenaeum" sich ausdrückt, „sonderbar barbarische Ceremonie": das Einsegnen der Gewässer (the blessing of the waters). „Der sechste Januar nach dem alten Kalender", sagt der vornehme Tourist, „ist der bestimmte Tag, an dem in jeder Stadt und in jedem Dorfe Rußlands diese feierliche Ceremonie vollzogen wird. Ich erschien auf vorhergegangene Einladung um 11 Uhr im Palaste und erhielt unter den Generaladjutanten des Kaisers meine Stelle. Die in Petersburg garnisonirenden Gardetruppen standen wie am Neujahrstage linienweise in den Salons des Winterpalastes, die Offiziere in der salle blanche. Um 11 Uhr kam der Kaiser, begleitet vom preußischen Prinzen Karl und dem Thronfolger. Dann ging die Procession in die Palastkapelle, wo hohe Messe gehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit (der einzigen im Jahre) verrichtet der Erzbischof selbst den Gottesdienst; er sowie der gesammte Klerus sind in die prachtvollsten Gewänder gehüllt. Den Erzbischof, einen Mann von kleiner Statur, schien die Last seiner goldenen Kleider und seiner Mütze, woran alle Juwelen des Morgenlandes prangten, fast zu erdrücken. Der Kaiser und der Prinz von Preußen standen am Altare, hinter ihnen der Großfürst; alle Andern bildeten um sie einen Cirkel. Damen waren nicht zugegen. Nach der Messe und dem Tedeum nahm die Geistlichkeit die großen Fahnen, die heiligen Bücher und Kelche nebst Hostie; nun ging der Zug bis zur großen Treppe, die an die Newa führt. Zuerst kamen, je drei, die jungen Chorknaben, eine Hymne singend, dann mehr als 300 Geistliche, zwei und zwei, mit den heiligen Emblemen; zuletzt der Erzbischof mit Schleppträgern u. s. w., dann der Kaiser in Kosackenuniform und daarhäuptig, hinter ihm die Generaladjutanten und alle Civil- und Militairbeamten des Reichs, die in der Hauptstadt sind. Als wir an das große Palastthor kamen, war die Kälte nahe an 28 Grade stark, in schweren Massen fiel der Schnee, die Luft war dick und nebelig; trotzdem erschien eine zahllose Menge Volks am Quai, am Ufer und auf der Newa selbst. Hier gab der Kaiser dem Prinzen Karl und dem Großfürst die Weisung, des furchtbaren Wetters wegen im Palaste zu bleiben, was sie denn auch thaten. Er war so gütig, auch mir diesen Befehl zu geben; ich bat jedoch um die Erlaubniß, ihn zu begleiten. Nun gingen wir aus dem Palaste während des schrecklichsten Schneesturmes, der je vom Himmel fiel, in feierlicher Procession, ohne Mäntel und Kopfbedeckung, in glänzenden Uniformen, von Diamanten strahlenden Orden und Bändern von allen Farben, die Terrasse und den Quai entlang, bis wir den Fenstern der Kaiserin gegenüber standen, dann auf dem Eise der Newa bis zu einem darauf errichteten Tempel, worin wieder Messe gelesen wurde. Endlich nahm der Erzbischof Becken und Kanne und stieg eine Treppe hinab, die zu einer in das Eis gehauenen Öffnung führte. Nachdem er hier das Wasser eingesegnet, brachte er etwas von dem geweihten Wasser in den heiligen Gefäßen herauf, in welche der Kaiser dann Hand und Gesicht tauchte. Der hohe Priester nahm darauf einen Weihsprengel, tauchte ihn in das Wasser und besprengte damit Se. Majestät über und über, während er den Segen des Himmels über Rußland und seinen Monarchen anrief. Dieselbe Ehre widerfuhr den Fahnen, den Beamten und Offizieren, welche um den Tempel gruppiet waren. Von der Festung gab während dem die Artillerie laute Salven, die Menge aber verharrte in athemlosem und ehrfurchtsvollem Schweigen. Einer von der Geistlichkeit hatte indessen gleich nach der Ertheilung des Segens Gefäße mit dem geweihten Wasser in den Palast zur Kaiserin und ihren Damen getragen, und als sich die Procession zurückbewegte, stürzte die ganze Volksmenge in den Tempel, um von dem Wasser zu trinken oder es wenigstens zu berühren. Ein außerordentlicher Aberglaube herrscht in Beziehung auf diese Ceremonie unter dem Volke. Selbst Kinder, welche die Nacht vorher geboren wurden, schickt man mit ihren Ammen hin, um sie in die Öffnung im Eise zu tauchen; denn man glaubt, daß sie, wenn sie es aushalten, was oft nicht der Fall ist, ihr ganzes Leben vor jeder Gefahr sicher gestellt seien. Häufig sterben di Kleinen an diesem Experimente, und zuweilen lassen die erfrorenen Hände der Ammen sie in das Wasser gleiten, ohne sie retten zu können; dann aber verwandeln sie sich, wie man glaubt, unmittelbar in himmlische Engel. Der Kaiser, kalt und naß bis ans Kinn, und sein Gefolge zogen sich nun in den Palast zurück, die Geistlichkeit und die Chorknaben in die Kapelle, wo sie die Fahnen und Pokale niederlegten, und die Truppen defilieten noch einmal vor dem Kaiser vorbei, der sich in die Gemächer der Kaiserin begab, wo ihn ein déjeûner à la fourchette erwartete." Über den Zustand Polens, welches er auf seiner Rückreise sah, äußert sich Londonderry mit vornehmer Kürze; er meint, die ärgsten Feinde des Landes seien jene Patrioten gewesen, die jetzt im Exil für ihre Vergehen büßten. Dieser Meinung, versichert er, seien die aufgeklärtesten Personen gewesen, „obgleich es Andere gab, die sich nicht bekehren ließen". Diese Andern, meint das „Athenaeum", mögen sehr zahlreich gewesen sein, und der edle Marquis habe wol nicht Gelegenheit gehabt, unabhängige Stimmen zu sammeln, da er, wie er sich selbst mehrfach rühmt, so reiste, wie „noch Niemand, der nicht etwa ein gekröntes Haupt war oder eine officielle Sendung hatte". 84.

Digitized by Google

Notizen.

Die bereits in Nr. 200 d. Bl. erwähnte Camdengesellschaft, welche sich unter dem Vorsitze des Lords Francis Egerton zur Herausgabe ungedruckter historischer und literarischer Schätze verbunden hat, ist seit ihrer Stiftung so zahlreich geworden, daß sie den Beschluß fassen mußte, die Zahl ihrer Mitglieder nicht über 1000 steigen zu lassen. Wir haben des zuerst von der Gesellschaft herausgegebenen Werkes, einer gleichzeitigen Reimchronik von der Ankunft Eduard's IV. in England, schon gedacht. Seitdem hat sie ein merkwürdiges, zur Beförderung der Reformation bestimmtes historisches Schauspiel von dem Bischof Bale, „König Johann", bekannt gemacht. Die Originalhandschrift befindet sich in der Bibliothek des Herzogs von Devonshire, welche die erste Sammlung englischer Schauspiele von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten besitzt, die reicher als selbst Garrick's jetzt im britischen Museum befindliche Sammlung ist. Das Manuscript, von des Bischofs eigner Hand, lag seit drei Jahrhunderten unbeachtet in der Stadtbibliothek zu Ipswich, von welcher der Herzog es kaufte. Der Herausgeber ist J. P. Collier, bekannt durch sein schätzbares Werk über die dramatische Poesie zu Shakspeare's Zeit. Das Schauspiel besteht aus zwei Abtheilungen. Bale, einer der eifrigsten Verfechter der Reformation unter Heinrich VIII., benutzte die Hauptereignisse der Regierung des Königs Johann, seinen Zwist mit dem Papste, das über sein Land verhängte Interdict, seine spätere Unterwerfung unter Roms Gebote und seine einem Mönche des Klosters Swinstead zugeschriebene Vergiftung und wendete dieselben auf die Lage des Landes unter Heinrich VIII. an. „Diese an sich schon charakteristische Anwendung historischer Ereignisse", sagt Collier, „tritt noch merkwürdiger hervor, wenn wir uns erinnern, daß wir kein Schauspiel in unserer Sprache aus jener Zeit haben, worin Personen aus unserer Landesgeschichte aufgeführt werden. Außer dem König, der bis an seinen Tod die hervorragende Gestalt bildet, sehen wir den Papst Innocenz II., den Cardinal Pandolph, Stephan Langton, Simon von Swinstead und einen Mönch Raimundus, überdies mehre Personificationen, wie England, als Witwe dargestellt, die kaiserliche Majestät, die nach dem Tode des Königs Johann die Zügel der Herrschaft ergreift, den Adel, die Geistlichkeit, den bürgerlichen Stand, die Verrätherei, die Wahrheit und den Aufruhr, der die Rolle des Possenreißers spielt. So haben wir", setzt Collier hinzu, „mehre Elemente der historischen Schauspiele, wie man sie 40—50 Jahre später auf unserer Bühne sah, und einige der gewöhnlichen Bestandtheile der alten Moralitäten." Bale's Drama bildet den Übergang von diesen zu den historischen Schauspielen, und es ist allerdings das einzige auf die englische Geschichte gegründete Schauspiel aus der ältern Zeit. Wir fügen eine Stelle aus der Scene, wo Simon von Swinstead, der unter dem Charakter der „Verstellung" auftritt, den König Johann vergiftet, im Original hinzu. Der Anfang ist das älteste bekannte englische Trinklied Wassail-song:

Verstellung.

Wassail, wassail, as white as my nail;
Wassail, wassail, in frost, snow, and hail;
Wassail, wassail, with partridge and rail;
Wassail, wassail, that much doth avail;
Wassail, wassail, that never will fail.

König Johann.

Who is that, England? I pray thee, step forth and see.

England.

He doth seem afar some religious man to be.

Verstellung.

Now Jesus preserve your worthy and excellent grace;
For doubtless there is a very angelic face.
Now forsooth and God, I would think myself in heaven,
If I might remain with you but years eleven;
I would covet none other felicity.

König Johann.

A loving person thou seemest for to be.

Verstellung.

I am as gentle a worm as ever you see.

König Johann.

But what is thy name, good friend, I pray thee, tell me?

Verstellung.

Simon of Swinstead my very name is, perdie.
I am taken of late for monastical devotion,
And here have I brought you a marvellous good potion,
For I heard ye say that ye were very dry.

König Johann.

Indeed I would gladly drink. I pray thee come nigh.

Verstellung.

The days of your life never felt ye such a cup,
So good and so wholesome, if ye would drink it up;
It passeth Malmesey, Caprick, Tyre or Hypocras;
By my faith, I think, a better drink never was.

Die Geschichte von des Königs Vergiftung erdichtete Bale, weil sie ihm Gelegenheit zu Angriffen gegen die Katholiken gab. Die Bitterkeit seiner Sprache gegen die römischen Priester geht über Alles. Er erlebte noch den Sieg der Reformation zu Anfange der Regierung der Königin Elisabeth. Das dritte von der Camdengesellschaft herausgegebene Werk ist eine metrische Erzählung der Thronentsetzung Richard II., von Wright herausgegeben. Jetzt wird eine Sammlung von Briefen über Staats- und Privatangelegenheiten von Eduard IV. bis Heinrich VIII. zum Druck vorbereitet. 101.

Nach dem Tode der Herzogin von Abrantes erschienen von ihr zwei Romane: „Die Herzogin von Valombray" und „Hedwig". Sie sollen sehr mittelmäßige Compositionen, von geringem Interesse sein und an das Romangenre der Madame Gentis erinnern. Besonders findet man in der „Herzogin von Valombray" eine fade Frömmigkeit, die mit allen jenen Frivolitäten, Albernheiten und kleinlichen Leidenschaften versetzt ist, welche dem zur Modesache gewordenen „religiösen Erwachen" in der großen Welt anzukleben pflegen; ein falsches, prätentiöses Genre, womit die neue Aristokratie die Verirrungen der Aristokratie von ehemals nachäffen will. „Hedwig" ist eine Episode aus der polnischen Geschichte und, soviel wir wissen, auch von deutschen Romanschriftstellern, z. B. Tromlitz, bearbeitet. Die französische Kritik äußert sich dahin, daß der Roman: „Hedwig", einiges Interesse biete, aber von empfindsamen Phrasen und Exclamationen vollgepfropft sei, die weder die Schwere der Geschichte, noch den Reiz des Romans für sich hätten; die Lecture sei ermüdend, und es verlohne der Mühe nicht, sie nur anzufangen.

Der „Liverpool standard" verspricht dem Werke: „Second series of random recollections of the Lords and Commons", vom Verfasser von „The great metropolis", „The bench" u. s. w. (2 Bände)', eine eben so ausgebreitete Popularität, als die erste Reihenfolge desselben Werkes erlangt hat.

In „Shakspeare and his friends or the golden age of merry England. A historical romance" (3 Bände) treten Shakspeare, Burbage, Sir W. Raleigh, die Königin Elisabeth und andere berühmte Zeitgenossen Shakspeare's in lebhafter Portraitirung auf. Der erhabene Charakter, der schlagfertige Witz und das edle Benehmen des unsterblichen Dichters sollen mit seltenem Erfolge gezeichnet sein. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 322. — 18. November 1838.

Kriegsgeschichte.

1. Denkwürdigkeiten aus dem Kriege von 1813 von A. Michailofsky Danilefsky. Nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von G. Jakowlof. Breslau, Pelz. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
2. Darstellung des Feldzuges in Frankreich im Jahre 1814 von Michailowsky Danilewsky. Ins Deutsche übertragen von Karl v. Kotzebue. Mit 23 Karten und Plänen. Zwei Bände. Riga, Götschel. 1837. Gr. 8. 5 Thlr.
3. Geschichte des Feldzuges von 1815 in den Niederlanden und Frankreich, als Beitrag zur Kriegsgeschichte der neuern Kriege. Mit drei illuminirten Plänen. Erster Theil. Berlin, Mittler. 1837. Gr. 8. 3 Thlr.

Zwei in jeder Hinsicht verschiedene Schriftsteller rufen durch die hier genannten Werke der Lesewelt eine Zeit zurück, die, obgleich längst vergangen, doch unvergeßlich ist. Beide Geschichtschreiber haben die nicht Jedem gebotene Gelegenheit gehabt, den Zusammenhang jener Begebenheiten in ihren feinsten Fäden so bis zu ihrem Ursprunge verfolgen zu können; dennoch weichen sie darin ganz voneinander ab, daß der Verf. der ersten beiden Werke hauptsächlich Anekdoten, der des letztern aber den Gang der Ereignisse mit der Genauigkeit erzählt, die zur richtigen Beurtheilung derselben unerläßlich ist. Die von dem Obersten Bouturlin in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen „Histoire de la campagne de Russie" ausgesprochene Meinung, „daß der Gesichtspunkt seines Buches blos russisch sei, und daß dies auch so sein müsse, indem jeder Militair den Ruhm seiner Nation über Alles setze", ist von dem General Michailowsky Danilewsky mehr, als gut ist, festgehalten worden. Sollten die Nichtrussen, welche an jenen Ereignissen Theil genommen haben, die beiden erstgenannten Werke lesen, so dürfte mancher Widerspruch laut werden, welchen der Verf. vielleicht deshalb nicht fürchtete, weil er in russischer Sprache schrieb.

Da jene merkwürdigen Ereignisse bereits in beinah allen Sprachen und von den verschiedensten Seiten dargestellt worden sind, so hätten wir in dem vorliegenden Buche etwas Ausgezeichnetes erhalten können, wenn der General Danilewsky zu der treuen Benutzung jener Schriften die meistentheils deshalb sehr zu beachten sind, da deren Verf. bei ihren damaligen Stellungen Quellen offen waren, die Andern verschlossen blieben, nur Das hinzugethan hätte, was ihm besser als diesen bekannt geworden ist. Denn nach S. XIV standen ihm nicht allein die Correspondenz des Kaisers Alexander, der Feldmarschälle Kutosow, Barclay de Tolly, Wittgenstein und anderer Generale offen, sondern auch der Kaiser Nikolaus bot ihm noch specielle Mittel dar, um die S. XII gerügte Unvollständigkeit aller über diesen Krieg erschienenen Schriften, „besonders was die Russen anbetrifft", zu ergänzen. Aber eben weil das Buch eigentlich nur für diese geschrieben ist, so blieb der Verf. nicht unbefangen genug, um von seinen „Denkwürdigkeiten" sich allgemeine und dauernde Anerkennung versprechen zu können.

Hat der General v. Clausewitz im siebenten Bande seiner hinterlassenen Werke durch die strategische Beleuchtung desselben Feldzuges die Grundzüge dieses Gemäldes mit vieler Klarheit und Schärfe gezeichnet, so hat es Danilewsky durch das Einflechten mehrer Anekdoten auszuschmücken versucht, aber durch mangelhafte Vertheilung von Licht und Schatten grade des guten Eindrucks beraubt, welchen er hervorbringen wollte. Obgleich wir den General Danilewsky mit Correggio hinsichtlich der Meisterschaft nicht vergleichen können, so haben Beide doch darin eine Ähnlichkeit, daß während dieser in seinem Bilde: die heilige Nacht, alles Licht und allen Glanz von dem Sohne Gottes ausströmen und die Umgebungen dadurch erleuchten läßt, jener den Kaiser Alexander zu dem belebenden Principe macht, durch welches nicht allein seinen Umgebungen, sondern auch allen commandirenden und ausübenden Militairs, ja selbst dem diplomatischen Hauptquartiere Kraft und reges Leben gegeben wird, ohne welches weder Vandamme bei Kulm gefangen worden, noch die verbündete Armee 1814 nach Paris marschirt wäre. Je allgemeiner die Tapferkeit der russischen Armee anerkannt ist, desto mehr müssen wir bedauern, daß der Verf. die von ihr begangenen Versehen nicht allein zu beschönigen, sondern sogar entweder den verbündeten Corpsführern, oder den mitkämpfenden fremden Truppen aufzubürden sucht.

Vollkommen Recht hat er aber, wenn er S. XIII sagt: „Ich glaube: man wird in diesem Werke Manches

Digitized by Google

finden, was der Aufmerksamkeit meiner Vorgänger in der Beschreibung dieses Feldzuges entgangen ist, oder ihnen ganz unbekannt war. Hätte ich dieses nicht thun (?) können, so würde ich auch nicht geschrieben haben." Ob dieses „Manches" aber auch zuverlässig ist? das wollen wir nicht behaupten; wenigstens lesen wir schon in dem „Preußischen Militairwochenblatte" in einer sehr kurzen Beurtheilung dieses Buchs folgende Stelle: „Auch kann es nicht ungerügt bleiben, daß die Erzählung (S. 69) von dem verschlafenen preußischen Beamten vor der Schlacht von Groß-Görschen ein Märchen ist, das der Verf. sich von irgend einem Spaßvogel hat aufbinden lassen." Gleiche Bewandtniß mag es wol auch mit dem Schießen der berliner Stadtpolicei (S. 26) auf die Volkshaufen haben, welche mehr als andere den Wunsch äußerten, zu den Russen zu stoßen. Der officielle Bericht des Grafen Wittgenstein über den feierlichen Empfang in Berlin sagt nichts darüber.

Der Raum dieser Blätter gestattet weder auf das Einzelne noch auf die mancherlei Widersprüche einzugehen, in welche der Verf. mit seinen Vorgängern gerathen ist, wir heben daher nur Einiges heraus, was demselben bei seiner besondern Stellung vielleicht allein bekannt geworden ist und für den Leser Interesse hat.

Nach der Herstellung von einer bei Tarutino erhaltenen Wunde reist Danilewsky mit dem General Konownitzin, dessen hohe Eigenschaften sehr gerühmt werden, von Petersburg zur Armee, die schon bis Plotzk vorgerückt war. Hier wird er Adjutant des Fürsten Kutusow und nach dessen Tode in gleicher Eigenschaft bei dem Chef des kaiserlichen Hauptstabes, Fürsten Wolkonsky, angestellt. In neunzehn Capitein werden uns die diplomatischen und militairischen Begebenheiten des J. 1813 zurückgerufen und die Armee vom Niemen bis zum Rhein begleitet. Der in Meretsch am 13. Januar 1813 von dem Fürsten Kutusow erlassene Tagesbefehl, welcher mit den Worten endet: „Es ist unumgänglich nothwendig, die Vernichtung des Feindes in seinem eignen Lande zu vollenden", dekundet zu deutlich die Absicht des Kaisers Alexander, als daß es befremden sollte, wenn er mit mehr Beharrlichkeit als seine Verbündeten, selbst als das Kriegsglück zu schwanken schien, keinen Frieden mit Napoleon schließen wollte.

Zu der mehrfach ausgesprochenen Unzufriedenheit des Verf. mit der preußischen Armee glauben wir die Hauptveranlassung in dem zweiten Capitel finden zu können, indem die Generale v. York und v. Bülow sich weigerten, den wiederholt von dem Fürsten Kutusow und Grafen Wittgenstein an sie erlassenen Auffoderungen, mit ihren Corps sich der russischen Armee anzuschließen, eher nachzukommen, als der König von Preußen sie dazu bevollmächtigte. Es scheint uns, daß man im russischen Hauptquartiere die zwischen den Generalen v. York und v. Diebitsch in der poschorunner Mühle abgeschlossene Convention anders gedeutet habe, als der Buchstabe lautet, sonst könnte der Befehlshaber der russischen Armee eine solche Auffoderung wol nicht erlassen haben, noch weniger aber über deren Nichtbefolgung zürnen, wie in diesem Buche klar genug angedeutet ist.

Die verschiedenen Tagsbefehle und Briefe des Fürsten Kutusow geben ein treues Bild seiner Operationen 1812 und seiner Ansichten des Krieges von 1813, den er nie zu weit von seinen Depots entfernt zu sehen wünschte. Über die damalige Persönlichkeit des schlauen Fürsten Kutusow (welchen Clausewitz „Suwarow in etwas verkleinertem Maßstabe nennt") sprechen nachstehende Züge.

Das Bild der Nichtigkeit der irdischen Größe stand jedesmal lebendig vor meiner Einbildung, wenn der Retter Rußlands, während seiner Krankheit im Bette liegend, mir seine Befehle mit einer so schwachen, einer so dahinscheidenden Stimme ertheilte, daß ich kaum seine Worte vernehmen konnte. Doch war sein Gedächtniß sehr frisch; er dictirte mir oft einige Seiten, ohne anzuhalten; selbst aber schrieb er ungern und sagte mir in dieser Hinsicht: er habe nie ordentlich schreiben lernen können, obgleich in allen (?) Fächern des menschlichen Wissens er ausgebreitete Kenntnisse besaß. Wenn er nicht körperlich litt, war er immer heiter. Es ist bekannt, daß er ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechtes war. Auf einem Balle in Kalisch entfernte ich mich in die abgelegensten Zimmer; in dem einen derselben höre ich lachen; ich gehe hinein, und was erblicke ich? den lorberbekränzten Feldmarschall, der schönen sechzehnjährigen Polin Majatuschewska die Schuhbänder anbinden.

Über die Generale Blücher und Scharnhorst und den Minister Stein äußert sich der Verf. öfter lobend, besonders richtig urtheilt er über den Fürsten Blücher:

Ihn leitete eine unsichtbare Hand! Seine Operationsanordnungen beruhten weniger auf der Berechnung, als auf einer Art von Inspiration, und der mächtige Siegesgenius stand ihm zur Seite. Blücher zeichnete sich nicht durch weitumfassende Kenntnisse in der Kriegskunst aus; er nahm gern die Rathschläge der ihn umgebenden Generale Gneisenau und Müffling an. Aber ihre auf strategische Principien begründeten Plane beseelte er mit seinem ungestümen Muthe und heroischer Kühnheit, die er auch seinen, auf ihn fest vertrauenden Truppen einzuflößen wußte.

Auch die Anstrengungen des preußischen Volks sowie die Tapferkeit der Truppen in der Schlacht von Großgörschen werden S. 52 u. 102 ehrenvoll erwähnt, dennoch meint er: „Man mußte unsere neuen Bundesgenossen zu entschiedenen Handlungen anfeuern und begeistern und besonders jene Furcht vernichten, welche bei ihnen der Name Napoleon erregte!"

Zuweilen muß man glauben, die Vergangenheit sei unserm Verf. ganz verborgen geblieben, wenigstens scheint er die Anstrengungen des Herzogs von Braunschweig-Öls, Dörnberg's, Schill's u. A. nicht gekannt zu haben, sonst könnte er nicht sagen:

Bei aller Vaterlandsliebe der Deutschen hatten sie noch kein Vertrauen in ihre eignen Kräfte; sie glichen den zum Tode verurtheilten Schlachtopfern und waren bereit, mit Ruhm zu sterben, hofften aber nicht, Den zu besiegen, der in einigen Tagen zwei große Monarchien, Östreich und Preußen, zertrümmerte.

Allerdings mögen diese beiden Staaten in den Kriegen von 1805, 1806 — 7 u. 1809 von Rußland mehr Unterstützung gehofft haben, als es ihnen leistete, und sie durch diese fehlgeschlagene Hoffnung zu nachtheiligem Frieden gezwungen worden sein; haben aber nicht grade

Digitized by Google

jene genannten Männer und ihre Corps am besten bewiesen, daß sie auch ohne die Russen und mit geringen Mitteln Deutschland von dem Joche Napoleon's zu befreien hoffen? Sind die preußischen freiwilligen Jäger, das Lützow'sche Corps und die hanseatischen Truppen wie „zum Tode verurtheilte Schlachtopfer" in die verschiedenen blutigen Gefechte gezogen? Sagt der Verf. S. 65, wo er von der Ankunft des York'schen Corps auf dem Schlachtfelde von Großgörschen spricht, nicht selbst: „Es befanden sich darunter ganze Bataillone, die aus jungen, freiwillig in den Dienst getretenen kampflustigen Leuten zusammengesetzt waren". Sollten diese „kampflustigen Leute" keine Hoffnung, zu siegen, und „kein Vertrauen in ihre eignen Kräfte" gesetzt haben? Dergleichen Widersprüche finden wir oft, wenn es darauf ankommt, Rußland herauszuheben. So heißt es S. 21:

Die activen Regimenter, welche in vielen hartnäckigen und blutigen Schlachten, die in Schlesien, Sachsen und andern von Rußland weit entfernten Gegenden Deutschlands und Frankreichs vorfielen, erschienen bald, durch Reservetruppen verstärkt, vollzählig auf dem Kampfplatze.

und später S. 101: der Waffenstillstand wäre wegen der Desorganisation der russischen Armee nöthig gewesen, weil es Regimenter gegeben, die nur 150 — 200 Mann ins Gewehr stellen konnten.

Schon oben sagten wir, daß der Verf. den Kaiser Alexander gern zu dem in diesem Kriege Alles mit neuer Kraft belebenden Principe machen will. Dies tritt S. 111 recht deutlich hervor, wo er sagt:

Diejenigen aber, die das Glück hatten, während des Feldzuges beständig in der Umgebung Sr. Majestät zu sein, können die Wahrheit bezeugen, daß er alle Unternehmungen, alle Anstrengungen und alle die ungeheuern Massen alliirter Truppen nur zu Einem Zwecke hintenkte und nicht nur die Bewegungen der Hauptarmee, bei der er sich befand, leitete, sondern auch die abgesonderten Armeen, deren Oberbefehlshabern vorgeschrieben war, über Alles direct an ihn zu berichten und immerwährend mit ihm zu correspondiren.

Sowol vor der Schlacht von Kulm als auch vor und nach der Schlacht von Leipzig, während der Waffenruhe in Schlesien, Frankfurt, später in Langres, Troyes, Chaumont und Paris, überall ist es Alexander, der, „allein entschlossen", sowol die militairischen Operationen als auch „die Verwaltung der verschiedenen Provinzen Deutschlands" und die Unterhandlungen mit Napoleon und der kaiserlichfranzösischen Regierung in Paris leitet. Die Unterhandlungen in Trachenberg am 12. Juli 1813 werden S. 107 erzählt. „Der Kaiser Alexander, den ihm angebotenen Oberbefehl über sämmtliche Armeen ablehnend, und der König von Preußen scheinen nach der Erzählung ganz passiv dabei gewesen zu sein, wenigstens sagt der Verf., daß der Kronprinz von Schweden mit dem russischen General v. Toll, dem preußischen General v. Knesebeck und dem schwedischen General v. Löwenhielm den Operationsplan verabredet hätte, welchen der General v. Diebitsch am 13. Juli ins österreichische Hauptquartier gebracht habe.

Vom Waffenstillstande ab operiren drei verschiedene Armeen; bei der des linken Flügels befinden sich die Monarchen und das schreibende Hauptquartier, welches unserm Verf. mehrmals Anlaß zu Klagen gibt. Daß dies ihm nicht allein und jetzt blos so gehe, sucht er durch eine Anekdote Suwarow's zu beweisen, der auf die Frage: Warum Hannibal bei Zama geschlagen worden sei? schnell geantwortet habe: „Weil in Karthago ein Hofkriegsrath war." Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß grade bei der Hauptarmee die größte Unsicherheit und Langsamkeit in den Bewegungen stattfand, so ist doch die Ansicht des Verf. ganz ungegründet, daß die Verbündeten alles Schwierige den Russen auszuführen überlassen, den Ruhm aber für sich in Anspruch genommen haben. Besonders erkennt er in den Bewegungen der östreichischen Generale ein Bestreben, ihre Soldaten gern vom Feinde entfernt zu halten, wie dies aus der Erzählung S. 130 — 137 hervorgeht. Auffallend ist es wol, daß nach einem kurzen, wenn auch beschwerlichen Marsche von nur sechs Tagen der Fürst Schwarzenberg, welchen der Kaiser Alexander sehr treffend „l'homme de la coalition" nennt, darauf bestand, seine Armee nach Böhmen zurückzuführen, weil sie „Mangel an Proviant, Munition und Schuhen litt".

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Das Bedürfniß des Glaubens ist unter Menschen so allgemein und groß, daß jeder Einzelne sich darin blitzt, so gut er kann. Ohne Glauben an ein Unsichtbares, ohne alle religiöse Grundlage der Gedanken verliert der Mensch seine ganze geistige Würde und Haltung. Aber auf gut Glück zu glauben, widerspricht der Besonnenheit des gebildeten Menschendaseins. Daher entsteht die doppelte Hinneigung zu fremder Autorität und eigner philosophischer Speculation. Beide sind ursprünglich aus demselben Glaubensbedürfniß hervorgegangen, trennen sich jedoch in ihrem Gebrauch und führen zu einer verschiedenen, oft gegeneinander feindseligen Stellung. Einem daraus hervorgehenden Zustande des Schwankens und Zweifelns ist nur zu beizeiten durch Glaubensgründe. Diese Gründe beziehen sich für die fremde Autorität auf ihre Gehalt und Reinheit, für die philosophische Speculation auf Richtigkeit und Wahrheit gewisser metaphysischer Lehrsätze. Erstere Beziehung ist die des sogenannten Supernaturalismus, letztere die des sogenannten Rationalismus, welche Ausdrücke, ihrem Wortsinne nach, den Unterschied mangelhaft bezeichnen; denn jener will kein Irrationales sich aneignen, dieser nicht das in der bloßen Sinnenatur Wahrnehmbare.

Der Supernaturalismus indessen, wenn er durch seine Begründung ein lebendiges Glaubensvertrauen hergestellt hat, kann den Rationalismus entbehrlich halten; dieser dagegen, wenn er durch seine Begründung metaphysischer Lehrsätze zum festen Glauben verhilft, kann den Supernaturalismus von sich ablehnen. Beide können aber auch in ihren Resultaten zusammentreffen und ihren Glauben gegenseitig verstärken. Dieses eine solche Doppelverstärkung eigentlich Ziel des ursprünglichen Glaubensbedürfnisses wäre, kommt es dennoch selten dazu, weil jede Lehre sich selbst genügen will und bei ihren Anhängern die Begierde und den Stolz der Ausschließlichen entwickelt, ungeachtet wie in der bürgerlichen Gesellschaft der Besitz des ausschließlichen Eigenthums. Wohlvorhanden soll der Glaube in beiden Lehren ein vernünftiger, auf Gründe des Nachdenkens geführter sein; also ließe sich vom Denklauben sprechen. Nämlich das bloße Den-

Digitized by Google

ken ist nicht der Glaube, sondern es führt zu ihm. Unglaube fände statt in doppelter Beziehung: einmal derjenigen auf äußere Autorität, dann derjenigen auf philosophische Speculation. Der Autoritätsglaube bezeichnet den bloßen Rationalisten als einen Ungläubigen, kann es aber nur in Vergleichung mit sich, mit seiner Art des Glaubens. Der bloße Rationalist könnte seinerseits, wenn er eine entschiedene Glaubenslehre sich bildete, den Supernaturalisten einen Ungläubigen heißen, nämlich in Vergleichung mit sich, daß jener mit seinem Glauben nicht übereinstimmt. Völliger Unglaube eines Menschen wäre nur derjenige, welcher supernaturalistische wie rationalistische Glaubensgründe verschmäht und deshalb nichts Übersinnliches glaubt. Dies wäre der vollendete religiöse Skepticismus. Es hat bekanntlich philosophische Skeptiker gegeben, die supernaturalistische Gläubige waren; auch das Umgekehrte könnte stattfinden.

Große Verwirrung in diese Verhältnisse bringt der Begriff des Erkennens. Wir haben angenommen, eine Erkenntniß, nämlich der Glaubensgründe, führe zum Glauben. Der Glaube aber hat einen Inhalt, und dieser ist doch wiederum Erkenntniß zu nennen. Allerdings, jedoch als Erkenntniß des Übersinnlichen verschieden von jeder sinnlichen Erkenntniß. In das Gebiet der letztern wird nun jeder Glaubensinhalt hineingezogen, wenn auch nur bildlich und symbolisch. Daher ist supernaturalistischer und rationalistischer Glaubensinhalt mehr oder weniger in Bildern und Symbolen gegeben. Dies thut der subjectiven Überzeugung keinen Eintrag, aber schadet der objectiven, in Lehre und Wort ausgedrückten Einförmigkeit des Glaubens.

Jacobi suchte seiner Zeit philosophisch zu zeigen, wie mit jedem Erkennen, auch demjenigen durch Sinne, ein Glaube nothwendig verbunden sei, wie also hierin die Glaubenserkenntniß des Übersinnlichen sich gar nicht von jeder andern Erkenntniß unterscheide. Ferner, daß alle Glaubenserkenntniß eine unmittelbare, nicht eine vermittelte — das abgeleitete Wissen im engern Sinne — sein könne. Bei ihm also liegen die Glaubensgründe in der durch philosophische Speculation aufgezeigten allgemeinen Nothwendigkeit, Unmittelbarkeit und Unabweisbarkeit des Glaubens selbst. Damit berührt er gar nicht jene Glaubensgründe des vernünftigen Supernaturalisten, die dessen Glauben vermitteln und stark machen, und verhält sich gegen manche Bilder und Symbole der christlichen Lehre ablehnend. Er ergreift ausschließlich das würdige Bild und Symbol geistiger Freiheit, Persönlichkeit, Güte und Weisheit, und hierin mit einem Grundgedanken des Christenthums übereinstimmend. Der Glaube aber des Menschen kann nicht genug verstärkt werden, auch Glaubensgründe der Geschichte sind nicht zu verschmähen, und daran behaupten die christlichen Supernaturalisten mehr zu besitzen als Jacobi, welches er selbst ihnen auch wol einräumt. Gewonnen ist jederzeit, wenn eine die Nothwendigkeit des Glaubens erhärtende Philosophie mit dem lebendigen Glauben nicht in Widerstreit geräth. Andere Philosophen wollen durch Speculation eine vollkommene Erkenntniß gefunden haben, welche keines Glaubens bedarf, theosophisch sich selbst genügt und den Glauben des Christenthums zur Wissenschaft im engern Sinne, der vermittelten vollkommenen Einsicht, verwandelt. Die Versicherung lautet bedeutsam genug, ist aber durch einige pantheistische Bilder und Symbole schlecht bewährt.

Im neuern Streite zwischen Supernaturalismus und Rationalismus dürfte man mit beiden nicht uneinig sein, ohne jeder Partei ganz Recht zu geben. Der lebendige Glaube des Supernaturalisten stützt sich auf Autorität, deren Annahme durch Glaubensgründe vermittelt wird. Auch der gläubige Rationalist muß Glaubensgründe gelten lassen, nur thut er es in Bezug auf Glaubensinhalt mit geringerer Ausdehnung. Wie weit oder wie eng hierin Jeder seinen Kreis ziehe, ist im Allgemeinen unbestimmbar, doch wird eine Abmarkung Beifall verdienen, sobald Sittlichkeit, religiöses Vertrauen, geistige Ruhe und Sicherheit den Gläubigen auszeichnen; sie wird nur dann verwerflich, sobald Unsittlichkeit, Furcht und Zagen, innere Zerwürfniß des Geistes durch einen Glaubensinhalt herbeigeführt scheinen. Über Bilder und Symbole, in denen die Lehre dargestellt wird, sollte man nicht viel streiten. Wenn aber der Rationalist allen Autoritätsglauben, als schlechthin verwerflich, beseitigt wissen will, oder wenn der Supernaturalist gegen den Gebrauch der Vernunft und Darlegung von Glaubensgründen eifert, also blind einer Autorität gefolgt wissen will, dann werden eigentlich beide Theile unvernünftig, womit kein Vernünftiger sich befreunden mag.

Die Lesung der Briefe, Sendschreiben und Bedenken Luther's tröstet durch die Zuversicht, welche dem Manne eigen ist, und zugleich durch die Zaghaftigkeit, welche man zuweilen an ihm gewahr wird. Kann letztere einen Glaubenshelden wie Luther übermannen, so dürfen andere Erdenmenschen sich nicht schämen, wenn sie gleichfalls übermannt werden. Ein ganzes Leben hindurch ohne Ausnahme Held zu sein, ist vielleicht Niemanden vergönnt; glücklich genug, wer es ist, wo es von ihm gefodert wird, oder wer es wenig zu sein braucht, oder wer seine Schwäche vor sich oder Andern verbergen kann. Bei dem ungemein gesunden Verstande, der Luther auszeichnet, fehlt es übrigens nicht an Widersprüchen (verschiedene Ansicht derselben Sache zu verschiedenen Zeiten), Leidenschaft und Einseitigkeit (wie gegen die Sacramentirer, die Zwinglianer), und er hat dies mit neuern Philosophen gemein, die doch weit ruhiger vor dem Schreibtisch Alles in Paragraphen fassen. Was in der Welt geschieht, denkt sich unser Reformator in zwei ursachliche Pole vertheilt, nämlich Christus (sein eignes evangelisches Streben) und Satan (der Papst, seine Widersacher), und es hat diese Überzeugung auf Sicherheit und Beharrlichkeit seines Handelns entschiedenen Einfluß, ja, es fragt sich, ob ohne irgend eine ähnliche Überzeugung Jemand kräftig wirken könne, und ob manche Kraftlosigkeit unserer Tage nicht aus dem Mangel einer solchen Überzeugung stamme? Luther hielt die Wahnsinnigen für vom Satan besessen, bezog auf den Fürsten der Finsterniß alle Krankheiten, besonders allgemeine, wie Pestilenz in Wittenberg, so auch Kriege der Fürsten, Streitigkeiten der Theologen, sündhafte Sinnesart der Welt, häusliches Unglück u. s. w. Medicinische und theologische Philosophie möchte viel dagegen einwenden; aber Kraft hatte jener Glaube, Kraft zum Kampfe, die nicht ermüdete, nicht zum bloßen stoischen Gleichmuth herabsank. 28.

Literarische Anzeige.

Neue schönwissenschaftliche Schriften
im Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.
Eitner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Zeit-Novelle. 8. Geh. 2 Thlr.
Skizzen aus dem Alltagsleben. Erstes Bändchen: **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.
Sternberg (A. von), Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 323. — 19. November 1838.

Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung aus Nr. 322.)

Von ganz besonderm Interesse war uns das zwölfte Capitel, welches ausschließlich Moreau gewidmet ist, von dem Einzelnes schon vorher erzählt wurde, wodurch man seinen Geist kennen, aber auch einsehen lernt, wie wenig er auf die Führung dieses Krieges habe einwirken können, da die Hauptsachen bereits am 12. Juli in Trachenberg verabredet waren, und Moreau am 24. Juni erst aus Amerika abreiste, am 6. August in Gothenburg landete und am 16. August in Prag ankam. Daß er Napoleon's Kriegführung kannte, beweist die S. 254 fg. abgedruckte, dem Kaiser in Jungfer-Teinitz am 23. August übergebene Note. In dem Augenblicke als Moreau die gefährliche Wunde erhalten hat, sagt er: „Ich sterbe!... aber wie süß ist es, für die gerechte Sache und unter den Augen eines so großen Monarchen zu sterben."

Bei dem Rückzuge von Dresden entwickelt Alexander vorzügliche Thätigkeit und Umsicht, ohne welche die Hauptarmee bis hinter die Eger zurückgegangen wäre. Der damalige preußische Oberst, jetzt General der Infanterie v. Schöler, wird mit dem Befehle zum General v. Kleist geschickt, „nicht nach Dux, sondern nach Zinnwald" zu marschiren, um die „von Peterswalde herabsteigende feindliche Colonne" aufzuhalten. Die Wege waren so vom Fuhrwerke gesperrt, daß der Oberst vom Pferde steigen und seinen Weg zu Fuß vollenden mußte. Auch sieht sich hier der Fürst Metternich, durch den Kaiser Alexander dazu aufgefodert, genöthigt, einem östreichischen General den schriftlichen Befehl zu ertheilen, sein Corps, anstatt nach Dux, zur Unterstützung des Generals Ostermann nach Teplitz zu führen.

Unter die etwas romanhaft klingenden Geschichten rechnen wir den S. 180 erzählten Übergang des Fürsten Kudaschoff mit zwei Schwadronen Husaren und 200 Kosacken über die Elbe, welcher nicht nur „in zehn Tagen 450 Werst zurückgelegt", sondern auch bei der Überfahrt „zweien Kähnen" begegnet haben soll, „die Dr. Martin Luther's Bibliothek von Wittenberg nach Dresden brachten", wovon man aber dort nichts weiß; sowie auch den Marsch zu Einem über einen schmalen Damm, den Graf Orlow Denisow mit dem Leibkosackenregimente unter heftigem Kartätschenfeuer während der Schlacht von Leipzig bei Wachau machte, und die Art und Weise, mit welcher S. 235 der General Emanuel mit „3 Unteroffizieren und 11 Gemeinen nach der Schlacht von Leipzig 2 Generale, 3 Stabsoffiziere, 15 Offiziere und 400 Gemeine" gefangen nimmt.

Die Schlacht von Leipzig erfüllte, was 1803 in dem Buche: „Sketches on the intrinsic strength of military and naval force of France and Russia" vorhergesagt wird. Obgleich es nicht zu dem uns vorliegenden Werke gehört, glauben wir doch die bezügliche Stelle, im Interesse unserer Leser übersetzt anführen zu müssen.

Die Oberhäupter von Rußland und Frankreich werden ihre Kräfte ziemlich im Mittelpunkte der (civilisirten) Welt gegen einander messen (measure). Der Beweggrund ihres Streites wird weder ein Bisthum noch eine Zuckerinsel sein. Sie werden sich nicht damit beschäftigen, zu entscheiden, ob man ihre Messe lateinisch, oder griechisch lesen soll. Sie werden nicht aus ihren Lagern gehen, um zu scharmuziren, und in der Folge jeder nach seiner Seite sich zurückzuziehen. Sie werden sich nicht schlagen, um Eroberungen zu machen, die sie alsdann wieder aufgeben .... Einer oder der Andere wird Herr des Schlachtfeldes bleiben, und mit dem Schlachtfelde der Dictator der Welt.

Wenn Alexander auch nicht unbedingter „Dictator" geworden ist, so war nicht nur während des Krieges, sondern auch im tiefen Frieden der mächtige Einfluß Rußlands in der Politik und dem Handel unverkennbar so überwiegend, als es vorher der Frankreichs in Deutschland war.

Über die langsamen und saumseligen Bewegungen des Grafen Giulay bei der Verfolgung der Franzosen klagt der Verf. S. 240 und berichtet nach so vielen ernsten auch folgende sehr komische Scene, die ein sprechender Beweis ist, daß die Eigenliebe alle andern Empfindungen unterdrückt. Danilewsky sieht nach der Einnahme von Leipzig einen französischen Offizier weinen, den er zu trösten sucht und ihm seine Dienste anbietet. „Mir kann nichts helfen!" antwortet dieser; „in diesen Tagen wird auf einem pariser Theater meine Komödie gegeben, und ich befinde mich in meiner unglücklichen Lage außer Stande, zu erfahren, wie das Publicum mein Stück aufnehmen wird."

Ehe wir zu den „Darstellungen der Feldzuges in Frankreich im Jahre 1814" übergehen, müssen wir noch erwähnen, daß die Bewegungen des Kronprinzen vor der

Digitized by Google

Schlacht von Leipzig und die Aufstellung des Generals v. Wrede bei Hanau, die andere Schriftsteller oft getadelt haben, von unserm Verf. gebilligt werden.

Der Kaiser Alexander entwarf nach seiner Ankunft in Frankfurt einen Plan zu dem bevorstehenden Feldzuge in Frankreich, den er auch dem Kronprinzen von Schweden mittheilte. Durch diesen Plan entschied er die Frage über Krieg und Frieden und „zerhieb den gordischen Knoten. Er wankte nicht einen Augenblick in der Überzeugung, daß der Krieg ungesäumt ins Innere von Frankreich, an dessen Grenzen einst Eugen, Marlborough und selbst Suwarow ihren siegreichen Zug abbrachen, verlegt werden müsse". Die von Napoleon durch seinen Gesandten am weimarischen Hofe, Baron v. St.-Aignan, gemachten Friedensvorschläge hatten kein Resultat, und Alexander führte am 1. Jan. 1814 die russisch-preußischen Garden, aus 33 Bataillonen, 51 Schwadronen und 12 Batterien Artillerie bestehend, bei Basel über den Rhein, um in Frankreich selbst Das zu bewirken, was ein Jahr früher in dem obenerwähnten zu Meretsch erlassenen Tagesbefehl ausgesprochen war. In den 15 Beilagen werden einige Schreiben des Kaisers Alexander an den Kronprinzen von Schweden, den Herzog Alexander von Würtemberg, die Generale v. Blücher, v. Bülow, v. Tauenzien und an die Witwe des Generals Moreau, sowie dessen bereits erwähnte, in französischer Sprache geschriedene, zu Jungfern-Teinitz eingereichte Note mitgetheilt.

Nr. 2. In diesem, geläufiger als das vorige übersetzten Werke erzählt der Verf. Das, was die Armeen vom Rheine bis zur Rückkehr nach Deutschland gethan haben, wozu er 100 Seiten Raum mehr bedurfte, als zu den „Denkwürdigkeiten aus dem Kriege von 1813". Diesmal bleibt er nicht blos bei der Hauptarmee stehen, sondern erzählt auch nebst vielen unerheblichen Einzelnheiten Das, was bei der schlesischen und Nordarmee sich zutrug.

Obgleich schon in der Vorrede gesagt wird:

Auch hier, wie bei der Beschreibung des Feldzuges von 1813, wollen wir Alles einer aufmerksamen Erörterung unterwerfen, was wir von dem Kaiser Alexander wissen, worin namentlich der Einfluß unseres Monarchen bestand, weswegen er darauf beharrte, mit Napoleon keinen Frieden zu schließen, und welche Thaten von den russischen Truppen vollbracht wurden —

mithin wir vorbereitet sein mußten, ihr Lob vorzüglich erzählen zu hören, so durften wir doch erwarten, daß auch den Verbündeten ihr gerechter Antheil an dem endlichen Triumphe gelassen und nicht ihnen allein die Fehler zur Last gelegt werden würden, durch welche nach dem Verf. nicht nur der siegreiche Einzug in Paris verzögert, sondern auch sogar Napoleon zuweilen Gelegenheit zu Siegen gegeben und der Siegeslauf der Russen durch die Verbündeten nur gehemmt wurde. Jene beeinträchtigte man nach dieser Darstellung im Frieden auch noch dadurch, daß „die Truppen fast aller deutschen Herrscher ihre Geschichtschreiber gefunden haben, welche sich in die Siege theilten und sie ihren Landsleuten aneigneten; die Russen allein haben geschwiegen".

Was seine Landsleute versäumten, holt nun der Verf. in reichem Maße nach, muß aber die S. VII ausgesprochene Absicht, „weder eine Lobrede oder eine Schmähschrift für oder gegen eine der kriegführenden Parteien zu schreiben", oft vergessen haben, da seine Darstellungen in vielen Stücken sowol von deutschen als französischen Schriftstellern abweichen und mit einem glänzenden Firniß überzogen sind, der den flüchtigen Beschauer leicht täuschen kann. In dem ersten Bande werden in neun Capiteln die Begebenheiten vom 1. Jan. bis 1. März, oder von dem Übergange über den Rhein bis nach dem Tractate von Chaumont erzählt. Die Stärke der verbündeten Truppen ist über 400,000 Mann angegeben, welche, in 3 Corps vertheilt, über den Rhein gehen mußten, um den Feldzug von 1813 fortzusetzen. Die Schwarzenberg'sche Armee wird ohne die Kosacken auf 230,508 Mann mit 680 Kanonen, die Blücher'sche oder schlesische Armee auf 92,514 Mann mit 436 Kanonen und die Nordarmee auf 90,237 Mann angegeben. Von dieser letztern Armee erscheinen aber nur der General v. Winzingerode mit 35,257 und Bülow mit 30,000 Mann in dieser Darstellung, weil 25,000 Mann unter dem Kurprinzen von Hessen, den Herzogen von Weimar und Braunschweig und dem General v. Wallmoden in den Niederlanden und anderweitig beschäftiget waren. Diese Angaben weichen bedeutend von denen Plotho's, C. v. W. (des preußischen Generals v. Müffling I.) und Clausewitzens ab. Da aber grade Danilewsky die Schwarzenberg'sche Armee am größten und den Kaiser Alexander als den Hebel des Ganzen bezeichnet, so fragt man unwillkürlich, weshalb dieser nicht früher das Vorrücken so überwiegender Streitkräfte durchsetzte, besonders da der Landesstrich zwischen der obern Marne und Seine nicht zu den fruchtbarsten Frankreichs gehört und so lange der Tummelplatz der kriegführenden Parteien war, wodurch die Verpflegung, über deren Mangel der Verf. S. 9 u. 12 klagt, immer schwieriger wurde? Der zweite Band enthält in sieben Capiteln die Ereignisse vom 25. Febr. bis zur Abreise des Kaisers Alexander von Paris nach London.

Wollten wir jede in diesem Werke gegen die Verbündeten gerichtete Klage erwähnen und aus andern Schriftstellern die Gegenbeweise dazusetzen, so würden wir die Geduld unserer Leser auf eine harte Probe stellen, besonders weil nebenbei auch so wenig Sorgfalt auf die Correctur des Buches gewendet ist, daß man oft nicht weiß, was der Verf. mit den dastehenden Worten meint. So wird erzählt, Blücher habe im Dec. 1813 die Franzosen von seiner wahren Absicht ablenken wollen und sei deshalb aus Höchst nach „Frankreich" zurückgekehrt. Ganz unrichtig sind viele Daten und Namen angegeben, was um so mehr zu beklagen ist, als der Verf. doch Manches anführt, was bisher nicht bekannt war und zur Vervollständigung der Geschichte gehört. Auf die Frage: welche Idee liegt dem ganzen Buche zum Grunde? müssen wir eine vierfache Antwort geben: und zwar soll es 1) beweisen, daß der Kaiser Alexander allein einen richtigen Überblick des Ganzen hatte und immer die Ansicht festhielt, Napoleon zu entthronen, aber deshalb doch, ungeachtet aller Auf-

Digitized by Google

forderungen dazu, nicht früher an die Wiedereinsetzung der Bourbons dachte, bis sie von der provisorischen Regierung in Paris gefodert wurde; die Russen kämpfen allein mit gleicher Ausdauer und Umsicht und werden von ihren Verbündeten nicht nur nicht immer gehörig dabei unterstützt, sondern es wird ihnen auch das Schwierige auszuführen allein überlassen. Dann 2) daß das östreichische Cabinet durch den (Bd. 1, S. 125) dem Fürsten Schwarzenberg ertheilten Befehl, nicht auf das rechte (linke) Ufer der Seine zu gehen, damit es Zeit zur Ausführung seiner friedfertigen Absichten behalte, offenbar Napoleon begünstigt habe, welchem überdem noch durch die Lauheit in den Bewegungen der östreichischen Truppen und das Bestreben ihrer Generale, immer einen Fluß zwischen sich und dem Feinde zu haben, oft die Gelegenheit geboten wurde, seine Armee ohne Verluste aus einer sehr ungünstigen Lage auf einen andern Tummelplatz zu führen, wo sie mit Erfolg dem raschen Vordringen der Verbündeten einen Damm entgegensetzen konnte. Ferner 3) daß der König von Preußen ganz unthätig dahin mitgegangen sei, wohin Alexander wollte, und seine Truppen nach Bd. 2, S. 121 gegen das Ende des Feldzuges nicht immer dieselbe Thätigkeit bewiesen, durch welche sie sich im Jahre vorher ausgezeichnet hatten, und nach dem Einzuge in Paris ebenso wenig als auch die Östreicher darnach trachteten, ihren Triumph durch Bescheidenheit zu erhöhen, wodurch nach dieser Darstellung „auch kaum ein Tag verging, wo nicht zwischen preußischen und französischen Offizieren Zweikämpfe stattgefunden hätten und Blut geflossen wäre". Endlich 4) daß England, nachdem es 20 Jahre im Kriege gegen Frankreich auf verschiedenen Punkten weder Menschen noch Geld spartе, in der Zeit, als die Besiegung Napoleon's mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen war, dem im großen Hauptquartiere befindlichen Lord Castlereagh den Befehl ertheilt hatte, „die Gelegenheit zu benutzen, um Frieden zu machen", und daß dieser Diplomat nach S. 129 auch „hartnäckig darauf bestand", wodurch dem Fürsten Schwarzenberg ein günstiger Vorwand für seine lauen Operationen gewährt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die junge französische Literatur, beleuchtet von französischen Kritikern.

Man weiß, daß Madame Dudevant in ihrer männlichen Verpuppung als George Sand jüngster Zeit Bekenntnisse abgelegt hat, die fast einer Generalbeichte für ihr vergangenes literarisches Leben und dem Versprechen, sich zu bessern, ähnlich sehen; man weiß auch, daß sie viele Angriffe erfahren hat, welche sie auf die Flecken in ihrer literarischen Person, die man immerhin als Schönpflästerchen ansehen mag, aufmerksam gemacht haben mögen. Diese Erscheinung hängt offenbar mit einer veränderten Richtung des gesammten literarischen Geschmacks in Frankreich zusammen. Die Literatur des Schreckens, des freien Weibes, der Unnatur, der Verzweiflung scheint sich überlebt zu haben; man scheint ihrer überdrüssig geworden zu sein, was um so weniger Wunder nehmen kann, je unstäter Charakter und Geschmack der Franzosen sind. Diese Bemerkungen werden durch einige Aufsätze bewahrheitet, welche in zwei Nummern der „Revue du Nord" enthalten sind. Freilich ist die „Revue du Nord" eine der ernsthaftesten Journale Frankreichs, fast zu ernsthaft und trocken, um auf das leichte Blut der Franzosen einen tiefgehenden Einfluß zu gewinnen. Der eine dieser Aufsätze, ein Referat über Simeon Pécontal's Gedicht: „Wolberg", wird auf folgende Weise eingeleitet: „Zu keiner Zeit hat der Mensch mit größerm Rechte den biblischen Namen Enos, den der Kranke, verdient, als in unserm 19. Jahrhunderte. Die furchtbarste Krankheit zerfrißt jetzt in der That Verstand und Herz der Menschheit; der Zweifel beißt die edelsten und ernsthaftesten Geister aufgeregt sind. Die Dichter selbst, bestimmt, von der Hoffnung und dem Glauben zu leben und die Kröster des menschlichen Geschlechtes zu sein, haben ihre Bestimmung verleugnet und die Hymne der Verzweiflung angestimmt. Durch ganz Europa klangen die Blasphemien des „Childe Harold" und „Manfred" wieder, und überall fanden sie ihr Echo. Wir hauchen nur Gesänge des Schmerzes und Ingrimms aus und bedienen uns der göttlichen Sprache des Verses nur zur Verwünschung. Die Dichter folgten blind den Forderungen der Menge, statt sie zu höherschen, und statt Führer zu sein, wurden sie verführt; und wer berufen war an der Spitze vorauszuschreiten, ließ sich herab, mit der Heerde zu gehen. Weil man sah, daß ringsum Alles von der Skepsis befangen war, hatte man den Muth nicht, zu glauben und so führte man die Poesie einen Weg, jenseit dessen ein Abgrund klafft." Was würde der Ref. erst zu den Bestrebungen der Skepsis in Deutschland sagen, die darauf hinausgehen, jeden religiösen Cultus als überflüssige Aeußerung des menschlichen Daseins und als Hemmniß der Aufklärung hinwegzuräumen? Wie anders kann man es verstehen, wenn Strauß im neuesten Hefte des „Freihafens" einen Aufsatz sendet von Scharfsinn und Dialektik nachweist, unsere Religiosität könne in nichts weiter als einer Verehrung des „Genius" bestehen? Und auf diese Meinung, daß wir jedem Genius Verehrung und Christo als dem höchsten Genius auch die höchste Verehrung bringen müßten, thut sich Strauß viel zu gut; denn somit wäre Christus als historisches Individuum gerettet, und Religion haben wollen ohne Christum, wäre nicht minder widersinnig, als der Poesie sich erfreuen wollen ohne Bezugnahme auf Homer, Shakspeare u. s. f. Wozu aber noch ein christlicher Cultus, wenn wir Christus blos als Genius zu verehren haben, der das für unser religiöses Bewußtsein geworden ist, was, wie Strauß vorher erläutert, Sokrates seiner Zeit für die Philosophie, Hyphlas für die Bildhauerkunst und Homer und Shakspeare für die Dichtkunst gewesen sind?

„Wolberg" ist ein religiöses Gedicht, Folgendes dessen Inhalt: Wolberg ist ein Kind der Zeit, noch jung, alles Glaubens bar. Er hat sich an seinen Leidenschaften aufgerieben; das Leben ist ihm nur eine Maske, hinter welcher sich Schmerz und Unlust verbergen; die Ede bietet ihm nichts, und, um mit Goethe zu reden, Hölle und Himmel bieten ihm gleiche Qual. Da hüllt er sich in den Mantel und beschließt zu sterben. Eben will er seinen Entschluß ausführen, als ihm ein bejahrter Mann in die aufgehobene Hand fällt und ihn entwaffnet. Jetzt entspinnt sich zwischen Beiden eine religiöse Discussion, wodurch Wolberg bekehrt wird. Man sieht, der Plan ist äußerst einfach, aber der Ref. rühmt die Tiefe der Gedanken, die glänzende Form und spricht sich dahin aus, daß dies Gedicht einer der glücklichsten Versuche sei, die Dichtkunst von dem Abgrunde, in den sie sich selbstmörderisch zu stürzen droht, und von dem Wege, der dahin führt, zurückzubringen.

Schlimmer noch wird von Lacaze in einem Aufsatze: „Causes de la situation actuelle de notre littérature", der jungen französischen literatur, die sich übrigens bereits überlebt zu haben scheint, mitgespielt. Der Aufsatz ist etwas schwer geschrieben, voll ungewöhnlicher Ausdrücke und erinnert wenig an das goldene Zeitalter der französischen Sprache, das der Verf. doch zurückzuwünschen scheint. Andererseits ist er voll echtfranzösischer Oberflächlichkeiten und Einseitigkeiten, wenn auch viele

Digitized by Google

Wahrheiten mit unterlaufen. Die gegenwärtige Verderbniß der französischen Literatur leitet Lacaze von der deutsch-russischen Invasion ab. „Die Fremden", sagt er, „hätten recht gut gewußt, daß die Uebermacht der Franzosen weniger in ihren Ansichten oder ihrer Regierung als in ihren Ueberzeugungen zu suchen sei; daher hätte man gesucht, jene Grundsätze von Recht und wahrem Fortschritt, unter deren Einfluß (!?) die französischen Heere von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten waren, zu untergraben, damit Frankreich beileibe nicht dahin gelange, seine Glaubensartikel oder vielmehr das Joch der Vernunft dem übrigen Europa einzuprägen und aufzulegen." Was hatte man nun zu diesem Zwecke? So fein der Plan der Fremden zugespitzt war, Lacaze hat ihn durchschaut. Man suchte mit Hülfe französischer Verräther das französische Volk zu demoralisiren und seinem Grundcharakter untreu zu machen, man zerstörte die ruhmvollen Traditionen, opferte die Heroen Frankreichs dem Ruhme der Fremden, brach das stolze Nationalbewußtsein, ward für den deutschen Zunck Journale und Journalisten und hütete vor Allem die Kritik zu verderben und mit schändlichen Giften zu vergeben; denn die echte reine Kritik würde die Schwächen der Individuen, welche an die Stelle der frühern großen Männer gelangt waren, aufgedeckt haben. Man richtete also die detaillirende Kritik zu Grunde, jene Kritik, welche keine Fehler in der Composition, keine Uebertreibung in der Schilderung der Gefühle, keinen unrichtigen Gedanken, selbst nur solchen Ausdruck unbemerkt läßt, die zugleich jede neue und kühne Auffassung, jede ergreifende Schilderung der Sitten, Charaktere und Leidenschaften hervorzuheben weiß. So brachte man jene Kritik zuwege, welche von ganz andern Dingen sprach als von dem zu Grunde liegenden Gegenstande; man stellte sich an, als ob alle jene langen Abschweifungen und Einleitungen nur das Resultat der Eindrücke seien, welche die Lectüre des Buches auf den Kritiker hervorgebracht. Aber daß man dem Gegenstande, etwa einem Buche, ins Herz gesehen hätte, daran war bei diesem Genre der Kritik gar nicht zu denken.

Man muß hier dem Verf. zugeben, daß er nicht ohne Grund über diese vom Gegenstande abschweifende Kritik Klage führt, welche mehr die Absicht hat, den Geist des Kritikers ins ein brillantes Licht zu stellen, als den Geist des besprochenen Buches selbst. Wir haben dieselbe Erscheinung in Deutschland erlebt und erleben sie täglich noch. Auch der Tadel über das Cliquenwesen, worauf der Verf. nun zu sprechen kommt, dürfte auf ähnliche Erscheinungen in Deutschland seine Anwendung finden. Die junge Schule, sagt Lacaze, habe sich der Dreganz zu bemeistern gewußt, jedes neue Mitglied, welches sich ihr anschloß, sei ausposaunt, jedes neue Product der Clique mit den Hurrahs des Beifalls begrüßt worden, und die Journale der Provinzen hätten diese pariser Hurrahs im Echo durch ganz Frankreich widertönen lassen. Da habe man von allen Seiten die Celebritäten und Sommitäten aufschießen sehen, sowol die politischen als die literarischen. Und wie in Deutschland, haben wir auch auch plötzlich in den Journalen eine Menge Notabilitäten und Celebritäten proclamirt gesehen, von deren Größe das Volk nicht, nur die Clique eine Ahnung hatte?

Der Verf. legt in seiner Betrachtung auch um den Verfall der, grausam, brutal und unnatürlich geworbnen dramatischen Poesie Trauer an. Er deklagt sich zugleich über die nutzlose Spielerei, die man mit systematischen Eintheilungen treibe, wie etwa, wenn man die Poesie in drei Zeitalter getheilt hat, in das Zeitalter der Naivetät (die Bibel), der Simplicität (Homer) und der Wahrheit (Shakspeare). Diese drei Typen seien würdig, den drei Elementen der Vernunft: Einheit, Causalität und Wirklichkeit, welche ein berühmter Professor erfunden, an die Seite gesetzt zu werden. Sonst habe man gesagt: der Donner „rollert" die Allmacht Gottes, jetzt sage man, er „drülle" sie („Saint, saint, saint est son nom, que la foudre le gronde"); man sage pendu für suspendu, man sage: qu'une vieille femme avait des paupières „calleuses et vermoulues", ein Gedanke bohre den Sporn in die Flanken eines Plans" ꝛc. Mit allen diesen Kraftausdrücken zeigt sich Lacaze in hohem Grade unzufrieden; hier könne allein das Zurückgehen auf jene Heroen der französischen Literatur Heilung bringen, welche Repräsentanten der Vernunft und des guten Geschmacks gewesen wären. Dann werde Frankreich seinen Rang wieder einnehmen und den französischen Schriftstellern von den Ausländern nicht mehr nachgespottet werden: wohl ahmt ihr uns nach, was ihr aber auf diesen Wege hervorbringt, ist nichts als eine Caricatur."

Man sieht, daß man auch in Frankreich bereits einer Manier satt geworden ist, die eben zu sehr Manier, zu forcirt, mit zu unnatürlichen Elementen versetzt war, um für ein wirklich poetisches Genre auf die Dauer gelten zu können; man fängt an, sich nach dem Zeitalter der Corneille und der Racine, der Voltaire und Rousseau zurückzusehen, die wenigstens dauerhafte Productionen hinterlassen haben. Besonders ist man des Cliquenwesens überdrüssig, welches in seinem engen Kreise die Literatur einer ganzen Nation beherrschen und festhalten zu können glaubt, und der eitlen Großsprecherei, mit deren Aufgedunsenheit die Schwächlichkeit der als Muster und Meisterwerke gepriesenen ephemeren Werke in gar keinem Verhältnisse steht. Auch in Deutschland, dessen Literatur doch nicht ganz so entartet war wie die Literatur Frankreichs, deuten bereits viele Symptome dahin, daß das Ungenügen an der gegenwärtigen Gestaltung der Literatur immer allgemeiner wird, und daß, wenn man Größeres zu produciren nicht im Stande sein sollte, eine allgemeine Auswanderung der Gemüther auf den heiligen Berg unserer großen literarischen Vergangenheit stattfinden dürfte. 84.

Literarische Notizen.

A. J. L. Jourdan hat Liebig's berühmtes Werk über die Analyse der organischen Substanzen in das Französische übersetzt („Manuel pour l'analyse des substances organiques; par J. *Liebig*, professeur de chimie à l'université de Giessen; traduit de l'allemand par *A. J. L. Jourdan*"). F. B. Kaspall hat die Uebertragung mit einer Abhandlung über das bisher bei der Analyse der organischen Körper beobachtete Verfahren und die Resultate dieser Wissenschaft eingeleitet. Kaspail erkennt darin das tiefe Wissen des deutschen Chemikers gebührend an, aber er verwirft die seiner Verfahrungsart angehörtete Gewissheit und weist nach, wie oft man in dem Falle sei, gegen Resultate auf der Hut zu sein, welche durch die kleinsten Umstände unbedeutich in Verwirrung kämen. Die unablässige Fortschritte der Wissenschaft und die Entdeckungen, die man dem Gebrauche des Mikroskops verdankt, foderten Zurückhaltung und Mistrauen.

Eugène Magne gab ein Werk heraus: „La rhétorique au XIX siècle", welches gerühmt wird. Das Werk soll geschmackvoll geschrieben, die stolzen Kunstausdrücke: Synekdoche, Anadiplose, Antimetabole ꝛc., welche bisher noch in der französischen Rhetorik gäng und gäbe waren, gänzlich vermieden, die Regeln einfach und klar gefaßt und die Beispiele sehr gut gewählt sein.

Man erinnert sich vielleicht, daß Paul Louis Courrier eine französische Uebersetzung des Herodot versprochen hatte, von der aber nur wenige Fragmente vorhanden sind. Gegenwärtig hat E. A. Bétant eine vollständige Uebersetzung geliefert, bei welcher es mehr auf Genauigkeit und Treue als auf Eleganz ab gesehen ist. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 324. — 20. November 1838.

Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung aus Nr. 323.)

Bei einer so durchaus einseitigen Darstellung kann es an Widersprüchen mit frühern, denselben Gegenstand behandelnden Schriftstellern nicht fehlen; aber auch sich selbst widerspricht der Verf. zuweilen in diesem Werke, weil er meist immer der Anklage eine Entschuldigung folgen läßt und die schon erwähnten — ob Druck- oder Schreibfehler lassen wir unentschieden — den Sinn so entstellen, daß der Leser bisweilen irre an der eigentlichen Meinung des Verf. wird.

So spricht er z. B. von den Unglücksfällen Blücher's bei Champaubert, Montmirail u. s. w. und sucht ihre Ursache, Bd. 1, S. 115, in der Zerstückelung seiner Armee auf einem großen Flächenraume, ohne zu ihrer Sicherheit „weder fliehende noch Beobachtungsdetachements anzuordnen". Wenn wir diese „fliehenden" Detachements dem Setzer zur Last legen wollen, so können wir das doch keineswegs bei dem vorhin erwähnten Verbote, daß der Fürst Schwarzenberg nicht auf das „rechte" Ufer der Seine, auf welchem seine Armee sich ohnehin befand, übergehen sollte, und bei der Rechtsschwenkung des Kronprinzen von Würtemberg, um während der Schlacht von Paris von Nogent an der Marne nach dem an demselben Flusse liegenden Dorfe St.-Maur zu gelangen. Manche Ereignisse werden auch nicht klar dargestellt. So wird erzählt, daß von den Anhängern der Bourbons schon Ende 1813 ein geheimer Agent an die Monarchen nach Frankfurt geschickt worden sei, der seine Absichten so gut zu verbergen wußte, „daß einer der Generaladjutanten des Kaisers, ohne einen Verdacht gegen ihn zu hegen, ihm zur Rückkehr nach Frankreich einen Platz in seinem Wagen anbot und ihn bis zu unserer Ankunft in Nogent an der Seine mit sich führte". War dieser Generaladjutant von Alexander oder Napoleon? Im erstern Falle hätte der Bevollmächtigte seine Absichten doch nicht so geheim halten dürfen. Ebenso undeutlich ist auch die Erzählung von dem Durchkommen der Marschalle Marmont und Mortier bei la Ferte Gaucher. Bd. 2, S. 121 heißt es, die Preußen hätten ihnen dort den Rückzug abschneiden sollen, wozu ein kleiner Theil ihrer Truppen hingereicht hätte, und daß Mortier auch einige Mal versuchte, sich durchzuschlagen, was ihm aber nicht gelang; dennoch beschuldigt der Verf. auf derselben Seite die Generale v. York und v. Kleist, nicht zu rechter Zeit bei la Ferte Gaucher angekommen zu sein, um die Franzosen angreifen zu können. Auch wird gesagt, daß der Graf Pahlen nach dem Befehle des Kronprinzen von Würtemberg auf den großen Weg zurückkehren mußte, wodurch Marmont und Mortier eilig nach Provins marschiren konnten. Da Mortier bei la Ferte Gaucher sich nicht durchschlagen, wol aber Provins ohne Verluste erreichen konnte, so ist es wol klar, daß nicht die geringe Thätigkeit der Preußen, sondern das Zurückgehen des Grafen Pahlen die Veranlassung zu dem Durchkommen der beiden französischen Marschalle war.

Die beigehefteten kleinen Karten tragen nichts zur Aufklärung dunkel gelassener Stellen bei, indem mehre Orte ganz darauf fehlen. Am undeutlichsten ist der Schluß des Werkes (S. 221), wo es heißt:

> Die Größe des Kaisers Alexander besteht besonders darin, daß er, von einer unerschütterlichen, über Alles vorragenden Überzeugung erfüllt, mit der ausschließlich alle seine Gedanken beschäftigt waren, allein standhaft die Ansicht bekämpfte (?), welche die Wiederherstellung der gesetzlichen Throne, also die Befestigung der Selbständigkeit der Reiche und der unter dem Schatten der Friedenspalme von Neuem erblühten Wohlfahrt der Völker zum glücklichen Resultate hatte.

Die Absicht des Verf. ehrend, durch Mittheilung mancher bisher unbekannten Züge dem Kaiser Alexander und dem russischen Heere ein Denkmal zu errichten, würden wir uns freuen, in den vorliegenden Werken ein treues Bild jener denkwürdigen Zeit dem Leser empfehlen zu können, wenn sie mit größerer Sorgfalt geschrieben und dabei die Angaben anderer Geschichtschreiber mit Vorsicht benutzt worden wären. Müssen wir ihnen indeß auch diese Eigenschaften absprechen, so dürfen wir ihrem Verfasser doch nicht das Verdienst versagen, durch manche Angaben Veranlassung zu spätern Erörterungen gegeben zu haben, die vieles bis jetzt noch Dunkele und Räthselhafte, besonders was die politische Seite jener Kriege betrifft, aufzuhellen im Stande sein dürften.

Ganz anders verhält es sich mit dem Werke Nr. 3, welches wir für einen sehr gründlichen und dankenswerthen Beitrag zur Kriegsgeschichte anerkennen müssen. Wenngleich der Verf. (der preußische Major in der Adjutantur v. Damitz) während des Krieges weder dem preußischen

Digitized by Google

noch dem englischen Feldherrn nahe genug stand, um die verschiedenen Befehle und Berichte schon damals genau kennen zu lernen und zusammenzutragen, so ist er doch späterhin mit dem Gange der Ereignisse theils durch die Vorträge des Generals v. Grolmann, theils durch „die Originalberichte der Armeecorps, Brigaden und Regimenter und durch die bekannt gewordenen zuverlässigen Quellen über die Kriegsereignisse bei der englischen und französischen Armee" so genau vertraut worden, daß man ihm um so eher vollen Glauben schenken kann, als er jede, selbst die noch nicht hinlänglich aufgeklärten Begebenheiten so erzählt, wie sie sich wirklich zugetragen haben, ohne sich auf Muthmaßungen einzulassen. Der General v. Grolmann war 1815 Generalquartiermeister der Blücher'schen Armee und der General v. Müffling l. *) in das Hauptquartier des Herzogs v. Wellington commandirt. Beide Generale hatten dadurch besser als andere Personen Gelegenheit, selbst die geringfügigsten Thatsachen kennen zu lernen und da zu berichtigen, wo andere Geschichtschreiber, durch Hörensagen oder Einseitigkeit verleitet, dieselben irrig darstellten. Auch hat der Verf. so lange Zeit vergehen lassen, ehe er mit seiner Geschichte hervorgetreten ist, bis daß, wie er selbst sagt, „die Rücksichten, die man Lebenden schuldig ist, aufhören und das Bild der Vergangenheit mit seinen Licht- und Schattenseiten hervortreten werden darf". Dessenungeachtet hat er sich wohl gehütet, die Schattenseiten grell hervortreten zu lassen, doch sind sie hinlänglich genug angedeutet, sodaß nicht nur der Mann von Fach, sondern auch der prüfende Leser Das herausfindet, was mit den Ansichten des Verf. nicht übereinstimmt, und worüber ein früherer, sonst scharf kritisirender Darsteller jenes Krieges nicht immer so gesprochen hat, daß nicht Manches davon, was einer genauern Erörterung bedurft hätte, absichtlich, wie es scheint, unbeachtet geblieben wäre. Durch seine jetzige militairische Stellung bei dem General v. Grolmann hat der Verf. noch den großen Vortheil, in jedem ihm nicht ganz klaren Falle denselben um Erläuterung bitten zu können. Wir dürfen daher das ganze Bild als von jenem ausgezeichnet und vollständig mit Beweisen belegt, unbedingt als treu annehmen; nichtsdestoweniger gebührt dem Verf. für die sorgfältige und lebendige Ausführung desselben der aufrichtigste Dank, denn wir kennen keine neuere Kriegsgeschichte, wo Alles mit so großer Treue und doch so anziehend geschildert wäre. Der uns vorliegende Band enthält zwei Abtheilungen und 15 Beilagen, wovon jede Abtheilung wieder in zwei Abschnitte zerfällt, deren erster S. 1—69 außer der Einleitung, in welcher eine gedrängte Übersicht der europäischen Verhältnisse im Frühjahre 1815 gegeben ist, die neue Organisation des preußischen Heeres, mit genauer Angabe, aus welchen Bestandtheilen die neuen Regimenter gebildet wurden, die Zusammensetzung und Aufstellung der andern verbündeten Armeen, Betrachtungen über die Kriegsrüstungen Napoleon's, eine sehr detaillirte Beschreibung des Kriegstheaters, die Verabredungen des Fürsten Blücher mit dem Herzoge v. Wellington, die Vorpostenarrangements bei der preußischen Armee, die Aufstellung des Blücher- und Wellington'schen Heeres und endlich einen Blick auf den Stand sämmtlicher alliirten Armeen bis zum 15. Juni umfaßt.

In diesem Abschnitte dürfte vielleicht der Nichtpreuße eine Verliebe des Verf. für sein Vaterland erblicken, weil er S. 4, wo von dem Congresse in Wien die Rede ist, äußert: „Besonders schien man die gerechten Ansprüche Preußens zu vergessen, und wenn man auch seine Aufopferungen anerkannte, so wollte man jedoch von Entschädigung nichts wissen." Erwägt man mit Unbefangenheit, was Preußen bei den durch Napoleon's Gewaltstreiche so sehr verringerten Hülfsmitteln seit 1812 gethan hatte, so kann man die Entschädigungsforderung nicht unbillig finden; und dennoch trat gegen dasselbe während der Unterhandlungen in Wien eine beinahe feindliche Stimmung ein, die von diesem endlich durch die Annahme „nicht zusammenhängender Länder, welche noch nicht die frühere Größe des Staates erreichen konnten, wenn sie auch gleiche Einwohnerzahl hatten", gehoben wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Napoleon von dieser Spannung unterrichtet war und, darauf bauend, hoffen mochte, vielleicht die gereizte Stimmung Preußens und einiger andern kleinen Staaten zu seinem Vortheile benutzen zu können, weshalb er mit seiner Landung in Frankreich nicht so lange zögerte, bis sein Schwager Murat ganz kampffertig war. Was auch gegen Preußen von seinen Widersachern gesagt werden mag, so ist es doch unleugbar, daß es durch die Annahme der ihm in aller Art ungünstigen Anerbietungen des Congresses, wodurch es so viel an materieller Kraft verlor, und durch die schnelle Zusammenziehung seiner Truppen unter dem Generale v. Kleist am Rhein für Deutschlands Befreiung und Europas Ruhe ein neues großes Opfer brachte. Der beste Wille wurde aber durch den größten und fühlbarsten Mangel, der „aus der außerordentlichsten Geldnoth" hervorging, gelähmt. Von dieser heißt es S. 20: „Die Truppen waren seit 1½ Monat nicht mehr besoldet, alle Kassen waren leer, und vom Finanzministerio gingen immer neue Anweisungen auf die Rheinprovinzen ein, die gar nicht realisirt werden konnten." Der Fürst Blücher suchte diesem großen Übel dadurch einigermaßen abzuhelfen, daß er „auf den originellen Gedanken kam, einen Wechsel auf England auszustellen, den die ehrerbiete Kaufleute auch acceptirten und seinen vollen Betrag von mehren Hundertausend Thalern dem Feldmarschall überwiesen". Jedoch war dadurch einer andern Verlegenheit keineswegs abgeholfen, in der der Schwierigkeit der Verpflegung bestand. In den Niederlanden wollte der Fürst Blücher durch Vergütigung von 1½ gGr. pro Mann die Last der Einquartierung und Verpflegung den Einwohnern erleichtern, indeß konnte er dieses auch nicht durchführen. Die geringe Bereitwilligkeit der Niederländer, Opfer für die allgemeine Sache zu bringen, worüber auch

*) Wir glauben, daß die Berichte über die Ereignisse bei der englischen Armee von dem General v. Müffling l. herstammen.

Digitized by Google

der General v. Clausewitz im achten Bande seiner hinterlassenen Werke klagt, war die Veranlassung, daß die preußischen Truppen nicht in engere Quartiere zusammengezogen werden konnten, und selbst die Engländer, obgleich diese durch besondere Lieferanten verpflegt wurden, lagen noch weitläufiger auseinander, was für beide Heere sehr nachtheilig hätte werden können. „Überhaupt", sagt der Verf. S. 34, „waren die Anstrengungen, welche das Königreich der Niederlande machte, keineswegs seiner Größe und seinem Reichthum angemessen." Zu den vorher dargestellten Schwierigkeiten gesellte sich noch die Misstimmung eines Theils der deutschen Bundestruppen, welche durch die, vielleicht nicht mit der gehörigen Umsicht geleitete Trennung von ihren, dem alten Landesherrn verbleibenden Kameraden sich zur Auflehnung gegen die Anordnungen des commandirenden Generals hinreißen ließen, die nur durch schnelle Handhabung ungern angewandter Militairgesetze gedämpft werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

The life and times of Louis XIV. by *G. P. R. James*. Vier Bände. London 1838.

Was bisher über Ludwig XIV. fehlte, ist ein anschauliches Gemälde seines Hofes, welches ihn in der Mitte aller der Personen zeigte, die ihm Glanz verliehen oder von ihm empfingen, ein Werk, das aus St.-Simon's und andern Memoiren sich leicht zusammensetzen ließe. Der Verf. des hier angeführten Buchs hat nicht dies, sondern eine regelmäßige Geschichte in alter Form, angefüllt mit Kriegen und diplomatischen Verhandlungen, gegeben. Besser, wenn der Verf., da Voltaire's „Jahrhundert Ludwig XIV." für den gewöhnlichen Leser ausreichend ist, wenigstens durch Hrn. James' Arbeit nicht überflüssig gemacht wird, wäre es auch in noch so groben Umrissen gewesen, möglichst getreue Portraits jener männlichen und weiblichen Celebritäten entworfen hätte, welche als Träger und Stützen von Ludwig XIV. Zeitalter anzusehen sind. Statt dessen geschieht eines Racine und Molière und anderer literarischer Größen, welche dem Zeitalter Ludwig's erst Glanz und Ruhm bei der Nachwelt verliehen haben, kaum Erwähnung. Auch die Helden und Heldinnen der Fronde treten in mangelhafter Gestalt auf, und Retz, Sevigné und Madame de Motteville hätten Stoff zu ganz andern Gemälden dargeboten. Bei dem Allen fehlt es nicht an einzelnen interessanten Stellen oder gelungenen Darstellungen. Wir wählen als solche die Geschichte von dem berüchtigten Gastmahle la Vallière's aus. Dieselbe zeigt auf schauderhafte Weise den Leichtsinn, die Zügellosigkeit und gemeine Selbstsucht, von welcher das Heer der damaligen Zeit ebenso wie der Hof ergriffen war.

„Der Generalmajor, Ritter de la Vallière", erzählt der Verf., „befand sich am 2. Juni im Quartiere des Marschalls von Grammont im Dienst und lud den wohlbekannten Bussy Rabutin nebst Barbante, Brétèche und Jumeaur, lauter vertrauten Freunden, ein, mit ihm am Eingange des Laufgrabens zu Mittag zu essen. Dieser ging durch die Mauern eines alten Kirchhofs. Da die Eingeladenen einige Stunden vor Essenszeit sich hier einfanden, wurde ihnen sogleich Frühstück aufgetragen und das Musikchor des Fürsten spielte, während sie aßen, die damals beliebtesten Melodien. Als die Gesellschaft sich im buchstäblichen Sinne des Worts mit Speise und Trank gefüllt hatte, hob Einer derselben, Barbante, die über einem Grabe liegende Steinplatte auf, um sich dahin auszuleeren. Er erblickte darin einen in seine Leichentücher gewickelten Todten, nahm denselben mit Hülfe Brétèche's heraus, und Beide setzten dann die Leiche zwischen sich und ließen sie wie einen Gliedermann nach den Tönen der Violine tanzen. Die Andern aber, welche sich über den Anblick entsetzten, bewogen sie, die Leiche wieder ins Grab zu legen. Hierauf ward das Mittagsessen aufgetragen und wieder einige Stunden mit Zechen und Schmausen hingebracht und dazwischen wurden die unanständigsten Gassenhauer der Hauptstadt gesungen. Am Ende dieser grande débauche, wie Bussy Rabutin sie nennt, erschien der Marquis de la Trousse, um den Chevalier de la Vallière für die folgende Nacht in den Laufgräben abzulösen. Er wollte mit diesem erst die Runde gehen, um zu sehen, wie weit man mit der Arbeit vorgerückt war und was noch geschehen müßte; da er die Gesellschaft jedoch bei Tische fand, so bat er den Ritter, ruhig beim Mahle zu bleiben, da er keine Eile hätte. Allein la Vallière, der, wenngleich trunken, doch keineswegs so trunken war, daß er seine Pflicht vergessen hätte, sprang auf, um la Trousse zu folgen, indem er seine Freunde bat, sich die Zeit nicht lang währen zu lassen und tüchtig fortzuzechen; er werde bald zurück sein. Allein er kam nie wieder. La Trousse gehörte zu jenen Tapfern, die nicht den ersten, wol aber den zweiten Platz unter den Tapfern einnehmen, weil sie sich ohne Noth aussetzen. Deshalb ging er immer an der Außenseite der Laufgräben hin und nicht in denselben, vergessend dabei, daß, wenn Jedermann seinem Beispiele folgte, gar keine Laufgräben nöthig sein würden. La Vallière wollte hinter seinem Gefährten an kaltblütiger Unerschrockenheit nicht zurückbleiben, stellte sich auf gleiche Weise bloß und wurde, kaum eine Minute, nachdem er von der mit seinen Gefährten gefeierten Orgie aufgestanden war, von einer Musketenkugel in den Kopf getroffen. Die Nachricht von seinem Tode, welche den Zechenden sogleich gebracht wurde, machte nicht den geringsten Eindruck auf sie, und sie setzten, seiner Weisung gehorsam, ihr Bacchanal ruhig fort, als ob gar nichts geschehen wäre, mit Ausnahme Jumeaur's, der gleich zum Prinzen Condé lief, um denselben um die Gouverneurstelle von Flix (im spanischen Catalonien am Ebro) zu bitten, welche sein gefallener Freund besessen hatte. Allein wenige Wochen nachher starb auch er an einer Krankheit. Bussy Rabutin wurde gleichfalls bald darauf von einem Fieber befallen, das ihn an den Rand des Grabes brachte, und als die Kunde von der verabscheuungswürdigen Orgie sich im Lande verbreitete, vergrößerten Aberglauben und Leichtgläubigkeit alles darauf sich Beziehende; der aus dem Grabe genommene Leichnam wurde für den eines Heiligen ausgegeben, und das Unglück, welches in der Folge alle Genossen des Mahls traf, dem Zorne des Todten zugeschrieben, den man in seiner Grabesruhe gestört hätte."

Die Geschichte von Mazarin's Nichte wird von dem Verf. auf folgende Weise berührt: „Die Liebe Maria de Manzini's zu dem jungen Monarchen war Mazarin zu offenbar geworden, als daß er seine Nichte länger hätte in der unmittelbaren Nähe des Königs lassen können, ohne einestheils den Ruf des Mädchens aufs Spiel zu setzen und anderntheils Unordnung und Verwirrung in die königliche Familie zu bringen. Nach der Rückkehr des Hofs nach Paris hatte Maria de Manzini ihren ganzen Einfluß über Ludwig XIV. Gemüth wieder erhalten. Allenthalben hin folgte sie ihm nach, nirgend ließ sie ihn allein hingehen, selbst nicht zu seiner Mutter, die er nie besuchen durfte, ohne daß sie ihn begleitete. Der Haß Anna's von Östreich wurde daher so groß, daß es zwischen der Königin und ihrem Sohne zu täglichem Streit kam. Maria's Leidenschaft für diesen war aber so heftig, daß der Minister mit Recht fürchtete, ihre Tugend werde der Versuchung erliegen, und deshalb fest beschloß, sie vom Hofe zu entfernen. Die ihr in dieser Hinsicht gemachte Mittheilung stürzte das Fräulein Marie in solchen Kummer, daß der König, von ihrem Schmerze gerührt, dem Cardinal vorschlug, die Unterhandlungen wegen einer Vermählung mit einer spanischen Infantin abzubrechen und dafür seine Nichte auf den französischen Königsthron zu setzen. Allein Mazarin, sei es nun, daß er die mit Spanien angeknüpften Unterhandlungen als schon zu weit gediehen an-

Digitized by Google

sah, oder nur Frankreichs Bestes im Auge hatte, gab folgende hochsinnige Antwort: „Da der heilige König, Ihr Vater, und nachher die Königin, Ihre Mutter, mich dazu bestimmt haben, Ihnen mit meinem Rathe beizustehen, und ich Ihnen, dem mir gewordenen Vertrauen entsprechend, bisher in unverletzter Treue gedient habe, so sei es fern von mir, den Blick, welchen Sie mir in Ihre Schwäche zu thun gestattet, wie die Macht, welche Sie mir in der Regierung Ihres Reichs anvertraut haben, dazu zu mißbrauchen, daß ich Ihnen erlaubte, etwas Ihrer Unwürdiges zu thun. Ich bin Herr über meine Rechte, und lieber wollte ich sie mit meiner Hand niederstoßen, als ihre Erhebung durch eine solche Verrätherei bewirken.“ Mazarin gab dieser Gesinnung gemäß sogleich Befehl, daß seine Nichte von dem Hofe entfernt und mit ihrer Schwester in das Kloster Brouage gebracht werden solle. Den Abend vor ihrer Abreise entfernte sich die Königin mit ihrem Sohne aus der am Hofe versammelten Gesellschaft und sprach mit ihm allein. Als sie zurückkamen, konnte man sehen, daß sie geweint hatten. Aber Ludwig war jetzt gefaßt und entschlossen, der Vernunft statt seiner Leidenschaft Gehör zu geben, und obgleich er noch fortwährend die männliche Zärtlichkeit für Marien de Mancini hegte, so sah er sie doch am 12. Juni ungehindert adreisen. Ja, er vermochte es über sich, sie selbst an den Wagen zu begleiten, ohne daß er jedoch die Thränen verbergen konnte, die er reichlich vergoß. Sie machte im letzten Augenblicke noch einen Versuch, seine Leidenschaft gegen die in ihm mächtig gewordene Vernunft zu bewaffnen, und rief: „Sie weinen, und Sie dürfen nur befehlen!“ Allein er widerstand dieser letzten Versuchung, und nachdem er sie dann abfahren sehen, begab er sich nach Chantilly, um seinen Kummer in der Einsamkeit zu begraben.“

Vielleicht aber lassen sich die Gründe, warum Mazarin sich so sehr dieser Heirath widersetzte, ebenso wol oder noch besser aus Klugheit ableiten wie aus Eifersucht; denn es ist ebenso wahrscheinlich, daß ihn die Furcht, der Diener und Unterthan seiner Nichte zu werden, oder kluges Voraussehen der geschickten Eifersucht und des Neides, welche sonst eine solche Erhebung seiner Verwandtin unzertrennlich gewesen sein würden, bestimmte, als edle und uneigennützige Beachtnahme auf die Würde und das Interesse des Throns. Folgende Bemerkungen über die Jugendjahre der räthselhaften Maintenon sind vielleicht nicht ohne Interesse, da sie dazu beitragen, diese Frau aus dem falschen Lichte, in welchem sie leider nur zu häufig erscheint, in ihr wahres zu versetzen.

„Alle Nachrichten über die Lebenszeit dieser Frau, wo sie als Frau Scarron mit einem Gatten vereint lebte, stimmen dahin überein, daß sie außerordentlich schön, anmuthig, geistreich und auch klug gewesen sei, und unstreitig hat sie durch ihre liebenswürdige und gebildete Persönlichkeit sehr viel dazu beigetragen, in den literarischen Kreisen, welche sast jeden Abend im Hause ihres Mannes stattfanden, die Unterhaltung zu heben und die Plumpheit des Benehmens zu mildern, die damals noch ziemlich allgemein war. Das Wahre freilich über ihre frühere Aufführung zu finden, ist nicht leicht, da in spätere Zeit, als ihr Einfluß allmächtig geworden war und Schmeichelei gegen sie indirecte Schmeichelei gegen den König war, Alles, was irgend einen Flecken auf den Charakter der Frau Scarron werfen konnte, von den Höflingen der Frau v. Maintenon vergessen und in den Augen Jedermanns Unsträflichkeit und Herzensgüte, der an ihr wirklich entdeckt oder nur möglich befunden werden konnte, zur Ausschmückung der Geschichte ihres frühern Lebens ausposaunt wurde. Allgemein wird ihr indeß Pünktlichkeit und Genauigkeit in der Beobachtung der äußern Religionsgebräuche beigelegt und dies dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäß Frömmigkeit genannt. Ohne Zweifel trägt auch ihr Mann, im Anfange wenigstens, eine nicht geringere Meinung von ihrer Jugend als von ihrem Talent und überläßt nicht nur seine Arbeiten ihrer Durchsicht, sondern frischt auch viele, entweder gegen die Zierlichkeit des Ausdrucks, oder gegen die seinen Sitten verstoßende Stellen auf ihr Verlangen. Allein wir finden im Widerspruche mit dem gläubigen Vertrauen des Gatten, daß Frau Scarron eine intime Freundin der berüchtigten Ninon de l'Enclos war, einer Weibsperson, deren Talente nur ein Werkzeug der Verderbtheit waren, einer Buhlerin, nicht durch Umstände und Noth, sondern aus Leidenschaft, die keine andern Ansichten hatte als solche, womit sie ihre Schlechtigkeiten beschönigen konnte. Das war die Busenfreundin der Scarron, und ihre Briefe an dieselbe liefern durch jedes Wort den hinlänglichen Beweis, daß die Aufführung der Ninon de l'Enclos nicht nur ihre Billigung, sondern vielleicht auch ihre Nachahmung fand. Allein wir lassen sich noch mehr und noch stärkern Zweifel gegen die Reinheit des Lebens der Frau von Maintenon aufstellen. Man muß bedenken, daß Alles, was Scarron von ihrer Unschuld sagte, oder von Andern ihm in den Mund gelegt ist, durch Personen unserer Zeit überliefert wurde, die entweder mit der Frau von Maintenon selbst in genauer Beziehung standen, oder wenigstens ein Interesse dabei hatten, die geheime Gemüthlichkeit ihres Mouarchen zu loben. Auf der andern Seite läßt es sich keineswegs bezweifeln, daß die beiden Briefe, welche auf ein verdrecherisches Verhältniß zwischen ihr und Fouquet hindeuten, von ihr seien. Der Verf. der Memoiren über die Bastille behauptet dies zwar, aber ohne den Schatten eines Beweises, da sie ohne Unterschrift sind und sich sehr von ihren übrigen Briefen unterscheiden, wozu noch kommt, daß Fouquet dieselben unter den sicherlichsten Versicherungen, und Gott zum Zeugen der Wahrheit anrufend, für unterschrieben erklärte und sie in einem Augenblicke, wo er den Tod vor Augen sah und die Echtheit der Briefe auf das über ihn zu fällender richterliche Erkenntniß keinen Einfluß mehr ausüben konnte. Bei dem Allen bleibt jedoch noch Grund genug, anzunehmen, daß die Aufführung der Frau Scarron keineswegs so fleckenlos war, wie es dargestellt worden ist. Die Ingriffe, welche auch während Scarron's Lebzeiten öffentlich und privatim auf ihren Charakter gemacht wurden, enthalten freilich keinen Beweis, da dergleichen Dinge sich nicht ausgleichen lassen, das von Hamlet an Ophelia gerichtete Wort: „Sei keusch wie Eis und rein wie Schnee, du entgehst doch der Verleumdung nicht“, sich täglich bewährt; allein gegen die Scarron liegen starke Verdachtgründe vor, die nicht blos der Verleumdung Böswilliger zugeschrieben werden dürfen. Ihr eigner Gatte sagte sie offenbar den Versuchungen Fouquet's aus: er empfing von ihm Verunreinigenden eine Pension, welche sie in seiner Wohnung, und durch sie wurde Alles vermittelt, was zwischen Fouquet und Scarron vorging. Solle eine Gunst erbeten werden, dann brauchte nur ihr Name genannt zu werden, und Freunde und Verwandte waren gerufs, die nachgesuchte Stelle, Ehre oder gewinnreiche Verwilligung zu erhalten, sobald sie sich dafür verwandt hatte. In einem ihrer Briefe nennt sie Fouquet „den Helden, dem wir Alle verbunden“, und selbst Beaumelle, ihr anerkannter Lobredner, bezweifelt es nicht, daß Fouquet mit ihr ein ungedührendes Verhältniß unterhielt. Der Satiriker Gilles Boileau trug kein Bedenken, die Frau Scarron öffentlich des Lasters zu zeihen, und Scarron, ihr Mann, selbst zeigt in Briefen, die anerkannt von ihm sind, keinen geringen Verdacht gegen die Aufführung seiner Frau, während er in Briefen, die ebenso anerkannt von ihm sind, sich selbst als das größte und sicherste Hinderniß bezeichnet, das einem Manne gegeben werden kann, dessen Frau ihre Ehre gesopfert hat. Nimmt man zu dem Allen noch hinzu, daß Frau Scarron die Busenfreundin aller durch Liederlichkeit berüchtigten Weiber in Paris war, einer Frau von Montchevreuil, einer Frau von Pommereuil, einer von des Geschützes von Roy Maitresse, und einer Ninon de l'Enclos, so wird es vergönnt sein, etwas starken Verdacht gegen den sittlichen Werth dieser Frau zu hegen.“ Auffallend genug sind diese Anschuldigungen Alles, was in dem Buche über die berüchtigte Ninon de l'Enclos gesagt worden ist. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 325. — 21. November 1838.

Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung aus Nr. 321.)

Die früher zu andern Zwecken eingeleiteten Intriguen konnten jetzt beim Ausbruche derselben von den eignen Offizieren dieser Truppen nicht mehr beherrscht werden, sondern mußten im Angesichte des Feindes und in einem Lande, in welchem die Stimmung überhaupt noch schwankend war, von gefährlichen Folgen sein, wenn sie nicht augenblicklich unterdrückt wurden. Der wesentlichste, besonders in der Schlacht von Ligny sehr fühlbare Nachtheil, daß das zweite Armeecorps sowol in seinem Oberbefehle als auch in seiner Eintheilung eine große Veränderung erlitt und Widerwille gegen den neuen Landesherrn entstand, war die Folge dieser unzeitigen Auflehnung. Nächst der preußischen Armee beschäftigt die englisch-niederländische unsern Verf. am meisten, weil die Operationen derselben ineinandergreifen mußten, „indem es wol vorauszusehen war, daß Napoleon diesen beiden ihm am meisten verhaßten Feldherren und Nationen zuerst auf den Hals fallen würde, weshalb auch die gegenseitige Unterstützung verabredet ward". Über die englische Armee lesen wir: „Der Geist des englischen Heeres sprach sich in strenger Disciplin, blindem Gehorsam und großer Ausdauer aus; Eigenschaften, die das Attribut langer Dienstzeit sind und dem Vertrauen folgen, welches ein Heer in seinen Führer setzt". Von der englischen Armee geht der Verf. zur russischen über, wobei er die Kosacken bildlich „als das physische Auge der Armee" und hierdurch die Wichtigkeit bezeichnet, „welche die Kosackenregimenter für die russische Armee haben". In der Angabe der Vertheilung und Stärke der verbündeten Armeen wird deren Gesammtzahl auf mehr als 600,000 Mann berechnet, wobei aber das Belagerungscorps des Erzherzogs Johann von Östreich, das östreichische Corps unter Bianchi und das sächsische Corps unter dem Herzoge von Koburg nicht mitgezählt sind. Obgleich der Verf. die Richtigkeit der französischen Angaben nicht verbürgen will, weil „die Stärkerapports der Truppen für diesen Feldzug verloren gegangen sind", so hat er doch nach den auf St.-Helena niedergeschriebenen und andern officiellen Nachrichten, die Gesammtmasse der französischen Armee im Juni 1815 auf 559,000 Mann angenommen, wovon nach Napoleon unter seinem unmittelbaren Befehle 120,003 Mann, nach andern Nachrichten 130,000 Mann mit 346 Geschützen der preußisch-englischen Armee gegenüberstanden. Allerdings war die ins Feld rückende französische Armee dem sich nähernden Koloß der Verbündeten der Zahl nach nicht gewachsen, sie hatte aber den S. 28 ganz richtig angegebenen Vortheil, „den alte kriegserfahrene Soldaten gewähren, und fühlten auch die Meisten ein bitteres Rachegefühl, welches, durch gedemüthigten Stolz hervorgerufen, in der Erinnerung ihrer frühern Siege hinreichende Nahrung fand". Die Erfahrung hat auch diesmal die hier angeführte Ansicht bestätigt, daß, „wenngleich durch solche Aufregungen einem Heere viele Kraft beiwohnen kann, doch wol nicht zu leugnen sein mag, daß die wahre moralische Kraft, welche mehr auf solchen Gefühlen beruht, die aus der Gerechtigkeit einer Sache hervorgehen, gemangelt hat".

Wenn sich der Verf. mit der von Napoleon zum Angriffe auf die Preußen gewählten Zeit auch nicht unbedingt einverstanden erklärt, so ist er es doch desto mehr mit den von ihm dazu getroffenen Maßregeln. Der zweite Abschnitt beginnt mit dem Ausbruche der Feindseligkeiten, die

gemäß einer Bestimmung der Monarchen am 1. Juli eröffnet werden sollten, wo alle alliirten Armeen zum Einmarsche in Frankreich bereit sein würden. Der Fürst Blücher und der Herzog von Wellington hatten sich für eine frühere Eröffnung der Feindseligkeiten erklärt und glaubten, daß es vortheilhaft sei, Napoleon im Angriffe zuvorzukommen.

Indeß waren auch für den Fall, daß Napoleon die Offensive ergreifen würde, Verabredungen getroffen worden. Obgleich der Herzog von Wellington dem preußischen Obersten v. Pfuhl, der ihm am 14. Juni die Meldung von dem Vorrücken Napoleon's machte, die bestimmte Versicherung gab, „in 22 Stunden nach dem ersten Kanonenschusse seine Armee nach eintretenden Umständen bei Quatrebras oder Nivelles concentrirt zu haben", so zögerte er selbst da noch mit dem Heranziehen seines rechten Flügels, als die Angriffe auf Charleroi, Marchienne und Gilly den Plan Napoleon's unzweifelhaft machten, zuerst die Preußen und nicht, wie Wellington glaubte, die Engländer anzufallen. Das Vertrauen, das Wellington in Fouché's Versprechen setzte, ihm den Operationsplan Napoleon's mitzutheilen, veranlaßte den sonst so vorsichtigen Feldherrn, auf die wiederholten Meldungen von den Angriffen Napoleon's nicht zu achten, sondern den 15.

Digitized by Google

ruhig in Brüssel zu bleiben, um an diesem Abend noch einen Ball bei der Herzogin von Richmond zu besuchen, wo er aber, wie später erzählt wird, durch den Herzog von Braunschweig-Ols bewogen wurde, um Mitternacht Befehle zur Zusammenziehung seiner Armee nach allen Richtungen zu senden. Aber nicht der commandirende General allein, sondern auch die englischen Corpsführer müssen geglaubt haben, Napoleon würde sie früher als die Preußen angreifen, denn auch der niederländische General Perponcher blieb mit seiner Division am 15. ruhig zwischen Nivelles und Quatrebras stehen, obgleich er das Geschützfeuer von Charleroi u. s. w. hören mußte. Durch den Entschluß, seine Division anstatt, wie ihm befohlen war, bei Nivelles zu sammeln, sie in der Nacht noch nach Quatrebras zu führen, trug dieser General wesentlich dazu bei, daß am 16. der Posten von Quatrebras festgehalten werden konnte. Die Anordnungen Napoleon's, die jedoch in mehren Punkten unausgeführt blieben, werden S. 73 — 77 in ihrem ganzen Umfange erzählt. Nach dieser Darstellung erkannte man doch, daß in der französischen Armee nicht mehr der frühere Geist waltete, und besonders daß Napoleon seinen Majorgeneral Berthier entbehrte, welcher dem Gedanken seines Herrn so schnell Worte und Ausführung zu geben verstand. Es ist wol bemerkenswerth, daß Napoleon, der meistens Alles so richtig auffaßte und den Angriff so richtig anordnete, dennoch nicht die Macht besaß, alle Truppen zugleich schnell in Bewegung zu setzen. Recht auffallende Beweise der Lauheit in den Märschen finden wir besonders bei Ney am 16. und 17., wozu das moralische Gefühl des gegen seinen König begangenen Unrechts viel, vielleicht das Meiste beigetragen haben mag. Aber auch das Vandamme'sche Corps beeilte sich nicht in der Ausführung der erhaltenen Befehle, denn es sollte schon um 3 Uhr Morgens aus seinem Lager aufbrechen und stand um 8 Uhr noch stille, und die Colonne des linken Flügels bedurfte der Zeit von 4 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags, um von Thuin bis Marchienne eine Strecke von 1½ Meilen zurückzulegen, wobei sie nur den geringen Widerstand, den das preußische Bataillon v. Monsterberg leisten konnte, zu bekämpfen hatte. Diese Thatsachen beweisen hinlänglich, daß die französische Armee in ihren Bewegungen nicht immer so schnell war, wie man glaubte und es Napoleon angibt.

Die Bewegungen der einzelnen Divisionen, Brigaden, Regimenter, Bataillone und Schwadronen werden mit so vieler Genauigkeit angegeben, daß selbst dem Nichtmilitair der Gang der Ereignisse leicht verständlich wird. Die bemerkenswerthen Thaten sowol ganzer Abtheilungen als auch einzelner Offiziere und Soldaten werden ohne Übertreibung berichtet und Lob und Tadel über Freund und Feind unparteiisch und mild ausgesprochen. Der Verf. sucht durch seine ausführliche Darstellung der Leistungen der Reiterei und ihrer Führung am 16. die nachtheiligen Gerüchte, welche darüber im Umlaufe waren, auf das schlagendste zu widerlegen. In dem sonst so ausführlichen Werke finden wir aber eine Lücke, nämlich daß nicht bestimmter angegeben ist, weshalb der General v. Bülow nicht früher aus seinen Cantonnirungen abmarschirte, wozu ihm schon am 14. des Abends der Befehl geschickt wurde. Ohne eine vollständige Erläuterung dieses auch hier nicht hinlänglich aufgeklärten Ereignisses wird sowol der General v. Bülow als auch der Chef seines Generalstabes einer unrichtigen Beurtheilung ausgesetzt bleiben. Unverkennbar ist grade hier, was auch die Welt von Zufall oder Geschick spricht, die Hand der Allmacht recht sichtbar gewesen, die Alles, was scheindar fehlerhaft eingeleitet wird, doch, wenn es ihren Zwecken gemäß ist, mit glücklichem Erfolge krönt. Wir bitten, aus dieser Äußerung nicht etwa zu folgern, daß wir meinen, daß jedes Unternehmen, welches man, auf höhere Hülfe rechnend, schlecht einleitet, dennoch gelingen müsse. Das ist keineswegs unsere Meinung, sondern nur, daß Alles einer höhern Macht unterworfen ist, die am Ende doch das Recht mit Segen krönt. Wäre Bülow am 16. zur rechten Zeit bei Ligny eingetroffen, so hätte Blücher wahrscheinlich seine Stellung behaupten können; durch seinen Rückzug wurde Napoleon verleitet etwas sorglos mit seiner Hauptmacht auf Wellington zu fallen; dort wird er aber grade in dem entscheidenden Augenblicke, als die erste Linie der Engländer schon durchbrochen ist, von dem noch ungeschwächten, kampfgierigen vierten preußischen Armeecorps angegriffen und gezwungen, seine politische und kriegerische Laufbahn für immer aufzugeben. — Die Schlacht von Ligny ist mit lebendigen Farben geschildert und in drei Momente getheilt. Zur bessern Verständigung ist eine von Haupt ebenso schön gezeichnete, als von Jaeck elegant gestochene Karte beigegeben, die den zweiten Moment der Schlacht, oder die Zeit von 5 — 7 Uhr darstellt. Bei dem Angriffe auf St.-Amand tritt der oben erwähnte Nachtheil des Commandowechsels beim zweiten Armeecorps recht deutlich hervor. Unser Verf. sucht das Mislingen desselben nicht, wie Clausewitz, in einem „offenbar viel zu frühen Angriffe", sondern in der nicht gehörigen Unterstützung der fünften Brigade. Auch die Stellung des Generals v. Thielemann in der Schlacht von Ligny, sein Heranziehen der in die Reserve gestellten vierten und eines Theils der ersten Brigade, sowie auch der lange Halt desselben bei Gembloux auf dem Rückzuge nach Wavre wird gerügt. Von großem Interesse war uns die Schilderung von dem letzten Angriffe der französischen Reiterei. Von Mittag 1 Uhr bis Abend 9 Uhr wird der Kampf auf dem engen Raume von ungefähr ¼ deutschen Meile mit gleicher Erbitterung und Tapferkeit fortgeführt, ohne daß es zu einer Entscheidung kommt, wenn auch einzelne Abtheilungen besondere Vortheile erringen. Offiziere und Soldaten fielen nicht durch feindliche Kugeln niedergeschmettert, sondern aus gänzlicher Erschöpfung todt nieder. Napoleon benutzt die Zeit, in welcher ein plötzlicher Gewitterregen den Horizont verfinstert, und durchbricht mit 8 Bataillonen Garde, dem ersten und zweiten Grenadierregimente und Milhaud's Küraſſieren gegen 9 Uhr Abends an der östlichen Seite von Ligny die Schlachtlinie der Preußen, die ihrer Reserve durch den Hülferuf des drit-

Digitized by Google

ten Corps für den Augenblick beraubt war. Der Feldmarschall Blücher setzt sich selbst an die Spitze der Reiterei, um dem weitern Vordringen des Feindes Einhalt zu thun, doch mislang der Angriff, und im Zurückgehen stürzt das von einer feindlichen Kugel getroffene Pferd Blücher's todt zu Boden. „Vom Falle betäubt, liegt der heldenmüthige Greis unter dem todten Pferde, Niemand ist bei ihm als sein Adjutant und Freund, der Major Graf Nostitz." Die Preußen sammeln sich und „treiben mit gleicher Hast die Franzosen vor sich her". Nachdem der Feldmarschall mit Mühe unter dem todten Pferde hervorgezogen ist, besteigt er das Pferd eines Unteroffiziers vom sechsten Uhlanenregimente, um, wie Ernst von Mansfeld vor beinahe 200 Jahren, sein Heer von demselben den Verbündeten ungünstigen Schlachtfelde in Ordnung aus dem ehrenvollen, wenn auch nicht siegreichen Kampfe auf einen neuen Wahlplatz zu führen, wo die französische Armee eine Niederlage erlitt, wie wir keine in der Geschichte kennen. Den Verlust der Preußen an diesem Tage berechnet der Verf. auf 16 Geschütze und 11 — 12,000 Todte, Verwundete und Vermißte, wovon später ein guter Theil wieder zum Vorschein kam. Der Chef des Generalstabes, General Graf Gneisenau, hatte während der Abwesenheit des Fürsten Blücher den Rückzug der Armee über Tilly nach Wavre angeordnet. Von diesem Rückzuge nach Wavre sagt Napoleon auf St.-Helena, „daß er einen Funken des Genies zeige, welches nur großen Feldherren beiwohne". Alles war beschäftigt, die Truppen in die neue Marschdirection einzuweisen, wobei der Major Graf v. d. Groeben vorzüglich thätig war, was ihm um so eher möglich wurde, als er schon vor der Schlacht ein Croquis jener Gegend aufgenommen und dem General Gneisenau übergeben hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Die Auswanderung der evangelisch gesinnten Salzburger, mit Bezug auf die Auswanderung der evangelisch gesinnten Zillerthaler, dargestellt von Christ. Ferdin. Schulze. Gotha, Gläser. 1838. 8. 20 Gr.

Der als geachteter Geschichtschreiber und vornehmlich als Verfasser des so nützlichen „Historischen Bildersaals" vortheilhaft bekannte Hr. Prof. Schulze zu Gotha hat in der vorliegenden Schrift eine interessante und zeitgemäße Monographie geliefert. Seine Vorarbeiten zu einer Lebensbeschreibung des Herzogs Friedrich II. von Gotha und Altenburg brachten ihm bei den Nachforschungen im geheimen Archive zu Gotha eine Anzahl Reichstagsacten aus den Jahren 1691 — 1733 in die Hände, in welchen er eine reiche Sammlung von Berichten, Schreiben und Unterhandlungen über die Auswanderung der evangelisch gesinnten Salzburger vorfand. Da er sich nun hierdurch überzeugte, daß die bisherigen „vollkommenen" und „ausführlichen" Darstellungen dieser Begebenheit von Göcking, Teubner und Gaspari mehr oder minder parteiisch waren, und daß ihre Nachfolger, Panse und Döbel, doch nur die in jenen Schriften enthaltenen Materialien benutzen konnten, aber nicht eine mehr pragmatische Geschichte nach ihren Ursachen und Folgen zu geben im Stande waren, ebenso wenig die Verhältnisse im deutschen Reiche und das Charakteristische der mitwirkenden Personen berücksichtigt hatten, so entschloß sich Hr. Schulze zu einer neuen Bearbeitung dieser Begebenheit, welche nach Ullmann's richtigem Urtheile („Theologische Studien und Kritiken", I, 3, S. 630) eine der schönsten Episoden in der großen Entwickelung des Protestantismus genannt zu werden verdient. Die Art, in welcher Hr. Schulze dabei seine Vorgänger benutzt hat, sein schonendes, maßhaltendes Urtheil über sie und der bescheidene Ton, in welchem er von seinen archivalischen Entdeckungen Gebrauch gemacht hat, kann die Nützlichkeit seines Buchs nur erhöhen. Eine nähere und vielleicht nächste Veranlassung zu demselben gab die Auswanderung der Zillerthaler nach Schlesien, die im letzten Capitel nach den besten Berichten dargestellt ist und einen nicht zu übersehenden Beitrag zur Zeitgeschichte liefert. Der Auswanderungen der sogenannten neuen Lutheraner aus Preußen und Sachsen hat der Hr. Verf. nicht gedacht. Wir billigen dies, da jene frühern Emigrationen sich nicht mit dieser bedauernswerthen Erscheinung unserer Tage vergleichen lassen, während wir die von ihm am Schlusse der Schrift gegebene Vergleichung der Zillerthaler und Salzburger als sehr passend anerkennen müssen.

Nachdem in den ersten Capiteln das Aufkommen der evangelischen Religion in Salzburg und die mannichfachen Bedrückungen geschildert sind, welche vornehmlich der Erzbischof Marcus Sitticus Graf von Hohenems (1612 — 19) über seine evangelischen Unterthanen verhängt hatte, kommt Hr. Schulze auf den Erzbischof Leopold Anton, einen Freiherrn von Firmian, der am 3. Oct. 1727 die Regierung übernommen hatte, einen harten, eigensinnigen, hab- und genußsüchtigen Mann, an dessen Statt sein Hofkanzler Hieronymus Christian von Rall im Lande schaltete und waltete. Die Zahl der Evangelischen hatte damals sehr zugenommen, und da sie ihren Gottesdienst nicht öffentlich halten durften, so erbauten sie sich im Stillen und stärkten ihren Glauben namentlich durch die Belehrungen und Ermuthigungen, die ihnen Joseph Schaitberger und Andere von außen zukommen ließen. Schaitberger ist eine ausgezeichnete Persönlichkeit in dem salzburger Drama. Er war ein Bergmann, hellen Blicks und tiefen Gemüthes, wohlbewandert in der heiligen Schrift und voll heftigen Unwillens gegen die katholische Kirche, sodaß ihn der Erzbischof Maximilian Gandolf schon 1685 in Ketten und Banden nach Salzburg bringen und sodann des Landes hatte verweisen lassen. Von Nürnberg aus wirkte er aber fortwährend auf und für seine zurückgebliebenen Glaubensgenossen, namentlich durch seinen „Evangelischen Sendbrief", der in mehren Auflagen gedruckt worden ist. Um diesem Anwachsen der evangelischen Lehre zu steuern, sendete der Erzbischof erst Bußprediger aus und belegte die Widerspenstigen mit Geld- und Leibesstrafen. Zwei von diesen, Hans Lerchner und Veit Breme, wanderten aus, mußten jedoch ihre sämmtliche Habe zurücklassen und übergaben am 1. Jan. 1730 den evangelischen Reichsfürsten zu Regensburg eine Bittschrift, sich doch bei ihrem Erzbischof zu verwenden, daß ihnen in Gemäßheit des westfälischen Friedens gestattet werden möchte, ihre Güter zu verkaufen, das gelöste Geld mit sich zu nehmen und nebst Weib und Kindern auszuwandern. Die nun folgenden diplomatischen Verhandlungen sowie das Einschreiten der evangelischen Reichstagsgesandten hat der Verf. ausführlich geschildert, sodaß daraus ebenso wol die gute Gesinnung der Gesandten als die Ungerechtigkeit des Erzbischofs, die sich nur mitunter hinter scheindarer Gelindigkeit versteckte, hervorgeht. Doch ließen sich die Evangelischen, die sich damals auf 20,678 nach S. 64 beliefen, dadurch nicht täuschen, sie schlossen sich im Gegentheil nur fester aneinander, namentlich durch den sogenannten Salzbund zu Schwarzach am 5. Aug. 1731.

Diesen Bund betrachtete der Erzbischof als eine frevelhafte Auflehnung gegen sein eignes Ansehn und suchte daher auf alle Weise die Evangelischen im Auslande verhaßt zu machen, ja er erwirkte ein Schreiben des Kaisers an den Magistrat zu Regensburg, das aber eigentlich den evangelischen Fürsten galt, daß derselbe nicht solle mit salzburgischen Emigranten Gemeinschaft halten, und erhielt sogar die Zusicherung einer Hülfe durch östreichische Truppen. Wirklich erschienen diese im Sep-

Digitized by Google

tember 1731, wurden vorzugsweise in die Häuser der Evangelischen gelegt und übten dort mannichfache Quälereien aus. Der Erzbischof legte jetzt ganz die Maske ab, warf den Evangelischen Ungehorsam und Aufwiegelung vor und ließ in der Michaelismesse alle Die, welche er als Urheber der Religionsbewegungen betrachtete, zur Nachtzeit aufgreifen, fesseln und in enger Haft vielen Qualen der Härte und Grausamkeit preisgeben.

Hierdurch bewogen, richteten die evangelischen Gesandten mehrfache Schreiben an den Kaiser und erinnerten ihn an die Bestimmungen des westfälischen Friedens. Doch war dies ohne Erfolg. Nun begaben sich auf den Rath und mit der Empfehlung der Gesandten die Abgeordneten der Evangelischen, Peter Heidensteiner und Nikolaus Forstreuter, erst nach Kassel zum Landgrafen und König von Schweden, Friedrich, dann zum Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I. So wenig Hülfe, als sie bei dem Ersten fanden, so wirksame Unterstützung gewährte ihnen der Zweite. Ihn veranlaßte dazu das ihm innewohnende Rechtsgefühl, die Anhänglichkeit an die evangelische Kirche, als deren Schutzherrn er sich ansah, und wo er selbst bei aller sonstigen Anhänglichkeit gegen die kaiserliche Majestät derselben entschieden entgegentrat, endlich auch die Aussicht, mit den ausgewanderten Salzburgern die verödeten Gegenden in Ostpreußen bevölkern zu können. Die Abgeordneten kehrten also mit dem günstigsten Bescheide nach Regensburg zurück und stärkten von hier aus ihre Glaubensbrüder.

Indeß aber hatte Leopold Anton, wie er wähnte, den Hauptstreich gegen seine unterthanen unternommen geführt. Im Emigrationspatente vom 31. Oct. 1731 erklärte er denselben, daß er alle Ursache habe, die Auswanderung in Gang zu bringen, und hiermit Allen und Jedem, der sich zur ausgburgischen oder reformirten Confession bekenne, bei schwerer Strafe gebiete das Land zu räumen, es müßte denn sein, daß sie binnen 15 Tagen sich vor ihrer Obrigkeit wiederum als Katholische einschreiben ließen. Der Abzug selbst wurde nach vier Kategorien geordnet: alle unmündigen Kinder sollten binnen acht Tagen abgehen, die Arbeiter in den Bergwerken sogleich und ohne weitere Bezahlung ihrer Dienste entlassen sein, die Bürger und Meister nicht mehr für solche geachtet werden, die angesessenen Bauern und Einwohner nach Maßgabe ihrer Steuern noch drei Monate höchstens bleiben dürfen. Das Corpus evangelicorum zu Regensburg nahm sich sofort der salzburgischen Glaubensgenossen auf das entschiedenste an, auch der Kaiser wurde von ihm angegangen, „seine protestantischen Unterthanen den Reichsgesetzen gemäß zu behandeln" und eine Executionscommission nach Salzburg abzuordnen. Darauf ward von salzburgischer Seite hinhaltend und anscheinend hier und da nachgebend geantwortet, auch ließ der Kaiser dem Erzbischof mehrmals schriftliche Ermahnungen zugehen, aber nichtsdestoweniger begann sactisch die Vertreibung der protestantischen Salzburger. Dr. Eberhard meint, der Erzbischof habe anfänglich wol mehr die Absicht gehabt, seine evangelischen Unterthanen zu schrecken, als sie wirklich auszutreiben. Da er aber gesehen, daß sie trotzdem bei ihrem Glauben beharrten, so strübte sich sein Stolz, auch in Hinsicht des von Seiten der evangelischen Fürsten gethanen Widerspruchs, Rückschritte zu thun, und er ließ nun die Strenge des Patents mit gehäuftster Grausamkeit zur Ausführung bringen. Mitten im November wurden die unansässigen Protestanten mit Gewalt und oft mit Zurücksetzung oder Mißnahme ihrer Habe über die Grenze gebracht. Ihre Zahl belief sich gegen 14,000. Den Ansässigen war gestattet, noch mehre Monate zu bleiben, aber sie selbst daten schon im Febr. 1732 um die Erlaubniß, ausziehen zu dürfen, ihre Güter nach eignem Befinden sogleich zu verkaufen, oder nach Maßgabe früherer Verordnungen durch Andere verwalten zu lassen. Beides wurde ihnen gewährt. Die Auswanderungen dauerten von da an fort bis in das Jahr 1739, zu nach über dasselbe hinaus, und man kann wol annehmen, daß der Menschenverlust Salzburgs sich auf 30,000 Seelen belaufen habe. Gegen alle erzbischöfliche Maßregeln hatten die Gesandten von England, Schweden, Dänemark und Holland in Regensburg diverse Vorstellungen erlassen, man drohte auch mit Repressalien gegen die Katholiken in Norddeutschland, ohne daß dies geschehen wäre; Keiner aber that wirksamere Schritte als Friedrich Wilhelm I., denn er gab in einer unter dem 2. Febr. 1732 ausgestellten Erklärung, die Herr Schulze mit allem Rechte wörtlich mitgetheilt hat, zu erkennen, wie er beschlossen habe, die vertriebenen Salzburger in seine Staaten aufzunehmen und sie wie alle andere Colonisten zu unterstützen und anzusetzen, weshalb er alle Stände des Reichs ersuche, sie frei und unaufgehalten durch ihre Länder ziehen zu lassen, ihnen auch zur Fortsetzung ihrer mühseligen Reise, „was ein Christ dem andern schuldig sei", zu erweisen. Die lang ausgedehnten Unterhandlungen mit dem Kaiser und dem Reichshofrathe, an den sie vom Reichstage übergegangen waren, hatten das nämliche Schicksal, wie so viele ähnliche Unterhandlungen zwischen den Reichsfürsten und dem Kaiser. Die Schlauheit und Zähigkeit der erzbischöflichen Räthe siegte über die bessere Einsinnung, aber geringere Energie der protestantischen Fürsten.

Im zehnten Capitel hat der Verf. ein sehr anschauliches Bild der Wanderung und des Unterkommens der protestantischen Salzburger entworfen, aus dem wir, falls es der Raum gestattete, gern einige Stellen ausheben möchten. Aber wir können hier nur erwähnen, daß überall, wo sie hinkamen, Hohe und Niedere, Vorsteher und Beförderer, so Geistliche als Juden sich ihnen freundlich und dienstfertig bewiesen, daß sie mit Geld, Kleidern, Nahrung, Bibeln und andern Dingen, an denen sie Mangel litten, beschenkt wurden, daß in Regensburg eine Emigrantenkasse errichtet ward, daß man sie an vielen Orten im feierlichen Zuge einholte, daß sie ihrerseits sich aber auch überall durch Eintracht und christliche Tugend auszeichneten. Der Hr. Verf. hat dies unter Anderm durch die Beschreibung ihrer Aufnahme in Kaufbeuren und besonders schwäbischen Städten, in Gotha (wo Hrn. Schulze besonders viele und glaubwürdige Nachrichten zugekommen waren) und in Berlin dargethan. In Potsdam wurde ihrer am 29. April 1732 Friedrich Wilhelm zuerst ansichtig, ließ sie nochmals nach ihren Religionskenntnissen befragen, dann aber sie unter den wiederholten Worten: „Ihr sollt es gut haben, Kinder, ihr sollt es bei mir gut haben", auf mannichfache Weise reichlich beschenken. Nach achttägigem Aufenthalten in Berlin traten sie ihren Weg nach Preußen an.

Auf diesem Zuge der Salzburger hat sich auch zu Altmühl im Ottingenschen die Begebenheit zugetragen, welche den Stoff zu Goethe's „Hermann und Dorothea" gab.

Kleine Haufen Salzburger wanderten nach Holland, Schweden und in das englische Nordamerika, die meisten aber, die auf dem Zuge hier und da ein Unterkommen gefunden hatten, folgten ihren Landsleuten nach Preußen, sodaß deren Zahl allmälig auf 20,694 stieg. Es zeigte sich unter ihnen — ganz so wie in unsern Tagen unter den ausgewanderten Zillerthalern in Schlesien — anfänglich viel Unzufriedenheit, doch verlor sich diese von Jahr zu Jahr mehr, und 1738 feierten sie in ihren Kirchen ein allgemeines Dankfest. Dagegen hatten die in Salzburg zurückgebliebenen Protestanten fortwährend Noth und Bedrückung auszustehen.

Das letzte Capitel enthält die Geschichte der zillerthaler Auswanderer nach den Schriften Rheinwald's und Anderer. Wir wollen den Inhalt hier nicht ausführlich wiederholen, da die Sache selbst noch in frischem Andenken ist, und nur bemerken, daß die Zillerthaler das Verfahren der bürgerlichen Obrigkeit sie stets als ein mildes bezeichnet haben, und daß alle Schritte gegen sie nicht von den Kaisern Franz und Ferdinand ausgegangen sind, sondern dem Klerus und den tirolischen Ständen. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 326. — 22. November 1838.

Kriegsgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 325.)

Die Schlacht von Quatrebras, wo Ney mit 20,000 Mann Infanterie und 4700 Mann Reiterei die englisch-niederländische Armee angreift, ist in der zweiten Abtheilung mit gleicher Sorgfalt wie die Schlacht von Ligny geschildert. Gegen 6 Uhr des Abends sah man zwei französische Colonnen, die sich, von Reitereimassen begleitet, fortbewegten, wovon die eine die braunschweigischen Bataillone auf der Chaussée zurückwarf und sich der Schäferei bemächtigte. Der Herzog von Braunschweig griff mit seiner Reiterei an, diese mußte aber auch der Übermacht weichen, wobei der Herzog den tödtlichen Schuß erhielt, der ihn durch das rechte Handgelenk hindurch auf der rechten Seite den Unterleib durchbohrte und so das Leben eines deutschen Fürsten endete, welches, immer der guten Sache geweiht, stets der Unterdrückung und Schmach entgegenkämpfte. Ein Theil der verfolgenden Franzosen wird durch das an der Chaussée aufgestellte 92. englische Regiment, welches seine Flanken Compagnie quer über die Chaussee warf und in ganz naher Entfernung dem Feinde eine Generalsalve gab, von seinem Corps abgeschnitten und wirft sich auf das Gefolge des Herzogs von Wellington, der nun auch, wie Blücher bei Ligny, einen Augenblick in das Getümmel verwickelt wurde. Der Verf. tadelt, daß der Marschall Ney seine Kräfte nicht mehr zusammenzog und „gleich am Anfange mit einer größern Übermacht das Gefecht eröffnete, da ihm nicht unbekannt sein konnte, daß die Stärke des Feindes mit jeder Viertelstunde wuchs".

Am 17. des Abends waren alle vier preußischen Corps in und um Wavre versammelt und wurden durch die Bemühungen des vom Schlachtfelde von Ligny vorangeeilten Artillerieobersten v. Röhl mit aller Art von Munition vollständig versehen. Die Vertheidigung von Wavre und der Dyle gegen den nachrückenden Marschall Grouchy wird dem wegen der langen Ruhe bei Gembloux erst spät ankommenden General v. Thielemann übertragen. An demselben Tage schlägt der Herzog von Wellington dem Fürsten Blücher vor, „wenn dieser ihn mit zwei Corps unterstützen wolle, am 18. in der Stellung von Mont-St.-Jean eine Schlacht anzunehmen". Ohne irgend Jemand darüber zu sprechen, antwortet dieser: „Ich werde nicht allein mit zwei Armeecorps, sondern mit der ganzen Armee kommen, aber unter der Bedingung, daß, wenn uns die Franzosen nicht am 18., wir sie am 19. selbst angreifen." Napoleon war zu eifrig, um den Angriff auf den Herzog von Wellington nur einige Stunden aufzuschieben. Die Preußen wurden nur von dem Marschall Grouchy mit dem dritten und vierten Armeecorps und der Reiterei der Generale Pajol und Excelmans auf der Straße nach Lüttich verfolgt. Bis den 17. des Abends um 10 Uhr glaubte selbst Grouchy noch, daß der Fürst Blücher sich dahin zurückziehe und ward durch die Wegnahme einer preußischen Batterie vom dritten Armeecorps, welche sich am 16. mit ihrem Abmarsche verspätet hatte und nun nach Namur zurückging, in diesem Wahne bestärkt. In Gembloux erfuhr Grouchy erst, daß die preußische Armee nach Wavre marschirt sei. Nun war es zu spät, den Fürsten Blücher an der Vereinigung mit Wellington zu hindern, besonders da Napoleon nichts zur Deckung seiner rechten Flanke detachirte und auch die Fuhrten über den Lasnebach nicht besetzen ließ. Die in so vielen Schriften besprochene Correspondenz Napoleon's mit dem Marschall Grouchy wird auch hier erwähnt und ein von dem General Gourgaud beglaubigtes Schreiben des Marschalls vom 17. an Napoleon mitgetheilt.

Zur Beseitigung verschiedener dem Marschall ungünstiger Meinungen, wird erwähnt, daß der Sohn desselben sich im Besitz des Protokolls befinde, „in welchem alle von dem Majorgeneral erlassenen Befehle aufgezeichnet sind, daß darin aber keine einzige jener Instructionen eingezeichnet sei, welche Gourgaud am 17. an den Marschall erlassen haben will".

Der vierte Abschnitt bespricht das Schlachtfeld von Belle-Alliance, die Zusammensetzung und Fechtart der englischen Truppen und kommt dann zur Schlacht selbst, an welcher von dem 90,000 Mann starken Wellington'schen Heere nur 62,000 Mann Theil nahmen. Die Verwendung der andern 28,000 Mann ist in der Beilage Nr. 15 nachgewiesen. Eine S. 249 gegebene Schilderung des englischen Heeres, wobei ebenso wenig Alles getadelt als unbedingt gelobt wird, ist sehr interessant, weil darin die Vorzüge und Nachtheile gegen die preußische Armee unparteiisch herausgestellt sind.

Nach S. 260 „verließ Napoleon schon in der Nacht

Digitized by Google

um 1 Uhr sein Quartier, um zu Fuß und blos von dem General Bertrand begleitet die Lagerfeuer des englischen Heeres zu beobachten". Gegen 9 Uhr recognoscirte er noch einmal die Stellung der Engländer und dictirte die Dispositionen zur Schlacht, die „etwa gegen 1 Uhr Mittags, und wenn es der Kaiser dem Marschall Ney befehlen würde", anfangen sollte. Die während der Schlacht von beiden Theilen begangenen Fehler werden ohne Schminke erzählt; auch glaubt der Verf. nicht, daß die französische Armee „eine solche Schlachtordnung, wie sie Napoleon später angegeben", gehabt habe. In dem kritischen Augenblicke, da die Engländer schon im Zurückziehen und getrennt von dem Blücher'schen Corps waren, welches bald nach 4 Uhr aus dem Walde von Frichermont hervorbrach, erscheint die erste Brigade der preußischen Reservereiterei nebst vier Batterien des ersten Armeecorps, welche in die von den Engländern innegehabte Position aufgefahren wurden, deren Feuer der Oberstlieutenant Reiche so dirigirte, daß zwei derselben den gegen die Engländer und die andern beiden den gegen den General v. Bülow kämpfenden Feind in die Flanke nahmen. Der Angriff der französischen Kürassiere, welcher an der Festigkeit des englischen Fußvolks scheitert, wird ebenso lebendig wie die Angriffe der preußischen 15. und 16. Brigade und der Reservereiterei unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen (Bruder des Königs), welche bei dem augenblicklichen Mangel der Infanterie die Stelle der Waffengefährten einnahm, geschildert. S. 311 ist die Erstürmung des Dorfes Planchenois durch den Obersten v. Hilles, bei welchem Dorfe Napoleon noch einmal versuchte seine Truppen zu ordnen, weil es ihrem Rückzuge einigen Schutz gewährte, ausführlich erzählt. Die französische alte Garde bewährte auch hier ihren allbekannten Ruf der Tapferkeit, man mußte sie (S. 312) „bei ihren mit schwarzen Flor umwundenen Adlern tödten, um sich des Dorfes zu bemächtigen". Der Verf. glaubt, daß, wenn Planchenois eine halbe Stunde früher genommen, auch Napoleon und ein großer Theil seiner Armee gefangen worden wäre, und daß er seine persönliche Rettung nur der guten Haltung einiger Gardebataillone und der eingetretenen Dunkelheit zu danken habe. Von dem Augenblicke an, als der rechte Flügel zurückweicht, können die Franzosen sich nicht mehr halten. Das Zurückweichen des Feindes wurde das Signal zum Vorrücken der Engländer. Alle englischen Reitereibrigaden werden zusammengezogen, um zum Angriffe überzugehen. Der tapfere Vertheidiger der Citadelle von Antwerpen, General Chassé, rückte mit seiner Division, wobei hanöverische und braunschweigische Reiterei ihn unterstützte, gleichfalls vor. Der Prinz von Oranien erhielt hier an der Spitze dieser Division eine Kartätschenkugel in die linke Schulter. Der Herzog von Wellington läßt den General v. Ziethen ersuchen, „das preußische Geschützfeuer aufhören zu lassen". Die englischen Truppen erhielten auch die Weisung, mit den Preußen gleichzeitig vorzurücken. Der Verf. hat dieses Factum weitläufig erzählt, um die Meinung, als wenn die Engländer ihren letzten Angriff eher unternommen, als der General v. Ziethen in die Schlacht eingegriffen, durch Thatsachen zu widerlegen. Der Angriff des Majors v. Falkenhausen mit einem Landwehr-Reiterregimente und der beiden Infanteriebataillone v. Keller und v. Witzleben nahe bei Maison-du-Roi macht die Verwirrung des Feindes noch größer, sodaß er Alles den verfolgenden Preußen überläßt, und so außer Fassung kommt, daß er weder bei Genappe, wo die Örtlichkeit ein Festsetzen so sehr begünstigte, noch bei Charleroi zum Stehen gebracht werden kann. Nach einer persönlichen Unterredung der beiden Feldherren übernimmt die Blücher'sche Armee die Verfolgung des Feindes. Der General Gneisenau mit seinem kräftigen und kühnen Geist setzt sich an die Spitze von drei Uhlanenschwadronen und den Füsilierbataillonen des 15. und 25. Infanterieregiments, um dem Feinde keine Ruhe zu lassen. Die ganze Armee bleibt bis Genappe in Bewegung, wo sie um Mitternacht eintrifft. Bis Rossomme und Maison-du-Roi war schon eine Menge Geschütze und ein Theil des Gepäcks genommen, in Genappe fiel der schon früher abgefahrene Theil des letztern und mit ihm „der Reisewagen Napoleon's mit seinen sämmtlichen Effecten" den nacheilenden Verfolgern, der letztere namentlich dem Füsilierbataillone des 15. Infanterieregiments, in die Hände.

Kein Feind dachte mehr an Vertheidigung, sondern nur an die eigne Rettung und bewährte das S. 313 ausgesprochene Urtheil: „Jedes Heer, welches einen so mörderischen Kampf bis zur höchsten Erschöpfung durchgeführt hat, wird zu einem übereilten Rückzuge, ja zur Flucht verleitet werden können, jedoch ist kein Heer so niedergeschlagen und so hoffnungslos nach einem Unglücke als das französische." In der frohen Laune des Sieges wurde ein Tambour auf eins der aus Napoleon's Wagen gespannten Pferde mit der Anweisung gesetzt, fortwährend zu schlagen. Der Trommelschlag und der Ton der preußischen Flügelhörner vertrieb in dieser Nacht die Feinde sieben Mal von ihren Ruheplätzen; die Verfolgung wurde bis zu dem jenseit Fraisne gelegenen Gasthof „zum Kaiser" fortgesetzt, wo Gneisenau den durch einen zwanzigstündigen Marsch ganz erschöpften Truppen einige Ruhe gönnte und die Strahlen der aufgehenden Sonne erwartete. Die Tage vom 17., 18. und 19. kosteten den Franzosen nach ihrer Berechnung 25,000 Mann, worunter 6000 Gefangene. Ihr Verlust scheint aber zu gering angegeben, indem mit Einschluß des Grouchy'schen Corps bei Laon sich überhaupt nur einige 60,000 Mann sammelten und man doch nicht füglich annehmen kann, daß sich 30 — 40,000 Mann im Lande zerstreut hätten. 300 Geschütze und ein ungeheueres Material war das Resultat des Sieges, der den Engländern und Hanoveranern 14 — 15,000 Mann, den Niederländern, Nassauern und Braunschweigern 6000 und den Preußen, größtentheils vom vierten Corps, 7000 Mann kostete.

Am 19. des Morgens 6½ Uhr erfuhr General Thielemann schon officiell den Sieg des vorigen Tages, und daß das zweite Armeecorps in seine rechte Flanke geschickt war, um wo möglich Grouchy von der Sambre abzuschneiden. Ob-

Digitized by Google

gleich der Verf. S. 354 die Führung des Gefechts von Wavre „bis zum Augenblicke des Rückzuges nur nachahmungswerth nennt", kann er doch nicht umhin, den Mangel an Aufmerksamkeit auf die feindliche Reiterei des linken Flügels zu rügen. Bei diesem Corps muß man nach dieser Darstellung nicht auf alle Truppentheile gleiche Aufmerksamkeit verwendet haben, sonst würde ebenso wenig am 16. eine ganze Batterie und eine Uhlanenschwadron auf dem Schlachtfelde vergessen worden, als auch am 19. eine ganze Brigade aus ihrer Stellung ohne Befehl dazu abmarschirt sein, ohne daß man es bald bemerkte. Der Rückzug bis St.-Achterrode, auf dem halben Wege nach Löwen, ohne daß die Reiterei noch einmal Front machte, um den Feind zu beobachten, und daß man nach der Vereinigung mit neun Schwadronen ganz frischer Reiterei dem Feinde nichts entgegenschickte, spricht auch nicht für große Entschlossenheit; oder sollte es eine Kriegslist sein, damit Grouchy noch weiter folgte, um durch den General v. Pirch I. desto leichter von der Sambre abgeschnitten zu werden?

Auch wird die Führung des Gefechts französischerseits getadelt, weil die beiden französischen Corps nur abwechselnd handelten „und ein Zusammenwirken aller Kräfte vermieden worden sei". Gegen 11 Uhr Mittags erhielt der Marschall Grouchy durch einen abgesendeten Offizier vom Generalmajor die Nachricht von der verlorenen Schlacht und beschloß, sich gegen die Sambre zurückzuziehen und dort die Nachrichten abzuwarten, welche seinen weitern Entschluß leiten könnten. Dies führte er auch glücklich aus und kam früher als das zweite Armeecorps in Namur an. Obgleich der General v. Pirch I., der schon auf dem rechten Ufer der Dyle bei Melioreux stand, als Grouchy auf dem linken Ufer dieses Flusses erst die Nachricht von der verlorenen Schlacht erhielt, nicht ganz frei von dem Vorwurfe des Mangels an energischen Maßregeln zu sprechen ist, so findet er doch darin einige Entschuldigung, daß selbst die zum dritten Armeecorps gehörende neunte Brigade ihm keine Auskunft geben konnte, wo General Thielemann stand, mithin an ein gemeinsames Handeln nicht zu denken war. Von welchem unberechenbaren Vortheile wäre es für die Preußen gewesen, früher als Grouchy jenseit der Sambre oder in Namur einzutreffen, dessen Erstürmung das Leben vieler Tapfern kostete, die in keinem Verhältnisse zu dem dadurch erlangten Vortheile standen und füglich für einen wichtigern Zweck hätten aufgespart werden können.

Aus allen Anordnungen Blücher's geht deutlich hervor, daß nicht die Vernichtung eines einzelnen Corps, sondern „die Zerstörung des Lebensprincips der Feindesmacht" sein Hauptzweck war. Dies zu vollbringen überschreitet der Fürst Blücher am 20. mit dem ersten Armeecorps auf dem Wege von Charleroi nach Beaumont, wo es noch die letzten zwölf aus der Schlacht geretteten französischen Geschütze nahm, und mit dem vierten Armeecorps in der Gegend von Maubeuge die französische Grenze. Die Schilderung der weitern Verfolgung und der folgenden Gefechte bis zum Einzuge in Paris ist dem zweiten Theile vorbehalten, in welchem auch die Plane der Schlacht von Belle-Alliance und des Gefechts von Wavre nachgeliefert werden sollen. In dem letzten zeichnete sich der Oberst v. Zepelin besonders dadurch aus, daß er mit vier schwachen Bataillonen die Angriffe des General Vandamme glücklich abschlug, welche dieser mit 31 Bataillonen dreizehn Mal vergeblich versuchte.

In dem zweiten Theile hoffen wir eine Discussion näher erörtert zu finden, welche durch eine vor etwa zwei Jahren in dem Parlamente vom Herzog von Wellington ausgesprochene nachtheilige Äußerung über die Disciplin der preußischen Armee entstand und von den Generalen v. Müffling I. und v. Grolmann in öffentlichen Blättern erhoben wurde.

In den 15 Beilagen finden wir nicht allein die Stärke sämmtlicher in diesem Kriege mobilen Heere, sondern auch die Namen aller Corps-, Divisions- und Brigadecommandeurs ausführlich angegeben; ferner ist die „Ordre de Bataille der Armee des Herzogs von Wellington", der Aufruf Napoleon's an die französische Armee vom 15. Juni 1815 und die Proclamation des Fürsten Blücher an die Armee des Niederrheins vom 19. Juni 1815 mitgetheilt.

119.

Philanthropische Schriften.

Die Sklavenemancipationsfrage ist neuerdings von Agénor de Gasparin in seiner Schrift: „Esclavage et traite", lebhaft wieder angeregt worden. Der Verf. macht besonders auf die Gefahr aufmerksam, welche für die französischen Colonisten und Negersklavenbesitzer aus den Fortschritten, die von Seiten Englands in der Sklavenemancipation gethan worden wären, nothwendigerweise entstehen müßten, wenn Frankreich nicht ähnliche Grundsätze in Anwendung brächte. Wenn die Lehrzeit in den englischen Colonien aufgehört haben wird, was, ruft der Verf. den französischen Colonisten zu, werdet ihr um euch erblicken? Einen unermeßlichen Kreis von Freiheit! Hier die englischen Inseln, dort das freie Haiti; weiterhin Cuba und Portorico, der Sklavenemancipation näher als ihr; euer Guyana grenzt mit dem Guyana der Engländer; Peru, Chile, Buenos-Ayres, Columbien, Guatimala — sie alle haben die Sklaverei von sich geschüttelt, Mexico hat sie abgeschafft, und was die Sklaverei in den südlichen Staaten der Union betrifft, so ist sie für euch noch drohender als die Freiheit an andern Orten. Im pathetischen Style fährt der Verf. fort: „Wenn ihr selbst uns erklärt, daß die Feile der Zeit die Ketten euerer Sklaven angenagt hat, und daß sie nur noch die Stärke eines Fadens haben; wenn eure Sklaven zu Hunderten auf die englischen halbfreien Inseln flüchten, von wo ihr sie vergebens zurückfordert; wenn ihr gezwungen seid, die Wachtposten an euern Küsten zu verdoppeln; wenn endlich eine Explosion in immer furchtbarer Nähe droht: so beschwöre ich euch, ich beschwöre euch in euerm eignen Interesse: beeilt euch, das Ventil selbst zu öffnen, was allein euerm Ruine vorbeugen kann. Erinnert euch der schönen Worte, welche ein Redner in der letzten Sitzung der Deputirtenkammer aussprach und womit er sich auf die Höhe der Frage erhob: „Die Ideen nivelliren sich wie der Ocean." Der Verf. verlangt, man solle in den Colonien Sparkassen einrichten, um den Sklaven ein Mittel zu verschaffen, womit sie sich die Freiheit erkaufen, oder woran sie einen Nothpfennig haben möchten; daß man die Schulen vervielfältige und ihren Besuch obligatorisch mache; daß man überhaupt einen bürgerlichen Zustand für die Sklaven herbeiführe und sie allen Verpflichtungen des Codex selbst unterwerfe. Der vierte

Digitized by Google

Theil von dem Werthe jedes Sklaven müsse dem Freilasser ersetzt und jedem Sklaven zugleich mit der Freiheit Hütte und Garten als Eigenthum bewilligt werden. Auf diese Weise könne man, sagt der Verf., hoffen, daß in 20 Jahren nicht mehr als einige Hundert Sklaven noch in den französischen Colonien anzutreffen sein werden, und dann könne man ohne Gefahr die Resultate dieses Systems durch eine allgemeine Emancipation vervollständigen.

Hr. Peigné hat sich an die Spitze eines periodischen Unternehmens gestellt, welches unter dem Titel: „La providence, revue générale des établissemens charitables, des hospices, des prisons et des sociétés de bienfaisance", erscheint, und worin den ersten jeden Monats eine Nummer ausgegeben wird. Peigné's Journal soll ein Organ aller derjenigen Stimmen sein, welche sich gegenwärtig von allen Seiten erheben, um mancherlei Reformen zu verlangen, welche von der Menschlichkeit und Gerechtigkeit gefodert werden. Er verspricht, jeden Parteieinfluß zurückzuweisen, und allerdings enthält die erste Nummer eine Abhandlung über Findelkinder, worin einerseits die Ansichten der Regierung und andererseits die entgegengesetzten des Hrn. Lamartine niedergelegt sind. Eine menschenfreundliche St.-Simonistin schlägt sogar die Stiftung einer Gesellschaft vor, bestimmt, unverheiratheten Müttern zu Hülfe zu kommen. Ein kritisches Blatt vermißt indeß zu diesem freundlichen Vorschlage eine Anmerkung des Redacteurs, worin er sich über die Ansichten der Simonistin kritisch hätte aussprechen sollen; denn in philanthropischen Angelegenheiten sei es nothwendig, daß man sich den Forderungen des gesellschaftlichen Zustandes, der die Grundlage unserer bürgerlichen Zustände sei, überreinstimme; der St.-Simonistische Gesichtspunkt stehe dagegen mit diesen gesellschaftlichen Verhältnissen, denen er anderweitig unterschieden wolle, in geradem Widerspruch; das Motiv möge löblich sein, aber das Ziel sei unzulässig, nicht selten sogar del der gegenwärtigen Sachlage unmerklich. Die Franzosen haben für alle nur denkbaren Dinge einen bezeichnenden Namen, eine Kategorie zur Hand; so stellt Peigné der prévoyance in philanthropischer Hinsicht die imprévoyance entgegen. Ein bezeichnender deutscher Ausdruck dafür möchte Vorsorglichkeit und Unvorsorglichkeit sein. Die prévoyance, heißt es, sei die Königin der Welt, und alles Unglück, welches über die Menschheit gekommen ist, verdankt sie dem Umstande, daß man die providentiellen Gesetze, die das Universum beherrschen, vergessen hat. Ganz besonders, heißt es, sind die legalen Einrichtungen der Art, daß sie die Übel, statt sie zu heilen, fortpflanzen; es sind die vordringenden Maßregeln, die in diesen Einrichtungen überall fehlen. 103.

sanguinitatis, sponsalia et nuptias, wie auch ob terminos pater, uxor, maritus, dominium, possessio etc." 19.

Bibliographie.

Airy's populaire physische Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von K. L. v. Littrow. 8. Stuttgart, Hoffmann. 18 Gr.

Belani. Das Haus Braganza (von 1807—1852). Historisch-romantisches Gemälde. 2te Abth. Dom Petro und Dom Miguel. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, A. Laubert. 3 Thlr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1839. Herausgegeben von A. Knapp. Gr. 12. Tübingen, Osiander. 2 Thlr.

Deutschmann, W., Die Radicalreform des Staats- und Privatrechtes. 8. Manheim, Hoff. 18 Gr.

Dräxler-Manfred, C., Gedichte. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 18 Gr.

Fest-Gabe. Den Sängern gewidmet vom Lieder-Kranz. Gr. 4. Frankfurt a. M., Hermann. 1 Thlr. 8 Gr.

Freundbold, G., Gedichte. Gr. 8. Augsburg, Kranzfelder. 18 Gr.

Griepenkerl, W. R., Das Musikfest oder die Beethovener. Novelle. Mit 1 Kupfer. Gr. 12. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 16 Gr.

Hafner, O., Poetische Versuche. 8. Ingolstadt. Regensburg, Manz. 5 Gr.

Huber. Der Gib. Nach spanischen Romanzen besungen. Illustrirt durch 70 englische Holzschnitte. 1ste Lief. Schmal 4. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr.

Hugo's sämmtliche Werke. 16ter Band. Orientalen und Balladen. Deutsch von O. L. B. Wolff. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 9 Gr.

Jarcke, K. E., Vermischte Schriften. 1ster Bd. Gr. 8. München, Literar.-artist. Anstalt. 1 Thlr. 18 Gr.

Kien, G., Hasko. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Bremen, Geisler. 16 Gr.

Kock, Ch. Paul de, Mein Nachbar Raymond. Aus dem Französischen von C. Brinckmeier. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Lenau, N., Neuere Gedichte. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 21 Gr.

Mahmud Schebiperi's Rosenflor des Geheimnisses. Persisch und Deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Mit 2 Ansichten. Hoch gr. 4. Pesth, Hartleben. 2 Thlr.

Das lustige Märlein vom kleinen Friedrr mit seinem Vogelrohr und seiner Geige. 8. München, Literar.-artist. Anstalt. 6 Gr.

Mayer, F., Wanderleben in Baiern, Ober- und Unteröstreich, Ungarn, Mähren und Böhmen. 1ster Band. Gr. 12. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1 Thlr. 12 Gr.

Münch, E., Allgemeine Geschichte der katholischen Kirche, von dem Ende des Tridentinischen Konciliums bis auf unsere Tage. 1ste Abtheilung. 1ster Band: Fra Paolo Sarpi. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

(Rankin.) Der Herzlose. Dem Englischen des Harrison Rankin nacherzählt von C. R. Bärmann. 2 Theile. 8. Braunschweig, Westermann. 2 Thlr. 16 Gr.

Reinhard, M., Ernst und Laune, aus meinen alten Papieren. 2 Bändchen. 8. Carlsruhe, Marx. 2 Thlr. 8 Gr.

Romantische Scenen aus Algier, Spanien und der Morlachei. Drei Novelletten. 8. Leipzig, Fr. Kiesicher. 18 Gr.

Voght, Freih. v., Gesammeltes aus der Geschichte der Hamburgischen Armen-Anstalt während ihrer funfzigjährigen Dauer. Lex.-8. Hamburg, Meißner. 1 Thlr. 6 Gr.

Wette, L. de, Reise in den Vereinigten Staaten und Canada im Jahre 1837. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Notiz.

Darum.

Ein Professor der Rechte zu Rostock verbreitete sich zu Ende des 17. oder Anfange des 18. Jahrhunderts auf folgende geschmackvolle Weise über die Disciplinen, mit welchen ein Rechtsgelehrter außer seiner Fachwissenschaft sich vertraut zu machen habe: „Die Metaphysica ist einem JCto qua tali nöthig zu wissen, weil etliche Termini darin vorkommen, deren er nicht wohl entbehren kann, als prius tempore, finitum, infinitum, quantitas etc. Die Physica ob causa speciues, und weil in solcher Disciplin gedacht werden folgende Dinge: aes, durum, metalla etc. Die Arithmetica ob computationem graduum, auch sonsten Rechnungen nachzusehen u. s. w. Geometria ob controversias de finibus saepe occurrentes etc. Astronomia, daß er vom alten und neuen Calender zu judiciren wisse. Architectonica, quia saepissime lites oriuntur de stillicidiis fenestrae, aqueductibus, latrinis etc. Musica, quia in Jurisprudentia pietatem quandam promovet et cultum. Oeconomia ob jurisprudentiam consistorialem, arborem con-

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 327. — 23. November 1838.

Ahasver. Episches Gedicht von Julius Mosen. Dresden, G. Fleischer. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Jud' Ahasverus weit und breit
Vor Alters und zu dieser Zeit
Bekannt, geht um durch alle Welt,
Redt alle Sprachen —

so spricht das Volksbuch von ihm, und es hat Recht; lernt doch der alte Jude sogar im unermüdlichen Bildungstriebe mit unserm Zeitalter die dunkle und tiefsinnige Sprache der neuesten Philosophie reden! Ahasverus erhält seine Literatur wie Faust. Seit Chr. Dan. Schubart mit seiner rohen Kraft diesen Stoff ergriffen hat, und was auf der Oberfläche der Idee lag, den versagten süßen Trost des Sterbens, mit dem heftigen Pathos seines Geistes und seiner Zeit in einer Schauerscene dargestellt, hat sich nicht nur die historische Kritik, die Philosophie und die Ästhetik mehrfach mit diesem Sinnbilde beschäftigt, sondern auch die Poesie hat ihm in der neuesten Zeit immer wieder neue Seiten abgewonnen, und reflexive Lieder, epische Bruchstücke, phantastische Rhapsodien sind durch Nik. Lenau, Gustav Pfizer, Ed. v. Schenk, Edgar Quinet aus der Fundgrube dieser vieldeutigen Allegorie zu Tage gefördert worden. Endlich gibt uns Julius Mosen, dessen vergeistigende Phantasie ihren Beruf zu Dichtungen dieser Art schon vor sieben Jahren durch das „Lied vom Ritter Wahn" bethätigt hat, ein Gegenstück zu dieser letztern Production in einem vollständigen epischen Gedichte „Ahasver", in welchem er den Gegenstand der Idee nach noch vielmehr dem an und für sich Allgemeinen zu nähern und demselben eine noch Hegel'sche Bedeutung zu geben versucht hat, als dies selbst Rosenkranz in seiner „Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters" mit durchdringendem Geiste gethan. Der genannte Ästhetiker findet in der im Innern des Gemüthes arbeitenden Sage vom ewigen Juden das Gericht des göttlichen Geistes über das Böse in der Gegenwart dieser Welt dargestellt, in welcher dasselbe, nach einem bekannten Ausdrucke Hegel's, den man durch Überanwendung bald satt bekommen wird, zu der gräßlichen und „schlechten" Unsterblichkeit, auf irdische Weise unendlich zu werden, verdammt ist, bis endlich das qualende Bewußtsein sich selbst vernichtet. Die Art der Bosheit, die im Ahasver verleiblicht ist, zeigt sich, nach Rosenkranz, historisch im jüdischen Volke; der Zweifel an dem Gottmenschen, die Verachtung, Lieblosigkeit und unaufhörliche Gereiztheit gegen ihn machen den Juden aus. Wird diese Entgegensetzung aufgegeben, so verschwindet auch der Jude, weil der kalte Zweifel zur innigen Gewißheit des Wahren, die Verachtung zur Anbetung, die Lieblosigkeit zur Liebe wird. Somit gibt ihm die Sage ein Bild vom jüdischen Volk in seinem Verhältniß zum Christenthum überhaupt. Die Juden haben diesen steifen Nacken des Unglaubens wie Ahasverus. Ihre irdische Unsterblichkeit wird nicht eher aufhören, als bis ihre geistige anfängt, welche nirgend anders als im christlichen Glauben da ist, den sie annehmen müssen wie Ahasverus.

Julius Mosen ist nun um einen guten Schritt weiter gegangen. Er sieht, nach seiner Anmerkung S. 184, in Ahasver überhaupt die in irdischem Dasein begangene Menschennatur, gleichsam den in einem Einzelwesen verleiblichten Geist der Weltgeschichte, erst in unbewußtem Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein dem Gotte des Christenthums sich schroff gegenüberstellend. Wie nun ein Satz mit seinem reinen Gegensatze — menschlicher Anschauung gemäß, wie Hr. J. Mosen etwas vorsichtig hinzufügt — gleiche Ewigkeit theilt, so stellte sich von selbst ihm die poetische Nothwendigkeit der ewigen Erdenwanderung Ahasver's der göttlichen Ewigkeit des Heilands gegenüber heraus, sodaß dieser über Ahasver nicht sowol einen Fluch als nur einen nothwendigen Richterspruch — den Bannspruch — auszusprechen brauchte. „Daß ich Ahasver", sagt Mosen noch weiter, „mit den Banden des Blutes an die Weltgeschichte geknüpft habe (er nimmt in der Dichtung dreimal ein Weib und zeugt Kinder), bedarf keiner Vertheidigung; denn ihr Fortbestehen kann ja nur durch Fortzeugung des Menschengeschlechts bedingt sein, und wer mit Mark und Bein auf dieser Erde steht, hat durch das Recht seiner Geburt ein Befugniß, mitzuspielen in dieser ewigen Tragödie und sich wiederzuerzeugen in Kindern und so einer irdischen Unsterblichkeit nachzustreben."

So viel zum Belege, daß sich Mosen's Dichtung ganz auf die Ansichten der neuesten philosophischen Weltanschauung stützt und sogar auf deren extremste Spitze gestellt hat. Wo möglich noch deutlicher — und Ref. dünkt

Digitized by Google

dies ein Lob — als in dieser prosaischen Anmerkung spricht sich sein philosophischer Gedanke in der Dichtung selbst aus, und zwar nicht in Reflexionen, sondern in Gestalten und Bildern, welche von großer Originalität seines Geistes und seiner Phantasie zeugen, und denen, um ein vollständiges Kunstwerk aus sich herauszuschaffen, vielleicht nur die lebendige Ausdauer bis an den Schluß der Dichtung gebricht.

Eine Übersicht wird verständlicher machen, was wir mit diesem Lob und Tadel sagen wollen, und zugleich einige Einsicht in die großen, einzelnen Schönheiten des Gedichtes gewähren.

Der Anfang der Dichtung führt uns, die philosophische Tendenz klug verhüllend, sogleich in concrete Geschichte ein. Ahasverus ist ein Jude, der zur Zeit des Kaisers Tiberius lebt und in Lea und Ruben ein holdseliges Kinderpaar besitzt, das seit seiner jungen Gattin frühem Tode sein einziger Schatz ist. Dies Paar zieht das lüsterne Auge eines bei Pilatus herbergenden jungen Fürsten aus der Familie der Cäsaren auf sich, und Pilatus befiehlt dem Vater, die Kinder zu schmücken und zur Fahrt nach Rom zu bereiten. In der Verzweiflung sucht Ahasver in der Nacht den wunderbaren, gewaltigen Jüngling auf, der mit Wundern und unerhörter Lehre das Volk zum wahren Gotte bekehren will. Von Dem, der sich den Messias nennt, verlangt er die Rettung seiner Kinder und Judäas. Jesus aber antwortet ihm mit einer Weissagung vom Untergange Jerusalems. Ahasver zerschlitzt im Zorn sein härenes Gewand:

Er rief ihm zu: Ja, du hast auch gelogen!
Du unser Gott! und retten kannst du nicht?
Ob Mensch, ob Gott, das Volk hast du betrogen.

Jetzt sprengt der junge Römerfürst zum stillen Hause des Juden und will sich die Kinder holen. Ahasver zieht einen Vorhang voneinander, und der Cäsar sieht die beiden Kinder bleich und ausgestreckt beieinander liegen: der Vater hat sie ermordet. Mit Entsetzen wendet sich der Römer.

Doch wie das Chaos friedlos, fast noch wüster,
Stand Ahasver, verwühlet in sich selbst,
Wie steingewordner Nord, und mehr noch düster.

In der Nacht, da Christus verrathen ward, geht ein Fieberfrösteln durchs Gebein Ahasver's, und er spricht bei sich selber:

Wo hat ein Volk so Gräßliches erduldet
Als du, o Israel, von Anbeginn?
Mit Gottesfurcht hast Alles du verschuldet.

Weil es Gott auf allen Straßen, in Ägypten, in Babylon übermäßig gedient, sei das Volk so kraftlos, feig und nichtig geworden. Auch jetzt —

Die arme Erde! Kurze, sel'ge Stunden
Hielt sie in ihren Armen einen Gott;
Verstoßen ist sie nun, der Gott verschwunden.

Und vergeblich drängt sich der Mensch, der Bastard, ihm nach. So will denn Ahasver das ärmliche Vermächtniß, den Drang nach Gott, aus seiner Seele reißen:

Aus Erde ist der Mensch und auf der Erde
Und von der Erde lebt er, daß er einst
Wie seine Mutter wieder Erde werde!

Bleich und traurig wie die Passionsblume blüht der Tag des großen Martyrthums, der Charfreitag, auf. Christus wankt unter seinem Kreuze daher. „Tod diesem Nazarener, Gott und Allen!" schreit Ahasver, als eben Jesus unter der Kreuzeslast vor ihm niedersinkt und ihn bittet, an seiner Schwelle ein wenig rasten zu dürfen. Er aber stößt ihn mit Spottworten zurück: „Dir keine Ruhe, keine an der Stelle!" — „Dir keine Ruhe!" tönt das Echo aus Christi Munde:

— so lebe denn
Das ew'ge Leben ruhelos hienieden!

Ahasver fällt auf sein Gesicht bei diesen Worten. Sein Geist ist gebrochen. Im Wahnwitze verirrt er sich in Salomonis Tempel, als eben der Vorhang von oben bis nach unten unter einem Donnerschlage zerreißt. Da erscheint ihm hoch und herrlich an derselben Stelle der Engel Michael mit dem Flammenschwert und verkündet dem Staunenden die unerwartete philosophische Wahrheit, die freilich eine passable Ketzerei ist:

Wen suchst du hier? Der Dämon ist gerichtet,
Der zorngewalt'ge Dämon deines Volks,
Und seine Macht hat Gottes Sohn vernichtet!

Jehova? rief da Ahasver mit Schrecken.
Der Engel sprach: Ein Abgott war auch Er!
Der Gott der Wahrheit muß ihn niederstrecken.

Als Corollar dieser Neuigkeit erfährt der Jude zugleich die nähere Bedeutung des über ihn verhängten Bannspruches, daß ihm des Todes süßer Frieden versagt, doch die Arme des Gottessohnes im Himmelreich noch immer für ihn offen seien. Dieser will ihm das Räthsel des eignen Geschicks zur Lösung wiedergeben und auch dreimal das junge Leben seiner Kinder, versuchend, ob ihm gelingen werde, sich mit ihnen zu Gottes Vaterbrust zu flüchten. „Vollbringst du aber zum dritten Male nicht", spricht der Engel, dann

— wehe dir! bis zu dem Weltgerichte
Mußt du dann wandern auf dem Erdenrund,
Bis an das Ende aller Weltgeschichte.

Der Engel verschwindet, und das erste Buch der Dichtung: „Der Bannspruch", mit seinen fünf Gesängen ist zu Ende. Mit der „ersten Frist" beginnt das zweite. Hier steckt die Philosophie, als Trägerin des ganzen Gedichtes, ihr Haupt schon kennbarer aus den Fluten der Geschichte empor:

Es rauscht der Webestuhl der Weltgeschichte,
Die Weberin Natur würkt sonder Rast,
Vor Gott wird immer ihr Gewebe zu nichte.

Die neugeschaffene war die Braut und Geliebte Gottes, durchzückt von seinem Feuerkuß und durchdrungen von seiner Liebe.

Gott rührt sie an, da fängt sie an zu träumen
In Blumen und Gewächsen aller Art,
Und hochaufrauschend in des Waldes Bäumen.

Gott rührt sie an, auffährt sie vielgestaltig,
Im Fische stumm, im Vogel mit Gesang,
In allerlei Geschöpfen tausendfaltig.

Digitized by Google

Seine immer innigere Umarmung droht ihr Vernichtung.

Doch, wie er sie so heftig hielt umfangen,
Sind aus so schrecklichen Umarmungen
Die Geister, die Dämonen, vorgegangen.

Die Einen von diesen unterwarfen sich Gott ihrem Schöpfer und wurden Engel; die Andern standen ungebückt, brauchten ihrer Freiheit, wurden Dämonen oder Götter und wandern durch den heißen Kampf der Weltgeschichte. Diese gestalteten sich die Menschen als ihre Ebenbilder.

So formte Brama aus des Ganges Schlamme
Der Hindu sanft und träumerisch Geschlecht;
Jehova doch sein Volk aus Stein und Flamme,

Jehova mit dem Tigerangesichte,
Wie er noch heute durch die Wüste heult,
Den Talmud lesend in des Wetters Lichte.

Geschaffen aber — o so edle Blume! —
Wird aus des Meeres allerfeinstem Schaum
Das Volk der Griechen zu des Bildners Ruhme.

Doch bei dem Pol aus wundersamer Ehe
Das reckenhafte, weißgelockte Volk —
Aus Heklas Feuer und aus kaltem Schnee.

Und jeder Dämon wurde angebetet
Von seinem Volke, das er sich gemacht,
Nach seinem Geist geformet und geknetet.

So sieht Gott Alles um sich her abtrünnig und die Dämonen, die er vernichten möchte, ihm entgegenringend. Die Menschen aber, die allerärmsten, schützt die Weltgeschichte, die schöne Mutter (eigentlich Großmutter!), selbst am treuen Herzen. Aber Gott sucht sie auf, in Ägypten, in Griechenland.

Gott sucht sie auf, er haßt und muß sie lieben,
Er sucht sie auf, und da vergeht ein Volk;
Nur stolze Gräber sind davon geblieben.

Die Weltgeschichte möchte sich in der Trauer selbst zerstören.

Vergebens! gegen die Nothwendigkeit
Kann sich nicht Gott, darf sie sich nicht empören.

Am Ende sind ihr nur noch die wenigst lieben Kinder geblieben, und diese vereint sie im kleinen, thatendurstigen Römervolke; mit ihnen möchte sie den stolzen Gott rühren. Dieser aber beugt sich (im Gedichte ganz unmotivirt) ohne Weiteres herab und zeugt mit einer Jungfrau den Mittler, den vielgeliebten Sohn, der von der Ertödtung des Fleisches und Aufopferung des Selbst predigt, und dem die Natur in banger Wehmuth lauscht. Er selbst läßt sich geduldig ans Kreuz schlagen, und unermessenes Leid erfüllt die mütterliche Brust, die Weltgeschichte.

Und wie der Kampf vor alter Zeit begonnen,
So doppelt bitter steigt er jetzt empor,
So hat er weiter, weiter sich gesponnen.

Und Ahasver, der gottverfluchte Streiter,
Der ewige, kämpft ewig diesen Kampf
Durch Blut und Elend immer weiter, weiter!

Daß unsere Dichtung von Jesu Auferstehung so wenig Notiz nimmt als ihre Mutter, die Philosophie, versteht sich wol von selbst. Nun entrollt sich das Geschick Judäas. Ahasver bleibt ungebeugt, seine Faust wie Stahl, sein Haar ungebleicht. Er sieht alle Zeitgenossen sterben und ihre Kinder. Um sich die ewig lange Zeit zu kürzen, stürzt er sich in ihre Wogen und nimmt ein Weib, sie stirbt ihm wieder und hinterläßt ihm wieder ein holdes Zwillingspaar, eine Lea und einen Ruben, die den frühern Kindern seltsam gleichen und zwei helle Doppelsterne werden. In einer schrecklichen Nacht, wo ein Komet über Jerusalem steht, eröffnet Ahasver diesem seinem Kinderpaare:

Ihr Beide seid geweiht dem Untergange!
Ein großer Gott hat uns den Krieg erkläret,
Der Gott der Nazarener, dem wir nicht
Demüthige Verehrungen gewähret.

Damit gibt er seinem Sohn Ruben die Waffen, um seine Schwester zu schirmen. Er selbst geht den römischen Legionen als Feldherr entgegen. Lange schlägt er die Römer; aber endlich wird Judäa verwüstet und Jerusalem belagert. Lea liebt einen Freund ihres Bruders, Matthias, der Judenchrist ist; dadurch wird die Möglichkeit für Ahasver, seine Kinder Christo zuzuführen und sich somit von dem Bannfluche zu erlösen, im Gedichte freilich angedeutet, aber nicht durch die gehörige Ausführung anschaulich gemacht. Alle Kraft der Poesie wendet sich hier vielmehr Gleichnissen und Beschreibungen zu:

Jerusalem, um dessen Haupt geschlungen
Gleich einem Dornenkranz die schmerzlichsten,
Geheimnißvollesten Erinnerungen,

Jerusalem, von trübem Schmerz erfüllet,
Ach, gottverlassen, hat das müde Haupt
Mit Witwenschleiern schluchzend sich verhüllet.

Die Zeit bricht wol von selbst in schneidend scharfe
Wehklage aus, durch jede Menschenbrust
Geht eine Saite dieser Aolsharfe.

Die zarteste klingt in Lea's Herzen, die der Vater zwingt, dem Nazarenengotte, den ihr Bräutigam verehrt, abzusagen, und die einen unnennbaren Schwur leistet.

Die Sturmböcke pochen und Bresche ist gestoßen. Die erste, die zweite Mauer ist gebrochen. Hinter der letzten wehrt sich Ahasver mit seinen Juden verzweifelt.

Doch Titus, seine Augen finster rollend
Und anschlagbrütend saß in seinem Zelt,
Und sprach nach langem Sinnen für sich grollend:

Und wenn der Baum der Art nicht unterläge,
Nicht der Gewalt, so weicht er der Geduld,
So nascht ihn doch zu todt die dünne Säge.

Und wenn die Adler nicht den Steinbock zwingen,
So werf' ich Geier ihm in das Genick,
So muß der Hunger hungrig ihn verschlingen!

Bald umfängt die Stadt ein Riesenkerker von Stein, und sie liegt mit all ihrem Volke scheintodt in die Gruft gesenkt; Niemand hört das dumpfe wilde Pochen, Niemand den Weheruf der Verzweiflung. Da überschleicht die Seelen der Bürger ein Wahnsinn, Keiner kann die Mordlust verhehlen; Hunger, Noth und Tod beginnen ein furchtbares Rasen. Nur Ahasver bleibt in diesen Leichenhallen unberührt und hadert mit Gott und der Welt; er schilt Jerusalem eine schlechte Magd, die Gott mit

Digitized by Google

Füßen von sich stößt und die ihm doch wieder seines Mantels Purpursaum küßt.

Um Lea donnert die Empörung und wüthet der Hunger und Durst; ihr selbst zuckt in wildem Traume das Gehirn;

Wie zwischen Lilien rothe Mohne blühen
Zur schwülen Mittagszeit, so brennend heiß
Beginnen ihre Lippen aufzuglühen.

Sie haben auch die Brunnen abgegraben,
Spricht Ahasver für sich, könnt' ich sie nur
Mit einem Tropfen Wasser noch erlaben!

Da kommt der treue Ruben herbeigesprungen, bringt Wein in einem hohlen Kürbis und Brot, und Lea gesteht wie vom Abendthau die welke Blume. Ruben war auf der Flucht ergriffen worden und hatte beim großen Titus Gnade, Trank und Speise gefunden. Wie Klammern schlägt Ahasver bei dieser Nachricht seine Felsenhände in wildem Leide vor den Feuerbrand seiner Augen.

Der Tempel, mitten unter dem Gebete der Priester, geht in Flammen auf. Matthias, der Christ, kommt als Feind in den Reihen der Römer zurück. Oben auf dem brennenden Tempel stehen Ahasver, Ruben und Lea. Matthias will sie retten, aber der ewige Jude wirft ihn ins wüste Feuer zurück und schleudert ihm die Kinder nach.

Und weiter rief er: Spring empor Verderben!
Und weiter schrie er unterschlingend aus:
So stirbt der letzte Jude, dürft' er sterben.

Hiermit endigt die „erste Frist" (das zweite Buch der Dichtung) mit sieben Gesängen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die „Histoire parlementaire de la révolution française" von Buchez und Roux hat ein anderes, ebenfalls sehr wichtiges Werk höchst wahrscheinlich veranlaßt. Es führt den Titel: „Tableau des guerres de la révolution française de 1792 à 1815." Der ungenannte Verfasser dieses Werkes war mit seinem Gegenstande, wie das der Augenschein lehrt, sehr vertraut. Er schöpfte aus Quellen, die von seinen Vorgängern wenig oder gar nicht benutzt waren; als Mann vom Fache benutzte er sie mit Umsicht und Mäßigung. Den Künsten der historischen Rhetorik fremd, die durch falsche Emphase und Wortgeklingel abwechselnd die Thatsachen entstellt und verdunkelt, ging er lediglich darauf aus, uns ein getreues Bild zu geben von den Kriegen, die, und wie man sie geführt. Es gehört ein besonderer Muth dazu, in dieser Zeit des Phrasenwuchers mit einem Werke hervorzutreten, das außer der Klarheit und Wahrheit sonst kein Verdienst für sich in Anspruch nimmt. Nur die herrlichen Hülfsmittel, die dem Verfasser bei Abfassung seines Werkes zu Dienste standen, sowie die innige Ueberzeugung, daß man die Aufmerksamkeit der Leser nur durch die Wahrheit der Sachen auf die Dauer rege erhalten und so nützen könne, ohne darum aufzuhören zu unterhalten, konnten den Verfasser vermögen, von der hergebrachten Behandlungsweise der jüngsten Geschichte abzustehen. Verfaßt nach den Documenten des dépot de la guerre, enthält das Werk die zuverlässigsten Statistischen, historischen, geographischen und topographischen Angaben und liefert so den jungen Offizieren eine genaue Uebersicht jener Zeit, welche in strategischer wie in constitutioneller und legislativer Hinsicht einen neuen Abschnitt im Völkerleben bildet. Dem Verständnisse kommen 20 Karten zu Hülfe, und wohlgelungene Portraits der großen Feldherren der Armee erschönen als eine willkommene Zugabe. Auch das Ministerium scheint dieses Werk als eine Lieferschuld in betrachten, indem es die Anschaffung desselben für die Regimentsbibliotheken befohlen hat. Man dürfte geneigt sein aus diesem Umstande zu schließen, das Buch sei auf Befehl oder unter unmittelbarer Einwirkung des Ministeriums verfaßt worden. Allein dem widerspricht der unabhängige Standpunkt, worauf sich der Verfasser befindet, sowie die ganze Behandlung des vorliegenden Stoffes, den sich der anonyme Zögling der polytechnischen Schule frei erwählt zu haben scheint. Den Soldaten erkennt man allenthalben, den Franzosen hin und wieder, den Parteimann kaum. Den Franzosen erkennt man besonders in Stellen, wie nachfolgende, wo es bei Gelegenheit des Übergangs der Alliirten über den Rhein unter Anderm heißt: „Bernadotte kam kaum in Betracht; er, der es auf den Thron Napoleon's abgesehen hatte, ward zur Belohnung für seine Intervention dazu verdammt, dem Kaiserreiche die Eroberungen jener republikanischen Armeen zu entreißen, in deren Reihen er sich vormals ausgezeichnet hatte." Es ist nicht unintereffant, den Bestand der französischen Armee vor 1791 kennen zu lernen. Vor der Revolution von 1789 war die französische Armee noch weit am Ende des siebenjährigen Krieges organisirt. Bestand und Kraft der verschiedenen Waffen schienen durch den Zufall bestimmt worden zu sein. Außer den 10,000 Mann vergoldeter und galonnirter Truppen des königlichen Hauses zählte man 101 Regimenter Infanterie der sogenannten Linie und 10 Bataillone leichter Infanterie, die zusammen ungefähr 127,000 Mann ausmachten, 2 Regimenter Carabiniers, 24 Regimenter schwerer Reiterei, 8 Regimenter Dragoner, 12 Regimenter Chasseurs und 6 Regimenter Husaren, im Ganzen 62 Regimenter, die in ihren Cadres ungefähr 35,000 Säbel enthielten. Sieben Regimenter Artillerie bildeten nebst 6 Compagnien Mineurs und 9 Compagnien Werkleute (ouvriers) ungefähr 8500 Mann. Neben dieser stehenden Macht hatte man noch 106 Bataillone Milizen, die nöthigenfalls 77,079 Mann auf den Kriegsfuß stellen konnten. In 100 Regimentern bestanden kaum vier Fünftel aus Franzosen. Man zählte 11 schweizer und 12 deutsche, irländische oder lütticher Regimenter (liégois). Alle französische und fremde Regimenter, mit Ausnahme des königlichen, bestanden aus 1200 Mann, die in 2 Bataillone von 5 Compagnien, unter denen sich eine Compagnie Grenadiere und eine Compagnie Chasseurs befand, vertheilt waren. Das Regiment des Königs zählte vier Bataillonen 2494 Mann, und die Schweizerregimenter, wenn sie complet waren, 1033 Mann. Die Bataillone der leichten Infanterie zählten nur 446 Mann. Unter der Reiterei befanden sich nur 4 fremde Regimenter. Nur die Carabinierregimenter bestanden aus 4 Schwadronen; die übrigen Regimenter bestanden aus 3 und überschritten nie 450 Mann. Die Artillerieregimenter bestanden aus 2 Bataillonen von 16 Compagnien und enthielten 1100 Mann, wenn sie vollzählig waren. Die meisten Infanterie- und Reiterregimenter trugen den Namen einer Provinz oder Stadt; eine ziemlich bedeutende Anzahl jedoch, vorzüglich in der Waffe der Dragoner, trug die Namen von Prinzen von Geblüt oder andern herzoglichen Familien, denen sie durch Lehnsverband anzugehören schienen. Die Chasseurregimenter hatten sämmtlich provinzielle Benennungen, sowie auch die Artillerieregimenter, welche sich nach ihrer gewöhnlichen Garnison benannten. Der Generalstab enthielt 11 Marschälle, 5 Generaloberſten, 169 Generallieutenants, 770 Feldmarschälle, 113 Brigadiers und 69 Mestres-de-Camp. Das Artillerie- und Geniecorps hatten jedes einen besondern Generalstab und waren überdies noch mit den baillis d'épée, Advocaten, Procuratoren, Gerichtschreibern, Huissiers und andern niedern Offizieren von der Feder behaftet. 109.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 328. — 24. November 1838.

Ahasver. Episches Gedicht von Julius Mosen.

(Beschluß aus Nr. 327.)

Die „zweite Frist", oder das dritte Buch, führt uns ins Zeitalter Julian's des Abtrünnigen.

Rom über alle Welt hielt seine Wache,
Und über alle Nationen hin
Lag es gestreckt ein giftgeschwollner Drache.
Berauscht in Blut, von Lastern vollgefressen,
Von Greueln süß gemästet, hatte Rom
Voll, übervoll das Sündenmaß genossen.

Da überfiel es ein geheimes Grausen; die Sünderin hört von dem neuen barmherzigen Gott und beginnt die welken Hände vor der Brust zu kreuzen.

Die alte Wölfin schlich sich so von hinnen
Und ließ sich taufen in dem Hellespont
Und wählte sich Byzanz zu seinen Zinnen.

Schilderung dieses Heuchelchristenthums. Julianus. Ahasver weilt, von seinem Fluch gedrückt, am Meergestade und fleht vergebens den Tod an, der ihm im Elemente erscheint. Da beschwört er die Erdentriebe und Leidenschaften wieder in seine Brust und läßt sich von der Mutter aller Wesen wieder ein Wiegenlied singen. Er hatte sich wieder ein Weib erkoren, die ihm wieder sterbend Zwillinge, eine Lea und einen Ruben, hinterlassen. Mit diesen Kleinen flüchtet er in die Wüste, und an die Stelle von Qualen treten Vatersorgen, welche die Natur mit ihm zu theilen scheint. (Herrliche Stelle, S. 98, 99.) Ein Reh säugt die Kinder, mit denen der Vater oft auf des Berges Scheitel sitzt. Denn

— Ruhe war noch Ahasver gewähret,
Wie man von Ruhe spricht, wenn ein Vulkan
Noch unvernehmbar in sich selber gähret.

Wie er nun einmal wieder, einsam auf dem Berge gelagert, Judäas Schicksal beweint und dem alten Gotte zürnt, zieht sich jählings ein Gewitter zusammen, falbe Blitze zücken, aus dem Dunkel blickt ihn ein Dämon an, und tief und tödtlich ernst flüstert es in des Juden Seele.

Wer bist du, Geist? rief Ahasver voll Zagen.
Es flüstert wieder: Der das rothe Meer
Zusammen über Pharao geschlagen!

„Was empörst du dich gegen mich? Ich habe an Judäa gethan, was ich vermocht habe!"

Bist du nicht Gott? fragt Ahasver mit Zittern.
Da sprach es: Ja! ich bin Judäas Gott;
Und weiter sprach es jetzt mit Ungewittern:

Doch nicht der Gott, der hier ein Mensch geworden,
Der sich am Kreuzesstamme tödten ließ,
Um mich und alles Leben zu ermorden. . . . .
Und meinen Tempel hat er abgebrochen,
Mein treues Volk geworfen vor die Thür;
Doch wehe uns! noch sind wir ungerochen!

Ahasver wird nun von Jehova erkoren, den alten Bund wieder aufzurichten und den Tempel zu erneuen; denn in diesem Augenblicke besteigt der Christenfeind Julian den Kaiserthron.

Als Julian zum Hades stieg hinnieder
Und weckte auf die Mutter Cybele
Und ihre Söhne, alle Götter wieder,
Da jauchzte die Natur in innerm Herzen
Und brannte an und schwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blütenkerzen.

Aber Julian über Alexander's Heldenlauf und seinem eignen Plan zu einem Perserkrieg entschlummert, träumt von seinem eignen Tod und von Christus, der ihn ermahnend zur Seite steht. Erschrocken wacht er auf: „Was wollte jener Entsetzliche bei mir? Ihr Götter, helft mir im Kampfe mit dem Nazarener!" Da wird Ahasver vor Julian geführt. Worte voller Gottesempörung rollen wie Felsenblöcke von der Bergeshöhe, und jedes findet einen Widerhall. Auf Julian's Geheiß sammeln sich die Juden wieder im gelobten Lande und auf Morias Höhen, dem heiligen Grabe zum Trotz beginnt unter Ahasver's Leitung der Tempelbau. Doch der Allerhöchste verwandelt den Sinn der Bauleute in Unsinn, kein Balken findet sich zum andern, kein Stein paßt zum andern. Der Stellvertreter Julian's, Alypius, erholt sich Rathes bei den Heidenpriestern, und diese sprechen:

Zwei große Götter streiten sich allhier!

Die Erde hat das Blut des jungen Gottes getrunken; davon ist Jerusalem bis in den Grund zersprungen, und der Bau kann hinwiederum nur durch Menschenblut aufgehoben werden. Darum sollen durch den Ältesten von Allen zwei Opfer von verschiedenem Geschlechte, rein wie Tauben, zur Sühnung fallen. Ahasver ist der Älteste; er beschließt mit seinem eignen Blute den Gekreuzigten zu Tode zu tränken.

Auf einem zahmen Rehe kommt gezogen
Ein Mägdlein, und ein Knabe leitet es;
Vor ihnen theilen sich des Volkes Wogen.

Ahasver will seine Kinder opfern; da kocht es donnernd

Digitized by Google

in der Erde, eine Feuersäule schießt wie eine rothe Palme aus dem Schlunde, die Baugerüste und alles Menschenwerk sind in einem Augenblicke zerstoben und vernichtet. Der Heiland selbst hatte sich aus der Nacht herabgeneigt, und war mit den beiden Kindern wieder in den Himmel zurückgestiegen.

So schließt das dritte Buch mit sieben Gesängen. Das vierte und letzte Buch zeigt uns die „dritte Frist".

Wer hat gehört die Wunderstimme tönen
Auf Ceylon? Wer? Er hat gehört in ihr
Die Weltgeschichte auf zum Himmel flehen.

Eine Anmerkung über die Luftmusik oder die sogenannte Teufelsstimme auf Ceylon, Naturtöne, welche den menschlichen Jammer entsetzlich nachahmen, erläutert diese Introduction. Der Dichter läßt auf Ceylon die Mutter Natur oder Weltgeschichte bei ihren Dämonen sitzend in Trauer rathschlagen.

Dort ward der unerhärte Plan entworfen,
Der in die trübe Christfreiheit hinein
Die neuen Völker aus dem Wald geworfen,

die Hunnen, Sueven, Alanen, die Vandalen, der Vernichtung Boten, die Burgunden, die Franken und die wilden Sachsen.

So schien gelöst der Völker alte Fessel,
Und alle Welt entsetzlich, toll und wüst
In sich zu brodeln wie ein Hexenkessel. . . .

Aber der Plan mißlingt; denn

— wie aus Licht die neuen Völker kamen,
Da beugten sie sich alle vor dem Kreuz
Und vor dem neuen Gott und seinem Namen.

Gregor I. singt Siegeslieder von Gott und seinem Sohn, und die Natur stürzt verleugnet auf ihr Antlitz.

Und hätten die Dämonen nicht gerungen
Mit neuer Kraft, so hätte Gottes Sohn
Jetzt ganz das menschliche Geschlecht bezwungen.

Auch wäre dem Menschen vielleicht besser gewesen, vernichtet zu werden und in Gott zu zerfließen,

Als daß er hier nun zwischen Thier und Geist
Des kurzen Lebens lange Qual genösse.

Doch noch ist Vernichtung dem Ahasver (d. h. dem Menschen) versagt, und das Leid muß den ew'gen Menschen zum ewigen Leide begleiten.

Freude und Freiheit waren verschwunden und der Mensch in Wahn (??) verstrickt.

Da auf der Völker Nacken mit dem Degen
Trat frech der Ritter, und der Priester sprach:
Wer leiblich duldet, hat des Himmels Segen.

Ahasver, um seine Kinder trauernd, wandert durch die Erde. Christus „hat sie ihm gestohlen!" Auf der steilsten Höhe des Gebirges streckt er seine todeshungrigen Glieder hin und hat eine Vision, so ziemlich aus Dante's „Hölle". Alle Geschlechter, Volk an Volk sieht er vorüberziehen; nur er selbst darf nicht folgen; so sehr er begehrt ist, sich zu vernichten, immer doch bleibt im Innersten ein Lebenspunkt übrig, der sich nicht zersplittern läßt, sich erst als Blume fühlt, dann als Wurm, als Insect, Fisch, Schlange, Vogel, Säugethier, durch alle Phasen der Natur. Endlich

— wie ein Feuerstrom mit jähen Flammen
Stürzt sich der Menschheit alte Last auf ihn
Mit Schmerz und Lust im Menschenherz[en] zusammen.

Wie er so in wilden Träumen begraben liegt, zittert rings um ihn her die Welt. Der zornige Dämon seines Volkes, Jehova, stellt sich mit todesernstem Gesichte vor ihn:

Zwei Ungewitter krümmten sich wie Drachen
Zu seinen Füßen, heulten laut vor Wuth
Und rissen auf die weiten Feuerrachen.

Der Dämon sprach: Unmöglich ist Versöhnung
In diesem Streit; heb' deine Augen auf
Und sieh zugleich die doppelte Verdöhnung!

Die Wetternacht zerreißt, und Ahasver sieht ein göttliches Weib mit einem tiefblauen sonnigen Augenpaar, „gleich Alpenblumen aus dem Glanz des Schnees", zwei Kinder an der Brust, mit Ketten beschwert in Sonnenklarheit dastehen. Die Kinder sind Lea und Ruben, welche die Weltgeschichte auf des Christengottes Auftrag dem ewigen Juden aufbewahren muß.

Das Gesicht verschwindet, und Jehova erklärt ihm, daß, nachdem Isaak's Kinder vom Nazarener mit Feuerbesen hinweggekehrt worden, seine einzige Hoffnung auf Ismael's Kindern, auf den Arabern, ruhe. Dort soll ihm „der Mann der ältesten Erfahrung" dienen.!

So hat sich denn Ahasver bei Mohammed eingefunden und ist das jungfräuliche Arabien von dem neuen Propheten entzündet, und die Nemesis fügt es, daß die Römer, die Zerstörer Jerusalems, jetzt in eben dieser Stadt vom Moslem belagert werden. Während der Belagerung, welcher Ahasver beiwohnt, und die, vergliechen mit der ersten Zerstörung Jerusalems, nur sehr matt beschrieben wird, richtet der ewige Jude einen sentimentalen Monolog an den Mond, „den hellen Wanderer auf ewiger Reise", und gelobt ihm, die ganze Menschheit liebend zu umfassen und jedem Volk im Kampf gegen Wahn und Sklaverei beizustehen, bis, auf echt Hegelianisch, alle Menschen selbst Götter werden. So will er sich den Fluch in Segen verwandeln:

So darf ich jetzt mit demüthigem Entzücken —
Heran Jahrtausende im Donnerschritt
An meine Brust die Weltgeschichte drücken,'

die schöne, wilde Braut (die zugleich durch das Judenvolk und Jehova seine Urahne ist).

Jerusalem wird erobert, das Grab Christi durch die Muselmänner von allen Christen geschändet, die sich dorthin geflüchtet hatten. Zuletzt knien dort, von einem Engel zur Bluttaufe dahin gebracht, nur noch zwei Kinder — Lea und Ruben. Ahasver erkennt sie, umfängt sie. Einen Augenblick besinnt er sich, ob er dem Christengotte danken soll. Da schreit ihm der Führer der Mohammedaner seinen eignen Schwur ins Ohr, keinen Christen an Christi Grab zu verschonen. Heran auf mich! ruft ergrimmt Ahasver, und unter den Pfeilen der Moslem fällt — nicht er, wol aber fallen seine Kinder. Aus langer Ohnmacht erwachend, ruft er sich selbst zum ewigen Kampfe mit Gott auf: „Bis ich von ihm die Menschheit hab' errettet";

Digitized by Google

Bis er uns reicht die brüderliche Hand,
Oder in seinem Stolze uns vernichtet.

Da wird es um ihn Licht, und ein himmlischer Gesang, als wollte sich die Welt in Klang auflösen, ertönt, und endlich sieht er Gottes Sohn in Klarheit vor sich stehen

Mit tödtlich schönem bleichen Angesichte,
Mit unregsamen Augen starr und klar,
Als wär' genaht die Zeit zum Weltgerichte.

Die weiße Stirne unterm Dornenkranze,
Die weiße Stirn, von Lockennacht umwogt,
War eine Sonne fleckenlos im Glanze;

Die Hände mit den rosigen Wundenmahlen
Zu wägen schienen sie die Ewigkeit,
Das große All in solchen Wageschalen.

Und mit welchen Worten entläßt der Heiland den jüdischen Prometheus der christlichen Mythe, fortgefesselt ans Leben? „Ich bin nicht herabgekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert! Du hast zuerst die Fehde angenommen und dich mir, ein Gedanke wider den Gedanken, gegenübergestellt";

So ringe weiter! weiter! Zwischen Beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden.

Der Leser wird wol nach dieser Darstellung weder über die Idee des Ganzen, noch über die hohen poetischen Schönheiten im Einzelnen zweifelhaft geblieben sein. Ob jene bekannte philosophische Lehre von gleichberechtigten Gegensätzen, vom Unendlichen und Endlichen, auf Christus und den Menschen und von dem letztern auf seinen poetischen Repräsentanten, auf Ahasver, übergetragen, die richtige sei, darüber hier zu rechten, ist nicht der Ort; ebenso wenig, ob des Dichters Jehova mit dem Tigerantlitz der historische Gott der Juden sei, welchen Jesus Christus als seinen Vater verkündigte; und ob der Christus des Dichters, welcher den Jehova gestürzt haben soll, der historische Erlöser sei, welcher gesagt hat: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen." Eher dürfte er vor dem ästhetischen Forum darüber zur Rede gestellt werden, daß sein Christus kein reines und vollständiges Bild für poetische Anschauung gibt, vielmehr ein zwischen einem innerlichen und einem blos äußerlichen Gott, einem Götzen, schwankendes, und daß auf diese Weise der Titane Ahasver ausgeprägter und sogar sittlich berechtigter erscheint als der Gott, der doch von rechtswegen Recht behalten sollte; auch läßt sich nicht leugnen, daß der Dichter die Weltgeschichte mit mehr Vorliebe und mehr Glauben behandelt hat als ihren angeblichen und zweifelhaften Schöpfer. Endlich gestehen wir, in der dreifachen Geburt und dem dreifachen Tode der Kinder Ahasver's den reinen Spiegel für die Idee nicht gefunden zu haben, den der Verf. ohne Zweifel uns darin vorhalten will.

Die Form des Gedichts betreffend, so sind Sprache und Reim bis auf einige sonderbare und wahrscheinlich absichtliche Nachlässigkeiten (z. B. die Reime: seufzen und kreuzen, Antlitz und Wahnwitz und andere, die an ähnliche in d. Bl. kürzlich gerügte Abnormitäten Lamartine's erinnern) mit großer Überlegenheit behandelt; doch hat sich der abrupte Hammerschlag des Versmaßes, verglichen mit den verwandten, so wohlthätig ineinanderfließenden Terzinen, dem Ref. hier und da unangenehm fühlbar gemacht, und er fand sich zuweilen versucht, des Dichters eigne Worte darauf anzuwenden:

Wie der Maschine starke Eisenstampfe
Den vor'gen-Schlag mit Schlägen wiederholt,
So hier das Einerlei.

Daß die Phantasie des Dichters gegen den Schluß ermattet und Allah, verglichen mit Jehova und Christus, ziemlich blaß erscheint, ist von uns schon angedeutet worden. Doch, wie dem sei, es wäre große Ungerechtigkeit, trotz aller dieser Mängel und Zweifel, in Mosen's „Ahasver" eine großartige und merkwürdige Dichtung, das Werk eines berufenen Dichters zu verkennen. 121.

Aus Italien.

Die soviel besprochene Krankheit der Seidenwürmer: il calcino, gehört seit Bassi's Erklärung durch eine parasitische Pflanze jetzt fast zu den stehenden Streitfragen von Italiens gelehrten Vereinen und Zeitblättern. Bassi ist die Genugthuung geworden, daß namhafte Gelehrte ihm beigestimmt haben, und daß man Botrytis Bassiana die Pflanze genannt hat, die als Ursache des Calcino angesehen wird. Indessen dringt der Eifer der Naturforscher, die mit eignen Augen sich zu überzeugen lieben, wenn auch im Allgemeinen bestätigende, doch motivirende Erfahrungen zu Tage. So bemerkte Professor Balsamo Crivelli nach einem Briefe an Brugnatelli, der im neunzigsten Bande der „Biblioteca italiana", 1838, S. 357 fg. abgedruckt ist, eine Abweichung, die für die Zukunft weitere Aufschlüsse verspricht. Professor Balsamo Crivelli erhielt zwei kranke Seidenwürmer, deren einer die vollständig entwickelte Botrytis, der andere noch lebende keine Spur davon zeigte. Aber seine Bewegungen waren langsam und gehindert, sein Hinterkörper hart und undurchsichtig. Crivelli schnitt daher den Wurm auf der Seite auf und unterwarf die austropfende Flüssigkeit, die den sogenannten Audouin'schen Knöspchen glich, einer 395maligen Vergrößerung durch das Mikroskop. Er glaubte darin Fettkügelchen zu erkennen, die sich vor der vierten Verwandlung in dem Fettgewebe in ungewöhnlicher Zahl und mannichfacher Form finden. Nach Crivelli's Voraussetzung mußte der Wurm sehr bald die Botrytis entwickeln, aber zu seinem Erstaunen sah er am folgenden Morgen die ganze innere Fläche des ausgenommenen Wurmes mit einem Schimmel bedeckt, den er später als Ascophora mucedo mit völliger Frucht erkannte, der in der Mittagsstunde schon zur Reife gelangt war. Hr. Crivelli möchte daher vermuthen, daß der Calcino unter gegebenen Umständen sich auch entwickeln könne, ohne daß die Botrytis Bassiana sich zeige; daß aber stets bisher noch unentdeckte Ursachen vorliegen müssen, welche auf das Fettgewebe einwirken, sodaß seine Theile sich in einen Schimmel (mucedo) umbilden, der auf andere Seidenwürmer die Krankheit übertragen oder ihre Hervorbringung veranlassen kann.

Es ist das Eigenthümliche unserer Zeit, daß solche Wahrnehmungen nicht vereinzelt bleiben, sondern daß die rastlose Beobachtung bald die Anknüpfungspunkte ausfindet, wo diese Erscheinungen an andere sich knüpfen, deren Näherung oft schon ausreicht, sie beide zu erklären. Schon seit Jahren beschäftigt die italienischen Ökonomen eine krankhafte Erscheinung an der noch im Halme stehenden Reispflanze, die ziemlich Dem entspricht, was man in Deutschland am Korne den Brand nennt. Zwar unterscheiden rigoristische Phytologen die gewöhn-

Digitized by Google

lich mit dem Namen carolo bezeichnete Krankheitsform von andern, die sie ruggine oder brusone nennen; aber die charakteristischen Zeichen mögen so fein sein, daß nicht Viele im Stande sind, sie deutlich auseinanderzusetzen, und Alle kommen darin überein, daß als Anlaß der verschiedenartigsten Formen ein mit der sogenannten Brandkrankheit der Cerealien (carbone dei den Italienern) verwandter Grund anzunehmen sei. Schon 1776 gab daher die Akademie zu Mantua die Frage auf: was wol die Ursache des carolo sei, und wünschte Mittel, ihr vorzubeugen oder sie zu heilen. Damals gewann Hr. Bevilacqua den Preis, doch konnten für den jetzigen Stand der Naturwissenschaften die damaligen Forschungen nicht mehr genügen. Viel ist seitdem über den Reis und seine Krankheiten geschrieben worden, z. B. von Biroli („Trattato del riso"), von Re („Malattie delle piante") u. s. f., was um so weniger befremden kann, als der Wohlstand ganzer Provinzen Italiens von dem Gedeihen der Reispflanze abhängt. Lobpreiser als je ist jetzt diese Untersuchung in Aufnahme, indem durch die Entdeckungen über den calcino man auch zu Aufschlüssen über den carolo gekommen zu sein glaubt. Noch stehen sich zwar zwei Meinungen gegenüber, deren eine den carolo als Folge einer plötzlichen Temperaturveränderung nimmt, wodurch eine Stockung der Lymphe, Zerreißung der Gefäße, ungleiche Ernährung in den obern Theilen und Verdorrung der Ähren eintritt. Es findet man die Krankheit in der Schrift: „Del riso, del carolo e degli altri danni alla pianta ed ai seme. Mem. di *Bernardo Angelini*" (Berona 1837), erklärt; aber leicht dürfte die andere Meinung, die Giulio Sandri, den neuen Wahrnehmungen entsprechend, in der Schrift: „Sulla vera causa del carolo del riso, e sui mezzi di riparare a questo disastro; cenni letti nella pubblica adunanza dell' anno 1837 dell' Accademia d'agricoltura, commercio ed arti di Verona" (Berona 1838), auseinandergesetzt hat, sich größere Zustimmung erwerben, indem sie den carolo als eine parasitische schwammartige Pflanzenbildung nachweist, die er selbst durch Zeichnungen nach dem Mikroskop darlegt. Auch hier eröffnet sonach das Mikroskop eine lebenvolle Welt, die sich auf Kosten einer ausgebildetern nährt und bewegt, deren Entwicklung jedoch zu hindern wol kaum dem ersten Versuche gelingen möchte.

Von weit mehr Seiten, als es bisher der Fall war, suchen die Italiener die Lücken in der Gelehrten- und Künstlergeschichte auszufüllen, die namentlich auswärtige Bearbeiter dieser Fächer oft klagend bemerkten. Die Hülfsmittel, welche Frankreich, Deutschland und England für die Literar- und Kunstgeschichte der Zeitgenossenschaft bietet, sind nicht unbedeutende Vorbilder geblieben, obgleich wol noch ein Unterschied zwischen einer trockenen Aufzählung von alphabetisch aneinandergereihten Artikeln nach Art des Meusel, wie man sie hier gibt, und wirklich charakteristirenden Biographien bemerklich bleibt. Als Gesammtwerke der erwähnten Art verdienen die „Biografia degli Italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti del secolo XVIII e de' contemporanei compillata da letterati italiani di ogni provincia e pubblicata per cura del prof. *Em. de Tipaldo* (bis jetzt 4 Bände, Bendig 1837), die „Cenni biografici degli accademici di Padova mancati a' vivi dopo la pubblicazione del terzo volume dei Nuovi saggi MDCCCXXXI del socio emerito *Antonio Meneghelli* (Padua 1838) und eine Gelegenheitsschrift: „Degli uomini celebri bellunesi nelle scienze, lettere ed arti. Pubbl. dall abbate *Schiavo*" (Belluno 1837) die Beachtung des Auslandes, und an sie schließen sich die „Notizie biografiche degli scrittori degli stati estensi in continuazione della biblioteca modenese del cavaliere abate *Girol. Tiraboschi*" (Reggio 1836 und 1837, fortwelche erscheinend), die jetzt bei dem sechsten Hefte des vierten Bandes stehen, an. Nur haben sie sich zu enge Grenzen gesetzt, als daß man diese verdienstliche Arbeit für völlig dem Werke entsprechend halten sollte, dem sie sich anreihen will. In weiterer Ausdehnung, entschiedener biographisch, ist das „Elogio storico di Antonio Panciera, cardinale, dall' abate *Zannier*" (St. Pelt in Friaul 1837) ein nicht unbedeutender Beitrag zur Geschichte der Kirche vor dem Conclave Pius', dem Cardinal Panciera beiwohnte; die „Vita Franc. Canaverii monregalensis, medic. professoris in Taurinensi Athenaeo, auct. *Laur. Martinio*" (Turin 1837), der „Cenno necrologico intorno all' abbate Colombo. di *Gio. Adorni*" (Parma 1837); das „Elogio di Girol. Taggi detto da *Vinc. Salvagnoli*" (Florenz 1836), wozu selbst die Lebensskizze des gelehrten Carlo Boucheron (gestorben zu Turin den 16. März 1838), verfaßt von Ballauri, gerechnet werden kann, welche die „Biblioteca italiana", Bd. 90, S. 372, mittheilt. Boucheron, Professor der Geschichte bei der Militairakademie und Professor der Archäologie bei der Kunstakademie zu Turin, wo er 1775 geboren wurde, war ein Schüler Valperga Caluso's und gehörte zu den ausgezeichnetsten Kennern der lateinischen Sprache im jetzigen Italien, wie namentlich seine bekannten Einleitungen zu den Pomba'schen Ausgaben römischer Classiker bewiesen.

Zu den unzähligen Ausgaben der „Divina commedia" ist unter dem Titel: „La commedia di *Dante Alighieri* c. commento di *N. Tommaseo*" (3 Quartbände, Venedig 1837), eine neue gekommen, die durch Verweisung auf classische Parallelstellen und die noch im Munde des Volkes lebende Sprachweise dem Geiste des Dichters näher zu kommen hofft. Um die Ausgabe von sonstigen andern abzuwichend zu machen, hat Hr. Tommaseo durch Aufnahme von Sprachformen wie ponavam, salavam u. s. f. den Florentinern ein Ärgerniß gegeben, die diese, von ihren besten Manuscripten nicht unterstützten Abweichungen für barbarisch erklären. Warum sollten, seit die Besorger classischer Texte der Griechen und Römer die früher aufgesuchten Archaismen als Zierrei verschmähten, sich die modernen Philologen, d. h. die Besorger von Texten neueuropäischer Classiker, ihrer nicht wieder annehmen? G.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

VERZEICHNISS

einer Sammlung von Romanen, Schauspielen, Briefen, Biographien, Reisen etc., historischen und andern werthvollen Schriften

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken wird dieses Verzeichniss zur Durchsicht empfohlen.

Die aussergewöhnlichen Vortheile gelten nur noch bis Ende März 1839.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 329. — 25. November 1838.

Amerikanische Geschichtschreibung.

Zweiter Artikel.*)

Es ist in dem frühern Aufsatze über die amerikanische Geschichtschreibung dargethan worden, wie der erste würdige Aufschwung derselben, wie es bei jedem Volke, es sei groß oder klein, wol sein sollte, zur Darstellung der eignen Entwickelung von Hrn. Bancroft benutzt worden ist. Als der zweite, nicht minder schätzbare Versuch dieser Art ist das soeben erschienene Werk des Hrn. Wilhelm Prescott in Boston zu betrachten, der in der „Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen" **) das Auftauchen des Welttheiles, dem er angehört, aus den, seitdem seit Jahrtausenden deckenden und abtrennenden Fluten des atlantischen Meeres ausführlich schildert; ein Auftritt, der, wenngleich erst drei Jahrhunderte alt, bereits vom wesentlichsten Einflusse auf die Geschichte und Gestaltung des entdeckenden europäischen Welttheiles gewesen ist, und für diesen sowie für die übrigen von Jahr zu Jahr immer einwirkender zu werden verspricht. Sparsame und einzelne Bearbeiter hatte bisher die Geschichte der beiden großen Herrscher gefunden, welche aus Castilien, Aragonien, Granada und Navarra zuerst ein Spanien entstehen machten und schufen, das gleich bei seinem ersten Auftreten Europa in seine Kreise riß, Amerika entdeckte und anderthalb Jahrhunderte lang der Welt, über die sich seine Reiche, in denen die Sonne niemals unterging, verbreiteten, Gesetze vorschrieb. Mit ehrenwerther Pietät, ungeirrt durch Gefühle der Abneigung, wie sie Gegensätze der Abstammung, des Glaubens und der Verfassung dem bostonschen Puritaner wol gegen die große castilische Mutter einzugeben vermocht hätten, hat der Verfasser ihr in seinem schönen Werke die verdiente geschichtliche Huldigung gebracht, wie sie in dichterischem Gewande der Feder seines Landsmannes Washington Irving auf verwandtem Gebiete entsprungen war.

Ohne Spaniens Boden wie Irving jemals betreten zu haben, und durch eine hartnäckige vieljährige Schwächung des Sehvermögens auf den Gebrauch fremder Augen fast allein beschränkt, hat Hr. Prescott mit Benutzung der in Deutschland wenig bekannten Forschungen Clemencin's, des letzten großen spanischen Literators („Memorias de la Academia de la historia"), durch spanische Abschriften der wichtigsten Quellen jenes Zeitraums, welche in den reichen Handschriftensammlungen der Pyrenäenhalbinsel ihrer Auferstehung harren, durch seine eigne Bibliothek wie durch die reiche seines auch in Deutschland wohlbekannten und geachteten Freundes, Hrn. Ticknor, unterstützt, nach zehnjähriger mühevoller und kostspieliger Arbeit ein Werk zu Stande gebracht, welches in Gesinnung und Ausführung auch der ältesten und gereiftesten Literatur zur Zierde gereichen würde; um wie viel mehr also der eines so jungen, ganz in der Gegenwart und deren Zerwürfnissen befangenen Landes, in welchem es vielleicht einer Schwächung des äußern Auges bedurfte, um den dem Geschichtschreiber wie dem Dichter einwohnenden innern Seherblick zu schärfen, zu erheben und zu reinigen.

Das in drei Bänden enthaltene Werk zerfällt in drei, an Umfang gar verschiedene Theile, nämlich in eine Einleitung und zwei Abtheilungen, welche letztern aus mehren Hauptstücken bestehen. Die Einleitung gibt eine gedrängte und genaue Übersicht der Geschichte und Verfassung Castiliens und Aragoniens bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, wie sie zum Verständnisse der folgenden Erzählung gewiß bei den meisten Lesern des Verf. unentbehrlich ist. Sie nimmt nebst der ihr folgenden ersten Abtheilung des Werkes dessen Umfang zur Hälfte ein, da diese letztere von der Regierung Ferdinand's und Isabella's, bis zur vollendeten innern Ausbildung Spaniens im J. 1493 handelt, deren Fortsetzung nebst dem Übergange der bisher spanischen in eine europäische und Weltgeschichte der zweiten Abtheilung vorbehalten ist.

Die beiden ausgezeichneten Fürsten, Ferdinand und Isabella, von denen die Letztere 1451, ein Jahr vor ihrem künftigen Gemahl und Mitherrscher, geboren wurde, haben hauptsächlich in Folge der parteiischen Darstellungen französischer Geschichtschreiber, denen Ferdinand wegen seiner für Aragonien und auch für Castilien von ihnen gemachten Erwerbungen in Italien und an der Pyrenäengrenze besonders gehässig war, ein gar verschiedenes Loos in der Beurtheilung der Nachwelt erfahren. Während

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 271—273 d. Bl. D. Red.

**) History of the reign of Ferdinand and Isabella, the Catholic, of Spain. By *William H. Prescott*. Drei Bände. London 1838. Es ist bereits eine zweite Auflage des Werks in England nöthig geworden.

Digitized by Google

man Isabella's Verdiensten und dem Adel ihrer Gesinnungen und ihres Handelns eine, wenngleich nicht immer ausreichende Anerkennung widerfahren ließ, ist Ferdinand als ein verschlagener, gewaltthätiger Fürst geschildert worden, dessen vortreffliche und große Eigenschaften mit Stillschweigen übergangen wurden. Es gereicht deshalb Hrn. Prescott zur besondern Ehre, daß er gegen beide Fürsten gleich gerecht gewesen ist und ihre Tugenden treu und liebevoll geschildert hat. Die erste Gelegenheit, bei der sich der edle und großartige Charakter der noch nicht vierzehnjährigen Isabella kundgab, bot ihre Weigerung, sich auf Verlangen ihres schwachen und grausamen Bruders, Heinrich IV. von Castilien, blos zur Beschwichtigung einer diesen brutenbrütenden Adelspartei mit Don Pedro Giron, Großmeister von Calatrava, einem sittenlosen und unwürdigen Parteiführer, zu vermählen. Sie schloß sich, als sie den Befehl ihres Bruders empfing, 24 Stunden lang in ihr Gemach ein, den Himmel anflehend, sie durch ihren eignen Tod, oder den des ihr Zugedachten von dieser Schmach zu erretten. Ihr hartes Loos gegen ihre Busenfreundin Beatrice v. Bobadilla, nachherige Marquisin von Moya, die sie ihr ganzes Leben nicht verlor, beklagend, sprach sie zu dieser: „Gott wird es nicht zulassen, noch will ich es", indem sie aus ihrem Busen einen dort verwahrten Dolch hervorzog, den sie feierlich gelobte in das Herz des Großmeisters zu stoßen, wenn er sich ihr nahe.

Solche Kraft in zarter Jugend brach bald den Willen des schwachen Heinrich IV., nicht aber die Verfolgungen des nach ihrer Hand strebenden Bewerbers sowie seines Bruders, des mächtigen Marquis v. Villena. Da knüpfte Isabella mit ebenso großer Gewandtheit als vorausschauender Staatsklugheit eine geheime Unterhandlung mit dem um ihre Hand werbenden Ferdinand an. Diese führte denn auch, begünstigt durch die Abwesenheit des Königs in Andalusien und trotz Villena's argusartiger Wache, am 19. Oct. 1469 in Valladolid zur Vermählung der Erben der Kronen Castilien und Aragonien, die aber in so bedrängten Umständen gefeiert wurde, daß die Hochzeitskosten erst erborgt werden mußten. Bald erklarte der erzürnte Heinrich die ohne seine Einwilligung erfolgte Ehe für ungültig, die unehelichte Tochter seiner Gemahlin aber für die rechtmäßigen Thronerbin von Castilien. Ein großer Theil dieses Königreichs blieb Isabellen treu, der übrige ward von Parteien zerrissen, und der in der Blüte der Jahre an einer hitzigen Krankheit erfolgte Tod des Günstlings Villena raubte dem schwachen Könige seine letzte Stütze, sodaß ihm dieser nach wenigen Monaten im December 1474 ins Grab folgte, ohne ein Testament zu hinterlassen. Schon nach zwei Tagen wurden Ferdinand und Isabella von den Ständen Castiliens feierlich als deren rechtmäßige Könige anerkannt, und vier Jahre später vollendete der Tod des Königs Johann von Aragonien die Vereinigung beider Reiche zu dem von da an unzertrennlichen Spanien.

Mit dieser, erst viel später und lange nach Isabella's Tode von Ferdinand durch Navarras 1515 geschehene Einverleibung erfolgten Vervollständigung beginnt die Geschichte Spaniens, auf dessen innere Verwaltung beide Herrscher jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit richteten. Mit solcher Weisheit und Kraft schritten sie, wie hier treu und ausführlich dargestellt ist, auf diesem noch ganz ungebahnten Wege fort, daß sie schon vor 1482, wo der letzte innere Krieg, der gegen Granada, begann, insbesondere in Castiliens Verwaltung die heilsamsten Verbesserungen einführten. Diese begegnen sich auf eine bis dahin mangelnde wirksame Rechtspflege, zu deren Handhabung von da an nur Gesetzsamkeit und Tugend zu führen vermochten; ferner auf die, freilich erst von Philipp II. durchgeführte Vereinigung der zahllosen, einander oft widersprechenden Gesetze zu einem einzigen Gesetzbuche; die Unterdrückung der Übermacht der nur, wenn es ihnen beliebte, gehorchenden Großen; die Aufrechthaltung der vom heiligen Stuhle den frühern Königen bewilligten kirchlichen Freiheiten gegen die Eingriffe späterer Päpste; die Anordnungen zum Besten des Handels durch vollwichtige Münze, Belebung des Kunstfleißes, Zurücknahme von Ausfuhrverboten und pünktliche Schuldentilgung, sowie endlich auf Stärkung der königlichen Gewalt bei Erhaltung der Rechte der Stände. Vielmehr wurde in deren castilischen Versammlungen das Gewicht der städtischen Abgeordneten im Gegensatze des Adels gehoben und dadurch, freilich mit weiser Staatskunst, die allzu beschränkte Macht der Krone erweitert.

Denn dies war — wie Hr. Prescott mit dem Scharfblick eines Tacitus bemerkt — die damalige Richtung aller europäischen Regierungen. Das Volk, welches einen einzigen Herrn weislich einer Menge von diesen vorzog, unterstützte die Krone in ihren Bestrebungen, von der Aristokratie die ungeheure Gewalt, welche diese so gräßlich mißbraucht hatte, zurückzuerlangen. Des waren die Umwälzungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Mit der Zeit fand man, daß die in der Hand eines Einzigen niedergelegte Gewalt ebenso unverträglich mit den großen Zwecken der Staatsverwaltung sei, während sie allmälig zu einer Ausdehnung heranwuchs, welche die Monarchie durch ihr eignes Gewicht zu erdrücken drohte. Es zeigt sich aber in den Institutionen germanischen Ursprungs eine erhaltende Kraft, die den gebrechlichen Despotien des Ostens unbekannt ist. Der, wenngleich schlummernde Same der Freiheit lag im Herzen der Nation und harrte nur der rechten Zeit, um zu keimen. Diese Zeit ist endlich gekommen. Größere Erfahrung und ausgebreitetere sittliche Bildung haben die Menschen nicht nur den Umfang ihrer politischen Rechte, sondern auch die geeignetsten Mittel zur Sicherung derselben gelehrt. Die Wiedersprache dieser durch die große Masse des Volkes ist es, welche die jetzt in den meisten alten Gemeinwesen Europas vor sich gehende Umwälzung ausmacht. Freilich muß das Fortschreiten liberalen Grundsätze durch den Charaktre und die eigenthümliche Lage jedes Volkes bestimmt werden, jedoch wird Niemand vernünftigerweise ihren endlichen Sieg an allen Orten bezweifeln können. Möge er nicht misbraucht werden!

Unter dieser Regierung war es, daß die Saat gesät wurde, welche gegen deren Ende durch Neapels, Siciliens, Sardiniens, Navarras, Granadas Erwerbung, durch die Eroberung der canarischen Inseln, der Nordküste Afrikas und des schönsten Theiles von Amerika so reiche Früchte tragen sollte, zu deren Vollgenuß erst der, durch die Größe der ihm gewordenen Aufgabe vom burgundischen Her-

Digitized by Google

zogsstuhle zur würdigen Beherrschung der Welt gehobene Karl V. bestimmt war. Besonders entwickelten sich diese Hergänge nach der 1492 endlich erfolgten Eroberung des letzten maurischen Königreichs, dessen Hauptstadt Granada, sich gleich Troja nach zehnjährigem Kampfe vor der Kreuzesfahne beugend, mit Recht noch immer einen die Werbung um sie würdig singenden Homer erwartet. Die Hergänge dieses romantischen Krieges, der letzten Kreuzfahrt auf europäischem Boden, zu der Ritter aus allen christlichen Reichen unsers Welttheiles herbeiströmten, sowie die Darstellung der durch Granadas Fall zu Grabe getragenen Blüte morgenländischer und mohammedanischer Kunst und Literatur gehören zu den lohnendsten, aber auch gelungensten Schilderungen dieses Werkes. Sehr richtig bemerkt dessen Verfasser, daß die Geschichte dieses Krieges dem Muthe, der Standhaftigkeit und der Kriegszucht des sich in dieser Schule zum Welteroberer bildenden spanischen Soldaten höchst ehrenvoll ist, sowie der Vaterlandsliebe und den Aufopferungen der spanischen Nation; mehr aber noch dem Geiste und Charakter der Königin Isabella. Sie war es, welche nach schweren Unfällen und Misgeschicken im Kriegsrathe die zagenden Geister der Anführer wieder kräftigte und sie ermunterte, in der Belagerung auszuharren. Sie schaffte alle oft mangelnden Vorräthe herbei, baute Straßen und Wege durch die Gebirge zur Anfuhr derselben; sie sorgte für die Kranken und Verwundeten und brachte mit eigner persönlicher Aufopferung die unermeßlichen Summen auf, welche zur Fortsetzung des Krieges nöthig waren. Als die Herzen der Krieger unter den Entbehrungen und Leiden der sich stets verlängernden Belagerung endlich wankten, da erschien sie selbst unter ihnen wie ein himmlischer Besuch, ermuthigte ihre wankenden Geister und flößte ihnen die sie selbst beseelende Thatkraft ein. Die Liebe und Hingebung für sie erschien als ein die ganze Nation begeisterndes Gefühl und vereinigte sämmtliche Gemüther zu dem einen großen Ziele der Anstrengungen Aller. Diese Hingebung entsprang aus ihrem Geschlechte, mehr aber noch aus ihrem Charakter; denn die Theilnahme und zarte Sorgfalt, welche sie für ihr Volk trug, erzeugte ganz natürlich erwidernde Empfindungen in dessen Herzen. Wenn die Spanier aber dann wiederum sahen, wie sie die Berathschlagungen leitete, ihre Mühsale und Gefahren theilte und alle überschauenden geistigen Fähigkeiten des stärkern Geschlechts entfaltete, blickten sie zu ihr auf wie zu einem höhern Wesen, und ihre eignen Gefühle schwangen sich zu einem höhern Standpunkte auf, als bloße Treue vermocht hätte. Das ritterliche Herz des Spaniers huldigte ihr wie seiner Schutzheiligen, und sie gebot ihrem Volke auf eine Weise, wie dies kein Mann zu irgend einer Zeit und kein Weib in einem minder romantischen Lande und Zeitalter vermocht hätte. So waren es die liebenswerthern Eigenschaften ihres Geschlechtes, welche Isabellen hoch über ihre ein Jahrhundert später lebende Namensgenossin, die Elisabeth von England, erhoben, mit der Hr. Prescott sie geistvoll und gewandt zusammengestellt hat. Beide Königinnen wurden früh im Leben durch Widerwärtigkeit, jene strenge Lehrerin der Weisheit, erzogen; Beide wurden von ihren nächsten Blutsverwandten, die sie geliebt und beschirmt haben sollten, aufs tiefste gekränkt; Beide befestigten sich auf dem Throne nach den gefahrvollsten Glückswechseln. Jeder von ihnen gelang es, ihre Reiche durch eine lange und siegreiche Regierung zu einer nie zuvor erreichten Höhe des Ruhmes zu führen; Beide lebten aber auch lange genug, die Eitelkeit aller irdischen Größe zu erblicken und in eine oft trostlose Schwermuth zu versinken, sowie Beide einen strahlenden Namen hinterließen, den Keine wieder in den Jahrbüchern ihres Landes erreicht hat. So gleichen sich Beide, wenn von äußern Umständen und von Überwindung der bei Isabellen freilich oft noch weit größern Hindernisse, wie von Benutzung der Gunst und Ungunst der Zeiten und Menschen die Rede ist. Wird aber der innere Quell ihrer beiderseitigen Gefühle und Handlungen, der sittliche Werth ihrer Thaten gewogen, so steht die große, aber fromme und demüthige Spanierin, die musterhafte Gattin Ferdinand's und die schwergeprüfte Mutter zahlreicher, vor ihr leiblich und geistig dahingegangener Kinder hoch über der strengen, eiteln, selbstsüchtigen, bei aller Eheiosigkeit nicht zu den Reinen zu zählenden Tochter des grausamen und wollüstigen Heinrich VIII.

(Der Beschluß folgt.)

Erziehung der Mädchen in den Klöstern des Mittelalters.

Ist auch die folgende Darstellung, die wir aus den „Historical memoirs of the queens of England from the commencement of the twelfth century" von Hannah Lawrence entlehnen, ursprünglich nur auf England, und zwar auf die Zeit des Königs Heinrich I. berechnet, so vermag sie doch überhaupt ein Bild der weiblichen Erziehung in der germanischen Welt des Mittelalters zu geben: Die Kinder wurden oft sehr jung in die Klöster aufgenommen, und die Nonnen zeigten für sie viel mütterliche Liebe und Sorgfalt. Sie lernten lesen, für welchen Behuf viele kleine, eigens dazu bestimmte Bücher gehalten wurden, und in den meisten Fällen auch schreiben. Musik machte einen wesentlichen Theil der klösterlichen Erziehung aus, da alle Schüler an dem täglich (siebenmal) gehaltenen Gottesdienst ihren Antheil nehmen mußten. Da die Notensetzung in jener Zeit noch unvollkommen war, indem dieselbe erst durch Guido von Arezzo verbessert und den von ihm erfundenen Linienpunkten von Franco von Köln im 13., nach Andern von Joh. de Murst im 14. Jahrhundert die Bezeichnung der Verschiedenheit in der Dauer der Töne hinzugefügt wurde, so mußten die Töne alle mit dem Gehör aufgefaßt und erlernt werden, und der Musikunterricht hatte demnach in jener Zeit seine Schwierigkeit. Dessenungeachtet wurde weder der Gesang noch die Instrumentalmusik vernachlässigt. Zu den beliebtesten und gewöhnlichsten Instrumenten, welche wir bei den Sachsen finden, gehören Harfe und Orgel. Letztere kommt freilich wol nur in Kirchen vor, doch wurde sie auch hier nicht selten von Frauen gespielt, und in Strutt's Sammlung findet man noch die Abbildung einer Frau, welche an der Orgel sitzt und mit der Rechten spielt, während die Linke ein kurzes krummes Horn hält, auf dem sie bläst. Der Harfe, dem Lieblingsinstrumente aller nordischen Völker, waren die Sachsen indeß vor Allem zugethan. Jahrhunderte hindurch blieb es Gewohnheit unter ihnen, sie wie die Griechen das Barbiton oder die Leier bei festlichen Gelegenheiten an der Tafel rund gehen zu lassen, und die unterworfenen Eingeborenen theilten in dieser Hinsicht ganz ihren Geschmack. Auf feine Nadelarbeit verwandten die sächsi-

Digitized by Google

schen Frauen ebenfalls viel Fleiß. Noch in weit spätern Zeiten bebielten die Klosterschulen ihren Ruhm in diesem Punkte, und gestickte Gewänder und Altarbedeckungen, von den Fingern der Klostermädchen gearbeitet, waren Gaben, welche weltliche Herrscher zu bieten und Päpste anzunehmen sich nicht schämten. So berühmt waren die angelsächsischen Frauen wegen ihrer feinen Webereien und Stickereien, daß der Kaplan des Eroberers ausdrücklich auf ihre Geschicklichkeit, namentlich aber auf ihre trefflichen Goldstickereien in der Vorrede anspielt, welche er auf den Wohlstand und die Erzeugnisse von England hält. Noch Muratori spricht von dem Ruse, den „die feine englische Nadelarbeit" durch ganz Europa habe, und opera Anglicae war ein Ausdruck, mit welchem jeder Schriftsteller entweder außerordentlich reiche oder außerordentlich schöne Arbeiten bezeichnete. Der Stickerin des 19. Jahrhunderts mögen solche Lobpreisungen vielleicht übertrieben erscheinen, und sie wird vorzüglich auf die roben Umrisse von Menschen und Pferden in den seltenen überresten, welche uns von sächsischer Stickerei noch erhalten sind, herabsehen, allein während jeder Versuch jener Zeit, die menschliche Gestalt, wie es nun auch Geschmack sei es in Teppichen oder Gemälden darzustellen, roh und unbeholfen ausfällt, sind die Arabesken jener Zeit — und Arabeskenmuster wurden am meisten gebraucht — äußerst reich und zierlich. Die Anfangsbuchstaben manches Manuscripts, sogar die wenigen überreste von Goldschmiedearbeit, welche auf uns gekommen sind, zeigen Muster, welche nachzuahmen die gegenwärtige Zeit sich nicht zu schämen brauchte. Alle Arbeiten jener Zeit, welche Charakter hoher Vollendung, was schon aus der Länge der Zeit zu erklären ist, welche darauf verwandt wurde; daß man drei oder vier Jahre brauchte, um einen Mantel zu sticken, war nichts Seltenes, und die Dame von Shalot sitzt gleich der Penelope sieben lange und traurige Jahre, ehe der treulose Lancelot erscheint, der sie von ihrer Arbeit erlösen soll.

Ein anderer, noch wichtigerer Zweig der klösterlichen Erziehung war der Unterricht in der Heil- und Wundarzneikunst. In einer Zeit, wo die Kirche die einzige Inhaberin von wissenschaftlichen Kenntnissen war, wo die Pharmakopöe zum großen Theil aus Zauberssprüchen, die der heiligen Schrift entnommen waren, Besprechungen, Gebeten und Beschwörungen bestand, mußten die schönen Bewahrerinnen der Klöster in den Augen des Volks als die geeignetsten Priesterinnen einer Kunst erscheinen, deren Wirksamkeit auf dem Wunderglauben der Zeit beruhete. Zudem hat der Aberglaube der nordischen Völker dem Weibe stets sowol prophetische wie Heilkraft beigelegt: kein Wunder daher, daß die Nonne, da christlicher und heidnischer Aberglaube sie mit der Heilkunst begabte, sich der Übung derselben mit großem Eifer hingab. Für diejenigen Krankheiten, die im Gemüthe ihren Sitz hatten, war Psalm, Gebet, Besprützung mit Weihwasser oder Wallfahrt nach einem heiligen Schrein; gegen die hartnäckigern Übel aber, welche den religiösen Formeln nicht wichen, pflegte das lange Verzeichniß inländischer Kräuter Heilmittel und wol auch Heilung zu gewähren, und mancher Kräutertee und sonstige diätetische Trank, der noch auf dem Lande gefunden wird, mag von der ärztlichen Praxis der Klöster herstammen. Der Ruhm der Wundarzneikunst theilten die Frauen des Mittelalters, hauptsächlich die der Kirche geweihten, mit den Mönchen, und es fehlt in den Chroniken nicht an Beispielen, wo Klostermädchen selbst gefährliche Wunden heilten. So wird ein Edelmann, der auf der Jagd ein Bein gebrochen hat, in das nächste Kloster gebracht, sein Bein von der Priorin wieder eingesetzt und er selbst während der Zeit seiner Heilung auf das liebevollste gepflegt. Arterlaß — das Lieblingsmittel unserer Vorfahren im Mittelalter — wurde in den Klöstern unentgeltlich vollzogen. In einer noch vorhandenen Schenkungsurkunde bestimmt die Geberin, daß sie und die Genossen ihres Hauses so oft sollen zur Ader lassen dürfen, als sie es verlangen, und noch lebt im Munde des Volks die tragische Geschichte des kühnen Robin Hood, der, als er seiner Gewohnheit nach im ersten Frühling nach der Abtei Kirkleß gegangen war, um zur Ader zu lassen, durch die grausame Verrätherei der Priorin Elisabeth von Staynton seinen Tod fand, die sich einer vergifteten Lanzette bediente. Doch war diese Kenntniß und Ausübung der Heilkunst (in jenen Zeiten natürlich mehr Chirurgie) keineswegs im ausschließlichen Besitze der Bewohnerinnen des Klosters. Das Edelfräulein, welches den Unterricht in der Klosterschule genossen hatte, brachte auf ihres Vaters Schloß die Fähigkeit mit, in dringenden Fällen schnelle Hülfe zu leisten, deren man in jenen Zeiten oft so benöthigt war. An Fällen fehlt es nicht in Romanzen, Gregenden und Volksdichtungen ist genug von den Wundern weiblicher Heilkraft die Rede, und wir brauchen nur an Nicolette zu erinnern, die Aucassin, als er über „den weiten Graben" gesprungen war und sich die Schulter ausgerenkt hatte, mit zarter Sorgfalt pflegte und heilte; oder an Nagiva, die mit erlesenen Kräutern Herrn Gugeman's Wunden heilte, oder an „Jvain mit den weißen Händen", die so zärtlich an Artikan's Krankenbette wachte, ohne zu wissen, daß eine andere Jvain als sie selbst sein Herz beherrschte. Der an die conventionellen Feinheiten unserer Zeit gewöhnten Dame mag eine Adressin, welche eine Arzneí bereitete, oder ein Edelfräulein, das Pflaster und Verband anlegte, etwas sonderbar vorkommen; allein wer die mannichfachen Zufälligkeiten, denen alle Classen in jenen ungeordneten Zeiten ausgesetzt waren, sowie die Schwierigkeit, ja oft die Unmöglichkeit, schnelle und wirksame ärztliche Hülfe sich zu verschaffen, erwägt, auf den wird es einen angenehmen Eindruck machen, daß die Hausfrau jener Zeit kein Wesen war, das blos auf den Schein berechnete Fertigkeiten zierten, sondern daß sie Denen, welche um sie lebten, nützlichen Beistand zu leisten vermochte. Bei dem geringen Grade medicinischer Kenntniß, bei der Wunderliebe des Zeitalters und dem gläubigen Frommen Sinn des Volks kann es nicht befremden, wenn manche Wundercur verrichtet wurde. Aus den schönen Händen der Edelfrau oder den heiligen der Nonne empfangen, wurde der Becher in voller „Glaubenszuversicht" getrunken, und innerhalb der gewohnten Klostermauern hielt sich der Kranke vor jedem höllischen Einfluß sicher und sah mit gläubigem Vertrauen seiner Genesung entgegen.

Demnach bildeten Lesen und in der Muttersprache, Schreiben, wozu in manchen Fällen auch wol noch Zeichnen kam, Kirchen- und Instrumentalmusik, feine Nadelarbeit, Arznei- und Wundarzneikunde die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände in den Frauenklöstern des Mittelalters; doch dürfen wir annehmen, daß oft die Bildung einen weit strenger literarischen Charakter trug, und daß wenigstens Latein, keineswegs alle Nonnen, welche in den sächsischen Nonnenklöstern gelebt wurde, bezweifelt Niemand, der mit den sächsischen Schriftwerken jener Zeit nur einigermaßen bekannt ist. 50.

Notiz.

Wenn wir vielleicht die alten Ägypter mit ihren Todtengerichten ausnehmen, so hat man sich bisher immer gescheut, Verstorbene öffentlich zu brandmarken, sogar mit Verletzung der Ehrlichkeit, wie so viele panegyristische Inschriften auf unsern Grabdenkmälern beweisen. Aber in Altengland findet man auch von dieser Völkersitte großartige Ausnahmen. Da trägt, nach dem „Athenaeum", auf einem Dorfkirchhofe ein Grabstein folgende Aufschrift:

Er war ein böser Sohn.
Ein böser Gatte,
Ein böser Vater!
Möge er in die Hölle kommen!

108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 330. — 26. November 1838.

Amerikanische Geschichtschreibung.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 329.)

So sank vor der begeisterten, für Spaniens Größe und Einheit glühenden Ausdauer Isabella's das Reich der Araber, welches einst die größere Hälfte der alten Welt eingenommen hatte und das von da an in seine Urgrenzen zurückkehrte. Der Beduine wandert jetzt wieder ebenso frei und fast ebenso sittigungslos über seine heimatliche Wüste wie zur Zeit der Ankunft seines Propheten. Die Sprache, welche einst längs der südlichen und der westlichen Gestade des Mittelmeeres sowie im ganzen indischen Ocean geredet wurde, hat sich zu einer Menge abweichender Mundarten vergröbert. Dunkel ruht wieder über jenen Gegenden Afrikas, welche von der Fackel der Wissenschaft beleuchtet wurden. Die zierliche Sprache des Korans wird selbst an Mohammed's Geburtsstätte gleich einer todten Zunge studirt. In der ganzen arabischen Halbinsel ist keine der einst zahlreichen Hochschulen, keine Druckerei zu finden. Selbst in Spanien, in dem christlichen Spanien zeigt sich ein kaum minder entmuthigender Gegensatz. Auf dessen einstige geistige Thätigkeit ist ein todgleicher Schlummer gefolgt. Seine Städte sind von der Bevölkerung geleert, von der sie zu den Zeiten der Saracenen schwärmten. Sein Klima ist noch ebenso schön, aber seine Felder blühen nicht mehr unter der nämlichen reichen und bunten Landwirthschaft. Seine anziehendsten Denkmale der Vorzeit sind noch immer die Bauwerke der Araber, und der unter ihren verwüsteten, aber noch immer schönen Trümmern irrende Wanderer sinnt über die Geschicke eines Volkes, dessen einstiger achthundertjähriger Aufenthalt auf diesem Boden jetzt fast ebenso phantastisch erscheint als die zauberischen Schöpfungen seiner Feenmärchen.

Der Übergang von dieser soeben, fast mit den Worten des beredten Verf. geschilderten morgenländischen Dichtung und Bildung zu der eigenthümlich spanischen, welche sich in Aragonien mehr provenzalisch, auf Castiliens freien Bergen germanisch, und dadurch Großbritanniens, Deutschlands und Skandinaviens Balladen nahe tretend, entwickelt hatte, zeigt sich in den zahlreichen, bald nach der hier betrachteten Zeit entstandenen und deren Ereignisse schildernden maurischen Romanzen und Gesängen. An sie schließt sich dann die durch Ferdinand's italienische Kriege und Eroberungen erwirkte classische Ausbildung der spanisch-lyrischen Poesie durch die, hier der Griechen einstigen Einfluß auf die siegreichen Römer nachahmenden Italiener, auf die dann später der nur in Englands reicher Fülle ein Gegenbild findende, sonst beispiellose Schatz dramatischer Dichtungen gefolgt ist. Vorbereitet und gezeitigt wurden alle diese Erscheinungen durch Ferdinand's und Isabella's schon 1474 in Valencia und darauf an andern Orten stattgefundene Einführung der Buchdruckerei durch herbeigezogene und kräftig beschützte Deutsche; desgleichen durch die Pflege der von berufenen italienischen Gelehrten, wie Peter Martyr von Anghiera, oder richtiger von Arona, und Lucius Marineo der Sicilier, eingeführten classischen Studien und der Wissenschaften, die von da an, durch die Vornehmsten des Hofes und des Volkes eifrig getrieben, allein den Weg zu Ämtern bahnten, sowie durch die Gründung der Universitäten Sevilla, Granada, Toledo durch den Cardinal Mendoza, und Alcala de Henares durch den noch größern Cardinal Ximenez.

Mit dem letztgenannten Namen sind wir zur Erwähnung der drei großen Männer gelangt, welche die Regierung des katholischen Königspaares sowie die ihres Nachfolgers, Karl V., höher geeifelt haben als die aller frühern oder spätern spanischen Herrscher. Diese drei Zeitgenossen, deren Gleichen kein Land auf der Erde aufzuweisen hat, sind Gonsalvo de Cordova, der große Feldherr von den ihn anbetenden Italienern genannt, Christoph Colon aus Genua und der bereits genannte Cardinal Ximenez, der Sprößling einer alten, aber armen Familie in Cordelaguna. Gonsalvo de Cordova, durch Schönheit, feine Sitten und Vollendung in allen Ritterübungen alle Übrigen an dem glänzenden Hofe des katholischen Königspaares überstrahlend, war dazu bestimmt, die bisher unter Isabella's weiser Leitung im Innern entfalteten Kräfte Spaniens jetzt in den weitern Kreis der europäischen Reiche hinüberzutragen, wo Ferdinand's gewandte und unermüdliche Staatsklugheit die aller übrigen gleichzeitigen Fürsten weit übertraf. Der granadische Krieg, in welchem sich Gonsalvo durch Heerführergaben wie durch persönliche Tapferkeit auszeichnete, war die Schule, in der er die Kriegskunst erlernte, die er darnach als Befehlshaber der spanischen Heere in Italien und als Vicekönig von Neapel

Digitized by Google

ausübte, alle Vortheile der schweizerischen und deutschen speertragenden Landsknechte sowie der französischen schweren Reiterei auf die Vorzüge des schwerterführenden spanischen Fußvolks und seiner leichten, halb maurischen Reiter impfend und jenes zum ersten in der Welt machend, vor welchem fast zwei Jahrhunderte lang keine Macht auf Erden Stand zu halten vermochte. Stets seine Krieger, mit deren Blut er kargte, während er sein eignes Vermögen mit rückhaltloser Freigebigkeit zu ihrem Besten verschwendete, zum Siege führend, wurde er von ihnen angebetet; nicht minder aber von den besiegten, mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelten Feinden und von den der Herrschaft seiner Fürsten, unter denen es Isabella war, deren Scharfblick ihn erwählt hatte, neu unterworfenen Völkern, wie denn Keiner vor oder nach ihm den leicht beweglichen Neapolitaner so an sich zu fesseln vermocht hat wie er.

Anerkannter noch als die Verdienste dieses liebenswürdigsten Begründers der neuern Kriegskunst sind die des Columbus, dessen Ruhm mit dem raschen Aufsteigen der neuen, durch ihn Spanien gegebenen Welt auch jetzt, nachdem es dieselbe, vielleicht zu früh für deren eignes Gedeihen, verloren hat, von einem Tage zum andern wächst und stets glänzender hervortritt. Auch hier war es der hehre Geist Isabella's, die, von ihrer bereits erwähnten treuen Freundin, der Marquisin von Moya, auf Columbus' seltene Verdienste aufmerksam gemacht, gleich nach der Besiegung Granadas mit dem namen- und mittellosen, in stolzer Gewißheit seiner Zuversicht auf die aufzufindende neue Welt fast herrschergleiche Foderungen machenden Genueser einen Vertrag zu deren Entdeckung unterzeichnete, dessen ewig fortzeugende Wirkungen erst mit der Weltgeschichte enden werden.

Der dritte endlich der großen, sich an Ferdinand's und Isabella's Hofe zusammenfindenden Männer war Franz Ximenez de Cisneros, der bis zum 56. Lebensjahre in treuen und gründlichen Studien wie in der Franciscanerkutte Schutz gegen die, von dem seinen großen Geist erkennenden Cardinal Mendoza auf ihn gehäuften, von ihm aber zurückgewiesenen weltlichen Ehren und Geschäfte suchte. Da starb der Cardinal 1492, und der von ihm auf dem Todtenbette der Königin zum Beichtvater empfohlene Franciscaner nahm diese Stelle nur unter der Bedingung an, auch am Hofe genau so leben zu können, wie es die Gelübde seines Ordens vorschrieben, und sich, sobald man seiner nicht nöthig habe, in sein Kloster zurückziehen zu dürfen. Zwei Jahre später zum Ordensprovincial erwählt, besuchte er zu Fuß und seine Wegzehrung erbettelnd, alle Klöster seines Ordens in Spanien und stellte in ihnen die erschlaffte Zucht und Entsagung in ihrer ganzen Strenge wieder her. Von der Königin zum erledigten Erzbisthume von Toledo und zum Primas Spaniens ernannt, konnte er, von Madrid zu Fuß entfliehend, nur mit äußerster Mühe zur Rückkehr dorthin bewogen werden, widerstand aber sechs Monate lang allen Bitten um Annahme der Würde, bis eine zweite päpstliche Bulle ihm unbedingt befahl, seinem Widerstreben ein Ende zu machen. Ebenso mußte ihn ein Befehl des Papstes erst nöthigen, mit dem seiner Würde ziemenden Aufwande zu leben; auf dem Leibe aber trug er lebenslang keine Leinewand, sondern fortwährend unter dem bischöflichen Gewande die von ihm selbst geflickte grobe Franciscanerkutte und schlief auf hartem Strohkissen, das bei Tage unter der schwellenden Lagerstätte verborgen lag. Die Weltgeistlichkeit und die Ordensbrüder wurden mit gleicher Strenge zur Entsagung angehalten und genöthigt, vor der allein tausend Franciscaner, zu den Ungläubigen in Afrika überschiffend, entflohen. In höherm und weiterm Maße entfaltete sich Ximenez's Kraft und ausdauernde Weisheit in seinen Bemühungen für die Bekehrung der jüngst unterworfenen granadischen Mauren und in der, nach dem ihn seiner Pflichten am Hofe enthebenden Tode Isabella's aus eignen Mitteln mit einem mächtigen Heere zum Besten Spaniens ausgeführten Eroberung von Oran, Bugia, Algier, Tunis, Tremezen und anderer Städte der Berberei, welche binnen dreier Jahre unterworfen wurden. Die glänzendste Stiftung des großen Staatsmannes war aber die durch ihn seit 1520 in Alcala de Henarez gegründete Universität, aus zehn Collegien und einem Versorgungshause für betagte Lehrer bestehend, was er in acht Jahren mit Einführung des trefflichsten Studienplanes glücklich zu Stande brachte. An diese mit den ausgezeichnetsten Lehrern besetzte Schöpfung des Cardinals reiht sich die auf derselben durch ihn mit unermeßlichem Aufwande bewirkte Herausgabe der Polyglottenbibel, welche noch jetzt nach mehr als drei Jahrhunderten mit so viel größern Hülfsmitteln und Kenntnissen unerreicht dasteht und den Ruhm ihres, grade noch ihre Beendigung erlebenden Schöpfers auch für ferne Zeiten nicht untergehen lassen wird.

So waren die Männer, welche den Thron Ferdinand's und Isabella's stützten und schmückten, der hochherzigen Fürsten, deren ausgestreute gute Saat auch unter minder großen Nachfolgern nützlich fortkeimte, und auf deren Zeitalter der vaterlandsliebende Spanier wie der theilnehmende Ausländer zur eignen Ermuthigung den Blick zurückwendet, wenn er beim Anblicke der trost- und fast hoffnungslosen Gegenwart die Verzweiflung nahe treten sieht. 104.

Souvenirs du duc de Vicence, recueillis et publiés par *Charlotte de Sor*. Zwei Bände. Paris, 1837.

Das Verdienst der Autorschaft, oder vielmehr der Redaction der vorliegenden Memoiren wurde gleich nach deren Erscheinen der Frau v. Sor insofern bestritten, als mehre französische Blätter eine bekannte republikanische Notabilität namhaft machten, die dabei die Feder geführt. Die betreffende literarische Controverse hat unsers Bedünkens an sich nur wenig Interesse; wir glaubten sie jedoch nicht unerwähnt lassen zu dürfen, weil, ist an der Behauptung etwas Wahres, die Lectüre des Buchs neuen Reiz durch den Thatumstand gewinnen kann, daß ein Juliusheld es unternimmt, eine wahrhaft anziehende Vertheidigungsschrift des kaiserlichen Despotismus herauszugeben, oder doch bei deren Herausgabe hülfreiche Hand zu leisten. Diese Behauptung bei Seite, ertheilt uns Frau v. Sor über den Ursprung und die Veranlassung ihres Werks

Digitized by Google

etwas folgende Aufschlüsse: Sie und Hr. v. Caulaincourt begegneten einander im September 1846 in den Bädern von Plombières. Der Großstallmeister litt am Magenkrebs, wurde rend auch ihre Gesundheit sehr schwankend war. Beide Patienten leisteten einander in den langen Abendstunden Gesellschaft, um die Zeit zu verplaudern. Hr. von Caulaincourt bestritt wie natürlich die Kosten der Unterhaltung, deren Hauptgegenstand Napoleon war. Der Abgetrifft dieser Unterhaltungen nun wurde von Frau v. Sor sorgfältig aufgezeichnet und lange Jahre als Manuscript circulirt, bis sie sich auf das Zureden von Freunden endlich entschloß, auch ihrerseits durch dessen Veröffentlichung einen Beitrag zur Geschichte einer höchst merkwürdigen Epoche zu liefern. Daß ein unter solchen Umständen entstandenes Werk eine entschiedene Parteifärbung an sich trägt, bedarf wol kaum bemerkt zu werden. In der That spricht Frau v. Sor stets nur mit innigster Verehrung von den erstaunungswürdigen Verdiensten des Herzogs von Vicenza, der wiederum Napoleon fast in den Wolken zu erheben nicht müde wird. Niemals, erklärt er namentlich, habe er denselben hinter dem riesenhaften Ruhme zurückbleiben sehen, der ihn umstrahlte, und niemals habe sich seine Seelenstärke verleugnet.

Bei aller seiner Vergötterung des außerordentlichen Mannes scheint Hr. v. Caulaincourt gleichwol bisweilen mit sich selbst in Widerspruch zu treten, indem er die nähern Umstände unterschiedlicher Momente seines Lebens erzählt; so, beispielsweise, die Thronentsagung von Fontainebleau und was dort vorsichten Selbstmord. Bei dieser Gelegenheit — Napoleon's Verwunderer vermögen es selbst nicht in Abrede zu stellen — verließ ihn alle seine Seelenstärke. Auch Hr. v. Caulaincourt gesteht, daß moralische Niedergeschlagenheit und eine augenblickliche Geistesverrattung den Helden betroffen hatten. Er erzählt den Vorgang mit allen mehr oder minder bekannten Umständen, die ihn begleiteten. Allein anstatt die Entschuldigung dieses Attentats in der menschlichen Natur zu finden, die zu verleugnen in gewissen außerordentlichen Fällen selbst dem festesten Charakter unmöglich ist, bleibt in seinen Augen Napoleon ein fast göttliches Wesen, das auch bei den herbsten Mißgeschicken nie eine menschliche Schwäche verräth. Alle Memoirenschreiber jener Zeit stimmen darin überein, daß es einen Zeitpunkt gegeben, wo Kaiser Alexander von Rußland den aufrichtigen Bewunderern Napoleon's gehörte und großen Werth auf dessen Freundschaft legte. Sehr zu bezweifeln aber möchte es sein, daß sich diese Gesinnung unter allen politischen Verhältnissen stets unverändert erhalten habe. Der Sieger, wir glauben's, verzieh dem untreu gewordenen Freunde an dem Tage, wo dessen Schicksalsbestimmungen in seiner Hand lagen. Allein hinlänglich klar erwiesen erscheint es uns noch keineswegs, daß sich Alexander, wie Hr. v. Caulaincourt versichert, zu Gunsten der Dynastie Bonaparte förmlich erklärt und sich der Zurückberufung der Bourbons, welche die provisorische Regierung angeblich im Namen Frankreichs forderte, widersetzt habe. Während der Restauration und besonders seit der Julirevolution von 1850 ist es ein noch nicht ausgefochtener Controverspunkt unter den Parteivorgaben, ob und inwiefern die Bourbons durch fremde Bayonnette Frankreich aufgezwungen worden. Hr. v. Caulaincourt aber greift deshalb offen die provisorische Regierung an, gegen die er den Vorwurf erhebt, sie allein trage an Allem Schuld. Er gesteht, daß, nach der Einnahme von Paris, ein Augenblick von Unentschiedenheit und Bestürzung eintrat, sodaß selbst die stärksten Köpfe die Zukunft des andern Tages nicht kannten und nicht voraussehen vermochten. Folgende sehr gut vorgetragene Anekdote, die wir dem Buche entlehnen, beweist, daß während eines ziemlich langen Zwischenraums nicht einmal die Rede von den Bourbons war.

„Gleich nach der Abdankung und dem unterzeichneten Tractate", erzählt der Großstallmeister, „verließ Alles, was noch von bedeutenden Personen bei dem Kaiser blieb, Fontainebleau und eilte nach Paris. Mit Ausnahme des Herzogs von Bassano, der nicht einen Augenblick seinen Posten verließ, wußte ich keinen einzigen Minister oder Großwürdenträger, der im Schlosse verblieben wäre. Die provisorische Regierung nahm mit Zuvorkommenheit alle jene Ueberläufer auf, doch war sie nicht vollkommen beruhigt. Man mußte sich vergewissern, daß die Masse der Armee mit der nämlichen Unterwürfigkeit die neue Ordnung der Dinge annehmen würde. Demnach wurde jeder von den Marschällen im kleinen Comité aufgefodert, von den Truppen unter seinen Befehlen so viel Beitrettende als möglich zu erlangen. Ein von den Spendern der Gnaden und Stellen ausgedrückter Wunsch mußte damals hin, um den Eifer und den Patriotismus aufzustacheln, und man wetteiferte an Geschwindigkeit, um die der alten Fahne treu gebliebenen Generale für das neue Banner anzuwerben. Der tapfere General Leval commandirte eine Division von 10,000 Mann, die er mitten durch das von fremden Truppen überzogene Frankreich aus Spanien zurückgeführt hatte. Dieselbe stand 12 Stunden von Paris und gehörte zum Corps des Marschalls ***. General Leval hatte seine Truppen nicht verlassen und war nicht nach Paris gekommen, Gunstbezeigungen zu erbetteln. Im Salon war er ein gewöhnlicher Mann, bei der Armee dagegen sehr ausgezeichnet und vom Kaiser höchst geachtet. Er war als Rekrut nicht zu verschmähen, und sein Stillschweigen beunruhigte. Man begriff nicht, daß er mit einer Dotation von 10,000 Francs Rente, die er, wo möglich, zu bewahren hatte, sich bei Seite hielt und seine Ergebenheit und Dienste anzubieten sich nicht meldete. Es war dies zu jener Zeit eine merkwürdige Ausnahme. Der Marschall *** fertigte demnach einen seiner Adjutanten mit einem Schreiben an den General ab, um ihn als Chef und Freund aufzufordern, der provisorischen Regierung seinen und seines Officiercorps Beitritt ungesäumt einzusenden. General Leval durchlas den Brief des Marschalls mehre Male mit Ruhe, gab ihn zurück mit den Worten", sagte er, gleichsam mit sich selber redend, und darauf sich an den Officier wendend: „Ich verstehe es nicht." — „Was, General?" — „Der Hr. Marschall schreibt mir, ich solle meinen Beitritt und den meiner Officiere einsenden; allein — ja was und warum beitreten?" — „Ha, General! ich glaube — ich weiß nicht —" „Nun wohl, Herr, sagen Sie dem Hrn. Marschall ***, daß ich frage: ja was beitreten?" Und hierauf wandte er dem Officier den Rücken. Zum Marschall zurückgekommen, streckte ihm dieser die Hand entgegen, um die Antwort in Empfang zu nehmen. „Herr Marschall", sagte der Officier, „ich bringe Ihnen die Antwort mündlich. Der General hat Ew. Exc. Schreiben mehrmals gelesen; er hat mir gesagt, er verstände es nicht, und mich beauftragt, Sie zu fragen: Ja was beitreten zu warum beitreten?" Der Marschall schien einen Augenblick zu überlegen, dann sagte Sie", sagte er hierauf, „um Fürsten Benvent, wiederholen Sie ihm die Antwort des Generals Leval und bitten Sie ihn in meinem Namen, er möge Ihnen die Erläuterung geben, die der General zu haben wünscht." Im Hôtel Talleyrand angekommen, entledigte sich der Officier seiner Botschaft. Der Fürst, ihn unterbrechend: „Sie sind der Sohn des Ceremonienmeisters, Hr. von Caulaincourt", fragte er, statt aller Antwort. — „Ja, mein Fürst. Der Herr Marschall fragt —" — „Ha! wie befindet sich Ihr Herr Vater? ist er in Paris?" — „Sehr wohl; ja, mein Fürst. Der Herr Marschall — —" „Es wird mir lieb sein, ihn zu sehen", und sich von seinem Sitz erhebend, trieb er den Officier, immer fortwährend, bis zur Thüre mit jener ihm eigenen schlauen Miene. „Machen Sie", sagte er ihm, „dem Herrn Marschall meine Empfehlung und sagen Sie ihm, die provisorische Regierung werde seine Nachricht benutzen und danke ihm dafür."

Es liegt dem Hrn. v. Caulaincourt viel daran, die Welt zu überreden, er sei der werthe Freund aller gekrönten Häupter gewesen, denen er sich im Leben nahte. Kommt die Rede auf seine Gesandtschaft in Rußland, so offenbart er uns seine vertrauteften Unterredungen mit Kaiser Alexander; er weiht

Digitized by Google

uns in die tiefsten Geheimnisse des Lebens dieser Fürsten ein; der Name der schönen Frau v. N. wird dabei mehr als einmal auf eine wahrhaft anstößige Weise preisgegeben. Mit einem Wort, wäre es wahr, daß Kaiser Alexander dem französischen Diplomaten sein Herz erschlossen hätte, so hätte er keinen unbescheidenern Vertrauten wählen können. Dem Großstallmeister war Paris verboten worden; gleichwol brachte ihn, wie er erzählt, der Großfürst Constantin in seinem eignen Wagen nach der Hauptstadt; auch war es dieser Prinz, der ihn bei seinem kaiserlichen Bruder einführte, von dem er mit offenen Armen empfangen wurde. Napoleon's Gegenwart trägt dem Kaiser seine Dienste zu Gunsten seines Gebietens vor, und nach einigem Besinnen wird ihm versprochen, es solle dieselbe im Rathe der Monarchen unterstützt werden. Während des übrigen Theils der Nacht unterhält sich Alexander mit ihm von seinen Liebschaften, seiner Eifersucht und andern dergleichen schönen Dingen; er verplaudert mit ihm die Zeit, wie zwei junge Zeltkameraden es zu thun pflegen, die von nichts Wichtigerem zu sprechen wissen. Die Reminiscenzen von diesen ähnlichen Stellen der „Erinnerungen" ist wol geeignet, Zweifel gegen die Echtheit der Mittheilungen selbst hervorzurufen. Bekanntlich blieb des Großstallmeisters Unterhandlung im Namen Napoleon's, des guten Willens seines kaiserlichen Intimus ungeachtet, erfolglos, und wir sehen ihn, stets treu und ergeben, zu seinem Gebieter zurückkehren. Wir verargen ihm keineswegs die Ergießungen des Schmerzes und der Liebe für einen Mann, dessen Diensten er sein ganzes Leben gewidmet hatte; sie füllen mehrere Seiten des Buchs und fließen gewiß aus der Quelle eines aufrichtigen Herzens. Allein vielleicht läßt sich derselbe von ähnlichen Gefühlen bei dem Tadel zu weit hinreißen, den er über die Restauration und die von ihr zur Befestigung ihrer Gewalt ergriffenen Maßregeln verhängt. So wirft er dieser, beispielsweise, mit großer Erbitterung die Auflösung und Entlassung der kaiserlichen Garde vor. Es war dies seiner Meinung nach der ungeheuerste politische Frevler, den nur eine Regierung begehen konnte. Es verdient bemerkt zu werden, daß Hr. v. Caulaincourt zur Unterstützung dieser Vorwürfe sich auf Ludwig XVIII. Einzug in Paris, in Mitte dieser Garde beziehr, in deren Reihen die mindest Hellsehenden, wie er selbst berichtet, „Wuth und Ingrimm" auf allen Gesichtern gewahrten. Wahrlich, Ludwig XVIII. war wol sehr undankbar, indem er von seiner Person Menschen entfernte, die gegen ihre Wuth und Ingrimm hegten! Würde etwa Napoleon am 20. März 1815 den Militairhofstaat des Königs um sich behalten und ihm die Bewahrung seines Palastes und seiner Person anvertraut haben, hätte sich derselbe nicht aus freien Stücken zurückgezogen? Wird wer tadelt Ludwig Philipp, daß er gleich bei seiner Thronbesteigung die königliche Garde entließ?

Es ist uns die jetzt noch keine Druckschrift zu Händen gekommen, bei deren Abfassung oder Herausgabe ehemalige Großbeamte der kaiserlichen Regierung betheiligt sind, worin nicht ein Jeder von ihnen, so viel nur irgend an ihm, sich von dem Verdacht der Mitwirkung oder Mitschuld an der Hinrichtung des Herzogs von Enghien zu reinigen bemüht gewesen ware. So auch der Herzog von Vicenza. Sein Name war bei diesem betrübenden Vorfalle allzu öffentlich mit verwickelt worden, um daß er nicht hätte Sorge tragen sollen, sein Andenken von diesem Flecken zu reinigen, sofern ihm dazu die Mittel zu Gebote standen. Hr. v. Caulaincourt war in Folge eines für ihn ungünstlichen Zusammentreffens von Umständen, mit einer geheimen Sendung des Kaisers beim damaligen Kurfürsten von Baiern drauftragt, grade an dem Tage, abgereist, wo eine andere Person von Paris abging, um den Herzog von Enghien unter Verletzung des Völkerrechts, oder vielmehr mittels Verraths aufzuheben. Als er von der Sendung zurückkam, erfuhr er des Prinzen Tod. Viele seiner Freunde, die ihn der Mitwirkung verdächtigten, wandten sich von ihm ab; es kränkte ihn dies schmerzlich; doch war seine Hingebung so groß, daß sie ihm, mit der offenen Erklärung seiner Unschuld hervorzutreten, dies dahin unterjagte. Frau v. Sor läßt ihn jetzt auf seine Ehre betheuern, daß er sich in dem Punkte gar nichts vorzuwerfen habe. Als Bewerkstelligt zur Beglaubigung seiner Rechtfertigung aber wird ein Brief angeführt, den der Herzog von Vicenza vom Kaiser Alexander erhielt, bei dem er zum Botschafter Frankreichs ernannt worden war, und worin folgende Stelle enthalten: „Ich habe bei meinen Ministern, die damals in Deutschland residirten, alle nur möglichen Erkundigungen eingezogen. Ich weiß, daß Sie jener schrecklichen Angelegenheit fremd sind. Als Bewährer ich noch in meinem Zweifel, so würde keine himmlische oder irdische Macht Sie anzunehmen mich bewegen können. Bei Ihrem ersten Aufenthalt an meinem Hofe war ich noch sehr jung; Sie waren es ebenfalls; allein ich habe Sie durchdrungen, und ich würde mich, bevor ich noch andere Einzelumstände kannte, dafür verbürgt haben, daß Sie an dieser Infamie keinen Theil gehabr."

Die letzten Lebenstage des Großstallmeisters waren eine lange und leidenbevolle Agonie. Er starb an der nämlichen Krankheit, die Napoleon hinraffte, am Magenkrebse. Frau v. Sor verabsäumt diese Bemerkung nicht, um die Parallele zu vervollständigen, die sie unaufhörlich zwischen dem Oberhaupte und dem Großwürdenträger des Kaiserreichs zieht. Darf man dieser Dame Glauben schenken, so erkannte Napoleon selbst diese Art von Zwillingsähnlichkeit an, und mehr als einmal soll er zu seinem Großstallmeister gesagt haben: „Sie, Caulaincourt, dein ich." Bei dem jedoch der Napoleon's Stolz und stete Liebe zum Vorrang erkannt und der weiß, daß er sich niemals die Mühe gab, solches zu verhehlen, können derartige Außerungen blos Staunen erregen. Wir setzen sie daher nur auf Rechnung der Herausgeberin, die für ihren Helden nicht weniger Enthusiasmus und heilige Achtung zu Tage legt, als nur irgend Memoirenschreiber jener Zeit für dessen Gebieter.

15.

Miscellen.

Die wohlerkalte Kapelle hatte vor etwa 300 Jahren der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige. Er zahlte an einen Organisten, einen Vorsänger, vier Sängerknaben, sieben Trompeter, einen Thurmbläser zusammen 284 Gulden jährlich. Wären es daselbst Goldgülden gewesen, so betrug es nicht viel. Dagegen die theuerste Kapelle fand man fast um gleiche Zeit beim Grafen Ernst von Schaumburg. Hier gab es zwei Kapellmeister mit 1200 Thalern Gehalt jeder, die Musiker bekamen jeder 1000—1200 Thaler, und zwar in seidenen Beuteln zum Versallertrinken ins Haus geschickt. Zugleich hatten sie im Dienste eine kostbare Kammetne, gallonirte Uniform, goldene Kette um den Hals und weiße Federn auf den Hüten, Alles für Rechnung des verschwenderischen Grafen.*)

So sehr England in Betreff der Musik fast dem ganzen übrigen Europa, besonders Deutschland, Frankreich und Italien nachsteht, so hat es doch ein Institut, das überall in großen Städten zu wünschen wäre. Dasselbe stiftete schon 1710 eine Akademie für alte Musik. Sie sichert alten vorzüglichen Werken bleibende Anerkennung und trägt am besten dazu bei, jüngere Tonkünstler mit Dem, was früher da war, praktisch bekannt zu machen, dem Kunstfreund zu zeigen, wie so Vieles auch vor einem Jahrhunderte geleistet wurde, was ihn jetzt als neu scheinend entzückt. In Berlin würde sich eine solche Akademie „of ancient music" am leichtesten realisiren lassen, wenn man noch der Aufnahme schließen darf, die Bach's Arbeiten wieder dort fanden.

15.

*) S. Grosheim's „Fragmente aus der Geschichte der Musik", S. 32 (Mainz 1832).

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 331. — 27. November 1838.

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von C. Th. Kleinschrod. Mit mehren Tabellen. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

In den Jahren 1834 u. 1835 hat der Verf. im amtlichen Auftrage England bereist, um sich an Ort und Stelle über den gewerblichen und finanziellen Zustand, dessen Ursachen und die Maßregeln der Regierung in Betreff desselben zu unterrichten, zu welchem Zwecke er die vorhandenen Nachrichten und besonders die einschlagenden Statuten und Rechtsbücher studirt hat und die wichtigsten Ergebnisse seiner Nachforschungen in diesem Buche im Vaterlande zur allgemeinen Kenntniß bringt, solchergestalt die Früchte seiner Bemühungen zu einem Gemeingute machend. Ungemein zu Hülfe ist dabei dem Verf. allerdings gekommen, daß man in England, den großen Werth zuverlässiger und ins Einzelne dringender statistischer Nachrichten erkennend, für deren amtliche Sammlung, Prüfung und Ordnung durch eine eigne Centralbehörde, den Board of trade, gesorgt hat, auch weit entfernt von allen Bedenklichkeiten bei der Veröffentlichung derselben diese statistische Übersicht zum Drucke befördert und solche dem Parlamente alljährlich mittels Geheimenrathsberichts vorlegen läßt, sodaß die Comités desselben bei vorkommender Gelegenheit daran einen zuverlässigen Anhalt haben. Jedoch hat sich der Verf. nicht darauf beschränkt, blos daraus Auszüge zu machen, sondern er hat auch andere Nachrichten einzuziehen, damit zu vergleichen und jene dadurch zu vervollständigen sich angelegen sein lassen.

Wenn es im Titel des Buches heißt, der Verf. habe die englische Gesetzgebung erläutert, so soll damit nicht gesagt sein, er habe sie auf Grundsätze zurückgeführt, oder durch Auflösung ihrer Dunkelheiten und Ungewißheiten aufgeklärt und nach ihrem absoluten oder relativen Werthe beurtheilt, sondern daß er dadurch ihrem Verständnisse und ihrer Würdigung zu Hülfe gekommen sei, indem er zuerst für jeden Zweig seines Gegenstandes eine Statistik und eine historische Übersicht der Gestaltung dieses Zustandes und demnächst eine historische Entwickelung der Gesetzgebung für denselben und der ihr zum Grunde liegenden staatswirthschaftlichen Bewegungsgründe geliefert hat, es Jedem selbst überlassend, daraus sein Urtheil zu finden.

Der Gegenstand selbst ist von einem Umfange, der ebenso sehr das Erstaunen als die Wißbegierde anregt, und die Arbeit des Verf. ist mühsam, genau, lichtvoll und umfassend, mithin von bedeutender Wichtigkeit für die Erweiterung der Einsichten in die Staatswirthschaft und in die Politik der Gesetzgebung.

Der Welthandel ist die Quelle und die unermeßliche Ernährerin von Englands gewerblicher und finanzieller Riesengröße,
daher auch Englands Politik seit den Zeiten des Königs Athelstan, welcher jedem Kaufmanne, der drei Reisen über den Kanal für eigne Rechnung gemacht, gesetzlich den Rang eines Thans verlieh, vorherrschend und mit consequenter Strenge in Krieg und Frieden Handelspolitik gewesen ist.

Allein der englische Welthandel ist darum nicht Selbstzweck geworden; er dient vorzugsweise nur der innern Betriebsamkeit zur Unterlage und zum Beförderungsmittel. Dies eben ist es, wodurch England sich von allen andern Handelsstaaten der ältern und neuern Zeit wesentlich unterscheidet, welche aus dem Zwischenhandel hauptsächlich ihren Reichthum und ihre Macht geschöpft haben.

Denn die Erzeugnisse fremder Industrie und die Colonialwaaren, welche aus britischen Seehäfen wiederausgeführt werden, betragen zusammen nur zwischen dem vierten und fünften Theile des Werthes der gesammten Einfuhr und nur zwischen dem siebenten bis achten Theile des Werthes der ausgeführten inländischen Erzeugnisse des Gewerbfleißes.

Diesem letztern die Gelegenheit und zugleich die Mittel zu seiner Bethätigung geliefert und ihn dadurch angefacht zu haben, ist das Verdienst des Seehandels; aber in jenem beruht das Princip der Größe Englands.

Man würde sehr irren, wenn man sich verleiten ließe, seine dermalige Höhe als das Werk der jetzt geltenden und befolgten gewerblichen und commerciellen Grundsätze und Gesetze anzusehen. Im Gegentheile hat die Gesetzgebung Englands durch mancherlei Schwankungen im Wesentlichen überall den Gang genommen, welchen das sogenannte Commercial- oder Prohibitivsystem einzuschlagen an die Hand gibt; sie hat sich angelegen sein lassen, durch mögliche Ausschließung Anderer Feld für die Entwickelung und Ausbreitung der eignen Kräfte zu gewinnen; ja, sie gibt dieses System selbst dann nicht ganz und nur nach und nach auf, wenn schon die innere

Digitized by Google

Kraft selbständiger und freier Bewegung gewonnen ist; und nur erst, wenn das Übergewicht derselben über alle Concurrenten dahin führt, daß die Letztern unter dem Drucke desselben zu unterliegen, und durch ihren Untergang eine Region des Austausches und Handels zu veröden in Gefahr kommt, dann erst wendet sich die Politik zu dem Grundsatze einer zu beobachtenden Freiheit und Gleichheit, welche jedoch nur eine scheindare ist, weil das bereits gewonnene und gesicherte Maß der innern Kraft jeden gleichmäßigen Erfolg der Anstrengungen behindert und unmöglich macht.

Jeder Engländer erkennt daher auch die Navigationsacte, durch welche sein Vaterland die Herrschaft auf dem Meere sich angemaßt und behauptet hat, als die Wurzel der commerciellen und industriellen Übermacht desselben an. Es war Richard II, welcher 1381 die erste Acte der Art erließ (S. 283), indem er alle Ausfuhr aus dem Lande auf fremden Schiffen untersagte. Ihm folgte Heinrich VII., indem er die Einfuhr französischer Weine auf andern als englischen Schiffen verbot. Elisabeth fügte die Einfuhr fremder Fische und die Küstenfrachtschiffahrt hinzu. Im J. 1651 wurde durch eine neue Acte alle Einfuhr aus Asien, Afrika und Amerika, ingleichen alle Einfuhr in die Colonien auf andern Schiffen als des Ursprungslandes oder englischen aufgehoben, was 1661 u. 1664 noch dahin ausgedehnt wurde, daß alle und jede Einfuhr in die Colonien nur englischen Schiffen, und die Einfuhr ins Mutterland außer jenen nur Schiffen des Ursprungslandes nachgelassen blieb, wovon noch verschiedene ins Gewicht fallende Artikel ganz ausgenommen wurden. Dies gänzliche Ausschließungssystem erlitt den ersten Stoß durch den Abfall der Vereinigten Staaten von Nordamerika und die Unmöglichkeit, denselben den Handel mit dem englischen Westindien zu verschließen (S. 292). Es wurden deshalb 1805 einige Freihäfen für bestimmte Artikel erklärt, aber schon 1815 mit jenen Staaten ein Vertrag auf der Grundlage vollständiger Reciprocität eingegangen. Im J. 1823 erzwang die Beharrlichkeit Preußens einen Handelsvertrag in demselben Principe, welchem dann mehre andere mit andern Staaten gefolgt sind, zu deren Eingehung die Krone durch einen Parlamentsbeschluß in jenem Jahre allgemein ermächtigt wurde. Da durch diese Verträge die noch bestehenden Navigationsgesetze zum Theil außer Kraft gesetzt waren, erließ das Parlament 1833 eine neue Navigationsacte (S. 303), in Gemäßheit welcher a) die Einfuhr von 29 Artikeln durchgängig nur auf englischen Schiffen geschehen darf; b) keine Erzeugnisse außereuropäischer Länder von Europa aus, noch zur Consumtion, nach den vereinigten Königreichen gebracht werden dürfen, es sei denn aus einem Hafen des mittelländischen Meeres, und edle Metalle, Edelsteine und Perlen ausgenommen; c) alle und jede Manufacturwaaren nur auf Schiffen des Ursprungslandes eingeführt werden dürfen; überdies d) die ganze Küstenschiffahrt; ferner e) die Rhederei zwischen dem Mutterlande und dessen Colonien, sowie der letztern unter sich, dafern nicht hiervon besondere Ausnahmen zu gestatten von der Krone für gut gefunden wird, allen fremden Schiffen untersagt; auch f) aller directe Verkehr zwischen Jamaika und St.-Domingo gesperrt; endlich g) die Einbringung einiger Artikel überhaupt verboten worden ist. Man ersieht hieraus, wie wenig England noch gesonnen ist, den Seehandel völlig frei zu geben, und wie sehr es vielmehr noch immer darauf bedacht ist, den größten Theil desselben festzuhalten und sich dadurch eine zahlreiche Marine zu versichern. In dieser Art commentirte die Regierung die Petition des Handelsstandes, an dessen Spitze Hr. Baring antrug:

Die Entfernung der Beschränkungen sei der sicherste Weg zur möglichsten Ausdreitung des Verkehrs und zur besten Anwendung von Capital und Industrie, indem die von jedem Kaufmanne befolgte Maxime, auf dem wohlfeilsten Markte einzukaufen und auf dem theuersten zu verkaufen, auch für den Verkehr der Nationen gelte.

Die Eingehung der erwähnten Handelsverträge brachte bald andererseits sehr laute Klagen über bemerkbaren Rückgang der Rhederei zuwege, welche zu einer genauern Untersuchung im Parlamente führten. Durch diese wurde aber deren Ungrund herausgestellt (S. 311), indem zwar allerdings sich ergab, daß sowol die Schiffspreise als die Frachtlöhne seit einigen Jahren im Sinken gewesen, daß aber das Sinken der letztern selbst eine Folge des Fallens der erstern und des überhaupt niedrigern Arbeitslohnes sei, und daß der hierdurch und vermöge des Preises der Materialien wohlfeiler gewordene Schiffsbau unvermeidlich auf die Preise der früher erbauten Schiffe habe einwirken müssen. Im Gegentheile zeigte sich, daß die Frachtschiffahrt überhaupt im Steigen gewesen war, sowol auf fremden als englischen Schiffen, und keineswegs in einem für die letztern nachtheiligen Verhältnisse. Im J. 1834 sind in den Häfen des vereinigten Königreichs eingegangen 13,903 englische Schiffe mit 2,298,263 Tonnen Gehalt, 5894 fremde Schiffe mit 883,905 Tonnen Gehalt, und ausgegangen 13,639 englische Schiffe mit 2,296,325 Tonnen Gehalt, 5823 fremde Schiffe mit 852,837 Tonnen Gehalt. Die britische Marine aber bestand in demselben Jahre A) in den Königreichen Großbritannien und Irland in 19,447 Schiffen mit 2,274,702 Tonnen Gehalt und 138,265 Mann Bemannung; B) den Inseln Guernsey, Jersey und Man in 528 Schiffen mit 37,653 Tonnen Gehalt und 3761 Mann; C) in den britischen Colonien in 5080 Schiffen mit 403,745 Tonnen Gehalt und 26,035 Mann; zusammen 25,055 Schiffe mit 2,716,100 Tonnen Gehalt und 168,061 Mann.

In gleicher Art hat die Gesetzgebung auch in Betreff der Gewerbe überhaupt und im Einzelnen keineswegs die Sachen gehen lassen, wie sie das sich durchkreuzende Interesse der Gewerbtreibenden eben gestalten mochte, sondern die Regierung hat von jeher durch Vorschriften eingegriffen und durch Aufhülfen förderlich zu werden gemeint. An und für sich spricht sich das gemeine Recht von England zwar unumwunden für die Freiheit des Gewerbebetriebes und des Verkehrs aus, was auch das Herkommen der Gerichtshöfe mit sich bringt. Insonderheit ist jede Art von Monopolisirung den Rechtsgrundsätzen entgegen

Digitized by Google

(S. 49). Nichtsdestoweniger existiren eine Unzahl von Verordnungen und Privilegien zu Gunsten der Emporbringung und Erhaltung gewerblicher Unternehmungen, sodaß namentlich der Königin Elisabeth ernste Vorstellungen über die Schädlichkeit solcher Maßregeln gemacht werden mußten (S. 57), welche von derselben mit landesmütterlicher Würde aufgenommen wurden. Im J. 1623 unter Jakob I. führte die häufige Wiederholung ähnlicher Maßregeln und die Beschwerde darüber zu einem Parlamentsbeschlusse, durch welchen mit wenigen Ausnahmen alle Monopole zum Alleinhandel oder zur ausschließenden Verfertigung von Waaren mit Ausschluß aller Übrigen für rechtswidrig und nichtig erklärt wurden, dafern nicht durch Parlamentsacte oder durch die Corporationspatente städtischer Gewerbs- und Handelsgenossenschaften Privilegien ertheilt worden, wohingegen der Regierung freigestellt wurde, die Benutzung neuer Erfindungen auf 14 Jahre zu patentisiren, d. h. die ausschließliche Benutzung zu verbriefen, dafern jene nichts Ungesetzliches in sich schließen, der Verkehr dadurch nicht gestört und die Preise der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse nicht vertheuert werden. Hierbei ist es geblieben und 1835 durch eine neue Parlamentsacte das Verfahren bei der Nachsuchung und Verleihung oder Verlängerung der Patente geregelt worden, damit auch in dieser Beziehung das Recht eine größere Sicherheit gewinne, indem es jedem Betheiligten frei steht, die Rechtsbeständigkeit der ausgefertigten Patente vor den Gerichten anzufechten und auf deren Annullation anzutragen.

Die größten Privilegien haben die beiden großen Vergesellschaftungen, die Bank von England und die ostindische Handelscompagnie, erhalten. Jene, erst gegründet 1694, hat ihre ursprüngliche Bestimmung meist verlassen und ist ihrer wichtigsten Beschäftigung nach die Verwalterin der Staatsschuldenangelegenheiten und des Papiergeldes geworden, obgleich sie als Depositen- und Discontobank vermöge der Größe ihrer Fonds auch noch ungeheuere Summen vertreibt. Für jenes bezieht sie vom Staate ein jährliches Honorar von 120,000 Pfund anstatt der frühern das Doppelte betragenden Procura (S. 409). Ihre Bilance stand zu Anfang 1836

Soll:	Cursirende Banknoten . . .	17,262,000 Pfd.
	Depositen	19,169,000 =
	Summa	36,431,000 Pfd.
Haben:	Effecten . .	31,954,000 Pfd.
	Bullion (Casse)	7,067,000 =
	Summa	39,021,000 Pfd.
	Überschuß	2,590,000 Pfd.

welcher ein noch nicht vertheilter Gewinn der Actionnairs ist, wie 1815 aus dem angehäuften Gewinne über die jährliche Dividende den Actionnairs 25 Procent zu ihren Einlagen gut geschrieben wurden. Jene ist bis 1797 mit 7 Procent, dann bis 1806 nach dem jährlichen Abschlusse, von da bis 1823 mit 10 Procent und seitdem mit 8 Procent regelmäßig bezahlt worden. Der Bankstock der Actionnairs besteht dermalen in 14,553,000 Pfd., der an die Regierung geliehen ist, die dafür nur 3 Procent Zinsen gibt und solchergestalt durch die Bank wohlfeil bedient wird.

Die ostindische Compagnie begann 1600 mit einer Einlage von nur 30,000 Pfd. und bildete sich 1612 zu einer Actiengesellschaft aus, nachdem ihr Geschäft so glücklich betrieben worden war, daß sie schon 1618 ein Vermögen von 1,600,000 Pfd. besaß. Eben dies reizte aber auch Andere, sodaß 1636 eine zweite Gesellschaft einen Freibrief erhielt. Der Wetteifer beider Gesellschaften war für beide so nachtheilig, daß sie schon 1650 sich vereinigten (S. 320) und von Zeit zu Zeit nicht nur die Verlängerung ihres Privilegiums, sondern auch in Folge an die Regierung gegebener Vorschüsse dessen Erweiterung bis zur Begründung einer politischen suzerainen Macht erlangten. Allein eben dies war auch ihr Verderben. Sie wurde dadurch von ihrer Hauptbestimmung abgelenkt und von der Regierung des Mutterstaats als ein, wenn auch begünstigtes Ausland in Bezug auf England und dessen Colonien angesehen und behandelt. Die Kosten ihrer suzerainen Herrschaft wurden durch den Gewinn aus ihrem Monopole nicht gedeckt, dessen Schädlichkeit sowol in Betreff der Cultivirung ihres Gebietes als der Hemmung der kaufmännischen Speculation des gesammten Handelsstandes immer mehr sich herausstellte. Solchergestalt wurde schon bei der Verlängerung des Freibriefes von 1823 ihr nur noch der chinesische und Theehandel belassen, hingegen der Handel mit Ostindien freigegeben. Seit 1833 aber hat sie nach dreijähriger Comitéprüfung als privilegirte Handelsgesellschaft ganz aufgehört und besteht nur noch bis 1854 als politischer Körper in Wirksamkeit, nach welcher Zeit ihr Territorium an die Krone übergehen, von dieser aber die Actien um den doppelten Betrag eingelöst und bis dahin mit 10½ Procent verzinst werden sollen. Der Erfolg ist gewesen, daß schon im nächsten Jahre für 11,449,533 Pf. Sterling mehr an Thee und 560,643 Pfd. chinesische Seide mehr als im Jahre vorher eingeführt worden, indem besonders die hohen Theepreise, worauf die Compagnie hielt, fast ganz Europa dahin gebracht hatten, über England keinen Thee zu beziehen.

Wie mit dem Privilegium dieser Gesellschaft ist es auf ähnliche Art mit den Ausschließungsberechtigungen in England fast durchgängig gegangen. Es ist dort zwar niemals allgemein eine solche Zunftverbindung wie in Deutschland eingeführt gewesen; aber nicht nur haben mehre einzelne Gewerke das Recht der Corporation, seltener fürs ganze Land, gemeinhin nur für die einzelnen Orte erlangt, sondern auch die Freibriefe fast aller städtischen Corporationen enthielten die allgemeine Befugniß, den Gewerbebetrieb von der Erlangung des Bürgerrechtes abhängig zu machen. Die Bildung aller Corporationen gehört zu den Vorrechten der Krone, sei es durch von derselben bestätigte Parlamentsacte oder durch königliche Freibriefe (kings-charter, S. 116). Die juridische Wesenheit einer Corporation besteht in England darin, daß sie a) eine einzige moralische Person vorstellt, gleichviel, ob sie in einer Institution oder aus einer Gesellschaft

Digitized by Google

physischer Personen besteht, und als solche in und außer Gericht handelt und behandelt wird; daher auch b) ohne Unterbrechung bis zu einer rechtsgültigen Aufhebung oder gänzlichem Aussterben fortbesteht und befugt ist: c) Grundeigenthum zu erwerben und zu besitzen; d) ein Gesellschaftssiegel zu führen, welches allein als Beurkundung des Gemeinwillens gilt; e) für die Erreichung der Corporationszwecke Statuten zu machen, welche alle Mitglieder verbinden, so weit sie nicht den Landesgesetzen zuwiderlaufen, bei Gewerbscorporationen jedoch vorher dem Lordkanzler, dem Lordschatzmeister und den Oberrichtern oder den Assisenrichtern zur Genehmigung seit 1504 schon vorgelegt sein müssen. Der Geist der Oligarchie aber, welcher vorzüglich in den Stadtgemeinden dergestalt Oberhand gewonnen hatte, daß die Gerechtsame der Gemeinheit meistentheils nur zum Vortheile ihrer Vorsteher gereichten, hatte allmälig solche Wehklagen erzeugt, daß sie im Parlamente nicht überhört werden konnten, sondern der Wunsch einer durchgreifenden Reform immer lauter wurde. Im J. 1835 kam endlich nach langen Debatten das neue Municipalreformgesetz zu Stande, welches allen Orten eine aristokratisch-demokratische Verfassung gibt, zugleich aber auch im 14. Artikel anordnet,

daß alle ausschließenden Privilegien, vermöge deren Niemand, der nicht im Besitze der städtischen Freiheiten ist, oder Mitglied einer gewerblichen Zunft oder Gilde, daselbst einen offenen Laden halten, oder irgend ein Gewerk oder Handwerk treiben durfte, abgeschafft sein sollen.

Hierdurch wurde also allgemeine Gewerbefreiheit eingeführt, vorausgesetzt, daß an und für sich die Qualification zu einem Gewerbebetriebe vorhanden, und daß die Corporationsmitgliedschaft ausdrücklich oder stillschweigend durch dreijährigen Wohnsitz und Entrichtung der Armentaxe gewonnen worden sei, welche nur bei Wohnungen von wenigstens fünf Pfund Betrag erhoben wird (S. 132).

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Gottu hat in einer Schrift: „Guide politique de la jeunesse", ein neues politisches System erfunden und mitgetheilt, welches von einem französischen Kritiker ein „joli petit système de despotisme et de bon plaisir" genannt wird. Die Schrift trägt das Motto an der Stirn: „Solum in rege libertas"; man sieht, daß der Verf. mit der Jugend nicht viel Umstände macht und ihr grade herausgesagt, wie er es meint und was er beabsichtigt. Merkwürdig ist hierbei nur, daß man überhaupt für die französische Jugend „politische Führer" verfaßt, sie zu Parteizwecken benutzt und des Standes der politischen Unschuld geflissentlich beraubt. Wie leicht drängt sich nicht grade das Entgegengesetzte von dem „Solum in rege libertas" dem jugendlichen Sinn auf! Was nun das System des Hrn. Gottu betrifft, so sieht er es auf eine pseudo-constitutionnelle Verfassung ab, welche wol dem Könige gegen die Anmuthungen seiner Unterthanen Garantien gewährt, nicht aber den Unterthanen gegen den Ehrgeiz und den Despotismus des Herrschers. Gottu schlägt einen Stand privilegirter Wähler vor, deren Meinung nie schwanken kann, ferner die Wiederherstellung der Majorate, eine erbliche Pairie und Censurconseils zur Beaufsichtigung der Presse. Die Kammer soll nur alle fünf Jahre zusammenberufen, das gewöhnliche Budget für die Dauer der Herrschaft, das außerordentliche für fünf Jahre bewilligt werden. Um so auffallender sticht von diesen chimärischen Vorschlägen das Verlangen ab, daß das Centralisationssystem vernichtet werde; die Provinzen sollen starke und volksthümliche Municipalitäten erhalten und somit alle Theile des Landes mit frischerm Geiste durchdrungen werden. Das heißt aber im Gegensatz zu der vorher beantragten Zurückdämmung des echten constitutionnellen Lebens die Elemente des Republikanismus nach allen Seiten hin ausstreuen! Man sieht, welche Verwirrung der Begriffe durch die Ereignisse unserer Epoche in den Gemüthern angerichtet ist. Jeder, wie ein französischer Kritiker hierbei bemerkt, begreift, daß das constitutionnelle Régime nur eine transitorische Form sein kann, und sucht nun die räthselhafte Zukunft mit der Vergangenheit durch irgend einen Übergang zu vermitteln, der seinen Privatmeinungen und individuellen Ansichten und Lieblingsneigungen conform ist.

Die englische Kritik über die Trollope.

Die Mrs. Trollope hat einen Roman geschrieben, welcher in Wien seine zweideutige Rolle spielt. Das „Athenaeum" spricht sich über dieses sonderbare Produkt äußerst bitter aus und will die literarische Wassersucht der Hochtoryfrau sogar für eine höchst bösartige und, um deutlicher zu reden, für eine boshafte Krankheit halten, die nicht nur aus dem Gehirn, sondern auch aus den Herzkammern ihre Säfte zieht. „Mrs. Trollope", sagt das „Athenaeum", „appellirt wieder in diesem Romane mit boshafter Geschwätzigkeit an jedes engherzige, niedrige Vorurtheil, das in der Welt existirt. Wenn sie sich einbildet, in ihren „Domestic manners of the Americans" die Dissenters, in ihrem „Paris and the Parisians" die Katholiken, in ihrem „Vicar of Wrexhill" die Calvinisten todt gemacht zu haben, so klemmt sie sich in der „Romance of Vienna" darauf, in Östreich den Judaismus zu denunciren. Eine ehrenhafte Beschäftigung für eine englische Dame! Wir glauben zwar, daß an dem Gewäsch der Trollope etwas ist, was sie böse gemeint hat, aber nichts, was böse wirkt. Denn ihre Ansichten von dem Volksleben, dem politischen Wesen und besonders den Juden in Wien sind so lächerlich antediluvianisch, daß sie nur eine torystische Betschwester erbauen können, die nie über Westminster-Square hinausgekommen ist. Wenn die Augen der Trollope gar so kurzsichtig und umflort sind, so hätte sie doch zu Hause irgend eine Länder- und Völkerkunde oder eine alte Reisebeschreibung nach und über Wien nachlesen sollen, ehe sie die Feder zu ihrem Romane schwarz machte. Da soll ein mit einem östreichischen Grafen Alderberg heimlich getrautes Fräulein von dem treulosen Gatten in ein Schloß eingesperrt worden sein, welches seinem Banquier, dem Juden Balthazar, gehört!" Am besten hat sie, wie das „Athenaeum" zugibt, das geschwätzige, gedankenlose und walzlustige Leben der höhern Cirkel beschrieben, das ihr Himmel auf Erden ist. Wir hoffen, schließt der Berichterstatter, dieser Roman werde sein

Like a brotherless hermit, the last of its race.

108.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft **Aemilius Ludwig Richter** und **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte der Jahre 1835, 1836 und 1837 sind zu gleichen Preisen zu beziehen.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 332. — 28. November 1838.

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von C. Th. Kleinschrod.

(Fortsetzung aus Nr. 331.)

In der engsten Verbindung hiermit steht das in England eingeführte Lehrlings- und Besetzungssystem. Es gibt dort kein Meisterrecht, das wie in Deutschland eine Befugniß zur Betreibung eines Gewerbes verleiht, sondern wer sein Fach erlernt hat, bei dem steht es, ob er sich darauf besetzen und es für eigne Rechnung betreiben, oder ob er als Hülfsarbeiter (Geselle) bei einem Andern sich damit beschäftigen will. In beiden Fällen aber muß er dasselbe gehörig erlernt haben, um es ausüben zu dürfen. Die gesetzliche Bestimmung dieser Lehrlingschaft in der Absicht, durch dieselbe die Sicherheit der Ausbildung zuverlässiger Werkleute zu erzielen, ist stets ein vorzügliches Augenmerk der innern Gewerbspolitik gewesen (S. 78). Unter Heinrich IV. wurde bestimmt, daß Niemand als Lehrling aufgenommen werden solle, dessen Vater nicht wenigstens eine Grundrente von 20 Schillingen habe. Das Hauptgrundgesetz aber wurde 1562 unter Elisabeth erlassen, in der erklärten Erwartung,

durch das Bestehen einer gleichmäßigen Verordnung über Lohnungen der Arbeiter und Vorschriften für Lehrlinge den Müssiggang zu entfernen, die Landwirthschaft zu befördern und den gemietheten Dienern und arbeitenden Classen einen verhältnißmäßigen Lohn sowol für Zeiten des Mangels als des Überflusses zu gewähren.

Hiernach wurde jedes Familienhaupt, welches einen halben Pflug angebauten Landes besitzt, für befugt erklärt, einen Lehrling der Landwirthschaft, und jeder Gewerbtreibende in den Städten, den Sohn eines Freimannes, der weder Landmann noch Lohnarbeiter ist, bis zum 17. Jahre als Lehrling in seinem Fache anzunehmen, jedoch mit dem Unterschiede, daß in den incorporirten Städten Kaufleute, Krämer, Seiden-, Leinen- und Tuchhändler, Eisenhändler, Stricker und Tuchmacher nur ihre eignen Söhne oder die Söhne von Freigutsbesitzern mit 40 Schilling Rente, in den nicht incorporirten Orten aber Wollenweber, Kaufleute und Krämer nur Söhne von Freigutsbesitzern mit 60 Schilling Rente annehmen durften. Nur Schmieden, Wagnern, Zimmerleuten, Maurern war die Aufnahme ohne Berücksichtigung des Standes erlaubt. Solche junge Leute, die noch nicht in der Lehre waren, konnten bis zum 21. Jahre aber auch von Denen, welche Lehrlinge halten durften, angesprochen und durch Gefängniß dazu genöthigt werden. Die Lehrzeit war allgemein auf sieben Jahre festgesetzt und das Personenrecht zwischen Lehrherren und Lehrlingen im Gesetze genau bestimmt, dessen Verletzungen durch die Friedensrichter und Magistrate vorbehaltlich förmlicher Schädenklagen alsbald untersucht und geahndet werden sollten, mit Zugrundlegung des jedesmal schriftlich zu errichtenden und bei der Ortsbehörde einzuregistrirenden Lehrvertrages. Ohne diese sieben Lehrjahre bestanden zu haben, war es untersagt, ein Gewerbe selbst zu betreiben, oder auch von Andern darin beschäftigt zu werden. Später wurden hiervon nur die licenziirten Hausirer und Krämer, die Hanf-, Netz- und Tapetenmacher, die Färber, Hutmacher und Wollkämmer, die Delatoren von Falschmünzereien und die ausgedienten Officiere und Soldaten der See- und Landmacht ausgenommen. Auch der Seedienst bedingt eine ordnungsmäßige Lehrlingschaft von vier Jahren. Durch ein Statut von 1814 wurde jenes Gesetz vorbehaltlich der Privilegien und Statuten der Stadt London und aller Corporationen dahin abgeändert, daß einmal alle Beschränkungen der Lehrlingschaft vermöge des Standes der Ältern abgeschafft und die Bestimmung der Lehrzeit dem freien Übereinkommen in dem Lehrbriefe anheimgestellt wurde. Indessen hat sich die siebenjährige Lehrzeit in der Erfahrung so gut ausgewiesen, daß auch heutzutage dieselbe noch neben der Entrichtung oft ansehnlicher Lehrgelder die Regel ausmacht. Ebenso sorgfältig ist das Personenrecht zwischen den Lohnarbeitern und ihren Brotherren bestimmt, wie denn auch das Gesetz über die Zahl der zu haltenden Lehrlinge und deren Verhältniß zu den Gesellen Anordnungen getroffen hat.

Natürlich haben diese gesetzlichen Bestimmungen bei der Errichtung der Fabriken und Manufacturen keine Anwendung finden können. Überhaupt wird die wesentliche Verschiedenheit des handwerksmäßigen Gewerbebetriebes und des Fabrikwesens (factories) in der Gesetzgebung scharf beobachtet. Bei dem letztern, dessen Wesen in der möglichsten Theilung der Arbeit und deren Beschaffung durch Maschinen beruht, muß nothwendig fast Alles von den Einsichten und Einrichtungen des Unternehmers abhängen,

Digitized by Google

denen Gewalt anzuthun, das ganze Unternehmen in seinem Fortgange zerstören müßte. Die Gesetzgebung hat sich deswegen damit auch faßt gar nicht befaßt, bis die darin eingedrungenen Mißbräuche eine Größe erlangt hatten, daß sie nicht mehr übersehen werden konnten. Dennoch befaßt sich die Factoreibill vom 1833 in keiner Art mit den gewerbspolizeilichen Verhältnissen, sondern nur mit dem Gesundheitszustande der Arbeiter und besonders der Verwendung der Kinder zur Arbeit.

Gemeinschaftlich für den Fabrik- und Handwerksbetrieb besteht das gesetzlich strenge Verbot aller Vergesellschaftungen sowol der Brotherren als der Lohnarbeiter zur Verminderung oder Erhöhung des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit (S. 93) von alter Zeit. Durch ein Statut Georg III. am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde jede hierauf Bezug habende Verabredung nicht blos für ungültig erklärt, sondern auch mit harten Strafen belegt. Dies ist 1824 wieder aufgehoben und nur jede Art von Nöthigung, Bedrängung oder Bedrohung zu jenem Zwecke sowie die Verführung zu Vergesellschaftungen der Art verpönt geblieben. In Folge dessen haben sich an mehren Orten Gesellschaften gebildet, welche durch gegenseitige Unterstützung der Arbeiter diese haben in den Stand setzen wollen, mittels allgemeiner Arbeitsverweigerung ihren Verdienst zu verbessern oder dessen Schmälerung zu hindern. Der Ausgang aller dieser Versuche ist aber von der Art gewesen, daß man glaubt, die damit gemachte Erfahrung werde das wirksamste Gegenmittel ihrer Wiederholung sein.

Durch das Fabrikwesen ist der ganze Gewerbszustand Englands aber überhaupt umgeschaffen worden, nicht blos in Folge des ungeheuern Anwachses dieses Erwerbszweiges an sich, sondern ebenso sehr durch die Rückwirkung der aus ihm hervorgegangenen Verhältnisse auf alle übrigen Gewerbszweige, auf die Landwirthschaft und auf den politischen Zustand des Landes. Ganz vorzüglich ist es die Baumwollenmanufactur und nächst ihr die Eisenfabrication, welche, dieser Ausdehnung fähig und sie erlangend, diesen merkwürdigen Umschwung zuwege gebracht haben. In jedem andern Gewerbszweige hat die große Verschiedenheit des rohen Materials und die dadurch bedingte kenntnißreichere und verschiedenartigere Behandlung der unbegrenzten Benutzung der Maschinerie Grenzen gesteckt, während sie umgekehrt bei den Baumwollen- und Eisenarbeiten menschlichen Verstand und selbst die physische Kraft der Arbeiter zum größten Theile entbehrlich gemacht hat. Nichtsdestoweniger sind darum der Menschen in diesen Fabricationszweigen nicht weniger geworden, sondern umgekehrt hat deren Verwendung sich unendlich in dem Grade vermehrt, als der Verbrauch der gefertigten Waaren durch die mittels der Fabricationsvortheile bewerkstelligte Verminderung der Preise gesteigert worden ist, und die Vermehrung der sämmtlichen Bedürfnisse der in irgend einem Zweige anwachsenden Menschenmasse deren Verfertigung oder Herbeischaffung nach sich ziehen mußte. Auf diese Weise ist es geschehen, daß die Bevölkerung Englands, welche unter Eduard III. nur noch 2,092,000 und 1750 nur noch 6,039,684 Köpfe betrug, bis 1831 auf 14,000,897 Köpfe gestiegen ist, ausschließlich der See- und Landartmee, und die gesammte Bevölkerung Großbritanniens, einschließlich der Armee, aber ohne die Colonien, auf (S. 34 und 46):

in England	13,091,005	Köpfe.
in Wales	806,182	=
den britischen Inseln, Guernsey, Jersey und Man, ...	103,710	=
in Schottland	2,365,114	=
in Irland	7,767,401	=
Land- und Seemacht auf registrirten Fahrzeugen	277,017	=
Summa	24,410,429	Köpfe.

Dabei ist bemerkenswerth, daß die Bevölkerung seit den letzten 30 Jahren in den Manufacturdistricten um das Neunfache, in den Agriculturdistricten hingegen noch nicht um das Doppelte gewachsen ist (S. 59 und 174). Von der Einwohnerzahl des Jahres 1831 waren

in England und Wales 834,543 Familien im Landbau,
1,227,684 = im Gewerbe,
849,717 = anderweitig

beschäftigt, und im vereinigten Großbritannien
1,852,128 im Landbau,
1,691,595 im Gewerbe,
1,276,472 anderweitig.

Den im Manufacturwesen verwendeten Menschenkräften kommt aber noch die Kraft der Maschinen zu Hülfe, welche in ihrer Gesammtheit auf 70,000 Pferdekräfte veranschlagt worden sind, wovon allein auf die Baumwollenmanufactur 37,000 kommen (S. 7).

Die letztere Manufactur beschäftigt allein ein Betriebscapital von 25 Mill. Pf. Sterling und die Hälfte der Seeschiffahrt, indem jährlich an 300 Mill. Pfd. Baumwolle eingebracht und verarbeitet werden (S. 162). Ungeachtet des Zudranges der Arbeiter aus den Landbauern und ungeachtet des unvermeidlichen Bestrebens der Fabrikeninhaber, den Arbeitslohn möglichst herabzubringen, steht derselbe doch mit den Löhnen in andern Gewerben ziemlich gleich und hat sich seit 24 Jahren in Vergleichung mit den Preisen der ersten Lebensbedürfnisse im Ganzen fest erhalten, wobei noch in Betracht kommt, daß Weib und Kinder mitbeschäftigt sind und mitverdienen (S. 171). Eine Familie von fünf arbeitsfähigen Personen verdient jetzt im Durchschnitte wöchentlich 42 Schillinge, wovon 28 zu ihrem Lebensunterhalte gebraucht werden. Nur allein der Zustand der Handarbeiter aller Art hat sich in dem Maße von Jahre zu Jahre verschlechtert, als die Maschinenwebere zugenommen hat, und muß noch immer drückender werden, sobald 840,000 unglückliche Individuen, welche noch mit dem Webestuhle ihr Brot verdienen, nach und nach werden verkommen müssen (S. 188).

Weit geringere Ausdehnung hat die Wollenmanufactur erlangt, was hauptsächlich in der Beschaffenheit des Materials und der dadurch bedingten Vorarbeiten seine Ursache hat, wogegen auch hier die Maschinenwebere im

Digitized by Google

Zunehmen ist. Die im Lande selbst gewonnene Wolle reicht beiweitem cht, indem nach der Ermittelung vom Jahre 1828 in England nur

	263,800	Pack langer oder Kammwolle,
	120,600	= kurzer,
in Schottland .	35,000	=
in Irrland . .	27,000	=

in Summa 446,400 Pack oder 1,070,000 Centner gewonnen worden sind, wovon 16,693 Centner ausgeführt wurden (S. 213). Es muß daher viel fremde Wolle eingeführt werden, und von dieser Einfuhr ist dieser Manufacturzweig selbst abhängig, was hauptsächlich die Vermehrung der Wollzucht in den britischen Gebieten von Australien zu betreiben rathsam macht. Von dorther droht der Wollzucht in Deutschland die größte Gefahr, wenn die Manufactur jemals ins Stocken gerathen sollte, ungeachtet die Concurrenz von Spanien ungemein vermindert worden ist. Bis jetzt hat indessen sowol die Aus- als Einfuhr der Wollen beständig zugenommen, indem

	jene	und	diese
1820 betrug	352 Ctr.,		97,756 Ctr.,
1824 =	537 =		225,644 =
1828 =	16,693 =		302,360 =
1832 =	41,998 =		281,524 =
1834 =	34,443 =		402,000 =

unter der letztern aber

	aus Deutschland	und aus Australien
1820	52,205 Ctr.,	— —
1824	159,695 =	11,063 Ctr.,
1828	228,018 =	15,741 =
1832	220,740 =	25,158 =
1834	229,212 =	39,069 =

Nach einem Durchschnitte der drei Jahre 1832—34 sind überhaupt eingeführt worden (S. 217):

1)	aus Deutschland mit Preußen u. Östreich	242,352 Ctr.
2)	= Spanien und Portugal . . .	42,984 =
3)	= Australien und vom Cap . . .	34,582 =
4)	= Südamerika	10,284 =
5)	= Italien	4696 =
6)	= Rußland	9615 =
7)	= Dänemark	2230 =
8)	= der Türkei und der Berberei . .	11,986 =
9)	sonst	3813 =
	Summa	362,541 Ctr.

Diese Zahlen beweisen am deutlichsten, wie sehr auch diese Manufactur im Zunehmen ist.

Bei der Seidenmanufactur ist bis 1824 ein völliges Prohibitivsystem zu deren Schutze beobachtet worden und ein gesetzliches Arbeitslohn eingeführt gewesen. Nichtsdestoweniger kam dieselbe immer mehr durch Ungeschick und Trägheit zurück, wie dies die auf das Geschrei der Seidenweber vorgenommene Untersuchung ergab. Es wurde deshalb das Arbeitslohn ganz freigegeben und auf die Einfuhr von Seidenmanufacturwaaren nur ein Zoll von 30 Procent gelegt, auch bei der Ausfuhr heimischer Waaren der Zoll von der rohen Seide vergütigt (S. 230). Seitdem hat sich zwar, besonders durch Einführung der Stühle zu gemusterten Webereien, die Lage dieser Arbeiter verbessert; bei der Höhe des Arbeitslohnes in England aber ist dennoch vorherzusehen, daß sie die Concurrenz im Auslande zu behaupten auf die Dauer nicht vermögen werden, und daß ihr Verdienst, wie bisher, immer mehr zusammenschrumpfen wird.

Die Linnenweberei muß nach Erfindung der Flachsspinnmaschinen unausbleiblich denselben Gang nehmen, den die Baumwollenmanufactur schon durchgegangen ist, und hat dazu auch schon den Anlauf genommen (S. 240). Jedoch kann die erstere niemals den Umfang der letztern erhalten, weil das Material seltener und kostbarer ist, und weil hiernach aus dem verschiedenen Verhältnisse des Materials zum Arbeitslohne ein ganz anderes Ergebniß in Betreff des Preises der fertigen Waaren erwächst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Arethusa. Vom Capt. Fr. Chamier. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. Drei Theile. Braunschweig, Fr. Vieweg. 1837. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Die Schiff- und Wasserromane werden dem Publicum des Continents nachgerade etwas Altes, da bei der größten Geschicklichkeit des Erzählers eine gewisse Monotonie nicht zu vermeiden steht, selbst da, wo ein tüchtiger Sturm alle Mann in Bewegung setzt, denn der guten, wie der schlechten Beschreibungen gibt es eine Unzahl. Damit soll jedoch dem Verf. der „Arethusa" so wenig der Stab gebrochen werden, daß Ref. vielmehr diesem Romane Vorzüge zugesteht, die gar vielen seiner Verwandten nicht in demselben Maße nachzurühmen sind. Der Verf. weiß sich nicht allein geschickt auf der graulichen Woge, sondern ebenso frei und sicher auf dem Lande zu bewegen, und das ist hoch anzurechnen. Auch die Tendenz dieses Romans ist, wiewol sehr einfach, doch löblich. Sie zeigt, wie ein junger nichtsnutziger Mensch, durch tüchtiges Erleben geschüttelt, einen ehrenvollen Platz in der menschlichen Gesellschaft, wenn auch langsam, erringt und verdient. Daneben sind die mannichfach traurigen Schicksale des jungen trefflichen Hammerton als eine durch das ganze Buch laufende Episode lobend in Anschlag zu bringen, und so liegt in der Befriedigung, mit welcher wir das Buch aus der Hand legen, gewiß ein gerechtes Urtheil. Die Bearbeitung sowie die äußere Ausstattung sind lobenswerth.

2. Die Reise des letzten Menschen. Ein Fiebernachts-Traum. Von Chr. Kuffner. Zwei Bändchen. Wien, Mausberger. 1837. 8. 1 Thlr.

Sich selbst als den letzten der Menschen auf Erden zu denken und darzustellen ist ebenso ernst als schwierig, denn wir sind mit der Nothwendigkeit der menschlichen Gesellschaft so verwachsen, daß wir ohne sie uns nur schwer diese Erde als überhaupt möglich vorzustellen vermögen. Und so geht es auch dem Verf. Die Elementargeister, die er heraufbeschwört, genügen ihm nicht, und da er der Menschen entbehren muß, so ruft er nicht allein die Schicksale vergangener Zeiten auf, sondern es sind ihm sogar Marionetten willkommen; ja, was noch mehr ist, es begegnet ihm sogar, den Leser anzureden, und dabei geht der Vortrag noch nicht einmal von ihm selbst, sondern von einem der Elementargeister aus, der doch recht gut wissen sollte, daß an Leser nicht zu denken sei. Wir wollen es dem Verf. nicht zum Vorwurfe machen, daß die Entvölkerung der Erde etwas willkürlich herbeigeführt wird; allein befriedigt haben wir das Buch nicht verlassen können, da die

Digitized by Google

Idee an sich zu ernst und erschütternd groß ist, als daß wir mit dem ebenso willkürlichen Fortgange und Schlusse uns einverstanden erklären könnten. Übrigens sind manche der eingeflochtenen Erzählungen, z. B. „Das römische Grabmal", trefflich, wie denn die überall zu Tage gehende Reinheit des Gemüthes und die schlichte Wahrheit der Gesinnung volle Anerkennung verdient.

3. Crichton. Von W. H. Ainsworth. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Die historischen Nachrichten von dem Leben des Schottländers Crichton sind sehr dürftig und verlieren sich in ein romantisches Dämmerlicht. Sie bezeichnen jedoch die Hauptperson des vorliegenden Romans schon in ihrer Jugend als ausgezeichneten Gelehrten und ebenso gewandten Ritter und Hofmann. Diese Eigenschaften hat der Verf. besonders aufgefaßt. Ein gelehrter Wettkampf zu Paris eröffnet die Geschichte, und es ist vielleicht vorsätzlich geschehen, daß wir Leser nur durch eine Masse vor dem Schlauplatze versammelter roher Studenten von dem Kampfe überhaupt unterrichtet werden; dann aber ist die Scene etwas zu lang ausgesponnen. Dagegen nehmen wir mit diesem Kampfe von der Gelehrsamkeit des Helden Abschied und sehen ihn nun als Ritter, Hof- und Weltmann sich durch die verwickeltsten Intriguen am Hofe Heinrich III. bewegen. Ritter- und Thierkämpfe, Dolche, Gift, Astrologie, die stille Liebe einer Sängerin, die Galanterie einer Königin, die abgeschmackten und ebenso gefährlichen Launen eines abgeschmackten Königs, die strahlende Schönheit Esclairmonde's, Heinrich IV. und noch manches Andere geben dem Helden vollauf zu thun, und nur schwer gelingt es, eben auf dem äußersten Punkte der Gefahr das Glück zu erfassen mit Esclairmonde's Hand und Herzen. Der Leser sieht, daß es ihm an Abwechselung und Unterhaltung nicht fehlt, und wenn er dann und wann über einige Breite klagen wollte, so muß er bedenken, daß die Behaglichkeit englischer Romanschriftsteller davon zu keiner Zeit frei gewesen ist, und muß dabei anerkennen, daß ein Engländer keinen Fleiß sparen wollte, das Leben und die Sitte der frühern Zeit eines fremden Landes sich dergestalt anzueignen, daß wir ein im Ganzen recht getreues Bild desselben vor uns aufgestellt sehen.

4. Lathonia. Von C. Eichel. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmann's „Serapionsbrüder" mögen bei dieser „Lathonia" Gevatter gestanden haben. Fünf junge Männer bilden einen Erzählungsclub und trinken bei ihren, größtentheils um das Hereinragen einer Geisterwelt in diese irdische sich drehenden Mittheilungen gern ein Glas Wein. Dabei läßt dergleichen sich freilich ganz gut abmachen, nur ist die letzte Gespenstergeschichte doch ohne Auflösung geblieben. Das Buch ist übrigens, wiewol es eine sehr junge Feder verräth, gut geschrieben, und der Verf. mag sich wol zu einem Erzähler ausbilden, dem das Lesepublicum nicht ungern zuhört.

5. Aus den Wanderungen eines Invaliden von C. Heusinger. Zwei Theile. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Wanderungen gehen durch den Solling nach Kassel und von hier durch das hanoversche Land nach Bremen und Bremerhafen. Eine für einen Invaliden etwas zu junge Sentimentalität führt den Pinsel im Landschaftlichen wie im Historischen; doch ist es zu würdigen, daß der Verf. die verschrienen hanoverschen Haidegegenden zu Ehren bringt. Auf manche Einzelheiten im Topographischen kann man sich dagegen nicht verlassen. So soll z. B. die bekannte Leibnitzbüste zu Hanover in einem Holztempel aufgestellt sein, während Ref. Gründe für die Meinung hat, daß dieser Tempel aus solidem Sandstein bestehe. Im Allgemeinen liest das Buch sich ganz angenehm, und da der Verf. nicht erwarten wird, daß dasselbe einem Philosophen in die Hände falle, so darf er den Vorwurf von Widersprüchen in seinen Ansichten und Maximen nicht fürchten. In Bremerhafen begegnen wir schließlich noch einem Jugendfreunde des Verf., der ein großes Recht anspricht, mit seinen Verwandten zu grollen, und daher im Begriffe steht, mit Weib und Kind auszuwandern. Wie die Sache hier steht, hat der Freund wol auch manches Unrecht zu vertreten, denn offenbar steht Einseitigkeit der Einseitigkeit gegenüber. Ref. macht hierauf aus dem Grunde aufmerksam, da der Verf. Hoffnung gibt, die Geschichte des Freundes mitzutheilen; und da der Verf. Partei zu nehmen scheint, wie das von der Sentimentalität kaum zu trennen ist, so möchte Ref. mit dem Obigen darauf hindeuten, daß ein Romanschriftsteller über dem Gegenstande seiner Feder stehen müsse. Die Freundschaft für die Hauptperson des Romans kann darunter keineswegs leiden, vielmehr sich noch reiner und fester bewähren.

86.

Notizen.

Amerikas Entdeckung durch die Skandinavier.

Es ist allgemein bekannt, daß die Nordküste Amerikas bereits im 10. Jahrhundert von Skandinavien besucht worden ist. Wer sich für diese antecolumbischen Entdeckungen interessirt, findet Specielleres in der von Xavier Marmier herausgegebenen Schrift: „Mémoire sur la découverte de l'Amerique au Xe siècle; par *Charles Christian Rafn*, traduit par *X. Marmier*". Die erste Expedition nach Amerika, von der wir Kenntniß haben, ist die von Biarne Heriulffen, der im J. 986 seinen auf der Nordküste von Grönland angesiedelten Vater besuchen ging. Die Expedition wurde verschlagen und irrte mehre Tage an Küsten umher, die jedenfalls zu Amerika gehörten, an denen man jedoch nicht landete. Darauf erreichte man Grönland. Durch die Berichte von diesen Abenteuern gereizt, unternahm Leif, Sohn Erich's des Rothen, eine neue Expedition; er kaufte Biarne's Fahrzeug und schiffte sich mit 35 Leuten ein. Diese Expedition war ziemlich glücklich; sie stationnirten bis zum Frühlinge auf dem amerikanischen Festlande und kehrten nach Grönland auf ihrem mit Trauben gefüllten Fahrzeuge zurück, die sie im Innern des Landes, welches sie daher Weinland nannten, geerntet hatten. Dieser Reise folgten mehre in den Jahren 1002, 1003, 1006 und 1011. Auch Colonien suchten die Skandinavier zu gründen und mit den Indianern in Handelsverbindungen zu treten; da aber ihre Zahl zum Widerstande gegen die Angriffe der Indianer zu schwach war, sahen sie sich gezwungen, den Gedanken an eine Niederlassung in diesen Gegenden aufzugeben.

Adolf Guéroult hat seine früher in dem „Journal des débats" mitgetheilten Briefe über Spanien gesammelt und in einem Octavbande unter dem einfachen Titel: „Lettres sur l'Espagne" herausgegeben. Guéroult hält die constitutionnelle Verfassung für Spanien nicht angemessen, weil er in dem Irrthum befangen ist, daß sie die Herrschaft der mittlern Classen hervorrufe oder wenigstens begünstige. Aber die constitutionnelle Verfassung, wirft ihm ein französischer Berichterstatter ein, ist geeignet und bestimmt, nicht blos die Fähigen aus dem mittlern Stande an das Ruder des Staats zu berufen, sondern alle Capacitäten, wessen Standes sie auch seien, welche die wahrhaften Interessen des Vaterlandes zu begreifen im Stande sind. Die Decentralisation und mancherlei municipale Einrichtungen habe Spanien vor Frankreich sogar voraus. Könne man, fährt der Berichterstatter fort, mit Guéroult's politischen Ansichten über Spanien nicht einverstanden sein, so müsse man doch anerkennen, daß er mit Sorgfalt beobachte, mit Geist zu schreiben wisse, und Betrachtungen über Land und Volk mittheile, welche den Reiz der Neuheit hätten und aller Beachtung werth seien.

103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 333. — 29. November 1838.

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von C. Th. Kleinschrod.

(Fortsetzung aus Nr. 332.)

Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seitdem das Eisen mit Steinkohlen geschmolzen und bearbeitet wird, ist das unerschöpfliche Eisenerz des Landes so ausgebeutet worden, daß nicht blos der inländische Bedarf versehen, sondern auch eine beträchtliche Ausfuhr beschaffen worden ist, indem die Production von 68,000 nunmehr bis auf 500,000 Tonnen gestiegen ist, wovon $^4/_5$ gleichwol noch im Lande bleiben (S. 257). Durch hohe Einfuhrzölle begünstigt, davon wird das Ausland etwas an sich zu ziehen außer Stand bleiben. In gleicher Art verhält es sich mit der Papier- und Glasfabrication. Erstere lieferte 1834 720,844 Centner ungefärbtes Papier und Pappe und 7,970,761 Yards gefärbtes Papier (S. 246), und die letztere blos an Accise 747,890 Pf. Sterl.

Wenn hieraus, minder einflußreiche Gewerbszweige übergangen, sich zu Tage legt, wie reißend und unaufhaltbar die Industrie und der Erwerb in England sich ausgedehnt und erhöht haben, so muß man wieder darauf zurückkommen, zu fragen, welchen Antheil die Regierung und deren Anordnungen an dieser Erscheinung gehabt haben, oder was ohne ihr Zuthun, ja trotz desselben, durch die Betriebsamkeit des Volkes und durch die Benutzung glücklicher Umstände zu Stande gekommen ist. Unbedenklich muß indessen eingestanden werden, daß die Regierung das allergeringste Verdienst dabei habe, und daß sie erst in neuerer Zeit es sich dadurch zu erwerben begonnen habe, indem sie Hindernisse wegräumt und Verhältnisse umgestaltet, welche unter entgegengesetzten Umständen aufgekommen sind und ihren Nutzen gehabt haben mögen, dermalen aber nachtheilig einwirkten. Denn 1) von mancherlei Mitteln, durch welche Regierungen dem Emporkommen der Gewerbe zu Hülfe kommen können und es anderwärts zu thun pflegen, davon ist in England entweder nie die Rede gewesen, oder ist es nicht mehr. Zwar ist man von Alters her auch dort darauf bedacht gewesen, durch Verbote der Aus- und Einfuhr, oder durch deren Belästigung den Unterthanen einen Vorsprung vor den Ausländern zu verschaffen; allein schon der öftere Wechsel in diesen Maßregeln bis zum ganz entgegengesetzten Verfahren läßt wahrnehmen, daß dabei ohne hinreichende Kenntniß und ohne feste Regel zu Werke gegangen worden ist (S. 270). Technische Einwirkungen sind nur sehr wenige vorgekommen; von den policeilichen Vorkehrungen sind die Anordnungen wegen der Lehrlingschaft und Besetzung der Gewerbtreibenden und der Lohnarbeiter, sowie der Privilegien- und Patentertheilung schon oben angeführt worden. Hierher gehört noch die Beschränkung in der Errichtung von Werkstätten, welche der Gesundheit oder der Ruhe der Nachbarn Eintrag thun. Eine durchgreifende Beaufsichtigung des Gewerbebetriebes hat gar nicht stattgefunden (S. 76); nur Schauanstalten zur Erprobung der Waaren, deren innere Güte nicht gleich in die Augen fallend ist, sind theils zur Verbürgung der Bewortheilung des Publicums, theils zur Erhaltung des auswärtigen Vertrauens eingeführt gewesen und dauern zum Theil noch fort, wie bei dem Brote, den Tüchern, den Gewehrläufen, dem Leder, den Münzen, den Gold- und Silberwaaren, Messerklingen und Strumpfwaaren (S. 107). Am meisten hat die Regierung sich in allen diesen Beziehungen mit der Wollen- und Seidenmanufactur befaßt, aber auch bei beiden die Erfahrung gemacht, daß sie damit wenig oder nichts ausgerichtet hat (S. 186 u. 204). Sonst sind Prämien, Vorschüsse, Unterstützungen, öffentliche Ausstellungen der Producte, Modellsammlungen, Musterschulen und technische Anstalten Dinge, womit sich die Regierung von England gar nicht oder nur sehr selten befaßt hat (S. 210). Nur durch Privatvereine bestehen in London zwei Gesellschaften zur Verbreitung technischer Kenntnisse mit Bücher- und Modellsammlungen und zwei Gesellschaften zu Ausstellungen von Modellen und gefertigten Waaren (S. 272 u. 281). Dasjenige, wodurch die Regierung am meisten für die Industrie gethan hat, ist ihre Bereitwilligkeit zur Aufnahme und Ansiedelung gewerbfleißiger Auswanderer aus Frankreich und den Niederlanden, auch aus Benedig gewesen, denen die Wollen-, Seiden- und Leinenmanufacturen nebst den Papier- und Glasfabriken des Landes ihren Ursprung verdanken. 2) Der Zolltarif könnte, zumal in einem Inselande, eins der einflußreichsten Mittel zur Leitung des Gewerbebetriebes sein, ist auch häufig zur Begünstigung dieses oder jenes Zweiges gebraucht worden. Zwar wurde

Digitized by Google

das Zollregal, welches bis dahin nach königlichen Befehlen verwaltet wurde, unter Karl II. unter die Controle des Parlaments gestellt (S. 339); nichtsdestoweniger ergingen eine Menge einzelner Bestimmungen ohne innere Verbindung nach den Momenten des Augenblicks. Erst Pitt entwarf 1787 die sogenannte Consolidationsacte, durch welche alle Zollbestimmungen zu einem Ganzen verbunden wurden. Ihr sind 1803, 1809, 1819 u. 1834 neuere gefolgt. Der der letztern beigefügte Tarif enthält zwar 1150 besondere Ansätze (S. 352), aus denen sich jedoch im Ganzen das Motiv abstrahiren läßt, den innern Manufacturen Schutz durch eine ziemlich gleichförmig hohe, nach dem von Huskisson aufgestellten Grundsatze um 30 Procent sich drehende Belegung der verarbeiteten Artikel zu gewähren, auch die britischen Colonialerzeugnisse zu begünstigen und die Sätze auf rohe Materialien im umgekehrten Verhältnisse nach dem Grade ihrer Unentbehrlichkeit und ihrer Transportkosten gering zu stellen, endlich aber, und besonders durch schwere Belastung der Sitte nach unentbehrlicher Consumtibilien, absonderlich der gebrannten Wasser, den Zoll zu einer einträglichen Verbrauchssteuer zu machen (S. 352). Der Ausfuhrzoll hingegen ist sehr einfach, indem mehre Artikel davon ganz frei bleiben, alle übrigen aber mit ½ Procent des Werthes belegt sind, nur die rohe Wolle mit 1 Schilling auf den Centner (S. 359). Von wohlthätigem Einflusse auf den Handel ist das, jedoch erst seit 1803 eingeführte Niederlage- oder Hallsystem. In 47 Häfen in England, 11 in Schottland und 14 in Irland ist es erlaubt worden, fast alle Waaren zollfrei einzuführen und daselbst unter Aufsicht der Zollbehörden drei Jahre lang zu lagern, auch von einem Hafen zum andern zu führen, nicht minder daran die zu ihrer Erhaltung nöthigen Arbeiten vorzunehmen (S. 364). Allein auch hier ist es nicht die Regierung gewesen, welche die dazu erfoderlichen unabsehbaren Speicher und Docks erbaut hat, sondern dies Alles ist durch Privatunternehmungen ausgeführt worden. Ebenso wenig hat 3) die Regierung sich die Beförderung der Communicationsmittel etwas kosten lassen. Unmittelbar hat sie sich überhaupt nur mit der Post befaßt und daraus ein einträgliches Regal gemacht. Auf den Wegebau zu Lande und zu Wasser hingegen wirkt sie nur mittelbar, theils durch Aufrechthaltung des alten Gewohnheitsrechtes in Betreff des Straßenbaues, theils durch Privilegirung von Unternehmungen zur Beförderung der Communication. Man rechnet, daß in England und Schottland ohne die Eisenbahnen 125,000 Meilen Landstraßen, 2236 Meilen schiffbar gemachte Flüsse und 2477 Meilen Kanäle vorhanden sind, zu deren Anlage und Erhaltung aus Staatskassen mit ein paar Ausnahmen nichts hergegeben worden ist (S. 435), und welche großentheils erst seit dem Aufschwunge des Verkehrs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Stand gesetzt oder angelegt worden sind. Der Bau aller Landstraßen und Communicationswege, zwischen denen kein Unterschied obwaltet, ist eine Kirchspielslast, welche den Grundbesitzern obliegt, die dazu jährlich bestimmte Spann- und Handtage leisten, den Geldaufwand aufbringen, die rohen Materialien theils unentgeltlich, theils gegen Vergeltung von ihrem Grund und Boden hergeben müssen und insgesammt für den guten Zustand der Wege verantwortlich sind, zu welchem Ende jedes Kirchspiel für sich allein oder in Vereinigung mit andern einen Wegeaufseher erwählt, dem die ganze Geschäftsführung obliegt, und welche bezirksweise von Oberaufsehern beaufsichtigt werden, wie denn auch die Friedensrichter einzugreifen befugt sind. In gleicher Art ist der Bau der auf den öffentlichen Wegen befindlichen Brücken nebst 300 Fuß des Weges auf beiden Seiten derselben eine Grafschaftslast, der auf gleiche Weise Genüge geschieht (S. 464). Man hat indessen in neuerer Zeit eingesehen, daß hierdurch die aufgewendeten Kräfte sehr zersplittert worden sind, und dennoch die Güte der Wegestrecken gar sehr abwechselt, daß daher eine Consolidirung dieses Geschäfts vortheilhaft und ersprießlich für die Communication und für die Gemeindebelastung sein würde. Wichtig aber ist der Grundsatz des englischen Rechts, daß die Anlegung von Kunststraßen die Gemeindeverpflichtung keineswegs aufhebt, sodaß die Kirchspiele und Grafschaften zu jenen eben Dasselbe leisten und aufbringen müssen, was ihnen ohnedem zur Last gefallen sein würde (S. 460). Wer einen künstlichen Communicationsweg, sei es zu Wasser oder zu Lande anlegen und dafür einen Wegezoll erheben will (Schlagbaumentrichtung), muß dazu durch eine besondere Parlamentsacte berechtigt werden und solche ausbringen, indem er die vollständige Darlegung des Planes mit Karten und Anschlägen, die Unterhandlung mit den Grundbesitzern, deren Gebiet durchschnitten wird, die Aufbringung der erfoderlichen Mittel zur Unternehmung und Unterhaltung, endlich den Zolltarif und den muthmaßlichen Ertrag desselben nachweist. Je vollständiger und richtiger dies Alles ist, desto besser, weil die ganzen Kosten der Untersuchung des Planes durch das Parlamentscomité dem Unternehmer zur Last fallen und oft gar sehr anschwellen. So hat die Bill für die Liverpool-Manchester-Eisenbahn nicht weniger als 30,000 Pf. Sterling gekostet (S. 467). Nur bei den Kunststraßen (Chausséen) werden diese Kosten vom Staate übernommen, wogegen es auch allgemeiner Grundsatz ist, die Privilegien für dieselben immer nur auf 31 Jahre zu bewilligen, nach deren Verlauf ein solches von Neuem nachgesucht oder aufgegeben werden muß. Auf solche Weise sind bereits über 3800 Parlamentsacten für Kunststraßen, deren Länge auf 24,540 Meilen, leider aber auch mit einer hypothekarischen Schuldenlast von 8 Millionen Pf. von noch sehr zweifelhafter Sicherheit berechnet wird, und an 1000 solcher Acten für Fluß-, Kanal- und Eisenbahnbauten erlassen. Schon hat England von den letztern allein 960 Meilen mit einem Aufwande von 12 Millionen Pf. aufzuweisen. Gewöhnlich und mit sehr wenigen Ausnahmen geschehen alle dergleichen Unternehmungen auf Actien. Um so erheblicher ist es, daß die Gesetzgebung unter Georg IV. den Grundsatz aufgestellt hat, daß den Actiengesellschaften das gemeine Recht der Corporationen, nach welchem ihre Schulden und Verpflichtungen, so weit sie nicht aus dem Gesammteigenthume der Körperschaft zu

Digitized by Google

decken sind, durch deren Auflösung ausgetilgt werden, nicht zugute komme, vielmehr die Actionnairs mit ihrem Vermögen und ihrer Person dafür verantwortlich und verhaftet bleiben (S. 395).

(Der Beschluß folgt.)

La sconfitta di Montaperto. Narrazione storica tratta da un antico manoscritto. Con note. Siena 1836.

Und während wir zugingen auf die Mitte,
Wo jede Schwere sich zu ein'gen strebet,
Und ich im ew'gen kalten Dunkel bebte;
War's Wille, war's Verhängniß oder Zufall —
Nicht weiß ich's, doch zwischen den Häuptern wandelnd,
Stieß hart mein Fuß da ins Gesicht dem einen.
Weinend schrie er mich an: Was trittst du so mich?
Kommst du nicht her, zu mehren mir die Rache,
Von Montaperti, was mußt du mich quälen?
„Hölle" XXXII, 73 fg.

Von der Geschichte der Schlacht, welche am 4. Sept. 1260 bei Montaperti stattfand, brauche ich hier nicht wieder zu reden. Die toscanischen Chronisten und Historiker und die zahlreichen Erklärer der „Divina commedia" haben alle den Namen im Munde. Sie berichten, wie die florentinischen Ghibellinen, aus dem Vaterlande verjagt, in Siena, wo Provenzan Salvani das Gemeinwesen leitete, Zuflucht fanden; wie sie, auf Farinata's degli Uberti Rath, durch Hinterlist ihre guelfischen Landsleute verführten, mit einem großen, aber wenig geübten und geordneten Heere auf Siena zu ziehen, angeblich, um Mannschaft nach Montaleino zu senden, in Wirklichkeit aber, weil sie glaubten, die Thore der Stadt würden ihnen geöffnet werden. Durch die weinreichen Gegenden des Chianti zogen die Haufen der Florentiner, durch die Guelfen aus ganz Toscana verstärkt, wie es heißt 30,000 an der Zahl, während Siena Hülfe von den übrigen Ghibellinen und vom König Manfred 800 Deutsche unter dem Grafen Jordanus aufgenommen hatte. Fünf Miglien von Siena lagerte der Feind auf den Anhöhen und im Thale unter dem Castell von Montaperti, wo die Arbia in Windungen strömt, die Niederung befruchtend, während die nahen Hügel auf der Nord- und Ostseite aus nacktem, dürrem, weißgelbem Kreidedoden bestehen, vom Regen zerrissen und tief durchfurcht. Heutiges Tages ist vom Castell nichts mehr zu sehen als niederes Gemäuer zwischen den Weinstöcken, die den Hügel bedecken. Von hier aus erblickt man die stattlichen Thürme Sienas und seine den Bewegungen des ungleichen Erdreichs folgenden Mauern.

Das Büchlein, welches ich hiermit anzeige, und von welchem der wackere, von warmer Liebe zu seiner Vaterstadt erfüllte Herausgeber, Hr. G. Porri, welcher sehr lesenswerthe Anmerkungen hinzufügte, nur eine kleine Zahl Exemplare zum Vertheilen an Freunde drucken ließ, enthält einige Blätter aus einer handschriftlichen Chronik, welche bis zum J. 1478 geht. Verschiedentlich wird sie dem Domenico Aldobrandino und dem Stefano Ghinueci zugeschrieben. Wie dem auch sein möge, in Sinnesart und Sprache ist sie ganz Sanesisch, und ältere Erzählungen scheinen dabei oft wörtlich benutzt. Die Erzählung von jenem mörderischen Kampfe, wie der Chronist sie uns gibt, ist nun so naiv und dabei so pittoresk, und sie gewährt uns ein so anschauliches Bild von den Vorgängen im Innern der Stadt, daß ich glaube, sie bildet eine interessante Parallele zu den Schilderungen, welche die Florentiner Malaspina und Villani, Beide Guelfen, von dieser Begebenheit entworfen haben. So lasse ich denn hier den Haupttheil der Geschichte folgen.

„Am 2. Sept. kam das florentinische Heer in der Ebene an, zwischen der Biena und der Malena, 30,000 kampffähige Männer. Von dort sandten sie zwei Botschafter an die Signorie von Siena mit folgenden Worten: Der Hauptmann und die Commissarien der Florentiner wollten, daß die Mauern Sienas an mehren Stellen gebrochen würden, auch daß sie frei und nach ihrem Gefallen, wo es ihnen anstehe, in die Stadt ziehen könnten. Und überdies verlangten sie die Befugniß, in jedem Drittel von Siena eine Signorie und in Camporeggi eine Burg einzurichten, zur Sicherung der Signorie von Florenz. Wollten sie dies nicht, so möchten sie das Heer und große Verwüstung erwarten. Die 24 Regenten und der Gamerlengo erwiderten den Bevollmächtigten: Kehret zu den Euern zurück und saget ihnen, sie werden mündliche Antwort erhalten. Nun wollen wir von den 24 Regenten erzählen. Sie versammelten in S.-Cristofano einen Rath und theilten diesem den Vorschlag der Florentiner mit. Nach einigem Hin- und Herreden stimmte Messer Vandinello, man solle darauf eingehn, aber er ward nicht gehört. Messer Provenzano Salvani rieth sodann, man solle Messer Giordano, den Statthalter des Königs Manfred, holen lassen, welchem Siena anbefohlen war. Mit ihm berathschlagte man dann mittels eines Dolmetschers — denn er war ein Deutscher — über den Vorschlag. Messer Giordano unterhielt sich nun bei Seite mit seinen Obersten, und sie waren sehr freudig, und die übrigen ermuthigten sich. Die Rathsversammlung bot ihnen dann doppelte Löhnung an, damit sie desto williger wären. Und die 118,000 Gulden, welche dazu nöthig waren, wurden gesucht, aber nicht gefunden. Da sagte Salimbene Salimbeni: „Ehrenwerthe Räthe, ich mache gern eine Sache rasch ab; diese Summe werde ich schaffen." Dies nahmen die Vierundzwanzig an. Der genannte Salimbene ging nach Hause und lud die Summe auf einen kleinen Karren und brachte sie auf den Platz der Tolomei, wo er sie jenen übergab. Darauf verständigten sie sich mit Messer Giordano, nahmen ihn und seine 800 Reiter in Sold und zahlten ihnen die Löhnung. Und die Deutschen, nachdem sie das Geld erhalten, stellten nach ihrer Landessitte Tänze mit Gesängen und Feste an. Hierauf wurde überall Leder gekauft und Rüstungen gemacht, und die ganze Stadt war in Bewegung, und das Volk versammelte sich bei S.-Cristofano und auf den Gassen. Die Vierundzwanzig ernannten nun einen Syndikus mit großer Gewalt, der sich Bonaguida Lucari nannte. Unterdessen hatte der Bischof im Dome alle Geistliche versammelt und ermahnte Alle in einer Rede, Gott anzuflehen und die Jungfrau Maria und die Heiligen, daß sie den Leuten in der Stadt helfen möchten sich zu vertheidigen gegen das gottlose Begehren der Florentiner. Dann ließ er Jeden die Fußbekleidung abnehmen und hielt einen feierlichen Umzug durch den Dom. Reden wir nun vom Syndikus Bonaguida. Von Gott und der Jungfrau begeistert, sprach er zu dem auf dem Platze der Tolomei versammelten Volke folgende Worte mit lauter Stimme: „Obgleich wir dem Könige Manfred anbefohlen sind, scheint mir jetzt wohlgethan, daß wir Habe und Person und Stadt und Land der Jungfrau Maria übergeben sollen, und ihr Alle werdet mir Folge leisten mit Freudigkeit und Glaubensreinheit." Dann entblößte er Haupt und Füße und behielt nichts an als das Hemde mit einem Ledergurt um den Hals, ließ sich die Schlüssel sämmtlicher Stadtthore bringen und ging, allem Volke voran, das barfuß war, unter frommen Thränen auf die Domkirche zu. Und dort angelangt, rief er mit allem Volke: „Erbarmen!" Der Bischof ging ihnen entgegen mit der Geistlichkeit; Bonaguida warf sich nieder, dem Bischofe zu Füßen, und das ganze Volk kniete. Der Bischof nahm Bonaguida bei der Hand, hob ihn auf, umarmte, küßte ihn, und so thaten alle Bürger untereinander, aller Feindschaft vergessend. Vor dem Bilde der Madonna nun sprach Bonaguida so: „O erbarmenreiche Mutter, Rath und Hülfe der Betrübten, hilf uns! Ich gebe und weihe dir die Stadt Siena mit sämmtlichen Bewohnern und Gebiet und unserer Habe. Hier reiche ich dir die Schlüssel dar, schütze und bewahre deine Stadt vor bösen Werken, sonderlich aber vor florentinischer Tyrannei. O gütige Mutter, nimm diese kleine Gabe an von unserm guten Willen. Und du, Notar, schreibe diese Schenkung auf, daß sie dauernd sei, so lange die Welt steht." Und so geschah es."

Digitized by Google

„Am Morgen versammelte sich ein Jeder bei dem Crucifix in erhabener Arbeit, das auf dem Altare des heiligen Jakob steht, und der Träger desselben war Führer der Procession; dann kam das Bild der Jungfrau Maria unter einem Baldachin, hierauf der Bischof barfuß und Bonagulda mit entblößtem Haupt und Füßen, im Hemde mit dem Gurt um den Nacken, endlich die Geistlichkeit und das Volk, barfuß, Psalmen und Gebete singend. So zogen sie durch Siena. Und zurückgekehrt zum Dome, knieten sie nieder vor dem Hauptaltar und baten Gott, er möge die Gebete erhören, nicht bedenkend ihre Sünden, sondern Mitleid üben mit ihnen. Der Bischof segnete nun die Thorschließel und stellte sie dem Bonaguida zu, der sich wieder nach S.-Crisfosano verfügte.“

Ich übergehe nun die fernere Erzählung, wie die Schlacht geordnet wurde — im ersten Treffen der Graf Jordanus mit seinen 800 Deutschen, der Hauptmann der Sanesen, Graf Aldobrandino mit 400 Mann, dann der Fahnenwagen mit dem weißen Banner, das der Jungfrau Maria Mantel schien, und dem Banner der Stadt. Endlich das zweite und dritte Treffen. Der Bischof und die Frauen und Geistlichen fasteten und hielten Umzüge von einer Kirche zur andern. Die Florentiner, als sie die sanesischen Haufen zum Thore herausziehen sahen, sprachen: „Ei, wer hätte geglaubt, daß die Dickköpfe so viel Volk hätten!“ Und sie lachten, denn sie glaubten immer noch nicht an eine bedeutende Macht und Widerstand. Aber sie wurden bald enttäuscht durch den Angriff der Deutschen.

„Wir werden nun erzählen, wie Serreto Cecchelini auf den Thurm der Mariscotti gestiegen war — welcher Thurm noch jetzt bei dem Palaste Saracini zu sehen ist —, von wo er die sanesischen Kriegsvölker erblicken konnte. Er hatte eine Trommel bei sich, und bei ihrem Ton sammelte sich viel Volk zu Füßen des Thurmes, um etwas zu vernehmen. Und er sprach: „Jetzt sind sie bei Monte Selvoli, und jetzt wollen sie den Hügel erklimmen, um im Vortheile zu sein; jetzt rücken auch die florentinischen Scharen an, und die Geschichte wollen den Hügel erklimmen des Vortheils wegen.““

„Als Messer Guattieri von Altimberge, einer von Messer Giordano's Rittern, der ganz vorne war, die Feinde vor sich in der Ebene sah, machte er das Zeichen des Kreuzes, ließ das Visier nieder, setzte die Lanze ein und stürzte mit lautem Rufe auf Messer Nicolo Garzoni, den Hauptmann der Luccheser, los. Das war das erste Lanzenbrechen, und Messer Guattieri durchstieß ihn mit der Lanze, daß er todt zu Boden sank, und hierauf durchstach er den Zweiten, den Dritten, den Vierten, zog dann das Schwert und wüthete wie ein Lindwurm unter den Luccheser. Sein Oheim, Messer Arrigo von Altimberge, machte es ebenso mit dem Hauptmann der Pratesen und richtete unter diesen ein großes Gemetzel an. Lassen wir nun den Einen die von Lucca, den Andern die von Prato schlachten. Messer Giordano traf mit dem Hauptmann der Aretiner, Messer Donatello, zusammen, den er tödtete, worauf er den Boden mit Leichen der Aretiner bedeckte. Nun nahmen auch der Graf Aldobrandino und die Gonfalonieren unter dem Rufen: „Zum Tode! Zum Tode!“ an dem Kampfe Theil, und der Graf stieß auf Messer Sinibaldo, den Hauptmann Derer von Orvieto, welchen er niederrannte, worauf er, das Schwert mit beiden Händen fassend, sich in das Gedränge stürzte. Und die Gonfalonieren mit dem Volke kämpften muthig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das wahre Recht die Oberhand hatte, denn wie Drachen tobten die Sanesen unter den bestürzten Florentinern. Diese hatten ihre meisten Hauptleute verloren und wußten weder einen Rath zu fassen, noch sich zu ihrem Vortheile zurückzuziehen. Wie der Sünder, der in bösen Werken verhärtet ist und seinen Untergang sieht und ihn nicht flieht, so verwirrten sie sich, als wären sie Blinde, sodaß es ihnen übel erging.“

„Und vom Thurme der Mariscotti rief's hinunter: „Bittet zu Gott für die Unsern, denn jetzt scheinen sie mir etwas im Nachtheile. Doch nein, nun sehr ich, im Nachtheile sind die Feinde.““

„Selbst die Sonne war den Feinden entgegen, denn sie schien ihnen in die Augen und blendete sie. Es lagen 800 Deutsche im Hinterhalt. Diesen schien's nun Zeit; sie brachen hervor und warfen das rasch ihnende Gewicht in die Wagschale. Wie der Strom bei einer über Überschwemmung jedes Hinderniß fortreißt, so bahnten sie sich den Weg unter den Feinden. Der Feldhauptmann der Florentiner, Messer Uberto, legte die Lanze ein und ritt auf den Anführer dieses Haufens los; seine Lanze zersplitterte auf dessen Brust, ohne daß er sich im Sattel erschütterte. Da rief jener aus: „O Unseliger wir, verlieren müssen wir, denn der Himmel ist uns entgegen!“ Indem er dies sagte, durchbohrte ihn sie Gegners Lanze, und er sank todt hin; da erhob sich ein großes Geschrei, die Florentiner wurden muthlos, die Sanesen jubelten, drangen in das Lager, nahmen die florentinischen Standarten und Fahnen und schleppten sie durch den Staub mit gemischter Wuth und Freude. Als die Florentiner dies sahen, dachten sie nur ans Fliehen. Nun bemerkt, Leser, daß der Boden ganz roth war, als wäre er mit Scharlach bedeckt, und in den Gräben

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 334. — 30. November 1838.

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von C. Th. Kleinschrod.

(Beschluß aus Nr. 333.)

Überaus merkwürdig ist der Kampf und das Schwanken der englischen Gesetzgebung in Betreff des Verhältnisses der Landwirthschaft zur Industrie und der Bevorzugung jener oder dieser gewesen (S. 375). Eduard III. erließ 1360 ein unbedingtes Getreideausfuhrverbot; aber schon 1394 wurde die Ausfuhr wieder ganz freigegeben, 1405 hingegen wieder dahin beschränkt, daß sie nur bis zu den Preisen von 6 Sch. 6 P. für den Quarter Weizen und 3 Sch. für die Gerste offen stehen solle. Umgekehrt wurde 1463 alle Einfuhr bis zu diesen Preisen und 4 Sch. für den Roggen verboten. Von 1534—54 erging wiederum ein allgemeines Ausfuhrverbot, während welcher Zeit jedoch viel Ackerboden zu Weiden liegen gelassen wurde, sodaß 1551 auch hiergegen ein Verbot erging. Im J. 1562 kam man auf das System von 1463 zurück, jedoch mit erhöhten Preisen von 10 Sch. für den Quarter Weizen, 8 Sch. für Roggen und 6 Sch. 8 P. für Gerste. Im J. 1571 wurde die Einfuhr wieder ganz freigegeben, blos gegen Erlegung der gewöhnlichen Zölle. Im J. 1632 aber wurden diese dergestalt erhöht, daß sie einem Verbote gleich wirken mußten, wobei zugleich die Einfuhr nur bei Preisen von 32 Sch. für Weizen und 16 Sch. für Gerste gestattet wurde, welche Preise 1670 nochmals erhöht wurden. Zur Beförderung der Agricultur hingegen wurden 1689 sogar Ausfuhrprämien bewilligt, sobald das Getreide bestimmte Preise erreicht hatte, nämlich 5 Sch. für den Quarter Weizen bei einem Preise von nicht über 48 Sch., und geringer bei den geringern Getreidesorten. Im J. 1773 wurde die Ausfuhr bis zu einem Preise von 44 Sch. für Weizen ꝛc. wieder ganz verboten, die Einfuhr aber bei einem Preise von 48 Sch. gegen einen Zoll von 6 P. auf den Quarter gutgeheißen. Schon 1791 wurde die Ausfuhrprämie bei einem Preise von 50 Sch. ꝛc. erneuert, die Einfuhr hingegen erst von diesem Preise an mit einer Abgabe von 24 Sch. 3 P., von 2½ Sch. bei einem Preise bis 54 Sch., und von 6 P. bei höhern Preisen gestattet. Nur mit veränderten Sätzen wurde dies System auch 1804 beibehalten, 1814 aber nach einem lebhaften Kampfe im Parlamente wurde die Ausfuhr ganz freigegeben, die Prämie indessen aufgehoben, und 1815 die Einfuhr bis zu einem Preise von 80 Sch. für den Weizen ꝛc. ganz verboten, wobei nur die nordamerikanischen Besitzungen begünstigt wurden. Dieser Preis wurde 1822 zwar auf 70 Sch. ꝛc. ermäßigt, aber mit einem Zollaufschlage von 12 Sch. bis zu einem Preise von 80 Sch. ꝛc. Allein bei der Miserente des J. 1825 wurde durch eine Parlamentsacte die Einbringung von 500,000 Quarter Weizen nachgegeben, welchem die Minister noch auf eigne Verantwortung eine Quantität Hafer und andere Getreidearten hinzusetzten. Die dadurch veranlaßten Erörterungen legten das Unpraktische der bestehenden Gesetze an den Tag, und das Unterhaus nahm Canning's Vorschlag an, die Einfuhr allgemein zu erlauben, aber nach Verhältniß der Preise mit umgekehrt steigenden Zöllen zu belasten, welcher aber im Oberhause an der Widersetzung der Partei Wellington's scheiterte. Im J. 1828 wurde inzwischen durch Grant eine ganz ähnliche Bill durchgesetzt (S. 382) und bis jetzt beibehalten, nach welcher für Weizen unter 61 Sch. ein Zoll von 25 Sch. 5 P., unter 67 von 20 Sch. 8 P. u. s. f., bis über 73 Sch. von 1 Sch.; für Gerste, Mais und Buchweizen unter 34 Sch. ein Zoll von 12 Sch. 4 P. und mit einer Verminderung des letztern um 1⅛ Sch. für jeden Sch. Preiserhöhung; für Hafer unter 26 Sch. ein Zoll von 9 Sch. 3 P. mit gleicher Verminderung des letztern; endlich für Roggen, Erbsen und Bohnen unter 37 Sch. ein Zoll von 15 Sch. 6 P. nach derselben Maßgabe erhoben wird. Die Einfuhr aus den britischen Colonien ist um ⅛—⅓ begünstigt, die von Malz und Mehl aber, mit Ausnahme von Weizen- und Hafermahl, ganz untersagt. Im Ganzen also ist das Gesetz bis 1757 und im mindern Grade bis 1814 der Ausfuhr entgegen gewesen, wogegen die Einfuhr seit 1791—1828 in einem hohen Grade und seitdem immer noch sehr beschwert worden ist. Wenn nun auch wol außer Zweifel ist, daß die Gesetzgebung von jetzt an dahin neigen werde, auch in diesem Stücke dem unbehinderten Verkehre immer näher zu rücken, so würde es doch sehr bedenklich sein, damit allzurasch vorwärts zu schreiten (S. 10). Bewegungen in der Landwirthschaft bedürfen mehr Zeit für ihren Kreislauf als jene im Handel und in den Manufacturen; Rückwirkungen werden dort

Digitized by Google

stärker und länger empfunden, und Capitalien können in ihr weder so leicht angelegt noch zurückgezogen werden als in den übrigen Industriezweigen. Während des langen Krieges brachte es die isolirte Lage Englands mit sich, daß in Folge der steigenden Preise der Lebensmittel viel Capital und viele Menschenhände dem Landbau zugewendet wurden. Ein plötzliches Fallen der Preise vermöge der freigegebenen Ausfuhr würde die Rente der bessern Bodenclassen verringern und die schlechtern außer Cultur setzen. Dieser Verlust steigert sich besonders bei dem Pächter dadurch, daß er sein stehendes Verlagscapital zum großen Theile nicht zurückzuziehen vermag, was bei dem in England so weit verbreiteten Pachtsystem zu berücksichtigen ist. Die erste Folge der Freilassung würde daher eine plötzliche Veränderung in dem Rente- oder Capitalbesitze bewirken und die sich vermindernde Bodencultur von selbst wieder auf den Preis der ländlichen Producte zurückwirken. Die arbeitende Classe aber würde hierbei um so weniger gewinnen, als nicht in Abrede zu stellen ist, daß der Tagelohn sich nach der Bestreitung des gemeinen Lebensunterhalts richtet, indem die Steigerung des Lohnes über dieses Maß eine Vermehrung der Concurrenz nach sich zieht. Der natürliche Preis der Lebensmittel ist deshalb für den Arbeiter von geringerer Bedeutung, weil sich darnach der Preis der Arbeit, womit er jenen bezahlt, von selbst richtet. Durch ein künstliches, d. h. durch jedes von außen hereingeführte Sinken der Preise der Lebensmittel aber verliert er unabwendlich darum, weil nicht alle Artikel, deren er bedarf, alsbald durch jenen regulirt werden. Durch das Liegenlassen der geringern Ländereien würden überdies eine Menge von Menschen aus ihrem bisherigen Erwerbe in die Manufacturen gedrängt werden und dadurch nicht nur unmittelbar leiden, sondern auch auf den Lohn der Fabrikenarbeiter drücken und den Vortheil aufheben, welcher deren Zustande aus der Verminderung der Getreidepreise zuwachsen möchte. Da es erwiesen ist, daß der Ackerbau in England durchaus nicht so wohlfeil als anderwärts betrieben werden kann, so würde durch jede Getreideeinfuhr jener in um so größerm Maßstabe zurückgedrängt werden. Ob dafür durch größere Industrie in allen Zweigen voller Ersatz beschafft werden könne, ist mindestens sehr ungewiß, weil dies von allen äußern Verhältnissen abhängt, welche auf die Nachfrage, den Absatz und den Welthandel einwirken. Soll also die ganze Grundlage des Nationalwohlstandes von den wechselnden Zuständen des Handels abhängig gemacht werden? Würde alsdann das ungeheure Staatsbedürfniß geschafft sein, und vor Allem die öffentliche Schuld, welche, auf nichts wurzelnd und durch nichts sichergestellt, lediglich dem guten Glauben zur Weisheit der Regierung und der Redlichkeit der Nation anvertraut ist? Erscheint hier noch eine solche Veränderung als ein wünschenswerther Zustand des Landes, entsprechend der Gesinnung und der Lebensweise des Volkes, den Wohlstand der Gesammtheit vermehrend und beitragend zur Bewahrung der Unabhängigkeit und der innern Kraft des Landes?

An diese unabweislichen Bedenken schließt sich noch die Erwägung, daß vor allen Dingen die Armentaxe, welche jetzt allein auf dem unbeweglichen Vermögen lastet, diesem erst abgenommen werden sein müßte, bevor ihm der Schutz entzogen werden könnte, der dasselbe auf der andern Seite begünstigt. Es ist zwar ausgemacht, daß die Armentaxe grade in den bevölkertsten Manufacturdistricten beispielsweis geringer ist als in den ackerbauenden, in denen sie das Doppelte übersteigt (S. 9). Das beweist aber keineswegs eine größere Wohlhabenheit in jenen, sondern nur die größere Leichtigkeit der Beschäftigung der Menschen, auch Derer, die zu arbeiten nicht Lust haben. Man hat aber bei der neuesten großen Form der Armenpflege nicht unternommen, die gesetzliche Aufbringung der Armenunterstützungsbeiträge abzuändern, sondern nur deren Verwendung und die Vorsorge für die Armen. Das Grundgesetz der Königin Elisabeth von 1601 hat ununterbrochen bestanden bis zu der neuen Parlamentsacte von 1836 und ist im Ganzen noch die Grundlage der letztern (S. 17), welche nur in der Verwaltung der Taxen, so 1833 in England und Wales 8,606,501 Pf. Sterl., nämlich 5,434,890 Pf. Sterl. vom Grund und Boden und 2,635,257 Pf. Sterl. von Wohnhäusern betragen haben, Änderungen angeordnet hat, um durch die Centralisation und Verbesserung der Verwaltung eine Verminderung der aufzubringenden Last einzuführen. Zu dem Ende wurde für das Armenwesen eine leitende Oberbehörde mit von ihr geleiteten und abhängigen Bezirkscommissarien eingesetzt, welche die Vollziehung der Armengesetze zu überwachen, neue Armencommissionen in den Ortschaften zu bilden, die Aufnahme in die Armenrollen zu beaufsichtigen, für die Behandlung der Armen allgemeine Anordnungen zu erlassen, besonders die Abstellung der Ortsbeschäftigung und die Aufnahme in Arbeits- und Verpflegungsanstalten oder Übersiedelungen in andere Gegenden und Landestheile zu bewerkstelligen hat. Dieselbe muß dem Parlamente alljährlich einen Bericht über ihre Geschäftsführung mit einer allgemeinen Übersicht des Armenwesens im ganzen Reiche erstatten und hat in ihrem ersten Berichte den Erwartungen bei ihrer Einsetzung vollkommen entsprochen.

So steht der Koloß der Industrieleistung vor unsern Augen, und je mehr man ihn zergliedert, desto mehr Erstaunen erregt er. Welches aber nun ist das Resultat dieser ungeheuern Regsamkeit und dieser hohen Vervollkommnung der Gewerbsthätigkeit. Das materielle und finanzielle Ergebniß für die Zunahme der Bevölkerung und des Nationalvermögens liegt vor Augen und drückt sich in dem geschilderten äußern Umfange der verschiedenen Zweige des Gewerbszustandes von selbst aus. Aber es gibt auch ein inneres geistiges Ergebniß, welches nicht so leicht erkennbar ist und in doppeltem Betrachte aufgefaßt sein will, sowol in Betracht der lebenden Menschheit selbst als in Betracht der politischen Dauer und Stetigkeit des Zustandes der Dinge.

In letzterer Hinsicht springt in die Augen, daß nicht nur ein Fortschreiten in gleichem Verhältnisse wie seit einem Jahrhunderte unmöglich zu erwarten ist, sondern sogar die Erhaltung des jetzigen Zustandes großen Besorgnissen unterliegt, wie sehr sich auch der Weltmarkt

noch erweitern und vergrößern, mithin die Absatzwege sich vervielfältigen mögen (S. 195).

Denn wenn einmal die Verminderung des Preises der menschlichen Arbeit, welche der Erfolg aller Anstrengungen der Industrie ist, das äußerste Maß erreicht hat, so muß jede Überschreitung desselben auf eine Verminderung der Arbeiter wirken. Eine solche Krise, hervorgegangen aus einer vorübergehenden Alleinherrschaft des Seehandels und einem Übergewichte der Industrie, und befördert durch einen alles Maß überschreitenden Unternehmungsgeist der Fabrikherren, welchen die einsichtsvollsten Staatsmänner des Landes besorglich erkannt haben, muß mit der Zeit von um so verderblichern Folgen begleitet sein, als es sich künftig nicht mehr blos von einer Umbildung selbständiger Werkleute und Landbauer zu Fabrikarbeitern handelt, sondern von der Verminderung der Letztern und gänzlicher Verdrängung der Erstern und von deren Ersetzung durch eine Menschenclasse, welche weder ein Eigenthum, noch Kraft und Talent zum Übergange in eine andere Beschäftigung besitzt, und von deren geistiger und leiblicher Beschaffenheit das Vaterland keine Hülfe, Schutz und Macht zu erwarten hat, die ihm aber viele Unruhe, Noth und Trübsal zu bereiten nur allzu leicht in die Lage kommen kann und dazu geeignet ist.

In ersterer Hinsicht, welche den Zustand dieser zahlreichen Menschenmasse selbst erwägt und den Grad der Ausbildung der Menschenwürde und des Menschenwohles in ihnen, ist der Erfolg noch trauriger. Die Vervollkommnung des Fabrikwesens beruht darauf, freie und willkürliche Bethätigung der geistigen und körperlichen Vermögen der Menschen immer entbehrlicher und selbst vermeidlicher, im Gegentheile aus den Menschen immer mehr blos lebendige Maschinen zu machen. Wenn aber der Menschenwerth eben in der Ausbildung der geistigen Freiheit und der sie bedingenden intellectuellen und moralischen Kräfte besteht, so springt in die Augen, daß das Fabrikenwesen dem gradezu entgegenwirkt und eine Triebfeder der Entwürdigung der Menschheit abgibt. Eben dahin wirkt dasselbe aber auch mittelbar noch durch die Lebensart, welche es über alle seine Lohnarbeiter erstreckt. Denn 1) indem es alle arbeitsfähige Familienglieder zur ununterbrochenen und gesonderten Arbeit heranzieht und einander entfremdet, sprengt es den Familienverband, ertödtet die in ihm wurzelnden Gefühle und Gesinnungen und erhebt den Egoismus und physischen Genuß auf den Thron der Begierde. 2) Die Einförmigkeit und die Dauer der Arbeiten, verbunden mit den nöthigen Vorrichtungen in den Werkstätten, erzeugt allgemeine chronische Krankheiten und ein unvermeidliches Siechthum, welches von Generation zu Generation immer abschreckender werden muß. Dies ist 3) besonders darum so schrecklich, weil die kleinen Kinder der Pflege und Aufsicht ihrer Ältern entbehren und die heranwachsenden noch während der Vollendung ihres Wachsthums zur Arbeit herangezogen werden müssen, sodaß sie auch keinen Schulunterricht genießen können. Im J. 1835 befanden sich nach den aufgenommenen Listen im vereinigten Königreiche in 3160 Fabriken 355,373 Arbeiter und darunter Kinder bis zu 12 Jahren 20,588, bis zu 13 Jahren 35,867, bis zu 18 Jahren 108,208, wovon allein blos auf England, mit Ausschluß von Wales, in 2631 Fabriken 293,693 Arbeiter, darunter Kinder bis zu 12 Jahren 18,828, bis zu 13 Jahren 29,665, bis zu 18 Jahren 88,667 kamen. Allein in den Hauptbaumwollenmanufacturbezirken befanden sich unter 67,819 Arbeitern 27,610 Kinder, und in den Spinnereien unter 212,800 Arbeitern 86,623 Kinder (S. 159 u. 183). Bei der Erörterung dieses Übelstandes hat man sich leider überzeugt, daß ohne den Untergang der Fabriken die Sache selbst nicht zu ändern ist (S. 184), und die Factoriesbill von 1833 hat sich deshalb darauf beschränken müssen, das Übel dadurch zu mildern, daß a) Kinder unter 9 Jahren gar nicht angestellt; b) Kinder bis 11 Jahr, und von 1836 an bis 13 Jahr nicht mehr als 9 Stunden, und kein Kind bis 18 Jahr mehr als 12 Stunden zur Arbeit benutzt; c) die mit neunstündiger Arbeit beschäftigten Kinder täglich zwei Stunden zur Schule angehalten werden sollen.

So gering aber diese Maßregeln gegen das Übel sind, so haben die zur Aufrechthaltung derselben eingesetzten Commissarien dennoch berichtet, daß deren Ausführung und Durchsetzung ohne den Ruin der Fabriken sehr schwierig, zum Theil unmöglich falle.

Dagegen ist in Folge der angestellten Untersuchungen anerkannt (S. 143), daß unter den selbständigen Handwerkern und Kleingewerben, mit Ausschluß der Weber, wenn auch angestrengte Arbeit und Versagungen ihnen zum großen Theile nicht fremd sind, dennoch Verarmung, Noth und Verschmachtung eine überaus seltene Erscheinung ist, und daß also das Glück, zwar nicht begüterter, aber doch zufriedener, ihr Auskommen habender und an Leib und Seele rüstiger Menschen bei ihnen noch heimisch ist.

65.

Der böse Blick, oder die Queiße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in vier Abtheilungen, von L. Schneider. Erste Abtheilung, Berlin vor 300 Jahren. Berlin, Hayn. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Buch, oder diese Bücher — denn der Verf. hat es dem Anscheine nach auf eine Reihe von Bänden angelegt — werden sich größern Beifall im Publicum, wenn man darunter eine gewisse Vielzahl der Leser versteht, als bei der Kritik erwerben; eine Eigenschaft, welche die literarischen und künstlerischen Leistungen dieses Autors überhaupt haben.*) Es soll damit nicht ein Tadel ausgesprochen, sondern nur die Sphäre bezeichnet werden, für welche derselbe zu wirken sucht; eine zwar secundaire, die jedoch eine Eigenthümlichkeit des Talents erfodert, welche nicht Jedem gegeben ist. Wir wollen gleich vorweg aussprechen, was die Kritik gegen das Werk im Allgemeinen einwenden muß. Der Verf. erstrebt nicht sowol die durch den Geist belebte, verschönte Form des Außenwerks, sondern unterhält uns vorwaltend mit derbem, reich zugemessenem Stoff. In gewisser Hinsicht wendet er sich auf diese Weise zu einer frühern Literaturperiode zurück, die wol ein Jahrzehend lang gedauert und eine bestimmte Classe von Lesern mit zahlreichen Büchern versorgt hat, die heißhungrig verschlungen wurden. Wir meinen die Zeit der Spieß und Cramer, die der Schreckensromane, wie „Kuno von Kyburg" (dessen zweiter Theil, obwol, wie wir

*) Es dürfte Manchem unbekannt sein, daß der Schreiber des in Rede stehenden Buchs eine und dieselbe Person mit dem Schauspieler L. Schneider in Berlin, dem Verf. mehrer, auf allen Bühnen Deutschlands viel gegebenen scherzhaften Dramen, Liederpossen, z. B. „Der reisende Student", „Fröhlich" u. s. w. ist.

Digitized by Google

sicher wissen, aus der übertreibendsten Parodie jenes Geschmacks hervorgegangen, doch Tausende entzückte), wo das ganze Arsenal des Mittelalters, Burgen, Verließe, Waffenhallen, Speere, Harnische, Flamberge, ins Gefecht geführt wurde, um glänzende Siege über die Lesewelt zu erkämpfen. Ganz so einseitig in der äußern Colorirung ist unser Autor jedoch nicht; der Titel seines Buchs beweist schon, daß er nicht durchaus auf mittelalterlichem Boden zu ackern und zu ernten denkt. Doch dieser erste, vor uns liegende Band, der die Jahreszahl 1538 im Giebelfelde trägt, bekundet seine nahe Verwandtschaft mit den ebengenannten Autoren. Eine Haudegenkraftsprache, Ausdrücke der alten Zeit, Schilderungen ihrer Sitten, Galanterie in ihrem Geschmacke, Alles das wird herbeigebracht. Indessen hat der Verf. doch diese Zeit nicht blos äußerlich aufgefaßt, sondern, und hier ist der Punkt, wo wir zu seinem Lobe übergehen müssen, seiner Arbeit ein in der That fleißiges Studium zum Grunde gelegt. Schon durch ein früheres Werk: „Berliner Nächte", hat er bekundet, daß er sich um die Localfarben dieser Stadt in verschiedenen Zeitpunkten ernstlich bekümmert hat. Von dort her mag er wol die Veranlassung zu dem vorliegenden Werke genommen haben, indem ein genaueres Eindringen in die Zeit und Örtlichkeit der preußischen Hauptstadt und Geschichte allerdings vielfältig zur Benutzung so reichhaltigen Stoffes anregen konnte. Die Wahl des Zeitpunktes ist günstig. Der Kurfürst Joachim II. ist im Begriff, den katholischen Glauben mit dem lutherischen, den er schon lange im Herzen angenommen, auch öffentlich zu vertauschen. Diese Gährung und Spannung der Gemüther gibt ein interessantes Element der Darstellung. Dazu treten verschiedene historische Figuren auf, deren Charakteristik ebenso dankbar für den Dichter ist. Eine Hauptrolle spielt Lippold, jener bekannte, verschmitzte Jude, des Kurfürsten Leibkämmerer und Günstling, sein Gehülfe bei alchymistischen Versuchen, sein Vertrauter in den wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten. Der Autor hat ihn als das principium movens der Vorgänge hingestellt. Überladet er gleich, nach seiner Weise, die Gestalt mit etwas dick aufgetragenen Farben, so ist es ihm doch nicht ganz fehlgeschlagen ihr eine eigenthümliche, wenigstens Neugier und Spannung, wenn nicht Theilnahme oder ein höheres Interesse irgend einer Art erweckende Physiognomie zu geben. Die zweite historische Gestalt von Bedeutung ist Hans Kohlhaas, der berühmte Roßkamm, der eine Mishandlung durch den Adel und eine bittere Rechtskränkung so unermüdlich rügte, daß er in dieser Consequenz zu einem wahrhaft dichterischen und durch sein Ende auch tragischen Charakter geworden ist. Hier tritt nun allerdings die poetische Schwäche des Verf. stark hervor, weil der Vergleich mit der Art und Weise zu nahe liegt, wie Heinrich von Kleist dieselbe, historisch gegebene, Person behandelt hat. Dieser hob sie aus der derben Wirklichkeit in eine höhere Kunstsphäre hinauf, ohne die Grundzüge ihrer kräftigen Natur zu verwischen; unser Autor ist der äußerlichen Wahrheit getreuer geblieben, doch die Kunst hat dabei nicht gewonnen. Die übrigen in dem Buche auftretenden Personen sind, mit Ausnahme einiger frei erfundenen Hauptfiguren, mehr geschichtliche Namen als wirkliche Charaktere. Welches eigentlich der Kern der behandelten Begebenheit sei, läßt sich nicht mittheilen, da mit dem vor uns liegenden ersten Bande auch selbst die erste Abtheilung der vier Romane zu vier verschiedenen Perioden, auf die es abgesehen scheint, noch nicht geschlossen sein kann, wiewol der Titel nicht andeutet, daß ein zweiter Band diesem ersten der ersten Abtheilung folgen werde. Eine Anspannung der Neugier hat der Verf. mit Glück erreicht; man wird gern weiter lesen, wenn auch schnell; hier und da regt er auch etwas Besseres an, doch die Eindrücke sind zu flüchtig vorüberrauschend, um ein Gewicht in die Wagschale für die Abschätzung des Werthes im Ganzen zu legen. Ein Hauptverdienst wird die geschickte Lösung der ziemlich verwickelt geflochtenen Fäden sein. Inwiefern der Verf. sich dasselbe erwirbt, kann erst der Verfolg seiner Arbeit lehren. 82.

Bibliographie.

Brennglas, A., Herr Buffey in der Berliner Kunstausstellung. Ein Lebensbild. 1stes Heft. 12. Berlin, Plahn'sche Buchh. 6 Gr.

— —, Berliner Erzählungen und Lebensbilder. 1stes Bändchen. Gr. 12. Berlin, Plahn'sche Buchh. 1 Thlr. 6 Gr.

Dante, Die göttliche Komödie. Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltexte, herausgegeben von August Kopisch. 3te Lief. Schmal gr. 4. Berlin, Enslin'sche Buchh. 8 Gr.

Döring, M., Das Schloß Rougemont. Historisch-romantische Erzählung. 8. Leipzig, Krappe. 1 Thlr. 12 Gr.

Eickstedt, C. v., Urkunden-Sammlung zur Geschichte des Geschlechtes der von Eickstedt in Thüringen, den Marken und Pommern. Gr. 8. Berlin, Plahn'sche Buchh. 3 Thlr. 16 Gr.

Fladung, J. A. F., Kurzgefaßte Mythologie der Griechen und Römer. Für junge Damen zusammengestellt. Mit den Abbildungen der zwölf großen Götter, nach Antiken. 12. Wien, Beck. 1 Thlr.

Gretschel, K. Chr. C., Kirchliche Zustände Leipzigs vor und während der Reformation im Jahre 1539. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Gr. 12. Leipzig, Fest. 1 Thlr. 8 Gr.

Heloise von Sault oder der päbstliche Hof im 14ten Jahrhundert. Frei nach dem Französischen von Fanny Tarnow. 3 Theile. 8. Bunzlau, Appun. 3 Thlr. 6 Gr.

Holtei, K. von, Almanach für Privat-Bühnen. 1839. 1ster Jahrg. Gr. 8. Riga, Frantzen. 2 Thlr.

Krummacher, E. W., Gottfried Daniel Krummacher's Leben. Lex.-8. Elberfeld, Hassel. 6 Gr.

Neue Land- und Seebilder. Vom Verfasser des Legitimen ꝛc. 1ster, 2ter Theil. Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandschaften. 1ster, 2ter Theil. 8. Zürich, Schulthess. 3 Thlr. 12 Gr.

Marggraff, H., Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche. Charakteristiken. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr.

Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. III. Der Zögling, Lustspiel. Vetter Heinrich, Schauspiel. Der Unentschlossene, Lustspiel. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 8 Gr.

Peters, O., Novellen und Erzählungen. 1ster Band. Der Raubschütz. Die Jungfrau von Patras. 8. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1 Thlr.

Reinhard, L., Scherben. 8. Schwerin. Berlin, Plahn'sche Buchh. 16 Gr.

Schilling, G., Polyphonomos oder die Kunst in 36 Lectionen sich eine vollständige Kenntniß der musikalischen Harmonie zu erwerben. 1ste Lief. Lex.-8. Stuttgart, Weise u. Stoppani. 18 Gr.

— —, Versuch einer Philosophie des Schönen in der Musik, oder Aesthetik der Tonkunst. Gr. 8. Mainz, Schott's Söhne. 4 Thlr.

Schweizerskizzen vom Verfasser des Deutschen in Paris ꝛc. Gr. 12. Leipzig, Hartknoch. 1 Thlr. 8 Gr.

Sophokles, Tragödien. Uebersetzt von G. Thudichum. 2ter Theil. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 18 Gr.

Berliner Theater-Almanach auf das Jahr 1839. Herausgegeben von *A. Cosmar*. 4ter Jahrgang. 16. Berlin, Bade. 1 Thlr. 12 Gr.

Tieck's, L., gesammelte Novellen. 5tes bis 8tes Bdchn. Eine Sommerreise. Die Wundersüchtigen. Pietro von Abano. Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein. Der Alte vom Berge. Eigensinn und Laune. Die Gesellschaft auf dem Lande. 8. Breslau, Max u. Comp. 3 Thlr. 18 Gr.

Uschold, Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. 2ter Theil. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Weber, C. G. E., Sonnenblicke der Gottheit. In Gesängen und Liedern. 8. Bunzlau, Appun. 21 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 335. —— 1. December 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

Wenig Wissenschaften haben in so kurzer Zeit nach ihrem Entstehen so unendlich an Umfang und Bedeutsamkeit gewonnen, als die von einer Kunst zur Wissenschaft erhobene Diplomatie, die jüngste von allen und doch schon eine der wichtigsten und einflußreichsten, die es gibt.

Es ist dies aber nicht zu bewundern, da es von den tüchtigsten Staatsrechtslehrern immer mehr anerkannt wird, daß das äußere Interesse eines Staates, eben weil es das Dasein des Staates umfaßt, seinem Wesen nach das höchste ist und sein muß, und es kann gar nicht anders kommen, als daß der Wissenschaft, welche sich die Leitung dieses auswärtigen Interesses zur Aufgabe gemacht hat, welche, wie der geistreiche Zachariä sagt, die auswärtige Politik in steter Rücksicht auf Erhaltung des Bestehenden kunstmäßig ausbildet, künstlich verschlingt und so für jedes einzelne Volk zum Princip des Lebens, des Fortschreitens und der Nacheiferung macht — daß dieser Wissenschaft der Rang im Reiche des menschlichen Wissens angewiesen werden muß, auf welchen sie ihrer Wichtigkeit nach Anspruch zu machen berechtigt ist.

Je tiefer der menschliche Geist in das Wesen der einzelnen Wissenschaften eindringt, je weiter er in seinen Forschungen fortschreitet, um desto klarer wird ihm das Band, welches alle Wissenschaften vereinigt, desto deutlicher fühlt er den innigen Zusammenhang, in dem sie alle gegenseitig stehen; und wenn vor beinahe dreihundert Jahren Ein Mann noch das Reich der drei Facultätswissenschaften umfassen, Einer als Theolog, Jurist und Mediciner zugleich auftreten konnte, so möchte jetzt der gewissenhafte Forscher verzweifeln, wenn er nur eins dieser Fächer genügend ergründen soll; denn man möchte jetzt Alles wissen, um Eins gründlich zu verstehen, gedeihlich zu bearbeiten.

Die Diplomatie gehört nun ihrer weitern Bedeutung nach zu jenen Collectivwissenschaften, die nach und nach jeden Zweig des menschlichen Wissens in ihren Kreis ziehen, da sie eben jeden von ihrem Standpunkte aus betrachten, jeden zu ihren Zwecken anwenden kann. Wie der Chemiker statt der bescheidenen Vierzahl der früher als solcher anerkannten Elemente jetzt schon deren mehr als dreißig anerkennen muß, so wird der Diplomat, dessen höchste Aufgabe es ist, sich das bei Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu Grunde zu legende System zu erschaffen, es auszubilden oder nach Zeit und Umständen abzuändern, die Elemente der ihm relativ nöthigen wissenschaftlichen Bildung immer vermehren, die Grenzen seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaften immer weiter ausdehnen, seinen Forschungen eine immer größere Universalität geben müssen; und vergleicht man die Kenntnisse, welche noch vor etwa hundert Jahren einen Gesandten befähigen konnten, seinem Beruf ehrenvoll und würdig vorzustehen, mit denen, die man jetzt von dem praktischen Diplomaten verlangt und zu verlangen befugt ist, so mag man den Umfang leicht ermessen, den die neue Wissenschaft der Diplomatie bereits gewonnen hat.

Der so unendlich gesteigerte gegenseitige Verkehr der Völker, die jeden Tag vielseitiger werdende Berührung und Wechselwirkung ihrer Interessen sind hiervon die materiellste Ursache. Früher, als noch die Interessen der bürgerlichen Gesellschaft fast ausschließlich auf das Innere des Staates gerichtet waren und nur selten das Ausland berührten, da konnte, wenn letzteres einmal der Fall war, Der schon kräftig wirkend auftreten, der dieses Einzelinteresse in Bezug auf seinen Staat hinlänglich erfaßt hatte und es zu beurtheilen verstand. Sobald aber der Handel die Völker gegenseitig näher gebracht, die Interessen derselben auch nach außen gelenkt hatte, konnte von jener einseitigen Bildung bei Entscheidung der Fragen, die eben durch diese Verbindungen entstanden waren, kein Heil mehr erwartet werden; und so führte die Noth-

Digitized by Google

wendigkeit die äußere Politik in das Leben ein, die sich, je vielfacher ein Volk mit dem andern in Berührung kam, auch immer vielseitiger gestalten mußte, und deren tiefe, vollständige Kenntniß das erste Erfoderniß eines tüchtigen Diplomaten wurde.

Seit nun die neuere Zeit für den Inbegriff der auf die äußern Verhältnisse der Staaten angewendeten Staatswissenschaften (in der weitesten Bedeutung des Wortes) den Ausdruck Diplomatie erfunden und in Umlauf gebracht hat, ist es vielfach versucht worden, den Umfang dieser neuen Wissenschaft zu bestimmen und ihre Grenzen genau zu bezeichnen. Ob dies bisher und wie es dem Einzelnen gelungen sei, mag hier weder behauptet noch ausgeführt, wol aber bemerkt werden, daß die Erklärung des Begriffes Diplomatie sich bis jetzt ebenso wenig auf eine bestimmte Weise geben läßt, als die Grenzen dieser Wissenschaft bis jetzt mit Bestimmtheit gezogen werden können. Am angemessensten dürfte es demnach, besonders da die Diplomatie in ihrem Übergange von einer Kunst zur Wissenschaft noch immer den Charakter einer so zu sagen personellen Wissenschaft nicht abgelegt hat, erscheinen, diese Erklärung nur relativ und zwar so zu geben, daß unter Diplomatie der Inbegriff derjenigen Kenntnisse verstanden werde, welche die Geschäftsmänner, denen die Feststellung, Ausbildung und namentlich die Ausführung des Systems der auswärtigen Politik in den einzelnen Staaten obliegt, erlangen und besitzen müssen, um die nurgedachten Zwecke zum wahren Wohle ihrer Staaten erreichen und fördern zu können. Auf diese Weise wird der Kreis der immer mehr in das Bereich der Diplomatie zu ziehenden Wissenschaften nicht geschlossen, sondern die Möglichkeit erhalten, diesen Kreis in das Unendliche zu erweitern.

Daß dies nöthig sei, mag Niemand bestreiten, der die Geschichte der äußern Politik des letzten Jahrhunderts kennt und daher, indem er weiß, welchen ungeheuern Einfluß die Umgestaltung der innern Verfassungen mehrer europäischen Staaten auf das System der äußern Politik derselben nothwendigerweise gehabt hat, überzeugt ist, daß diese Umgestaltung nie mehr als beendigt angesehen werden kann, sondern auf dem Wege der Reform sich als permanent darstellt. Man mag sich übrigens gar nicht verhehlen, daß die praktische Diplomatie, besonders so weit sie die Ausführung des Systems der äußern Politik betrifft, sich noch lange nicht auf den Standpunkt geschwungen hat, den ihr die Theorie seit etwa zwei Jahrzehnden anweist; und als gewiß kann man annehmen, daß sich, namentlich in den neutonstitutionnellen Staaten Europas, die gesandtschaftlichen Verhältnisse nach und nach ganz anders werden gestalten müssen, als es jetzt der Fall ist, wo ihnen das gefällige Staatsrecht noch immer den althergebrachten Platz in dem politischen Systeme läßt, den sie, wenigstens in der jetzigen Modalität, wol kaum zu lange mehr behaupten dürften.

Wenn nun auch hier nicht eben Hypothesen aufgestellt oder politische Wahrscheinlichkeitsberechnungen gegeben werden sollen, so dürfte doch so viel als gewiß anzunehmen sein, daß man, je mehr das neuconstitutionnelle Leben sich entfaltet, je umfassender und inniger der gegenseitige Verkehr der Völker (man denke an Eisenbahnen zwischen Europas Hauptstädten) werden wird, um so ernster die Vertretung des Staates im Auslande betrachten und sie ihrer höchsten Wichtigkeit nach auffassen, daß man Sein und Scheinen, Vertretung und Repräsentation, Staat und Hof, reelle und ceremonielle Interessen unterscheiden und jedem die Rechte einräumen wird, die der Beschaffenheit der Umstände nach ihm gebühren; daß endlich eine Gesandtschaft nicht der Repräsentationsgabe des Einzelnen überlassen werden, sondern verschiedenartige Talente und Kenntnisse in Männern vom Fach in sich vereinigen wird, wie es bisher nur bei Gesandtschaften zu Abschließung wichtiger Verträge, bei Congressen geschehen, und wie ja die vor wenig Jahren noch so beliebte Idee eines congrès perpétuel ohnehin schon gebietet.

Was die praktische und anspruchslose, aber ernste Vertretung inländischer Interessen im Auslande anlangt, so dürfte das Gesandtschaftswesen der nordamerikanischen Freistaaten in vielen Hinsichten eine genaue Berücksichtigung verdienen. Freilich hat dieser junge Staat bei Vertretung seiner eigensten materiellen Interessen den Vortheil, nicht durch tausend Jahre Geschichte beengt zu werden, deren sociale Ergebnisse, wie oft sie auch materiell hemmend einwirken mögen, doch unter dem Titel der Ehrwürdigkeit und des Hergebrachten Berücksichtigung verdienen.

In neuester Zeit hat ein alter praktischer Diplomat (Kölle, in der „Deutschen Vierteljahrsschrift", 1838, erstes Heft) es versucht, die Zukunft der Diplomatie in wenig Zügen zu bezeichnen, und das Bild, welches er als Mann vom Fach von dieser Zukunft entwirft, stimmt mit dem hier eben angedeuteten in seinen Grundzügen durchaus überein; denn auch er hofft einen, durch die immer dinglicher werdenden Interessen der Völker gebotenen Übergang vom bloßen Scheinen zum Sein, auch er glaubt, daß der Geschäftsträger bald zum Grundtypus der Gesandten, jenes rittertlich ertravagante Ceremonialrecht aber vor dem praktischen Blicke unsers Jahrhunderts nicht mehr als Lebenskraft bestehen, sondern mit seinen Kosten und Prätentionen der Wirklichkeit entrückt und als abgethan der Culturgeschichte übergeben werden wird.

Man hat die nurgedachte Skizze tadeln, ihr vielleicht des zu umfassend gewählten Titels halber Oberflächlichkeit und Unbedeutenheit vorwerfen wollen; allein wenn sie auch hier nicht eben als wissenschaftlich wichtig besonders gelobt werden soll, so muß doch Derjenige, der sich einige Kenntniß der diplomatischen Verhältnisse, sei es nun durch Theorie oder Praxis erworben hat, eingestehen, daß der Verfasser derselben sehr viel Wahres gesagt oder vielmehr zugestanden hat, und dies genügt schon in einer Zeit, wo wir gewohnt sind, die diplomatischen Verhältnisse ebenso durch Unkenntniß verrufen, als durch vornehme Zurückhaltung nicht gerechtfertigt zu sehen. Die so hohe Diplomatie steht aber keineswegs über der öffentlichen Meinung, und nur im Vorübergehen mag hier daran erinnert werden, wie erst kürzlich in England diese Meinung

Digitized by Google

durch Zurücknahme der auf Lord Castlereagh gefallenen Wahl als Gesandter am russischen Hofe einen unverkennbaren Beweis hoher und begründeter Achtung erhalten hat.

Betrachtet man nun die Literatur des Gesandtschaftswesens bis auf unsere neuesten Zeiten im Allgemeinen, so ist es erstaunlich, wie wenig Nutz- und Brauchbares man in derselben findet. Der Verfasser dieses Aufsatzes, dessen Lieblings- und Mußebeschäftigung es seit einigen Jahren war, das auf Gesandtschaftsrecht und Gesandtschaftspolitik Bezügliche nicht blos zu sammeln, sondern auch zu durchlesen, gesteht offen, daß er sich bei dieser Durchlesung weniger über erlangte wichtige Kenntnisse zu freuen, als vielmehr die darauf verwandte Zeit zu bedauern hat.

Von allem Vorhandenen ist und bleibt der Martens'sche „Guide diplomatique" immer noch das am hauptsächlichsten zur Bildung praktischer Diplomaten geeignete Werk, da es, in leichtem und gefälligem Style geschrieben, die Verhältnisse des praktischen Diplomaten glücklich auffaßt, gut wiedergibt und, wenn auch nicht eben auf streng logisch-systematische Weise, doch die Aufgabe erfüllt, die einem Führer eben gestellt ist, Anleitung zum tiefern Selbststudium zu geben.

Der bekannte Pinheiro-Ferreira zu Paris hatte schon zu der 1822 unter dem Titel: „Manuel diplomatique", erschienenen ersten Ausgabe des Martens'schen Werkes „Observations", ohne sich jedoch auf dem Titel zu nennen, herausgegeben (Paris 1825), in denen er oft Zweifel aus der Theorie zu lösen sucht, welche die Praxis des Gesandtschaftsrechts aufgestellt, aber definitiv zu entscheiden stets vermieden hat. So gut und nöthig es nun an und für sich ist, diese theoretischen Lösungen zu kennen, so wird doch jeder etwas aufmerksame Beobachter des Gesandtschaftswesens der neuesten Zeit zugestehen müssen, daß nirgend weniger nach bestimmten theoretischen Ansichten gehandelt wird als eben bei Entscheidung streitiger Völkerrechtsfragen, bei denen die jedesmaligen äußern Verhältnisse von zu großem Einflusse sind, um nicht vor allem Andern Beachtung zu verdienen. Man vergleiche nur die neuern causes célèbres des Völkerrechts miteinander, und man wird sich fragen, ob es denn wirklich ein sogenanntes allgemeines Völkerrecht gebe, aus dessen Standpunkt sich jeder Fall beurtheilen lasse, oder wenigstens wer dies anerkenne. Das beinahe einzige allgemeine Resultat einer solchen Vergleichung wird das sein, daß alle solche Differenzen auf den möglichst verwickelten Standpunkt gebracht und der Öffentlichkeit, so sehr es nur immer geht, entrückt, ihre Entscheidungen aber möglichst in die Länge gezogen werden, um nicht bei schnellem Einschreiten Grundsätze anzuerkennen, die in spätern Fällen entgegengesetzte Wirkungen haben könnten. Nach diesem allgemeinen Völkerrechte hat nun Pinheiro-Ferreira zum Theil seine Bemerkungen geschrieben, zum Theil aber auch manches praktisch Brauchbare hinzugefügt, sodaß sein Werkchen dadurch jedenfalls von Einfluß wird.

Zu dem „Guide diplomatique" (2 Bde., Leipzig 1832), dem „Manuel" von 1822 in erweiterter und verbesserter Gestalt, hat nun derselbe Pinheiro-Ferreira in gleichem Maße „Observations" herausgegeben (Paris 1833), welche er zu gleicher Zeit, verbunden mit einem „Précis des principes du droit public, servant de base aux observations sur le Guide diplomatique", als „Supplément au Guide diplomatique de M. le Baron Ch. de Martens" erscheinen ließ, und die neuerlich, sowol einzeln als in der letztgedachten Verbindung, jedoch nur mit einem neuen Titel versehen (Paris 1837), wieder in den Buchhandel gebracht worden sind.

Diese neuern „Observations" erscheinen als ein vollständiger Commentar zu den 89 Paragraphen des „Précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques" und lassen wenig Gutes an einem Werke, was doch in der Vorrede classisch genannt wird. Die in diesen Bemerkungen ersichtliche Erbitterung des Herrn Comthurs Pinheiro-Ferreira gegen Herrn v. Martens mag in einem, allerdings nicht ganz zu verantwortenden Verfahren des Letztern seinen Grund haben, nach welchem derselbe andere Autoren oft durch wörtliches Abschreiben benutzt, ohne seine Quelle anzugeben. So hat es z. B. Hr. v. Martens mit der im Anhange zu Rayneval's „Völkerrechte" befindlichen Abhandlung: „Des agens politiques" (S. 362—392, zweite Ausgabe von 1803), gemacht, die sich zum Theil wörtlich in seinem „Précis" wiederfindet, ohne von ihm auch nur einmal citirt zu werden; so hat er auch mehre der „Observations" von 1825 benutzt, die freilich in Deutschland ebenso wenig bekannt waren, als es das doch gewiß vorzügliche Buch des Gérard de Rayneval ist. Deshalb erlaubt sich auch Pinheiro-Ferreira die beißendsten Bemerkungen gegen dieses Verfahren, deshalb sagt er zu Ende der seinem Buche vorausgeschickten Ankündigung so fein als bitter: „Nous ne pouvons qu' être sensibles à la manière délicate dont, sans nous citer, M. de Martens a bien voulu faire une mention honorable de nos faibles services", und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, die Plagiate des Hrn. v. Martens aufzudecken.

Von dieser Seite läßt sich nun freilich das Martens'sche Werk nicht rechtfertigen; was aber die übrigen Vorwürfe anlangt, die Pinheiro-Ferreira diesem Werke macht, so mag der Standpunkt nicht außer Acht gelassen werden, von welchem sein Verfasser ausgegangen ist, nämlich der rein praktische, den sein Herr Commentator selbst dadurch bezeichnet, daß er Hrn. v. Martens (§. 83, S. 181) einen „rôle habituel de simple rapporteur de ce que pratiquent les gouvernemens, ou de ce qu' enseignent les publicistes", zuschreibt. Der „Guide diplomatique" soll aber dem Anfänger die Diplomatie zeigen, wie sie ist und factisch besteht; die „Observations" dagegen gehen dahin, zu zeigen, wie die Diplomatie sein sollte. Beide haben also ihr Verdienst, beide lassen sich recht friedlich vereinigen, und zur Ehre des Verfassers des „Guide diplomatique" wird gewiß Jeder gern glauben, daß er ebenso gut wissen wird, wie es sein sollte, als er angibt, wie es wirklich ist. Jedenfalls ist das Martens'sche Werk ein verdienstliches, wenn es ihm auch bei

Digitized by Google

dem in seiner Art bereits Vorhandenen leicht werden mußte, das beste zu sein.

(Der Beschluß folgt.)

Dell' antica città di Luni e del suo stato presente. Memorie raccolte da *Carlo Promis*. Aggiuntovi il corpo epigrafico lunense. Turin 1838. 4.

Nachdem der Marchese Angelo Remedi im März 1837 auf einem seiner Grundstücke in dem Stadtbezirk des alten Luna den Fuß einer Bronzestatue und andere Reste einer früher daselbst vorhandenen Pracht entdeckt hatte, stellte er seinem Landesherrn, dem Könige von Sardinien, jenen Strich Landes zu weitern antiquarischen Nachforschungen zu Gebote. Die sardinische Regierung nahm das Anerbieten beifällig auf und sandte den Verf. dieser wohlgeordneten und kritisch abgefaßten Monographie als Architekten zur Beaufsichtigung und Leitung jener Nachgrabungen dahin ab. Dieser, welcher sich schon früher durch eine sehr verdienstvolle Monographie über die Alterthümer von Alba am Fucinersee der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt gemacht hat, legt in gegenwärtiger Schrift der Akademie von Turin seinen Bericht über die Resultate des ihm anvertrauten Unternehmens in der Weise vor, daß er selbiger einen Gesammtbericht über die Lage, Geschichte, Handelsverhältnisse und Monumente dieser alten Etruskerstadt einreicht.

Die Ruinen von Luni sind an der Mündung des Flusses links von selbigem anderthalb geometrische Miglien landeinwärts gelegen. Diejenigen, welche dasselbe für eine Seestadt erklären, irren sich. Sein eigentlicher Hafen ist allezeit der Golf von Spezzia gewesen. Dieser lieh ihm frühzeitig eine politische Bedeutung, weshalb die Römer frühzeitig ihr Augenmerk darauf richteten. Der Verf., welcher die Geschichte dieser Stadt von da an, wo sie erst historisch erwähnt wird, bis zu der Epoche erzählt, wo sie im Anfange des 11. Jahrhunderts vollkommen zerstört wurde, hat die Bedeutung ihrer Lage mit verständigem Blick ins Auge gefaßt. Im J. 1404 wurde der Bischofssitz durch eine Bulle des Papstes Innocenz III. von da weg nach dem benachbarten Sarzana verlegt, und von diesem Augenblicke datirt ihr völliger Verfall.

Luni gelangte um das Jahr 43 v. Chr. durch den Reichthum seiner Marmorbrüche zu neuer Bedeutung, nachdem es durch die Römer politische Selbständigkeit und Ansehn verloren hatte. Die Etrusker schienen diesen kostbaren Marmor weder gekannt noch benutzt zu haben. Im ersten Mal wird er an dem Hause des prachtliebenden Mamurra erwähnt, der zur Zeit des gallischen Kriegs lebte. Seit der Zeit finden wir ihn fast ununterbrochen bei den zahlreichen römischen Bauten angewandt. Der Verf. liefert ein Verzeichniß derselben und weist nach, daß die Zeit des glänzenden Vertriebs desselben in die Epoche von Trajan bis zu den letzten Antoninen fällt; am meisten aber wurde er angewandt in dem Zeitraume, welcher zwischen Hespasian und Commodus liegt.

Unter den Denkmälerresten jener Stadt ist das Amphitheater ausgezeichnet, welches der Verf., so weit es der gegenwärtige verschüttete Zustand desselben zuläßt, mit architektonischer Umsicht untersucht. Das Volk nennt dasselbe mit dem von Rom entlehnten Namen Colosseum. Außerdem wird eine Anzahl von Gräbern und andern Baulichkeiten nachgewiesen und mit übergrugenden Gründen dargethan, daß die Angabe, der zufolge Luni mit Marmormauern umgeben gewesen sei, völlig unbegründet ist.

In einer Piscina fand man 1824 eine Mosaik und in den bereits erwähnten Ausgrabungen des Marchese Remedi eine große Anzahl höchst interessanter Bronzestatuetten, nebst einigen Marmorwerken und einer großen Masse architektonischer Ornamente.

Der epigraphische Anhang enthält den ganzen von dem Verf. kritisch geschrfteten Inschriftenschatz des alten Luni. Unter den daselbst aufgefundenen Steininschriften befanden sich mehre von bedeutendem Interesse. Alle noch vorhandenen wurden von dem Verf. aufs Neue mit der zuverlässigsten Genauigkeit copirt und die übrigen aus den Werken entlehnt, welche sie früher beigebracht. Die allgemeine Einleitung dient als eine Art von Commentar dazu. Zum Schlusse folgen auch alle die falschen Inschriften, mit denen man besonders bei der Erörterung der historischen Verhältnisse von Luni früher großen Mißbrauch getrieben hat.

120.

Notizen.

Ein katholischer Robinson.

Der zweite Band des Werkes: „Le voeu des familles ou une digue aux mauvais romans", ist soeben erschienen und enthält den „Christlichen Robinson" von J. Régnier. Der Zweck des Buches ist, nachzuweisen, daß Religion und Ausübung der religiösen Pflichten unumgänglich nothwendig sind, um das Glück der Menschen zu begründen; es hat eine echt katholische Tendenz. Régnier's Robinson, ein Verehrer und Schüler Voltaire's, schifft sich auf einem Fahrzeuge ein, welches eine Expedition nach dem Norden zu machen bestimmt ist. Robinson verirrt sich auf der Jagd an einer unwirthlichen Küste und sieht sich zuletzt von aller menschlichen Hülfe gänzlich abgeschnitten. Er schlägt in einer Höhle von Eis seine Wohnung auf; aber das Eisgewölbe stürzt fast über ihm zusammen, und er verliert bei dieser traurigen Gelegenheit seine Büchse, die ihm so kostbar war. Nichts bleibt ihm als ein Messer; schrecklicher Leiden treffen ihn und brechen seinen Stolz; da erwacht der Glaube in ihm, das Gebet und die Verehrung des Kreuzes werden ihm die süßesten Tröstungen, er liegt mit Eifer allen den frommen Übungen ob, die er früher verachtet, geschmäht und mit unglaublichem Sarkasmus von sich gestoßen hatte. Er büßt nun die Verirrungen seiner Jugend, indem er seine Zeit zwischen mühevolle Arbeiten und religiöse Betrachtungen theilt, die er, wie seine Memoiren, auf eine Art selbstbereiteten Pergaments niederschreibt. Einige Jahre darauf findet man sein Gerippe, welches sich noch an ein halb umgerissenes Kreuz lehnt, und jene Pergamentblätter, aus denen die rührende Geschichte genommen ist. Es soll dem Buche nicht an Interesse fehlen, so unglaublich die Ereignisse auch sind. Der nachlässige und wenig gefeilte Styl wird getadelt.

Interessant ist Lindsay's in seinen „Letters on Egypt, Edom and Holy Land" mitgetheilter Bericht über die von den Ägyptern zu Bulak angelegte polytechnische Schule. Das Gebäude fand Lindsay von glänzendem Äußerlichen, die Knaben ziemlich sauber gekleidet, sodaß sie ohne Turbusch und Pantoffeln für Europäer hätten gelten können. Diejenigen, die er sah, schienen sehr lebhaft und verständig. Man sagte dem Reisenden, sie übertrüfen bei einer Prüfung die meisten englischen Schüler in einer Art Schaustellung von Wissen und Kenntnissen; doch ist Alles nur Kopfkenntniß (head-knowledge). Sie treiben Algebra und trockene Mathematik. Ihre Schuldänke, Schiefertäfelchen u. s. w. waren ganz europäisch. Auch ihre Druckerpresse fesselt dem Reisenden. Sie druckten jede Woche ein Blatt, und Lindsay sah mehre noch ungebundene Bücher; die „Tausend und eine Nacht" waren eben beendigt. Ein alter ehrwürdiger Geliehrter, mit der Brille auf der Nase, spielte, wie es schien, den Schulinspector und war in die Lectüre einer alten Chronik vertieft. Eine solche Figur in alttürkischer Tracht und mit dem langen Silberbart erscheint gewiß viel frappanter und charakteristischer als irgend ein alter Schulfuchs Europas in seinem beschnupften braunen Rocke mit durchlöcherten Ärmeln, und mit alt abgefechtem classischen Staube prangend.

108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 336. — 2. December 1838.

Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

(Beschluß aus Nr. 335.)

Nach der Ausgabe des „Guide" von 1832 erschien zu Paris 1833 ein „Traité complet de diplomatie, ou théorie générale des relations extérieures des puissances de l'Europe, par un ancien ministre", in drei Octavbänden, durch welchen aber die Wissenschaft der Diplomatie auf keine Weise gefördert worden ist, da er nur Bekanntes und dieses auch mit viel unnützen Worten gibt. Bibliographisch merkwürdig ist es, daß in einigen Exemplaren der Name des Verfassers: le comte de Garden, ministre résident, auf dem Titel angegeben ist, während er in andern fehlt und selbst die Verlagsbuchhandlung diesen Namen auf Befragen nicht angeben konnte.

Im vorigen Jahre endlich erschien zu Paris eine neue Ausgabe des Martens'schen „Guide diplomatique", und zwar als „nouvelle édition revue, rectifiée et améliorée dans toutes ses parties, augmentée de notes du développement et d'appendices extraits des ouvrages du commandeur S. Pinheiro-Ferreira, du comte d'Hauterive, du Prof. de Felice, s'Gravesende etc., par Mr. *de Hoffmanns*", in zwei Theilen in Octav, die jedoch drei Bände bilden.

In Paris, wo sich bei Aillaud eine sogenannte librairie diplomatique gebildet hat, sind in neuerer Zeit von manchem wichtigen völkerrechtlichen Werke neue und angeblich verbesserte Ausgaben erschienen (z. B. von Pufendorf, Rayneval u. a. m.), ohne daß sich jedoch diese Ausgaben durch innern Gehalt vor den frühern auszeichneten; denn wenn sie auch mehr enthalten als letztere, so sind sie doch keineswegs durch neue Forschungen verbessert, woher es wol auch kommen mag, daß diese neuen Ausgaben so wenig in Deutschland bekannt worden. Auch die neue Ausgabe des Martens'schen „Guide diplomatique" gehört zu diesen Producten; denn abgesehen von den bibliographischen Vervollständigungen bis zur neuesten Zeit (das Verzeichniß der Landkarten hat Ch. Picquet besorgt), stellt sie keineswegs in Hinsicht auf den eigentlichen Inhalt ein neues System auf oder führt das bisherige verbessert durch, sondern sie hängt nur da Noten an, wo eben etwas Gedrucktes die Möglichkeit an die Hand gab, es als Noten zu verarbeiten. Von wahrhaft wichtigen Zusätzen kann daher nichts berichtet werden; dagegen verdient eine falsche Angabe hinsichtlich eines Aufsatzes, der hier dem bekannten Felice zugeschrieben werden soll: „Des négociations, ou de l' art de négocier", welcher nebst einer Abhandlung von s'Gravesende über Geheimschrift und den Rathschlägen für junge Reisende vom Grafen Hauterive als Zugabe in der zweiten Abtheilung des ersten Bandes wieder abgedruckt ist, um so mehr eine Rüge, als eben diese Angabe selbst eine vermeintliche Unrichtigkeit in dem Garden'schen Werke rügen soll.

Diesen Aufsatz nämlich hatte bereits der Graf Garden in seinem obgedachten „Traité" abdrucken lassen, ihn aber, angeblich als noch ungedruckt, dem Alb. v. Haller zugeschrieben und behauptet, er besitze die Originalhandschrift davon. Herr v. Hoffmanns, der den nämlichen Aufsatz in dem „Code de l'humanité" wiedergefunden hat, findet sich nun bewogen, denselben dem Professor Felice zu vindiciren, weil dieses der Autor des „Code de l'humanité" sei, und bezüchtigt diesfalls Garden einer Unwahrheit. Der streitige Artikel ist aber wirklich von dem berühmten Haller und steht bereits in dessen anonym erschienenen „Essais sur divers sujets intéressans de politique et de morale" (Lausanne 1761 — 1763) Bd. 2, S. 341 — 451, von wo er in den erst 1778 erschienenen „Code de l'humanité", den Felice blos redigirte, nicht aber selbst alle Artikel verfaßte, aufgenommen worden ist. Somit wäre der von Hrn. v. Hoffmanns dem Verf. des „Traité complet de la diplomatie" gemachte Vorwurf ganz unbegründet und fiele auf Ersteren selbst um so mehr zurück, da er keinen weitern Grund hatte, Felice zum Autor dieses Artikels zu machen, als die Aufnahme in den „Code de l'humanité", was freilich viel bibliographische Unkenntniß beweist.

Von demselben Hrn. v. Hoffmanns soll bei Aillaud eine verbesserte Ausgabe des Miltitz'schen Werkes über die Consuln („Manuel des consuls", Berlin und London 1837 — 38) erscheinen, wie wenigstens vielfach in dem Feuilleton zur „Bibliographie de France" angezeigt worden ist. Bei einem auf so tief geschichtliche Studien begründeten Werke wie dem des Hrn. v. Miltitz über einen Gegenstand, der bisher in seiner geschichtlichen und commercitellen Bedeutung noch nirgend ausführlich und erschöpfend behandelt worden ist, läßt sich denn doch bezweifeln,

Digitized by Google

daß dem Hrn. v. Hoffmanns solche Mittel zu Gebote stehen sollten, welche es möglich machen könnten, gleichzeitig mit dem Originale eine verbesserte und umgearbeitete Ausgabe erscheinen zu lassen. Bloßen Nachdruck würden die Gesetze verhindern, Verballhornisirungen aber Niemand kaufen.

Das Mittig'sche Werk über die Consuln bedarf, wenn es vollendet sein wird, einer besondern Prüfung, da es auf Forschungen beruht und nicht wie die vorgenannten neuern französischen Producte so kurz beurtheilt werden kann. Nur beiläufig mag hier erwähnt werden, daß über die Consularverfassung der nordamerikanischen Freistaaten die nachstehende Druckschrift: „Message from the president of the United States in relation to the consular establishments of the United States communicated to the senat, March 2, 1833" (Washington 1833), wichtige Aufschlüsse ertheilt, indem sie nicht nur Jackson's Note vom 2. März 1813 und Livingston's Report, sondern auch die Generalinstructionen der Consuln von 1792 und einige spätere Verordnungen von 1803 und 1815 enthält.

Zu den neuesten Erscheinungen im Gebiete der Diplomatie gehören Friedrich Kölle's „Betrachtungen über Diplomatie" (Stuttgart 1838), welche bereits zehn Jahre früher als Handschrift, jedoch nur theilweise, für Freunde des Verfassers gedruckt erschienen waren, jetzt aber, durch einen Aufsatz desselben in der „Deutschen Vierteljahresschrift": „Über Diplomatie, ihre Vergangenheit, Gegenwart und wahrscheinliche Stellung in der Zukunft", eingeleitet, dem großen Publicum übergeben worden sind. Der Einleitung ist schon oben gedacht worden, das Werk selbst aber, welches in 366 aphoristische kurze Sätze eingetheilt ist, verdient vor Allem in so weit Beachtung, als es Erfahrungen eines alten praktischen Diplomaten enthält, und als der wissenschaftlich bereits gebildete Diplomat darin manchen guten Fingerzeig finden wird, der ihm bei der praktischen Ausübung seines Berufs, wie er ihn jetzt noch immer auffassen muß, von hohem Nutzen sein dürfte. Wenngleich nun das Buch mehr geistreich als wissenschaftlich geschrieben ist, wenngleich es mehrstens solche politische Regeln und Rathschläge enthält, welche, wie schon der Lobredner des bekannten Diplomaten de Caillières in der französischen Akademie hinsichtlich dessen Werkes über Unterhandlungskunst so passend sagt, „ne sont guère utiles qu'à ceux qui pourraient s'en passer", so ist der Standpunkt, von welchem aus es geschrieben ist, doch viel umfassender als der jener zahlreichen Schriften über Gesandtschaftspolitik, welche fast zwei Drittheile der ganzen gesandtschaftlichen Literatur bilden und deren Studium so unerspießlich machen. Dabei ist das Buch im modernsten Style geschrieben, und das Aphoristische seiner Abfassung trägt dazu bei, ihm ein viel gehaltvolleres Aussehen zu geben, als es im Gesandtschaftsrechte gewöhnlich ist. Wol würde man oft von seinem Verfasser sagen können: il fait d'esprit; aber in der gesandtschaftlichen Literatur, namentlich in dem Fache, welches der Autor hier gewählt hat, ist man schon froh, esprit zu finden, sollte er auch absichtlich gemacht sein; denn in keinem Fache des Wissens hat man sowol aus Kenntniß als aus Unkenntniß der Sache von jeher weniger Genügendes geben wollen und können als in der Diplomatie, und auch der Verfasser des gegenwärtigen Buchs hat seinen Willen durch die gewählte aphoristische Form so oft zu verstecken gewußt, daß nur der Eingeweihte ihn recht gehörig erfassen kann. Indenfalls ist es aber nur vortheilhaft, daß, wie bereits bemerkt wurde, die Ansichten der Verfassers von der Zukunft der Diplomatie den jetzigen Zeitverhältnissen so angemessen sind, daß mithin die ganze Richtung des Buches als höchst zeitgemäß sich darstellt.

Um endlich von der allgemeinen Diplomatie zu den gesandtschaftlichen Verhältnissen einzelner Staaten überzugehen, so ist hier noch zweier literarischen Erscheinungen zu gedenken, die sich specielles Gesandtschaftsrecht zur Aufgabe gemacht haben.

Die erste sind des Hofraths Weiske „Considérations sur les ambassades des Romains" (Zwickau 1834), eine Zusammenstellung interessanter Forschungen über einen Gegenstand, der, an und für sich schon von hohem Interesse, dadurch noch wichtiger wird, daß der Mehrzahl der im 16. und 17. Jahrhundert über Gesandtschaftsrecht erschienenen Schriften römisches Recht und römische Zustände zu Grunde gelegt sind, wenngleich dieselben für die neuere Zeit ganz unpassend erscheinen und ihr Maßstab den mittelalterlichen und neuern gesandtschaftlichen Verhältnissen durchaus nicht angelegt werden konnte. Das fleißig gearbeitete, in leichtem Französisch geschriebene Buch gibt nun außer der Zusammenstellung Dessen, was im römischen Frei- und Weltstaate über Gesandtschaften galt, noch eine Vergleichung desselben mit dem jetzt Geltenden, beobachtet in Allem lobenswerthe Ordnung und ist mithin eine recht erfreuliche Erscheinung auf einem Felde, wo tiefere wissenschaftliche Forschungen so selten sind.

Das zweite hier zu nennende Werk, des Legationsraths Grünler: „Beiträge zum Staatsrechte des Königreichs Sachsen" (Auswärtiges Staatsrecht. Dresden 1838), behandelt das sächsische Gesandtschaftsrecht als Theil des Regierungsrechtes neben den andern dem Fürsten zuständigen besondern Hoheitsrechten und gibt in 10 Paragraphen (§. 51 — 60, S. 74 — 103), die über actives und passives Gesandtschaftsrecht, Consularverhältnisse und Bundestagsgesandtschaften in Sachsen geltenden besondern Bestimmungen. Je unvollständiger und mangelhafter die bisher in den Werken über sächsisches Staatsrecht hinsichtlich der auswärtigen Staatsverhältnisse gegebenen Nachrichten sind, um so dankbarer mögen wir das hier darüber Gesagte annehmen, dessen Verfasser insoweit einen glücklichen Weg eingeschlagen hat, als er unter der Voraussetzung, daß die allgemeine Theorie bekannt sei, nur das in Sachsen geltende praktisch Anwendbare und Angewendete gibt, und zwar dies aus eigner Erfahrung, da er selbst Diplomat ist und sowol früher bei der sächsischen Bundestagsgesandtschaft als Secretair gearbeitet hat, als jetzt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als Legationsrath angestellt ist. Wenn theoretisch tüchtig

Digitized by Google

gebildete Männer die Erfahrungen, die sie durch Wirken im praktischen Geschäftsleben erlangt haben, der Öffentlichkeit übergeben, so ist dies um so erfreulicher, als grade die Geschäftspraxis dem Beamten wenig Zeit und oft noch weniger Willen läßt, auch in theoretischer Hinsicht fortzuschreiten. Daß dies Letztere bei dem hier gedachten Verfasser der Fall sein mußte, zeigt die lobenswerthe Klarheit seiner Darstellung und die Art, wie er den Plan befolgt, den er sich hinsichtlich seines Werkchens in dem Vorworte vorgezeichnet hat.

Was übrigens das sächsische Gesandtschaftsrecht anlangt, so bietet dasselbe durchaus keine merkwürdigen Abweichungen von den allgemeinen Grundsätzen dar; die Ceremonialrechte sind möglichst bestimmt, was zu Vermeidung oft so unseliger Differenzen außerordentlich wohlthätig, übrigens aber bei einem Hofe nicht zu verwundern ist, dessen „eherne Herkömmlichkeit" (wie sie neulich erst noch Kölle in dem 277. Aphorismus seines obengedachten Buches genannt und mit Grund gelobt hat) sich so gut ausbilden konnte. Hinsichtlich der Vorrechte der fremden Gesandtschaften in Sachsen ist §. 56 unter Nr. 5 (S. 89) das Recht derselben, den Unterthanen des Landes, welches sie repräsentiren, Pässe zu ertheilen, auf den Fall der Rückkehr dieser Unterthanen in die Staaten ihres Hofes restringirt und dabei des 1833 diesfalls zwischen der sächsischen Regierung und den fremden Gesandtschaften getroffenen Übereinkommens gedacht worden.

Allerdings führt Martens in seinem „Guide diplomatique" (§. 28, S. 70) diese Beschränkung als rechtlich bestehend an, er ist aber von Pinheiro-Ferreira in den „Observations" zu diesem Paragraphe (S. 94) zurechtgewiesen worden, der dem Gesandten unbedingt das Recht zuspricht, den Unterthanen seines Staates Pässe zu ertheilen, auch wenn sie nicht in ihr Vaterland zurück, sondern anderswohin reisen wollen. Der neueste Schriftsteller über sächsisches Recht in Beziehung auf Reiselegitimationen, der Hr. Secretair Richter, gibt über diesen Punkt (§. 12) keine Auskunft, ja gedenkt nicht einmal jenes Übereinkommens von 1833. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Gesandtschaften von Rußland und Östreich sich jener obgedachten Beschränkung nicht unterwerfen, sondern nach den von Pinheiro-Ferreira ausgesprochenen Grundsätzen den Unterthanen ihrer bezüglichen Staaten für jeden Fall Pässe ertheilen, ja sogar in den letztern nur diese Pässe für gültig anerkannt werden. Wenn also in dem Grüner'schen Buche die gedachte Stelle damit geschlossen wird, daß es hinsichtlich des Übereinkommens von 1833 heißt, es sei über den in demselben ausgesprochenen Grundsatz im Allgemeinen Einverständniß erlangt worden, so bedarf dies einer Modification nach der soeben durchgeführten Bemerkung.

Zum Schlusse dieser Übersicht mag der Vollständigkeit halber noch eines Buches gedacht werden, welches in die gesandtschaftliche Literatur gehören soll, dessen aber der Verfasser dieser Zeilen vielfacher Bemühungen unerachtet nicht hat habhaft werden können. Es ist dies des Barons C. A. Snouckaert van Schauburg „Essai sur les ministres publics" (Haag 1833).

Die seit dem 1. Juli 1837 in Leipzig erschienenen „Diplomatischen Blätter" sind ohne allen Einfluß auf die Wissenschaft der Diplomatie gewesen, demnach nicht als in diesen Artikel gehörend zu betrachten. 122.

Die königliche Bibliothek zu Dresden.

Es sind nunmehr 16 Jahre verflossen, seitdem der um die Bibliographie hochverdiente Ebert — dem es vergönnt war, den Beruf des Bibliothekars, wie er denselben vorgezeichnet, in jedem Sinne des Wortes zu erfüllen, sodaß Viele seiner in Pietät und Dankbarkeit gedenken und seine Thätigkeit segnen — seine „Geschichte und Beschreibung der königlichen Bibliothek zu Dresden" hervortreten ließ. Das in seiner unbedingten Vortrefflichkeit längst anerkannte Buch wollte dem Einheimischen die eigentliche Geschichte einer der vorzüglichsten Bildungsanstalten Sachsens darbieten, zugleich aber auch dem Fremden als Vorbereitung auf den Besuch derselben und als Erinnerungsbuch dienen; es erfüllte den doppelten Zweck vollkommen, behielt sich aber die Berücksichtigung eines noch höhern, rein literarischen und artistischen Gesichtspunktes als dereinst zu lösende Aufgabe vor. Die Hoffnung, ein solches Buch aus des Meisters Sammlungen hervorgehen, mit seinen feinen und genauen Bemerkungen ausgestattet zu sehen, erfüllte der menschlichen Bedünkens viel zu früh Entschlafene nicht; andere Arbeiten, namentlich das Tagewerk seines Lebens und die mit der steigenden Würdigkeit des bibliothekarischen Geschäftsmannes und seiner größern Befähigung in gleichem Maße gehäufter sich darbietenden sogenannten currenten Geschäfte, Beantwortung literarischer Anfragen, Briefwechsel u. dgl., nahmen ihn so ganz in Anspruch, daß in seinen nachgelassenen Papieren sich wenig oder nichts zu einer dereinstigen Realisation dieses Planes vorfindet. Es sind übrigens diese Papiere, welche theils unter die Schätze der dresdener Bibliothek aufgenommen, theils von der Verlagshandlung d. Bl. erworben wurden, um bei einem beabsichtigten Supplementbande des „Allgemeinen bibliographischen Lexikons" vielleicht von Nutzen zu sein, im Großen und Ganzen (nach subjectivem Plane schematisirt und geordnet) einem Dritten wol nur von sehr geringem Nutzen, wie das denn in der Regel bei dergleichen der Fall ist. So schwer, ja fast unmöglich es einem etwaigen Ergänzer oder Fortsetzer des Lexikons daher sein möchte, sich ganz in den Grundplan des Werkes zu versetzen, damit er nicht zu viel und nicht zu wenig thue, Philologisches nicht immer weiter hervortreten lasse gegen die naturwissenschaftlichen Disciplinen, Altdeutsches, Nordisches, Romanisches in Raum und Ausdehnung gebührend abwäge gegen Kirchenhistorisches, Dogmatisches, wissenschaftliche Theologie im Allgemeinen, Philosophie und wiederum Juristisches — sodaß es in der That fast rathsamer scheint, an Bibliographien einzelner Disciplinen zu denken, wie wir ja deren auch bereits einzelne besitzen —, desto leichter, möchten wir sagen, ist die Arbeit, insofern sie ebenfalls eine ergänzende ist, in dem vorliegenden Fall. Ebert vermied (S. xi) sorgfältig die Erwähnung und Aufzählung Dessen, was man in jeder guten Bibliothek findet, und führte nur Das an, was entweder den individuellen Charakter der Sammlung in ein helleres Licht setzt oder zu denjenigen Seltenheiten gehört, die man nur an wenigen Orten findet; Andeutungen nur wollte er geben, freiere Zusammenstellung dem künftigen Werke vorbehaltend.

Diesen Gedanken faßte der ehrenwerthe Nachfolger Ebert's, der Hofrath und Oberbibliothekar Falkenstein, auf und führte ihn in seiner unlängst erschienenen „Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden" (Dresden, Walther, 1839, gr. 8., 3 Thlr. 12 Gr.) auf sehr zweckmäßige und angemessene Weise durch. Mit nicht genug anzuerkennender Pietät — einer Tugend, welche leider immer seltener wird — gedenkt der Verfasser seines würdigen Vorgängers

Digitized by Google

und bekennt sich ihm verpflichtet für Förderung und Belehrung, dann aber fährt er folgendermaßen fort: „Der Zweck dieses Buches kann daher kein anderer sein, als Bibliothekaren, Bibliographen und Freunden der Literaturgeschichte als ausführlicher Wegweiser durch die Säle und Zimmer des japanischen Palastes zu dienen, um sie mit dem Merkwürdigsten, was die königl. Bibliothek in ihren 27 durch zwei Stockwerke vertheilten Räumen an Manuscripten, Incunabeln, editiones principes, Schönbrucken, Prachtbänden, Großpapieren, exemplaires réglés, Werken mit handschriftlichen Anmerkungen berühmter Gelehrten und seltenen Büchern überhaupt (im ausgedehntesten Sinne des Worts) in sich faßt, bekannt zu machen.“ Demgemäß verband der Verf. bei Aufzählung der handschriftlichen Schätze und typographischen Merkwürdigkeiten die Grundsätze der allgemeinen Wissenschaftskunde mit den durch die Localität bedingten, durchaus vorwaltenden Rücksichten und versuchte eine rein topische Specialbeschreibung, indem er die Handschriften stets da beschreibt, wo der an des Kundigen Hand die Prachtsäle Durchwandernde sie antrifft, und zwar in der Weise beschreibt, daß die durch Alter und Inhalt besonders merkwürdigen kritisch beurtheilt und sowol ihrem innern Werthe als ihrer paläographischen Bedeutsamkeit nach besprochen werden, nicht ohne Hinzufügung der sehr lehrreichen Bemerkungen, ob, wann und von wem eine Handschrift benutzt worden ist. Der Vollständigkeit halber wurden die durch Ebert illustrirten classischen, sowie die von Fleischer bekannt gemachten morgenländischen Handschriften dem größten Theile nach wiederum aufgenommen.

Nach einer zweckmäßig gearbeiteten, gedrängten Geschichte der Anstalt in der Einleitung betreten wir die Säle selbst, um zunächst im Bureau musterhaften Realkatalogen von Ebert, Gersdorf, Falkenstein, Graf Hoffmannsegg, Wiesenburg, Zeis, Heusinger, Fleischer u. A. zu begegnen, diesen beredten Zeugen wohl angewendeter Muße, deren sich mancher College, dem stets sich erneuendes curentes Geschäft die schönsten Stunden zersplittert, leider nicht rühmen darf! Schon der Saal der Literargeschichte bietet manches Merkwürdige dar, nun aber erschließen sich die Hallen der Klio und den Geschichtsfreund empfängt die sächsische Geschichte im größten Umfange des Wortes, d. h. mit Einschluß der Geschichte der herzoglichen Lande, Thüringens und der beiden Lausitzen. Kein Wunder, daß bei der entschiedenen Vorliebe aller sächsischen Regenten von Kurfürst August bis zu dem jetzt regierenden Könige eben für vaterländische Geschichte, dieses Fach, besonders reich ausgestattet, in fast unbedingter Vollständigkeit den emsigen Forscher fesselt, der sich von den Perlen der Sammlungen Bünau, Schöttgen, Kreisig, Knauth, Weinart, Adelung u. A. umgeben sieht und dabei die älteste Generalkarte von Sachsen, ein Werk des Hiob Magdeburg (1566) vor Augen hat. Adelung's „Directorium“ im Autographum, sechs Folianten füllend und bekanntlich nur zu geringem Theile gedruckt, seine Sammlungen meißnischer und naumburgischer Urkunden, Schöttgen's Geschichte der meißnischen Bischöfe, nebst Grundmann's Anhang und Ebert's Noten, mögen eine Idee von dem reichen handschriftlichen Material für sächsische Geschichte geben, welches, treulich bewahrt, mit zuvorkommender Liberalität dem Historiker dargeboten wird. In allen Jahrhunderten stand Sachsen mit dem europäischen Norden in Wechselwirkung, deshalb schließt sich der reiche Vorrath zur dänischen, schwedischen, russischen und namentlich polnischen Geschichte auf bequeme Weise hier an, Erlesenes, Seltenes, Werthvolles. Graf Bünau's und Graf Brühl's großartige Sammlungen, weltberühmt für deutsche und französische Geschichte, Früchte eifersüchtiger Bestrebungen, nun in glücklicher Vereinigung gepaart, füllen die glänzenden Räume des Hauptsaales und repräsentiren einen möglichst vollständigen Apparat aller Sammlungen und Ausgaben der Quellenschriftsteller des Mittelalters, wie andererseits Suiten von mémoires, relations, aperçus, nirgend wol in solch unbedingter Vollständigkeit vereinigt. Kein Wunder, daß Ref. alles Ernstes in großer Verlegenheit sich befindet, indem er beabsichtigt, etwa besonders Werthvolles hervorzuheben, da denn die Sammlungen zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, die Schlachtberichte und Pamphlets und Extrablätter für die Verhältnisse des dreißigjährigen Krieges — ein Stoff, welcher Fr. v. Schiller nach der Elbstadt zog —, der Apparat zur deutschen Kaisergeschichte mit seinen eminenten Stücken, wie die Gesta Karoli Magni (Paris o. J. 4.), und wiederum die édits, ordonnances, die Mazariniana u. a. den Blick zunächst fesseln. Jedoch, wollten wir es in der That übernehmen, aus dem überreich ausgestatteten Buche hier und dort interessante Details hervorzuheben, und etwa, Saal nach Saal durchschreitend, mittheilen, was unter vielfachem Gesichtspunkte dem Bibliographen, dem Literarhistoriker, dem Geschichtsforscher von Bedeutung sein könnte — wir thäten, was Denen nicht genügen würde, die nun wirklich über das dargebotene Material gründliche Belehrung wünschen, sich aber nicht beruhigen möchten bei der subjectiven Auswahl des Ref., was aber auch andererseits unzulänglich wäre für Andere, denen der Verf. ja sein Buch ebenfalls bestimmt hat; es genüge daher hier mit Folgendem. Der Verf. führt uns in die einzelnen Räume ein, orientirt uns mit wenigen Worten und legt uns dann die besonderen Merkwürdigkeiten jeder Disciplin vor, indem er jedoch vorzugsweise im zwölften Zimmer verweilt, wo Handschriften, xylographische Denkmäler, Incunabeln im engsten Wortsinne, die Aldinensuite, Pergamentdrucke, Linnelien u. A. wie im Heiligthume aufbewahrt werden. Berücksichtigt man die Entstehung der königl. Bibliothek, der es durchaus an mittelalterlicher Grundlage gebricht, die sich lediglich auf günstige Erwerbungen bei zufälliger Gelegenheit angewiesen sah, so erstaunt man billig, unter den circa 5000 Handschriften so Bedeutendes anzutreffen, da denn Papyrusrollen, ehrwürdige theologische Folianten, literarhistorisch sehr zu berücksichtigende Autographen und Briefsammlungen der Notabilitäten des 16. und 17. Jahrhunderts, werthvolle Manuscripte beider classischen Sprachen, orientalische, sowie altdeutsche und altfranzösische Manuscripte, Dinge von höchster Bedeutung dem Verfasser Gegenstand genau prüfender und wohl belehrender Mittheilungen geworden, sodaß nunmehr die dresdner Bibliothek vor allen Schwesteranstalten des Vorzuges genießt nicht blos einer trefflich gearbeiteten innern Verwaltungsgeschichte, sondern auch einer Beschreibung ihrer Schätze, wie sich deren keine andere rühmen kann, Gotha nur ausgenommen, wo der Mann, dem es gelungen, die Humanitätsstudien als Mittel für höchsten Zweck zu gewinnen, segensreich für Tausende waltet und wirkt. 61.

Anekdote.

Von der Unwissenheit des berühmten Branderführers Kanaris erzählt ein britischer Reisender folgendes Beispiel. Ein Engländer machte Kanaris seine Aufwartung, und da er ein großer Liebhaber von Handschriften war, bat er sich von ihm als eine kostbare Gunst die Geneigtheit aus, seinen Namen auf ein Blättchen Papier zu schreiben. Der Held zögert, macht Ausflüchte und verspricht endlich, seinen Namenszug am folgenden Tage dem Reisenden ins Haus schicken zu wollen. Wer sein Versprechen nicht erfüllt, ist Kanaris. Der Engländer drängt, Kanaris verspricht, die Handschrift bleibt aus. Der Liebhaber von Autographen schiebt endlich die Zögerung auf Rechnung des den Griechen angeborenen Mistrauens; Kanaris, glaubte er, fürchte, auf ein Papier seinen Namen zu zeichnen, woraus man später einen Wechselbrief machen könne. Ein Freund von Kanaris, dem der Engländer seine Gedanken mittheilte, lachte darüber und erklärte ihm die Zögerung sehr einfach: der tapfere Ipsariote kann nicht schreiben! 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 337. — 3. December 1838.

Li romans des sept sages. Nach der pariser Handschrift herausgegeben von Heinrich Adelbert Keller. Tübingen, Fues. 1836. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wenn wir unter den, in unsern Tagen so zahlreichen ephemeren Erscheinungen auf dem Gebiete der gesammten Literatur, die wie Eintagsfliegen kommen, schwärmen und verschwinden und mit einer Anzeige im Messkatalogе, vielleicht noch mit einer lobhudelnden oder vernichtenden Recension ihr schwaches Geschlecht aussterben sehen, zuweilen auch auf solche Erzeugnisse treffen, die Geist und Gelehrsamkeit ins Leben rief, und die mit der Zeit vielleicht auf mehr als sechzehn Ahnen werden zurücksehen dürfen, so kann es niemals zu spät sein, davon auch die Leser dieser Blätter zu unterhalten, die es sich übrigens zur Pflicht machen, der Gegenwart und Dem, was sie uns bringt, wo möglich auf den Fersen zu folgen. Hiermit hofft der Ref. entschuldigt zu werden, wenn er die Anzeige des vorliegenden Werks nicht zurückbehält, nachdem er, wenn nicht ganz ohne seine Schuld, so doch wider seinen Wunsch bis jetzt damit gezögert hat. Wir erfüllen unsere Pflicht um so lieber, als wir von einem Buche zu reden haben, dem in öffentlichen Blättern wenigstens bisher beiweitem nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, als es verdient. Es wird uns darin der alte, vielgelesene Roman von den sieben weisen Meistern dargeboten,

ein Werk, das durch graues Alterthum uns Ehrfurcht abgewinnen muß, das ursprünglich ausgegangen von den indischen Gebirgen, dort vor uralten Zeiten ein kleines Bächlein niederrann, das dann durch Asiens weite Felder immer mehr westwärts sich ergoß, und durch manche Jahrtausende hindurch, und, wie es immer weiter drang durch Raum und Zeit bis hin zu uns, immer mehr anschwoll; aus dem ganze Generationen und viele Nationen getrunken haben, und das mit dem großen Völkerzuge nach Europa übergieng und nun auch in unserer Zeit und unserer Generation ein so bedeutendes Publicum sich verschaffte, daß es in Rücksicht auf Celebrität und die Größe seines Wirkungskreises die heiligen Bücher erreicht und alle classischen übertrifft.

So Görres in seiner Schrift über die deutschen Volksbücher S. 154, den der Herr Herausgeber S. 1 seiner Einleitung redend einführt. Mag uns ein anderer geistreicher Schriftsteller *), dessen Verlust wir seit Kurzem betrauern, den Inhalt jenes merkwürdigen Buchs ins Gedächtniß zurückrufen.

Ein König lebt mit mehren Frauen lange Zeit in unfruchtbarer Ehe. Endlich erfüllt der Himmel seine Wünsche, und es wird ihm im späten Alter noch ein Sohn geboren. Obgleich der König sich um seine Erziehung sehr bemüht, schienen doch lange Zeit diese Bemühungen, in denen die Weisesten des Hofes ihn unterstützten, ohne Erfolg zu sein. Da vertraute er den Sohn ganz dem Weisesten seiner Weisen an, der in sehr kurzer Zeit bei Verlust seines Lebens es übernimmt, ihn zum Meister in jeglicher Kenntniß zu erziehen. Er begibt sich also mit ihm in die Einsamkeit, wo er ihn, abgeschieden von der ganzen übrigen Welt, erzieht. Als der kurze Termin, den er sich selbst gesetzt hatte, verflossen war und er ihn seinem Vater zurückführen will, ergibt sich aus dem Stande der Gestirne, daß dem Jünglinge die größte Gefahr droht, wenn er vor Ablauf einer gewissen Anzahl von Tagen spräche. Es wird also verabredet, daß der Jüngling diese Tage hindurch vor seinem Vater stumm bleibe, der Weise aber sich so verborgen als möglich halten solle. So geschieht es auch; der Jüngling erscheint am Hofe seines Vaters, beantwortet aber nicht den väterlichen Gruß, noch irgend eine der ihm von Vater und den Weisen vorgelegten Fragen; auch läßt der Vater vergebens den verborgenen Lehrer suchen, um von ihm Aufklärung zu erhalten und nöthigenfalls ihn zu bestrafen. Da übernimmt eine der Frauen des Königs, welche in die Schönheit ihres Stiefsohnes entbrannt war, ihn zum Sprechen zu bringen, wenn man sie mit ihm allein reden ließe. Dies geschieht, und als sie nun ohne Zeugen sind, entdeckt sie dem Jünglinge ihre verbrecherische Liebe und verspricht ihm, den Vorsatz des Vaters, der so nicht lange mehr leben könne, durch Gift unbemerkt zu tödten, wenn er sie ehelichen und den Thron mit ihr theilen wolle. Dieser Antrag erfüllt den Jüngling so mit Abscheu, daß er sein Gelübde und die ihm drohende Gefahr vergißt und in die Worte ausbricht: von diesem niederträchtigen Vorhaben werde er in so und so viel Tagen weiter sprechen, und dann wieder, zur Besinnung zurückgekehrt, in der angenommenen Stummheit verharrt. Die Stiefmutter nun, ganz das Drehende ihrer Gefahr überschauend, spielt dieselbe Rolle wie Potiphar's Frau in der Bibel. Nachdem sie ihre Kleider zerrissen und sich selbst blutig gekratzt hat, erhebt sie ein lautes Geschrei und klagt bei dem herbeieilenden Könige den Sohn an als Einen, der sie mit Gewalt zur Befriedigung seiner Lüste habe zwingen wollen und sie in diese Lage versetzt habe. Der König, entrüstet, da der Sohn sich auch gar nicht vertheidigt, verurtheilt ihn zum Tode. Die Weisen aber seines Hofes, ohne deren Rath der König sonst nichts vorzunehmen pflegte, fürchten eine Rücke der Frau und eine Uebereilung des Königs, die er zu spät bereuen werde. Es begibt sich also der älteste von ihnen zu

*) K. L. Struve, in den „Abhandlungen der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg", dritte Sammlung (Königsberg 1834), S. 94 fg.

Digitized by Google

bemerken, warnt ihn, sich nicht in der Hitze zu unüberlegter That hinreißen zu lassen, und sucht ihm Mißtrauen gegen die Aussage seiner Frau einzuflößen, indem er zum Beweise, wie unergründlich die Listen der Weiber sind, ihm eine Geschichte erzählt, damit er nicht leichtgläubig der seinigen traue, sondern erst genauer untersuche. Durch die Macht dieser Gründe überzeugt, schickt der König die Vollziehung dieses Todesurtheils noch auf: die Königin aber, die ihr drohende Gefahr mit weiblichem Scharfsinne einsehend, und wie ihre Ehre und selbst ihr Leben gefährdet sei, wenn der Stiefsohn sein Stillschweigen früher oder später bräche, erneut ihre Anklage beim Könige, und um der Wirkung der Erzählung des ersten Weisen zu begegnen, erzählt sie ihm eine andere Geschichte, zum Beweise, wie man dem Rechte seinen freien Lauf lassen und dem Mitleide nicht zu viel einräumen müsse. Als der König, hierdurch wieder umgestimmt, den Befehl zur Hinrichtung erneut, erneuen auch die Weisen seines Hofes ihre Versuche wieder durch Erzählung von trügerischen Ränken der Weiber, und die Königin begegnet der Wirkung dieser Erzählungen wieder durch Erzählungen, die sie im entgegengesetzten Sinne vorzutragen weiß. So wird der Entschluß des Königs an jedem Tage zwei Mal geändert, bis die gefahrdrohende Frist vorübergegangen ist, der Jüngling seine Sprache wiedererhält, der Lehrer bei Hofe erscheint, die Feuerschrifte des Sohnes in einer wettläufigen Prüfung alle Erwartungen übersteigen und selbst die Weisheit der Weisesten beschämen, und die Stiefmutter überführt und ihrer Schuld geständig bestraft wird, oder durch die Fürbitte des Sohnes gelinder und menschlicher, als der König und seine Räthe wollten.

So lautet die Rahmenerzählung, die in den verschiedenen Bearbeitungen immer wiederkehrt, aber mit ebenso viel Abweichungen als die eingestreuten Erzählungen, welche übrigens als der wesentliche Theil des Romans angesehen werden müssen, wenn uns auch der Raum nicht gestattet, hier länger bei ihnen zu verweilen.

In dem vorliegenden Werke erhalten wir nun nicht etwa einen Wiederabdruck des Romans der sieben Weisen nach einer der zahlreichen Ausgaben, die er erlebt hat, sondern eine bisher ungedruckte altfranzösische Bearbeitung desselben in dem gewöhnlichen vierjambischen Fabliauvers, und zwar die älteste, vollständige Übertragung in eine moderne Sprache, eben die, welche mittelbar oder unmittelbar den meisten spätern europäischen Bearbeitungen zum Grunde gelegen hat, in 5061 Versen auf 197 Seiten, aus einer Handschrift, die, am Ende des 13. Jahrhunderts auf Pergament in klein Folio geschrieben, in der königlichen Bibliothek zu Paris unter der Nr. 7595 aufbewahrt wird.

Der hier gelieferte Abdruck — sagt der Herr Herausgeber in der Einleitung S. 45 — ist genau nach dem Manuscripte gefertigt, und man hat sich nicht erlaubt, wie sonst gewöhnlich ist, durch Trennung und Zusammenklebung von Wörtern, durch Accente und Apostrophe u. dgl. die eigenthümliche Farbe der Orthographie jener Zeit zu verwischen und dem noch nicht fixirten, Willkürlichen von dem spätern Standpunkte der Sprache und Schreibweise aus eine feste Norm aufzudringen. Das einzige Moderne, was hinzugetreten ist, sind die Interpunctionen; die wenigen Änderungen, die vorgenommen worden, hat man sich nur bei augenfälligem Irrthume der Handschrift erlaubt. Daß diese häufig fehlerhaft ist, kann nicht geleugnet werden, sowie sich auch da und dort theils aus dem Mangel einer entsprechenden Reimgeile, theils aus dem Sinne Lücken fühlbar machen. Etwa eingeschlichene Fehler von meiner Seite möchte ich indeß zum Theil dadurch entschuldigt wissen, daß Herr Champollion-Figeac, Conservateur der französischen Manuscripte auf der königlichen Bibliothek, mir die Benutzung der Handschrift kaum so lange vergönnen mochte, um in aller Eile eine Copie davon fertigen zu können.

Wir können uns indeß auf die diplomatische Treue derselben gewiß mit vollkommener Sicherheit verlassen; denn Hr. Dr. Keller hatte Gelegenheit, durch Gefälligkeit des Hrn. Dr. Wildermuth in Tübingen eine abermalige Collation seines Textes mit dem Original zu erhalten, und die wenigen Berichtigungen, die er S. 75 fg. nachzutragen hat, sind eine von den vielen Proben der Gründlichkeit, mit der er bei seiner Arbeit durchweg zu Werke gegangen ist. Hätte es Hrn. Dr. Keller noch gefallen, seiner Ausgabe ein Wörterbuch beizufügen, so würde er Allen, die in akademischen Vorträgen das anziehende Studium der altfranzösischen Literatur anzuregen unternehmen möchten, ein willkommenes Hülfsbuch in die Hände gegeben haben. Übrigens darf es der Ref. dem Herrn Herausgeber gegenüber nicht wagen, hier mitzutheilen, was ihm etwa bei der Lecture des Textes im Einzelnen zu bemerken vorkam, auch würde billig ein anderer Ort dafür gewählt werden müssen. Vielmehr wenden wir uns zu der reichhaltigen Einleitung, welche auf 246 Seiten dem Texte vorausgeht und des Verf. Collectaneen zu einer Geschichte seines merkwürdigen Buchs im Ganzen sowol als der darin enthaltenen einzelnen Erzählungen enthält, indem er uns Hoffnung macht, daß er eine vollständige Geschichte desselben anderwärts geben werde. Er beginnt bei der noch nicht erwiesenen, aber gewiß gegründeten Vermuthung, daß dasselbe von Indien ausgegangen sei, und bei seiner vermeintlichen Abstammung von den Fabeln des Bidpai, die ihm zwar ihrem Charakter und ihrer Verbreitung nach sehr nahe stehen, keineswegs aber damit verwechselt werden dürfen, wie Dietz und der hochverdiente de Sacy gegen Görres und Andere nachgewiesen haben. Im Persischen und Arabischen erscheint unser Roman als die Geschichte der sieben Veziere, der zehn Veziere und der vierzig Veziere, die zum Theil allgemein bekannt geworden ist durch die Übersetzungen der Märchen der „Tausend und Einen Nacht" und durch andere Sammlungen orientalischer Erzählungen der Art, denen man jene einverleibt hat. Um 1480 wurde das Buch von Scheich Sadeh, dem Lehrer Murad II, in das Türkische übertragen. Aber keine dieser Erzählungen hat Anspruch darauf, die unmittelbare Quelle zu sein, aus der die occidentalischen Bearbeitungen flossen, sondern es geht daraus nur so viel hervor, daß, während das Buch der sieben Weisen über Griechenland und Italien nach dem Westen wanderte, es sich auch im Orient immer weiter verbreitet und umgestaltet hat (s. Einl. S. 6). Von der hebräischen Redaction, die schon durch Sylvestre de Sacy mit seiner mustergültigen Gründlichkeit bearbeitet worden war, handeln S. 19 — 23, wo wir bei der griechischen Bearbeitung anlangen, die der Marquis de Boissonnade u. d. T.: „*Sept-Sages*. De Syntipa et Cyrilio *Andreopuli* narratio e codd. Pariss." (Paris 1828), herausgegeben hat. Wer dieser Andreopolus gewesen, ist unbekannt. So viel aber ist gewiß, setzt Herr Dr. Keller S. 25

Digitized by Google

hinzu, daß der Verf., was er auch selbst angibt, ein Christ war; und wiewol im Ganzen die orientalische Färbung im Buche vorherrscht, so zeigen sich doch hier zum ersten Male Spuren christlicher Weltansicht, und Syntipas ist das Mittelglied zwischen den orientalischen Bearbeitungen des Buchs und den occidentalischen, welche dem Geiste nach so ganz der christlichen Ritterzeit angehören. Die Annahmen über das Zeitalter der Abfassung schwanken zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert. Die älteste lateinische Bearbeitung von einem Mönche aus der Abtei Haut Selve, mit Namen Don Giovanni oder Dam Jehan, soll aus dem Griechischen geflossen sein.

(Der Beschluß folgt.)

Tragedye *Jana Maximiliana* Hrabiego *Fredra*. (Tragödien des Grafen Johann Maximilian Fredro.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schon vor einiger Zeit cireulirten Theile dieser Tragödien handschriftlich unter den Freunden polnischer Literatur. Sie erregten Aufmerksamkeit theils durch die gewandte, bilderreiche Sprache, die sich in ihnen kund gab, theils auch dadurch, daß aus dem Zusammenhange gerissene Stellen leicht auf den Zustand Polens konnten gedeutet werden. Nun aber, da diese Tragödien vollständig vorliegen, wird es unbefangenen Lesern wol bald klar werden, daß es dem Grafen Max. Fredro, einem Bruder des bekannten Lustspieldichters, schwerlich gelingen wird, unter den neuern polnischen Tragödiendichtern Anerkennung zu finden und zu einer festen Stellung zu gelangen. Vielmehr erscheinen uns seine Tragödien als ein Rückschritt zu der alten guten Zeit, als noch Corneille und Racine auch in Polen für die höchsten Muster galten, ja, oft vermeint der Leser gradezu in diesen Tragödien Übersetzungen aus jenen französischen Dichtern vor sich zu haben. Ganze Acte sind voll bilderreicher, pathetischer, unnatürlicher Reden und Gegenreden, sie klingen sehr schön und nehmen durch ihren äußern Glanz, ihre großentheils treffliche Politur für sich ein, aber sie hindern doch auch jede naturgemäße Bewegung, jeden lebendigen Fortschritt, die Handlung kommt vor den vielen wohlgesetzten Versen nicht hindurch. Daher können Theile dieser Tragödien als Declamationen Eindruck machen, während die vollständigen Tragödien auf der Scene, wenn nicht der Pole dabei seines Vaterlandes gedenkt, kalt lassen werden.

Unter den drei Tragödien, welche die Broschüre enthält, erscheint uns die erste, „Dydona" (Dido), als die schwächste. Sie stellt nach Virgil den Äneas dar im Widerstreit zwischen der Liebe zur Dido und zu dem ihm von den Göttern verheißenen Vaterlande. Dido versucht den geliebten Mann dadurch an sich zu ketten, daß sie von ihrem Volke ihren Bund mit Äneas bestätigen und diesen als König von Karthago anerkennen läßt. Der Trojaner aber bricht die Fesseln, verläßt Karthago und Dido gibt sich freiwillig den Tod. In dieser Tragödie tritt besonders der Mangel an Handlung hervor und breite Rede macht sich an deren Stelle geltend. Der ganze Act besteht in langen Verwünschungsreden, welche Dido über die Treulosigkeit ihres Geliebten ausstößt.

Die zweite Tragödie, „Harald", führt den Leser nach Schweden in das 14. Jahrhundert zurück. An dem Hofe des polnischen Königs Przemyslaw hat Harald, Graf von Edsborg, Hedwig, die Tochter des von den Piasten abstammenden Fürsten auf Gniewkowo, kennen gelernt und trotz seines abschreckenden Äußern durch seine rohe Kraft und Männlichkeit das mit der Welt und der Liebe unbekannte Herz der Fürstin zu umstricken und sie zu bewegen gewußt, sich ohne Wissen ihres Vaters mit ihm zu vermählen und nach Schottland zu flüchten. Da hat der Vater über die Tochter den Fluch ausgesprochen, sie werde, wie sie als Tochter gesündigt, so auch als Gattin den Eid der Treue brechen. Harald hat es nicht lange auf dem angestammten Schlosse ausgehalten, sein wilder Geist hat ihn bald wieder fortgezogen zu einem Kreuzzuge nach dem fernen Osten; auch Hedwig hat in Edsborg, dem Schlosse Harald's, nur zu bald erkannt, wie geringen Anklang ihr Herz bei ihrem Gemahle finde. In frühern Kämpfen hat Harald einen seiner mächtigen Nachbarn, den Grafen Ingon von Arewal, gefangen genommen und hält ihn noch auf Edsborg zurück. Hedwig erfährt nach Harald's Entfernung von dem traurigen Loose des edeln Gefangenen, sie erscheint an dem Lager des Erkrankten und empfindet nun erst in der Nähe des sanften und anmuthigen Ingon der wahren Liebe Macht. Es entsteht eine innige gegenseitige Zuneigung zwischen Ingon und Hedwig, ohne daß beide Theile ihre Gefühle einander verrathen. Da kehrt nach langer Abwesenheit Harald's ein Theil der Ritter desselben mit der Nachricht nach Edsborg zurück, Harald sei im Kampfe umgekommen, und nun erlangen Ingon und Hedwig durch das Band der Ehe des Lebens höchstes Glück. Aber Harald war nur schwer verwundet in die Hände der Ungläubigen gefallen und erscheint nach neunjähriger Abwesenheit am zwölften Jahrestage des von Hedwig's Vater ausgesprochenen Fluches heimlich wieder auf Edsborg. Damit beginnt das Drama. Harald hat einen schrecklichen Racheplan ausgesonnen. Er hat an Ingon ein Schreiben übergeben lassen, in welchem verheißen wird, daß der aus dem Osten zurückgekehrte Harald in der Nacht am Gestade anzutreffen sei. Ingon eilt dahin, um mit Harald um den Besitz der Gattin zu kämpfen. Indessen überfällt Harald die einsame Hedwig, um sie zu tödten, aber bei ihrem Anblicke bewegt, zwingt er ihr das Versprechen ab, mit ihm, als dem rechtmäßigen Gemahl, das Schloß zu verlassen. Sie gibt die Zusage, um ihren Ingon zu retten; doch da Harald ihren und Ingon's Sohn findet, wendet er wieder sein Ansinnen und zwingt die Gattin, indem er ihren Sohn zu tödten droht, zu dem Schwure, seinen heimlichen Aufenthalt im Schlosse nicht zu verrathen. Ingon kommt nach vergeblichen Nachforschungen zurück, findet seine Gemahlin von Entsetzen und Furcht gepeinigt, welche die Ursache dem dringenden Gemahle, ihres Schwures eingedenk, nicht verräth, bis Harald selbst aus seinem Hinterhalte auf Ingon losstürzt. Doch der Stich wird von einem Krieger aufgefangen und Harald in Ketten geworfen. Hedwig will nun getrennt von beiden Gatten ihre Lebenstage beschließen, doch der edle Ingon geht auch jetzt noch mit Harald einen Zweikampf ein, in welchem er fällt. Hedwig tödtet sich selbst, und so triumphirt der frühere rechtmäßige Besitzer, er nimmt Schloß und Land wieder ein, doch die Gattin, mit der er in Liebe nie eins gewesen, entgeht ihm. Das Ganze könnte den deutschen Schicksalstragödien an die Seite gesetzt werden, einzelne Scenen sind wahrhaft schauerlich und auf der Bühne in ihrer Breite wol kaum zu ertragen; doch ist dem Drama wegen seiner Hinweisungen auf Polens Schicksal ein großer Eindruck nicht abzusprechen.

Noch bestimmter treten die Hinweisungen auf Polens Loose in dem dritten Drama, „Wanda", hervor. Wanda ist Königin der Lechiten und Priesterin der Dziewanna, der slawischen Diana. Rydiger, Fürst der Markomannen, zieht mit seinen Heeren in die Nähe von Krakau und bewirbt sich durch einen Gesandten um der Königin Hand. Sie wird ihm verweigert, doch Wanda wird durch die Botschaft in eine ihr selbst unerklärliche innere Unruhe versetzt, welche wächst, da Rydiger sie in dem Haine der Dziewanna überrascht und Verkündiger seiner Liebe wird. Wanda muß sich mit Schrecken gestehen, daß ihr Herz nicht mehr frei sei, wie es einer der Dziewanna geweihten Priesterin zieme. Rydiger zieht darauf seine Truppen zurück, Wanda wird von dem Volke genöthigt, ihn selbst als Gast feierlich in Krakau zu empfangen, unterdrückt auch da ihre Gefühle und verwirft seine Anträge. Es ist bei dem Opfer des Jesse (des vermeintlichen Jupiter's der Lechiten) zugegen; da nun der Oberpriester der Gewohnheit nach die Priesterin Wanda fragt, ob

Digitized by Google

sie mit reinem Herzen dem Opfer sich nahe, da verstummt sie, das Feuer im Tempel erlischt, und sie bekennt vor Rydiger und dem gesammten Volke den Widerstreit in ihrem Herzen. Zugleich erneut sie ihren Schwur, den Göttern treu zu bleiben, und Rydiger, der auch vom liebenden Herzen sich verstoßen sieht, rüstet sich zu neuem Kampfe; doch kann er sein Volk nicht zur Schlacht bewegen, weil es die Götter der pflichtgetreuen Priesterin fürchtet. Nun ersticht er sich selbst, ein Bündniß vereint beide feindliche Völkerschaften, und die mit dem Lorber geschmückte königliche Priesterin stürzt sich zur vollkommenen Sühne ihrer Schuld in die Weichsel. Auch in diesem Drama wird der Pole zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, besonders aber muß ihn das Ende der Tragödie erheben, wo Wanda in einer prophetischen Vision den Glanz und die Trauer ihres Volkes deutet; dessen Schicksal erscheint in immer düsterern Zügen,

Und der letzten Hoffnungen Fülle
Deckt der Zukunft dunkle Hülle. 9.

Geist des Judenthums. Aus dem Englischen des d'Israeli. Stuttgart, Liesching. 1836. 8. 20 Gr.

Es war in einer der letzten leipziger Messen, daß ich im jüdischen Bethause eine deutsche Predigt hörte, und wenn auch der Inhalt derselben meinem Gedächtnisse größtentheils wieder entfallen ist, so konnte doch der Hauptinhalt sich nicht ganz verwischen, und noch lebhaft steht mir die Beweisführung des nicht ungewandten Redners vor der Seele, die eine ewige Dauer des auserwählten Volks feststellen sollte, somit aber freilich recht wunderlich gegen die Declamationen über Verweigerung einer vollen Emancipation, wie diese eben in den sächsischen Kammern sich ausgesprochen hatte, abstach. Ernste Betrachtungen über den angeregten Gegenstand, die eine gewisse Gereiztheit, in dem Christenherzen durch den Zelotismus des jüdischen Sprechers hervorgerufen, nicht verleugnen mochten, begleiteten mich nach Hause, und es stand bald entschieden vor meiner Seele: emancipirt muß das geächtete Volk werden; aber wie nun das schwierige Werk ausführen, das zur Zeit in dem theuern Vaterlande und noch in so manchen andern Ländern deutscher Zunge im Ganzen beanstandet wird, anderwärts aber, wo es wirklich zur Ausführung gekommen ist, zu so manchen, nicht unbedenklichen Reflexionen veranlaßt hat und noch veranlaßt? Wo freilich das Volk selbst eine so entschiedene Opposition bildet, wie sie die eben gehörte Rede ausspricht, da, dachte ich, ist Emancipation eine unsinnige Foderung. Man soll in diesem Falle mit dem Feinde Frieden schließen unter der Bedingung, daß ihm erlaubt wird, fortwährend Feind zu bleiben. Ist man doch vielleicht, reflectirte ich weiter, bei den mancherlei Verhandlungen über die wichtige Angelegenheit gradezu auf den falschen Weg gerathen und gleich vorn herein sich über die Art und Weise, wie sie anzugreifen sein möchte, nicht klar geworden? — und gar bald war ich bei folgenden Betrachtungen angelangt: Mag man auch bei den Juden das Verlangen nach Emancipation unbedingt voraussetzen können und darum einer Nachfrage deshalb bei ihnen sich überhoben glauben, so wird doch gewiß von ihrer Seite mehr als die bloße Einwilligung zu dem Werke gefodert; genau genommen, kann man doch nur auf dem Wege des Vertrages am sichersten aus der verschlungenen Sache sich herauswickeln; zu einem Vertrage aber gehören jedesmal mindestens zwei Parteien. Am Ende hat immer Napoleon das Wahre gar sicher geahnet, als er einen großen Sanhedrin 1806 zusammenberief, sowie überhaupt der große Mann der neuern Ära vielleicht überall in der religiösen Beziehung so gut wie in tausend andern Beziehungen das Rechte prophetisch angedeutet hat — selbst in seinem Verhältniß zum Islam —, nur daß es, eben der prophetischen Bedeutung wegen, bei ihm nicht über die symbolische Vorbildung, wie wir sie bei vielen Propheten des Alten Testaments auch vorfinden, hinauskommen konnte. Es wird sonach nichts Anderes übrigbleiben, wenn die Emancipation der Juden auf eine wahrhaft liberale und allen Absolutismus und unchristlichen Despotismus ausschließende Weise zu Stande kommen soll, als daß die einzelnen Staaten, welchen es mit der Emancipation wirklich ein Ernst ist, mit ihren Juden transigiren, ein Concordat, das in diesem Falle sogar leichter sich machen wird als ein gleiches mit den Katholiken, da zur Zeit wenigstens dem Judenthume der Hemmschuh einer römischen Curie fehlt, mit ihnen schließen und daneben die Hoffnung festhalten, daß die Grundlagen, über welche man mit den Insassen sich vereinigt hat, mit der Zeit gewiß die allgemeine Anerkennung der ganzen, großen Judengemeinde gewinnen werden. Ich gestehe es, daß ich diesen Betrachtungen, je länger ich ihnen nachhing, immer unbedingter mich hingeben mußte; und wie bin ich in ihnen durch das Lesen des Buchs, das in der Überschrift genannt wird, obwol es an keiner Stelle gradezu die entwickelte Ansicht ausspricht, befestigt worden! Natürlich fühle ich mich berufen, die Leser unsers Blattes mit dem größten Ernste und dem frischesten Eifer auf dasselbe aufmerksam zu machen. Die Lectüre der kleinen Schrift an sich selbst, bei dem wissenschaftlichen Ton im „höhern Chore", der vom Anfange bis zum Ende durchklingt, bei der gebildeten Haltung, die sie durchgängig auszeichnet, und — was eben nicht so häufige Erscheinung ist — bei der Sorgfalt und Gewandtheit, durch welche die Übersetzung glänzt, wird jeden Leser befriedigen. Solche Perlen kommen dermalen gar nicht überflüssig auf unsern überführten Büchermarkt. Allein, was mir das weit Wichtigere ist, Leser, die mehr als Unterhaltung suchen, werden zugleich aus ihr in einer Speculation, die wie der Quell eines klaren Bächleins zwischen altromantischen Felsen entspringt und dann, schon ziemlich kräftig angeschwollen, still und ruhig, aber in seinem reinen Spiegel das ganze ihm nahe kommende Weltall abspiegelnd, durch liebliche Wiesen und Auen sich hinschlängelt, lernen, daß das jüdische Volk wirklich eine Idiosynkrasie unter den Völkern der Erde sei; daß dasselbe schon in seinem ursprünglichen heimatlichen Boden zum Theil in Folge menschlicher Schwachheit seine anfängliche Eigenthümlichkeit, die Theokratie, verloren und mit einem Wechselbalg, dem Rabbinismus und Traditionismus, gar nothdürftig wieder ersetzt; dann, in der Zerstreuung noch weiter davon abgekommen, die wunderliche Erscheinung von Fremden, die aber nirgend auf der Erde eine eigentliche Heimat besitzen, gebildet und somit in einer Art von sehr ernster Ironie sich als das Volk, das durch die Trübsal der Bedrückung, die es von andern erfährt, eben das ausgezeichnetste ist, dargestellt habe, neben allem diesen überall, wo es sich angesiedelt hat, doch auch zugleich, ohne die bürgerlichen Rechte zu besitzen, nationalisirt worden sei, wie denn der Unterschied zwischen den englischen (vormals portugiesischen), deutschen, polnischen ꝛc. Juden nicht verkannt werden möge; eben darum aber seine sociale Reform von sich selbst erwarten müsse, wie es denn klar sei, daß es gewisse Privilegien gebe, die eine christliche Regierung einem jüdischen Unterthan (es versteht sich, so lange er nicht selbst Concessionen gemacht hat) nimmermehr gewähren kann (S. 229). In großer Gründlichkeit ist es ausgeführt, daß ebenso wol das Mosaische Gesetz, als das zweite des Talmuds in gar großer Ausdehnung sich acclimatisiren müsse. Nehme ich aber diese allerdings nur ganz flüchtig angedeuteten Resultate der interessanten Schrift zusammen, so sehe ich in ihnen offenbar die handgreifliche Bestätigung meiner obigen einleitenden Betrachtungen, nehme sie bestens und mit aufrichtiger Dankbarkeit aus der geistreichen Schrift an und kann nun das Geständniß nicht zurückhalten, daß ich dermalen wirklich unerschütterlich fest glaube, alle Versuche, eine wahre Emancipation der Juden zu bewirken, können nur dann gelingen, wenn sie von Verhandlungen mit den Juden selbst ausgehen, auf diese sich gründen und in ihnen sich erfüllen. 94.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 338. — 4. December 1838.

Li romans des sept sages. Nach der pariser Handschrift herausgegeben von Heinrich Adelbert Keller.

(Beschluß aus Nr. 337.)

Von den Handschriften und Ausgaben und von dem Inhalte derselben handelt Hr. Dr. Keller von S. 29—36. Indeß nun bei den Italienern früher oder später die Sieben-meistergeschichte eigenthümlich bearbeitet und dann auch vielfach gedruckt wurde, zuerst u. d. T.: „Compassioneuoli avvenimenti del principe Erasto" (Venedig 1542), woraus das Buch in das Spanische überging: „Historia del principe Erasto, hijo del emperador Diocleziano, traducida de Italiano" (Antwerpen 1573), floß schon im 13. Jahrhundert aus dem Lateinischen der französische Dolopatos von Herbers, von dem man nur noch Eine, leider unvollständige Handschrift auf der königlichen Bibliothek zu Paris kennt, die Hr. Dr. Keller während seines Aufenthalts daselbst aber nicht benutzen konnte, da Hr. Leroux de Lincy sie in Händen hatte und sie ihm auch nicht auf die kürzeste Zeit überlassen wollte. Wir erhalten dafür alle Nachrichten, die sich anderswoher darüber beibringen ließen, mit um so größerer Vollständigkeit, und hierauf geht der Herr Herausgeber zu der zweiten alten französischen Bearbeitung über, von der er eben die erste Ausgabe veranstaltet hat, nachdem vorher der Siebenmeisterroman wol in Prosa, nicht aber in Versen gedruckt worden war. Er verweilt hierbei, bei den Handschriften der prosaischen Bearbeitungen und den Ausgaben derselben mit dem Versprechen, von den interessanten Fortsetzungen unsers Romans später anderwärts Nachricht zu geben, von S. 37 — 73. Von da ab bis S. 88 ist von den englischen, skandinavischen und holländischen Bearbeitungen in Kürze die Rede, und S. 88 — 130 erzählt er wiederum ausführlicher die Verbreitung des Buchs in Deutschland, wo es noch jetzt ganzharos Volksbuch ist und den Titel führt: „Die nützliche Unterweisung der sieben weisen Meister, wie Pontianus der König zu Rom, seinen Sohn Diocletianum den sieben weisen Meistern befehlt und wie derselbe hernach durch Untreue seiner Stiefmutter sieben Mal zum Galgen geführet, aber allezeit durch schöne Gleichnisse der sieben Meister vom Tode gerettet und ein gewaltiger Meister zu Rom ward. Sehr lustig und nützlich wider der falschen Weiber Untreu zu lesen. Ganz von neuem aufgelegt." (Nürnberg. 9 Bogen. 8.)

S. 131 beginnt nun der zweite Theil der Einleitung, in welchem der Hr. Verf. die in dem Romane enthaltenen Erzählungen im Einzelnen ins Auge faßt, ihre Abweichungen in den verschiedenen Umwandlungen, die das Buch im Orient und Occident erfahren hat, verfolgt und anderweitige Behandlungen desselben Stoffes mit vielem Glück zur Vergleichung herbeibringt, mit einer Belesenheit und Kritik, die ihn als einen der ersten Kenner der romantischen Literatur bewährt. Eines Auszugs ist dieser Abschnitt nicht fähig, weswegen wir hier unser Leser auf das Buch selbst verweisen müssen, indem wir sie vorzugsweise auf die Behandlung der Geschichte von dem Zauberer S. 203 fg. aufmerksam machen, aus der ganz besonders hervorgeht, wie viel wir von den ausgezeichneten Studien des Hrn. Verf. zu erwarten haben, die er zunächst, wie wir hören, den „Gesta Romanorum" zugewendet hat. Wir wissen noch nicht, inwieweit das eben angekündigte Werk von Loiseleur Deslongchamps: „Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe, suivi du Roman des sept sages de Rome, en prose, publié, pour la première fois par *Leroux de Lincy*" (Paris), seinen Forschungen neue Nahrung geben wird; gewiß wird er sich aber mit uns über die Nachricht im Augustheste des „Journal asiatique" gefreut haben, daß Hr. Lane, der durch sein vortreffliches Werk über das heutige Ägypten rühmlichst bekannt ist, eine neue Übersetzung der Märchen der „Tausend und Einen Nacht" mit einem ausführlichen Commentar herauszugeben angefangen hat. Es bleibt uns nun noch übrig, eine Probe von der Sprache und den Versen zu geben, in denen dieses Mal die sieben Meister vor uns auftreten sind. Wir wählen dazu die Geschichte von dem redenden Vogel, die auch der Herr Herausgeber in der Einleitung mit einiger Vorliebe behandelt hat. Sie beginnt bei Vers 3048, schließt aber erst mit Vers 3258. Wir sehen uns daher genöthigt, so viel zu kürzen, als unbeschadet des Verständnisses der Erzählung geschehen kann. Es heißt:

Il se fu in vn castelaine,
Trente manoirs ot en ses mains,
Femme prist de molt haut paraige,
Ki molt estoit de haut linage;

Digitized by Google

Ii lama molt et onnora,
Mais ele gaires nel prisa.
Anchois ama un chevalier
Asses couart et molt lasnier,
Et ses sires et si vassal,
Kil ne doutast un amirail. —
Chil riches hom ot vne pie,
De lui est bien drois, que vous die;
Ki parlait si apertement,
Et si tres entendablement,
Autres si comme che fust fame;
Grant parole en fu par le regne.

In zehn Versen wird nun der Käfig der Elster beschrieben, und dann heißt es:

En lostel ot mestier molt grant,
Tuit le haoient li serghant;
Il ni eust rien mescheue,
Que tout ne fust par li conte,
Ne fait, ne dis chose en trestor,
Que tout ne deist au signor.

Das Letzte mußte der Dame bei ihren Neigungen, die wir aus dem Obigen kennen, ganz besonders unangenehm sein, und es wird sehr begreiflich, wenn

Et la Dame molt le haoit
Mais mal faire ne li esoit.

Un ior ni fu pas le signor, ne de ses hommes li pluisor. Da nimmt denn die Dame die Gelegenheit wahr, den kleinen Verräther bei seinem Herrn in Misredit zu bringen, denn, sagt sie:

cele pie
Ne me lait mener druerie,
Ne puis a mon ami parler,
Baisier, ioir, ne acoler.

Darum wird denn der arme Vogel die ganze Nacht hindurch mit Wasser bespritzt und mit Lichtern geblendet, sodaß er treuherzig glaubt, ein Gewitter zu erleben, indeß Gerart, Tierri's Sohn, die Dame besucht. Am Morgen, als der Herr wieder erwartet wird, besiehlt ihm die Dame wegzugehen.

Lors se leva le chevalier,
Et se vesti hastivement
Puis semparli isnielement,

Aber die kluge Elster hat wol gemerkt, was vorgegangen ist, und macht dem Flüchtigen Vorwürfe, warum er nun nicht auch seinen Herrn erwarte, und ruft ihm endlich noch ihr „Je li dirai, quant il venra" nach. Der Signor kommt; seine Frau empfängt ihn mit den zärtlichsten Versicherungen ihrer Liebe, aber die sonst so geschwätzige Elster sagt ihm nichts. Da geht er zu ihr und redet sie folgendermaßen an:

Que faites vous, mehnut amie?
Comment vous est? niestes vous sainne?
Dites le moi por sainte helainne!
Vous solijes amoi parler,
Et molt grant ioie demener;
Or vous vol si coie et si mue
Et si pensive et esperdue.

und der Vogel antwortet:

Sire, lochoisons est honeste,
Tant sui batue de tempeste,
Conques toute nuit ne fina;
Ne que liaue, caumolin va,
Ne de plouuoir, ne de venter;
Ne des loidir, ne de tonner;
Et vostre femme se coucha
Dedans che lit, ke vees la
Auoec gerart le fils tierri.

Da sagt die Dame: Der Vogel lügt; es ist kein Gewitter gewesen, sondern der schönste Mondschein, und ist das Erste, was er gesagt, nicht wahr, so ist es auch das Zweite nicht. Die List gelingt, und der Herr

— lors cuida il bien, que sa pie
Li ait par tout dit trecherie,

tödtet den Vogel und ruft:

Vastu au dyable volant!
Car maintes fois ma fait irier,
Et a ma femme corechier.

Zu spät entdeckt er den Betrug, der ihm und der Elster war gespielt worden.

Or seit il bien sans trecherie,
Qua tort auoit occis sa pie.
De maintenant atrait lespee,
Si a sa femme decolee;
Or a il fait comme li leus,
Pour un damaige en a fait deus.

23.

Invasion des Sarrasins en France, par M. *Reinaud*, membre de l'Institut. Paris 1837.

Der Verf. dieser historischen Monographie hatte sich bereits vor mehren Jahren durch Herausgabe von „Auszügen aus arabischen Geschichtschreibern mit Bezug auf die Kreuzzüge" einen rühmlichen Namen in der französischen Literatur erworben. Jenes Werk, aus muselmännischen Quellen geschöpft, kann als eine Ergänzung von Michaud's „Geschichte der Kreuzzüge" betrachtet werden, neben dessen den christlichen Autoren entnommenen Schilderungen man die arabischen Berichte über die Begebenheiten dieser denkwürdigen Epoche mit desto größerem Interesse lieft, als solche im Ganzen genommen das Gepräge der Aufrichtigkeit an sich tragen und sehr oft ein helles Licht über Vorgänge verbreiten, zu deren Würdigung es eines contradictorischen Urtheils von beiden Parteien bedurfte.

Vorliegendes Buch nun, worin Ereignisse erzählt werden, die sich im 8., 9. und 10. Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zutrugen, ist keineswegs das ausschließliche Resultat von Hrn. Reinaud's Forschungen bei den arabischen Schriftstellern. Die meisten darüber von ihnen bis zu uns gelangten Berichte wurden erst nach dem 9. Jahrhunderte abgefaßt und gehören somit einer Epoche an, wo die Erinnerung daran zum Theil bereits vermischt war. Demnach schöpfte der Verf. auch nur mit Vorsicht aus jenen Quellen, deren Angaben er stets mit den christlichen Legenden- oder Geschichtschreibern verglich, die eben denselben Stoff behandelten. Man darf daher dieses Buch ein wahrhaft gelehrtes Werk nennen. Gleichwol würde man irren, wollte man daraus schließen, es böte dasselbe nur eine trockene Lecture dar. Von den vier Abtheilungen, worein dasselbe zerfällt, enthält besonders die erste eine Reihefolge echt dramatischer Schilderungen. Nach den ersten Eroberungen der Mohammedaner einerseits in Mesopotamien, Syrien und Persien, andererseits in Ägypten und auf der Nordküste Afrikas bis zum atlantischen Ocean verbreiten sich nach der Eroberung Spaniens durch Tharek und Musa ihre triumphirenden Waffen zum ersten Male gegen das Jahr 712 über das mittägliche Frankreich. Eben dieser Musa beabsichtigte, den Berichten der arabischen Autoren zufolge, war Frankreich unterworfen, quer durch Deutschland, über die Meerenge von Konstantinopel

Digitized by Google

und durch Kleinasien nach Damaskus zu seinem Gebieter, dem Khalifen Valid, zurückzukehren. In Gemäßheit dieses weitaussehenden Eroberungsplanes sollte das mittelländische Meer nur einen großen See bilden, der den verschiedenen Nationen und Provinzen dieses gigantischen Reichs zur Verbindung gedient hätte. So fern jene Zeiten uns auch liegen, so ergreift uns Entsetzen bei der Darstellung dieser furchtbaren Überziehung, welche zugleich religiöser Fanatismus, überdachte Grausamkeit und eine unbegreifliche Voraussicht leiteten. „In Frankreich, wie in Spanien bewiesen sich die siegreichen Araber", bemerkt Hr. Reinaud, „grausam gegen die Besiegten, allein milde und menschlich gegen die Bevölkerungen, die keinen Widerstand leisteten; überall nach dem Siege veranstalteten sie eine genaue Aufnahme der unterjochten Länder, ihrer respectiven Volksmenge und ihrer Hülfsquellen, um den Khalifen in Damaskus davon Anzeige zu machen. Was aber vornehmlich bei der Stellung der arabischen Heerführer und ihrer sonst so tapfern Truppen Staunen und Entsetzen erregt, dies ist das abergläubische Vertrauen, das sie zu sich selbst haben." So bringen sie 721 unter der Anführung Alsamah's von Spanien aus in Languedoc ein und bemächtigen sich der Stadt Narbonne, woraus sie eine muselmännische Festung machen. Durch diesen Erfolg ermuthigt, rückt Alsamah bis Toulouse vor, in der Absicht, es wegzunehmen. Eudes, Herzog von Aquitanien, eilt mit einer großen Schar tapferer Christen herbei, liefert eine Schlacht, die er gewinnt, und worin der Anführer der Saracenen getödtet wird. Gleichwol behaupten die Araber Narbonne, bilden ein neues Heer mittels aus Spanien gezogener Rekruten, schreiten neuerdings zum Angriff und verheeren fast ganz Languedoc mit Feuer und Schwert. Bald darauf, im J. 724, überschreitet Ambiah, der neue Statthalter Spaniens, die Pyrenäen; ihm folgt ein furchtbares Heer, mit welchem er den Krieg kräftig fortsetzt und Carcassonne, Nimes, nebst mehren andern Städten in seine Gewalt bringt. „Der Wind des Islamismus", sagt ein arabischer Schriftsteller, dessen Worte Hr. Reinaud anführt, „begann von nun an auf allen Seiten gegen die Christen zu blasen." In der That wurden Septimanien bis zur Rhone, das Albigensische, Rovergne, Gevaudan und Velay in allen Richtungen von diesen rasenden Siegern durchzogen und den schrecklichsten Verheerungen preisgegeben. Das furchtbare Drangsal aber lastete beinahe acht Jahre auf diesem Theile Frankreichs.

Im J. 730 kam die Statthalterschaft von Spanien an Abd-Alrahman. Dieser fromme und tapfere Mann beschloß nicht blos die Niederlage zu rächen, welche die Saracenen unter den Mauern von Toulouse erlitten hatten, sondern auch ganz Frankreich zu unterjochen, indem er sich schmeichelte, daß es ihm nach Bewältigung dieses Hindernisses leicht sein würde, Italien, Deutschland und das griechische Reich mit den weitläufigen Eroberungen zu vereinigen, welche die Muselmänner bereits gemacht hatten. Der arabische Feldherr verwandte zwei Jahre auf seine Rüstungen. Im Frühjahre 732 tritt er seinen Marsch über Aragonien und Navarra an und rückt durch die Thäler von Bigorre und Bearn in Frankreich ein. Nur Trümmer bezeichnen den Zug des Saracenenheeres, das über Aire, Bazas und Oleron in Bordeaux einrückt. Eudes hatte Zeit gehabt, alle seine Streitkräfte zusammenzuziehen; er versuchte die Saracenen beim Übergange der Dordogne aufzuhalten; allein er wurde besiegt. Er rief Karl Martell zu Hülfe, der, für seine eignen Interessen besorgt, indem auch seine Staaten mit Überziehung bedroht wurden, so vorsichtig gewesen war, seine alten Kriegerscharen von den Ufern der Donau, der Elbe und des Oceans zu sich zu berufen. Die Saracenen hatten Poitou genommen und verheert und bereiteten Tours das nämliche Schicksal vor, als sie die Ankunft Karl Martell's an den Ufern der Loire erfuhren. Im October 732 stießen beide Heere zwischen Tours und Poitou aufeinander. Diese fürchterliche Schlacht dauerte einen ganzen Tag, und das besiegte und zersprengte Saracenenheer verlor überdies seinen Anführer Abd-Alrahman in dem Augenblicke, wo er seine Soldaten zu sammeln sich bemühte, die nur darauf bedacht waren, ihre reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Diese große Waffenthat hemmte den Lauf der Eroberungen, welche, wie Hr. Reinaud glaubt, die Anhänger Mohammed's in Europa vollendet haben würden, wäre es ihnen gelungen, sich zu Herren von Frankreich zu machen. Noch schrecklich nach ihrer Niederlage, flohen die Saracenen von Abd-Alrahman's Heer den Pyrenäen zu, zerstörten Alles auf ihrem Durchzuge und sammelten sich zu Narbonne, dessen Festungswerke sie verstärkten. Von dort aus aber machten sie noch Streifzüge, auf denen sie Languedoc, die Provence und das Dauphiné verheerten und selbst bis in Burgund und die Schweiz vordrangen. Aller Anstrengungen Karl Martell's ungeachtet, blieben die Muselmänner Herren vom Süden Frankreichs bis zu der Epoche, wo Pipin und einige mit ihm verbündete Fürsten Narbonne 759 eroberten und das Innere Frankreichs von den Saracenen säuberten.

Wir übergehen den Inhalt der zweiten und dritten Abtheilung des Werks, nur flüchtig bemerkend, daß sich dort der Verf. mit den Einfällen der Saracenen zu Wasser und zu Lande bis zu ihrer Niederlassung an den provenzalischen Küsten, gegen das J. 889, beschäftigt, während derselbe in der dritten Abtheilung alle Thatsachen zusammenstellt, welche eben diese Niederlassung und deren Einfälle in Savoyen, Piemont und die Schweiz außer Zweifel stellen. Ihre gänzliche Vertreibung aus Frankreich aber erfolgte erst um das J. 960.

Was endlich die letzte Abtheilung anbetrifft, so sucht uns hier Hr. Reinaud mit dem allgemeinen Charakter der saracenischen Einfälle und den Folgen, die sie nach sich zogen, bekannt zu machen. Von großem Fleiße besonders zeugen die Forschungen, die der gelehrte Orientalist über die unterschiedlichen Völker Afrikas anstellt, die in Europa unter dem generischen Namen der Saracenen begriffen werden, welches ihre Sprache gewesen, sowie die Waffen, deren sie sich bedienten, und ihre Tracht. Vor Allem anziehend aber ist die Schilderung, die der Verf. unter Zusammenstellung der darauf bezüglichen Thatsachen von dem Schicksale jener ungeheuern Massen von Christen jedes Alters und Geschlechts entwirft, die während der mehrhundertjährigen Dauer der saracenischen Einfälle in Frankreich zu Sklaven gemacht, auf öffentlichen Märkten verkauft und nach Afrika, ja selbst bis nach Damaskus hin ausgeführt wurden. Bei dem Schauder, den die Barbarei der Sieger, die Repressalien der Besiegten und das gräßliche Schicksal der Weiber und Geistlichen einflößen, gewähren die Beispiele eines übermenschlichen Muthes, der häufig das Unglück begleitete, dem Leser einige Erleichterung. Überdies wurden die gefangenen Muselmänner mit nicht minderer Härte behandelt. Sie nicht weniger, als die Sachsen, Slawen und die übrigen Heiden des Nordens hatten damals die Sklaverei mit aller ihrer Strenge in Frankreich zu ertragen. Die Juden, die beim Handel und Rückkauf der Gefangenen zu Mittelspersonen zwischen den Franzosen und Arabern gebraucht wurden, schleppten die Saracenensklaven nach Arles, Nimes und Narbonne, wo sich Diejenigen einfanden, die für sie Lösegeld bezahlen sollten. Die Unglücklichen aber, die nicht eingelöst wurden, schmachteten unter dem Joche der härtesten Knechtschaft. Ungeachtet der Dürftigkeit an schriftlichen Nachrichten und Denkmälern entlehnt der Verf. aus den wenigen Urkunden, die er aufzutreiben vermochte, eine ziemlich klare Darstellung des Systems, nach dem die Saracenen die in ihre Gewalt gerathenen Länder verwalteten, und wobei die religiöse Duldung merkwürdig ist, die sie gegen die ihnen unterworfenen christlichen Bevölkerungen übten. Er durchmustert ferner die unterschiedlichen Baumonumente Frankreichs, deren Errichtung den Arabern durch Überlieferung zugeschrieben wird. Der Verf. bestreitet deren Glaubwürdigkeit und behauptet, daß Alles, was von den ersten Einfällen der Saracenen übrig geblieben, sich auf einige arabische Medaillen und Münzen beschränke, die aber für die Geschichte von geringer Aushülfe sind, da sie die Jahrzahlen und die Namen der Statt-

Digitized by Google

halter nicht angeben. Überhaupt genommen ist Hr. Reinaud der Ansicht, daß die sarazenischen Überziehungen nur durch das Unglück, das sie hervorbrachten, tiefe Spuren zurückgelassen haben, und daß erst später, als die Mauren Spaniens den Wissenschaften oblagen, und endlich während der Kreuzzüge die Franzosen und andere Völker aus der muselmännischen Civilisation Nutzen gezogen haben, um Europas Gesittungszustand zu verbessern. 13.

Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal von Dr. C. Th. Piderit. Minden, Osterwald. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

G. Osterwald's „Galerie von Weseransichten", welche sich bei Freunden und Kennern längst eine freundliche Aufnahme erworben, ist die nächste Veranlassung zu Herausgabe des vorliegenden Büchleins. Der Verf. hat sich den Freunden vaterländischer Historie durch seine „Geschichte der Grafschaft Schaumburg" (Minteln 1831) u. A. bereits vortheilhaft bekannt gemacht als einen Forscher, den Liebe zur Heimat, aber auch gründliche Untersuchung und freies Urtheil leiten. Wir lassen uns daher durch den wirklich poetischen „Wandrergruß", welcher das Büchlein eröffnet, gern einladen, sie in der deutschen Geschichte so manchen Weser von Münden bis Minden mit unserm Wanderstabe zu verfolgen. Wir sehen die Kämpfe der Sachsen gegen die Römer und ihren Untergang vor der eisernen Macht des Frankenkaisers Karl; wir verweilen mit vorzüglicher Theilnahme bei der gefürsteten Reichsabtei Korvei, von welcher aus das Christenthum weit umher und über die Ostsee nach Skandinavien verbreitet ward. An der Punkte des Weserufers, welchen der Verf. uns vorführt, hat durch die gediegene, schlichte Darstellung für uns ein besonderes, und durch Osterwald's Ansichten bleibendes Interesse. Wir möchten die ganze Gegend, die wir mit dem kundigen Verf. durchwanderten, die niedersächsische Schweiz nennen und damit zugleich die wander- und werklustigen Poeten und Maler einladen, diesen schönen Flecken des deutschen Vaterlandes mehr als bisher geschehen ihren Fuß zuzukehren. Sie mögen aus Osterwald's Ansichten schon erkennen, welche Ausbeute ihrer wartet. Vielleicht winkt demnächst Bandel's Hermann sie unwiderstehlich herüber. 36.

Miscellen.

Die Königin von Griechenland.

Interessant sind die Nachrichten, welche „Blackwood's magazine" (Nr. 270) über die Königin von Griechenland gibt. Der Berichterstatter scheint ein stiller Bewunderer der jungen Königin zu sein; er sah sie einmal auf dem Balcon, als sie sich dem zahlreich versammelten Volke präsentierte, in vortheilhafter und reicher, aber nicht echt griechischer Kleidung, sondern in der Tracht der Bewohnerinnen von Janina, was ihr von Vielen übel genommen wurde. Später sah er sie auf einem glänzenden Ballfest. Königin Otto, in der blauen sildergestickten Uniform der griechischen Generale, eröffnete den Ball mit der Gräfin von Armansperg; ihm folgte der Graf, die junge Königin führend, welche der Reihe nach mit allen Repräsentanten der fremden Höfe tanzte. Quadrillen und Walzer waren die Haupttänze, und ein Cotillon beschloß den Ball. Die Königin war von der Festlichkeit ganz entzückt, sie versäumte keinen Tanz und ein fast jugendliches Vergnügen spiegelte sich deutlich ihrem Gesicht. Sie soll vor ihrer Vermählung streng gehalten worden sein und an Hoffesten wenig Theil genommen haben. Übrigens war jener Ball eine Musterkarte aller europäischen Costume, und alle Sprachen rauschten durcheinander. Einige Palikaren in ihrem malerischen Costume führten den albanesischen Nationaltanz auf, eine Episode, welche die junge Königin herzlich zu langweilen schien. Auch für ältere Personen war es ein etwas ängstlicher Anblick, Männer wie Kolokotronis, Nikitas, den Türkenfresser, und andere berühmte Helden des Freiheitskampfes in dem Saale umherspringen zu sehen, indem sie sich nach Art der Heren im „Macbeth" die Hände reichten. Die Königin mit ihrem frischen und kindlichen Gesicht, ihrer nymphenartigen Taille und der Grazie in ihren Bewegungen wurde übrigens einstimmig für die anmuthigste Person der Versammlung erklärt; den Griechinnen, besonders den vornehmen, schadet das meist hervortretende zu starke Embonpoint, die wenig elegante Toilette oder der Gang; auch sind, wie in den südlichen Ländern überhaupt, die Männer weit schöner als die Weiber. Die junge Königin offenbarte wol hier und da einige Verlegenheit, entwickelte aber sonst in ihrer Haltung viel Würde und Grazie. Was an ihr am meisten gefällt, ist der glückliche Ausdruck in ihrer Physiognomie, dieser Zug von Wohlbehagen und diese Beweglichkeit voll Anmuth, welche in allen Ländern das gewöhnlichste Gesicht hundertmal anziehender machen, als es die kalte Regelmäßigkeit zu thun vermag. Die Königin empfand seit ihrer Kindheit das größte Interesse für die alte und neue Geschichte Griechenlands, sodaß sie oft den Wunsch laut werden ließ, das Land zu besuchen, und als Otto den griechischen Thron bestieg, äußerte sie, daß sie ihn einst mit dem Könige zu theilen wünsche. Wie erfahren noch aus dem Berichte, daß Graf von Armansperg mit großem Widerstreben Athen verließ, und daß er mehre Tage auf dem Portland, der ihn nach Malta führen sollte, in der Hoffnung verweilte, es sei nicht Ernst mit seiner Abdankung und man werde ihn noch zurückrufen. 108.

Deutschheit eines Knaben im Elsaß.

Es ist unlängst in diesen Blättern der verdienstlichen Bemühungen der Gebrüder Stöber in Strasburg gedacht worden, in der Zeitschrift „Erwinia" einen Mittelpunkt für deutsche Sprache und Literatur im Elsaß bilden zu wollen. Daß die Liebe zum Deutschen und die Abneigung gegen das Welsche und die Welschen im Elsaß selbst unter der Jugend, die doch während der neuern französischen Herrschaft aufgewachsen ist, noch sehr groß sei, geht wiederholt aus dem Berichte des Hrn. Thirsch hervor, der im Sommer 1836 die Schulen in Nancy, Metz und Strasburg besucht hatte. Der Director des Schullehrerseminars zu Nancy führte Hrn. Thirsch eines Tags an das Ende des großen Lehrsaals, wo ein junger Elsasser von kaum 16 Jahren zu seinem sichtlichen Verdruß mit einer französisch-deutschen Grammatik beschäftigt war. Nur mit Mühe ließ sich derselbe in der Anstalt halten. „Sprechen Sie Deutsch mit ihm?" sagte der Director, „sonst antwortet er Ihnen nicht." „Meine erste Frage", sagt Hr. Thirsch, „in seiner Muttersprache schien ihn neu zu beleben. Gleich antwortete er mir in seinem naiven bald allemannischen Dialekte, sah sehr munter dazu aus und äußerte mit vieler Gesprächigkeit, wie ungern er unter diesen Leuten sei. „Fürchtet du dich nicht, solche Dinge vor ihren Ohren zu sagen?" frug ich. „Was Ohren", sagte er, „sie haben ja französische und wissen kein Deutsch." Ich frug nach seinem Wohnorte; er lag nur drei Stunden von der Flur von Bliesgastel (im baierischen Rheinkreise), woher ich kam. Der Knabe erwiderte mit vielem Eifer, wie glücklich er sein würde, und wie gern er Tag und Nacht lernen wolle, wenn er nur in einer deutschen Schule und unter Landsleuten wäre. „Ich kann nun einmal die Welschen nicht leiden und weiß auch nicht recht, daß mich Keiner mag", war sein letzter Grund, und er lag ihm offenbar ganz tief und schwer auf dem Herzen. Der Director, der so wenig als die andern Anwesenden Deutsch verstand, brach am Ende mit der Bemerkung, daß, wenn ich bleiben wollte, er stundenlang ohne Aufhören Deutsch reden würde, mein Gespräch ab. (Thiersch, „Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, Holland, Frankreich und Belgien", II, 101.) 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 339. — 5. December 1838.

Paul de Kock.

Die Menschen verstehen sich nicht, oder sie lieben sich zur unrechten Stunde, sagt Rahel. Ebenso könnte man behaupten, daß Individuen in Nationen zu unrechten Stunden geboren werden, sodaß die Nationen sie und die Individuen die Nation in ihrer Laune des Augenblicks nicht verstehen oder dieser nicht fröhnen wollen. So steht Paul de Kock unter den Franzosen da. Vielleicht ist keiner ihrer frühern Humoristen, Rabelais ausgenommen, so bedeutend. Pigault le Brun u. A. treten weit gegen ihn zurück. Aber in Frankreich wissen ihn fast nur die niedern Stände zu schätzen, oder einige junge Leute, welche etwas darin suchen, in Hinsicht der Sitten von leichterm Gepräge zu erscheinen als Andere, das Volk, welches nicht grade die Nation ist und einen weit weniger mobilen Geschmack hat als diese; denn unter Nation verstehen wir vorzugsweise die Masse der geistigen Höhepunkte, Blüten und Früchte an den großen, vielköpfigen Individuen, in welche die cultivirte Welt sich theilt. Nicht jede Laune, Neigung, oder um das Vielsinnige in ein Wort zu fassen, nicht jede Tendenz der Nation ergreift das Volk. Die obern Classen arbeiten ihm in intellectueller Hinsicht vor, bereiten die Kost, an der es erst spät und langsam Theil nimmt, Manches entgeht ihm ganz und berührt es nie. So ist das französische Volk noch größtentheils frei geblieben von der sentimental-poetischen Neigung der Nation, die sich in der romantischen Schule der neufranzösischen Literatur kund gab. Es wäre thöricht, eine solche allgemeine Erscheinung für eine willkürliche zu halten, in ihr nur den Wunsch Einzelner nach Neuerung zu erblicken. Schwere politische Schicksale hatten die Franzosen Ernst und Tiefe gelehrt, sie fanden sie vergleichungsweise in ihrer Literatur noch nicht und wandten sich zu den germanischen Stämmen, dem germanischen Element in der spanischen Literatur, suchten es der ihrigen einzuverleiben. Das Tragische, das Poetische, das Sentimentale ward nun vorzugsweise erstrebt, die Tiefe des Lebens aufgedeckt, man fing an sie zu erkennen, das flutend Bewegliche ihres ewigen Stromes, welches aller Grenze spottet und seiner Natur nach Gesetz und Schranke überwältigt, wie schon Goethe sagte: „die That ist immer gewissenlos". Aber man ging darin wie in allen Tendenzen zu weit und adelte auch die Roheit des Verderbens mit einer Tiefe, die sie nicht besitzt; nach Tiefe schrie Alles wie der Hirsch nach Wasser, nach Poesie durstete man, erschöpft von der glatten, akademischen Dürre der Literatur der Kaiserzeit und den Fesseln ihrer Presse. Man schüttelte sie ab und griff nun natürlich nach Anarchie. Victor Hugo ward ihr Hauptvertreter, das erhabene Kind, wie Chateaubriand ihn nicht mit Unrecht nennt, welches den Apfel des Wissens bald noch nicht gegessen, bald ihn schon so verdaut und verarbeitet zu haben scheint, daß die primitive Unschuld im Nichterkennen des Guten und Bösen ihm zurückgekehrt ist; wie wir denn fest überzeugt sind, daß der gutmüthige, rechtliche, poetische, aber in politischer Hinsicht beschränkte Mann — welche Beschränktheit alle seine Dramen beweisen — sich einbildet, in seinem „Le roi s'amuse" ein höchst sittliches und ein großes Werk geschaffen zu haben, in welchem er das Unrecht ohne Rücksicht auf Rang und Stand geißelt, wo er es aber auch auf eine Weise so zu sagen verhöhnlicht, die all seine Menschengestalten zu unnatürlichen Teufeln macht, ohne zu bedenken, daß der Staat, die politische Religion des Menschen, in seinen Gipfeln ebenso wenig erschüttert werden darf wie alle andere Religion, sollen nicht die Wurzeln alles Bestehenden in unheilvolles Schwanken gerathen und jene historischen Erdbeben entstehen, deren Ausgang Die am wenigsten ahnen, die zuerst, Kindern gleich, mit vorwitziger Hand, von Stamm zu Stamm laufend, schüttelten. Victor Hugo predigte laut, jeder Stoff sei dem Dichter gut und erlaubt, es komme nur auf die Art der Behandlung an — ein Satz, der wie alles Absolute wahr und falsch zugleich ist —; und so stürzten die Franzosen, an denen das alte Wort sich wieder erwies, daß die Eroberer die Sitten der Eroberten annehmen, aus ihrer Gebundenheit in die wildeste Willkür und glaubten dadurch die Freiheit des Genius nachzuahmen, die sie auf Deutschlands Parnaß erblickten. Aber diese Freiheit ist nicht Willkür, ist nur die Freiheit der Kraft, die Gesetze schuf. Mit welcher sorgfältigen Überlegung prüften Goethe und Schiller ihre Stoffe, wie erforschten sie den Sproß, ehe sie ihn pflanzten, ob er wol gesunde Früchte tragen könne. Nicht so die romantische Schule der Franzosen. Ihr scheint Alles gerecht, was der Genius eingibt, und Niemand bedenkt, daß auch der größte Geist seine schwachen Stunden hat. Mit ähn-

Digitized by Google

lichem Fanatismus glaubte so manche Religionssekte an eine fortwährende Ausgießung des heiligen Geistes auf alle ihre Mitglieder; denn Fanatismus ist nicht blos auf religiöse Gegenstände beschränkt, wiewol diese ihm den meisten Stoff bieten; er ist nichts als die bis zum Wahnsinn gesteigerte absolute Herrschaft einer Idee, die immer auf Abwege führen muß, denn es gibt nur eine absolute Idee, nur einen Autokraten, und er ist uns ein verhüllter Gott. „Alles ist gut, was der Genius uns eingibt", rief Victor Hugo (s. die Vorrede zu seinen „Orientales"), und so kam er dahin, die monströsen Dramen zu schreiben, die wir nicht einmal mehr monströse Genialitäten nennen können, und in deren Erfindung gesunder Menschenverstand und Poesie Abschied nehmen, wenn auch in der Ausführung hin und wieder noch ein poetischer Funken aufblitzt; so kam die romantische Schule dahin, die Poesie, wie ein großer Mann sich ausdrückte, selbst in einem Schweinstalle zu suchen. Man sehe, wie Balzac im „Médecin de campagne" die poésie du lieu in der Bauernhütte beschreibt, wo Paul de Kock sich darauf beschränkt haben würde, zu sagen: „Es war ein dunkles, räucheriges, trostloses und verfluchtes Loch, welches ein bestialischer Gestank erfüllte, zwei oder drei schmutzige Kinder balgten sich darin mit den Schweinen auf dem Mist und verdienten keine bessere Gesellschaft als sie." Was finge die romantische Schule mit diesem Manne an, der überall der Wahrheit, der derben, handgreiflichen Wahrheit huldigt und damit ihre Ausschweifungen in Phantasie und Gefühl zurechtweist? Armer Paul de Kock, du wardst zur unrechten Stunde geboren und kannst Anerkennung nur von dem gesunden Sinne des Volks, den Cerealien im Garten des Lebens, erwarten, oder von den Nationen, welche, von jeher mit Poesie genährt, nicht ein so plötzliches, gewaltsames und krankhaftes Bedürfniß darnach empfinden, daß sie sie auch für das Gemeinste in Anspruch nehmen möchten und, während du sagst: „J'appelle un chat un chat, et Roland un fripon", den fripon zur großen Seele stempeln und den chat zum wunderbar organisirten, elektro-magnetischem Geschöpf, zur seltsamen Miniatur des Tigers, in der alle Leidenschaft, sowol die der Mord- und Rachsucht als der Liebe die höchste, blutigste Potenz erreicht, indeß die arme Katze dir nur ganz einfach ein Hausthier scheint, was Mäuse frißt, wenn es gut gezogen, und Milch nascht, wenn schlecht.

Unter jenen Nationen stehen Engländer und Deutsche obenan; beiden ist der humoristische Roman nicht fremd, beide haben ihre Anerkennung der unnachahmlichen Lebenswahrheit Paul de Kock's schon beifällig ausgesprochen; diese Allgemeinheit des Begreifens ist die schönste Charakteristik germanischer Stämme, deren Unterdrückung und Nichtanerkennung durch Napoleon sich jetzt auf so seltsame Weise an der Literatur seines Vaterlandes rächt.

Wie Paul de Kock alle Excentricitäten durchschaut und verlacht, so hat er auch in einigen seiner Werke die eben obenaufschwimmenden politischen Ideen lächerlich zu machen gewußt, was dazu beitragen mochte, seinen Ruf unter den Franzosen zu schmälern. So schildert er in seinem „Jean" die thörichten Einbildungen, welche die Ideen von Freiheit, Gleichheit und allgemeinem Eigenthum bei einer vorwitzigen und unerfahrenen Jugend hervorbringen; doch ist die „verdrießliche Politik" nicht sein Element; er wendet sich bald von ihrer Phrase, um die Phrase der Liebe in ihren verschiedenen Gestalten, der Freundschaft, des Herkommens, der Sentimentalität, kurz alle Phrase des Lebens zu enthüllen. Wir sehen bei ihm keine riesenhaften Gestalten von Guten oder Bösen, die Welt, wie sie leibt und lebt, wird vor uns hingestellt, keine menschliche Schwäche bleibt unbeleuchtet, doch erblicken wir kein widerwärtiges Zerrbild von Gemeinheit und Schlechtigkeit, selbst in der niedrigsten Erscheinung zeigt sich noch das menschliche Element, nichts ist ganz schwarz oder ganz weiß, alle Töne sind gemischt, und wir interessiren uns mehr dafür als für das musterhafte Schema eines unerreichbaren Gesetzmenschen, für jene akademischen Gliederpuppen, von denen Grandison der idealisirte Typus ist. Und hier kommen wir auf einen Vorzug, den man Paul de Kock bis jetzt so oft streitig machte; er ist unsers Erachtens auch ein moralischer Schriftsteller, weil er ein durchaus wahrer ist. Wahrheit ist der einzige Punkt, auf dem Poesie und Moral zusammentreffen können. Poesie — wir nehmen den Ausdruck in diesem Augenblick für alle Erfindung — hat keinen andern Beruf, als ein wahres Bild des Bestehenden, oder Dessen, was bestehen könnte, zu geben. Erlügt sie undenkbare Bosheit und Schlechtigkeit, reicht sie dieser gar noch die Palme des Sieges, wie im „Atar Gull" von Eugen Sue geschieht, so mag man sie mit vollem Rechte unmoralisch nennen, ebenso, wenn sie das verruchteste Laster mit der Glorie schönster menschlicher Empfindung schmückt („Lucrezia Borgia"). Mit einem Wort, die Erfindung, welche die Wahrheit des Lebens und der Idee schildert, welche die natürlichen Folgen der Dinge und Handlungen eintreten läßt und die Logik des Geschehenden nicht verkehrt, diese Erfindung muß moralisch sein, wenn es die Wirklichkeit des Geschaffenen selbst ist; denn die Aufgabe der Erfindung ist nichts Anderes, als der Spiegel des Lebens und seiner Erscheinung im höhern Menschengeiste zu sein. Ob diese Wahrheit aber z. B. Kindern und jungen Mädchen, nach dem jetzigen Erziehungssysteme grade in jeder Gestalt tauge, ist eine Frage, die nicht hierher gehört und mit der großen Frage, ob dergleichen überhaupt geschrieben werden soll, nicht das Mindeste zu schaffen hat.

Indessen würde jene Bezeichnung allein für unsern Zweck nicht ausreichen, brächten wir sie nicht mit einer Beschränkung in Verbindung, welche das Wesen der Kunst ausmacht. Alles Leben ist ein weites Feld voll endloser Beziehungen und Wirkungen ferner und naher Ursachen, die wir meist nicht mehr ergründen, nicht auf ihre erste Veranlassung zurückführen können; das Kunstwerk aber soll uns Ursache und Wirkung gleichsam wie einen Strauß zusammengebunden bringen und so im Kleinen ein Auszug des Lebens sein; blos andeuten darf es nur Das, was auch im Leben nur angedeutet bleibt, die engere Beziehung dieser Welt zu einer höhern, zum Unsichtba-

Digitized by Google

ren, zum großen Ganzen. Die Beschränkung, welche wir demgemäß für das Kunstwerk in künstlerischer Beziehung ansprechen, müssen wir auch in sittlicher Hinsicht für dasselbe fodern, wie denn Eins nicht ohne das Andere sein kann, und jene Art poetischer Weihe, die über der Conception des Ganzen schwebt und mehr zu empfinden als auszusprechen ist, wird ihm von selbst schon die sittliche Weihe ertheilen. Hier heißt es mit Recht: „Strebet zuerst nach dem Himmelreich, so wird euch das Andere alles zufallen."

Ein kluger Mann bemerkte, daß weit weniger Verbrechen einer gewissen Art in der Welt begangen werden würden, wenn alle Menschen wie im Paradiese einhergingen, und man kann dieser Behauptung ihre Wahrheit zugestehen, ohne darum die Veränderung des Culturzustandes herbeizuwünschen, welche einen solchen Sittenwechsel möglich machte. Sie drückt das Verhältniß einigermaßen aus, in dem Paul de Kock's Romane zu vielen andern Producten stehen, welche die Moral gleichfalls verwirft. Das Laster zeigt sich bei Paul de Kock so völlig unverschleiert, daß es dadurch seinen Reiz, den Zauber des Geheimnisses verliert; der Verf. will es um kein Haar breit besser darstellen, als es ist; es adelt die Menschen, welche ihm opfern, nicht, es macht sie lächerlich und beschimpft sie; die Schwächen der menschlichen Natur zeigen sich als solche, nicht als Glanzpunkte, und fast tritt Paul de Kock, durch Übertreibung dieser Tendenz, der Poesie alles Geschaffenen wieder zu nah. Nirgend sucht er das Leben oder die Charaktere zu sublimiren, die positivste Wahrheit steht ungeschminkt vor uns, nackt, wie das Wesen aller Wahrheit, aber in natürlichen Verhältnissen, oft gemein und unschön, doch selten oder nie zur Fratze verirrt. Der Autor liebt es, die Allgegenwart der Prosa des Lebens zu schildern, sie auf anmuthig-possirliche Weise in den sentimental geschraubten Moment hereinblicken zu lassen, er ist schlüpfrig, ohne wollüstig zu sein wie Crébillon u. A. Wo die Phantasie dieser in der Üppigkeit ihrer Schilderungen schwelgt, sieht man in seiner Anspielung nur den Schalk, der den Zipfel des Tuches aufhebt, um die Schwäche zu zeigen und über sie lachen zu können; er ist lüstern, aber nur nach Scherz. Wol ist dieser Scherz zuweilen derb, doch in der Regel auch dann nicht ohne eine gewisse Unschuld und Einfachheit, welche selbst die englische Pruderie richtig zu würdigen weiß. Wollen wir uns z. B. sehr darüber entsetzen, wenn ein Kellner einer Familie aus der Provinz, die ihn auf alle Weise turbirt, ohne etwas Erhebliches zum Mittagstisch zu bestellen, Fußbänke, Unterlagen zum Sitzen für die Kinder fodert, endlich ein in der Mitte offenes Lederkissen bringt, angeblich weil er nichts Anderes gefunden, auf dem Fanfan nicht sitzen will, weil er die Sache häßlich findet, und auf Gebot seines Vaters sitzen muß? Oder wenn der plötzlich reichgewordene und sich aufblasende Robineau, in der „Maison blanche", auf der Fahrt in die ländliche Kirche mit seiner anspruchsvollen Braut aus Gemüthsbewegung alle Viertelstunde einmal absteigen muß und fürchtet, daß ihm dieser unangenehme Zufall auch vor dem Altar begegnen könne? Doch gestehen wir, daß es Augenblicke gibt, wo diese Art Witz bei unserm Autor an das Ekelhafte und Gesuchte streift, denn wer hält immer Maß? So die Geschichte mit dem Bettwärmer in der „Maison blanche" und einige der Art; aber wie ganz anders widerwärtige Verhältnisse haben die ältern englischen Humoristen, z. B. Smollet, sich in ihren Romanen aufzudecken erlaubt, und diese freie und doch kindliche Naivetät des Scherzes erscheint damals nur bei Fielding und Sterne. Überhaupt zeigt sich Paul de Kock nie gehässig oder bitter; er ist der gutmüthigste, lebensfroheste Satiriker, den wir je gesehen; wir fühlen, er liebt seine Gestalten, ohne sie darum idealisiren zu müssen, und wir können dies große objective Talent, welches uns lediglich durch die unbegrenzte Wahrheit seiner Schilderung zu interessiren versteht, nicht genug anerkennen, den engen Bund der Subjectivität des Verf. mit der Wahrheit der Erscheinung, aus der allein alles Bedeutende in der Erfindung hervorgeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der unverwesliche Leib, als Organ des Geistes und Sitz der Seelenstörungen. Eine anthropologische Rhapsodie von Friedrich Groos. Heidelberg, Groos. 1837. 12. 8 Gr.

Es muß jedem Freunde der Wissenschaft eine wahre Freude sein, wenn ein so verdienter Veteran, an welchem wir lange schon die Besonnenheit, die klare Tiefe, die imponirende Präcision und den unerschrockensten Scharfsinn der Forschung zu schätzen gewohnt sind, die Feder ergreift. Hr. Groos hat die wichtigsten Materien der Psychologie, wie sie dem Bedürfnisse der Zeit erschienen sind, behandelt, ja er hat sogar dieses Bedürfniß da und dort hervorzurufen gewußt, z. B. in Betreff der Lehre von der Spontaneität und Imputabilität, und er ist auch heute noch derselbe, besonders auch in seinem „Vermächtniß", dessen er auch in vorliegender Schrift Erwähnung thut, in seinen „Untersuchungen über Seelen- und organisches Leben" (Mannheim 1836), ja wir möchten sagen in gesteigertem Grade in jener Schrift Der wieder, der er in den schönen Abhandlungen in Nasse's „Zeitschrift für psychische Medicin" (nachmals „für Anthropologie") von Anfang war, ganz noch der straffe, furchtlose Geist, der feine und redliche Denker, den eine entgegengesetzte Denkweise jedesmal von Neuem aufregt, auch seine Gedankenreihen mit der anspruchlosesten Liebe zur Wahrheit wieder hervorzuholen, seine Schlußfolge unverdrossen wieder durchzumustern und ihre Schärfe von Neuem zu prüfen. Er ist Derselbe noch, den aber auch Einwendungen nicht verwirren und selbst ungeschlachte Anfälle nicht stören in seinen Kreisen. Seine Denkweise ist nicht durch das Studium irgend eines philosophischen Systems einseitig in ihm befestigt worden, immer, wo dies geschieht, eine mißliche Sache, oder eine sehr zweifelhafte Bürgschaft, ob man es mit einem wahrhaft philosophischen Geiste zu thun hat, oder nicht vielmehr nur mit einem Verstande, der, unterstützt durch ein gutes Gedächtniß, mit einer gewissen Leichtigkeit sich in eine fremde Gedankenreihe versetzt und darum sich in ihr gefällt und schaukelt, sie aber weit mehr für Wahrheit ausgibt, als einnimmt. Philosophie ist Geistesstimmung, nicht blos Begriffsbewegung, und es gehört zum Philosophiren ein impetus wie zum Dichten, oder es wird zum hölzernen Gelächter, das nur eine Reihe von Vorstellungen, die an einer Bistimmung aneinandergefädelt sind, mit abschreckender Eintönigkeit abhaspelt. Groos' Denkweise ist, wie er uns selbst sagt, aus seinem ungetheilten Geistes-

Digitized by Google

leben hervorgewachsen, sie ist ebenso wol innere Erfahrung als Begriffsentwicklung, er hat sich nicht nur mit Einer Thätigkeit seines Geistes, sondern mit allen Beziehungen desselben auf den Standpunkt hinaufgerungen, auf dem er nun steht, und darum steht er auch auf demselben so fest. Wir meinen dieses fest zwar nicht in der Bedeutung, als ob er bei fortgesetztem Forschen stille stehen werde, vielmehr glauben wir zu bemerken, wie von seiner reichen Erfahrung und von seiner scharfen Dialektik immer stärker die Punkte berührt werden, die ihn über seinen Stoicismus hinausheben werden, ohne diesen darum zu zerstören. Fest aber steht er gegen jede andere Ansicht, die er schon hinter sich hat, die für ihn schon eine überwundene ist. Alle diese Eigenschaften aber sichern seinem Namen in der Wissenschaft der Psychologie, der psychischen Medicin, der psychisch-gerichtlichen Medicin einen Ehrenplatz für immer. Ref. darf sich nicht zu Denen zählen, welche die Bemühungen dieses Denkers unbeachtet gelassen hätten; vielmehr ist noch jetzt der Eindruck ganz frisch in ihm, welchen jene oben erwähnten Abhandlungen, bei welchen er zuerst die Bekanntschaft des Verf. machte und die er zu dem Tüchtigsten in dieser Gattung rechnen zu dürfen glaubte, hervorbrachten. Seitdem hat er denselben mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und nicht aufgehört von ihm zu lernen. Auch diese neueste Schrift, welche wir hier vor uns haben, wirkt auf mannichfache Weise höchst anregend. Sie besteht eigentlich aus zwei Theilen, deren erster, in dem Titel ausgesprochener einen frühern und allerdings nicht nach Verdienst gewürdigten Gedanken des Verf. wieder vorführt, der andere aber seine Ansicht von dem Sitze der Seelenstörungen, als eine die somatische und moralische Ansicht vermittelnde, gegen Möller, der ihr diese vermittelnde Stellung absprechen und sich zuschreiben zu wollen scheint, vertheidigt.

Nur über den ersten Punkt, den unverweslichen Leib, erlauben wir uns noch ein paar Bemerkungen hinzuzufügen. Der Verf. hatte zuerst in den „Heidelberger Jahrbüchern" (1822, Nr. 47 und 48) die Vermuthung einer Urform des menschlichen Körpers, durch welche das Sichgleichbleiben desselben bei stets wechselnder Masse bedingt werde, aufgestellt. Diese Urform soll, wenn gleich selbst stoffig, doch nicht sichtbar, nicht fühlbar, nicht ponderabel sein, erst sichtbar, fühlbar und schwer werden im grob materiellen Zuwachse, den mein Leib vom ersten Momente seiner sinnenfälligen Entstehung im Mutterleibe an bis zum Tode von außenher durch die Ernährung erhält; eine Urform, die einzig und allein es sein kann, welche diesem fremden Zuwachse die stets sich selbst gleiche Form aufdrückt. Wem sollten hierbei nicht manche verwandte Gedanken anderer Denker einfallen. Groos selbst führt deren einige, z. B. mythologische Vorstellungen der Griechen, Ceres und Proserpina, die Verbrennung des Hercules, vor Allem aber die tief bedeutungsvolle Stelle des Apostels Paulus, 1. Kor. 15. 44, an. Nur scheint dort das τῶμα πνευματικὸν dem σῶμα ψυχικὸν zunächst in moralischer Beziehung entgegengesetzt, sodaß der Apostel sagen will: wie der der Gesinnung nach psychische Mensch auch seinem äußern leiblichen Dasein die Attribute der Niedrigkeit eindrückt, so auch der der Gesinnung nach pneumatische Mensch das Wesen der Erhebung und Erhabenheit über das blos Irdische. „Hat man einen natürlichen Leib, so hat man auch einen geistlichen Leib", scheint, wo nicht eine falsche, doch eine ziemlich unverständliche Übersetzung, und es sollte eigentlich wol heißen: es gibt einen psychischen Leib, und es gibt einen pneumatischen Leib. Jedenfalls scheint Paulus das materielle Wesen des Daseins durch diese Ausdrücke so unter die Herrschaft des geistigen Princips zu stellen, daß, je nachdem der letztere als Wille sich mehr passiv oder activ gegen das zweite verhält, dadurch ein völlig verschiedenes Product erscheint; und es fragt sich, ob nicht auch die Urform des Hrn. Groos mehr Product als Princip, nicht ein eigenthümliches Princip, sondern Resultat der Immanenz zweier Principien, des irdisch-weltlichen nämlich und des geistigen Princips ist. Schon, daß er es stoffig einerseits, andererseits völlig unsinnlich nennt, könnte darauf deuten, daß in ihm zwei Gegensätze vermittelt werden zu Dem, was die ernährende Seele bei Aristoteles ausmacht (s. „De anima", B. 2, Cap. 4, bes. §. 12—15), oder noch allgemeiner etwas wie die εἶδη des Plato, keine bloßen Vorstellungen, aber ein ideelles Princip, das sich in der Formation des kosmischen Stoffes kosmisches Dasein gibt. So wäre jene Urform nicht ein eigenthümliches Wesen, aber Moment in der Realisation des Geistes, und zwar käme sie vor nicht blos bei dem Menschen, sondern überhaupt, so weit das Gebiet der bestimmten, d. i. regelmäßigen Form geht, in dem ganzen Kreise des Organischen, ja, und noch viel wunderbarer, auch in dem des Unorganischen, im Krystall. Wir sagen: noch viel wunderbarer, denn es muß uns weit begreiflicher sein von innen heraus eine bestimmte Entwickelungsform festgehalten zu sehen, als einen Krystallisationspunkt zu finden, der wie ein fernhafter Mathematiker arbeitet und ohne Winkelmaß und Zirkel seine regelrechten Winkel anlegt, indem er sich die Stäbe dazu, die körperlichen Linien von außen holt. Die Urform des Leibes verdiente jedenfalls Gegenstand einer umfassenden Untersuchung zu werden, da ihr schon in früherer Zeit bekanntlich auch Bonnet und Leibnitz, und unter den Neuern, wenn Ref. nicht irrt, auch Carus in Dresden in seinen psychologischen Vorlesungen, jedoch dieser erst nach Groos, ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben. 112.

Literarische Notiz.

„Scherflein der Muse" und „Spenden der Zeit" benennen sich zwei kleine Gedichtsammlungen, die beide im Frühjahre 1838 zum Besten der durch Überschwemmung Verunglückten in Berlin erschienen sind. Die erste ist von einem jungen Dichter und Candidaten der Theologie, August Pfeiffer, veranstaltet (Berlin, Krause), die andere durch Hrn. Louis Quien (Berlin, Curths), dessen Verhältniß zur Literatur uns ganz unbekannt ist. Wären zu einer Gedichtsammlung die ausgezeichnetsten Talente Berlins wetteifernd zusammengetreten, so würde dieselbe gleich dem „Livre des cent et un" wol eine gewichtigere Stellung in der Literatur eingenommen haben. So scheint es, daß nur Einzelne angegangen wurden, und auch diese nur, um nicht Nein zu sagen, einen meist wenig bedeutenden Beitrag gaben. Einestheils mögen manche mit Recht diese Art Publicationen nicht lieben, wobei gemeiniglich solche Autoren, die Niemand druckt, die Gelegenheit wahrnehmen, die Luft, ihre unbedeutenden Machwerke zu veröffentlichen, hinter der Larve eines wohlthätigen Zweckes zu verbergen; und insgemein kommen dabei von zehn eingehenden Thalern neun auf die Kosten und einer zur Abhülfe des Leides. Andererseits kann der Dichter auch nicht jeden Augenblick mit etwas Interessantem bereit sein, und gibt also, was er kann, oder was er schon lange bei Seite legte, weil es ihn nicht gut gerathen dünkte. Doch enthalten beide Sammlungen auch manches recht gelungene Gedicht, selbst von den jungen, minder bekannten Autoren. Von den gekannteren haben Chamisso, Förster, Gaudy, Gruppe, Rellstab, Raupach, Kopisch, Kugler, Streckfuß u. a. m. Beiträge geliefert. Raupach gibt ein gutes, aber älteres Gedicht, das schon bei den Überschwemmungen des Jahres 1830 in einem Concert declamirt wurde. Chamisso hat nichts Eignes, sondern einige Proben aus seiner freien, mit Gaudy veranstalteten Übersetzung Béranger's (sein Schwanengesang) gegeben u. s. w. Die Gedichte des Herausgebers des „Scherflein der Muse", August Pfeiffer's, enthalten viel Schönes. Sie stehen noch in der Periode der jugendlichen Sentimentalität, allein der Gedanke ist nicht davon ausgeschieden, nur daß er die Form noch nicht vollständig genug zu durchdringen vermag. Ein ernstes, zumal wissenschaftliches Streben, zu dem wir den jungen Autor hierdurch dringend aufgefodert haben möchten, kann sehr schöne Kräfte in ihm entwickeln. Es soll uns freuen, ihm baldigst auf ähnlichem Felde wieder zu begegnen. 82.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 340. — 6. December 1838.

Paul de Kock.

(Fortsetzung aus Nr. 338.)

Wir haben es versucht, ein allgemeines Bild unsers Autors zu entwerfen. Dazu gehört, daß man die hervorstechendsten Züge einer Erscheinung zusammenfaßt. Das Einzelne aber zeigt, vermöge der natürlichen Inconsequenz des Menschen, der Macht der Eindrücke und der Gewalt der Stunden, neben den Ähnlichkeiten auch fortwährende Abweichungen von dem Haupttypus, sowie der Mensch die Miene trotz eines vorherrschenden Ausdrucks beständig wechselt. Suchen wir diese Übereinstimmung und Abweichung in dem Einzelnen, das uns grade vorliegt, auf.

1. Der Heirathscandidat oder Herr Frontin, von Paul de Kock. Deutsch von L. v. Alvensleben. Braunschweig, Meyer. 1837. 8. 18 Gr.

Von seiner schlimmsten Seite betrachtet, ein ziemlich lose geknüpfter, alltäglicher Scherz; von der bessern, ein gelungenes Charaktergemälde. Der Held ist der Typus der Einfalt und Nichtigkeit; die Abenteuer dieses Originals, welches unaufhörlich auf solche ausgeht und um Alles in der Welt ein Taugenichts sein möchte, es aber nie dahin bringen kann, weil man ihn überall ablaufen läßt, bilden den Stoff dieses Buches. Trostlos über seine geringen Erfolge kehrt Girardière nach Hause zurück, wo ihn seine zärtliche Mutter stets mit Anspielungen auf sein Glück und mit Gratulationen empfängt. Diese gläubige Befangenheit, welche er nicht den Muth hat, ihr zu rauben, dauert fort bis in sein Alter; zuletzt wird die gute Frau etwas kindisch und wiederholt nur noch aus Gewohnheit: „Benutze deine Jugend, mein Kleiner, amusire dich, Wildfang, komm aber nicht zu spät nach Hause", und das liebe Kind hat keinen andern Trost mehr als die Meinung seiner Mutter, an der es den gesunkenen Lebensmuth aufrichtet. Da es sich aber doch endlich überzeugen muß, daß es mit den galanten Abenteuern nicht gehen will, entschließt es sich, eine Frau zu suchen, kommt aber gleichfalls schlimm an; bald ist Girardière zu alt, bald zu häßlich, bald zu arm, bald zu ungeschickt; da, wo er dem Vater und der schönen Tochter, die gern Madame heißen will, nicht misfällt, gefällt er dem Spitz der Mutter nicht und wird darum abgewiesen. Endlich gelingt es ihm, bei einem Traiteur die Bekanntschaft eines armen Mädchens von 19 Jahren zu machen, das hübsch ist, sittsam scheint und ihn gern heirathen würde. Aber da überhört er ein Gespräch, welches sie mit einer Freundin führt, der sie gesteht, Hrn. Frontin leidenschaftlich zu lieben; da ihn ihre Tante jedoch nicht ausstehen könne, so sei er immer nur auf ihrem Zimmer. Girardière ist außer sich, will Licht haben und schleicht eines Abends spät in das Haus, wo er, an Augustinens Kammer horchend, sie aus dem Bette rufen hört: „Nun, Hr. Frontin, Taugenichts, Sie kommen nicht zu mir, soll ich Sie etwa holen?" Wüthend stürzt Girardière fort und sinnt einen Monat über das Ereigniß nach; endlich entschließt er sich, noch einmal in das Haus zu gehen, und findet eine geputzte Gesellschaft, in der man ihm alle Leute und zuletzt auch noch den großen Hauskater als Hrn. Frontin vorstellt, der in Augustinens Armen ruht und bei der heutigen feierlichen Gelegenheit den Eintritt erlangt hat. Die Schuppen fallen von Girardière's Augen, er wirft Alles, was ihm im Wege steht, über den Haufen, stürzt auf die Tante zu, die sich im Nebenzimmer befindet, und bringt den schon zwanzig Mal wiederholten Antrag in denselben Ausdrücken, die seine Geistesarmuth und Eitelkeit so treffend bezeichnen, stehenden Fußes an:

„Madame, ich komme, Sie um die Hand Ihrer Nichte zu bitten. Ich will mich verzichten (?); ich verzichte auf die Thorheiten des Junggesellenlebens und will mich künftig nur mit der Frau und den Kindern beschäftigen, die der Himmel mir ohne Zweifel schenken wird! Ich bete Mademoiselle Augustinen an" u. s. w.

Wie erschrickt der Arme, als man ihm antwortet:

„Mein Herr, Ihr Antrag kann uns nur ehren, und hätten Sie ihn früher gemacht, so wären Sie jetzt der Mann meiner Nichte; aber Sie verließen uns plötzlich, ohne uns einen Grund Ihrer Abwesenheit zu sagen. Während dessen hat Hr. Teubert sich erklärt und um die Hand Augustinens gebeten. Hr. Teubert ist ein rechtschaffener Drechsler, und wir hatten keinen Grund, ihn abzuweisen."

Indeß die Übrigen auf die Mairie gehen, stürzt Girardière nach Hause, wo er in eine schwere Krankheit verfällt, in welcher er nur von Hunden und Katzen phantasirt. Genesen, bleibt er traurig; der Anblick einer Katze verursacht ihm Nervenzucken; so stirbt er unverheirathet in den Armen seiner Mutter, die ihm trostreich zuruft: „Sei ruhig, mein Kleiner, du wirst mehr Frauen finden, als du willst."

Digitized by Google

Wenn der Witz nach Fichte's Definition die Evidenz des Verkehrten ist, so kann man der Erfindung dieses Charakters und seiner Schicksale den Witz nicht absprechen.

2. Frau, Mann und Liebhaber. Nach dem Französischen des Paul de Kock. Drei Bände. Breslau, Verlagscomtoir. 1837. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Paul de Kock ist hier bemüht, neben den komischen sentimentale Charaktere zu schildern; vielleicht ein verzweifelter Versuch, sich dem herrschenden Geschmacke seiner Landsleute zu fügen; doch findet er die ihm von der Natur angewiesene Bahn hauptsächlich auf den Wegen, welche ein richtiger Instinct ihn bei seinem Auftreten einschlagen ließ. Er ist vorzugsweise der Romanenschreiber der schlechten Gesellschaft, womit wir nicht gesagt haben wollen, daß er für die schlechte Gesellschaft schreibt, sondern daß Niemand sie so gut wie er beschreibt. Junge Taugenichtse aus den mittlern oder niedern Classen, diese Classen selbst, alle geistigen Mittelmäßigkeiten überhaupt sind sein großes Feld; da weiß er selbst dem Niedrigsten eine Art Kunstpfyl zu geben, der seine Figuren zu Typen macht. Verläßt er diese Sphäre, sucht er die Poesie des Lebens auf, so werden seine Gestalten häufig matt, verlieren ihre Individualität, und das beständige Hereinblicken einer gemeinern Welt, die nun einmal das Element ist, in dem er sich bewegen sollte, und ihre Reibung mit jenen höher angelegten Naturen verletzt uns, nicht weil sie unnatürlich wäre oder nicht auch im Leben stattfände, wo das Gute und Erhabene dicht neben dem Gemeinen und Lächerlichen Platz nimmt und doch gut und erhaben bleibt, sondern weil jene gemeinern Figuren des Verf. all seine Schöpfungskraft absorbiren, sodaß die edlere Gestalt, für die sein Pinsel keinen Beruf hat, bedeutungslos danebensteht und ihr Recht auf unsern Antheil der größern Lebenskraft jener abtreten muß.

Diesen Eindruck hinterließ uns der vorliegende Roman. Vier junge Leute bewegen sich darin, deren einziger Beruf ist, durch Börsen- und Mäklergeschäfte Geld zu gewinnen und das Gewonnene bestmöglichst zu genießen. Wir sehen sie ihre Tage ohne Ausnahme auf die gewissenloseste Weise verschleudern; dennoch besitzt einer derselben, Deligny, der Erzähler der Geschichte, mehr Ernst und Gefühl, als man ihm, nach seiner Lebensart zu schließen, zutrauen sollte. Der äußerlich solideste unter ihnen ist Joliver, ein reicher, hartherziger Knauser, der auf der Andern Kosten zecht, wo er kann, sie nur aufsucht, wenn er etwas von ihnen erwartet, oder so lange er sie für reich hält, sich aber mit ängstlicher Eilfertigkeit zurückzieht, sobald er zu bemerken glaubt, daß ihre Geschäfte eine schlechte Wendung nehmen. Dubois ist ein gutherziger Mensch, der alle Tage ein neues Liebesabenteuer besteht, in Paris mit Zucker- und Kaffeeproben umherläuft, aufgeben läßt, was er hat, und schwadronirt, eh es zum Treffen kommt, zu rechter Zeit jedoch über alle Berge ist; sonst ehrlich, offen, spaßhaft, aber so liederlich und leichtsinnig wie möglich. Jenneville's Charakter ist tiefer angelegt; kalt, zurückhaltend, schlau, egoistisch, hat der hartherzige Wüstling alle Eigenschaften, die zum großen Verbrecher gehören, auch dessen Kraft, und er verleugnet in einzelnen Momenten den Adel nicht, den diese gibt. Jenneville hat sich von seiner Frau getrennt, die ihn durch ihre zu große Zärtlichkeit langweilte, um andern Neigungen bequemer folgen zu können. Deligny verliebt sich in sie, ohne zu wissen, daß sie es ist, die ihren Mädchennamen wieder angenommen hat und sich für eine Wittwe ausgibt. Sie weicht ihm nicht aus, um durch ihn von ihrem Manne Nachricht zu erhalten; aber was sie hört, empört sie aufs Neue, und nach und nach verwandeln sich ihre Gefühle in Neigung zu Deligny. Dieser Übergang ist mit großer Feinheit geschildert. Jenneville, der selbst ein Verhältniß mit einer andern Frau hat, hört von dieser Neigung und trifft bei einem inquisitorischen Besuch seine Gattin in der Wohnung ihres Geliebten, den sie an einem Zufall schwer erkrankt glaubte, welchen er sich ihretwegen zugezogen. Die Kluft zwischen den Gatten scheint jetzt eine ewige; aber Jenneville wird von dem betrügerischen Weibe, welchem er huldigte, und einem Abenteurer, der mit ihr im Bunde stand, ruinirt, und Augustine befreit ihren Mann durch das Opfer ihres halben Vermögens aus dem Schuldthurme. Eine Art Versöhnung tritt ein, die Gatten beziehen wieder eine gemeinschaftliche Wohnung; denn nur unter dieser Form erträgt es Jenneville, von seiner Gattin Gelde zu leben; sie entsagt dem Geliebten, der auf ihr Gebot zu seinem Vater in die Provinz reist, die Frau zu heirathen, welche dieser ihm bestimmte. Unterwegs begegnet er dem Paar in der Schenke, in welcher er die erste Nacht zubringt; auch sie verließen Paris, um künftig mit dem Rest ihrer Habe in ländlicher Zurückgezogenheit zu leben. Deligny erbittet sich eine letzte heimliche Zusammenkunft von der Geliebten, bei welcher der Mann sie belauscht und sich von der Schuldlosigkeit seiner Gattin überzeugt. Am Morgen des nächsten Tages trifft Jenneville in demselben Wirthshause jenen Abenteurer, schlägt sich mit ihm, wird gefährlich verwundet und stirbt, nachdem er die Hand seiner Gattin in die seines ehemaligen Freundes gelegt, und nach einem Vierteljahr, der Trauer und dem äußern Anstande geweiht, nähern sich die Liebenden einander und schließen den ewigen Bund.

Dieser Plan ist verständig, aber gewöhnlich; die Schöpfungskraft des Verf. ist hier nicht in ihrem Elemente. Der Gestalten wie Deligny und Augustine haben wir in Büchern Hunderte gesehen, nichts gibt ihnen ein besonderes, ein eigenthümliches Leben; wir finden hier nicht das bewundernswürdige harmonische Verhältniß des Rührenden zum Komischen, welches Fielding's „Tom Jones" zu einem so unübertrefflichen Werke macht; beides sind und bleiben dem Verf. meistens ethisch und ästhetisch streitende Kräfte. Dagegen treffen wir fast bei jedem Schritte den heitern, keck ausgelassenen Scherz, der ohne die anspruchsvolle Verbindung mit jenen höhern Elementen aus eigner Machtvollkommenheit gerechtfertigter dastehen würde und nur durch sie verlehend wirkt. Die spaßhaftesten Situationen scheinen sich der Phantasie des Verf. so scha-

Digitized by Google

enweis aufzudrängen, daß er darunter nur die Wahl hat; dann und wann wäre ihm jedoch auch hier mehr Maß zu empfehlen, nicht sowol in Milderung des Einzelnen, als in dem zu sehr gehäuften Gebrauche des Scherzhaften, auch da, wo es als blos willkürliche Zuthat erscheint.

Das Hauptverdienst dieses Romans haben wir noch unberührt gelassen: es ist die Schöpfung eines in unsern Augen noch ganz neuen weiblichen Charakters in der Person einer Grisette, welche Deligny für Augustinen verläßt, und die uns viel anziehender als jene scheint. Die arme Minie ist ein unschuldiges Landmädchen, welches nach Paris ging, sich daselbst als Nähterin zu vermiethen, in schlechte Gesellschaft gerieth, aber für diesen Beruf nichts weniger als geschaffen ist. Der Verf. hat hier keine tragischen oder glänzenden Farben erschöpft, aber die Zeichnung ist so neu, so wahr, so weiblich im edelsten Sinne des Worts, der Widerstreit des Charakters und der Situation so kühn und doch so wenig grell, daß uns im Felde der Literatur nicht leicht etwas Ähnliches vorgekommen ist. Dem Verf. scheint der Werth seines Geschöpfs nicht ganz fremd, denn er wiederholt ein paar Mal, selbst da, wo er sie aus den Armen ihres Liebhabers aufstehen läßt: „sie war wahrhaft achtungswerth". Es ist ein wunderbares, pflanzenartiges Gefühlsleben in dem armen Mädchen, welches, von einem Manne zum andern übergehend, weil sie verlassen wird und in ungeschminktem, anspruchslosem, einsamem Schmerz der Theilnahme eines menschlichen Wesens bedarf, dem neuen wieder zur treuen, gehorsamen, bescheidenen, entsagenden Gattin wird und den Geist der edelsten Verhältnisse in die Formen unerlaubter, nur dem Instinct ihrer bessern Natur folgend, hinüberträgt. Wir freuen uns, sie am Ende willig die Frau eines jungen, gutmüthigen Mannes werden zu sehen, der uns bei späterer Bekanntschaft jedoch so einfältig erscheint, daß wir uns, statt mit dieser Verwandlung ihres Schicksals zufrieden zu sein, wehmüthig zurufen: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" Doch so tragisch nimmt der Verf. das Loos seiner holden Schöpfung nicht, und wir geben ihm Schuld, selbst den ganzen Umfang ihrer Bedeutung nicht zu erkennen. Es gibt eine Legitimität des Geistes jenseit der Legitimität der Form, welche vielleicht die schönste aller menschlichen Erscheinungen ist, und für die man das Vive le roi quand même in Anspruch nehmen muß. Bei der Zeichnung dieses Charakters hat dem Verf. der Instinct seines Talents die Hand geführt, vielleicht auch Erlebtes ihm vorgeschwebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus den Niederlanden von Louis Lar. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1838. Gr. 12. 2 Thlr.

Ein Theil dieser interessanten Bilder soll dem Vorworte zufolge schon früher in einer vom Verf. derselben redigirten Zeitschrift erschienen sein. Diese Zeitschrift ist aber schon eingegangen, nachdem sie wenig ins Publicum gekommen; für dasselbe dürfte demnach der Gesammtinhalt der Bilder etwas Neues sein. Wenn der Inhalt des Journals (vermuthlich die „Westlichen Blätter", die Ref. nur aus den Ankündigungen kennen lernte), wenn die andern Beiträge des Journals den hier mitgetheilten glichen, so ist das Eingehen desselben ein Verlust. Mit Heiterkeit scheint sich der Verf. darüber zu trösten, wenngleich er zu spät eingesehen hat, daß mit einer so harmlosen, klaren Gabe wie diese sich kein neues Journal jetzt mehr gründen läßt. Die Zeit der Zeitschriften scheint überall ziemlich vorbei; selbst die mit Donnerschlägen sich ankündigen und Blitze vorausschicken, können sich nicht mehr Weg bahnen. Die alten schleichen zum Theil ihren Weg nur noch fort, weil es denn doch Bedürfniß ist, Blätter auf den grünen Tischen liegen zu sehen und die Journalcirkel leben müssen, und von neuen vegetirt und lebt nur fort, was der provinziellen Gemeinheit huldigt und durch Gevatterschaften mancherlei Art sich einnistet. Durch solche leidenschaftlose, getreue Kleinbilder aus der Wirklichkeit läßt sich aber auf keinen Fall der Ruf eines neuen Blattes machen, wenngleich sie willkommene Gabe für ältere Blätter sind.

Der erste Band enthält sechs kleine Novellen von verschiedenem Werth, alle auf niederländischem Grund und Boden in weiterm Sinne spielend und Verhältnisse aus der Gegenwart berührend. Als Novellen, wenn man den höchsten Maßstab an sie legt, fehlt ihnen die höhere Inspiration, die tiefere Auffassung und Schöpfung, welche dem scheinbar Unbedeutenden Glanz und Gehalt gibt. So müßte das Thema in den Novellen: „Eisenbahn" und „Der Mäßigkeitsverein", humoristischer hin und her gewendet werden, um dem anscheinend prosaischen Stoffe eine poetische Weihe zu geben; man kann aber nicht von jedem Schriftsteller fodern, daß er mit Ludwig Tieck's Genie die Felder der Gegenwart aufwühle und umkehre. Wir sind auch zufrieden, ein heiteres Wasserfarbenbild bei natürlicher Beleuchtung zu sehen, und danken dem Verf., wenn er es mit etwas Laune würzt. Das „Ende einer Reichsstadt" berührt die erste Occupation Aachens durch die republikanischen Franzosen. Auch hier hätten wir wol gewünscht, tiefere Blicke in die Ansichten und Verhältnisse der Rathsfamilien thun zu dürfen, wie das alte Regiment sich überlebt hatte. Doch ist der alte starre Rathsdiener, der das sinkende Regime repräsentirt, schon eine bankenswerthe Gabe. Wir erfahren, wie die Republik hier damals fast keinen Anklang als unter dem schlechtesten Gesindel und sehr wenigen Hitzköpfen fand. Ein lebendigeres Bild ist „Der Musikus von Augsburg". Wie jedes Talent doch gleich an Kraft gewinnt, sobald es sich an Persönlichkeiten halten kann! „Ein tiefer Fall", eine skizzirte Geschichte der letzten traurigen Schicksale Maria's von Medici, beweist des Verf. Geschick für diese Art Malerei, die ihrer Wirkung nie entbehrt, wenn sie nicht zum Überfluß gebraucht wird.

Der zweite Band enthält „Briefe aus den Niederlanden"; Briefe aus allen bedeutenden Städten Belgiens und Hollands, wenn auch nicht alle wirklich an Ort und Stelle niedergeschrieben, doch so abgefaßt, daß man diese Fiction eher glauben könnte, als es bei denen des Prof. Loebell aus Belgien der Fall ist. Wenn Loebell in seinen Briefen mehr aus der Tiefe seines Gedankenschreins gibt als aus dem realen Belgien, so könnte man dem Verf. den Vorwurf machen, daß er nur Das von der Heerstraße aufnimmt, was auch jeder andere Flüchtigreisende finden wird. Indessen sind seine Wahrnehmungen durchaus richtig, lebendig, und man trifft hier und da ebenso wol auf Neues, was die Sache, als was seine subjective Ansicht anlangt. Ein Werk über Belgien zu schreiben, wie das von Wienbarg über Holland, bleibt noch Aufgabe. Ein Reisender kann es nicht. Was wir in Loebell's Briefen vermißten, vermissen wir auch hier: eine tiefere Charakteristik der Parteien und ihrer Führer, welche die Gegenwart, wie sie wurde, gemacht haben. In Frankreich wissen wir es; warum nicht von Belgien? Ist hier noch nicht die Zeit? Gibt es noch immer Rücksichten, daß man nur im Allgemeinen von den van Bommel, Potter, Merode u. s. w., nicht von ihren Personen und ihren intimen Kreisen reden darf? Antwort für sich, die ihn persönlich rechtfertigt, gibt

Digitized by Google

der Verf. in seiner Klage über das Daniederliegen der Literatur in Belgien. Nirgend in den Buchhandlungen, trotz der unbeschränkten Preßfreiheit, findet sich eine Broschüre, welche Licht gibt über die Revolution, selbst nicht solche, welche nur den Hergang derselben erzählen. Alle Buchhandlungen in Brüssel sind kahl und leer; selten, daß man ein Werk erhalten kann, was man grade gebraucht, und wäre es auch eben in Paris erschienen. Hauptsächlich nur für Romane sorgt der Diebstahl des Nachdrucks, der sich bitter genug rächt, dessen Abschaffung aber an dem allgemeinen Krämergeiste scheitert. Weil einige Hundert Setzer und Drucker davon leben, kann kein Gesetz dagegen aufkommen, und die nothwendige Folge ist, daß in Belgien selbst an keine nationale Literatur zu denken ist. Die Kammer begreift nicht, daß eine Nationalität des Volks und des Landes, von der sie so gern träumt, nicht zu halten ist, wenn sie vom Geiste eines Nachbars zehren und sich mit dessen Ideen nähren muß. Von den belgischen Staatsmännern ist wenig literarischer Sinn zu erwarten. Mit Ausnahme des Königs bekümmert sich Niemand um dergleichen! Auch die Journalistik ist, nach Hrn. Lar, kläglich bestellt. In den geachtetsten Blättern herrscht ein roher Ton. Wo eine feinere Sprache geführt wird, kann man fast immer annehmen, daß ein Franzose die Feder führt.

Angehängt diesem Bande ist noch die Geschichte des Malers Adrian Brouwer, die beste novellistische Gabe des ganzen beachtungswerthen Buchs. 20.

Aus Italien.

Für die vielbesprochene Wette über den wahren Anlaß von Torquato Tasso's qualvoller Einkerkung ist bis jetzt aus der Sammlung bisher unbekannter Handschriften des Dichters, die Graf Mariano Alberti in Lucca, mit etwas mehr Aufwand als zu loben ist, angefangen hat, wenig hervorgegangen. Unter dem Titel: „Manoscritti inediti di Torquato Tasso ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati dal conte *Mar. Alberti* e pubblicati con incisioni e facsimili per cura di *Romualdo Gentilucci* e comp." (Lucca 1837), hat diese Ausgabe in Folioheften begonnen, deren vier erste jedoch ein eignes Misverhältniß des Textes zu den graphischen Beilagen zeigen, indem auf 14 Blätter Text 25 Kupfer kommen. Wesentlicheres verspricht jedoch der Graf Alberti, der den Stammbaum seiner Schätze billigerweise vorausgeschickt hat. Was er geben will, war nach seiner Versicherung einst im Gewahrsam des G. B. Guarini, dem Herzog Alfonso die Untersuchung von des Dichters Papieren auftrug, um seine Härte bei den Fürsten zu vertreten, die Tasso's Befreiung verlangten. Guarini habe dabei Manches gefunden, was Herzog Alfonso's Strenge rechtfertigte, und eben deshalb für gerathen gehalten, die Papiere zu unterschlagen, welche dem Gefangenen nachtheilig werden konnten. Alberti will zwei Danksagungsschreiben Tasso's an Guarini, die darauf Bezug hätten, beibringen, und geht so weit, zu versichern, daß Guarini von Ferrara hätte fliehen müssen, als der Herzog den Kunstgriff gemerkt habe. Von Guarini's Sohne Alessandro seien dann die geretteten Papiere an Marcantonio Foppa aus Bergomo, einen Verehrer und Sammler aller Reliquien des Dichters übergegangen, und durch ein Vermächtniß hatte Foppa's reiche Bibliothek Monsignor Otto Falconieri geerbt, dessen Familie Schätze dieser Art ungestört ließ. Graf Alberti stammt von dieser Familie Falconieri ab und scheint den Antheil, der ihm zufiel, besser zu würdigen. Einige Geschenke, die Tasso von den Fürstinnen gemacht worden waren, Stickereien nach dem Geschmacke jener Zeit, deren Tasso in einem Briefe vom 4. Mai 1572 gedenkt, sind das Einzige, was zu dem früher Bekannten hier nachträglich hinzukommt; sie beweisen jedoch sehr wenig für die leidenschaftlichen Näherungen die man durch authentische Zeugnisse meint erweisen zu können. Alles, was die bis jetzt hier gegebenen Mittheilungen darthun, sind höchstens einseitige Liebeleien, wie sie sich die unschuldigste Prinzessin von ihrem Kammerherrn wol heute noch nicht erwehren kann. Doch auch diese Unbedeutenheiten nimmt man dankbar hin, weil wirklich auf diesem Dichter ein eigner Geist ruht, der Allem, was von ihm ausging, eine gewisse Würde und den Reiz einer Neigung gibt, die der süßesten Gunstbezeugungen der Muse und aller liebenswürdigen Frauen, die sie auf Erden vertreten, werth war.

Auch in Italien fängt man an, das allzu eifrige Aufsuchen und Bekanntmachen alter Briefe für ein Zeichen einer stagnirenden Literatur, mehr für Impietät als für wahre Anerkennung zu nehmen. Briefe sind wie Gespräche: je geistreicher und angeregter die Sprechenden sind, desto mehr werden sie abhängig von der Einwirkung des Augenblicks sein, und desto weniger wünschen können, daß jedes solches Wort aus seiner nähern Beziehung genommen, für die Beurtheilung aller Zeiten aufgehoben werde. Wie vereinzelt muß jedes solches Blättchen erscheinen, vorausgesetzt, daß es kein unbedeutendes ist, wenn die Tiefe eines mehr als hundertjährigen Schweigens dazwischen liegt; und doch gräbt man in Italien nach solchen Brocken, ohne das Gold, was sie führen, nur der Trennung vom tauben Gesteine werth zu achten. Reicher, als sie es gewesen, ist die Literatur solcher Briefe in unsern Tagen: „Lettere inedite di alcuni Accademici della Crusca che fanno testa di lingua" (Florenz 1837), „Lettere inedite di XL illustri italiani del sec. 18" (Mailand 1836), „Lettere di V. Monti, Teresa Bandettini, e C. Arici" (Mailand 1838), „Lettere inedite di autori di chiara fama" (Udine) und „Lettere storiche di Bonnivet, Montmorency, Mazarini, degli Sforza Estensi ed altri, pubblicate con note da *Carlo Morbio*" (Mailand 1838), sind sich in Kurzem gefolgt; dazwischen hat der „Subalpino" im Augustheft 1837 Briefe von Luigi Bossi an Giuf. Grassi und von V. Monti an L. Rossi gegeben, und damit man in allen Launenhaftigkeiten sich auf der Höhe ausländischer Liebhabereien zeige, vermehrt ein Regimentstambour zu Modena dieses Material durch angebotene Originalbriefe, die er in dem „Catalogo di mille ottocento e più autografi di personaggi che furono rinomati sul trono, nelle cose di guerra o di stato, nel clero, nelle scienze, nelle lettere o nelle arti, pertinenti ad Antonio Gandini" (Modena 1837) beschreibt, versteht sich mit den beigesetzten, nicht mäßigen Preisen. 6.

Notiz.

Blücher's einzige Vorrede.

Bei dem Feste, welches die preußischen Freiwilligen am 3. Febr. d. J. in Köln gefeiert haben, schenkte Ernst Förster dem Archive des Vereins ein Heft Gedichte seines Bruders, Friedrich Förster, die derselbe im J. 1813 verfertigt hatte. Hierzu hatte Blücher folgende Worte geschrieben:

„Unter den mancherlei Beweisen, welche mir Sachsens Bewohner von echten, deutschen Gesinnungen und von warmem Eifer für die gute Sache gegeben haben, weiß ich Ew. Wohlgebohren mir in dem gefälligen Schreiben vom gestrigen Tage geäußerten Wunsch, einige Kriegsgesänge, deren Verbreitung gewiß den beabsichtigten Zweck nicht verfehlen wird, durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, besonders zu schätzen, woher ich Dieselben nicht allein hierzu authorisire, sondern auch auffordere, diese Gesänge dem Druck zu übergeben, und können diese Zeilen zur Annahme-Ordre für die Druckerei dienen.

Dresden, den 1. April 1813. Blücher."

Es mag dies wol, setzt Immermann in seiner Beschreibung des Festes (Köln 1838) hinzu, die einzige Vorrede sein, welche Blücher verfaßt hat. Das Imprimatur, was er zum Schlusse derselben ertheilt, ist einfach wie Alles, was von ihm ausging. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 341. — 7. December 1838.

Paul de Kock.

(Fortsetzung aus Nr. 340.)

3. Andreas der Savoyarde. Von Paul de Kock. Aus dem Französischen übertragen von A. Th. Peucker. Drei Bände. Breslau, Verlags-Comptoir. 1837. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Dies Buch ist vielleicht dasjenige von unsers Autors Werken, in dem wir am wenigsten vom Salz des Scherzes und der Komik begegnen; doch ist das akademische Modell, der liederliche Rossignol, eine musterhafte Zeichnung, die an seine besten Gestalten erinnert. Aber auch eine Caricatur finden wir hier, wie er sie sich sonst nicht zu Schulden kommen läßt, den Grafen Francornard, die fratzenhafte Übertreibung des Stumpfsinns und der sittlichen Verschrumpftheit so manches alten Stammhalters. Die Liebhaber der Moral mögen sich hier an gesunder Moral sättigen, denn darauf läuft die Anlage des ganzen Buches hinaus, und der Zweck ist so augenscheinlich, daß er die Erfindung fast verdrängt. Zwei kleine Savoyarden wandern nach Paris, ihre verwitwete Mutter zu unterstützen; der Vater ist in Folge seiner Anstrengungen, den Wagen jenes Grafen Francornard dem Sturz in den Abgrund zu entreißen, gestorben. Bald nach seiner Ankunft in Paris trennt ein Zufall Andreas von seinem jüngern Bruder Peter, und das Medaillon, welches die kleine Tochter des Grafen in ihrer Hütte verlor, wird die Ursache seines Glücks. Er begegnet dem hochmüthigen Grafen, will es ihm zurückgeben, wird weggestoßen und von seinem Wagen überfahren, von einem Maler, dem Geliebten der Gräfin und wahrscheinlichen Vater der kleinen Adolfine, aufgenommen und in seiner darauf folgenden Krankheit verpflegt. Die Gräfin, durch den Maler Dermilly von dem Vorfall unterrichtet, läßt den Sohn des Retters ihrer Tochter erziehen. Andreas verliebt sich in diese Tochter, welche nach dem Willen der Ältern einem Marquis, ihrem Vetter, bestimmt ist. In Folge dieser Leidenschaft verläßt Andreas das Haus der Gräfin und lebt von nun an bei Hrn. Dermilly, der ihm auf dem Todtenbette sein ganzes Vermögen vermacht. Weinend steht der Jüngling nach einem Besuch in jenem Palast, wo er die Zerstörung all seiner Verhältnisse aufs bitterste empfunden, in dem Thorwege eines gegenüberliegenden Hauses; da bemerkt ihn ein kleiner Savoyarde, den seine Trostlosigkeit rührt. Sie nähern sich einander; es ist Peter! „Wie", sagt er, „du bist so schön angezogen und du weinst? und ich, in meinen schwarzen Kleidern, ich singe?" Sie reisen in die Heimat, ihre alte Mutter zu besuchen, die indeß den Sohn verloren hat, welcher bei ihr zurückgeblieben war, und Andreas kauft ihr ein kleines Landgut, wo sie ihre alten Tage in Ruhe verleben kann. Als er nach Paris zurückkehrt, findet er Adolfinen als erklärte Braut; an ihrem Hochzeittage verschwindet er und läßt Petern die Herrschaft seines Vermögens. Peter macht einen dummen Streich über den andern und wird unter Rossignol's Leitung zum ausschweifenden Menschen. Niemand weiß, wo Andreas ist; aber unermüdlich sucht ihn Manette, des braven Wasserträgers Tochter, der Andreas zuerst aufnahm, als er arm und verwaist in Paris umherlief; Manette, die Andreas lange schon in stummer, ungetheilter Liebe zugethan war, dem kleinen, armen André, den sie verpflegt, gespeist, mit dem sie gespielt hat. Ihr Herz sagt ihr, wo er ist: er muß sich in der Nähe des Schlosses aufhalten, welches er als Kind mit Adolfinen bewohnte, in welchem er sie lieben lernte. Manette findet ihn, und Andreas kehrt, gerührt von ihrer Liebe und ihren Reizen, nach sechsmonatlicher Abwesenheit zur Stadt zurück, stellt die Ordnung in seinem Hauswesen wieder her und wirbt um das vortreffliche Mädchen. Da erfährt er, daß Adolfinens Mann sie verlassen, nachdem er ihr Vermögen durchgebracht, und verkauft das Erbtheil Dermilly's, um im Geiste seines Pflegevaters zu handeln. Er übergibt der Gräfin die daraus gelöste Summe durch unbekannte Hand, entschlossen, künftig vom Ertrage seines Pinsels zu leben. Doch nach einiger Zeit erscheint und verschwindet der Marquis wieder, indem er Das mit sich nimmt, was Andreas seiner Frau gegeben. Trost- und hülflos sieht Andreas die vornehme Frau wieder; abermals unterstützt er sie mit einer Summe, die er zu seiner Hochzeit bestimmt hatte, welche nun ganz im Stillen vor sich geht. Doch Adolfine erfährt die Verheirathung Dessen, den sie heimlich liebte, und diese Nachricht gibt ihrem bestürmten Leben den Todesstoß. Sie stirbt in Andreas' Armen, und die vereinzelte Gräfin bezieht mit seiner Familie das kleine Gut seiner Mutter in Savoyen.

Die Lehre, welche hier Reichen und Armen gegeben

Digitized by Google

wird, kann nicht vortrefflicher sein. Den Armen sagt das Buch, daß das wahre Glück Arbeit, Leben und Lieben unter Gleichen ist; daß eine falsche Lage selbst Rechtlichkeit, Talent und Fähigkeit drücken und unglücklich machen muß; daß Der, dessen Fähigkeiten nur auf körperliche Anstrengungen angewiesen waren, nicht glücklicher wird, wenn ihm Fortuna die Nothwendigkeit dazu plötzlich entzieht. Den Reichen sagt es, daß Geld und Rang ohne Tüchtigkeit wenig ist, und daß sie in ihrem eignen Interesse wohl thun würden, persönlichen Werth ohne Rang und Vermögen dem umgekehrten Verhältnisse vorzuziehen; es sagt das Alles ohne Geschraubtheit und Prätension, durch Thatsachen, im schlichten, einfachen Tone, der Paul de Kock eigen ist, und man müßte damit völlig zufrieden sein, wenn die Moral der Erfindung einziges Element wäre.

4. Der Leichtsinnige, von Paul de Kock. Aus dem Französischen übertragen von A. Th. Peucker. Zwei Bände. Breslau, Verlags-Comptoir. 1837. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Blieben die vorstehenden Werke Paul de Kock's hinter manchen seiner ausgezeichneteren Arbeiten zurück, so erreicht dieses letzte jene wieder vollkommen. Es ist eine höchst bedeutende, durch ihren strengen moralischen Ernst und ihre tiefe psychologische Wahrheit fast tragische Schöpfung, dieses Charakterbild des unglücklichen Mannes, der vom schwachen und gewöhnlichen, aber noch gutmüthigen Menschen nach und nach bis zum Nichtswürdigen herabsinkt, welcher all die Seinigen unglücklich macht, Frau und Sohn ins Grab stürzt. Nur eine Tochter bleibt übrig und wird durch ihren, mit einem kleinen Vermögen aus Indien zurückkehrenden mütterlichen Oheim dem Schicksale der Andern entrissen; eine Tochter, deren Rettung die einzige poetische Gerechtigkeit ist, welche der unglücklichen Mutter widerfährt, wir müßten denn die hoffnungslose, mädchenhafte, unerwiderte Liebe des Handwerkers, der Leonien die Augen zudrückt, dafür halten. In Deutschland sind solche Gestalten in dieser Classe wol sehr selten; das französische Volk, der feinern Organisation südlicher Nationen schon theilhaftig, hat oft ähnliche Erscheinungen in seiner Mitte gesehen. Es ist schön, daß der Verf. hier nicht den gemeinen Romanengang einschlug und Justin über den Tod der Mutter mit der Tochter Hand tröstet, daß diese Tochter nur dazu da scheint, den auf ihr ruhenden Segen der Mutter anzudeuten und die völlige Scheidung von dem Vater, der nach acht Jahren, im Auslande in des nichtswürdigen Mongérand Gesellschaft verlebt, vor der Thüre der Tochter erscheint, um sie noch einmal zu sehen, und von ihr für einen Bettler gehalten wird, dem sie, gütig und gefällig, ein Almosen herabwirft. Jetzt geht Karl in sich, aber die späte Reue auf den Gräbern seiner Gattin und seines Sohnes dient nur dazu, ihn auf seinen Tod vorzubereiten, denn wenige Stunden darauf fällt er vor der Pistole seines Gegners, der über dem blutigen Leichname die Worte wiederholt, mit denen man von jeher alle Thorheiten des Lebenden entschuldigte: „Es war doch ein guter Kerl!" In diesen Worten, in dem Tode durch die Hand des Verführers selbst, in dem schmerzlichen Wiedersehen der Tochter, des Letzten, was auf Erden von den Seinen bleibt, in der Unmöglichkeit, sich ihr zu nähern, liegt der ganze Sinn, die ganze Tragik des Romans. Wer Paul de Kock unmoralisch schilt, der lese dieses Buch, in welchem einer strengen Moral und der fürchterlichen Wahrheit des Lebens die Poesie fast aufgeopfert würde, wenn nicht der Bund beider so eng und unzerstörbar wäre, daß aus der Größe der einen die andere immer wieder wie von selbst, wenn auch in verwandelter Gestalt, hervorgehen muß. Wie leise sind die ersten Andeutungen von Karl's Fehlern, und wie bald überwältigen sie ihn und Alles, was mit ihm zusammenhängt! Mongérand, Karl leben; selbst Rozat in seiner negativen Niederträchtigkeit. Balzac und Paul de Kock sind eine Art Antipoden, und sie zeigen dies auch darin, daß der Eine fast nur die höhern Stände schildert, der Andere nur die Mittelclassen, wodurch er uns einen interessanten Blick in dieses Leben und Treiben gewährt, welcher uns bewirft, daß ähnliche Zustände sich unter denselben Lebensbedingungen in allen Ländern wiederholen, und daß eine gewisse Bürgerlichkeit trotz Bildung, Freiheit und Gleichheit in Paris so gut wie anderwärts die mittlern Kreise der Gesellschaft auch geistig von den höhern scheidet.

5. Schwester Anna. Nach dem Französischen des Paul de Kock. Zwei Bände. Breslau, Verlags-Comptoir. 1838. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Die komischen Partien des Romans sind breit und unbedeutend. Ein lustiger Taugenichts, der sein und anderer Leute Geld durchbringt, ein schwacher und sentimentaler junger Graf, sein Freund, der sich von ihm und seinen Liebesabenteuern am Fädchen ziehen läßt, dessen strenger Vater, ein einfältiger Mentor, der nichts kann als essen, die Erlebnisse dieser Leute auf Reisen in schlechten Schenken, burleske, aber oft platt-derbe Situationen, das Alles mischt sich, ohne dazu zu passen, mit einem rührenden Romane, der erst in der Mitte des ersten Bandes beginnt, aber so wunderbar spannend und ergreifend ist, sowol durch Das, was er sagt, als was er verschweigt, sodaß wir nicht glauben würden, ein Buch Paul de Kock's zu lesen, erinnerte uns nicht die einfache Natürlichkeit dieses Pathetischen wieder an seine Manier, führten nicht die eingestreuten komischen Scenen gewaltsam zu ihm zurück. Das Buch endet traurig mit dem Tode der armen, stummen, gemißbrauchten Heldin, die jedoch vorher die Sprache wiederfindet und rührenden Abschied von ihrem Geliebten nimmt. Die Art, wie sie sie wiedererhält, ist von wahrhaft künstlerischer Erfindung, der Ring rundet sich zum Ganzen, die Schlange beißt sich in den Schwanz. Die Geschichte ist aber zu erschütternd, als daß wir uns entschließen könnten, sie durch die Überlieferung ihres Skeletts zu ernüchtern.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Geschichte der Feldzüge in Italien und Deutschland im Jahre 1800. Mit zwei Planen. Berlin, Mittler. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Kein Jahr der neuern Kriegsgeschichte ist so arm an deutschen Darstellungen als das von 1800, daher verdient der Verf. Dank, daß er diese Lücke ausgefüllt hat. Seine Arbeit ist ein besonderer Abdruck aus dem größern Werke: „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792", und für Diejenigen bestimmt, welche sich für die Kriegsereignisse von 1800 interessiren und nicht in dem Falle sind, jenes bändereiche Werk anzuschaffen.

Zuvörderst erhellt aus dem vorliegenden Werke ein überaus sorgfältiges kritisches Quellenstudium, was um so nothwendiger war, als der Verf. größtentheils französischen Autoren folgen mußte. Seine Befähigung zu ähnlichen Arbeiten hat er durch die Herausgabe des obengenannten größern Werks mehr als hinreichend beurkundet, indem dasselbe von dem militairischen Publicum längst als das beste deutsche Originalwerk über die wichtige Kriegsperiode von 1792—1815 anerkannt ist. Es ist ihm gelungen, den übermächtigen Stoff auf angemessene Grenzen zurückzuführen, nichts Wesentliches zu übergehen und alle untergeordneten Details mit weiser Auswahl auszuschließen. Ein würdiger Styl macht das Ganze ebenso unterhaltend als lehrreich. Eine Einleitung macht den Leser mit den Verhältnissen der kriegführenden Theile zu Anfang des Jahres 1800 und mit den gegenseitigen Operationsplanen bekannt. Sofort beginnt der Verf. mit dem Feldzuge in Italien, und zwar zuvörderst mit den Operationen der Obergenerale Masséna und Melas in der Umgegend von Genua. Bei den sich häufig widersprechenden Angaben französischer und deutscher Quellen sieht sich der Verf. häufig auf Combinationen der Wahrscheinlichkeit beschränkt. Zu rühmen ist die bestimmte Nachweisung der einander gegenüberstehenden Truppenabtheilungen, welche man in den meisten andern Werken häufig vermißt.

Der zweite Abschnitt enthält die Ereignisse in den westlichen Apenninen unter Suchet und Elsnitz in den Monaten April und Mai, welche damit endigten, daß Suchet, obwol ungleich schwächer als sein Gegner, diesen dennoch mit einem Verluste von 9000 Mann vom Var nach Piemont zurückdrängte. Bei der Einschließung Genuas durch General Ott vermissen wir eine topographische Beschreibung der Lage dieser Stadt, ohne welche die vielen Gefechte, welche hier stattfanden, kaum verständlich sind. Dieser Mangel wird für den Leser um so fühlbarer, weil es an einem Plane fehlt. In Genua stieg die Noth zu Anfang des Juni auf das Höchste. An die Stelle des Brotes trat eine Mischung von $^{5}/_{100}$ Kleien, $^{35}/_{100}$ gemahlener Hirse, $^{10}/_{100}$ Stärke und $^{50}/_{100}$ Weizenmehl, wovon der Soldat nur 6—12 Loth erhielt. Die ärmere Classe der Bevölkerung erhielt Kräutersuppen, zu denen man allmälig alle in den Apotheken verräthigen Medicinalpflanzen verbrauchte; selbst der kräftige Charakter eines Masséna vermochte solchem Elende in die Länge nicht zu widerstehen, weshalb er sich am 4. Juni genöthigt sah zu capituliren.

Im dritten Abschnitte schildert der Verf. die Operationen, welche der Schlacht bei Marengo vorausgingen. Daß Bonaparte, nach Überschreitung des St.-Bernhard sich nicht gegen Genua, sondern gegen die Lombardei wendete, bleibt genial, wie sehr der Verf. auch in einer Note sich bemüht, diesen Entschluß als einen ganz gewöhnlichen darzustellen. Die Schlacht bei Marengo, eine der folgenreichsten des ganzen Jahrhunderts, wird von dem Verf. mit genauer, kritischer Sichtung der vielfachen Widersprüche, welche dieselbe bis jetzt entstellten, geschildert und durch einen kleinen Plan verdeutlicht.

Die Beschreibung der Schlacht bei Marengo hat ihre eigne nicht uninteressante Geschichte, welche wol werth ist, hier im Auszuge mitgetheilt zu werden. Der 1823 bekannt gemachte vierte Band des „Mémorial du dépôt de la guerre" enthält fünf verschiedene Darstellungen dieser Schlacht, die alle wesentlich voneinander abweichen und die der Verf. in Einklang zu bringen gesucht hat. Als man sich 1803 zu Paris mit einer vollständigen Darstellung der Schlacht bei Marengo beschäftigte, war nur die Rede davon, einen instructiven Aufsatz für jenes „Mémorial" zu liefern. Allein Bonaparte wollte, daß es ein selbständiges Werk werde. Als Material wurden zunächst der Amtsbericht im „Moniteur", der Bericht Berthier's und Dupont's, des Chefs vom Generalstabe, das Journal des mit den topographischen Arbeiten beauftragten Obersten Brossier und zwei Auszüge aus deutschen Zeitschriften benutzt. Da aber keine dieser Quellen die Bewegungen der französischen Truppen genau angab, so befragte man die bei der Schlacht gegenwärtig gewesenen Generale und Stabsofficiere mündlich und schriftlich. Hernach zeichnete Graf von Castres die verschiedenen Bewegungen auf acht Blätter. Berthier legte sie dem ersten Consul vor; dieselben kamen aber so mit Tinte und Bleistift durchstrichen aus den Tuilerien zurück, daß mit Ausnahme des ersten und letzten, worauf die Stellungen vor und nach der Schlacht sich befanden, alle neu gezeichnet werden mußten. Nachdem die Bewegungen neu eingetragen und von Bonaparte genehmigt waren, begann der Stich der Platten. Napoleon wurde inzwischen als König von Italien gekrönt und wollte auf dem Schlachtfelde von Marengo eine große Heerschau halten, was Berthier auf den Gedanken brachte, ihm dort und am Jahrestage der Schlacht das Werk zu überreichen. Demgemäß wurden fünf Exemplare, die einzigen abgezogenen, nach Mailand gebracht. Aber die Ideen des Kaisers hatten sich geändert; Pläne und Text, obwol von ihm corrigirt und genehmigt, sagten ihm nicht mehr zu. Eines jener Exemplare durchstrich er eigenhändig; der Rückzug sollte nicht parallel mit der Straße erfolgt, und Carra St.-Cyr nicht so weit von Castel Ceriolo gewichen sein. Wahrscheinlich erinnerte man ihn an die im Kriegsarchive vorhandenen Documente, welche dieser neuen Behauptung widersprachen und eines Tages der Nachwelt die Absicht verrathen mußten, sie zu täuschen, denn er sendete dem Director Samson jene fünf Exemplare mit dem förmlichen Befehle, sie nebst allen handschriftlichen und gezeichneten Beweisstücken zu verbrennen, den Satz auseinandernehmen und die Kupferplatten abschleifen zu lassen. Nach Berthier's Rückkehr wurden in seinem Cabinete alle Pläne neu bearbeitet und Blatt für Blatt dem Kaiser vorgelegt. Die ersten gingen ohne Schwierigkeit durch; die wichtigen Veränderungen begannen mit dem Rückzuge von Lannes, dessen Richtung so viel als möglich von der großen Straße abweichen mußte. Man hatte Carra St.-Cyr nur um einige 100 Toisen hinter Castel Ceriolo zurückweichen lassen; aber Napoleon durchstrich die Stellung und bemerkte am Rande: „Die Division Carra St.-Cyr in Castel Ceriolo; sie barricadirt sich daselbst." Nach solchen Vorgängen ist es hinreichend gerechtfertigt, wenn der Verf. von den Angaben der französischen Autoren bedeutend abweicht und an der Hand der „Östreichischen Militairzeitschrift" dieselben kritisch beleuchtet.

Die nächste Folge der Schlacht bei Marengo, die unglückliche Convention von Alessandria, wird von dem Verf. allzu mild beurtheilt; kein Wort des Tadels trifft den Feldmarschall Melas, der unter einer andern Regierung zuverlässig vor ein Kriegsgericht gestellt worden wäre. Hier vermissen wir des Verf. gewohnte Unparteilichkeit.

Die Ereignisse am Po, an der Etsch, in Graubündten und in Tirol sind klarer als in irgend einem neuern Werke dargestellt und trotz ihrer Zersplitterung in ein lebenvolles Gemälde zusammengefaßt. Sofort wendet sich der Verf. zu dem Feldzuge in Deutschland, wo Feldzeugmeister Kray an des Erzherzogs Karl Stelle den Oberbefehl übernommen hatte, dessen Heer auf einer Linie von 40 deutschen Meilen zwischen Mainz, Freiburg und Schaffhausen ausgedehnt stand. Die Gefechte bei Engen und die Schlacht bei Möskirch sind ohne Pläne für den Leser nicht verständlich; es hätte wenigstens eine brauchbare Karte, wie z. B. die von Wörl von Würtemberg und Baden,

Digitized by Google

citirt werden sollen. Die Schlacht von Mößkirch ist eine von den todtgeborenen, welche außer dem gegenseitigen Verluste, der sich auf je 4000 Mann belief, durchaus keine Folge hatte. St.-Cyr spielt während derselben eine bis jetzt noch nicht aufgeklärte zweideutige Rolle. Kray hielt wenigstens die Waffenehre der Östreicher aufrecht, aber Sztarray handelte unmittelbar nach derselben durch seinen Rückzug auf Biberach gänzlich kopflos. Zwar machte St.-Cyr durch den entschlossenen Angriff auf Biberach sein unthätiges Benehmen bei Mößkirch wieder gut, dennoch ward der erfochtene Vortheil von ihm nicht mit der gehörigen Lebhaftigkeit verfolgt, sodaß es Kray gelang, ohne große Verluste nach Ulm zu entkommen.

Kray's unmotivirter Rückzug bis Ampfing und das langsame Nachrücken Moreau's bis zum Waffenstillstande von Parsdorf ist klar auseinandergesetzt; auch holt der Verf., an diesem Abschnitte angelangt, die Ereignisse auf den minder wichtigen Theilen des Kriegsschauplatzes nach, als z. B. die Gefechte an der Nidda, in Vorarlberg und Tirol, wo sich Molitor trotz seiner geringen Truppenzahl dem Fürsten von Reuß in jeder Beziehung überlegen zeigte.

Der fünfundvierzigtägige Waffenstillstand von Hohenlinden ward von Östreich mit Thätigkeit benutzt, um seine Lage zu verbessern; was in dieser Frist geschah, wird von dem Verf. aufgezählt. Aber alle diese Rüstungen wurden dadurch wieder paralysirt, daß an Kray's Stelle der achtzehnjährige Erzherzog Johann den Oberbefehl erhielt und ihm der Feldzeugmeister Lauer beigegeben ward, ein bejahrter Ingenieuroffizier, welcher noch nie ein bedeutendes Commando im Felde geführt hatte. Neben andern minder wichtigen Ursachen führte insbesondere das alte östreichische System der Zersplitterung in mehre Colonnen, welchen ungleichartig beschaffene Straßen angewiesen waren, die Niederlage bei Hohenlinden herbei. Richepanse erscheint nach der Darstellung des Verf. als der eigentliche Held dieses Sieges. Bei allem Reichthum der Quellen, welche der Verf. in seinen Noten citirt, ist ihm dennoch eine höchst wichtige Schrift entgangen; wir meinen das Werkchen: „Über den Feldzug der deutschen und französischen Armee in Deutschland im Sommer und Winter des Jahres 1800, von einem Offizier der alliirten Truppen im Laufe des Feldzuges verfaßt" (1801). Es ist der jetzt verstorbene Generallieutenant und Generalquartiermeister Freiherr von Varnbüler in königlich würtembergischen Diensten, welcher als Hauptmann des Generalstabes jenem Feldzug beiwohnte und das Werkchen unter dem lebendigen Eindrucke jener Ereignisse niederschrieb. Dasselbe enthält höchst wichtige Angaben und ist durch eine Menge strategischer Betrachtungen bereichert. Nach dem am 25. Dec. abgeschlossenen Waffenstillstande von Steier entwirft uns der Freiherr von Varnbüler folgendes niederschlagende Bild des östreichischen Heeres: „Hier in den Wäldern von St.-Pölten lag nun die deutsche Armee, elender als eine Horde Bettler, ihre Gerippe nur noch in Lumpen gehüllt, mit todtendlichen Gesichtern, nackten Füßen, abgestumpften Sinnen, hinter ihnen die Spuren ihrer eignen Verwüstung, in den Herzen Aller — lauter Fluch über ihr Schicksal."

Wer vermag den mehr als erbarmungswürdigen, elenden Zustand des braven, geduldigen, achtungswerthen östreichischen Soldaten zu beschreiben! Während anderthalb fürchterlicher Wintermonate auch keinen einzigen Tag Ruhe unter dem Schutze eines Daches, während 23 Wintertagen unausgesetzte Rückmärsche, auf denen in den erbärmlichsten Wegen gewöhnlich 10, 12—15 Stunden zugebracht wurden; Entbehrung des Schlafes, fürchterlicher Mangel an allen Lebensmitteln, an Kleidungsstücken! Kein Beispiel, kein Zuspruch von oben herab, mithin kein Zutrauen, keine Liebe, kein Gehorsam mehr von unten hinauf! Es leben noch viele Augenzeugen jenes demüthigenden Feldzuges, welche bekräftigen können, daß diese Schilderung keineswegs übertrieben ist. Durch Benutzung des genannten Werkchens würde die Darstellung des Verf. an lebendiger Färbung nicht wenig gewonnen haben. In einem Anhange gibt der Verf. Rechenschaft über die von ihm benutzten gedruckten Quellen, welche er mit kurzen kritischen Noten über ihre Brauchbarkeit begleitet. Die beigegebenen zwei Pläne der Schlachten von Marengo und von Hohenlinden sind sauber ausgeführt, aber in zu kleinem Maßstabe, um ein klares Bild der einzelnen Bewegungen zu geben. Auch hat sich der Leser schwer zu orientiren, weil keine Bezeichnung angibt, wohin die Straßen führen. 48.

Notiz.

Dr. Francia.

In den „Letters on Paraguay" entwirft das Gebrüder- und Touristen-Paar J. P. und W. P. Robertson, das sich vier Jahre lang in dieser Republik aufgehalten hat, ein merkwürdiges geistiges wie physisches Portrait von Francia aus der Zeit, da derselbe noch ein harmloser Doctor war. „An einem jener lieblichen Abende Paraguays", erzählt Robertson, „wenn der Südwestwind die Luft gereinigt und abgekühlt hat, gerieth ich auf der Jagd in ein friedliches Thal, das alle die eigenthümlichen Reize der Landschaften Paraguays vereinigte. Plötzlich sah ich eine niedliche, aber einfache Wohnung vor mir. Ein Rebhuhn flog auf, ich drückte los und traf. „Buen tiro!" (ein guter Schuß!) rief eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich um und erblickte einen Herrn von ungefähr 50 Jahren, schwarz gekleidet und einen weiten Scharlachmantel oder Capot über den Schultern tragend. In der einen Hand hielt er eine Maté-Schale, in der andern eine Cigarre, und ein kleiner Negersklave stand mit gekreuzten Armen neben ihm. Das Antlitz des Fremden war finster, seine dunkeln Augen hatten einen durchdringenden Blick, und das schwarze Haar, von der kecken Stirn zurückgekämmt und in natürlichen Ringellocken bis über die Schultern hängend, gab ihm ein würdevolles, imponirendes Ansehn. An den Schuhen wie über dem Knie an den Hosen trug er große goldene Schnallen. Ich entschuldigte mich, daß ich so nahe bei seiner Wohnung geschossen; doch mit der größten Güte und Höflichkeit versicherte er, es bedürfe keiner Entschuldigung, sein Haus und sein Territorium ständen mir zu Gebote, so oft ich mich mit der Flinte in dieser Gegend unterhalten wollte. Mit der hier zu Lande allgemeinen Gastlichkeit ward ich dann eingeladen, unter dem Corridor Platz zu nehmen, Maté zu trinken und Cigarren zu rauchen. Eine Himmelskugel, ein großes Fernrohr und eine große Meßscheibe unter dem Portiens, Alles stimmte damit überein, was ich von des Doctors Vorliebe für geheime Wissenschaften gehört hatte. Im Verlauf der Unterhaltung deutete er darauf hin, daß der politische Zustand Paragnays ihn zwinge, in der größten Einsamkeit zu leben, damit man nicht seine gewöhnlichsten Handlungen auf eine unselige Art auslege. Von dem blutdürstigen Hange und der unbeherrschbaren Laune, die ihm später eine so traurige Berühmtheit erwarben, zeigte sein damaliges Wesen nicht die mindeste Spur. Er erschien im Gegentheil unterthänig und anspruchslos, seine Grundsätze, so viel sich aus seinen Äußerungen entnehmen ließ, waren nicht sehr erhaben, aber ehrlich, und seine Redlichkeit als Advocat war nie bestritten worden. Eitelkeit schien der hervorstechende Zug seines Charakters, und wenn in seiner Miene auch ein versteckter Ernst und fast fortwährende Strenge herrschten, so gewann ihm das Lächeln, das er zuweilen um den Mund spielen ließ, um so sicherer seine Umgebung." Dennoch war Dr. Francia, wie Robertson später erfuhr, grade um die Zeit, da er den Einsiedler spielte, mit den lebhaftesten Intriguen gegen die Regierung beschäftigt, er fühlte den Landleuten an den Puls, ob ihr republikanisches Geblüt keinen Aderlaß verlange. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 342. —— 8. December 1838.

Paul de Kock.

(Beschluß aus Nr. 341.)

6. Die Jungfrau von Belleville. Frei nach dem Französischen des Paul de Kock von A. Th. Peucker. Zwei Theile. Breslau, Verlags-Comptoir. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein reicher Bürger aus Belleville erzieht seine Tochter zur Prüde, weil er hofft, ihr dadurch die Erbschaft einer alten jungfräulichen Tante zuzuwenden. Das Kind, dessen Unschuld tägliches Thema der Gespräche ihrer Ältern wird, der Thermometer, an dem sie ihren Glückszustand ermessen, ist weit klüger als diese, hat die größten Anlagen zur Intrigue und lernt aus einer solchen Erziehung nur Heuchelei. Lange gilt Virginie für das Muster aller jungen Mädchen, während man ihrer offenern Gespielin ihre Übelthaten zuschreibt, weil sie es so einzurichten weiß, daß aller Verdacht auf diese fällt, und Adrienne zu edelmüthig ist, die falsche Freundin zu verrathen. Diese entwickelt nach und nach eine so merkwürdige Verschlagenheit, eine so verwegene Geistesthätigkeit, auf höchst komische Weise mit völliger — Unschuld können wir es nicht nennen, das würde dem Worte eine rein materielle Deutung geben heißen — Ignoranz gepaart, daß wir ihren mit niedergeschlagenen Augen vollbrachten Streichen den Antheil nicht versagen können, welchen die Entwickelung jeder Lebensthätigkeit uns abfodert. Wir wollen wirken, geschehen sehen, und das Gemüth, in dem am meisten vorgeht, ist uns in der literarischen Darstellung das interessanteste. Als nun aber eine wahre Leidenschaft reinigend dazutritt, Virginie dem Grafen den armen Künstler vorzieht und, im Begriffe ihre Wünsche durch eine Heirath mit diesem gekrönt zu sehen, erkennt, wie störend sie in Adriennens frühere Rechte getreten, wie unglücklich diese durch den falschen Schein geworden, den sie auf sie zu werfen gewußt hat; als sie dem Geliebten Adriennens Unschuld und ihr eignes Unrecht gesteht, ihn dieser und seinem Kinde zurückgibt, gewinnt sie uns ganz, und was wir früher Ränkesucht und Heuchelei nannten, heißt uns jetzt Charakterkraft und jugendlicher Übermuth. Daß Virginie den Grafen nun noch frischweg statt des vorigen Bräutigams heirathet, liegt wol tief in diesem Charakter wie in der französischen Ansicht begründet, der zufolge Heirathen ein so unerlaßliches Bedingniß weiblichen Daseins ist als Athemholen, und wenn wir bedenken, welche traurige Existenz ihrer unter ihren albernen Verwandten harrte, können wir der Heldin den Entschluß kaum verargen.

Das Buch ist gut erfunden, aber, flüchtig ausgeführt, in einigen Partien sehr schwach, wo Caricatur die Kraft der Komik ersetzen muß, verletzend und anstößig wirkt; indessen ist die Seichtigkeit der öffentlichen Meinung, die nur vom Scheine lebt, hier auf schlagende Weise dargethan.

7. Soldat und Prinzessin. Roman nach: Un Tourlourou des Paul de Kock. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1838. Gr. 12. 2 Thlr.

Ein junges Mädchen, die Pflegetochter eines Schenkwirths in der entferntern Umgebung von Paris, wird von einer vornehmen Dame, welche die Phrase eines Briefes täuscht, für die Tochter einer ihrer Freundinnen gehalten. Erfreut über das Romanhafte dieser Angelegenheit, welches in die Langeweile ihres Landlebens fällt, und eine plötzliche Laune für das Mädchen fassend, nimmt sie sie in Erwartung der baldigen Rückkehr der Mutter bei sich auf, und gleich finden sich auch zahlreiche Verehrer, welche die muthmaßliche Erbin der kinderlosen Herzogin bestürmen. Bei einer kleinen Abwesenheit ihrer Beschützerin entführt der eine derselben Marien, indem er die Unerfahrene, durch die Neuheit ihrer Lage Berauschte glauben macht, jene Beschützerin erwarte sie in Paris. Ein junger Mann, der Soldat geworden, weil sie ihn verschmäht — un tourlourou heißt in der Volkssprache ein Rekrut —, rettet das Mädchen; aber Ereignisse und Mariens herzlose Eitelkeit trennen sie, sie fällt dem zweiten jener Bewerber in die Hände, dem dieser Zufall dieselben Absichten wie dem ersten einflößt. Im entscheidenden Augenblicke gelingt es Pierre, Marien zum zweiten Male zu retten, doch während er einen Fiaker für sie sucht, weil sie ihren schönen Hut nicht im Regen verderben lassen will, findet sie der Graf v. Aubigny, der ihr verspricht, sie zu ihrer Beschützerin zu bringen; er setzt sie jedoch, vorgeblich aus Bequemlichkeit, erst bei sich ab, vielleicht weil er ihre Abenteuer mit mistrauischen Augen und sie als gute Prise betrachtet. Ihn liebte sie, dies kommt in der Erzählung ihrer Begebenheiten zum

Digitized by Google

Vorschein, und hingerissen von ihrer Schönheit und Grazie, vergißt der Graf sich und seine eigentliche Geliebte. Die Scene, welche Marien veranlaßt mehre Tage bei ihm zu bleiben, ist mit so vieler Zartheit angelegt, daß wir Beide bedauern, statt den Verführer oder die Verführte zu richten. Der Graf kommt jedoch bald zum Bewußtsein und überredet Marien, sich zu ihrer Beschützerin zu begeben, erfindet ihr einen Roman, ihr Verschwinden zu motiviren, denn der erste Entführer war der Liebhaber der Beschützerin, deren Gunst durch ein offenherziges Geständniß für Marien verloren gewesen wäre. Nun erscheint aber endlich die Herzogin selbst und zeigt sich empört über die Zumuthung, daß Marie ihre natürliche Tochter sei; sie habe in ihrem Briefe zwar von einem Kinde gesprochen, aber nur von einem Kinde ihres Geistes, dem ersten Band ihrer Memoiren, welchen sie vor der Restauration in jenes Dorf geflüchtet. Jetzt fällt nach und nach Alles von der armen Marie ab, Aubigny's Zusicherung einer Rente beachtet sie nicht, da sie das Geständniß seiner Verlobung und Liebe zu einer Andern begleitet; sie will nicht in ihr Dorf zurück, weil sie sich Mutter fühlt, und stürzt sich in den Kanal. Pierre's Gefährten hören sie fallen, er zieht sie heraus, sie gesteht ihm Alles, und in einer rührenden Scene bietet der junge Mann ihr seine Hand; sie verheirathen sich in ihrem Dorfe.

Die Erfindung ist originell, die Charakterzeichnung, auch die der Personen aus der höhern Gesellschaft, scharf, fein, durchgängig musterhaft, die Situationen sind wehthuender, erschütternder als sonst bei dem Verf.; Mariens harter, egoistischer Charakter bedurfte starker Schicksalsschläge, um veredelt zu werden, aber er wird es durch die Katastrophe ihrer Schuld. Der glückliche, sühne Schluß war nothwendig, um uns mit diesem Allen zu versöhnen, ist aber darum nicht minder schön und ergreifend.

8. Moustache und die drei Studenten. Von Paul de Kock. Aus dem Französischen von St. Friedrich. Drei Theile. Breslau, Verlags-Comptoir. 1838. 8. 3 Thlr.

Moustache ist ein Hund, der als Hund nichts Besonderes hat, als daß er vorzüglich gern Schinken frißt und das Haus immer wieder auffucht, in dem er erzogen worden, Neigungen, durch welche er wesentlich dazu beiträgt, den Knoten des Romans zu schürzen. Dieses Haus, welches nahe an den Barrièren von Paris liegt, hat seinen frühern Eigenthümer gewechselt und gehört jetzt einem reichen Manne, der es dazu benutzt, auf erfinderische Weise Contrebande zu machen; er läßt nämlich Cognac, Öl und andere steuerbare Flüssigkeiten jenseit der Barrièren einen unterirdischen Weg durch Röhren in dasselbe nehmen und bringt sie so steuerfrei in die Stadt. Gestützt von dem Hunde, der ihm wegen eines Stück Schinkens, welches er in der Tasche trägt, nachläuft, gelangt ein junger Mann spät Abends in dieses Haus, wo er die dermalige Eigenthümerin des Hundes, eine hübsche Grisette, der er im Laufe des Tages begegnet, zu finden und ihr denselben wieder zuzustellen hofft. Statt dessen fällt er in die Hände der Contrebandiers, die er für Falschmünzer hält, und die ihm mit dem Tode drohen, wenn er ihre Geheimnisse ausplaudern sollte. Halb fieberkrank langt Bouchenot wieder bei seinen Freunden an, zwei Studenten in der rue de la Calandre, die mit ihm in Einer Stube eine kümmerliche, höchst naiv beschriebene Wirthschaft führen, und findet sie halb verhungert. Vergeblich erwarteten sie ihn seit Mittags, da er ihr einziges Geld, das sie kurz vorher aus dem Verkaufe einiger Kleidungsstücke gelöst, zum Einkaufe von Speisen mitgenommen, und statt dieser oder Geldes bringt er ihnen ihren einzigen Rock zerrissen zurück. Die Verzweiflung ist groß, aber eine vor Kurzem neben ihnen eingezogene Grisette, bei der sie ein wenig Zuckerwasser für den Kranken suchen, wird der gute Engel des Kleeblatts, speist, erquickt es mit der schonendsten Freundlichkeit, pflegt des Kranken, und bald entspinnt sich ein zärtliches Verhältniß zwischen ihr und demselben, dem Tangenichts der Gesellschaft. Am folgenden Morgen erscheint dieser ein zweiter rettender Genius in der Gestalt ihres alten Freundes Heinrich, eines jungen Literaten, der Kaufmann geworden, um die Hand einer Geliebten zu gewinnen. Er gibt den ganz Entblößten Mittel, ihre Studien fortzusetzen, Bouchenot aber verschmäht das beschiedene Auskommen, welches er ihm bietet, und macht sein Glück, indem er dem Haupte der Falschmünzer in der Gesellschaft des Vaters von Heinrich's Geliebten begegnet, denn jener erkauft sein Schweigen durch die Übersendung einer bedeutenden Summe und die Zusicherung ansehnlicher Renten. Jetzt wird Bouchenot hochmüthig, aufgeblasen, vermeidet die Geliebte wie die alten Freunde und spielt den großen Herrn. Bald aber langweilt ihn sein einsames, unthätiges Leben im Schoose des Überflusses; er will heirathen und wird überall abgewiesen, weil er den rechtlichen Bestand seines Vermögens nirgend nachweisen kann. Nun erfährt er plötzlich, daß Freunde und Geliebte ihn für einen Polizeispion halten, daß sein Wohlthäter in Verzweiflung ist, weil der Vater seiner Geliebten sie nach jahrelangem Warten seinerseits einem Reichern, und zwar dem Haupte der Falschmünzer geben will, und Bouchenot entsagt seinem Reichthume, überwindet die Todesfurcht und entdeckt den Freunden Alles. Doch der Beweis ist nicht zu führen, sie können das Haus der Falschmünzer nicht wiederfinden, weil man seitdem gegenüber baute und die Straße eine andere Physiognomie angenommen. Da lockt ein Stück Schinken den verlorenen Moustache abermals an Bouchenot's Tasche, mit seiner Hülfe entdecken die jungen Leute das Haus und überfallen den Falschmünzer mit dem Vater der Braut. Hier zeigt sich der milde Geist unsers Autors wieder, der den Falschmünzer nur zum Contrebandier macht und ihn nicht durch Auslieferung, sondern durch den Verlust eines reichen hübschen Mädchens straft, denn Heinrich trägt die Braut davon und sorgt für Bouchenot, der nach und nach fleißig und ordentlich wird und seiner Célina treu bleibt, wie der

Digitized by Google

sonst so kühne Verf. uns sagt, der einiger früherer Abenteuer wegen doch nicht den Muth hat, das großmüthige Mädchen mit dem jungen Manne zu verheirathen. Das Mittelalter, welches wol ebenso christlich dachte als wir, und der Quelle des Glaubens, der unser modernes Sittengesetz schuf, näher stand, hätte dies jedenfalls anständiger gefunden.

Das Buch ist eins der vorzüglichern Werke Paul de Kock's, unterhaltend, spannend, von großer komischer Kraft sowol in den Details als in der Leitung der Intrigue. Interessant ist es, zu hören, wie sich der Verf. hier unter der Maske der literarischen Laufbahn Georg's, eines der drei Studenten, über seine eigne Stellung zur jetzigen literarischen beau-monde in Frankreich ausspricht; er wird unsere Zeilen nicht erblicken, unsere schwache Stimme nicht vernehmen, möchte ihm aber eine sympathetische Ahnung sagen, daß es eine Weltliteratur gibt, in der sein Platz unbestritten, und daß die richtende Akademie dieser Literatur doch eigentlich Deutschland ist, weil sowol seine eigne jüngst erloschene Productivität als seine Kritik den umfassendsten Standpunkt einnimmt.

Die ersten Stücke von Georg hatten Beifall gefunden; aber er empfand den Drang, zu schreiben, was er dachte, Charaktere zu studiren, sie wiederzugeben bis in das Innerste ihres Innern; er wollte Sittengemälde, das öffentliche Leben zeichnen, die bürgerlichen Gesellschaften, die Lächerlichkeiten aller Classen und vor Allem jene Scenen des Privatlebens, jene Gefühle der Jugend, des reifern Alters; jene Liebschaften der Grisetten und der Frauen von Welt; die Zeitgenossen endlich, sowie man sie bei jedem Schritte im Leben antrifft, und nicht mit jenen gesteigerten Leidenschaften, jenen Schönheitsidealen, die man nur in der Phantasie eines Schriftstellers findet. Er hatte zu sich gesagt: Man sucht vergebens auf dem Lande die Hirtinnen von Florian, weil sie niemals so existirt haben, wie er sie zeichnete. Ich, ich will die Landmädchen zeigen, wie ich sie sehe mit ihren rothen und harten Händen, ihrer plumpen und linkischen Haltung. Ich werde es mit allen Personen, die ich zeichnen will, ebenso machen. Ich werde meinen Helden weder Gefühle geben, die ich nirgend gefunden habe, noch Tugenden, die nicht existiren; ich werde die Menschen malen, wie sie sind, mit ihren Eigenschaften, ihren Fehlern und ihren Schwächen; aber ich will den scherzhaften guten Personen, den komischen und offenherzigen Charakteren, den zarten und sanften Gefühlen den Vorzug geben, weil die Zeichnung von Verbrechen, von Wildheiten, scheußlichen Lastern die Phantasie traurig stimmt, das Herz zusammenpreßt und manchmal schwarze Gedanken gebiert, und dann auch, weil mein Geschmack mich nicht dazu hinleitet, Schreckliches zu schreiben, und weil man schlecht macht, was man nicht gern macht. Und da es in einem Theaterstücke unmöglich ist, sich genügend auszubreiten, schrieb George Romane, nicht um darin Begebenheiten auf Begebenheiten zu häufen, sondern um wiederzugeben, was er oft bemerkt und beobachtet hatte.

Die Romane von George fanden einen Beifall, wie er selbst weit entfernt war zu hoffen. Ihr größtes Verdienst bestand darin, wahr zu sein; aber in allen Künsten muß man immer nach Wahrheit trachten. Nun wurde George in allen Journalen, in allen Revuen unbarmherzig kritisirt, man nannte ihn einen obscuren Schriftsteller, ohne Styl, ohne Farbe, ohne Verstand, ohne Kraft, ohne Erhabenheit, ohne Beruf und vor Allem ohne Coterie. Nun berichtete man von ihm, daß er nur der Romanenschreiber der Köchinnen und Fischweiber sei, was ihn glauben ließ, daß die Zahl dieser Damen ziemlich ansehnlich geworden sei. Da er einen Handwerker sprechen ließ, wie ein Handwerker spricht, eine Bäuerin, wie eine Bäuerin spricht, eine Grisette, wie eine Grisette spricht, sagte man ihm, daß er nicht zu schreiben verstehe. Da er lustig war und oft zu lachen machte, sagte man ihm, daß er unanständig wäre. Da es in seinen Werken weder Aternmörder, noch Kindermörder, noch Brudermörder, noch Vergiftungen, noch Blutschande gab, sagte man ihm, daß er unmoralisch sei. Einige sagten von ihm: Man liest ihn, aber man beurtheilt ihn nicht. Er hätte ihnen mit mehr Wahrheit antworten können: Man beurtheilt euch, aber man liest euch nicht. 38.

Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg und der in ihr vorhandenen Alterthümer. Nebst Nachrichten über die St.-Wipertikirche bei Quedlinburg, die Kirche zu Kloster Gröningen, die Schloßkirche zu Gernrode, die Kirchen zu Frose, Drübeck, Huyseburg, Konradsburg u. s. w. Bearbeitet von E. F. Ranke und F. Kugler. Herausgegeben von W. C. Fricke. Nebst Grundrissen und Detailzeichnungen auf acht Tafeln. Berlin, Gropius. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn der romantische Harzgau bisher hauptsächlich wegen seiner Naturschönheiten besucht wurde, nächstdem auch ein wissenschaftliches Interesse den Geologen, Mineralogen und Botaniker anzog, so schien in Beziehung auf die Kunst bisher nur für die Zeichner und Maler hier eine Ausbeute vorhanden zu sein. Obengenannte Schrift zeigt nun aber auf wenigen Bogen durch Thatsachen, daß besonders auch für die alte deutsche Baukunst, betreffend den Styl der Basilika, den byzantanischen und den gothischen, Merkwürdiges und Lehrreiches im Harzgaue anzutreffen sei. So wird nun der Reisende, wenn er die ritterliche Baukunst in der alten Felsenburg Falkenstein (um deren Erhaltung und Wirthbarkeit sich der dermalige Besitzer, der preußische Hofjägermeister Freiherr v. d. Asseburg, ein anerkanntes Verdienst erworben hat) betrachtet hat, auch in die grauenvollen, jetzt zum Theil zugänglich gemachten unterirdischen Gewölbe hinabgestiegen ist, dann sich aber wieder auf dem Karlsplatz hinter der Burg, einem herrlichen Belvedere, an der Schönheit der Gebirgslandschaft umher erquickt hat, den Gang nach der nahen Konradsburg nicht versäumen; denn es erwartet ihn dort ein höchst sehenswürdiges und doch seit Jahrhunderten übersehenes Bauwerk aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, ein Rest der anmuthigsten, reichsten und lautersten Entwicklung des byzantinischen Baustyls: das hohe Chor und die unter demselben befindliche Krypte, die aus der Verwandlung in einen Schweinstall nun wieder in ihre ursprüngliche Gestalt zurückgekehrt ist. Die Herren von der Konradsburg hatten sich aber schon im Anfange des 12. Jahrhunderts, nachdem sie ihr eben genanntes Stammhaus (vermuthlich wegen eines an einem Grafen von Ballenstedt verübten Mordes) in ein Kloster verwandelt, nach dem nahen Falkenstein übergesiedelt. Ob hiermit der jetzige Falkenstein gemeint sei, oder ein älterer, der auf einer Felshöhe weiter thalaufwärts auf einem schroffen Vorsprunge der westlichen Gebirgsmauer gestanden, ist nicht auszumitteln. In Quedlinburg wird der Reisende, mit der obengenannten Schrift in der Hand, nun in der alten Stiftskirche auf der Kaiserburg, mit ihrer Krypte, worin vor dem Altar K. Heinrich I. und Mathilde ruhen, die Übergänge aus dem Styl der Basilika in den byzantinischen, und von diesem in den gothischen, da hier ein Zeitraum vom 10. bis zum 14. Jahrhunderte zu überblicken ist, betrachten, auch im dortigen Zitter die prachtvollen Evangelienbücher aus dem 10., 11. und 15. Jahrhunderte, die Teppiche aus dem 12. und manche kleine Kunstwerke aus der byzantinischen Periode in Augenschein nehmen. Beiträge zum ältesten Styl, dem der Basilika, liefern noch andere von Quedlinburg nicht eben entfernte Kirchen, die zu Frose, zu Kloster Gröningen, besonders

Digitized by Google

oder die huyseburger Kirche unweit Halberstadt, auf einem Waldberge des Huy, wo sich der alte Basilikenbau frei und bedeutsam entfaltet. Noch älter als diese Kirche scheint die ehemalige Stiftskirche zu Drübeck bei Wernigerode in Hem, was aus der ältesten Zeit noch übrig geblieben ist, zu sein. Denn der etwa 100 Jahre spätere Umbau trägt das Gepräge des schon entwickelten byzantinischen Styls, der sich hier aber nicht mit jener Schönheit, wie auf Konradsburg — diesem reizendsten Denkmale aller byzantinischer Baukunst in Deutschland — darstellt. In Halberstadt selbst, reich an alten Baudenkmalen in seinen ältesten Kirchen, darf der Freund dieser Kunst kaum wol an den dortigen erhabenen Dom erinnert werden. Hier erscheinen die Übergänge aus dem byzantinischen Styl in den entwickelten, und dann in den nicht mehr vollkommen reinen gothischen Styl, da hier geschichtlich drei Bauperioden von 1200—1366 nachgewiesen werden können. Zu wünschen und zu erwarten ist nun, daß auch die übrigen ältesten Bauwerke des alten Sachsenlandes mit gleich rühmlicher Sorgfalt und mit demselben geübten Kennerauge, wie vom Prof. Kugler geschehen ist, mögen betrachtet und beschrieben werden.

König Heinrich und seine Mathilde sind noch immer ein Gegenstand dankbarer Erinnerung für alle Deutsche. Wie fügen Lesbald hinzu, was über das gemeinsame Grabmal des königlichen Paares in der Unterkirche zu Quedlinburg in der obengenannten Schrift gemeldet wird. Nach einem Berichte von 1756, der den damaligen Subsenior und Abtis J. W. Quenstedt zum Verfasser hat, ist am 14. Apr. 1756 das Grab des Königs (vor dem Altare und der Stufe, welche den Raum der Altarnische erhöht) geöffnet worden; man hat aber den Sarg nicht gefunden, sondern nur ein Stück von einer Bohle. Jedoch zur rechten Seite dieses Grabes entdeckte man den steinernen Sarg seiner Gemahlin Mathilde, zwei Fuß unter dem Boden, mit der Inschrift: „H. Id. Mart. obiit regina Mathildis quae et hic requiescit, cujus anima obtineat aeternam requiem.“ Der Deckel war verschoben und unterwärts abgebrochen. Man schloß hieraus, der Sarg des Königs müsse bereits in früherer Zeit ausgeraubt, von Holz und zerfallen gefunden sein, worauf man die Überbleibsel Heinrichs in den steinernen Sarg Mathildens mit hineingelegt habe. Auch ist der Grabstein Heinrich's am Ende abgebrochen, welches bei der frühern Eröffnung des Grabes geschehen sein mag. Es kommt hinzu, daß man in dem Steinsarge Mathildens zweierlei Gattungen von Beinknochen, und zwar dieselben nicht unterwärts im Sarge, sondern oberwärts liegend gefunden hat, dagegen einige Rippen ihren Platz unterwärts erhalten hatten. 46.

Notiz.

Denk- und Wahlsprüche ausgezeichneter Männer.

Franz von Sickingen's Wahlspruch war: nihil sine causa, des berühmten Theologen Georg Calixtus: beati pacifici, Ulrich von Hutten's: jacta est alea und sinceriter citra pompam, zelo virtutis, Friedrich Taubmann's: simplicitas astu bene fermentata triumphat, Friedrich Spanheim des ältern: Iliacos intra muros peccatur et extra, und seines Sohnes, des jüngern Friedrich Spanheim: veritatem et pacem diligite. Justus Lipsius hatte zum Wahlspruch die Worte: moribus antiquis, Hugo Grotius: rult bora, Janus Gruter: medio tutissimus ibis, Daniel Heinsius: quantum est quod nescimus, Claudius Salmasius (Saumaise): probis probari, Johann Meursius: aeternitatem cogita, Joseph Justus Scaliger: fuimus Troes, Johann Calvin: prompte et sincere, Jakob Perizonius: quaesita discamus, nondum inventa queramus, der kurfürstlich brandenburgische Kanzler Lampert Distelmeyer: jacta super dominum curam tuam et ipse te enutriet et non dabit in aeternum fluctuationem justo. 2.

Bibliographie.

Almanach fürs Lustspiel. Zusammengestellt von J. Ch. Baron Zedlitz. 15ter Jahrg. 8. Stuttgart, Hallberger. 1839. 2 Thlr.

Augustin, F. Freih. v., Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahre 1830. Mit 5 Abbildungen. Gr. 8. Wien, Schaumburg u. Comp. 1 Thlr. 8 Gr.

Bienenfeld, H., Poetisches Etui. Gr. 12. München, Fleischmann. 16 Gr.

Bozzaris, H., Die Schande der deutschen Journalistik. Gr. 12. Leipzig, Rauch. 6 Gr.

Engelhardt, J. G. D., Richard von St. Victor und Johannes Ruysbrock. Zur Geschichte der mystischen Theologie. Gr. 8. Erlangen, Palm. 1 Thlr. 18 Gr.

Erinnerungen aus Napoleons Privatleben. Geordnet von Saint-Hilaire. Mit einer Einleitung von F. Soulié. 2 Theile. 8. Kassel, Krieger'sche Buchh. 3 Thlr.

Förster, Fr., Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert. 2ter Bd. Friedrich August II. König von Polen und Kurfürst von Sachsen; seine Zeit, sein Cabinet und sein Hof. Potsdam, Riegel. 2 Thlr. 8 Gr.

Francke, G. C. Th., Der Skalde. Gr. 8. Hamburg, Nestler u. Melle. 1 Thlr.

Der Freihafen. Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft. 4tes Heft. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Hagemeister, J. von, Der europäische Handel in der Türkei und in Persien. Gr. 8. Riga, Frantzen. 12 Gr.

Holder, L., Das steinerne Bild. 2 Theile. 8. Heilbronn, Drechsler. 2 Thlr. 21 Gr.

Jesuitenspiegel. Oder: hat man Ursache sich vor den Jesuiten zu fürchten? Gr. 8. Erlangen, Blässing. 8 Gr.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. 2ter Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 16 Gr.

Machiavelli's sämmtliche Werke. 7ter Band. Lustspiele und andere poetische Schriften. Aus dem Italienischen übersetzt von J. Ziegler. Gr. 8. Karlsruhe, Groos. 1 Thlr. 8 Gr.

Marbach, O., Buch der Liebe. 16. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr.

Schädelin, P. J. J., Julie Bondet, die Freundin Rousseaus und Wielands. Ein Beitrag zur Kunde bernischer Kulturzustände. 8. Bern, Jenni, Sohn. 14 Gr.

Studien und Kritiken der deutschen Journalistik. 2tes Heft. Gr. 8. Hanau, König. 12 Gr.

Neuestes Theater des Auslandes für die deutsche Bühne bearbeitet von B. A. Herrmann. 15ter Band. Inhalt: Voltaire's Ferien. Kean. Der König wider Willen. Ein Ball der vornehmen Welt. Fatalitäten. St! Milson. Gr. 8. Hamburg, Berendsohn. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Verklärung der Liebe oder die Nachtvulen. Ein aristophanisches Lustspiel. 8. Erlangen, Palm. 12 Gr.

Wangenheim, F. Th., Johann Zisko. Historischer Roman. 3 Theile. Gr. 12. Leipzig, Weber. 3 Thlr.

Watson, R., Das Leben Johann Westley's, nebst einer Schilderung des Methodismus und seiner Anhänger in Großbritannien und Irland. Nebst einem Vorworte von L. Bonnet. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schmerber. 1 Thlr. 9 Gr.

Weber, C. G. C., Choristimmen des Lebens. Gedichte. 8. Bunzlau, Appun. 18 Gr.

Die Wundermappe der Donau oder das Schönste und Merkwürdigste an den Ufern dieses Stromes vom Ursprung bis zur Mündung. Nach Original-Zeichnungen grossentheils von Thomas Ender. 1ste Lief. Gr. 8. Pesth, Hartleben. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 343. — 9. December 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Fünfter Artikel.*)

Wir haben am Schlusse des letzten Artikels Walter Scott als Hausvater, Gatten und Freund geschildert und in ihm in jeder Beziehung einen sehr glücklichen Mann kennen gelernt. Er hatte Frieden im Herzen, Frieden im Hause, Ehre und Anerkennung im höchsten Grade, wohin er sich nur wenden mochte. Anders gestaltet sich die Scene in den beiden letzten Bänden seiner Memoiren, von denen wir in diesem und einem folgenden Artikel zu sprechen gedenken. Sie beginnen mit 1820 und schildern uns zuerst glückliche Jahre, aber gegen 1825 hin wird Scott, bis dahin ein Mann von eisenfester Kraft und von der festesten Gesundheit, von bedenklichen Krankheitsanfällen heimgesucht, 1825 und 1826 werden für ihn durch den großen Bankrott seines Verlegers Constable die Wendepunkte seines Lebens; wir finden ihn in seinen Tagebüchern, die mit rührender Wahrheit uns seine innersten Gedanken erschließen, tief bewegt, ja gebrochen, aber in allen äußern Verhältnissen noch immer fest, mannhaft und seit jener Katastrophe von seiner literarischen Thätigkeit, die einen Theil des Eingebüßten rettete, ihn selbst aber unter wiederholten Krankheiten seinem Grabe nur um so schneller entgegenführte. Man kann nicht ohne die tiefste Rührung diese Bände lesen und wird wiederholt sich gestehen müssen, daß Scott einer der edelsten Menschen gewesen ist. Und ein solcher war es auch werth, einen so vortrefflichen Biographen zu finden als seinen Schwiegersohn Lockhart, der mit großer Zartheit des Gefühls eine wohlthuende Aufrichtigkeit verbindet, Eigenschaften, durch welche sein Buch zu einem der bedeutendsten in der neuern englischen Literatur geworden ist.

Im Anfange der im dritten Bande geschilderten Periode, im Sommer 1820, hatte Scott sein Schloß zu Abbotsford vollkommen ausgebaut und eingerichtet, jedoch mit solchen Kosten, daß sie, wie selbst Lockhart nicht umhin kann anzudeuten, sogar für die bedeutenden Mittel Scott's zu groß gewesen waren. Alles war in einem soliden Geschmacke hergestellt, kein überflüssiger Farbenputz, die Tapeten zwar reich, aber ohne allen Flitterstaat, in den meisten Zimmern Täfelwerk von Eichen- oder Cederholz, mit Wappenschilden verziert, für deren Anfertigung er sich selbst einen geschickten Maler gezogen hatte. Seine Liebhaberei für Alterthümer war bekannt, und er wurde daher von seinen Freunden — wie z. B. von Joseph Train mit einem Stuhle aus dem Holzwerke des Hauses, in welchem der Held Wallace ermordet war — reichlich mit solchen beschenkt. In diesen Räumen feierte Scott die Verlobung seines ältesten Sohnes im Januar 1825 durch einen glänzenden Ball und entfaltete in der Halle und den daran stoßenden Zimmern eine nie wiedergesehene Pracht. „Auch ich", sagt Lockhart, „habe diese Reihe von Gemächern nie wieder zur Aufnahme einer Gesellschaft geöffnet gesehen, als noch ein Mal, und das war am Begräbnißtage Scott's." Fortwährend herrschte in Abbotsford die größte Gastfreundschaft. Fremde aus allen Ländern und aus allen Ständen strömten zusammen, und da sie nicht allein den guten Tisch des Schloßherrn wollten kennen lernen, sondern ihn selbst auch sehen und sprechen hören, so mußte sich Scott unaufhörlich preisgeben. Nun war er die Gefälligkeit selbst, er hörte mit der größten Geduld und sich immer gleichbleibender Miene die gelehrte Schwerfälligkeit, die schale Lobrednerei, das politische Geschwätz, die Ziererei und Herablassung der Magnaten mit an, er blieb stets der aufmerksame, höfliche Wirth, der für Jeden ein freundliches Wort oder eine wohlwollende Theilnahme an seinen Geschäften hatte. Auch verstand er es vortrefflich, langweilige Besucher zum Schweigen zu bringen, indem er in ihre Ideen einzugehen schien, dafür aber selbst zu sprechen anfing, und das in einer so anmuthigen und leichten Weise, „wie nur immer", nach Lockhart's Worten, „ein Beethoven oder Mozart die trefflichsten Variationen auf ein ganz gewöhnliches Lied hervorzuzaubern verstanden haben." An Gäste war er übrigens so gewöhnt, daß er es in seinem Tagebuche am 31. Januar 1826 als eine Seltenheit bezeichnet, die sich nie ereignet, seit er ein Haus mache, daß nämlich vom 14. — 31. Januar Niemand bei ihm einen Bissen Brot gegessen habe. Aber das bleibt unerklärlich, ja, es ist fast physisch unmöglich, wie ein Mann, der in einem Jahre fast regelmäßig zwölf Bände Romane schrieb, dazu habe die Zeit erübrigen können, während er Woche für Woche, Monat für Monat einen guten Theil der Morgenstunden

*) Vgl. den vierten Artikel in Nr. 314 u. 315 d. Bl. Den sechsten und letzten Artikel lassen wir bald folgen.
D. Red.

Digitized by Google

nicht in seinem Arbeitszimmer sein konnte, und in den Abendstunden sich nie der Unterhaltung seiner Gäste, der Lectüre oder den musikalischen Aufführungen entzog.

War Scott allein mit seiner Familie, oder nur einige der vertrautern Freunde bei ihm, so machten Landpartien, Jagden, Spaziergänge in die Umgegend, besonders nach berühmten Ruinen, Fischereien, namentlich der Lachsfang, eine ihm besonders werthe Unterhaltung oder Zerstreuung aus. Lockhart hat mehre solcher Scenen mit vieler Anschaulichkeit dargestellt. Walter Scott, bis 1825, wo ein Sturz mit dem Pferde ihn ängstlicher gemacht hatte, ein kühner, guter Reiter, voran auf seinem treuen Grauschimmel Sibylla, zur Seite der Lieblingshund Maida, der vielbetraute Förster Tom Purdie mit den Jagdhunden, die andern Freunde zu Roß, ebenso die jüngern Frauen, die ältern in leichten Wagen, Alles voll Leben, Lust und Freude: so zog die Karavane über Haiden und Moor, über Berg und Thal und befand sich in Scott's Jagdgebiete ebenso wohl als in dem der ihm befreundeten Edelleute, und ward, wo sie hinkam, gern gesehen und gut bewirthet.

Es ist nicht leicht, aus den vielen anziehenden Bildern, die uns aus Scott's häuslichem und Familienleben in diesem Bande vorgeführt werden, das Interessanteste herauszuzeigen. Wir wollen daher nur noch etwas bei der liebevollen Sorge verweilen, die er den Seinigen schenkte. Seiner Gattin erwähnt er überall mit der herzlichsten Liebe und Dank für ihre hausmütterliche Liebe und Sorgfalt; daher erfüllt ihn der wankende Zustand ihrer Gesundheit gegen das Ende 1825 mit tiefer Bekümmerniß. Sophia, Lockhart's Gattin, ist unaufhörlich der Gegenstand seiner innigsten Besorgnisse, ihre zarte Gesundheit läßt ihn mannichfache Befürchtungen hegen, ihrer Entbindung sieht er mit einem aus Furcht und Hoffnung gemischten Gefühle entgegen, es bekümmert ihn tief, als das Kind gleich nach der Geburt stirbt. Ihr Mann Lockhart „ist Lockhart; ich kann ihm mit vollem Vertrauen das Glück der Tochter vertrauen, die er sich gewählt hat und die ihn gewählt hat". Viele Stellen zeugen von dem traulichsten Verhältnisse, besonders wenn die Lockhart sich auf ihrem kleinen Landsitze Chiefswood ganz nahe bei Abbotsford aufhielten. Da hörten sie gar oft am frühen Morgen schon unter ihren Fenstern den Hufschlag der ihnen wohlbekannten Sibylla, das Bellen der treuen Begleiter Mustard und Spice und Scott's eigenthümliche, kräftige Morgenbegrüßung. Dann streifte er mit ihnen in Holz und Feld herum, blieb auch zu Mittag, oder versammelte einige erlesene Freunde um sich, besonders die Ferguson'sche Familie. Man sieht es den Schilderungen Lockhart's an, wie glücklich diese Menschen untereinander gewesen sind, und wird ihm die Worte nachfühlen, mit welchen er eine dieser Schilderungen schließt:

Der Tod hat jetzt seine mächtige Hand auf diesen schönen Familien- und Freundeskreis gelegt — wir waren so glücklich, als man es nur immer sein kann. Glänzende Augen haben sich zu ewiger Nacht geschlossen, fröhliche Stimmen sind für immer verstummt und schweben wie Geister um mich, indem ich diese Worte schreibe. Nur Drei leben noch aus diesem Kreise, alle Übrigen sind todt. Und seitdem ich den letzten dieser Bände vollendet habe, ist auch sie, die nachst Walter Scott die schönste Zierde und Freude dieses Familienkreises war, sie, deren Liebe ich auch Scott's Liebe zu mir danke, seine älteste Tochter, die von allen seinen Kindern ihm an Geist und Charakter am meisten glich und die ihm in allen Stücken so ähnlich war, als es nur immer ein liebliches und geistvolles weibliches Wesen einem großen Manne sein kann — auch sie ist nicht mehr unter den Lebenden.

Die jüngere Tochter, Anna, des Vaters treue Pflegerin nach der Verheirathung ihrer ältern Schwester und dem am 16. Mai 1826 erfolgten Tode der Mutter, nennt Scott selbst ein „wackeres, offenes, gutes schottisches Mädchen" und tadelt an ihr nur einen leisen Hang zur Satire. Die beiden Söhne, Walter und Charles, erzog und bildete Scott auf sehr vernünftige Weise. Beiden schärft er wiederholt ein, arbeitsam zu sein, sich selbst ihr Glück zu schaffen, sich nicht etwa auf sein Vermögen zu verlassen, und so lieb, wie ihm beide sind, so läßt er sie nie zu lange in Abbotsford verweilen, sondern sie müssen wieder hinaus in die Welt. Walter, der Ältere, war mit völliger Einwilligung des Vaters Husarenoffizier geworden und erhielt fleißig Briefe von ihm. Bald warnt er ihn vor unerlaubten Verbindungen oder Äußerungen, welche Ehre und Pflicht einem Offiziere verböten; bald ermahnt er ihn, sich nicht in ein Verhältniß mit einer jungen Dame in Dublin einzulassen, wovon das Gerücht zu ihm gedrungen war; ein anderes Mal erinnert er ihn, die militairischen Wissenschaften ja recht gründlich zu studiren, auch die Erlernung des Deutschen nicht zu versäumen und seine Handschrift zu verbessern, welche die schlechteste in der ganzen Familie sei. Im J. 1822 ließ er ihn auf den Continent reisen, wo der Sohn sich die meiste Zeit in Berlin aufhielt, um dort die Kriegskunst zu studiren, fechten und reiten zu lernen, und in einem hier mitgetheilten Briefe gewarnt wird, sich nicht mit jenen têtes echauffées einzulassen, die „jetzt in Deutschland so häufig sind und besonders darauf ausgehen, junge Leute in ihre Netze zu verwickeln". Drei Jahre später hatte Scott das Vergnügen, diesen Sohn, einen „schmucken jungen Mann, von guter Lebensart und angenehmem Äußern" („a smart young fellow, with good manners and a fine figure", wobei er hinzusetzt: „if a father may judge"), nachdem er Capitain geworden war, wofür der Vater nicht weniger als 3500 Pf. St. zahlen mußte, eine sehr gute Partie mit der reichen und schönen Erbin von Lochore machen zu sehen. Der Vater verschrieb nun seinem Sohne Abbotsford (mit Vorbehalt seiner eignen Leibrente), nicht blos auf Verlangen der Vormünder der jungen Dame, sondern auch mit herzlicher Freude, daß dem Namen Scott der eines Herrn von Abbotsford hinzugefügt werden konnte. „Ich trenne mich", sagte er, „jetzt mit weit mehr Vergnügen von meinen Landgütern, als ich immer bei Erwerbung derselben empfunden habe, und wenn mich Gott noch zehn Jahre leben läßt, so möchte ich wol versprechen dem jungen Volke noch ein gut Theil mehr verschreiben zu können." Diese Hoffnung ist nun freilich nicht in Erfüllung gegangen,

Digitized by Google

aber Scott sah doch seinen Sohn im Besitze eines großen unabhängigen Vermögens und einer liebenswürdigen Gattin, der er, wie aus den mitgetheilten Briefen hervorgeht, eine wahrhaft väterliche Zärtlichkeit bewies, und die, wie Lockhart sagt, ihm von der ersten Stunde ihrer Verbindung bis zur letzten seines Lebens diese Zärtlichkeit durch kindliche Liebe und Ergebenheit vergelten hat. Als ein Beweis von Scott's richtiger Ansicht mag hier noch angeführt werden, daß er trotz der Bitten der achtungswerthen Mutter der Braut nicht zugab, daß sein Sohn aus der militairischen Laufbahn ausschied. „Ich will nicht", schrieb er kurz nach der Hochzeit am 25. Januar 1825 an eine Freundin, „daß Walter ein bloßer Landjunker werde und nur auf die Fuchs- oder Hühnerjagd gehe."

Der jüngere Sohn, Charles, war für den Staatsdienst bestimmt und ward in der gewöhnlichen Weise junger Engländer erst in einer Privatpension, dann zu Oxford erzogen; denn diese Universität zog Scott vor, indem Cambridge zu sehr von den neuen liberalen Theorien angesteckt sei und die Religion dort nur als Deckmantel für allerhand politische Zwecke diene. Scott's Ermahnungen zur Aneignung einer tüchtigen, grammatischen Bildung durch die classischen Sprachen, zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit, zur sittlichen Führung und zur Erfüllung der Hoffnungen, die man von ihm, als dem Sohne eines Mannes „von einiger literarischen Bedeutung", zu erwarten berechtigt sei, wechseln auf eine, selbst für ausländische Leser anziehende Weise mit Berichten über häusliche Ereignisse, Besuche, Jagdpartien, kleine Reisen und schriftstellerische Arbeiten ab, wie denn diese anmuthige Mischung überhaupt eine besondere Eigenthümlichkeit aller Briefe Scott's ist.

(Der Beschluß folgt.)

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Erster und zweiter Band. Berlin, A. Duncker. 1838. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Man ist bei diesem Buche in einem seltsamen Falle; man erhält ein Werk interessanten, ja oft sehr interessanten Inhalts, ohne gleichwol dem Herausgeber dafür danken zu können. Das Räthsel hängt so zusammen. Es besteht dieses Buch aus einer Anzahl von Briefen höchst ausgezeichneter Männer und Frauen; allein das Recht, welches sich der Herausgeber vindicirt hat, dieselben der Welt mitzutheilen, müssen wir nicht in Zweifel ziehen, nein, ihm geradezu absprechen. Es ist in neuern Zeiten viel darüber hin und her gestritten worden, inwieweit das Privatleben merkwürdiger und berühmter Personen der Öffentlichkeit angehört oder nicht, wann es der Geschichte vorläuft, und ob dies unter allen Umständen der Fall sei. Einen wesentlichen Theil alles Dessen, was dabei ins Spiel zu kommen pflegt, nehmen die von berühmten Personen geschriebenen und an sie gerichteten Briefe ein. Eine Menge von Sammlungen dieser Art sind jüngst herausgegeben worden und haben zum Theil zu bittern Klagen Einzelner Anlaß gegeben, oder allgemeinen Anstoß erregt. Entweder wurden, wie z. B. selbst in Goethe's und Zelter's Briefwechsel, dritte Personen von den Briefschreibern preisgegeben, Verstorbene sogar, die sich in keiner Weise mehr vertheidigen konnten; oder man druckte Briefe, die nie für den Druck bestimmt gewesen waren, und compromittirte dadurch die Schreiber derselben.

Inzwischen ist doch bei diesen Briefsammlungen ein gewisses Recht der Herausgeber nicht abzuleugnen; die einen verfuhren nach dem Willen der Schreiber, die andern waren wenigstens, sei es durch Erbschaft oder sonst, im äußerlich rechtlichen Besitz der Briefe, wenngleich nach unserer Ansicht deshalb noch nicht im Recht der Herausgabe. Bei der vorliegenden Sammlung tritt aber noch ein anderer Fall ein. Der Herausgeber hat die Briefe gar meist aus Dritter Händen empfangen, die sie ihm einzeln aus Gefälligkeit oder Gewinnsucht*) überlassen haben für seine Sammlung, gewiß aber die Meisten nimmermehr in dem Glauben, daß dieselben dereinst in stattlicher Reihe dem Publicum vorgelegt werden sollten. War der Herausgeber daher auch im Besitz der Briefe, so war er doch nie im Recht, sie drucken zu lassen; sondern dazu hatte er die Documente nur in seiner Gewalt.

Müssen wir uns so auf das entschiedenste gegen das Princip der Herausgabe erklären, so sind wir doch auf der andern Seite dem Herausgeber die Anerkennung schuldig, daß er wenigstens keinen anfallenden Mißbrauch von der Gewalt, in die er sich zu setzen wußte, gemacht hat. Einiges möchte vielleicht den Briefschreibern nicht ganz angenehm sein; indessen gegen Dasjenige gehalten, was andere Briefsammlungen enthalten, bleibt doch das hier Mitgetheilte durchaus unschuldig und unverletzend. Nur in der Vorrede läßt sich der Herausgeber einige gehässige Andeutungen zu Schulden kommen, Drohungen, die er schwerlich ausführen wird. Er verzeichnet einige Stellen aus den in seinem Besitz befindlichen Briefen, welche allerdings Schmähen, Fehler, oder geradezu unrechtliche Handlungen mancher Personen, die doch in der öffentlichen Achtung stehen, aufdecken würden. Allein ist er zum Richter über diese bestellt? Sollte er nicht wissen, daß schon das Princip des gemeinen Rechts es ihm verbietet, die unrechtliche Handlung eines Dritten demselben öffentlich vorzuhalten? daß die exceptio veritatis ihn nicht vor der Strafe, die dem Injurianten zukommt, schützt? Und weiß er denn so sicher, daß die Veröffentlichung das rechte Maß der Strafe ist? Wenn er in der Vorrede sagt: „Novellenschreibende Philosophen tragen naturphilosophisches Kalutherthum vor und schließen mit Bitte — um Geldvorschuß", so kann es Niemanden, der nur einigermaßen mit der neuern Literatur bekannt ist, entgehen, wer gemeint ist; diese Andeutung ist also schon so gut wie die Veröffentlichung des Briefes selbst. Allein scheut sich der Herausgeber nicht, einen hoch um die Wissenschaft verdienten Mann, der so weit über ihm steht, auf solche Weise anfeinden zu wollen? Wenn der Gelehrte, der in Geldverlegenheit, Beethoven fast immer; es ist ein häufiges, negatives Kennzeichen des Genius, daß ihm die Gestaltung der leichtesten äußern Verhältnisse schwer wird. Und falls eine wirkliche äußere Drangsal den Mann der Wissenschaft trifft, ihn in den herben Fall bringt, eine Bitte um Geld zu thun, sollte das nicht einem edeln Sinne vielmehr als ein Unglück erscheinen, über das man gern hinwegsieht? Laßtte wurde in einem ähnlichen Falle der anonyme Wohlthäter! Wie soll man aber über Denjenigen denken, der aus solchem Verhältniß eine Veranlassung entnimme, in übelwollender Absicht öffentlich mit den Fingern zu deuten! Denn über die Absicht der angezogenen Stelle dürfte wol Niemand im Zweifel sein, so wenig wie über den Sinn derjenigen, die gleich darauf folgen. Wir wollen hoffen, daß der Herausgeber dieses Vorwort in der Übereilung geschrieben habe und es bereue; dies kann er am besten dadurch bethätigen, daß er in der Fortsetzung seiner Briefe (denn daß er die Herausgabe fortsetzen will, leidet keinen Zweifel), ebenso discret bleibt wie in der vorliegenden Sammlung. Er übt dann zwar eine Willkür, aber mit mehr Billigkeit und Güte, als Andere ihre Rechte, wenn man sie als solche anerkennen will, gebraucht haben.

*) In diesem Falle ging also schon eine tadelnswerthe Handlung voran!

Digitized by Google

über den Inhalt eines solchen Buches ist weniger kritisch als historisch zu sprechen. Ein Urtheil ist über die einander fremdartigsten Stoffe und Formen, die sich hier nebeneinander finden, nicht zu fällen; man kann nur ergänzen, was man gesehen, kann etwas Anderes um so weniger, als der Herausgeber, wie er in der Vorrede erklärt, gar keine Art von Ordnung als Princip betrachtet hat, sondern, „um in keiner Art gebunden zu sein“ (ein seltsamer Grund!), Alles bunt durcheinander würfelt. So finden wir denn Briefe von Feldherren (Blücher, Gneisenau, dem Herzog von Zeltre), Gelehrten (Grotefend, Winckelmann, Ernst Moritz Arndt, Friedrich August Wolf, Johannes v. Müller), Schriftstellern und Schriftstellerinnen lustig durcheinander gemischt. Einige derselben, wie die unorthographischen, aber doch kernigen, sonstigen Briefe Blüchers, sind interessant als Beiträge für Charakteristik der Schreiber; andere, wie z. B. einige von Ludwig Robert aus Paris, fesseln durch sich selbst und ihren geistigen Inhalt; einige werden historisch wichtig, wie das den General Tauenzien betreffende Memoire; ein Brief Zacharias Werner's enthüllt geheime Wunden, an denen das Leben dieses einst vielgenannten Schriftstellers krankte. Genug, diese Skizze des Inhalts rechtfertigt gewiß unser Eingangswort, daß wir es mit einem Buche voll des mannichfaltigsten Interesses zu thun haben. Als solches wollen wir es auch gern anerkannt und verbreitet wissen, sehen auch der Fortsetzung mit Freude entgegen, sobald nur der Herausgeber die Linie der Discretion nicht überschreitet, die er bis jetzt respectirt hat.

Indem wir dies absenden wollten, geht uns der zweite Band der Sammlung zu. Der Inhalt derselben hat unleugbar wiederum ein reichhaltiges Interesse, doch die Vorrede sucht der unhaltbaren Sache überhaupt durch eine unhaltbarere Vertheidigung aufzubelfen. Der Herausgeber citirt einen andern Schriftsteller für seine Meinung, der sich muthwillig genug deffelben Unrechts schuldig gemacht hat und sich mit nichts Besserm zu helfen weiß, als daß er schaupte, die Lesenden hätten Lesen, aus Grund zur Bekämpfung dieser willkürlichen literarischen Processeburen als den, daß sie selbst durch irgend ein Streiflicht auf einem dunkeln Wege beleuchtet zu werden fürchteten. Ferner hält sich der Herausgeber ein Motto von Lavater als Schild vor, um sich damit zu decken. Es heißt: „Wer einen Brief einmal abgesendet, der hat ihn an die Welt geschrieben.“ Ist jemals eine Albernheit gesagt worden, so ist es diese, und der Herausgeber würde wol der Erste sein, sich diese Proceedur zu verbitten, wenn man sie auf alle unter allen Verhältnissen von ihm geschriebenen Briefe anwendete. Aber auch zugegeben, Lavater's Grundsatz solle gelten, was würde daraus folgen? Daß Jedermann bei einem Briefe so vorsichtig zu Werke ginge, als ob er eine öffentliche Rede hielte, daß jede vertrauliche Aufschließung des Innern verbannt würde und das Briefschreiben somit zu einer bloßen Geschäftssache herabsänke; des umgekehrten Mißbrauchs nicht zu gedenken, wie leicht es dem Unwürdigsten wäre, gleisnerische Briefe zu schreiben, deren Bekanntmachung ihn dereinst als einen Heiligen admalen könnte.

Doch wir müssen nach dieser Abschweifung es dem Herausgeber, Hrn. Dorow, abermals bezeugen, daß er auch in diesem Bande eine Grenzlinie der Veröffentlichung beobachtet hat, die ihm nicht den mindesten Vorwurf zuziehen kann. Wir sind ganz auf seiner Seite, wenn er die Herausgabe seiner Briefsammlung so versteht, wo sie in der That historische Documente von Interesse liefert. Nur seine Andeutungen in der Vorrede zum ersten Bande, die wirklichen Veröffentlichungen gleichkommen, und die Vertheidigung derselben in der Vorrede zu diesem zweiten müssen wir aufs entschiedenste abermals anfeinden. Der zweite Band enthält Briefe vieler ausgezeichneter Männer, von denen wir nur in bunter Reihe folgende nennen: Gens, Ludwig Robert (interessanter Brief über Sand's Hinrichtung), Schleiermacher, Wieland, Jung Stilling, Philipp Hackert, Friedrich August Wolf (ein trefflicher Brief an Varnhagen, dessen Mittheilung jedoch ein wenig rétel aussieht), Pius Alexander Wolf (er schreibt bekenntnisvoll über die Kunst für die jetzigen meist sehr rohen Künstler) u. s. w. Eine Anzahl diplomatischer Noten, Depeschen, Memoiren aus der französischen Revolutionszeit von 1792—99 ist gegen Das, was sonst aus dieser reichen Zeit bekannt ist, nicht von sonderlichem Interesse, selbst nicht ein Brief Napoleon's, der den Beschluß des Bandes macht. Wie sehen der Fortsetzung der Sammlung, wenn sie mit Billigkeit und Einsicht behandelt wird, mit Antheil entgegen. 82.

Notiz.

Merkwürdig ist die Charakteristik, welche Rossi in der „Revue française“ von Napoleon gegeben hat und die auf folgende Hauptpunkte hinausläuft. „Napoleon hinterließ uns eine große Erbschaft, glorreiche Erinnerungen, aber auch gewichtige Lehren. Die höchste Vernunft ist Schwäche, wenn sie nicht vom Athem des Gerechtigkeitsgefühles durchweht und von der Liebe zur Menschheit mit ihren edeln Regungen beseelt wird. Einer großen geschichtlichen Epoche gegenüber, einer Revolution, welche ihn auf den Herrschthron erhoben und belehrt hatte, daß eine neue Weltepoche im Anzuge sei, mitten in dem blutigen Streite zwischen den Privilegien und dem Gemeindegeist, der absoluten Willkür und den politischen Freiheiten, vergaß Napoleon, der große Abtrünnige, diese ungeheuern Interessen. Die Stellung, welche ihm die Vorsehung angewiesen hatte, verkannte, verengte er seinem Horizont; seine Lebensaufgabe war nun ganz diesetbe, wie diejenige von tausend ehrgeizigen, zornsüchtigen und habgierigen Gewalthabern gewesen ist, deren Gedächtniß die Geschichte uns aufbewahrt hat. Wenn er Spanien gebrochen, so beherrscht und blendet ihn das Familieninteresse, wenn er Preußen gedemüthigt, läßt er sich von persönlichem Ärger bestimmen; er will nichts als für Sarkasmen auf Kosten Frankreichs und der Zukunft der Revolution Rache nehmen. Im Verhältniß zum Papst ist er bald furchtsam, selbst abergläubisch wie ein corsischer Bauer, bald ein Sophist aus der Schule des 18. Jahrhunderts, weder Katholik noch Revolutionair. Eine ungeheure Frage führt er auf die geringen Verhältnisse des continentalen Bloeus zurück. Er schont Öfterich, wie ein einfacher Edelmann einen großen Herrn schonen würde, dessen Salons er gern besuchen möchte. Und in seinem Zorne gegen England erweckt er ihm von allen Seiten offene Allianzen und geheime Freundschaften. Er, der die Aufgabe hatte, an der Emancipation der Völker zu arbeiten, führt gegen sich eine Verbindung der Völker herbei und bereitet ihnen lange Jahre der Sklaverei und des Krieges. Er, der Frankreich so groß gemacht hatte und in der That liebte, brachte es dem Untergange nahe; er, der einen reinen und den Kohnen theuern Namen hatte hinterlassen sollen, beburfte der Schuzredner und Vertheidiger, und nur die undankbare und thörichte Reaction seiner Feinde stellte ihn wieder auf den Höhen der Geschichte her. Diese dem geschichtliche Stellung wird man ihm nicht nehmen können. Ungeachtet seiner Irrthümer bleibt ihm dieser Platz gesichert. Sein Ruhm, sein Genie, das Gute, was er gethan, zeichnen seinen Namen mit unauslöschlichen Zügen. Aber die unbefangenste parteilose Geschichtschreibung sieht sich gezwungen zu bekennen, daß er seine Mission nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt hat; er fiel, weil er seines Ursprungs und seiner wahren Stärke vergaß und sich bis zum Egoismus erniedrigte.“ Es ist wenigstens merkwürdig, dergleichen in einer französischen Zeitschrift zu lesen. Was aber nach einem Gemeinplatze aussieht, ist darum noch nicht unwahr und weggusperten. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 344. — 10. December 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Fünfter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 343.)

Wir gehen nun zu Scott dem Schriftsteller über. Die Romane, deren Entstehung und Vollendung in diesem Bande erzählt wird, sind „Der Abt", „Kenilworth", „Der Pirat", „Nigel's Schicksale", „Peveril", „Quentin Durward", „St.-Ronan's Brunnen", „Redgauntlet", die „Erzählungen der Kreuzfahrer" und die beiden Dramen „Halidon's Hügel" und „Macduff's Kreuz". Sie wurden sämmtlich in einem Zeitraume von fünf Jahren geschrieben, und es gilt als ein förmliches Wunder, daß Scott 1824 keinen Roman habe erscheinen lassen. Über alle weiß Lockhart eine große Anzahl der interessantesten Details beizubringen und seine Leser in die geistige Werkstatt seines theuern Schwiegervaters einzuführen, ja, sie in ihr sehr heimisch zu machen. Namentlich sind seine Mittheilungen über das „Leben Napoleon's" von Wichtigkeit, das auf des Buchhändlers Constable Anregung im Mai 1825 begonnen und von Scott mit großem Eifer ausgearbeitet wurde. Wie genau er die Sache nahm, und wie fleißig er sich nach den besten Hülfsmitteln umsah, wird hier aus glaubwürdigen Zeugnissen dargethan. Die Honorare für Alles, was Scott schrieb, blieben fortwährend sehr groß; so bot Constable, als er noch keine Zeile von „Halidon's Hügel" gelesen hatte, gleich 1000 Pf. St. für das Verlagsrecht; für die vier Romane: „Ivanhoe", „Das Kloster", „Der Abt" und „Kenilworth", die schwerlich mehr als zwölf Monate Zeit gekostet hatten, zog Scott einen Gewinn von 10,000 Pf. St., wobei er immer noch unter der Firma des „Author of Waverley" schrieb. Der Enthusiasmus seiner Landsleute erhielt sich noch immer auf gleicher Höhe, namentlich für den „Abt", den „Piraten", „Quentin Durward" und „Nigel's Schicksale"; am „Peveril", „St.-Ronan's Brunnen" und am „Redgauntlet" fand die Kritik Manches auszusetzen, und doch wurden vom „Peveril" 10,000 Exemplare gedruckt und verkauft. Aber „Quentin Durward" erregte selbst in Paris die höchste Aufmerksamkeit, ganz ähnlich der, mit welcher „Waverley" in Edinburg und „Ivanhoe" in London aufgenommen worden war. Es fehlte daher nicht an mannichfachen Beweisen, um den gefeierten Dichter Achtung und Theilnahme zu beweisen, wie denn der berühmte Roxburghe-Club der Bibliomanen in Edinburg wenige Wochen nach der Herausgabe des „Peveril" den „Author of Waverley" in diesen Club aufnahm, und ein französischer Weinhändler (a funny Frenchman) ihn ersuchte, sich einen Tausch von einer großen Anzahl Flaschen mit Champagner für seine Werke gefallen zu lassen. Scott ging darauf ein, ließ ihm durch seinen Verleger Constable „a set of his children and godchildren (poems and novels)" schicken und empfing dafür des köstlichsten Champagners in weit größerer Fülle, als ihm vorher zugesagt war. Wie populair sein Name zu jener Zeit in Schottland war, zeigt auch ein Ereigniß, das sich zu London während der Krönung Georg IV. zutrug. Scott war dort anwesend und fand, als er sich nach Beendigung der Krönungsfeierlichkeit in seine Wohnung zurückbegeben wollte, die Straße so unruhig und voll Menschen, daß er die zur Erhaltung der Ordnung aufgestellte schottische Leibgarde (the Scotch greys) bat, ihm den Durchgang durch ihre Reihen zu verstatten. Es ward ihm verweigert. Als aber der Sergeant von Scott's Begleiter dessen Namen aussprechen hörte, rief er seinen Leuten zu: „Wie? Das ist Walter Scott? Der muß auf der Stelle durchgelassen werden. Macht Platz, ihr Leute, das ist Walter Scott, unser berühmter Landsmann!" Es geschah, und Scott durchschritt unter dem lauten Zurufe: „Gott segne Sie, Walter Scott!" die Reihen seiner Landsleute. Die Scene erinnert an die ehrenvolle und in den Annalen des deutschen Theaters unerhörte Auszeichnung, die Schiller nach der ersten Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in Leipzig erfuhr.

Es ließen sich aus Lockhart's Buche noch manche ähnliche Züge anführen, wenn wir nicht den Raum sparen müßten. Aber wie dankbar Scott für diese Liebe seiner Landsleute und wie sorgsam er selbst für die Erhaltung seines literarischen Ruhmes war, zeigt eine Stelle aus seinem Tagebuche, die er nach einer in Schmerzen zugebrachten Nacht am 20. Januar schrieb:

Cultivons notre jardin. Die Gunst des Publicums ist die einzige Lotterie, in der ich spiele. Jene habe ich im größtmöglichen Maße genossen, und daher fragt mitunter eine Stimme in meiner Brust, ob ich nicht fürchte, zu Boden gestürzt zu werden, wenn ich so allein für mich stehe. Aber warum sollte ich das nicht! Ich habe ja keine Feinde, vielmehr manche mir sehr ergebene Freunde. Die volksthümliche Ein-

Digitized by Google

wirkung, welche ich errungen habe, ist von der Art, daß sie durch häufiges Auftreten von meiner Seite befestigt werden muß. Also, die Kritiker mögen sagen, was sie wollen: wer zu ängstlich über seinen Ruf wacht, der läuft Gefahr ihn zu verlieren („hain your reputation and tyne your reputation", is a true proverb).

Neben diesem literarischen Auftreten verbarg sich Scott auch sonst nicht vor seinen Landsleuten. Er war Vorsitzender der Gesellschaft für die Gasbeleuchtung (in Abbotsford hatte er sie schon eingeführt), Mitglied der edinburger Versicherungsgesellschaft, Präsident der Societät der Wissenschaften in Edinburg und Mitglied mehrer Clubs und Vereine, deren einen, den Bannatyne-Club, er selbst für schottische Literatur und Geschichte gestiftet hatte und von 1823 — 31 regelmäßig besuchte. Die Anwesenheit Georg IV., der gleich bei seiner Ankunft aussprach, daß er Walter Scott vor Allen zu sehen wünschte, gab ihm vielfache Gelegenheit, die Ehre seines Vaterlandes auf das würdigste zu vertreten. Ebenso war er in Erfüllung seines Amtes am Obergerichtshofe von Schottland und in Verwaltung seiner Pflichten als Sheriff durchaus sorgfältig und eifrig. Auch sonst entzog er sich keiner gemeinnützigen Anstalt, wofür wir unter Anderm die Begründung einer neuen Akademie für classische Studien, die von Privatpersonen zu Edinburg im Herbste 1824 ausging, anführen. Scott eröffnete dieselbe mit einer Rede, die zuerst in Lockhart's Buche gedruckt ist, und die von seinem warmen Eifer für wissenschaftliche Bildung, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe ein vollgültiges Zeugniß abgibt.

Haben wir nun bis jetzt nur angenehme, wohlthuende Ereignisse aus Scott's Leben zu berichten gehabt, so steht damit allerdings der andere Theil der in diesem Bande geschilderten Ereignisse in einem betrübenden Widerspruche. Wir meinen damit sowol die unglückliche Katastrophe, welche den Dichter im Januar 1826 um sein großes Vermögen brachte, als auch die wiederholten Krankheitsanfälle, durch welche ungefähr von derselben Zeit an seine Gesundheit zerrüttet worden ist.

Die buchhändlerische Verbindung zwischen Constable, James Ballantyne (der ältere Bruder John war am 16. Mai 1821 gestorben) und Scott hatte von Jahr zu Jahr an Festigkeit zugenommen, sodaß sich Scott's ganzes Vermögen eigentlich in dieser Handlung befand. Constable war ein unruhiger, hitziger Kopf, ein Mann voll der ausschweifendsten Projecte, dabei von Ehrgeiz entflammt, sich eine Baronie in der Grafschaft Fife, aus welcher er stammte, zu gründen. Es war also namentlich seine commercial mania, wie Lockhart sie genannt hat, die den Dichter zu neuen Unternehmungen stachelte, ohne daß Constable nur die mindeste Rücksicht darauf nahm, ob der Grund fest genug war, auf welchen er baute. Scott wenigstens glaubte dies und war auch durchaus ungläubig, als ihm Lockhart im Herbste 1825 die ersten Nachrichten von den mislichen Umständen Constable's mittheilte. Es kam ihm nicht entfernt in den Sinn, daß sein eignes Vermögen gefährdet sein könnte; es vergingen Wochen, Monate, die Lage Constable's und seiner Associés ward immer schlimmer, und Scott weigerte sich davon Kenntniß zu nehmen, vielleicht auch weil es eine seiner Schwachheiten war, dem Unglücke nicht gern offen in das Auge zu sehen. Im Anfange 1826 ging Constable nach London, wo Lockhart damals schon wohnte. Dort geberdete er sich, wie derselbe erzählt, mit der ganzen Wuth seines sanguinischen Charakters; bald wollte er seine pecuniaire Verlegenheit gar nicht als so groß anerkennen, dann, meinte er, es sei ihm ein Leichtes, mit seinen Mitteln, die allerdings bedeutend genug waren, den Sturm zu beschwören, er brauche ja nur das Verlagsrecht einzelner Artikel zu verkaufen; endlich schlug er Lockhart vor, ein Anleihen von 100,000 — 200,000 Pf. St. zu unterstützen, was er bei der Bank von England auf seine Verlagsrechte machen wollte. Als ihm Lockhart, wie ganz natürlich, dies abschlug, ward Constable ganz bleich vor Wuth, stampfte mit den Füßen auf den Boden und erklärte, daß er allein gehen würde. Aber es geschah nicht. Ebenso wenig hatten seine andern Versuche in London nur den geringsten Erfolg, und schwankend zwischen kühner Hoffnung und wilder Verzweiflung verließ er dem Wahnsinne nahe die Hauptstadt. In Edinburg sah er sich genöthigt, seine Zahlungsunfähigkeit zu erklären, und jetzt erst versichert Lockhart erfahren zu haben, wie tief Scott in diesen Sturz des bis dahin so angesehenen Handelshauses verwickelt gewesen sei.

Scott selbst hatte sich die drohende Gefahr nicht mehr verbergen können, wenngleich er darüber mit den Seinigen nicht sprach. Sein Tagebuch, aus dem Lockhart in diesem Bande lange und interessante Auszüge mit der Delicatesse, die eine so schöne Zierde dieser Memoiren ist, mitgetheilt hat, und das mit dem 20. Nov. 1825 beginnt, enthält hierüber mehrfache Äußerungen. So lesen wir unter dem 18. Dec. nach einer melancholischen Betrachtung über sein ganzes früheres Leben:

> Aber das ist ein Trost, Niemand verliert durch mich auch nur einen Pfennig, und ich habe die Genugthuung bei meinem Unglücke, daß mein Glück auch gar Manchem Vortheil gebracht hat, und die Hoffnung, daß man mir meinen vorübergehenden Wohlstand um meiner reinen Absichten und meiner Liebe, der Armuth Gutes zu erweisen, verzeihen wird. Traurige Hexen wird es in Abbotsford geben. Ich bin halb entschlossen, den Ort nicht wiederzusehen. Wie kann ich die Halle wiederbetreten, da die Krone von meinem Haupte gefallen ist! Wie als ein armer Mann und Schuldner an dem Orte leben, wo ich einst so reich und geehrt gewesen bin! Meine Doggen werden vergeblich auf mich harren. Es ist thöricht, aber der Gedanke, mich von diesen unvernünftigen Thieren zu trennen, hat mich mehr bekümmert als alle jene sorgenvollen Betrachtungen. Die armen Thiere, ich muß ihnen gute Herren geben!

Und an einer andern Stelle an demselben Tage:

> Ich habe es versucht, diesen so peinlichen Gedanken Luft zu machen, indem ich diese Zeilen niederschrieb, aber auch um mir wieder den Weg zu meinen Beschäftigungen mit der französischen Revolution zu bahnen. Ich danke Gott, daß ich doch Beides mit ziemlicher Fassung zu thun vermag. Es soll mich wundern, wie Anna diesen Schlag ertragen wird. Sie ist leidenschaftlich, aber starkmüthig und entschlossen in großen Dingen, nur bei Kleinigkeiten reizbar. Ich bin froh, daß

Digitized by Google

Lockhart und seine Frau abgereist sind; denn es ist mir lieb, wenn man mich meinem Schmerze allein überläßt, ohne weitere Beileidsbezeigungen, selbst wenn sie in der aufrichtigsten und herzlichsten Art geschehen.

Wenn Scott auch noch einige Hoffnungen hegte, so mußte er sie doch am 17. Jan. 1826 gänzlich aufgeben, wo ihm Ballantyne den ganzen Umfang des Unglücks meldete und die Maßregeln anzeigte, welche man getroffen hätte, um Einiges zu retten. Sobald diese Nachricht in Edinburg bekannt geworden war, eilte Alles herbei, ihm Theilnahme zu beweisen und Hülfe anzubieten, die alten Freunde Stene, Forbes, Mackenzie, der Lordobercommissair Adam, die Advocaten, die königliche Bank erklärten sich zu jeder Unterstützung bereit, Lockhart schrieb aus London, daß er und seine Frau ihr ganzes Vermögen dem Vater zur Disposition stellten. Aber Scott antwortete Allen, daß seine Absicht wäre, die ganze Angelegenheit einigen Bevollmächtigten zu übergeben und dann mit dem Ausgange zufrieden zu sein; vor Allem bitte er jetzt nur, ihm Zeit zu lassen, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Und an eben diesem Tage, am 19. Jan., gab der außerordentliche Mann das Manuscript für zwanzig Seiten von „Woodstock" in die Druckerei. Bei und nach der Mittagsmahlzeit mußte er seiner Gattin und Tochter, die in dumpfem Schweigen Alles anhörten, vorstellen, daß sie kein Wunder zu erwarten hätten (dies sind die Worte des Tagebuches), sondern das Mißgeschick als gewiß ansehen müßten und es lediglich durch Geduld, Thätigkeit und Fleiß zu überwinden im Stande wären.

Scott's Standhaftigkeit erscheint noch preiswürdiger, da wir aus dem Tagebuche ersehen, daß er seit dem Anfange des Winters 1825 körperlich angegriffen war. Er litt an Beängstigungen, Herzklopfen, Nieren- und Leberschmerzen, ja, selbst apoplektische Zufälle traten ein, „a touch of the morbus eruditorum", schrieb er am 11. Dec. 1825 in sein Tagebuch. Damit war große Mattigkeit, Mangel an geistiger Kraft und eine trübe Stimmung verbunden, die ihn, den so geselligen, umgänglichen Mann, in seinem Hause die Einsamkeit suchen ließ. Die Nächte brachte er oft schlaflos unter den sonderbarsten Träumen und Visionen hin, und es ist wahrhaft rührend zu lesen, wie dankbar er sich dafür aussprecht, daß er am 3. Februar eine Nacht ruhig geschlafen und nicht geträumt habe. Von allen diesen Leiden gibt nur sein Tagebuch Kunde, die Seinigen scheinen nur selten davon erfahren zu haben; denn mit großer Kraft setzte er im Äußern sein früheres Leben fort. Er arbeitete unaufhörlich damals grade am „Leben Napoleon's" und an „Woodstock", schrieb täglich sein gewöhnliches Pensum für die Druckerei, nahm Antheil an neuen Ereignissen in Politik und Literatur, wie z. B. an der Läster- und Schmähschrift der Henriette Wilson, sowie an den commerciellen Verhältnissen, die in der Krisis zu Anfange 1826 für England und Schottland so bedeutend waren. Dabei sah er die alten Freunde oft bei sich zum Frühstück oder Mittagsessen, ging mit ihnen und seiner Tochter Anna viel spazieren — denn Thätigkeit und frische Luft betrachtete er als die beste Arznei gegen seine Leiden — und besorgte seine Geschäfte am Gerichtshofe. Alle diese Gegenstände lernen wir aus dem Tagebuche kennen, welches die letzten hundert Seiten dieses Bandes füllt und gewiß ein treuer Spiegel alles Dessen ist, was damals in Scott's Seele vorging. Seine echte Religiosität, seine Liebe zu seinen anwesenden und auswärtigen Kindern, seine literarische Thätigkeit und seine große Fassung in schweren Leiden, die sich oft auch in Anwendung lateinischer Kernsprüche kund gibt, treten überall auf das deutlichste hervor, während das ihm immer mehr und mehr klar werdende Unglück seines Hauses einen düstern Hintergrund bildet. Aber gegen Constable oder Ballantyne kein bitteres Wort, kein Vorwurf. Nur ein Mal äußert er, daß Constable's Speculationen wol zu maßlos gewesen wären und daß sein jetziges Verfahren ihm unerklärlich sei. 2.

Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken von Karl Immermann. Erster Theil. Düsseldorf, Schaub. 1838. 8. 2 Thlr: 8 Gr.

Ein gutes Buch ist es wol werth, daß ein Leser, der noch nie eine Recension geschrieben hat, eine schreibe, die noch dazu keine ist. Ich habe immer meine Gedanken darüber gehabt, daß in unserer kritischen Literatur das judicium parium ausschließlich herrschen soll, dessen wir bei den übrigen Richterfühlen uns so glücklich entledigt haben. Für uns, die wir das verehrliche Publicum ausmachen, sollen alle die hübschen und unhübschen Dinge geschrieben sein, welche unsern literarischen Horizont als Planeten, Fixsterne, Kometen, Sternschnuppen durchziehen oder durchgezogen werden, und wir grade sollen nie darüber zu Worte kommen. Wenn ich unsere Autoren einander recensiren sehe, so ist es nicht das Sprüchwort, daß eine Krähe der andern das Auge nicht aushackt, welches mir am häufigsten beifällt, denn diese Krähen hacken sich nicht selten beide Augen aus, und es ist für den Frieden unter ihnen weniger gefährlich, mit fremden, als mit den eignen Federn sich zu zieren. Nicht Wenige gibt es, die den Spruch, von den Todten müsse man nur Gutes reden, dahin verstehen, daß man nur von den Todten Gutes reden dürfe, wie der Papst und Solon nur Verstorbene selig sprechen; Manche freilich sind insofern bei lebendigem Leibe todt. Ja, wenn nicht bald eine Schrift erscheint, so werden wir durch das Recensirmonopol der Autoren um alle Recensionen kommen, denn wie oft frgt sich der arme Autor hin, mit dem besten Willen, eine Recension zu schreiben, und siehe da, es ist eine Antikritik, die herauskommt. Oder wird man es eine Kritik nennen können, wenn Menzel, oder Gutzkow, oder gar Raupach (doch dieser hat mehr — oder, wenn man will, weniger — zu thun) dieses „Münchhausen" recensiren werden? Werden diese Herrn sich dabei beruhigen, daß der Verf. das, was er in ihrem Betracht auf dem Herzen hatte, jenem Erzlügner in den Mund legt? Die Unterzeichnete überläßt sich nicht der sanguinischen Hoffnung, daß die Herausgeber kritischer Journale den Autoren ihre Schranken verschließen werden, wiewol es billig wäre, daß die Verfasser von Büchern, wie bei jenem alten Volk die Besitzer von Sclaven, nur mit dem Strick um den Hals vor die ersten Sünder, nicht zugleich auch mit dem richterlichen Stabe auftreten. Aber ein stilles Hintenzimmerchen könnte uns Nichtautoren in dem raumreichen deutschen Luxembourg immerhin eingeräumt werden.

Ich habe den „Münchhausen" des Hrn. Immermann ein gutes Buch genannt. Das wird Manchem als ein gar kleines Lob erscheinen. Ich aber unterscheide zwischen Büchern und Studien; zu den letztern rechne ich eine Menge von Schriften,

Digitized by Google

denen der gutmüthige Meßkatalog den Stand und Charakter von Büchern und Werken beilegt, ja es sind mir celebre Autoren bekannt, deren opera omnia mit der Bezeichnung als Studien noch überflüssig geehrt wurden. So sind mir, der ich, ungeachtet ich nichts Anderes zu thun habe, dennoch ein fleißiger Leser bin, die Schriften des Hrn. Immermann, die mir zu Gesicht kamen, auch als bloße Studien erschienen, Studien nach Shakspeare, nach Goethe u. s. f. Wer sich lieblos ausdrücken wollte, der konnte sagen, er stürze Shakspeare wie eine Flasche Burgunder hinab und lasse sich von seinen Düften zu einem Trauerspiel begeistern, er ertränke sich an Goethe und schreibe die „Epigonen“. Wir wollen mehrere sein und wollen es Studien nennen, zwischen denen hier und da eine Erfindung durchbricht. Und verdient nicht schon das gelobt zu werden, wenn wir damit die Studien einiger jugendlichen Geister vergleichen, welche an die Eselsköpfe, Haarspitze, großen Nasen, Tabakspfeifen und die übrigen Zierden der Schulwände und Asche unmittelbar erinnern?

Freilich, man muß unsere Gebote nicht mißbrauchen. Da wir Mignon satt haben, soll sie uns nicht in einem Flämmchen wieder auferstehen, der Gräfinnen, Thressen u. s. w. gar nicht zu gedenken. Philinens nächtlichen Besuch wußte Jeder, wenn ihn darnach verlangte, zu finden; es war gar nicht nöthig, eine getreue Kopie davon in den „Epigonen“ zu geben. Wahrlich, die „Epigonen“ waren zum Verzweifeln. Aber die Noth am höchsten, die Hülfe am nächsten. Was hätten denn die „Epigonen“ den „Münchhausen“ erwarten sollen? Und doch ist in dem Moment, wo das Gespinnst am festesten sich zuzuziehen schien, die Puppe gesprungen, und der Schmetterling wiegt sich in der blauen Luft.

„Arabesken“ hat Hr. Immermann sein Werk kinnrich genannt. Dieser erste Theil enthält die zwei ersten Bücher, von denen das erste, den Aufenthalt des Titelhelden bei dem alten rückwärts hoffenden Baron, dessen ältlicher vorwärts hoffender Tochter und dem spartanischen Schulmeister schildernd, als das Gewinde, welches unten am linken Rand des Blattes beginnt, zu denken ist, durch dessen wildes Gestrüpp jene närrischen Gestalten in verwogenen Stellungen klettern. Das zweite Buch beginnt am rechten Rand; von dem festen Stamm eines westfälischen Bauernhofs, der seine knotigen Äste überkreuzt, schießt das junge Grün in liebenswürdigem Unverstand, täppischem Übermuth und frisch glühender Leidenschaft lustig empor. Wir haben zu erwarten, wie diese Gewächse oben sich erreichen und wol auch unten in ihren Wurzeln sich einigen werden.

Wenn wir die Anlage und Composition vorzüglich finden, so ist die Ausführung nicht minder zu loben. Von dem Styl ist das Beste zu sagen. Hr. Immermann hat sich von der Nachahmung jener Goethe'schen Manier völlig losgemacht. Diese Manier war die Rückwirkung eines auf der einen Seite beschränkten, auf der andern Seite mit den größern in gewissen Beziehungen stehenden Hofes auf den ungeschlachten frankfurter Bürgersohn. Es war ein eigner Triumph des Genies, daß Goethe durch seine Aneignungsvorsuche unter den Wolfgerbern noch lächerlich wurde, daß man wol sogar als originell gelten ließ, was in seinem Sinn nichts weniger als dies sein sollte. Wie dem aber auch sei, von dem poetischen und literarischen Standpunkt aus wurden seine Productionen durch seine Manier nicht besser, unerträglich aber ist sie bei Denen, welche diesen spätern Goethe nachahmen; den Goethe, der wie einer unserer besten Schriftsteller irgendwo gesagt hat, wol Ursache gehabt hätte, bei seinem „Werther“ in die Schule zu gehen. Es ist ein meisterlicher Styl, der von aller Manier frei ist und doch seinen scharf ausgeprägten Charakter hat; Hr. Immermann hat diesen Styl in diesem Buch, wie ihn Tieck hat, es ist ein Styl, der sich nicht nachahmen läßt wie eine Manier; Mehre können ihn gleichmäßig haben, aber Jeder hat ihn als sein wohlerworbenes Eigenthum.

Die Personen, welche in diesem Buche auftreten, haben fast sämmtlich einen gewissen Strich, der bei mehren sogar bis zu einer particulären Verrücktheit verstärkt ist. Dies ist grade das Geheimniß der Novellenposse. Darum wird eine Posse so schwer eine Novelle zu Stande bringen; eine Schriftstellerin kann sich nicht von der Bewunderung ihrer Helden frei machen. Mit handlungs- und vollkommen zurechnungsfähigen Personen mögt ihr ein Trauerspiel anrichten, und allenfalls einen Roman damit zu verdicken, wollen wir euch gestatten, aber in dem kleinen Kriege der Novelle werden euch diese Truppen von der Linie wenig helfen.

Aber ich befinde mich hier an dem Punkte, wo ich entweder das Amt eines Kritikers übernehmen oder die ungewohnte Last der Feder abwerfen muß. Ich möchte das Letztere; denn wober sollte mir der Muth zu dem Ersteren kommen? Diese Zeilen treten keinem kritischen Urtheile, welches ohnedies die Bewidigung des Werkes abwarten wird, in den Weg. Sie sind nichts als eine von dankbarer Lust bewegte, von Dichterliebe geschwellte

Stimme aus dem Publicum.

Literarische Notiz.

Masson's Familienromane.

Michel Masson gab neuerdings Familienabenteuer unter dem Titel: „Les romans de la famille“ heraus. Die französische Kritik, die gegenwärtig oft viel ernster, würdiger und moralischer auftritt als die deutsche, spricht über das verderbliche Fabrikat ihr gerechtes Verdammungsurtheil aus. „Michel Masson“, heißt es in einem französischen Berichte, „besitzt alle Fehler der neuen romantischen Schule: Übertreibung, falsches Sentiment und eine einseitige Beobachtungsgabe, welche die Ausnahmen in der menschlichen Gesellschaft zur Regel zu erheben liebt. Die Familie, welche uns Masson vorführt, ist nichts als eine dumpfe Höhle trostloser Leidenschaften. Wer hier rührende, anmuthige, freundliche Bilder und reine, wahre Gefühle erwartet, befindet sich in einem Irrthume. Die mütterliche Liebe, die kindliche Liebe und die väterliche Liebe bilden hier bei verschiedener geschiedene Epitheta. Von der ehelichen Liebe, der Grundbasis der Familie, ist keine Rede; über die eheliche Liebe ist man jetzt hinaus! Die Masson'schen Personen sind auch wol verheirathet, aber sie leben unter- und miteinander, grade als ob sie es nicht wären. Eifersucht, Verführung und Ehebruch sind die romantischen Hebel, welche Masson hier in Bewegung setzt. In der „Liebe einer Mutter“ finden wir eine niedliche Familie: eine Ehefrau, welche Ehemann und Liebhaber hat und sich dem Verdachte der Unkreue gefliſſentlich aussetzt, um die Ehre ihres Gemahls zu retten; einen Ehemann, heftig wie ein Donnerwetter, immer bereit, aufzubrausen, selbst Jeden, der ihn reizt, zu tödten fähig; eine junge Tochter, die sich von einem hübschen jungen und verheiratheten Manne verführen läßt und mit einem Kinde niederkommt, welches die Mutter auf eigne Rechnung nimmt, um zu verhindern, daß ihr Gemahl ihre Tochter in Zorne todtschlage. Glückseligerweise wird der schändliche Verführer Wittwer und heirathet die junge Verführte; der Ehemann ist über das von seiner Frau gebrachte Opfer angenehm gerührt, worauf sich Alles aufs beste einrichtet. Spitzfindiger noch ist die zweite Erzählung: „Die Liebe eines Vaters“; unschuldiger die dritte: „Die kindliche Liebe“. Talent, sagt der Kritiker, sei Michel Masson nicht abzusprechen, doch sei es nicht recht von ihm, daß er, um ganz für die Arbeiterclasse zu schreiben, die höhern Classen im schwärzesten Lichte darzustellen liebe. Dieselbe Sittenverderbnis finde sich auch in der Hefe; nur der Mittelstand sei unverdorben und brav. Übrigens sei es eine schlechte Tendenz der jetzigen Romanschriftstellerei, daß sie von der Liebe nur die physische Seite aufsaßten, nie die geistige, daß unter ihren Händen die edelste und zarteste Leidenschaft so bald materialisiert werde.“ 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 345. —— 11. December 1838.

Spaziergänge und Weltfahrten. Von Th. Mundt. Zweiter Band. I. Deutschland in Frankreich. II. Meerfahrt. Altona, Hammerich. 1838. 8. 2 Thlr.

Als der Unterzeichnete den ersten Band dieser „Spaziergänge" — Weltfahrten kommen eben im ganzen Buche nicht vor — anzeigte *), konnte er sich über denselben im Allgemeinen lobend und anerkennend äußern. Mit einem gebildeten Geiste waren französische und englische Zustände angeschaut worden, die Darstellung war sorgfältig und die Reflexionen waren besonnen. So konnte dem Werke nur ein glücklicher Fortgang gewünscht werden, und der Berichterstatter nahm den zweiten Band mit dem besten Vorurtheil zur Hand, und mit um so gespannterer Erwartung, als die Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich, wie sie sich in diesem Lande gestaltet haben, und von welchen die erste Abtheilung des zweiten Bandes Nachricht zu geben verspricht, den Deutschen im höchsten Grade interessiren müssen. Aufs höchste gesteigert wird die Erwartung, wenn man das Inhaltsverzeichniß durchblickt und die Reichhaltigkeit des Gebotenen überschaut. Zwar bemerkt man auch alsbald, daß unter der (auf diese Weise nicht gerechtfertigt erscheinenden) Überschrift: „Deutschland und Frankreich", mehr über originell französische Zustände, als über deutsche auf französischem Grund und Boden gesprochen wird; doch man findet noch immer die wichtigsten Interessen, welche Deutschland in Frankreich hat, citirt, man kann sich nicht enthalten, Dies und Jenes im Voraus nachzuschlagen — und nun, wie wird diese Erwartung befriedigt? Man findet z. B. gleich am Schlusse des ersten Briefes das Avertissement: „Ein Besuch bei Victor Cousin. Über deutsche Literatur und Philosophie." Man hat so viel gehört von den Bestrebungen der Franzosen, sich die deutsche Literatur und Philosophie anzueignen; man hat namentlich von Cousin, dem Schüler Schelling's und Hegel's, gehört; unsere Literatur und Philosophie ist unser Stolz, das Beste, was wir einer andern Nation zu bieten vermögen, Das, wovon wir gewiß sind, in ihm die Franzosen übertroffen zu haben; begierig schlagen wir in Hrn. Mundt's Werke nach, und finden? —:

Ich will Ihnen zum Schluß noch etwas über Victor Cousin schreiben, da wir hier einmal auf die Vermählungspräliminarien zwischen Frankreich und Deutschland zu reden gekommen und Cousin ein alter Ehestandscandidat der deutschen Wissenschaft ist. Dieser unglückliche Liebhaber haust in der finstern Sorbonne, und ich fand ihn in einem kleinen Cabinet sitzen, das täuschend einem Käfig glich, worin man zum Spaß eine Nachteule gefangen hält: ein passendes Bild der Weisheit, um die es sich Cousin in seiner Philosophie so ernstlich hat angelegen sein lassen. Er ist eine dunkle und hagere Gestalt und nahm mich für seine Weise wohlwollend genug auf, aber er hat eine seltsame Art, das Französische mit den ihn besuchenden Deutschen zu sprechen. Um dem schwerfälligen Ohre des Ausländers sehr deutlich zu werden, bemüht er sich gewaltig zu schreien und zu gleicher Zeit feierlich, langsam und gemessen zu reden, sodaß man mit einem grollenden Donnerwetter, das in eine Schlafmütze einschlägt, zu thun zu haben glaubt. Durch diese Manier, mit Deutschen zu reden, zeigt dann Hr. Cousin, daß er selbst in Deutschland gewesen und das deutsche Naturell zu behandeln versteht. Er erkundigte sich bei mir lebhaft nach der berliner Universität und nach den Schicksalen der Hegel'schen Philosophenschule, auf die er gegenwärtig sehr ergrimmt zu sein scheint, weil sein eigner Eklektieismus, oder vielmehr die Brosamen, die er in Berlin von den Tischen der Reichen gesammelt und wovon er in Frankreich eine ganz neue Pastete der Philosophie gebacken, von den Berlinern nicht anders als verhöhnt worden. Cousin hatte auch schon von der neuen pietistischen Nuance der Hegel'schen Philosophie gehört, konnte aber unmöglich den Namen Göschel über seine Zunge bringen, den auszusprechen er mehrmals ansetzte, immer wieder stolperte und endlich, alle seine Germanomanie bei Seite lassend, von dem unmöglichen Beginnen abstand. „C'est Mr. Göschel", fiel ich endlich ein, „qui a tâché de réconcilier le Hegelianisme avec la bible et la tradition." — „Qu'est-ce que cela signifie, Mr. le Docteur?" fragte mich Victor Cousin, denn er beweist seine Kenntniß von Deutschland auch darin, daß er beim Titel nennt, was einem andern Franzosen, der nicht in Deutschland gewesen und nicht deutschgelehrt ist, natürlich nicht einfallen kann. — „Cela signifie quelque chose de triste et bien ridicule, Monsieur Cousin!" antwortete ich ihm schlechtweg, denn mir fiel in der Geschwindigkeit nicht gleich sein Titel bei." „Oui, oui, Monsieur Cousin", fuhr ich fort, „on s'occupe vraiment de telles absurdités en Allemagne!" Aber Cousin wollte das ganze Unternehmen der Göschel'schen Speculation nicht recht begreifen, und schütteite den Kopf auf eine Weise dazu, daß mir dadurch klar wurde, der eigentliche Mittelpunkt des deutschen Philosophirens sei ihm fremd geblieben, denn nur wer den Sinn verstanden hat, kann auch den Unsinn fassen. Ich erzählte ihm darauf von dem Buche des Professors Gans: „Rückblicke auf Personen und Zustände", welches beweise, wie heimisch die Deutschen in neuester Zeit in Paris geworden, und wie sie mit einer glänzenden Leichtigkeit, die von den Franzosen als ebenbürtig anerkannt zu werden verdiene, ihre Ansichten von Frankreich hinstellten. Victor Cousin aber meinte, daß Herr Gans Paris noch lange nicht kenne, das gehe nicht so schnell und

*) Nr. 95—97 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

lasse sich nicht auf einigen Promenaden durch die Salons und über die Boulevards erwerben.

Dies ist die Nachricht, welche wir über Victor Cousin und seine Bestrebungen, welche wir über deutsche Literatur und Philosophie in Frankreich erfahren! Was über Deutschland in Frankreich gesagt wird, läßt sich auf sehr wenige Seiten zusammendrängen. Minder armselig sind die Bemerkungen, welche über reinfranzösische Verhältnisse gemacht werden; indeß wird man in diesem zweiten Bande gänzlich die besonnenen Reflexionen vermissen, welche den ersten Band auf so erfreuliche Weise schmückten. Schilderungen der Persönlichkeiten einiger bedeutender Männer sind das Beste, was uns in diesem zweiten Bande geboten wird, und ein Auszug aus einem Werke des französischen Philosophen Ballanche, sowie die Mittheilung der Messe, welche die neufranzösische Kirche ihrem „eigentlichen Patron und Schutzheiligen", Napoleon, hält, aus dem „Nouvel eucologe à l'usage de l'église catholique française", sind die Glanzpunkte desselben. Es sind dieses Gegenstände, über welche man Gedanken haben kann und gründlichere als die wenigen sehr oberflächlichen Reflexionen, welche Hr. Th. Mundt über dieselben äußert.

(Der Beschluß folgt.)

Wilhelm Heinse's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von H. Laube. Erster und zweiter Band. Ardinghello. Dritter und vierter Band. Hildegard von Hohenthal. Leipzig, Voickmar. 1838. 8. Preis für 10 Bände 6 Thlr. 16 Gr.

Erster Artikel.

Das Urtheil über eine neue Ausgabe der Werke eines ältern deutschen Schriftstellers kann von einem doppelten Gesichtspunkte aus gefällt werden. Zunächst ist es die Empfänglichkeit unserer Zeit für die Erinnerung vergangener Leistungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst, welche hier in Betracht kommt. An sich schon eröffnet der Blick, der das Ferne freier, unbefangener, vielseitiger auffaßt, ein durchdringenderes Verständniß derselben und läßt sie durch manche Schatten der Folgezeit, die zwischen beiden Endpunkten mitteninne liegen, gehoben erscheinen. Zu dieser Fügung tritt das Bedürfniß unserer Kritik hinzu, die in ihrem Fortschreiten zu größerm Selbstbewußtsein sich immer deutlicher genöthigt sieht, die Foderung einer ruhigen Basis, eines klaren Hintergrundes zu stellen. Der Boden der Gegenwart schwankt unter ihr, nicht durch die Schwere ihrer Tritte, sondern durch die Ungleichheit ihrer Handhabung. Die Wurzeln, an denen sie in der vergangenen Literaturperiode ruhte, sind verdorrt oder abgehauen; in dem Gährungselemente der jüngern Zeit wird sie von widerstrebenden Fluctuationen hin und wieder getrieben, und die verschiedenartigen Principien, an denen sie sich oft nur nothgedrungen anklammert, erhöhen noch die Flut der Ungewißheit des allgemeinen Zustandes. Aus diesem Zerfallen und Vereinzeln kann sie sich nur durch ein selbstbewußtes Vereinigen des Gedankens der vergangenen, abgeschlossenen Epoche mit dem der Gegenwart retten und heben. Es ist hierbei nicht gering zu achten, daß ihr der sogenannte Geist der Zeit mit einem Streben nach Erneuerung des Frühern, sei es symbolisch durch Denkmäler, oder thatkräftig durch Sammlung und Restauration, entgegenkommt. Einem solchen Streben liegt das dunklere Gefühl zu Grunde, daß aus den Schachten der Vergangenheit noch manches gehaltvolle Erz zu Tage zu fördern und auf dem Markte des literarischen Lebens als bedeutend und preiswürdig geltend zu machen sei, und von diesen Regungen, so einseitig und äußerlich auch dann und wann ihr Entstehungsgrund sein mag, ist ein sicherer Gewinn für das Gedeihen der Literatur und der literarischen Kritik zu ziehen.

Neben diesem allgemeinen Gesichtspunkte für solche Unternehmungen ist aber noch ein besonderer aus dem Verhältnisse zu nehmen, in welchem die Individualität eines Schriftstellers zu der gegenwärtigen Richtung steht. Es ist neuerlich darauf hingewiesen worden, daß es vorzugsweise die philosophischen Schriften unserer Nation aus dem vorigen Jahrhunderte sind, deren Erneuerung gewünscht und begonnen wird, und man hat hiermit namentlich die Verdienste von Guhrauer um Leibnitzens, und von Rosenkranz und Schubert um Kant's Werke gemeint. Allerdings gewinnt in diesem Gebiete der Wissenschaft jene Bemühung einen eigenthümlichen Werth dadurch, daß das Studium der Philosophie in neuerer Zeit der historischen Seite derselben eine weit tiefere und eindringendere Bedeutung gegeben hat als bisher; sie tritt aber andererseits hier darum mehr zurück, weil das Erfassen des philosophischen Geistes einer frühern Epoche auf die Fortbildung der Gegenwart immerhin einen mehr oder weniger untergeordneten, nur mittelbaren Einfluß äußern wird. Ganz anders ist es mit einem freien Werke der Poesie der Fall. Dessen Töne klingen am ersten wieder an, und zwar, müssen wir hinzusetzen, wie die natürlichen Töne, nicht je reiner, sondern je verwandter sie sind, und bis zu einem gewissen Grade ist dies insbesondere bei Heinse der Fall. Laube hat diese Beziehung und ihre nothwendige Beschränkung sehr wohl erkannt, aber er hat der richtigen Auffassung derselben dadurch einigen Eintrag gethan, daß er viel mehr darthut, von wo an, als bis wie weit sie statt finde. Diesen Ausgangspunkt hat er in folgenden, für die Charakteristik der Gegenwart sehr bedeutsamen Worten bezeichnet (S. 48): „Möge man überhaupt nicht glauben, daß alle die Frage um Schönheit, Sinnenwelt und Kunst eine Nebenfrage in unserer Zeit sei. Lauschend, ob ihr ein glücklicher Bräutigam nahe, liegt sie dicht am Herzen unserer Tage. Bald frech, bald matt, bald ungeschickt, bald muthlos hat man die Hand nach ihr ausgestreckt. Solche Fehler bleiben nie ohne Rüge, und wenn man etwas bekämpft, was sich als plumper Materialismus ankündigt, so verwundert sich darüber nur der trunkene Student. Aber ein genialer Mann könnte aus diesen Stoffen des rein geistigen und schönen Menschenlebens den Zusatz erzeugen, welcher nach so vieler Andeutung unserer Existenz Noth thut. Ein Moment der Bereicherung aus künstlerischer Sinnenwelt ist überall als Bedürfniß angedeutet, selbst in dem Gegensatze materieller Interessen, worein sich die Mehrzahl der Welt gedankenlos jetzt einnistet, in dem Aufwachen aller Kunst, welches Farben und Formen noch halb schüchtern vor einem gewaltsam entsinnigten Publicum ausbreitet. Es hat sich angedeutet in den excentrischen Versuchen von mancherlei Sekte, von Simonist und Mucker, wo der Sinnenpunkt als positiver und negativer Pol auftrat, ferner in dem Verlangen nach bildlichen Denkmälern, was noch vor Kurzem so fremd bei unserer Nation war, und wobei es sich nicht blos um Anerkenntniß historischen Verdienstes, sondern um Gefallen, oft nur um Tändelei an bildnerischen Gestalten handelt. Endlich in mancherlei Erdstößen der Literatur, denen man sogar die übertriebene, thörichte Bedeutung ansah, das Fleisch über den Geist zu setzen. Fleisch ohne Geist ist zu wenig, Geist ohne Fleisch ist zu viel. Betrachtet das volle Menschenbild selber, in dessen Wesen, in dessen Fähigkeit ist angekündigt, wornach zu trachten."

„Begünstigung aller schönen Kunst ist vielleicht das reichste Mittel, jenem vielfach ausgesprochenen Bedürfnisse auf eine edle und wohlthuende Weise beizukommen, die Welt des überschwenglichen Geistes und des grobsinnigen Fleisches in rein harmonischen Ton zu bringen, wie er gesucht wird. Die entkörpertste Speculation bleibt ja mit der Körperwelt verbunden, ohne daß jene oder diese in ihrer Existenz und Ausdehnung eine Störung erfährt."

Digitized by Google

„Dies ist das Bestreben, welches klar ausgeprägt liegt in den beiden Hauptbüchern Heinse's, im „Ardinghello" und in der „Hildegard"."

Wir haben diese Stelle hier ganz aufgenommen, weil sie die richtigste und in unserer Zeit doch so seltene Würdigung von Heinse's Werth und seiner Bedeutung für die Gegenwart enthält; sie begreift aber zugleich die treffende Widerlegung der gegen Heinse von jeher bis auf die letzte Zeit erhobenen Anklagen, obwol nur in den Grundzügen in sich. Eine Entwickelung derselben wäre hier wol zu wünschen gewesen, da sie zugleich die Grenzen der Beziehung Heinse's zur Gegenwart, deren Bezeichnung wir, wie schon bemerkt, hier vermissen, scharf und passend hervortreten ließe. Jene „Begünstigung der schönen Kunst" ist allerdings sein Lebenselement, das er mit einer Phantasie und Innigkeit ausstreut, die die beengenden Schranken der socialen Verhältnisse ganz vergessen läßt. Diese letztern waren zu der Zeit, der Heinse's Hauptwerke angehören, in so hohem Grade unnatürlich, und das Bewußtsein jener Zeit hatte sich zu ihnen in ein solches Misverhältniß gesetzt, daß jeder Gedanke, der sich über die gewöhnliche Sphäre erhob, nicht blos einen neuen Inhalt, sondern auch eine neue Form für sie suchte. Heinse konnte von dem Leben der Kunst nicht sprechen, ohne zugleich die Verhältnisse zu berühren, unter denen ein solches Leben sich realisiren möchte. Aber hier galt es nicht blos ein Fortschreiten, ein Verbessern, sondern der Gegensatz des Bestehenden erheischte einen Gegensatz des Ideals, so groß war die Kluft zwischen Gedanken und Wirklichkeit, die damals Alles spaltete. Was lag dem Künstler, der an die classische griechische Natur anstrebte wie keiner, näher als hier auch die Verwirklichung eines reinern Lebens der Gesellschaft zu finden? Freilich muß eine Fiordimena, eine Cäcilia Dem ganz anders erscheinen, der sie von dem erkünstelten Höhepunkte des modernen Weltlebens aus betrachtet, als Dem, welcher sich in den reinen Standpunkt griechischer Sittlichkeit versetzt; freilich wird gewissen moralischen Beobachtern der genußsüchtige Blick des Sinnenmenschen und der begeisterte Blick des Künstlers, wenn sie auf weibliche Schönheit sich richten, gleich bedenklich scheinen. Hiermit ist aber auch die ganze Richtigkeit und Einseitigkeit jener Anschauungsweise dargethan, welche an Heinse Anstoß nimmt, weil er natürlich und zugleich phantasiereich ist. Als ob die Natürlichkeit die Phantasie irre leiten, oder als ob die Phantasie, die der Natur treu bleibt, zur Unnatur führen könnte! Es ist, so ungleich die Grundlagen beider Dichtungen sind, kein anderer Anstoß als der, den man an Goethe's „Wahlverwandtschaften" nimmt, und man müßte zuvor das Gesetz der Kunst nachweisen, welches den Gegensatz der Natur und des Lebens zum Nachtheile des letztern hervorzuheben verbietet, wenn man den einen oder den andern Anstoß rechtfertigen wollte.

Und doch liegt grade in Dem, wovon man auf der einen Seite einen gefährlichen Einfluß befürchten zu müssen meint, die Schwächung der vollen Einwirkung des Buches auf unsere Zeit. Sie ist nicht mehr die Zeit der sich schroff gegenübertretenden, sondern der sich vermittelnden Gegensätze: je mehr deren sich zeigen, mit desto weniger Schärfe bilden sich die einzelnen aus, und das Problematische, das, wie Goethe sagt, zwischen den Extremen mitteninne liegt — an einem Platz, den man sonst der Wahrheit anzuweisen pflegt — ist ihr am willkommensten. Hier kann die Form eines Ideals, das rein Natürliche der Gesellschaft, die ins Leben eingebildete Kunst nur soweit Anklang finden, als die auf der Oberfläche der Zeit schwebenden Interessen und Tendenzen dadurch gefördert und begünstigt werden; für ein tieferes Verständniß ist der gemeine Sinn verschlossen, und weiter in den Gedanken Heinse's dringt nur der Eine oder der Andere, und auch der wol nur mit particularen Bevorzugen oder Zurücklegen. Nach der Seite der Kunst hin, ihrer Übung sowol als der Einsicht in sie, ist hier noch am meisten zu erwarten; die Ansichten über das sociale Leben, vor denen man sich vorzüglich zu fürchten scheint, sind dem Standpunkte der Einzelnen gewiß am unzugänglichsten, wie sie denn nicht blos dem sogenannten Geiste, sondern auch dem wahren Gedanken der Zeit fern liegen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung von Heinse's schriftstellerischem Charakter überhaupt, so haben wir wiederum eine sehr treffende Bemerkung seines Biographen voranzustellen (S. 81): „Es fehlt in Heinse ein Proceß, welchen stets die Vollendung fodert. Auf dem Wege zu einer Vollendung müssen sich Neigung, Studien, Erfahrung, Blick und Überblick neben- und ineinanderdrängen; das ist Alles reichlich bei ihm vorhanden, und deshalb sind diese beiden Bücher („Ardinghello" und „Hildegard") lebhafter Theilnahme werth. Aber der letzte Act fehlt, und dieser Act besteht darin, daß sich aus alle den Befähigungen und dem gewählten Stoffe ein unabhängiges Drittes als Resultat ergibt, beim Denker das geschlossene System, beim Dichter die fertige und geweihte Welt der poetischen Erfindung. Bei Heinse steht Studie und Erfindung noch nebeneinander, der Leser hat nach der Lecture erst alles Zeug in der Hand, um die Romanwelt nun zu einer Einheit durchzudringen. Heinse ist zu träg oder wirklich nicht erfinderisch genug gewesen, um voll zu erfinden. Seine Erfindung ist meist nur Sympathie des eignen Wesens, Gemälde ohne Schatten. Der Romantiker muß aber Gegensatz, Halbbefreundetes, Mögliches und Zufälliges beibringen, damit eine interessant webende, in sich und gegenseitig wirkende Welt, damit eine wahrhaft volle Welt entstehe." Wir fügen dieser treffenden Bemerkung sogleich das Folgende an (S. 82): „Ferner ist Heinse zu träg, oder zu wenig erfinderisch, oder zu einseitig im Ideale einer alten Welt befangen, um einen individuellen und charakteristischen Ausgang seiner Figuren zu erschaffen. Er setzt einen phantastischen hin und ersinnt plötzlich Alles, während er sich vorher in einer Welt fester Bedingungen herumbewegt hat. Das ist nicht Reichthum, sondern Armuth, solche Phantasie ist für den Roman zu eng; das feste, organische Talent thut mehr: es erhebt sich über den Boden, den es einmal zum Grunde gelegt, aber es verläßt ihn nicht, Ausbildung und Ende, obwol poetisch und höher, bleibt diesem Boden und der einmal eingegangenen Bedingung des Verhältnisses angemessen."

In den hier mitgetheilten Worten ist sehr Richtiges geistreich ausgesprochen und auseinandergelegt; aber wir vermissen in dem Vorworte Laube's eine Stelle, die dieser das Gegengewicht hielt in Charakterisirung von Heinse's Bedeutung, ohne, wie die oben mitgetheilte, dabei sofort seine Beziehung zur Gegenwart ins Auge zu fassen; wir vermissen aber auch eine Besprechung desselben, die, als einer Gesammtausgabe vorangesetzt, den sämmtlichen Schriftennachlaß Heinse's gleichmäßig ins Auge faßte. Was wir lesen, bezieht sich nur auf die beiden Hauptwerke, höchstens ist ein Weniges über „Anastasia" und seine Briefe gesagt, aber nirgend eine Totalanschauung, wäre es auch nur skizzirt, gegeben. Denn der „Gesammtblick auf Heinse" (S. 86 fg.) bezieht sich blos auf seine Verhältnisse zu Winckelmann, Goethe und andern Zeitgenossen und faßt sich nur in die sehr allgemeinen Worte am Schlusse zusammen: „Ein glühendes Jünglingsalter der Bildung ist uns nirgend so schön und so kräftig, von so genialem Drange geschwellt hinterlassen worden als in der Schrift Heinse's."

Die Einsicht auch in die kleinern Schriften Heinse's, die den Meisten abgeht, hätte grade von Laube's gewandter Feder und scharfem Blicke hier ein tieferes Eingehen wünschenswerth gemacht. Vielleicht ist es uns vergönnt, nach vollendeter Ausgabe der Heinse'schen Werke in d. Bl. den Versuch einer solchen Zeichnung von seinem dichterischen Charakter zu geben.

Schließlich ist noch Einiges über Heinse's Biographie, die den größten Theil der Vorrede füllt, zu sagen. Die Materialien dazu waren dürftig, nur ein Briefwechsel mit Gleim und mit Jacobi gaben einige Ausbeute. Es ist dankbar anzuerkennen, wie sorgfältig Laube sie benutzt, wie genau er die darin enthaltenen Notizen zusammenzufügen und nach den Verhältnissen darzulegen gewußt hat. Schon den Geburtstag Heinse's zu

Digitized by Google

ermitteln und auf den 15. Februar 1749 festzustellen, bedurfte einiger kritischen Forschung. Verdienstlich ist aber noch insbesondere die Entwickelung und Klärung des Gesichtspunktes, aus dem seine Beziehungen zu bedeutenden Männeen seiner Zeit zu betrachten sind. So vorerst die zu Wieland. Über Heinse's „Kirschen" und Übersetzung des Petron schrieb dieser einen Zornbrief an Gleim gegen die Liedhaderei an sinnlichen Schilderungen, und Heinse vertheidigte sich dagegen in einem Briefe an Wieland. Hierüber sagt Laube (S. 36): „Der Moment ist so interessant, weil beide Theile, Angreifer und Vertheidiger, die Höhe der Frage gar nicht haben und gegen die eigne That ihrer übrigen Schriften eifern; Wieland hat fast das Aussehen, als ob er sein Privilegium, schlüpfrig zu sein, beeinträchtigt sähe. In Wahrheit ist es bei ihm die Angst, welche ihn für seine eignen Schilderungen leichtfertiger Art ergreift, da er sie bei einem jungen Manne seiner Schule überboten sieht."

Das Verhältniß zu Gleim war mehr aus Dankbarkeit entstammt. „Gleim's Bildung selbst, die mehr Enthusiasmus als Bewußtsein war, förderte Heinse nicht. Er blieb entweder hangen in einer unklaren Halbheit des Urtheils, oder er behinderte sein Herz und seinen Blick durch stets aufgebotene Schmeichelei."

Aber auch mit Lessing trat er in keine nähere Berührung. „Lessing, um die gewöhnliche Bezeichnung zu brauchen, war nur kritische Kraft; ein praktischer Blick und reiche Kenntniß führte ihm Alles zunächst in die gedankliche Werkstatt und aus dieser in das besonnene Wort. Heinse war vorherrschend erfüllt von elastischer Thätigkeit, in voller unerklärter Form drängte sich ihm aller Gegenstand zum Eindrucke; so gab er ihn wieder, und nur des Gebrauchs und allgemeinen Verständnisses wegen warf er kurze gedankliche Erklärungen dazu, und diese nur bisweilen."

Den Hauptwendepunkt seines Lebens bildet die Reise nach Italien. An ihrer Schwelle ruhen, wie der Biograph sagt, die Briefe über Bilder in der düsseldorfer Galerie; auf der Reise selbst sind die Briefe an Fritz Jacobi, den Beförderer derselben, geschrieben, in denen „sich jene gestaltlose Ausrufung über Schönheit, Fülle und Freude, welche seine Jugend überstürzt, zu Organen und Fähigkeiten ausgebildet hat, womit man jetzt auf das angenehmste überrascht wird, da er ins Land seiner Wünsche kommt"; von ihr heimkehrend hat er „Ardinghello" und „Hildegard" geschrieben.

In Rom verkehrte er viel mit dem Maler Müller, obwol ihre Principien weit auseinander lagen. Von dort zurückgekehrt, hielt er sich größtentheils in Düsseldorf, zuletzt in Mainz auf. Die Materialien zur Kenntniß seiner letzten Lebensjahre sind sehr dürftig: aber „Dieser Schleier auf den letzten Seenen, welche wir dem irdischen Stoffe schuldig sind, ist ganz im Geiste Heinse's, welcher Unabweislichkeiten dieser Art lieber verhüllt sah. Das Leben und der Tod sind ihm nach alle dem gelungen, die Jugend und Manneszeit hat er gelebt, und in die Reife der spätern Männlichkeit hat er die beste Arbeit seiner Schrift gedrängt, und die Kraft dazu ist ihm bis dicht an den Tod treu geblieben." *) 39.

Mancherlei.

Das Versanden des mächtigen Rheinstroms bei seinem Ausfluß ins Meer ist ein Bild des menschlichen Lebens, der Philosophie, alles irdischen Treibens und Thuns. Je älter Jemand wird, desto mehr fühlt er sich der allgemeinen Sandbank entgegengetrieben, die der Tod beherrscht. Je länger Jemand philosophirt, desto weniger genügen ihm die Schätze der Weisheit, und Mancher sagt sich vielleicht: was er als Kind über metaphysische Gegenstände gelernt und geglaubt, sei ebenso viel werth, als was er später darüber gedacht und ergrübelt. Selbst die Thaten eines Menschen, von unserer Phantasie hochgestellt und in der Geschichte aufbewahrt, verschwinden allmälig wie Bächlein vor demjenigen, der auf dem Sande sitzt. Luther's großes Werk will sich verschütten, seitdem Zeloten und trübe Mystiker Eedwälle des Kirchenthums zusammentragen; Napoleon's ungeheure Thaten erscheinen jetzt als eine Riesenfabel, woraus die Kinder kaum eine Nutzanwendung gezogen und wodurch die Franzosen mit ihrem Götzendienst auch die Gottesfurcht verloren haben.

Heitere Menschen haben es in geselligen Beziehungen übler als finstere und unaufgeweckte; letztere nämlich finden oft ihres Gleichen, jene selten. Aus einem Finden des Ungleichen aber in Geschmack, Urtheil, Temperament, Charakter, entspringt alle Verdrießlichkeit des Umgangs, sowie aus einem Finden des Gleichartigen alle Annehmlichkeit desselben. Während also ein trübes unaufgewecktes Dasein sich an seinem Ebenbilde erfreut, muß das heitere aufgeweckte Gemüth dadurch schmerzhaft berührt, ja wie von Banden eingezwängt werden. Man dürfte deswegen von einem Unglück reden, welches unfehlbar die Heiterkeit begleitet, aber nicht die einsame, sondern die mit Menschen im Verkehr stehende, sich mittheilende. Überdem noch pflegen die meisten Menschen Frohsinn und Heiterkeit mehr zu loben als zu lieben, nämlich ungesuchte; indem jene Meisten sich Mühe darum geben müssen und diese hochschätzen, darum einen regelmäßigen Anlauf dazu nehmen an Festtagen, mit Wein, Tanz und Musik, sodaß es ihnen fast entheiligend vorkommt, ohne Vorbereitung und Beiwesen an Werktagen heiter und fröhlich zu sein.

Geist und Geist haben ist ein Unglück in der Welt. Männer und Frauen von Geist sollten sich fliehen, und wenn sie sich suchen, dann zur Strafe einander heirathen. Daß man in das Alltagsgetreide des menschlichen Lebens etwas Würze und Veränderung bringt, ein Gerades oft krumm und ein Krummes oft gerade nimmt, die Trauben auf den Disteln und die Feigen auf den Dornen sucht, ist lauter Geist, und nichts als Geist, wenn man dabei endlich doch auf dem Trocknen sitzt. Bei allen Sprüngen und Turnübungen des Geistes spricht das Einerlei des Lebens: „Lause du, ich komme schon nach!" — wodurch der Geist, des Spruches eingedenk, sich immer mehr abhetzt, ermattet, krank wird, und stets fürchtet, man hole ihn ein. Darum, wer das Springen liebt, treibe es nicht zu wiederholt und heftig, sondern nur als Sonntagsfreude, als Ausnahme vom Werktagschritt. Letzterer aber sei frisch und lebhaft, denn mit Lahmen zu kriechen, ist ein zweites dem Geistspringen entgegengesetztes Unglück. Jean Paul setzte sich an den Schreibetisch und sprach, die Feder eintauchend: „jetzt sollst und mußt du Geist haben". Und er hatte ihn, weil er ihn besaß. Aber denkt Euch den Schriftsteller, der dieses thut und wieder thut, und gleichsam wie eine Geistfabrik sich abarbeitet, ist er glücklich? Dasselbe gilt vom ganzen Leben und seinem Verkehr und lieber sollte man sich zuweilen sagen: „jetzt sollst und mußt du keinen Geist haben". Geistvolle Menschen thun dies nicht selten aus Laune, um eben ihres Unglücks einmal los zu werden und mit Gemächlichkeit am Dummen und Alltäglichen sich zu vergnügen.

Von Allem, was Künstler heißt, wird der Dichter am meisten blos geboren. Denn die Andern brauchen mancherlei Übung und Fleiß, um sich die Mittel ihrer Kunstdarstellung hinreichend anzueignen, welche dem Dichter von Jugend auf mit der Sprache selber zufliegen, und er nur auf seine Amme zu achten hat, welche schon im Singen von Wiegenliedern und Märchenerzählen poetisch ist. 7.

*) Der zweite Artikel folgt in einer der nächsten Lieferungen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 346. —— 12. December 1838.

Spaziergänge und Weltfahrten. Von Th. Mundt. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 345.)

Auch auf das junge Deutschland kommt Mundt in diesem zweiten Bande wieder zu sprechen, und äußert sich keineswegs freundschaftlich über dasselbe. Die Mitglieder dieser Richtung sind in neuerer Zeit, wie sehr leicht vorausgesehen werden konnte, untereinander gänzlich zerfallen. War ihr erstes Auftreten ein Skandal, so ist es ihr jetziges noch viel mehr und in viel tieferer Bedeutung. Ihr erstes Auftreten war im Grunde nichts weiter als eine Übernehmung sehr jugendlichen Übermuthes, ein ungeschicktes Consequenzmachen aus misverstandenen Sätzen der Philosophie und ein Verkennen der tiefen Innerlichkeit der Sittlichkeit, in welcher unvollkommenen Gestalt dieselbe auch auftreten mag. Man kann das Ganze eine Thorheit nennen, und die Schriften, in welchen diese niedergelegt war, würden als nicht einmal geistreiche Caricaturen einer zeitgemäßen Idee gänzlich bedeutungslos vorübergegangen sein, hätte nicht Menzel, für sein kritisches Baccalaureat fürchtend, ein jämmerliches Geschrei erhoben, auf welches die Policei herbeieilen mußte, um einen Auflauf der Philister zu hintertreiben, welche Menzel mit dem Schreckensruf auf die Beine gebracht hatte, daß man ihnen ihre Schlafmützen rauben wollte. Die Schmach, welche durch diese Begebenheit über das junge Deutschland kam, war weiter keine als etwa die, welche einen Mann trifft, den die Policei eingesteckt hat, weil er in der Betrunkenheit herumlief und ein selbst betrunkener Nachtwächter angezeigt hatte, derselbe wolle mit seiner brennenden Cigarre die Stadt in Brand stecken. Eine beiweitem größere Schmach ist es, daß diese zusammen eine Zeit lang unter policeiliche Aufsicht gestellten Herren jetzt unter- und gegeneinander auf die gemeinste Weise zu Felde ziehen, Schimpf- und Schmuzreden gegeneinander loslassen, da sie sich doch vorher als die größten Schriftsteller der Nation gegenseitig hätschelten und lobhudelten; und komisch ist es, wenn sie sich trotzdem daß jeder Einzelne die Nichtsnutzigkeit der Übrigen predigt dennoch einbilden, die Welt, Deutschland, die Policei hätten sie jemals für eine etwa zum Umsturz der Staaten, Religionen und Sitten constituirte fürchterliche Gesellschaft gehalten, hätten jemals gemeint, sie wäre was Besseres als einige, um mich berlinisch auszudrücken, „sich übrig und grün machende junge Menschen". Mundt sagt in dieser Beziehung:

> Das junge Deutschland ist aber doch ein gar zu lacherliches und miserables Institut gewesen; die gefährlichen Ideen desselben will ich gern, wenn ich einige freche Ideenlosigkeiten von Gutzkow ausnehme, auf meine Schuttern laden; aber ich will nur froh sein, wenn man mich von der Dummheit freispricht, die dazu gehören müßte, unter einem solchen Namen und mit solchen Mitteln eine so precaire Gesellschaft zu etabliren. Es soll mir Vergnügen machen, für einen bösen Kerl gehalten zu werden, wenn es nicht anders sein kann; aber für dumm und ungeschickt mag ich nicht angesehen werden.

Herr Th. Mundt merkt gar nicht, daß in diesen letzten Worten: „Es soll mir Vergnügen machen" ꝛc., entweder eine Dummheit oder eine Ungeschicktheit stärkster Art zu Tage liegt.

Daß Hr. Th. Mundt aber noch keineswegs über die am jungen Deutschland gerügte ungeschickte Consequenzmacherei und Verkennung der Sittlichkeit hinaus ist, dafür bringt er in dem vorliegenden Buche ein freilich nicht appetitliches Beispiel (S. 156 fg.). Man kann so etwas kaum ohne Widerwillen lesen. Der Gegenstand, um den es sich hier handelt, ist keineswegs nur Sache des Individuums, sondern recht eigentlich Sache des Volkes, des Staates und läßt sich sehr wohl durch eine allgemeine Betrachtung vom sittlichen Standpunkte aus abmachen. Der Satz gleich: was naturwidrig ist im wahrsten Sinne, ist auch vernunftwidrig, ist nur bedingt wahr; denn der Mensch ist nur Geist, also vernünftig, insofern er sich selbst der Natürlichkeit entringt. Um nicht schamloser Worte mich bedienen zu müssen, will ich die Sache in einem durchaus entsprechenden Beispiele abthun. Essen und Trinken ist natürlich, aber nur so lange, als es geschieht, um Hunger und Durst zu befriedigen; der Mensch als ein geistiges Wesen vergeistigt aber auch diese Genüsse, er ißt und trinkt das Nichtnatürliche, das Künstliche, und damit geht er über das Thier, über die Natur hinaus; wenn er aber das Essen und Trinken, indem er es vergeistigt, gänzlich um seinen Zweck bringt, absichtlich darauf ausgeht, zu essen und zu trinken ohne zu nähren, wie es die üppigen Römer wol trieben, Brechmittel nimmt, um den Gaumenkitzel erneuen zu können, ohne die nährenden Speisen im Leibe zu haben, so ist er unsittlich, viel nichtswürdiger als das Vieh. Man wende

Digitized by Google

dieses Beispiel auf Hrn. Mundt's Gegenstand an, und man wird finden, daß es wol menschlich ist, die Liebe zu vergeistigen, aber unsittlich, mit Willkür den Zweck der natürlich werdenden Liebe in dieser selbst zu vernichten. Wer in dieser Weise sündhaft unter das Vieh sich erniedrigt, der sinkt noch tiefer als der Säufer und Fresser, weil in der physischen Liebe der Mensch mehr als im Essen und Trinken sein selbgewisses geistiges Wesen aufgeben muß.

Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, „Meerfahrt" betitelt, enthält den Wiederabdruck einer ältern Erzählung Mundt's, einer der besten, wie ich meine, die wir von ihm besitzen. Dieselbe ist auf die altertümlichste Weise an die „Spaziergänge" angeflickt, offenbar nur, um das Buch zu der nöthigen Bogenzahl zu bringen; sie paßt sich auch nicht im allergeringsten in dieses dem reflectirenden Denken angehörige Buch. Den Beschluß machen „Trümmer einer Reisephilosophie", gleichsam das Gegenstück gegen die vorhergehende, wie ich sagte, ausgezeichnete Erzählung; denn diese Philosophie verliert sich in ihrer Armseligkeit oft bis zur völligen Gedankenlosigkeit. Man höre einige der abgebrochen aufgestellten Sätze:

6. Ein Stubenhocker ist der ärgste Böswicht.

10. In Berlin sind die Straßen zu gerade, in Paris zu krumm.

13. In Rom gibt es einen heiligen Stuhl, und in St.-Petersburg die Knute.

15. Auf dem Jungfernstieg in Hamburg wandeln keine Jungfrau, und in Braunschweig, wo noch immer viel Mumme getrunken wird, hängen alle Haare schief.

30. Liebe ist ein guter Reisegefährte, aber ein schlechter Hausgenosse.

37. Alle Halbseligkeiten nagt der Wanderer am Ende ab, selbst die Liebe.

G. O. Marbach.

Reiseskizzen.

2. Rouen. *)

4. Sept. 1838.

Casimir Delavigne singt von Rouen:

Là Corneille naquit, et cet esprit puissant
Qui créait à lui seul le théâtre naissant,
A devancé Racine, et Quinault et Molière,
Et son laurier normand couvre la France entière.
Là naquit Fontenelle, astronome mondain,
Que les grâces suivaient un compas à la main.

Rouen ist mit Recht stolz auf diejenigen seiner Stadtkinder, welche sich einen berühmten Namen gemacht haben, und ehrt ihr Andenken auf jede Weise. Wenn man zu Wasser von Osten her kommt, landet man an der schönen steinernen Brücke, welche mit dem Standbilde Corneille's geschmückt ist; am Eingange des städtischen Museums steht Corneille's Marmorbüste; der schönste Dreimaster im Hafen ist nach dem Vers. des „Cid" benannt; am Plafond des Theaters ist die Apotheose des grossen Dichters abgebildet, und in der Rue de la pie steht man über der Thür eines ärmlichen Hauses folgende Inschrift in goldenen Lettern: „Ici est né, le 6 juin 1606, Pierre Corneille." Der Lieblingsspaziergang am Hafen ist der Cours Boieldieu und verdankt seinen Namen dem beliebten Componisten der „Dame blanche", welchem seine Vaterstadt auf eben dieser Promenade ein Ehrendenkmal errichtet hat. Nicht weit davon, in der Rue des bons enfans, findet man ein kleines zweistöckiges Haus, an dessen Façade mit gegossenen Buchstaben geschrieben steht: „Fontenelle est né dans cette maison le 11 Février 1657." Das neue Stadthaus besitzt eine kolossale von David gearbeitete Büste Armand Carrel's, dem muthigen Kämpfer für Recht und Freiheit gewidmet von seinen Mitbürgern, wie es in der Unterschrift lautet. Rouen hat ein ganz hauptstädtisches Aussehen und zerstört alle meine Begriffe von französischen Provinzialstädten. Von meiner Stube aus erblicke ich die Gypsstaricaturen Dantan's, welche hinter den Fensterscheiben eines Musikalienhändlers ihre Grimassen schneiden; sachen kommse ich von der Promenade, wo sich gegen Garnier Pages und noch einigen andern pariser Notabilitäten dragegnete; gestern habe ich einen der drei Staatsmänner des „Charivari" bis an die Diligence begleitet, welche nach Dieppe abfuhr, und diesen Abend wird Achard vom Palais royal im hiesigen Stadttheater als enfant du faubourg auftreten. Wie Sie sehen, ist Rouen ein keineswegs unbedeutender Ort. Allerdings hat dieser Ort andere Zierden als einen Unterpräfecten, eine Gensdarmeriebrigade und einen Gasthof zum weißen Roß oder zum rothen Ochsen; denn die in Frage stehende Stadt hat etwa tausend Häuser von 5 — 6 Stockwerken, welche eine Bevölkerung von 100,000 Seelen beherbergen. Sie hat eine äußerst angenehme Lage auf beiden Ufern der Seine, in einem offenen Thale, dessen Hintergrund eine bewaldete Bergkette in Schattirung mit dem Laubgrün wetteifern. Die Häuser in Rouen unterscheiden sich von denen in Paris wesentlich dadurch, daß sie keine Thürsteher und Pförtnerinnen haben; die Thüren stehen den ganzen Tag offen, und die Miethsleute gehen ein und aus, wie es ihnen gefällig ist, ohne daß ein Cerberus sie anknurrt, welcher in jedem pariser Hause für ein unentbehrliches Möbel gehalten wird.

Wenn Rouen des Schmuckes der Thürsteherinnen entbehrt, so hat es zum Ersatz dafür eine ungeheure Menge von Zuckerbäckerladen und Conditorien. In der Rue des Carmes, welche die Stadt der Länge nach durchschneidet, stößt eine Boutike an die andere, wo der beste Äpfel- und Kirschenguckes bereitet wird, welcher einen nicht unansehnlichen Handelsartikel ausmacht und schon von Boileau besungen worden ist. Diese Conditorien sind äußerst reinlicher und geschmackvoller (sogar Limbourg) als die übrigen Boutiken, deren Majorität grade nicht sauber ist. Übrigens äußert sich dieser Mangel an Geschmack auch noch in andern Dingen und der Luxus schreint völlig aus Rouen verbannt, welches doch für eine der gewerbthätigsten und handeltreibendsten Städte in Frankreich gelten kann. Man sieht weder Equipagen noch Pferde, obschon die Stadt mehr als einen Millionnair unter ihren Einwohnern zählt. Die Quais sind eine der Hauptschönheiten Rouens und bieten eine prächtige Aussicht auf Fluß und Hafen. Letzterer ist günstig gelegen für den Handel und höchst zweckmäßig eingerichtet für das Abladen und Unterbringen der Waaren. Die Meeresflut, welche die hierher vordringt, verschafft ihm den Vortheil, große Kauffahrteischiffe aufnehmen zu können. Die Stadt erwächst hier einen ganz lachenden und zugleich großstädtischen Blick; die bewaldeten Anhöhen, welche amphitheatralisch in ihrem Hintergrunde aufsteigen, die Inseln und Wiesenflächen, welche sich längs der Seine ausdehnen, die Spaziergänge, welche das Ufer begleiten, die Schönheit des Flusses, welchen Handelsfahrzeuge aller Nationen bedecken, bieten dem Auge die angenehmste und mannichfaltigste Unterhaltung. Die alten Wälle und Stadtmauern sind verschwunden, und haben den schönsten Boulevards und Spaziergängen Platz gemacht. An die beiden äußersten

*) Vgl. Nr. 31 und 312 d. Bl. Die Red.

Digitized by Google

Enden des Hafens stößt der Grand-cours, zwei Promenaden vor den Stadtthoren, von wo man eine hübsche Aussicht auf den St.-Katharinenfesten, auf die Hügel von Bon-Secours und auf die mit Landhäusern, Fabriken, Gärten und Obstpflanzungen besäete Thalebene genießt.

Eine der größten Merkwürdigkeiten Rouens ist die herrliche Kathedrale, an deren Bau das 13., 14. und 15. Jahrhundert gearbeitet. Die Hauptfaçade, obschon aus den Händen verschiedener Architekten hervorgegangen, bietet dennoch ein majestätisches Ganze und ist reich an schönen Details. Im Mittelpunkte des Kreuzes befindet sich der massive viereckige Unterbau, auf welchem der Zimmermeister Robert Becquet in den Jahren 1542—44 einen 256 Fuß hohen, mit Blei gedeckten hölzernen Kirchthurm errichtet hatte. Diese schöne Pyramide wurde am 15. September 1822 durch den Blitz zerstört und wird gegenwärtig durch eine ganz in Gußeisen gearbeitete Spitze ersetzt, die sich 456 Fuß über den Erdboden erhebt, also die Thürme von Notre Dame in Paris um 253 Fuß, den Münster in Straßburg um 19 und die höchste ägyptische Pyramide um 7 Fuß an Höhe übertreffen wird. Ein Drittheil des neuen Thurmes ist bereits vollendet. Der mittelalterliche Thurm, der Butterthurm genannt, weil seine Baukosten mit den Butterpfennigen, welche das Volk während der Fastenzeit des zahlte, bestritten wurden, zeichnet sich durch besonders schöne Architektur aus. Die Strebemauern sind mit Statuen verziert, unter denen man die Adam's und Eva's erkennt. Dieser Thurm enthielt die berühmte Glocke, George d'Amboise genannt, welche nach der Schätzung von Latande 38,000 Pfd. wog und 1793 auf dem Platze vor der Kathedrale zerschlagen und in die Gießerei von Romilly geschickt wurde, um zu Kanonen umgegossen zu werden. Das Innere des Doms ist ehrfurchtgebietend. Die ungeheuern Verhältnisse, die Kühnheit und Eleganz der Bögen, der Säulen, Pfeiler und Wölbungen, die unermeßliche Mannichfaltigkeit der Verzierungen, wovon die eine reicher als die andere, die vielen Meisterwerke der Bildhauerkunst an Hand und Decke, die buntgemalten Fenster, welche nur ein schwaches Licht durchlassen, die zahlreichen Statuen und Grabmonumente, welche uns die Bildnisse der Prälaten, Prinzen, Stifter, Wohlthäter und Baumeister der Kirche aufbewahren — alles das bringt eine mächtige Wirkung hervor und zwingt uns in Demuth unser Haupt zu neigen vor der Religion unserer Väter, die so große Wunder geschaffen. Die Kapelle der heiligen Jungfrau ist mit einem schönen Altarblatt von Philipp von Champagne, der Anbetung der Hirten darstellend, geschmückt und enthält das prachtvolle Grabmonument des Georges d'Amboise im reichen Styl der Renaissance.

Noch schöner als der Dom ist die alte Abtei St.-Ouen, die älteste Kirche der Normandie. Mit tiefer religiöser Ehrfurcht betritt man ihr heiliges Dunkel; wir Kinder des 19. Jahrhunderts, die wir nichts kennen als die Gemüthlichkeiten des Bequemlichkeiten des Lebens, und die Verachtung einer Statue als ein äußerordentliches Ereignis feiern, wir betrachten mit Staunen die reiche, verschwenderische Fülle von Kunstwerken, welche uns auf allen Bauten unserer Vorfahren entgegentritt. Man kann nichts Schöneres sehen als das bewundernswürdige Schiff der ehengenannten Kirche. Von dem großen westlichen Portale aus überblickt man den ganzen Chor: er bildet einen Kreis oder vielmehr ein Oval von hohen Strebepfeilern, die in Säulenbündel zusammenschließen, ohne irgend eine Zwischenverbindung; es ist nicht möglich, sich in dieser Art etwas Luftigeres, Reizenderes zu denken; die Vollendung und Zartheit der Pfeiler übersteigt jede Einbildungskraft. Ich habe größere gothische Kirchen gesehen, welche in ihren Massen und Verhältnissen mannichfache Schönheiten aufweisen konnten; aber ich weiß keine, die rücksichtlich der Symmetrie in ihren einzelnen Theilen mit der Abtei von St.-Ouen zu vergleichen wäre. Elf Kapellen, den Hauptaltar mit inbegriffen, umgeben den Chor, und das Innere wird von 125 Fenstern in drei Reihen erhellt, wobei die drei wunderbar schönen Rosen noch nicht mitgerechnet sind. Die zweite Fensterreihe beleuchtet eine kreisförmige Galerie über den Seitengängen, wo man mehre Glasmalereien von seltener Schönheit bemerkt; vor allen eine Sibylle in dem zweiten Fenster des linken Seitengangs und die gothischen Kraghimmel des Gladhauses dem Chorgitter gegenüber. Der Chor war sonst durch einen prächtigen Singchor vom Schiffe getrennt; die Abbildung dieses 1790 zertrümmerten Chors findet man noch in der Geschichte der Abtei St.-Ouen von La Pommeraye. Rechts vom westlichen Eingange ist an dem ersten Pfeiler ein großes marmorenes Weihbecken, auf dessen Grund man das Kirchenschiff in seiner ganzen Länge sieht. Das Portal ist unvollendet; die beiden Thürme sind lange nicht ausgebaut. Die Zwillingsgeschwester St.-Ouens ist die Kirche St.-Maclou. Die Kirchen St.-Patrice und St.-Vincent verdienen ihrer schönen Glasmalereien wegen den Besuch jedes Fremden. Der in dem schönsten gothischen Style aufgeführte Justizpalast, mit einem merkwürdigen Saale und einem bizarren Plafond, verdient ebenfalls aufgesucht zu werden. Der Kunstfreund versäume ja nicht, das Hôtel Bourgtheroude zu besehen; es liegt an der Place de la Pucelle, wo die Jungfrau von Orleans verbrannt wurde und in deren Mitte sich gegenwärtig ihre Statue im Zeppflug erhebt. Die Erbauung dieses Hôtels fällt wahrscheinlich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts; der Gründer desselben war Wilhelm Lerour. Die merkwürdigsten Überbleibsel sind ein eleganter Thurm, dessen Fenster mit allerliebsten Basreliefs, die Scenen aus dem Schäferleben darstellen, geschmückt sind, und eine an diesen Thurm sich anlehnende Galerie mit fünf kofbaren Bogen lieft, worauf die Jahrzahlen 1 [illegible] 3 und 1 [illegible] 4 III. im Lager des Drap d'or abgebildet ist; leider haben sie viel gelitten, allein was noch davon erhalten ist, ist von unschätzbarem Werthe. Interessant sind die hiesigen Markthallen, welche von drei Seiten einen großen viereckigen Platz einschließen, dessen Mitte die Trödler und umherirrenden Kleinkrämer in Besitz genommen haben. Jede Waare hat ihre eigne Halle; die sogenannte Halle aux Rouenneries ist die weitläufigste und bedeutendste; hier wird jeden Freitag eine Unmasse von Baumwollenwaaren abgesetzt, welche die umliegenden Manufakturen fabriciren.

Die französischen Provinzialstädte haben ihre Sonderbarkeiten; wer hat nicht die seinigen? Ist nicht Paris, welches sich für eine Musterstadt auszubitt, ein unermeßlicher Herd von seltsamen, unzusammenhängenden Meinungen und Vorurtheilen? Auf gleiche Weise haben auch die Städte in den Departements auffallende Anomalien, welche dem aufmerksamen Beobachter um so mehr befremden, je weniger sie mit der fortschreitenden Bildung, welche man in allen Provinzen Frankreichs bemerkt, im Einklang stehen. Wir wollen hier einige von diesen Seltsamkeiten anführen, bitten jedoch, aus unsern hier und da gesammetten Bemerkungen keine allgemeine Schlußfolgerungen zu ziehen; vielleicht sind es nur Ausnahmen, aber die Ausnahmen bestätigen bekanntlich, Ausnahmen machen die Regel. Hier in Rouen z. B. erscheinen drei Journale: „Le mémorial de Rouen", ministeriell, das „Journal de Rouen", ein Oppositionsblatt im Sinne der äußersten Linken, der „Colibri", ein belletristisches Blatt, im Format und Größe des „Corsaire" und „Charivari". Alle drei Blätter haben ein gemeinschaftliches Feldgeschrei: Décentralisation! was in ihrer Sprache bedeutet: „Krieg der Hauptstadt! Vivent les départemens! A bas Paris! Wir Provinzialen sind ebenso geschreut, ebenso gesittet, ebenso gelehrt und ebenso civilisirt als die Pariser." Ich bin gern gewilligt, der Meinung dieser decentralisirenden Journale beizupflichten; auf allen Ausflügen, welche ich in die französischen Provinzen gemacht, fand ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß es in einigen Provinzialstädten ebenso viel Geist, Bildung, Industrie, Gewerbfleiß und Handelsthätigkeit gibt als innerhalb der Mauern jener prachtvollen und abscheulichen, jener betteiarmen und steinreichen, kalt von Vergoldungen strahlenden und von Unrath wimmelnden, jener dummen und geistreichen, jener erhabenen und absurden Stadt, welche man Paris

Digitized by Google

nennt. Ich habe daher den besten Glauben von der Provinz; aber an die Decentralisation glaube ich nicht; ja noch mehr, ich muthmaße, daß die Provinz daran noch weniger glaubt als ich. Man schreit über Decentralisation und man trifft keine Anstalten, dieselbe herbeizuführen. Die Redacteure der Provinzialblätter plündern die pariser Journale aufs unverschämteste; das „Journal de Rouen" entlehnt in ein und derselben Nummer seine leitenden Artikel dem „Courrier français", seine Entrefilets dem „Siècle" und sein Feuilleton dem „Bon sens"; der „Colibri" füllt seine Spalten mit den Aufsätzen des „Chavivari" und den Charaden der „Corsaire"; das „Mémorial de Rouen" requirirt jedesmal das „Journal des débats" und die „Presse". Erscheint ein Buch in der Provinz, so übergehen es die Localblätter mit Stillschweigen; die pariser Presse ignorirt es; und wäre der Verf. auch das größte Genie, er würde unbekannt bleiben. Wie glücklich sind dagegen wir Deutschen; die unbedeutendste Schrift, welche aus der deutschen Presse hervorgeht, findet ihren Recensenten; wird sie von einer Literaturzeitung nicht beachtet, so bringen sie sechs andere Literaturblätter vor die Publicität u. s. w. Die Genies in den französischen Departements sind ärmlich übel daran. Verkündet daher ein junger Mensch nur einige Anlage für Dichtkunst, Malerei, Jurisprudenz, so vertraut man ihn und seine Anlagen den Laffitte'schen Messagerien an und setzt ihm so und so viel jährlichen Wechsel aus, damit er in Paris studiren und sich einen Namen machen könne. Der hoffnungsvolle junge Mann reist ab; bisweilen verschwindet er in seinem unermeßlichen Dichter-, Maler- und Schriftstellermeere, welches zwischen der Barrière de l'Ecole und der Barrière du Trône seine brüllenden Wogen hin und her wälzt; bisweilen erlangt er Ruhm und Ehre. Dann ist und bleibt er Pariser; er sagt der Provinz ein ewiges Lebewohl und besucht seine Vaterstadt nur einmal des Jahrs, um die Kränze seiner Mitbürger in Empfang zu nehmen und sich von dem Ortsvorsteher ins Gesicht sagen zu lassen, er sei der Stern oder die Sonne der Localität.

Die Provinzialstädte behaupten ferner, ihre Industrie sei nicht schlechter als die pariser. Diese Meinung bestreitet gewiß Niemand. Aber ich möchte denn doch mal die Bewohner der Departementsstädte fragen, warum sie für Alles, was in Paris fabricirt wird, eine so ausschließliche Vorliebe an den Tag legen? Hier in Rouen hat jeder Schneider über seinem Laden angeschrieben: M. N.N. tailleur de Paris; die jungen reichen Bürgersöhne lassen sich ihre Stiefeln in Paris machen; die Juwelierer verkaufen keinen Fingerhut, wenn sie ihren Kunden nicht sagen können, er sei von Paris. Heute Morgen las ich die Stadtzeitung; ein Quincaillier macht in den Anzeigen bekannt, daß er in seinem Waarenlager zu jeder Zeit eine große Auswahl von pariser Jangen, Blasbälgen, Gardinenstäben u. s. w. vorräthig habe. Ist das nicht ein sonderbarer Widerspruch? Es gibt hier eine bekannte Putzmacherin, welche regelmäßig jedes Jahr um die Zeit von Longchamps nach Paris reist, um, wie man allgemein glaubt, die neuesten Moden in den Putzläden der Celiane, der Madame Simon und Madame Haguet zu studiren. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Die Putzmacherin aus Rouen besucht die Tuilerien, das Museum, die Theater und kehrt zu ihren Penaten zurück, ohne eine einzige Haube und eine einzige Elle Band mitzubringen. Aber während ihrer Abwesenheit haben ihre Arbeiterinnen Tag und Nacht Kleider zugeschnitten, Hüte aufgestutzt, Maraboute angesteckt, die baumwollenen Mützenformen ersonnen und alle diese Meisterwerke in Kisten, mit bedrucktem Leinwand und Zimmerstaub überzogen, eingepackt. Alsbald verbreitet sich das Gerücht, die Putzmacherin sei zurück; sie hat Longchamps gesehen und bringt die neuesten Moden in ihren Schachteln und Kisten von Longchamps mit. Alle neugierigen Weiberaugen glänzen vor Freude; die hübschen Frauen reißen ihre Männer mit sich fort; die Ungeduld der Töchter spornt die väterliche Unentschlossenheit; man will die Erste sein, welche unter den von der Hauptstadt gekommenen Flittern auswählt; man will durchaus der feierlichen Eröffnung der von Paris eingetroffenen Kisten beiwohnen, und der Chor der weiblichen Stimmen ergießt sich in die ehrsüchtigen, delirirenden Ausbrüche des Entzückens: „Oh, la ravissante capotte! l'amour de bonnet! comme c'est bien tourné! comme c'est séduisant! comme c'est parisien!" Die Männer und Väter stimmen mit ein; sie bewundern und zahlen, ohne zu seufzen; denn sie würden sich zu Tode schämen, wenn sie von einem pariser Hute etwas abdingen sollten. Hilft das gegen die Centralisation ankämpfen? Die Eisenbahnen werden vollends die letzten Spuren der provinziellen Eigenthümlichkeit und Individualität vertilgen. BS.

Literarische Notizen.

Benoit de Sainte-More schrieb (nach dem „Foreign quarterly review") in anglo-normannischer Sprache ein Gedicht: „Die Belagerung Troja's". Darin wird Homer eine verwerfliche Autorität genannt. Der Dichter äußert sich so: „Als Homer sein Buch fertig hatte, brachte er es nach Athen, wo man ihn bald zum Tode verurtheilt hätte, weil er die Götter und Göttinnen des Olymp mit sterblichen Menschen so viel fechten und sonst converstren ließ. Die Athener hatten im Grunde Recht, und nur das poetische Talent Homer's vermochte sie, sein Buch als Autorität hinzunehmen." In Deutschland freilich gab es einmal eine Zeit, wo die Orthodoxen den fromm vom Klosteck verbrannten, weil er die heilige Geschichte in ein profanes Gedicht gebracht.

Als ein echt britisches Unternehmen nennen wir „The book of gems", eine Art Blumenlese, aus hundert Dichtern gewählt, von hundert englischen Künstlern verherrlicht, mit biographischen Notizen über die Dichter und ihren Fac-similes, herausgegeben von S. C. Hall. Der „Spectator" nennt das Werk ein wahres Lieberschwindel, während der „Examiner" es ein Buch nicht blos für ein Jahr, für ein Zeitalter, sondern für alle Ewigkeit nennt. 108

Bibliographie.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. 6tes Heft. Glam-Martinez. — Deutsche Literatur und Sprache. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Edelstein und Perle. Zwölf Gruppen weiblicher Bildnisse nach Zeichnungen von Unins, Meadows u. A. Gedichte von Lady Blessington, deutsch durch R. J. Ende. Imp.-4. London, Ackermann. 14 Rthlr.

(Heine.) Shakspeares Mädchen und Frauen. 45 Stahlstiche, mit Erläuterungen von H. Heine. Prachtausgabe in Einem Band. Schmal gr. 4. Paris u. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 8 Thlr.

Jahrbuch der Literatur. 1ster Jahrg. 1839. Mit H. Heine's Bildniß. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 2 Thlr.

Poeppig, E., Landschaftliche Ansichten und erläuternde Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde. Mit 18 Stahlstichen. Lex.-8. Leipzig, Frohberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 4tes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Taschenbuch der Novelletten und Humoresken für das Jahr 1839, von Julius Sincerus. Danzig, Gerhard. 1 Thlr. 12 Gr.

Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte u. s. w. 5ten Theils 2te Abth. Das Zeitalter der unumschränkten Fürstenmacht und das Revolutionszeitalter. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 3 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 347. — 13. December 1838.

Die Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste nach den Original-Actenstücken. Vom Geheimen Justizrathe M. C. F. W. Grävell. Zwei Theile. Gedruckt auf Kosten und Verantwortung des Verfassers in Jena, bei J. H. Schreiber. 1837. Gr. 8. 5 Thlr.

Das preußische Staatsleben ist kein öffentliches. Das liegt weniger an dem Willen der Machthaber als an der Einrichtung. Die Resultate werden zur Kenntniß des Volks gebracht; aber wie diese Resultate erlangt wurden, wie es in dem innern Getriebe der großen Staatsmaschine zugeht, darüber eine Anschauung zu gewinnen, gibt es wenig Gelegenheit. Das vorliegende Werk läßt wenigstens *einige* Blicke in jenes Innere thun. Preußen beruht auf der Staatsverwaltung. Das geht auch den meisten constitutionnellen Staaten so, und wie wenig diese ihrem Ideale entsprechen, ergibt sich aus nichts so sicher als daraus, daß, wenn die ständischen Sitzungssäle geschlossen sind, das ganze Bild des Staatslebens im Wesentlichen und im günstigsten Falle auch kein anderes ist als in Preußen. Dem Einfluß der Öffentlichkeit und dem nur zu theoretischen Charakter der constitutionnellen Institute ist es zuzuschreiben, daß die Aufmerksamkeit sich weit mehr den Verfassungsfragen als der Verwaltung zuwendet. Man würde sich darüber, in der Hoffnung, daß dies das schnellere Einwurzeln der Verfassungen befördern müsse, zu freuen haben, wenn diese Aufmerksamkeit eine thätige wäre und sein könnte. Aber so lange noch Verfassung und Verwaltung wie zwei einander ganz fremdartige Dinge dastehen, statt die innigste harmonische Wechselwirkung zu entfalten, so lange sie nicht aus einer Wurzel erwachsen sind und sich gleichmäßig fortbilden, ist kein Grund zur Freude. Denn die Verfassung hat weit weniger an sich, als wegen ihres Einflusses auf die Verwaltung Werth. Die ist es eigentlich, deren Wirksamkeit täglich und überall dem Volke wichtig ist und von deren Zustande sein Wohlsein wie seine Stimmung wesentlich abhängt. Jeder Beitrag zur genauern Würdigung des Einflusses, den einzelne Geschäftsformen auf das Wirken der Behörden äußern, und zum sichern Erfassen des Geistes gewisser Verwaltungseinrichtungen muß willkommen sein, und auch in dieser Hinsicht finden wir bei Grävell manchen schätzbaren Wink. Nun ist der Mann, der hier die Geschichte seines Austritts aus dem preußischen Staatsdienste mittheilt, als Gelehrter seit langer Zeit hochgeachtet und hat sich in wichtigen und hohen Stellungen bewegt, sodaß auch diese persönlichen Umstände das Interesse der Schrift nur vermehren können.

Wenn wir dieselbe aber doch nicht grade als ein *praktisches* Seitenstück zu Perthes' „Theorie des preußischen Staatsdienstes" betrachten mögen, so liegt dies eben wieder in der Persönlichkeit des Verf. und dem ganz eigenthümlichen Charakter seiner Erlebnisse. Nicht blos, daß es sich hier nicht um große Staats- und Principfragen handelt. Wenn auch der Anlaß keine Principfrage war, so kann doch bei der scheinbar unbedeutendsten Gelegenheit ein wichtiger Aufschluß über das Princip des so überaus bedeutungsvollen Staatsdienerwesens gewonnen werden; aber die hier geschilderten Vorgänge sind von der Art, daß man keineswegs annehmen kann, jeder andere, im Übrigen ebenso gesch[illegible] und rechtschaffene Staatsbeamte würde in gleicher Lage ebenso gehandelt und dasselbe erfahren haben, wie der Verf. Der Staatsdienst ist ein Verhältniß, aus dessen Natur allerdings Manches fließt, was praktisch wichtiger sein mag als Alles, was sich im Landrechte und in Dienstpragmatiken ausprägen läßt. Man hat den Staatsdienst mit dem Gesindeverhältniß verglichen, und diese Vergleichung ist unwürdig befunden worden. Sie mag es sein; aber *die* Ähnlichkeit waltet allerdings ob, daß in beiden Verhältnissen der Umfang der gegenseitigen Pflichten durch kein Gesetz, durch keinen Contract erschöpfend bezeichnet werden kann, und daß die eigne Einsicht in die Natur des Verhältnisses und der Entschluß, sich in die unvermeidlich damit verbundenen Folgen fügen zu wollen, die Lücken ergänzen müsse. Es ist Pflicht des Beamten, das Gesetz, seine eigne Ehre, die Rechte Anderer freimüthig und furchtlos auch gegen seine Vorgesetzten zu vertheidigen. Aber Fälle, wo er das nöthig hat, werden die seltensten sein, und das Verhältniß wäre für alle Theile nicht haltbar, wenn nicht eine gewisse Fügsamkeit im Indifferenten sich befände. Wer sich darein nicht finden, sich nicht dazu verstehen kann, den billigen Rücksichten gegen Vorgesetzte und Collegen Manches nachzugeben, der mag lieber nicht in den Staatsdienst treten, wenigstens nicht in Posten, wo er viel mit Andern zusammenzuwirken hat. Der Beamte, der der

Digitized by Google

Märtyrer seiner mannhaften Vertheidigung der Volksrechte wird, hat nicht selten den hohen Trost, dies von Volk und Zeit mit Achtung anerkannt zu sehen, und findet jedenfalls in seinem Bewußtsein den schönsten Lohn. Wo aber ein Beamter in Ungnade fällt, weil er, ohne grade schreiend verletzt zu sein, seine eigne Sache mit der äußersten Schärfe des Rechtes gegen die Behörden durchführt, unter und mit denen er wirkt, da wird er vielleicht aus denselben Antrieben und mit gleich rühmlichen Eigenschaften gehandelt haben wie jener; aber er wird keineswegs gleiche Theilnahme finden; man wird ihn als unverträglich, als einen unruhigen Kopf, als seine Stellung verkennend bezeichnen, und die Beamten selbst, für deren Interesse er sich vielleicht geopfert zu haben meint, werden die Ersten sein, die ihn achselzuckend allein lassen. Pflegt doch die Welt überhaupt in der Regel nach dem Erfolge zu urtheilen.

Die Schrift, über die wir zu referiren haben, ist etwas verworren angeordnet. Der Verf. beginnt mit einer Schilderung der glücklichen Muße, die er nach seinem ersten Austritte aus dem Staatsdienste, dessen Gründe er in den beiden Heften: „Neueste Behandlung eines preußischen Staatsmannes", dargelegt, auf seinem Gute Wolfshain zugebracht. Dort habe er auch manchen Personen mit rechtlichem Gutachten beigestanden, meist zur Sühne, zum Nachgeben rathend. Sein Gut grenzte an die Besitzungen des Fürsten Pückler, und die Fürstin fragte ihn während der Abwesenheit ihres Gemahls um Rath in den verwickelten Rechtsangelegenheiten der Standesherrschaft. Endlich ging er, hauptsächlich aus Dankbarkeit gegen das Andenken des Fürsten Hardenberg, auf den Antrag ein, Generalgevollmächtigter des Fürsten zu werden. In diesem Geschäfte wirkte er mit großem Nutzen für seine Machtgeber von 1828 an länger als vier Jahre. Er kam aber dabei in neue Reibungen mit den Staatsbehörden, und wenn diese manche Mißhelligkeit erzeugten, so gibt er die Schuld dem Umstande, daß die Beschwerden zu demselben Minister (Schuckmann) gelangten, mit dem er schon früher in Conflict gekommen. Diesen sucht er überhaupt als seinen feindseligen Verfolger darzustellen, und seine Empfindlichkeit über ihn bricht ziemlich stark durch. Dabei geht er zuweilen ins Kleinliche. S. 16 heißt es:

Das Schicksal hatte mich zweimal im Karlsbade mit dem Hrn. Minister v. Schuckmann zusammengeführt, und es hat wol selten ein Mann es so augenfällig empfinden müssen, wie unabhängig die öffentliche Meinung vom politischen Ansehen ist, und wie bald der Glanz des größten Sternes unter Druckinte verlischt.

Dazu die Anmerkung:

Da derselbe unter Anderm mir Mangel an Sitte zum Vorwurfe gemacht hatte, so gereichte es mir zu einem besondern Vergnügen, ihm selbst vor der Badegesellschaft den Beweis vor Augen zu legen, wie leicht mir die größte Höflichkeit, ohne mir irgend etwas zu vergeben, sei. Dies gelang mir so vollkommen, daß der Herr Minister, an seiner eignen Tafel in großer Gesellschaft darüber zur Rede gestellt (?), wie es ihm möglich gewesen sei, sich mit mir zu verunreinigen, sich damit entschuldigte, wie noch lebende Zeugen mir erzählt haben: Er habe gar nichts mit mir gehabt, sondern nur der Geheime Rath Köhler, den er nicht habe sitzen lassen dürfen. Indessen habe ich mit meinen eignen Augen gesehen, daß jene anstößige Verfügung zwar von dem Letztern aufgesetzt, von dem Herrn Minister selbst aber gezeichnet worden war.

Ref. ist durch das Schicksal ebenfalls zu jener Zeit zugleich mit Schuckmann und Grävell ins Karlsbad geführt worden. Er lebte, damals noch ein Knabe, in einem Kreise sächsischer Staatsbeamten, die in der Sache natürlich ganz unparteiisch waren. Aber er erinnert sich sehr wohl, daß ihm grade damals Schuckmann als ein Gegenstand hoher Verehrung bezeichnet wurde, die nicht dem Minister, sondern dem Menschen galt und sich durch einen Vorgang im Bade selbst, bei welchem der Minister eine Art Opposition gegen den Adelsstolz zeigte, nur noch steigerte. Er weiß auch recht gut, daß Grävell überall mit der Achtung empfangen wurde, die dem Talente, dem Geiste und dem Rufe des interessanten Mannes gebührten; aber er weiß auch, daß die Beamten ihn im Allgemeinen mit jenem zweideutigen Achselzucken erwähnten, mit welchem die Welt über ein Verfahren zu urtheilen pflegt, das nicht dem Rechte, aber ohne Noth der Klugheit zuwiderläuft. Jedenfalls war sein Triumph nicht so glänzend, wie er ihm vorgekommen zu sein scheint.

Wie beiläufig gedenkt der Verf. eines andern Streites, in den er, neben dem ersten Hauptzwiste, in Censursachen mit dem Minister Schuckmann gekommen, und wo er seine Sache, damals noch Beamter, wenn auch bereits suspendirt, bis zum Bundestage getrieben. Die von ihm in dieser Sache erlassenen oder empfangenen Schreiben theilt er mit. Die Ausdrücke, deren er sich dabei gegen Schuckmann bedient, zogen ihm einen sechsmonatlichen Festungsarrest zu. Diese Sache zog er aber von 1820—23 hinaus. Lange vorher, am 9. März 1820, war in der Hauptsache das erste Erkenntniß publicirt und er wegen Misbrauchs des Amtes zum Druck der Unterthanen, wegen gebrochener Amtsverschwiegenheit und wegen grober Beleidigung des Staatsministeriums, der Minister Grafen v. Bülow, v. Schuckmann und v. Kircheisen, des Präsidenten v. Schönberg und der Regierung zu Merseburg in und bei Ausübung ihres Amtes seiner Stelle entsetzt, zu allen öffentlichen Ämtern für unfähig erklärt und mit sechsmonatlicher Festungsstrafe belegt worden. Hierauf theilt er die von ihm mit den Oberbehörden in Betreff seines Wunsches, daß das zweite Urtheil bei dem Geheimen Obertribunal abgefaßt werden möchte, gewechselten Schreiben mit. Beachtenswerth ist dabei der von ihm ausgesprochene Grund (S. 28):

Ungleich größer als der Einfluß des Präsidenten auf sein Collegium ist nach unserer dermaligen Verfassung der Einfluß des Chefs der Justiz auf sämmtliche Provinzialgerichte. Das künftige Schicksal jedes einzelnen Mitgliedes liegt ganz in dessen Händen. Von diesen Männern ist nicht zu verlangen, daß sie mit Freimüthigkeit aussprechen sollen: Unser Chef hat Unrecht gethan!

Es ließen sich hieran manche Betrachtungen anknüpfen. Die königlichen Diener haben auch als Richter ein gewisses Vorurtheil gegen Alle, die mit der Staatsverwaltung in Conflict gekommen. Wenn sie es nicht ha-

Digitized by Google

den, so wird es ihnen doch zugetraut, was ziemlich ebenso schlimm ist. Es ist menschlich, daß sie in Zweifelfällen wenigstens wünschen, sich auf die Weise aussprechen zu können, von der sie präsumiren, daß sie ihren Vorgesetzten die erwünschteste sein würde. Der Wunsch bestimmt zuweilen auch das Urtheil. Directe Cabinetsjustiz wird der seltenste Fall sein. Aber die Justiz hatte eine strictere Präsumtion der moralischen Unabhängigkeit für sich, wie sie noch in den Händen der Spruchcollegien war.

Dem Wunsche ward nicht gewillfahrt. Indeß das zweite Urtheil, in Magdeburg gesprochen, war ungleich milder und verurtheilte ihn (26. April 1822) „wegen Überschreitung seiner Amtsbefugnisse zum Nachtheil der Unterthanen aus schuldbarem Irrthum" zu einer Geldbuße von 200 Thlrn.; wegen schwerer, durch den Druck verbreiteter, in und bei Ausübung des Amtes zugefügter wörtlicher Injurien gegen ꝛc. zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe; wegen aus Unbedachtsamkeit gebrochener Amtsverschwiegenheit zu einer Geldbuße von 100 Thlrn. Er wendete sich an den König mit einem Revisionsgesuche (S. 60), das unberücksichtigt blieb. Inzwischen hatte Schuckmann abermals wider Grävell wegen im Laufe dieses Processes zugefügter Beleidigungen denuncirt, und die hierzu gehörigen Actenstücke werden in der Anlage vollständig mitgetheilt. Sie sind keines Auszuges fähig. Auch in ihnen gibt sich der Verf. viele Mühe, die Gerichte, die über seine Sache erkennen sollen, zu perhorresciren und überhaupt ein Verfahren einzuschlagen, von dem seine Gegner geurtheilt haben mögen, er wolle dem Staate vorschreiben, wie er ihn richten solle. Indeß da der Staat allen seinen Gerichten gleiches Zutrauen schenken muß, so sollte er allerdings in den Ländern, wo es keine Geschwornengericht gibt, auf die Wünsche der Angeklagten in dieser Hinsicht mehr Rücksicht nehmen. Stellt er sie vor ein Tribunal, das sie sich selbst erbeten haben, so ist ihnen dann jeder Einwand gegen die Unparteilichkeit ihrer Richter benommen. Und wie oft weiß oder glaubt der Beklagte, daß ein Richter persönlich gegen ihn eingenommen ist, ohne daß sich das juristisch nachweisen ließe.

Dem sei wie ihm wolle, dieser neue Proceß, der sich von 1820—24 hinzog und mit der Verurtheilung in dreimonatlichen Festungsarrest und die Kosten endigte, welche der König niederschlug und erließ, verhinderte die Rückkehr Grävell's in den activen Staatsdienst, und unter langwierigen Weiterungen über seinen Gehalt u. s. w., worüber er einen zahlreichen Schriftenwechsel mittheilt, zog er sich endlich mit einem Wartegeld auf ein angekauftes Gut zurück. Diese Zeit füllt er auch im Buche mit philosophischen Betrachtungen über den Staat aus.

Allein auch auf diesem friedlichen Gute hatte er einige Händel mit den Behörden, die er ebenfalls mittheilt, obwol sie nur Hypothekenformalitäten, Schenkenconcessionen u. s. w. betreffen und nicht leicht ein Patrimonialgericht sein wird, dem nicht Ähnliches zu Zeiten passirte. Einmal wird er bedeutet, „sich künftig einer bescheidenern Schreibart zu bedienen". Das nimmt er übel und macht eine Vorstellung, wegen deren abermals fiscalische Untersuchung wider ihn eingeleitet wird. In dieser Sache wird er zuletzt freigesprochen, aber über seine darin gefertigte Vertheidigungsschrift ein neuer Proceß erhoben, der ihm sechswöchentlichen Festungsarrest bringt, den der König niederschlägt. Nun übernimmt er die muskauer Sachen und kommt hier wieder mit Schuckmann zusammen. Dieser denuncirt ihn wegen Beleidigung der Generalcommission zu Soldin und der Regierung zu Liegnitz, und dieselbe Regierung denuncirt ihn selbst wegen anderweiter Beleidigung, sodaß zwei neue fiscalische Processe entstehen, deren Verlauf in den Beilagen, die namentlich den zweiten Theil ganz füllen, ausführlich vorliegt, aber allerdings für das größere Publicum wenig Interesse hat, außer so weit es sich an der Schreibart des Verf. zuweilen ergötzen mag. Unterweilen wendet er sich oft persönlich an den König mit Klagen über den Despotismus der Beamtenhierarchie. In den Processen selbst, die sich von 1830—34 hinauszogen, wird er theilweise freigesprochen, theilweise zu dreimonatlichem Festungsarrest verurtheilt.

Grävell stand auf Wartegeld und hatte sich in allen Fällen, wo ein Staatsbeamter die Erlaubniß seiner Vorgesetzten zu etwas nachsuchen muß, unmittelbar an den König gewendet. Als er 1833 um Erlaubniß zu einer Badereise bat, ward ihm diese zwar ertheilt, aber mit dem Zusatze, sich künftig mit dergleichen Gesuchen an die betreffenden Disciplinarministerien zu wenden. Dadurch findet er seine Stellung so geändert, daß er sofort beim König um seinen Abschied anhält. Inzwischen kommt er nach Berlin, und Minister Mühler faßt den Gedanken, den schon Kamptz einige Zeit vorher gehabt, aber wieder fallen lassen, Grävell beim Geheimen Obertribunal anzustellen. Grävell erklärt sich, unter der Voraussetzung, daß er wirkliches Mitglied des Collegiums werde, bereit. Die Anstellung lautet aber (28. Dec. 1833): daß er Geheimer Justizrath und Hülfsarbeiter bei jenem Tribunale werden solle. Der Verf., scheint es, will zu verstehen geben, daß Kamptz die Änderung bewirkt hat. Sofort erläßt er, „da er schon vor 15 Jahren hätte Geheimer Oberjustizrath werden können", eine Eingabe an die Minister Kamptz und Mühler, die diese in Inhalt und Fassung nicht geeignet finden, dem Könige vorzulegen. Er bringt eine Immediateingabe an den König, worauf dieser, seinem Wunsche gemäß, von Grävell's Anstellung bei dem Geheimen Obertribunal abzustehen befiehlt. Dagegen schlägt der König das Gesuch ab, was Fürst Pückler um Begnadigung Grävell's in jener Injuriensache an ihn gerichtet. Nun wird auch sein Abschiedsgesuch gewährt und er mit Belassung seines zeitherigen Wartegeldes von 700 Thlrn. in Ruhestand versetzt.

Über seinen Festungsarrest in Glogau bringt er das Zeugniß bei (S. 245):

> Daß der Geheime Justizrath Dr. Grävell seinen sechswöchentlichen Festungsarrest abgebüßt und sich als ein ruhiger und stiller Mann betragen hat, wird demselben hiermit attestiret u. s. w.

Das Oberlandesgericht zu Frankfurt verwickelt ihn aber

Digitized by Google

noch vorher in zwei neue Processe, die auf seine Eingabe an Minister Mühler niedergeschlagen werden. Seinen Arrest in Glogau benutzt er zum Theil zu Fertigung einer interessanten Eingabe an den König, worin er sich über die Amtsbeleidigungen und die darüber geltende Praxis sowie überhaupt über den Beamtendespotismus sehr nachdrücklich ausspricht. Er reicht auch einen Gesetzentwurf über die Beschwerdeführung beim Könige ein; obwol er aber darin sagt: „Diese Verordnung wird Ihnen allein mehr Macht geben als 100,000 Soldaten", so fanden doch die Justizminister keine Veranlassung, den Entwurf zu benutzen, und er vertraut in dieser Hinsicht auf die Zukunft.

Ein Theil des ersten Bandes und der ganze zweite ist voll Beilagen, die in allen diesen Injurienprocessen und einigen andern Sachen von Grävell geführten Manualacten enthaltend. Das Meiste davon hat jedoch für das größere Publicum wenig Interesse, mehr für den Juristen und für Den, der sich über das Juristische bei dem preußischen Ablösungsverfahren unterrichten will. 123.

Literarischer Leichtsinn an allen Ecken, oder Thiersch und Diesterweg.

Bekanntlich hat Hofrath Thiersch in München nach seinem, wie die „Allgemeine Zeitung" von Augsburg einst sich ausdrückte, pädagogischen Triumphzuge durch Deutschland ein drei Bände starkes Werk „Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland" bei Cotta in Stuttgart herausgegeben, auf dessen pythische Machtsprüche sich nur zu bald die herbsten und härtesten Recriminationen und Verwahrungen, selbst von Schulbehörden, gegen publicistische Verleumdungen sowol aus dem Badischen, Hessischen, Nassauischen und Frankfurtischen als auch selbst aus dem gelobten classischen Würtemberg erhoben haben, die sämmtlich der strenge Recensent in der „Jenaischen Literaturzeitung", Nr. 126–128 d. J., zusammenstellte und durch schweres Geschütz vermehrte.

Ebenso ist ganz neuerdings auch Schmitthenner gegen Thiersch, sogar als gegen den „bairischen Thersites" aufgetreten, während neugriechische Romane seinen Namen gern in Thyrsios umdeuteten.

Schon in der genannten jenaischen Recension wird ihm der unbegreiflichste literarische Leichtsinn Schuld gegeben und leider auch nachgewiesen. Nun aber tritt über dieses Thema Der, den Thiersch wegen seiner Äußerungen über deutsche Universitäten namentlich und insbesondere zur Rede gestellt hatte, nämlich Diesterweg in Berlin, in einer eignen Schrift als zweitem Hefte seiner „Streitfragen aus dem Gebiete der Pädagogik" auf (Essen, Bädeker), sich in seinem Dräseke-Luther'schen Deutsch seiner Haut und seiner patriotisch-antiphilologischen Neulehre, die aber Andere, als Diesterweg noch wenig davon ahnte, längst gepredigt haben, zu wehren.

Diesterweg nun zeiht den nürnberger Präsidenten gleichfalls nachdrücklich und nachweislich eines classischen Leichtsinns; im selben Augenblick aber begegnet dem guten Seminardirector ganz dasselbe classische Unglück leichtsinniaster Schnellschreiberei, welche tragische Geschichte hier zur Warnung und vielleicht zum Beweise, daß es zwischen den Choragen der beiden streitenden pädagogischen Parteien noch eines tertii comparationis oder einer dritten Gattung Heiliger oder Propheten bedarf, mitgetheilt werden soll. Sie ist durch und durch lehrreich und ergötzlich.*)

Gleichzeitig nämlich mit jenem Anti-Thiersch ließ Diesterweg in diesem Jahre das vierte Heft seiner „Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation" (Essen, Bädeker) ausgehen, in welchem auf 79 Seiten über Erziehung zum Patriotismus und über deutsche Universitäten gehandelt wird.

In der ersten dieser beiden Abhandlungen kommt Diesterweg auch auf die Sache der Leibesübungen, spricht ihr warm das Wort, bespricht deshalb, ziemlich bunt, allerlei ältere und neuere Schriften darüber, wobei er aber die besten ausläßt, die gewöhnlichsten Compilationen von Heldermann und Werner dagegen in nichtssagenden Worten lobt.

Nun aber merk auf, lieber Leser, erst nämlich nennt und empfiehlt unser pädagogischer Held jenes Heldermann's „Kleines Handbuch der Gymnastik für die deutsche Jugend" (Quedlinburg, Basse, 1834), beiläufig ein wahres Plagiat; darnach schreibt er den ganzen Titel von Werner's „Das Ganze der Gymnastik" (Meißen, Gödsche, 1831) ab, welches sieben Zeilen gibt, und fügt zu dieser dicken Compilation die tiefsinnigen Worte: „Eine ausführliche Compilation aller Arten von Leibesübungen, die auf Pferden und die militairischen nicht ausgenommen", welche Bemerkung zwei Zeilen abwirft. Hiernach aber nun fährt Diesterweg begeistert fort:

„Wir schließen diesen Abschnitt mit den denkwürdigen Worten Klopstock's, des Verfassers der „Hermannsschlacht": **)

Wie? Gymnasien nennen die jetzigen Menschen die Stätte.
Wo die Jugend verfitzt, wo der Körper verdirbt?
Den Ort, wo er wurde geübet, bezeichnet der Name,
Bei den Hellenen war That; aber wie reden davon."

Dieses machte sechs Zeilen.

Nach diesem wirst du, geneigter Leser, gewiß glauben, wunder wie belesen Magister Diesterweg in den von ihm zuvor so anempfohlenen deutschen Schriftstellern sein müsse; aber du wirst dieses Doppeldistichon so wenig in deinem Klopstock finden, als es in dem meinigen steht. Vielmehr ist dasselbe bei einem ganz andern Dichter, nämlich in König Ludwig's von Baiern Gedichten, 2te Auflage, Band 1, S. 99, zu lesen. Hier darf natürlich an keine, zwischen Schiller und Goethe ein paar Mal obschwebende Verirrung, geschweige an ein Plagiat gedacht werden, wol aber an die grenzenloseste Bosheit des Schicksals, das die verborgensten Manipulationen an den Tag bringt. Denselben Bock, christgeduldiger Leser, mit Klopstock's Namen unter jenen königlichen Hexametern und Pentametern hatte nämlich grade jener Vorgänger Diesterweg's, Heldermann, auf dem Titel seines quedlinburgischen Büchelchens geschossen, welches zufällig dem berlinischen Posaunenmanne vorlag, und Diesterweg ist, durch ihn verführt, auf den Diesterweg gerathen. So geht es, wenn man von literarischem Leichtsinne mit noch mehr als literarischem Leichtesinne schreibt. So werden der Dohle die Pfauenfedern gerupft. 124.

Literarische Notiz.

Von „Syria and the Holy Land illustrated" erschien der dritte und letzte Theil. Die Zeichnungen sind an Ort und Stelle aufgenommen von W. H. Bartlett, die Erklärungen lieferte John Carne. Man findet in diesem Werke sowol Belehrungen über orientalische Gebräuche als über Gegenstände der heiligen Schrift. 108.

---

*) Diesterweg schreibt a. a. O. S. 24 von Thiersch: „Es ist wirklich sehr lehrreich. Der ganze Mann ist classisch."

**) Wozu hier diese manierirte Bezeichnung? Weil bei Detmold grade ein Armindenkmal errichtet wird.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 348. — 14. December 1838.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Masse der Literatur und Verhältniß ihrer Hauptzweige.

In zwei Artikeln gaben im vorigen Jahre d. Bl. eine Übersicht der neuesten periodischen Literatur der Schweiz. *) Diese Zeitungen und Zeitschriften, wovon früher die Rede war, sind die täglichen und oft ziemlich zudringlichen Gäste, mit welchen man schon darum leicht bekannt wird, weil man sich ihrer nur schwer zu erwehren vermag. Anders ist es mit den literarischen Standespersonen, mit den Büchern, die in besondere Fächer der Wissenschaft einschlagen. Man muß sie aufsuchen, um sie kennen zu lernen, was nun freilich schon seine größern Schwierigkeiten hat. Allein wie spröde sie thun und wie sehr sie mitunter auf Standesrechte und Standesvorurtheile pochen mögen, so lassen sich doch im Gebiete der neuern Literatur ganz ähnliche Erscheinungen wie im Gebiete der neuern Politik bemerken. Wie die fortdauernde Vollstreckung des ewigen Gesetzes der Entfaltung und Individualisirung die besondern Classen der Staatsgesellschaft so mannichfaltig ineinander verschlungen hat, daß sie nur noch in ihrer Verbindung erscheinen und nur in ihrer Gesammtheit, nicht mehr in ihrer ständischen Besonderheit vertreten werden können und sollen, so haben sich auch an dem wechselnden Baume der Erkenntniß die früher schärfer gesonderten Hauptäste in ein vielfach verwachsenes Ganze verzweigt. Darum mußte grade in der neuern Zeit das Bedürfniß so lebhaft hervortreten, die verschiedenen Theile der Nationalliteraturen in ihrem Zusammenhange zu erfassen. Zur bequemern Übersicht mag man nun hierbei immerhin die beliebte, obwol in mancher Hinsicht sehr unzulänglich gewordene Gliederung in die besondern Facultäten, diese alte ständische Vertretung der Wissenschaften, zu Grunde legen. Allein stets bleibt es doch eine Hauptaufgabe, zu ermessen, wie ein Zweig von dem andern geistige Nahrung empfangt, oder wie der eine dem andern Licht und Luft zu entziehen droht, da er entweder in unfruchtbare Wasserschosse ausschlägt, oder im Abwelken begriffen ist. Diese Aufgabe hat die Statistik der Literatur zu erfüllen, die aber, gleich allen andern Theilen der Statistik der geistigen und sittlichen Kräfte, noch sehr in der Kindheit und mit allen Schwächen derselben behaftet ist. Für die Schweiz hat sie ihre besondern Schwierigkeiten, weil hier die vielspaltigen Cantonalinteressen auch die Literatur zersplittern und wenigstens auf der Oberfläche so local färben, daß man noch wenig daran gedacht hat, die im Geiste wesentlich gleichartigen Erscheinungen zu gruppiren und so die Möglichkeit von Gesammtübersichten zu erleichtern.

Im Leben wie in der Literatur ist die Zeit der alten Einfachheit verschwunden. Jene ehrenfesten Patriarchen der Bücherwelt, die schweinsledernen Folianten und Quartanten, welche Söhne und Enkel um sich sahen, sind verschwunden und haben einem kurzlebigen Geschlechte Platz gemacht. Dürfte sich aber im Ganzen die mittlere Lebensdauer dieser Kinder des Geistes vermindert haben, so ist dagegen der Spruch: „Seid fruchtbar und mehret euch", bis zum Entsetzen in Erfüllung gegangen. Sie sind ein zahlreiches Volk wie Sand am Meere geworden, und man kann sie in Masse nur noch kennen lernen, wie man ein Volk kennen lernt. Indem man unter sie tritt, knüpft man nach Zeit und Gelegenheit nähere Bekanntschaft mit Individuen verschiedener Art an, die in Wahrheit oder nach dem herrschenden Vorurtheil über die Andern hervorragen oder hervorgehoben werden und bei der literarischen Revue, die man anzustellen Lust hat, als die geistigen Flügelmänner erscheinen, nach welchen die lange Reihe der Gemeinen gut oder schlecht sich zu richten sucht. Sodann hat man auf die Zeiten größerer Aufregung genauer zu achten, wenn grade besondere Veranlassungen und Ereignisse diese oder jene Gruppen der schreibenden Welt ins Feuer jagen und mit ihrer wahren Farbe entschiedener hervortreten lassen. Endlich wird man auf den guten oder schlechten Ruf der Bücher einige Rücksicht nehmen und bei manchem wol gar auf ein bloßes Hörensagen sich verlassen. Aus solchen Bestandtheilen mag man sich nun die Gesammtanschauung einer Volksliteratur in dieser oder jener Periode bilden, die immer eine skizzenhafte und lückenhafte sein wird, wie es auch alle Schilderungen von Nationalgeist und von Nationalcharakter sind und bleiben werden. Dennoch hat auch diese Betrachtung aus der Vogelperspective und die Schilderung des Betrachteten ihren specifischen Werth, weil es eben etwas ganz Anderes ist, sich eine Gegend im Ganzen, oder etwa die einzelnen Häuser und Hütten in

*) Diese Artikel sind in Nr. 170—174 und 305—308 für 1837 mitgetheilt worden. D. Red.

Digitized by Google

dieser Gegend zu besehen. Wer könnte auch jetzt noch mit allen langweiligen Gesellen eines solchen Büchervolks in nähern Verkehr treten! Es ist ebenso überflüssig, als es unmöglich ist. Muß man doch diese literarische Population nicht sowol nach Seelen, als vielmehr — wie es die Chinesen bei ihrem Census thun — nur nach Mäulern zählen, von welchen überdies die meisten nur wiederkäuende Thiere sind. Und es ist doch immer ein literarischer Charlatanismus, wenn die Bücher, ein jegliches mit seinem besondern Titel, heerdenweise auf das Feld der Kritik getrieben werden, um sich in schwarze und weiße scheiden zu lassen, während der Kritiker mit ernster Miene sein Publicum glauben machen will, daß er mit allen diesen Böcken und Schafen auf Du und Du stehe. Auf solche Vertrautheit macht dieser Überblick über die neueste Literatur der Schweiz keinen Anspruch, obgleich er sich im Wesentlichen — besondere Ausnahmen abgerechnet — nur auf die Literatur des letzten Jahres beschränkt. Wer den Wald sehen will, wird freilich auch einzelne hoch stehende Bäume gewahren, und selbst das Gestrüppe, das ihm in den Weg kommt, wird sich ihm bemerklich machen; aber er muß sich doch zugleich hüten, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen. So werden denn in diesem Überblicke vielleicht manche literarische Gewächse unbeachtet bleiben, die wenigstens nach der Meinung der Producenten sehr in die Höhe ragen. Dagegen dürfte auf der andern Seite wol auch von einigem niedrigen Buschwerke die Rede sein, das dem Betrachtenden auf seinen literarischen Streifzügen grade in die Augen schlug. Nach Belieben mag man dies seiner Kurzsichtigkeit oder Weitsichtigkeit zuschreiben; er ist schon zufrieden, wenn er nur den Charakter der literarischen Vegetation im Ganzen richtig erfaßt und hierbei auf einige Momente hingewiesen hat, die nicht immer berücksichtigt werden.

So ziemlich durch alle Länder des neuern Europas hat man bemerken müssen, daß die literarische Production in viel stärkerm Maße als die Bevölkerung dieser Staaten zunimmt, und in viel höherm Grade als irgend ein Zweig der materiell producirenden Industrie. Die verhältnißmäßige Summe der intellectuellen Thätigkeiten — sei nun die Rede von einem geistigen Schaffen oder von geistigem Genießen — ist in steigender Progression begriffen, und wenn man mit Recht von einem Übergewicht der materiellen Interessen spricht, so heißt dies keineswegs, daß in der neuesten Zeit weniger geistige Kraft entbunden und entwickelt werde, sondern nur, daß sie sich zunächst und hauptsächlich in den Dienst dieser materiellen Interessen gestellt hat. Dies gilt nun auch von der Schweiz, und ein einzelnes Symptom hiervon ist die Zunahme ihrer literarischen Production. Über die Größe dieses Wachsthums während längerer Perioden hat man keine nähern Berechnungen, da man sich hier noch nicht die Mühe gegeben, die literarischen Geburtslisten zu summiren und von Zeit zu Zeit einen Büchercensus anzustellen, wie dies in Deutschland, Frankreich, England und andern Ländern unsers Welttheils geschieht. Die zunehmende Zahl der Buchdruckereien und Buchhandlungen, die häufigen und reichern Anzeigen neuer Werke von schweizerischen Verlegern sind indessen Beweis genug, daß auch hier die Literatur wenn nicht besser gedeiht, doch mehr und mehr ins Breite wächst. Immer ist jedoch die eigentliche Bücherliteratur in der Schweiz geringer als in andern europäischen Ländern, die mit ihr auf ungefähr gleicher Culturstufe stehen. Darin liegt kein Mangel, sondern eine Eigenthümlichkeit, weil auf der andern Seite die Journalistik einen desto größern Umfang gewonnen hat. Mehr oder weniger ist dies ja in allen politisch freien Ländern der Fall, wo keine Gedankensperre den öffentlichen Geistesverkehr auf eine kleinere Zahl von Monopolisten beschränkt, wo vielmehr alle Classen und Stände zur literarischen Conversation über jede Frage des Tages zugelassen sind. Überdies sind in der schweizerischen Journalistik die zahlreichen politischen Blätter doch noch weniger als sonstwo ausschließend politisch, und wie aus dem Tische in Auerbach's Keller, so fließt daraus, je nachdem sie angebohrt werden, auch wol Ästhetik und Pädagogik, Nationalökonomie und Statistik u. dgl., so viel zur Befriedigung der laufenden Bedürfnisse des Tages genügen mag.

Die italienische, französische und deutsche Schweiz sind literarische Provinzen der entsprechenden Nationalliteraturen, aber mit eigenthümlichem Charakter und sehr abweichender Productivität. Dazu kommt der Bezirk der Romanen in Graubündten, die ihr Idiom, ein Erbstück verschiedener Zeiten und Nationen, in neuerer Zeit zu einer Schriftsprache auszubilden suchten. Schon an anderm Orte wurde bemerkt, daß seit Kurzem eine in dieser Mundart geschriebene Zeitung zu Chur erscheint. Außer diesem „Grisun romonsch", hat man ein von M. Conradi, Pfarrer zu Andeer, 1823 herausgegebenes und Alex. v. Humboldt gewidmetes romanisch-deutsches Taschenwörterbuch, das erste Wörterbuch über die alt-rhätische Sprache. Derselbe Verfasser hatte früher eine deutsch-romanische Grammatik geschrieben. Sodann gibt es in demselben Idiom außer der Bibel einige religiöse Erbauungsbücher und Schulschriften; auch einige ungedruckte Manuscripte, die einer Bekanntmachung werth sind, sollen noch vorhanden sein. Handelt es sich endlich um die Verhandlung politischer Fragen, in welchen die Entscheidung von der Masse des Volks abhängt, so läßt man wol gleichfalls die betreffenden Schriften in deutscher und romanischer Sprache erscheinen, wie dies noch kürzlich in einer Broschüre geschehen ist, welche die Vorzüge einer Vermögenssteuer vor der in Graubündten in Vorschlag gebrachten Erhöhung der Verbrauchssteuer zu erörtern sucht. Immer tritt in solchen vereinzelten literarischen Bestrebungen auch bei diesen Romanen die an sich tödliche Tendenz hervor, in ihrer volksthümlichen Besonderheit sich zu behaupten und zu erhalten. Indessen möchten hier sowol die innern als die äußern Bedingungen eines selbständigen Volkslebens schon verschwunden, oder mehr und mehr im Verschwinden begriffen sein, und so dürfte man mit jenen Bemühungen schwerlich viel Anderes erreichen, als daß man damit einen schon absterbenden Körper vor sei-

Digitized by Google

ner völligen Auflösung in einigem Spiritus aufbewahrt, um ihn als volksgeschichtliche Rarität der Erinnerung künftiger Zeiten zu überliefern.

Die kleine italienische Schweiz ist die Geburtsstätte einer verhältnißmäßig viel größern Anzahl bedeutender Künstler, als irgend ein anderer Theil des Gesammtlandes aufzuweisen hat. Besonders in allen Zweigen der Baukunst sind die Luganer noch immer wohl angesehen. Literarisch ist dagegen der Canton Tessin nicht sehr ergiebig. Seine frühere Eigenschaft als Vogtei und seine späte Erhebung zur politischen Selbständigkeit durch die Mediationsacte von 1803 hat auch der intellectuellen Entwickelung einigen Eintrag thun müssen. Man theilt nur mit, was man hat, und eine Propaganda der Ideen dürfte hiernach das monarchische von dem republikanischen Italien vorläufig nicht zu besorgen haben. Der östreichische Doppeladler wirft seinen dunkeln Schlagschatten auch in diesen Theil der demokratischen Schweiz, und den kleinen Singvögeln, welche pfeifen möchten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, kommt es wol so nahe unter seinen Flügeln nicht ganz geheuer vor. Auch jene ziemlich zahlreichen südlichen Zugvögel, die vor dem kaiserlichen Aar die Flucht ergriffen, haben es für zuträglich halten müssen sich in etwas weiterer Entfernung ihre Nester zu bauen. Neben einiger Philologie, besonders in alten Sprachen, einiger Geschichte für den Haus- und Schulbedarf, wohin die unlängst von Curti herausgegebene „Breve storia della Svizzera" gehört, und einiger Statistik wird nicht viel Wissenschaft cultivirt. Die Statistik insbesondere hat sich in neuerer Zeit vorzüglich den Canton Tessin selbst zu ihrem Gegenstande genommen. In dieser Beziehung hat sich besonders Steph. Franscini namhafte Verdienste erworben, der Verfasser der Beschreibung des Cantons Tessin in dem „Historisch-geographisch-statistischen Gemälde der Schweiz" und seit Kurzem der Gründer und Herausgeber einer neuen Zeitschrift, des „Propagatore svizzero" zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Gegen dieses Streben, erst in die eigne Haushaltung ein Einsehen zu gewinnen und sein Licht nicht eher in die Ferne leuchten zu lassen, bis es im eignen Zimmer hell genug ist, um sich im Spiegel betrachten zu können, läßt sich sicher nichts einwenden. Gibt es doch grade im Canton Tessin noch gar Manches zu ordnen und gar viel vor der eignen Thüre zu kehren, wie darauf Franscini auch in seiner neuesten Schrift mit Wärme und eindringlicher Wahrheit aufmerksam gemacht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freiherrn v. Hormayr. XXVIII. Jahrgang der gesammten oder X. der neuen Folge. Berlin, Reimer. 1839. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein Herbstkranz von Blumen und Früchten, mit hineinzunehmen in den rauhen Winter, in trüben Tagen zur Erinnerung an das Jahr, in welchem er gewunden, und heiter uns hinüberzuführen in das Jahr, für welches er bistimmt ist. Willkommene Gabe und wohl gemischt für mehr als einen Sinn. Die Blumen werden nicht welken, weil sie Kinder der Phantasie sind, die ja ewig jung bleiben, und die Früchte nicht trocken werden, weil sie aus dem lebendigen Boden der Geschichte in den betrachtenden Sinn des Lesers übergehen sollen.

Da wir unter den Blumen die Gedichte, Sagen und Legenden verstehen und sie einmal zuerst genannt haben, so wollen wir auch von ihnen zuerst ein paar Worte sagen. Anastasius Grün gibt uns fünf Volkslieder aus Krain, als treue Übertragung slawischer Urtexte; gewiß dankbar anzunehmen, da die krainer poetische Literatur uns bisher ziemlich unbekannt war. Karl Wilhelm Vogt bringt als Weihgeschenk zur Jubelfeier der leipziger Schlacht „Sagen vom Untersberg in Salzburg" in poetischem Gewande. Sein letztes Gedicht fragt: Wo sind die Früchte jener Schlacht? Ja wohl!! Unser Dorfzeitungsschreiber berichtet uns, daß die Leichen der Erschlagenen zur nächtlichen Geisterjubelfeier ihre Gebeine nicht hätten zusammenfinden können, weil sie zu Knochenmehl verarbeitet worden wären! Die alten Lieder vom sempacher, näfelser und malser Kampf sind mit historischen Commentaren ausgestattet. Die Rubrik: „Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder", in 12 Nummern, hätte uns eigentlich zum Desert aufgesetzt werden sollen. „Der Hinzelmann", „Der Staufenberg", „Der geleimte Teufel", „Kirum Larum" „Der Schmied von Makrolin" und „Die verwünschten Prinzessinnen" lesen sich recht angenehm, sowie einige historische Balladen von J. N. Vogl, besonders „Dalibor" und „Der Kreuzritter". Allein solche Dichtungen sind nun eben Geschmackssache, daher wir dem eignen Kosten nicht vorgegriffen haben wollen. Ref. hält sich an die solid-compacten Früchte, an das Geschichtliche.

Die „Capitulation von Rottenmann" aus dem J. 1809, „dem Jahre voll Unglückes und Ruhmes", brandmarkt einen östreichischen Oberoffizier, der mit fünf Landwehrbataillons capitulirt, im freien Felde, ohne Angriff und ohne Feind, den man erst durch einen Courrier mit der Post herbeibitten muß, der hierauf 30 berittene Franzosen schickt, um die fünf Bataillone als Gefangene zu übernehmen. Leider ist das Datum in der gerechten Indignation von dem Hrn. Verf. vergessen worden. So viel man wisse, meint der Verf., sei die Sache niemals untersucht, noch weniger bestraft worden. Da Freiherr v. Hormayr im tiroler Kriege von 1809 eine so bedeutende Rolle spielte, so konnte ihm, was in Obersteiermark vorging, gewiß nicht fremd bleiben. Wünschenswerth wäre es überhaupt, aus dieser Feder, die schon dem Andreas Hofer ein Denkmal gesetzt hat, noch recht viel Specialitäten über jenen Krieg zu erhalten cujus pars magna fuit!

Die „Lebensbilder aus den Zeitgenossen und der Vergangenheit" geben eine, für jeden Diplomaten gewiß sehr interessante Schilderung des berühmten Graf Ernst v. Münster aus seiner frühern Lebensperiode bis zum wiener Congreß, seiner wahren Glanzperiode, mit Actenstücken, die, so viel wir wissen, noch unbekannt gewesen sind. Besonders merkwürdig sind die Bruchstücke aus der Correspondenz des Grafen mit Baron Stein. Wir getrauen uns nicht, hier Auszüge zu liefern, empfehlen aber die Benutzung des Artikels, dessen Fortsetzung oder Schluß versprochen wird, dem Herausgeber des „Conversations-Lexikon". Der umfassendste Aufsatz (S. 81—194) ist dem Leben des Grafen Tilly, des Helden des dreißigjährigen Krieges, gewidmet. Dem Hrn. Verf. ist es natürlich nicht um eine Biographie im strengern Sinne von dem alten Helden zu thun, sondern um ein Gemälde, auf welchem der „halbverrückte" Kaiser Rudolf II. mit seinem Absolutismus und seinen Alchymisten, der Versöhnung und Vereinigung wollende Heinrich IV. von Frankreich, der fromme, sanfte, fein gebildete Wilhelm V. von Baiern, der steirische Ferdinand, dem die beständigen Anfeuerungen aus München Muth machten, die Reformation mit Galgen und Rad zu vertilgen und der Vertreibung der spanischen Moriscos ein würdiges Gegenbild zu geben, vor Allem aber der bairische Maximilian, jeder in seinem verdienten Glanze paradiren. Diesen erhalten denn auch die Jesuiten mit so freigebiger Hand,

Digitized by Google

daß selbst Zschokke, Feßmaier, Wolf, v. Lang und Alle, die sich sonst über das damalige Treiben der Jesuiten in Baiern ausgesprochen haben, dem Verf. nicht Schuld geben können, zu wenig gesagt zu haben. Die Schwierigkeit, wie eine so kräftige Individualität wie die des ersten bairischen Kurfürsten neben der Allmacht der Jesuiten bestehen konnte, berührt der Verf. S. 98. „Sie ernannten Maximilian noch als Erbprinzen zum obersten Vorstande aller marianischen Congregationen. Dadurch wußte er von ihren großen und geheimen Planen grade so viel als Joseph II., da er den wunderlichen Ehrgeiz hatte, sich als Oberhaupt aller Freimaurerlogen in seinem ganzen Lande voranzustellen. In keinem deutschen Lande errangen die Jesuiten so schnell und so unbedingtes Übergewicht als in Baiern; in keinem erfuhren sie solche königliche Großmuth; keinem haben sie schlechter gelohnt. Wie sie sein geistiges Wachsthum um zwei Jahrhunderte verspätet, so haben sie auch seine politische Selbständigkeit, seine vertrags- und rechtmäßige Vergrößerung den geheimen Einflüsterungen aus Madrid, Rom und Wien aufgeopfert und es an den Siegeswagen jener drei Mächte angebunden und hinten nachgeschleppt. Es verdient in gleichem Maße den höchsten Unwillen und die höchste Bewunderung, wie schlau, wie unmerklich ein so großer, der Furcht völlig unzugänglicher, durch und durch selbständiger Herrscher wie Maximilian so oft von ihnen mystificirt, durch den optischen Betrug des Parallelismus seiner und ihrer Zwecke zu allen Opfern bewogen, so oft er die wilde Flut sieghaft zu meistern im Begriffe stand, immer wieder (bis der Moment entflohn war) untergetaucht, um die schönsten Folgen seiner Anstrengungen gebracht worden, von vortheilhaften Separatfrieden abgehalten, aus der großen Pacification doch nur wie ein Besiegter geschieden ist, wie er, als endlich nach 30 Jahren der Schlund des Verderbens geschlossen war, selbst über diesen allzu späten Frieden Roms Fluch an seinem Hofe mußte verkünden hören."

Die Charakteristik Tilly's, mehre höchst energische Züge von ihm, die Schilderungen der Schlachten, besonders der auf dem weißen Berge vor Prag, wird man wegen Lebhaftigkeit der Darstellung und Einmischung manches minder Bekannten, sowie wegen der dem Verf. ganz eigenthümlichen Ansichten — z. B. S. 165, wie wenig eigentlich Wallenstein als Feldherr geleistet (wo indeß die tapfere Vertheidigung auf der alten Feste bei Zirndorf und Fürth außer Anschlag geblieben ist) — mit Vergnügen lesen.

Nr. 8 enthält eine gleichzeitige Relation eines nach den Niederlanden abgesendeten Chorgeistlichen aus Wienerisch-Neustadt über die blutige Bartholomäusnacht. Enthält sie auch wenig Neues, so kann man sich doch an ihr wieder vergegenwärtigen, was bevorstehen möchte, wenn Richtungen und Wünsche, vielleicht sogar Gebete gewisser Fanatiker in Erfüllung gehen sollten.

Die schätzbaren Beiträge „Zur Geschichte des süddeutschen Municipalwesens" sind nur, wie der Verf. S. 258 erklärt, ein Auszug aus einer zum Behufe einer pragmatischen Geschichte des süddeutschen Städtewesens seit vielen Jahren angelegten Sammlung. Sie sollen vorerst ein Skelett einiger Städtechroniken zur Probe sein, nebst einem Anhange dahin gehöriger ungedruckten Urkunden, meist aus Ottokar's von Böhmen Zeit. Die wichtigern berührten Orte sind Botzen, Ens, Freistadt ob der Ens, Haimburg, Judenburg, Neuburg, Wienerisch-Neustadt, St.-Pölten, Steier, Zeiselmauer. Durch solche fortgesetzte Bemühungen auf einem scheinbar sehr trockenen Felde werden für die innere süddeutsche Geschichte treffliche Materialien zu Tage gefördert, und ein künftiger Bearbeiter derselben wird Hormayr's Werk über Wiens Denkwürdigkeiten (27 Bändchen), sein „Archiv", seine „Geschichte Tirols", die Beiträge zur Beantwortung der Preisfrage über Inneröstreichs Geographie und Geschichte, sowie die 28 Jahrgänge seines Taschenbuchs niemals entbehren können.

Die Abtheilung 16 enthält „Züge der Sitten, des Luxus, der Feste, Gebräuche und Händel der Vorzeit". Die zweite Nummer ist ein merkwürdiges Actenstück ständischer Verhandlungen zwischen dem alten Erzherzog Sigmund von Tirol und seinen Unterthanen. Bekanntlich mußte er sein Land 1490 an den römischen König Maximilian abtreten. In der folgenden Nummer findet das Hasenhaus in der Kärntnerstraße zu Wien (Matthias Corvinus' Sterbeplatz 1490) mit seinem merkwürdigen Schimpfbilde, welches bis fast 1750 noch zu sehen war, seine Geschichte und Beschreibung. Es war Sitte, daß Hochverräther, Feldflüchtige, feige ihre Festungen übergebende Commandanten, wenn sie begnadigt wurden, doch eine rothe oder seidene Schnur oder das Hasenpanier auf dem Hute tragen, oder an ihren Schlössern, Wagen u. s. w. irgend ein öffentliches Zeichen von Schimpf und Schande anbringen mußten. Hier galt es einer Strafe für den feigen Befehlshaber der Festung Raab, welche 1594 den Türken in die Hände fiel. Wir lassen dahingestellt sein, ob die Sache nicht noch anwendbar wäre.

Das folgende Stück ist eine sehr erbauliche Rede eines Matth. Fr. v. Görlitz (1555) „an die vollen Brüder im deutschen Lande". Der Verf. klagt darin, daß seine Schrift wider den Saufteufel die deutsche Nation noch gar wenig gebessert habe, und nun werden Pröbchen gegeben, wie selbst die Weiber diesem Laster oblägen, wie sie selbst ihren Kindern es einimpften, wie man immer ungebührlichere Trinkgefäße brauche, und wie man sich einander endlich noch aus Sautrögen zusaufen werde. Unter der Rubrik: „Alte Rechtspflege", wird bemerkt, daß nach den alten Schweizergesetzen die zwiefache Ehe dadurch bestraft wurde, daß der schuldige Theil entzweigehackt und jedem Gatten ein Theil davon zugestellt wurde; daß in Polen die Beleumder verdammt wurden, auf Vieren zu gehen und eine Viertelstunde lang wie ein Hund zu bellen. Unter Karl V. wäre diese Strafe auch festgesetzt, aber bald nachher wiedeabgeschafft werden, weil sie „die fürstliche Ruhe" störte, da man fast immer den ganzen Morgen bellen hörte, so lange die Gerichtsstunden währten. Auch an Schweinen, die Kinder gefressen hatten, wurde Criminaljustiz geübt. Nach Nr. 7 kündigten sogar Weiber einander förmlich durch einen „Pfedsbrief" kriegerisches Abbrennen von Haus und Hof an. Die „Ahnenprobe der Nas-(Schnupf-)tücher und Musterkarte der Moden und Hofsitten" (S. 448) enthält sehr viel Lesenswerthes.

Den Beschluß macht die Fortsetzung des vor einigen Jahren begonnenen sehr dankenswerthen Directoriums der vom Freiherrn v. Hormayr entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen (fast 100 Stück allein von den J. 1233—44), dessen Fortsetzung ja nicht ausbleiben möge. 43.

Notiz.

Zähe Lebenskraft der Kaimans.

Als der Reisende Schomburgk den bis dahin noch ziemlich unbekannten Berbicefluß im englischen Guyana bereiste, fand er dort die Kaimans oder großen Alligatoren sehr zahlreich; der Reisende begegnete ihnen oft mitten in den Stromschnellen, wie sie den Kopf über dem Wasser und den Rachen offen hielten. Diese Thiere haben ein äußerst zähes Leben. Eins von ihnen empfing eine Kugel, welche ihm das Ende der Schnauze wegnahm; unmittelbar darauf drang eine andere Kugel dem Thier hinter dem Gehirne ein, worauf man ihm noch eine Menge von Wunden beibrachte. Nun schleppte man das Thier, das auch nicht die Spur von Leben zu haben schien, auf den Hintertheil eines Canots. Da hier das Cadaver während der Überwindung von Stromschnellen lästig wurde, so faßten zwei Arawaaksindianer Muth und ergriffen das Thier, um es anderwärts unterzubringen; kurz darauf sprang dasselbe in die Höhe und stürzte sich pfeilschnell in das Wasser. Seitdem waren jene beiden Indianer nicht mehr zu vermögen, einen Kaiman anzurühren. Den folgenden Tag schnitt man einem Kaiman mehr als drei Zoll von der Luftröhre weg, und selbst nach dieser Operation war das Thier noch nicht ohne Leben; es verendete erst, nachdem man ihm eine lange und starke Messerklinge in die Hirnschale und den Nacken gebohrt hatte. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 349. —— 15. December 1838.

Die neueste Literatur der Schweiz.

(Beschluß aus Nr. 348.)

Viel lebendiger und geistig rühriger sieht es in der französischen Schweiz aus, in Neuenburg, in der Jesuitenhauptstadt Freiburg, unter den feurig-kräftigen Waadtländern und vor Allem im feinen und reichen Genf. Noch immer ist Genf eine geistige Hauptstadt in den Ländern französischer Sprache, wenngleich die zahlreicher aufsteigenden Dünste auch hier die geistige Atmosphäre etwas verdünnt haben mögen; wenngleich ein Rousseau und Voltaire nicht mehr mit der Feder den Hebel ansetzen, der die Meinungen umwälzte und die Vorurtheile aus den Wurzeln riß, und man es für keinen ganz genügenden Ersatz gelten lassen mag, daß sich hier in neuerer Zeit ein François Guizot zur Stütze des französischen Bürgerkönigthums hatte bilden lassen. Über die zahlreichen und zum Theile werthvollen Werke, die während des letzten Jahres aus der genfer Presse hervorgingen, gab unlängst der als besondere Broschüre gedruckte „Discours sur l'instruction publique de Genève, prononcé le 13 Août 1838 par *de la Rive*" einen interessanten Überblick. Ungeachtet dieser schriftstellerischen Regsamkeit ist indessen auch in der französischen Schweiz die Gesammtproduction größerer und selbständiger wissenschaftlicher Werke nicht gar beträchtlich. Wol aber finden wir hier, zumal in Genf, eine Journalistik ausgebildet, die nach Art der englischen und der pariser Revuen zwischen einer blos flüchtigen Betrachtung der Tagesereignisse und einer streng-wissenschaftlichen Literatur die Mitte hält und in einzelnen Gebieten der Erkenntniß bald da bald dort ihr Licht aufsteckt.

Daß viel gedruckt wird in den Cantonen der deutschen Zunge, die sich ja überhaupt geläufiger durch den Schnabel der Feder als durch die Lippen ausspricht, versteht sich von selbst. Zwar schien auch Frankreich, nachdem es sich in revolutionnairen Sprüngen ermüdet, eine Zeit lang am Schreibtische ausruhen und mit den Deutschen um die Wette schreiben zu wollen, sodaß es während einiger Jahre wenigstens nicht viel weniger Büchertitel producirte, als die Verzeichnisse der leipziger Oster- und Herbstmessen aufzuweisen hatten. Allein es war nur ein plötzlicher Eifer, der, wie es scheint, schon etwas nachgelassen hat, während die Deutschen die Feder gar nicht aus den Händen legten und mit ihrem steten und stillen Fleiße mehr und mehr einen Berg von Gelehrsamkeit aufhäuften, von dem sich eine um so weitere Aussicht öffnen mag, je unbesteiglicher er wird. Zu diesem Werke hat nun die deutsche Schweiz seit längerer Zeit hülfreiche Hand geleistet. Und als gar nach dem Jahre 1830 die Sonne der Freiheit durch die Wolken brach, so hat sie, wie die afrikanische Sonne im Wüstensande, noch eine Menge junges Federvieh aus den Eiern ausgebrütet. Damit nicht genug, ist bald auch aus den deutschen Ländern der rechten Rheinseite ein beträchtliches schreibendes Corps der Schweiz zu Hülfe gezogen, theils in freiwilliger, theils in gezwungener Einwanderung. Wie schwäbische Mägde und Hausknechte in allen Gasthäusern Europas, so finden sich deutsche Gelehrte in allen Tempeln der Wissenschaft, und es konnte nicht fehlen, daß eine ansehnliche Schar derselben an den neuen Universitäten von Zürich und Bern, an den neuen oder erneuerten schweizerischen Gymnasien, Industrie-, Secundar- und Primarschulen sich niederließ. Seitdem ist die Zahl der Buchdruckereien und Buchhandlungen nicht unbedeutend gestiegen, und einige Fabriken von Papier ohne Ende sind im besten Gedeihen.

Das Gebiet der deutschen Literatur der Schweiz gleicht in seiner äußern Physiognomie nicht ganz derjenigen des Landes. Dort ist, wie anderswo, das Flachland überwiegend, und nur vereinzelt treten die geistigen Höhen vor Augen. Auch finden sich, obgleich im Ganzen die geistige Production im Zunehmen ist, noch weite Einöden, deren Bewohner im Stande der literarischen Unschuld und Nacktheit leben oder höchstens mit einem einzigen Zeitungsblatte ihre Scham zu bedecken suchen. Dies ist besonders der Fall in den kleinen Cantonen, die keine Städte und nirgend größere wissenschaftliche Anstalten besitzen, sowie in dem halb deutschen, halb welschen Wallis. Unter den Urcantonen ist Schwyz derjenige, wo noch am meisten Literarisches zum Vorschein kommt. Hier stehen sich die politischen Parteien scharf einander gegenüber, und wenn man in der Regel lieber zum Knüttel als zur Feder greift, so werden bei solchen Reibungen doch wol auch einige geistige Lichtfunken entbunden. Ist doch der Flecken Schwyz der Geburtsort von Aloys Fuchs, der neuerdings in der schweizerisch-theologischen Welt eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und in den Sumpf des Ul-

Digitized by Google

tramontanismus einige Steine geschleudert hat, die den ganzen Chorus der Frösche in großen Aufruhr versetzten. Dafür konnte er es freilich in der Heimat nicht mehr aushalten und mußte sich anderswo eine Zuflucht suchen. In Uri erscheint wenigstens seit Kurzem ein Wochenblatt, ein sehr dünnlicher Kindsbrei, wodurch die Nachkommen Tell's allmälig an solide geistige Kost gewöhnt werden sollen. Bei den Unterwaldnern dagegen geht es ganz stille und patriarchalisch langweilig her. Ihr merkwürdiger Heldenkampf gegen die französischen Republikaner hatte unlängst im Canton Zürich einen wackern Sänger gefunden. Es mag indessen billig bezweifelt werden, ob sein episches Gedicht: „Die Enkel Winkelried's", unter diesen Enkeln viele Leser finde, schon aus dem einfachen Grunde, weil bei ihnen die Zahl der Gelehrten, welche lesen können, nicht gar beträchlich sein mag. Nicht viel anders ist es in Wallis, doch läßt hier der früher oder später erwachende lebhaftere Kampf zwischen dem untern und obern Theile des Landes für die Zukunft Einiges erwarten. Der literarisch fruchtbarste Canton der deutschen Schweiz ist unstreitig Zürich, wo besonders für Geschichte und Philologie, für Theologie, Rechtswissenschaft, Statistik und Naturwissenschaften eine gute Zahl ausgezeichneter Arbeiter sich findet. Daran schließt sich in neuerer Zeit Bern, wo seit Errichtung der Universität, wie dies auch in Zürich der Fall ist, das Feld der Literatur zum Theil mit stärkerer auswärtiger Beihülfe in Bau und Besserung gehalten wird; sodann Baselstadt, Aargau und St.-Gallen. Zwischen diesem Viel und dem Wenig oder gar Nichts der Urcantone dürften die andern Theile der Schweiz, jedoch in verschiedenen Abstufungen, die Mitte halten.

Nach den Zusammenstellungen der berliner „Literarischen Zeitung" lieferten alle Länder deutscher Zunge 4152 als fertig angezeigte Schriften zur Ostermesse 1837, die bekanntlich nach der Masse oder Zahl der Werke die reichste halbjährige Ernte aller Zeiten ergab. Das Contingent, das die deutsche Schweiz hierzu stellte, war 105. Im J. 1838 erschienen in ganz Deutschland zur Ostermesse 3883 und zur Herbstmesse 3208, in der Schweiz insbesondere aber je 110 und 106 Bücher. Wir sehen hiernach, daß die literarische Production der deutschen Schweiz im Steigen, aber doch noch geringer ist als die durchschnittliche Production in allen deutschen Ländern, wie dies schon früher hervorgehoben wurde. Um so mehr läßt sich dies behaupten, als wol auch aus der französischen Schweiz, wenn nicht alle, doch manche der daselbst erschienenen Werke in den leipziger Bücherverzeichnissen Platz gefunden haben dürften. Was das Verhältniß der einzelnen Zweige der Literatur betrifft, so erschienen in der deutschen Schweiz in den J. 1836—38 im Fache der Philosophie je 1 und 0; Theologie und Erbauungsbücher 33 und 21; Geschichte und Geographie 9 und 17; Philologie und Archäologie 11 und 9; Jurisprudenz, Staats- und Kameralwissenschaften 10 und 11; Naturwissenschaften und Medicin 7 und 9; Mathematik 3 und 1; Kriegswissenschaften 1 und 2; Pädagogik, Unterrichts- und Jugendschriften 17 und 9; Wirthschaftskunde, Handel und Gewerbkunde 2 und 5; schöne Literatur und schöne Künste 7 und 15; vermischte Schriften 4 und 7. Sehr überwiegend ist also die Zahl der in das Gebiet der Theologie einschlagenden Schriften. Überhaupt zeigen sich ja aller Orten die Theologen als die schreibseligsten, und in der Schweiz finden sie einen besonders geeigneten Tummelplatz, da sich hier auch im Leben die vielfältigsten kirchlichen und religiösen Gegensätze noch so hart berühren. Im Ganzen läßt sich indessen behaupten, daß wie im Volke, so auch in der schweizerischen Literatur das Princip der Nützlichkeit vorwaltet, und daß namentlich die speculativen Wissenschaften und Poesie, wenigstens im Verhältnisse zu Deutschland, gegen die mehr in die unmittelbare Praxis des Lebens einschlagenden Doctrinen beträchtlich zurückstehen. Über die Beschaffenheit und das Verhältniß der besondern Zweige der Literatur, mit Hinweisung auf einzelne jüngst erschienene Werke, behalten wir uns nach Zeit, Lust und Gelegenheit einige weitere Mittheilungen vor. 88.

Romanenliteratur.

1. Die Schwertler von Zürich. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. Drei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838. 8. 3 Thlr.

Nach der Vorrede mußte der Verf., von einem innern Drange getrieben, dieses Buch schreiben. Gegen die Existenz desselben ist daher eine erhebliche Einwendung nicht vorzubringen, desto mehr gegen den Inhalt. An Apparat freilich, bis herab zu den mannichfachsten Citaten, fehlt es nicht, und Johannes v. Müller kann, wenn er von seinem gegenwärtigen Standpunkte aus Lust dazu hat, dem Verf. vielleicht wegen Nachdruckes gerichtlich belangen; allein was geschieht denn nun eigentlich in allen den drei Bänden, und wie geschieht es? Das Hin- und Widerzerren, das Springen von einem Gegenstande zum andern ist freilich eine genügende Antwort auf das Wie. Was aber geschieht, ist unter solchen Umständen wirklich schwer zu sagen, und Ref. muß die Leser der Kürze wegen auf Johannes v. Müller verweisen. Hier nur so viel, daß der rüstig schaffende Verf. höchst wahrscheinlich die Schweiz nur aus Beschreibungen kennt, wenigstens ist seine Zeichnung der Örtlichkeiten sehr unbestimmt; wie weit dagegen seine Kenntniß der Menschen reicht, ist wiederum nicht leicht zu sagen. Die im Buche auftretenden Personen reden, wild durcheinander, bald etwas alterthümlich und wahr, bald so modern, wie es von der Gegenwart nur irgend verlangt werden kann. Es ist daher, Alles wohl erwogen, zu fürchten, der innere Drang, welcher dem Verf. die Feder zwischen die Finger klemmte, sei entweder nicht der rechte gewesen, oder aber, er habe die Kräfte des Verf. überwältigt, dieser sei daher — vergl. Vorrede S. VIII — an sich selbst zum Helden, aber auch zu einem Gefallenen geworden.

2. Leiden zweier Chinesen in London. Herausgegeben von A. von Treskow. Zwei Bände. Mit Abbildungen. Quedlinburg, Basse. 1838. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Gr.

Die Idee, einen mit den europäischen Verhältnissen, wie sie namentlich in einer großen Stadt vielfach sich durchkreuzen, durchaus unbekannten Menschen in Conflict mit denselben zu setzen, ist nicht eben neu, nur mag sie in der Ausdehnung von zwei Bänden, wie hier, noch nicht ausgesprochen sein. Sie ist dagegen aber wol nirgend verfehlter als in diesem Buche zur Anschauung gebracht, denn eben der Conflict, welcher sich aus chinesischer Lebens- und Denkweise gegenüber der englischen nothwendig entwickeln muß, wird nirgend sichtbar, vielmehr müssen die beiden Chinesen — es war an einem schon genug — als ganz

Digitized by Google

überflüssig angesprochen werden; irgend ein deutscher Handwerksgesell hätte dieselben Dienste gethan. Es ist dem Verf. darum zu thun gewesen, von den Lobpreisungen des Reisebeschreibers einmal den Nimbus abzustreifen und dagegen alle die Herrliche Lekten mit Steinkohlenruß zu bewerfen. Das geschieht aber in so trostlos nüchterner Weise, daß Nicolai in seiner italienischen Elegie dagegen eine wahre Fundgrube von Ironie, Witz und Humor ist. Aus der Nachschrift des Buches erfahren wir, daß die Chinesen auch den französischen Grund und Boden betreten haben, daß ihr Humor hier sich wiederfinde und manches Lächeln ablocke. Möge diese Nachricht auch in einer etwanigen Fortsetzung des Buches Bestätigung finden!

3. Der Religionszwist zu Bacherau. Von Theodor Friedberg. Bielefeld, Bethagen und Klasing. 1838. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Verf., dessen Motto: „Sei ehrlich, so bist du tolerant", seine innerste Gesinnung schön bezeichnet, führt uns in eine Colonie Nordamerikas. Die Colonisten sind Deutsche, und zwar von so verschiedener intellectueller Bildung, wie sie nach gegenwärtig jährlich in großer Zahl das Vaterland verlassen. In religiöser Hinsicht aber sind sie bis auf vier Personen Pietisten der verrufenen Art, in deren Mitte der Magister Dünkelbock als Muster vorleuchtet und den fanatischen Parteihaß in ihnen nährt, der denn auch feindlich zwischen zwei Liebenden steht. Da die Charakterzüge nicht nur wahr, sondern in den verschiedenen Verhältnissen und Conflicten auch consequent durchgeführt sind, so kann dieser Roman nicht nur als eine anziehende Lectüre, sondern auch als ein Licht empfohlen werden, das die in unserer reichen Entwicklungszeit spukenden Irrlichter bekämpft. Es ist darüber gestritten worden, ob die Form des Romans die Durchführung solcher Themata, wie das des vorliegenden, überhaupt gestatte, ob also in diesem Sinne polemische, oder, wenn man will, Tendenzromane zulässig seien. Ref. ist der Ansicht, daß eine solche Frage nicht eben schwer zu beantworten sei, da die Erscheinung im Menschenleben von dem Romanschriftsteller als Stoff angesprochen werden darf. Nur die Behandlung des Stoffes gibt den Maßstab, ob der Verf. aus seiner Bahn gewichen und anstatt eines Romans eine philosophische oder theologische Abhandlung geschrieben, und in dieser Beziehung hat unser, wahrscheinlich pseudonymer Theodor Friedberg wol immer seine Aufgabe vor Augen gehabt. Er beherrscht seinen Gegenstand, und indem er die widersprüchsten Erscheinungen selbst mit einer gewissen Milde behandelt, werden wir nirgend verletzt. Auch in diesem Sinne haben wir oben das Buch eine anziehende Lectüre genannt.

4. Der Eispalast, von J. J. Eagetschnikoff. Aus dem Russischen übersetzt von C. J. Schultz. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 3 Thlr.

Die verunglückten Bestrebungen einiger Großen, und unter diesen vorzüglich des Cabinetsministers Wolynsky, den Günstling der schwachen Kaiserin Anna, den bekannten Emporkömmling Biron, zu stürzen, bilden die eigentliche Grundlage des Romans. Indessen bleibt das liebesverhältniß Wolynsky's zu Marioriza, der Tochter eines Fürsten Lekemiko und einer Zigeunerin, immer vorherrschend. Diese Marioriza, ein wunderliebliches Geschöpf, im Harem eines abgelebten Moskem erwachsen, gibt sich der Liebe mit der ganzen schönen Leidenschaft der Jugend hin. Sie weiß nichts von Wolynsky's Gemahlin, kann etwas von seinem politischen Treiben; sie liebt und fällt, sie fällt eben in jenem merkwürdigen Gebäude auf der Newa, welches dem Romane den Namen gegeben, sonst aber nicht besonders wichtig für die Handlung ist. Überhaupt sind die Verhältnisse nicht eben lebendig fortschreitend verbunden; sie stehen mit den Personen zu verringelt, zu episodenartig da. Gleichwol gewährt das Buch vielseitiges Interesse, indem es das russische Leben und Treiben einer frühern Zeit zur Anschauung bringt und wie in dem Verf. einen Mann der edelsten Bildung und Freiheit kennen lernen, einer Freiheit, die nichts darin sucht, irgend etwas anbeutend zu verdergen. Die Katastrophe kann ein Glanzpunkt des Buches genannt werden in der Art und Weise, wie die ganze Gegenpartei Biron's fällt, denn der Kunstgriff, wodurch Biron den schuderhaften Sturz seiner Widersacher herbeiführt, ist in seiner theatralischen Nichtswürdigkeit dennoch grosartig.

5. Der Schleichhändler, von Robert Heller. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 1838. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Die Begebenheit ist ziemlich verwickelt, aber klar, frisch und einfach erzählt. Die Tochter eines Bornehmen wird geraubt. Der Schleichhändler hat als junger Mann ein vertrautes Verhältniß zu einer Seiltänzerin, und nach dessen Auflösung bringt ihr Bruder dem Schleichhändler das vornehme Kind mit dem Vorgeben, er sei Vater desselben. Dieser Bruder, eine durch und durch verdorbene Natur, benutzt das Verhältniß zu manchen Erpressungen, bis endlich der Bruder des Kindes die Entdeckung des Betruges herbeiführt. Das ist ungefähr die Geschichte, die jedoch in mannichfacher Weise durch Zwischenereignisse gekreuzt wird. Die Personen sind schlicht und wahr gezeichnet und die Begebenheiten ohne allen Zwang herbeigeführt. Vorzüglich gut sind auch die Örtlichkeiten behandelt, indem sie nicht, wie so oft, als Decorationen, sondern als nothwendige Requisite aufgefaßt und gleichsam mithandelnd erscheinen. Die Scenen in den Salons der Residenz stehen dagegen so vereinzelt da, daß sie nur die Absicht des Verf. bethätigen, das weitverbreitete vornehme Philisterleben eben als solches zur Schau zu stellen, denn die Geschichte selbst erfodert kaum den dritten Theil der aufgestellten Paradefiguren. 36.

Der skandinavische Norden. Nach Ampère.

Ampère hat in seinem Commissionsbericht über die drei skandinavischen Reiche manche interessante Daten gegeben, indeß mehr in der Form von Fragen, auf welche eine zukünftige Untersuchung Antwort geben soll. Die Expedition der Herren Ampère und Taylor ist für Frankreich soll eine Entdeckungsreise zu nennen; Skandinavien war für die Franzosen bisher nicht viel mehr als ein Ihule, wo Land, Meer und die Kenntniß davon ein Ende nehmen. Die Franzosen, in ihre einheimischen Zustände eingewachsen, haben sich um die Kenntnißnahme fremder, selbst civilisirter Länder und Völker Europas nie viel Mühe gegeben, obgleich sie sich als Entdecker in den transkontinentalen Weltcheilen und in exotischen Regionen auszeichneten; für das Land der Hyperboräer aber zeigten sie bis auf die jüngste Periode wenig Sympathie. Die letzten Weltereignisse und Weltkriege haben die Völker innigere Mischungen eingehen lassen. Abenteuerlich, wie die Franzosen sind, waren es ihre Kriegsfüge, welche Ägypten und in jüngster Zeit das Gebiet von Algier der wissenschaftlichen Erkenntniß näher rückten; die scientifische Abtheilung, welche der Napoleonschen Expedition nach Ägypten beigegeben war, mochte hauptsächlich wol in einer pomphaften Absicht ihren Grund haben, aber die Resultate für die Kenntniß Ägyptens sind wichtig und nicht abzuleugnen. Jetzt suchen sie, welche das Naheliegende über die Ferne vernachlässigten und sich lieber mit Barbaren, welche es sind, als mit Nichtbarbaren, die sie aus Stolz für Barbaren hielten, eingelassen haben, auch mit Deutschland und überhaupt dem Norden und Osten Europas sich in genaueren Rapport zu setzen. Sie machen friedliche Entdeckungszüge nach Deutschland, von dem so viele Märchen in Frankreich im Schwunge waren, sie studiren, so weit es im Fluge möglich ist, an Ort und Stelle seine Literatur, seine Kunst, seinen Volkscharakter und sein Erziehungswesen. Auch nach Skandinavien und Island haben sie in gleicher wissenschaftlicher Absicht Entdecker ausgeschickt, und man war in Frankreich erstaunt, auch diese, wie man denken mochte, hyperboräischen und barbarischen Landtriche civilisirt und in geistiger Hinsicht trefflich angebaut zu finden. Einige Notizen aus Ampère's Commissionsbericht wollen wir hervorheben.

Digitized by Google

Ampère macht besonders auf die Menge von Bibliotheken aufmerksam, die sich in den skandinavischen Reichen befinden, man habe, was Dänemark betrifft, deren in Kiel, in Altona, Aarhuus, Aalborg, Soröe, Odense, und in Kopenhagen sogar mehre, unter denen die königliche zu den vorzüglichsten in Europa gehöre; die Privatbibliothek des Königs zeichne sich durch eine Auswahl geographischer Karten aus. Schweden habe in Stockholm mehre, die königliche Bibliothek und die der Akademie der Wissenschaften, dann die vorzüglichsten Privatbibliotheken des Grafen von Flemming, des Hrn. von Brinckmann, des verstorbenen Grafen von Engelström u. s. w.; die Universitätsbibliothek in Upsala zeichne sich durch ihre Manuscripte aus; auch gebe es noch Bibliotheken in Lund und Westeräs, und in Norwegen habe man deren zu Drontheim und Christiania. Eine Medaillensammlung besitze das Rosenberg'sche Museum in Kopenhagen; eine Sammlung von schwedischen Münzen von den ältesten Zeiten her, auch von arabischen aus dem 9. Jahrhunderte habe man zu Upsala, ferner gebe es noch naturhistorische, physikalische und mineralogische Sammlungen in Stockholm, Upsala, Kopenhagen und Christiania und mehre botanische Gärten. Die Universitäten seien sehr wichtig, obenso die Lyceen zu Altona, Herlufsholm, Soröe (bewährt durch die beiden dänischen Dichter Ingemann und Hauch), Odense, Aarhuus u. s. w.; in Aalborg befinde sich eine Schule für Schiffahrtskunde, in Altona eine Handelsschule, in Christiania ein philologisches Seminar und in Drontheim ein Seminar für die Lappländer. Die Akademien und gelehrten Gesellschaften seien in reichlicher Zahl vorhanden und in so großer Thätigkeit begriffen, daß es für Frankreich von Wichtigkeit sei, sich mit ihnen in Communication zu setzen. Stockholm habe eine Akademie der Wissenschaften, eine Akademie, welche vorzüglich auf schwedische Sprache und Poesie ihr Augenmerk richte, eine Akademie der schönen Literatur, der Geschichte und Alterthümer, die naturkundliche Gesellschaft u. a.; Kopenhagen sei an gelehrten Gesellschaften nicht minder reich, es habe sogar eine Gesellschaft für isländische Literatur; Thierarzneischulen gebe es in Kopenhagen, Soröe und Stockholm.

Ampère kommt auch auf die Abnahme des baltischen Meeres zu sprechen, worüber so viel gestritten worden ist. Neuere Untersuchungen, worunter die von Hallström und der russischschwedischen Untersuchungscommission von 1820 haben ergeben, daß die bemerkten Veränderungen den localitätrn nach sehr ungleich sind, und daß die Abnahme nicht von dem Fallen des Wassers, sondern vielmehr von der Erhebung des Bodens herrühret. Besonders scheint das Wasser im bothnischen Meerbusen von seinem frühern Niveau verloren zu haben. Ampère fodert zu einer genauern Untersuchung dieser merkwürdigen Erscheinung auf.

Das Klima ist nach Ampère in Dänemark nicht so kalt, als man nach der Lage des Landes glauben sollte; die Seewinde ermäßigen es. Schweden wird durch den Dalelf, welcher Dalekarlien durchfließt, in zwei klimatische Hälften getheilt, deren Temperatur sehr verschieden ist. Das Klima der südlichen Gouvernements ist sogar sehr erträglich. Norwegen ist am kältesten gegen Osten und im Innern des Landes. Südlich aber hat gelegene Gegenden haben oft ein kälteres Klima als die nördlichen. In Drontheim gedeihen schon manche Früchte nicht, die weiter im Norden noch zur Reife kommen.

Ampère schlägt vor, daß man mit dem Dynamometer Regnier's, so unvollkommen es sei, Versuche anstelle; denn wie man durch vergleichende Versuche erfahren, daß die Einwohner unserer Klimate mit mehr Kraft ausgestattet seien als die Bewohner der Äquatorialgegenden, so scheine man im skandinavischen Norden in noch höherm Maße mit physischer Kraft begabt zu sein. Im höchsten Norden schrumpft freilich das Menschengeschlecht so gut wie das Pflanzengeschlecht zusammen; es kann sich nicht vollständig entwickeln, und das Reich der Verkrüppelungen und Mißgestalten nimmt hier seinen Anfang. Als die dehaarrich tätesten Gegenden, wo man physiologische Untersuchungen anstellen könne, schlägt Ampère die kleine Festung Warkhuus auf der Insel Wardöe im Eingange des Golfs Warenger vor, die Stadt Hammerfest auf der Insel Hoalöe, und Koraas, eine Stadt, die mitten in der höchsten Gebirgsgegend von Norwegen liegt.

Die Vorstellungen, die man sich über die Lappen macht, wenn man sie sich insgesammt als klein, häßlich, verkrüppelt denkt, sind nach Ampère falsch; man müsse sie nach der Verschiedenheit ihrer Lebensweise und den Marken, die sie bewohnen, gesondert betrachten. Auch von der geringen Fruchtbarkeit der lappländischen Weiber habe man wol nicht die richtige Meinung. Es sei allerdings wahr, daß in Lappland nur 88 Einwohner auf die Quadratmeile kommen, während das Gouvernement Malmö deren 5035 auf der Quadratmeile ernähret. Einmal aber seien die nordischen Weiber später mannbar als die Weiber der mittäglichern Gegenden und des Orients, überhaupt von geringerer Reizbarkeit, sodaß die Annäherung der Geschlechter ermäßigt wird; aber die wahrscheinlichsten und hauptsächlichsten Ursachen der geringen Dichtigkeit der Volksmenge in den Lappmarken sei das Elend der Einwohner, die schlechte Beschaffenheit der dürftig vorhandenen Nahrungsmittel in den minder cultivirten und von Natur unfruchtbarern Gegenden und vorzüglich der häufige Genuß von Kartoffelbranntwein. Auch habe sich die Volksmenge von 1752—1825 in denselben Gegenden um das Doppelte vermehrt, Folge des verbesserten sozialen Zustandes der Lappen. Diese Vermehrung hätte nicht stattfinden können, wenn die Kälte allein den Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Weiber ausübte, den man ihr zuschreibt.

Dies wäre ungefähr das Wesentlichste von allgemeiner Bedeutung aus dem Ampère'schen Berichte, der allerdings nicht mehr ganz neu, aber doch in diesem gedrängten Résumé nicht ohne Interesse sein dürfte, der wenigstens beweist, daß Ampère's Aufenthalt im skandinavischen Norden nicht so nutzlos gewesen ist, als man doch, so viel ich mich erinnere, hier und da dem Berichterstatter vorgeworfen hat. 108.

Notiz.

Römisches Recht in Griechenland.

Wir meinen damit nicht die sogenannten Basiliken und das Handbuch des Harmenopulus, die, im 9. und 14. Jahrhundert zusammengetragen, bis auf die neueste Zeit in Griechenland mehr oder weniger gesetzliche Geltung gehabt haben, sondern einestheils die neugriechische Übersetzung der „Institutiones Justiniani", welche nach der Reitz'schen Ausgabe 1836 in Athen erschien, andernntheils diejenige des „Lehrbuchs des römischen Rechts" von Mackeldey, welche von den beiden Neugriechen Kallisi und Rhenieris begonnen worden ist. Von dieser letztern liegen die ersten beiden Hefte (Athen 1838) vor.*) Sie beginnen mit dem allgemeinen Theile (§. 112) und reichen bis zu §. 283 des besondern Theils des Originals; die historische Einleitung (§. 1—111) soll unter besonderer Berücksichtigung der Verbesserungen der neuesten Auflage des Originals am Schlusse des Ganzen gegeben werden. Neu sind, neben denen aus den Justinianeischen Rechtsquellen bei Mackeldey, die Citate aus den Basiliken, theils nach Meermann's „Thesaurus juris civilis", theils nach Haubold's „Manuale Basilicorum". In der Vorrede zum ersten, dem Könige von Griechenland gewidmeten Hefte beklagen die Übersetzer auf eine, wie uns dünkt, die Theilnahme Europas verdienende Weise den großen Bürgermangel in Griechenland. 25.

*) Das Werk ist durch die Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur von Brockhaus und Avenarius in Paris und Leipzig zu beziehen. D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 6. 15. December 1838.

Johann de Witt und seine Zeit. Von P. Simons. Aus dem Holländischen übersetzt und mit eignen Anmerkungen und Erläuterungen versehen von Ferd. Neumann. Zwei Theile. Erfurt, Otto. 1835—36. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Seitdem sich die Niederländer auch in literarischer Beziehung von Deutschland getrennt und eine Selbständigkeit in Anspruch genommen haben, die mit ihrer politischen Stellung fast nothwendig verbunden zu sein schien, ist ihre Literatur zu einer immer ärmlichern und kümmerlichern Existenz herabgesunken; sie ist wie eine Colonie, die sich gegen ihr Mutterland aufzulehnt hat, aber in der Freiheit nicht gedeihen kann. Wenn dies vor allen Dingen an der Poesie sehr deutlich zu sehen ist, welche immer den sichersten Maßstab für den geistigen Zustand eines Volkes oder wenigstens für Trieb und Anlage zu geistigem Wachsthum auch da noch abgibt, wo äußere Unterdrückung eine freiere Bewegung hemmt, wenn ferner die Leistungen der Holländer in der Philosophie, Theologie u. s. w. im Ganzen nur dasselbe traurige Resultat darbieten, so scheint doch die Geschichte nicht ganz in gleichem Maße darniederzuliegen. Hier treten so manche praktische Rücksichten und Antriebe ein, daß eine größere Betriebsamkeit auf diesem Felde ebenso wenig zu verwundern ist, als sie freilich auch nicht im Stande ist, den Mangel auf den andern Gebieten zu ersetzen und das allgemein ausgesprochene Urtheil zu mildern. Denn das vereinzelte, wenn auch noch so große Interesse für diesen Theil der Literatur kann doch nie wahrhaft großartige Werke hervorbringen, so lange es nicht getragen und gehoben wird durch angemessene Fortschritte in andern Theilen, und dies würde man selbst dann zugeben müssen, wenn man eine annehmen wollte, daß die Niederländer in besonders ausgebreiteter Volksthümlichkeit ein besonderes Talent für die Geschichte hätten. Wir haben in neuerer Zeit von Kampen eine „Geschichte der Niederlande" erhalten, die verdientes Lob gefunden hat; indeß gebührt davon ein nicht geringer Theil seiner deutschen Bildung. P. Simons steht ihm weit nach, obgleich er zu den thätigsten und angesehensten Historikern seines Vaterlandes gehört, und das vorliegende Werk trotz seiner verhältnißlichen Seiten doch im Ganzen nur eine sehr ungünstige Vorstellung erwecken von dem Geist und der Kunst, womit in den Niederlanden die Geschichte behandelt wird.

Große Anerkennung verdient jedenfalls die Sorgsamkeit und der Fleiß, womit der Verfasser seinen Stoff durchforscht hat und überall darauf bedacht gewesen ist, die vorhandenen, zum Theil sehr abgelegenen und seltenen Quellen und Documente zusammenzubringen und redlich zu benutzen. Er hat hierin wirklich viel geleistet, und man wird oft selbst bei geringern, auf das Privatleben eingehenden Partien durch sehr vollständige Auskunft überrascht. Zu den Quellen der niederländischen Geschichte gehören namentlich auch sehr zahlreiche kleine Flugschriften, deren Benutzung theils wegen ihrer Seltenheit, theils wegen der darin herrschenden Partikelsicht sehr schwierig ist; und doch bieten sie oft wichtige Resultate dar, wie sich bei der allgemeinen bald patriotischen, bald auch eigennützigen und verrätherischen Theilnahme der Niederländer an der Politik und bei der Unfähigkeit der Regierung, überall, wo sie es wünschen mußte, das Geheimniß zu bewahren, nicht anders erwarten läßt.*) Hiervon möchte Manches noch unbenutzt geblieben sein; namentlich aber vermißt man eine genauere Beschreibung der Schlachten, die, auch wo sie sehr wichtig und interessant sind, meistens mit einer Kürze erwähnt werden, die gegen die sonstige Ausführlichkeit des Werk bedeutend absticht.

Ist aber, wie gesagt, der materielle Gehalt des Buches im Ganzen sehr verdienstlich, so steht dagegen der historische Sinn des Werk und seine Darstellungskunst auf einer desto niedrigern Stufe. Er hat sich nicht, wie man etwa dem Titel

*) Dem Verf. ist ein Quartband solcher Flugschriften in die Hände gefallen, dessen Inhalt hier anzugeben wol am Orte ist, obgleich sie nicht unmittelbar das vorliegende Werk angehen, sondern meistens in die nächsten Jahre vor der Zeit fallen, welche der Verf. dargestellt hat. Dennoch ist Manches darin enthalten, was für die richtige Beurtheilung der Ereignisse nach 1653 von Wichtigkeit ist. Es sind der Reihe nach folgende Schriften: „De Aider-Ghedenckwaerdichste Oorloogs-Memoiren, van het groot Wonder-Jaer Anno 1622, door *D. E. Habersack*" (Leyden 1623); „Translaet van seekeren Spaenschen Brief, geschreven by Johan Baptista de Tassis, Raet van State des Conincx van Spangien tot Brussel, den 1sten May, Anno 1595" (Haag 1596); „Het vierdendeschie Licht van Februarii, Daer in te sien is De wonderlijke ende grouwelijke Haeghsche Tragoedie: Oste Practijcke tegen het lieve Vaderlandt" (1623); „Tractaet tegens Pays, Treves, en Onderhandelinge met den Koningh van Spaignien" (Haag 1629); „Discours politique sur l'estat des Provinces Unies des Pays-bas. Par *J. L. D. B.* Gentilhomme Flamand" (Leyden Jean Louis de Baljac) (Leyden 1630); „Extract Uyt d'Articulen van het Tractaet — besloten in's Graven-Hage den 12. Juoli 1641" (zwischen Portugal und den Generalstaaten); „Treudherzige Vermahnung, worinnen viel denckwürdige und politische Considerationes, über den jetzigen Zustand und Beschaffenheit der vereinigten Niderländischen Provincien, begriffen" (1641); „Manifestum juris nationalis, quod DD. Status Foederatarum Provinciarum aequus pacis conditiones cum Rege Hispaniarum reapuere non debeant. Conscriptum ab *Octaviano Ripfi* Batavo"; „Musaters Klenter-Spaen"; „De la Necessité de prendre Dunkercke aux Provinces des Pays-Bas"; „Oratie van myn Heer Brasser Resideut van Sijne Koninglicker Majesteyt van Venneckrijck" (holländisch und französisch) (1646); „Franeck Peuetje" (Münster 1646), „Hollandtsche Sybille" (1646); „Den ongeveynsden Nederlandschen Patriot" (Middelburg); „Tweede Deel vau den ongeveynsden Nederl. Patriot" (Das selbst 1647); „Den ongeveynsden Nederlandschen Patriot" (Rickmaer 1647); „Autentique Copie van de Propositie, gedaen door sijn Excellentie den Heere Grave Servien Ambassadeur" (1647); „Poincten van Considerantie, van de Heeren Ambassendeurs Extraordinaris ende Plenipotentiarisen van Spagnien" (Utrecht 1647); „Copie notenijck van seeckeren Brieff, geschreven by den Heere Grave Servient" (Amsterdam 1647); „Observatien op de Brief van A. de Bruyn, Plenipotentiaris van Spangien tot Munster" (Decenter 1646); „Missive uyt Middelburgh" (Middelburg 1643); „Pour dame van de Missive" (Daf. 1647); „Antwoordt op den Brief"; „Propositie Ghedaen door — Christian Wol, Ghesaute vom wegen Sijne Chur-Furstel. Doorluchtigheyt vom Brandeuborgh" (Amsterdam 1648); „Beschryvingh van de zes middelste Vertoeningen; die, door last der E. E. Heeren Burgemeesters, t'Amsterdam vertoont zeijn. Door *Ger. Brandt de Jonge*" (Amsterdam); „Brandt in Brasilien" (1648); „Wel-Vaert vande West-Indische Compagnie"; „*J. V. Vondelens* Puinmedes oft vermoorde Onnooselheyd. Treur-Spel" (Amsterdam 1625). Dies bekannte Trauerspiel stellt in der Person des Palamedes den Untergang Oldenbarneveld's dar; eine eingeheftete handschriftliche Notiz gibt auch zu den übrigen darin auftretenden Personen den Schlüssel.

Digitized by Google

nach erwarten könnte, eine Biographie Johann de Witt's zur Aufgabe gemacht; vielmehr will er im Allgemeinen die Geschichte der Niederlande erzählen von da an, wo jener ausgezeichnete Mann Rathspensionnair von Holland wurde, d. h. von 1653 bis zu seinem Tode, und grade diese Periode ist es, welche der Verf. nicht mit Unrecht für die glänzendste seines Vaterlandes erklärt. Er faßt sogar seinen Zweck noch allgemeiner, wenn er Thl. 1, S. 78, Anm. 2 erklärt, er wolle die politische Geschichte Europas und das Verhalten der Niederlande dazu zur Zeit de Witt's abhandeln, und in demselben Sinne äußert er Thl. 2, S. 32, Anm. 12: sein Werk müsse vorall dahin streben, die großen politischen Verhältnisse Europas zur Zeit des Rathspensionnairs de Witt richtig würdigen zu lassen. Wenn er hier nun einerseits zu viel verspricht, so hat er andererseits seinen Plan zum Nachtheile des Werkes beschränkt. De Witt kann offenbar nur zum Mittelpunkte der niederländischen, nicht der europäischen Geschichte gemacht werden; aber wie auch immer der Verf. hierüber denken mochte, so hätte doch jedenfalls entweder die Gestalt dieses Mannes gehörig hervortreten müssen, damit man im Stande wäre, seine großen Talente, seinen politischen und sittlichen Charakter genau kennen zu lernen und seine Verdienste richtig zu würdigen; oder de Witt hätte nur überhaupt als weltgeschichtliche Person, nur als Exponent der Bestrebungen seines Volkes und seiner Zeit, als zufälliger Träger bedeutender Ereignisse erscheinen müssen, für dessen besondere Individualität wir dann kein bedeutendes Interesse haben. Die Nothwendigkeit dieser Alternative hat der Verf. nicht erkannt; er gibt zu viel Biographisches für eine allgemeine Geschichte und doch viel zu wenig für eine Biographie. Die Jugendgeschichte de Witt's und sein ganzes Leben, bis er Rathspensionnair wurde, ist sehr dürftig abgehandelt; aber auch in der spätern Zeit wird er zwar immer besonders hervorgehoben, seine Verdienste werden gepriesen, etwaige ihm gemachte Vorwürfe werden widerlegt; gleichwol wird fast nichts gethan, um den Mann näher zu charakterisiren; seine Gesinnung, seine ganze Persönlichkeit bleibt uns fern und fremd; selbst seine öffentliche Wirksamkeit wird immer nur sehr im Unbestimmten gehalten, und häufig wird er gleichsam als identisch angesehen mit der Landesregierung, sodaß weder ein einzelner abgeschlossener Charakter in den verschiedenen öffentlichen Handlungen und Maßregeln hervortritt, noch auch der Antheil, den de Witt daran hatte, möglichst gesondert wird von dem, der etwa Andern zuzuschreiben ist. Dies wird um so fühlbarer, da der Verf. mit Lobsprüchen eben nicht sparsam ist; denn wenn man z. B. Thl. 1, S. 59, die Behauptung liest, de Witt habe es in der Kunst eines Finanzmannes so weit gebracht, daß keiner seiner Zeitgenossen, selbst nicht der große Colbert ihm darin gleichgestellt werden könne, und er bis jetzt noch durch Niemand darin übertroffen worden sei, wie sollte man da nicht auf einen scharfen Beweis eines so vielsagenden Urtheils begierig sein, das durch die angeführten Thatsachen keineswegs genügend begründet ist. Gewöhnlich schickt der Verf. der Erzählung irgend einer Angelegenheit die Bemerkung vorauf oder nach, daß sich dabei „das verständige Benehmen des Rathspensionnairs besonders auszeichnete" (Thl. 1, S. 72, 9), oder daß „in diesen Unterhandlungen die Staatspolitik de Witt's ganz besonders hervorglänzte" (Thl. 1, S. 103, 1) u. s. w.; in der Erzählung selbst aber wird keineswegs die Motivirung eines solchen Lobes bezweckt oder erreicht.

Überhaupt aber ist sowol in solchen auf de Witt bezüglichen Stellen als auch in dem Hauptheile des Werkes, der allgemeinen Geschichte der Niederlande, ein ungemein niedriger Standpunkt der historischen Reflexion wahrzunehmen. Die kahle Verständigkeit, die enaherzige, kleinliche Beschränktheit, welche dem Charakter der Niederländer in ihrer Literatur und in ihrer Geschichte selbst in der glänzendsten Periode derselben anhängt, tritt bei dem Verf. ebenso stark als unangenehm hervor; sein ganzes Urtheil beschränkt sich auf die Frage, ob etwas recht oder unrecht, klug oder unklug, rühmlich oder unrühmlich war; sein Maßstab ist dabei stets hergenommen von einer sehr vulgaren Erwägung des Moralischen und Dessen, was Vortheil oder Nachtheil brachte; daß der Historiker sich viel höher stellen muß, bedarf keiner Erörterung. Wo wir das Weltgericht der Weltgeschichte zu vernehmen erwarten, da werden wir mit Betrachtungen abgefunden, die kaum für die engsten Privatverhältnisse ausreichen, und vollends das gutmüthige Bestreben des Verf., das etwa Tadelhafte an seinem Helden und an seinen Landsleuten überhaupt zu entschuldigen, die Schwierigkeiten ihrer Lage geltend zu machen und, wo sie unbillig behandelt und ins Unglück gebracht werden, eine Art von sentimentaler Theilnahme und Mitleid in Anspruch zu nehmen, alles dies ist gänzlich gegen die Würde der Geschichtschreibung. Daher kommt es denn auch, daß weder die nicht unerheblichen Beschuldigungen, welche von verschiedenen Seiten her gegen de Witt ausgesprochen sind, wirklich erledigt werden, noch daß die Niederländer selbst in dem Glanze erscheinen, womit sie der Verf. gern umgeben möchte; ja, rücksichtlich des Erstern nimmt er sogar einmal (Thl. 1, S. 218) sehr kümmerlich seine Zuflucht zu einem Ausspruche des Philologen Wyttenbach, wonach man mit Bescheidenheit und Achtung über große Männer urtheilen soll; das versteht sich nun freilich von selbst; von dem Historiker aber verlangt man weit mehr, strenge Wahrheit. Die patriotische Absichtlichkeit schadet hier um so mehr, je mehr sie überall, und zwar in sehr kleinlicher Weise, hervortritt. Er verkennt den gegenwärtigen traurigen Zustand seines Vaterlandes nicht, worüber er sich z. B. Thl. 1, S. 163 fg., Anm. 28, ausspricht; er schließt, komisch genug, so: „Und es ist, dünkt mich, für einen Holländer, um das Fieber zu kriegen, wenn man hört, daß in unserm Lande nur noch Eine Ankerschmiede existirt, und daß man für unsere Marine die Anker aus England bestellen muß." Aber wenn er sich für so betrübende Anmerkungen gewissermaßen entschädigen will durch ein möglichst hoch angestimmtes Lob der Vergangenheit, so wird dies einem unbefangenen Leser wenig behagen. Fast lächerlich klingt es, wenn er Thl. 2, S. 153 die viertägige Schlacht zwischen Niederländern und Engländern am 11.—14. Juni 1666 die denkwürdigste Schlacht nennt, die jemals auf dem Meere stattgefunden hat; gleichwol schrieben sich auch die Engländer den Sieg zu und hatten wenigstens darin Recht, wenn sie behaupteten, daß die Holländer viel zu viel Aufhebens von der Sache machten; übrigens hat der Verf. auch den Verlauf dieser allerdenkwürdigsten Schlacht mit keiner Zeile beschrieben.

Von einem patriotischen Holländer ist es freilich nicht zu verlangen, daß er einsehen und eingestehen soll, wie seine Vorfahren in ihrer Glanzperiode doch gar oft eine ziemlich klägliche Rolle spielten, wie diese brutaux de marchands (so nannte sie einmal ihr Feind Friedrich Heinrich von Oranien; s. Thl. 1, S. 217) ihre ganze Staatsweisheit auf den Horizont des Geldbeutels stellten, wie sie als gute Rechner in Handelsgeschäften doch in der Politik sich gar oft verrechneten, wie sie, aus den Comtoirstuben in diplomatische Cirkel versetzt, sich als ziemlich ungeschickte Neulinge benahmen und bei aller Schlauheit doch nicht selten angeführt wurden. Einige großartige Züge stechen wunderlich genug ab gegen die allgemeine Kleinlichkeit; aber an jene hält sich natürlich unser Historiker, und wenn der sehr kluge und scharfsichtige französische Gesandte d'Estrades an Ludwig XIV. schreibt, es gebe in Holland nur vier unbestechliche Personen, die Gebrüder de Witt, van Bruningen, und Beverningk, und die 500 Abgeordneten der Städte seien sammt und sonders bestechlich (s. Thl. 1, S. 220), so macht der Verf. hiervon nur zu Gunsten de Witt's Gebrauch und läßt im Übrigen den Vorwurf stillschweigend auf sich beruhen.

Wir glauben, das Gesagte reicht vollkommen hin, um den Geist, in dem das vorliegende Werk verfaßt ist, zu charakterisiren. Über die Form und Kunst der Darstellung läßt sich kein besseres Urtheil fällen. Der Fleiß und die Aufmerksamkeit des Verf. war zu sehr in den materiellen Einzelnheiten befangen,

Digitized by Google

als daß er hätte an die Gestaltung eines künstlerischen Ganzen denken können; davon also und von Allem, was daraus hervorgeht, kann hier die Rede nicht sein. Der Zeitfolge genau folgend, handelt er Alles nach dem Andern ab, und da er nicht wagt, die chronologische Fessel abzuwerfen, oder sie mindestens ein wenig zu lupfen, um sich frei bewegen zu können, so sieht er sich genöthigt uns die Geschichte oft in sehr kleinen Dosen beizubringen, die aber abwechselnd immer wiederkehren. So wird Das, was zusammengehört, häufig auf die unangenehmste Weise zerrissen, wiederaufgegriffen, fortgesetzt, abgebrochen, wiederholt u. s. w. Dadurch sind denn Verwirrnisse mancherlei Art hervorgerufen, welche der Verf. anlegt, um die verrenkten und verschobenen Glieder zusammenzuhalten; ich meine die bis zum Ueberdruß wiederkehrenden Phrasen, welche uns in breiter Langweiligkeit berichten, was wir eben gelesen haben, und was wir nun weiter lesen werden, oder was wir noch nicht lesen werden, um erst etwas Anderes lesen zu können u. s. w. Ist es nicht „um das sicher zu steigern", wenn wir z. B. Thl. 2, S. 45 lesen: „Die Unterhandlungen mit Frankreich, welche noch lange, obgleich fruchtlos, fortgesetzt wurden, konnten nur bis hieher, früher oder jetzo, von uns aufgenommen werden; es ist für jetzt nöthig, unsere Augen nach Dem, was innerhalb des Landes geschah, zu richten, nach den Maßregeln, die man nahm, um einen Krieg mit Ehren zu führen, den die Staaten so gerne hätten vermeiden mögen, den sie mit aller Mühe zu zuwenden gesucht hatten, wodurch sie sich nun wider Willen belästigt sahen (!!!), und für welchen der kleine Staat seine Bundesgenossen ohne Erfolg zur Hülfe aufgerufen hatte."

„So viel als möglich soll nun der innere Zustand des Landes angegeben werden; was man gethan hat in Betreff der Geldmittel und der großen Anstrengungen für die Rüstungen zur See, um darnach unsere Ansichten zu richten nach der Kräfte unserer preiswürdigen Vorfahren zu Lande gegen den Bischof von Münster und auf die glänzendern und ruhmvollern Thaten gegen England zur See — diesem schrecklichen Element, von einem Fremden mit Recht genannt: „die Wiege Hollands, die Bedingung seines fortdauernden Bestands, seine Plage, sein Beschäftiger und Ernährer" (Motley's „Holland und Belgien", S. 28)."

Nun kommt noch eine Einleitung, die jedoch der Sache schon näher rückt, indem sie beginnt: „Die vereinigten Niederlande vereinigten in jenen Tagen Alles in sich, was einen Staat glücklich machen kann" u. s. w. Man sieht hieraus zur Genüge, daß dies Buch nichts weniger als zur Kurzweil geschrieben ist; auch ist der Styl nicht geeignet, die Breite der Darstellung einigermaßen zu verdecken; wo sich etwa scharfsinnige Ausdrücke, geistreiche Aperçus u. dergl. finden, sind sie aus „Fremden" entlehnt. Der Uebersetzer ist ohne Zweifel von Gemüth ein guter Deutscher; er ist erschrecklich treu gewesen und hat im Ganzen ein leidliches Deutsch herausgebracht; aufgefallen ist uns unter Anderm, daß er fast immer gleich wol sagt, wo es hätte jedoch, oder indeß heißen müssen. Weggelassen hat er leider nicht, sondern er hat vielmehr zu den an sich schon weitläuftigen und viel Fremdartiges enthaltenden Anmerkungen des Verf., welche immer hinter jedem Capitel angebracht sind, noch einige eigne gefügt, die unter dem Texte stehen und in historischer Beziehung nicht von Belang sind. Am Schlusse jedes Theiles sind nun noch eine ziemliche Reihe von Beilagen hinzugefügt, welche auch viel Unnützes und schon Bekanntes enthalten. Eine unnöthige Erweiterung des Buches ist es endlich, daß die nicht wenigen Anführungen aus dem Französischen, Englischen und Lateinischen immer zugleich im Originat und in deutscher Uebersetzung abgedruckt sind.

Das im Übrigen gut ausgestattete, correct gedruckte Buch wird noch besonders geschmückt durch das von Jüttner in Dresden lithographirte Portrait Johann de Witt's; ob es ähnlich ist, vermag Ref. nicht zu beurtheilen; aber etwas Scherz und Witz um den Mund, weit mehr Ernst in der obern Partie, um Augen und Stirn, wo der Staatsmann und gute Mathematiker zu erkennen sind, dazwischen die etwas israelitisch gebogene Nase, machen das Gesicht wenigstens zu einem interessanten.

Wenn nun, wie oben näher angegeben ist, P. Simons' Verdienst sich auf seinen Fleiß in der Wortenübertragung beschränkt, so möchte es wol klar sein, daß sein Werk besser unübersetzt geblieben wäre, da eigentliche Historiker so viel Holländisch verstehen, um es zu benutzen; das größere lesende Publicum aber, selbst wenn es sich an ernsterer historischer Lectüre erbaut, möchte doch durch ein in so vielfacher Beziehung mistungenes und durchaus nicht reizendes Buch keinenfalls angezogen werden. Indeß der Verf. freut sich (in der Vorrede zum zweiten Theile) der Ehre, übersetzt zu sein; wir wollen ihm die Freude gern gönnen, obgleich die Ehre bei uns gemein geworden ist wie Brombeeren; und da Verleger und Übersetzer einmal so weit vorgeschritten sind, so kann man auch nichts dawider haben, daß der noch rückständige dritte Theil ebenfalls übersetzt wird; nur möchten wir doch den Wunsch aussprechen, daß wenigstens der Übersetzer, der sonst doch gerade sein Freund der Langweile ist, nicht in gleichem Maße dem Originale treu bliebe wie bisher.

L.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines deutschen Gelehrten, mit Rückblicken auf das öffentliche, politische, intellectuelle und sittliche Leben von 1815—35 in der Schweiz, in Deutschland und in den Niederlanden. Von Ernst Münch. Zweiter Band. Karlsruhe, Müller. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir haben in unserer Anzeige des ersten Bandes in Nr. 156—159 d. Bl. f. 1837 Hrn. Münch die verdiente Achtung über das Erscheinen eines Werkes bewiesen, das viele schätzbare Eingetheiten enthält, und welches bei der lebendigen Darstellung seines geistreichen Verfassers für spätere Zeiten einen gar nicht unbedeutenden Reichthum von Materialien darbietet. Ebenso haben wir auch bemerkt, daß weil manche andere deutsche Geschichte aus jener Zeit Ähnliches als Hr. Münch erlebt haben, daß aber manchen die Lust, andern die Geschicklichkeit zur Aufzeichnung solcher Dinge gefehlt habe, und daß daher sein Unternehmen als ein nützlicher Beitrag zur deutschen Memoirenliteratur Anerkennung und Aufmunterung verdiene. Demnach nahmen wir mit gesteigerter Erwartung den zweiten Band dieser Erinnerungen zur Hand. Aber wir müssen offen gestehen, daß wir durch denselben weniger befriedigt worden sind als durch seinen Vorgänger, da Hrn. Münch es hier nicht so gut gelungen ist, persönlich Interessantes mit dem allgemein Interessanten zu vereinigen und einen bedeutenden historischen Hintergrund festzuhalten. Der zweite Band enthält noch den Schluß seines Aufenthaltes in Aarau, sein siebenjähriges Leben in Breisgau und die Reise von hier nach Tüttich. Wie gern wir — und gewiß Mancher mit uns — im ersten Bande bei den lebhaften Schilderungen eines Görres, Ws. Menzel und Zschokke, mit denen der Verf. in Aarau zusammenlebte, verweilt haben, so wenig bedeutend erscheinen uns die Erinnerungen, die Hr. Münch aus dem Jahre 1818, wo er eine Zeit lang auf der Militairschule zu Aarau war, anführt, seine Unlust zum Exerciren, seine verliebten Abenteuer beim Schildwachtstehen — denn wer hat derzleichen nicht auch erlebt! — sowie die Erzählungen von den geselligen Begnügungen und Lustbarkeiten der Aarauer, von Hrn. Münch's Junggesellenwirthschaft während des Professorlebens, von der schönen Angela und der frommen Malwina, von allerhand unbekannten schweizerischen Personen und der politischen Richtung der damaligen Jugend. Wir gehören nicht „zu den gestrengen Kritikern, deren Stirne sich bei der Geschwätzigkeit des Genremalers runzelt", wir glauben vielmehr sehr gern, daß manchen von Hr. Münch's Freunden und er selbst vielleicht am meisten an diesen „Tabletten" Freude gefunden hat, aber für ein größeres Publicum

Digitized by Google

würde eine gewisse Beschränkung der Redseligkeit nur von Nutzen gewesen sein. Goethe's wahres Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", muß auch für jeden guten Genremaler als Richtschnur gelten.

Die Erinnerungen an Gustav Adolf Gustavson aus dem Jahre 1821 und die Mittheilungen über Tiroler zeigen unverkennbar Hrn. Münch's Talent in solchen Schilderungen. Nur hätte er die Excerpte aus des Letztern philosophischen Schriften, die mehr als 60 Seiten füllen, weglassen sollen.

Im J. 1822 zog Hr. Münch nach Freiburg, gewissermaßen auf gut Glück, denn die badische Regierung verweigerte ihm noch die Anstellung als Professor. Die genannte Universität ist uns bereits im ersten Bande ausführlich und lebendig geschildert worden; Hr. Münch führt seinen Lesern aber trotzdem noch einmal alle die bedeutendern seiner Collegen vor, Erhardt, Walchner, Schneller, Schulze, Heinr. Schreiber, Zell, Duttlinger, Amann, Hornthal, Welcker (von Rotteck war bereits früher sehr viel gesprochen worden) und Andere, die kaum über Freiburg hinaus bekannt geworden sind, sowie die Männer, welche mit der Universität in Berührung standen, den Staatsrath v. Türkheim und den Archivrath Leichtlen. Von Welcker sagt der Verf.: „Er hat mir öffentlich und mündlich Abfall von der Sache des Volks vorgeworfen; als bestände dieselbe in fortgesetzten heftigen Declamationen gegen die Fürsten, gegen den deutschen Bund und die Bestimmungen des wirklich gegründeten Staatsrechtes, und als schlösse das Festhalten am conservativen Princip, sobald feindselige Elemente von außen, den einheimischen Liberalismus taschenspielerisch verführend, bedrohlich sich einstellten, auch jeden Gedanken der Reform und patriotisch-constitutioneller Gesinnung aus." „Es sei fern von mir", fährt er fort, „auch nur einen der Vorzüge Welcker's als Schriftsteller, Publicist und Mensch in Schatten zu stellen; aber aus dem Umstande, daß ein durch größere Lebenserfahrungen und neue Studien geschärfteres Auge seitdem Fehler entdeckt hat, welche früher dem Enthusiasmus der Freundschaft entgangen, kann weder Untreue, noch Abfall gradezu gefolgert und behauptet werden." „In seinem Charakter", heißt es am Schluß, „liegt Sanftmuth und Heftigkeit zugleich, und wenn seine Individualität auch den deutschen Kathedermann nie ganz verleugnet, wie dies denn in der Deputirtenkammer zu Karlsruhe mehrmals gefühlt worden ist, so fehlt es ihm doch auch an äußerm Firniß nicht, und er kann, wenn es gilt, seinen Fanatismus der Meinung in die freundlichsten Formen des modernen Conversationslebens kleiden, wiewol ihm Rotteck hierin, sowie in der Gabe, die politische Feindschaft durch anmuthige Persönlichkeit für einen Augenblick vergessen zu machen, ja selbst dem Gegner ein Interesse abzugewinnen, weit überlegen ist."

Weiter berichtet Hr. Münch von den akademischen Zerwürfnissen jener Jahre, von dem gesteigerten Liberalismus im badischen Lande, den Verhandlungen in den landständischen Kammern, von der Emancipation der katholisch-deutschen Kirche in dem Cölibatsstreite sowie dem auf der Universität sich unter solchen Streitigkeiten behauptenden wissenschaftlichen Geiste. Es befremdet uns, diese wichtigern Begebenheiten auf nur elf Seiten abgehandelt zu sehen. Ausführlicher schildert der Verf. seine Reise nach Karlsruhe, um sich persönlich um eine Professur zu bewerben, wo freilich Dem, der in die badischen Landesverhältnisse während 1822—25 nicht eingeweiht ist, Manches unverständlich bleiben muß. Er erhält die Professur, jedoch mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß „er keine Hoffnung auf Besoldung zu hegen hätte".

Ein sehr ansprechender Abschnitt ist überschrieben: „Der Ehemann und das Stillleben". Man fühlt es Hrn. Münch nach, wie wohl es ihm an der Seite einer Gattin sein mußte, wie die uns auf S. 207 geschilderte ist. Und so folgen wir ihm gern zu seinen Schilderungen des heitern, frohen, geselligen Lebens in Freiburg, zu seinen Vorlesungen und schriftstellerischen Leistungen, die freilich durch seine precaire ökonomische Stellung nothwendig gemacht wurden, zur Gründung der historischen Gesellschaft in Freiburg, zu seiner Theilnahme am „Hesperus", an den Pölitz'schen „Jahrbüchern" und der dresdener „Historischen Taschenbibliothek". Weniger Geschmack haben wir den Erinnerungen aus Zürich, Basel und andern schweizerischen Städten aus dem Jahre 1826 abgewinnen können, obwol die biographischen Schilderungen des Philologen Orelli, des Staatsrathes Usteri, des Musikers Nägeli manches Neue und Anziehende enthalten; dagegen sind der Aufenthalt des Verf. in Donaueschingen und die Schilderung des Landgrafen von Fürstenberg gelungene Episoden. Von Wichtigkeit für des Verf. Verhältnisse ist die nach der Schlacht bei Navarin gehaltene Rede, die ihm, dem eifrigen Griechenfreunde, viele Freunde, aber auch nicht unbedeutende Feinde erwarb. Unter den Erstern waren Luden, Voigt, Wachler und Niebuhr, der in seinen Briefen die freundschaftlichste Gesinnung an den Tag legt, Hrn. Münch zu einer bessern Stellung zu verhelfen. In Preußen bedauert er in einem Briefe vom 25. Jul. 1827 ihn zu nichts vorschlagen zu können, da das Ministerium es sich zur Regel zu machen scheine, seine Empfehlungen nicht zu beachten, so wenig als seine Warnungen gegen verkehrte Maßregeln und Wahlen. Doch war es seine warme Empfehlung an den Prinzen Friedrich der Niederlande, die ihm die Anstellung in Lüttich verschaffte. Hr. Münch äußert bei dieser Gelegenheit, daß im Ganzen damals eine mächtige Ermäßigung in und mit ihm vorgegangen sei, daß er angefangen habe, den allzu eckigen Patriotismus von sich zu thun und im blinden, übertriebenen Eifer nicht mehr gegen Alles eingenommen zu sein, was von oben herab geschah, blos weil es daher kam, daß er sich nicht mehr auf theoretisch-constitutionnelle Quästionen einlassen wollen. Der Kampf für die geistige Entmündigung und Sprengung der Fesseln des Kirchenthums kam ihm noch immer als der bedeutendere und lebensfraglichere vor.

Für einen solchen Kampf schien ihm die Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes in Lüttich hinlängliche Befriedigung zu bieten. Im Mai 1828 brach er von Freiburg dahin auf, aus dem „Weichbilde seiner Leiden und Freuden". Die Schilderung des Abschiedes gehört zu den schönsten Stellen des Buches; Mancher wird ihm das nachfühlen, der auch den schweren Schritt in eine noch ganz ungekannte Zukunft zu thun veranlaßt war. Die Reise nach Lüttich bietet nichts Außerordentliches dar; Hr. Münch hätte sich kürzer fassen können. Aber wahrhaft zu beklagen ist er, als ihm am Thore des Wirthshauses in Lüttich sofort der Professor Ernst (der jetzige belgische Minister) mit einem Briefe des Ministers v. Gobbelschroy entgegentritt, in welchem Hr. Münch dringend ersucht wird, die beiden Lehrfächer nicht zu nennen, zu denen man ihn berufen hatte; denn mittlerweile war das Concordat mit dem Papste abgeschlossen, und Cappacini hatte gegen Hrn. Münch's professorische Thätigkeit protestirt, da sie eine neue, schwere Verhöhnung der belgischen Kirchenfreiheiten in sich schlösse.

Mit diesem Ereigniß von größter Wichtigkeit für den Verf. schließt der zweite Band. Der dritte, dem wir mit gespannter Erwartung entgegensehn, wird des Verf. Leben in Lüttich und im Haag darstellen, und wir hoffen, in diesem, wie im ersten Bande, eine anziehende Vereinigung persönlicher Denkwürdigkeiten mit weltgeschichtlichen Begebenheiten zu finden. 2.

Literarische Notiz.

Angekündigt ward in England: „The history of Madagascar", ein Werk in zwei Bänden, welches nicht blos im Allgemeinen eine Beschreibung des Landes und Volkes enthalten wird, sondern auch eine Darstellung der Culturentwickelung und der Missionsgesellschaft, sowie einen authentischen Bericht über die jüngste Christenverfolgung, nach Originaldocumenten der Missionnaire zusammengestellt von William Ellis, Verfasser der „Polynesian researches". 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 350. — 16. December 1838.

Friedrich Rückert.

Zweiter Artikel.*)

1. Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri, in freier Nachbildung von Friedrich Rückert. Zweite vollständige Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
2. Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten von Friedrich Rückert. Zwei Theile. Stuttgart, Liesching. 1837. 8. 3 Thlr.

Wer die erste Ausgabe der „Makamen" von 1826, „deren Schläfe grau — und deren Gewand war flau", wie das Kleid des Serugers Abu Seid, mit der schmucken Ausstattung dieser neuen Auflage, die auf milchweißem Velin schlanke Lettern voll pariser Schwärze uns entgegenhält, oder gar mit dem Prachtgewande vergleicht, mit welchem die „Morgenländischen Sagen" Rückert's ihr Verleger ausgestattet hat, der wird an der Sache des Fortschritts nicht mehr verzweifeln; er wird geneigt sein, in jeder schmuzigen Vicinaistraße eine Eisenbahn und in jeder löschpapierenen Verfassung eine asbestene im Geiste zu erblicken. Im Ernst, ein Werk liest sich, zumal für einen Recensenten, der durch die Zeilen nicht nur hinfliegen darf wie ein anderer Leser, noch einmal so angenehm, wenn der Inhalt uns wirklich schwarz auf weiß und nicht blos grau auf grau entgegensieht; und so geht denn auch Ref. mit wahrer Lust an die Durchforschung dieser durch die Kunst des Typographen so einladend gemachten Bücher.

Die längst berühmten „Makamen" Hariri's, ein Meisterwerk unsers großen deutschen Sprachkünstlers, erscheinen erst jetzt in vervollständigter Gestalt und zu einem Ganzen abgerundet. In der ersten Ausgabe waren von diesem, 1822 durch Silvestre de Sacy im arabischen Grundtexte edirten Buche, „das in der orientalischen Literatur Europas Epoche macht", 24 Makamen (d. h. Erzählungen, Novellen) in seiner Übersetzung oder Nachbildung von Rückert mitgetheilt worden, in der Art, daß von 31 Makamen des Originals, das im Ganzen deren 50 zu zählen scheint, sieben minderbedeutende, der Übersetzung nicht werthe oder nicht fähige, zurückblieben. Von diesen 1826 mitgetheilten enthält die neue Auflage außer der Mejjáfárikinischen (der siebenzehnten in der alten Ausgabe), die ihres höchst anstößigen Inhalts wegen weggeblieben ist, alle. Hinzugekommen sind 20 neue, die dem ersten, alten Theile auf dem Fuße hätten folgen sollen und vor der jetzigen Ausgabe nur im deutschen Texte noch einmal vom Übersetzer durchgegangen worden sind. Dieser ganze Schatz ist jetzt so vertheilt, daß den ersten Band die 21 ersten, den zweiten Band die 22 letzten Makamen füllen. Von den Erläuterungen zum ersten Bande, die dort eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatten und zum Theil kleine Excurse bildeten, und in welchen allerlei gelegentlich beigebracht werden sollte, was den deutschen Leser über den Orient belehren oder unterhalten könnte, sind in dieser Ausgabe leider die allermeisten weggelassen worden und nur bescheidene Noten unter dem Texte geblieben (s. die beiden Vorreden, S. VI und X).

Daß der Verfasser der „Makamen" Hariri, ein Gelehrter aus Basra, ist, geb. 446, gest. 515 oder 516 der mohammedanischen Zeitrechnung (also etwa 1068 — 1138 n. Chr. gelebt hat), daß sein Werk im ganzen Oriente höchst berühmt, vielfach commentirt und glossirt ist und von unserm Dichter deutsch nachgebildet worden, mit Hauptrücksicht auf die eigenthümliche uns Deutschen völlig neue Form und mit Unterdrückung aller in der Übertragung störenden Einzelheiten, frei von der Umhüllung des gelehrten Dunstkreises, der es im arabischen Texte mit unzähligen Scholien umgibt, hat uns schon die erste Ausgabe gesagt. Zum neuerscheinenden Hariri ist nun auch noch eine Abhandlung über die Form der Dichtung hinzugekommen, welche uns über die einfache Ökonomie der Makamen belehrt. Jede derselben ist, nach ihr, ein für sich bestehender und in sich abgerundeter poetischer Haushalt, ohne Wechselbeziehung mit den übrigen, ohne Einwirkung auf sie und von ihnen. In jeder geht ein Abenteuer an und zu Ende, und das nächstfolgende entspringt mit dem vorhergehenden zugleich aus dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, dem Charakter des Helden, der dann im vollen Kreise seiner Makamen seine volle Entwickelung gefunden hat. Man sieht die Handlung nicht vorschreiten, und doch ist zuletzt das

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 305 — 309 d. Bl.
D. Red.

Digitized by Google

Ziel erreicht. Die Darstellung geht nicht vorwärts, sondern dreht sich im Kreise. Die Anordnung ist also planetarisch, oder auch ausstrahlend wie die Blätter einer Palme; und wie nicht jedes Palmblatt einen vollen Fruchtbüschel unter sich hat, so ist auch nicht jede einzelne Makame gleich wichtig für die Entwickelung des Ganzen. Alle Makamen aber haben die gleiche Einkleidung; jede wird vorgetragen von einem Erzähler, Hareth Ben Hemmam, der eigentlich der Dichter selbst ist und gewöhnlich zum Eingange berichtet, wie er, von Reiselust, von Verlangen nach Bildung oder auch von Geschäften da oder dorthin geführt, diesen oder jenen Vorgang gesehen, wobei dann immer der wunderliche Held der Dichtung, der herabgekommene Stammeshäuptling (Scheich) Abu Seid (in der ersten Ausgabe hieß er Edu Seid) von Serug so oder so handelnd eingreift und auf eine oder die andere Art thätig erscheint, meist anfangs vom Erzähler selbst unbemerkt oder unerkannt, und erst zum Schlusse seiner Vorstellung hinter der Maske hervortretend, doch manchmal auch schon in der Mitte der Handlung oder gleich am Anfange. In Abwechselung dieses gleichförmigen Zuschnitts ist der Dichter unerschöpflich, immer neu, überraschend und unterhaltend (S. XI u. XII).

Die Form der Rede in allen Makamen ist gereimte Prosa, unterbrochen durch zahlreiche Gedichte, beides in der Nachbildung bekanntlich beibehalten; der Ausdruck des Dichters überkünstlich, voll von Wortspielen und Anspielungen, übertrieben, abenteuerlich, ausschweifend — was man falschen oder verderbten Geschmack nennt. Hariri ist aber humoristisch, und steht frei über Dem, was er darstellt; die Schnörkel seiner Makamen sind so gut beabsichtigte und zweckgemäße Charakteristik wie des Don Quixote bei Cervantes. Unser Nachbildner selbst scheint ungewiß zu sein, wie viel Humor und Ironie die deutsche Bearbeitung erst noch dazugethan oder hineingetragen hat, da man vor ihr in Europa von dieser Tendenz des Dichters nichts geahnt hatte. Doch gibt er zu verstehen, daß eine solche Parodie, ohne Umsetzung der Motive, die ja im Deutschen ziemlich unverändert geblieben sind, kaum denkbar und also der Humor wol ursprünglich vorhanden gewesen und durch die Übersetzung nur erst zum Bewußtsein gebracht worden ist (S. XIV u. XV).

Hariri's Dichtung ist nämlich, wie unsere Leser wol schon wissen werden, die Apotheose eines genialen Bettler- und Landstreicherlebens. Der Held des Werkes, Abu Seid, ist voll Geist, Weisheit, Witz, Anmuth und Gefälligkeit, bis er Bauch oder Seckel voll hat. Dann prellt er Alle, geht mit der schonungslosen Erklärung, daß er sie mit seinen Geschichten, Gefühlen und Moralien belogen habe, von dannen und kommt niemals, wie er versprochen hat, wieder.

— Sie bewundern seine Schwänke
Und bitten Gott um Schutz gegen seine Ränke. (IV, Schluß.)

Und in dieser Kunst thun es ihm Sohn und Weib, die, der Erstere fast immer, die Andere nur selten, an seiner Seite erscheinen, ganz gleich. Allmälig werden wir in dieses aus Lug und Trug gewobene Leben so hineingezogen, daß wir es gleichsam im Geiste mitmachen. Selbst der Styl, der den europäischen Leser anfangs beinahe geekelt, kommt uns bald natürlich vor, und wenn man ein halb Dutzend dieser Makamen gelesen hat, so wandelt Einem ordentlich die Lust an, Alles, was in Welt und Zeit Ärgerliches um uns hergaukelt, Köln, Spanien und Paris nicht ausgenommen, in prosaische Doppel- und Tripelreime und arabischen Humor aufzulösen. Daß eine solche Arbeit für Rückert's Sprachwitzfülle ein höchst wohlthätiger Aderlaß war, ist auch jedem Leser fühlbar. Hier haben jene gesuchten, verdammten Endreime, die uns in Rückert's frühern Gedichten so oft quälten, eine erlaubte Freistätte gefunden, wo sie, statt zu stören, ergötzen, und es scheint in der That, der Dichter habe sich endlich an ihnen sattgegessen, denn seit er uns das erste Mal an dieser überreichen Gasterei Theil nehmen ließ, ist er am eignen Tische offenbar nüchtern geworden.

Wir dürfen die schönsten Makamen des ersten Bandes: „Die Bittschrift" (V), „Zahnstocher und Seife" (VI), „Nadel und Kamm" (VII), aus dem „Eidformular" (VIII) die köstliche Schilderung des Jünglings (S. 75), die mit Abraham a Sancta Clara wetteifernde „Grabrede" (IX), den unvergleichlichen Rausch Abu Seid's im „Geleitsmann" (X, S. 102), „Das alte Weib" (XI), wo er mit seinen Versen der Herzen Deckel sprengt und die Verborgenheiten aus Sack und Seckel zieht und recht als das Haupt der Ränke- und Schwänkemacher auftritt (S. 109), die vortrefflichen Schilderungen in der „Vase" (XV), die Gastirung des Bettlers im „Krankenbesuch" (XVI), die Moral, mit welcher „Der Strafprediger" (XVII) seinen Seckel spickt, die herrliche Prellerei im „Gestohlenen Gedichte" (XVIII), den „Deckmantel" (XX), den „Bettelbrief" (XXI), als bekannt voraussetzen und brauchen unsere Leser nicht erst auf die schönsten Partien, welche sie sich aus der ersten Ausgabe wol schon lange selbst herausgesucht haben, hinzuweisen.

Auch im zweiten Bande sind die etwas ernsthaftern „Bedewinen" (XXII) und „Die Hochzeit im Wirthshause" (XXIII) noch der ersten Auflage entlehnt; doch können wir nicht umhin, als das non plus ultra Rückert-Hariri'scher Reimkunst die folgende Stelle auszuheben:

Ich sah es an mit unwill'ger
Bewegung, mit unbill'ger
Ungastlichkeit gegen den Pilger;
Und betete laut zu Dem, der ist überall,
Um Schutz gegen lästigen Überfall.
Doch bald legte sich meines Unmuths Überwall;
Denn der da kam, war unser alter Überall.
Erst hielt ich sein Bild für eine Lufterscheinung,
Für eine Mittagsdunstvereinung;
Doch bald ward mir der Wahrheit Besiegelung,
Daß dieses Wasser sei keine Wasserspiegelung.

Diese Makame trägt übrigens Spuren von großer Freiheit in der Bearbeitung, und wir zweifeln z. B. sehr, ob die neutestamentliche Anspielung: „Im übrigen sind es Leute vom alten Glauben — nicht klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben", im arabischen

Digitized by Google

Texte stehe. Das Ganze stellt eine gröbere und ernstlichere Dieberei vor, wie deren keine im ersten Bande vorkommt. S. 13 findet sich wieder ein Seitenstück zu „Nadel und Kamm" in dem höchst sinnvollen Räthsel „Kuchen und Feuerstein".

Mit der Makame XXIV (Bd. 2, S. 24) beginnt das Neue der zweiten Ausgabe. In diesen neu hinzugekommenen Erzählungen schlägt im Allgemeinen der Ernst etwas vor, und es finden sich schon Spuren oder Vorläufer der seltsamen Bekehrung, vermöge welcher der abgefeimte Landstreicher am Schlusse der Dichtung in einen Heiligen verwandelt wird. Die Makame XXIV bezeichnet Rückert selbst in seinem neuen Vorworte als ein wesentliches Moment in den Schicksalen und für den Charakter des Helden. Abu Seid steht in derselben auf dem Gipfel seines Wanderlebens, als sichtbares Oberhaupt eines Weltbürgervolkes von Bettlern und Landstreichern. Hareth kommt nämlich zu einem Schlosse mit Wall und Graben und findet den Eingang

in seltner Verzierung — und wunderbarer Staffirung, — von zerrissenen Mänteln umfangen — und von Bettlersäcken umhangen. — Mich machte stutzen des Buches Titel, — und ich sah kein Mittel, — mir zu erklären die Säck' und Kittel, — die da ich dahinter einen Mann gewahret, — der dasaß nach Pförtnerart. — Zu dem trat ich mit meinem Anliegen frei — und beschwor ihn bei Dem, der den Vogel erschafft im Ei, — mir zu sagen, wer der Herr des Hauses sei. — Er sprach, der Herr ist ungenannt — und der Gebieter ungekannt; — das Haus ist der Port der unbehausten Hausirer, — der Rudort der pausirenden Hantierer.

In dieser ehrenwerthen Gesellschaft nimmt der Schreiber eine Brautwerbung vor, vermählt

Abu Derrabsch, — Weldadch Ben Gerrabsch, — Fänger Sohn des Gängers, — Sehnes des Drängers, — Herrn vom unverschämten Gesicht, — Habegern von Fürchtenicht, — den preistlichen, freistlichen, — unabweistlichen, unabspeistlichen, — der ist mit allen Wassern gewaschen — und Meister von allen Aeschen, — mit — Kambas — Bint Ebi Ambas, — Krausekind, — Tochter von Brausewind, — wegen Dessen, was er vernommen von ihrer Ubsamkeit — und unbeteiebsamen Betriebsamkeit, — von ihrer Abrichtigkeit, — Gabsüchtigkeit und Trabsüchtigkeit.

Abu Seid selbst blickt aus seiner lumpigen Majestät mit Wehmuth auf einen früheren, bessern Zustand zurück, auf ein stilles behagliches Leben, dem er gewaltsam entrissen worden. (S. Vorwort S. XIII.)

Mein Geburtsland ist Serug,
Wo mein Glück einst Wogen schlug.
Ein Gefild, in welchem du
Alles fandest all genug . . . . .

O des Anblicks dieser Flur,
Deren Duft macht jung und klug!
O der Blüten, wenn der Schnee
Schmilzt vom sanften Hügelweh!
Wer es sieht, der spricht, das Eden
Dieser Erden ist Serug;
Und deß Gram verfieget nie,
Den das Glück daraus verschlug . . .

Und die Thräne fließt, wie mich
Heimwärts trägt Gedankenflug.
Trösten kann mich nicht für Das,
Was mir raubte Schicksalstrug,

Daß ich seitdem vor der Welt
Bettlerkönigs Krone trug.

Hiezu macht Rückert folgende Anmerkung:

Die Eroberung von Abu Seid's Vaterstadt, Serug, durch die Griechen bildet die historische Grundlage des Romans. Durch jene Eroberung ist er aus blühendem Wohlstande vertrieben und zu dem unsteten Wanderleben gezwungen, dessen einzelne Scenen nun die Makamen schildern; aber die Erinnerung an seinen ursprünglichen Zustand begleitet ihn durch alle seine Verwandlungen und bricht hier und dort, oft mitten aus der possenhaftesten oder unwürdigsten Vermummung, rührend hervor. Ein anderes Mal aber (Makame XLII) sehen wir ihn diese wahre Geschichte selbst, mit Verleugnung seines Gefühls, als neue Lüge benutzen. (Bd. 2, S. 54 fg.)

Schon zur fünften Makame hatte der Übersetzer bemerkt, daß dieser Ton gleichsam der zurückgedrängte reine Grundton seines Innern sei, der von Zeit zu Zeit aus den moralischen Dissonanzen hervorbricht und sie in sich aufzulösen strebt. Ohne diese einzige Wahrheit in seinem aus Lug und Trug gewebten Leben könnte er gar keine poetische Person vorstellen; man könne sagen: dieses gute Härchen am grauen Sünderkopf ist es, woran der Himmel ihn hält, um ihn zuletzt aus der Irre zur Heimat zurückzuführen. (Vgl. Bd. 1, S. 50.)

Auch „Der nackte Waller" (Makame XXV) ist ernsthafterer Natur und enthält aus den Lügenpropheten Munde eine schöne Predigt an die Büßer (S. 40—44); doch heißt er in den „Gesetzfragen" (XXVI), die ohne Schuld des Übersetzers aus sehr schlechten Sprachwitzen zusammengestoppelt sind, noch immer der „Herr des Lugs und Trugs, — der Meister des Fugs und Unfugs" (S. 49).

„Der verkaufte Joseph" (Makame XXVII) wird S. 74 ein Meisterstück seines Luges genannt, ist aber ein ziemlich prosaisches Stückchen. Abu Seid gibt seinen eignen Sohn für einen Sklaven aus und verkauft ihn an Hareth; derselbe wird aber sodann als Freier erkannt und losgesprochen, weil er dies in verblümten orientalischen Reden dem Käufer vorhergesagt hatte. „Die Nonne" (XXVIII) ist wieder ein lustiges Stückchen mit gar hübscher Auflösung. In den „Zehn Reisenden" (XXIX) wimmelt es von kühlen Sprachwitzen. „Der Khadi von Saade" (XXX) zeigt uns die alten, aus der ersten Ausgabe schon bekannten Scheinhändel Abu Seid's mit seinem Sohne. Die beiden nächsten Makamen sind wieder ziemlich ernsthaft (z. B. S. 102—104, 112, 113); namentlich enthält „Das beschworene Kind" (XXXII) eine Wohlthat des Scheichs ohne Beimischung von Trug. Schon meint man, es gehe mit ihm sichtlich der Bekehrung und dem Himmel zu; aber die unsaubere „Ehescheidung" (XXXIII), die mit dem gleichen Rechte hätte wegbleiben dürfen wie ihr Pendant in der ersten Ausgabe, ermangelt nicht, uns zu enttäuschen, und ebenso folgt im „Prediger und Almosensammler" (XXXIV) auf eine ernste und eindringliche Predigt wieder der gewohnte frivole Schluß. „Die Räthsel" (XXXV) sind trockener Natur. Sehr reichhaltig an Poesie ist die „Jungfrau und junge Frau" (XXXVI), deren Einleitung ein Räthsel voll echt arabischen Humors enthält. Abu Seid, der Wanderer, hat sein — S. 147

Digitized by Google

beschriebenes — Kameel verloren und sucht es „auf allen Wegen und Stegen — an allen Lagerstätten und Weidengehegen". Während er sich nun an der Flamme eines wandernden Stammes wärmt, hört er von weitem den Ausruf eines Mannes:

Wer hat eine edle Reisegefährtin verloren, — die in Hadhramant ist geboren? — Das Zeichen, an dem sie wird erkannt, — ist ihrem Hintertheil eingebrannt. — Sie ist von derbem Gestelle, — und wohlgegerbtem Felle; — ihr Wesen ist sanft und weich ihr Rücken; — Den, der sie drückt, wird sie wund nicht drücken. — Sie geht sich keine Schwiele, — jeder Gang gereicht ihr zum Spiele; — auf Wegen, welche holpern, — läßt sie ihren Herrn nicht stolpern; — anhänglich und unterthänig, — gehorsam, nicht widerspänig, — ist sie schmiegsam am Riemen — und fügsam nach Geziemen, — eine treue Reisebegleiterin, — eine unermüdliche Schreiterin, — ein Schmuck jedem Reiter und jeder Reiterin.

Abu Seid tritt hinzu, ruft den Fremdling an: „Gib mir meine Reisegefährtin!" und schildert sein entlaufenes Kameel. „Guter Freund, es ist dein Thier nicht!" antwortet jener dem immer ungestümer fodernden Scheich, und endlich, von diesem vor den Richter geschleppt, zieht er endlich — eine starke Lederfohle hervor, die zwar nicht das Kameel ist, das Abu Seid verloren, wol aber die Beschuhung, die der Richter selbst vermißte. Auch der Hauptinhalt der Makame, die Vorzüge und Nachtheile der Jungfrauen und der jungen Frauen, gehört zum Schönsten im Romane, besonders S. 152 — 155. In den Sprachwitzeleien der Makamen XXXVII u. XXXIX ist wenigstens die Kunst des Übersetzers bewundernswerth. Im „Perlensticker" (XXXVIII) spannt Abu Seid auf eine höchst anmuthige Weise durch sein Weib das Netz aus. „Die Barbierstube" (XL) ist wieder ein Ausbund von Spitzbüberei. Im „Lösegeld" (XLI), welches eine Verherrlichung Basras, der Vaterstadt des Dichters, enthält, vergißt Abu Seid auf eine Weile „die auf den Unterhalt gerichtete Bestrebung" (S. 213); dessenungeachtet folgt dann ein witziger, aber schandbarer Lug (S. 213 — 218). Ohne weitere Motivirung dankt sodann Abu Seid in der Makame XLII, „Abu Seid's Testament", als Bettlerkönig ab, und für seine eigne Person des Landstreicherlebens überdrüssig, überliefert er dessen Grundsätze, ihre Befolgung einschärfend, seinem Sohne, den er zu seinem Nachfolger auf dem Throne der Bettler weihet. Noch mehr überrascht die XLIII. oder Schlußmakame: „Abu Seid's Bekehrung." Eben im Begriffe, die Religion, mit der er so oft sein Spiel getrieben, zu einem Hauptstreiche zu misbrauchen, kommt das Heilige, mitten indem er es verspottet, über ihn, ergreift ihn und führt ihn zurück in das Land seiner Jugend, nach dessen verlorenen Genüssen er sein ganzes Wanderleben hindurch geseufzt hat, und das er jetzt als ein allen Genüssen entsagender frommer Büßer betritt. Seine Bekehrung und Buße findet Rückert in ihrer Gewaltsamkeit nur mit Reinhold von Montalban's Umwandlung in den „Haimonskindern" vergleichbar, jedoch mit Erwägung des Unterschieds zwischen Christenthum und Islam (vgl. Vorw. S. XIII). Sie ist in den zwei Linien enthalten:

Ich stand vor ihnen als Heuchler mit Lügendunst, — und ging von ihnen als Bekehrter mit Reuebrunst.

Er wird zu Serug, das seitdem von den Griechen wieder geräumt worden ist, ein Ascet, und Hareth Ben Hemmam findet ihn dort in der Zelle, die sich dergleichen Leute in den Moscheen bauten, von Öl und Brote lebend und zwischen Nachtwache im Gebete und dem neuen Andachtswerke sich nur vor Sonnenaufgang eine kurze Ausruhe vergönnend, die selbst aber von ihm zu einem geistlichen Liede benutzt wird. Das Schlußwort des ganzen Romans aber (doch wol von Hariri selbst) sagt höchst treffend:

Glücklich ist nun durchgespielt das Possenspiel;
Ich bin Dessen Diener, der mir nach es thut!
Schämen darf ich nicht mich, daß ich's schlecht gemacht,
Sondern daß ich schlechtes Ding gemacht zu gut.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die Verehrer der verstorbenen Malibran-Garcia, und Alle, welche sich mit ihrer kurzen aber glänzenden Laufbahn bekannt machen wollen, verweisen wir auf ein Werk der Gräfin Merlin, welches in zwei Bänden und unter dem Titel: „Les loisirs d'une femme du monde, par Madame la comtesse *Merlin*", in Paris erschienen ist. Die Gräfin ist selbst als Sängerin ausgezeichnet und kannte die Malibran in ihrer Jugend sehr genau; mithin war grade sie besonders befähigt, eine Lebensgeschichte der berühmten Sängerin zu schreiben. Das angeführte Werk schließt diese Biographie ein. Madame Malibran war nicht blos eine vortreffliche Künstlerin, sie zeichnete sich auch von Seiten ihrer Charakterfestigkeit aus und entwickelte unter allen Umständen ihres bewegten Lebens manche köstliche Eigenschaften. Man wird mit wahrhaftem Vergnügen die Darstellung lesen, welche die Gräfin von den Wundern des Malibran'schen Gesanges entwirft, und mit sanfter Rührung die Partie des Buches, worin uns die Jugend der Künstlerin und die vielerlei häuslichen Wechselfälle geschildert werden, denen sie bis zum Ende ihrer wunderbaren Laufbahn ausgesetzt war. Madame Merlin schreibt einen reizenden Styl, und das Portrait, das sie von der Sängerin entwirft, quillt voll Anmuth und Feische hervor. Wir können hierbei nicht unterlassen, die Einleitung, welche ein französischer Kritiker seiner Berichterstattung über dieses Buch voranschickt, hier beizusetzen. „Heutzutage", sagt der Kritiker, „haben die Artisten den Tempel des Ruhms an sich gerissen und für sie allein flicht man Kronen. Ein Sänger, eine Tänzerin, ein großer Schauspieler stehen in der öffentlichen Achtung höher als ein Dichter und Schriftsteller von Genie; überdies ist ihr Ruf viel populairer. Rubini wird man noch bei Lebzeiten Standbilder errichten, aber ein großer Mitbürger, welcher sein ganzes Dasein dem öffentlichen Wohle gewidmet hat, wird über Nacht vergessen sein. Das ist ein trauriges Symptom unserer Zeit, worüber nur die Feinde der Freiheit triumphiren können, denn hierdurch beweist sich, wie viel Beförderungsmittel der Verderbniß dem Despotismus noch übrig bleiben, um die Völker zu unterdrücken und unter ein Joch zu brugen, welches um so härter ist, da es sich unter Blumen verbirgt." So viel ist gewiß, daß wir in einer Epoche der bloßen Virtuosität leben; das bezeugen unsere Romanfabeikanten, Novellisten und Bühnendichter; ein Declamator, der eine Piece gut recitirt, ein Sänger, der ein schönes Lied schön vorträgt, werden höher gefeiert als der Dichter, der Componist. Fertigkeit und Handfertigkeit gelten zumeist, auch in den schönen Künsten, und selbst unsere Tugenden und löblichen moralischen Eigenschaften sind auch gewissermaßen nur Ergebnisse der bloßen Virtuosität. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 351. — 17. December 1838.

Friedrich Rückert.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 350.)

Mit Hariri's „Makamen" bilden die „Morgenländischen Sagen", was die Form betrifft, einen auffallenden Contrast. Alle Künstelei ist hier vermieden; der deutsche Dichter läßt sich in Sylbenmaßen und Reimen auf eine Weise gehen, die wir bisher an ihm nicht gewohnt gewesen sind, und es soll uns Wunder nehmen, wenn kein Spötter auftritt und ihm aus seinem eignen Gedichte zuruft, diesmal habe er Mammonsklang mit Memnonsklang verwechselt. Doch verleugnet sich sein reicher Geist auch in dieser Sammlung nicht, und sobald wir einmal vergessen, was Rückert aus einem Theile dieser Stoffe hätte machen können, wenn er sich nicht dem zuversichtlichen Glauben hingegeben hätte, daß ihm hinfort, um Preiswürdiges zu leisten,

. . . . nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei,

so werden wir auch Das mit Dank annehmen, was er hier zu spenden für gut gefunden hat. An Verständlichkeit wenigstens hat der Bearbeiter dieser Sagen und Geschichten es nicht fehlen lassen, und das Buch verdient als Unterhaltungslecture einen viel weitern Kreis zu finden, als die Kunstpoesie des Verf. jemals wird um sich sammeln können. Die zwei Theile zerfallen in sieben Bücher, von welchen der erste das erste bis vierte Buch enthält. Den Reigen eröffnen Umbildungen biblischer Geschichten; Adam und Eva, Kain und Abel, Henoch, Og Enak's Sohn, Abraham in Ägypten, Joseph im Kerker und Potiphar's Weib, der Stab Mosis, Pharao, die Königin von Saba — Alles erscheint im phantastischen arabischen Gewande, über das der Dichter noch zum Überfluß seinen erlanger Schlafrock geworfen hat, doch so, daß die östlichen Rosenguirlanden an der rechten Stelle hervorschimmern können. Und von diesem Schimmer wollen wir unsere Leser Einiges ahnen lassen.

Idris-Henoch (Th. I, S. 9 fg.) war der erste Schneider und Schriftgelehrte; jeden Tag machte er drei Kleider, jede Nacht schrieb er drei Bücher, und Abends versorgte ihn ein Engel mit Brot.

Seines Ruhmes Lilienstengel
Duftet herrlich durch die Luft
Weithin, selbst der Todesengel
Hat vernommen diesen Duft.

Ihn verlangt die Lilienkrone in der Nähe zu sehen, und der Herr erlaubt es ihm unter der Bedingung, daß sein Odem gelind sei und er in allen Dingen einem Menschenkinde gleiche. Der Todesengel kommt nun Abends mit Himmelsbrote zu Enoch, ißt und bietet dem Gaste einen Bissen, den jedoch dieser nicht nimmt. Morgens, nachdem er einen kurzen Schlaf über seinen Büchern gemacht, wundert sich Henoch, den Engel noch bei sich zu finden, und schlägt ihm, weil's eben Feiertag ist, einen Spaziergang vor. Unterwegs entdeckt sich der Tod seinem Gastfreunde, erklärt aber, für diesmal ihn nur besuchen und nicht holen zu wollen, beim Abschiede läßt er dem Frommen die Wahl dreier Gastgeschenke. Henoch erbittet sich zuerst einen Todeskuß, von dem er wieder erwachen darf. Es geschieht also, und der Tod fragt:

„Wie hast du den Kelch befunden?"
„„Bitterer, als ich mir's gedacht,
Bitter so, daß süßer munden
Er mir nun das Leben macht.""

Sein zweiter Wunsch, die Hölle zu sehen, wird ebenfalls erfüllt; endlich der dritte, „selig durch der Sel'gen Mitte" durchs Paradies zu gehen. Sie wandeln durch den Garten,

Wo die Quellen Schlummer rauschen
Und die Schatten Ruhe hauchen,
Wo die Weine nicht berauschen
Und die Wonnen nicht verrauchen.

Wie Henoch wieder scheiden soll, läßt er an einer Moschusweide seinen Pantoffel stehen, und vor dem Thore angekommen, bittet er, den vergessenen Schuh holen zu dürfen. Der überraschte Tod erlaubt es ihm, und Henoch bleibt hübsch, ohne gestorben zu sein, im Paradiese. Dem Engel ruft er hinaus:

„Gott befohlen!"
„Gott im heil'gen Koran spricht:
Wer nicht hat den Tod gekostet,
Kommt in meinen Garten nicht;
Doch mich hat dein Hauch durchfrostet."
„Weiter spricht er: Ewig drin
Sollt ihr bleiben unvertrieben.
Da ich nun hier innen bin,
Hält mir Gott, was er geschrieben."

Digitized by Google

Schreit der Tod zu Gottes Thron,
Doch ein Säuseln kommt geflossen:
„Idris ist mein lieber Sohn;
Was er that, hatt' ich beschlossen."

Diese Sage breitet sich gar bequem in 30 Strophen aus.

Höchst wunderbar ist die Geschichte von Potiphar's Weib in „Jusuf und Suleicha" umgestaltet (Th. 1, S. 29 fg.):

Lange her ist's, daß Suleicha,
Jung und schön und reich und üppig,
Joseph ihren keuschen Sklaven
Wollte ziehn in ihre Arme,
Denen er den Kerker vorzog.

Er nun wurde vornehm, blieb jung und schön und fromm; Suleicha aber ward arm und alt; alles Glück, nur nicht Joseph's Angedenken hat sie verlassen, und die Blume der Entsagung geht aus dem Schmerzen ihrer Liebe wie aus Rosen eine Lilie auf.

In der Liebe Koran heißt es:
„Die Entsagung bringt Erhörung."
Gabriel von Gottes Throne
Bringt die Urkund' ausgefertigt,
Von den werthen Schreiberengeln
Blumenschrift auf Gold geschrieben,
Von den Zeugen unterzeichnet,
Von dem Richter selbst besiegelt,
Daß der Ehebund im Himmel
Ist geschlossen und auf Erden
Jusuf die Suleicha freiet.

Die Schnellverjüngte wird zu ihres Gatten Hause geführt, der ihrer ungeduldig harrt.

Doch sie beugt die schönen Glieder,
Erst in Andacht sich versenkend
Zum Gebet und macht es lange.
Joseph spricht: „Bist du Suleicha,
Die Suleicha, deren Inbrunst
Mir zerriß den Saum des Hemdes?"
„Die Suleicha", spricht Suleicha,
„Bin ich nicht, ich bin die andre;
Jene war die sehnsuchtreiche,
Und ich bin die reichersehnte."
Aber Joseph, der nun alle
Sehnsucht fühlt, die sie einst fühlte,
Wie er will zu sich herüber
Ziehn die Säumende, zerreißt er
Heftig ihr den Saum des Hemdes.
Gabriel (im Brautgemache
War er mit dabei) sprach lächelnd:
„Hemd um Hemde, ausgeglichen
Ist die Rechnung und die Sühne
Gegenseitig. Gott befohlen!"
Rief's und ging und schloß die Kammer
Leise zu mit Himmelsdufte.

Noch sei aus dem ersten Buche die Königin von Saba erwähnt in „Weisheit und Schönheit" (Th. 1, S. 48 fg.). Die Verleumdung flüstert dem König ins Ohr:

Sie ist nicht gar so weise.
Sie ist auch nicht so völlig schön, denn sie hat Entenfüße.

Salomo erprobt Beides. Er schickt einige seiner dienenden Geister aus, läßt der Fürstin Thron durch die Luft tragen, und nachdem er genau so viel daran verändert, daß er Einem, der ihn mit Verstande sieht, halb unkenntlich und halb kenntlich ist, läßt er ihn in den Saal stellen und gießt dann einen Estrich von Krystallen um seinen Fuß.

Er fragt: „Ist das dein Thron?" Sie sagt: „Es ist, als ob er's wäre."
Daraus erkannte Salomo die Weisheit seines Gastes . . . . .

Dann über'n Spiegelboden hieß er sie zum Throne schreiten.
Da hob sie hoch des Kleides Saum, als ob da Wasser wäre.
Und Salome erspähte: sie war schön von Kopf zu Füßen.
Er lächelt', und es that ihr nicht Eintrag in seiner Achtung,
Daß sie hier minder weise sich erwies als mit dem Throne.
Wo ihre Weisheit größer war, wär' ihre Schönheit kleiner;
Daß die sich zeigen konnte, trat in Hintergrund die andre;
Sie waren wie zwei Schwestern, die um den Vorzug streiten.

Das zweite Buch enthält „Mythen und Überlieferungen", darunter hebt sich hervor: „Die Geburt des Rosses" (S. 56 fg.), nämlich des arabischen, zu dem der Schöpfer spricht:

Glück soll, so lange steht die Erde,
An deinem Stirnhaar hängen.

Geflügelt bist du ohne Flügel
Und ohne Horn gehornet,
Gezügelt bist du ohne Zügel
Und ohne Sporn gespornet.

Es sollen Männer dich beschreiten,
In meinen Dienst getreten;
Und wenn sie beten unterm Reiten,
So gelt' es für dein Beten.

Sehr schön ist „Der Garten von Irem" (S. 68 fg.), den der König Schedad, dem Paradiese gleich, baute, zu dem er aber einen einzigen gestohlenen goldenen Ziegel nimmt, worauf das Eden zusammensinkt. Ferner „Esma" (S. 91 fg.), wo ein Weib dem Propheten klagt:

„Doch wir, die Fraun, sind eingeengt,
In euer Haus zurückgedrängt,
Um aufzunehmen eure Lüste
Und eure Kinder an die Brüste;
Indessen ihr, die Männer, frei
Der Volksversammlung wohnet bei
Und der Versammlung zum Gebet,
Auf Wallfahrt und auf Reisen geht
Und, was der größte Vorzug bleibt,
Des heil'gen Krieges Werk betreibt."

Der Prophet antwortet ihr, daß, wo ein Weib

. . . . . „ihrem Gatten treu,
In rechter Zucht und rechter Scheu,
An Demuth und an Sanftmuth reich,
Thut ihre Pflicht, das wieget gleich
Dem Andern all, und nicht am Lohne
Sei sie verkürzt vor Gottes Throne."

Mit dieser Antwort entfernt sich das Weib freudestrahlend. Ganz sinnvoll ist „Trost der Krankheit" (S. 99 fg.). Zu jedem kranken Frommen schickt Gott vier Engel: der erste nimmt ihm die Kraft aus den Gliedern, der zweite den Schmack von seiner Zunge, der dritte das Roth vom Gesichte, der vierte die sündige Lust vom Herzen. Genest er, so müssen ihm die Engel jeder das Genommene wiedergeben, außer dem vierten; den heißt Gott die Sünde ins Meer tragen, daß sie ein Krokodill werde.

Will mit Gewalt nun der Gesunde
Die Sünde wieder haben,
So mag er sie sich holen aus
Des Krokodilles Rachen.

Das dritte Buch beschenkt uns mit arabischen Stammsagen, unter denen sich die humoristische Romanze: „Mo-

Digitized by Google

hallek's Töchter" (S. 124 fg.), „Antara, der Knecht" (S. 131 fg.), „Mutalammes und Tarafa" (S. 136 fg.) auszeichnen. Die letztere Sage erzählt von zwei Poeten, die wol herrlich sprechen und singen, aber nicht lesen und schreiben konnten. Sie werden des Königs von Hira Zechgenossen:

Als sie aber an einem Tag
Mit dem Könige zechten,
Einen gefüllten Becher hielt
Tarafa in der Rechten.
Heimlich schaute des Königes
Schwester von oben nieder,
Und der Spiegel des Weines gab
Strahlend ihr Antlitz wieder.

Liebe zugleich und Sangesmuth
Ward im Jünglinge helle;
Wie er den Wein am Munde hielt,
Sang er laut auf der Stelle:
„In des Königes Gegenwart
Küss' ich eine Gaselle,
Küssend trink' ich sie mit dem Kuß
In der spiegelnden Welle."

Mutalammes lobt seinen Mitdichter und Neffen; aber des Königs Rache droht dafür Beiden.

Doch die Rach' ist ein zartes Kind
Und bedarf noch der Amme;
Erst wenn zu ihm gelangt der Wind,
Wird der Funke zur Flamme.

Bei Gelegenheit gibt er nun den Dichtern Uriasbriefe an einen seiner Vögte mit. Sie kommen fröhlich an einen Strom:

Bei dem Rauschen des Stromes scheint
Schweigend sich zu besinnen
Mutalammes: „Was, lieber Freund,
Brief, verbirgest du drinnen?"

Aber leider kann er nicht lesen; darum wirft er, als das Sicherste, den Brief in die Wellen und räth seinem Neffen das Gleiche. Dieser aber ruft munter:

Lesen ist eine schöne Kunst,
Eine schöne das Schreiben,
Nicht die Wogen des Stroms hinab
Soll Geschriebenes treiben.
Zum Gedächtnisse künft'ger Zeit
Soll Geschriebenes bleiben,
Künftig Tarafa's Lieder auch
Soll man lesen und schreiben!

Tarafa geht so im Leichtsinne dem Tode entgegen, aber seine Lieder leben. Mutalammes entgeht der Schlinge, doch

Weil er geschmäht die Schreibekunst,
Hat sie's also gerochen,
Daß sie nur Wenigs aufbewahrt
Dessen, was er gesprochen,
Und hingegen dem Tarafa,
Weil er nicht sie gescholten,
Ob sie gleich ihm den Tod gebracht,
Hat sie reich es vergolten.

Auch „Bahnesa" (S. 143 fg.), „Das Kameel" (S. 151 fg.) und die weitern Kameellieder, „Ahnaf" (S. 182 fg.), „Hatem Tai" (S. 187 fg.), „Gudheima" (S. 207 fg.) lassen sich mit Lust lesen. Dagegen übergehen wir, unserm Vorsatze, nur das Löbliche zu loben, getreu, das vierte Buch mit den „Persischen und benachbarten Sagen und Geschichten", und im zweiten Bande das Meiste des fünften: „Aus den Zeiten der frühern Khalifen", wo der Leser seinen Augen nicht trauen wird, wenn er von Rückert Verse liest, wie S. 10, 33 fg., 42 fg., 50 fg.; um nur etwa beim „Sterndeuter" (S. 56 fg.), „Traubenkern" (S. 67), „Die Cypresse von Keschem (S. 133) und ein paar andern kleinern Stücken zu verweilen. Das sechste Buch bringt Sagen aus den Zeiten der spätern Khalifen und der weltlichen Herrscher und enthält Besseres als das vorige, S. 139, 142, 155, 167, 170, 173 („Mahmud der Götzenzertrümmerer"), 176, 190, 196, 197, 199, 202 („Nitham Elmulk's Ehre und Fall"), 211, 234, 242 („Die Wesire des Hasidh Ledinillah"), 248. Das siebente Buch macht den Schluß mit „Vermischten Erzählungen", kunstlosen Scherzen, Späßen, Witzen, unter denen „Der Kater" (S. 260), „Die Mutter Hälschens" (S. 262), „Die Mutter an den Knaben" (S. 264), „Der stumme Tauschhandel" (S. 276 fg.), „Der Vogel des Baumes" (S. 291), „Abu Dolaf" (S. 293), „Otbet Alzolam" (S. 312 fg.), „Arif Billah" (S. 319), „Das niedere Grab" (S. 321), „Der Limonenausdrücker" (S. 327), „Der abgebrannte Bart" (S. 329 fg.), „Der Freier auf der Straße" (S. 333), „Die Begleiter des Alters" (S. 337 fg.) hervorragen und die drei Gedichte: „Nachtgespräch" (S. 295 fg.), „Der entlassene Diener" (S. 298 fg.) und „Die Liebeslieder und der Koranvers" (S. 315 fg.) das Beste sind, was in beiden Bänden steht.

Gustav Schwab.

Theanthropos. Eine Reihe von Aphorismen. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1838. 16. 20 Gr.

Der Verf. dieses religiösen Schriftchens, das vom Gottmenschen handelt und von der Weise, wie an ihn in göttlicher und menschlicher Beziehung geglaubt werden solle, läßt es sich besonders angelegen sein, die religiöse Erziehung des Kindes in ein möglichst einfaches und würdiges Licht zu stellen. Einer solchen Erziehung, wenn sie wahrhaft segensvoll und beseligend für das Kindes- und Menschengemüth überhaupt wirken solle, müsse die lautere Einfachheit der Bibellehre und des Bibelglaubens zu Grunde liegen. Nichts wirke gleich von Anfang beunruhigender und störender auf das zum gläubigen Erfassen der Religionswahrheiten höchst bereitwillige Kindesherz als das Bestreben der Lehrer und Seelsorger, die kirchlichen Dogmen mit der Bibellehre in Einklang zu bringen. Hieraus entstehe vielmehr nur ein schneidender Mißklang in der Seele des Kindes, eine Dissonanz, welche öfters das ganze spätere Leben nicht wieder aufzulösen vermöge. Nimmermehr vertrage sich die Lehre von einem drei- und doch wieder einpersönlichen Gotte mit jenem einfachen kindgemäßen Gottesglauben, der schon von Natur dem jugendlichen Menschen eingepflanzt sei. „Kinder", sagt der Verfasser, „sollen nicht durch Mittheilung vernunftwidriger Dogmen zu Engeln oder Teufeln, sie sollen durch einen vernünftigen Religionsunterricht, durch das Christenthum, vernünftig aufgefaßt und gelehrt, zu Menschen erzogen werden." Die Lehre von der Erbsünde, die Versöhnungstheorie durch Christi Blut betrachtet der Verf. als Blasphemien gegen Vernunft und Christenthum. Nicht blos die Geschichte, auch die heilige Schrift selbst, an Stellen wie Lucas 5, 31; 6, 45; 8, 8. 15 widerspreche dieser Lehre.

In der Art und Weise, wie Christus selbst sich lehrend und ermuthigend an die Kinder wendet, wie er über sie zu seinen Jüngern redet, liegt nach dem Verf. ein für allemal der

Digitized by Google

rechte Maßstab und die rechte Form für den einfachen Christenglauben überhaupt. In dem Kinde herrsche die Demuth, das brünstige Gottverlangen neben der Bedürftigkeit; in dem Kinde wurzele die Treue, die Ergebung, die Offenheit und Wahrheitsliebe. Eitelkeit, Hochmuth, Egoismus, diese drei unheimlichen Dämonen der Menschenbrust, von ihnen wisse das Kind noch nichts, und diese seien es eben, welche in der Seele des erwachsenen, verdrideten, ferngeleiteten Menschen das reine Gottes- und Christusgefühl trüben und mit dem Streben nach Gottesannäherung auch die Liebe zur Menschheit und das ursprünglich kräftige Sittlichkeitsgefühl ausrotten. Eine Rückkehr zur Anspruchslosigkeit und Reinheit des Kinderwesens sei mithin aller Heiligung, aller Gottes- und Christuserkenntniß unerläßliche Bedingung: „Wer das Reich Gottes nicht aufnimmt als ein Kind, wird nicht in dasselbe kommen.“

Über die Person des Gottmenschen selbst soll man, sagt der Verfasser, nicht dogmatisch grübeln; man soll vielmehr an dem Glauben innigst festhalten: daß in der menschlichen Erscheinung Christi die Menschennatur an und für sich gradelt, erhöht und vergöttlicht ist. Darum sei auch das Evangelium keine Biographie des Heilandes, wie sie der bloße Verstandesrichter auffasse, sondern ein κηρυγμα im ursprünglich erhabenen Sinne, d. i. eine frohe, beseligende Botschaft. „Christus“, sagt der Verf., „war nach seiner wahren Absicht als die Gestalt des Menschen, als die Gestalt, in welcher der Mensch sich zeigen, er selbst aber persönlich verschwinden will, zu betrachten, und darin bestand eben seine Demuth wie seine Selbstverherrlichung. Indem er als die Gestalt des Menschen betrachtet sein wollte, indem er sich nicht als Person, in ihm nicht einen gewissen persönlichen Menschen, sondern den Menschen zu sehen, spricht er: Wer mich siehet, der siehet den Vater.“

Schon aus dieser Auffassungsweise ergibt es sich, daß der Verfasser in seiner Theorie vom Gottmenschen und von dessen Reiche ebenso sehr über der bloßen Verstandesauffassung des Rationalismus wie über der bloßen Gefühlsanschauung der guten Seelen steht, und diese denkende Weise, sich seines Gegenstandes zu bemächtigen und ihn anschaulich, vorstellbar zu machen, empfiehlt die kleine Schrift um so mehr, da dieselbe zugleich in einer faßlichen, einfachen und dennoch sehr würdigen Darstellung gehalten ist. Sie verdient es recht sehr, von Denen gelesen zu werden, denen es bei mangelhafter Bildung noch um ernstere Befriedigung zu thun ist.

118.

Peter Breughel und seine Caricatur auf Herzog Alba.

Daß Peter Breughel, der Stammvater des in der Kunstgeschichte berühmten Geschlechts, in dessen Compositionen, wie Baron Reiffenberg bemerkt, die Kundige pantagruelischen Geist erkennt, in seiner Todesstunde alle die Zeichnungen und Bilder, deren Gegenstand irgendwie anstößig erschien, durch seine Gattin verbrennen ließ, ergänzen seine Biographen. Demnach ist glücklicherweise eins dieser Bildchen jenem Autodafé entronnen und befindet sich jetzt im Besitze des Herrn Faure in Brüssel. Baron Reiffenberg gibt im dritten Stücke des fünften Theils der „Bulletins de l'académie royale de Bruxelles“ eine ziemlich detaillirte Notiz von diesem Bildchen, mit dem es folgende Bewandniß hat. Als Cardinal Granvella (Herr v. Gerlache bereitet eine lebensbeschreibung desselben vor) die verschiedenen Edicte et gaillarde armée Alba's hatte weichen müssen und letzterer an der Spitze seiner 10,000 Mann, welche aber von quatre cents courtisans à cheval, belles et braves comme princesses, et huit cents à pied, bien en point aussi, begleitet waren, seinen Einzug in die niederländischen Städte gehalten hatte, mußte man wol seiner Schreckensregierung sich unterwerfen, kaum daß ein verkannten Ministers Tage gefördernte Pamphlets den Unmuth Einzelner bekundeten. Weniger bekannt möchten die damals entstandenen Caricaturbilder sein, am wenigsten dasjenige, von dem hier die Rede ist. An sieben bis acht Abtheilungen erblickt man auf demselben ebenso viel Scenen aus der Tagesgeschichte, erläutert und mit Zahlen erklärt durch folgende in Lapidarschrift untergesetzte Worte:

Eersamen hier slet gby lustich wt ghestrengen
Due Alba (1), in sloco tieranghen troon, met
Swerden, boien onde stronpen besteken (2),
Schreeden meter handt den lants prevelegien, schoon (3)
Granvella die vlieht, aerisch om duvels loon (4),
Bloest hem d'ooren vol duer vrack onde haet (5),
Dies haer den duvel, eick laet slo en eroon (6),
Te verdienen duert voorsteen van deo ghecstelicken staet.
By hem staen seshorpriesters onde syoen bloctraet,
Voor hem kneleende als slaven in booden
17 joeckwrouwen na seer deuslerde,
Eick la een provincie der Nederland.
Die worpen gewort wt haren handen
Ende vallen deur vreese oeo's menschen,
Vont haer vrome lowonders slet men worg....
En braeden (11) belyekende aen Hooren en Eggemont,
Ende deo odel verbont (12) die werden emhaelt, en tot
Bloets meers gront (13) vlot madame end'ekaert ligstaet (14).
De Bacten stedoert wt vreesen den mont (11) stielestaede,
Als stooker tot al met men doet.

Das Bildchen selbst nun ist also beschaffen: in der Mitte erhebt sich ein mit roth und schwarz drapirter, mit dem Wappen von Toledo und dem des Herzogs geschmückter Thron; zwei Gemmandeträde und zwei kreuzweis gelegte Degen befinden sich zur Seite des Wappens. Auf dem Throne sitzt behelmt und ganz gepanzert, mit weißem, spitzigem Barte, der Herzog Alba, ähnlich dem Ziquon'schen Portrait im Schlosse Warwick. Ein Teufelchen will den Machthaber mit der Kaiserkrone schmücken. Zu seiner Rechten steht der Cardinal Granvella, er neigt sich dem rechten Ohre des Herzogs zu, als hauche er ihm die gewaltsamen Mordregeln ein, wie Epernon Heinrich III. den Mord der Guisen auf einem fast gleichgroßen Bildchen, welches sich vor dem „Assullement diabolique de Jean d'Espernon à Henri de Valois“ befindet. Zur Linken des Herzogs stehen drei Edelleute, ohne Zweifel die Herzoge von Aremberg und Berlaimont. Die Stufen des Throns sind bedeckt von den Fragmenten der Privilegien und Stadtrechte, die der Herzog eben zerrissen hat; zur Linken des Thrones stehen Louis Delrio und Don Juan Vargas, mit ihren Namen bezeichnet. Andere mit Hellebarden, Kutte, äußerlich Bewaffnete, welche einen Gefesselten vor sich her stoßen. An einer schwerrn Kette sind die siebzehn Provinzen kniend geschmiedet, das Ende der Kette hält Alba in seiner Rechten, hinter den Provinzen stehen gebückt und gedrängt einige Geusen, die Hand auf dem Munde, sich selbst Schweigen gebietend. So das Hauptbild. Auf einem Nebenbildchen blickt man in einen Hof, in welchem ein Blutstrom rinnt, die Dame Gonsalvatien (sinl) sticht in einem großen Rege Schlösser, Kostbarkeiten u. dergl. Ein anderes Bildchen zeigt einen öffentlichen Platz (nicht Brüssel oder Bilvoorden) und auf demselben die Hinrichtung Horn's und Egmont's, ein benachbartes Schaffot erwartet den Anten Streelen von Mecrem, Bürgermeister von Amsterdam, und den Johann Casenbrot, Herrn von Backregeie, Egmont's Freund. Ganz zur Rechten des Bildchens werden Angeklagte verbrannt oder zur Schleifung an Rosse gebunden; Gisbert und Thierry Batenburg werden geköpft. Beiläufig möchte zu bemerken sein, daß die Baronie Batenburg früher der Familie Bronckorst gehörte, und daß die Batenburg, zufolge der „Ordonnance et instruction pour les changeurs (Antwerpen 1658) Pistolen und Doppeltukaten (cnapcoeeo(?) prägten; man sieht auf denselben: Moneta. nova. aurea. Bate. — Guil. D. Br. L. D. Ba. z. st. — Her. The. D. Bron. Li. B. J. Ba. St., und andere, mehr oder minder bekannte Legenden. 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 352. — 18. December 1838.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Landwirthe zu Dresden im October 1837. Von den beiden Vorstehern derselben, H. W. Pabst und A. G. Schweitzer. Dresden und Leipzig, Arnold. 1838. Gr. 4. 2 Thlr. 6 Gr.

Zu den schönsten Blüten, welche unsere große Zeit seit 1806 getrieben hat, gehören die verschiedenen deutschen Vereine; wir verdanken sie der still fortwirkenden Keimkraft unsers immer kräftiger sich ausbildenden Nationalbewußtseins. Der kerngesunde Lebensgeist unsers Volks entwickelt den Organismus seiner Gesammtheit langsam, aber sicher; die einzelnen Glieder werden allmälig erkennbar und erstarken zusehends. Im unüberwindlichen Schutz des ewigen Weltgeistes wird sich der herrliche Organismus unsers Volks vollenden, und er wird seinen hohen Beruf zum Wohl der Menschheit erfüllen, was auch dawider von einzelnen feindlichen, sogenannten politischen Gewalten geschehen mag. Man lächle nicht über die sanguinischen Hoffnungen, welche wir von den deutschen Vereinen haben; man erinnere uns nicht, weder an ihre Schwatzhaftigkeit, noch an ihre Eßlust und Vergnügungssucht. Wir haben nur ihr edles Motiv, ihre frommen Zwecke vor Augen.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird es uns gestattet sein, auch dem Vereine deutscher Landwirthe unser herzlichstes, freudigstes Willkommen zuzurufen.

Der Verfasser dieses amtlichen Berichts, Herr Professor und Director Dr. Schweitzer zu Tharand, gibt uns „ein treues Bild von dem Ganzen, einen deutlichen Begriff von dem im Allgemeinen herrschenden Geiste der Versammlung".

Die erste Idee zu einem jährlich zusammenkommenden Vereine deutscher Landwirthe hatte dem Ökonomierath Pabst in Darmstadt und dem Ökonomiecommissair Schmidt in Oschatz der 1823 von Vater Thaer veranstaltete Wollconvent zu Leipzig gegeben. Man wünschte solche periodische Zusammenkünfte auf das ganze landwirthschaftliche Fach ausgedehnt. Der Blick auf die jährlichen Versammlungen der Naturforscher ermuthigte zu dem neuen Unternehmen, und im Februar 1837 erging dazu eine Auffoderung, zunächst vom Hrn. Dr. Schweitzer, an die Landwirthe durch die öffentlichen Blätter. Jeder Besitzer, Pächter oder Verwalter eines Gutes, sowie jeder landwirthschaftliche Schriftsteller und Jeder, der sich mit den Naturwissenschaften, besonders in Bezug auf die Landwirthschaft beschäftigt, ward zur Versammlung eingeladen, zu welcher jeder Theilnehmende einen Beitrag von 2 Thlrn. zu den Kosten zu zahlen hat. Es erfolgten hierauf zahlreiche Anmeldungen, welche sich sämmtlich für Dresden als den ersten Versammlungsort erklärten.

Am 2. October 1837 war die erste Versammlung, zu welcher sich 145 Mitglieder eingefunden hatten, und zwar aus Baden 1, Braunschweig 1, Frankreich 1, Hessendarmstadt 2, Mecklenburg 1, Östreich 9, Preußen 27, Rußland 8, Königreich Sachsen 93, Weimar 2. Von Seiten des hohen Ministeriums des Innern zu Dresden waren dem Vereine zu seinen Sitzungen die Zwingergebäude eingeräumt worden. Die günstige Lage dieses Locals, fast mitten in der Stadt, die Nähe desselben bei deren wissenschaftlichen und Kunstschätzen, seine bequeme innere Einrichtung ließen nichts zu wünschen übrig.

Die Versammlung theilte sich in vier Sectionen: 1) für allgemeine landwirthschaftliche Gegenstände; 2) für vegetabilische Production; 3) für animalische Production; 4) für technische Gewerbe. Sie hielt während ihres Beisammenseins, vom 2. bis 7. October sechs öffentliche, allgemeine oder Hauptsitzungen und außerdem noch mehre Sectionssitzungen; ein zum Niederschreiben der Verhandlungen bestellter Schnellschreiber machte es dem Verfasser möglich, sehr viel davon fast wörtlich wiederzugeben.

Aus dem „Grundgesetz für die Versammlung deutscher Landwirthe", wie solches in der vierten allgemeinen Sitzung angenommen wurde, theilen wir nur folgende Paragraphen als die bedeutendsten mit:

Zweck der Versammlung ist die Förderung und Vervollkommnung der Landwirthschaft im Allgemeinen wie in allen ihren verschiedenen Zweigen. Hierzu wird vorzüglich Anknüpfung und Fortsetzung persönlicher Bekanntschaften und der Austausch der Ansichten und Erfahrungen dienen.

Theilnehmer der jedesmaligen Versammlung können alle Landwirthe und Freunde der Landwirthschaft werden. Der Versammlung steht jedoch das Ausschließungsrecht durch Stimmenmehrheit zu.

Die Mitglieder haben Stimmrecht, können Vorträge halten und an den mündlichen Verhandlungen Theil nehmen, sind aber auch verpflichtet, die unvermeidlichen, das Allgemeine der Gesellschaft angehenden Unkosten mit zu tragen.

Digitized by Google

In der Regel findet jährlich Eine Versammlung statt, welche in der Regel Eine Woche dauert. Die Sitzungen werden öffentlich gehalten.

Die Gesellschaft legt keine Sammlungen an. Eingeschickte Gegenstände, welche nicht zurückverlangt werden, gibt sie an den nächsten landwirthschaftlichen Verein ab.

Der Versammlungsort wechselt und wird stets in der dritten allgemeinen Sitzung für das nächste Jahr bestimmt.

Zwei Vorsteher und zwei Geschäftsführer besorgen die Angelegenheiten der Gesellschaft vor, während und nach der Versammlung; sie wechseln alljährlich mit dem Versammlungsorte.

Die beiden Vorsteher unterzeichnen im Namen der Gesellschaft.

Vier Monate vor der Versammlung laden die Beamten wenigstens in drei landwirthschaftlichen Zeitschriften, nach Befinden auch noch in andern Zeitschriften, durch besondere Schreiben zur Theilnahme ein und zeigen zugleich die Gegenstände an, welche vorzugsweise zur Berathung gezogen werden sollen.

Die zu haltenden Vorträge sind den Vorstehern wenigstens Einen Tag vor der Sitzung vorzulegen; sie haben zu bestimmen, welche Vorträge in den allgemeinen oder in den besondern Sitzungen gehalten werden sollen.

Sollten Sectionen gebildet werden, so wählt jede derselben ihren Vorsteher und dieser seinen Gehülfen.

Der Vorstand der ganzen Versammlung hat einen Bericht mit Auszügen aus den Vorträgen und Verhandlungen sowol der allgemeinen als der besondern Sitzungen zu fertigen, auf Kosten der Versammlung zum Druck zu befördern und an die Mitglieder zu versenden.

Briefe, Nachrichten, Rechnungen, überhaupt alle Papiere, welche die Gründung und Fortsetzung, besonders das Geschichtliche der Versammlung betreffen, werden abgesondert von den wissenschaftlichen Verhandlungen zusammengeheftet und in den nächsten sechs Monaten nach einer Versammlung dem neuen Vorstande nebst dem baaren Geldüberschusse zugesandt.

Stimmenmehrheit entscheidet in allen Angelegenheiten der Versammlung.

Man vermißt in den Statuten eine Angabe der Mittel und Wege, wie und wodurch der Zweck des Vereins erreicht werden soll; denn bloße Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften und einiger Austausch der Ansichten und Erfahrungen können nur als angenehme, in einzelnen Fällen auch wol interessante Nebenvortheile solcher Vereine angesehen werden.

Da dem Vereine das Ausschließungsrecht durch Stimmenmehrheit zusteht, so sollte er sich auch das Einladungsrecht vorbehalten. Sollte nicht dem Vereine höchlichst daran gelegen sein, besonders ausgezeichnete Landwirthe und allgemein gefeierte landwirthschaftliche Schriftsteller, welche sich nicht in der ersten Versammlung persönlich eingefunden hatten, durch eine feierliche Ernennung zu Ehrenmitgliedern des Vereins in sein dauerndes Interesse zu ziehen und sie dadurch zu veranlassen, an seinem schönen Bestreben auch aus der Ferne mit Rath und That nähern Antheil zu nehmen? Wie manchem dieser Ausgezeichneten ist es nicht gestattet, oder auch nicht erwünscht, größere Reisen nach den Versammlungsorten zu unternehmen!

Unsere Aufmerksamkeit nimmt zuerst ein Vortrag des Professors und Directors der landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, Dr. Schulze, in Anspruch: „Über echte Wissenschaftlichkeit in der deutschen Landwirthschaft.“ Nach der Ansicht dieses Redners soll der Verein der deutschen Landwirthe kein Geschäfts- oder Gewerbsverein sein, wie etwa der deutsche Buchhändlerverein, sondern er soll die Gesellschaft der deutschen Naturforscher als Vorbild vor Augen haben und den Charakter eines wissenschaftlichen Vereins annehmen.

Um nun dem Landwirthe „echte Wissenschaftlichkeit“ beilegen und beibringen zu können, wird dieselbe also definirt: „Sie ist das mit Humanität verbundene Vielwissen, oder vielmehr die Humanität dieses Wissens selbst. Gründlichkeit des Wissens, Schärfe des Urtheils machen nicht das Wesen der Wissenschaftlichkeit aus, sind aber nothwendige Folgen von ihr.“ Diese wenigstens durchaus neue Definition wird durch folgendes Beispiel erläutert:

Wenn ein Landwirth die künstlichsten Maschinen in seiner Wirthschaft anwendet, auch weiß, wie diese wirken, aber dabei nur auf seinen Geldgewinn sieht, ohne daran zu denken, wie er durch sein Geschäft und seine Kenntnisse das Wohl seiner Nebenmenschen fördere, so ist ihm zwar Wissenschaft nicht abzusprechen, aber wol Wissenschaftlichkeit (S. 113).

Nach Hrn. Professor und Director Dr. Schulze hat also derjenige Landwirth, der die künstlichsten Maschinen in seiner Wirthschaft anwendet und weiß, wie sie wirken, dabei aber nur auf seinen Geldgewinn sieht, zwar Wissenschaft, aber keine Wissenschaftlichkeit. Das Wesentliche der Wissenschaft ist also das ausschließliche Sehen auf Geldgewinn! Wissenschaftlichkeit dagegen hat nur der Landwirth, welcher zwar die künstlichsten Maschinen nicht in seiner Wirthschaft anwendet, auch nicht eben weiß, wie sie wirken, dagegen aber auch nicht blos auf den Geldgewinn sieht, sondern daran denkt, wie er durch sein Geschäft und seine Kenntnisse nicht etwa sein Wohl, sondern das Wohl seiner Nebenmenschen fördere. Das Wesentliche der Wissenschaftlichkeit ist also das ausschließliche Denken auf das Wohl des Nebenmenschen, und dieses hinwiederum ist nichts Anderes als „die Humanität des Vielwissens“, oder „die Ahnung einer göttlichen Ordnung der Dinge“ und die „Sehnsucht nach Vervollkommnung des Geistes“ (S. 114).

Sinnlicher Materialismus, Selbstsucht, politische Parteisucht, Neuerungssucht, Schlendrian und Schreibseligkeit, dies sind die feindlichen Mächte, mit welchen in der Landwirthschaft der Geist einer echten Wissenschaftlichkeit zu kämpfen hat, und nur dann, wenn er in diesem Kampfe siegt, kann die deutsche Landwirthschaft von den Gefahren, die ihr jetzt drohen, gerettet werden. Welches sind die Gefahren? Der Abgrund, welcher die Landwirthschaft zu verschlingen droht, ist sittliche Entkräftung (S. 115).

Herr Dr. Schulze fürchtet, daß der Bauer in demselben Verhältnisse an „Humanität, Moralität und Religiosität“ verliere, als er an „Klugheit, Gewandtheit und äußerer Politur“ gewinne. Deshalb preist er auch keineswegs unbedingt die neuern Fortschritte der Landwirthschaft, z. B. „die Verbreitung der höhern Schafzucht, die Einführung der Wechselwirthschaft und künstlicher Werkzeuge, die Eisenbahnen und Dampfmaschinen“; denn in ähnlicher Weise habe die Landwirthschaft in Italien geglänzt in einer Zeit, wo der Grund gelegt wurde zu dem sittlichen Verderben der römischen Ökonomie und zum Un-

Digitized by Google

tergange des römischen Volks! Die Landwirthschaft muß die wichtigste Rolle dabei spielen, „das große Werk der christlichen Menschenbildung in der deutschen Nation zu vollenden"; denn der Einfluß ist mächtig, welchen sie (die Landwirthschaft) auf die Bildung des Geistes äußert.

(Der Beschluß folgt.)

Romanen- und Novellenschau.

Dem Fernrohr, oder wir wollen lieber sagen dem Nahrohr der Kritik bietet sich hier ein neues Achtgestirn an dem bleichen Himmel deutsch-moderner Romantik zur Beobachtung dar. Aber selbst dem gewiegtesten Kenner der poetischen Himmelsräume, einem Herschel und Olders deutscher Kunstkritik, würde es unmöglich sein, von dem neuen Achtgestirn mehr zu sagen, als daß es seiner Natur nach sich auf jener verschwimmenden Grenze befindet, wo die unendlich kleinste Sternengröße sich in die Undeutenheit eines grauen Nebelflecks verliert. In kurzer, gleichnißloser Prosa zu reden — denn die astronomische Wissenschaft ist zu stolz und vornehm, um für Alles, was da kreucht und fleugt unter dem Himmel, ein redneriſches Bild zu liefern —: es ist gar wenig dran an all den Sächelchen, deren Erscheinen wir kraft unsees Amtes hier dem leselustigen Publicum ankündigen müssen. Mögen es uns deshalb die Herren Verfasser, unter denen auch eine Verfasserin, verzeihen, wenn wir uns über der Besprechung ihrer Kunstwerke nicht allzu sehr ins Weite verlieren, sondern einer beliebten Manier, die Dinge gleich in Bausch und Bogen abzufertigen, für diesmal uns anbequemen. Der Beurtheiler, glauben wir, dürfe schon um seinetwillen sich dies erlauben. Wer eine Geschäftsreise durch die lüneburger Haide gemacht hat, gegen den ist man wenigstens so menschlich gesinnt, daß man von ihm keine Reisebeschreibung in vier Bänden verlangt. Er sagt kurz und bündig, daß er sich gelangweilt, und mit diesem lakonischen Erguß sind die Leute zufrieden. Doch, um ganz gerecht zu sein, ein wenig erfreulicher als die lüneburger Haide sind diese Romane noch immer.

Ein Kritiker darf streng sein; er muß aber galant sein. Aus diesem Grunde beginnen wir unsere Besprechung mit dem Damenromane. Derselbe führt den Titel:

1. Die Pilger der Elbe von L. Mühlbach. Mit 4 Stahlstichen. Altona, Hammerich. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Vorzüglichste dieses Romans ist ganz unbedingt — die Elbe. Nächst dieser mögen es die Stahlstiche sein, welche, wie wir von der Verfasserin erfahren, dem „Malerischen und romantischen Deutschland" entnommen sind und den Bielergrund, den Lilienstein und Königstein, Hernskretschen und Pirna darstellen. In dem Roman selbst treten lauter Notabilitäten auf, welches eben die Pilger sind, die um die Elbe herumpilgern. Die Elbe muß sich Jahr aus Jahr ein gar viele Pilger gefallen lassen! Ein Staatsrath, ein Professor, ein Director, ein Rittmeister, ein Graf, ein Kurfürst und so viele liebenswürdige Fräuleins sind gewiß keine Kleinigkeiten, und wenn sich diese erimieten Leute noch obendrein alle untereinander lieb haben, so ist dies sicherlich das Beste, was ein billigdenkender Recensent verlangen kann. Die Elbe fließt dazwischen durch und weint Freudenthränen, und die Natur ihrerseits ist so verbindlich, als man es einer solchen Gesellschaft schuldig ist. Am Schlusse des Romans gibt ein Mitglied desselben eine „kurze Übersicht der neuern französischen Literatur im Vergleich zur englischen, welche alle Diejenigen durch Tiefe des Gefühls, Innigkeit der Empfindung, blühende Sprache, verbunden mit zarter Schwärmerei, fesseln und ergötzen muß, die ihrem ästhetischen Geschmacke nach mit der Abendzeitung in irgend einer Verbindung stehen.

Wenden wir uns zu Nr. 2. Hier verräth der Titel nicht so viel Sentiment mit Noblesse, denn der Held ist ein Schuhmachergeselle. Wie aber aus einem solchen ein polnischer Graf werden kann, zeigt eben der Roman, welcher Gott sei Dank nur einbändig ist:

2. Der Schuhmachergeselle oder der polnische Insurrectionskrieg von 1831. Erzählung von Fr. West-Ettin. Berlin, Merin. 1838. 8. 1 Thlr.

Wer den Titel genau studirt, findet, daß er es mit einem loyalen Schuhmachergesellen zu thun hat, dessen Loyalität jedoch nicht anziehend genug ist, um eben mehr davon zu sagen. Auch der Herbergsvater der Schuhmachergesellen zu St..... (man kann wol auf Stettin rathen, ohne ein Champollion zu sein?), der das ehrbare Motto stets im Munde führt: „Seid mäßig und macht keine Schulden", zeigt sich sehr loyal. Der „schöne Stenzel", ein ins Altpreußische übersetzter Räuberhauptmann, spielt in der Geschichte eine namhafte Figur. Ein anderer Schuhmachergesell, der die allerbeste Schuhmacherseele ist, welche jemals ihren Draht zog, aber dessenungeachtet eines gewaltsamen Todes stirbt, weil ihm sein Mädel untreu geworden, führt den poetischen Namen Konrad. Daneben erfahret der gutwillige Leser, wie ungefähr die polnische Revolution aussieht im Lichte eines stettinischen Stadtkindes, das sich etwas darauf zu gute thut, ein eingeborener Sohn zu sein. Es ist kein Zweifel, daß das Büchlein von Schuhmachergesellen gelesen werden wird. Wenden wir uns von diesem unschuldigen Herbergsfutter zu den

3. Novellen von Julius Seidlitz. Leipzig, Friese. 1838. 8. 1 Thlr.

Herr Seidlitz zählt sich, so viel uns bekannt ist, zu den Mitgliedern der jungen Literatur. Zu den Trägern des poetischen Jahrhunderts wird ihn Niemand zählen. Herr Seidlitz widmet diese Novellen seiner Schwägerin Rosa, und er thut recht daran, denn das Publicum wird keine große Notiz davon nehmen. Die erste Novelle: „Glück und Ende eines Dichters", schildert Camoens in der Liebe, in der Anerkennung, in dem Verschmähtsein, in der Sterbestunde; diese Schilderung ist aber, mit Erlaubniß des Herrn Seidlitz, eher eine Hanswurstiade, feierlich eine unabsichtliche, auf den Unsterblichen. Der Dichter der „Luisiade" verliebt sich in eine Gräfin. Er begibt sich zum Papa und hält um das Fräulein an.

„Ich liebe Eure Tochter, spricht Camoens; darf ich hoffen?"

„Nein! sagte der Graf bestimmt und ernst. Nein? wiederholte der Jüngling betreten und wich einen Schritt zurück. Nein, mein junger Freund, sprach der Graf, bittet um eine Gnade, aber meiner Tochter Hand kann ich Euch nicht geben, und wollte ich auch; denn feierlich ist sie bereits verlobt."

„Wie ein Donnerschlag traf dieses den unglücklichen Louis, er wankte" u. s. w.

Herr Seidlitz schreibe künftig die Geschichte irgend eines verliebten Maequeurs, der ebenfalls Louis heißt; an der Poesie und ihren Helden vergreife er sich aber nicht, wenn er nicht zum Gelächter werden will. Von den beiden andern Novellen ist nur die mittlere: „Ginevra Piombo", zu lesen; sie ist aber nicht von Herrn Seidlitz, sondern von Balzac. Was den Stylunsinn in diesen Novellen betrifft, so ist er oft großartig. So hören wir einmal (S. 44) Camoens sagen: „Donna Maria! Ihr sprecht wie ein Mensch im Rausche vom Tode spricht, nicht überdenkend des Wortes tiefe Hohelt!" — Großer Gott! unglücklicher Camoens. — Es folgt

4. Liebe, Rache, Reue von Eginhardt. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 1838. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Ein Roman nicht ganz ohne Talent, aber ohne rechtes Feuer und fortschreitende Lebendigkeit. Sein Schauplatz ist gleichfalls die vornehme Welt; es will uns aber scheinen, als ob der Verfasser bei entschiedener Vorliebe für diese Kreise dennoch nicht in dem Maße mit ihnen vertraut wäre, als es zu einer sichern und lebendigen Darstellung erfodert wird.

Digitized by Google

Zum Beleg dessen wollen wir uns auf eine Stelle im zweiten Bande auf S. 142 beziehen. Hier wird von der häuslichen Einrichtung des Kammerherrn v. Reunübel gesprochen, der sich soeben mit der schönsten Kokette der Residenz, die aber, beiläufig bemerkt, ein armes, in einem einfachen adeligen Hause erzogenes Fräulein ist, ehelich verbunden hat. „Die Einrichtung des Reunübel'schen Hauses", sagt der Verf., „war in jedem Bezuge brillant und vornehm zu nennen. Der Herr und die Dame bewohnten jedes einen andern Flügel des Palais, hatten verschiedene Dienerschaft, verschiedene Equipagen. Etikette ward streng beobachtet. Charlotte selbst sah ihren Gemahl nie unangemeldet in ihren Gemächern. In ihrem Vorzimmer war jederzeit ein diensthabender Lakai gegenwärtig; des Morgens zur bestimmten Stunde versammelte sich dort ihre ganze Livree, um ihre Befehle für den Tag zu empfangen." Dergleichen wird man versucht komisch zu finden. Es gibt sicherlich im ganzen Deutschland — und Herrn Eginhardt's Roman soll doch deutschen Wesens sein — keinen einzigen fürstlichen Kammerherrn, der solch eine Lebensordnung führte; es gibt an keinem deutschen Fürstenhofe eine Gemahlin eines Kammerherrn, welche ein förmliches Lever halten und auf so lächerliche Weise die Etikette der Durchlauchten oder Hoheiten kopiren sollte, zu deren Hausdienst ihr Gatte selbst gehört. Geschähe dies dennoch auf so celatante Weise wie hier in diesem Romane, so würde es wahrscheinlich nur eines Fingerzeigs von Seiten des Oberhofmarschallamts bedürfen, um den neckischen Übermuth der Frau Kammerherrin zu bannen in die uralte Schranke des „Hoffart muß Zwang leiden".

Sonst finden sich in dem Romane einige gelungene Scenen. Eine entschiedene Anlage zur Traulichkeit der Familiengruppirung herrscht vor, und es fehlt solchen Figuren wie der Gemahlin Reunübel's, dem Grafen Benno und der am meisten gelungenen Stephanie nur wenig, um ansprechende Charaktere zu sein. Daß ein verschmähter Liebender die von anderer Hand geraubte Tochter seiner auserwählten Geliebten erzieht, sie zur Blüte der weiblichen Anmuth emporbildet; daß dieses mit innigster Neigung an dem väterlichen Freunde hangende Mädchen ihm eine Empfindung weiht, die dem Altersunterschiede nicht entspricht, und an deren Stärke und Verschlossenheit die Jungfrau endlich zu Grunde geht — diese Novellenfabel ist wenigstens gemüthlich zu nennen und zeigt sich nicht so sehr abgenutzt als andere Empfindungen, womit uns der moderne Dutzendroman aufwartet.

Fassen wir nunmehr Nr. 5, 6 und 7 des vorliegenden Novellenfascikels als ziemlich gleichartig zusammen:

5. Vulkansteine. Zwei Novellen von Bernd von Guseck. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
6. Reisenovellen und Erzählungen von Fr. Bellegno. Erster Band. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1838. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
7. Babinische Scherze. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Leben von Albert Westen. Köslin, Hendeß. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Von dieser höchst unbedeutenden Novellen-Trias macht Nr. 5 die meisten Ansprüche. Es sind aber diese „Vulkansteine" so kleine Kieselchen, daß man kaum annehmen darf, ein Vulkan werde sich ihretwegen incommodirt haben. Das erste dieser Novellenkieselchen gehört dem hohen Norden, das zweite dem tiefen Süden an. „Heimat im Norden" ist eine wilde Zaren- und Bojarengeschichte, in welcher ein Deutscher, Namens Günther, eine ziemlich dürftige Rolle spielt. Eine Pointe des Ereignisses fehlt ganz. Die zweite Novelle: „Königsliebe", spielt in Spanien und ist der ersten vorzuziehen; hier zeigt sich wenigstens Versuch der Charakteristik, und ein intriguirender Jude gibt der Sache einiges Leben. Der Verf. scheint sich in der Schilderung von Tyrannennaturen zu gefallen, eine Neigung, welche seiner Darstellung nicht eben zum Vortheil gereicht.

Von Nr. 6, den „Reisenovellen" von Fr. Bellegno, welcher Schriftsteller sogar mit einem zweiten Bande droht, ist eigentlich nur die erste: „Schein trügt", eine Reisenovelle zu nennen. Sie ist die vorzüglichste von allen, wozu freilich nicht allzu viel gehört. Der Schauplatz ist Padua und die Verwickelung ist wirklich spannend und im italienischen Costume. Bei sorgsamerer Ausarbeitung hätte sich aus diesem ansprechenden Stoffe weit mehr machen lassen; so aber befriedigt die Entschürzung des Knotens den Leser keineswegs. Die beiden andern Novellen: „Der Weg zum Amte" und „Der Raufer", sind ganz ordinair, und die Farce: „Der Literat avant les lettres", ist zu geistlos und zu hausbacken gehalten, um den Erwartungen, die der Titel etwa erregt haben könnte, nur im Mindesten zu entsprechen. Auch der Styl in den letztern drei Stücken entbehrt aller Ordnung und Haltung.

Anlangend Nr. 7, die „Babinischen Scherze" von A. Westen, welcher seines Zeichens ein preußischer Referendarius zu sein scheint, so sind sie mit den vorhergehenden Erzeugnissen fast durchaus eines Kalibers. Die erste Erzählung: „Der Proceß", vermeidet, wie der Verf. als Landwehrlieutnant auf Chouleracommando weder in militairischer noch verliebter Hinsicht sich als ein Heros erwies, nichtsdestoweniger aber ein hübsches Bräutchen sich erwarb, weil er zufälligerweise als juristische Examenarbeit einen verwickelten Proceß für die Mutter seiner Angebeteten zu führen hatte und auch glücklich zu Ende brachte. „Zu spät", die zweite Erzählung, ist die Verlobungsgeschichte zweier Compagniechirurgen, von denen der eine die hübsche Tochter, der zweite die gleichfalls noch artige Mutter, eine Försterswitwe, heimführt. Die Aufschrift: „Zu spät", geht übrigens nicht auf die beiden Brautpaare, sondern auf einen dritten Competenten, einen dösen, dicken Amtmann, für welchen es allem Anschein nach mit der Besserung zu spät ist. „Prost Neujahr, eine Ehestandsscene des Sylvesterabends 1837" heißt die dritte Geschichte, auf deren Eigenthümlichkeit wir den Leser hinlänglich vorzubereiten glauben, wenn wir ihm bemerken, daß der Eheheld Baldrian Fenchel und seine Eheheldin Reginchen heißt.

Schon die Kinder pflegen sich insgemein beim Schmausen die besten Bissen bis zuletzt aufzusparen; so verfährt auch Ref., indem er mit der Besprechung des Büchleins:

8. Der Stern der Liebe. Herausgegeben von J. H. Rauffe. Zeitz, Schieferdecker. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

den Beschluß macht. Gewiß kann man diesem novellistischen Erzeugniß Geist und Eigenthümlichkeit nicht absprechen. Es gehört, der Wahl des Stoffes sowie der Darstellung nach, wesentlich der neuen Romantik an, als deren Hauptvertreter wir Heine, Mundt und Gutzkow anzusehen haben. Es ist dieselbe sinnlich-geistige Liedestrunkenheit, die hier die ganze Stufenleiter jugendlicher Empfindung durchmacht, welche in der „Wally" und in der „Madonna" uns schon einmal begegnete; es ist dasselbe Schwelgen der geistreichen Persönlichkeit in den Natur- und Kunstobjecten, welche dem lebendurstigen Ich huldigen müssen. Die Briefe Juan's, des liebeglühenden Künstlers, an die Gräfin v. Dünaburg sind sprühende Funken aus einer für alles Dasein leidenschaftlichst entbrannten Jünglingsseele; sie sind der Schreibart nach, bis auf das Moment der flüchtigen Ungeduld, was hier und dort unerfreulich hervortritt, schön zu nennen. Die unerschöpfliche geistreiche Wendung desselben Themas, gegen welches kein anderes aufkommt, ist überraschend und zeigt von keinem gemeinen Talente. Der Graf, ein gespenstig malitiöses Wesen, bildet das Verhängniß; der Schluß tritt völlig ungeahnt herein und wirkt durchaus tragisch. Es ist ein Untergehen der freundlichen wie der feindlichen Gestalten in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes. Mehr wollen wir dem Leser, der sich an der schmeichlerischen, üppig weichen Darstellung des Verfassers ergötzen wird, nicht davon verrathen. Nur Eins noch halten wir darüber zu bemerken für angemessen: die Novelle ist bei allem Dufte der Sinnlichkeit, der darin weht, in keiner Art frivol. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 353. — 19. December 1838.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Landwirthe zu Dresden im October 1837. Von den beiden Vorstehern derselben, H. W. Pabst und A. G. Schweitzer.

(Beschluß aus Nr. 352.)

Diesen Einfluß beachtend, theilt Hr. Dr. Schulze die deutsche Landwirthschaft in drei Zeiträume: alte, mittlere und neue Zeit. Die alte reicht bis 814, wo Karl der Große starb; die mittlere Zeit bis 1814, wo der pariser Friede geschlossen wurde.

Die alte Zeit ist nicht die Zeit der Wildheit, sondern die der kindlichen Unschuld und glücklichen Einfachheit.

Tausend Jahre lebte die deutsche Landwirthschaft in kindlicher Unschuld und Einfachheit; tausend Jahre im Irrthum, ohne Freiheit, ohne Ehre, ohne Selbstbewußtsein; tausend Jahre werden wahrscheinlich auch nöthig sein, um unser landwirthschaftliches Leben mit echter Wissenschaftlichkeit durchzubilden (S 116).

Nach Hrn. Dr. Schulze besteht eine Wissenschaft der Landwirthschaft zwar schon
seit jener Zeit, wo ihr Thaer mit Begeisterung für das Wahre und Gute seine tiefen und umfassenden Forschungen zuwendete, jedoch richtete er dieselben fast nur auf die Natur, indem für menschenwissenschaftliche Untersuchungen seine Zeit noch nicht vorbereitet war. Eine solche Vorbereitung ist erst in der neuern Zeit (also seit 1814) durch die Nationalökonomie bewirkt worden.

Unser landwirthschaftliches Leben aber wird erst dann durch die national-ökonomischen Studien mit echter Wissenschaftlichkeit gehoben werden, wenn wir sie in drei Beziehungen vervollkommnen: 1) Nicht blos die Staatswirthschaft müssen wir national-ökonomisch begründen, sondern auch die Landwirthschaft und jede andere Privatwirthschaft. 2) Die Nationalökonomie muß auf Philosophie, besonders auf die Wissenschaft von dem Wesen des menschlichen Geistes und von den Zwecken des menschlichen Lebens gegründet werden. 3) Wir müssen die Nationalökonomie im Geiste des deutschen Volks bearbeiten und studiren.

Wie im deutschen Volksleben überhaupt, so muß in der deutschen Ökonomie insbesondere der Geist der Nation sich in dreifacher Richtung, in der deutschen, christlichen und altclassischen entfalten (S. 117).

Wenn solchen Geist die Versammlungen deutscher Landwirthe pflegen, dann, aber auch nur dann werden sie der echten Wissenschaftlichkeit huldigen (S. 121).

In der zuversichtlichen Hoffnung, daß ein solcher wissenschaftlicher Geist die Mitglieder dieser Versammlung deutscher Landwirthe beseele, wagte es der Hr. Dr. Schulze, zur gemeinsamen Bearbeitung ein Werk vorzuschlagen, das für ihr künftiges Wirken und für das deutsche Leben von größter Wichtigkeit werden könne, nämlich die Bearbeitung einer deutschen landwirthschaftlichen Statistik, worin das landwirthschaftliche Leben unsers Volks in allen Beziehungen, theils im Allgemeinen, theils in allen einzelnen Staaten, Provinzen und Kreisen beschrieben wird, sodaß man daraus sehen kann, wie das höhere geistige Leben des Menschen in den verschiedenen Gegenden unsers Vaterlandes durch die Landwirthschaft gehoben oder niedergedrückt wird (S. 122).

Dann wünscht der Herr Doctor, „daß in der Landwirthschaft das Wandern sich verbreite, sowie es bei den Handwerkern üblich geworden ist"; einen Leitfaden für solche Wanderungen würde die von ihm vorgeschlagene Statistik liefern. Endlich hofft er, „daß dadurch auch der ungeheuern Fiut schlechter Bücher im Gebiete seiner Wissenschaft ein Damm entgegengesetzt werden könne" (S. 123).

Wenn unsere Leser über dies großmäulige Wischiwaschi, das aller Wissenschaft und aller Wissenschaftlichkeit so heillos entbehrt und widerspricht, erstaunen, so werden sie erschrecken bei der Meldung, welche wir ihnen zu machen haben: „daß dieser Vortrag einen so tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung machte", ja, daß sogar der wackere Koppe, der langjährige Gehülfe und Freund des unvergeßlichen Meisters Albrecht Thaer, der Verfasser so mancher verständigen, anerkannt nützlichen Schrift, der tüchtige, besonnene Landwirth, daß sogar dieser „ein schönes Zeugniß" von jenem Wischiwaschi, in seinen gemüthlichen Worten über die erste Versammlung deutscher Landwirthe in Dresden abgelegt hat! (Siehe die Note S. 112.)

Wir können uns diese seltsame, fast komische Erscheinung nur dann erklären, wenn wir uns im Geist mitten in diese erste Versammlung deutscher Landwirthe versetzen. Der Professor Dr. Schulze, der Director der königlich preußischen Akademie der Landwirthschaft zu Eldena, betritt zuerst die Rednerbühne, so mir nichts dir nichts, ohne Heft und Buch, übersieht leichthin mit starker Professorwürde die Versammlung und thut seinen Mund auf, um die deutsche Landwirthschaft aus dem Schlummer der vergangenen Jahrhunderte derb zu wecken. Die gläubige Gutmüthigkeit der Versammlung im Ganzen leiht ihm ein andächtig Ohr; mit Ehrfurcht vernimmt sie die Verheißung einer „echten Wissenschaftlichkeit", für welche sie sich um so herzlicher einnehmen läßt, da weder Gründlichkeit des Wissens, noch Schärfe des Urtheils das Wesen derselben ausmachen soll. Nur reine Liebe zur Wahrheit, nur das Wohl der Nebenmenschen, nur das Wahre,

Digitized by Google

Gute, Edle, das Hohe, Schöne, Göttliche, Sittliche, nur kindliche Unschuld und glückliche Einfachheit wird gepredigt und gefodert; nicht etwa das Fortschreiten der Landwirthschaft, das Vorwärts im wissenschaftlichen Betriebe derselben; nicht etwa die Verbreitung der so höchst schwierigen höhern Schafzucht, der unbequemen Wechselwirthschaft, welche ein ununterbrochenes Selbstdenken erfodert; nicht etwa auch die beschwerliche Anwendung neuer Ackerinstrumente wird gelobt, vorzugsweise gepriesen und anempfohlen, sondern vielmehr die behaglichere Humanität, Moralität und Religiosität, mit welchen man es sich selbst so leicht als möglich, dem Nebenmenschen aber so schwer als möglich zu machen pflegt. Kein Wunder, daß den versammelten deutschen Landwirthen diese funkelnagelneue Ansicht von der deutschen Landwirthschaft ganz glatt zu Herzen geht, und daß ihnen die neue quabbliche Ceres mit den vornehmen Attributen der Humanität, Moralität und Religiosität für den Augenblick besser gefällt als die kräftige alte, mit dem Pfluge und dem ordinairen Ährenkranze. Kein Wunder, wenn die von dem Redner ausgesprochenen „edeln, hochzuverehrenden Gesinnungen" auf eine „so herzerwärmende Weise" in diesem und jenem andächtigen Zuhörer erweckt wurden, daß sogar die darschon Seitenthiede auf den schnöden Geldgewinn still hingenommen wurden, bei denen überdem Jeder für sich seine eignen Gedanken haben mochte. Indeß wurmte das doch, sodaß sich der Hr. Dr. Schulze späterhin veranlaßt sah, sich deshalb einigermaßen zu rechtfertigen und eine Autorität für sich anzuführen, und zwar folgendermaßen (S. 47):

Adam Müller hat gerügt, daß Thaer, indem er den höchstmöglichen Reinertrag als den Hauptzweck des landwirthschaftlichen Gewerbes ausgebe, eine Ansicht habe, die gefährlich sei, weil sie die Moralität verletze. Es ist noch kein Vertheidiger Thaer's aufgetreten, und Adam Müller hat sonach vor den Augen der Welt Recht behalten. Darum mußte ich selbst zur Rechtfertigung Thaer's darauf hinweisen, daß das Streben nach Geldgewinn recht gut neben sittlicher Vervollkommnung bestehen könne; daß aber allerdings die Sittlichkeit im Volke untergraben werden müßte, wenn man den Gelderwerb als den einzigen und höchsten Lebenszweck aufstellte.

Gott behüte jeden ehrlichen Christenmenschen vor solchen Rechtfertigern, welche durch ihr Rechtfertigen nur schlechtfertigen. Thaer hat den höchstmöglichen Reinertrag als den Hauptzweck des landwirthschaftlichen Gewerbes ausgegeben. Adam Müller hat dies als die Moralität verletzend gerügt und hat darin Recht behalten, weil — kein Vertheidiger Thaer's aufgetreten ist. Ich, Dr. Schulze, rechtfertige zwar herzlich gern den guten Thaer, aber die Sittlichkeit im Volke müßte allerdings untergraben werden, wenn man den Gelderwerb als den einzigen höchsten Lebenszweck aufstellte! Welche Verwirrung der Begriffe! Das sind die schlechten, faulen, ungenießbaren Früchte der „echten Wissenschaftlichkeit" des Hrn. Dr. Schulze, deren Wesen weder Gründlichkeit des Wissens ist, noch Schärfe des Urtheils. Dieselbe blindgeborene „echte Wissenschaftlichkeit" gibt diesem Professor auch das läppische Wort ein:

Ich möchte keinem Verwalter die Bewirthschaftung meines Gutes anvertrauen, der nicht fleißig in die Kirche ginge und einen nicht religiösen Sinn zeigte (S. 47).

Das fleißige Kirchengehen ist also diesem Professor der Landwirthschaft wichtiger und werther als der religiöse Sinn, welchen er nur so im Schlepptau des und nachziehen läßt. Er würde es vermuthlich für unchristlich erklären, wenn ein Anderer sagte: Ich möchte keinem Verwalter die Bewirthschaftung meines Gutes anvertrauen, der nicht religiösen Sinn zeigte, wenn er auch nicht fleißig in die Kirche ginge. Es ist eine seltsame Erscheinung, welche aber mit vielen andern unserer Tage in engster Verbindung steht, daß auf der Rednerbühne der deutschen Landwirthe der erste Vortrag hauptsächlich nur die kirchenthümliche Richtung betrifft. Vom eigentlichen Wesen, vom eignen hohen Werthe der Landwirthschaft vernimmt man hier wenig oder gar nichts. Wir können es erleben, daß eine solche Schulze'sche echte Wissenschaftlichkeit auch einmal auf der Kanzel sich vernehmen läßt und statt von Gott und göttlichen Dingen von der Nothwendigkeit predigt, Herz und Seele aufs Düngen zu richten, als auf den unschuldigsten, einfachsten Weg, religiös, sittlich, human und moralisch-gesund zu werden. Wäre dies etwa weniger absurd als jenes?

Es muß zur Ehre der Versammlung gesagt werden, daß die „echte Wissenschaftlichkeit" des Professors Dr. Schulze und seine Vorschläge nicht weiter beachtet wurden; ihm selbst aber scheint sein Vortrag hinterdrein nicht ganz geheuer vorgeschwebt zu haben, denn S. 112 wird in der Note gemeldet, daß er brabschtige, seine Rede, „mit zahlreichen Erläuterungen" versehen, für das größere Publicum herauszugeben. Wir haben, denke ich, an dem gegebenen Pröbchen seiner unwissenschaftlichen „echten Wissenschaftlichkeit" vollkommen zur Genüge.

Eine desto erfreulichere, bedeutsame Erscheinung ist die „Begrüßung der Wandergesellschaft deutscher Landwirthe von Seiten der Chemie", gesprochen vom Professor und Bergcommissionsrathe Lampadius. Mit den liebenswürdigsten Bescheidenheit bittet der vortreffliche, hochberühmte Mann die Versammlung mit wenigen anspruchslosen, aber gehaltreichen Worten, ihn und seine Wissenschaft, die Chemie, in ihren Kreis aufzunehmen, und es ja nicht für anmaßend zu halten, wenn er sage, daß die Chemie in alle vier Sectionen der Societät mitwirkend einzutreten habe; denn sie sei nützlich 1) durch Verbreitung der Kenntnisse von der Bildung und Mischung der Naturkörper überhaupt; 2) durch die Lehre von der Mischung des Bodens und der richtigen Zubereitung und Anwendung der verschiedenen Düngungsmittel, vorzüglich der sogenannten künstlichen; 3) durch ihre Dienste bei Zubereitung der Nahrungsmittel für die Thiere und zur zweckmäßigen Benutzung der Thierbestandtheile; 4) durch die Lehre von der Benutzung aller durch den Landwirth gewonnenen Producte des Bodens; durch Unterstützung und Förderung der sämmtlichen technischen Gewerbszweige der Landwirthschaft, als Brauerei, Brennerei, Zuckerfabrikation, Reinigung der Öle u. s. w. Der schlichte kurze Vortrag schließt mit dem Wunsche: „daß recht viele deutsche Ehe-

Digitized by Google

miker ihre Kräfte dieser Gesellschaft widmen mögen, und daß die Landwirthschaft von allen diesen Bemühungen in gleichem Schritte mit der Erweiterung der chemischen Wissenschaften den besten Nutzen ziehen möge". Dieser Gruß ward „mit einem lauten, aus dem Herzen kommenden Beifall von Seiten der Anwesenden erwidert", ohne daß jedoch in den spätern Sitzungen demselben irgend weitere Berücksichtigung oder Anerkennung geworden wäre, wie man wol mit Recht erwarten durfte, und wie es der große Werth des Anerbietens wol verdient hätte.

Außer obigen wurden noch folgende Vorträge gehalten: „Über Benennung und Eintheilung des Ackerbodens", vom Landesökonomierath Thaer. — „Über agrarische Gesetzgebung, besonders über landwirthschaftliche Tarprincipien", vom Geheimen Justizrath Grävell. Die vollständigsten, besten Taxvorschriften sichern die Richtigkeit der Taxationen nicht, wenn nicht die Bonitirung zuverlässig ist, von welcher ebenso viel abhängt als von jenen. Der Staat sorge vor Allem für tadellose Bonitecurs, bei welchen die moralische Tüchtigkeit und Unbestechlichkeit ebenso sehr in Betracht zu ziehen ist als die intellectuelle; man hat hier weniger auf eine theoretische, wissenschaftliche Ausbildung und Geschicklichkeit zu sehen, als vielmehr auf eine praktische. „Sie müßten fast ganz auf ähnliche Art wie die Hebammen zugezogen werden. Die wissenschaftlichen Unterfuchungen, Begründungen und Anfechtungen mögen ihnen fremd bleiben; aber sie müssen geübt sein, mittels aller Sinne die Bodenarten zu unterscheiden." — „Über die Culturmethode des Hrn. Becker zu Modbach unweit Mainz", vom Ökonomierath Pabst. — „Bericht über das Ergebniß eines Drillversuchs", vom Landwirth v. Kirchenpauer. — „Über die holsteinische Waltbecken oder Knick", von Demselben. — „Verfahren, um das Fleischergewicht eines Ochsen oder einer Kuh, entweder mager oder fett, zu ermitteln, nach Hrn. v. Dombasle", vom Landwirth Zeyfolf aus Strasburg. — „Welche Ausfichten eröffnen sich für die Schafzucht?" vom Ökonomierath Schmidt, welcher, als Einkäufer einer deutschen Wollhandlung, die ihren Absatz nach allen Ländern hat, hier eine bedeutende Stimme zu geben hatte.

Je weiter die Fabrikation der Stoffe steigt, desto edler wird auch die Fabrikant in der Wahl des rohen Products, und desto mehr steigert sich auch sein Kennen desselben, daher wird es nothwendige Pflicht der Producenten, ihm ein möglichst tadelfreies Product zu liefern.

Nicht die Feinheit des Wollfadens allein bestimmt den Werth, sondern auch die Natur der Wolle, d. h. die Fülle des Bodens, der recht stumpfe, gedrängte Bau des Seapels, das Lustre, Zarte und Gleichmäßige des Haares. Der Vortragende empfiehlt besonders die Erzielung eines hochfeinen dichtwolligen Schafes, und daß der Züchter bei der Paarung das Princip der Vollwolligkeit vor Augen habe und vorzüglich auf volle Seiten, die nicht zwirnen, und auf gleichmäßige Länge am Hintertheile und Bauche halte, dabei aber die Feinheit nicht übersehe. Die Producenten mögen bedenken, daß hier ein Wollhändler im Einverständniß mit den Fabrikanten spricht. — „Andeutungen über die zweckmäßigsten Mittel, die Bildung der kleinern Gutsbesitzer zu befördern", vom Rentamtmann Preusker.

Wir sehen, daß es an interessanten Vorträgen in dieser ersten Versammlung nicht gefehlt hat. Auch bei den mündlichen Verhandlungen kam Vieles zur Sprache, worüber schon das bloße Hin- und Herreden nicht ohne Werth und Gewinn ist, indem dadurch die Fertigkeit der freien Rede, des klaren deutlichen Ausdrucks, des scharfen richtigen Denkens rascher entwickelt und somit der dem Deutschen eigne esprit d'escalier immer mehr beseitigt wird, wo Einem nämlich erst unten auf der Treppe einfällt, was und wie man Alles oben in der Versammlung hätte vorbringen können.

Nach sehr lebhaften Discussionen ward beschlossen, daß die nächste Versammlung der deutschen Landwirthe am 10. Sept. 1838 in Karlsruhe stattfinden solle, was denn auch der Fall gewesen ist.

Den Schluß dieses ersten amtlichen Berichts, durch dessen ebenso schwierige als gelungene Redaction der Hr. Professor und Director Dr. Schweitzer zu Tharand sich ein großes Verdienst um den Verein erworben hat, machen „Aufforderungen, Wünsche und Fragen, welche in der ersten Versammlung deutscher Landwirthe ausgesprochen und dem Vorstande jener Versammlung zur öffentlichen Bekanntmachung übergeben wurden". Da hier ein ganz bedeutender Stoff zu Vorträgen und Verhandlungen für die Zusammenkunft in Karlsruhe gegeben worden ist, so konnten wir uns von derselben im Voraus die erfreulichsten Hoffnungen machen und werden nicht ermangeln, seiner Zeit auch über diese zweite Versammlung treuen und dankbaren Bericht abzustatten, wenn wir uns durch einen ebenso gründlichen und ausführlichen amtlichen Bericht dazu in den Stand gesetzt sehen. Nur das sei uns noch auszusprechen gestattet, daß wir nur dann erfreuliche Früchte von dem Vereine der deutschen Landwirthe zu erwarten haben, wenn er weniger den Charakter eines wissenschaftlichen und mehr den Charakter eines Gewerbevereins annimmt. 103.

Aus Italien.

Mit unermüdlichem Fleiße setzt Ritter Pompeo Litta sein prächtiges Werk: „Famiglie celebri italiane" fort, das auch jenseit der Alpen von den Bibliotheken jetzt gesucht wird. Durch die Einrichtung, daß der Verf. jede Familie in ein gesondertes Heft zusammenfaßt, das für sich verkauft wird, dürfte er am meisten für die Deckung seiner Kosten gesorgt haben; die Wahl, die er traf, macht es den Käufern des frühern Ganzen jedoch keineswegs leicht, sich von den Fortsetzungen loszusagen. Nun sind zu den früher erwähnten Geschlechtern die Lannoy aus Neapel, Rovorella von Ferrara, die Pallavicini (noch nicht vollendet) und die römischen Colonna hinzugekommen, von denen die Erstern und Letztern die Aufmerksamkeit der deutschen Leser vorzugsweise anziehen möchten, die von jenem bekannten Feldherrn der Schlacht von Pavia und von den alten Feinden der römischen Ruhe nähere Angaben wünschen. Das Geschlecht der Lannoy, dessen Name schon auf nichtitalienischen Ursprung hinweist, soll zwar flandrischdoriger Abkunft sein, doch war zu Zeit, als Carlo Lannoy, der Begründer des neapolitanischen Stammes, lebte, die Nachricht in Italien verbreitet, daß er selbst nichts weiter als ein geschickter und hübscher Kunste-

Digitized by Google

reiter gewesen, der sein Glück dadurch gemacht, daß seine Frau 1500 Kaiser Karl V. Amme gewesen war. Vereinigen läßt sich mit dieser Sage, daß Lannoy in Maximilian's Heeren diente, was die Auszeichnung herbeiführte, daß ihm der Befehl über die kaiserlichen und päpstlichen Truppen 1529 in Italien übertragen ward. Sein Ruhm als Feldherr ist nicht bedeutend; er ließ sich erkaufen, plünderte u. s. w., wie die Geschichtfreunde und auch schon die Leser des „Frundsberg" wissen. Im Siege von Pavia, wo Franz I. gefangen ward, und der Lannoy nach und nach das Fürstenthum Solmona und eine Menge Titel und Güter eintrug, hatte er den wenigsten Antheil. Schon mit seinem sechsten Nachkommen, dem sechsten Fürsten von Solmona, Grafen von Benafro und Pozenza, erlosch sein Geschlecht durch einen unglücklichen Zufall (1604). Diesem Grafen Philipp fiel ein Apfel, der zur Zierde seines Betthimmels diente, auf den Kopf, daß er wenige Tage darauf kinderlos starb. Der Name der Lannoy hörte mit ihm in Neapel auf. Die Geschichte des Hauses Colonna, die einen großen Theil der politischen Geschichte des neuern Roms von 1101 an bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts ausmacht, ist eine Epopöe, wo aber Titanen gegeneinander auftreten. Mit gewohnter Umsicht hat sie Litta erörtert und für die Kunstgeschichte des Mittelters dabei reichlichen Stoff zur graphischen Ausstattung seiner Hefte gefunden.

Zu den gefeiertsten Kangelrednern Oberitaliens gehört der Prof. Joseph Barbieri, der zuerst als Dichter sich einen Namen machte, jetzt jedoch von Pielen zu den bedeutendsten literarischen Notabilitäten Italiens gerechnet wird. Die mitte Beredtsamkeit in seinen Vorträgen, bei denen sich eine, deutschen Lesern natürlich schreinende Mäßigung, die aber eine erworbene Scheu von dem Übertreiben ist, bemerklich macht, erinnert an einen berühmten deutschen Prälaten (von Wessenberg), mit dessen dichterischen Leistungen Barbieri's Gedichte viel Verwandtschaft zeigen. Auch Barbieri ging nicht frei von Anfechtungen aus, denen er jedoch einer ruhige Ausdauer entgegensetzte. Soeben ist zwei dieser gefeiegerte Theilnahme an seinen Predigten als auch der innere Gehalt haben den „Orazioni quaresimali ed altre nuove opere del professore abate *Gius. Barbieri*" (3 Bände, Mailand 1836—37) einen großen Leserkreis erwerben, und selbst jenseit der Alpen verdienen sie als Proben der auch hier vorgeschrittenen Homiletik gewiß Beachtung. Ausdrücke können wir mögen sich nur hüten, den Abate Giuß. Barbieri, den im Vorbrigehen gesagt, über seine Bildung („intorno a miei studj") in einem Briefe belehrende Aufschlüsse gibt, nicht mit dem Hern Gaetano Barbieri, dem Übersetzer von de Bigny's „Cinq-Mars" und V. Hugo's „Notre Dame de Paris" (italienisch „La Zingara") zu verwechseln, was freilich um so leichter geschehen kann, da Beider Werke in Mailand erschienen. Giuß. Barbieri war früh Lehrer der Rhetorik im Collegium zu Pradia, lehrte dann griechische und lateinische Sprache, Naturrecht, Staats- und Völkerrecht, zuletzt sogar Criminalrecht an der Universität zu Padua und ging dann erst, von seinen Freunden aufgefordert, zum Predigtamt über. Es möchte wenige deutsche Criminalisten geben, die ihm in eben diesen Umgestaltungen zu folgen im Stande wären.

In Verona lebt ein Ritter Giov. Girolamo Orti di Manara, der durch seine Stellung als Oberaufseher des Museums zu den vielen antiquarischen Schriften den Stoff erhält, die er in der letzten Zeit bekannt gemacht hat. Werke vom ersten Range fand auch er nicht Gelegenheit zu beschreiben, namentlich da Manfel und andere Gelehrte seine Vorgänger waren; aber die Inschriften, welche die Mehrzahl seiner Mittheilungen ausmachen, weiß der noch kürzlich von einem breslauer Gelehrten, dem Professor Ritschl, gepriesene Verfasser, so geschickt mit der Örtlichkeit ihrer Findung in Zusammenhang zu bringen, daß Manches dadurch einleuchtender wird. Die einzelnen Abhandlungen: „Antichi monumenti greci e romani del giardino de' Conti Giusti in Verona" (Verona 1835), „Antica statuetta di bronzo (di Mercurio)" (Verona 1834), „Antica statuetta (di Giove) illustrata" (Verona 1836), „Antica lapide istriana inedita" (Verona 1836), „Antico marmo di Valerio Nasone" (Verona 1835), „Di alcune anticlità di Garda e di Bartolomeo e dell antica Arlica" (Verona 1836) erschienen in dem („Pollgrafo"), dessen Herausgeber der Verf. ist. Eine der wichtigsten Mittheilungen dieses fleißigen Gelehrten. ist die „Vita della contessa Matilde di Canossa tratta da un antico codice MS." (Verona 1834), bei der es nur zu beklagen bleibt, daß der Verf. nicht genauer die Handschrift angibt, woher er seine Biographie genommen hat. Auch für die Freunde der Literatur werden seine Angaben über die Schenkungen wichtig sein, die Guarinus von Verona nach Mantua und Verona machte, und der Brief: „Intorno alcuni manoscritti dell I. R. Biblioteca di Mantova e della capitolare veronese. Lettera" (Verona 1835) bleibt für Sammler solcher Angaben daher sehr zu beachten. 6.

Literarische Notizen.

Von Wright's Werke: „Scotland and Scott illustrated", erschien jetzt der zweite und letzte Theil, Zeichnungen nach den von W. Scott so genau portraitirten Landschaften enthaltend, mit Beschreibungen und Auszügen aus Scott's Romanen. Beide Theile enthalten 100 Stiche. Die „Literary gazette" rühmt das Werk als ein mit großer Sptendidität ausgestattetes.

Von „Italy, France and Switzerland illustrated" kam der letzte und dritte Band heraus. Die Stiche sind nach Originalzeichnungen von Samuel Prout und J. D. Harding; die Erklärungen von dem bekannten Dichter Thomas Roscoe. Das Ganze enthält 135 Stiche. 105.

Bibliographie.

Byron's sämmtliche Werke. Nach den Anforderungen unserer Zeit neu übersetzt von Mehreren. 1ster Band. 8. Stuttgart, Hoffmann. 6 Gr.

— — sämmtliche Werke deutsch von A. Böttger. Mit des Dichters Leben und Bildniß. Neu. 28. Leipzig, O. Wigand. 4 Thlr.

Dingelstedt, F., Licht und Schatten in der Liebe. Novellen. 8. Kassel, Krieger'sche Buchh. 1 Thlr. 8 Gr.

Fernau, R., Gegen, oder Blätter aus dem Leben eines Dichters. Gr. 8. München, Franz. 8 Gr.

Hirt, J., Rostopschin, oder: Napoleon in Moskau. Drama in fünf Akten. Gr. 8. Konstanz, Glückher. 18 Gr.

Jósika's, N., sämmtliche Werke. 1ster bis 3ter Theil. Der letzte Bátori. 3 Bände. Aus dem ungarischen übersetzt von B. Schwarz. Gr. 12. Pesth, Heckenast. 3 Thlr.

— — 4ter Theil. Novellen und Erzählungen. 1ster Band. Aus dem ungarischen übersetzt von H. Klein. Gr. 12. Ebendas. 1 Thlr.

Kretschmer, G., Novellen. 8. Berlin, Eyßenhardt. 12 Gr.

Marlow, F., Dichter-Nachtwege. Novellistische Blätter. 8. Leipzig, Böhsenberg. 2 Thlr.

Meissert, G., Otto und Johanne. Ein Gemälde der Jugend und Liebe im Familienleben. Gr. 12. Magdeburg, Heinrichshofen. 1 Thlr. 8 Gr.

Stockfisch, Th. M. D., Gedichtetes. Gr. 12. Helmstedt, Zickelsen. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 354. — 20. December 1838.

Die Taschenbücher für 1839.

Vierter Artikel.*)

„Arm am Beutel, krank am Herzen", dies bedenkliche Junggesellensprüchlein Goethe's könnte in heutigen Tagen die deutsche Poesie selbst bedeuten, wie es bereits in ahnungsvollster Symbolik die nicht beneidenswerthen Lebens- und Seelenzustände der deutschen Poeten bezeichnet. Arm am Beutel! O wahrhaftig sehr arm ist sie jetzt, die deutsche Poesie. Für sie gab es einst eine Zeit der jugendlichen Frühlingshaftigkeit, d. h. eine Zeit, wo sie selbst der Frühling war und als ein schöner, lichter Himmelsgenius ihr unversiegbares Füllhorn schwang und es über Land und Meer ausgoß, der jugendlichen Menschheit zu Dank und Freude. Diese Lenzzeit der deutschen Poesie ist vergangen. Die deutsche Poesie weiß von keinem Füllhorn mehr. Es ist ihr abhanden gekommen, und sie führt anstatt seiner den Beutel, den verhängnißvollen Beutel, der so gar ledern, dünn und schwindsüchtig sich ausnimmt, und aus welchem kein lichter, farbenglänzender Blumensegen mehr auf die gläubig-freudigen Menschen herniederträufelt. Was Wunder nun, daß die deutsche Poesie nunmehr, da sie so gar verarmt ist und das verlorene Horn des Überflusses gleich einem versunkenen Nibelungenhort fort und fort zu beweinen hat — was Wunder, daß es ihr nun auch im Herzen wurmt und sticht, daß sie sich siech und krank fühlt, und daß ihr im Elend dieses Siechthums der lederne Beutel mit seinem trüben, schwächlichen Inhalt jene reinen und schönen Gedanken nicht mehr zu ersetzen vermag, welche zugleich mit dem goldenen Füllhorn der Dichtung tief im Strombett zwischen Klippen und Gestein versunken sind?

Wer in solchen Zeiten nicht an eine Wiedergeburt alles Großen und Heiligen glaubte, der müßte bald verzweifeln. Wer dies schwindsüchtige Modegesicht der deutschen Poesie und die kleine dürftige Gabe beschaut, welche sie in ihrer welken Hand dem deutschen Publicum als ihr Frühlingsgeschenk, als ihre Opferung darbietet, dem können wir selbst bei starkem Glauben an das Morgengewölk der Zukunft ein leises inneres Verzagen kaum verargen. Denn ach, diese dürftigen Opfer der deutschen Poeten begeistern nicht; diese Neujahrsgaben, diese Fest- und Weihegeschenke entzücken uns nicht; diese Blumen und Früchte duften und munden nicht; sie verwelken schon in der Hand des Gebers, und ihre Blüte ward schon vergiftet, als sie noch wuchsen und reiften. Arme Zeit! Beklagenswerthe Empfänger! Beklagenswerthere Geber!

Und die Kritik selbst, sie wird jetzt zum trauernden Pilger, der an die Pforten klopft, leise forschend und fragend, ob nicht schon in dieser oder jener Hütte der Tröster eingekehrt sei, den die Zukunft bringen soll. Wie ein müder Weiser aus dem Morgenlande hebt sie ihr müdes Auge zum Himmel empor und schaut, ob der Stern der Weissagung sich herniedersenke auf die Lande und auf die Völker. Aber die bleichen Lichtlein, die dort auf- und niederglitzern, sind nicht das Gestirn der Verheißung. Das Jahr geht auf und geht unter, und der Bräutigam säumt noch immer. Es wird Ostermesse und wird Michaelismesse, es rückt heran die Phalanx der Romane und der Taschenbücher; aber die Heldengestalt des Genius zeigt sich noch immer nicht unter der wimmelnden Menge. Kaum in den einzelnen Zügen, die wir mühsam aus dem Gewimmel herausstudiren müssen, läßt es sich erkennen, daß Er, der allein die deutsche Dichtung erlösen kann, noch nicht gestorben ist.

Und so haben wir denn auch in dieser neuen fünffachen Festgabe, welche der Geist der Dichtung in der gastlichen Form von Taschenbüchern uns für das kommende Jahr darbietet, nur wenige, dürftige Spuren eines echten Dichtens und Gestaltens entdecken können. Da liegen sie vor uns aufgeschlagen die Weihebüchlein der „Liebe und Freundschaft" und hochherziger, zartsinniger „Huldigung den Frauen"; da finden wir sie vor uns entfaltet, die „Rosen und Vergißmeinnicht" und die süßen Räthselknospen der galanten „Vielliebchen" und anderer Bouboirgeschenke! Wie viele Hände haben nicht daran gezogen, gepflegt, gebaut, geschmückt, geordnet und sich gegenseitig gefördert! Wie viele Glieder des deutschen Dichterbundes haben nicht dazu beigesteuert, daß auch diese Taschenbücher-Fünfheit zur Ehre der Gegenwart, zur Freude des Publicums vollendet werde! Und dennoch wie wenig, wie unendlich wenig finden wir heraus, was wahrhaft groß und gut und schön sei. Homöopathisch-kleine Tro-

*) Vgl. den ersten bis dritten Art. in Nr. 293, 300 u. 301, 316 u. 317 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

pfen der Schönheit, die wir aus einem Meer der Langeweile, der Alltäglichkeit herausschöpfen müssen! So arm ist die Zeit. Die Dichter sind weniger zu verdammen als zu beklagen. Dennoch erheischen auch diese Büchlein ihre Auslegung, und die zu manchem traurigen Zeitgeschäft verurtheilte Kritik muß auch diese Deutung übernehmen und sich des dürftigen Ergebnisses freuen, welches es diesen äußerlich anmuthigen Erscheinungen abgewinnt.

8. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. Herausgegeben von St. Schütze.

Der Herausgeber dieses Taschenbuchs, welches wir diesmal, da es länglt vollaltrig ist, den Reigen eröffnen lassen, gehört zu den unverwüstlich-heitern Schriftstellernaturen, die noch aus einer frühern, silbernen Literaturzeit stammen und welche heutzutage immer seltener werden. Hr. St. Schütze beweist uns in seiner Erzählung: „Die beiden Candidaten", womit er die Novellistik seines Taschenbuchs einleitet, daß ein guter, hausbackener Schwank noch möglich und auf 73 Bücherseiten wirklich darstellbar sei. Solche lustige Schwänke von Candidaten, Studenten, Registratoren, Stadtmusicis, Theaterschneidern und anderm Gethier bildeten vor 20 Jahren die Seele, den Lebenspuls der deutschen Taschenbücher. Zwischen damals und heute liegt freilich ein ahnungsvoller Zeitinhalt; aber das thut Alles nichts. Lustig sein ist die Hauptsache, und wer nach einer dreißigjährigen Schriftstellererfahrung heute noch lustig sein kann, dem Manne muß man wenigstens eine gute Natur zutrauen. Die Pointe der Schütze'schen Erzählung sind nun eben die beiden Candidaten, oder vielmehr der eine Candidat, welcher eigentlich kein Candidat ist, sondern sich zu Gunsten seines Bruders, welcher wirklich Candidat ist, nur für einen solchen ausgibt. Es hat nämlich der Gutsherr, dessen einträgliche Pfarrstelle vergeben werden soll, den sonderbaren Tick, die Geistesfähigkeiten der Menschen nach ihrem Körpergewicht abzuschätzen, eine Curiosität, die, Gott Lob, noch zur rechten Zeit zur Kenntniß der betheiligten Personen gelangt. Es wird also von dem Vater des Candidaten und dem Bruder des Nichtcandidaten beschlossen, daß Letzterer, der von ansehnlichem Körpergehalt ist, beim Gutsherren den wirklichen Theologen, der körperlich gegen ihn nur ein Schatten ist, einstweilen vorstellen soll. Solches geschieht, und der Pseudocandidat, welcher eigentlich Ökonom ist und auf der großen Hauswage von entsprechendem Körpergewicht befunden wird, erwirbt sich den Beifall des Gutsherrn und bekommt die Stelle zugesichert. Wie nun der wirkliche Candidat zur Abhaltung der Probepredigt berufen wird, ergibt sich freilich vor dem Superintendenten die figürliche Täuschung, und der Gutsherr zeigt sich über solche Mystification anfangs sehr ergrimmt. Allein der Gedanke muß doch in allen Dingen und so auch in dieser Geschichte endlich den Sieg behalten. Der wahre Candidat, obwol von schwächlicher Körperbeschaffenheit, hält eine Predigt, die sich gewaschen hat, bekommt die Anwartschaft seines Bruders, der anstatt dessen Wirthschaftsinspector wird und zuletzt, da beide Brüder bereits mit Bräuten versehen sind, schließt Alles vergnüglich mit einer Doppelhochzeit. Gute, alte Zeit! Vor zwanzig Jahren war's doch besser!

„Umwölkte Tage" und „Die schöne Komödiantin" heißen die beiden andern Novellen dieses Taschenbuchs; erstere von Bernd v. Guseck, letztere von Ludwig Storch. Hr. Bernd v. Guseck, ein noch ganz neuer Literat, begegnet uns in den diesjährigen Taschenbüchern sehr häufig, und wir wollen ihm den freundlichen Rath ertheilen, sich nicht allzu häufig zu machen. Allzu viel ist ungesund. Dichten ist etwas Anderes als Drahtziehen. Im Übrigen ist Bernd v. Guseck keineswegs ohne Talent, und es mag namentlich die hier dargebotene Erzählung in Hinsicht auf Element und Ton für anziehend gelten. Sie gehört den vornehmern Kreisen an und bewegt sich in ganz discreten Verhältnissen um ein wagehälsiges Studentenereigniß, um ein Pistolenduell, in welchem Graf Haidring seinen Gegner, v. Ellmen, bei der, allen Teplitz-Reisenden wohlbekannten Klosterruine Oßegg niederstreckte. Der Getödtete hatte sein junges Weib, mit welchem er erst seit einigen Monaten vermählt war, an Jenem, der in aufgeregter Weinlaune die Dame öffentlich gekützt hatte, rächen wollen. Nach zwanzig Jahren führt nun das Schicksal den Helden jenes Ereignisses wieder mit Elmen's Witwe und deren reizenden Tochter zusammen; der Graf scheint für die Letztere einer zarten Neigung Raum geben zu wollen; allein da Fräulein v. Ellmen schon verlobt ist, so wirkt die Erscheinung des Grafen in dem Ellmen'schen Familienkreise nur insofern verstörend, als durch sie jene dumpfe Gemüthskrankheit, in welche Frau v. Ellmen seit dem Schreckereigniß bei der Klosterruine verfallen war, eine günstige Krisis erlebt, die unter der Hand eines geprüften Hausarztes sich nach und nach zur völligen Genesung wendet. Die Erzählung bietet wenig Begebenheit, aber sie zeigt sich nicht ohne Bewegung und Charakterschilderung, und was am meisten anspricht, ist die dahinein verwobte Ironie auf die Fadheit und Brutalität des adeligen Junggesellenlebens und -Treibens in den großen Residenzen und um diese. Der Verf. scheint viel in Berlin gelebt zu haben; die Pferderennen mit und ohne Hindernisse, die Gardeoffiziere und die Romantik der preußischen Landräthe scheinen ihm ziemlich geläufig zu sein.

Anlangend die dritte Novelle, von Storch: „Die schöne Komödiantin", so wird sie eines guten Eindrucks auf ihr Publicum gleichfalls nicht verfehlen und gehört noch immer zu den bessern Opusculis dieses fleißigen Romantikers. Storch hat am meisten Talent für die Details der Novelle. Er sollte dieses Talent mehr in Anspruch nehmen und dafür desto weniger solche Güter ausbeuten wollen, die ihm ein- für allemal verschlossen sind. Das en gros der deutschen Novelle zu handhaben, verstehen jetzt nicht drei deutsche Novellisten. Aber daß es sich im Detail dieser Novelle vortrefflich und gar sehr belohnend arbeiten läßt, haben uns mehr einzelne Erscheinungen dieser Art als die Dichter selbst (in ihrem consequenten Wirken) bewiesen. So gibt es denn auch für die Novelle Engrosheiden und Detailheiden. Die Erstern verun-

Digitized by Google

glücken fast immer, während die Letztern oft unwillkürlich recht gut gerathen. Glücklich und klug ist der Novellist, der sich heutiges Tages auf Engroshelden gar nicht einrichtet. Denn leider, leider wird die moderne Dichtung grade da am lächerlichsten, wo sie am grandiosesten zu sein glaubt. Ein solcher Detailheld nun, der gar nicht zu verachten, ist in Storch's Novelle der Komödiant Feigenspan, so eine Art modernes Falstäffchen, nur daß der Theaterputz ein wenig vorflunkert. Die Novelle spielt zu Anfange des 18. Jahrhunderts. Was ihr als historisches Ereigniß zur Basis dient, ist jene noch immer nicht genugsam aufgeklärte Ermordung des Grafen v. Königsmark am Hofe des Kurfürsten von Hanover, und die schöne Komödiantin Storch's ist eben jenes Fräulein v. Molck, welches in der Intrigue Königsmark's und der Kurprinzessin historisch eine so wichtige Rolle spielte und durch den, gleichfalls in das Interesse der Dichtung hereingezogenen Architekten Grumbhart aus dem gräflichen Thurmgefängniß zu Nienburg befreit wurde. Ein Theil der mannichfach verwickelten Novelle spielt in Rußland, und Zar Peter hat in höchsteigner Person Antheil an der Entknotung des Ganzen. Die beste Figur aber bleibt Feigenspan, der Titulargemahl der schönen Komödiantin, in welcher wir zugleich auch die wirkliche Gemahlin eines russischen Woiwoden und die wirkliche Verlobte eines russischen Stolniken erkennen.

Von Gabriel Seidl finden sich in dem Taschenbuche einige ansprechende Gedichte. Die Stahlstiche sind nicht übel.

9. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von Castelli.

Dies Taschenbuch enthält zuvörderst viele Gedichte, von Feuchtersleben, Lenau, Hammer-Purgstall, Seidl, Vogl, Frankl und andern minderbekannten Verfassern. Das gelungenste dieser Gedichte ist unstreitig: „Der arme Cordonist", von N. Vogl, eine Ballade, die, wenngleich modern gedacht, dennoch diesen Namen vollkommen verdient. Der Cordonist ist nämlich ein Soldat, der sich beim Detachement des Pestcordons befindet und auf der Höhe postirt ist, um den Heraufweg aus dem Thal, wo die Pest wüthet, abzuschneiden. In dem Thal aber wohnt seine alte Mutter, die wohl weiß, daß ihr Sohn unter dem Gewehr steht, und sich aus dem Nachtgrauen der Pest mächtig zu ihm hinaufsehnt nach der lichten gesunden Höhe.

So klimmt sie wol den Berg hinan,
Umtobt von Windesgebraus;
Es trieft der Schweiß ihr von der Stirn,
Der Athem geht ihr aus.

Es ist Nacht, und der Cordonist kann nicht sehen, wer naht; nur rascheln hört er's im Gebüsch. Er ruft sein Werda; aber, großer Gott, der Athem ist ja der alten Mutter ausgegangen; der Sohn ruft sein Werda zum zweiten und dritten Mal; jetzt will das Mütterchen wol Antwort geben, aber da knallt schon das Gewehr; die alte Mutter liegt in ihrem Blute — und dies ist nun

Der arme Cordonist,
Der niemals lacht und weint;
Es scheint sein Herz wie Eisen fast,
Sein Antlitz wie versteint.

Säbel und Flinte sind wie Gold so blank, und der Schnurrbart „steifgewichst, sodaß kein zweiter ihm gleicht"; aber das Angesicht bleibt dessenungeachtet von Stein, das Herz von Eisen, und das Auge, dem Thränen Wohlthat wären, bleibt immerdar trocken. In der That ein schönes Gedicht, und wahrhaft köstlich darin ist die leise, unbewußte Ironie auf die deutschen Schnurrbärte überhaupt und auf jenen curiosen, graulichen Weltschmerz, dessen versteintes Antlitz zum Knecht Ruprecht der deutschen Poesie geworden ist, und der mit jenen Schnurrbärten in so intimer Beziehung steht.

In einem andern Gedicht verhöhnt Lenau die heutige Tageskritik. Mag es gleich in der Wahrheit begründet sein und seine volle Beziehung finden, was er auf S. 379 sagt:

Glaubt Ihr denn, Ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach Eurer Weisheit richte?
Ha! Ihr wollt als Ellen Eure Krücken
Kindisch messend an die Geister drücken,
Und indem Ihr mit der Krücke schaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt Ihr Eurer lahmen Wucht die Stütze,
Und Ihr stürzet platschend in die Pfütze.

so ist es doch seinerseits ebenso wahr, daß die Poesie am besten thut, auf dergleichen Ausbrüche des Unwillens von Haus aus zu verzichten; denn der Unverstand in seiner traurigen Blöße braucht nicht verspottet zu werden, und wiederum sind jene Spuren reiner Forschung und tiefern Verständnisses, die wir hier und dort wahrnehmen, zu ehrenwerth und preiswürdig, um sie ohne Trauer einer etwaigen Verwechselung mit jener literarischen Lumpenhaftigkeit ausgesetzt zu wissen. — Was die „Nüsse zum Aufknacken für schöne Zähne" betrifft, welche am Schluß des Taschenbuchs Heinrich Adami darbietet, so sind es fast lauter taube Nüsse, die sich des Aufknackens Mühe nicht verlohnen; man müßte denn etwa solch armseliges Zeug wie Nr. VII:

Aus Ritterbüchern bin ich dir
Mit F recht gut bekannt,
Und bin mit T auch ziemlich nah
Mit dir, mein Freund, verwandt,
Mit Z lieg' ich im Ocean,
Mit K schweb' ich am Rand,
Mit D werd' unter Dichtern ich
Stets ehrenvoll genannt —

für baare Münze nehmen. Herr Adami, Sie sind kein Dante der Räthselkunst!

Außer den Gedichten bietet das Taschenbuch fünf kürzere Novellen, unter denen nur die „Drei Abende im Hôtel H...", von Louise Beck, sich einiges Interesse von Seiten der Leser werden versprechen dürfen. Eine geistreiche Gesellschaft hat sich an drei Abenden in dem Hause der gleichfalls sehr geistreichen Gräfin H... versammelt und fördert aus ihrem Schooße bei jeder Abendsitzung eine Geschichte zu Tage zum Nutz und Ergötzen der geistreichen Gesellschaft. Die drei Erzählungen bewegen sich sämmtlich in dem Genre des Überpikanten, sind aber eben deshalb um so anziehender für alle diejenigen Cirkel, welche sich jenem geistreichen ihrer Beschaffenheit nach nähern. Die erste Erzählung handelt von einem

Digitized by Google

jungen Hauptmann, welcher späterhin Oberst wurde und sich als solcher in der Gesellschaft ranzionirt, von einem spanischen Felsenschlosse, einer schönen Befreierin aus demselben, einer abgehauenen Hand und einem funkelnden Brillantring, welche Ingredienzen sämmtlich zusammengehören und zu Heil und Hochzeit führen. Die zweite Erzählung, vorgetragen von einem jungen Künstler, dergleichen ja in geistreichen Cirkeln nicht fehlen dürfen, spielt in der Schweiz und handelt von Liebe und Eifersucht, dem uralten Thema, das in Dichtung und Wirklichkeit nicht ausstirbt. Die Helden sind zwei Gemsenjäger, Arnold Reting und Kunz Kuruth, welche Beide ein Mädchen lieben, das dem beglücktern Arnold zu Theil wird. Nun weiß man schon den Schluß. Rache ist seine Losung. Arnold verschmachtet, er verhungert hoch auf der Alp, auf kahler, unzugänglicher Felseneinöde, die ihm zu verlassen unmöglich ist. Kunz, der böse Eifersüchtige, hat ihm solches angestiftet, hat ihm den Gemsbock geraubt, womit der Unglückliche vielleicht sein Leben hätte fristen können. Aber dafür muß Kunz die Foltern des Gewissens erleiden und irrt lange Jahre ruhelos wie ein gefürchtetes Gespenst in den Felseneinöden umher, immer jene furchtbare Stelle umkreisend, wo der unschuldige Arnold auf sein Anstiften den grausamen Tod gestorben war. Dergleichen Objecte sind nicht übel; sie frappiren die geistreiche Gesellschaft, und die minder geistreiche, die ja, genau genommen, unser Taschenbücherpublicum bildet, noch weit mehr. Finsterer Menschen- und Familienhaß ist das Thema der dritten Erzählung, welche in Skandinavien spielt und von einem Legationsrath erzählt wird. — „Die Nebenbuhler", von Hermann Meynert, die zweite Novelle dieses Taschenbuchs, ist ganz unbedeutend in jedweder Beziehung. Zwei Nebenbuhler, die eben nichts sind als Nebenbuhler, und deren Einer den Andern im Ingrimme mit der Büchse erschießt. Eine übermatte Geschichte ohne allen Reiz. — Als widerwärtig ist dagegen die dritte Novelle: „Die Braut von Botany-Bai", von Xaver Told, wenigstens ihrem Tone nach zu nennen. Ein junger Dandy aus London fährt mit dem Verbrecherschiffe nach Neusüdwales, um sich aus darocker Laune von dorther eine Braut zu holen; diese findet er auch wirklich in der unvergleichlichen Person der Miß Ewarton, welche alles Wünschenswerthe in sich vereinigt, nur mit dem kleinen Makel, daß auch sie von einer Verbrecherfamilie abstammt. Aus diesem Grunde will anfangs der Vater des jungen Mannes durchaus nichts von der Verheirathung wissen, allein die Einwilligung findet sich doch, als Richard vom Gram schier aufs Sterbebett geworfen wird. Da kommt denn bei so bewandten Umständen der Liebvater schleunigst aus Altengland daher, segnet die Ehe mit dem reizenden Verbrechersprößling und entreißt so den Sohn dem Rachen des Todes. Die Darstellung ist forcirt, der Stoff unersprießlich-eintönig. — Die vierte Novelle von Emanuel Straube führt den Titel: „Der Rächer", und verspricht im Anfange mehr, als sie in der Folge leistet. Ein gemeiner Verführer zerstört das Lebensglück zweier Verlobten und verursacht den Tod der Braut. Der Bräutigam, ein Offizier, zieht aus, den Verführer zu finden und Rache an ihm zu nehmen; aber das Schicksal spielt das Prävenire und liefert den lumpigen Don Juan, der nebenbei ein gemeiner Gauner ist, der Gerechtigkeit in die Hände. Der Held der Geschichte, nämlich der Rächer, hat noch überdies die Genugthuung, daß er sich auf seinem erfolglosen Rachekreuzzuge eine andere Braut erobert, die zwar anfangs stumm ist, am Ende der Geschichte aber die Sprache erhält, sodaß also gebührenbermaßen das Glück des Rächers keine Grenzen findet. — Den Schluß macht eine kleine italienische Novelle, bearbeitet von J. Netwald: „Der Rothfels." Sie ist in ihrer stillen Kürze nicht ohne Reiz. Zwei Liebende, die in der Nähe des Comersees wohnen, werden durch Vaterhärte voneinander getrennt. Vor Gram über diese Trennung erkrankt Carlo und bescheidet in einem Briefe die Geliebte zu sich, um sie noch einmal zu umarmen. Die Wanderung ist weit, sie führt einen steilen, gefährlichen Pfad über das Gebirge. Dennoch tritt sie das Mädchen an, aber sie erreicht ihr Ziel nicht; eine Felsenkluft verschlingt sie für immer. Carlo erfährt erst nach Wochen, da er bereits genesen, das traurige Ende der Geliebten. Er beschließt, sein Dasein auf jener Bergeshöhe zu enden, von wo die Geliebte herabgestürzt ist, und wird dort eines Tages als verstümmelter Leichnam wiedergefunden. Bären hatten ihn zerrissen. An der Darstellung der Novelle ist das auszusetzen, daß die Naivetät des Italienischen nicht deutlich genug hindurchblickt. Von den Stahlstichen sind diejenigen als gelungen zu bezeichnen, in denen die weißliche wiener Manier nicht vorherrscht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Von Madame de St.-Marie erschien ein Roman in zwei Bänden: „Ketty Leinster, ou l'oubli de soi même." Die französische Kritik will in diesem Romane etwas Deutsches finden, jene Reinheit der Intention und Empfindung, welche die Mitgift der Deutschen seien und von den französischen Schriftstellern zu sehr miskannt würden, weil sie den geheimen Reiz der deutschen Sentimentalität zu fühlen nicht fähig wären. Indeß leide der Roman an den Fehlern der deutschen Romantik überhaupt, an zu großen Längen und übertriebener Empfindsamkeit. Madame de St.-Marie, wird gesagt, verfolge hier denselben Weg, welcher den kleinen Büchern des Kanonikus Schmid einen so großen Erfolg zugesichert habe, indem sie den Versuch mache, die durch so viele düstere und unsittliche Ausgeburten der französischen Romantik erschöpften Leser für rührende Scenen, die Darstellung einfacher Sitten und gefühlvolle und religiös gestimmte Charaktere zu interessiren. Ketty Leinster, die Hauptheldin, ist selbst eine gefühlvolle Deutsche, die während der französischen Invasion einen Arzt von der Napoleon'schen Armee heirathet. Der Franzosenhaß ihres Oheims ist das romantische böse Element im Buche; da jedoch dieser Oheim von Herzen und Charakter ein braver und guter Mann ist, so löst sich Alles zur gegenseitigen Zufriedenheit auf. Der Styl ist nicht durchgehends von gleichem Werth und nicht immer leicht und elegant. Die Fülle des Sentiments muß ersetzen, was dem Buche an Fülle des Stoffes abgeht. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 355. — 21. December 1838.

Die Taschenbücher für 1839.
Vierter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 354.)

10. Rosen und Vergißmeinnicht.

Dieses Taschenbuch, welches überhaupt nur Prosaisches darbietet, enthält drei Novellen. Die erste: „Macht des Gesanges", abermals von Bernd v. Guseck; die zweite, von Ludwig Rein, führt den Titel: „Die Templer, historische Novelle aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts"; die dritte Novelle: „Othmann, der befiederte Pfeil", hat zum Verfasser den Herausgeber, Herrn Robert Heller. Die vorzüglichste unter diesen drei Novellenspenden ist noch immer die erstere von Bernd v. Guseck, so Manches sie auch noch in künstlerischer Beziehung zu wünschen übrig läßt. Es ist nicht zu leugnen, daß hier etwas verworrene Motive walten, und die Anlage überhaupt ist ein wenig confus. Eine jugendliche Mutter, zuerst von der Indiscretion ihres leidenschaftlichen Liebhabers prostituirt, hierauf durch den Schreck über die rücksichtslose Strenge ihres ältlichen, beleidigten Gemahls getödtet, bildet die eine Seite der etwas forcirten Dichtung; die andere Seite wird vorgestellt von der blutjungen, heftigen, romantisch-überspannten Tochter Lucie und ihrem stillen Verehrer, einem Grafen, welcher als Gegenstück zu dem Liebhaber der Mutter die Discretion selbst ist. Die Macht des Gesanges ist eigentlich bei bei dieser Dichtung eine große Nebensache. Sie tritt nur etwas seltsamerweise in einem einzigen Moment am Schlusse hervor, wo die von Zehsen's Liebesbrief an die Mutter, den der Zufall ihr in die Hände gespielt, tief empörte Tochter im Begriff ist, sich von einem Felsenvorsprunge herabzustürzen. In diesem Momente tönt ein feierlicher Gesang der Bergleute zu ihr herauf, der den Aufruhr ihres Gemüths beschwichtigt und sie zu mildern Entschließungen stimmt. Die Novelle zeigt Spuren von psychologischem Talente, streift aber sehr nahe an Das, was man blasirt nennt. — „Die Templer" des Herrn Ludwig Rein und der „Befiederte Pfeil" des Herrn Robert Heller gleichen einander an Breite und Weitschichtigkeit. Namentlich herrscht in der letztern Erzählung eine wahrhaft unermeßliche Langeweile. Hier ist Alles grandios gedacht und doch entsetzlich langweilig. Die Goethe'schen Mottos über den einzelnen Abschnitten gemahnen uns wie leise Selbstironie des Verfassers. Der locale Hintergrund konnte nicht großartiger gewählt werden: der Nil, die Pyramiden, Kahira, Beduinen, das Delta, eine Steppe, eine Wüste, ein Naturforscher, der Kräuter und Schmetterlinge sucht, Bazars, Neger, Kopten, antike Tempelruinen, nächtliche Fluchten und Angriffe u. s. w., dies Alles war nicht zu verwerfen; allein die Phantasie des Verf. wirkt so seltsam negativ, daß diese gewaltigen Objecte und höchst eigenthümlichen Staffagen auch wieder langweilig werden. Auch an geistvollen Betrachtungen fehlt es nicht, wie z. B. diese ist: „Für die Bewohner welches Riesensternes sind wir Menschen vielleicht nichts als Infusionsthierchen, die in einem Thautropfen schwimmen, der am Halme hängt, bis ihn ein Sonnenstrahl verdunstet"; und dennoch, dennoch vermögen auch diese Meditationen nicht den Überdruß des Lesers zu bannen. Sie verdunsten gleich jenem Infusionsthierchen, und die ganze Novelle wird wahrscheinlich diesen Verdunstungsproceß erfahren. Tröste sich der Verfasser! Ein deutscher Dichter muß nun einmal seinen Becher austrinken, da hilft kein Gott dawider! — Etwas minder langweilig sind „Die Templer" von Rein. Diese Novelle schildert den Proceß und die Hinrichtung des Großmeisters Molay und vieler andern Tempelherren unter der Regierung Philipp's des Schönen. Dieser historische Hintergrund thut etwas, um die Monotonie der Darstellung zu mildern, die im Ganzen sehr am Ungeschick kränkelt. Von Charakteren ist keine Rede; es treten nur Personen auf, von denen uns die Geschichte meldet, sie seien Charaktere gewesen. Seltsam doch, daß es uns modernen Deutschen mit dem historischen Romane durchaus nicht glücken will. Es ist, als ruhe ein Fluch auf diesem Genre! Die Stahlstiche sind in artistischer Beziehung genügend und jedenfalls weit vorzüglicher als die poetischen und poetisirenden Erläuterungen, welche der Herausgeber, Hr. R. Heller, ihnen beizugeben für gut befunden hat.

Über das nun folgende, der ganzen Lesewelt wohlbekannte Taschenbuch:

11. Vielliebchen für 1839. Von A. v. Tromlitz.

wüßten wir, da die Manier des Herausgebers und Verfassers so gar geläufig ist, nur wenig zu sagen. Dasselbe enthält drei Stücke, nämlich: „Die Rechberge", eine Erzählung aus dem Zeitalter Kaiser Friedrich's, des zwei-

Digitized by Google

ten Hohenstaufen; eine Erzählung, von welcher sich nichts Flüglicheres sagen läßt, außer daß ihr keines der Tromlitz'schen Ingredienzen abgeht. „Ist mir denn keine Ruhe auf dieser Erde gegönnt!" spricht Kaiser Friedrich gleich am Eingange, „das Fenster aufreißend und über das herrliche Palermo hinüber nach dem brausenden Meere schauend." Da haben wir gleich den ganzen Tromlitz, wie er leibt und lebt. Im Laufe der Novelle erfahren wir von Rittern und Reisigen, von Papst und Cardinälen, von tückischem Verrath und Vergiftung, von dem Ende des großen Kaisers, von schönen Frauenbildern und insonderheit von den beiden Rechbergen, den Helden dieser Geschichte, und ihrer unerschütterlichen Vasallentreue bis zum Tode. Lauter treffliche, effectreiche Dinge, die auch in einer Tromlitz'schen Erzählung ihre Wirkung nicht verfehlen. Auf die beiden „Rechberge" folgen „Bilder und Scenen aus den Jugendjahren der Königin Maria Stuart", die wir als weit vorzüglicher anzusprechen dürfen. Die Objecte sind hier freilich die bekannten: Rizzio, Darnley, Bothwell, Lindsay's und Morton's Verschwörung und das für die leichtsinnige Königin so traurige Resultat derselben. Allein diese bekannten Ereignisse sind hier anmuthig genug geordnet, gruppirt und dem Interesse des größern Publicums auf die geschickteste Weise genähert, ohne daß darum der Wahrheit der Geschichte ein allzu großer Eintrag geschähe. Den Beschluß des Taschenbuchs macht eine kurze Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges: „Die schwere Wahl", die seltsame Geschichte zweier Brüder, welche sich beide in die Pflegetochter ihres Vaters, eines wackern Böttchermeisters zu Prag, verlieben und, da diese, mit Namen Bärbchen, zwischen Beiden zu wählen sich weigert, sich verabreden, miteinander in den Krieg zu ziehen. Das Unglück fügt es, daß Beide zu dem Küraſſierregimente Madlo kommen, welches in einem Gefechte durch Ausreißen seine Fahne beschimpft. Der strenge Piccolomini hält Kriegsgericht: die Offiziere bis zum Cornet sollen gehangen und die übrige Mannschaft soll decimirt werden. Da wählt auch das Schicksal selbst nicht unter den beiden Böttcherföhnen, und beide ziehen das Todesloos. Auf Bärbchen's und des unglücklichen Vaters flehentliche Bitten will der Erzherzog von Östreich einen von beiden Brüdern begnadigen; aber nun soll Bärbchen abermals unter ihnen wählen und weigert sich dessen abermals standhaft. Da begnadigt der gerührte Erzherzog zuletzt Beide, und Bärbchen, die von ihrem Grundsatze nicht lassen will, entschließt sich, ins Kloster zu gehen. Die kleine Novelle ist ein echter Tromlitz, der bei Frauen Glück machen wird.

Wir sagen noch ein Schlußwort über den Inhalt eines fünften, gleichfalls vielgriefenen Taschenbuchs:

12. Vergißmeinnicht, herausgegeben von C. Spindler.

Der talentvolle und unerschöpfliche Herausgeber liefert darin zwei Erzählungen. Die erste: „Der Sklave Cäsar und seine Familie", schildert die Schicksale und die unabwendige Treue eines edeln Negersklaven gegen seinen alten Herrn, den Pflanzer, der aber sein Vermögen ruinirt hat und aus Haus und Hof hat wandern müssen. Cäsar und sein Negerweib Albe sind die Helden des Stücks, welche nach schwerer Prüfung endlich wieder mit ihrem theuern Herrn vereinigt werden, der in ihrer Treue Ersatz findet für einen ungerathenen Sohn, welchen er hat verlassen und aufgeben müssen. Die Schilderungen in dieser Novelle sind lebendig und wahrheitsvoll, die Effecte mit Maß verwendet; es regt sich auf erfreuliche Weise die Charakterstikk und die Gestaltung, die Personen haben Kern und Mark, und unter ihnen bildet namentlich der Sklavenhändler und Methodist, Herr Azariah Snatchbone, ein so ergötzliches und plastisches Bild eines Heuchlers im amerikanischen Kaufmannsstyle, als man nur immer von einer Nebenfigur erwarten kann. „Flammen unter Schnee", diesen Titel führt die zweite Erzählung, in der Anlage tiefer und verdienstvoller als die erste, aber als Ganzes weniger durchgearbeitet und geschlossen. Kein Wunder, hier galt es ein weit innerlicheres Object; es galt hier, darzustellen, wie in der vertrockneten menschenfeindlichen Seele eines Greises noch einmal die Leidenschaft der Liebe mächtig auflodert, wie sie, die Flamme, unter diesem Schnee des Greisenalters wühlt und gährt, tobt und gährt, bis sie endlich als schauerlicher, verzehrender Brand, als Glut des Verbrechens unaufhaltsam herausschlägt. Der Doctor Rauwolf ist dieses vom Dämon der Leidenschaft heimgesuchte Greisengemüth, eine vortrefflich gedachte und wahrhaft poetisch construirte Novellengestalt. Gertrud, der reifende Gegenstand seiner entsetzlichen Neigung, die Zünderin dieses ungeheuren Brandes in einer morschen Greisenseele, ist zu schlaff, zu passiv gehalten und zeigt dabei etwas von moderner Starrköpfigkeit und Caprice, was nicht wohl zur ernsten, tragischen Anlage der Novelle stimmt. Der Doctor endigt, wie natürlich, im Wahnsinne; denn ein alterschwacher Geist, wenn die Furie der Leidenschaft in ihn einkehrt, erträgt den furchtbaren Gast nicht lange; er zerbricht, zerberstet und weist solchergestalt wiederum den Lauf der Natur in seine alten, ewigen Rechte. Weil aber eben der Gegenstand dieser Dichtung jener greuliche Widerspruch war, der sich dem Naturlaufe, in welchem nur die Jugend der Jugend angehört, sündhaft entgegenstellt, so hätte der Verfasser darin das Dämonische mit größerer Energie müssen vorherrschen lassen, als geschehen ist. Dieser Dämonismus der unnatürlichen Leidenschaft mußte aber freilich schon an der Art und Weise scheitern, wie Gertrud gedacht ist. Hier ist zu viel Frost und Passivität, und darum fehlt es an dem mächtigen Gegendrucke. Dessenungeachtet ist diese Novelle von Spindler unter allen hier besprochenen die einzige wahrhaft poetische, und so konnte sie der Ref. bei der Lecture gewissermaßen als ein remedium doloris betrachten, jenes Schmerzes, oder besser jenes Widerwillens nämlich, welchen der Anblick von so viel Unpoesie, die dennoch nicht abzuweisen war, in ihm erregt hatte.*)

L.

*) Der fünfte Artikel folgt im Januar. D. Red.

Digitized by Google

Brougham.

Auch das „Athenaeum“ hat über Brougham und sein neuestes berühmtes Werk seine Stimme abgegeben. Das Benehmen des Lords in jüngster Zeit brachte ihn in eine schiefe Stellung, er sieht sich überall angefeindet und verdächtigt von fast allen Parteien zurückgestoßen, fast wie einen Verräther des Vaterlandes behandelt, und alles Das verdankt er seiner großen überragenden Geistesstraft, mit der er sich über alle Parteien zu erheben weiß. Brougham zählt nicht mit Andern, er hat seinen eigenen Nennwerth, er ist nicht Bruchtheil eines Ganzen, er ist ein Ganzes selbst. Er hält alle Parteien unter Aufsicht und controlirt sie; sein Scharfsinn entdeckt schnell und leicht an den Worführern aller Parteien, was man Thörichtes begangen hat oder im Begriff ist zu begehen. Er ist für die Lords Cato der Censor und ihnen deshalb allerdings unbequem. Persönliche Gereiztheit mag freilich hinzukommen; sie hat aber nur seinen Scharfsinn zugespitzt und ihn jener isolirten Stellung zugewiesen, die auch ihre Wahrheit hat. Das „Athenaeum“ denkt von Brougham allerdings nicht so milde, und wenn wir sein Urtheil hier abschreiben, so geschieht es nicht darum, um es zu bestätigen und als ein in jeder Hinsicht treffendes zu geben. „Brougham's Werk“, sagt das „Athenaeum“, „wurde mit Heißgier erwartet und wird mit Heißgier gelesen werden. Die Ankündigung historischer Einleitungen ließ ein süßes Festmahl pikanter Persönlichkeiten erwarten, wie sie neulich in den Artikeln des „Edinburgh review“ aufgetischt wurden, und wir müssen erst das Publicum seinen Durst stillen lassen, ehe wir uns erlauben, über die Reinheit des Wassers Untersuchungen anzustellen.“ Dieser ausweichenden Erklärung schickt der Reviewer eine Phalanx scharfer Zeilen und bitterer Klagen über Lord Brougham's persönliches Treiben voraus, nicht um etwa den literarischen Werth und die Gediegenheit von Brougham's Schriften in Abrede zu stellen — denn das ist eben nicht die Achillesferse des berühmten Mannes —, sondern um dem Leser den Genuß durch die Betrachtung zu verleiden, daß alle die bewunderte Redegewandtheit und die furchtbare Macht des gelehrten Lords seinem Vaterlande nicht den geringsten Nutzen gebracht hat. Brougham, heißt es, sei in der politischen Debatte, vielleicht auch als Redner, der erste Mann seiner Zeit. „Erfahrung, ungeheure Kenntnisse, Worte und Sarkasmen stehen ihm jederzeit zu Gebote, dabei läßt er sich weder durch eine persönliche, noch durch eine politische Rücksicht hindern; aber eben darum“, fährt der Mann des „Athenaeum“ fort, „ist er kein Staatsmann im vollen, klein Philosoph im besten Sinne des Worts. Für die Nachwelt hat er weder Schätze der Weisheit in seinen Reden aufgehäuft, noch eine einzige nützliche Maßregel durchführen helfen. Sein einziges Ziel war die öffentliche Gunst, und in der That hat noch Niemand den prophetischen Instinct desselben, mit welchem Lord Brougham die nächste künftige Volksrichtung erräth. Der eigentliche Antrieb aller seiner Handlungen ist ein sicherhafter Durst nach Beifallsgeräusch und rein persönlicher Ehrgeiz. Wenn er jetzt dem Volke am meisten schmeichelt, so geschieht es nicht mit Beachtung von Zeit und Umständen, der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Erfüllung, sondern rein in der Absicht, seinen Collegen furchtbar zu werden und, wenn ihm das Glück wohl will, Lord Melbourne's Ministerium zu stürzen. Brougham will sich gegen die Anklagen, die sich von allen Parteien der gegen ihn erheben, in diesen Schriften vertheidigen; aus seiner Rechtfertigung aber entstehen neue Klagen gegen seine Widersacher, und statt sich selbst rein zu waschen, beschmutzt er seine Gegner; alle seine sich widersprechenden politischen Wendungen und Feldzüge schiebt er auf den Abfall und die Treulosigkeit seiner frühern Collegen.“ Das „Athenaeum“ theilt sodann reichliche Auszüge aus den historischen Einleitungen zu seinen Reden mit. Brougham spricht darin von sich, wie Julius Cäsar, in der dritten Person. Das Ministerium Lord Grey's im Gegensatze zu dem Lord Melbourne's hingestellt, das Benehmen der Tories und der Kirche bei dem berüchtigten Proceß der unglücklichen Königin Karoline, hebt Vergleichungen ihrer Popularität mit der Popularität der jetzigen Königin Victoria bilden den Hauptgegenstand der angeführten Stellen. Auch ein kurzes politisches Glaubensbekenntniß, worin sich Brougham für kurze Partamente, Ausdehnung des Wahlrechts u. s. w. erklärt, fehlt nicht und wird durch schlagende Randglossen gerechtfertigt. Im Ganzen ist der Styl dieser Einleitungen ruhig und klar, wie er dem Historiker geziemt; nur zuweilen glaubt man den schneidenden Ton des gefürchteten Redners zu hören, dem Kampf und Streit mit allen Parteien — wie nämlich das „Athenaeum“ behauptet — so unentbehrlich sind als das Athemholen. Einige Charakteristiken, die, so viel uns bewußt, in Deutschland noch nicht bekannt sind und die wir dem „Athenaeum“ vorzugsweise herausgeboben werden, theilen wir hier mit, nämlich eine Parallele zwischen Canning und Ward (Lord Dudley).

„Canning und Dudley“, sagt Brougham, „waren als Gegner sehr furchtbare Talente. Beide waren mit ausgebreiteten Kenntnissen, mit aller Macht eines scharfen Verstandes und lebhafter Phantasie wie mit aller Verfeinerung classischer Bildung ausgerüstet und unterschieden sich nur durch den Hörgenau, die zu welchem ihre Tüchtigkeit in der Leitung der Staatsgeschäfte durch Übung und Umstände sich erhoben hatte. Canning's Vortrag war gewaltiger; Lord Dudley hatte originellere Phantasie und schärfern Witz, obgleich auch Canning an Witz und Humor seine meisten Zeitgenossen übertraf. Übermüthig hat auch Byron bei Gelegenheit seines grimmigen Todtengerichts, das er in der Person eines Gesangs des „Don Juan“ über Castlereagh hält, Canning einen Hinkefuß und sogar Dichter genannt, und Canning war damals noch ziemlich torysisch.) Dudley führte seine Beweisführung mit enthaltenderm Scharfsinn aus; Canning ersparte sich die Mühe einer weitläufigen Argumentation durch die Fertigkeit, mit der er oft seinen Satz so stellte, daß der streitige Gegenstand entschieden war, ehe noch der Gegner seine Waffen bloßgestellt sah. Beide bereiteten sich auf größere Reden mit besonderer Sorgfalt vor und schrieben mehr als vielleicht irgend ein moderner Redner; nur hatte Canning eine Stärke im Debattiren aus dem Stegreife, die Dudley entweder nicht erlangen konnte, oder nie zu erproben wagte, und was das Bewunderungswürdigste ist, er wußte die Stellen, welche die Begeisterung des Augenblicks ihm eingab, mit den vorbereiteten Theilen der Rede zu einem Ganzen so künstlich zu verbinden, daß selbst das erfahrenste Auge keine Naht daran bemerkte. Was die Geistesstraft und jene Festigkeit des Entschlusses betrifft, die den Staatsmann und den Mann überhaupt machen, so ist zwischen ihnen kein Unterschied. Beide hatten ein eigenthümlich reizbares und empfindsames Temperament, welches sie selbst im Geheimcabinete nicht verließ. Doch hatte diese Schwäche bei Canning ihre Grenzen, nicht so bei Lord Dudley, dessen, wie sich später erwies, zerrüttetes Nervensystem den nachtheiligsten Einfluß auf seine politische Laufbahn wie auf sein Privatleben hatte. Eine Unfähigkeit, feste Entschlüsse zu fassen oder standhaft zu behaupten, ein Schwanken, das seine Urtheilskraft wie seine Empfindungen befiel, waren die Folgen dieses krankhaften Zustandes, und so geschah es, daß ein so hochgestellter Mann bei allen Nature und Glücksgaben und all seinem beneidenswerthen Rufe aus dem Leben ging und weniger für das Geschick seiner Mitmenschen gethan hatte, als Hunderte jener Alltagswesen, auf die er täglich mit vollem Rechte stolz herabsah. Die meiste Kraft entfaltete sein Genius im J. 1827 bei seiner kurzen Verwaltung des Auswärtigen, und bei seinen standhaften und unerbittlichen Angriffen auf die Parlamentsreformbill.“

Nach dieser Parallele zeichnet Brougham eine kurze Skizze von Huskisson, der mit den vorigen Briden ein Parteikleeblatt ausmachte. „Wenige Männer“, sagt Brougham, „haben mit so wenig äußern Mitteln, die beim Volke, bei den Adeligen und Reichen beliebt machen können, einen so großen Einfluß im Lande erlangt als Huskisson. Er hatte von Natur keine fließende Rede, und auch die Übung konnte ihn zu

Digitized by Google

keinem gewandten Sprecher bilden. Sein Betragen war eigenthümlich abstoßend, seine Bemerkungen schienen berechnet, eher Mißtrauen als Zutrauen zu erwecken. Dennoch erlangte er eine solche Stellung im Unterhause, daß man ihm wie dem vollendetsten Redner lauschte, und über die Fragen, die er hauptsächlich besprach, Gegenstände des Handels und der Finanzen, ließ er sich mit einer fast orakelhaften Sicherheit des Erfolges hören. Diese Stellung verdankte er der gründlichen Kenntniß, die er von seinem Gegenstande besaß, der Klarheit seines Verstandes und der Schärfe, mit welcher er die Schwäche seines Gegners darzuthun und seine eigne Doctrin zu erklären wußte. Aber was politische Lauterkeit betrifft, stand er bei seiner Partei sehr hoch. Er hatte nämlich ihre lobrünstige Vorliebe für Amt und Anstellung, die das Laster seiner ganzen Partei war und ist. Er nahm Amt für Macht und hing am Besitze einer bloßen Anstellung, wenn er auch dabei nicht die Autorität hatte, seine Mißregeln durchzuführen, was allein einem Patrioten eine Anstellung wünschenswerth machen kann. Und doch, wer Einen oder den Andern seiner drei politischen Männer kannte und nun ihre Nachfolger sieht, wird mit Recht seufzen und ausrufen: „Quam multo minus est cum reliquis versari, quam meminisse tui!“

Von Sir James Mackintosh entwirft Brougham folgende Skizze: „Mackintosh hat sich um die Whigpartei und sein ganzes Vaterland durch seine Geistesform verdient gemacht; aber es wurde ihm für seine Mühe sauer. Dieser liebenswürdige Reformer war ursprünglich Arzt, dann Vertraut mit Moral- und Naturphilosophie, und widmete die schönsten Jahre seines Lebens der Gerichtshöfe. Seine körperliche Constitution hatte durch den Aufenthalt in Indien stark gelitten. Sehr spät trat er in das Parlament, und obgleich ein sehr fähiger, wohlunterrichteter Sprecher, der zuweilen das Publicum durch glänzende Leistungen überraschte, hatte er im Ganzen doch keine Kraft im Debattiren, da seine Manier mehr rhetorisch als eigentlich oratorisch war. Zudem mochte wol sein mildes Benehmen und die Sanftheit seiner Natur den Groll seiner Gegner entwaffnen, erschlaffte jedoch auch den Eifer seiner Freunde; er ermangelte jenes politischen Muths, welcher den Verbündeten Vertrauen einflößt und den Widerstand der Feinde niederhält, jenes Takts und jener Gelenkigkeit, die seinen Vortheil ersehen geben lassen und selbst aus dem Mißgeschick Nutzen ziehen. So gab er seinen Freunden mehr Aergerniß, als er Feinde gewinnen konnte. Über die Reinheit seines politischen Wandels konnte nie eine Klage erhoben werden. Wenige Männer brachten ihrer Partei so viele Opfer, so lange sie außer Macht war, und wurden so sehr hintangesetzt, wenn sie wieder ans Ruder kam. Bei seiner Rückkehr aus Indien blieb er trotz der schmeichelhaftesten Anerbietungen von Seiten des Viscount'schen Ministeriums der Whigpartei getreu und verharrte mit ihr bis zu Ende des (französischen) Krieges und 15 Jahre während des darauf folgenden Friedens in einer scheinbar hoffnungslosen Opposition, und als seine Partei endlich siegte, wurden die kleinlichsten, verdienstlosesten Männer, von denen sich sogar einige früher zu torystischen Grundsätzen bekannten, über ihn erhoben. Er war seiner Zeit auch ein Anhänger der großen französischen Revolution; später ging er in seinem Abscheu vor den Jakobinern, seinen frühern Alliirten, weiter als selbst Andere, welche den republikanischen Geist Frankreichs von jeher verdammt hatten, ohne daß er jedoch seinen liberalen Grundsätzen das Geringste vergab.“

Die letzte und größte Skizze, welche das „Athenaeum“ als besonders anziehend mittheilt, ist die von Grattan. Wir wollen, wie vorher, auch hier den historischen Theil der Skizze übergehen, in welchem Brougham mit Begeisterung von dem erhabenen unbeflecken Charakter dieses irischen Tribuns spricht, der zugleich für Altenglands Interessen wie ein Engländer glühte. Nur jene scharfen Linien wollen wir wiedergegeben versuchen, mit welchen Brougham das rednerische Talent des berühmten Mannes zeichnet. „Unter den Rednern wie unter den Staatsmännern seiner Zeit nimmt Grattan einen der ersten Plätze ein. In dem unablässigen Strom seiner epigrammatisch pointirten Rede — ein Strom, auf welchem ungeschickt und darum anmuthsvoll die verschiedenfarbigsten Blumen schwammen — regeß sich das gebrängteste Raisonnement, die lichtvollste Beweisführung, die überzeugendste Entfaltung aller Beweggründe, die auf seine Zuhörer Einfluß haben, und aller Eingelumstände, welche sie aufklären konnten. Sie hörte man einen declamatorischen und heftigen Ton; dann wieder einen vollen Mitleid erwecken, und sein Pathos wurde einfach und rührend; aber es sollte vor Allem ein in Niedrigkeit versunkener, mit Verbrechen belasteter Gegner gestraft oder gestürzt werden, und dann raste er, wie der furchtbarste Sturm, mit allen Bildern des Sarkasmus und allen Donnern der Schmähung. Die Kritik konnte oft nichts Anderes thun, als mit den andern Zuhörern fühlen; sie fand, selbst wenn Grattan endlich zur Reflexion und zum Urtheil einlenkte, nichts Tadelnswerthes, wo nicht den Überfluß an Epigrammen, die jedoch in seinem Munde wieder so natürlich klangen, daß selbst seine Erzählungsweise, seine scharfsinnige Beweisführung und Entfaltung von Principien sich freiwillig in Sinnbilder und glückliche Antithesen zu kleiden schien. Von den Fehlern, die irländischen Rednern angeboren sind, war er meist ganz frei. Zuweilen mochte man eine Phrase für starke Ausdrücke, eine übertreibung der Leidenschaft und eine unstatthaftes Appelliren an den Himmel wahrnehmen, selten eine Übertadung rhetorischer Figuren, noch seltener verworrene und gebrochene Bilder. Aber das ewige Haschen nach weit hergeholten Zierathen, die Verachtung jener weisen Regel, gewöhnliche Dinge auf gewöhnliche Art zu berichten, die affectirte, übertriebene Empfindsamkeit selbst bei dem Kleinsten, die Sucht nach theatralischen Effecten, wo es blos gilt, ein echtes natürliches Gefühl rege zu machen — alle diese Mängel, welche so vielen Talenten eines durch seine angeborene rednerische Anlage berühmten Landes verderblich wurden, suchte man umsonst, wenn sich Grattan erhob. Sei es nun im Senate seiner Heimat oder im englischen Parlamente, welche er nach der Union vertagt wurde. In der Eigenthümlichkeit seiner äußern Erscheinung — er war eine kleine, unbedeutende Gestalt — glich er dem ersten aller Redner, Demosthenes; auch defaß er einen Vorzug vom höchsten Werthe, worin er alle modernen Redner übertraf, jene strenge Mäßigung, die sich begnügt, den entscheidenden Schlag in einem oder zwei Worten zu führen, ohne die Wirkung durch Wiederholungen und Ausweitungen zu schwächen. Im Privatleben war Grattan ein Muster edler Reinheit, liebenswürdig, edelmüthig und schlicht, sein Umgang voll geistiger Würze, frei von Affectation und Bitterkeit. Wer ihn in einer Privatgesellschaft hörte und den ruhigen Ton seiner Rathschläge, die tiefe Weisheit seiner Bemerkungen, den Glanz seiner Ausdrucksweise bewunderte, konnte wol vermuthen, daß er mit dem berühmten Grattan sprechen; aber an dem spielenden Scherze des trefflichen Gesellschafters und seiner unverwüstlichen Heiterkeit mochte es schwer sein den Riesen in der Debatte zu erkennen, der seine furchtbare Macht gegen die Corry, die Duigenan und die Flood geschleudert, aber nicht erschöpft hatte. Dieser ausgezeichnete Patriot starb wenige Tage nach seiner Ankunft in London, Anfangs Juni 1820. Er war in halbsterbendem Zustande gekommen, um seine Pflichten zu erfüllen. Die Leiter der liberalen Partei richteten ein Bittgesuch an seine Familie, den großen Todten in der Westminsterabtei begraben zu dürfen, statt daß er nach Irland geführt werden. Der ausgezeichnete Styl jenes Briefes wurde allgemein bewundert. Der Brief, war einer der ersten Dichter und Prosaiker Englands, zugleich einer der liberalsten Männer seiner Zeit — Rogers.“ Wer wie Brougham hier die Verdienste Anderer zu würdigen weiß, steht über den Vorwürfen Solcher leicht und über diesen selbst zu hoch, als daß jene ihn treffen, ja nur berühren könnten. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 356. — 22. December 1838.

Dr. Gaye's Sammlung von Urkunden zur italienischen Kunstgeschichte.

Die Forschungen nach kunsthistorischen Monumenten in den Archiven und Bibliotheken Italiens sind bisher, mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, keineswegs mit derjenigen planmäßigen Ordnung und Beharrlichkeit betrieben worden, welche nöthig gewesen wären, um in das Chaos der ältern Kunstgeschichte Licht und Verständniß zu bringen. Einestheils stellten und stellen sich noch immer hier und da locale Hindernisse in den Weg, andererseits ist das Interesse für das Mittelalter und die wahre Liebe zu demselben in Italien zu neu, als daß es schon viele Früchte hätte tragen können. Die Meisten, von denen man solche Arbeiten hätte erwarten mögen, lagen andern Studien ob. Andere behielten die beliebte Weise bei, das schon Gesagte wieder zu sagen und sich auf rhetorische Darstellungen und Schilderungen zu beschränken. Doch ist Manches geschehen, und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat die Zahl von Sammlungen und Monographien, einzelne Städte, Künstler oder Monumente betreffend, sich unendlich gemehrt. Hier blos der Italiener selbst zu gedenken, sind von größerer oder geringerer Bedeutung und mehr oder minder bekannt die Arbeiten des Bottari („Lettere pittoriche"), Dellavalle (über Siena und Orvieto), Mariotti („Lettere Perugine"), Orsini (über Pietro Perugino), Morrona (über Pisa), Amoretti (über da Vinci), Ciampi (über Pistoja und Pisa und M. A. Buonaroti), Vermiglioli (über den Brunnen in Perugia, über Pinturicchio und Perugino), Pungileoni (über Correggio, Giovanni und Rafael Sanzio, Timoteo della Vite, Bramante, Luca Paciolo), Fea (über Rafael), Morani (über Brunnelesco und Buonaroti), Malaspina (über Pavia), Romagnoli (über Siena), Moschini (über Padua), Ricci (über die Mark Ancona), Def. und Giuf. Sacchi (über longobardische Architektur und die Lade des heiligen Auguftin), Ticozzi (über Tizian, und Fortsetzung der „Lettere pittoriche"), Salvatico (über Giotto), Promis (über die Cosmaten), Baldanzi (über Fil. Lippi), Frediani (über Alfonso Lombardi), San-Quintino (über longobardische Architektur), Davia (über die Thüren von S.-Petronio, über das Grab des Ant. Galeazzo Bentivogli in S.-Giacomo zu Bologna), G. J. Montanari (über alte Majolicagefäße) u. A. Dennoch blieb selbst in größern Städten sehr viel zu thun übrig, gar nicht zu reden von den kleinern. Es gehört freilich zu dem unaufhörlichen Durchwühlen von Archiven und Bibliotheken eine Kraft und Ausdauer, die sich nicht oft findet, am seltensten mit Kunstsinn und aufopfernder Liebe gepaart.

Seit acht Jahren hat Dr. Gaye seine Zeit hauptsächlich auf das Studium der ältern italienischen Kunstgeschichte verwandt. Wenige haben gleich ihm Italien, namentlich des Landes mittlern Theil so in allen Richtungen durchzogen und in jedem nur etwa bedeutenden Orte, Kloster oder Castell verweilt, halbvergessene, selbst im Lande kaum dem Namen nach bekannte Kirchen aufgesucht, nicht Mühe und Beschwerden gescheut. Durch unausgesetztes Forschen und Arbeiten ist denn am Ende eine Fülle von Material erwachsen, welche ihres Gleichen nicht haben dürfte. Einzelne Resultate haben das Schorn'sche „Kunstblatt", die Wiener „Jahrbücher" u. s. w. in Aufsätzen, Kritiken und Briefen mitgetheilt, welche indeß die Masse des Stoffs nur ahnen lassen können. Es ist Gaye's Absicht, die Ergebnisse seiner Studien in einem umfassenden Werke über die Geschichte der Kunst in Italien von den ältesten christlichen Zeiten bis zum Tode Michel Angelo Buonaroti's niederzulegen, vorher aber eine Reihe von Documenten dem Druck zu übergeben, welche ein Gegenstück zu den „Lettere pittoriche" bilden soll. Diese Sammlung wird Briefe von Künstlern enthalten, sowie an sie gerichtete Schreiben von Städten, Fürsten, Privatpersonen; endlich solche Briefe, welche die Bestellung von Kunstwerken, oder den Ankauf, die Aufführung von Bauten, die Ausschmückung von Kirchen und Palästen, persönliche Verhältnisse und Ähnliches betreffen. Vom 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts gehen diese Briefe, deren Zahl so bedeutend ist, daß sie, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, drei starke Bände bilden werden, deren Druck bevorsteht. Die Archive und Bibliotheken der meisten italienischen Hauptstädte und vieler Städte zweiten und dritten Ranges, Familienarchive und Privatsammlungen haben die Materialien geliefert. Unter Anderm ist die ganze Correspondenz der frühern Mediceer mit Künstlern und Kunstverständigen darin enthalten. Es braucht kaum gesagt zu werden, wie außer zahlreichen eigentlich geschichtlichen Daten eine große Menge

Digitized by Google

von Charakterzügen, Bemerkungen über persönliche Verhältnisse, Winken über Vorfälle u. s. w. in diesen Briefen enthalten sind, und wie die Beziehungen der Fürsten und Mäcenaten zu den Künstlern selbst und andererseits die Haltung und Stellung dieser Letztern klar und deutlich oft durch wenige Zeilen sich herausstellt. Wie verschieden ist die Art und Weise, wie dem Einen oder dem Andern geschrieben, Diesem befohlen, von Jenem etwas erbeten wird! Und wie Vielen kommt man hier auf die Spur, was bisher dunkel war! Diese Briefsammlung, von einer sehr zahlreichen Anzahl Facsimiles der Handschrift der meisten berühmten Künstler begleitet, wird zwar ein für sich bestehendes Werk bilden, indeß zu der geschichtlichen Arbeit, die ihr folgen und die übrigen Documente, Contracte, Zahlungen u. s. w. bringen soll, in der genauesten Beziehung stehen. Durch diese erst wird Manches seine vollständige Erläuterung finden können, und beide Werke vereint werden ein Ganzes sein. Die bevorstehende Bekanntmachung der Resultate dieser Forschungen ist namentlich jetzt erfreulich, da man auch einer Arbeit von bedeutendem Umfange über die Geschichte der Künste in Süditalien, von Dr. H. Schulz aus Dresden, entgegensehen darf. In dieser wird, was ein großes desideratum ist, unter Anderm die Entwickelung der Architektur im gegenwärtigen Königreiche Neapel vollständig dargestellt und die Geschichte derselben durch einer Menge ebenso schöner als treuer Abbildungen erläutert werden.

Um einen, wenn auch nur ungefähren Begriff von der Mannichfaltigkeit der Sammlung zu geben, deren Durchsicht mir von dem Herausgeber gestattet worden ist, halte ich es nicht für unpassend, einige wenige Schreiben aus derselben in der Übersetzung mitzutheilen. Ich muß mich dabei indeß fast ganz auf kürzere beschränken. So schreibt der Herzog Alexander von Medici am 10. März 1533 an den Baumeister Antonio da Sangallo:

Da ich wünsche, daß Ihr nach Florenz kommt, um mich Eueres Rathes und Beistandes in Betreff eines gewissen Planes zu bedienen, den ich Euch mündlich mittheilen werde: so wird es mir lieb sein, wenn Ihr nicht verabsäumt, Euch hieher zu verfügen, sobald Ihr könnt. Ich schließe, da mir sonst nichts zu sagen bleibt.

Es handelte sich ohne Zweifel um die Befestigung von Florenz. Alexander baute bekanntlich, großentheils mit Strozzi'schem Gelde, das Fort zu St.-Johann Baptist an der Ringmauer zwischen dem pistojeser und dem bologneser Thore. Sein Nachfolger, der Großherzog Cosmus, schreibt von Florenz aus am 17. März 1566 an Giorgio Vasari, welcher sich damals in Rom befand:

Euer heute erhaltenes Schreiben vom 13. dieses beantwortend, melden wir Euch, daß wir entschlossen sind, auf alle Weise den Bauer, welcher das Messer schleift („il villano che arruota il coltello"; die berühmte Statue des Schleifers, gegenwärtig eine der Zierden der Tribune der florentiner Galerie) zu wollen. Da Ihr uns nun sagt, der Besitzer habe die Absicht, ihn für 800 Scudi abzugeben, so nehmt ihn auf alle Weise, auch wenn Ihr ihn nicht für weniger erhalten könnt. Der Gesandte und Ihr werdet bei Sr. Heiligkeit einkommen um die Erlaubniß, ihn von Rom weg und hierher zu führen, wobei Ihr zu sagen habt, wir wollen, daß er zu Lande komme und nicht zur See. Und da Ihr uns meldet, daß Ihr in Bälde hier sein werdet, sagen wir Euch nichts Ferneres. Bleibt gesund. Von Florenz, den 17. des März 1566.

Der nachstehende Brief Baldassar Turini's an Cosmus I. handelt von den Monumenten der beiden Päpste aus dem Hause Medici, die man in der Kirche S.-Maria sopra Minerva zu Rom sieht.

Durch Ew. Excellenz Schreiben aus Poppi*) vom 15. des Monats ist mir Euere geneigte Gesinnung in Betreff der vom Ritter Bandinello begonnenen Grabmäler der Päpste Leo und Clemens ges. Andenkens bekannt geworden und gleicherweise Euer Wunsch, daß er dieselben vollende. Da aber der genannte Ritter Ew. Excellenz zu verstehen gegeben hat, er könne nicht hierher zurückkehren wegen der Beleidigungen, die ihm zugefügt worden, und er wünsche daher die beiden Päpste in jener Stadt vollenden zu können und nicht hier, so gebe ich Euch zu verstehen, daß, wenn der Ritter die beiden Päpste mit jener Schnelligkeit ausführen wollte, womit er die andern Statuen ausgeführt, er sie hier in ebenso viel Zeit beendigen würde, als die Sendung der Marmorblöcke nach Florenz wegnehmen müßte. Denn wenn er Ew. Excellenz die Wahrheit berichten will, so muß er sagen, daß, als er nach Rom kam, um an den Grabmälern zu arbeiten, Monsgr. de' Ridolfi ihm ein Haus nach seiner Wahl miethete, wo er vier Figuren über Lebensgröße fertigte und zugleich die Marmorblöcke für die beiden Päpste aufrichtete, an denen er schon gemeißelt, und die so weit vorgerückt sind, daß, wenn er im September nach Rom zurückkehren und sich bei der Arbeit halten wollte, ich zuversichtlich glaube, er werde sie um Ostern beendigt haben, und Ende Mai werden die Monumente in einem solchen Zustande sein, daß er zum Dienste Ew. Excellenz nach Florenz zurückgehen könnte. Übrigens erkläre ich, daß ich in dieser die Grabmäler betreffenden Sache nichts Gewisses versprechen kann; denn in diesem Falle bin ich bloßer Bevollmächtigter, und die Cardinäle Cibo, Salviati und Ridolfi sind die Herren, welche mit ihm Vertrag gemacht und ihm den Preis für die Statuen und die Reliefs versprochen haben, worauf er sich verpflichtet, sie innerhalb einer gewissen Zeit zu liefern. — — — Da ich glaube, daß das Andenken dieser heiligen Päpste Ew. Excellenz nicht minder am Herzen liegt als uns andern Dienern allen, so bin ich bereit, dem Ritter, falls er sich nicht getraut, nach Rom zu kommen, einen Geleitsbrief des Governators oder der apostolischen Kammer, oder, wenn er so will, des Msgr. de' Ridolfi zu senden, damit er nach Gefallen in Sicherheit kommen, bleiben und gehen könne. Und Gott wolle, daß er Ew. Excellenz mit der Treue und Liebe diene, welche Ihr verlangt, denn er ist von einem so bösartigen Charakter und so habsüchtig, daß ihm mehr an vier Bajocks liegt, die er von einem Werke erlangen kann, als an hundert Herzogen. Wäre der Zwiespalt zwischen ihm und Msgr. de' Ridolfi, statt jetzt, früher ausgebrochen, als er die Arbeit begann, so glaube ich gewiß, Letzterer hätte keine Schwierigkeit gemacht, ihn zu verabschieden, denn es hätte ihm nicht an Leuten gefehlt, die das Werk ausgeführt haben würden so gut wie er, oder besser. Will aber Ew. Excellenz sich dennoch seiner bedienen, so bitte ich, daß Ihr nicht verfehlen wollt, ihn uns im kommenden September zu senden, und zu ersuchen, daß er mit geziemendem Fleiße diese Arbeit vollende, damit er sodann ruhigen Gemüthes Euch dienen könne, dem die Vollendung dieser Grabmäler nicht minder am Herzen liegt als die des Denkmals Eueres Herrn Vaters. In Betreff dieses letztern rathe ich Euch sehr, hinsichtlich des Preises Euch in Acht zu nehmen, denn in einem solchen Falle wird er mehr aufs Geld achten, das er aus Euch herausbekommen kann, als auf seine Ehre. Scheint es Euch, daß ich zu viel gesagt, so bitte ich, mir zu verzeihen u. s. w. Rom, den 2[illegible].

*) Hauptort im toscanischen Casentinothale, ehemals der Sitz des pfalzgräflichen Geschlechts der Guidi, deren alte Burg man noch daselbst sieht.

Digitized by Google

Juli 1540. Ew. Excellenz unterthänigster Diener Baldassar von Pescia.

Der Zweck dieses Schreibens wurde nicht erreicht. Wahrscheinlich konnte Cosmus den „cavaliere" nicht bewegen nach Rom zurückzukehren, wo er noch unbeliebter gewesen zu sein scheint als in Florenz. Wenigstens wurden die beiden häßlichen Statuen der mediceischen Päpste nicht von ihm vollendet; Rafael von Montelupo lieferte die Bildsäule Papst Leo's, Nanni di Bacciobigio die Clemens VII. Aber auch das Denkmal von Cosmus' Vater, Giovanni delle bande nere, wurde nicht beendigt. An dem Platze vor der Lorenzkirche zu Florenz steht das große viereckige Piedestal mit einem Basrelief, welches eine von Bandinell's besten Arbeiten ist; die schlechte Statue des italienischen Mars sieht man nebst vielen andern von derselben Hand in dem großen Saale des alten Palastes. Der obenstehende Brief enthält übrigens eine vortreffliche Charakteristik des so rohen als anmaßenden Bandinelli — der sich über alle Künstler seiner Zeit stellte und es, z. B. bei Gelegenheit der Aufstellung seines Hercules und Cacus in Florenz öffentlich zu sagen keinen Anstand nahm, worauf die Florentiner mit Satiren und Spottgedichten aller Art antworteten — des unversöhnlichen Gegners des Buonaroti und Cellini, welcher Letztere uns genug von ihm erzählt; eines Mannes, an welchem, wenn wir einige wenige Arbeiten ausnehmen, bei denen er besser inspirirt war, kaum etwas Anderes zu loben bleibt als Thätigkeit und Kühnheit, die indeß zu oft untergehen in einem völlig handwerksmäßigen Treiben. Der Schreiber ist Baldassar Turini, aus Pescia in Toscana gebürtig, wo man in der Hauptkirche sein Denkmal vom Montelupo sieht; einflußreich unter Leo, dessen Datar er war, und Clemens, ein Freund Rafael's, welcher für ihn die sogenannte Madonna del Baldacchino malte, die lange in Pescia war und gegenwärtig den Palast Pitti ziert. Turini und die Cardinäle hatten übrigens sich selbst es zuzuschreiben, daß die Ausführung dieser Monumente ihnen so viele Verdrießlichkeiten verursachte. Denn zuerst hatten sie dem Alfonso Lombardi den Auftrag dazu gegeben, und dieser hatte schon die Modelle gemacht und war nach Carrara gegangen, um die erfoderlichen Marmorblöcke zu kaufen, als nach dem Tode des Cardinals Hippolyt von Medici, welcher Alfonso's Gönner war, der intriguante Bandinelli es durch Madonna Lucrezia Medici-Salviati (Papst Leo's Schwester) dahin brachte, daß er dem Andern vorgezogen ward. Diesen brachte der Ärger über die ganze Geschichte ins Grab. Vasari erzählt den Vorgang ausführlich in den Lebensbeschreibungen beider Künstler.

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Die Heimkehr oder die Jagd. Seeroman von J. Fenimore Cooper. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Sporschil. Drei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1838. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Etwas für unser deutsches Publicum so völlig Ungenießbares, wie dieser letzte Roman des Verf. in seiner vorliegenden Gestalt, ist uns nicht leicht vorgekommen. Mit drei schwer zu durcharbeitenden Bänden ist seine Fabel noch nicht geschlossen, sondern soll erst in einem folgenden Werke fortgesetzt werden, ja, in gewisser Hinsicht mag man sagen, er ist damit noch nicht begonnen, denn der Verf. gesteht uns in einem Nachworte, er habe ihn geschrieben, um den Eindruck zu schildern, den amerikanische Verhältnisse auf die verschiedenen Charaktere der Reisegesellschaft eines neuyorker Packetboots bei ihrer Ankunft in dem neuen Welttheil machen müßten; aber er verliert diese Absicht so sehr aus den Augen, daß das Werk bei der Ankunft in Neuyork endigt und nur die Fata des Schiffs und der Schiffsgesellschaft den Stoff des Buchs hergeben, weil Zuhörer, denen er die werdenden Theile desselben vorlas, sich so über die Erscheinung eines Schiffs gefreut, daß sie nicht wieder ans Land gewollt (!!). Den Abenteuern dieses Fahrzeugs können jedoch nur Die folgen, welche außer der ganzen technischen Terminologie des Schiffslebens auch gründliche Kenntniß der Nautik besitzen, denn der Verf. hat sich's nun einmal zur Aufgabe gestellt, die Evolutionen eines Schiffs statt derer des menschlichen Herzens zu schildern. Sowie wir aber aus der Scylla dieser Beschreibungen herauskommen, fallen wir in die Charybdis gleich unverständlicher Dialogen, die sich in größter Ungelenkigkeit um ganz geringfügige Dinge drehen und durch ihre unergründliche Schwerfälligkeit, ihre Leere und Wiederholungen fast noch mehr langweilen als jene nautischen Abhandlungen. Die „Jagd" ist eine Jagd nach Humor, welche ihr Wild nie erreicht, und ihr Haupt- und einziger Spaß ist, daß ein Capitain, der die Manie hat, alle seine Passagirre einander vorzustellen, drei derselben unter falschem Namen präsentirt und mit sich führt. Einer von diesen ist ein flüchtiger englischer Regierungsbeamter, der eine Kasse von 40,000 Pfund Sterling mitgenommen, weswegen ein Kriegsschiff ihn verfolgt; der Capitain des amerikanischen Packetbootes bildet sich aber ein, daß man auf ihn wegen muthmaßlicher Tabacksschmuggelei Jagd mache, oder um ein junges Ehepaar zu trennen, und um sich nicht visitiren zu lassen, weicht er von seinem Curse zwischen London und Neuyork bis Afrika ab — ein, wie uns däucht, für einen Packetbootführer höchst unregelmäßiges Verfahren. Dort geräth er unter die Mohren, von denen sich die ganze Schiffsgesellschaft nur mit Mühe befreit u. s. w. Nie haben wir einen Seeroman gelesen, der sich der Unverständlichkeit systematischer befleißigt hätte; es ist nicht blos die Schuld eines höchst incorrecten Drucks, daß diese Eigenschaft auch über den gewöhnlichen Dialog Herr wird, und wir wissen nicht, ob wir den Autor oder den Übersetzer für die lingua franca, die darin herrscht, verantwortlich machen sollen.

2. J. T. Irving's indianische Skizzen entworfen während einer Expedition zu den Pawnee- und andern Stämmen der amerikanischen Indianer. Aus dem Englischen von F. Reichmeister. Zwei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1838. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Übersetzer bietet uns hier ohne die geringste Nachricht oder Einleitung das Werk eines in Deutschland völlig unbekannten Mannes, der noch dazu durch Ähnlichkeit des Namens zu einer Verwechselung mit seinem berühmten Oheim Anlaß gibt, denn er ist, wie Engländer uns berichten, ein Vetter oder Neffe Washington Irving's. Indessen ist die Übersetzung gut und das Buch nicht schlecht. Es führt uns in das Naturleben der Prairie ein, in die wilde Häuslichkeit der sie durchschweifenden Stämme und zeigt uns die Indianer weder so romantisch, wie Cooper sie darstellt, noch so abscheulich, wie andere amerikanische Schriftsteller sie machen; denn, wie heroisch der Verf. uns ihre dunkeln Gestalten auch auf den Hügeln der Prairie zeichnet, von ihren Mänteln umflattert, den Spieß in der Hand, oder auf dem Nacken ihrer wilden Pferde hangend, er kann doch nicht in Abrede stellen, daß das Wesen ihres Heldenmuths eine Mordlust ist, die den Feind im Stillen überschleicht und so viele Kopfhäute wie möglich heimbringt, gleichviel ob von Mann, Weib oder Kind.

Digitized by Google

Berhöte es der Raum nicht, so würden wir gern etwas von dem Leben der Natur in diesen ihr überlassenen Strecken mittheilen, von dem überraschenden, fast beängstigenden Näbertreten der Thiere an den Menschen, ihrer Einsicht und Klugheit, die Das, was wir schlechtweg Instinct nennen, als ein Individuelles, sich immer durch das Erlebniß Modificirendes erweist; wir würden die Verirrung des Verf. auf der Prairie, ihren Brand in der dunkeln Nacht erzählen; doch können wir uns nicht versagen, eines sonderbaren Factums aus der Geschichte dieser Verirrung zu erwähnen, welches auf die mystisch-dämonischen Tiefen der Psychologie hindeutet:

„Ich setzte meinen Weg bis Nachmittag fort, war aber nun ganz irre geworden. Ich glaubte, daß sich die Ansiedelungen hätte schon früher erreichen müssen, und gleichwol sah ich noch immer keine Spuren von Wohnungen und fing schon an auf jenen Gedanken zu gerathen, der, wie seltsam es auch scheinen mag, sich beständig Derjenigen bemächtigt, die durch diese Gegenden wandern und sich nicht herausfinden können. Ich dachte nämlich, die Sonne hätte ihren Lauf umgekehrt und ginge in Osten unter. Eine Zeit lang konnte ich mich von dieser Idee nicht losmachen; aber ich erinnerte mich des Abschiedswortes eines alten Jägers, der unsere Gesellschaft begleitete. „Gehen Sie sich vor", sagte er; „Sie trennen sich oft von der Gesellschaft, sobald Sie irgend einmal nicht im Stande sind, weder sie wiederzufinden, noch ist Alles, was Sie thun können, daß Sie sich gerade gegen Osten halten. Auf diese Weise werden Sie richtig Ihr Ziel erreichen. Aber Eins merken Sie sich: verlieren Sie die Fassung nicht. Wenn die Sonne aufgeht, halten Sie sich immer östlich und thun Sie nicht, was Weiße gethan haben, wenn sie in Verwirrung geriethen: denken Sie nicht, daß die Sonne anders als im Osten auf- und im Westen untergeht; sonst gehen Sie zum Teufel." Ich war völlig irre geworden und erinnerte mich dieses Rathes grade, wo ich ihn am nothwendigsten brauchte. So kehrte ich der Gegend, welche ich durchaus für den Osten gehalten hatte, den Rücken und reiste in der Richtung, welche ich ebenso gewiß für die westliche gehalten hatte."

Das Werk trägt durchweg den Charakter einfacher Wahrheit des Erlebens, nichts darin ist künstlerisch gedibet, ja selbst die Anekdoten aus dem Leben der Wilden, die durch geringe, sich fast von selbst bietende Zuthat ethische Bedeutung gewinnen konnten, sind rein stofflich behandelt und gleichsam aus dem Munde der Erzähler nachgeschrieben. Es ist dies das Gegentheil jener verrufenen Novellanistischen Erzählungsweise, der man so oft die Nase drehen hat; indem dieses sich darauf erwidern, daß das poetischste Gemüth doch eigentlich die tiefste Lebenswahrheit in seinem Spiegel gibt, nur liegt sie nicht so auf der Oberfläche, daß jeder Nachfolger sie wiederfindet.

3. Treelawny of Trelawne; oder: die Prophezeiung. Eine Legende aus Cornwall, von Mrs. Anna Eliza Bray. Aus dem Englischen übertragen von G. N. Wermann. Drei Theile. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1838. 8. 4 Thlr.

Es ist uns, nach dem vorliegenden Muster zu urtheilen, unmöglich, in die Lobpreisungen deutscher Journalistik über Mrs. Bray's Werke einzustimmen, welche der Übersetzer an die Spitze seiner Arbeit stellt, und auch von Engländern hören wir, daß sie sich in ihrem Vaterlande keiner besondern Berühmtheit erfreuen. Allerdings können, wie in einer sehr günstigen und scheinbar sehr verständigen Recension (in Nr. 157 u. 158 d. Bl. f. 1836) von diesen Productionen gesagt wird, junge deutsche Autorrn Manches aus ihnen lernen, aber dies rührt nicht von der Bedeutenheit der Arbeiten selbst her, sondern von der Schule, welcher sie sich bemühen zu folgen, während es eine bekannte Sache ist, daß die Versuche des Genies sowol wie des ganzen, halben und völlig nichtigen Talents sich in Deutschland immer ohne eine solche bedürfen, was dem Genie und dem Talente in gewisser Beziehung Vortheil bringen kann, die geringern Fähigkeiten aber einer rettungslosen Gottverlassenheit preisgibt.

Die Schule, welcher Mrs. Bray folgt, ist die Walter Scott's. Beklagen sich nun viele Leute schon mit Recht über dessen große Breite, so ist sie nichts gegen die wirklich verzweiflungsvoll langweilige Leere und Breite der Verf., bei der nichts herauskommt als Bogenfüllung, auf die es auch hauptsächlich abgesehen scheint. Walter Scott bewährt die poetische Kraft seiner Natur — wir reden hier nur von seinen gelungensten, von den Romanen aus der schottischen Geschichte —, indem er den Zeitraum, den er schildern will, bei den Wurzeln erfaßt und dieser Arbeit einen historischen, oder doch wenigstens poetischen Boden gründet, um dessenwillen man sich die Weitläufigkeit gern gefallen läßt, denn ein Boden ist für ein Kunstwerk ein unschätzbares Ding; Mrs. Bray's Werk aber schafft diesen Boden nicht, sondern sie sucht ihn mosaikartig aus einzelnen Fragmenten historischer Überlieferung zusammenzusetzen, die ihr Geist zu keinem Ganzen umzuschmelzen weiß, und deren Ursprung sie uns auch noch ängstlich nachweist, um uns vollends alle poetische Täuschung zu rauben. Ihr Buch handelt von den Schicksalen einer Jakob II. ergebenen torystischen Familie in jener Zeit voll gährender Elemente, wo Protestantismus und Katholicismus, Monarchie und Demokratie sich in tausend Schattirungen von Dissentern, alten Republikanern, Anhängern der Stuarts, der englischen Hochkirche, Methodisten, Mormonmouth, der Jesuiten u. A. m. heimlich bekämpften und gegeneinander wütheten. Aber wie schwach ist dies Alles ergriffen, wie kindisch benutzt, wie unbedeutend erschienen die handelnden Personen! Dazu ist der Roman in Briefen, einer für das Historische sehr unglücklichen Form, und die Verf. hat die Unklugheit, uns auf eine Weise in die Werkstatt ihres Geistes blicken zu lassen, die selbst dem bedeutendsten Talente unzulässig ist. So gibt sie uns als Einleitung ein Capitel von mehr als 60 Seiten, in welchem sie uns erzählt, wie sie dazu gekommen, diesen Stoff zu wählen, und uns ihre Reise nach dem Schlosse und der Gegend schildert, die ihre Helden ehemals bewohnt. Hier wird uns nun die Beschreibung keines Busches geschenkt, keiner noch so unbedeutenden Person, die ihr aufstoßen, sie stehe in einer oder in gar keiner Beziehung zu dem künftigen Werke; Arzt, Predizer, Gärtner, Hausbofmeister, Knechte, Alles wird uns vorgeführt, als sollten wir uns nie davon trennen, und wir wenden uns mit wahrer Indignation von dieser literarischen Gelbschneiderei. Kurz, die Geistlosigkeit und Langweiligkeit dieses Produets macht es uns unmöglich, die Verpflanzung der übrigen Werke der Verf. auf deutschen Boden zu wünschen. Bs.

Notiz.

Herr Direktor Dr. Thiersch zu Dortmund hat soeben unter dem Titel: „Der Hauptstuhl des westphälischen Vemgerichts" (Dortmund 1838), bankenswerthe Beiträge zur Geschichte der heiligen Veme herausgegeben. Dabei ist ihm aber ein lächerlicher Streich passirt. Er spricht von den angeblichen großen Geheimnissen der Freischeffen, und will in einem Briefe, den er S. 10 abdrucken läßt, einen Beleg zu diesen Geheimnissen gefunden haben; das Geheimniß aber, was er entdeckt hat, besteht einfach darin, daß er den sehr einfachen Text des Briefes höchst wunderbar mißverstanden hat. Die Worte des Briefes: „und hebben lathen soyken van XII vren an wynte VIII vren na myddage" übersetzt er: „Wir haben lassen suchen von zwölf Freien an dem Winde, von sieben Freien nach Mittag", während doch in dem Worte vren das v für ein u steht wie so oft, und die Stelle heißt: „und haben lassen suchen von zwölf Uhren ohne Wende (d. h. unausgesetzt) sieben Uhren (d. h. Stunden) nach Mittage." Der Ausdruck an wynte ist im Mittelniederdeutschen so häufig, wie im Mittelhochdeutschen ane wende, und der Ausdruck uren für Stunden der allein im Mittelniederdeutschen gebräuchliche. 125.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 357. —— 23. December 1838.

Dr. Gaye's Sammlung von Urkunden zur italienischen Kunstgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 356.)

Einer ältern Zeit gehören an die beiden nun folgenden Briefe. Sie sind von Niccolò Acciaiuoli, dem Großseneschall von Neapel unter der Königin Johanna II., und beziehen sich auf die von ihm gebaute Karthause bei Florenz. Historische Nachrichten über diesen Mann, welcher eine wichtige Rolle spielte, brauche ich hier wol nicht zu geben; deutsche Leser finden sie am ausführlichsten in den „Geschichten des Königreichs Neapel" vom Grafen Platen. Auch beschrieb sein Leben Matthäus Palmieri, der Dichter der „Città della vita". Das große, jetzt spärlich bewohnte Kloster, welches Acciaiuoli gründete, liegt drei Miglien von Florenz entfernt an der über Siena nach Rom führenden Straße, auf einem nicht bedeutenden Hügel, den man Monte acuto nennt. Das Äußere gleicht fast ebenso sehr einer Burg als einem Kloster, und malerisch zeichnen sich die weitläufigen Gebäude mit den Thürmen und den mit Zinnen bewehrten Mauern. Andrea Orcagna soll den Plan gegeben haben; begonnen ward der Bau 1341. Auch jetzt noch, nachdem das Kloster während der französischen Zeit viel eingebüßt, ist es reich an Kunstschätzen. Malereien verschiedener Meister nicht zu nennen (darunter Fresken von Poccetti, welche von seiner Fruchtbarkeit und seinem vielseitigen Talente zeugen), sind namentlich die Familiendenkmale der Acciaiuoli bemerkenswerth. Hier liegt Messer Niccolò selbst — nach der Inschrift „Magnificus miles Dominus Nichola de Acciaiolis Regis Hierusalem et Siciliae Magnus Senescallus" —, 1366 in einem Alter von 56 Jahren gestorben; hier liegen sein Vater Acciaiolo degli Acciaiuoli, König Robert's Statthalter in Prato, und seine Schwester Lapa; hier ist endlich Lorenzo, des Seneschalls ältester Sohn, begraben, derjenige, dessen Tod Veranlassung gab zum Baue der Certosa. Dieser war, wie Matteo Villani im dritten Buche seiner Chronik erzählt, in den Waffen erfahren, von guten Sitten, schön und einnehmend. Als der Vater zu Gaeta den Tod dieses so theuern Sohnes vernahm, verschloß er in sich den Schmerz, ohne die Miene zu ändern, und ertrug den harten Fall mit großer Geduld, sagend: „Ich wußte, er müsse sterben, und glaube, Gott hat die Zeit gewählt, welche für seiner Seele Heil die beste ist." Villani beschreibt sodann, wie die Leiche nach Florenz gebracht und am 7. April 1353 in der Certosa beigesetzt wurde, auf einer ritterlichen Bahre von zwei Rossen getragen, die mit dem Wappenschilde der Acciaiuoli behangen waren, mit einer Menge von Reitern und Knappen, und begleitet von einer großen Zahl der vornehmsten und ehrenwerthesten Bürger der Stadt. Der Seneschall schreibt nun folgendermaßen an seinen Bruder Jacopo:

Jakob, ich sage dir, daß alle meine Tröstungen sich stützen auf unser heiliges Kloster: dort ist jede Zuflucht und Schutz vor den Kümmernissen, welche bei den gegenwärtigen unerwarteten Verhältnissen mir zustoßen könnten. Nichts besitze ich, was mir mein eigen zu sein scheint, wenn nicht dieses Kloster; zu allen Stunden, wo ich an das Kloster denke, ist Zorn und Trübsinn mir fremd, und wahrlich, wenn ich Geld hätte, würde ich es zum merkwürdigsten Orte Italiens machen. Aber doch hoffe ich, daß, wenn ich noch vier Jahre lebe und das Schicksal nicht zu widerwärtig ist, es in meiner Macht stehen wird, es über die Maßen schön zu machen. Um dir eine Narrheit von mir nicht zu verschweigen, möchte ich lieber, daß dies Gebäude so ausgeführt würde, wie Ihr den Plan dazu gemacht habt, als ich zweihundert Malter Korn als jährliche Einnahme von den schönsten Besitzungen in der Umgebung von Florenz annehmen würde. Und ich möchte dir beinahe sagen dreihundert. So bitte ich dich denn, daß du meiner Schwachheit in diesem Falle nachgebest; doch ich glaube nicht, daß es Schwachheit ist, sondern vielmehr Tugend. Ich glaube wol, daß man in diesem Sommer die Loggia, den Saal und die Küche wird bauen müssen. Und die Küche soll zwei französische Kamine haben. In einem andern Jahre wird man die Zimmer machen können, so Gott will. Es wird mir sehr lieb sein, daß du in der Ausführung dieser Dinge deinen Willen mit dem meinen übereinstimmen machest. Und mehr sage ich dir nicht für jetzt. Geschrieben zu Baroli (Bari) am 14. März. (Ohne Jahrszahl.)

Der zweite Brief, von welchem ich das Original beifüge, seiner originellen Schreibart wegen, bezieht sich auf denselben Gegenstand. Man sieht, daß mitten in den politischen Wirren seine Seele voll war davon. Wüßte man es nicht, daß die Angelegenheiten des Königreichs Neapel damals in der unsaglichsten Zerrüttung waren, das Land zwischen der ungarischen und anjouschen Partei getheilt, keine Stellung und kein Besitz sicher, so würde man es schon aus beiläufigen Äußerungen dieser Briefe errathen. Jedenfalls ist dieser Florentiner mit seiner etwas seltsamen Frömmigkeit, seiner naiven Sprache und der durchblickenden Erinnerung an den Handelsstand,

Digitized by Google

dem er ursprünglich angehörte wie die meisten seiner Landsleute, eine interessante Erscheinung.

Wie ich Euch durch andere Briefe gemeldet, gefällt mir sehr der Plan, welchen Ihr für unsere Wohnung in dem Kloster gemacht habt, und noch mehr wird mir gefallen, zu vernehmen, daß man eifrig an dessen Ausführung geht. Und du, Jakob, glaube ja nicht, daß dies Werk mir minder erfreulich sei, weil es kostspielig wird. Denn alle andern Güter, welche Gott mir verliehen, werden den Nachkommen bleiben, und ich weiß nicht, wem; blos das genannte Kloster mit allen seinen Zierden wird mein sein in allen Zeiten und wird meinen Namen am meisten blühend machen und dauernd in jener Stadt. Und wenn die Seele unsterblich ist, wie der Herr Kanzler sagt, so wird meine Seele deshalb freudig sein, wo immer bestimmt ist, daß sie hingehen muß. So gefalle es Euch denn, die Ausführung zu fördern, so viel Ihr könnt, und ich werde von hieraus sorgen, Euch beizustehen, auf daß Ihr sie beschleunigen könnt. Geschrieben zu Barletta, am ersten Fastentage. (Ohne Jahrszahl.)

Sicome io voi o scripto per altre lectere assai mi place lo diviso per voi facto dolo nō habitaculo alo munisterio e plu mi placera audiendo che ala executione dipso si proceda solicitamente, ne tu jacobo pensaxi che perche lo laboro riesca sumptuoso assai sia a me meno grato; inpero che tutte altre sustantie che iddio me ave concedute rimaneranno ali posteri, et non so acui, solo lo dicto munisterio con tutti li suoi adornamenti sara mio in ogni tempo e fara plu essere verzicante e duraturo lo mio nome in cotesta cittate, e se laniua é immortale come dice mons. lo cancelliero, la mia anima di cio sara letificante dovunque ordinato é che debia andare, et inpero placciavi solicitare la perfectione dipso quanto potete et io di qua procurero aiutarevi si che lo possiate bene solicitare. scripto in barlecta lo primo di di quaresima.

Der gute Seneschall hatte aber an dem ausgelassenen neapolitanischen Hofe Epicureische Denkart eingesogen und scheint von der Unsterblichkeit der Seele nicht so ganz überzeugt gewesen zu sein. Sein Luxus und seine Lebensweise waren, als er 1355 mit Aufträgen König Ludwig's von Tarent nach Florenz kam, ein großes Ärgerniß für seine noch sittenstrengen republikanischen Landsleute. Er kam, wie der Chronikenschreiber berichtet, mit einem glänzenden Gefolge neapolitanischer Barone und Ritter, mit Jünglingen in seltsamen und fremden Anzügen, mit wundervollen Behängen von Gold und Silber, feinen Steinen und Perlen, und in Florenz gab er viele Gastmäler und lud die jungen Frauen ein Morgens und Abends und hielt sie den ganzen Tag bei Gelagen und Tänzen mit seinen Rittern.

Solche weibische Lebensart verminderte sehr seinen Ruf im Vaterlande; denn indem die Bürger bedachten, wie das Königreich Neapel von Kriegsunruhen geängstigt wurde, welche Neuerungen der Kaiser machte, wie alle Orte in Toscana neue Lasten zu tragen hatten und die Gemeinde von Florenz auf ihrer Hut sein mußte, schien es ihnen klar und sprachen sie es aus, daß in einer solchen Zeit männliche Gesinnung und Tugend wohlthue und nicht unehrbare weibische Weichlichkeit.

Von einer ganz andern Art ist ein Brief Pietro Aretino's, 1546 von Venedig aus an den Herzog Cosmus von Medici geschrieben. Das Pöbelhafte der Ausdrücke wird Niemanden auffallen, der den moralischen wie literarischen Charakter dieses Mannes kennt. Daß er sich aber unterstehen durfte, solche Ausdrücke dem Herzoge gegenüber zu gebrauchen, erklärt sich durch die damalige Stellung dieses Letztern zum Papste. Die Dominicanermönche waren ihrer republikanischen Gesinnungen, ihrer Anhänglichkeit an Savonarola und ihrer Verbindung mit dessen Partei (die Heulbrüder, piagnoni) wegen dem Herzoge längst ein Dorn im Auge. Endlich 1545 vertrieb er sie aus ihren Klöstern in Florenz und Fiesole. Darüber entstanden die größten Mishelligkeiten. Paul III. drohte auf das ernstlichste, den Herzog zu excommuniciren, und dieser sah sich genöthigt, den Predigermönchen ihre Klöster wieder einzuräumen. Dadurch aber wurde die Eintracht noch nicht herbeigeführt, um so mehr, da die Erhebung Pier Luigi Farnese's zum Herzoge von Piacenza und Parma der kaiserlichen Partei und somit Cosmus höchst zuwider war. Im März 1546 kam es so weit, daß der Papst den Bevollmächtigten des Herzogs in die Engelsburg bringen und seine Papiere mit Beschlag belegen ließ. Die übrigen Anspielungen des Briefes auf politische Verhältnisse sind klar. Perugia hatte sich wegen der Salzsteuer mit dem Zuthun Rudolf Baglioni's 1540 empört, mußte sich aber der päpstlichen Macht unterwerfen und verlor seine alten Gerechtsamen. Gegen dieselbe Steuer lehnten sich die Colonna auf, an ihrer Spitze Ascan, und führten einen Krieg gegen den Papst, der aber ihre Burgen eine nach der andern einnahm, welche erst nach Paul's Tode wieder an die Familie kamen. Ein paar Beziehungen in dem Schreiben sind mir undeutlich geblieben, und ich kann also nichts thun, als sie in einer, wie ich glaube, treuen Übersetzung zu geben.

Ich freue mich über die Vermehrung Eueres Ruhmes, welche Ew. Excellenz durch das an das Collegium (der Cardinäle) gerichtete Schreiben zuwegegebracht worden ist. Glaubt der Schuft von Papst, der Herzog Cosmus sei der Herr Ascan, alias Lichterstumpf? *) Glaubt er, Florenz habe keine andern Zähne als Perugia? Aber blos deshalb gefällt der schurkische Hund sich darin, allen Großen Beleidigungen zuzufügen, um seine eigne Lumpenfamilie aus Jedermanns Händen zu retten. Denn indem die von ihm, dem Gott der Beleidigungen, Geschmähten warten, daß der Eine oder der Andere beginne ihn herunterzureißen, macht Keiner den Anfang, und so trägt so viel wie möglich Alles dazu bei, am Ende die Furchtpopanze des alten Verräthers zu Narren des Glückes der Farnesen zu machen. **) Wäre es in meiner Macht, ich würde einen Schwarm von Wollkämmern in Teufelshabit stecken und in der Voraussetzung, daß diese abgesetzten Götzen der Heulbrüder insgesammt heilige Antone seien, sie auf eine Weise zurichten, daß ihre unsinnige, hochmüthige, mönchische Halsstarrigkeit lernen sollte, was es heißt, gegen des Herrgotts Willen im Paradiese bleiben zu wollen. Ich meinerseits bebe nur bei dem Gedanken, daß diesen Unseligen eine solche thierische Gesinnung inwohnt. Unterdessen komme ich Euch zu sagen, daß es jetzt sechs Monate her ist, seit ich Euch mein Bildniß sandte, nicht damit Ihr mich sehen möchtet, der ich dessen unwerth bin, sondern damit Euere Güte sich an dem Talente des Tizian erfreue, der solches verdient. Da ich aber nichts weiter davon vernommen, so denke ich mir, daß Ihr es entweder nicht erhalten habt, oder daß es Euch nicht lieb gewesen. Habt Ihr es nicht erhalten, so tröstet mich, indem Ihr es vor Euch bringen laßt; ist es Euch nicht lieb gewesen, so beschämt meine Kühnheit durch den Befehl, daß es mir zurückgesandt werde. Denn ein solches Wunder der Malerei ist ein Reichthum in der Armuth, in welcher ich mich befinde.

*) Alias mezza candela.

**) Che in ultimo le chimere del vecchio traditore saranno i buffoni de la fortuna Farnese.

Digitized by Google

Des Aretino Bildniß, ein Meisterwerk von Tizian's Hand, im Colorit und in der Behandlung der Gewänder demjenigen ähnelnd, welches man als ein Portrait des Cardinals Hippolyt von Medici zeigt, findet sich in der großherzoglichen Bildersammlung im Palaste Pitti. Wie viel zur Vergrößerung der obengenannten Galerie der Erbprinz Ferdinand von Medici beigetragen, ist bekannt. Er war der älteste Sohn Cosmus III. und starb 1713 in einem Alter von 50 Jahren, die Hoffnungen des mediceischen Hauses auf Nachkommenschaft mit sich ins Grab nehmend. Von großer Kunstliebe beseelt, machte er in einem fort Ankäufe. So erwarb er unter Anderm von den Nonnen von S.-Francesco in Florenz die große, jetzt in der Tribune der Galerie der Uffizi befindliche Madonna des Andrea del Sarto, für die er den Nonnen ein neues Kloster bauen ließ. Von ihm sind mehre Briefe an den Maler und den Restaurator Niccolò Cassana in Venedig vorhanden. So schreibt er ihm unter Andern aus Pisa am 4. Januar 1699:

Ich vergaß, Euch zu sagen, daß ich das berühmte Gemälde des Parmigianino, vom langen Halse benannt, zu dem geringen Preise von 200 Doppien erstanden habe. Es ist viereckt, vier Braccien hoch und, ich versichere Euch, ein Wunder. Doch bedarf es ein wenig Eurer Nachhülfe. Gezeichnet ist's wie vom Rafael, mit der Seele ausgeführt, aber nicht geleckt, und wunderbar im Colorit. Kurz, es ist der Gipfel der Kunst.

In der Tribune ist ein Bild des Parmigianino, das vielleicht damit gemeint ist. Oder sollte es die Madonna im trojanischen Saale in Pitti sein? Von Livorno aus, am 30. Januar desselben Jahres, schreibt der Prinz an den Nämlichen:

Herr Niccolò! Im besten Zustande ist das Bild von Tizian eingetroffen, an dessen Originalität, meinen geringen Kenntnissen gemäß, nicht zu zweifeln ist. Das in Modena befindliche (jetzt in Dresden) mag frischer gehalten sein; ich glaube indeß nicht, daß es schöner sein könne, denn es ist Alles, was die Kunst erreichen kann. Ich habe es aufgehängt und labe mich unterdessen daran.

Ein Christ mit dem Zinsgroschen soll ehemals auch im Palaste Pitti gewesen sein. Man weiß übrigens, daß viele der dort aufbewahrten Gemälde nachmals in andere Hände kamen.

Und nun, nachdem ich genug mitgetheilt zu haben glaube, um zu zeigen, von wie verschiedener Art und Zeit die Gaye'schen Funde sind, noch ein Brief, und ein sehr schöner. Der Cardinal Hercules Gonzaga schreibt folgendermaßen an seinen Bruder Don Ferrante, den Gouverneur der Lombardei:

Wir haben unsern Giulio Romano verloren, zu meinem so großen Leidwesen, daß mich in Wahrheit dünkt, ich habe meine rechte Hand eingebüßt. Ich beeilte mich nicht, Ew. Excellenz sogleich davon Nachricht zu geben, indem ich urtheilte, daß, je später Ihr einen solchen Verlust vernehmen, um so weniger schmerzlich Ihr ihn empfinden würdet. Denen gleich, die aus dem Übel immer etwas Gutes zu entnehmen suchen, trage ich mich mit dem Gedanken, wie der Tod dieses seltenen Mannes mir mindestens dazu helfe, die Sucht des Bauens und die nach Silberzeug, Gemälden und Ähnlichem zu verlieren. Denn in Wahrheit würde ich nicht den Muth haben, irgend etwas von solchen Dingen ohne die Zeichnung dieses schönen Geistes machen zu lassen. Wenn also die wenigen Zeichnungen ausgeführt sind, die ich noch besitze, so denke ich mit ihm alle meine Wünsche zu begraben, wie ich gesagt. Gott gebe ihm den Frieden! Dies hoffe ich mit Zuversicht, denn ich habe ihn gekannt als einen wackern Mann, rein der Welt gegenüber, und, ich hoffe auch, im Angesichte des Herrn. Ich kann nicht satt werden, mit thränenden Augen von ihm und seinen Dingen zu reden; aber ich muß doch enden, da es Dem, der Alles lenkt, gefallen hat, sein Leben zu enden. Zu Mantua den 7. November 1546.

Aus einem mantuaner Sterberegister geht hervor, daß „il Sior Julio romano di Pipi Superior de le Fabriche Ducale de febre infirmo giorni 15" am Allerheiligentage verschied. So berichtet auch Vasari, welcher überdies sagt, zwei Dinge hätten ihn abgehalten, dem Rufe nach Rom als Architekt der Petrskirche an Antonio da Sangallo's Stelle nachzukommen: die Bitten seiner Gattin und Freunde, und der Cardinal, welcher ihn auf keine Weise ziehen lassen wollte.

Alfred Reumont.

Englisches Urtheil über Jakob Grimm's „Deutsche Mythologie".

Über Jakob Grimm's „Deutsche Mythologie" spricht sich das „Foreign quarterly review" vom Juli 1838 auf eine ausgezeichnet anerkennende Weise aus. „Unsere Meinung", heißt es daselbst, „über Grimm's Werk können wir in wenige Worte zusammenfassen. Wir betrachten es als eines der bewundernswürdigsten Bücher, die uns Deutschland je zugesandt hat. Es gehörte das Genie, der meisterhafte Griffel, der Scharfsinn und vor Allem der Fleiß eines Gelehrten wie Grimm dazu, um die zerstreuten, oft scheinbar widersprechenden Materialien, die uns alte Autoritäten über die Geschichte teutonischer Mythologie hinterließen, in ein so vollendetes System zu bringen. Seine deutsche Mythologie ist ein Vorrathshaus von Thatsachen und Entdeckungen über jeden Theil dieses dunkeln merkwürdigen Gegenstandes." Mit vielem Aufwande antiquarischer, archäologischer und literaturhistorischer Gelehrsamkeit wird sodann der Zusammenhang zwischen deutscher und altenglischer Mythologie, deutschem und altenglischem Volksaberglauben, deutscher und englischer Nationalsympathie für die alten phantastischen Sagen der beiderseitigen Urstämme nachgewiesen und hervorgehoben. Diese innige Zärtlichkeit, mit welcher der trotzige John Bull die Blutsverwandtschaft mit seinen deutschen Geschwisterkindern immer mehr aufzuwärmen und herauszustreichen bemüht ist, kann unsern Nationalstolz, so viel wir davon haben, mehr schmeicheln als die oberflächlichen Complimente und Anstandsbezeigungen, die uns von unsern gallischen Nachbarn gemacht weeden, als ob mit ihrer Anerkennung Wohl und Heil unserer Litteratur zusammenhinge. Viele verwandtschaftliche Züge, auf die man bei solchen mythologischen Streifereien stößt, sind zu überraschend, als daß wir nicht einige erwähnen sollten. Irmin oder Hermen kommt auch in altenglischen Namen außerordentlich häufig vor, besonders in Zusammensetzungen, z. B. Eormenraed, Eormenburh, Eormenhild. Ein angelsächsischer Fürst gab allen seinen vier Töchtern Namen, die mit Eormen anfangen. Auch in Pflanzennamen findet man die deutsche Gottheit, wie in Eormen-leaf (malva erratica). Hiermit vergleiche man die Hermunduri des Tacitus. Das hessische Ammenlied, welches von Grimm auf die Zerstörung der Irmensäule durch Karl den Großen bezogen wird, klingt fast ganz englisch:

Hermen ola dermen *),
Sla pipen, sla trummen,
De Kaiser will kummen
Met hamer und stangen,
Wil Hermen uphangen.

*) „Schlage Darmsaiten" statt „schlage die Harfe".

Digitized by Google

Hermen, strike harp,
Strike pipe and strike drum,
For the emperor is coming
With hammer and staff,
Will hang Hermen up. (Grimm, S. 211.)

Die Engländer nennen noch heutzutage den bösen Feind Old Nick, ohne in der Regel zu wissen, woher ihnen der Name kommt. Nickers sind die Wassernixen und Elfen der deutschen Romanze; die Mönche Altenglands, welche die ketzerischen Märchen und Sagen unter dem Volke ausrotten wollten, erklärten diese Feen, Zwerge und Kobolde sammt und sonders für die gestürzten Engel und Teufel, welche in boshafter Schlauheit sich unter dieser Gestalt auf die Erde wagten. So wurde Nick oder Nicker der Teufel genannt. Ein altes englisch-lateinisches Wörterbuch aus dem 15. Jahrhundert übersetzt Nicker durch Sirene. Auch in einigen Theilen Englands knüpft sich jene bekannte Sage an den Ruf des Kukuks, daß er, zum ersten Male im Frühling gehört, durch seine Wiederholungen die Anzahl der Jahre verkünde, die man noch zu leben habe. Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit eine interessante Anekdote mitzutheilen, die das „Review" nach Cäsar von Hinsterbach erzählt. „Um das Jahr 1221 wollte ein sündenbeladener Lebemann in ein Kloster gehen und, um sein Seelenheil zu retten, Mönch werden. Auf dem Wege jedoch hörte er zum ersten Mal im Jahre den Kukuk. Er horcht und zählt 22. Ah, sagte er, wenn ich noch 22 volle Jahre zu leben habe, was soll ich mich die ganze Zeit im Kloster abquälen? Da will ich noch 20 Jahre lustig leben, die andern zwei Jahre habe ich noch Zeit genug, mich im Kloster zu casteien." Mit vielem Lobe erwähnt der Reviewer zuletzt Hrn. Le Roux de Lincy, dessen „Livre des légendes" zum Theil für Frankreich sei, was Grimm's „Mythologie" für die germanischen Stämme. Übrigens spricht er den Wunsch aus, daß auch in England Ähnliches unternommen werde. 103.

Notizen aus Dänemark.

Im Jahre 1837 gab J. L. Heiberg die erste Nummer einer philosophischen Zeitschrift heraus, unter dem Titel: „Perseus, Journal für die speculative Idee", worin er sich bemüht, die speculative Erkenntniß zu popularisiren. Prof. Heiberg hat in diesem Hefte vieles Gute geliefert, besonders Vieles, was durch das Anziehende seiner Schreibart geeignet sein wird, eine Menge der Gebildeten in die Regionen der Speculation hinzuziehen und zur Popularisirung der Hegel'schen Philosophie beizutragen. Doch hat er sich bisher mehr als Dichter ausgezeichnet und kann in der Philosophie nur als Dilettant angesehen werden. Dies hindert indeß nicht, daß er mehr werden kann, sobald er es ernstlich will, denn an Talent, Geist und Kraft fehlt es ihm nicht. Übrigens hat Prof. Heiberg hier gezeigt, daß er nicht allein im Stande ist, sich in den Hegel'schen Anschauungen und Formeln ziemlich frei zu bewegen, sondern auch bisweilen über Hegel hinauszugehen. Die besten Partien in seiner Recension von Dr. Rothe's Schrift: „Von Dreieinigkeit und Versöhnung", sind grade die, in denen das Hegel'sche in den Hintergrund tritt und freiere Blicke auf die Welt sich zeigen. Doch bleibt er noch immer zu sehr im Systeme befangen.

Die Industrie macht auch in Dänemark nicht unbedeutende Fortschritte. Davon zeugt unter Anderm folgende 1837 zu Kopenhagen erschienene Schrift: „Udsigt over Udstillningen af indenlandske Industrie-Producter i August og September 1836." Bekanntlich war Frankreich das erste Land in Europa, welches Proben von seinen industriellen Producten ausstellte, und dies war eins der vielen Mittel, welche gegen die Oberherrschaft Englands im Fabrikwesen angewendet wurden. Dieser Gedanke der Productenausstellung hat sich von dem revolutionnairen Frankreich zu dem aristokratischen Östreich und dem autokratischen Rußland verbreitet und sich dadurch als eine Einrichtung bewährt, welche nicht länger von dem Culturstand Eines Landes hervorgerufen wird, sondern der Ausdruck einer in ganz Europa herrschenden Richtung ist. Nur Ein Land ist dem von Frankreich gegebenen Beispiele bis jetzt nicht gefolgt, grade das Land, welches an der Spitze der Industrie steht, nämlich England. Es bedarf dieser Waffen nicht; Staatseinrichtungen, unterstützt von der geographischen Lage des Landes, schützen dasselbe gegen industrielle Invasionen, und sein natürlicher Reichthum hat der ganzen Nation seit Jahrhunderten eine Richtung gegeben, die erst durch die Industrieausstellungen auf dem Festlande sich entwickeln kann. Die zu Kopenhagen 1834 und 1836 stattgefundenen Productenausstellungen und besonders die eben angeführte „Aussicht" darüber beweisen, daß auch in Dänemark die Grundlage zu einem industriellen Bau gelegt ist, die breiter und fester ist, als man im Allgemeinen glaubt. Dänemark ist besonders durch die Entwickelung des Ackerbaues in andern Ländern, namentlich in Norwegen und Schweden, in Nordamerika und den Ländern um das Mittelmeer und das schwarze Meer, eines großen Theils der Märkte für seine Ackerbauerzeugnisse beraubt worden, woraus folgt, daß, je mehr es dieselben im Lande selbst mit Vortheil absetzen und verbrauchen kann, desto besser dessen innerer Zustand sein wird. Die Länder, welche die meiste Industrie haben, z. B. England, Belgien, Baden und der Elsaß, sind grade durch die hohe Stufe, auf der der Ackerbau steht, am meisten ausgezeichnet. Da die alten Erwerbsquellen Dänemarks nicht mehr auf dieselbe Weise wie früher benutzt werden können, so ist es im höchsten Grade wünschenswerth, daß dessen Industrie sich entwickeln könne, und es bleibt nur noch die Frage übrig, welche natürlichen Bedingungen das Land derselben darbietet, worauf die Production sich stützen kann, denn eine durch Staatseinrichtungen erkünstelte Industrie fodert gar zu viele Opfer, um wünschenswerth zu sein. An rohen Producten für die Industrie fehlt es Dänemark nicht. Es hat Brennmaterialien, Holz, Torf, Steinkohlen; auch kann es sich, statt der Dampfmaschinen in vielen Fällen des Windes bedienen, wie es die Tausende von Windmühlen im Lande beweisen. An Producten des Ackerbaues und der Viehzucht ist es reich, der Fischfang ergiebig. Es hat Vitriol, Kalk, Kreide, Walker- und Porzellanerde, Bernstein und Salz; Jütland, Schleswig und Holstein haben sogar Eisen in nicht geringer Menge. Die Preise dieser Producte sind im Ganzen billig. Die natürlichen Bedingungen einer vortheilhaften Industrie sind also da. Daß man wenigstens den Anfang gemacht hat, dieselben gehörig zu benutzen, zeigt die obengenannte Schrift. Die erste Aufgabe ist, Producte zum eignen Verbrauch des Landes hervorzubringen, den Einwohnern desselben gute Nahrungsmittel, Häuser und gute Kleider, vorzügliche Werkzeuge u. s. w. zu einem billigen Preis zu verschaffen. Die Regierung kann durch Verbreitung genauer Kenntnisse von den natürlichen Hülfsquellen des Landes und durch mitgetheilte Nachrichten von den Fortschritten und Bedürfnissen anderer Länder der Industrie außerordentlich nutzen. Sie kann durch Errichtung von Unterrichtsanstalten, Realschulen, polytechnischen Instituten u. s. w. der Nationalbildung eine Richtung geben, welche nicht ohne nützliche Folgen bleiben kann. Endlich kann die Regierung durch einzelne Fabriken, die sie selbst treibt, Pflanzschulen bilden, von denen eine industrielle Thätigkeit in einer bestimmten Richtung über das ganze Land ausgehen kann. Laßt uns aber nicht vergessen, daß das letzte Resultat von der Einführung und Verbesserung des Maschinenwesens nothwendig das sein soll, die niedern Classen von dem ununterbrochenen Sklavenleben zu befreien, welches keine geistige Entwickelung zuläßt. Die Arbeit ist die beste Erzieherin des Menschengeschlechts; aber Arbeit ohne Ruhe, körperliche Anstrengung ohne Zeit und Muße, um zu fühlen, daß der Mensch einen höhern Ursprung und höhern Beruf hat, ist verderblich und tödtet den Geist, der keine Gelegenheit hat, sich zu entwickeln. Laßt uns nicht vergessen, daß ein Land, das im Wohlstand rückwärts geht, auch hinsichtlich der Geisteskultur nothwendig Rückschritte macht. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 358. — 24. December 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Sechster und letzter Artikel.*)

Als Walter Scott am 17. Januar 1826 die traurige Gewißheit von der Zahlungsunfähigkeit seines Verlegers Constable und des Buchdruckers Ballantyne gewonnen hatte, befanden sich diese Angelegenheiten in einem Zustande, der wol das festeste Herz erschüttern mußte. Denn die Schuldverschreibungen des Hauses Constable beliefen sich nach gänzlicher Abschließung der Rechnung auf 250,000 Pf. St., und die des Hauses Robinson und Hurst in London, der Associés des edinburger Hauses, ungefähr auf 300,000 Pf. St. Der Erstere konnte aber nicht mehr als 2 Schill. 3 P. auf das Pfund bezahlen, die Letztern nur 1 Schill. 3 P.; endlich betrugen die Ansprüche der Gläubiger an die Firma Ballantyne an 117,000 Pf. St. Scott hatte nun allerdings von Constable ungeheuere Summen für das Verlagsrecht seiner Werke erhalten, in der That aber waren dies nur von Constable ausgestellte Wechsel gewesen, die derselbe jetzt außer Stand war einzulösen, ebenso wenig als Scott, der auf diese Wechsel an verschiedenen Orten Geld aufgenommen hatte, baar Geld genug besaß, um diese Schulden zu bezahlen. Überdies hatten ihn Achtung und Liebe zu seinem alten Freunde Constable bewogen, auch an andern Unternehmungen desselben Antheil zu nehmen und seinen Namen und seine Unterschrift dazu herzugeben. Demnach war die Frucht vieljähriger Arbeiten verloren, und Scott mochte sich in einem gewisse Sinne wol einen Bettler (a beggar) nennen.

Wir haben schon im vorigen Artikel bemerkt, daß dies Unglück von allen Seiten die größte Theilnahme erregte. Mit Recht hat Lockhart eine Äußerung des liebenswürdigen Grafen Dudley angeführt, die es ausspricht, was gewiß sehr Viele in Schottland und England fühlten: „Guter Gott! der Verfasser des „Waverley" ist also zu Grunde gerichtet! O, wenn doch Jeder, der Monate lang an seinen Romanen sich ergötzt hat, ihm nur ein Sechspfennigstück (sixpence) darbrächte, so würde Scott von morgen reicher als Rothschild sein." Daher fehlte es nicht an bedeutenden Geldanerbietungen; ein Ungenannter, dessen Namen auch Lockhart nicht in Erfahrung gebracht hat, bot ihm 30,000 Pf. St. an. Aber Scott lehnte Alles ab; ebenso wenig wollte er in der Art und Weise gewöhnlicher zahlungsunfähiger Kaufleute verfahren, wodurch seine Angelegenheiten in weit kürzerer Zeit würden geordnet worden sein. Er erklärte vielmehr (so in seinen Briefen an Lockhart), daß er nicht einen Pfennig borgen wolle, und daß, wenn seine Gläubiger nur Geduld haben wollten, er sie alle befriedigen würde. Seine literarische Thätigkeit sollte für den Rest seines Lebens ihnen allein gewidmet sein. „Glauben Sie nicht", schreibt er an Lockhart, „daß ich dies in einem aufgeregten, fieberhaften Zustande schreibe. Ich bin so ruhig und gemäßigt wie immer und arbeite an „Woodstock" mit dem größten Eifer." Und in demselben Geiste sprach er zu Ballantyne, an demselben Morgen, wo er die Unglücksbotschaft erhielt: „Sei gutes Muths, Freund, und verlaß dich auf mich. Ich werde dich niemals vergessen." Eine so edle Gesinnung fand auch bei den Gläubigern die vollkommenste Anerkennung. Mit Ausnahme von Einem oder Zweien unter ihnen (paltry exceptions nennt sie Lockhart) beschlossen sie sämmtlich, die Erfolge abzuwarten, die ihnen Scott verhieß. Und ihre Zuversicht hat sie nicht getäuscht.

Unter den Einrichtungen, die Scott zur Verringerung seiner Ausgaben machte, steht nun das Aufgeben seiner prächtigen Wohnung in Edinburg obenan.

Abbotsford — schreibt er an seinen Freund Morritt — wird für die Zukunft unsere einzige Wohnung sein, und für die Zeit, wo ich in der Stadt sein muß, werde ich mir im Albynclub ein Bett aufschlagen lassen. Wir werden also unsere große Gastfreiheit, an die wir gewöhnt waren, einstellen müssen und nicht mehr den Wirth und die Wirthin für alle Diejenigen machen, die nach Melrose pilgern. Wir werden dort freilich viel allein sein, denn wir wollen nur alte, vertraute Freunde bei uns sehen.

Daß ihm Lockharts besonders fehlen würden, spricht er oft aus; aber es war ihm auch lieb, daß sie vor dem Ausbruche des Unglücks nach London abgegangen waren, „denn", so sagt er in seinem Tagebuche, „sie sollten nicht unmittelbare Zeugen meines Schiffbruches sein". In Abbotsford begann er nun die neue Lebensart.

Ex uno disce omnes — heißt es im Tagebuche vom 1. April 1826 —. Ich stehe um sieben Uhr oder noch früher auf, dann wird geschrieben bis zum Frühstücke gegen zehn Uhr, welches ich mit Anna einnehme, denn meine Frau ist selten

*) Vgl. den fünften Artikel in Nr. 343 u. 344 d. Bl.
D. Red.

Digitized by Google

im Stande, vor zwölf oder ein Uhr aufzustehen. (Sie war sehr kränklich.) Hierauf arbeite ich wieder bis ein Uhr. Dann mache ich mich auf und spaziere auf hundert und einem Wege, die ich mir in meinen Wäldern angelegt habe; Tom Purdie (der Förster) ist mein Begleiter und unterhält mich mit langen Geschichten, oder ich habe meine Freude an zwei jungen Dachshundchen aus Dandie Dinmont's Zucht und an einem schönen jungen Wolfshunde, den mir Glengarry für meine Maida geschenkt hat. Nach dem Spaziergange wird mit Frau und Tochter geschwatzt, wir essen unsere leichte Mahlzeit, und des Mannes wichtigstes Geschäft, wie Johnson meint, ist sehr schnell abgethan. Eine halbe Stunde bleibe ich bei der Familie, eine halbe Stunde liebäugele ich (coqueting) mit einer Cigarre, einem Becher mit schwachem Whisky und Wasser und mit einem neuen Romane. So kommt die Theestunde, wo wieder ein halb Stündchen verschwatzt wird, und dann ziehe ich mich in mein Zimmer zurück. Hier lese und schreibe ich bis zehn Uhr, dann noch einen Bissen Brot, ein Glas Porter und hierauf zu Bett.

An solchen einzelnen Zügen ist das Tagebuch sehr reich. Von seinem Unglücke spricht Scott öfters, er äußert wol, daß es ihm lieb gewesen sei, wenn man demselben nicht einen so grand éclat gegeben hätte, aber da nun die Sache geschehen sei, so wolle er sie auch standhaft ertragen. Wie schwer es ihm mitunter wird, wie peinlich es ihm namentlich war, zum ersten Male wieder in seiner gerichtlichen Würde (jetzt as an insolvent) zu erscheinen und Aller Blicke auf sich zu ziehen, alles dies verschweigt er nicht in seinem Tagebuche, während er vor den Seinigen eine heitere Haltung zu behaupten verstand. Er sitzt öfters unthätig an seinem Arbeitstische, die Gedanken vergehen ihm völlig, oder sind von sehr melancholischer Art, sodaß er heraus muß, frische Luft schöpfen und seine Bäume sehen. Auch die gezwungene Einsamkeit drückt ihn nieder. „Die Einsamkeit", sagt er in seinem Tagebuche, „ist nur dann angenehm, wenn man das Vermögen hat, Gesellschaft nach Belieben bei sich zu sehen oder sich aus derselben zurückzuziehen. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Dazu sind seine Nächte oft schlaflos und das ganze Nervensystem angegriffen. Endlich wird der zärtliche Gatte und Vater in dieser ganzen Zeit, von der wir schreiben, durch die Krankheit der geliebten Gattin und durch den Tod des kleinen Enkels, „der für diese Welt zu gut war", auf das heftigste bewegt. Lady Charlotte Scott starb am 16. Mai 1826, von ihrem Gatten, der 30 Jahre mit ihr in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, auf das rührendste beklagt. Am Tage, wo sie gestorben war, finden sich im Tagebuche die Anfangsverse aus einem deutschen Liede:

Der Abschiedstag ist da,
Schwer liegt es auf dem Herzen — schwer.

Jetzt blieben ihm nur noch seine Kinder.

Die Gesellschaft meiner Söhne — die auf die Nachricht vom Tode der Mutter nach Abbotsford gekommen waren, sagt er (24. Mai) — ist der größte Trost, den mir die Welt jetzt zu geben vermag. Ihre Gedanken sind in jeder Beziehung so richtig und ehrenwerth, ihr Betragen gegen ihre Schwestern so liebreich, so zärtlich gegen mich, daß ich Gott sehr dankbar sein muß, alles dies erlebt zu haben, und fortfahren will, mit der Welt für sie zu kämpfen, wenn auch nicht um meinetwillen.

Einige Monate später kam seine Lieblingstochter Sophia mit ihrem Manne nach Abbotsford. Da lesen wir (16. August) im Tagebuche:

Gott sei gelobt, daß ich die guten Kinder so gesund wiedersehe. Ich bin jetzt glücklicher, als mich irgend ein Ereigniß in diesen letzten Monaten hätte machen können. Am Abend machten die jungen Mädchen Musik. Da hörte ich wieder die Töne der Harfe und Geige in meinen Sälen, in denen so lange kein Ton der Freude vernommen ist. Ich sehe meine Kinder und ich bin glücklich!

Mitten unter diesen unglücklichen Ereignissen hatte Scott den Roman „Woodstock" beendet. Sein Tagebuch zeigt, daß er unausgesetzt an demselben („like a very tiger" ist einmal sein Ausdruck) geschrieben und täglich Manuscript zu dreißig gedruckten Seiten in die Druckerei geliefert habe; so vollendete er unter Anderm in der Nacht vom 12. Februar den zweiten Band und begann gleich am Morgen darauf den dritten. Daneben arbeitete er längere Aufsätze in das „Quarterly review" und „Blackwood's magazine". Das Manuscript war dem Verfasser mit 8228 Pf. St. bezahlt worden, und der Absatz war so über alles Erwarten groß, daß die Gläubiger höchlich befriedigt wurden. Unmittelbar darauf begann Scott die „Chronicles of Canongate", die im Verlage des Buchhändlers Cadell erschienen, den Scott in seiner trübsten Zeit als einen sehr rechtlichen Mann erkannt hatte, und von dem er und Ballantyne zuerst — aber freilich fruchtlos — vor Constable's excentrischen Projecten gewarnt worden waren.

Wir wollen gleich hier einige Notizen über die noch übrigen Werke Scott's zusammenstellen, um den folgenden Verlauf unserer Erzählung nicht zu unterbrechen. Überdies können wir uns bei ihnen kürzer fassen, da sie nicht zu den bedeutendsten Arbeiten Scott's gehören. Die „Chronicles of Canongate" wurden also im Mai 1826 begonnen und vor Ende 1827 beendigt; die zweite Folge derselben: „The fair maid of Perth", erschien im März 1828 und ward im hohen Grade populair, obgleich sie nach Lockhart's Urtheil nicht grade in die erste Classe der Scott'schen Romane gehört. In demselben Jahre vollendete Scott die drei Reihen der „Tales of a grandfather", im Ganzen sechs Bände. Zunächst waren diese für seinen Enkel John Hugh Lockhart bestimmt und wurden mit einem größern Enthusiasmus aufgenommen als irgend einer von Scott's Romanen seit dem „Ivanhoe"; ihre Popularität stieg mit jedem Jahre, und man fand sie ebenso wol in den Buchläden als in den Boudoirs, in den Schulen wie in den Kinderstuben und betrachtete sie als das beste Handbuch der Geschichte Schottlands. Weniger Beifall fand „Anna of Geierstein", das letzte Werk seines schöpferischen Genius, wie es Lockhart benannt und die Fehler desselben offen eingestanden hat. Ballantyne, auf dessen freimüthiges Urtheil Scott großen Werth legte, verdammte das Werk gänzlich, wie aus einer Notiz im Tagebuche (vom 8. März 1829) ersichtlich ist. Schon früher war in der Mitte des Juni 1827 nach einer zweijährigen Arbeit das „Leben Napoleon Bonaparte's" vollendet worden, eine wirklich gigantische Arbeit, wenn man die Vorarbeiten bedenkt, die Scott dazu hat machen müssen, sowie die kurze Zeit, in welcher es ausgearbeitet wurde, die kaum zum mechanischen Schreiben hinreichend war. Lockhart's Würdigung dieses nach unserm Dafür-

Digitized by Google

halten mit Unrecht so sehr geschmähten Buches hat uns sehr zugesagt, und wir freuten uns namentlich auch Goethe's Urtheil aus „Kunst und Alterthum" (Sämmtliche Werke, Bd. 46, S. 233 fg.) hier angeführt und belobt zu finden. *) Denn Ref. ist immer der Meinung gewesen, daß dies Werk von der Nachwelt dereinst gerechter beurtheilt werden wird, als es von Heine und Andern, deren Urtheil die Mitwelt zu schnell sich angeeignet hat, geschehen ist, wenn er grade auch nicht die Schlußworte Lockhart's unbedingt unterschreiben will, daß Scott einmal als der Livius des neuen Hannibal erkannt werden würde. Die Summe, welche für die erste und zweite Ausgabe des „Leben Napoleon's" in die Hände der Gläubiger kam, betrug 18,000 Pf. St.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseliteratur.

1. Der Deutsche in Paris. Herausgegeben vom Verfasser des Deutschen Studenten. Zwei Bändchen. Altona, Hammerich. 1838. 8. 5 Thlr.

Der Verfasser dieses Buchs, Herr Dr. A. Jäger (nicht Freiherr v. Schlund, wie er irgendwo genannt wurde), gab schon vor einigen Jahren ein burschikoses Buch heraus: „Der deutsche Student", worin er von den tollen Streichen, die ein deutscher Bursche zu begehen im Stande ist, wenn auch grade kein leizendes, doch naturgetreues, bunt colorirtes und launiges Gemälde entworfen hat. Der Verf. gehört zu den Leuten, welche wie Odysseus viele Städte gesehen und vieler Menschen Sitten kennen gelernt haben; er ist von der Woge des Lebens hin- und hergeschüttelt worden und hat seine Länder- und Menschenkuhlen an Ort und Stelle selbst gemacht, in der Schweiz, in Algier, in London und Paris. Man sieht es den Schriften des Verf. an, daß seine Erfahrungen über die Bücherwelt hinausgreifen, und daß ihm auch andre Sonnen geleuchtet haben als die zweifelhafte und matte Sonne Deutschlands, in der fast nur Hirngespinste, diese aber in schöner mitternächtiger Pracht, und, wie gegenwärtig in der Literatur, giftige Erdschwämme zur Reife kommen. Der Verf. griff in das volle Leben, und was er davon mit hohler Hand aufgefangen, frisches lebendiges Wasser, dessen bedient er sich, um damit die Pflanzung seiner Anschauungen zu benetzen und zu erfrischen. Er zieht in seinen Gemälden keine ängstlichen Pinselstriche; er zeichnet keck darauf los, tüpft muthig in die Farbentöpfe, spritzt bald da bald dort den Pinsel aus, ohne Berechnung, und wenn man das Ding ansieht, ist es, wenn auch kein Kunstwerk im höhern Sinne, doch ein gut colorirtes und durchaus nicht verzeichnetes Ganze. Wie der Titel anzeigt, schildert diese Schrift das Leben eines Deutschen in Paris und das pariser Leben, wie es sich im Kopfe eines gesund anschauenden und ehrlich fühlenden Deutschen widerspiegelt. Der Verf. verlebte in Frankreich vier Jahre, zwei davon in der Hauptstadt; Grund genug, um von ihm ein getreues Abbild französischer Sitten und Eigenthümlichkeiten fodern und erwarten zu dürfen. Es ist das gegenständliche Leben, das Volk selbst, welches der Verf. porträtirt hat; er ist nicht so anmaßend, die Erscheinungen und Repräsentanten des staatlichen Lebens Frankreichs seiner Beurtheilung und Abstimmung unterwerfen und das öffentliche und Privatleben von Staatsmännern wie Thiers, Cousin u. s. f. mit auffallendem Selbstbewußtsein und angemaßter Überlegenheit des Besserwissens als verfehlt, nichtig und plump darstellen zu wollen. Die Grisetten, die pariser Studenten, die verschiedenen Gattungen Kutscher, die Bettler, die Verkäufer, Charlatane, das sind die Charaktere, die uns der Verf. vorführt; dazu Betrachtungen über das pariser Leben im Allgemeinen und in seinen Besonderheiten, über den Charakter der Pariser, vorzüglich der Pariserinnen, über die Vergnügungsorte, die Spektakelstücke, die Tanzsäle, die Spielhäuser u. s. w. Wenn der Verf. seine Junge und seinen Styl auch nicht immer unter der gehörigen Aufsicht hält, so plaudert er doch im Ganzen sehr anmuthig und unterhaltend, und seine Erzählungen und Schilderungen sind oft von großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, wie z. B. die Beschreibungen der Thierkämpfe und „Hundepaukereien" in der Barrière du combat. Seine Bemerkungen zeugen von einem gesunden und guten Herzen, und so wenig haltbar seine Aussichten über Grisettenwesen und Ehe auch sind, so macht sich zugleich eine so große Liebenswürdigkeit des Gemüthes darin bemerkbar und ein so unschädlicher leichter Sinn, daß man ihm nicht wohl zürnen kann; auch behauptet der Verf. in der Vorrede, er sei in seinen socialen Betrachtungen weniger sein eignes Organ, als das Organ der in Frankreich vorherrschenden Ansichten. Man findet bei ihm nirgend jene Anmaßlichkeit philosophischer Einkleidung, mittels welcher eine subjective Ansicht sich als Lebensprincip und soziales Gesetz geltend machen will. Der Ausspruch, daß das Grisettenwesen die Liebesehrue befördere, widerlegt sich durch sich selbst; ein Verhältniß, welches auf keinen bürgerlichen Grundsätzen, sondern nur auf den Grundsätzen moderner Zügellosigkeit beruht, bietet doch wahrlich keinem Theile eine dauerhafte Garantie; die Liebe kann nur ausnahmsweise ein Verhältniß entschuldigen, was sich durch Sophismen nicht rechtfertigen, noch den Formen eines allgemeinen Gesetzes anpassen läßt. Der Verf. hat als Köder für ein größeres Publicum die Geschichte eines unglücklichen Liebespaares eingefabelt, welches sich zuletzt durch Kohlendampf tödtet; die Hauptsache ist, wie der Verf. in der Vorrede behauptet, der Wahrheit gemäß und stützt sich auf die Annalen des Hospitals la Pitié und die „Gazette des tribunaux" von 1835. Die Nebenumstände sind fingirt, der Verf. macht aus dem französischen Liebespaare ein deutsches; Hermann soberte seine Braut auf, ihm nach Paris zu folgen, und Helena ist leichtsinnig genug, ihm zu Willen zu sein. Es ist sehr glücklich durchgeführt und spannend erzählt, wie das Paar allmälig in innerer und äußeres Elend geräth und keinen Ausweg vor sich sieht als einen freiwilligen Tod. In dieser Erzählung liegt viel Moral, die auch sonst, trotz mancher anscheinend vorhandenen Spuren von Gegentheil, durchaus überwiegt. Der Verf. ist übrigens für die Franzosen, die er für ein ebenso empfängliches als gutmüthiges, liebenswürdiges und braves, wenn auch etwas leichtgläubiges Volk hält, sehr eingenommen.

2. Reiseblider aus Oberitalien von Heinrich Germanus. Bremen, Heyse. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Dies etwas seltsame Reisebuch trägt noch einen zweiten, stolzern Titel: „Handbuch für Reisende durch das lombardisch-venetianische Königreich", ein vielversprechendes Aushängeschild, welches ein reicheres und besser assortirtes Waarenlager vermuthen läßt, als man in dem Buche findet. Wahrscheinlich ist der Verf. wie auch aus andern Merkmalen hervorgeht, Kaufmann, der es nach Handwerksbrauch versteht, seine Waare anzupreisen. Jedenfalls wäre Heinrich Germanus ein origineller Tourist, wenn ihm nicht Nicolai vorausgegangen wäre und ihm als Muster vorschwebte; er ist nichts als eine verdünnte Verlängerung von dem Reisekauze Nicolai, mit dem er auf gleicher Stufe der Auffassung, Anschauung und Beschreibung steht. Auch Germanus findet in Italien nicht viel mehr als schlechte Menschen, schlechte Mahlzeiten, schlechtes Gebäck und schlechtes Ungeziefer. Alles ist miserabel, nur nicht das theuere deutsche Geld, das man ausgibt. Reisenden von solcher phlisterhaften, hausbackenen Qualität, welche, wenn man ihnen auch das Gold der Poesie in die Hand legt, nicht vermögend sind, die Hand zuzudrücken und die Poesie festzuhalten, und welche überall wie die Schnecke den Schleim ihrer Subjectivität sien

*) Die gleichlautenden Urtheile im Briefwechsel mit Zelter Th. 4, S. 250, und Th. 5, S. 18 u. 19, kannte Lockhart wol nicht.

Digitized by Google

lassen, ist im Gefühle des Mitleids und der christlichen Gesinnung anzuraten, doch ja keine weitere Reise zu thun als von Stolpe nach Danzig oder von Hamburg nach Kuxhaven. Bremer Cigarren und berliner Milchbrote findet man nicht überall; ein Überstand, von dem man billig unterrichtet sein sollte, ehe man nach Italien eine Reise antritt. Der Verf. ruft einmal bei Gelegenheit Venedigs aus: „Wann wird die Zeit kommen, wo man diese Stadt und überhaupt Italien mit seinen Merkwürdigkeiten in der wahren Beschaffenheit erschaut und nicht durch die rosig gefärbte Brille, durch welche jetzt jeder Deutsche sie ansieht!“ Wann diese Zeit kommen wird, wenn die Menschen ohne Unterschied so ausgetrocknet, so gourmandmäßig, so poetisch organisirt sein werden als Germanus und Nicolai; wir hoffen jedoch, daß der Menschheit nie ein so großes Unheil widerfahren wird. Venedig ist Herrn Germanus eine Stadt voll der schrecklichsten Unfläthereien, eine Stadt, wo man für schweres Geld doch nur höchst erbärmlich leben könne. In Verona läuft der Reisende oft stundenlang umher, um Dinge zu sehen, die kaum des Anschauens würdig waren, und von dem Innern der Kirche St. Bernadin sagt er keck: „Der ganze Plunder dieser Kirche interessirte mich nicht im geringsten.“ Darauf fängt er mit dem Cicerone Händel an und schließt seine Vorwürfe mit den Worten: „Nimm dich in Acht, daß mein Siegesbanner nicht aus ihrer Bekanntschaft macht.“ Ein „Mann Gottes!“ im Sinne mir noch an dieser Stelle eine allgemeine Bemerkung. Jedes Land hat seine Sitte und Eigenthümlichkeit. In den deutschen Hôtels hat man fire Preise, wofür man oft, wie jeder Reisende aus Erfahrung weiß, schlecht quartiet und bewirthet wird; ist das Hôtel stark von Fremden besetzt, so sieht man sich oft gezwungen, mit einem schlecht meublirten und schlecht gelegenen Zimmer vorlieb zu nehmen und doch so viel wie im besten Quartiere zu zahlen. In Italien handelt man mit dem Wirthe, man setzt sich mit ihm je nach den Umständen, und es ist bekannt, daß Jeder, der mit dieser schönen Sitte vertraut ist und nicht wie ein englischer Lord, ein berliner Regierungsbaubeflor oder bremer Kaufmann vornehm reisen will, nirgend wohlfeiler sich einrichten kann als in den Gasthöfen Italiens. Ein Matador, der in Deutschland weiß was wir, minder oft Gelegenheit haben, über die deutschen insolenten Wirthe Klage zu führen, die nicht mit sich handeln lassen. Nicolai und Germanus haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie in Italien theurer gelebt und die dort geltenden Gebräuche nicht beachtet haben. Deutsche Reisende haben versichert, daß Nicolai von den Italienern selbst ausgelacht worden ist, und daß er sich selbst jenen Gastgeberleid angezogen hat, über die er in so bitterer Klagen ausbricht; man erzählte noch lange von ihm in den von ihm bezogenen Hôtels wie von einer Art Wunderthier. Der schlechte Styl, worin Germanus seinen Mismuth eingekleidet hat, ist ein vollgültiger Beweis, daß wir es hier mit einem poetischen Menschen zu thun haben, der sich nicht aus der Atmosphäre der bremer Häringsfänger entfernen sollte.

3. Bunte Bilder auf Reisen gesammelt von Eduard Wehrmann. Frankfurt a. O., Kosky. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Diese Sammlung von Novellen gehört eigentlich nur durch den Titel in die Rubrik: Reiseliteratur. Bald ist es eine Badereise, bald eine Geschäftsreise, deren humoristische Abenteuer oder tragische Widerwärtigkeiten der Verf. erzählt. Der Verf. ist ebenso grausam in seinem Ernst wie in seinem Spaß; aber am grausamsten verfährt er mit dem Leser da, wo er sich in das Gebiet des Witzes verirrt. In Frankfurt und einigen andern Städten der Neumark, wo der Ernst der Weltgeschichte sein Ende und der Fußpaß der kleinen Tanzorganzungen und Faschingsbälle seinen Anfang nimmt, mag der Verf. immerhin für einen witzigen Menschen gelten; für Ref. war sein Witz bitterer, lästiger und unerträglicher Ernst. Vieles gehört in das Reich des Unglaublichen. Der Verf. erzählt z. B. von einer deutschen Jungfrau, die von einem nach der Insurrection flüchtig gewordenen polnischen Offiziere verführt und später verlassen wird. Hierüber verfällt sie in Stumpfsinn. Ein Zufall führt das Paar abermals zusammen. Der Verf. versetzt in einem Redenzimmer befindet, hört ein dumpfes Ächzen. Man reißt die Thüre auf; man tritt in das Gemach — Himmel! welch ein Anblick! Agnes und der Pole liegen auf des letztern Bette; jene hält diesen krampfhaft umschlungen; ihre Lippen bedecken die seinigen u. s. w. Plötzlich sinkt Agnes zurück, die Lippen schwarz, die Augen tief im Kopfe liegend; dann rollt sie Leichnam auf die Dielen nieder! Noch steht der Pole, wird der Vorfall, dann war auch er verschieden! Agnes hat ihn mit der Cholera, an der sie litt, angesteckt. Wunderbar, daß selbst in dem frankfurter Regierungsbezirke so schrecthafte und unsaubere Gespenster der Novellistik umgehen!

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei.

Alle Heiligkeit des Menschen, weil sie hinausliegt über seinen gegenwärtigen irdischen Zustand, ist eine Entfernung von demselben. Also die indischen Asceten, die Joghi, ohne Bewegung, Arbeit, gleichgültig gegen körperlichen Schmerz, stumm und dumm; die türkischen Santons, mehr noch als andere Derwische enthaltsam lebend und wunderlich bis zur Erschöpfung tanzend; die christlichen Einsiedler, fastend in Höhlen, nach dem Stylite und seines Gleichen — sie verlangen Anerkennung ihres Heiligenwerths. Klöster, Orden von la Trappe stützen sich auf diesen Grund, sie sind wirksamere Heiligungsanstalten als die Kirche überhaupt. Mangeln sie, so muß jeder mit der Kirche sich begnügen.

Aber dann sollen die Geistlichen Repräsentanten der Heiligkeit sein und sie leben nach gewissen Foderungen regelmäßig, wodurch es von dem Leben anderer Menschen abweicht. Diese Foderungen sind nach den Confessionen verschieden, durch Sitte und Gewohnheit mehr oder minder strenge, doch stets vorhanden. Die Ehe, obgleich durch christliche Weihe geheiligt, ist ihrem Wesen nach dem Fleisch angehörig, daher folgerecht dem katholischen Priester untersagt so gut wie dem Mönch; und mit viel weltliche Beziehungen, Sorgen, Wünsche gehen nicht Hausfrau und Familie, abjiehend von fortwährender Betrachtung des überweltlichen und das ewige Gebet hindernd? Ein protestantischer Geistlicher heirathet, aber die Heiligkeitsmeinung untersagt ihm Schmaus, Spiel, Tanz, Theater, lustige Feste, verschränkt sein Leben auf Haus, Frau, Kinder und Bücher. Weil Musik in einem verschiedenen Verhältniß zum Katholicismus und Protestantismus steht, so gilt geistliches Singen, Spiel und Chorsingen in jenem schicklich, in diesem nicht. Ausdrücklich ist unschicklich für den katholischen Geistlichen, bei dem protestantischen Lehrer nicht anstößig.

Gesetzt nun, die Menge wollte sich ernsthaft der Heiligkeit befleißigen? Dann fuhre sie ein möglich geistliges Leben, verbanne Spiel, Tanz, Theater und lärmende Freude, wie es Pietisten wollen, und — zur rechten Vollständigkeit — unterlasse das Heirathen. Gegen solche strengste Richtung wird sich das Fleisch, das Sinnenleben, immer wehren, und wiefern zu fürchten wäre, daß die höchste Strenge je allgemein herrschend würde, hätte die Rehabilitation des Fleisches nach der Lehre des jungen Deutschlands keinen sinnlosen Sinn. Allein die Beisammenwirthschaft der Heiligkeitsgedanken und des weltlichen Lebens auf der Erde beweist, daß wir zwar auf der letztern nicht ganz zu Hause sind, aber doch auf ihr wohnen und verkehren müssen, mithin ein Mittleres zwischen Heiligem und Weltlichem zu suchen und zu empfehlen haben.

Unter Menschen erfährt sowol Ehre als Unehre jede Narrheit und Verrunst. Die Philosophie, welche der Verirrung steuren sollte, hat dergleichen am eignen Leibe zum häufigsten erfahren. F.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 359. — 25. December 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Sechster und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 358.)

Außer diesen umfangreichen Werken verfaßte Scott 1826—31 noch eine Anzahl kleinere Schriften, wie die „Religious discourses by a layman", die „Letters on demonology and witchcraft", den Abriß der Geschichte von Schottland in Lardner's „Cyclopaedia" (für 700 Pfd.) und andere, sowie zahlreiche größere und kleinere Beiträge für die größern englischen Journale. Unter diesen nennen wir nur einen Artikel im „Quarterly review" über die Novellen und Erzählungen E. T. W. Hoffmann's, für den er aber kein Honorar nahm, sondern die 100 Pfund dem bedürftigen Schriftsteller Gillies überließ. Bemerkenswerth scheint uns auch Scott's Abneigung in einer Lage, wo er doch des Geldes sehr bedurfte, an Taschenbüchern Antheil zu nehmen. Charles Heath hatte ihm 800 Pf. St. jährlich geboten, wenn er ein solches herausgeben wollte, 400 Pf. St. für eine Erzählung von 70—100 Seiten. Aber nur nach langem Zureden entschloß er sich, demselben für 500 Pf. St. eine Jugendarbeit, „The house of Aspen", zu überlassen, die er des Abdrucks früher gar nicht werth gehalten hatte.

Die zum Schaden seiner Gesundheit, ohne auf die wiederholten, sehr bedenklichen Krämpfe und apoplektischen Zufälle zu achten, fortgesetzten Arbeiten hatten seine Schuldenlast bedeutend verringert. Vom Januar 1826 bis zum Januar 1828 waren nahe an 40,000 Pf. St. verdient worden, und im December 1827 hatte den Gläubigern eine Dividende von sechs Schilling auf das Pfund bezahlt werden können, wofür sie ihrem hochherzigen Schuldner eine Dankadresse überreichten. Um dieselbe Zeit im J. 1830 wurde eine neue Dividende von drei Schilling auf das Pfund gezahlt, wodurch sich der Bestand der ganzen Schuld auf 54,000 Pf. St. verringerte. Da machte Gibson Craig den Antrag, dem auch die übrigen Gläubiger sofort beipflichteten, daß man den Baronet ersuchen wolle, seine Bibliothek, seine Manuscripte, sein Silbergeräth, Leinenzeug und andere Seltenheiten als einen Beweis der hohen Achtung und Dankbarkeit seiner Gläubiger für die seinerseits zu ihrem Besten gemachten beispiellosen und glücklichen Anstrengungen entgegenzunehmen. Scott äußerte sich in seinem Antwortschreiben sehr vergnügt darüber, daß er nun doch wieder „mit seinem eignen Löffel essen und in seinen eignen Büchern studiren könnte". Und da nun 1829 Cadell eine neue Ausgabe sämmtlicher Romane übernahm, die der Verfasser mit Vorreden und Anmerkungen ausstattete (er nennt sie in seinen Briefen und Tagebüchern nur das opus magnum), und der daraus gezogene Gewinn gleich in den ersten Monaten fast bis ins Unglaubliche stieg, so hatten die Gläubiger alle Ursache, zu hoffen, daß der große Unbekannte sich auf die vollständigste Weise seiner Verpflichtungen entledigen werde.

Freilich war es ihm, seitdem der „Author of Waverley" als Baronet Scott hatte müssen im Constable'schen Bankrott auftreten, nicht mehr gut möglich, die Maske länger zu tragen. War ihm dies allerdings unangenehm, so konnte er sich doch in seiner wahren Gestalt nicht leicht auf eine ehrenvollere Art zu erkennen geben, als es auf dem ihm von seinen Freunden in Edinburg bereiteten Feste geschehen ist. Am 22. Februar 1827 führte er bei einem großen Mittagsmahle zur ersten Jahresfeier der edinburger Gesellschaft für die Anlegung eines Theaterfonds den Vorsitz. Lord Meadowbank, ein ihm sehr befreundeter Richter im ersten Gerichtshofe von Schottland, fragte ihn schon vor der Tafel, ob er es unzart finden würde, wenn einige Anspielungen auf seine Vaterschaft der Waverley-Romane geschähen. Sir Walter lächelte und sagte: „Thun Sie, was Sie wollen, aber sprechen Sie nicht so viel von einer so alten Geschichte." Und so erklärte denn der Lord in einer für Scott sehr schmeichelhaften Rede, daß der Schleier, der den großen Unbekannten, den allgewaltigen Zauberer verhüllt habe, jetzt gehoben sei, und daß der Sänger des Landes (the minstrel of our native land), der jetzt frei vor den Augen und der Liebe seines Vaterlandes dastehe, kein anderer sei als Sir Walter Scott, auf dessen Gesundheit zu trinken er jetzt in Vorschlag bringe. Hierauf erfolgte allgemeiner, sehr stürmischer Beifall. Dann erhob sich Scott, erklärte, daß er jetzt vor den Schranken seines Landes als ein Verklagter stände, daß aber wol eine parteilose Jury ihr „Nicht bewiesen" aussprechen würde. Er wolle jedoch sich selbst für „schuldig" erklären, den Hof aber nicht mit einer langen Aufzählung der Gründe, aus denen er schuldig sei, unterhalten, sondern sich ohne Weiteres als

Digitized by Google

den einzigen Verfasser aller jener Romane bekennen. Dafür möge ihm aber auch gestattet sein, nicht weiter hierüber zu sprechen, sondern vielmehr in der Eigenschaft des Verfassers der Waverley-Romane einen Toast auf seinen Freund Nicolas Jarvis (aus „Rob Roy" bekannt) auszubringen. Diese geschickte Wendung auf einen anwesenden Nachkommen des würdigen Stadtvogts von Glasgow ergötzte alle Anwesenden im hohen Grade. „Wenn mein Scherz gut war", sagt Scott im Tagebuche, „so war dafür auch das Gelächter ganz überschwänglich."

Fand also Scott in der Liebe und Achtung seiner Freunde, die er seinerseits nicht minder herzlich erwiderte, Trost und Vergnügen und in dem außerordentlichen Absatze seiner Werke eine hinreichende Beruhigung für die Zukunft, so war doch auch sein Leben in den letzten sechs Jahren von vielen und großen Leiden heimgesucht. Ein heftiger nervöser Kopfschmerz, Blutstürze, wiederholte Schlaganfälle erschütterten seine Gesundheit in einem hohen Grade, die Sprache stockte häufig, und die Hand versagte ihm den Dienst. Da häufige Aderlässe ihm stets Erleichterung schafften, so ward ein vieljähriger treuer Diener, John Nicolson, „dessen Name in Scott's Familie nur mit Achtung und Dankbarkeit genannt wird", angelernt, bei ihm Chirurgendienste zu verrichten. Für die literarischen Arbeiten blieb William Laidlaw sein Gehülfe. „Aber dieser durchaus ergebene Mann", sagt Lockhart, „konnte, so oft ihm Scott diktirt hatte, nicht ohne die Überzeugung am Abend von ihm gehen, daß dieser mächtige Geist, den er seit dreißig Jahren des genauesten Verkehrs so hochgeachtet hatte, sehr an seiner Kraft verloren hatte und täglich mehr einbüßte. Von Zeit zu Zeit entfaltete sie sich zwar noch ganz in der alten Weise, aber wie oft ward jenes treffende Urtheil, jene glänzende Phantasie und jenes unvergleichliche Gedächtniß durch die Einflüsse der Krankheit zerstört und zernichtet. So hielt er oft plötzlich in seinen Erzählungen ein und starrte stumm wie ein Nachtwandler um sich her. Dies verstörte Wesen, dieser irre Blick erinnerten uns unwillkürlich an Simson im Schooße der Delila, von dem es in der Schrift heißt, daß er schwach geworden sei und wäre wie ein anderer Mensch. Dann aber flammte plötzlich die frühere Kraft wieder in ihm auf, der Nebel schwand von seinen Augen vor der unwiderstehlichen Macht der Sonne seines Geistes, und Alles wurde hell und strahlend wie in alter Zeit." Diese übeln Erscheinungen nahmen im Winter von 1830 auf 1831 in sehr bedenklicher Weise zu, der daher für ihn und seine Umgebungen eine höchst traurige Zeit war, in der sie es um so mehr beklagten, daß Scott seine Stelle am edinburger Gerichtshofe aufzugeben hatte. Denn die gewohnte sechsunddreißigjährige Beschäftigung fehlte ihm, es kamen überdies weniger Fremde, und der Vorschrift seiner Ärzte, weniger zu arbeiten und sich mehr zu schonen, setzte er die Unmöglichkeit entgegen, da namentlich die Arbeiten für die neue Cadell'sche Ausgabe seiner Werke fast allein ihm seine damalige Existenz erträglich machten.

Eine andere Unannehmlichkeit waren für Scott die damaligen politischen Verhältnisse Schottlands. Als entschiedener Tory war er allen Reformen, durch die er die altschottische Verfassung und Denkungsart gefährdet glaubte, abhold, ja, selbst mit seinen alten Freunden Ballantyne und Cadell, die sich zur Opposition hielten und den kranken, reizbaren Mann von jeder Einmischung in die politischen Blätter abzuhalten suchten, gab es unangenehme Auftritte. Scott's Ansichten waren indeß nicht unbekannt geblieben, und der gefeiertste Mann in Schottland mußte die Wuth des Volkes und den Grimm der Reformers und Radicalen in einem Grade erfahren, den er wol früher nicht geahnt hätte. Die Grundeigenthümer in der Grafschaft Roxburgh hielten am 31. März 1830 eine Versammlung zu Jedburgh zu Gunsten der Reformbill, welche unter dem Grey'schen Ministerium eingebracht war. Scott, als Sheriff der Grafschaft, ließ sich nicht abhalten, derselben beizuwohnen, und sprach in einer langen Rede seine Meinung von der Unanwendbarkeit der neuen französischen Principien und seine Abneigung gegen die Bill als guter Tory redlich und offen aus. Das Geziſche und Geschrei der niedern Volksclassen, die sich in das Versammlungshaus gedrängt hatten, zwang ihn, einige Augenblicke still zu sein. Dann aber erhob er seine Stimme mit verdoppelter Stärke (vorher hatte er leise gesprochen und war wol nur von den Zunächststehenden verstanden worden) und sprach:

Meine Freunde, ich bin alt und hinfällig, und ihr denkt vielleicht, daß ich voll alterner Vorurtheile sei. Aber ich habe viele Staatsmänner gesehen und habe in meinem Leben viel und oft über öffentliche Dinge nachgedacht, sodaß ich jetzt nicht umhinkann, zu vermuthen, es wären die Fabrikanten unserer neuen Verfassung gleich einem Haufen von Schulknaben, welche eine Uhr, die für ihre gewöhnlichen, täglichen Zwecke ganz gut ging, auseinandernehmen, in der Meinung, sie würden dieselbe besser als der alte Uhrmacher wieder zusammensetzen können. Ich fürchte aber, daß sie mit der Construction nicht zu Stande kommen werden, und ich gestehe offen, daß es mich nicht sehr überraschen wird, wenn ihr erster Versuch gleich darin besteht, die Spiralfeder zu zerſprengen.

Hier ward er von Neuem durch den unverständlichen Gebrumme unterbrochen, sodaß man seine weitern Worte nicht verstehen konnte. Er trug indeß seine Anträge vor, wendete sich dann nach der Gegend, wo die tumultuirenden Handarbeiter standen, und rief ihnen zu: „Ich achte auf euer Geschnatter nicht mehr als auf das der Gänse auf dem Felde." Doch glühte er vor Unwillen, als er sich wieder auf seine Bank niedersetzte. Jede Spur aber desſelben war auf seinem Gesichte vertilgt, als er wenige Augenblicke nach Beendigung der Sache das Gemach verließ. An der Thüre drehte er sich noch einmal herum und verbeugte sich gegen die Versammlung. Zwei oder Drei, nicht mehr, erneuerten ihr Zischen; Scott aber verbeugte sich noch ein Mal und nahm mit den Worten jenes verurtheilten Gladiators: moriturus vos saluto Abschied. Im Tagebuche vom 22. März erwähnt er nur, daß die Reformers, diese unwashed artificers, ihre Eigenthümlichkeit durch Zischen, Pochen und Husten an den

Digitized by Google

Tag gelegt. Mehr beschäftigte ihn die Abstimmung über die Reformbill im Unterhause am 22. März, wo dieselbe mit einer Majorität von einer Stimme durchgegangen war.

Von dem Oberhause — schreibt er — sei nichts zu erwarten, und was ihm noch schlimmer dünke, sei, daß die Volkspartei gar kein persönliches Ansehen habe und nicht das Vermögen besitze, sich eines solchen zu erfreuen. Die alte Constitution ist zu Grunde gerichtet, und kein Mirabeau hat sie angegriffen, man hat sie umgeworfen, wie die Kinder ihr Spielwerk zerbrechen.

Eine ähnliche Scene ereignete sich wieder zu Jedburgh am 18. Mai. Lockhart begleitete seinen Schwiegervater, der sich nicht hatte davon abbringen lassen, selbst bei den Wahlen für die Grafschaft anwesend zu sein. Sie fanden die Stadt in der größten Aufregung, alle Die, welche nicht die Farben der Reformers trugen, wurden verhöhnt, auf Scott's Wagen sogar Steine geschleudert, jedoch ohne ihn zu treffen. Als er sich nach dem Versammlungssaale mit einigen Freunden begab, ward er vielfach verhöhnt und geschimpft, ja, ein Weib („man schämt sich, es zu erzählen", setzt Lockhart hinzu) spie aus einem Fenster nach ihm, ohne daß diese Beleidigung jedoch von ihm selbst wahrgenommen wurde. Im Saale selbst konnte er kaum zu Worte kommen, so groß war die Wuth und der Lärm. Die Wahl fiel auf einen Reformer, und Scott konnte nur mit Mühe zu seinem Wagen kommen, der ihn im Wirthshause erwartete. Die Straße bot aber eine so tumultuarische Bewegung dar, daß selbst die Männer von der Opposition ihn baten, sich nicht der offenen Gefahr auszusetzen, und er endlich nachgab, in den Wagen des Lieutenant Elliot zu steigen, der ihn auf Nebenwegen in sein Landhaus nahe bei der Stadt führte. Hierher kam, gleichfalls durch Seitengäßchen, Scott's Wagen, und so entkamen Scott und Lockhart, nicht ohne noch einmal einige Steinwürfe aushalten zu müssen, aus der Stadt. Im Tagebuche heißt es: „Ich verließ die Stadt in der größten Unordnung, und die edeln Bürger riefen mir ihr Burk Sir Walter nach. Ich bin den guten Jungens von Jedburgh dafür sehr verbunden." Trotz solchen Erfahrungen konnte Scott nur mit Mühe und durch Cadell's und Ballantyne's ernstliche Vorstellungen abgehalten werden, neue Aufsätze in die politischen Blätter zu schreiben, denn die Letztern namentlich fürchteten in einem solchen Falle sehr für seine Popularität und für den Absatz seiner Werke. Scott wollte nämlich unter den Namen Malachi Malagrowther noch einmal auftreten, nachdem er sich bereits im Januar 1826 einen bedeutenden Ruhm unter diesem Namen erworben und die vom Parlamente beliebte Gleichsetzung des schottischen und englischen Geldes, welche die Verhältnisse der schottischen Handelswelt in jener Krisis noch weit mehr würde verschlimmert haben, größtentheils durch seine drei Briefe im „Edinburgh weekly journal" rückgängig gemacht hatte. Als ihm damals Ballantyne bemerkte, daß die Correctur dieser Aufsätze mit weit mehr Sorgfalt gemacht sei, als es bei den frühern Werken der Fall gewesen, entgegnete Scott: „Meine frühern Werke waren nur für mich selbst, aber dies ist für mein Vaterland" (this is for my country). *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 338.)

4. Mein Spaziergang durch Hamburg. Potrographische Genrebilder von Fr. Clemens. Altona, Hammerich. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch in dieser Schrift keine Ruhe, keine Freude, keine Erquickung! Fr. Clemens, eigentlich Gercke, Verf. eines anrüchigen „Manifestes der Vernunft", eines Romans: „Bei Nacht und Nebel", und einiger sogenannten Lustspiele, gehört zu jenen nicht talent- und geistlosen Figuren der modernen Zeit, jenen Mephistopheliſchen Spottfiguren von „Dreck und Feuer", welche an das „große pulsirende Universalherz", wie Clemens selbst sich ausdrückt, oder an das Weltherz, wie Laube sagen würde, zu appelliren vorgeben und doch in der Menschheit zumeist nur das eigne kleine Herz klopfen hören, um es mit dem Herzen der Menschheit zu identificirn. Clemens ist allerdings eine ziemlich originelle Erscheinung; er hat es selbst kein Hehl, daß er Musikant ist und zu dem Tanze wüster Gesellen und Gesellinnen aufspielt, und es ist leicht möglich, daß seine literarischen Leistungen immer noch mehr Werth haben als seine musikalischen. Da man aber eine seiner Schriften verboten und ihn halb und halb dem jungen Deutschlande zugerechnet hat, so hat sich seiner, wie aus der Vorrede zu diesen „Hamburger Bildern" hervorgeht, eine unstatthafte Eitelkeit bemächtigt; er hält sich für unendlich bedeutender, als er wirklich ist, und kokettirt mit seinem Cynismus nach allen Seiten hin; wie jeder Verfolgte, oder wer sich einbildet, verfolgt worden zu sein, meint er nun, es sei ihm groß Unrecht widerfahren, und diese Misstimmung verführt ihn zugleich, seinen frühern Recensenten vorzuwerfen, daß sie seinen Roman „Bei Nacht und Nebel" falsch gedeutet und verstanden hätten. Er wirft ihnen kritische Impotenz und Stumpfsinn vor und behauptet, daß sie sein eifrigst gepflegtes Blumenbeet mit „ellenhohem Miste" beworfen hätten. Er meint, er wisse, was er wolle, und wenn es Andere nicht verständen, so könne er nichts dafür; was der Sonnenschein auf Erden solle, verstände ja auch der Maulwurf nicht; er begriffe nicht, warum man den groben Fäusten der Recensenten den Rücken geduldig hinhalten und nicht vielmehr ihre „Sauhiebe" abpariren solle u. s. w. In diesem grobzwirnigen Tone spinnt Clemens seine Vorrede von Anfang bis zu Ende fort, und es ist darüber nichts weiter zu sagen, als daß dieser „Plebejer", wie er sich selbst nennt, von eben derselben krankhaften Eitelkeit inficirt ist wie die Patricier in unserer Literatur. Es ruht wie ein Fluch auf unsern Schriftstellern, daß sie sich fast ohne Ausnahme für ein großes Theil bedeutender halten, als sie wirklich sind. Anerkennung verlangt Jeglicher; aber sie Andern zu gewähren und sie neben sich gelten zu lassen, fällt ihnen auch im Traume nicht ein. Das Raisonnement, die Reflexion, das goldene Kalb des denkenden Ichs sind immer anmaßend; nur die Production, die echte, ist bescheiden und geht ihren stillen, aber sichern Weg. Was nun den Haupttext des Buchs selbst betrifft, so ist davon eben nicht viel Gutes zu rühmen. Des Verf. Roman „Bei Nacht und Nebel" zeugte in einzelnen Partien ganz gewiß von einer Anlage zum komischen Romane; die ernsten Partien darin waren offenbar verfehlt und die Einkleidung meist widerwärtig. Aber für das bloße Raisonnement ist Clemens durchaus untauglich; seine Schreibart ist ebenso sans-

*) Lockhart hat diese schönen Worte nicht angeführt; wir entlehnen sie aus Chambers' vortrefflichem „Life of Walter Scott" im Supplementstücke des „Edinburgh journal" vom 6. Oct. 1832, S. 298.

Digitized by Google

cultistisch wie seine Betrachtungsweise, und die Reizbarkeit seines Styls wird keineswegs durch Originalität und Reichthum der Gedanken verzüret. Phlegisch im edlern Sinne sein, ist kein Fehler, aber cynisch sein, ist ein Verbrechen. Es ist in Clemens keine Leere, kein Glauben, keine Fröhlichkeit — nichts als Cynismus und grober, zur Selbstverwöhnung führender Materialismus! S. 120 stellt Clemens eine Betrachtung über den großen „brodelnden Schmelztiegel" des Kirchhofs an. „Der Werkmeister in dem großen Laboratorium der Natur", heißt es da, „werde sich grade der ausgelösten Körper der Reichen und Vornehmen bedienen, um die gastronomischen Leckerbissen, z. B. Schnepfen, indianische Bogelnester, Austern, Trüffeln u. s. f., für die lebendigen Ebenbürtigen zu bereiten, in deren Leibern sich dann die feinen rectificirten Stoffe anhäufen, um später vom Erddegrädnisse aus durch das Medium der Luft zu gleicher Schöpfung verwendet zu werden; da hingegen der Pferdezu einer Ressel, zu einem Dornenstrauche, Distel, höchstens zu einer Portion Kartoffeln oder zu einem Schnäppchen Fusel verwendet werden kann." Diese Betrachtung ist, wenn nicht originell, wenigstens plump und cynisch. S. 145—155 gibt der Verf. eine Darstellung seiner bisher verfolgten literarischen Laufbahn, worin sich einige rührende Stellen befinden; wenn wir aber daraus einerseits den Verf. als einen wenigstens fortbenden und gegen den äußern Druck ankämpfenden Mann kennen lernen, der in Ermangelung eines Verlegers einen eignen Druckapparat erfand, um seine gelungensten lyrischen Producte unter unsäglichen Mühen selbst drucken zu können, so offenbart sich auch hier die moderne Gemüthsverderbtheit des Verfassers, obgleich man die Ehrlichkeit und Einfalt anerkennen muß, womit er sie kund gibt. Der Verf. war früher ein gläubiges Gemüth und sandte unter dem Titel: „Natürliche Klänge des Herzens an die Gottheit, in Morgen- und Abendgesängen, für gute Menschen alter Confessionen", eine Sammlung gottgläubiger Lieder unter die „Menschenfamilie", gegen die er die reinste Liebe und Verehrung ausgesprochen", indem er meinte, man würde ihm unfehlbar mit Liebe entgegenkommen. Da das aber nicht geschah und man im Gegentheil seine „heilige Lyra mit Koth bewarf", so fühlte er sich von seiner Gottgläubigkeit „abgekühlt", er wendete, wie er selbst mit seecher Ehrlichkeit eingesteht, seinen Blick ab von der „Gottsache" und zerstreute seine Gedanken mit „Anderwärtigem". Mit einem andern jungen Skeptiker, was er abermals selbst einräumt, dachte auch er: „Mit der politischen Ketzerei ist nichts zu gewinnen als nur Gefangenschaft; so müssen wir denn mit der religion beginnen", und in dieser Abgeklärtheit von Gott schrieb er sein „Manifest der Vernunft". Clemens ist ein würdiges Kind einer Zeit, die Alles, das Heiligste selbst, zur Waare macht! Das Bertreten der „Gottsache" hatte keinen Erfolg — man versuchte es mithin auf dem entgegengesetzten Wege, ob man nicht trussren werde; und leider, auch auf der entgegengesetzten Seite wird der Erfolg äußerst zweifelhaft sein. Der Ausdruck bei Clemens: Paganini sei die geigende Natur, ist fast ebenso unsinnig als der Ausdruck eines andern Schriftstellers: Fanny Eisler sei ein getanzter Gedanke. Diese toll gewordenen Phrasen machen die gegenwärtige Literatur zu einer wahrhaften Irrenanstalt. Die Schilderung der öffentlichen Plätze, wo sich die Hefe der Menschheit tummelt, ist fast das Einzige, was dem Verf. noch einigermaßen gelungen ist, und die Berichterstattung über einige in Hamburgs öffentlichen Häusern elend verkommene und eines bessern Looses würdige Mädchen wirkt wahrhaft erschütternd. Indeß ist es eben nur die einfache Thatsache, welche erschüttert, nicht die Darstellung.

5. Studen- und Reisebilder eines phantastischen Mediciners. Herausgegeben von August Kornfeger. Bamberg, Dresch. 1838. 8. 1 Thlr.

Ein Reisebuch, welches im Ganzen einen ziemlich muntern Eindruck zurücklässt; doch fehlt es auch hier nicht an modernen Auswüchsen und inhaltlosem Geschwätz. Einige humoristische Auslässe findet man, auch sprüht hier und da ein Funke von Witz aber von einem Dinge, welches dem Witze bald näher bald entfernter ist. Die medicinische Materie des Buchs ist die überwiegende; die jüngsten Verirrungen und Neuerungen im Gebiete der medicinischen Wissenschaft werden in Schimpf und Ernst hart mitgenommen, die Wasserheilkunde, die Homöopathie u. s. f. An dieses medicinische Zäckchen werden aber, wie zu einer bunten Narrenkracht, allerlei Flicke gesetzt, Betrachtungen über die Weltkrisis, das nach des Verf. Meinung schiefgewordene junge Deutschland und den in Afrika langmüthig gewordenen Fürsten v. Pückler-Muskau, über die Cholera in München, über Jean Paul, welchen Kornfeger für den größten Dichter zu halten scheint, der je gelebt hat, über Stieglitz, über den Besuch einer neuentdeckten Höhle im muggendorfer Thale, über den Maler Genelli u. s. f. Den Letztern, für dessen Compositionen: die Zerstörung Sodoms, die Gefangennehmung des Simson u. a., der Verf. schwärmt, beschreibt er von Kopf bis zu Fuß, stellt seinen abgetragenen Hut, dessen Farbe nicht mehr zu ermitteln sei, und den metzgerbraunen verschissenen Mantel, den er aber sehr malerisch zu werfen wisse. Diese Personenbeschreibungen, worin der Geschilderte wie ein Verbrecher in Steckbriefen so sonderlich signalisirt wird, daß ihn die Polizei unter vorkommlichen Umständen greifen könnte, sind jetzt in der Literatur leider sehr an der Tagesordnung; aber deutscher Ernst und deutsches Gemüth fruchten sich gegen diese Portraitirkunst; es liegt darin eine Unkeuschheit des Geschmacks und Gefühls und eine Indiscretion, welche verdammungswürdig sind. Kornfeger, welcher Genelli persönlich kennt, hat alle Achtung vor des Künstlers tief gedachten und im ebelsten Style ausgeführten Compositionen und Skizzen, aber schwerlich wird der Maler selbst seinem Darsteller Dank erkennen, wenn dieser von ihm sagt: er habe die Kraft, Fülle und Lebensfrische des Rubens, eine edlere Poesie in der Auffassung des Gegenstandes und eine grandiosere Anordnung. Mit solchen überschwenglichen Lobphrasen ist weder dem Publicum noch dem dadurch Geseierten ein wirklicher Dienst geleistet. 23.

Notiz.

Welcher Unterschied zwischen Vater und Sohn! Graf Egmont starb (1568) auf dem Schafotte:

— pour soutenir les droits
Des malheureux Flamands opprimés par leurs rois!

Sein Sohn dagegen dachte späterhin weder daran, die Flamänder noch seinen unglücklichen Vater zu rächen. Er dachte so wenig daran, daß er, wie Voltaire so schön singt*):

Baisa longtempe la main, qui fit périr son père!

Er war und blieb Philipp II. treuester Diener in so hohem Maße, daß ihn dieser mit 1800 Reitern dem Herzoge von Mayenne zu Hülfe schickte, als Heinrich IV. diesen und die Liga 1590 aufs Äußerste gebracht hatte. Er fand auf dem Schlachtfelde von Ivry den Tod im blutigsten Kampfe. Seinen Vater ehrt die Muse der Geschichte und Dichtkunst; ihn nennt die erstere höchstens, ihre Berachtung laut werden zu lassen. Voltaire hat (a. a. O. VIII, 383—392) seinen Tod herrlich geschildert:

Le fer ecinceland se plongea dans son sein,
Sous leurs pieds teints de sang les chevaux le foulèrent,
Des ombres du trepas ses yeux s'enveloppèrent
Et son âme en courroux s'envola chez les morts,
Où l'aspect de son père excita ses remords!

15.

*) La Henriade VIII, 54.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 360. —— 26. December 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Sechster und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 359.)

Die große Arbeitsamkeit Scott's wurde in den sechs letzten Jahren seines Lebens nur durch die Besuche seiner Kinder bei ihm sowie durch einige kleinere Excursionen in Irland und Schottland, eine zweimalige Reise nach London und eine größere Reise nach Paris im Herbst 1826 unterbrochen. Überall kam man ihm mit großer Liebe und Hochachtung entgegen, worüber seine Briefe und die Excerpte aus dem Tagebuche das Nähere enthalten. In Paris verkehrte er viel mit interessanten Personen aller Stände und Nationen, unter Andern mit Pozzo di Borgo, den Marschällen Macdonald und Marmont, mit dem Buchhändler Galignani, „the old pirat", mit dem Herzog von Fitz-James, Frau v. Souza, den englischen Diplomaten, dem Amerikaner Cooper, dem Grafen Molé und Andern, woran sich dann interessante Vergleiche über Paris im Jahr 1815 und Paris im Jahr 1826 knüpfen. Mit seiner Aufnahme aber war Scott durchaus zufrieden.

Ich muß — schreibt er in sein Tagebuch am 10. Nov. nach der Rückkehr — meinen besondern Dank für die große Gefälligkeit ausdrücken, die ich überall gefunden habe. Es würde eine ganz unwürdige Ziererei sein, wenn ich nicht eingestehen wollte, daß ich im höchsten Grade erfreut gewesen bin, auch in Frankreich so außerordentliche Theilnahme an den Romanen zu finden, die ich nur für mein Vaterland bestimmt hatte, und noch dazu in einem Lande, welches a priori das Gegentheil von uns in allen Stücken ist. Für mein Werk („Leben Napoleon's") habe ich viel Gewinn gehabt, und in der Ansicht, welche ich schon früher von Napoleon's Charakter gefaßt hatte, bin ich jetzt so sehr bestärkt worden, daß ich sein Bild nun mit weit festerer Hand entwerfen kann.

In London war, wie früher, der Herzog von Wellington Scott's eigentlicher Held, der ihn auch in seinen Studien zur Geschichte Napoleon's unterstützte, wozu ihm überdies von Seiten der Regierung bedeutende Actenstücke mitgetheilt wurden. Diese archivalischen Mittheilungen sind, merkwürdig genug, in Deutschland fast gar nicht beachtet worden.

Die guten Erfolge dieser Reise, der Zuwachs an Kraft und Gesundheit, die neuen Ideen und Plane, das gesteigerte Selbstbewußtsein, die Scott in seinem Tagebuche rühmt, versprachen allerdings eine Reihe von bessern Jahren, als die gewesen sind, welche er nach der pariser Reise zugebracht hat. Des sehr bedenklichen Gesundheitszustandes haben wir schon oben gedacht. Seine Ärzte hielten einen längern Aufenthalt in einem wärmern Klima für um so nothwendiger, da dies zugleich das einzige Mittel war, ihn von seinen literarischen Arbeiten abzuziehen; denn er war fortwährend mit den beiden letzten Romanen: „Count Robert of Paris" und „The castle dangerous", beschäftigt, und erst nach Vollendung derselben (die Vorrede ist in London auf der Reise geschrieben) gab er nach und bestimmte sich, den Winter in Neapel zuzubringen, wo sein Sohn Charles bei der englischen Gesandtschaft angestellt war. Am 25. Sept. 1831 brach er mit seiner Tochter Anna und seinem ältesten Sohne, dem Major, von Abbotsford auf, nachdem er seinem treuen Laidlaw weitläufige Instructionen hinterlassen hatte, in denen ihm namentlich aufgetragen war, die Jagdhunde nicht zu vergessen, und gelangte in langsamen Tagereisen nach London. Nach mehrtägiger gastlicher Pflege im Hause Lockhart's brach er nach Portsmouth auf, wo er die auf königlichen Befehl für seine Reise bestimmte Fregatte antraf und auf ihr am 29. Oct. England verließ. Auf Malta wurde zuerst gelandet. Scott gefiel sich hier sehr wohl in der Gesellschaft alter Freunde und in der Besichtigung der ihn so ansprechenden Denkmäler aus der Zeit der Johanniterritter. Gesund und ziemlich heiter kam er am 19. Dec. nach Neapel. Seinen dortigen Aufenthalt hat William Gell in einem ausführlichen Aufsatze geschildert, der auch in Lockhart's Buche abgedruckt ist, nachdem er schon früher in mehren deutschen Zeitschriften benutzt war. Um so weniger brauchen wir jetzt bei Scott's Aufenthalt in Neapel zu verweilen. Aus Lockhart's Zusätzen erfahren wir, daß seine Briefe in die Heimat fast sämmtlich einen trüben Charakter trugen, und daß, je länger er von Abbotsford entfernt war, er in seinen Briefen immer mehr über die Zerrüttung seiner Gesundheit und seines Wohlstandes klagt. Es verlangt ihn sehr, wieder in Abbotsford zu sein, seine lieben alten Freunde zu sehen und die gewohnten Beschäftigungen vorzunehmen.

So lange als Scott noch in Neapel war, hatte er den Vorsatz, durch Tirol und Deutschland zurückzureisen, theils um die Ufer des Rheins kennen zu lernen, theils um Goethe in Weimar zu besuchen; denn er würde, so

Digitized by Google

ließ er durch den Architekten Zahn an Goethe sagen, nicht eher nach Schottland zurückkehren, als bis er ihn in Weimar gesehen hätte.*) Von seiner großen Verehrung für Goethe finden sich, wie in den frühern Bänden von Lockhart's Memoiren, so auch in dem letzten mehrfache Beweise.

Ich habe — lesen wir im Tagebuche vom 20. Febr. 1827 — einen Brief vom Baron v. Goethe erhalten **), den ich mir aber habe vorlesen lassen müssen, da ich wol Deutsch verstehe, aber das Geschriebene zu lesen vergessen habe. Es ist für mich zur Gewohnheit geworden, Briefe, die von gelehrtem Volke (literary folks) des Auslandes kommen, selten zu lesen und noch seltener zu beantworten. Es führt das zu nichts, als zu einer Menge von Complimenten, die man wie einen Federball sich von beiden Seiten zuwirft. Aber mit Goethe ist das eine ganz andere Sache, das ist ein ganz ausgezeichneter Mann (a wonderfull fellow), zugleich der Ariost und auch der Voltaire von Deutschland. Wer würde mir wol vor dreißig Jahren gesagt haben, daß ich noch einmal mit dem Verfasser des „Götz" correspondiren und mit ihm gewissermaßen auf derselben Stufe stehen würde?

Um so mehr beklagte Scott Goethe's am 22. März 1832 erfolgten Tod. „D daß Goethe schon sterben mußte", hörte man ihn sagen; aber er setzte auch gleich hinzu: „Aber er starb doch in seiner Heimat — fort, fort nach Abbotsford." Und nun ließ er sich auch nicht länger in Neapel halten, als bis die Jahreszeit die Reise möglich machte. Vom 16. April bis 11. Mai brachte er in Rom zu, worüber Gell's Tagebuch ausführlichere Nachricht gibt; Scott's Tagebuch schließt mit dem 16. April, wo er Neapel verließ. Dies ist zugleich die letzte Handschrift, welche seine Familie von ihm besitzt.

Der Anblick von Rom und die vortreffliche Gesellschaft, die er daselbst fand, hatte seine krankhafte Ungeduld, nach Hause zu kommen, etwas beruhigt. Aber lange verweilte er doch nicht. In großer Eile nöthigte er nun seine Begleiter, mit ihm über die Apenninen, deren Schnee und Fichten ihn an sein theueres Vaterland erinnerten, zu reisen, ohne Aufenthalt bis Venedig. Hier nahm er sich kaum Zeit, die Seufzerbrücke und die angrenzenden Gefängnisse zu sehen. Fast ohne Rast — er wäre am liebsten Tag und Nacht gefahren — setzte er seinen Weg durch Tirol, über München, Ulm, Heidelberg, Frankfurt bis nach Mainz fort, unter Symptomen neuer Krankheitsanfälle, denen nur durch öfteres Aderlassen vorgebeugt werden konnte. Die Fahrt auf dem Dampfboote von Mainz bis Köln schien ihn zu erfreuen; aber als die Gegend flach wurde, versank er wieder in Trübsinn und Apathie. Mit großer Mühe und unter vielen Sorgen brachten ihn seine Begleiter nach Nimwegen, und da er fortwährend auf schnelles Reisen bestand, ward er in seinem Wagen zu Rotterdam in das Dampfboot gebracht und langte endlich am 13. Juni in London an.

Hier, in bester Pflege und von den geschicktesten Ärzten umgeben, schien sein Tod ganz nahe zu sein. Die kleinste Anstrengung ermattete ihn, seine Reden waren verwirrt, selten hatte er helle Augenblicke. Sein Zustand erregte die allgemeinste Theilnahme, bei den höchsten Personen sowol als bei Leuten der geringern Classen, und auf die, jedoch unbegründete Nachricht, daß sich die Familie in Geldverlegenheit befände, ließ die Regierung auf eine sehr delicate Weise eine sofortige Anweisung auf das Schatzamt anbieten.

(Der Beschluß folgt.)

*) M. s. J. G. W. Müller, „über Goethe's letzte literarische Thätigkeit" (S. 12).

**) Lockhart hat auf S. 112 den Brief übersetzt und auch erwähnt, daß Goethe über Scott's Antwort sehr erfreut gewesen sei. Ob er sich indeß durch die Bezeichnung des deutschen Voltaire grade allzu sehr würde geschmeichelt gefühlt haben, lassen wir dahingestellt sein. Ebenso glauben wir auch, daß es mit Scott's Regel in Nichtbeantwortung ausländischer Briefe nicht allzu streng gemeint gewesen sein wird. Wenigstens stimmte sie nicht mit Scott's sonstiger Humanität und andern Äußerungen überein.

Die polnische Literatur im 19. Jahrhundert.

Zweiter Artikel.*)

Karpinski hat unter den Polen eine große Popularität als der polnische Sänger par excellence gewonnen. Sein ruhiges häusliches Leben würde, wollten wir es hier erzählen, dem Leben der Bischöfe, der intriguirenden Kammerherren, der gelehrten Erfinder und der gestreichten Cavaliere, die wir vor ihm erwähnt haben, zur gefälligen Folie dienen. Er schildert sich selbst gern in seiner ruhigen Zurückgezogenheit, wie er im Schatten eines ehrwürdigen Baumes sitzt und seine Familie um ihn her versammelt ist; wenn aber abwechselnd mit dem heitern Sinne, der ihn von Liebe, Freiheit und ländlichem Glücke singen heißt, ernstere Gedanken seinen Geist durchziehen, dann stimmt er eine erhabene Elegie an oder ergießt seine Gefühle in eine Danksymne an Gott. In seinen kleinen Liedern spricht sich ein redlicher, zufriedener Sinn aus. Idyllen hat man von ihm 21, viele seiner Lieder (vier Bücher) sind in Musik gesetzt und Nationallieder geworden. Sein keuscher, aber ausdrucksvoller Styl, sein gesunder und frommer Sinn machten ihn ganz geeignet zu einem Übersetzer der Psalmen David's, und Niemand wird ihn darin so leicht übertreffen. „Judith", ein Trauerspiel, „Der Zins", ein Lustspiel, und „Alceste", eine Oper, bewiesen, daß es ihm auch nicht an dramatischem Talente fehlte; doch werden sie nicht besonders geschätzt. Er übertrug ferner Delille's „Les jardins" und Racine's „Athalie". Von seinen prosaischen Werken verdienen besonders eine Abhandlung über die Verdorfsamkeit und Plato's Gespräche erwähnt zu werden. Karpinski's Lieder sind Lieblinge seiner Landsleute geworden; die Mutter singt mit ihnen ihr Kind in den Schlaf; sie werden im Palaste wie in der Hütte gesungen, und seine Werke bezeichnen in der polnischen Literatur den Übergang von einem servilen Classicismus zu Nationalunabhängigkeit.

Johann Woronicz, Erzbischof von Warschau, ist von einem Dichter mit einer Fichte verglichen worden, die ihre melancholischen Zweige über die Trümmer einer Kirche beugt. Das Treffende dieses Vergleiches werden Alle anerkennen, welche sich der Heiligkeit seines Berufes und Charakters, der antiken Rechtlichkeit seines Sinnes, vorzüglich aber der immer lebendigen, wie auch düstern Stimmung seines Dichtergestes erinnern, der seine grünen Blätter gleichsam über die Denkmäler des Ruhmes und der Leiden seines Vaterlandes streut. Was Andere von der Last der Sorgen und der Pein der Schmerzen niedergedrückt werden würden, richtet er sich kräftig empor und seine Stimme wie seine Stellung gleicht der eines Propheten. Sein vorzüglichstes episches Gedicht heißt „Die Sibylle", das reich an erhabenen Bildern und mit großer Kunst erfunden ist. Der

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 256 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Dichter öffnet die Gräber berühmter Könige und Krieger, und wie ihre riesigen Bilder in langer traurigter Reihe vor ihm vorüberziehen, erinnert er sie an ihre großen Thaten und ihren Ruhm, den sie für das Vaterland errangen, und fodert sie auf, dessen gegenwärtige Noth zu schauen; an der „goldbereiften Stirn" des letzten Königs erkennt er die Morgenröthe der Freiheit. Ein anderes Gedicht von geringerm Umfange, aber nicht minderm Verdienste ist „Der Reichstag von Miślica", der die Polen darstellt mit ihren vom Blut noch rauchenden Schwertern und den an ihre Pferde gefesselten Feinden hat. Als Bischof von Krakau restaurirte und schmückte er prächtig die fürstliche Wohnung seiner Ahnen aus und sammelte darin gern die berühmtesten seiner Landsleute um sich. Er war der letzte Erzbischof von Warschau, die grüne Zierde, die sich über die Trümmer der polnischen Kirche neigt.

Julian Niemcewicz ist sowol im öffentlichen als im Privatleben ein so sehr interessanter Charakter, daß es seinem künftigen Biographen schwer werden wird, sich von einem romanhaften Panegyrikus fern zu halten. Er hat die zwei großen polnischen Revolutionen erlebt, und in beiden wie in den dazwischen liegenden Jahren war er gleich thätig auf der Bühne der Politik wie in dem freundlichern Gefilde der Literatur. Aber über dem Dichter und Geschichtschreiber dürfen wir hier den Mitgefangenen und Freund Kosciuszko's, den gefeierten Washington's bei der Vertheidigung der jungen Freiheit und den kühnen Senator, Konstantin gegenüber, vergessen. Niemcewicz hat von allen polnischen Schriftstellern der jetzigen Zeit am meisten geschrieben: in Versen Trauer- und Lustspiele, Satiren, Lieder, Elegien und Fabeln; in Prosa Geschichte, biographische Skizzen und Novellen; und obgleich er in keinem dieser Zweige der Literatur als Vorbild gelten kann, so erreng er doch in jedem einen gewissen Grad von Ruhm. Seine Bühnenstücke, unter denen die Trauerspiele „Kasimir der Große" und „Wladislaus von Varna", hochgeschätzt werden, zeichnen sich weder durch sehr geschickte Erfindung noch durch scharfe Charakteristik aus; aber sein Lustspiel „Die Rückkehr des Nuntius" verkündet ein humoristisches Gemälde von Nationaleigenthümlichkeiten mit einem meisterhaft durchgeführten Plane. Sind auch seine lyrischen Poesien glänzend gedacht, so ist doch ihre Ausführung oft kalt und matt. Einen großen Theil seines literarischen Ruhms verdankt er seinen „Historischen Liedern", freilich mehr wegen ihres patriotischen Geistes, als weil sie sich durch poetische Schönheit besonders auszeichneten. Wenige seiner Fabeln können sich mit Krasicki's gestreckter Kürze messen, während sie meist zierlich in der Form und leicht erzählt sind. Diese Leichtigkeit und Eleganz bilden auch das Hauptverdienst seiner Prosa. Er ist immer anmuthig, lebendig und ungezwungen. Seine übrige Erzählung: „Lepde und Siora", ein vortreffliches Gemälde, ist in die meisten neuern Sprachen übersetzt worden. „Johann von Tenczyn", eine historische Novelle, muß für eine der glücklichsten Nachahmungen der Manier Walter Scott's gelten. Wegen dieser interessanten Erzählung wurde dem Verf. ein Festmahl gegeben, bei welchem die zahlreichen Gäste in dem reichen Charaktereskostüme der Personen seiner Romane erschienen. Vielleicht hat keine politische Flugschrift so viel beigetragen, große Ereignisse herbeizuführen, als seine „Lithauischen Briefe", welche 1812 mit der Absicht herausgegeben wurden, die schlummernde Kraft des polnischen Volks gegen Rußland aufzuregen. Sein Geschichtswerk: „Das Leben Sigismund III.", und eine Sammlung von Abhandlungen über die alte polnische Geschichte zeigten in ihm den tiefen Denker wie den geduldigen Forscher. Unter seinen Übersetzungen aus dem Französischen ist die von Racine's „Athalie" besonders auszuzeichnen. Er übertrug ferner Pope's „Lockenraub" und „Ode auf den St.-Cäcilientag", Gray's „Elegie auf einem Dorfkirchhofe", Johnson's „Rasselas" und mehrer Gedichte von Wordsworth und seinem Freunde Campbell. Niemcewicz hat noch viele Gedichte und dramatische Werke im Pulte, und obgleich von Alter und Unglück niedergebeugt, ist sein Geist doch noch immer kräftig. Seine letzte Zuschrift an Kniaziewicz sagt er: „Ich lindere die Bitterkeit des Exils, indem ich Klagelieder singe."

Cajetan Kozmian ist als der vorzüglichste Vertheidiger des Classicismus ausgezeichnet. Obgleich mit allen Waffen des Witzes und der Phantasie angegriffen, weicht er doch keinen Schritt breit, hält aus im Kampfe und treibt mit seinem breiten Schwerte und seinem glänzenden Schilde die Götter der Volkgunst und der Poesie zurück. Um ihn sammeleten sich Alle, welche das Verdammnißurtheil aussprachen über jedes Werk, das nicht zu den Regeln des Horaz und Boileau paßt. Kozmian trat selbst vor das Publicum mit zwei begeisterten Oden auf den kaiserlichen Adler. Seine Übersetzung der Horaz'schen Oden, welche folgte, wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen; aber das Werk, das seinen Ruhm gründete, gehörte einer andern Classe an. Die „Polnischen Georgica" folgten wie die Virgil's in vier Büchern und nichts kann in der Schönheit und Wahrheit seiner Schilderungen des polnischen Ackerbaus übertroffen. Die Reinheit seiner Sprache ist sprüchwörtlich geworden, aber seine Versification zu gefeilt. Länger als neun Jahre lag das Werk in seinem Pulte, als er es endlich in die Druckerei zu Puławy gab. Aber kaum hatte die Erscheinung desselben begonnen, als der Sturm der Kritik ausbrach; es theilte das allgemeine Schicksal des Zerstörens. Nur der Dichter freut sich darüber, denn in seiner Zurückgezogenheit besserr er noch immer an seinem Lieblingswerke.

Louis Osinski spielte eine Hauptrolle in der Komödie des Classicismus. Ausgezeichnet durch Eleganz der Sprache und ironischen Humor, beherrschte er despotisch die Salons von Warschau und gab in jeder Sache des Geschmacks, im Lobe und im Tadel, den Ausschlag. Mit spitzigen Epigrammen bekrönte er die Eitelkeit der Homer, Virgil und Horaz; die flatz über die Bühne der polnischen Literatur schritten, aber mit unnachsichtlicher Strenge und unversöhnlichem Hasse verfolgte er jeden Romantiker. Deshalb wird man seiner auch noch lange gedenken als des Hauptgegners von Mickiewicz, des glänzendsten aller neuern polnischen Dichter. Er kannte wenig von Shakspeare, machte Goethe lächerlich und unterhielt seine Anhänger mit Bruchstücken aus dem Werther. Mehr Verdienst erwarb er sich als Director des Nationaltheaters, zu dessen Gedeihen er durch seine zahlreichen und vortrefflichen Übersetzungen sehr viel beitrug. Seine Bearbeitungen des „Cid", der „Horatier" und des „Cinna" von Corneille sowie von Voltaire's „Alzire" zeigen die ganze Schönheit und Kraft der polnischen Sprache. Seine meisten Kritiken über Kunst und Literatur findet man in dem „Warschauer Memorial", einem Magazin, das er lange mit Gewandtheit redigirte.

Die Namen Felinski und Wenzyk als Dichter müssen zusammen genannt werden. Eine der wenigen tragischen Begebenheiten in der Geschichte der polnischen Könige, die Vergiftung der Gemahlin Sigismund II., Barbara Radziwill, gab beiden Dichtern ein Thema, das sie Beide auf eine Art behandelten, welche sie an die Spitze der dramatischen Dichter dieser Zeit stellt. Deshalb werden ihre Namen in Polen mit gleichem Ruhme genannt. Wenn Felinski mehr von der Weichheit Racine's besitzt, so legte Wenzyk in seine Schöpfungen mehr von Corneille's männlicher Kraft. Noch deutlicher zeigt sich des Letztern kräftige Phantasie und Menschenkenntniß in seinen Trauerspielen „Boleslaus der Kühne" und „Glinski". Die Charakterzeichnung Trepta's in dem letztern Stücke ist ein Mei-

Digitized by Google

sterstück und verdient neben die von Shakspeare, Schiller und Goethe geschaffenen Gestalten gestellt zu werden. Wenigstens zeigte auch nicht geringe didaktische Fähigkeit in seinem Gedichte: „Die Umgebungen Krakaus". 93.

Friedrich Förster's Romanzen, Erzählungen, Legenden. Berlin, Heymann. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Den schon in Nr. 78 d. Bl. angezeigten Förster'schen Kriegsliedern folgt als zweites Buch eine Sammlung seiner Romanzen, Erzählungen und Legenden. Das dichterische Talent des Verf. fand meist seiner Zeit dreistimmige Anerkennung bei seinem Publicum; diese Zeit ist nun zwar vorüber, und das Publicum, wenigstens das verselesendes, ausgetheilt, eine andere Dichterwelt und ein anderes lesendes Publicum ist aufgestanden, welches von den Fundamenten und Quellen der Förster'schen Poesie und derjenigen seiner Zeitgenossen fern steht; das schadet aber dem wohlgelungenen Eindruck nicht, den noch immer die Förster'schen Lieder auf das Gemüth und die Einbildungskraft üben. Wer kommt aus einer gu ten Schule, und wie Goethe's Lieder nie veralten werden, wird auch dieser gelungenste Nachhall derselben sich immer eine gewisse Frische bewahren und damit der Theilnahme gewiß sein. Die hier aufgenommenen Gedichte sind freilich sehr verschiedener Art und von sehr verschiedenem Gehalt, um ein Gesammturtheil darüber zu fällen; es wäre denn, daß in allen die glückliche Versification, die leichte Empfänglichkeit und die Lebendigkeit der Darstellung gleich zu rühmen ist. Die Romanzen und Legenden, wo sie an das Sentimentale der Naturauffassung streifen, sind nicht unbedingt das Bessere; Förster's Talent wiegt sich das gegen in gewöhnlicher Sicherheit, wo er in naiver Art den Gegenstand behandeln kann. Er weiß sehr steifen Gegenständen, besonders in der Politik, eine launige Seite abzugewinnen, und die Gelegenheit wird spielend unter seinen Händen zum Gedicht. Das ist die Kunst, das ein solches Gelegenheitsgedicht, nachdem die Gelegenheit längst vorüber ist, noch unterhält; man lese z. B. das seiner Zeit sehr bekannte: „Karnickel hat angefangen".

Den größern Theil des Bandes füllen die ihrer Zeit viel besprochenen „Runden des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht zu Berlin". Auch sie sind nunmehr und inhaltreiche Gelegenheitsgedichte; nur schade, daß hier oft der Gelegenheit, die nächst am Wege lag, aus dem Wege gegangen werden mußte. Des Dichters Schuld war das freilich nicht. Beim Blättern in der dritten „Runde" (1829) findet Ref. wieder folgende Strophen, die ihrer Zeit viel Redens machten, und die Zeit ist seit zehn Jahren keine so andere geworden, daß nicht auch heute noch der Inhalt paßt, und das es recht ist, auf sie aufmerksam zu machen.

Der Kurfürst auf der langen Brücke, gefragt, wer die vier Gefesselten ihm zu Füßen sind, gibt folgende Erklärung:

Der Erste, mit grünlich finsterm Gesicht,
Wie der geschworne Feind von Wahrheit und Licht,
Wo die Regierung vorwärts schreitet,
Steht er Unheil nur und Gefahr bereitet;
Ihm liegt das Heil und der Völker Glück
Stets um drehlumbert Jahre zurück.
Und weil er die Finsternis liebt in dem Land,
So nannte man ihn den Obscurant.

Der zweite Geselle, plump und dreist,
Spielt immer gern den starken Geist,
Entlehnt dem Meister aus der Lehr',
Als ob er von selbst schon fertig wär;
Er wähnt: ihr Herrn hier sähet müßig,
Ein Haupt im Staat sei überflüssig,
Möchte gern das Oberst zu unterst kehren,
Gesetz und göttliche Ordnung stören;
Wir nannten ihn sonst den Raisonneur,
Heut nennt er sich selbst den Revolutionair.

Der Dritte macht' und nicht minder zu schaffen,
Trotzt' öfter und in Wehr und Waffen.
Dünkt übermüthig sich unsers Gleichen,
Will der Majestät an die Krone reichen;
Freiheiten will er, die Freiheit nicht.
Von dem Recht er nur als Borrecht spricht;
Gewiß der gefährlichste Gast im Staat
Ist der malcontente Aristokrat.

Der vierte in Demuth zwar erscheint,
Im Herzen es aber tückisch meint.
Weit ich den Staat in dieser Welt
Auf seine eignen Füße gestellt.
Nichts mehr vom römischen Reich wollt' wissen.
Drum Papst nicht den Pantoffel küssen.
Das Evangelium ließ predigen frei,
In Zucht und Ordnung hielt die Kirche sei.
Mißgunt' er Scepter und auch Krone,
Schlich sich scheinheilig zu dem Thron,
Sang am Morgen und Abend fromme Lieder,
Schlug seine tückischen Augen nieder
Und faltet die beiden Hände fest.
Damit er die Kralle nicht sehen läßt.
Gott Lob! in Preußen darf er nicht nisten.
Ihr seht ihn geschlossen hier, in den Gitterkasten.

Ob der Kurfürst seit 1829 in diese Erklärung der Gefesselten einige zeitgemäße Änderungen gebracht, wissen wir nicht, da uns seine Worte von damals nicht genau erinnerlich sind. Die „Runden" sind übrigens mehrmals unterbrochen worden; die erste ist 1822, die zweite folgt erst 1827, die dritte 1829, die vierte 1830 (in Rom geschrieben), die fünfte 1831, die sechste 1832, die siebente 1833, die letzte ist 1837. Auch Geister finden oft Hindernisse, wenn sie über die Gegenwart reflectiren wollen. 20.

Literarische Notiz.

Ein gewisser Ferdinand Mavonnais hat mit einem Buche: „Les grisettes vengées", auf eine unglückliche Weise debutirt. Der Gedanke war nicht übel; Mavonnais nahm sich vor, die Geschichte einer Nähterin zu liefern, welche weiter unter den Gefahren der Hauptstadt ihre Ehre und Sittenreinheit zu bewahren weiß. Dafür ist die Ausführung desto jämmerlicher. Der Styl besteht meist aus hohlen Phrasen und philosophisch klingenden Redensarten, welche in ihrem Pomp grade da am mächtigsten auftreten, wo sie am wenigsten hingehören und der einfachste Styl der beste wäre. Herr Lucher schrieb zu diesem Buche eine Vorrede, worin er über die literarische Kritikerkaste und ihre vornehmen Anmaßungen manche beherzigenswerthe Wahrheit laut werden läßt; aber die Ansichten laufen darin etwas confus in- und gegeneinander. Lucher enthusiasmirt sich gewaltig darin für Fourrier, jenen verwirrten Kopf, der die „Théorie des quatre mouvemens" und „L'association passionnée" geschrieben hat und darin die Theorie aufstellt, daß wie normalisirt Schwänze wie die Affen tragen werden. Lucher nennt diesen Querkopf einen großen Menschen, einen Riesen und tröstet sich über die Gleichgültigkeit des Publicums mit dem Gedanken, daß Fourrier binnen zehn Jahren den „ersten Leser" seiner bewundernswerthen Werke zu erwarten habe. Hierzu macht ein französisches Journal die richtige Bemerkung: „Wenn es hienieden, mit Hartnäckigkeit und Trotz gegen alle Hindernisse eine fixe Idee, welche es auch sei, zu verfolgen, um als ein mächtiges Genie proclamirt zu werden, so sind die Narrenhäuser mit Riesen und großen Männern bevölkert, die nicht wenigen remarkabel sind als Fourrier." 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 361. — 27. December 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Sechster und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 360.)

Am 11. Juli konnte Scott nach Abbotsford gebracht werden. Als er sich seiner vaterländischen Gegend näherte, ward er sichtlich belebter, er fuhr mit unverkennbarer Freude in sein Haus ein, freute sich des treuen Dieners Laidlaw und ließ sich von seinen Hunden lecken und schmeicheln. Lockhart, der seinen theuern Verwandten von jetzt an nicht verließ, schildert auf die rührendste Weise, wie Scott in einem so sehr hinfälligen Zustande blieb, wie man ihn aus seinem Bett in den Garten und aus dem Garten wieder in das Bett trug, wie er mit sichtlicher Erbauung sich aus der Bibel vorlesen ließ. Die Seinigen erkannte er noch, seine Reden waren aber abgerissen; bald sang er vor sich mit halblauter Stimme einzelne Strophen aus alten Balladen, bald recitirte er Stellen aus der Bibel oder aus der englischen Liturgie, bald gedachte er einzelner trauriger oder freudiger Begebenheiten aus seinem Leben, die meiste Zeit aber lag er in einem halben, bewußtlosen Schlummer. Wenn der Leser mit der innigsten Theilnahme den beredten Verfasser bei diesen Erzählungen begleitet, so gilt dies ganz besonders der Scene am Morgen des 17. Juli, wo Scott eigentlich Abschied vom Leben nahm. Er verlangte in sein Arbeitszimmer gebracht zu werden. „Es geschah, seine Töchter öffneten den Schreibtisch, legten Papier und Federn in die gewöhnliche Ordnung", und ich — wir lassen Lockhart selbst sprechen — „führte ihn durch die Halle auf seinen gewöhnlichen Platz. Als der Stuhl gerückt war und er sich ganz in der alten Verfassung fand, lächelte er, dankte uns und sagte: „Jetzt gebt mir meine Feder und laßt mich eine kleine Weile allein." Sophie gab ihm die Feder in die Hand, er versuchte sie mit seinen Fingern zu halten, aber sie versagten ihm den Dienst — die Feder fiel auf das Papier. Da sank er in seine Kissen zurück, große Thränen rollten über seine Wangen; aber er faßte sich allmälig und bat mich, ihn wieder heraus zu geleiten. Laidlaw kam dazu und wir erfüllten seinen Willen. Gleich darauf schlummerte er ein. Als er aufwachte, sagte Laidlaw zu mir: „Walter Scott hat ein wenig geruht." „Nein, William", rief er ihm zu, „für Walter Scott ist keine Ruhe als im Grabe." Die Thränen stürzten ihm wieder aus den Augen. „Freunde", sagte er, „es ist genug, bringt mich zu Bett, das ist für mich der rechte Platz.""

„Diese Scene war das letzte Auftauchen des Lichtes. Von da hielt fast ununterbrochen tiefes Dunkel den kräftigen Geist gefangen, und Scott mußte an sich selbst das Leiden erleben, das er so anschaulich in der Unterredung zwischen Crystal Croftangry und seinem, an allen Gliedern gelähmten Freunde dargestellt hat. Endlich erschien der 17. September — also acht Wochen nach dem soeben erzählten Ereignisse —, dieser qualvollen Lage ein Ende zu machen. Lockhart, früh am Morgen durch den stets wachsamen Nicolson gerufen, fand Walter Scott bei voller Besinnung, aber im Zustande der äußersten Schwachheit. Sein Auge war klar und ruhig, keine Spur der fieberhaften frühern Disposition. „Lockhart", sagte er, „ich habe nur noch Minuten mit Ihnen zu sprechen. Mein Theuerster, seien Sie ein guter Mensch — seien Sie fromm — seien Sie tugendhaft — seien Sie ein guter Mensch. Nichts Anderes kann Ihnen Trost verleihen, wenn Sie einst so liegen werden, wie ich hier." Als er aufgehört hatte, sagte ich: „Soll ich Sophien und Annen holen lassen?" „Nein", antwortete er, „sie sollen nicht gestört werden. Die Armen! ich weiß, sie haben die ganze Nacht gewacht. Gott segne euch Alle!" Darauf sank er in einen ruhigen, leisen Schlaf und gab nur wenige Zeichen des Bewußtseins, ausgenommen als seine Söhne ankamen. Dies war am 19. September. Zwei Tage darauf, am 21. September, eine halbe Stunde nach Mittag, athmete Scott zum letzten Male in Gegenwart aller seiner Kinder. Es war ein ausgezeichnet schöner Tag, die Luft war so warm, daß alle Fenster weit geöffnet waren, und so ruhig, daß das murmelnde Geräusch des Tweed, welches Scott so sehr liebte, uns Allen vollkommen hörbar war, als wir rings um sein Bett knieten und sein ältester Sohn ihn küßte und ihm die Augen zudrückte."

Ref. schließt hier seinen Bericht. Die Liebe und Achtung für Scott den Menschen ist durch die Biographie Lockhart's in ihm nur gesteigert worden: denn Scott war nicht allein ein gelehrter, geist- und phantasiereicher Mann, sondern auch ein sehr edler, frommer und rechtschaffener Mensch, sodaß man um so mehr befugt ist, das neueste Urtheil des Pfarrers Theodor Melas in seiner No-

Digitized by Google

velle: „Joseph Sannazar", als ein höchst verkehrtes und vom leidigen Priesterstolze eingegebenes Urtheil zu bezeichnen. Dieser Geistliche meint nämlich, daß der Poesie Scott's durchaus das höhere christliche Element, das wahrhaft Göttliche in der Kunst fehle!! Aber auch dem trefflichen Biographen, der in dem Schlußcapitel noch einmal Scott's Eigenthümlichkeiten zusammengestellt hat, gebührt die größte Auszeichnung. Möchten doch unsere Lessing, Goethe und Schiller auch solche Biographien finden, wie ihn Walter Scott an Lockhart gefunden hat!

Da manche Leser wol auch Einiges über Scott's Hinterlassene wissen möchten, so fügen wir noch einige Notizen aus dem letzten Capitel hinzu. Miß Anna Scott starb schon am 25. Juni 1833, ihr folgte nach langem Leiden am 17. Mai 1837 ihre Schwester Sophia, Lockhart's geliebte Gattin. Demnach leben noch von Scott's Familie seine beiden Söhne, der Baronet Walter Scott, Major im 15. Husarenregimente, Charles, Legationssecretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und die beiden Enkel, ein Knabe und ein Mädchen.

Die Summe, welche bei Scott's Ableben noch zu bezahlen war, betrug 54,000 Pfd. Da aber sein Leben mit 22,000 Pfd. versichert war und Cadell für die Summe von 30,000 Pfd. seinen ganzen literarischen Nachlaß übernahm, so konnten alle Schulden bezahlt werden. Eine persönliche Schuld von 10,000 Pfd. hatte Scott im Dec. 1825 für Constable contrahirt und sie auf Abbotsford eintragen lassen. Diese war 1837 noch nicht bezahlt. Lockhart's Vorschlag, daß man, statt Scott ein Monument zu setzen, die für dasselbe eingekommenen Summen (ungefähr 7—8000 Pfd.) zur Deckung dieser Schuld benutzen sollte, um Abbotsford mit Scott's Bibliothek und Arbeitszimmer unversehrt zu erhalten, scheint uns ein annehmbarer Vorschlag, ja eine Nationalsache, wie die Erhaltung von Shakspeare's Wohnhause zu Stratford für England, und des Goethe'schen Hauses in Weimar für Deutschland. Aber nach öffentlichen Nachrichten ist am 2. Juni d. J. Scott's Standbild auf einer dazu errichteten Säule in Glasgow aufgerichtet worden. Ob dazu die sämmtlichen Gelder verbraucht sind, ist nicht zur Kenntniß des Ref. gekommen. L.

Shakspeare's Mädchen und Frauen von H. Heine.

Paris, December 1838.

Heine, welcher sich in seiner Zurückgezogenheit schon seit langer Zeit so selten vernehmen läßt, hat uns, und jedenfalls noch mehr sein Vaterland, wieder einmal mit einigen Kindern seiner literarischen Laune beschenkt, welche, da sie hier das Licht der Welt erblickt haben, wol auch von hier aus einen Empfehlungsbrief in des Vaters Heimat mitbringen dürfen, welche ihnen hoffentlich dieses Mal die Thüren nicht verschließen wird. Sie sind ja so — ich kann nicht grade sagen unschuldiger, aber doch harmloser Natur; sie wollen sich ja mit deutscher Politik und deutscher Philosophie so wenig zu schaffen machen und erscheinen dabei in einem so liebreizenden Gewande, daß ihnen, sollte ich meinen, selbst die strengste Polizei und die finsterste Kritik freundlich entgegentreten müßten. Ihr habt freilich den armen, unschuldigen Heine selbst erst zum Ritter des jungen Deutschlands geschlagen, und er hätte jetzt wol das Recht, ohne Furcht und Tadel gegen Euere politischen Erbfänden und die Weisheit Euerer alten Perücken noch einmal die Lanze einzulegen. Aber fürchtet Euch nur nicht, die Lanze ruht längst auf ihren Borkern aus; sie ist stumpf geworden und das Rüstzeug fängt an einzurosten. Die Zeiten sind vorüber, wo man gegen den Mond zu Felde zog, man läßt ihn jetzt laufen, wie er eben läuft und immer glauben ist, und überläßt das Übrige sowie sich selbst den Schicksalsgöttinnen, welche die Zukunft beherrschen. Heine will von diesen Trübseligkeiten der Gegenwart nichts mehr wissen und sucht für die müde Seele Erholung in den Reizungen der Vergangenheit, wohin ihn sein guter Genius so gern geleitet, an deren Eingang ihm keine Hellebarden entgegenstarren, und wo er sich bald so heimisch findet. Hört nur, mit welcher wehmüthigen Freude er Euch selbst hier „Shakspeare's Mädchen und Frauen" *) vorführt, in deren Umgange er sich in den letzten Monaten die Last des Daseins leichter zu machen gesucht hat: „Jedenfalls glaube ich mit dieser Publication den deutschen Freunden eine Freude zu machen. Der Anblick dieser schönen Frauengesichter möge ihnen die Betrübniß, wozu sie jetzt so sehr berechtigt sind, von der Stirne verscheuchen. Ach! daß ich Euch nichts Reelleres zu bieten vermag als diese Schattenbilder der Schönheit! daß ich Euch die rosige Wirklichkeit nicht erschließen kann! Ich wollte einst die Hellebarden brechen, womit man Euch die Gärten des Paradieses versperrt, und die Hand war schwach, und die Hellebardierer lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, und das vortaut großmüthige Herz verstummte, aus Scham, wo nicht gar aus Furcht. Ihr seufzt?" Heine wollte, wie er selbst sagt, nichts weniger als einen Commentar zu der Galerie der Shakspeare'schen Frauen geben, in welche er uns hier einführt. Er will nur die beschriebene Rolle des Cicerone spielen, welcher sich am Eingange einiges eitle Schlüsselgerassel und als Ciceron dann und wann eine flüchtige Bemerkung erlaubt, welche uns vor allzu großer Begeisterung der Betrachtung bewahren soll. Wir glauben an die Aufrichtigkeit dieser Bescheidenheit, welche Andern vielleicht als Stolz erscheinen könnte; wir glauben daran, weil sie im Geiste Heine's begründet ist. Denn dieser Geist ist vor Allem ein poetischer Geist, welchem sich nicht der Fesseln einer schulgerechten Durchführung, nicht den Formen einer strengen Charakteristik fügen mag, sich aber wol gern den freien Eingebungen des Augenblicks hingibt, welche in den zu Worten verkörperten Gedanken, als Bilder seiner eignen Seele, so sehr das Gepräge seiner tiefern Natur an sich tragen. Man könnte Heine vielleicht noch am füglichsten mit einigem Rechte Vorwürfe darüber machen, daß er schwache Augenblicke gehabt — wer hat aber solche nicht? —, wo er dieses innerste Wesen seines Geistes verkannt, bis zur Selbstpeinigung verleugnet hat, wo er sich mit Gewalt aus der Welt der Dichtung, welche ihm alle ihre Schätze bot, in deren Harmonien er wie ein Gott schweigen konnte, herausriß, um seinen Witz an der kalten Wirklichkeit zu üben, die für ihn am Ende doch weiter nichts hatte als Disharmonien, Ekel und Langeweile. Er hat es vielleicht seiner bessern Natur zu danken, daß wir ihn, nachdem er sich mit Hegel'schen und andern Philosophen herumgeschlagen und dem deutschen Bundestage sein politisches Glaubensbekenntniß in gut gesetztem Curialstil eingeschickt hat, mit seiner Muse wieder mitten unter Shakspeare's Frauen finden, in deren Gesellschaft er sich wie in seinem Elemente mit so viel leichtigkeit bewegt, ganz wie er ist, und wie er immer sein sollte. In diesen wenigen, wie es scheint, so leicht hingeworfenen Bemerkungen, welche oft mehr nur Winke und Andeutungen als Gedanken sind, liegt so viel Tiefe und Wahrheit, so viel richtiger Sinn für Shakspeare's Zeit und poetische

*) Shakspeare's Mädchen und Frauen mit Erläuterungen von H. Heine. Paris, Brockhaus und Avenarius. 1839. 2 Thle.

Digitized by Google

Schöpfungen, daß sich mit ihrer Hülfe jede nur einigermaßen anregbare Phantasie leicht in jene Welten der Wirklichkeiten und der Dichtung versetzen kann, unter deren Einflüssen sich Shakspeare's Geist zu jenem Kolosse entwickelte, den die arme Nachwelt in ihrer Ohnmacht nun schon seit Jahrhunderten anstaunt. Wie richtig und treffend ist z. B. folgende Bemerkung der Einleitung, welche wir noch nie mit so viel Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen gefunden haben: „Es ist ein Glück, daß Shakspeare noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenosse Elisabeth's und Jakob's war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweise äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Glorie der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus war erst in der Theorie zerstört, aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüthe der Menschen und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln, und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübsinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnschläfrigen Pietismus sich verwässerte. Wie die Religion, so hatte auch das Königthum in England zu Shakspeare's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die sich dort heutigen Tags unter dem Namen constitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Besten der europäischen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunst geltend macht. Mit dem Blute Karl I., des großen, wahren, letzten Königs, floß auch alle Poesie aus den Adern Englands, und dreimal glücklich war der Dichter, der dieses kummervolle Ereigniß, das er vielleicht im Geiste ahnte, nimmermehr als Zeitgenosse erlebt hat. Shakspeare ward in unsern Tagen sehr oft ein Aristokrat genannt. Ich möchte dieser Anklage keineswegs widersprechen und seine politischen Neigungen vielmehr entschuldigen, wenn ich bedenke, daß sein zukunftschauendes Dichterauge aus bedeutenden Wahrzeichen schon jene nivellirende Puritanerzeit voraussah, die mit dem Königthume so auch aller Lebenslust, aller Poesie und aller heitern Kunst ein Ende machen würde." In ähnlicher Weise hebt Heine gleich darauf das historische Element in Shakspeare's Dichtungen heraus, wobei er über den richtigen Hauptsatz: „Die sogenannte Objectivität, wovon heute so viel die Rede, ist nichts als eine trockene Lüge; es ist nicht möglich, die Vergangenheit zu schildern, ohne ihr die Färbung unserer eignen Gefühle zu verleihen", gar vortrefflich spricht. Wir möchten gleich hier noch Einiges aus der kurzen Kritik mittheilen, welcher Heine die bisherige Auffassung Shakspeare's in England, Frankreich und Deutschland in der Einleitung und am Schlusse unterworfen hat; wir möchten gern etwas bei einigen Charakteristiken verweilen, welche uns vorzüglich gelungen erschienen sind, wenn sie auch, wie Geistesblitze so hingeworfen, uns etwas bizarr vorkommen. Man wird sich vielleicht z. B. wundern, hier aus der Kleopatra eine gekrönte „femme entretenue" gemacht zu sehen; aber der Gedanke ist am Ende so unrecht nicht, und nach der Durchführung, welche da gegeben ist, wird man fast überzeugt, daß ihm eine tiefere Wahrheit zu Grunde liegt. Zu Betrachtungen höherer Natur gibt das Bild der Jessika im „Kaufmann von Venedig" Veranlassung. In Dem, was Heine da über die Verwandtschaft des jüdischen und des germanischen Charakters sowie über den Haß zwischen Juden und Christen gesagt hat, liegt mehr Wahrheit und Philosophie als in manchem Lehrbuche der Weltgeschichte und in manchem Compendium über die Moral der allgemeinen Menschenliebe. Wir müssen übrigens bedauern, daß Heine nur die zu Shakspeare's Tragödien gehörigen Frauenbilder mit seinen Bemerkungen begleitet hat; den Frauen und Mädchen der Komödien sind blos die bezüglichen Stellen zur Erläuterung beigegeben. Uns dünkt, daß Heine grade hier ein reiches Feld für Beobachtungen gefunden haben würde, wie sie der Eigenthümlichkeit seines Geistes am meisten zusagen, und wie man sie von ihm am liebsten hören möchte. Über die Kupferstiche, welche diesem Werkchen zur Folie dienen, 45 an der Zahl, würden wir nichts sagen, wenn wir nicht grade über sie von Heine's Ansicht abweichen müßten. Heine hält sie — ob er es da wol ganz aufrichtig meint? — für Meisterstücke der Zeichnung, des Kupfer- und des Stahlstiches, deren Vortrefflichkeit keines Commentars bedürfe. Rein technisch genommen kann daran allerdings etwas Wahres sein; aber von dem höhern Standpunkte der Kunst aus aufgefaßt, hat diese englische Schule, welche seit einiger Zeit ganz Europa mit ihren Prodneten überschwemmt, etwas Widerliches; denn sie will durch eine bis zur Unnatur verfeinerte technische Ausführung den Mangel an wahrer Auffassung der Charaktere und natürlichem Ausdruck des jedes Bild belebenden Gedankens ersetzen. Diese sentimentalen, nichtssagenden, mit Koketterie aufgeputzten Gestalten können vielleicht treue Copien der Theaterprinzessinnen von Drurylane sein, mit allen Caprieen des 19. Jahrhunderts und mit aller Geschmacklosigkeit des englischen Publicums; aber Shakspeare's Frauen und Mädchen sind es wahrhaftig nicht.*) 96.

Romanenliteratur.

1. Marat. Historischer Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Bei jeder andern deutschen Schriftstellerin würde es uns befremden, einen solchen Helden gewählt zu finden, der nicht, gleich den übrigen Blutmenschen der Revolution, irgend einen Fleck bietet, der ihn mit der Menschheit verbände. Dieses Schensal der niederträchtigsten Bestialität hat auch bis jetzt keinen Lobredner gefunden, wie Robespierre, St.-Just, Danton u. A., bei denen sich mit angestrengtem Scharfsinne ein Verirren großartiger Gesinnungen und Zwecke herausklauben ließ. Wir glaubten fast, die Dame habe sich des Aufgegebenen erbarmt; denn da sie es nicht verschmähte, in die Spitzbubenhöhlen gemeiner, liederlicher spanischer Gauner zu kriechen, konnte sie auch den Versuch wagen, das Gemeinste zu vermenschlichen. Aber dem ist nicht so, sie verschönt ihn nicht; zu dem Helden, den sie von allen Flecken weiß wäscht, wählt sie den Mainzer Adam Lux, bringt ihn mit der Corday und deren Geliebten in Verbindung, erfindet dazu eine der vielen Geschichten, welche die Revolution hervorrief, wobei die Fluchten, Entdeckungen, Rettungen mit stehenden Lettern gedruckt erscheinen, führt ein liebendes Paar durch alle Schrecknisse in Sicherheit in ein Schloß am Fuße der Pyrenäen, und die Geschichte ist aus.

2. Novellen von St. Relly. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Meißner. 1838. 8. 3 Thlr.

Fast sollte man meinen, die fünf Novellen dieser Bände hätten nicht alle den nämlichen Urheber, „Graf Woldemar und sein Freund" und „Jeremias Pappel" seien von Frauenhand geschrieben. „Graf Woldemar" hat das Trauliche, Natürliche, wodurch die Romane des deutschen Lafontaine vor etlichen Jahrzehnden so sehr gefielen, nur den trockenen Witz, die guten Einfälle, womit einige derselben so angenehm aufgeputzt sind, entbehrt der jüngere Nachkömmling; dafür verletzt er auch nicht durch breite, hohle Moral, durch Anpreisungen von Personen und Zuständen, die, genau betrachtet, kaum mittelmäßig zu nennen sind. Jeremias Pappel wird mit seiner Spätlingsliebe und Spätlingsdichtersucht allerdings gesoppt, eine ältere Braut statt der jungen ihm angeheirathet; aber diese Fopperei ist ohne Hohn und bösartige Schadenfreude, es gereicht dieser Tausch der Bräute dem ehrlichen, gutherzigen Hagestolz zu seinem wahren Glücke, was er beim Schlusse der Erzählung seiner Fata-

*) Wir kommen vielleicht noch in einem größern Aufsatz auf Heine's Schrift zurück. D. Red.

Digitized by Google

litäten willig zugesteht. „Cesarini" ist ein bewegtes Gemälde von Finden und Suchen, Verkennen und Erkennen, in welchem Labyrinthe der leitende Faden einige Mal nahe daran ist zu entschlüpfen, und aus welchem Cesarini zwar als kein Erschlagener eines Ungeheuers, aber als ein anziehender, treuliebender und beglückter Held den Ausweg findet. „Die Fahrt mit der Eilpost" macht ein vom Glück stiefmütterlich behandelter Jüngling, dem Frau Fortuna auf dem krummen Weg der Verwechselung plötzlich aller seiner Bedrängnisse enthebt; ohne Neckerei kommt auch er nicht durch, den sie erst so ganz vernachlässigte, dann plötzlich zu ihrem Lieblinge erhob. Die Dame ist launenhaft; wie könnte sie genau abwägen, was wahrscheinlich, was logisch gerecht sei? „Die Höhle am Monte d'Oro", ein düsteres Bild von Eifersucht, verbotener Liebe und Hexenkünsten; die Leidenschaft glüht wie der Himmel in Corsica; zerklüftet wie dessen Felsen und die geselligen Verhältnisse des Landes ist auch die Erzählung, die nur in der Zusammensetzung der einzelnen Motive und Zustände einiges Neue in der Erfindung zeigt, und die ohne Versöhnung schließt, ohne daß die handelnden Personen uns sonderlich interessirt hätten.

3. Die Drachenburg, oder: Der Eremit vom schwarzen Berge. Romantische Erzählung aus der Ritterzeit von Eduard Wehrmann. Zwei Theile. Frankfurt a. d. O., Tempel. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ist der Verf. vom jugendlichen Alter, so muß man seine Vorgesetzten ernstlich ermahnen, Aufsicht über die Lecture des jungen Menschen zu führen, zu verhindern, daß er sie aus dem bestaubten Winkel einer Leihbibliothek hole, sein Hirn mit veralteten geist- und geschmacklosen Rittergeschichten anfülle, oder wenigstens zu bewirken, daß er es für nöthig erachte, das Gelesene in etwas manierlicherer Form dem lieben Publicum vorzuschütten. Ist der Autor über die Schuljahre hinaus, so können wir nur wünschen, daß es ihm verdienstlicher dedünke, in langweiligen Stunden Fliegen todtzuschlagen, als Menschenmord, Brand und absonderliche Greuel durch Ritter, die dem Grafen auf der Drachenburg gleichen, verüben zu lassen.

4. Drei Nächte aus dem Leben der Königin Anna von Östreich, Gemahlin Ludwig XIII. Historischer Novellenkranz. Ein Beitrag zur Chronik des „Oeil de Boeuf" u. s. w.

5. Die Schauernacht am Haidekrug. Romantische Erzählung aus dem Tagebuche eines Polizeisergeanten. Von Friedrich Stahmann. Neuhaldensleben, Eyraud. 1838. 8. 1 Thlr.

Von den „Drei Nächten" läßt sich der bekannte Urtheilsspruch wiederholen, daß das Gute darin nicht neu und das Neue nicht gut sei. Die erste Nacht läßt Ludwig XIV. entstehen, die zweite versucht die Trauung der verwitweten Königin Anna mit dem Cardinal Mazarin, die dritte bringt den Sohn von Beiden, die eiserne Maske, und sendet ihn in ewiges Gefängniß: Thatsachen und Muthmaßungen, die schon längst besser als hier erzählt wurden, dafür und dawider längst besser gestritten ward. Das dazu Erfundene besteht meistens in dem Annähern der Moden, der Gebräuche jener Tage an die der unsern, was schwerlich allgemeine Billigung erhält. — „Die Schauernacht" macht uns mit den Unthaten eines Quacksalbers bekannt, der so gemein nichtswürdig ist, daß man die Gerichte bedauert, die mit ihm und seiner Concubine sich zu befassen haben. Warum solche Vorfälle, die, wie sie geschahen, nur Die interessirten, die dadurch litten, der Vergessenheit entreißen wollen?

6. Der Aufstand in Stralsund, geschichtliche Novelle, und Mirabeau's Tod, Novellette von Mannstein. Dresden und Leipzig, Arnold. 1838. 8. 1 Thlr.

Die Habgier, der Hochmuth des Oberpfarrherrn zündet den im Verborgenen schon lange glimmenden Funken der Empörung zu Anfange des 15. Jahrhunderts zu heftiger Flamme an. Der Oberpfarrherr v. Bonau, der Ritterblut und Rauflust in seinen Adern spürt, brennt und sengt, und ergreift den Stab Scharf mit besserm Geschick als den Stab Sanft. Mit ihm hält der Adel gegen die Bürger der Stadt, deren Bürgermeister in arge Klemme geräth, da er durch Geburt dem Adel gesippt ist, und auch den Bürgern beistehen will, so wenig er es auch gut heißt, daß sie Laster durch Laster rügen. Die verwitwete Herzogin von Pommern hält es mit dem vertriebenen Bonau, den sie einst liebte, wobei „gründbefiederte Hügel lauschend standen", der Vater die Neigung entdeckte, was der Fürstin noch nach Jahren den Ausruf auspreßte: „Donner des Himmels und Krachen aufgähnender Todschlünde." Trotz der gewaltigen Worte in ihrer Erzählung, kann sie den noch immer Theuern nicht vom Tode erretten, auch der Bürgermeister erliegt dem Verrathe, der, wie die Achselträgerei, bei dem Aufstande sehr geschäftig ist. Die Erschöpfung von beiden Seiten stellt endlich die Ruhe wieder her.

Mirabeau's Tod ist aus gleichzeitigen Memoiren, Briefen und sonstigen Artikeln von und über ihn gezogen, nur verflog der Geist bei dieser Destillation, und allein das caput mortuum ward uns gereicht. 10.

Bibliographie.

Braunthal, Braun von, Gedichte. Neue Folge. 16. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1 Thlr. 8 Gr.

Bulwer's Werke. Aus dem Englischen. 57ster Theil. Asmodeus aller Orten. Eine Erzählung. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. 16. Zwickau, Gebr. Schumann. 6 Gr.

Döring's poetische Werke. 2ter Band. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 12 Gr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 12. Wien, Armbruster. 15 Gr.

Homer's Odyssee. Aus dem Griechischen in *Stanzen* übersetzt und erläutert. Für Schule und Haus. Von W. K. Ferd. Rinne. 1stes Heft. 8. Leipzig, Wunder. Preis für 4 Hefte 1 Thlr.

Hugo, V., Ruy Blas, Drame en cinq actes. Edition originale. In-18. Leipzig, Brockhaus et Avenarius. 12 Gr.

Malchus, C. A. Freih. v., Die Sparcassen in Europa. Darstellung der statutenmässigen Einrichtungen etc. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 3 Thlr.

Marggraff, H., Das Täubchen von Amsterdam, Trauerspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiel. 8. Leipzig, Wunder. 21 Gr.

Nalas und Damajanti. Eine indische Dichtung aus dem Sanskrit übersetzt von *F. Bopp*. Gr. 12. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 16 Gr.

Rom gegenüber dem Protestantismus. Anrede eines deutschen Prälaten an Seine Päpstliche Heiligkeit in Höchstihrem geheimen Consistorium über den Vorgang in Köln. Gr. 18. Aarau, Sauerländer. 3 Gr.

Schaden, A. v., 10370 oder das große Loos. Humoristische Novelle. 8. Gera, Heinsius. 1 Thlr. 3 Gr.

Scheidler, K. H., Die Lebensfrage der Europäischen Civilisation und die Bedeutung der Fellenbergischen Bildungsanstalten zu Hofwyl für ihre befriedigendste Lösung. 8. Jena, Bran. 15 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von G. Bacherer. Geschichte des Jahres 1835. 2ter Theil. 16. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Vorläufer. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 6 Gr.

Wurm, C. F., Der Sundzoll und dessen Verpflanzung auf deutschen Boden. Ein Beitrag zur Geschichte der Handelspolitik. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 362. — 28. December 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Dritter Artikel.*)

42. **Bilder der Nacht in lyrischen Rahmen, von Ernst Ortlepp.** Leipzig, Wunder. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

So oft wie Hrn. O. auf lyrischem Gebiete begegnet sind — und dies ist schon einige Male der Fall gewesen — so oft hat er sich als ein Dichter von bewegtester Phantasie und feischem innern Gemüthsleben gezeigt. In diesem Buche verläßt er zum Theil das lyrische Gebiet, um das epische zu betreten, indem er sechs Erzählungen in ungebundener Rede zum Besten gibt, die er jedoch in einen lyrischen Rahmen, das heißt in den Erzählungen vorgehende und nachfolgende Lieder faßt. Erzählungen und Rahmen tragen die Sargfarbe und sind mit dem dunkeln Colorit eines Salvator-Rosa-Pinsels gemalt. Im Humor will er sich dieses Mal versuchen, und zwar in jenem tragischen Humor, der das schmerzliche Gefühl unserer Unvollkommenheit und Beschränktheit mit der Lustigkeit Shakspeare'scher Clowns bespöttelt, der Hamlet's Wort: „Unter dem Monde gibt es noch viel, wovon sich unsere Philosophen nichts träumen lassen", commentirt, und der sich in jene Nachtseite der Natur vertieft, die Schubert wissenschaftlich und Justinus Kerner ästhetisch-wissenschaftlich behandelten. Die erste Erzählung stellt uns in „Hans Dolling" einen Unglücklichen dar, welcher der Spielball dämonischer Gewalten durch deren ersten Agenten, den Teufel, wird; in der zweiten: „Der gespenstische Organist", tritt uns jener musikalische Wahnsinn entgegen, wie ihn uns Hoffmann im Kapellmeister Kreisler so trefflich geschildert hat, und in der dritten: „Die Virtuosin" will, so scheint es, der Verf. den genialen Dichter der „Phantasiestücke in Callot's Manier" noch übertreten, indem hier der Satan in eigner Person als Virtuos auftritt. „Dorn und Röschen" hält sich freier von Phantasmagorie und möchte als ästhetisches Kunstwerk und in seiner psychologischen Wahrheit leicht den meisten Werth haben. „Die Gespenster" (fünfte Erzählung), als der mordende Tode, der sprechende Schädel, das Schwert des Scharfrichters, der Zögling der Dämonen und der Jägerdienst, werden zwar die beabsichtigte Wirkung, Grausen zu erregen, nicht verfehlen, sind aber doch zu groß in die Sphäre des Volksaberglauben gezogen, als daß sie ästhetischen Werth hätten, während „Das geisterhafte Mädchen", die letzte Erzählung, das freie Schwanken zwischen Vernunft und Wahnsinn, Humor und Todesangst beseidegender macht. Die humoristische Reflexion, die sich als Nachwort der letzten Erzählung anschließt, lautet also: „Geld ist Dreck. Die Menschheit ist ein Cloak. Eitel sind Thiere, die sich Alles gefallen lassen. Das Publicum ist ein Ochse. Schimpfen ist fashionable. Genies gibt es nicht mehr. Von Classicität soll nun nie mehr die Rede sein. Die Welt ist groß und so dumm, als sie groß ist. Dabei gibt es recht verständige Leute. Ich spucke im Geiste jeden Leser an, der sich bei einem Buche amusiren will. Dichter dürfen künftig nicht mehr existiren. Wenn Homer mit allen neun Musen angezogen käme und kein Geld in der Tasche hätte, so würde man ihn schon im Thore zurückweisen. Die Liebe ist ein recht unschuldiges Vergnügen. Wer gescheiter ist als andere Leute, der gehört ins Irrenhaus. Es gibt einen Gott, aber man spricht wenig von ihm. Er ist wirklich das unsichtbarste Wesen, das man sich nur denken kann. Es gibt auch Sterne, auf denen es besser ist als auf dieser Welt. Es gibt auch noch ein Herz, das zuletzt mehr werth ist als Verstand. Und somit, lieber Leser, denk' ich, drücken wir uns die Hände und scheiden — vielleicht auf ewig!" Doch mit dem Letzten, setzen wir hinzu, hat es gute Wege; denn da Hr. O. das Gebiet des Humors einmal betreten hat und fühlen wird, daß er nicht ohne Talent für Schilderung des Grausenhaften ist, so prognosticiren wir, uns stützend auf die uns bekannte Dichternatur, daß nach den hier gegebenen Schilderungen des Wahnsinnes und des Teufels auch späterhin von ihm ein Justinus Kerner'sches Spiel mit magnetischen, sympathetischen und antipathetischen Naturekräften getrieben werden wird. Jungen Leuten möchten wir gegenwärtige Erzählungen aber doch nicht in die Hände geben, wegen der darin hin und wieder vorkommenden Schilderungen wollüstigen Rauschis; ebenso wenig können wir nervenschwachen oder hysterischen Frauen rathen, das Buch zu lesen; sie bereiten sich sicher durch die Lectüre, besonders vorm Schlafengehen, eine schlaflose oder fieberheiße Nacht.

Die Gedichte, welche die Erzählungen einrahmen, sind auch dürfter gehalten, doch ist kein ausgezeichnetes darunter. Die Lehre, die in „Wahr" (S. 87) gegeben wird, wolle der Verf. beherzigen:

Jüngst trat die Prosa zu mir ein
Und reichte mir die Hand:
„Komm, willst du mein Getreuer sein,
So halte gleich das Band!"

„Ich schenke dir ein Amt, ein Haus
Und bringe Wein und Fisch
Und Beeren die Jahr ein, Jahr aus
Tagtäglich auf den Tisch."

„Laß ab von meiner Schwester! Sie
Betrügt dich um dein Glück!
Was dir gebaut die Poesie,
Gibt Prosa dir zurück!"

Ich sann und dachte schon ans Ja.
Schon schwand mir jede Lust;
Da stand die schöne Schwester da; —
Der stürzt' ich an die Brust!

43. **Gedichte von Stitl. Berlin, Reimer. 1837. Gr. 12. 12 Gr.**

Der Verf. bringt S. 1:

Zeige der Freude Lichtbewegung,
Oft der Trauer stille Regung,
Heldenlauf und Völkerschmerz,
Alles, was erhebt das Herz.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 313—316 u. 294—297 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Treuer Liebe Lustentzücken
Und der Freundschaft still Beglücken,
Ew'ge Wahrheit, Ruhm und Recht,
Haß nur Allem, was da schlecht.

Er bringt es in größtentheils wohlgegliederten, wohlklingenden Versen, deren hin und wieder zerstreute Kakophonien durch einen Federstrich hätten verändert werden können, in einer der Bildung unserer Zeit angemessenen Sprache und durchdrungen von edler, deutscher Gesinnung. Der Kürze der Lieder nach scheint seine Begeisterung ein Feuer, das rasch auflodert und bald wieder erstirbt. Das „Weinlied" (S. 35) ist in seiner allzu abgedroschenen Phraseologie höchst trivial, und es sollte hier nicht mit aufgenommen sein. Zu den 1821 entstandenen fünf Griechenliedern macht der Verf. die Bemerkung, daß er sich rühmen könne, der Erste gewesen zu sein, der im Gesange das Mitleid für die Griechen aufrief; damals habe man jedoch den Liedern in München das Imprimatur verweigert. Sie sind tauglich zum Zweck, haben aber minderen Werth als „Sängers Tod" (S. 33), „Lebewohl" (S. 84), „Die Pilgerin" (S. 91), und besonders „Lätitia Bonaparte" (S. 165), ein Lied, das auch eine junge Dame lobte, der wir das Büchlein zum Durchlesen mittheilten. Eben dieselbe urtheilte über dasselbe: „Meine Erwartungen von diesem Dichter waren zu groß; deshalb sind sie unerfüllt geblieben; recht artig habe ich jedoch gefunden: „An die Augen" (S. 9), „Festmahl" (S. 36), „Die Blumen" (S. 38), „Der Pilger" (S. 53), „Am Mittage" (S. 54) und „Wiederfinden" (S. 57)", sämmtlich Lieder, die uns ziemlich kalt ließen.

44. Poetisches Allerlei aus dem Gebiete des Scherzes und Ernstes von Chr. W. Gilardone. Speier, Reidhard. 1837. Gr. 12. 18 Gr.

Jene Freunde und Bekannte, die laut dem Vorworte den Wunsch dem Verf. äußerten, die Lieder und Gedichte, die er hier und da bei festlichen Gelegenheiten zum Besten gegeben, in einer Sammlung zu besitzen, hätten besser gethan, zu schweigen und sich lieber zu ihrer Zeit und an ihrer Stelle an jenen Liedern zu delectiren; dann wäre der germanische Parnaß ärmer an einer Muse, die sich wie Colombine geberdet, Kneipenlieder singt und sich sogar dann und wann unanständig entblößt. Der entsetzlichen Reime, der widrigen Gauworte, der gemeinen Späße aus der Weinstube, des Jodelns und Heulens bei lustigen Gelagen ist hier kein Ende. Glücklicherweise gibt uns der Verf. in einem Gedicht, worin er einen Hrn. Kalisch schlecht macht, selbst eine Recension seiner Leistungen auf dem Felde der Pieriden an die Hand. Auf seine Lieder paßt vortrefflich der Anfang jenes Liedes (S. 136):

Klipp und klapp, und klapp und klipp —
Freund, laß dich bedeuten,
Du kannst traun den Hypogriph (sic)
Nicht mit Ehren reiten.

Klipp und klapp, und klapp und klipp —
Pudelnärr'sche Sachen!
Solch ein Ritt zu Hypogriph
Kitzelt daß zum Lachen.

Noch schlagender und bezeichnender ist die Strophe:

Stiebt zwar aus wie Volksgedicht,
Doch besiedt man's näher,
Dann besteht's die Probe nicht,
Ist ein bair'scher Dreher.

Weiter:

Traun, ich hab schon manches Mal
Schlechtes Zeug gelesen,
Doch ist's wahrlich so'n Vandalismus nie gewesen.

Doch sind wir minder grausam in Bezug auf unsere Wünsche gegen ihn. Er selbst wünscht Hrn. Kalisch grausam:

Und für jeden Reimskandal,
Gleich den frühern Kindern,
Zähle dir ein Corporal
Funfzig auf den H.....

Der geneigte Leser wird aus diesen Pröbchen, die wir noch um ein Bedeutendes erweitern könnten, ohne Zweifel sehen, weß Geistes Kind er hier vor sich hat; dennoch behaupten wir, vorliegender Reimskandal werde auch sein Publicum finden.

45. Dichtung und Urtheil. In zwanglosen Heften herausgegeben von J. D. Hoffmann. Erster Band. Erstes Heft. Blankenhain, Anhold. 1837. Gr. 8. 6 Gr.

Wir haben hier das erste Heft einer neuen Zeitschrift vor uns, von welcher halbjährlich ein Band von sechs Heften, jedoch in zwanglosen Zeiträumen, erscheinen soll. Nach der Idee des Herausgebers soll hier dem aufstrebenden Dichtergeschlecht ein Saal eröffnet werden, in welchem es kleinere oder größere Werke oder auch Bruchstücke vor dem Publicum wie in Kunst- oder Industrieausstellungen zur Schau stellen kann. Das Publicum soll mithin im gedrängten Raume mit den ringenden Talenten Bekanntschaft machen; das Volk soll sehen, was für edle und schöne Geister es besitzt, das nachwachsende Geschlecht sich hier erbauen und erfreuen. Die Dichter aber sollen den Vortheil haben, hier befreundet beisammen zu stehen, und ihr Wetteifer soll entflammt werden. Mancher, der an Einzelnem erst die Stimme eines Urtheils erfahren will, soll Bruchstücke von einigem Zusammenhange hierher liefern, und noch unbekannte Dichter sollen Gelegenheit finden, sich durch diese Ausstellungen namhaft zu machen. Wahrscheinlich ist es der Hr. Herausgeber, der hier die Pforte zum Saal der Ausstellung mit einer in Distichen abgefaßten Geschichte der Philosophie eröffnet; in dieser Geschichte werden nun die verschiedenen Schulen, die Aner und Isten der alten und neuen Zeit charakterisirt, mitunter treffend, oft aber auch vag und unbefriedigend. Dann folgen Lieder, welche sich im breitgefahrenen Gleise der Zeitbildung ganz behaglich bewegen, die aber anonym erscheinen, was wol, wenn wir den Herausgeber sonst recht verstanden haben, gegen seine Plane und Absichten läuft, da in jeder Ausstellung der Name des Malers bei jedem Bilde genannt wird. Da nach diesem Plane auch Meisterdichtungen des Auslandes, sei es aus neuerer oder früherer Zeit, hier ein Plätzchen eingeräumt werden soll, so liefert uns Hr. O. L. B. Wolff, sattsam bekannt als gewandter Übersetzer, drei Gedichte von Victor Hugo, die dem Haupte der neuromantischen Schule in Paris Ehre machen. Daran reihen sich Gedichte mit P. unterzeichnet; Mittelgut. Eine zweite Abtheilung bietet uns unter der Überschrift: „Übersichtliches", einen ästhetischen Excurs über den Streit Menzel's mit dem Wortführer des jungen Deutschlands, Gutzkow. Nun folgen Recensionen über Immermann's „Epigonen", den „Schutt" von Anastasius Grün, die Heinrich Wenzel'sche Tragödie: „König Wilhelm", das „Dionysosfest" von Heinrich Stieglitz, und den Beschluß macht eine Abhandlung über Goethe's „Faust", dessen Mantel die Redseligkeit deutscher Kritiker und Ästhetiker bereits in tausend und aber tausend Fasern zerlegt hat. Bisher haben alle unsere Zeitschriften und Tagesblätter bei ihrem ersten Erscheinen glänzende Versprechungen gemacht, und das Kleid, in welchem sie zum ersten Male vor dem Publicum erschienen sind, hat fast immer helle Farben und ist aus feinem Stoffe gewebt; nach und nach jedoch, oft schon nach Monatsfrist, verschießt die Farbe, das Kleid trägt sich ab, die Theilnahme des Publicums erlaut und aber tausend Fasern zerlegt hat. Bisher haben alle unsere Zeitschriften und Tagesblätter bei ihrem ersten Erscheinen glänzende Versprechungen gemacht, und das Kleid, in welchem sie zum ersten Male vor dem Publicum erschienen sind, hat fast immer helle Farben und ist aus feinem Stoffe gewebt; nach und nach jedoch, oft schon nach Monatsfrist, verschießt die Farbe, das Kleid trägt sich ab, die Theilnahme des Publicums erlaut und das Unternehmen schläft ein. Wir wollen vorliegender Zeitschrift nicht ein ähnliches Prognostikon stellen; jedoch ist es auffallend, daß auch dieser neuerstehende Aspirant um des Publicums Gunst gleich anfangs mit etwas mattem, schwankendem Gange in die Schranken tritt und nicht einmal mit der gewöhnlichen Vornehmthuerei und Marktschreierei der Wortführer und Begründer ähnlicher Institute in die Trompete stößt. Wir wollen letzteres grade für ein gutes Omen nehmen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gaeomemphionis Cantaliensis Satyricon, anno Christi MDCXXIII.

Vergessen, von Niemanden gekannt und von Niemanden angeführt, hat dieses Büchlein auf geldem Papier und mit erblaßter Schrift 200 Jahre in der königlichen Bibliothek von Paris geruht, ein seltener Schatz schon in bibliographischer Hinsicht durch das Dunkel, welches bei räthselhaftem Titel auf seinem Ursprung und Verfasser ruht, ein noch seltenerer aber und werthvollerer durch die treue und anschauliche Darstellung, welche es von den unordentlichen Sitten der Hauptstadt im Anfange von Ludwig XIII. Regierung entwirft. Es ist lateinisch und zwar in recht gutem Latein geschrieben, mit einer Zueignung an den König versehen, aber ohne Namen des Verfassers. Aber diesen lassen sich daher nur Vermuthungen anstellen, die aus dem Buche selbst zu schöpfen sind und die Entstehung desselben aus der Eigenthümlichkeit und den Erlebnissen des Verfassers erklären. Auf dem Cantal geboren und mit der Kenntniß der lateinischen Sprache und der sogenannten Humaniora ausgerüstet, verließ derselbe gegen 1620 die Provinz, um außerhalb derselben sein Glück zu suchen, und wandte sich nach Marseille. Aber der gelehrte Don Quixote scheint zu seiner Zahrt ohne das Steuer der Vernunft ausgelaufen zu sein, und blieb fortwährend auf Klippen und Untiefen. Mit seinen Talenten vermochte er sich wenig Anerkennung zu verschaffen; man lachte über die Ansprüche, die er machte, die Wirthe preilten und mißhandelten, die Edelleute verspotteten, die Weiber foppten, die Scholaren neckten und die Gauner plünderten ihn, und nach beständigem Mißgeschick, von widerwärtigen Winden wie der fromme Äneas umhergeworfen, ohne einen treuen Achates zu finden, kam er endlich nach Paris, der Metropolis der Künste und Wissenschaften. Hier hoffte er eine Zufluchtsstätte, hier Trost, Ansehen, Namen und Vermögen zu finden. Allein auch hierher verfolgte ihn sein Unstern, auch hier preilten ihn die Wirthe, zogen ihn die Weiber auf. Der Herzog von Joyeuse nahm ihn zwar in seinen Dienst, aber nur als Küchenjungen, und welche Demüthigung für ein stolzes Herz, wie der Grammatiker aus der Auvergne gehabt zu haben scheint, Cafferolle zu schrauben und der Amanuensis des Koche zu sein, wenn man Juvenal und Tacitus im Kopfe hat! Er vermochte das nicht zu ertragen, raffte daher einige Thaler zusammen und zog sich in die Einsamkeit des Cantals zurück, um sich, die Feder in der Hand, an Paris und Marseille, am Herzog von Joyeuse, an den Wirthen und an den Mädchen zu rächen. Sie Alle, die sein Verdienst nicht anerkannt, sein Genie unter dem Staubkittel des Wanderers wie unter der Jacke des Küchenjungen nicht gesucht hatten, mußten nun seinen Zorn empfinden. Die lateinische Diction, in welcher er seine Abenteuer erzählt, ist elegant, oft etwas gejagt und bedroht bis zum Prunk. Er erzählt Alles, was er von den Pariserin und Parisierinnen, von den Herren und ihren Bedienten hat ausstehen müssen, mischt Kernsprüche aus Cicero, Blumen aus Macrobius und Apuleius, Sentenzen aus Tacitus und Seneca ein und widmet Alles dem Könige, der keine Zeile davon gelesen haben wird. So viel Galle er auch besitzt, so wagt er doch nicht seinen Namen zu nennen, sondern versteckt seine Angriffe noch dazu hinter einem eisenbarten Titel, dessen Sinn erst durch die Analyse der griechischen Zusammensetzung zu entziffern ist. „Gaeomemphionis Cantaliensis Satyricon" heißt sonach die Satire eines Cantalbewohners, den das ganze Land zurückgestoßen hatte (γῆ und μεμφομαι); wenn es nicht vielmehr heißen soll, der das ganze Land mit seinem Tadel verfolgt. Allein auch diese Vorsicht genügte ihm noch nicht; und in der That, wer so furchtsam ist, zumal als Satirenschreiber, kann sich nicht darüber beklagen, wenn er vergessen wird. Seine ganze Erzählung bedarf eines Schlüssels, und selbst die Städte, welche er angreift, wagt er nicht bei ihren Namen zu nennen. Paris nennt er deshalb Allurion, Marseille die Knoblauchstadt (Philosceridia) und Frankreich „das Land der Ungereimtheit". Bei dem Mangel an Klugheit, welchen ein solcher Einfall verräth, ein Buch, dem bei seinem Inhalt die größte Öffentlichkeit und, wenn es wirken soll, auch Verständlichkeit der Anspielungen erforderlich ist, auf diese Weise zu verschleiern, ist der Verfasser voll Schwung und Feuer, ebenso lebhaft als gelehrt, und in dem am wenigsten bekannten und schwierigsten lateinischen Schriftstellern trefflich bewandert, besitzt er eine große Fertigkeit, moderne Begriffe und französische Ausdrücke, die sich auf andere Gewohnheiten und Zustände beziehen, in lateinisches Gewand einzukleiden. Aber was ihm fehlte, war der Muth, und seiner Furchtsamkeit hat man es zu verdanken, wenn ebenso viel hiftorische Divinationsgabe als Geduld dazu gehört, um jetzt noch zu errathen, daß jener stolze, übermüthige, verlebte, bizarre Edelmann, den er meisterhaft zeichnet, der erst Mönch und dann Soldat wurde, puer Hilario, der so oft in dem Buche auftritt, der Herzog von Joyeuse ist. Doch, hat man einmal den Schlüssel gefunden, dann ist man für die Mühe des Nachdenkens und Nachforschens belohnt; und mit Vergnügen liest man die Anekdoten, welche sich auf das Privatleben, auf Maitressen und Liebschaften dieses Fürsten beziehen.

Überhaupt findet man auf dem gelben, verschossenen Papier dieses Büchleins treffliche Bilder aus dem pariser Leben von 1620. La Samaritaine, Notre-Dame, das Palais und die Korlsungen der Sorbonne stehen in voller Anschaulichkeit vor uns, und es gibt kein einziges Werk, worin diese Dinge so vollständig, so hübsch, so lebendig und interessant geschildert wären. Der Verf. ist ein unzufriedener Reisender, ein Fremder, ein armer Teufel, der, im Gebirge aufgewachsen, Alles neu, Alles wunderbar und seltsam fand; eben darum sind aber seine Gemälde so treffend. Als Probe möge — ohne daß die Stelle indeß grade einen Vorzug vor andern Stellen hätte, denn alle sind von dem gleichen Geiste belebt, in allen finden wir dasselbe Gemüth wieder, das sich an den Felsrecken der Welt schmerzhaft verwundet — eine Scene dienen, welche eine Vorlesung über römisches Recht um 1620 darstellt. Der freche Muthwille wie die Zügellosigkeit der jungen Zuhörer, deren widersponstiger Geist sich gegen jede Ordnung sträubt, sind darin trefflich gezeichnet. „Wir kamen", sagt der Verf., „an ein großes Gebäude, das mit Menschen angefüllt war; da wir aber sahen, daß man, um in den Masse Platz zu finden, hätte vom Himmel fallen müssen, so blieben wir ehrerbietigst an der Schwelle stehen und warteten geduldig, bis Jemand käme und uns eintreten hieße. Hierauf erschien ein Mann, aber vielmehr der Koloß von einem Manne, den der Thürsteher nicht sobald wahrnahm, als er auf ihn zustog und dann mit einem Stäbchen die Köpfe der Umstehenden berührte, um der gigantischen Figur Eingang zu verschaffen. Dies gelang ihm auch, wie hingen uns, wie Wire am Ast, hinter einem großen Schiffe herschleppen, an die vor uns wandelnde Masse gleichsam an und gelangten auf dem Wege, den er uns bahnte, mitten in die gedrängte Versammlung. Man suchte für den dicken Mann einen Sitz; allein da alle Stühle zu schmal befunden wurden, so mußte man ihn auf den Händen über die Köpfe wegheben, um ihn auf der letzten Bank niederzusetzen, was zu Ausbrüchen des schallendsten Gelächters und des derbsten Witzes Veranlassung gab. Der Thürsteher gebot hierauf Ruhe, und der Professor in rothem Gewande, mit erhobenem Sitze wie ein König in seiner Majestät thronend, drehte erst den Schnurrbart und strich den Kinnbart, hierauf ging er zur Nase über, die er auf eine Weise schneuzte, daß der ganze Saal dröhnte, und dann fing er an loszudonnern. Seine Stimme war nicht matt, seine Bewegungen nicht schwächlich wie die winzigen Professoren, nein er öffnete einen ungeheuern Mund wie ein zähnender Löwe, seine Rede schien durch einen Durchbruch finden zu können, was man an der Art sah, wie sein Hals aufschwoll und roth wurde, und sie drauste wie der Bergfluß, der aus Felsen hervorströmt, begleitet von gewaltigen Schlägen auf das zitternde Kathedet oder von den Schwingungen seiner Arme in die Luft. Bald drehte er sie im Kreise

Digitized by Google

wie ein Rad, bald schleuderte er die Faust gleich einem Faustkämpfer gegen die Zuschauer, als ob er mit diesen dorte, und dabei neigte sich von Zeit zu Zeit sein ganzer Körper, senkten sich seine Schultern und zogen sich zusammen, wie wenn er seine Worte sicherer und tiefer in den Geist seiner Zuhörer eingraben wollte. (Augebant dicentis clamorem asseres, ad digitorum pericalum saepius everberati et sae crebriori manuum agitatione vexatae. Nam modo in circulum rotabat lacertas; modo vibrata in adversos dextra, personam praeliantis induebat. Interdum depressis humeris, inclinabat vastissimum corpus etc., lautet im Texte die Stelle, welche zugleich eine Probe geben mag, wie der Verf. die lateinische Sprache zu behandeln weiß.) Gegenstand seiner Vorlesungen war das römische Recht; in jener Stunde sprach er von den Testamenten, und nachdem er die Eintheilung seines Stoffs vorausgeschickt hatte, rief er mit gewaltiger Stimme: „Das ist es, was ich heute vortragen will; es ist mein Wunsch, daß Sie die ganze Thorheit Derjenigen kennen lernen, welche das ehrwürdige Alterthum verachten, Leute, die verdienen, wie Clysonor in Schweine verwandelt oder von den hungerigen Cyklopen zum Frühstück verzehrt zu werden." Kaum hatte er diese Worte mit großer Heftigkeit mehr geschrien als gesprochen, als ein unwilliges Murmurmel die Reihen der Zuhörer durchlief und die Missallen deutlich wurde. Sobald es dies vernahm, fuhr er fort: „Junge Herren, hören Sie auf, sich solchen Unordnungen hinzugeben. Ich will Ihnen die schwierigen Räthsel der Jurisprudenz lösen; die scharfsinnigsten Commentatoren haben das Dunkel derselben nicht zu erhellen vermocht, und noch viele Jahre können vergehen, ehe sie dieselben verstehen." Hier wurde er von Pfeifen und Lärm jeder Art unterbrochen, sein Gesicht wurde kurzroth vor Aerger, aber Stadtkoth und Kieselsteine flogen ihm an den Kopf, er mußte die Flucht ergreifen und suchte in dem allgemeinen Gewühl so gut wie möglich zu entkommen. „Woher diese Wuth", fragte ich meinen Begleiter, „der übermüthigen jungen Leute? Was kann sie bewegen, einen ehrwürdigen Professor des römischen Rechts zu mißhandeln?" Der Angeredete erdlaßte und sagte mir ganz leise: „Schweigen Sie, um Gottes willen schweigen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ein Hagel von Steinen Sie dazu ermahne!" „Aber fürchten denn diese jungen Leute, welche die Gesetze studiren, die Strenge derselben nicht?" „Nun, Sie sind ein Fremder", versetzte er kopfschüttelnd; „ich muß Ihnen also das Erstaunen zu Gute halten, welches ihnen die allergewöhnlichste Erscheinung von der Welt einflößt. Wir, die wir einmal an dergleichen gewöhnt sind, denken nicht mehr daran. So etwas fällt alle Tage vor. Ein schlecht gebauter Satz, ein Fehler im Ausdruck, oder ein Schnupftuch im Vortrag genügt, um die jungen Herren in Harnisch zu bringen, und der Professor sieht sich nicht blos der Schimpfreden, sondern auch den Gewaltthaten seiner Zuhörer ausgesetzt. Mehr als zwanzigmal habe ich die Dogen aus der Schrube fliegen und gegen Den gerichtet gesehen, der den Katheder einnahm. Einer, der neulich seine Vorlesung nur um einige Minuten verlängern wollte, wurde mit Steinwürfen davongejagt und ihm der Degen auf die Brust gesetzt. Die Studenten sind hier ein Schrecken aller Stände; die Behörden vermögen nichts gegen sie, der Bürger weicht ihnen ehrerbietig aus, und der Adel gibt sich die Miene, als verachte er, was er nicht zu hindern und nicht zu bekämpfen vermag. Alle Diejenigen, welche diese Mißbräuche abzustellen suchten, haben es bereuen müssen ꝛc." So sprach mein Führer mit leiser Stimme und in einem furchtsamen Tone. Bald darauf brachte und der Strom der hinausgehenden Studenten aus dem Saale. „Sehen Sie links!" bemerkte mein Führer alsdann. Eine weite Halle, die aus dem fernsten Alterthume zu stammen schien und deren morsche Balken mit Spinnengeweben bekleidet waren, öffnete sich dort den Spaziergehenden; aber was mich am meisten in Erstaunen setzte, waren die langen Degen, welche diese an der Seite trugen, und die auf keine Schule, sondern auf ein Heerlager oder einen Casernenhof hinzudeuten schienen. „Diese Mordgewehre", murmelte mein Führer, indem er sich den Mantel vor das Gesicht zog, „scheinen den jungen Leuten unentbehrlich zu sein, und sie verstehen besser mit dem Degen als mit Worten zu fechten. Auf ihren Stuben finden sich mehr Stoßdegen als Bücher, und ohne Schläger oder Dolch auszugehen ist ihnen unmöglich. Stets bewaffnet, schreiben sie dem gewöhnlichen Bürgersmanne Gesetze vor und beherrschen die ganze Stadt. Streiften Sie Einen von ihnen im Vorübergehen, oder wagen Sie es, sich gegen sie zu verantworten, wenn sie sich über Sie lustig machen, dann können Sie überzeugt sein, daß ihr Stock oder ihre Faust diese verminentliche Beleidigung rächt, und wollen Sie sich gar zur Wehre setzen, dann wird zum Degen gegriffen, um Sie für diese unerhörte Frechheit zu züchtigen.""

Diese Eingeweihten sind nicht ohne Interesse und um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, daß der unordentliche und anarchische Zustand, der hier beschrieben wird, nur durch wenige Jahre von jenem Zeitpunkt getrennt war, wo der jugendliche Ludwig XIV. den Unfug bewältigte, die Degen der Studenten in die Schrube versch... und dem militairischen Muthe durch seine Kriege eine gesetzliche Bahn eröffnete. Die Wirthshäuser, das Jesuitencollegium, der Père Garasse, eine Orgie jener Zeit, und das Innere von Joyeuse's Hôtel sind von dem namenlosen Reisenden aus der Auvergne ebenso treu als wahr geschildert, und wenn das Eingelne auch nicht immer decent ist, so sind doch die leichtsinnige und lärmende Unruhe, die kindische Zuchtlosigkeit und der wilde Übermuth in den Sitten der Zeit mit einer gewissen Lebhaftigkeit und nicht ohne Beredsamkeit geschildert.

30.

Notiz.

Das Soldatenpressen in Syrien.

In den „Letters on Egypt, Edom and the Holy Land" von Lord Lindsay wird ein Brief von Herrn Farren, vorigem Generalconsul in Syrien, mitgetheilt, worin ein Bericht über das von Mohammed Ali daselbst eingeführte Soldatenpressen nicht uninteressant ist. Er lautet so: „Der für das Pressen festimmte Zeitpunkt wird sehr geheim gehalten und beginnt gewöhnlich an einem Feiertage, wenn das Volk in die Moscheen strömt. In der Stunde des Gebets zerstreuen sich zahlreiche Soldatenhaufen durch alle Stadtviertel; ein Flintenschuß gibt ihnen das Zeichen zur Werbung; dann fallen sie plötzlich über alle Bürger ohne Unterschied her, die sich zufällig auf der Straße befinden, treiben aber schleppen die verzweifelt Widerstrebenden in das große Viereck des Serails, sperren sie ein und kehren zurück, um frische Beute zu machen. In demselben Augenblicke ertönt ein Schrei der Angst und Verzweiflung durch die Stadt. Weiber mit ihren Kindern, alte Mütter, hülflose Greise rennen oder wanken durch die Straßen, um ihre Gatten, Väter oder Söhne zu suchen, von denen sie ohne alle Vorbereitung, ohne Abschied und Segen vielleicht für immer getrennt worden sind. Die armen Opfer befinden sich unterdeß im Gefängniß, umzingelt von bewaffneten Truppen, welche die verzweifelte Menge zurücktösen. Weiber und Mädchen drängen sich am Eingange, um zu sehen, ob keiner der Ihrigen unter den Unglücklichen sei; Viele fallen in Ohnmacht, wenn sich ihre Furcht erfüllt, Andere verfluchen unter Ausbrüchen wahnsinniger Wuth den Namen des Propheten und flehen gleich darauf Allah um blutige Rache an. Die auf diese unmenschliche Art Conscribirten werden sogleich vor den Militairarzt gebracht und, wenn sie nicht physisch untauglich befunden werden, in die Cistadelle gesperrt, uniformirt, unter die Regimenter vertheilt und in 8 — 14 Tagen aus ihrer Heimat fort und an entfernte Orte geschickt."

108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 363. — 29. December 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

46. Das Paradies und die Peri und Die Feueranbeter. Nach dem Englischen des Thomas Moore von Minna Witte. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Angezogen durch das tiefe Gefühl und die orientalische Bilderpracht in Thomas Moore's „Lalla Rookh", hat die Verfasserin gegenwärtigen, ziemlich correct und anständig gedruckten Büchleins es versucht, zwei Capitel dieses romantischen Gedichts: „The fire-worshippers" und „The paradise and the Peri" nicht grade zu übersetzen, sondern — ni verum verbo — dem deutschen Leser mundrecht zu machen. Das ist ihr auch gelungen, und wir wundern uns blos, daß sie nicht bemerkt, sie gebe hier zwei Bücher aus „Lalla Rookh", indem der mit der englischen Literatur nicht Vertraute glauben könnte, Moore habe zwei Gedichte unter diesem Titel geschrieben. Indessen wird diese Rüge höchst irrelevant, wenn man erwägt, daß die Bearbeiterin überall Gewandtheit im Ausdruck zeigt und nirgend der Sprache Gewalt angethan hat, sodaß gegenwärtige, der Landgräfin von Hessen-Homburg dedicirte Bearbeitung dem deutschen Leser nicht nur genießbar, sondern auch ergötzlich wird, was sich heutzutage nicht von allen Übertragungen der sirfingerigen Übersetzer sagen läßt. Das Gedicht: „Die Feueranbeter", hat sie in gereimte fünffüßige Jamben gegossen (das Original hat zum größten Theil vierfüßige) und sich dabei die Freiheit genommen, bei passenden Stellen in Sonetten-, Terzinen- und Stanzenform überzugehen, was oft mit vielem Takt geschehen ist. Noch freier bewegt sie sich in dem lieblichen Gedicht: „Das Paradies und die Peri", indem sie das Ganze mehr geistig als wörtlich aufgefaßt und statt der leichten wechselnden Rhythmen des Originals die Ottaverime gewählt hat. Belege zu diesem Urtheile mitzutheilen, erlaubt uns hier der Raum nicht.

47. Lord Byron's ausgewählte Dichtungen. Aus dem Englischen übertragen. Erster Band. Leipzig, Wiendrack. 1838. 8. 12 Gr.

Hier könnte die Kritik schon einen strengern Maßstab anlegen als an die letztgenannte Bearbeitung; denn der anonyme Verf. gibt keine Bearbeitung, sondern macht den Versuch, sich treu an das Original anzuschmiegen, so treu, daß er das Fließende in der Form verschmähen mußte, ja sogar den deutschen Genius zu beeinträchtigen schien. Er selbst sagt darüber in einem Vorworte: „Lieber wollte sie (die Übersetzung), wie Cervantes sagt, nur des Teppichs umgekehrte Seite darbieten — ohnehin das Höchste, was je zu hoffen war — als die Zeichnung wieder auffärben aus eigner Palette." Mit diesen Worten legt er denn zugleich das von Andern schon vielmals ausgesprochene Bekenntniß ab, der edle Lord sei unübersetzbar. Dennoch übersetzt man ihn frisch zu, und gegenwärtige Übertragung wird noch nicht die letzte sein. Wir würden ungerecht sein, wenn wir sie eine verfehlte nennen und, ohne das sich hier uns darbietende Übersetzertalent anzuerkennen, den Stab über sie brechen wollten. Es ist freilich ein Anderes, das ganze Werk eines Dichters zu übersetzen, als in diesem Werke hier und da herumzuspähen und das gleichsam herauszukosten, was sich am leichtesten in das deutsche Gewand kleiden läßt. Letzteres scheint hier geschehen zu sein, indem in der Vorrede gesagt wird, diese Blätter seien größtentheils schon vor Jahren zu sehr verschiedenen Zeiten niedergeschrieben, ursprünglich nur als unwillkürliche Feier des Dichters. Wann uns der Übersetzer den ganzen Byron gegeben haben wird — und wir wünschen, daß er es thue —, läßt sich sein Talent und seine Arbeit erst ganz beurtheilen. „La patience est le génie", pflegte Buffon zu sagen. Wie treu hier übersetzt wird, beurtheile der Leser aus einer Stelle im Anfange der Übertragung des „Gefangenen von Chillon", der wir zur bequemern Vergleichung das Original voranstellen:

My hair is gray, but not with years,
Nor grew it white
In a single night,
As men's have grown from sudden fears:
My limbs are bow'd, though not with toil,
But rusted with a vile repose,
For they have been a dungeon's spoil,
And mine has been the fate of those,
To whom the goodly earth and air
Are hann'd, and barr'd — forbidden fare;
But this was for my father's faith,
I suffer'd chains and courted death;
That father perish'd at the stake
For tenets he would not forsake;
And for the same his lineal race
In darkness found a dwelling-place;
We were seven — who now are one,
Six in youth, and one in age,
Finish'd as they had begun,
Proud of persecution's rage:
One in fire, and two in field,
Their belief with blood have seal'd;
Dying as their father died,
For the God their foes denied;
Three were in a dungeon cast,
Of whom this wreck is left the last.

Diese Stelle ist also wiedergegeben:

Mein Haar ist grau, von Jahren nicht,
Nicht weiß gemacht
Hat's eine Nacht,
Wie's wol bei jähem Schreck geschicht.
Mein Leib sinkt hin, nicht thatenmatt,
Er rostet ein in niedrer Ruh;
Denn Kerker ihn gefesselt hat,
Und jenes Schicksal fiel mir zu,
Dem milder Himmel, frohe Erd'

Digitized by Google

Wie ein verboten Mahl — versperrt.
Doch meines Vaters Glaub' gebot,
Daß ich in Ketten würd' um Tod.
Am Todespfahl der Vater schied,
Um Lehren, die er nicht verrieth,
Und all sein Haus in gleichem Sinn
Warf man in dunkle Kerker hin.
Letzter ich von Sieben bin;
Sechs in Jugend, Einer Greis
Enden, stolz von Anbeginn
Auf Verfolgung grimm und heiß;
Zwei im Feld, in Feuersglut
Einer siegelten mit Blut
Ihren Glauben, um den Gott
Sterbend, der der Feinde Spott.
Drei stieß man in Kerkerschmach,
Diese Trümmer ließ er nach.

Außer dem „Prisoner of Chillon" sind in gleichem Geiste hier übersetzt: „Prometheus", „Ebräische Weisen", „Die Belagerung von Korinth", „Der Traum", verschiedene vermischte Gedichte und die „Tassoklage".

48. Maiknospen. Von Konstantin Tischendorf. Leipzig, Kollmann. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Wenn Sokrates, dachten wir, indem wir dies Buch zur Hand nahmen, mit der Behauptung, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne, Recht hat, so steht uns hier ein großer Genuß bevor; denn wir haben lange keine äußerlich so geschmackvoll decorirte und mit so typographischer Zierlichkeit gedruckte Sammlung lyrischer Gedichte gesehen. Glücklicherweise hat uns diese Hoffnung, die schon ziemlich oft in ähnlichen Fällen zur Lügnerin geworden ist, nicht ganz getäuscht. Der Verf., wahrscheinlich in Pleiße-Athen lebend, hat „Sechs Sträuschen" gewunden, deren Blumen von einem üppig vegetirenden Frühlingsbeete gepflückt zu sein scheinen; denn sie duften in jugendlicher Frische, der Perlenthau zarter Wehmuth schimmert auf den meisten, und sie sind alle nach der Theorie der neuesten ästhetischen Gärtnerei gezogen. Schade, daß er hin und wieder einige mit der Flut aus einem fremden Teiche bewässert oder mit dem Staube aus einem fremden Treibhause bestreut hat, und dies ist das jetzt so geschätzte Treibhaus des Herrn H. Heine, wie das „Die Träume" (S. 5), „Das offene Grab" (S. 9), „Die Geisterstunde" (S. 16), „Klotilde" (S. 25) und „Das Opfer" (S. 33) klärlich bekunden. Wenn das dritte Sträuschen fast ausschließlich Räthsel und Parabeln bietet, so zieht sich doch auch durch die übrigen Gedichte eine Hinneigung zu räthselhafter Bildergestaltung, und der Verf. liebt es durch das ganze Büchlein, über sein Sinnen, Fühlen und Denken den Schleier der Metapher zu werfen, und in der That nirgend mit tölpischer Hand. So ist ihm das „stille Bächlein" (S. 48) nichts Anderes als das Herz der Geliebten; ein Handelsmann bietet (S. 59) ein Schmuckkästchen mit einer Perle an; und das Schmuckkästchen ist sein Herz, die Perle seine Liebe. In diese Kategorie gehört auch „Das seltsame Land" (S. 40), welches also lautet:

Ich kenn' ein Land, da wohnt im ew'gen Frieden
Uraller Feinde buntgemischte Schar;
Sieht Lamm und Tiger dort die Hand sich bieten,
Wie's einst im schönen Paradiese war;
Dort küßt der Schmerz mit heißem Kuß die Freude;
Dort treibt das Lächeln mit der Thräne Scherz;
Der Tod umarmt ein Liebchen seine Beute:
Kennst du das Land? Es ist des Dichters Herz!

Ebenso läßt sich (S. 131) eine Strophe aus einem Liede: „Der Schuldner" vernehmen:

„Brüder, zahlt all' eure Schulden!"
Mahnt uns der Apostel an,
Eine Schuld nur schuldet ewig,
Aber täglich zahlt daran!
's ist mein Herz mein großes Schuldbuch,
Les' auf allen Seiten drin,
Daß ich bis ans Grab den Brüdern
Treue Liebe schuldig bin!

Im fünften Sträuschen finden sich Huldigungen, dargebracht der fürstlichen Verfasserin von „Lüge und Wahrheit", „Der Landrath", „Die Braut aus der Residenz", „Der Oheim", „Der Verlobungsring", „Die Fürstenbraut", denen wir es mit Vergnügen als ein Verdienst anrechnen wollen, daß ihnen kein dicker, betäubender Weihrauchsdampf entwallt, wie dies wol bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall ist. Wundern müssen wir uns, daß der Verf., obwol Zögling der neuern Schule, sich mehr dem Reinlyrischen als dem Epischlyrischen zuneigt, und bemerken noch schließlich, daß der Tonsetzer in diesen glatten und wohllautenden Liedern mehr als eins finden wird, das sich vortrefflich zu musikalischer Behandlung eignet.

49. Griechische Mythen. Von Karl Georg Neumann. Aachen, Roschütz und Comp. 1838. 8. 10 Gr.

Auf etwas grauem Papier abgedruckt, handelt das Büchlein auf 88 Seiten die griechischen Mythen in drei gereimten Abtheilungen ab: 1) Götter; 2) Göttersöhne; 3) Psyche, in dramatischer Form. Es kann lehrreich sein, schön ist es nicht.

50. Neujahrnachtstraum. Dichtung von Winfried. Nebst einem Anhange kleiner Poesien. Altona, Aue. 1838. Gr. 12. 6 Gr.

So oft wir vom anspruchlosen Spender der vor uns liegenden kleinen pierischen Gabe etwas gelesen haben, ist uns seine unverwüstliche Musenliebe, deren heiliges Feuer er ein ganzes Leben hindurch in den Tiefen der Brust genährt hat, und die ihm auch wol in seinen spätern Tagen ein dulce lenimen laborum sein mag, überaus erfreulich, ja fast rührend gewesen. Er hat gesungen und zum Singen veranlaßt (in seinem „Nordischen Musenalmanach"), nicht um schnödes Gold und Lorbern zu erringen, sondern aus demselben Triebe, wie Nachtigall und Drossel im Lenz und Spätjahr singen müssen. Schon deshalb sehen wir uns genöthigt, dem Kritiker, dem es etwa einfiele, auf das Gemälde des „Neujahrnachtstraumes" oder auf die andern anspruchlosen Bilder eine kaustische Lauge zu spritzen, zuzurufen: Manum de tabula!

51. Gedichte von Friedrich Kurts. Breslau, Schulz und Comp. 1838. Gr. 12. 16 Gr.

Hier tritt ein schlesischer Sänger auf, welcher Natur und Leben anfingt; aber Natur und Leben sind ihm auch dankbar und singen ihn wieder an; seine Lieder und Balladen bekunden lyrisch-episches Talent; um sich davon zu überzeugen, lese man: „Der alte Jäger und sein Hund" (S. 36), „Deutsche Wallfahrt (S. 39), „Die Tirolerin (S. 49), „Das Feuergrab" (S. 64), „Abendgrüßen" (S. 67) und „Wunderlieder und Gedanken (S. 81) u. a. m. Man könnte in der That den Wunsch hegen, die kleine Sammlung lyrischer Lieder aus dem Flutengrabe deutscher Sangesüberfülle zu retten!

52. Epheukränze. Neueste Dichtungen von Wilhelm Smets. Aachen, Roschütz und Comp. 1838. 8. 10 Gr.

Hr. Smets, von welchem schon verschiedene Male in diesen Blättern die Rede gewesen, wird nicht müde, die Lyra zu handhaben und zu spielen, und die Unversiegbarkeit des poetischen Quells deutet bei ihm auf eine gewisse Fülle von Kraft in seiner Seele hin, die das Publicum endlich doch beachten und nach Befinden der Umstände lieb gewinnen wird. In diesen neuesten Dichtungen oder „Epheukränzen", die gleich dem Hauche stiller Trauer um das dunkle Sagenreich grauer Vorzeit säuseln sollen, begegnen wir glücklicherweise nicht jener polemischen Richtung, mit welcher er in frühern Schriften für seine Kirche mit pythischen Geschossen kämpfte; doch in der Legende ergeht er sich hier auch fleißig, und das Epischromantische ist das Feld, welches hier bebaut wird. Seinen Confessions- und

Digitized by Google

Geistesverwandten J. B. Rousseau erreicht er jedoch in keiner Art. Die „Ephrukänge" beginnen mit einem Klagelied auf den Tod Franz I., des letzten deutschen Kaisers, worauf wir die Strophe mittheilen:

Und wie dir, Habsburgs Sohne,
Das Herz der Deutschen schlug.
Dem Letzten, der die Krone
Des heil'gen Carol trug:
So nach dem Sarkophage
Sich jedes Herz nun kehrt,
Und Fürst und Volk mit Klage
Den letzten Kaiser ehrt.

Ebenso gern haben wir (S. 18) „Das Grab im Dome" gelesen, eine Art von Mission am Grabe Ferdinand August's, Grafen Spiegel zum Desenberg, Erzbischofs von Köln, woran sich (S. 46) des Grafen Platen v. Hallermünde Bestattung würdig anschließt. Nicht ohne Werth ist „Karl V. Gefangnahme zu St.-Just" (S. 58), und unter dem Reinsprüchen nennen wir „Das Sonett" (S. 70) als beachtenswerth. Ferner ist ein Oratorium: „Die Könige in Israel", hier mit abgedruckt, welches, ohne großen poetischen Werth, das Glück gehabt hat, von dem nun auch verstorbenen Ferdinand Ries in Musik gesetzt und unter dessen Leitung zum ersten Male auf dem niederrheinischen Musikfeste zu Aachen den 15. Mai 1837 aufgeführt zu werden. Unter der Aufschrift „Elegien und Epigramme" (S. 82) werden uns Erinnerungen aus des Verf. Leben gegeben, welcher den 15. September 1796 zu Revel geboren wurde; eine Notiz, die wir den literarischen Biographen unserer Zeit zum Einregistriren gern mittheilen, indem wir Herrn W. Smets im Pantheon der Deutschen sein Plätzchen von ganzem Herzen gönnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Heinse's sämmtliche Schriften.

Zweiter Artikel. *)

Indem wir uns zur Besprechung der Heinse'schen Schriften im Einzelnen wenden, finden wir uns veranlaßt, den „Ardinghello" zunächst zu übergehen. An ihn knüpft sich am füglichsten eine Gesammtreflexion über Heinse's dichterischen und künstlerischen Charakter an, nachdem einzelne Seiten desselben in dem Spiegel anderer Werke Heinse's dargestellt worden sind. Die wenigen gelesene, weniger besprochene „Hildegard" leitet besser zu dem Verständniß des protestantischen „Ardinghello" über, als der Widerschein des letztern jene in das rechte Licht stellen würde.

Man würde Heinse Unrecht thun, wenn man den Roman blos als Träger, die socialen Verhältnisse mit ihren Bildungen und Verwickelungen blos als Bindemittel der Reflexionen über Musik von ihm hingestellt glaubte, die das überwiegende Thema, der Hauptinhalt des Buches sind. Es ist hier der erste Schritt, den man, um zur Einsicht in Heinse's Anschauungsweise zu kommen, thun muß: sich über die Schranken zu erheben, welche das reine Leben in der Sphäre der Kunst von den Zuständen der Gesellschaft trennen. Ihm war der Gedanke einer Ineinsbildung beider Kreise, einer Uebertragung der Ansprüche, die die Begeisterung für das Schöne an den Menschen macht, in das bürgerliche Leben und eine Genehmigung dieser Ansprüche Seiten der bürgerlichen Gesellschaft — dieser Gedanke war ihm so aus seiner innersten Ueberzeugung herausgewachsen, daß, ohne sich denselben geläufig gemacht zu haben, eine Erkenntniß und rechte Würdigung seiner Schriften nicht wohl stattfindet. Nicht als ob dieser Gedanke so wahr und seine Geltendmachung an sich dem jetzigen Standpunkte der socialen Cultur so sehr zum Bedürfniß wäre, sondern weil es der Durchgangspunkt ist, durch dessen Verständniß die Einwirkung von Heinse's Schriften auf unsere Zeit zu ermitteln und ihre Geltung für das Leben der Zeit zu bewirken sein wird. Jene Worte Laube's über die Bedeutung von Heinse für die Gegenwart werden nicht eher in Erfüllung gehen können, als bis man sich entwöhnt hat, in jener Verbindung der Kunst und des Lebens einen Mißstand der dichterischen Auffassung zu finden. Man darf die Mühe nicht scheuen, die Einsicht in eine rein ideale Anschauungsweise zu erstreben, wenn man in Heinse's Schriften etwas mehr als eine Reihe Sentenzen über Kunst und eine sie locker verbindende Erzählung finden will.

Diese Mühe belohnt sich eher bei der „Hildegard" als bei „Ardinghello". An sich schon ist das musikalische Element einfacher und fügt sich leichter in die Lebensverhältnisse ein als das der Malerei und Plastik. Je leichter es daher dem Dichter war, die Begeisterung für Musik mit den Zuständen eines gesellschaftlichen Kreises in Verbindung zu bringen und sie zu dem leitenden Motive der Handlungen der Hauptpersonen zu erheben, desto zugänglicher ist die Einsicht, die Erkenntniß des Gedankens, der dieser Verbindung und somit dem Buche selbst zu Grunde liegt. Allerdings wäre es eine nicht viel schwierigere Aufgabe gewesen, die leichtgleitende Conposition durch kunstvolle Verknüpfung, durch eine reichere Stoffsage und eine größere Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zu verdecken, und man würde diese Bemühung, so wenig sie auch das gewünschte Auffassen des Grundgedankens erleichtert hätte, doch in eben dem Grade für verdienstlich anerkennen müssen, in welchem das Produkt von Heinse's schöpferischem Geiste dadurch zu einem Kunstwerke ausgebildet worden wäre. Allein nichts lag Heinse's Sinn und Absichten so fern als die Sorge der Vollendung des Romans als solchen; nicht blos die Kunst der Composition, und das Talent, durch Steigerung und Gegensatz zu wirken, die Fertigkeit in geschickten Gruppirungen und Aufeinanderfolgen ging ihm ab, sondern sogar der richtige Takt für Verbindung von Wort und That, das Maß für die Dauer der einzelnen Perioden, in welchen die Formation der Idee im Romane ihren Verlauf hat.

„Hildegard" hat aber noch das Andere vor „Ardinghello" voraus, daß in ihr einzig die Musik, deren Verständniß und Übung der Mittelpunkt des Gespräches und der Handlung ist, während im „Ardinghello" verschiedene Seiten der Kunst besprochen und eingeine, nicht blos als Episoden zu betrachtende Streifzüge in die Gebiete der Philosophie des Staates gemacht werden. Die Einheit des Gegenstandes führt eher und tiefer in den Gedanken des Buchs, sie gibt das Maß zur Beurtheilung des dichterischen Charakters Heinse's leichter zu die Hand. Allerdings — und darin scheint und der Grund zu liegen, warum „Hildegard" nur secundairer Beachtung zu erlangen pflegt — wird hier nicht blos Interesse für eine Kunst vorausgesetzt, in welche einzudringen unter übrigens gleicher Vorbildung den Meisten weniger geliugt als bei den bildenden und zeichnenden Künsten, sondern es wird dieses Interesse auch in einem solchen Grade verlangt, daß es die abstracten Sätze der Theorie zu vernehmen nicht verschmäht. Die Möglichkeit, sich den Eindruck eines Gemäldes oder Bildwerkes in der kürzesten Zeit öfter zu wiederholen, die Möglichkeit, von der Betrachtung eines Theils desselben zu der des andern nach Willkür überzugehen und zurückzukehren, endlich die Möglichkeit, die einzelnen Partien in ihren verschiedenen Gegenwirkungen, nicht im Verlaufe, sondern auf einmal aufzufassen, sind ebenso viele Quellen einer allgemeinern Verständlichkeit der Werke jener Künste, und es ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß, einen gleichen Grad vorgebildeter Empfänglichkeit vorausgesetzt, ein ganz ungleicher Kräfte- und Zeitaufwand dazu gehört, das Verständniß eines kunstvollen Conflikts und das eines ebenso großen Werkes der Malerkunst zu erlangen. Schwieriger aber wird das Verhältniß noch, wenn nicht das Kunstproduct selbst und unmittelbar, sondern nur seine Beschreibung und Erklärung und vorgestellt wird. Wenn Heinse ein Gemälde beschreibt,

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 345 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

spricht er zu unserer Einbildungskraft und wird zum Dichter; wenn er ein Tonstück beschreibt, redet er zunächst zum Verstande und wird schulgerecht. Das ist kein Vorwurf, sondern in dem Sachverhältniß, in der Stellung der Kunst zum Geiste begründet. Und gleichwol wird „Hildegard" den Leser, der jenes Interesse besitzt, in höherm Grade befriedigen, als „Ardinghello" den, welcher gleich große Neigung und Vorkenntnisse im Betreff der darin behandelten Seiten der Kunst hat. „Ardinghello" ist ein Buch für die gebildete Mehrzahl, für Die, welche an dem Romane in einem Kunstromane ungefähr ebenso viel Geschmack finden als an der Kunst; nebenbei auch für Die, welche ihr Gefühl für Kunst gern durch Gedankenblitze elektrisiren oder ihre schwachen Erzeugnisse durch Treibhauswärme heranziehen wollen. Wahren geistigen Gewinn ziehen nur Wenige daraus, den wenigsten Die, welche am meisten es verstanden zu haben glauben; wer aber mehr als einige Bogen der „Hildegard" gelesen hat und die Mühe nicht scheut, fortzufahren und das Verständniß zu erringen, auf dessen geistige Richtung wird das Buch einen unverkennbar bedeutsamen Eindruck gemacht haben.

Man glaube nicht, daß wir die schwachen Seiten dieses Werkes verkennen: hätte es schon für seine Zeit mehr sein können, als es ist, hätte Heinse den ihn zeitgemäßen Standpunkt der Musik mehr hervorstellen können, als er gethan hat, so muß es für die Gegenwart noch viel mehr an Werth verloren haben. Aber das ist seine bleibende Bedeutung, daß es die verständige Begeisterung für Musik mit einsichtsvoller Kraft leitet und fortbildet, und daß es die Einbildung der Tonkunst in das Leben geschickt und kühn wie nirgend sonst darzustellen versucht. Eine zweite Bedeutung hat es noch für unsere Zeit insbesondere. Es steht in wohlthätigem Gegensatze gegen die überwogenden Bestrebungen, in der Musik einen Inhalt zu suchen, der, wenn er gefunden, sie blos zur Form seines Ausdrucks herabsetzt, die Tonwelt zu spalten und in ihr noch ein anderes Verhältniß als das zum Ideal finden zu wollen. Es ist dankenswerth anzuerkennen, daß es der neuern musikalischen Kritik gelungen ist, die pedantischen Formen der bisherigen Kunstbesprechungen zu überwinden, und mit diesem Siege und Fortschritte hat auch eine Seite der Heinse'schen Anschauungs- und Darstellungsweise einen harten Stoß erlitten; aber immer noch steht sie rein und kräftig da gegen die Verirrungen einer Ultraromantik, wie sie in den neuesten Charakteristiken Beethoven'scher Symphonien herrscht. Das ist aber nicht blos Gegensatz der Kritik, sondern Gegensatz der Zeit, was Heinse für uns gelten läßt: er enthält die Keime für den jetzigen wie den nächstdem zu erwartenden Standpunkt der Musik, insofern von einer Wechselwirkung der Kritik und Production die Rede sein kann. Allein hier ist der Übergang, wo die Entwickelung der Geschichte der Kunst das Wirken Einzelner ins Auge zu fassen hat: die Grenzen unserer Besprechung würden damit überschritten werden. 36.

Neue französische Literatur.

1. Moeurs contemporaines. Les roués de Paris. Victor de Chélon; par *Arnould Frémy*. Zwei Bände.

„In einer großen Stadt wie Paris", beginnt hierüber eine französische Kritik, „gibt es eine gewisse Classe von reichen und müßiggängerischen jungen Leuten, welche mit ihren Lastern und ihrer innern Immoralität Parade machen und jeden Tag ein neues Mittel aufbieten, die Aufmerksamkeit zu erregen und die Zeit todtzuschlagen. Diese Gesellschaft ist es, in welche Frémy seine Leser bringt, und man kann im Voraus als gewiß annehmen, daß man sich in keiner guten Gesellschaft befindet. Der Chef dieser Roués ist zugleich ein unerschrockener Eisenfresser, der ohne Aufhören Gelegenheit zum Zweikampf sucht und fast immer seinen Mann tödtet. Bei einer Gelegenheit dieser Art tödtet er einen jungen Offizier, den Bruder eines Frauenzimmers, dessen Liebhaber er später wird. Jetzt beginnt für ihn die Zeit einer langen und schrecklichen Strafe. Eine Blutscheide trennt ihn von Derjenigen, die er so heftig liebt. Der Vater, ein alter Militair, hat dem Mörder einen unversöhnlichen Haß geschworen. Mehrmals hat der alte Marschall den Victor von Chélan herausgefodert, aber der junge Mensch, genagt von Gewissensbissen, hat die Herausforderung nicht angenommen. Er zieht vor, sein Vergehen auf eine andere Weise zu büßen. Durch Bankrott um sein Vermögen gebracht, sucht er sich dem Gegenstande seiner Liebe zu nähern, indem er auf seinen Rang und Namen verzichtet und als Bedienter in dem Hause des Marschalls, den er in seiner Verkleidung täuscht, Zutritt zu gewinnen weiß. Aber er begegnet in dem Hause des Marschalls einer Frau, die früher ein Opfer seiner Verführungskünste geworden ist; er sieht sich erkannt, will nach Indien gehen, stirbt aber auf der Reise. Der Marschall überlebt ihn kurze Zeit, und die Tochter folgt dem Alten bald ins Grab. So endet dieser Roman, der mit den närrischen Orgien einer Gesellschaft von Fashionabeln begann, mit dem ernsten Schweigen des Gottesackers. Die Lehre ist stark, aber nicht wider die Unwahrscheinlichkeit; auf dem einfachsten Wege wirkt die Moral am stärksten."

2. Unter dem Titel: „Tonadillas, ou historiettes en action" gab Scribe allerlei kleine Fragmente, Skizzen und Entwürfe heraus, welche besser nie ans Tageslicht hätten hervorgezogen werden sollen. „Wenn man sich", heißt es in einem französischen Journale, „schon über die nicht zu dämmende dramatische Feuchtbarkeit Scribe's beklagt, was soll man zu diesen Semmelkrümchen sagen, welche er den Lesern unter einem spanischen Titel vorsetzt, als wäre jeder Zug seiner Feder kostbar genug, der Nachwelt überliefert zu werden!"

3. L'homme de lettres; par *Frédéric Soulié*. Drei Bände.

Eine ähnliche Speculation! Eine Sammlung von Fragmenten, Erzählungen und Episoden, welche unzweifelhaft bereits in den Tagesblättern, deren unermüdlicher Lieferant Soulié ist, publicirt worden sind. „Man muß gestehen, heißt es in der „Revue critique" von Cherbuliez, „daß unsere Epoche eine Epoche der größten literarischen Unfruchtbarkeit ist. Unsere Autoren, die am meisten en vogue sind, sehen sich gezwungen, sich den Kopf über einen pikanten Titel zu zerbrechen, der ihre Werkchen für Das passiren läßt, was sie nicht sind." Wer denkt nicht hier an die Titel deutscher Bücher, an die „Weltfahrten", die „Götter, Helden und Don Quixote," die „Lavasteine", die „Schaumperlen der Gegenwart" u. s. w. Dieses Unwesen ist zuerst durch die Verleger selbst herbeigeführt worden, denen ein anziehender, schäumender und pikanter Titel häufig lieber ist als ein inhaltreiches Buch. Es ist dies die moderne Schaustellung, ein schön colorirtes Waarenschild, und die schlechte Waare dahinter! 108.

Notiz.

Mirabeau und Gresset.

Mirabeau sagt irgendwo: „Le mieux apparent qu'on cherche détruit souvent le bien réel dont on jouit." Das ist auch so etwas für manche Revolutionnairs und wird aus dem Munde eines Mirabeau doppelt bedeutend. Gresset aber in seinem unübertrefflichen „Méchant" trägt den nämlichen Gedanken in Anwendung auf einen andern Gegenstand vor: „L'esprit qu'on veut avoir gâte l'esprit qu'on a!" sagt er, und man wird versucht, an die Richtigkeit einer Maxime überhaupt zu glauben, welche man in einem so verschiedenartigen Bezuge, aus so verschiedenem Munde vernimmt. 46.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 364. — 30. December 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

53. Gedichte von K. J. Schuler. Manheim, Löffler. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Sänger dieser zarten, tiefempfundenen Lieder gibt Ref. durch eines derselben: „Dichters Antwort" (S. 232), die beste Gelegenheit, ein paar Worte über ihre Eigenthümlichkeit zu sagen, indem er jenes Lied nur zu commentiren und zu glossiren braucht. Es lautet:

„Gestern hast du erst geschrieben,
Schickst es heut die Welt hinein —
Deiner Lieder stilles Lieben,
Deinen Sang von Frau und Wein;
Ohne daß du lang erwogen,
Dich in jedes Wort vertiefst,
Jahre drauf den ganzen Bogen
Wieder, nach Horaz, geprüft."
Meiner Lieder sind nicht viele,
Doch geschrieben aus dem Licht
Mit des Engels hellem Kiele,
All' in Gottes Angesicht.
Da kann mein Verstand nicht leuchten,
Wo ein Engel mich geführt;
Will auch keine Thrän' euch feuchten
Wird auch Ein Herz nur gerührt.

„Meiner Lieder sind nicht viele"; das kann, streng genommen, unser Dichter nicht sagen; denn die vor uns liegende Sammlung derselben füllt 282 Seiten und ist in sechs Bücher abgetheilt. Das erste Buch verbreitet sich über die Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Unter „Frühling" weisen wir den Leser auf „Verzicht" (S. 11) als auf einen lebenswarmen, des Dichters Persönlichkeit gar anmuthig charakterisirenden Erguß, der in jedem anthologischen Gedenkbuche eines Dilettanten mit Ehren eine Stelle einnehmen kann. „Sommer" mit eilf Liedern, die einen Commentar über Justinus Kerner's Ausspruch bilden:

Ich hab' mich stets gehalten
An die Natur so warm.
Die Menschen ließ ich schalten;
Gott! — die sind kalt und arm.

„Herbst" gibt acht Lieder, „Winter" dreizehn, worunter hervorleuchtend „Der Weihnachtsbaum" (S. 61). Zweites Buch: „Liebe", mit dreiundzwanzig Liedern; innig und hold. Drittes Buch: „Trennung", mit zwölf Liedern, wobei die beiden Perlen: „Der Fernen Wohnung" (S. 113) und „Zeitvertreib" (S. 126). Viertes Buch: „Tod", worunter einige gelungene Nänien auf den frühen Tod einer geliebten Schwester, schon deshalb ansprechend, weil der Troß gewöhnlich den Tod der Geliebten beklagt; nicht minder Werth haben einige andere Lieder an Geschiedene, die mit dem Verf. durch die Bande des Bluts vereint waren. Fünftes Buch: „Erzählungen"; wie uns dünkt, minder ansprechend. Sechstes und letztes Buch: „Vermischte Gedichte", siebenundvierzig an an der Zahl. Hier machen wir auf höchst Gelungenes aufmerksam: „An die Armen" (S. 200), „An unser Jahrhundert" (S. 203), „An Menzel" (S. 215), „Natur und Bibel" (S. 241) mit seinen fliegenden Rhythmen und Silberblicken, und „An Uhland" (S. 248), obwol letzteres die Weihrauchwolke überschwänglicher Verehrung aufsteigen läßt.

„Doch geschrieben aus dem Licht mit des Engels hellem Kiele all' in Gottes Angesicht"; des „Engels Kiel" deutet wol die freundliche, liebevolle Gesinnung an, die sich überall an des Lesers Herz schmiegt, und „in Gottes Angesicht" mag sich auf den frommen Sinn beziehen, der hier und dort leis und sanft auftaucht. „Da kann mein Verstand nicht leuchten, wo ein Engel mich geführt": Allerdings sind Verstand, Scharfsinn und Witz nicht das Vorherrschende in diesen Liedern, sondern die Empfindung: pectus est, quod disertum facit. „Will auch keine Thrän' euch feuchten"; damit hat es nichts zu sagen; die Lieder kommen von Herzen und gehen zu Herzen und werden somit die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen. Ref. könnte mit diesem Enkomium füglich schließen; indessen kann er sich nicht enthalten, noch ein paar Worte über das S. 266 befindliche Gedicht: „Der Mücke Tod", zu sagen, welches an den Recensenten des von unserm Verf. 1836 erschienenen Buchs: „Der Herbst", gerichtet ist. (Vergl. Nr. 242 d. Bl. f. 1837.) Hier ist es:

Die Natur ist uns so nah',
Wenn wir nur aus den Mauern gehen;
O, wie glänzt und grünt es da,
Wo wir ihre Spuren sehen!

Mancher aber bleibt daheim,
Schauet kaum die bunten Dächer,
Brütet Regeln aus geheim,
Legt sie in gelehrte Fächer.

Was er wol vom Himmel hält,
Der durch farb'ge Wolken blauet?
Doch in diese höh're Welt
Hat er auch noch nie geschauet.

Flieget durch sein Fenster drum
Eine klare, gold'ne Mücke,
Flattert um sein Aug herum,
Daß ihr Glänzen ihn entzücke.

Gold'ne Sonn' und klare Luft
Haben sie so fein gewoben;
Muß er doch den zarten Duft
Der durchsucht'gen Flüglein toben.

Jetzt läßt sie auf seine Hand
Nieder sich, die stockt im Schreiben,
Will, bis sie sein Auge fand,
Auf der Hand ihm sitzen bleiben.

Digitized by Google

Doch sie hat ihn irr gemacht.
Sieht du gornig ihn sich färben?
Hand auf Handl O gute Nacht,
Mücke, mußt verschlogen sterben!

Wer sieht hier nicht, daß von diesem pythischen Geschoß mehr als ein Pfeil fliegt, der sein Ziel, jenen Herbstrecensenten nämlich (und das ist Kes. und Schreiber dieses), nicht verfehlt! Indessen ist Letzterer weit entfernt, deshalb dem Dichter zu zürnen, der überdies eine gewisse Bescheidenheit bekundet, wenn er seine Leistungen mit dem Fluge der Mücke vergleicht; wir wiederholen es: in vorliegenden Gedichten ist mehr als eine Mücke mit glänzenden Flügeln; hier entsallet eine zarte Psyche die glänzenden Schwingen, die von Blumenbüften und Himbeerlhau lebt: wünschen können wir nur, daß diese Gedichte das gewöhnliche Leben einer Psyche weit überdauern. Das Äußere ist gefällig und anständig, das Ganze dem Dichter Zustimmt Kerner bedeitet.

54. Die Schlacht bei Wimpfen. Ein vaterländisches Heldenlied von Karl Fernand. Karlsruhe, Artistisches Institut. 1838. Gr. 12. 15 Gr.

Der Markgraf Georg Friedrich zu Baden, dessen lithographirtes Portrait des Buches Titel zieren soll, lieferte gegen Tilly den 6. Mai 1622 bei Wimpfen eine Schlacht, deren unglücklicher Ausgang weder durch seine eigne Tapferkeit, noch durch die spartanische Aufopferung von vierhundert Pforzheimern unter dem Banner eines Hauptmanns Oelmling verhindert werden konnte. Dieses historische Factum besingt vorliegendes Heldengedicht, von welchem der fleißige Verf. die beschiedene Hoffnung hegt, man werde es seines vaterländischen Stoffs wegen wohl aufnehmen. Wir zweifeln auch keinen Augenblick, daß es bie patriotische Gesinnung seiner Landsleute antregen und kräftigen, und daß man demselben all die Theilnahme schenken werde, die dem ausdauernden Forscherfleiße und jedem redlichen Streben überhaupt zu Theil wird. Der Verf. hat sich bemüht, in der Sprache des 17. Jahrhunderts zu singen, und das ist ihm auch trefflich gelungen; auch ist es ein glücklicher Gedanke zu nennen, daß er hinsichtlich der Form das Versmaß des Nibelungenliedes gewählt hat, worin er sich leicht und anmuthig bewegt. Das Ganze hat er in zwölf Bovträge getheilt; wahrscheinlich vermied er gestissentlich das moderne Wort: Gesänge, was wir ebenfalls billigen müssen. Bei alledem können wir nicht bergen, daß die bloße Beschreibung einer Schlacht, wenn sie nicht ein Relief erhält durch anziehende Sittenschilderungen, Zeitcharaktere, historische Notabilitäten und freundliche Episoden, den Leser auf die Folge und im Fortschreitt der Lectüre ermüdet; uns ist es so gegangen; doch deshalb muß es ja nicht Allen so gehen! Das beigegebene Situationskärtchen der Schlacht bei Wimpfen, ebenfalls auf Stein gezeichnet, nähme sich in einem strategischen Werke auch besser aus als hier.

(Der Beschluß folgt.)

Münchener Jahrbücher für bildende Kunst. Herausgegeben von Rudolf Marggraff. Mit artistischen Beilagen, Abbildungen von Originalkunstwerken im Umriß, auch Erläuterungstafeln, gefertigt unter Aufsicht der königlichen Akademie der Künste in München. Erstes Heft, mit vier Abbildungen und einer Erläuterungstafel. Leipzig, Engelmann — R. Weigel. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wahrlich, ein münchener Kunstblatt ist eine glückliche, reiche und fruchtbare Idee, der das Gedeihen nicht fehlen kann! Wie schon jedes den Interessen der Kunst gewidte Blatt, das die Kunst mit dem Publicum vermitteln will, dankbar zu empfangen ist, so muß das in einem weit höheren Grade bei einem Blatte der Fall sein, das als nächsten und eigentlichsten Boden sich grade München wählt, die Heimat der großartigsten Kunstbestrebungen. Und grade für München war ein solches Blatt um so mehr Noth, als über Das, was dort geleistet wurde, doch nur höchst Unvollständiges ins Ausland erscholl und man, ohne selbst in München gewesen zu sein, um so weniger einen Begriff davon haben konnte, als grade das Allerbeste von dort sich nicht auf den Kunstmärkten der Ausstellungen geltend machen konnte. Ging man aber nach München selbst, so erschreckte der Mangel an Zusammenhang, an welchem das münchener Kunstleben — wenn auch vielleicht zum Vortheil, doch auch nicht ohne Nachtheile für das Ganze — leidet, so außerordentlich, eine überstrße über sämmtliche Kunstbestrebungen und Leistungen, ihr Verhältniß zueinander, ihre Ähnlichkeit und ihre Verschiedenheit zu gewinnen. Für das Alles nun kann ein münchener Kunstblatt Abhülfe gewähren, das an dem reichen Quelle des dortigen Kunstlebens und Kunsttreibens einen immer neuen, stets lebendigen Stoff hätte. Zwar stehen sich die vorliegenden „Münchener Jahrbücher" den Zweck etwas allgemeiner, indem sie nur secundo loco des münchener Kunstlebens, zuerst aber des gesammten deutschen Kunstlebens der Gegenwart als ihres hauptsächlichsten Gegenstandes im Prospectus gedenken; bei dem Streben jedoch, das sich im ganzen deutschen nichtpolitischen Journalismus kund gibt, sich auf ein Kleineres bestimmteres Terrain abzugrenzen, dürfen wir hoffen, daß auch in diesen „Münchener Jahrbüchern" sich Ähnliches ereigne, wie es mehr, da die Masse Stoff, die sich grade aus München für ein Kunstblatt herdrängt, schon dahin wirken muß. Jedenfalls aber — und wenn auch das münchener Kunstleben nicht der alleinige und Hauptzweck ist — wird ein Institut wie dies „Jahrbücher" dazu beitragen, das süddeutsche Kunstleben (in München) mit dem norddeutschen (in Düsseldorf und Berlin) in Verbindung zu bringen; eine Verbindung, die bisher viel gemangelt und die für sämmtliche Theile sehr wohlthätig wirken wird.

Gehen wir nun dem vorliegenden ersten Hefte dieser „Münchener Jahrbücher" etwas näher, so haben wir sogleich zu erkennen, daß die Redaction in den Händen R. Marggraff's in den tüchtigsten sich befinde; was jedoch den Inhalt betrifft, so haben wir einen Tadel auszusprechen.

Das ist nämlich dieser, daß dieses erste Heft zu wenig über München enthalte, überhaupt zu wenig aus dem praktischen Kunstleben, daß es faß nur den theoretischen, ästhetischen, wissenschaftlichen Theil der Kunst ins Auge faßt. So werthvoll auch die meisten Aufsätze dieses ersten Heftes sind, so würden diese „Münchener Jahrbücher" doch ohne Zweifel ihren Zweck eher und besser erreichen, wenn die theoretischen Aufsätze dieses ersten Heftes in verschiedene andere Hefte vertheilt und dafür mehr aus dem wirklichen, praktischen Kunstleben der Gegenwart gegeben wäre. Gewiß da, wo die Aufsätze dieses ersten Heftes Kunstwerke beschreiben, theoretisiren sie zu viel. Es ist dies in mancher Hinsicht nicht zu tadeln, wir meinen aber, daß diese „Jahrbücher" sich den Kreis ihrer Wirksamkeit bedeutend verengern werden, wenn sie diese Richtung zu streng verfolgen. Denn will man für Kunst wirken, so muß man auch in der Kunst thätig eingreifend sein, nicht eben durchs Machen selbst, aber wol durch das Einwirken auf Die, welche da machen. Die meisten und auch die tüchtigsten Künstler schaffen nun aber nur innen Gesetz nach einem Gesetz, welches in ihnen liegt, nicht noch wissenschaftlicher Erkenntniß; ja, sie weisen diese Erkenntniß meist schreff von sich ab, wohl wissend, daß sie tödter und ihren Schöpfungen das Unmittelbare, Ursprüngliche nimmt, wodurch ein Kunstwerk vor Allem wirkt. In dieser Hinsicht würden also die „Jahrbücher" durch eine ausschließliche Verfolgung dieser im ersten Hefte eingeschlagenen Richtung — wenn man uns nämlich zugestebt, daß, um auf und für die Kunst zu wirken, vorzüglich auf die Künstler gewirkt werden muß — ihren Zweck an und für sich verfehlen; sie würden es aber noch mehr in der Weise, wie sie die eingeschlagene wissenschaftliche Richtung verfolgen.

Digitized by Google

Eine wissenschaftliche, philosophische Erörterung für Jemanden, er sei Künstler oder Laie, der nicht streng wissenschaftlich gebildet ist, muß mit der höchsten Einfachheit die höchste logisch richtige Entwickelung und die höchste Klarheit verbinden; und diese Punkte vermissen wir zum Theil in einigen Abhandlungen dieses ersten Heftes.

Der erste Aufsatz des Herausgebers: „Über den gegenwärtigen Zustand der Kunstkritik", enthält viel Vortreffliches, namentlich über das eigentliche Thema, den gegenwärtigen Zustand der Kritik; weniger befriedigend ist der Rückblick auf die Geschichte der Kunstkritik in Deutschland, ein außerdentlich schönes und reichhaltiges Thema. In diesem Rückblicke sind die frühern und einzelnen Richtungen nicht gehörig gesondert, nicht scharf genug charakterisirt. Namentlich ist die ältere Richtung der deutschen Kunstkritik, die man die materialistische nennen könnte (sie ging hervor aus den Niederländern und Franzosen, de Piles, Laireſſe u. s. w., denen sich Orestrio, Hagedorn u. A. eng anschlossen), allzu oberflächlich dargestellt. Ebenso ist die Goethe'sche Richtung und Goethe's und seiner Freunde Einfluß auf Kunst und Kritik (antikisirende Richtung), die freilich oft überschätzt worden, hier nicht gehörig gewürdigt. Besser schon ist die idealistische Richtung der Schlegel, Tieck und Wackenroder erfaßt; am besten die neueste philosophische Richtung, die wol zuerst von Berlin ausging. Da wir diese Richtungen hier so scharf gesondert nebeneinander stellen, mag es uns auch vergönnt sein, zu beklagen, daß grade diese philosophische Richtung der Gegenwart die wenigsten Resultate verspricht, da sie wol weder für die Künstler noch für das Publicum, welche beide zu vermitteln das Amt der Kritik ist, Früchte bringen wird, grade weil diese Richtung auf das vorhin erwähnte unfruchtbare Theoretisiren führt. Dies ist ein Thema, über das sich viel sagen ließe. Um auf den Aufsatz Marggraff's zurückzukommen, so werde noch erwähnt, daß er über den gegenwärtigen Stand der Kritik sehr Wahres und Vortreffliches sagt. Wohl zu beherzigen ist der Schluß: „Man möge nicht müde werden auf die vereinzelt hervortretenden Anzeichen eines feinern Kunstsinnes hinzuweisen und der Wahrheit zu Liebe veraltete Vorurtheile und eingerissene Irrthümer einem strengen Gericht zu unterwerfen. Wenn aber Diejenigen, die dazu berufen sind, ein einsichtsvolles und nachdrückliches Wort zu reden, ihre Einsicht und Gelehrsamkeit lieber verborgen halten oder auf Gegenstände früherer Kunstbestrebungen zurückwenden, so ist dies ein Unrecht, welches sie an der Gegenwart des deutschen Kunstlebens und seiner zukünftigen Entwickelung zugleich begehen."

Am wenigsten sind wir mit dem zweiten Aufsatze des Herausgebers: „Andeutungen zur Lösung streitiger Fragen", einverstanden. Denn in den drei Abtheilungen desselben: 1) Über Wesen, Zweck und Bestimmung der Kunst wie über die Gesetze künstlerischer Darstellung. 2) Classisch und romantisch. 3) Wer ist dazu befugt, über Kunst zu urtheilen? sind die streitigen Fragen ihrer Lösung um nichts näher gebracht, und grade auf einen Theil dieser Abhandlungen geht der Vorwurf, den wir oben erwähnten, des Mangels nämlich an Klarheit, Einfachheit und logisch richtiger Entwicklung.

Dem dritten, erst angefangenen Aufsatze: „Untersuchungen im Gebiete der Architektur", von Eduard Metzger, legt die Note der Redaction wol allzu großen Werth bei. Der Verf. eifert gar zu sehr gegen die Lehre von den Säulenordnungen; er ficht aber gegen Windmühlen, denn schon seit geraumer Zeit weiß jeder tüchtiger Architekt, was von diesen Sachen zu halten; man sehe nur die neuern Lehrbücher. Die Säulenbücher braucht jetzt fast nur noch der Handwerker und der sogenannte Architekt, der nur ein Handwerker ist; und für Beide sind sie wenigstens ein Hinderniß, ganz Schlechtes zu machen, es bleibt wenigstens in einer Regel. Was der Verf. über die Charakteristik der Profile vorbringt, ist sehr gut.

Im vierten Artikel: „Julius Schnorr von Karolsfeld und seine neuesten Compositionen" (vom Herausgeber), sind die Nachrichten über den Bildungsgang und die neuesten Werke Schnorr's von sehr großem Interesse. Desgleichen ist Nr. 5: „Ein Blick auf Peter v. Cornelius und die Frescomalereien in den Loggien der Pinakothek zu München" und Nr. 6: „Über das Schwanthaler'sche Standbild des Kurfürsten Max I." (beide vom Herausgeber), lesenswerth und interessant. Nicht minder ist es Nr. 7: „Correspondenz aus München", die nur namentlich in Betracht des Titels: „Münchener Jahrbücher", sehr mangel- und lückenhaft erscheint; grade für diese Rubrik hätten wir größere Ausführlichkeit gewünscht. Hoffentlich werden die folgenden Hefte diesen unsern Wunsch erfüllen.

Schließlich müssen wir noch der zu einem Kunstblatte so unumgänglich nothwendigen Abbildungen erwähnen und dankbar anerkennen, daß damit nicht gegeizt worden. Es befinden sich derselben bei diesem ersten Hefte fünf, wovon die eine zu dem Metzger'schen Aufsatze gehört. Von den andern gibt die eine einen Umriß nach Schnorr's großem Bildnisse: Kaiser Rudolf als Richter; eine andere einen Umriß der Schwanthaler'schen Statue Maximilian I., und zwei sind auf Steine übertragene Durchzeichnungen von Cornelius'schen Handzeichnungen, die eine Michel Angelo, die andere Rafael's Tod darstellend. Besonders reichhaltig und interessant werden, einer Notiz zufolge, die artistischen Beilagen zum zweiten Hefte werden, unter denen sich Umrisse von Cornelius' großer Composition: die Weltschöpfung; eine der schönsten Gruppen aus Kaulbach's Zerstörung Jerusalems und aus der Genelli'schen Zeichnung der Zerstörung Soboms befinden werden, worauf wir im Voraus aufmerksam machen wollen.

Wir schließen diese flüchtige und den Werth der in diesem ersten Hefte dargebotenen Gaben keineswegs erschöpfende Anzeige mit den besten Wünschen für das fernere Gedeihen dieses Unternehmens, dessen segensreicher Einfluß auf die Kunst nicht ausbleiben kann. 12.

Unterhaltungsliteratur.

1. Ehestandsgeschichten von Frau Charles Reybaud. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Nach dem Aufsehen, welches der erste Roman der Verf.: „La mère et la fille", vor nicht gar langer Zeit in Paris machte, waren wir berechtigt, mehr von diesem Erzeugniß zu erwarten. Es fehlt ihm durchaus an Plan und Einheit, die Charaktere stehen alle auf einer Linie und treten nicht vor, das Leben zeigt sich in wehthuender, gemüthloser Dürre, und wenn nicht im zweiten Bande die Liebe Leonce's und Sidoniens die Erzählung belebte, würde sie sehr langweilig sein, denn vorher ist es unmöglich, sich für irgend eine der Personen zu interessiren; sie sind alle Mittelmäßigkeiten, welche kein künstlerischer Proceß zu Typen erhebt. Zwar schließt das Buch mit einer zu hoffenden guten Ehe und zeigt moralische Kraft, indem die unerträgliche Klotilde durch ihre Heftigkeit und selbstsüchtige Eifersucht grade die Vermittlerin wird, welche diese Verbindung möglich macht. Übrigens ist es aber eigentlich als eine Predigt gegen die Ehe zu betrachten, und selbst diejenige, welche sich durch dasselbe als rother Faden, oder gleichsam als Musterche hinzieht, ist durchaus nichts als ein kokettes System, den Reiz der Leidenschaft zu verlängern, der denn doch einmal ein Ende hat, sobaß man den Punkt voraussieht, wo auch diese ein höchst überflüssiges werden muß. Wenn ein solches Verhältniß aber durch keine heiligere Weihe geadelt wird, so sehen wir im Wesentlichen keinen Unterschied zwischen ihm und einem verbotenen gleicher Qualität, als daß, wie Emil Souvestre sagt, das eine zu gegenseitigem Vortheil vor dem Herrn Maire geschlossen ward, das andere nicht. Freilich degradirt die Art, wie man fast alle ehelichen Verbindungen in Frankreich knüpft, dieselben auch völlig zum bloßen contrat civil, indem sie ihnen alles Göttliche raubt, und selbst die moralisch sein sollenden Romane

Digitized by Google

noch nicht emancipirter französischer Damen, worunter wir die Verf. und die Gay rechnen, finden nichts natürlicher, als daß verheirathete Frauen nicht ihre, sondern anderer Frauen Männer lieben, ja, daß ihr Leben nichts Anderes sei als eine Jagd nach solchen Empfindungen, sowie sie es auch ganz in der Ordnung finden, daß die bedeutendsten Mädchen ohne den geringsten Zwang von Verwandten oder Vormündern heirathen, wie man ißt und trinkt, was ihnen vorkommt und was sie haben können, und sich nachher erschrecklich wundern und beklagen, wenn sie unglücklich sind, und alle die sentimentalen Forderungen, welche sie aufgeben oder an die Ehe machen sollten, hinterher anbringen. Für eine unter solchen Auspicien geschlossene Verbindung kann sich freilich kein Mensch interessiren, und die Liebe, die als Freibeuterin und vogelfreies Princip hier im ewigen Kampfe wider das Gesetz liegt, wird auf diese Weise zum höhern Naturgesetz, welches das entartete bürgerliche Gesetz oder historische Recht mit Recht bekämpft, weil es so von seinem Quell abgefallen ist, daß es, aller Wesenheit entbehrend, nur noch ein Parasitenleben führt. Denn es verhält sich mit dem bürgerlichen Gesetze im umgekehrten Sinne wie mit den Colonien, die erst blühen und selbständig werden, wenn sie vom Mutterlande abfallen; es geht unter, sobald ihm der Geist, der es schuf, völlig ausging.

Noch müssen wir bemerken, daß der Charakter Klotildens, der Träger des ganzen Romans, so unangenehm ist, daß wir ihr, der einzig Handelnden, nur ungern folgen, und daß die anfängliche Katastrophe, welche Leonce an sie schmiedet, so unvorbereitet ist, daß man sie weder von seiner noch von ihrer Seite begreift. Wer uns so etwas gibt, muß aber auch den Muth haben, es zu zeichnen, wie Mérimée in seiner „Double méprise", oder er muß es wenigstens durch vorhergehende scharfe Darstellung der handelnden Personen begreiflich machen; Beides hat die weibliche Feder unterlassen, und wir werden hier an den geistreichen Ausspruch aus Tieck's Munde erinnert, daß schreibende Frauen ihren Gegenstand gemeiniglich ignorirten.

Übrigens zeigt sich die Verf. in mancher feinen Bemerkung, mancher wohlgelungenen Einzelnheit als scharfsinnige Dame, das reicht aber freilich noch nicht zum Schaffen eines guten Werkes aus. Vorzüglich fehlt dem vorliegenden Gemüth, Poesie, das Ausströmen einer reichen Seele, welches uns immer magnetisch berührt, selbst wo es sich im Stoff vergriff; es fehlt ihm die Frische und Mannichfaltigkeit der Lebensansicht und Lebensbeziehungen des Mannes, und das Dasein fließt so dünn und mager darin hin wie das unberufene Bächlein, welches der Landmann so bezeichnend eine Hungerquelle nennt.

2. Camelien. Novellen, Erzählungen und Genrebilder von Ferdinand Stolle. Zwei Theile. Leipzig, Meißner. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Lecture für schwache Stunden, die durchaus keinen Anspruch darauf machen kann, zur Literatur zu gehören. Doch ist ein Schwank: „Die drei Cousinen", frisch aus dem Leben gegriffen, sehr lustig, aber auch ohne allen künstlerischen Werth. Aus den sogenannten „Genrebildern", unter denen sich, beiläufig gesagt, sehr viel dummes Zeug findet, citiren wir folgendes witzige Körnchen, gleichsam als Anekdote:

„Die Schwalbennesterrevolution."

„In einem deutschen Fürstenthume ereignete sich der tragische Fall, daß mehre Schwalben, die in einem Grenzdorfe ihre Nester bauten, die Baumaterialien aus dem ausländischen Gebiete herübertrugen. Der Gutsherr, ein Patriot, sowie er von der Pascherei erfuhr, gab den Befehl, die unversteuerten Nester zu zerstören. Ein böses Beispiel verderbe gute Sitten, hatte er gesagt, denn er wußte für die verwickeltesten Lagen im Leben Sprichwörter. Die gutsherrliche Executionsarmee setzte sich sofort gegen die Schwalbennester in Bewegung; die Bauern aber, die wie ihre sämmtlichen Collegen im deutschen Lande die Schwalbennester an den Häusern für glückliche Omina erkennen, wollten die Zerstörung nicht zugeben und setzten sich zur Wehre. Der Gutsherr, weil er für solch' außerordentlichen Fall kein Sprichwort wußte, ließ anspannen, fuhr nach der Residenz und schlug Lärm. Sogleich behandelte die deutsche Presse die kleine Revolution mit der ihr eigenthümlichen Delicatesse; aber im pariser „Temps" las ich sie bereits mit Kanonen. In das rebellische Dorf rückten Dragoner und verblieben daselbst, bis die Schwalben in die Winterquartiere zogen."

3. Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde von Heinrich Smidt. Drei Theile. Altona, Aue. 1838. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wir haben uns schon früher über die angenehme Lecture ausgesprochen, welche uns Hrn. Smidt's eigne Erlebnisse gewährten, seinen Erfindungen aber können wir keinen Platz in der Literatur zugestehen. Doch ist hier vielleicht gegen frühere Erzeugnisse ein Fortschritt bemerkbar. Der Roman spielt im J. 1813 und, wiewol zu Schiff, doch eigentlich auf der Elbe. Gewöhnlichen Leihbibliotheken mag er willkommen sein.

4. Elba und Waterloo. Ein historischer Roman von Ferdinand Stolle. (Fortsetzung von „1813" von demselben Verfasser.) Drei Bände. Leipzig, Meißner. 1838. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

In demselben Geiste geschrieben wie das Buch, dessen Fortsetzung es ist, und weder Roman noch Geschichte. Der Verf. sagt zwar in seinem Vorworte, seine Hauptabsicht sei gewesen, die Heldengestalt Napoleon's heraustreten zu lassen, und der Roman sei nur ein Nebenwerk; indeß ist dies keine Entschuldigung für ein ganz verfehltes Beginnen. Napoleon's Gestalt steht uns noch zu nah, sie zum Helden eines Dramas oder sonstigen poetischen Kunstwerks zu gebrauchen, und wird dazu vielleicht nie zu benutzen sein, weil wir so viel von ihm haben und wissen, daß die Wirklichkeit die Erfindung ewig überflügeln muß. Da diese Wirklichkeit aber immer über die Grenzen eines Kunstwerks hinausschweift, so kann der Gegenstand erst einer künstlerischen Behandlung fähig werden, wenn sie in mythischer Ferne vergessen ist. Das Buch will nun zwar auch kein Roman von Napoleon und den Rittern seiner Tafelrunde sein, sondern eine Geschichte des Kaisers mit einem Romänchen am Schlepptau, welches auf jedem Blatt hinter einem Schwall von Zeitungsberichten, Reden des Kaisers, der Generale und Staatskörperschaften, Briefen, Proclamationen u. s. w. untergeht. Wir brauchen nicht erst auf das völlig Unpassende einer solchen Zusammenstellung aufmerksam zu machen. Die Geschichte der Welttragödie liest man lieber in der Geschichte, oder in der unmittelbaren Darstellung der Mithandelnden, und es ist unerträglich, kleine bürgerliche Liebesabenteuer nebenher laufen zu sehen. „Stoff, Stoff! schreit die ganze Welt", sagt Immermann in seinem geistreichen „Münchhausen"; hier ist Stoff die Fülle, ganz Europa hat sich auf die Beine machen müssen, ihn herbeizuschaffen, aber nur kein künstlerischer, oder wenigstens ist dieser roh geblieben, wie ihn der Verf. überkommen. Manches Einzelne ist jedoch nicht übel, aber ein gewisser cavalierer Ton, der wider Sitte der großen wie der kleinen Welt anstößt und immer Recht zu haben meint, selbst wenn er das Unpassendste schildert, findet sich hier wie in dem frühern Product. So nennt ein junger Franzose von guter Erziehung ein Fräulein aus den ersten Ständen, in das er sich auf einem Privatballe verliebt, im ersten Tanz in ganz gewöhnlicher Conversation und ohne vorhergegangene Erklärung, „mein Engel", in Frankreich vollends etwas ganz Unmögliches, und dergleichen mehr. Die Lieblinge sind alle in Rosa, die Gehaßten in Schwarz gezeichnet; Pauline Borghese, die schon in „1813" ein Engel war, liest einen ganzen Morgen den Tasso, was ihr gewiß nie geschehen, und die Details von Talleyrand's Toilette gehen ins Rohe. 38.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 365. — 31. December 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 364.)

55. Jugendklänge. Dichterische Versuche von Johann Joseph Müller. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1838. 8. 16 Gr.

Gewöhnlich nimmt man Jugendklänge mit einem übeln Vorurtheil zur Hand; die hier ertönenden sind jedoch vollkommen geeignet, ein übles zu vernichten. Den Freunden, die der junge, beschiedene Sänger am Fuße des herrlichen Rigi, an den Ufern des blauen Leman und in der Fremde deutscher Hochschulen kennen lernte und deren Theilnahme ihn ermunterte und belohnte, haben wir es zu verdanken, daß er, seine Gehörkernheit überwindend, sie vor einem größern Publicum erklingen ließ. In seiner Bescheidenheit glaubte er indessen noch eines andern Fürsprechers zu bedürfen; er bat Hrn. Dr. Henne zu St.-Fiden (den geschätzten Verf. der Sage von Divico) um ein Vorwort, unter dessen Ägide sich stellend, er sich dem vielköpfigen Ungeheuer zeigen wollte. Seinen Wunsch erfüllend, gibt nun Hr. Henne hier auch ein Vorwort, das hin und wieder ein prologus galeatus genannt zu werden verdient. Es spricht sich kräftig und wahr über die politische und literarische Situation des heutigen Schweizervolks aus und theilt auch ausländischen Kritikern und Dichtern manchen Hieb mit, derum in der Sprache der deutschen Musenschöne zu reden, sitzt. Am Schlusse desselben fällt er folgendes Urtheil über unsern Jugendsänger: „Herrn Müller's Poesie betritt freilich keine neue Bahn, noch will sie Epoche machen; ich hätte in Sprache und Reimung bedeutend mehr Strenge, Sichtung und Correctheit gewünscht und einzelne Stücke vielleicht weggelassen; indessen urtheilt der Dichter in einer Nähe an seine Genossen und Freunde darin anders als der Kritiker; jedenfalls ist er aber völlig eigenthümlich in der Richtung. Jeder wird in ihr, obwol kirchlich (man sehe „Das liebende Paar" und den „Mönch") wie politisch (sein Sehnen nach einem Eidgenossenbunde, sein Athmen nach Freiheit, Gleichheit und Volksglück) durch und durch freisinnig, ein so lauteres, christliches, pietätvolles Wesen entdecken, ohne einen unreinen Hauch, ja ohne einen Schein von Zweideutigkeit; ein so kindlich frommes Glauben, dem der Zweifel fremd ist; ein solches Leben und Weben in den Thern: Gott, Vaterland, Freiheit, Familie (die „Maidthäten" sind, während der letzte Bogen gedruckt wurde, ein Maikranz geworden auf dem Grabhügel der trefflichen Mutter des jungen Dichters), daß es Jedem, der guten Willens ist, lieb und heimelig erscheinen muß. Außerdem hat er in manchem, z. B. in den „Nigibildern", den eignen, localwahren Ton getroffen wie sogar wenige Schweizerdichter. So lange wir so wenig neue Schriften erscheinen sehen, welche grade die heiligsten Gefühle des Menschenherzens sorgsam schonen und pflegen und das Imprimatur einer geläuterten Pietät an der Stirn tragen, sind solche wie die vorliegende, so halte wenigstens ich dafür, nicht unter die überflüssigen zu zählen." Diese Ansicht, wenn auch mit einigen Modificationen, theilen wir ganz mit dem wackern Vorredner, indem wir bemerken, daß wir uns mit einigen Eigenthümlichkeiten der Rechtschreibung und manchen ungewöhnlichen Wortbildungen unmöglich befreunden konnten; so ist, z. B., „aufgewunken" ein häßliches Gauwort; „angebetene", statt angebetete, und „sprech", statt sprich, ohrenquälend und falsch. Wie leicht und gern übersieht man aber solche kleine Flecken und Disharmonien in Liedern, denen man als Motto eine Strophe aus dem ersten Gedichte vorsetzen könnte, die also lautet:

Freundschaft, reine Liebe, Tugend!
Hin, auf euren Altar
Leg' ich meine Laute dar.
Schönste Genien der Jugend!
Wüeb'ge Opfer euch zu weihn,
Soll mein höchstes Ringen sein —

oder bei den Gedichten, die bei aller Herbe, die sie hier und da haben mögen, doch der Frische und des Diamantenthaus jugendlicher Empfindung nirgend entbehren, die in ihren Naturschilderungen überall die heimatliche Localfarbe zeigen, aus denen das Schweizerheimweh uns ebenso ansprecht wie die Apostrophen an die Freiheit, mag diese auch unter den jetzigen Conjuncturen ein Schattenbild sein, das nur noch gespenstisch in den Alpen umherstreicht. Der Inhalt der Sammlung ist siebenfach rubricirt: 1) Vermischte Gedichte. 2) Maibläten. 3) Vaterländische Gedichte. 4) Nigibilder. 5) Christliche Sonnette. 6) Sinngedichte und Denksprüche, und 7) Gedichte in Schweizer Mundart; Anmerkungen gibt der Anhang. Am ansprechendsten haben wir die Nummern der dritten Rubrik gefunden. Man sehe z. B. „Weibe" (S. 67) und „Mein Vaterland" (S. 68), „Mein Heimweh" (S. 103), „Das Alpenhorn" (S. 116), „Die Waldstätten" (S. 125). Als gedankenreich stellt sich das kleine Stück heraus: „Wer ist frei?" (S. 71). Insbesondere empfehlen wir als originell: „Der Pilatus und die Rigi" (die Bewohner der innern Schweiz nämlich sagen nicht wie die Franzosen der Rigi, sondern die Rigi). Der Umstand, daß der Pilatus mit seinen schroffen, kräftigen Felsumrissen und die Rigi mit ihren sanften, grüngeschmückten Abhängen einander an den Ufern des Vierwaldstädtersees so freundlich gegenüberstehen, veranlaßte und erklärt dieses Gedicht, welches wir gern hier mittheilten, wenn wir nicht mit dem Raume in d. Bl. geizen müßten.

56. Das Kreuz in der Mark von Karl Seidel. Berlin. Plahn'sche Buchh. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Wer hören will von feinen Heldentagen,
Von Kampf und Sieg in grausem Völkerstreit,
Von seiner Vorfahr mächtig hohem Wagen,
Zu Gottes Preis vollführt in Frendigkeit:
Der folge, bis ins Wunderreich der Sagen,
Doch willig hier zu nachtumgrauter Zeit;
Ein finstrer Schleier soll sich endlich lichten,
Der lang' verhüllt die herrlichsten Geschichten.

Mit dieser Strophe beginnt ein Werk, welches, wenn uns

Digitized by Google

sre Zeit sonst noch dem Epos hold wäre, nicht, wie es hier geschehen, in hundert in mannichfachen metrischen Formen sich bewegenden Balladen, Romanzen und Liedern abgefaßt, sondern wahrscheinlich in der Sechsfüßlerform des Heldengedichts aufgetreten wäre. Der „Kampf und Sieg" betrifft das Kreuz Christi, welches im 8., 9. und 10. Jahrhunderte von der Hand christlicher Fürsten und Bischöfe unter Gefahren und Mühen in der Mark aufgepflanzt, von den Wenden, Wilzen und Obotriten in blindzäher Anhänglichkeit an ihre Triglavs, Swantewits und Radegasts immer wieder niedergerissen wurde. Den „finstern Schleier", der die herrlichsten Geschichten lange verhüllte, zu lichten, ist sonst weniger die Sache des Dichters als des Historikers, und wir gestehen offen, der Verf. dieser Romanzen und Lieder zeigt sich in den „Historischen Beigaben" am Ende des Buchs als ein tüchtiger Geschichtsforscher, den Klio höher geweiht und zu ihrem Liebling erkoren zu haben scheint als die oft gar spröde Polyhymnia. Überhaupt hat es seine Schwierigkeit, die Geschichte in lyrischen Klängen darzustellen, und der Verf. hat seine Aufgabe besser gelöst, als wir vermuthen durften. Über die Art und Weise, wie er seinen Stoff hier behandelt, sagt er selbst in den historischen Nachweisen am Schlusse des Buchs: „Für ein Epos war die Schilderung eines Kampfes nicht geeignet, der auch in seiner engern Begrenzung, von Heinrich dem Finkler bis zu Albrecht dem Bären, fast ununterbrochen Jahrhunderte gewährt hat; nur einzelne Bilder konnten daraus dergestalt entnommen werden, daß die gesammte Heldenzeit nach allen ihren geistigen Interessen darin zur Anschauung kam; besonders mußte das Fortschreiten der Begebenheiten sowie der Zeit überhaupt, bis zu dem bedeutsamen Wendepunkte, wo schon christliche und heidnische Wilzen selbst blutig miteinander kämpften, und später bis zum endlichen geistigen Siege der Lehre Jesu möglichst lebendig hervortreten." Der nothwendig erfolgenden Monotonie in der bloßen Schilderung von Schlachtscenen und Barbarenkämpfen beugt er vor durch die Darstellung mehrer anziehender Persönlichkeiten, wie z. B. des Markgrafen Gero (verglichen „Der Schwur", S. 133, und „Der steinerne Mann", S. 234), Mistewoi's, Gottschalk's und Albrecht's des Bären (s. z. B. „Der Pilgrim", S. 315); ferner durch die Schilderung der Denkweise und Sitten der heidnischen Völker, die damals die Marken bewohnten, sowie mannichfacher Lebensbilder, religiöser Feste und eigenthümlicher Gebräuche. Hier vergleiche man das höchst charakteristische wendische Siegslied: „Waldstimmen" (S. 10), „Wendisches Spottlied" (S. 126); dem eben genannten ähnlich; „Wendische Todtenklage" (S. 153); noch ausgezeichneter das wendische Siegslied (S. 190): „Waldgeheimniß", das wir nicht unterlassen können hier mitzutheilen:

Es rauscht ein frohes Flüstern
Wol durch den grünen Wald,
Die Bäume horchen lüstern
Ringsum dem frohen Flüstern,
Das weithin leis verhallt.

Was rauscht doch in den Zweigen?
Du heitre Bieke, sprich;
Die höchsten Bäume neigen
Sich traut den nächsten Zweigen
Und plaudern wonniglich.

Die Buche spricht zur Linde
Dort so geheimnißvoll;
Des Epheus Halsgewinde
Rankt auf und fragt die Linde:
Was sich begeben soll?

Vom nächsten Espenbaume
Vernimmt's der Haselstrauch;
Erwacht aus holdem Traume
Hört gleich vom Espenbaume
Der Rosendorn es auch.

Die lustige Geschichte
Läuft eilig: husch! husch! husch!
Jetzt hat die hohe Fichte
Die lustige Geschichte
Vom Nachbar Erlebusch.

Dort einzeln stehn drei Tannen
So still und düster noch;
Jetzt lauschen sie; von wannen,
So fragen die drei Tannen,
Kommt froh die Kunde doch?

Vom Siegsfeld an der Elbe,
Spricht Dornbusch nach Begehr;
Rauscht leis, so hört derselbe:
Dort drüben an der Elbe
Da schläft das Christendeer!

Ganz schüchtern tönt Gelispel
Zuletzt im tiefsten Hain;
Hier sagt's die heil'ge Mispel
Mit schüchternem Gelispel
Der Götter frohem Reihn.

Zu diesen eingestreuten Wendenliedern, die eine bestimmte Färbung des Volks an sich tragen, sind noch zu zählen das „Reiterlied" (S. 231), der „Zaubersang" (S. 268): „Krebslein komm" u. s. w., und „Gebet der Wenden zu ihren Göttern" (S. 289). Das innere und äußere Treiben dieses Volks ist überhaupt mehr herausgehoben als das der Sachsen, denen kein Geschichtschreiber gefehlt hat und die folglich bekannter sind. Besonders beachtenswerth möchte unter den einzelnen Nummern noch das „Hochfest" (S. 252) sein, ein in drastischer Lebendigkeit dargestellter Wort- und Liederwechsel zwischen Bischof Otto von Bamberg und den wiederum vom wahren Glauben abgefallenen Pommern. Es läßt sich nicht verkennen, daß überall con amore gearbeitet ist, sowie sich dies Buch auch durch sein Äußeres empfiehlt. Das Titelblatt ist geziert mit der Abbildung der ältesten märkischen Kirche auf dem Marienberge bei Brandenburg, an der man einen mehrfach verschiedenen Baustyl unterscheidet und in deren Grundformen Büsching eine nicht unbedeutende Ähnlichkeit mit der Sophienkirche in Konstantinopel erkennen will. Sie ist hier abgebildet, weil sie zu betrachten ist als der bedeutsame Mittelpunkt des großen Völkerkampfes sowie der hier ihn abspiegelnden Dichtungen. Um diese Kirche hat der Künstler (Mauch) einen Säulenbogen gezeichnet, auf welchem dem christlichen Lamme der heidnische Wolf der Wilzen oder Wenden drohend entgegensteht; unten prangen als Fahnenzeichen der streitenden Völker das Kreuz und das dreigestaltete Haupt des Triglav; oben aber schwebt über dem Lamme die heilige Friedenstaube himmelan, während ein kriegerischer Aar grimmig zur Erde herabstiert. Es ist der Adler vom Haupte des Gottes Radegast, ein allen Slawen bedeutsamer Vogel, von dem Rußland den gelben, Polen den weißen Adler als Wappenthier entlehnt haben sollen, und von welchem auch Buchholz („Brandenburgische Geschichte", Thl. 1, S. 230) den rothen brandenburgischen Adler herleiten will, nachdem schon der Chronist Enzelt angemerkt hat, daß dessen Farbe vielleicht auf die Blutströme hindeute, welche die Besiegung der Wenden gekostet hat. Aus diesem also an die angestammte deutsche Tapferkeit gemahnenden Merkzeichen ist später ein schwarzer Königsaar hervorgegangen, mit schirmend ausgebreiteten Flügeln, und lange Geschlechtsreihen haben bereits ihr Glück und Friedensheil freudig hergeleitet von dessen sinnvoller Unterschrift: Sub umbra alarum tuarum; der große Friedrich aber hat denselben hoch an das Gesimse seines neuen Prachtschlosses bei Potsdam gesetzt, mit kühnen, bis zur Sonne emporstrebenden Fittichen — wie die letzte dieser Dichtungen (S. 346) ihn schildert — und mit der prophetischen Umschrift: „Nec soli cedit!" *)

100.

*) Ein vierter Artikel folgt im Februar. D. Red.

Digitized by Google

Literarische Notizen aus Schweden.

Nachdem im verganganen Jahre der Freiherr von L. J. Boye als Mitglied des Ausschusses, dem der König 1835 den Auftrag gab, die Gesetzvorschläge der Reichsstände von 1834 zu prüfen, den Plan zu einem Tableau herausgegeben, zeigend die wesentlichen Verschiedenheiten, welche zwischen den jetzt geltenden Civilgesetzen und den Bestimmungen in dem Entwurfe zu einem neuen Civilgesetzbuche, sowie dem Theile davon, welcher die Titel von Ehesachen und von Erbschaften umfaßt, obwalten, hat das Publicum nicht allein ein solches Tableau über den Titel des Gesetzbuches, welches vom Grund und Boden handelt, von demselben Verf. erhalten, sondern auch vom Provinzialrichter (Lagmann) Cassel zwei Hefte, enthaltend das erste: „Tableau der wesentlichen Verschiedenheit zwischen dem Vorschlag des Gesetzausschusses zu einem allgemeinen Civilgesetze und den jetzt geltenden Gesetzen von Ehesachen und Erbschaften", und das zweite: „Tableau über den Titel des Gesetzes vom Grund und Boden". Die Ursachen, warum doppelte Tableaux über dieselben Abtheilungen des Gesetzbuches gemacht worden, wird im Vorworte des Provinzialrichters Cassel zum Tableau der Gesetztitel über Ehe- und Erbschaftssachen dahin angegeben, daß der Ausschuß, um dem Auftrage des Königs zu entsprechen, gleich anfangs die sechs*) ersten Titel des Civilgesetzbuches unter sich vertheilt hatte. Bei dieser Vertheilung waren die Gesetzabtheilungen von dem Grund und Boden und von Handelssachen dem verewigten Cassel zugefallen, welcher im Anfange des Jahres 1837 sein Tableau darüber vollendete, aber dessen Beitrag nachher durch eine besondere Veranlassung vermehrt wurde. Der Freiherr v. Boye, der es übernommen, die Titel von Ehesachen und Erbschaften zu bearbeiten, und der diese Arbeit schon in Druck herausgegeben hatte, war nämlich bei der Berathschlagung des Gesetzausschusses in Betreff der bei der Ausarbeitung des Tableaus zu befolgenden Methode der Meinung gewesen, daß die Ordnung für die Eintheilung der Materien dieselbe wie im Gesetzbuche von 1734 sein müßte, wogegen die Mehrheit der Mitglieder die Ansicht hatte, daß das Tableau, um den von den Ständen des Reichs anzugebenden Zweck, ein leicht zugängicher Leitfaden für künftige Ständeversammlungen bei ihrer Beurtheilung der Gesetzvorschläge zu sein, zu erfüllen, nothwendig die Ordnung, worin die Materien in den Gesetzvorschlägen eingetheilt und behandelt worden, befolgen müßte. „Da nun die Einheit und der Zusammenhang des Ganzen", heißt es ferner in der Vorrede, „es ebenso nothwendig erfodern, daß die besondern Theile nach einem und demselben Plane ausgearbeitet werden, so blieb kein anderer Ausweg übrig, als ein neues Tableau über die Abtheilungen von Ehesachen und von Erbschaften in Uebereinstimmung mit der Ansicht der Mehrheit auszuarbeiten."

Im Jahre 1837 erschien bei Hörberg in Stockholm der 22. Theil der bekannten trefflichen Urkundensammlung, welche den Titel führt: „Handlingar rörande Skandinaviens Historia". In diesem Theile kommt ein Tagebuch vor, geführt bei dem 1650 in Stockholm gehaltenen Reichstage von dem Abgeordneten der Superintendentia von Mariestadt, Jonas Petri, Pastor zu Hesle. Es ist abgedruckt nach einem in der Bibliothek zu Skokloster befindlichen Originale und begleitet von mehren vorher nicht gebrauchten Urkunden, denselben Reichstag betreffend. Umständlicher und reichhaltiger als irgend eine andere Urkunde von derselben Zeit, gibt dieses Tagebuch einen klaren Begriff von der Beschaffenheit der damaligen Reichstagsverhandlungen, eine deutliche Uebersicht der Streitfragen und ein lebendiges Bild der herrschenden Gemüthsstimmung. Es ist bekannt, daß dieser merkwürdige Reichstag begann und fortging unter einer Gährung der Gemüther, welche drohte in offenen Aufruhr auszuarten. „Tuedet commemorare minas, calumnias, et scriptas famosa, aliaque probra, quibus hisce temporibus Holmiae aut, non citra Dei et proximi offensam, temere et procaciter dispersa; eheu tempora ingruunt calamitosa, o si resipiscerent singuli antequam exuberaverit iniquitatum mensura, et in ira visitaverit dominus" ist die kurze Schilderung, welche ein anderer gleichzeitiger Tagebuchsverfasser, M. J. Gutbräus, über den damaligen Zustand macht. Quelle der zu jener Zeit herrschenden Unzufriedenheit war der Übermuth des mächtigen, in jeder Weise bevorrechteten Adels, der die übrigen Stände, namentlich den Bauernstand, grausam unterdrückte. Der Adel war damals durch die unweise Freigebigkeit der Königin Christina in den Besitz der meisten Krongüter gekommen und die übrigen Stände mußten fast alle Lasten des Staates tragen.

Ein Gewinn für den Unterricht in der lateinischen Sprache ist die schon seit 1835 erschienene „Lateinische Sprachlehre für Schulen und Gymnasien" von C. J. Carlsson. Sie ist nach den neuesten und besten in Deutschland erschienenen lateinischen Grammatiken von Brüder, Ramshorn, Zumpt und besonders nach der von Geist umgearbeiteten dritten Auflage von Krebs' lateinischer Schulgrammatik ausgearbeitet; auch enthält das Buch eigentlich nichts Neues; aber die Behandlungsweise ist insofern selbständig, als die Spuren seiner Vorgänger nur höchst selten sichtbar sind. Der Verf. hat sich dies neuere grammatische Grundsätze und Ansichten von ihnen angeeignet, aber übrigens dem Ganzen eine Form nach seinem Sinne gegeben. Kürze, Deutlichkeit und systematische Ordnung der Darstellung zeichnen diese Grammatik vortheilhaft aus. Alles ist darin für die Sache gethan, und für sie nur das Nothwendige. Grade dies gibt ihr einen Vorzug vor den meisten Schulgrammatiken, insonderheit vor fast allen denen, die in Deutschland im Gebrauche sind.

Ein zeigt verganganen Jahre erschien bei Hägastrom in Stockholm folgendes verdienstvolle Werk: „Summan af Bibeln, i uthrag" ꝛc. von Fr. Otto Söderlund. Der erste Theil enthält die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, der zweite 1) „Biblische Andacht in heiligen Gesängen, Gebeten und Betrachtungen"; 2) „Biblische Glaubens- und Sittenlehre"; 3) „Biblische Lebensansichten und Weisheitsregeln". Das Buch kann drei wesentliche geistige Bedürfnisse erfüllen: 1) das einer Concordanz für Theologen und Prediger; 2) das eines Buchs zum Vorlesen bei den Versammlungen in Schul- und Unterrichtsanstalten; 3) das eines häuslichen Andachtsbuchs. Dem ersten dieser Bedürfnisse entspricht es, weil man darin die Beweisstellen sowol für dogmatisch-moralische als auch homiletische Zwecke leicht finden kann. Das zweite Bedürfniß kann vom Buche gut erfüllt werden, weil es ein zusammenhängendes Ganze bildet, worin Alles, was in der Bibel von allgemein menschlicher Bedeutung vorkommt, geordnet und in Worten erklärt wird, aber alles rein Jüdische ausgeschlossen ist. Endlich eignet sich dieses Werk auch ganz vorzüglich zu einem häuslichen Andachtsbuche, denn es enthält mehr als die meisten gewöhnlichen Andachtsbücher und gibt es in einem bessern Zusammenhange.

In Stockholm sind 1838 folgende beide Schriften erschienen: 1) „Jahresbericht von den Arbeiten der schwedischen Gesellschaft der Ärzte", herausgegeben von dem Secretair der Gesellschaft C. U. Sondén, und 2) „Neue Abhandlungen der schwedischen Gesellschaft der Ärzte", zweiter Band. Beide enthalten Vieles, vielleicht auch Neues, namentlich über die Arzneimittellehre, was für die Arzneikunde von Wichtigkeit sein

*) Eine Abtheilung, ein Abschnitt, ein Capitel, ein Titel im schwedischen Gesetzbuche heißt von uralten Zeiten Balk, von den ehemaligen hölzernen Tafeln so genannt, worauf die Gesetze eingeschrieben waren, und die, zusammengelegt, einem in kurze Enden geschnittenen dicken Balken gleich sahen. Das noch geltende schwedische Gesetzbuch hat neun dergleichen Abtheilungen oder Titel in folgender Ordnung: 1) Von Ehesachen; 2) Von Erbschaften; 3) Vom Grund und Boden; 4) Vom Bauwesen; 5) Von Standesfachen; 6) Von Verbrechen; 7) Von Strafen; 8) Vom Executionswesen; 9) Vom Proceß.

Digitized by Google

dürfte. Sowol die Allopathen als auch die Homöopathen werden wol darin etwas für sich finden, welches zu suchen ihnen überlassen bleibt, wenn sie Schwedisch verstehen. Nur folgende Stelle mag hier angeführt werden: „Die physiologischen Wirkungen des Magnetismus haben sich bei mehrern zu Upsala in dem physikalischen Cabinete angestellten Versuchen ganz nichtig gezeigt, insofern die Magnete sonst bis zu der gleichen Temperatur mit dem menschlichen Körper erwärmt waren. Die letzten Versuche wurden von den Doctoren der Heilkunde Wistrand und Liedbeck angestellt. Ein Magnet, der ein Stück Eisen von hundert Pfund an sich zog, hatte gar keine merkliche Wirkung, er mochte stundenlang mit dem einen oder dem andern Pole, oder mit beiden auf der Magengrube oder vor der Stirn mit der Haut in Berührung gehalten werden." „Die Wirkung des animalen Magnetismus ist gewiß in dieser Hinsicht weniger zweifelhaft, denn man hat bei ihm nicht so wie bei dem künstlichen Magnete die eigne Wirkung der Kälte und die wärmeleitende Kraft des Eisens mit der des Magnetismus verwechselt." „In den letztern Zeiten haben unter Anderm die deutschen Wassercuren (in Schlesien u. a. a. O.) mehr als je gezeigt, daß das am Allgemeinsten auf der Erde vorkommende Agens, das wärmeleitende Wasser, auch in medicinischer Hinsicht größere Anwendbarkeit hat, als man ihm sonst zutraute. Einem Universalmittel kommt das Wasser in dieser Hinsicht vielleicht am nächsten, ohne doch ein solches zu sein, wiewol einseitige Wasserdoctoren dieses mächtige Naturvehikel dazu erhoben wissen wollen. Aber von diesem großen Mittel für Natur und Kunst hören wir nunmehr nichts im Norden, obgleich es hier mehr als anderswo zur Reaction gegen die Strenge des Klimas an seinem Platze wäre. Finnen und Russen scheinen die Einzigen zu sein, welche es noch in dieser Hinsicht verstehen, die nordische Natur in ihren Extremen nachzuahmen."

Die unruhigen Auftritte, die in den Monaten August und September dieses Jahres in Stockholm vorfielen, haben eine Flut von Zeitungsartikeln und Broschüren hervorgerufen, von denen folgende nennenswerth sind: 1) „Blicke auf die politischen Streitigkeiten der Zeit und auf die schwedische Zeitungsliteratur"; 2) „Antwort des Assessors Crusenstolpe an das königliche Swea Hofgericht vom 12. Juni" ꝛc.; 3) „Reflexionen über des Herrn Assessor M. J. v. Crusenstolpe Majestätsverbrechen, Gerichtshof und Jury" ꝛc.; 4) „Stellungen und Verhältnisse nach dem 19. Juni 1838" von G. Swederus; 5) „Die Begebenheiten des Tages, beurtheilt von einem Landmanne"; 6) „Sendschreiben an den Königlichen Secretair, Herrn Lars Hjerta, von G. Swederus"; 7) „Ein Wort noch dem Sturme"; 8) das „Literaturblatt" von E. G. Geijer, Nr. 8. Der wegen Preßvergehen zur Festungsstrafe verurtheilte Assessor v. Crusenstolpe, den viele seiner Anhänger und Freunde einen Märtyrer der Wahrheit nennen, und dessen Urtheil Anlaß oder wenigstens Vorwand zu den letzthin in Stockholm vorgefallenen Unruhen gab, ist als Journalist bald als Aristokrat, bald als Absolutist, bald als Demokrat aufgetreten und hat demnach keinen entschiedenen Charakter gezeigt und keine festen Grundsätze bewiesen. So lange er im Solde des Ministeriums stand und dessen Interesse vertheidigte, überhäufte er die Machthaber mit den geschmacklosesten Schmeicheleien, nachher mit den gröbsten Schmähungen. Mit einem Worte, er hat oft die Farbe gewechselt und sich als ein Chamäleon gezeigt. 60.

Mancherlei.

Wer ist vollkommen glücklich auf Erden? Der alle Weine schmackhaft findet, alle Weiber schön, alle Musik vortrefflich, alle Gesellschaft unterhaltend, alle Wohnungen angenehm, alle Menschen gut, alle Gegenden malerisch, alle Regierungen weise, alle Systeme bewundernswürdig, alle Predigten erbaulich, alle Bücher inhaltschwer oder vergnüglich, alle Geschäfte anziehend, alle Spiele zerstreuend, alle Einkünfte hinreichend, alle Sitten bequem, sich selbst aber stets gesund und in allen Gedanken ohne Tadel.

Könnte nur Jemand die drei ersten Dinge, Wein, Weiber und Gesang, nach Luther's Vorschrift stets lieben! Hat er aber reizbare Zunge, so gibt es schlechte Weinjahre, oder mischende Weinhändler; hat er viel Ästhetik im Kopfe, so trifft er selten schöne Weiber; kennt und schätzt er den Gesang, so beleidigen ihn Mistöne, werden zudringlich und ruhestörend, in der Nacht, an der Tafel, in der schönen Natur, im Concert der Liebhaber, dem jedoch am leichtesten zu entfliehen ist.

Nun aber weiter. Gesellschaften sind ein abgestandenes Wesen, in dem weniger Freude auftaucht als Langweile, und ein Bemühen, die Zeit zu tödten. Zöglinge guter Gesellschaft hassen die häufigere schlechte, der Geist kann sich nicht immer Neuheit geben, und das Herz schweigt lieber als es spricht. Darum gedeiht Unterhaltung nur unter seltenen Voraussetzungen und Verhältnissen; Jugend paßt nicht zum Alter, und beide für sich ohne Mischung verfallen ins sinnlos Lärmende oder in niederdrückende Stille. Spiel zerstreut, aber wie lange ohne Leidenschaft? Diese aber bringt mehr Verdruß als Genuß. Annehmlichkeit der Wohnung ist abhängig von Familienbedürfnissen; die bürgerliche Baukunst in Stadt und Land sorgt selten für das Behagliche und Erheiternde, oft fehlt Sonne, oft der Raum; in den Palästen herrscht Öde, in den Hütten ärmliche Beschränkung. Und dennoch ist Wohlsein im Hause besser als jedes außer demselben.

Sind die Menschen alle gut? Viel ist darüber zu klagen, wenig zu loben, und im Ganzen zeigt sich das Menschengeschlecht als eine mit bösen Eigenschaften stark versehene Gattung von Geschöpfen. Lange ist vergeblich gerufen, „besser zu werden, damit es besser sei", und der Beobachter gewahrt Kleinliches und Verächtliches in Fülle, weil er muß. Schön erneut sich die Natur in jedem Frühlinge; aber wer gewahrt es auf einer Sandfläche oder Halde, an die ihn sein Lebensschicksal bannt? Ob Regierungen weise sind und es sein können, steht im Zweifel; aber daß ihre Maßregeln ebenso oft ärgern, als wohlthun, ist gewiß. In Systemen wird meistens die Thorheit gegliedert wie in Predigten die Plattheit. Bücher haben das Beste, was der menschliche Geist hervorbrachte, doch nicht alle; und wer das Beste kennt, sieht sich von einer Flut des Schlechten umdrängt und geängstigt. Geschäfte ermüden durch ihr Einerlei, Einkünfte sind mit seltenen Ausnahmen stets kleiner als die Wünsche des Gebrauchs, die Sitten sind abgeschmackt und beschränken die natürliche Lebensfreiheit. Gesundheit schätzt Jeder am meisten, sobald er sie verliert, und eine volle Zufriedenheit mit sich selbst gewinnt wol nur der eitelste oder thörichtste unserer Brüder.

In Summa: es gibt kein volles Glück auf Erden, und Niemand hat nur einen Theil davon, als wer keines sucht. Dieser Satz wird mit der Genügsamkeit ausgesprochen, die selbst nur ein Kind der Unwissenheit oder des Aufgebens von Foderungen sein kann. Gegen sie möchte Mancher — gewiß nicht zur Beförderung seines Glücks — mit Scherasmin in Wieland's „Oberon" meinen: „Dahin kommen wir noch immer früh genug!"

Weise zu werden erfodert es nichts als Zeit. Nur daß auch wieder die Zeit alle menschliche Weisheit zu Schanden macht, und die weiseste Weisheit einsieht, wie wenig, ja wie nichts sie ist sammt der ganzen Zeitlichkeit. 7.

Das Register zum Jahrgang 1838 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein
für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Preis eines Heftes:

Auf feinem Druckpapier **8** Groschen.
Auf gutem Schreibpapier **12** Groschen.
Auf extrafeinem Velinpapier **18** Groschen.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Die allgemeine Theilnahme, welche das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** von 1832 gefunden, gab der Verlagshandlung Veranlassung, schon im Nachworte am Schlusse dieses Werkes zu bemerken, daß der hier abgerissene Faden künftig wieder aufgenommen, und in einer dazu geeigneten Form ein neuer Spiegel der Zeit aufgestellt werden solle.

Jahre sind seitdem verflossen; eine neue Auflage (die **achte**) des **Conversations-Lexikons**, das trotz aller Concurrenz in immer weitern Kreisen Verbreitung gefunden hat, ist beendet worden und in diese das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** seinem wesentlichen Inhalte nach übergegangen. Es hat demnach dieses Werk aufgehört, ein nothwendiges Supplement des **Conversations-Lexikons** zu sein, obschon es als ein treues Abbild jener aufgeregten Zeit von 1830 nicht blos in Hinsicht der geschilderten Begebenheiten, Zustände und Personen, sondern auch durch die Art und Weise der Darstellung selbst, in welcher sich nicht minder deutlich die Zeit seines Erscheinens ausprägt, einen bleibenden Werth behalten wird.

Dringend stellt sich bei den immer raschern Fortschritten in der Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes und bei der immer lebendigern Theilnahme, welche die Zeitgenossen dieser Entwickelung widmen, das Bedürfniß wieder heraus, die Masse der Begebenheiten, die die jüngste Vergangenheit bewegt, und die Resultate, welche während dieser Zeit in

Digitized by Google

Wissenschaft, Kunst und praktischem Leben erstrebt wurden, in einem lebendigen Bilde vorgeführt zu sehen. Diesem Bedürfnisse soll das

Conversations-Lexikon der Gegenwart

dienen, **das in Anlage und Form mit der achten Auflage des Conversations-Lexikons übereinstimmend,**

ein für sich bestehendes Ganzes

bildet, insofern alle darin enthaltenen Artikel in sich abgeschlossene Darstellungen sind, das aber zugleich die achte Auflage des **Conversations-Lexikons,** namentlich was die **neueste Zeit** betrifft, ergänzt und somit den Besitzern dieser, sowie aller frühern Auflagen, aller Nachdrucke und Nachbildungen desselben, als ein

unentbehrliches Supplement

sich darbietet.

In dem **Conversations-Lexikon** kann die Geschichte, selbst der neuesten Zeit, nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet, die staatswissenschaftlichen Entwickelungen und andere Erörterungen interessanter Fragen können nur in ihren Resultaten gegeben, eine Menge Gegenstände nur im Allgemeinen berührt und nur die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten biographisch geschildert und charakterisirt werden. Das neue Werk wird als Supplement in allen den berührten und vielen andern Beziehungen das Hauptwerk **ergänzen und bis zur Gegenwart fortführen;** es wird aber als ein selbständiges Werk nicht immer da beginnen, wo das Hauptwerk aufhört; es wird die historischen Darstellungen nicht grade von dem Punkte aus fortsetzen, der ihnen in dem Hauptwerke als Grenze gesetzt ist; es wird im Gegentheile immer bis zu dem Punkte zurückgehen, ohne dessen Berührung die Gegenwart nicht vollkommen verstanden werden kann.

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird Alles umfassen, was in der neuesten Zeit in irgend einer Richtung bedeutend hervorgetreten ist. Es wird in Beziehung auf das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** von 1832 gleichsam ein zweites Zeitbild sein; wie jenes die Zeit von 1829 an schilderte, so ist dieses bestimmt, die Gegenwart zu schildern, und ein frisches aus dem Leben gegriffenes Bild derselben zu geben. **Es wird mit einem Worte Alles enthalten, was dem Gebildeten zum Verständniß der Gegenwart dient, und auf diese Weise als einen treuen und besonnenen Führer und Berather im Gedränge der Ereignisse sich zu bewähren suchen.** Der Standpunkt aber, von welchem dasselbe ausgeht, kann kein anderer sein, als der **liberale** — im edlen Sinne des Wortes —, denn **anständige Freimüthigkeit** ist die allgemeine Foderung und das Losungswort der Gegenwart.

Der Verlagshandlung ist es gelungen, in den meisten europäischen Staaten für die betreffenden geschichtlichen Artikel Männer zu gewinnen, die die Verhältnisse genau kennen und mit unbefangenem Auge beurtheilen. Ebenso hat sie hinsichtlich der Artikel aus dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens sowie der Biographien der thätigsten Mitwirkung der namhaftesten und hinsichtlich der Darstellungsgabe gewandtesten Fachgelehrten, Kunstkenner und Techniker sich versichert. Was endlich die zur Bearbeitung der Biographien nöthigen Materialien betrifft, so haben sich fast durchgehend mit großer, dankbar zu erkennender Bereitwilligkeit die zuverlässigsten Quellen eröffnet. Die Verlagshandlung darf demnach hoffen, ihren Plan auf das befriedigendste ausführen und nicht nur ein nützliches und tüchtiges **Werk zum Nachschlagen,** sondern auch zugleich ein namentlich durch gewandte Darstellung anziehendes **Lesebuch** liefern zu können.

Die Reichhaltigkeit des neuen Werks einigermaßen zu bezeichnen, lassen wir eine Uebersicht **der im ersten und zweiten Heft behandelten Artikel folgen:**

Aal (Jakob) — **Abarca** (Don Joaquin) — **Abbas Mirza** — **Abd-el-Kader** — **Abegg** (Johann Friedrich) — **Abegg** (Julius Friedrich Heinrich) — **Abeken** (Bernhard Rudolf) — **Abel** (Karl von) — **Abercromby** (James) — **Ablösung** — **Abolition** — **Abrantes** (Herzogin von) — **Absolutismus** — **Actenversendung** — **Actienwesen** — **Adam** (Charles Adolphe) — **Adel und Bürgerstand in der neuesten Zeit** — **Advocatenvereine** — **Afrika** — **Afzelius** (Familie) — **Agardh** (Karl Adolf) — **Agassiz** (Louis) — **Agnew** (Sir Andrew) — **Agnado** (Alexandre Marie) — **Agypten** — **Ahlquist** (Abraham) — **Ahumada** (Marquis de las Amarillas, Herzog von) — **Akustik** — **Alava** (Don Miguel Ricardo de) — **Albrecht** (Wilhelm Eduard) — **Alexander Karl** (Herzog von Anhalt-Bernburg) — **Algier** — **Allard** — **Almodovar** (Don Ildefonso Diez de Ribera, Graf von) — **Aloys** Maria Joseph Johann Joachim Franz (Fürst von Liechtenstein) — **Alten** (Karl August, Graf) — **Alterthumsvereine** — **Alvensleben** (Albrecht, Graf von) — **Amann** (Heinrich) — **Amerika** — **Amici** (Giovanni Battista) — **Ammon** (Friedrich August von) — **Ammon** (Friedrich Wilhelm Philipp von) — **Ampère** (André Marie) — **Ampère** (Jean Jacques) — **Amsberg** (August Philipp Christian Theodor von) — **Amsler** (Samuel) — **Ankarsvärd** (Karl Henrik, Freiherr) — **Anderloni** (Pietro) — **Andersen** (H. C.) — **Andorrée** — **Andrada e Silva** (Joseph Bonifaz — Anton Karl — Martin Franz d') — **Anhalt** — **Anton** (Clemens Theodor), König von Sachsen — **Appropriationsclausel** — **Aprilproceß in Frankreich** — **Aprilunruhen in Frankreich.** — **Arcana** — **Archäologie** — **Archivwesen** — **Arenberg** (August Maria Raimund, Fürst von — Ernst, Freiherr von) — **Arens** (Franz Joseph, Freiherr von) — **Argelander** (Friedrich Wilhelm August) — **Argentanfabrikate** — **Argout** (Apollinaire, Graf d') — **Aristokratismus und seine Gegensätze** — **Arlincourt** (Victor, Vicomte d') — **Armansperg** (Joseph Ludwig, Graf von) — **Arnoldi** (Ernst Wilhelm) — **Arriaza y Superviela** (Don Juan Bautista de) — **Arwidsson** (Adolf Iwar) — **Aschbach** (Joseph) — **Asiatische Gesellschaften** — **Askelöf** (Johan Christopher) — **Assecuranz** — **Associationen** — **Ast** (Georg Anton Friedrich) — **Aster** (Ernst Ludwig — Karl Heinrich) — **Asthetik** —

Digitized by Google

Athen — Attentate — Audry de Puyraveau (Pierre François) — **Auffenberg** (Joseph, Freiherr von) — **August** (Paul Friedrich), Großherzog zu Oldenburg — **Augusti** (Johann Christian Wilhelm) — **Auslieferung — Auswanderungen — Baader** (Franz von) — **Babbage** (Charles) — **Bach** (Wilhelm) — **Bachmann** (Gottlob Ludwig Ernst) — **Bachmann** (Karl Friedrich) — **Back** (George) — **Baden — Bähr** (Johann Christian Felix) — **Baiern.**

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird, um die Artikel, da sie sich auf die Gegenwart beziehen, bald nach ihrer Abfassung in das Publicum zu bringen und die Anschaffung zu erleichtern, in

Heften von 10 Bogen

zu dem Preise:

auf weißem Druckpapier 8 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 12 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.,

ausgegeben werden. Der Umfang läßt sich, da die Zeit stets Neues bringt, nicht genau bestimmen, indeß werden wol 20—24 Hefte zu einer genügenden Ausführung des Plans hinreichen. Die Hefte sollen sich so rasch folgen, als die auf die Bearbeitung und Redaction zu wendende Sorgfalt es irgend gestatten.

Das erste und zweite Heft sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Literarische Anzeige.

Von der

CENTRAL-BIBLIOTHEK

der Literatur, Statistik und Geschichte der Pädagogik und des Schul-Unterrichts

im In- und Auslande, herausgegeben von

Dr. H. G. Brzoska, Prof. in Jena,

sind bis jetzt 4 Hefte erschienen und an die Abonnenten versandt.

Die Reichhaltigkeit derselben ist am besten aus nachstehendem Inhaltsverzeichnisse zu ersehen:

A. LITERATUR: 1) Dr. ***F. H. Ch. Schwarz*** in seinem Leben und Wirken als Pädagog dargestellt. 2) ***Knox:*** Liberale Erziehung; oder: praktische Abhandlung über die Methode der Erwerbung nützlicher und feiner Gelehrsamkeit. 3) Über die hohe Bedeutung, welche die neuerlich in der Methode der Psychologie eingetretene Reform für die Pädagogik hat. Von Dr. ***F. E. Beneke.*** 4) ***Dahlmann:*** Die Volksbildung. 5) ***Jost:*** Über Unterricht in den alten Sprachen, namentlich für Nichtstudirende, im Vergleiche mit dem Unterrichte in der hebräischen Sprache bei den Juden. 6) ***Fleck:*** Ursprüngliche Einheit der Pädagogik und der Heilkunst. 7) Mad. ***Necker de Saussure:*** Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Relation von Dr. ***Mönnich.*** 8) Dr. ***Nik. Bach:*** Über die Grenzen der Gymnasialbildung. 9) ***Literarische Anzeigen:*** *a)* Die Pädagogik des Hauses von *Heinsius.* *b)* Lehrbuch der Katechetik von *Müller.* *c)* Licht und Finsterniss von *Arndt.* *d)* Über den Zustand der heutigen Gymnasien von *Arndt.* *e)* Deutsches Declamatorium von *Kannegiesser.* *f)* Leitfaden bei dem Unterricht in der israelitischen Religion von *Rüdinger.* *g)* Lehrbuch der israelitischen Religion. *h)* Elementarbuch von *Presburger.*

B. STATISTIK: 1) St.-Galler katholisches Schulwesen. 2) ***Alexander von Kruesenstern:*** Abriss des Systems der Fortschritte und des Zustandes des öffentlichen Unterrichts in Russland. 3) Über die neuesten mit dem Schul- und Studienwesen in Baiern vorgenommenen Veränderungen. 4) Verordnung über die gelehrten Schulen im Grossherzogthum Baden nebst dem Lehrplane für dieselben. 5) Erlass des königl. Ministeriums des Unterrichts in Betreff der durch die Schrift des Med.-Raths Dr. *Lorinser:* „Zum Schutz der Gesundheit in den „Schulen" veranlassten Untersuchungen des Gymnasialzustandes. 6) ***Fr. Ellendt:*** Über die Verordnung des königl. preuss. Ministeriums vom 24sten Oct. 1837 nebst Nachwort von ***Brzoska.*** 7) ***Nik. Bach:*** Bemerkungen über den Erlass des königl. preuss. Ministeriums u. s. w. 8) ***Brzoska:*** Über die in Schwarzburg-Sondershausen unterm 10ten Febr. 1838 erlassene Verfügung, die Bestrafung der Schulkinder betreffend. 9) Das Schulwesen des Grossherzogthums Hessen, dargestellt von ***Schaumann.*** 10) Basellandschaft. 11) ***Brzoska:*** Über die Verordnung des weimarschen Oberconsistoriums vom 13. Febr. 1838 in Betreff der pädagogischen Studien auf der Universität zu Jena. 12) *Correspondenznachrichten: a)* Zur Statistik der Realschulen in der preussischen Rheinprovinz. *b)* Canton Zürich. *c)* Aus der Schweiz. *d)* Aus Kurhessen. *e)* Aus Bern. *f)* Aus dem Grossherzogthum Hessen. *g)* Aus Canton Solothurn. 13) *Programme: a)* Frankfurt a. M.: Israelitische Realschule. *b)* Berlin: Universität.

C. GESCHICHTE: Die Gegenwart in ihren pädagogischen Bestrebungen und Foderungen. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Ein pädagogisch-historischer Versuch von Dr. ***Fr. Cramer.***

D. MISCELLANEEN: 1) Pädagogisches Forum. 2) Pädagogische Paränesen. 3) Preisfrage, das Gewerbewesen betreffend, nebst Nachschrift.

E. JOURNALISTIK: I. Deutsche Journale. II. Ausländische Journale. A. Pädagogisch-Wissenschaftliches. B. Statistisches. C. Historisches. D. Vermischtes.

F. INTELLIGENZBLATT: Nr. 1—10.

Der Preis für den Jahrgang von 12 Monatsheften ist 8 Thlr., wofür jede Buchhandlung und jedes Postamt liefern kann.

Das 5te Heft erscheint in einigen Tagen.

Halle, den 1sten Juni 1838.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Soeben erschien:

Marat,

historischer Roman von A. Schoppe, geb. Weise.

2 Bände. 12. Geh. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Braunschweig, Juni 1838.

G. Westermann.

Digitized by Google

Medicin.

DICTIONNAIRE
des études médicales pratiques.
huit volumes,

gr. in-8. de 40 feuilles, publiés en 32 livraisons.
Paris, 1838.

Die fünf ersten Lieferungen dieses medicinischen Wörterbuchs, das sich weniger durch den Reichthum seiner Artikel, als durch die Gediegenheit derselben auszeichnet, da es nur eine Auswahl größerer, ganze Doctrinen der Wissenschaft behandelnde Aufsätze enthalten soll, sind bereits erschienen. Von den darin enthaltenen Aufsätzen dürften folgende namhaft zu machen sein: Abcès, par **Benonvilliers**; Abdomen, par **Algaud**; Absorption, par **Martins**; Accouchement, par **Guillemot**; Acetates, par **Leueur**; Adhérences, par **Andral**; Aiguilles, par **Lenoir**; Amaigrissement, par **Sanson**; Amaurose, par **Caffé** etc.

Das Werk soll in 32 Lieferungen, deren jede 20 Gr. kostet, vollständig erscheinen; alle diese Zahl überschreitenden Lieferungen werden gratis gegeben.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Über
die Idee der Universität
und
ihre Stellung zur Staatsgewalt.
Nebst einer einleitenden Abhandlung
über
die Bedeutung der **Kölner und göttinger Amtsentsetzung für die Staatsfragen der Gegenwart.**
Von
Dr. Karl Hermann Scheidler.

28 Bogen. 8. Broschirt. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.
Leipzig, im Juni 1838.
C. Hochhausen & Fournes.

Anzeige
für Philologen und jeden Gebildeten.

Bedeutend ermäßigter Preis
von 6½ Thlr. auf 1⅓ Thlr.
des
Caj. Cornel. Tacitus
sämmtliche Werke,
übersetzt
vom Dr. und Professor **Wilhelm Böttticher.**
Vier Bände, 1831—34.

Diese Übersetzung des Tacitus, von der einer unserer berühmtesten Philologen sagt, daß, wenn derselbe überhaupt ins Deutsche übersetzt werden solle, es nur in der von Herrn Böttticher befolgten Weise geschehen könne, und dessen Arbeit alle seine Vorgänger beiweitem übertreffe, hat wol bis jetzt nur des bedeutenden, wenngleich dem Umfange des Werkes nicht unangemessenen Preises wegen die wohlverdiente allgemeine Verbreitung noch nicht gefunden.

Der unterzeichnete Verleger findet sich deshalb veranlaßt, es so billig anzubieten, daß die Anschaffung Lehrern und Schülern sowie jedem Gebildeten leicht wird.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Berlin, im Juni 1838.

Th. Chr. Fr. Enslin.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Soeben ist bei A. Wiendrack in Leipzig erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Riesenburg und Rosenburg. Ein Roman aus dem 14ten Jahrhundert von **Wilhelmine Lorenz.** 2 Theile. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Die Brüder Törnebladh. Novelle von **Pensersoso.** 3 Theile. 8. Preis 3 Thlr. 18 Gr.

Verfasser und Verfasserin dieser beiden Romane gewannen bereits durch ihre frühern Leistungen die besondere Gunst der gebildeten Lesewelt und dürften die vorstehenden einer beifälligen Aufnahme nicht minder gewärtig sein. Während die Verfasserin der „Riesenburg ꝛc." mit glücklichem Talente die Vorzeit zu schildern versteht und durch eine die Aufmerksamkeit fesselnde, oft angenehm überraschende Entwickelung der Erzählung die Theilnahme des Lesers nie erkalten läßt, zeichnet uns Pensersoso die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart so treffend als anziehend und verleiht durch die einfache Anmuth der Details, die sanfte Wärme in den Verhältnissen beider Geschlechter zu einander, welche an die Zeit der Goethe'schen Jugend erinnert, seinen Darstellungen eine eigenthümliche Frische.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie zu haben:

Hermes und Sophrosyne.
Von
M. Enk.
Aut imperat, aut servit — — pecunia.
Hor.

12. Wien 1838. In Umschlag broschirt. Preis 1 Fl. C.-M.

Dieses Werk des bereits durch mehre Schriften rühmlichst bekannten Verfassers verdient um so mehr die Aufmerksamkeit des Publicums, als es die industriell-commerzielle Richtung der Zeit aus dem Standpunkte sittlicher Lebensanschauung betrachtet.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wanderbuch.
Ein Gedicht in Scenen und Liedern
von
Hermann Schulz.
8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im Juli 1838.
F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts.

Begonnen von

Wilhelm Müller.

Fortgesetzt von

Karl Förster.

Vierzehn Bändchen.

8. Geh. 1822—38. 20 Thlr. 16 Gr.

Inhalt:

I. Martin Opitz v. Boberfeld (1 Thlr. 12 Gr.); II. Andreas Gryphius (1 Thlr. 12 Gr.); III. Paul Flemming (1 Thlr. 12 Gr.); IV. Rodolf Weckherlin (1 Thlr. 12 Gr.); V. Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert (1 Thlr. 12 Gr.); VI. Friedrich v. Logau und Hans Aßmann v. Abschatz (1 Thlr. 4 Gr.); VII. Julius Wilhelm Zinckgref, Andreas Tscherning, Ernst Christoph Homburg und Paul Gerhard (1 Thlr. 8 Gr.); VIII. Johann Rist und Daniel Georg Morhof (1 Thlr. 4 Gr.); IX. Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund v. Birken, Andreas Sculletus, Justus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler (1 Thlr. 4 Gr.); X. Johann Christian Günther (1 Thlr. 4 Gr.); XI. Jakob Schwieger, Georg Neumark und Joachim Neander (1 Thlr. 12 Gr.); XII. Friedrich Spee (1 Thlr. 8 Gr.); XIII. David Schirmer, Zacharias Lundt, Philipp Zesen (1 Thlr. 20 Gr.); XIV. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Kaspar von Lohenstein, Christian Wernike, Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz, Christian Weise, Johann von Besser, Heinrich Mühlenpforth, Benjamin Neukirch, Johann Michael Moscherosch und Nicolaus Peucker (2 Thlr. 12 Gr.).

Diese Sammlung, welche das Beachtenswerthe aus einem interessanten Zeitraume unserer Literatur in sich vereinigt, ist mit dem soeben erschienenen vierzehnten Bändchen beendigt.

Jedes Bändchen enthält die Charakteristik und Lebensbeschreibung der einzelnen Dichter und ist unter besonderm Titel für den bemerkten Preis zu erhalten.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Auswahl französisch-deutscher Gespräche.

Nebst

den für die Conversation erfoderlichen

Vocabeln.

8 Bogen. Gr. 8. Broschirt. 12 Gr.

Dieses Werk zeichnet sich dadurch vor andern dieser Art aus, daß in demselben alle fehlerhaften und ungebräuchlichen Redensarten gänzlich vermieden und die neuesten Zeitinteressen, wie Dampfboote, Eisenbahnen ꝛc., berücksichtigt sind. Besonders spricht es für den Werth desselben, daß es sogleich nach Erscheinen in der hiesigen Handelsschule, sowie in mehren Privatinstituten, eingeführt wurde.

Früher erschienen in unserm Verlage noch folgende, die Erleichterung des Sprachstudiums bezweckende Schriften:

Familiar letters on various subjects, for the use of young persons of both sexes, by ***J. H. Hedley.*** 12. Brosch. 1836. 14 Bogen. 12 Gr.

Cent lettres familières sur différens sujets. A l'usage de la jeunesse. Par ***L. de Magy.*** 12. Brosch. 1836. 12 Bogen. 12 Gr.

Nouvelle Grammaire française; par ***Noël*** et ***Chapsal.*** 26e édition. 12. 1835. 10 Bogen. 9 Gr.

Exercices français sur l'orthographie, la syntaxe et la ponctuation; par ***Noël*** et ***Chapsal.*** 24e édition. 12. 1834. 8 Bogen. 9 Gr.

Corrigé des Exercices français sur l'orthographie, la syntaxe et la ponctuation; par ***Noël*** et ***Chapsal.*** 20e édition. 12. 1834. 8 Bogen. 9 Gr.

Abrégé de la Grammaire française ou extrait de la nouvelle grammaire, par ***Noël*** et ***Chapsal.*** 12e édition. 12. 1834. 3 Bogen. 5 Gr.

Bei Abnahme in Partien sind wir im Stande, noch bedeutend billigere Preise zu stellen.

Leipzig, im Juni 1838.

C. Hochhausen & Fournes.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Blüten aus Jakob Böhme's Mystik.

Von

Dr. Wilh. Ludw. Wullen.

Velinpapier. In Umschlag broschirt. Preis 16 Gr., oder 1 Fl.

Der Herausgeber, bekannt durch seine frühere Schrift über Böhme, welche, wie Gustav Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern urtheilt, die strengwissenschaftliche Seite dieses tiefen, gewaltigen Geistes meisterhaft darstellt, gibt in dieser Sammlung Bilder aus der religiösen und dichterischen Weltanschauung des Weisen von Görlitz. Sie hat den Vorzug, daß sie ihren Inhalt nicht zufällig aneinanderreiht, sondern ihn kunstreich gliedert und zu einem schönen Ganzen abrundet, das von den tiefsten Blicken in die Geheimnisse des Gemüthes durchleuchtet wird. Man darf deshalb wol sagen, daß mit ihr der Herausgeber seinen Zweck, dem lange verkannten, weil nicht genug erkannten, großen Genius ein Denkmal zu setzen, gründlicher erreichen wird, als der Brite, welcher ihm gegenwärtig auf seinem Grabe in Görlitz einen Marmorstein errichten läßt.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Chinesische Literatur.

Le Ta Hio,

Ou la grande étude,

le premier des quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine; Ouvrage de

Khoung-fou-tseu (Confucius)

et de son disciple Thsêng-tseu;

traduit en français avec une version latine et le texte chinois en regard; accompagné du commentaire complet de Tchôu-hi, et de notes tirées de divers autres commentateurs chinois; par *G. Pauthier*. In-8. Paris. 5 Thlr. 20 Gr.

Von diesem Werk empfingen wir eine gröbere Anzahl in Commission, und ist dasselbe durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist nun vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Mechanik,

zugleich mit den dazu nöthigen Lehren der höhern Analysis und der höhern Geometrie.

Elementar vorgetragen und mit sehr vielen Beispielen der Anwendung versehen

vom

Professor **Dr. Martin Ohm** in Berlin.

3 Bände, mit 4 Figurentafeln. Preis 8 Thlr. 6 Gr.

Die einzelnen Bände zu folgenden Preisen:

1ster Bd. Mechanik des Atoms, mit 1 Tafel, 2 Thlr. 12 Gr.
2ter " Statik fester Körper, mit 2 Tafeln, 2 " 18 "
3ter " Dynamik fester Körper, mit 1 Tafel, 3 " — "

Alle kritischen Blätter haben sich höchst lobend über dies Werk ausgesprochen, und da der Name des Herrn Verfassers ohnehin ein in der mathematischen Literatur hochgeachteter ist, so wird dasselbe einer weitern Empfehlung wol nicht bedürfen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Eisenbahnen im Vergleich mit den Wasserstrassen.

Von

Michael Chevalier.

Auf Befehl Sr. Maj. des Königs von Würtemberg aus dem Französischen übersetzt

von

Friedr. Ludw. Lindner.

Gr. 8. In Umschlag geheftet. Preis 6 Gr., oder 24 Kr.

Zu einer Zeit, wo der Wunsch, überall Eisenbahnen anzulegen, fast zur Leidenschaft geworden, verdient eine Schrift, in welcher diese Angelegenheit unparteiisch, mit ruhiger Berechnung untersucht wird, die Aufmerksamkeit des Publicums. In der Abhandlung des Herrn M. Chevalier, die hier in deutscher Übersetzung erscheint, werden die verschiedenen Interessen erwogen, deren Förderung die neue Erfindung beabsichtigt; in Bezug auf andere Transportmittel werden die Resultate einander gegenübergestellt, wodurch die Beurtheilung eine sichere Basis erhält. — Dass diese lehrreiche Schrift auf Befehl Sr. Majestät des Königs übersetzt und gedruckt wurde, ist ein abermaliger, in unsern Tagen zweifach erfreulicher Beweis von der Aufmerksamkeit des erhabenen Beschützers der Industrie auf Alles, was die Zeitbedürfnisse zu regeln und so mit Sicherheit zu befriedigen geeignet ist. Die Rücksicht auf diesen Umstand wird die öffentliche Theilnahme an der Schrift unfreitig erhöhen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei uns sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Über den Geist des Hauses Hohenzollern und die weltgeschichtliche Bedeutung des preußischen Staats. Von K. F. E. Trahndorff. 6 Gr.

Über belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf. Ein Wort der Warnung für Alt und Jung. Von Dr. J. E. Hitzig. 4 Gr.

Reise-Novellen und Erzählungen. Von Fr. Bellegno. Erster Theil. Inhalt: 1. Schein trügt. Ein Reiseabenteuer. II. Der Weg zum Amte. III. Der Raufer. IV. Literat avant les lettres. 1 Thlr. 6 Gr. (Der das Werkchen schließende zweite Theil erscheint in einigen Wochen.)

Wohlfeilste Volks-Bildergalerie. Bildnisse ausgezeichneter Personen und Darstellungen nach vorzüglichen Gemälden im Holzschnitt von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung. Fünftes und sechstes Heft. à 4 Gr. (Diese beiden Hefte enthalten: 4 Bildnisse, 6 Städte- und Landschaft-Bilder, 6 Genre-Bilder.)

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Bei Orell Füßli und Comp. in Zürich ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theanthropos.

Eine Reihe von Aphorismen.

(Motto: Was ist Wahrheit?)

12. Brosch. 20 Gr., oder 1 Fl. 15 Kr.

☞ Eine sehr interessante Schrift für jeden Gebildeten, vorzüglich aber für Theologie Studirende.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Skizzen

aus dem

Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

Erstes Bändchen:

Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Verfasserin der „Teckningar ur Hvardagslifvet" hat sich in Schweden einen ausgezeichneten Namen erworben und ihre Erzählungen verdienen der deutschen bestens bekannt zu werden.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In neuer, wohlfeiler Ausgabe ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Histoire
de la Marine française.
Par
Eugène Sue.

5 beaux volumes, grand in-8., papier vélin, avec 40 gravures sur acier, représentant des scènes de marine, les portraits des plus grands marins de l'époque, des plans, des fac-simile etc. etc.

Prix du volume 7 Fr. 50 Cent.

Der durch so manche dichterische Darstellungen aus dem Seeleben bekannte Eugène Sue hat die Aufgabe, welche er sich in dem vorstehend angezeigten Werke stellte, eine Geschichte des Seewesens unter Ludwig XIV. zu geben, in ihrem größten Umfange erfaßt und mit musterhafter Gründlichkeit durchgeführt. Wie er auf der einen Seite die Vorgänge in ihrem großartigen Zusammenhange uns schildert, so begleitet er auf der andern die Seeleute nicht nur in Kampf und Gefecht, sondern auch bei friedlichen Handelszügen und in das Innere ihres Privatlebens. Was er uns gibt, ist keineswegs Roman, sondern auf authentische Documente gestützte Geschichte. Diese, größtentheils in ungedruckten Aktenstücken bestehenden Documente sind äußerst zahlreich und für die politische Geschichte des 17. Jahrhunderts von hoher Wichtigkeit.

Die günstige Aufnahme, welche dem Werke zu Theil wurde, hat den Herausgebern erlaubt, den Preis dieser neuen Ausgabe von 10 Fr. auf 7 Fr. 50 Cent. per Band zu ermäßigen.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Bei Theod. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind von folgenden, bereits in vielen preußischen und auswärtigen Schulanstalten eingeführten Büchern neue, sehr vermehrte und verbesserte Auflagen erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Terminologie
der Phanerogamischen Pflanzen;
zum Unterricht in der Botanik für Lehranstalten.

Nebst einer Anleitung zum Selbststudium und für den Lehrer, wie er in der Botanik mit Nutzen zu unterrichten hat.

Von

Dr. *Albert Dietrich.*

Zweite durchaus umgearbeitete Auflage in Grossoctav.

Mit 24 lithogr. Tafeln, worauf mehr als 1200 Figuren befindlich sind. Gebunden 1 Thlr. 8 Gr.

Court Abrégé de Phrases
pour faciliter aux jeunes demoiselles la conversation française.

Principalement à l'usage des élèves de l'école Elisabeth (à Berlin).

Seconde édition, revue et augmentée de petits morceaux de lecture.

10 Bogen. Preis 8 Gr.

Für den speciellen Unterricht des weiblichen Geschlechts im Französischen ist die Literatur nicht eben reich und namentlich darunter ein dem obigen Ähnliches Buch, welches alle Ausdrücke und Redensarten aus dem weiblichen Unterrichts- und Geschäftskreise enthält, gar nicht vorhanden.

Ferner ist soeben fertig geworden:

P. Vogel und Dr. W. Brennecke,

Praktisches Rechenbuch

für untere, mittlere und obere Classen der Gymnasien, Gewerbe- und Bürgerschulen.

Zweiter Theil,

welcher eine vollständige Anleitung zum gesammten angewandten praktischen, bürgerlichen und kaufmännischen Rechnen enthält, nebst einer sehr großen Anzahl von Übungsaufgaben aus dem Gebiete der kaufmännischen Praxis, des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, der Naturlehre u. s. w.; wie auch Angaben vielfacher Methoden dergleichen Aufgaben durch Verstandesschlüsse zu lösen und Erklärung aller auf die obigen Rechnungen bezüglichen sachlichen Verhältnisse.

19 Bogen. Preis 18 Gr.

Der erste, im Jahre 1837 erschienene Theil kostet 12 Gr.

Folgendes neue Verlagswerk bestätigen wir in Commission:

Fauna
von Thüringen
und den angrenzenden Provinzen.

Erscheint nach Art der Flora von Thüringen in Heften (jedoch in bedeutend größerm Formate), mit sehr schön illuminirten Kupfertafeln, zu denen der als Zeichner vieler Kupferwerke bekannte Dr. C. Schenk in Jena die Originalzeichnungen liefert. Den Text haben mehre rühmlichst bekannte Autoren zu besorgen übernommen.

Die zuerst zu liefernden Abtheilungen sind:

Die Schmetterlinge,
von Dr. Th. Thon,

Professor u. s. w., Verf. mehrer entomologischer Werke,

und

Die Säugethiere,
von Dr. T. Renner,

Prof. der vergl. Anatomie und Director der Thierarzneischule zu der Universität Jena.

Der Preis des Heftes in gr. 8., mit illum. Kupfern, ist 12 Gr.

Das 1ste und 2te Heft ist erschienen.

Leipzig.

C. Hochhausen & Fournes.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schulrede
gehalten am Sylvesterabend 1837

von

Florian Felbel,
Studienrector.

Mit inclavirten und untergestellten Anmerkungen des Herausgebers

Magister Wundergern.

8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung f. deutsche u. ausländische Literatur in Leipzig
(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60),
erlauben sich auf folgende in Paris soeben erscheinende interessante Schrift aufmerksam zu machen:

VIE
religieuse et politique
de
TALLEYRAND,
depuis sa naissance jusqu'à sa mort.
Ornée de trois portraits.
Par **Louis Bastide.**
(Erscheint in 15 Lieferungen, jede von 2 Bogen, im Preise zu 5 Gr.)

In unserm Verlag ist soeben folgende Schrift fertig geworden und kann durch jede gute Buchhandlung bezogen werden:

Charakteristik
des
Unglaubens, Halbglaubens und Vollglaubens,
in Beziehung
auf die neuern Geschichten desselben Personen.
Von
Professor Eschenmayer.

Nebst Beleuchtung der Kritik im „Christenboten".
8. Geh. Preis 36 Kr.

Tübingen.
Buchhandlung zu Guttenberg.

Jahrbuch für 1838.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

JAHRBUCH
für 1838.
Herausgegeben
von
H. C. Schumacher,
mit Beiträgen von
Bessel, Oltmans, Leopold von Buch, Kämtz, Moser, Gauss, Oersted, Olbers und Schouw.

8. Cart. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Inhalt: Astronomische Ephemeride für 1838. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen mittels des Barometers von Gauss. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittels des Barometers von J. Oltmans. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des metrischen Barometers. Tafeln für Vergleichung der französischen und englischen Maße. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Über die Temperatur von Jena. Über Flut- und Ebbe. Über die Wettersäule. Bemerkungen über die wichtigsten Erscheinungen in der Atmosphäre. Gebirgswanderungen im Norden und im Süden. Die Sternschnuppen im August 1837.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bücher-Auction in Bremen.

Montag, den 3ten Sept., und folgende Tage d. J., werden die von sel. Herrn Obergerichtssecretair Dr. **H. H. Meier** und sel. Herrn Bibliothekar Prof. **Rump** nachgelassenen Bücher, hauptsächlich juristischen, historischen, philosophischen und theologischen Inhalts, nebst mehren Anhängen aus der pädagogischen, theologischen, historischen, belletristischen Literatur auch aus andern Fächern der Wissenschaften, namentlich mit einem Anhange vorzüglicher juristischer Werke, öffentlich den Meistbietenden durch Endesgenannten verkauft werden.

Das 14 exzgedruckte Bogen starke Verzeichniß, welches manche ausgezeichnete Werke enthält, ist zu bekommen: in Berlin bei Herrn Asher, Herren List & Klemann und bei Herrn Wilh. Besser; in Braunschweig bei Herrn G. W. Meyer jun.; in Breslau bei Herren Max & Comp.; in Kassel in der Krieger'schen Buchhandlung; in Frankfurt a. M. bei Herrn Fr. Wilmans; in Gotha in der Expedition der Allgemeinen Anzeigers; in Göttingen bei Herren Vandenhoeck & Ruprecht; in Halle bei Herrn Anct.-Commiss. Lippert; in Hamburg bei Herrn Schnorrenhäut; in Hannover bei Herrn Auctionator F. Cruse; in Leipzig bei Herrn K. F. Köhler und bei Herrn Otto August Schulz; in Münster bei Herrn Regenberg; in Osnabrück bei Herrn Rackhorst, und in Stuttgart bei Herrn Antiquar Steinkopf.

Zur Besorgung sicherer Aufträge erbieten sich: Herr Adolf Kretlenberg in der Joh. Georg Heyse'schen Buchhandlung hierselbst und

Ludw. Wilh. Heyse,
Bremen, im Juni 1838. Auctionator.

Neu ist in meinem Verlage erschienen:

Raumer (Karl von),
Professor in Erlangen.

Beschreibung der Erdoberfläche.
Eine Vorschule der Erdkunde.
Dritte verbesserte Auflage.
Gr. 8. 6 Bogen. 4 Gr.

Die dritte Auflage dieser kleinen Geographie ward durch den Verfasser mit den durch die Fortschritte der Wissenschaft bedingten Änderungen bereichert, unter Beibehaltung der Methode, welche auch in seinem

Lehrbuch
der
allgemeinen Geographie.
Zweite vermehrte Auflage.
Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

allgemein verdienten Beifall fand. Beide Werke werden zur Leitung des geographischen Unterrichts mit großem Erfolge benutzt.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Allgemeines Handwörterbuch
der
philosophischen Wissenschaften,
nebst
ihrer Literatur und Geschichte.

Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften
bearbeitet von
Wilh. Traug. Krug.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
Fünf Bände. Gr. 8. (287 Bogen.) 12 Thlr.

Der fünfte oder Supplementband auch unter dem Titel:
Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie. In zwei Abtheilungen. A—Z. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der vier ersten Bände dieses Werks (1832—34, 11 Thlr.), ist der Stand der Wissenschaft durch neue Philosophen und vielerlei Schriften verändert und gefördert worden, was Lücken in manchen Artikeln zur Folge haben mußte. Der Verfasser kommt daher dem Wunsche vieler Besitzer desselben und allen Denen durch Herausgabe eines neuen Lexikons entgegen, welche sich theils aus Beruf, theils mehr aus Neigung und ohne den ganzen Aufwand wissenschaftlicher Studien mit der Philosophie, als Grundlage der übrigen Wissenschaften, beschäftigen.

Um den Ankauf des ganzen nun bis auf die neueste Zeit fortgeführten Werks zu erleichtern, habe ich den Preis von 15 Thlr. 12 Gr. auf

Zwölf Thaler

ermäßigt, wenn alle fünf Bände zusammen genommen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben versandten wir den zweiten Band der neuen Ausgabe von:

Gotthold Ephraim Lessing's
sämmtlichen Schriften,
herausgegeben von **Karl Lachmann.**

Zwölf Bände in Großoctav auf Velinpapier, mit Lessing's Portrait in Stahlstich. Subscriptionspreis fürs Ganze 12 Thlr.

Bis zur Michaelismesse d. J. werden in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes noch Subscriptionen angenommen.

Berlin, den 23sten Juni 1838.

Voß'sche Buchhandlung.

Bei **Imle & Liesching** in Stuttgart ist erschienen und vorräthig in allen Buchhandlungen:

Historisch-kritische Darstellung
der
POCKENSEUCHEN,
des
gesammten Impf- und Revaccinationswesens im Königreiche Würtemberg
innerhalb der 5 Jahre Juli 1831 bis Juni 1836.

Nach den bei dem königl. Medicinalcollegium vorliegenden Physikatsberichten bearbeitet
von
Professor Dr. **Franz Heim.**

42 Bogen Medianformat. Preis 3 Thlr. 9 Gr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Wir empfehlen der Beachtung der Herren Ärzte das vorstehende Werk, das aus einer Reihe authentischer Berichte und Erfahrungen Resultate zieht, die durch ihre Neuheit und Wichtigkeit das Interesse des Mediciners im Allgemeinen, insbesondere aber des amtlichen Arztes und der Sanitätsbehörden in um so höherm Grade erregen müssen, als das vielfache Auftreten der Pockenkrankheit in neuerer Zeit die ernsthaftesten Massregeln dagegen erheischt. Nur bei einem solchen, ein geschlossenes Ganzes umfassenden Material und dem unermüdlichen, durch die reichsten eignen Erfahrungen und die umfassendsten Kenntnisse der betreffenden Literatur unterstützten Fleisse des Herrn Verfassers, konnte ein Werk entstehen, dessen Verdienste in medicinischer und gesundheitspolicеilicher Beziehung gewiss die gerechteste Anerkennung finden werden.

Neue Memoiren
vom Verfasser der
Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état etc.

Im Laufe dieses Monats erscheinen die beiden ersten Bände der

Mémoires secrets
de 1770 à 1830,
par
Mr. le Comte d'Allonville.
Auteur des Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état etc.
6 vols. In-8.

Preis jeder Lieferung von 2 Bänden 15 Fr.

Bestellungen bitten wir uns baldigst zukommen zu lassen.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. Juni. Nr. 270—274.

Nr. 270. * Don Carlos, spanischer Kronprätendent. Die Glocken. * Der Wasserfall des Niagara. Zellenwagen zum Transport der Sträflinge. Fang der Zitteraale mit Pferden. Eine zahlreiche Familie. Zur Statistik des Buchhandels. * Das Grab Engelbert's von Nassau in der Kirche zu Breda. — **Nr. 271.** * Barcelona. Chronik der Erdbeben im J. 1837. Ein spanischer Prinz am Senegal. * Die Besteigung des Montblanc. Sicheres Mittel, das Kahnigwerden des Weins zu verhüten. Zusammenhang der europäischen und asiatischen Türkei. Amerikanische Alterthümer. — **Nr. 272.** * Das Gnu. Das südliche Kreuz. * Saint-Cloud. Steinkohlenverbrauch. Senkbrunnen oder negative Quellen. Die Eishöhlen und Eisluftlöhlen. Projectirter Riesenbrunnen. * Teniers der Jüngere. — **Nr. 273.** * Badajoz. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Anwendung des Argentans als Küchengeräthe. Actiengesellschaften in Frankreich. * Die Besteigung des Montblanc. (Beschluß.) Feuersbrünste in London und Paris. Das Tabacksgift. — **Nr. 274.** * Der Justizpalast zu Paris. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Beschluß.) Bandschaftsbilder aus Abyssinien. Nächtliches Treiben in den Tropenländern. * Die Jungfrau, nach Murillo. Die Provinz Navarra in Spanien. Schlauheit eines Schmugglers. Verbesserte Art, Bücher einzubinden. Kyanisirtes Holz. * Die Stadt Braubach.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Juli 1838. **F. A. Brockhaus.**

Von der Unterzeichneten wird demnächst verschickt werden:

Das

goldene Vließ

oder

die Erzeugung und der Verbrauch

der Merinowolle,

in

ökonomischer, mercantilischer und statistischer Hinsicht.

Von

J. G. Elsner.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.

Inhalt:

Erster Hauptabschnitt. Erzeugung und Verbrauch von Wolle in Deutschland. I. Die Erzeugung der deutschen Wolle. A. Von der Menge der in Deutschland erzeugten Wolle. B. Von der Qualität oder Güte der Wolle und dem dabei genommenen Gange der Veredlung. a. Die dabei begangenen Mißgriffe in Behandlung und Fütterung. 1) Unrichtige Behandlung der Merinos. 2) Nicht ganz der Natur gemäße Wartung und Pflege. a. Kartoffelfütterung. b. Die Getreidefütterung. c. Brechrohe Fütterung. d. Bernachlässigte Haltung. 2. Die verschiedenen Erfolge der Züchtung. A. Streben nach Verfeinerung der Wolle. Fehler, in welche man dabei verfiel. 1. Das Zwirnen der Wolle. a. Entstehung dieses Fehlers. b. Zunrichtung desselben. c. Die Fütterungsarten begünstigen oder vermindern diesen Fehler. 2. Das Überbilden der Wolle. B. Streben nach Wollreichthum. 1. Durch reichwolligen Stamm. 2. Durch reichliche Fütterung. II. Der Verbrauch deutscher Wolle. **Zweiter Hauptabschnitt.** Wollerzeugung und Verbrauch in den übrigen Ländern Europas. 1) Spanien. 2) Frankreich. 3) Italien. 4) a. Ungarn mit den angehörigen Ländern. b. Polen. 5) Rußland. 6) Die Türkei. 7) Schweden und Dänemark. 8) Ost- und Westpreußen. 9) England. **Dritter Hauptabschnitt.** Wollerzeugung in den andern Erdtheilen. 1) Asien. 2) Afrika. 3) Amerika. 4) Australien. **Vierter Hauptabschnitt.** Nähere Bezeichnung des edeln Vließes. I. Von den Merinos. Von den verschiedenen Racen derselben. Kraft- und Sanftwollige. 1) Von den innern oder in der Wolle selbst vorhandenen Kennzeichen. 2) Von den äußern Kennzeichen, der Farbe der Wolle und der Körpergestalt der Schafe. 3) Die Vereinigung der beiderseitigen Eigenschaften. II. Von den durch sie veredelten Schafen oder den Mestizen. **Fünfter Hauptabschnitt.** Von der Darstellung des edeln Vließes. I. Von den innern Ursachen, welche das edle Vließ verunstalten, oder auch günstig darstellen. Erste Ursache in der Erzeugung und Geburt. Zweite Ursache, Haltung und Wartung des Lammes. Dritte Ursache, fernere Behandlung der Schafe. Vierte Ursache, Krankheiten. II. Die äußern Ursachen. 1) Die Eindrücke, welche die Witterung auf das Vließ macht. 2) Die Eindrücke, welche eine gute oder schlechte Schur auf das Vließ macht. 3) Die Wäsche. **Sechster Hauptabschnitt.** Die Verwerthung des edeln Vließes. **Siebenter Hauptabschnitt.** Von dem Einflusse des edeln Vließes auf Leben und Verkehr in einem Lande. 1) Auf die Landwirthschaft. a. Unmittelbar. b. Mittelbar. 2) Auf die andern Gewerbe und auf den Verkehr des ganzen Landes. Schluß.

In welchem Grade der Verfasser der hier angezeigten neuesten Schrift seinen Stoff zu beherrschen versteht, ist dem betreffenden Publicum bereits hinlänglich bekannt. Hier hat er gleichsam das Innere seines reichen Schatzes aufgeschlossen. Vorzüglich hohen Werth gewinnt das Werk unstreitig noch dadurch, daß der Autor, fern von aller Compilation, Alles, was er sagt, aus eigner Erfahrung und aus Beobachtung und Anschauung an Ort und Stelle geschöpft hat. Das Buch hat übrigens für den Kameralisten und für den Kaufmann fast ebenso hohes Interesse wie für den Landwirth, weil es eine übersichtliche Darstellung von der Wichtigkeit und dem Ertrage der Wollerzeugung aller europäischen Länder gibt.

Die

Bildung des Landwirthes

in der weitesten Bedeutung,

von

J. G. Elsner.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Mit dem hier angezeigten Buche glauben wir dem betreffenden Publicum um so mehr eine Freude zu machen, als es eine Lücke in der landwirthschaftlichen Literatur ausfüllt, die man zeither sehr empfindlich gefühlt hat. Sollten wir ein Urtheil darüber aussprechen, so würden wir behaupten, daß dasselbe unter dem vielen Guten, was dessen Verfasser bereits geliefert hat, zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen:

Sendschreiben an J. Görres von Heinrich Leo. Zweite Auflage. Gr. 8. 10½ Bogen. Geh. Preis 16 Gr.

Kaum war die erste Auflage erschienen, so wurde eine zweite nöthig. Sie blieb unverändert. Nur fand sich der Herr Verfasser veranlaßt, in einem Vorworte auf die in den Hallischen Jahrbüchern abgedruckte Anzeige des Herrn Dr. Ruge Einiges zu erwidern.

Digitized by Google

Zur Geschichte Frankreichs.

RÈGLEMENTS
sur les arts et métiers de Paris,
rédigés au XIIIme siècle, et connus sous le nom du livre des métiers d'*Etienne Boileau*; publiés, pour la première fois en entier, d'après les manuscrits de la bibliothèque du Roi et des archives du royaume, avec des notes et une introduction,
par
G. B. Depping.

Un volume. Gr. in-4. Paris. 4 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk bildet einen Band der Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, welche in Serien erscheint, von denen die erste, zu der das obige gehört, die Histoire politique umfaßt.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Bei H. B. König in Bonn sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albers, J. F. H. (Professor Dr.), Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie. 2ter Theil. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Düntzer-Lersch, De Versu, quem Vocant, Satornio. Preis 12 Gr.

Lersch, L. (Dr.), Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streite über Analogie und Anomalie. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

van Onsenoort (Dr.), Geschichte der Augenheilkunde. Aus dem Holländischen. Mit einer Vorrede vom Geh. Med.-Rath Wutzer. Preis 10 Gr.

Weber, M. J. H. (Dr.), Handbuch der Zergliederungskunde und -Kunst des menschlichen Körpers. Erster Band. Drittes Heft. Preis 20 Gr.

Bei uns hat die Presse verlassen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Uebersicht der Landbaukunst.

Ein kurzgefaßter Leitfaden zu Vorlesungen über dieselbe und ein Wiederholungsbuch
für alle Diejenigen, welche sich öffentlichen Prüfungen in diesem Fache zu unterziehen haben,
ebenso ein Handbuch für Kameralisten und Landwirthe.
Von
Karl August Menzel,
königl. Universitäts-Bauinspector, öffentlichem Lehrer der Baukunst an der staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena und Greifswald rc. rc.

Gr. 8. Broschirt. Preis 2 Thlr.

Der Name des Herrn Verfassers bürgt dafür, daß hier etwas Gründliches und Gediegenes geliefert wird, und besagt der Titel hinlänglich, für wem sich das Werk eignet, es bedarf keiner weitern Empfehlung.

Leipzig, im Juni 1838.

C. Scheld & Comp.
(W. Einhorn.)

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. Mai. Nr. 18—21.

Nr. 18. *Der Granatbaum. Kleine Rechnenkünste. *Falscher Eifer belohnt sich nicht. Der Flaschenbühel, ein Märchen. *Der Kaulbarsch. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — **Nr. 19.** *Der punktirte Wassersalamander oder Wassermolch. *Der Tod Jesu. Der Flaschenbühel, ein Märchen. (Fortsetzung.) *Die Haar- oder stumme Schnepfe. — **Nr. 20.** *Die Derwische. Einige Benutzungen der Hand. Frohsein und Gutsein. *Der Kukuk und das Rothkehlchen. Der Flaschenbühel, ein Märchen. (Beschluß.) *Die Centauren. Räthsel. — **Nr. 21.** *Feldmarschall Blücher, Fürst von Wahlstatt. Artigkeit. *Die Glyptothek zu München. Thorheit und Dünkel, Fleiß und Bescheidenheit. *Der Hornhecht. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei Windolff & Striese in Königsberg i. d. N. sind folgende neue Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Collectanea für Anfänger im Lateinschreiben von W. Dibelius. Kl. 8. Geh. 7½ Sgr.

Novellen und Erzählungen von H. von Keyserlingk. Kl. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Methode eines Tirailleur-Coups, mit einleitendem Vorworte, von L. A. F. Schulz. Kl. 8. Geh. 7½ Sgr.

Historisch-romantische Erzählungen. Kl. 8. Geh. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1838. Zweites und drittes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat Juni, oder Nr. 152—181, 1 Beilage, Nr. 4, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XIX und XX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Velinpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1838. Sechszehnten Bandes viertes und fünftes Heft. (Nr. X, XI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat Juni, oder Nr. 22—26, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 22—26. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Soeben ist in Paris erschienen:

Extraits
des Mémoires du Prince de
Talleyrand Périgord,
ancien évêque d'Autun etc. etc.,
recueillis et mis en ordre
par
Madame la Comtesse O.. de C..

2 vols. In-8. 5 Thlr. 8 Gr.

Bestellungen bitten wir uns baldigst zukommen zu lassen.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Litteratur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.
Fünftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Die Waffenübungen bei Wosnosensk 1837. (Schluß.) — II. Die Gefechte bei Radzynyzyk und Wronow, und das Treffen bei Kazimierz im polnischen Feldzuge 1831. — III. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) 33. Der 21. März. Schlacht von Arcis. Zweiter Tag. — IV. Die Anwendung leichter Truppen gemäß dem Geiste der neuern Kriegführung. — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Übersicht des Inhalts der ältern Jahrgänge der Östreichischen militairischen Zeitschrift. (Fortsetzung.)

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 30sten Juni 1838.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Herculanum und Pompeji.

Vollständige Sammlung

der bis auf den heutigen Tag daselbst entdeckten Malereien, Bronzen, Mosaiken u. s. w. Enthaltend sämmtliche in der Antichità di Ercolano, dem Museo Borbonico und den übrigen bisher erschienenen Werken beschriebenen Antiken, mit neuern noch unedirten Gegenständen vermehrt.

Gestochen von ***H. Boux*** dem Ältern und ***Ad. Bouchet*** zu Paris. Mit erläuterndem Texte, zum Gebrauch für Künstler, Gelehrte und höhere Schulanstalten. Deutsch bearbeitet von **Dr. *A. Kaiser.***

Dieses interessante Unternehmen darf gewiß für alle Kunstfreunde, Künstler und Gelehrte eine erwünschte Erscheinung genannt werden, da es ihnen Gelegenheit bietet, eine Lücke in ihren Bibliotheken auszufüllen, die sie bis jetzt entweder schmerzlich fühlten oder nur mit großem Aufwande ausfüllen konnten, da die Werke, welche jene durch die Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji auf die Nachwelt gekommenen Schätze beschreiben und darstellen, und deren Studium so unerläßlich zum Verständniß des Alterthums wie der Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen ist, theils durch ihre hohen Preise, theils durch ihre Seltenheit fast ganz außer dem Bereiche der meisten Künstler und Gelehrten liegen.

Der Übersichtlichkeit wegen erscheint diese Sammlung in Serien nach gleichen oder verwandten Gegenständen geordnet:

Abtheilungen des Werkes.

Malereien.			Bronzen.		
1ste *Serie.*	—	Architekt. Verzierungen.	1ste *Serie.*	—	Statuen.
2te „	—	Gruppen von Figuren.	2te „	—	Büsten.
3te „	—	Einzelne Figuren.	3te „	—	Geräthe, Lampen etc.
4te „	—	Friese etc.	Geheime Sammlung.		
5te „	—	Landschaften.	1ste *Serie.*	—	Malereien.
6te „	—	Mosaiken.	2te „	—	Bronzen.

Das Ganze wird in 200 Lieferungen, jede von 4 feingestochenen Abbildungen mit nöthigem Texte und Umschlag im größten Octavformat ausgegeben, monatlich erscheinen vier solcher Lieferungen,

deren jede 5 Groschen kostet.

Die ersten 6 Lieferungen sind bereits an alle Buchhandlungen versandt und daselbst sowie auch die über dieses Werk ausgegebenen ausführlichen Prospecte einzusehen.

Hamburg, im Juni 1838.

Johann August Meißner.

Neu ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Palästina.

Von

Karl von Raumer.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriss der Kirche des heiligen Grabes.

Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Obgleich die zweite Auflage dieser ausgezeichneten Darstellung des heiligen Landes der ersten in kurzer Zeit folgt, so enthält dieselbe doch durchgängig namhafte Verbesserungen und Zusätze, wie sich schon aus dem erweiterten Umfange und aus der Vergleichung einzelner Artikel mit der frühern Bearbeitung ergibt. Die Hinzufügung mehrer wichtigen Abhandlungen über einzelne Gegenstände wird man nur als einen wesentlichen Gewinn betrachten können.

In dem im vorigen Jahre erschienenen Versuche:

Der Zug der Israeliten nach Kanaan.

Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

lieferte der Verfasser eine Beilage zu seinem „Palästina", welche seine Forschungen über diesen Gegenstand, von dem genannten Werke unabhängig, darlegt. Die sauber gestochene Karte (in gr. 4.) ist einzeln für 6 Gr. zu erhalten.

In neuen Auflagen erschienen von demselben Verfasser:

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdbeschreibung. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 4 Gr.

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Brockhaus & Avenarius in Paris und Leipzig
machen auf nachstehende vortheilhaft bekannte Sammlung französischer Reisebücher aufmerksam, die von ihnen durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

GUIDES-RICHARD.

ITINÉRAIRES EUROPÉENS IN-12. ET IN-18.,

Comprenant:

1° Les tableaux OFFICIELS des routes de chaque contrée; 2° la description archéologique, industrielle, historique des cités; 3° une notice des bourgs, villages que traverse le voyageur; 4° l'indication des curiosités de la nature et de l'art qu'il doit visiter; 5° d'amples notions sur les objets de peinture, de sculpture, les monumens antiques du moyen age et modernes que renferment les divers musées; 6° la liste exacte des messageries, voitures, diligences d'un lieu à un autre; 7° la nomenclature des BATEAUX A VAPEUR qui naviguent sur les mers, fleuves et rivières, leurs jours et heures de départ, leur prix de trajet; 8° l'indication des HOTELS ou doit descendre le voyageur; 9° les réglemens de poste et TARIFS de chaque état; 10° la description détaillée des bains et eaux thermales; 11° le tableau comparatif des monnaies.

Avec évaluation des frais de séjour et de voyage.

Chaque ITINERAIRE-RICHARD offre une CARTE ROUTIÈRE dressée aux bureaux de la guerre, des Panoramas de villes, des Vues, Vignettes etc.

Détail des Guides dont chacun contient la matière de plusieurs volumes.

Europe, 2 vol in-12. et atlas. 20 Fr.
Nord de l'Europe, 1 fort volume in-12. 7 Fr.
Midi de l'Europe, 1 fort volume in-12. 7 Fr.
France et Belgique, 1 fort volume in-12. 7 Fr. 50 C.
France, 1 volume in-18. 5 Fr.
— 1 volume in-32. 3 Fr.
Paris, conducteur de l'étranger, 1 volume in-16. 4 Fr. 50 C.
Environs de Paris dans un rayon de 15 lieues, 1 vol. in-18. 5 Fr.
Pyrénées, 1 volume in-18. 5 Fr.
Belgique et Hollande, 1 volume in-18. 6 Fr.
Suisse et Tyrol, 1 gros volume in-12. 9 Fr.
Suisse, 1 gros volume in-18. 7 Fr.
Tyrol, 1 volume in-12. 3 Fr.
Genève, 1 volume in-18. 1 Fr. 50 C.
Savoie et Piémont, 1 volume in-18. 5 Fr.
Oberland, 1 volume in-18. 1 Fr. 50 C.
Chamouny (Vallée de), 1 volume in-18. 1 Fr. 50 C.
Italie, 1 fort volume in-12. 8 Fr.
— 1 fort volume in-18. 7 Fr.
Rome, 1 volume in-18. 1 Fr. 50 C.
Allemagne, 1 fort volume in-18. 7 Fr. 50 C.
Bords du Rhin, 1 fort volume in-18. 7 Fr.
Bade, 1 volume in-12. 3 Fr. 50 C.
— 1 volume in-18. 1 Fr.
Angleterre, Ecosse et **Irlande,** 1 volume in-18. 6 Fr.
Londres, Guide de l'étranger, 1 volume in-18. 7 Fr.
Paris à Londres (routes de), 1 volume in-18. 3 Fr.
Espagne et Portugal, 1 volume in-18. 7 Fr.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pezócz (Michael),

Ansicht der Welt.

Ein Versuch
die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Universitätsbuchhandlung zu Kiel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theologische Mitarbeiten.

Eine Quartalschrift
in Verbindung mit mehreren Gelehrten
herausgegeben von
A. F. Ludwig Pelt,
Doctor und ord. Prof. der Theologie.

Iste Heft.
Preis 20 Gr.

Digitized by Google

Vollendete Herausgabe.

Das

Hauslexikon,

vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.
Unter Mitwirkung vieler Gelehrten und Praktiker
herausgegeben von

G. Th. Fechner,

ordentlichem Professor der Physik zu Leipzig.

8 Bände in Lexikon-Octav, 441 Bogen enthaltend. Mit erläuternden Holzschnitten und Steindrucktafeln.

Subscriptionspreis **12** Thlr. Sächs., oder **21** Fl. **36** Kr. Rhein.

Es gereicht uns zur wahren Freude, die erfolgte Vollendung dieses gemeinnützigen Werkes ankündigen zu können. Was wir vor vier Jahren versprachen: ein Buch zu liefern, welches, tief eindringend in die eigentlichen Bedürfnisse des täglichen Lebens, über Alles, was für daſselbe zu wissen nicht nur nützlich, sondern nothwendig ist, Auskunft und Rechenschaft gäbe, einen sichern Rathgeber und Führer in allen Lagen des häuslichen und bürgerlichen Lebens: das glauben wir im Sinne unserer geehrten Abnehmer und nach den Anforderungen unserer Zeit erfüllt zu haben, indem wir das **Hauslexikon** als Ganzes dem Publicum übergeben.

Wir unterlassen es, den Inhalt des Werkes, welcher durch Prospecte und Anzeigen hinlänglich bekannt ist, hier im Einzelnen zu bezeichnen; es genügt, daran zu erinnern, wie das Hauslexikon sich über **alle Fächer des praktischen Wissens** verbreitet. So ist aus der Rechtskunde, der Heilkunde, der Land- und Hauswirthschaft, mit Einschluß der Gartencultur und des Bauwesens, aus der Handels- und Gewerbkunde, aus der gesammten Naturkunde u. s. w. in ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens, überall der geeignete Stoff entlehnt und durch die bewährtesten Praktiker so verarbeitet, daß der Leser **sichere Anleitung zur unmittelbaren praktischen Anwendung** findet. Es ist genaue Kenntniß öffentlicher und anderer wichtiger Anstalten und Einrichtungen (als des Postwesens, der Assecuranzen, der Zölle u. s. w.) gegeben, und endlich ein reicher Schatz von Literaturnotizen über praktische Gegenstände beigefügt. Durch diese Bearbeitung ist das Hauslexikon zu einem **allgemeinen Erfahrungslexikon** geworden, als welches wir es schon früher bezeichneten, und liegt jetzt, in seiner Vollständigkeit, als ein

Universalwerk für das Haus

zur Benutzung vor. Es macht als solches eine unzählige Menge kostspieliger einzelner praktischer Werke entbehrlich, und ist selbst die

vollständigste und wohlfeilste Bibliothek für jeden Haushalt.

Schon während seines Entstehens erfreute sich unser Unternehmen einer höchst günstigen Aufnahme, obschon es seiner lexikographischen Bearbeitung halber erst als vollendetes Werk seine volle Brauchbarkeit erlangen konnte. Jetzt, nachdem diese Vollendung eingetreten, hoffen wir um so sicherer, daß eine große allgemeine Verbreitung ihm nicht fehlen werde.

Zur Erleichterung der Anschaffung lassen wir den **Subscriptionspreis** von **12** Thalern für das Ganze noch einige Zeit bestehen, und haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß das Hauslexikon auch **bandweise**, in monatlichen Lieferungszeiten, der Band zu **1**½ Thlr., oder **2** Fl. **42** Kr. Rhein., durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Leipzig, im Juni 1838.

Breitkopf & Härtel.

Bei Weise & Stoppani in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ulrich von Hutten's Jugend-Dichtungen,

didaktisch-biographischen
und
satirisch-epigrammatischen Inhalts.

Zum ersten Mal vollständig übersetzt und erläutert herausgegeben von **Ernst Münch.**

26½ Bogen auf Velinpapier. Brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Die Verdienste des Übersetzers der vorliegenden Poesien eines der kühnsten und geistreichsten Vorkechters kirchlicher Freiheit und nationaler Selbstständigkeit um die Litteratur der Werke desselben sind in Deutschland hinreichend bekannt; man wird es ihm daher nur verdanken, wenn er die in lateinischer Sprache erschienenen poetischen Schriften des Ritters aus dessen früherer Zeit, welche bisher zu mehr als zwei Drittheilen dem größern Publicum unzugänglich, d. h. unübersetzt geblieben waren, vollständig und in krenhafter deutscher Sprache dem Vaterlande mittheilt. Hier findet man die sprühenden jener geistigen Pfeile, welche dem Fanatismus und der Ignoranz, der Unduldsamkeit und dem Aberglauben, der Heuchelei und der Feigheit ins tiefste Herz gedrungen. Die neuesten Ereignisse lassen uns die Blicke aufs Neue nach dem großen Geharnischten wenden und rechtfertigen seine Wiedererweckung. Etwas Weiteres über Ulrich von Hutten beizufügen, hieße das deutsche Publicum selbst beleidigen. Wieland, Herder und Goethe haben für ihn in tiefster Bewegung der Seele gezeugt, und selbst Görres, vom finstern Geiste noch nicht erfaßt,

Digitized by Google

schrieb einst, als er die Originalausgabe empfahl, seinem Freunde Achim von Arnim: „Gönnt dem armen edlen Ulrich ein Plätzchen auf deutscher Erde, darauf er ruhen mag!“ Ja sogar der feindlich gesinnte Cardinal Pallavicini, der Jesuit und Geschichtschreiber des Conciliums von Trident, konnte dem Manne, „der mit reichen Kenntnissen ausgerüstet, nebst einer ungewöhnlichen Charakterfestigkeit eine große Überredungsgabe besaß und in einem allgemeinen Ansehen stand“, seine Anerkennung nicht versagen!

Soeben ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Edition originale pour l'Etranger.

Nouveaux Élémens

de botanique et de physiologie végétale.

Sixième édition revue, corrigée et augmentée, des caractères des familles naturelles du règne végétale,

par

ACHILLE RICHARD,

ornée de 5 planches nouvelles gravées sur acier, et de 163 gravures intercalées dans le texte, gravées sur bois.

Ouvrage adopté par le conseil royal de l'instruction publique etc.

Un volume. Gr. in-8. 9 Fr.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die chirurgische Muskellehre in Abbildungen.

Ein Handbuch für studirende und ausübende Aerzte, gerichtliche Aerzte und Wundärzte etc.

von

Dr. G. B. Günther,

Professor der Chirurgie in Kiel,

und

Julius Milde.

Maler in Hamburg.

Erstes Heft. Gr. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

Mit diesem ersten Hefte der chirurgischen Muskellehre in Abbildungen beginnt der dritte Band eines größern, umfassendern Werkes, welches der Verfasser in acht Bänden unter dem Titel: **Die chirurgische Anatomie in Abbildungen** nach folgendem Plane zu liefern gedenkt:

1. *Theil: Osteologie.* 2. *Theil: Syndesmologie.* 3. *Theil: Myologie.* 4. *Theil: Angiologie.* 5. *Theil: Neurologie.* 6. *Theil: Splanchnologie.* 7. *Theil: Locale Anatomie aller Systeme.* 8. *Theil: Operative Anatomie.*

und worüber der ausgegebene Prospectus das Nähere besagt.

Es besteht die zuerst erscheinende Muskellehre als ein vollständiges Handbuch für sich und wird ungefähr 40 Tafeln colorirter Abbildungen nebst dazu gehörigem Text in groß Quartformat enthalten, die in 6 Heften erscheinen.

Das erste bereits ausgegebene Heft besteht aus Tafel 1—7 nebst 4 Bogen Text.

Das Handbuch der Muskellehre in Abbildungen, welches noch in diesem Jahre vollständig geliefert werden soll, wird 8—10 Thaler kosten.

Hamburg, im Juni 1838.

Johann August Meißner.

Ungarns historische Romanenliteratur

zuerst in das Deutsche übersetzt!!

Bei C. Scheld & Comp. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Österreichs und Ungarns zu haben:

Abafi,

von

Nikolaus Jósika.

Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von **G. Treumund.**

2 Bände. Elegant broschirt. 2 Thlr. 8 Gr., oder 3 Fl. 30 Kr. C.-M.

Der Baron Nikolaus Jósika steht als Erzähler unter den neuern ungarischen Schriftstellern obenan und liefert uns in seinem „Abafi“ eine so gelungene Schilderung ungarischer und siebenbürgischer Vorzeit und Nationalität, daß jeder Freund des historischen Romans dieselbe mit besonderer Vorliebe lesen wird.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen:

Eisenhart, Dr. Hugo, Sanct Georg. Ein Versuch zur Begründung des Neuhegelianismus, mitgetheilt auf Veranlassung des Richard Rothe'schen Aufsatzes gegen die Kirche. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Derselbe, Die Götterdämmerung. Ein Versuch zur Begründung des angewandten Neuhegelianismus mit einer streitbaren Zueignung an J. Görres über die heilige Dreieinigkeit. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Werdelust des hallischen Dichterbundes. 8. 23½ Bogen. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Neu ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gruß an Berlin.

Ein Zukunfttraum

von

Heinrich Stieglitz.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

An der Hand der Poesie durch die Straßen der großen Hauptstadt wandernd, schildert der Dichter das Leben und Treiben in seinen verschiedenartigen Gestaltungen, vornehmlich aber den höchsten Interessen sich zuwendend, führt er wie in einem geistigen Panorama alle Namen, welche die Vergangenheit und Gegenwart Berlins in irgend eine Beziehung zu Kunst und Wissenschaft stellte, an seiner Phantasie vorüber und schöpft aus der Erinnerung an eigne Erlebnisse das Orakel der Zukunft. Ein Blick auf das Verzeichniß der vorgeführten Persönlichkeiten zeigt, daß das Gedicht nicht allein Berlin, sondern die Interessen des gesammten Deutschlands berührt.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MILITAIR-KARTE
von Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des königl. bairischen Generalstabs entworfen

von

Anton Klein.

Blätter Nr. 7 und 8. Hanover, mit Theilen von Preußen, Großherzogthum Hessen, Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar ꝛc.

Preis eines jeden Blattes 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Zur spanischen Literatur.

DON QUICHOTTE
et
la tâche de ses traducteurs:
eclaircissemens nouveaux sur le style et l'esprit de l'original, et sur l'interprétation de son texte; développés dans une analyse du début de son nouveau traducteur français,
M. Viardot.
Par
F. B. FRANÇOIS BIEDERMANN.

In-8. Paris et Leipzig, 1837. 16 Gr.

Diese kleine Schrift wird gewiß für alle Freunde des darin behandelten Romans des Cervantes von großem Interesse sein.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Europäischen Staatensystems.

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet

von

Friedrich Bülau,
ord. Professor an der Universität Leipzig.

Zweiter Theil.

Bis zu dem Ausbruche der französischen Revolution.

Gr. 8. 31 Bogen. 2 Thlr. 6 Gr. — 3 Fl. 24 Kr. C.-M. — 4 Fl. 3 Kr. Rhein.

Dieses neueste geschichtliche Werk des um die Staatswissenschaften hochverdienten Herrn Verfassers ist die lang gehegte Frucht mannichfaltiger und gründlicher Studien. Die Ausführung entwickelt im tiefern Sinne des Pragmatismus die Geschichte aus den Verhältnissen, die Staatsphilosophie aus dem geschichtlich Gegebenen und sich Erhaltenden. Der Herr Verfasser hat sich immer frei von den Fesseln der Schule und des Parteigeistes gehalten, und schrieb auch dieses Werk im reinen Dienste der Wissenschaft und des Lebens; seine Darstellung läßt die Verhältnisse selbst sprechen und verschmäht in ihrer Gediegenheit den eitlen Glanz einer blendenden, aber inhaltlosen Rede. Die unterzeichnete Verlagshandlung hofft daher auf eine große Theilnahme nicht allein der Männer vom Fache und des Staatsdienstes, sondern aller Freunde der Geschichte und der geistvollen Entwickelung politischer Probleme.

Der dritte, letzte Band, fortgeführt bis auf die neuesten Zeiten, soll so schnell als möglich folgen; es liegt in der Natur der Sache, daß das Interesse des Werkes in seinem Fortgange sich steigert.

Leipzig, im Juli 1838.

Georg Joachim Göschen.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Alphabetische Zusammenstellung der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen,

sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen und Verordnungen enthaltenen Bestimmungen.

Herausgegeben von

Dr. Karl Heinrich Haase,
Mitglied des Appellationsgerichts zu Leipzig.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Diese mit großer Sorgfalt bearbeitete Zusammenstellung der neuesten strafrechtlichen Bestimmungen wird den Gebrauch des Criminalgesetzbuchs wesentlich erleichtern.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

1838. Nr. XXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ II.
Neuigkeiten und Fortsetzungen,
versendet von
F. A. Brockhaus in Leipzig.
1838. April, Mai und Juni.

(Nr. 1 dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers.)

34. Adelfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

35. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Vierzehntes Bändchen. — Auch u. d. T.: Auserlesene Gedichte von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Kaspar von Lohenstein, Christian Wernike, Friedrich Rudolf Ludwig Frhr. von Canitz, Christian Weise, Johann von Besser, Heinrich Mühlpfort, Benjamin Neukirch, Johann Michael Moscherosch und Nicolaus Peucker. Herausgegeben von Karl Förster. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Preis der ganzen jetzt vollständigen Sammlung, 14 Bändchen, 1822—38, 20 Thlr. 16 Gr.

36. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Zweiter Band: F—L. 9te und 10te Lieferung. — Dritter Band: M—R. 4te Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

37. Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Der 1ste Band in 4 Heften kostet 2 Thlr. 4 Gr., das 1ste Heft des 2ten Bandes 16 Gr.

38. Bodmzgnükt (Augustin), Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populaire Darstellung. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

39. (Böttiger.) Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das 1ste Bdchn. erschien zu Anfang d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.

40. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Zweites und drittes Heft. (Andernee—Besson.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen derselben. Der Umfang ist nicht genau zu bestimmen, doch dürfte das Ganze 20—24 Hefte nicht übersteigen.

41. Dahler (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

42. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Ärzten, Physikern und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von *Georg Friedrich Most*. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes drittes und viertes Heft. (Entbindungskunde—Hautdecken.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

43. Fingerzeige Gottes, in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Weimar. Geh. (In Commission.) 16 Gr.

☞ Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.

44. Hasse (Karl Heinrich), Alphabetische Zusammenstellung der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen und Verordnungen enthaltenen Bestimmungen. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

45. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. Zwölfte Lieferung. Enthaltend: Zweite Abtheilung, Bogen 46—60. Velinp.—Lpzr. Nebst drei Beilagen. Gr. 4. Druckp. 1 Thlr. 8 Gr., Schreibp. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Preis dieses achten, oder der neuen Fortsetzung ersten Bandes ist 10 Thlr. 12 Gr. Die frühern sieben Bände (1812—29) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

46. Hille (Karl Christian), Die Bäder und Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Viertes Heft. — Auch u. d. T.: Die Nord- und Ostsee-Bäder. Für Badereisende und Badelustige bearbeitet. Mit drei Karten. 8. Geh. 1 Thlr.

Die ersten drei Hefte enthalten: I. Brunnen- und Badediätetik (12 Gr.); II. Die Bäder und Heilquellen von Böhmen und Mähren (20 Gr.); III. Die Bäder Schlesiens und der Grafschaft Glatz (16 Gr.).

47. Hoepfner (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Zweite Abtheilung. Geschäftsführung. Schmal gr. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Gr.

Preis des Ganzen 3 Thlr. 12 Gr.

48. Krug (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet. Fünften Band als Supplement zur zweiten, verbesserten und vermehrten Auflage. In zwei Abtheilungen. — Auch u. d. T.: Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der philosophie. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Aller bis 4ter Band, 2te Auflage, 1832—34, 11 Thlr.; alle fünf Bände zusammen nur 12 Thlr.

49. Peschel (Michael), Ansicht der Welt. Ein Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

50. Quandt (J. G. von), Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Digitized by Google

51. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band. (1661—1715.) Gr. 8. Subscriptionspreis Druckp. 3 Thlr. 6 Gr., Velinp. 6 Thlr. 12 Gr.

Der Subscriptionspreis für den 1sten bis 5ten Band, 1832—35, beträgt auf Druckp. 14 Thlr. 16 Gr., Velinp. 29 Thlr. 8 Gr.

52. Raumer (Karl von), Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine Beilage hierzu: „Der Zug der Israeliten aus Egypten nach Kanaan" (1837), kostet 12 Gr.

53. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gottlelf Gersdorf*. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) 16ter Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 5 Thlr.

54. Schulrede gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel. Mit inclavirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers Magister Wundergern. 8. Geh. 18 Gr.

55. Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

56. Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Nouvel Atlas communal de la France,

dédié à la Chambre des Députés; contenant une carte générale comparative, celle de l'Algérie, et une carte particulière pour chaque département (toutes à la même échelle et de même format); sur laquelle se trouvent les principaux renseignemens statistiques; les villes, les bourgs et les villages; et toutes les communes d'après les derniers états officiels, — les forêts avec leur circonscription, les canaux avec leurs ports et écluses, — les routes, les chemins, les étapes, les relais de poste aux chevaux, les bureaux de poste aux lettres, — la circonscription des arrondissemens et des cantons, les distances à la méridienne et à la perpendiculaire, ainsi que le rapport de chaque partie de la carte aux feuilles de Cassini;

Dressé par *Charle*, géographe, attaché au dépôt de la guerre; exécuté sous la direction de M. *Letronne*, membre de l'Institut, et publié par *Louis Letronne*.

Dieser Atlas wird aus 90 Blättern bestehen und alle 14 Tage eine Lieferung von 4 (die letzte 6) Blättern erscheinen. Jede Lieferung kostet schwarz 1 Fr., colorirt 1 Fr. 25 Cent. Die Ausführung ist in hohem Grade sauber.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben erschien:

„Boz" (Dickens, Verfasser der Pickwicker):
Humoristische Genrebilder aus dem londoner Alltagsleben, deutsch von Dr. A. Diezmann. **Erster Band,** mit 1 Federzeichnung nach Cruikshank. 12. Velinpapier. Geh. 21 Gr.

Braunschweig, den 20sten Juli 1838.

George Westermann.

Panorama von Deutschland.

Panorama de l'Allemagne

par une société d'hommes de lettres français et allemands sous la direction de

Mr. ***J. Savoye.***

Alle vierzehn Tage erscheint vorläufig ein Heft von einem Bogen Text und zwei artistischen Beilagen in gr. 4.

Abonnement für 12 Hefte 2 Thlr. 16 Gr.

Dieses interessante Unternehmen verspricht ein vollständiges Gemälde von Deutschlands Gegenwart und Vergangenheit in allen seinen Beziehungen zu liefern und verbindet mit der Eleganz der französischen Presse einen wohlfeilen Preis. Nicht minder lassen die Namen der geachteten Schriftsteller Deutschlands und Frankreichs, aus deren Vereinigung das Werk hervorgegangen ist, eine sowol getreue als angiehende Darstellung voraussehen.

Das erste Heft ist bereits erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Neuestes Handbuch der Botanik.

Bei K. F. Köhler in Leipzig ist soeben erschienen:

Anleitung zum Studium der Botanik

oder

Grundriss dieser Wissenschaft,

enthaltend: die Organographie, Physiologie, Methodologie, die Pflanzengeographie, eine Übersicht der fossilen Gewächse, der pharmaceutischen Botanik und der Geschichte der Botanik.

Von

Alph. De Candolle,

Professor an der Akademie zu Genf.

Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von

Dr. *Alexdr. von Bunge.*

2 Theile. Mit 8 Tafeln Abbildungen.

48 Bogen. 3 Thlr. 18 Gr.

Dieses Werk empfiehlt sich durch Vollständigkeit und Kürze, sowie durch Benutzung der neuesten Arbeiten in allen Theilen der Wissenschaft, es bildet im Wesentlichen einen durch die neuesten Entdeckungen bereicherten Auszug aus den umfassenden allgemein als trefflich anerkannten Werken des berühmten Vaters des Verfassers, unter dessen Leitung das Werk abgefasst wurde. Der Verfasser hielt es für zweckmässig, das Werk in 5 Abschnitte oder Bücher einzutheilen.

Das 1ste Buch bildet die Organographie als Grundlage der Wissenschaft, das 2te Buch handelt von der Physiologie oder dem Studium des Pflanzenlebens etc., das 3te, die Methodologie, umfasst die Prüfung der auf das Pflanzenstudium bezüglichen Methoden, insbesondere Beschreibung, Nomenclatur und Classification der Pflanzen. Die Pflanzengeographie bildet das 4te Buch, dem im 5ten eine kurze Übersicht der fossilen Gewächse folgt. Beigefügt ist ein Abriss der Geschichte der Botanik, sowie mehres der pharmaceutischen Botanik Angehörige.

Digitized by Google

In unserm Verlage erscheint vom 1sten August dieses Jahres an:

Die Eisenbahn.

Zeitschrift zur Beförderung geistiger und geselliger Tendenzen.

Herausgegeben

von **Dr. F. Wiest.**

Enthält folgende Rubriken:

I. Locomotiv — die Zeit.

Bringt die Gegenwart und ihre verschiedenen Gestaltungen theils nur in flüchtigen Contouren hingeworfen, theils in größern Zeit- und Charakterbildern aufgefaßt.

II. Locomotiv — Leipzig.

Bietet die Tagesbegebenheiten Leipzigs aus dem geistigen wie conversationellen Leben, bald ernst, bald heiter, jedesmal dem Gegenstande angemessen geschildert.

III. Locomotiv — der Blitz.

Soll mit Blitzesschnelle und zündender Sprache die neuesten Erscheinungen aus dem nord- und süddeutschen Kunstleben abhandeln. In dieser Rubrik finden sich auch alle polemischen Artikel.

IV. Der Gesellschafter auf der Eisenbahn, oder jede Station etwas Anderes.

Hier findet der Leser die Novellette, humoristische Aufsätze, Genrebilder ꝛc., überhaupt Alles, was in den Bereich der sogenannten Unterhaltungslecture gehört.

Im Notizenblatte, das unter der Benennung

Schleppwagen auf der Eisenbahn

gegeben wird, kommen folgende Rubriken:

I. **Theaterperspective.** Nur ausgezeichnete Bühnenerscheinungen werden in dieser Rubrik besprochen, die Mittelmäßigkeit wird keines Blickes gewürdigt.

II. **Literarisch-anatomisches Theater** seciret die literarischen Producte der Gegenwart. Die faulen Cadaver der sogenannten Jungen-Literatur werden von diesem anatomischen Theater ausgeschlossen sein.

III. **Mode- und Luxusgepäck** bringt kleine Notizen über die laufenden Moden des Tages. Diese Rubrik soll ausschließlich unsern Leserinnen gewidmet sein.

IV. **Bagagewagen auf der Eisenbahn.** Alles, was den Bestrebungen dieser Zeitschrift feindlich entgegensteht, wird im Bagagewagen aufgepackt.

V. **Bahnhof.** Rubrik für literarische Anzeigen; auch werden durch diese dem Lesepublicum die bedeutenden Kunsterscheinungen, welche in Leipzig angekommen sind, angemeldet.

Wir sind bemüht, diese Zeitschrift so elegant als nur möglich auszustatten und bieten auch eine außerordentliche Beilage derselben, den

Tendor mit Bildern.

Lithographien von Meisterhand verfertigt. Sie theilen sich in leipziger, wiener, berliner, hamburger und pariser Volksscenen, in die Camera obscura der Caricaturen und in die leipziger Meßbilder, zu denen der Redacteur die erklärenden Noten schreibt, und die gesammelt, eine gewiß anziehende Galerie bilden werden.

Da die bedeutendsten Literaten Oestreichs, wie auch eine große Anzahl außer Oestreich lebender Schriftsteller, ihre freundliche Unterstützung zugesagt haben, dürfte das Material auf der Eisenbahn nicht so bald ausgehen; daß der Dampfkessel wegen zu großen Kraftaufwandes nicht zerspringe, dafür wird schon eine einschränkende leitende Hand sorgen.

Der Preis dieser Zeitschrift ist 6 Thlr. Sächs., oder 9 Fl. Conv.-M. Jede Woche erscheinen 3 Blätter in Großquart auf Velinpapier. Jedes Blatt wird einzeln ausgegeben und zwar Montag, Donnerstag und Sonnabend.

Man abonnirt für 1 Jahr mit 6 Thlr. Sächs., oder 9 Fl. Conv.-M., für ½ Jahr mit 3 Thlr. Sächs., oder 4½ Fl. Conv.-M.

Ebenso werden auch alle Arten von Inseraten hierin aufgenommen und billigst berechnet.

Alle Buchhandlungen und Postämter im In- und Auslande nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, im Juli 1838.

Die Verlagshandlung.
Pönicke und Sohn.

Soeben ist erschienen:

Foreign Quarterly Review.

No. 42.

Preis 2 Thlr.

Inhalt:

1. ***Jung-Stilling,*** Religious Literature of Germany.
2. Queen Hortense and the Imperial Family.
3. American Literature. Du Ponceau on Chinese and Egyptian Writing.
4. ***Grimm's*** German Mythology.
5. ***Chateaubriand,*** Spain.
6. Dutch Literature.
7. Italian Novels.
8. ***Eugène Sue,*** French Naval Romances.
9. ***Gesenius,*** Language and Writings of the Phoenicians.
10. Critical Sketches.

Literary Intelligence and List of Foreign Publications.

London, im Juli 1838.

Black & Armstrong.

Digitized by Google

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

3tes Heft: Juli — September 1838.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Inhalt:

Die Leistungen einiger pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl, von **Depping.** Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen, von **H. E.** Der bergmännische Distrikt zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens, von **A. v. T.** Über die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten in Texas. **VII.** Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Literatur getragen? **X.** Über die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. Die Sprachlehr-Methoden Hamilton's und Jacotot's, von **Dr. Leonh. Tafel.** Über die Versammlung der deutschen Landwirthe, von **H. W. Pabst.** Die Vorsorge- und Versorgungsanstalten der Mittelstände, von **R. Mohl.** Über den Misbrauch geistiger Getränke, von **Dr. E. Rösch.** Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland, von **A. M.** Duldsamkeit, von **J. H. v. Wessenberg.** Kurze Notizen.

Die frühern Hefte enthalten:

1stes Heft: Was wir bezwecken. Über alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas, von **Ed. Pöppig.** Die Steinkohlengebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung, von **K. C. v. Leonhard.** Der Pauperismus, von Prof. **Bülau** zu Leipzig. Die neue Gestaltung des deutschen Alterthumswissenschaften, von **H. Leo.** Die literarischen Zustände Belgiens, von **Dr. L. A. Warnkönig.** *Heine's* Schriften und Tendenz, von **G. P.** Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, von **M.** Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung, von **W. M.** Über den Somnambulismus, von Prof. **Fischer** zu Basel. Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter **Prokesch von Osten.** Über Diplomatie, von **F. K.**

2tes Heft: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens, von **Creuzer.** Wöhnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland, von **A. M.** Die Cholera, von **H.** Die Romane, von **W. M.** Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte, von **L. A. Warnkönig.** Die Menschenracen, von **H. H.** Die Gesangbuchsreform, von **G.** Über die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines, von **F. Nebenius.** Übersicht der Leistungen der konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren, von **Hammer-Purgstall.**

* * *

Was diese Zeitschrift zu erreichen wünscht, wäre für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen eine Reihe von leading articles, nicht im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem einer Vierteljahrs-Schrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit ruhiger Erwägung Dessen, was grade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tages, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem guten Glauben und mit dem ruhigen, würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt und welcher allein einer guten Sache frommen kann.

In diesem Sinne beizutragen zu der Vierteljahrs-Schrift, laden wir ebenso angelegentlich als ehrerbietig alle Diejenigen ein, welchen das Bedürfniß, besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufsgelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden und im Wege des Buchhandels,

aus Norddeutschland über Leipzig
durch Herrn **J. H. Böisenberg** daselbst,
aus Süddeutschland aber
durch Beschluß unserer **Literarisch-artistischen Anstalt** zu München,
unserer **Verlags-Expedition** zu Augsburg,
des Herrn **Aug. Recknagel** zu Nürnberg,
der **Andreä**'schen Buchhandlung zu Frankfurt,
oder direct durch den Postwagen uns am besten zukommen.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein
für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Preis eines Heftes:

Auf feinem Druckpapier	**8**	Groschen.
Auf gutem Schreibpapier	**12**	Groschen.
Auf extrafeinem Velinpapier	**18**	Groschen.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Inhalt des ersten bis dritten Heftes:

Aal (Jakob) — **Abarca** (Don Joaquin) — **Abbas Mirza** — **Abdel-Kader** — **Abegg** (Johann Friedrich) — **Abegg** (Julius Friedrich Heinrich) — **Abeken** (Bernhard Rudolf) — **Abel** (Karl von) — **Abercromby** (James) — **Ablösung** — **Abolition** — **Abrantes** (Herzogin von) — **Absolutismus** — **Actenversendung** — **Actienwesen** — **Adam** (Charles Adolphe) — **Adel und Bürgerstand in der neuesten Zeit** — **Advocatenvereine** — **Afrika** — **Afzelius** (Familie) — **Agardh** (Karl Adolf) — **Agassiz** (Louis) — **Agnew** (Sir Andrew) — **Aguado** (Alexandre Marie) — **Agypten** — **Ahlquist** (Abraham) — **Ahumada** (Marquis de las Amarillas, Herzog von) — **Akustik** — **Alava** (Don Miguel Ricardo de) — **Albrecht** (Wilhelm Eduard) — **Alexander Karl** (Herzog von Anhalt-Bernburg) — **Algier** — **Allard** — **Almodovar** (Don Ildefonso Diez de Ribera, Graf von) — **Alos** (Maria Joseph Johann Joachim Franz (Fürst von Liechtenstein) — **Alten** (Karl August, Graf) — **Alterthumsvereine** — **Alvensleben** (Albrecht, Graf von) — **Amann** (Heinrich) — **Amerika** — **Amici** (Giovanni Battista) — **Ammon** (Friedrich August von) — **Ammon** (Friedrich Wilhelm Philipp von) — **Ampère** (André Marie) — **Ampère** (Jean Jacques) — **Amsberg** (August Philipp Christian Theodor von) — **Amsler** (Samuel) — **Ankarsvärd** (Karl Henrik, Freiherr) — **Anderloni** (Pietro) — **Andersen** (H. C.) — **Andorrée** — **Andrada e Silva** (Joseph Bonifaz — Anton Karl — Martin Franz d') — **Anhalt** — **Anton** (Clemens Theodor), König von Sachsen — **Appropriationsclausel** — **Aprilproceß in Frankreich** — **Aprilunruhen in Frankreich.** — **Arcana** — **Archäologie** — **Archivwesen** — **Arenberg** (August Maria Raimund, Fürst von — Ernst, Freiherr von) — **Arens** (Franz Joseph, Freiherr von) — **Argelander** (Friedrich Wilhelm August) — **Argentanfabrikate** — **Arsout** (Apollinaire, Graf d') — **Aristokratismus und seine Gegensätze** — **Arlincourt** (Victor, Vicomte d') — **Armansperg**

Digitized by Google

(Joseph Ludwig, Graf von) — **Arnoldi** (Ernst Wilhelm) — **Arriaza y Superviela** (Don Juan Bautista de) — **Arwidsson** (Adolf Ivar) — **Aschbach** (Joseph) — **Asiatische Gesellschaften** — **Askeluf** (Johan Christopher) — **Assecuranz** — **Associationen** — **Ast** (Georg Anton Friedrich) — **Aster** (Ernst Ludwig — Karl Heinrich) — **Asthetik** — **Athen** — **Attentate** — **Audry de Puyraveau** (Pierre François) — **Auffenberg** (Joseph, Freiherr von) — **August** (Paul Friedrich), Großherzog zu Oldenburg — **Augusti** (Johann Christian Wilhelm) — **Auslieferung** — **Auswanderungen** — **Baader** (Franz von) — **Babbage** (Charles) — **Bach** (Wilhelm) — **Bachmann** (Gottlob Ludwig Ernst) — **Bachmann** (Karl Friedrich) — **Back** (George) — **Baden** — **Bähr** (Johann Christian Felix) — **Baiern** — **Baini** (Giuseppe) — **Balbi** (Adrian) — **Balemann** (Georg Ludwig) — **Ballanche** (Pierre Simon) — **Balzac** (Honoré de) — **Bandtke** (Georg Samuel) — **Banken** — **Baer** (Karl Ernst von) — **Baraute** (Prosper Brugière, Baron de) — **Barbier** (Auguste) — **Bardaji y Azara** (Don Eusebio de) — **Barry Cornwall** (Bryan Waller Procter) — **Bartels** (Ernst Daniel August) — **Bartels** (Karl Moritz Nikolaus) — **Barthe** (Felix) — **Barthélemy** und **Méry** — **Barthold** (Friedrich Wilhelm) — **Basel-Landschaft** — **Basken** — **Batjuschkow** (Konstantin Nikolajewitsch) — **Baukunst** — **Baumgarten-Crusius** (Otto Karl Wilhelm) — **Baumgarten-Crusius** (Ludwig Friedrich Otto — Gustav Samuel Theodor — Nathanael Ernst August — Moritz August) — **Baumgartner** (Andreas) — **Baumgartner** (Gallus Jakob) — **Baumwolle** — **Baur** (Ferdinand Christian) — **Bautain** (Louis) — **Bayer** (Hieronymus Johann Paul) — **Beaulieu-Marconnay** (Wilhelm Ernst, Baron von) — **Beaumont** (Jean Baptiste Armand Louis Leonce Elie de) — **Bechstein** (Ludwig) — **Becker** (Karl Ferdinand) — **Beckmann** (Friedrich) — **Becquerel** (Antoine César) — **Beer** (Michael) — **Beer** (Wilhelm) — **Belgien** — **Bellermann** (Johann Joachim) — **Bellini** (Vincenzo) — **Bem** (Joseph) — **Bendemann** (Eduard) — **Benecke** (Georg Friedrich) — **Benedict** (Julius) — **Beneke** (Friedrich Eduard) — **Bentinck** — **Berg** (Günther Heinrich von) — **Berg** (Jens Christian) — **Berggren** (Jakob) — **Berghaus** (Heinrich) — **Beriot** (Charles Auguste de) — **Berlin**, in seiner neuen Gestaltung — **Berlioz** (Hector) — **Berly** (Karl Peter) — **Bernatowicz** (Felix) — **Bernhard** II. (Erich Freund (Herzog von Sachsen-Meiningen) — **Bernhard** Karl (Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach) — **Bernhardy** (Gottfried) — **Bernoulli** (Christoph) — **Berryer** (Pierre Antoine) — **Bertin** (Louis François — Pierre Louis Bertin de Vaux) — **Berville** (Saint-Albin) — **Beskow** (Bernhard von) — **Besson.**

Die allgemeine Theilnahme, welche das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** von 1832 gefunden, gab der Verlagshandlung Veranlassung, schon im Nachworte am Schlusse dieses Werkes zu bemerken, daß der hier abgerissene Faden künftig wieder aufgenommen, und in einer dazu geeigneten Form ein neuer Spiegel der Zeit aufgestellt werden sollte.

Jahre sind seitdem verflossen; eine neue Auflage (die **achte**) des **Conversations-Lexikons**, das trotz aller Concurrenz in immer weitern Kreisen Verbreitung gefunden hat, ist beendet worden und in diese das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** seinem wesentlichen Inhalte nach übergegangen. Es hat demnach dieses Werk aufgehört, ein nothwendiges Supplement des **Conversations-Lexikons** zu sein, obschon es als ein treues Abbild jener aufgeregten Zeit von 1830 nicht blos in Hinsicht der geschilderten Begebenheiten, Zustände und Personen, sondern auch durch die Art und Weise der Darstellung selbst, in welcher sich nicht minder deutlich die Zeit seines Erscheinens ausprägt, einen bleibenden Werth behalten wird.

Dringend stellt sich bei den immer raschern Fortschritten in der Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes und bei der immer lebendigern Theilnahme, welche die Zeitgenossen dieser Entwickelung widmen, das Bedürfniß wieder heraus, die Masse der Begebenheiten, die die jüngste Vergangenheit bewegt, und die Resultate, welche während dieser Zeit in Wissenschaft, Kunst und praktischem Leben erstrebt wurden, in einem lebendigen Bilde vorgeführt zu sehen. Diesem Bedürfnisse soll das

Conversations-Lexikon der Gegenwart

dienen, **das in Anlage und Form mit der achten Auflage des Conversations-Lexikons übereinstimmend,**

ein für sich bestehendes Ganzes

bildet, insofern alle darin enthaltenen Artikel in sich abgeschlossene Darstellungen sind, das aber zugleich die achte Auflage des **Conversations-Lexikons**, namentlich was die **neueste Zeit** betrifft, ergänzt und somit den Besitzern dieser, sowie aller frühern Auflagen, aller Nachdrucke und Nachbildungen desselben, als ein

unentbehrliches Supplement

sich darbietet.

In dem **Conversations-Lexikon** kann die Geschichte, selbst der neuesten Zeit, nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet, die staatswissenschaftlichen Entwickelungen und andere Erörterungen interessanter Fragen können nur in ihren Resultaten gegeben, eine Menge Gegenstände nur im Allgemeinen berührt und nur die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten biographisch geschildert und charakterisirt werden. Das neue Werk wird als Supplement in allen den berührten und vielen andern Beziehungen das Hauptwerk **ergänzen und bis zur Gegenwart fortführen;** es wird aber als ein selbständiges Werk nicht immer da beginnen, wo das Hauptwerk aufhört; es wird die historischen Darstellungen nicht grade von dem Punkte aus fortsetzen, der ihnen in dem Hauptwerke als Grenze gesetzt ist; es wird im Gegentheile immer bis zu dem Punkte zurückgehen, ohne dessen Berührung die Gegenwart nicht vollkommen verstanden werden kann.

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird Alles umfassen, was in der neuesten Zeit in irgend einer Richtung bedeutend hervorgetreten ist. Es wird in Beziehung auf das **Conversations-Lexikon**

Digitized by Google

der neuesten Zeit und Literatur von 1832 gleichsam ein zweites Zeitbild sein; wie jenes die Zeit von 1829 an schilderte, so ist dieses bestimmt, die Gegenwart zu schildern, und ein frisches aus dem Leben gegriffenes Bild derselben zu geben. **Es wird mit einem Worte Alles enthalten, was dem Gebildeten zum Verständniß der Gegenwart dient, und auf diese Weise als einen treuen und besonnenen Führer und Berather im Gedränge der Ereignisse sich zu bewähren suchen.** Der Standpunkt aber, von welchem dasselbe ausgeht, kann kein anderer sein, als der **liberale** — im edlen Sinne des Wortes —, denn **anständige Freimüthigkeit** ist die allgemeine Foderung und das Losungswort der Gegenwart.

Der Verlagshandlung ist es gelungen, in den meisten europäischen Staaten für die betreffenden geschichtlichen Artikel Männer zu gewinnen, die die Verhältnisse genau kennen und mit unbefangenem Auge beurtheilen. Ebenso hat sie hinsichtlich der Artikel aus dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens sowie der Biographien der thätigsten Mitwirkung der namhaftesten und hinsichtlich der Darstellungsgabe gewandtesten Fachgelehrten, Kunstkenner und Techniker sich versichert. Was endlich die zur Bearbeitung der Biographien nöthigen Materialien betrifft, so haben sich fast durchgehend mit großer, dankbar zu erkennender Bereitwilligkeit die zuverlässigsten Quellen eröffnet. Die Verlagshandlung darf demnach hoffen, ihren Plan auf das befriedigendste ausführen und nicht nur ein nützliches und tüchtiges **Werk zum Nachschlagen**, sondern auch zugleich ein namentlich durch gewandte Darstellung anziehendes **Lesebuch** liefern zu können.

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird, um die Artikel, da sie sich auf die Gegenwart beziehen, bald nach ihrer Abfassung in das Publicum zu bringen und die Anschaffung zu erleichtern, in

Heften von 10 Bogen

zu dem Preise:

auf weißem Druckpapier 8 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 12 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.,

ausgegeben werden. Der Umfang läßt sich, da die Zeit stets Neues bringt, nicht genau bestimmen, indeß werden wol 20—24 Hefte zu einer genügenden Ausführung des Plans hinreichen. Die Hefte sollen sich so rasch folgen, als die auf die Bearbeitung und Redaction zu wendende Sorgfalt es irgend gestatten.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Vortheilhaftes Anerbieten
für Philologen.

Statt 68 Thlr. 16 Gr. nur 30 Thlr.

J. A. FABRICII
BIBLIOTHECA GRAECA
sive notitia scriptorum veterum graecorum.
Edit. **G. C. Harles.**

XII Vol. 4° maj. 1790—1809.

Früherer Preis: Druckp. 68 Thlr. 16 Gr. Schreibp. 92 Thlr. 16 Gr.
Jetziger Preis: Druckp. 30 Thlr. Schreibp. 40 Thlr.
Einzelne Bände: Druckp. 3 Thlr. Schreibp. 4 Thlr. 12 Gr.

Nicht allein die Forscher auf dem Gebiete der Literargeschichte, sondern alle Freunde gründlicher Studien im ganzen Umfange der Wissenschaft werden in diesem grossartigen Werke die seltensten und branchbarsten Schätze der tiefsten Gelehrsamkeit finden. Die Charakterisirung der alten griechischen literarischen Welt nach ihren Schicksalen und nach ihren Leistungen, die Übersicht der Scholiasten und Commentatoren, die Fülle seltener Nachweisungen und Notizen, die, von den verschiedenartigsten Gegenständen angeregt, in reichem Strome sich ergiesst, der umfassende Blick über alle Zweige der Literatur u. A. m. machen den Fabricius bei den verschiedenen Studien zu einem Lehrer, der sich nie erschöpft. Der Bearbeitung von Harles wird man das Lob ausdauernden Fleisses nicht versagen und übrigens nicht vergessen dürfen, wie schwer es einem Nachfolger des Fabricius werden musste, sich eigenthümlichen Ruhm zu begründen. Die Verlagshandlung hat zu den zwölf von Harles revidirten Bänden einen vollständigen, sorgfältig gearbeiteten Index anfertigen lassen und hofft, dass die deutsche Gelehrsamkeit im erneuten Interesse für den Fabricius ihren alten Ruhm bewähren werde.

Index
in Joannis Alberti Fabricii Bibliothecae graecae Editionem Gottl. Christ. Harlesii.

1838. 4° maj. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Für die beigesetzten sehr ermässigten Preise ist das Werk, und gegen aparte Berechnung der Index durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, im Juli 1838.

Karl Cnobloch.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Des Sociétés par actions,
par
Mr. L. Wolowski,
Avocat à la Cour royale de Paris.

In-8. Paris. 2 Fr. 50 C.

Eine höchst zeitgemäße Schrift!

Leipzig, im August 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

An alle Subscribenten ist versandt:

CENTRAL-BIBLIOTHEK

der

Literatur, Statistik und Geschichte

der

Pädagogik und des Schul-Unterrichts

im

In- und Auslande.

Herausgegeben

von

Dr. *H. G. Brzoska,*

Professor in Jena.

Mai-Heft 1838.

Inhalt.

A. Literatur.

2. *Knox*: Liberale Erziehung; oder: praktische Abhandlung über die Methode der Erwerbung nützlicher und feiner Gelehrsamkeit.

(Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

3. Literarische Anzeigen.

Schulatlas der neuern Erdkunde für Gymnasien und Bürgerschulen etc. von Dr. *Karl Vogel*, Director der vereinigten Bürgerschulen zu Leipzig etc. 2 Lieferungen. Leipzig, 1837 und 1838. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. (*Herbart.*)

B. Statistik.

1. Dr. *C. A. W. Kruse:* Über das Verhältniss der Real- oder höhern Bürgerschulen zu den Gelehrtenschulen.
2. Das Schulwesen des Grossherzogthums Hessen, dargestellt von Dr. *E. Schaumann.*

(Zweites Stück: Realschulen.)

3. Die Klein-Kinderschule der Stadt Zwolle in den Niederlanden (Provinz Oberyssel). (*J. Klein.*)

C. Geschichte.

Die Gegenwart in ihren pädagogischen Bestrebungen und Foderungen. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Ein pädagogisch-historischer Versuch von Dr. *Fr. Cramer.*

(Viertes Stück.)

D. Miscellaneen.

1. Beurtheilung der Abhandlung: Die Erziehung und die gelehrte Kaste der Juden etc., von *Ofterer.*

NB. Die Redaction hat diese Abhandlung, welche vom Hrn. Verf. zum Vorgeschmack aus einem, wie es heisst, bald zu erscheinenden grossen Werke: „Urgeschichte des Christenthums" mitgetheilt ist, einem ganz besonders dazu geeigneten Hrn. Mitarbeiter zur genauesten Beurtheilung übergeben, weil man das Gerücht verbreitet hat, das genannte Werk werde noch mehr Aufsehen in der theologischen Welt machen, als das vor drei Jahren erschienene Strauss'sche.

2. Über den Bildungsgang Jesu, besonders über den Einfluss der jüdischen Erziehung auf die Entwickelung seines Messiasbewusstseins, von Dr. *Kuhn.* (*Jost.*)
3. Forum für Philosophen und praktische Pädagogen zu gegenseitiger Aufstellung und Lösung einzelner pädagogischer Probleme. Über die psychischen Vermögen — Anlagen — Kräfte. Zur Berichtigung einer Charakteristik meiner physiologischen Theorie im März-Hefte dieser Zeitschrift. Von *F. E. Beneke.*

E. Journalistik.

I. Deutsche Journale.

II. Ausländische Journale.

Statistisches.

Halle, im Juni 1838.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Höchst interessant, belehrend und unterhaltend ist nachstehendes eben erschienene Werk, welches der Aufmerksamkeit jedes gebildeten Deutschen empfohlen wird:

Deutschland

und

die Deutschen

von

Eduard Beurmann.

8. Altona. Jede Lieferung nur 9 Gr.

Dieses Werk erscheint in 16 Lieferungen, wovon bereits 3 in jeder Buchhandlung Deutschlands zu haben sind.

Herr Dr. Eduard Beurmann gehört zu den beliebtesten Schriftstellern, hat Deutschland nach allen Richtungen bereist, und besitzt neben seiner Beobachtung und geistreicher Auffassung eine freimüthige Darstellung.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist folgendes Werk erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die orientalischen Bäder in Bezug auf das zu Darmstadt neu errichtete Ludwigsbad. Von Dr. **C. Hegar**, großherzoglich hessischem Hofmedicus. Mit einem lithographirten Grund- und Aufrisse des Badehauses. Eleg. geh. 12. Preis 10 Gr., oder 45 Kr.

Mit Herausgabe dieser von einem der bewährtesten Ärzte Darmstadts verfaßten Schrift glaubt die obengenannte Buchhandlung einem wahren Bedürfnisse des hiesigen und benachbarten Publicums zu entsprechen. Wer wünscht nicht, sich eine richtige Idee von der ganzen Einrichtung der nicht passend „russischen Dampfbad" genannten Anstalt zu machen? Für Diejenigen, welche diese Bademethode befolgen wollen, halten wir oder obiges Werk seines ganzen Inhalts wegen für ganz unentbehrlich.

Schriften über Talleyrand.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Extraits des *Mémoires* du Prince de **Talleyrand-Périgord.**

Recueillis et publiés par la Comtesse O. du C...., auteur des Mémoires d'une femme de qualité.

2 vols. In-8. 15 Fr.

Mémoire sur Mr. *de Talleyrand:* sa vie politique et sa vie intime, suivi de la relation authentique de ses derniers momens et d'une appréciation phrénologique sur le crane de ce personnage célèbre, faites peu d'heures après sa mort, par

Ch. Place et *J. Florens.*

Avec une copie de plaitre de Mr. de Talleyrand moulé sur son visage une heure après sa mort.

In-8. 4 Fr.

Leipzig, im August 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Iris, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

Vier Theile.

8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

Ideal und Wirklichkeit.

Von

Adolfine.

8. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ornithologische Galerie

oder

Abbildungen aller Vögel

von

C. F. Dubois.

15tes Heft mit Tafel 85—90. Text 113—120.

Preis colorirt 12 Gr., schwarz 7 Gr.

Die Abbildungen sind alle nach natürlichen Exemplaren, wobei angegeben wird, aus welcher Sammlung sie entnommen sind. Die Gattungskennzeichen und Nester nebst Eier von jedem europäischen Vogel sind noch auf besondern numerirten Tafeln abgebildet.

Als eine der interessantesten Erscheinungen der Unterhaltungsliteratur unserer Zeit empfehlen wir die

Spaziergänge und Weltfahrten

von

Theodor Mundt.

2 Bände. 8. Altona 1838. Geh.

Der Beifall, den dies in jeder Hinsicht ausgezeichnete Werk bei einem gebildeten Publicum gefunden, ist gewiß um so gerechter, als auch sämmtliche kritische Blätter dasselbe als eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen bezeichnen, und demselben hinsichtlich des Styls einen hohen Platz in der Literatur anweisen.

Beide Bände kosten 4 Thlr. und sind in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz ꝛc. zu haben.

Bei F. Meinhardt in Arnstadt ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Thüringer Wald

und

seine nächste Umgebung.

Mit 80 malerischen Ansichten

bearbeitet von

A. H. A. Hatham.

In 20 Lieferungen. 1ste Lieferung mit 2 Bogen Text und 4 Ansichten. Gr. 8. 4 Gr.

Bei August Hirschwald in Berlin ist soeben (in Commission) erschienen und versandt:

Frauenstädt, J., **Die Freiheit des Menschen** und die **Persönlichkeit Gottes.** Ein Beitrag zu den Grundfragen der gegenwärtigen Speculation. Nebst einem Briefe des Dr. E. A. Gabler (ordentlichen Professors der Philosophie an der Universität Berlin) an den Verfasser. 8. Geh. Preis 20 Sgr.

Eine Stimme aus der **katholischen Kirche Preußens** in Sachen des **Herrn Erzbischofs Clemens August von Köln.** Posen und Berlin. 1838. 8. Preis 7½ Sgr.

Botanische Abhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

***Spach* (*E.*), Revisio generis Tiliarum.** In-8. (1 B., 1 Kpf.) Paris, 1834.

—— **Conspectus monographiae Hypericacearum.** In-8. (1½ B., 1 Kpf.) Paris, 1836.

—— **Hypericacearum monographiae fragmenta.** In-8. (1¼ B., 2 Kpf.) Paris, 1836.

—— **Organographie des Cistacées.** In-8. (2 B., 2 Kpf.) Paris, 1837.

—— **Conspectus monographiae Cistacearum.** In-8. (1¼ B.) Paris, 1836.

—— **Revisio Grossulariacarum.** In-8. (1 B., 1 ill. Kpf.) Paris, 1835.

—— **Synopsis monographiae Onagrearum.** In-8. (1¼ B.) Paris, 1835.

—— **Onagrearum novarum vel minus notarum descriptiones.** In-8. (1¼ B.) Paris, 1835.

Preis jeder Abhandlung 12 Gr.

Leipzig, im August 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

Soeben erschien der erste Theil von:

PLANTAE JAVANICAE RARIORES,

DESCRIPTAE ICONIBUSQUE ILLUSTRATAE,

QUAS IN INSULA JAVA, ANNIS 1802—1818, LEGIT ET INVESTIGAVIT

THOMAS HORSFIELD, M. D.

E SICCIS ·

DESCRIPTIONES ET CHARACTERES PLURIMARUM ELABORAVIT

J. J. BENNETT

OBSERVATIONES STRUCTURAM ET AFFINITATES PRAESERTIM RESPICIENTES PASSIM ADJECIT

ROBERTUS BROWN.

Das Werk wird aus zwei Theilen bestehen, die zusammen einen Band von mittler Grösse bilden.
Jeder Theil enthält 25 Abbildungen und ungefähr 100 Seiten Text.
Das Werk erscheint in grossem Quartformat; in jedem Theile werden mehre Folioblätter mit Abbildungen von besonders grossen Gegenständen vorkommen.
Die Beschreibungen werden in lateinischer, die Bemerkungen in englischer Sprache gegeben.
Es erscheinen colorirte und nicht colorirte Exemplare; jeder Theil eines colorirten Exemplars kostet 24 Thlr. 12 Gr.; jeder Theil eines nicht colorirten Exemplars 17 Thlr. 12 Gr.
Der zweite Theil befindet sich noch in Arbeit und wird jedenfalls im Anfange des Jahres 1839 fertig werden.
Das Werk erscheint für Deutschland in Leipzig bei **Black & Armstrong**, Hofbuchhändler in **London**.

London, im Juni 1838.

Black & Armstrong,
Hofbuchhändler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. Juni. Nr. 22—26.

Nr. 22. *Die weißen Ameisen oder Termiten. *Der Kaffee. Der Pilatusberg, eine Volkssage. *Die gestreifte Hyäne. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — **Nr. 23.** *Der ostindische oder gehelmte Kasuar. Geschichtchen von einem klugen Hunde. *Franz und Wilhelmine. Peter der Große und das weinende Heiligenbild. *Der Narwal. — **Nr. 24.** *Jupiter. *Der Schnapphans in Jena. Geselliges Spinnen. Der schmalkaldische Krieg. *Der Tintenschwamm. Räthsel. — **Nr. 25.** *Der Generalfeldmarschall August Reinhard Graf von Gneisenau. Von Benutzung der Haare. *Pressburg. Der Griff vom Klingelzuge. *Der Honigkukuk. — **Nr. 26.** *Geld wohlthätig und barmherzig! *Von der Auferstehung Jesu. Bescheidenheit. Der Schein trügt. *Die Seeschwalbe oder der Seehahn. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei C. Fernbach jun. in Berlin erschienen und in jeder guten Buchhandlung zu haben:

Helma
die jüdische Seherin,

Traumleben und Hellsehen einer durch animalischen Magnetismus wiederhergestellten Kranken von Dr. **M. Wiener.** Preis 1 Thlr. 8 Gr. (1 Thlr. 10 Sgr.)

Der Inhalt dieses Werkes ist vor den meisten der neuern literarischen Erzeugnisse am ehesten geeignet, einen bleibenden, ja unauslöschlichen Eindruck auf des Lesers Gemüth zu machen. Von einem beliebten Autor mit gewandter Feder geschrieben, enthält dieses Buch nur Schilderungen von wirklich vorgefallenen Thatsachen, die, als zu Protokoll genommene Erlebnisse am Krankenbette einer gegenwärtig vollkommen genesenen Hellsehenden, sowol die Beachtung jedes Arztes, als auch die der gesammten Menschheit überhaupt in hohem Grade verdienen. Lebensfragen, die zu den heiligsten und wichtigsten gehören, von der Seherin auf überraschende Weise beantwortet, Aufschlüsse über Judenthum und über den Zustand der Clairvoyance selbst, sowie merkwürdige Krisen, stempeln dieses Werk zu einem der interessantesten und belehrendsten Bücher.

Deutsche Volkslieder
mit ihren Originalweisen.

Unter Mitwirkung des Professor ꝛc. Dr. Mahmann, des Herrn ꝛc. von Zuccalmaglio u. A., nach handschriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen versehen

von

A. Kretzschmer,

königl. Geh. Kriegsrath und Ritter ꝛc.

Von diesem längst erwarteten Werke, gleich bedeutend in seinem Verhältniß zur volksthümlichen Poesie und Musik als zur gelehrten Forschung, sind sorben das 1ste und 2te Heft erschienen und können von den zahlreichen Subscribenten in Empfang genommen werden.

Wir lassen den Subscriptionspreis, à Heft 8 Gr., oder 10 Sgr., noch bestehen. Die 2 ersten Hefte liegen in allen Buchhandlungen aus, und geben von der reichen Ausstattung Zeugniß, die wir dem Werke gewidmet haben. Das Ganze wird aus höchstens 12 Lieferungen bestehen.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. Juli. Nr. 275—278.

Nr. 275. * Kanton. Geschichte des Wallfischfanges. Die Theerschwelerei. * Johann Gutenberg's Statue in Mainz. Ausgrabungen im Birgstein bei Salzburg. Dampfschiffahrt von England nach Amerika. * Die Alameda und das Kloster unserer lieben Frau bei Carmen zu Cadiz. — Nr. 276. * Das Rathhaus in Ulm. Bergmehl in Lappland und China. * Über den Bau der Zähne. Das Pfaffer mit Erdharz. Tiefe unter dem Meeresspiegel. * Die Katzen der Hindus. — Nr. 277. * General Jackson. Die Bewohner von Boothia Felix. * Sarcocolla. Über Kaffeeverfälschung. Lange Lebensdauer von Pflanzen. * Die Eidechsen. — Nr. 278. * Boppard. Die Katakomben in Paris. Zucker aus Kürbissen. * Der Anbau und die Manufactur der Baumwolle. Die Zigeuner. Zahl der Wahnsinnigen in England. * Die Steinblöcke bei Carnac.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrganges von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Für wissenschaftliche Aerzte und Studirende der Arzneikunde, Pharmaceuten, Forstmänner ꝛc.

In jeder Buchhandlung ist zu haben:

Wilbrand, Dr. **J. B.** (grossh. hess. Geh. Medicinalrath und Professor zu Giessen), Handbuch der vergleichenden Anatomie in ihrer nächsten Beziehung auf die Physiologie für wissenschaftliche Ärzte und Studirende der Arzneikunde. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Zunächst zum eignen Gebrauche bei dessen Vorlesungen an der Landesuniversität zu Gießen entschloß sich der verdiente Herr Verfasser zur Herausgabe des hier angezeigten Werkes; es wird dasselbe aber gewiß dem gesammten ärztlichen Publicum sehr willkommen sein, da es bisher an einem kurzgefaßten Lehrbuch der vergleichenden Anatomie mit Berücksichtigung der Physiologie fehlte, oder es sind die vorhandenen doch wenig praktisch und ihres Umfanges sowie der enormen Preise wegen unzugänglich. Kein gründlich wissenschaftlich gebildeter Arzt wird mit der vergleichenden Anatomie unbekannt sein, die Candidaten der Heilkunde können hingegen aber auch nur so viel Zeit dem Studium derselben widmen, als dieses mit dem Hauptstudium der Arzneikunde in ihrem ganzen Umfange, in theoretischer und praktischer Hinsicht, zu vereinbaren ist. Demnach ist das gegenwärtige Werk in seiner gedrängten und doch gründlichen Behandlung dem Bedürfnisse am angemessensten und wird sicher auch von manchem ältern Arzte mit Vergnügen empfangen werden.

Von demselben Verfasser erschien im vorigen Jahre:

Handbuch der Botanik nach den natürlichen Pflanzenfamilien, nebst einer Übersicht der Geschlechter nach dem Linné'schen Sexualsystem als Einleitung in die natürlichen Familien für Nichtkenner derselben, enthaltend die Diagnosen der in Deutschland wildwachsenden und aller merkwürdigen ausländischen Gewächse, nebst erläuternden Bemerkungen über das Vaterland, über ihre etwaige Nutzanwendung u. s. w. Zum Handgebrauche beim Aufsuchen unbekannter Pflanzen für Ärzte, Pharmaceuten, Kameralisten, wissenschaftliche Forstmänner und jeden wissenschaftlichen Pflanzenforscher, welcher mit den Pflanzenfamilien näher vertraut werden möchte. Gr. 8. 1837. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Der geehrte Verfasser äußert sich über Inhalt und Zweck dieses Buches folgendermaßen:

„Dieses Handbuch hat die Bestimmung, vom Linné'schen System aus das Studium der natürlichen Pflanzenfamilien, wie dieselben jetzt von den verschiedenen Pflanzenforschern aufgestellt werden, einzuleiten. Zu diesem Zweck findet sich zuvor eine Aufzählung sämmtlicher im Buche aufgeführten Pflanzengeschlechter nach diesem Systeme. Hieraus folgt eine systematische Übersicht sämmtlicher natürlichen Familien unter drei Stufen und dreizehn Pflanzenkreisen vertheilt.

Es ist jetzt an der Zeit, daß das Studium der Botanik nach den natürlichen Familien auch in Deutschland allgemeiner wird; — in Frankreich und England ist diese sogenannte natürliche Methode schon die gewöhnliche. In meinem frühern Handbuche habe ich schon darauf hingearbeitet, — aber die Linné'sche Methode, als die gebräuchlichere, zur Richtschnur genommen; in dem jetzigen dagegen nehme ich die natürliche Methode zur Richtschnur, und suche die Linné'sche für die Nichtkenner zu benutzen, um diese zur natürlichen hinüber zu führen."

Der unterzeichnete Verleger hat sich bemüht, durch deutlichen, Alles Vorkommende gehörig unterscheidenden Druck, durch gutes Papier und einen wohlfeilen Preis diese gediegenen Werke brauchbar und Jedermann zugänglich zu machen.

Darmstadt, im Juni 1838.

Karl Wilhelm Leske.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1838. Viertes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat Juli, oder Nr. 182—212, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXI—XXIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Velinpapier 12 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*. Jahrgang 1838. Monat Februar, oder Nr. 10—17. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1838. Sechszehnten Bandes sechstes Heft. (Nr. XII.) Siebszehnten Bandes erstes Heft. (Nr. XIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat Juli, oder Nr. 27—30, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 27—30. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

Verzeichniß
außerordentlich wohlfeiler
theologischer und philosophischer Schriften.

Eine Sammlung von 490 für Studium und praktische Bildung größtentheils wichtigen und brauchbaren Werken von Achard, Ammon, Anton, Augusti, Bauer, Beck, Bernstein, Bouterwek, Bruhn, Claudius, Ebert, Fabricius, Fest, Fichte, Gittermann, Heydenreich, Haas, Herklotsch, Hezel, Hofstbauer, Hundeiker, Jaspis, Illgen, Kerndorffer, Krause, Lang, Mosheim, Müller, Münnich, Ormler, Politz, Reis, Richter, Rosenmüller, Schelling, Schmid, Schottin, Schröder, Schuderoff, Siegel, Simon, Suadeissen, Titkmann, de Wette, Wormser u. A., **von welchen (mit Ausnahme weniger Artikel) eine bestimmte Anzahl von Exemplaren von dem unterzeichneten Verleger zu den beigedruckten, bedeutend herabgesetzten Preisen geliefert werden.**

Von den früher erschienenen Verzeichnissen über höchst billige belletristische, medicinische, juristische und philologische Schriften sind ebenfalls noch Exemplare durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig, im Juli 1838.

Karl Cnobloch.

Wichtiges Werk für die Kriegsgeschichte.

Journaux des sièges
faits ou soutenus par les Français dans la Péninsule, de 1807 à 1814;

rédigés d'après les ordres du Gouvernement, sur les documens existant aux archives de la guerre et au dépôt des fortifications.

Par

J. Belmas.

Chef du bataillon du génie.

4 vols in-8., avec un atlas de 24 planches gr. in-folio. 22 Thlr. 6 Gr.

Die Sorgfalt, welche auf die Ausführung des großen, dem Werke beigegebenen Atlasses verwandt wurde, hat bis jetzt die Ausgabe des Buchs verhindert, zu dessen Debit soeben die Erlaubniß von Seiten des französischen Gouvernements ertheilt ist.

Wir beeilen uns auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches allen Militairbibliotheken unentbehrlich ist.

Leipzig, im August 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Freese, Dr. **C.,** Über deutsche Assonanzen. Eine Monographie. Geh. 12 Gr.

1837 erschien von demselben Verfasser:

Deutsche Prosodie. 1 Thlr.

Gruber, Joh. v., Grundriß einer historischen Geographie für Gymnasien. 12 Gr.

Harder, Hauptmann **H. W.,** Gebrauch der Artillerie vor dem Feinde, erläutert durch Beispiele aus der Kriegsgeschichte. I. II. mit 11 Plänen. Geh. 5 Thlr.

Kuhn, F., „Wie ging Christus durch des Grabes Thür?" Ein schrift- und zeitgemäßes Zeugniß von dem Auferstandenen, mit Rücksicht auf die Strauß'sche Analyse. Geh. 14 Gr.

Rafn, C. C., Die Entdeckung Amerikas im zehnten Jahrhundert. Aus der dänischen Handschrift von G. Mohnike. Geh. 6 Gr.

Sjöborg, G., Schwedische Sprachlehre für Deutsche. 4te Auflage. 12 Gr.

Zinsentabellen zu 4, 4½ und 5 Procent auf die Tage eines Monats, auf die Monate eines Jahres und auf ein Jahr von 1 Pfennig bis 1000 Thlr. auf das Genauesste berechnet. Geh. 8 Gr.

C. Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Badeschriften.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Die Nord- und Ostsee-Bäder.

Für Brunnen- und Badereisende bearbeitet von **Dr. Karl Christian Hille.** Mit drei Kärtchen. 8. Geh. 1 Thlr.

Bisher erschienen von demselben Verfasser:

Die Heilquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung. 8. Geh. 12 Gr.

Die Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad. 8. Geh. 20 Gr.

Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Mit zwei Kärtchen. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Neu ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Literarische Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen aus **Karl Aug. Böttiger's** handschriftlichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur erschien zu Anfang d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.; eine „Biographische Skizze Böttiger's", von demselben Verfasser, 16 Gr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Béranger's Lieder.

Auswahl

in freier Bearbeitung

von

Adelbert v. Chamisso und Franz Frh. Gaudy.

Geh. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im August 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist nun vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handwörterbuch

der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde.

Zum Gebrauch für angehende Ärzte und Wundärzte,

von

Dr. Ernst Blasius,

Professor der Chirurgie etc. in Halle.

Vier starke Bände, zusammen 225 Bogen.

Subscriptionspreis 12 Thlr.

Die kritischen Blätter haben sich so lobend über dies Werk ausgesprochen, dass der Verleger sich zuversichtlich darauf berufen darf. Für den Zweck dieser Anzeige mag es genügen, aus einer Recension des Herrn Geh. Medicinalraths Kluge, Directors der Charité zu Berlin, hier einige Worte anzuführen. „Diejenigen Anfoderungen", sagt derselbe, „wozu der Titel berechtigt, erfüllt dies Werk auf eine Weise, dass man es für ganz zeitgemäss und seinem Zwecke vollkommen genügend erachten muss, da die übrigen, theils schon vollendeten, theils noch im Werden begriffenen Werke der Art entweder zu lückenhaft und unwissenschaftlich oder von zu grosser Ausdehnung sind, um von den Jüngern der Kunst mit Nutzen gebraucht werden zu können. Auch die alphabetische Form desselben muss für den beabsichtigten Zweck als die entsprechendste anerkannt werden, weil sie die einzige ist, welche den Classificationssystemen aller Schulen von selbst sich anpasst und daher die Schüler niemals in Widerspruch versetzt mit den Ansichten ihrer Lehrer. Es trägt die Farbe der jetzigen regen Zeit, und ist für den jetzigen Standpunkt der medicinisch-chirurgischen Wissenschaften ein treuer Spiegel, in welchem der grosse Einfluss, den die einzelnen Zweige der Anatomie, pathologischen Anatomie, Chemie und Physiologie in ihrer weit geförderten Ausbildung auf die praktische Chirurgie bis jetzt ausgeübt haben, überall ersichtlich ist etc."

Die Bogenzahl übersteigt die für den obigen Preis versprochene um 25, dennoch ist derselbe nicht erhöht worden, und soll auch noch bis zum Schluss dieses Jahres fortdauern, dann aber der Ladenpreis von 16 Thlrn. eintreten.

Als ein vorzugsweise bedeutendes, viel belehrendes, dichterisches und nur zu lobendes Buch erwähnen die literarischen Blätter:

Die Epigonen.

Familienmemoiren in neun Büchern.

Herausgegeben von

Karl Immermann.

3 Bände. 80 Bogen in 8. Auf feinem Maschinen-Velinpapier. In geschmackvollem Umschlage.

Geh. Preis 6 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Immermann's Schriften 5ter bis 7ter Band.

In diesem Werke haben sich die Conflicte der Gegenwart in moralischen und gesellschaftlichen Beziehungen, in Kunst, Wissenschaft und Politik zu einem reichen Lebensbilde gestaltet. Wie einst in Werther und Wilhelm Meister die einseitigen Richtungen der Zeit sich dichterisch spiegelten und dadurch ihr eignes Heilmittel und Correctiv wurden, so erhält unser späteres Zeitalter, die Zeit der Epigonen, hier ein Gegenbild, dem bei seiner psychologisch scharfen Auffassung und poetischen Milde ähnliche tiefe Wirkungen nicht fehlen werden.

Düsseldorf, den 30sten Juli 1838.

J. E. Schaub.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist eben erschienen:

Gallus oder Römische Scenen aus der Zeit August's.

Zur Erläuterung der wesentlichsten Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Römer.

Von W. A. Becker,

Professor an der Universität Leipzig.

2 Theile mit 5 grossen Tafeln. Gr. 8. Sauber geheftet.

Preis 3 Thlr. 18 Gr., colorirt 4 Thlr. 18 Gr.

Digitized by Google

Der Freihafen. 3tes Heft.

Soeben ist das 3te Heft vom:

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern.

Mit Beiträgen

von

C. G. Carus, H. König, Dr. Mises, K. Rosenkranz, Veit, Th. Mügge, Varnhagen v. Ense, Fr. v. W., Dr. Strauß ꝛc.

erschienen.

Diese durch die steigende Gunst des Publicums ausgezeichnete Vierteljahrsschrift, die bereits zu den verbreitetsten Organen der Öffentlichkeit in Deutschland gehört, führt fort die wichtigsten Beiträge für die Interessen der Gegenwart zu liefern. Das 3te Heft enthält:

„Vergängliches und Bleibendes im Christenthum

von

Dr. Strauß.

(als Vorläufer zu der neuesten Ausgabe von des Verfassers Leben Jesu vom wesentlichsten Interesse!!!)

„Streifereien durch Belgien, von **Dr. Mügge**; zur Jugendgeschichte der Königin Sophie Charlotte von Preußen, nach „französischen Quellen, von **Dr. Guhrauer** in Paris; eine „neue Novelle von **H. v. W.**; Gedichte von **Fr. Gustav Kühne**; Literaturblätter; Fortgesetzte Mittheilungen über **Niebuhr** und einige **ungedruckte Briefe** desselben; Correspondenznachrichten aus Paris, Berlin, „Prag, Hanau, Leipzig, Dresden, Bremen, Hamburg ꝛc."

In jeder soliden Buchhandlung Deutschlands sind die bis jetzt erschienenen 3 Hefte des Freihafens vorräthig, der Preis für jedes Heft ist 1 Thlr. 12 Gr.

An alle solide Buchhandlungen wurde soeben versandt:

Kant's sämmtliche Werke,

8te und 9te Lieferung,

mit welcher der 3te Band, enthaltend die kleinern metaphysischen Schriften, vollendet ist. Der 1ste Band enthält die Schriften zur Philosophie im Allgemeinen und zur Logik; der 2te Band aber die Kritik der reinen Vernunft, und zwar zum ersten Male mit vollständiger Angabe aller Verschiedenheiten der 1sten und 2ten Ausgabe dieses Werks. Die Fortsetzung folgt so schnell, als es die auf die Redaction zu verwendende Sorgfalt zuläßt, und gedenken wir im Laufe dieses Jahres noch 3 Bände zu vollenden. Wir haben uns bis jetzt aller Lobpreisungen enthalten, und überlassen das Urtheil über den Werth unserer Ausgabe auch jetzt dem sachverständigen unparteiischen Publicum, dessen Beifall uns die zahlreichen Bestellungen, welche noch täglich eingehen, hinlänglich verbürgen. Über die Art und Weise der Bearbeitung geben die Vorreden des Herrn Prof. Hartenstein in Leipzig sorgfältige Rechenschaft. Der Raum ist bei anständiger Ausstattung durch compendiösen Druck so gespart, daß unsere Ausgabe im Vergleiche mit der bei Herrn L. Voß erscheinenden ganz unverhältnißmäßig billiger ist. Einen schlagenden Beweis liefert z. B. „Die Kritik der reinen Vernunft", welche bei uns **1 Thlr. 21 Gr.**, bei Herrn Voß aber **3 Thlr. 6 Gr.** kostet, ohne daß letztere Ausgabe das Allergeringste mehr als die unsere enthielte. Einer wahrscheinlichen Berechnung nach wird unsere Ausgabe kaum viel über den 3ten Theil, bestimmt jedoch noch unter der Hälfte des Preises der Voßschen Ausgabe kosten. — Indem wir nun die Verehrer Kant's zur fernern Theilnahme an unserm Unternehmen einladen, fügen wir noch die Nachricht hinzu, daß eine von Kant im Jahre 1755 der philosophischen Facultät zu Königsberg handschriftlich überreichte Abhandlung: De igne, deren Existenz bis vor wenigen Monaten dem gelehrten Publicum ganz unbekannt war, sich in einer Abschrift schon seit Jahren in unserm Besitze befindet. — Um einigen geäußerten Wünschen zu entsprechen, so haben wir jetzt die Einrichtung getroffen, daß unsere geehrten Abnehmer das Werk auch bandweise, statt wie bisher in Lieferungen, erhalten können.

Leipzig, im August 1838.

Rodes & Baumann.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und dasselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Zweiundachtzigster Band. 1838. April. Mai. Juni.

Inhalt.

Art. I. Manners and customs of the ancient Egyptians, illustrated by drawings of those subjects by *J. G. Wilkinson*. London 1837. Drei Bände.

II. 1) D'Alembert und Friedrich der Große über den Verhältniß der Wissenschaft zum Staate, akademische Einleitungsrede von August Böckh; vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrich's des Großen, am 25sten Januar 1838. Berlin 1838.

2) Rede bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung des Stiftungstages der Gesellschaft der Ärzte in Wien, gehalten von dem Präsidenten derselben im Conferenzsaale der k. k. Universität den 24sten März 1838. Wien.

III. Précis du système, des progrès et de l'état de l'instruction publique en Russie, rédigé d'après des documens officiels, par *Alexandre de Krusenstern*. *Varsovie* 1837.

IV. Bericht an Sr. Majestät den Kaiser von Rußland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1836. Petersburg 1837.

V. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Von W. Beer und Dr. J. H. Mädler. Berlin 1837.

VI. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Neunter und zehnter Band. Der Hohenstaufen fünfter und sechster Band.

VII. Novum testamentum graece, curavit Dr. *J. Mart. Augustinus Scholz*. Vol. II. Actus (*Acta*) Apostolorum, Epistolas, Apocalypsin complectens. Lipsiae 1836.

VIII. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Erster, zweiter und dritter Band. Leipzig und Darmstadt 1837.

IX. Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. Drei Theile. Herausgegeben von C. Fidicin. Berlin 1837.

X. Astronomy and general Physics. By *W. Whewell*. London 1835.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXXII.

Chronologische Geschichte der Verbreitung der Buchdruckerkunst. Von P. A. Budik.

Münzen von Athen, welche das k. k. Münz- und Antikencabinet aufbewahrt.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften. (Forts.)

Digitized by Google

BIBLE
de Monsieur *Cahen.*

Traduction nouvelle, avec l'hébreu en regard, accompagné des points-voyelles et des accens toniques, avec les variantes de la version des septante et du texte samaritain, par

S. CAHEN.

A Paris, Rue des Francs-bourgeois, au Marais, No. 21.

En vente les Tomes 1 à 9, contenant
le Pentateuque, Josué, les Juges, Samuel, les Rois et Isaïe.

Prix du volume, in-8., 6 Fr.; papier vélin 9 Fr.

On vend séparément les volumes; mais en prenant le Pentateuque seul, ou un des volumes du Pentateuque, on paye par volume 1 Fr. de plus.

On vend aussi séparément:

Le culte des anciens Hébreux, par *Munck*; Sur la zone des villes lévitiques. 3 Fr.
Sur la femme hébreu. 2 Fr.
Traduction de la préface d'Abarbanel et d'une partie de son commentaire sur Isaïe. 2 Fr.

On trouve à la même adresse:

Cours de lecture hébraïque par *S. Cahen.* In-8. 2 Fr. 50 C.
Livre de prières, en hébreu, à l'usage des Israélites du rit portugais. In-12. 1 Fr. 50 C.
Rituel des prières, à l'usage des Israélites du rit allemand, hébreu et français; traduction *d'Anspach.* In-8. Cartonné. 4 Fr.
Dictionnaire hébreu-français par *Marchand-Eanery.* In-8. 6 Fr.
Grammaire hébraïque raisonnée et analytique par *Sarchi.* In-8. 10 Fr.
Notice sur la version arabe d'Isaïe, par Rabbi *Saadia Gaon*, et sur une version persane manuscrite de la bibliothèque royale, par *Munck.* In-8. 4 Fr.

Bestellungen erbitten sich
Leipzig, im August 1838.
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Vereins-Buchhandlung in Berlin ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Volkslieder
mit ihren Originalweisen.

Herausgegeben und Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen gewidmet von

A. Kretzschmer.

Erstes und zweites Heft, in grossem Octavformat, auf Velin, höchst elegant gedruckt und geheftet, à Heft 8 Gr., oder 36 Kr. Rhein.

Dies ist die erste Sammlung dieser Art, mit den Melodien und mit vorsichtiger Berücksichtigung, was wirklich Volksthümlich, wirklich in dem Volke gedichtet, von ihm gesungen ist. Die handschriftliche Sammlung, an der Herr Geheimerath Kretzschmer seit fast 30 Jahren mit Liebe gesammelt, ist längst die berühmteste in ganz Deutschland. Bei der vorliegenden Herausgabe ist derselbe von den vorzüglichsten Forschern und Sammlern unterstützt worden, von dem Herrn Hofrath Kiesewetter, Herrn v. Zuccalmaglio, Herrn Geheimerath v. Harthausen, Herrn Professor Baumstark und Herrn Professor Dr. Maßmann. Die äussere Ausstattung ist splendid.

Bei *C. Schünemann* in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Porter, W. H., Beobachtungen über die chirurgischen Krankheiten des Kehlkopfs und der Luftröhre, besonders in Rücksicht auf diejenigen Leiden dieser Organe, welche die Operation der Bronchotomie erfodern; mit Einschluss von Bemerkungen über Croup, Cynanche laryngea, Verletzungen durch Verschlucken von Säuren und kochendem Wasser, fremde Körper in den Luftwegen, Asphyxia, Wunden etc. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt von **Dr. Runge.** Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Bei C. W. Leske in Darmstadt erschien soeben:

v. Hammer-Purgstall, Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret. Vierter Band. Enthaltend: Abdallah Ben Tahir — Amru Ben Leis — Nasr Ben Ahmed — Kabus — Abbaded-dewlet — Mahmud — Kutbeddin Ibek — Alaeddin — Firuz Toghluk — Ahmed Ibn Taulun. Gr. 8. Geh. Mit einer Titelvignette. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Die Verlagshandlung beeilt sich, das Erscheinen dieses Bandes anzuzeigen, dem der 5te Band in der Kürze folgt. Das Werk eines ausgezeichneten Gelehrten, dessen Meisterschaft von allen Seiten anerkannt ist, bedarf keiner lobpreisenden Ankündigung.

Im Verlage von Wilh. Kaiser in Bremen ist soeben erschienen:

Gall, Fr. von, Reise durch Schweden im Sommer 1836. 2 Bände. 8. Elegant geheftet. 1 Thlr. 16 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populaire Darstellung von **Augustin Hr-duszynski,** Prof. zu Krakau. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ohne den herrschenden Systemen berühmter Astronomen unbedingt zu huldigen, gelangte der Verf. durch eigne Forschungen zu überraschenden Resultaten, deren lichtvolle Darstellung jedem Denkenden von Interesse sein müssen.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

RÉPERTOIRE

DE

L'INDUSTRIE ÉTRANGÈRE,

OU

Dessins et Descriptions

DES MACHINES LES PLUS IMPORTANTES, BREVETÉES A L'ÉTRANGER.

PUBLIÉ

PAR A. PERPIGNA, ROBINET, RENETTE ET Cie.

Erstes bis drittes Heft. In Folio. Paris. Subscriptionspreis 5 Thlr. 8 Gr.

Sowol durch die Wahl der dargestellten Gegenstände, als auch die höchste Genauigkeit und Sauberkeit der Ausführung wird diese Sammlung Allen unentbehrlich, welche die Fortschritte des Maschinenwesens mit einiger Aufmerksamkeit verfolgen. Ein ausführlicher Text ist jedem Hefte beigegeben. Prospecte sind auf Verlangen zu haben.

Leipzig, im August 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin, Brüderstraße Nr. 13, ist soeben erschienen:

Flüchtige

Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden.

Von **E. D. L. v. Arnim.**

Vermehrte Ausgabe. Mit Abbildungen und Musikbeilagen. Velinpapier. Sauber geheftet. 2 Thlr.

Diese vom Publicum sehr freundlich aufgenommenen Skizzen sind in dieser Ausgabe vervollständigt, theils durch einen Anhang, enthaltend die Thronbesteigung des regierenden Sultans, theils durch das nach dem Leben gezeichnete, sauber colorirte Portrait desselben in ganzer Figur.

Bei C. Kummer in Leipzig ist erschienen:

Stürmer, Th., Der letzte ultrahomöopathische Apostat, oder Dr. Trinks und sein Terrorismus, kritisch beleuchtet. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Denkschriften der nordamerikanischen Akademie der homöopathischen Heilkunst. 1ste Lieferung. Auch unter dem Titel: Wirkungen des Schlangengiftes zum ärztlichen Gebrauch vergleichend zusammengestellt durch **C. Hering.** Mit einer Einleitung in das Studium der homöopathischen Arzneimittellehre. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.

Sechstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Der Feldzug 1705 in Portugal und Spanien. Dritter Abschnitt. II. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Der 22ste März. III. Militairische Charakteristik des nordamerikanischen Generals Jackson. IV. Fragmente aus der Geschichte des Geschützwesens. V. Literatur. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ⅓ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 3ten August 1838.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei J. J. Weber in Leipzig ist erschienen:

Allgemeines Recensionen-Verzeichniß.

Wissenschaftlich geordnete

Übersicht sämmtlicher im Jahre 1838

in

deutschen und ausländischen Zeitschriften recensirten

in

Deutschland erschienenen Bücher.

Preis für den Jahrgang 1 Thlr. 8 Gr.

☞ Januar bis März ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Wir beeilen uns das gebildete Publicum auf ein höchst interessantes Werk aufmerksam zu machen, das mit dem Titel:

Der Pilger der Elbe

von

L. Mühlbach.

Gr. 8. Altona, Hammerich. 1838. Geh. 2 Thlr. in schönster Ausstattung, geziert mit 4 herrlichen Stahlstichen, eben erschienen ist, und welches die allgemeinste Beachtung ebenso sehr verdient, wie das vor einigen Jahren erschienene: Pilger des Rheins von Bulwer.

In sämmtlichen soliden Buchhandlungen ist Mühlbach's Pilger der Elbe vorräthig und zu haben.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kleines A-B-C-Buch

für

Anfänger im Lesen und Schreiben.

Synonymen und Homonymen.

Von **J. G. von Quandt.**

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dies Werkchen vielmehr Manchen willkommen sein, die vermeinen lesen und schreiben zu können, — Allen interessant, welche auf eine geistreiche Weise ihren Sinn für wahres Verständniß der Wörter zu schärfen wünschen.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXIX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Neue schönwissenschaftliche Werke
im Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

Herzinger (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Sternberg (A. von), Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Tieg (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.

Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1835." Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das frühere Werk des Verf. erschien 1836 bei Frohberger in Leipzig und kostet 2 Thlr.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Erstes Bändchen: Die Tochter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Wetzel's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von **J. Funck.** 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band: Aus dem Leben zweier Schauspieler: **August Wilhelm Iffland's** und **Ludwig Devrient's.** 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste Band: E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel (1836), 1 Thlr. 16 Gr.

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von **K. W. Böttiger.** Erstes und zweites Bändchen. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Böttiger's Leben, von demselben Verf., kostet 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Reise und Rastage
in der Normandie
von J. Venedey.

Zwei Bände. 75 Bogen. Velinpapier. 4½ Thaler.

Mit Vergnügen wird man diese lebendigen Schilderungen eines der interessantesten Landstriche Europas lesen, und auch der ernstere Geschichtsforscher bald finden, daß ihm Werthvolles hier geboten wird.

Im Literatur-Comptoir in Stuttgart erschien soeben:

Der Thierfreund,

oder über das pflichtmäßige Verhalten des Menschen gegen die Thierwelt. Zur Belehrung und Unterhaltung für Jung und Alt, Reich und Arm, Hoch und Niedrig.

Von Dr. Joh. Jak. Kromm,

Verfasser des Lehrbuchs für die reifere Jugend, des Predigers am Grabe, und verschiedener anderer Schriften.

13 Bogen. Klein 8. Brosch. 40 Kr. Rhein., oder 10 gGr. Preuß.

Es ist der Zweck dieses Werkchens, den in neuerer Zeit sich bildenden Vereinen gegen Thierquälerei in die Hände zu arbeiten, und es ist dasselbe deshalb zur allgemeinsten Verbreitung und besonders zur Einführung als Lesebuch in Volksschulen sehr zu empfehlen. Vereine gegen Thierquälerei und Stadt- und Landgemeinden, welche diese in ihren Wirkungen fegenreiche und nützliche Schrift in Mehrzahl verbreiten wollen, erhalten von der Verlagshandlung auf 6 Exemplare eins, auf 15 drei und auf 25 sechs Exemplare frei. Bei Abnahme von 50 Exemplaren wird dagegen das Exemplar nur zu 30 Kr. Rhein., oder 7½ gGr. preuß. Courant, bei Abnahme von 100 Exemplaren nur zu 24 Kr. Rhein., oder 6 gGr. preuß. Courant, berechnet, sodaß durch diese billigen Verkaufsbedingungen Jedem die Anschaffung möglich gemacht worden ist.

Soeben ist erschienen:

Lateinische Grammatik

für
die untern Classen der Gymnasien.
Nach der Anlage der Wiltrothschen Grammatik
bearbeitet von
Dr. Friedrich Ellendt,
Director des königl. Gymnasiums zu Elsleben.
Preis 8 Gr., oder 10 Sgr.

Vor einigen Monaten haben wir versandt:

Lateinische
Schulgrammatik
von
Dr. G. Billroth.
Zweite Ausgabe
besorgt von
Dr. Friedrich Ellendt,
Director des Gymnasiums zu Elsleben.
Preis 1 Thlr.

Leipzig, im August 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. August. Nr. 279—282.

Nr. 279. *Colbert. Die Esten in Kleinasien. *Die Hanf- und Flachs-Cultur. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Thiere als Blindenführer. *Das Capitol zu Washington. — Nr. 280. *Zineny de Poula. Ergwungene Mildthätigkeit. *Die Blume Victoria Regina. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft (Beschluß). Die türkischen Courrierr. *Das römische Amphitheater zu El Dschemm. — Nr. 281. *Das heidelberger Schloß. *Eroberung von Canada durch die Engländer. Die balearischen Inseln. *Die Steinbrüche auf der Insel Portland. — Nr. 282. *Der Obelisk von Luxor in Paris. *Die Trüffel. Skizzen aus dem Leben der Chinesen. *Das Ohr des Dionys.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Weidmann, F., Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zween letzten Fürstäbten von St.-Gallen, besonders während den Jahren der helvetischen Revolution bis zur Aufhebung des Stiftes. Mit Original-Actenstücken, Correspondenz-Auszügen und andern Beilagen. Gr. 8. St.-Gallen, 1834. 1 Fl. 20 Kr., oder 21 Gr.

Dieses als Anhang und Schluß zu v. Arx' Geschichte von St.-Gallen zu betrachtende wichtige Werk, ehemals unser Commissionsartikel, ist nunmehr in unser Verlagseigenthum übergegangen.

St.-Gallen, den 15ten Juli 1838.

Huber und Comp.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind in der ersten Hälfte des Jahres 1838 folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Berend's, C. A. W. (weil. k. preuß. Geh. Med.-Rath u. Prof.), Vorlesungen über praktische Arzneiwissenschaft, oder Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Zweite Auflage, neu durchgesehen und berichtigt von Dr. J. C. Aiberé, k. preuß. Med.-Rath ꝛc. 5ter Band. Chronische Krankheiten. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Das ganze, aus zehn Bänden in Großoctav bestehende Werk wird in dieser neuen Auflage nur 15 Thlr. kosten, während die erste Ausgabe 23 Thlr. kostete.

Blasius, Ernst (Dr. u. Prof. in Halle), Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde, zum Gebrauch für angehende Ärzte und Wundärzte. 4ter und letzter Band, in 2 Abtheilungen. Gr. 8. Subscriptionspreis 3 Thlr.

Das ganze, aus 4 Bänden, in 8 Abtheilungen (225 Bogen), bestehende Werk ist noch bis Ende dieses Jahres zum Subscriptionspreis von 12 Thlr. zu haben, nachher tritt der Ladenpreis mit 16 Thlr. ein.

Bonorden, H. F. (Dr. u. k. preuss. Reg.-Arzt), Classification der gesammten Krankheiten des Menschen nach ihrem Wesen, nebst Erläuterungen. Gr. 8. 12 Gr.

Ideler, Dr. K. W., Grundriss der Seelenheilkunde. 2ter und letzter Theil. Gr. 8. 5 Thlr.

Der 1ste Band (1835) kostet 4 Thlr. 6 Gr.

Rayer, Dr. P. (in Paris), Theoretisch-praktische Darstellung der Hautkrankheiten; nach der zweiten durchaus verbesserten Ausgabe des Originals in deutscher Übertragung herausgegeben von Dr. H. Stannius. In 3 Bänden. 2ter Band. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der dritte und letzte Band wird auch baldigst erscheinen.

Richter, Dr. G. H., Wiesbaden nebst seinen Heilquellen und Umgebungen. Mit 2 Ansichten. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Rust, Joh. Nep. (königl. preuss. Präsident etc. in Berlin), Heilkologie, neue Bearbeitung. 5tes, 4tes Heft, à 12 Bogen Text und 2 ausgemalte Kupfertafeln. Folio. Das Heft 1 Thlr. 16 Gr.

—, Die Medicinalverfassung Preussens, wie sie war und wie sie ist; actenmässig dargestellt und kritisch beleuchtet. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter Rust's Präsidio). 7ter Jahrgang. 1838. Folio. Wöchentlich 1—1½ Bogen. 3 Thlr. 16 Gr.

Die ersten 5 Jahrgänge dieser Zeitung, 1832—36, sind zu dem ermässigten Preis von 5 Thlr. (statt 15 Thlr. 22 Gr.) zu haben, einzeln kostet der Jahrgang 1832: 1 Thlr. 6 Gr., die folgenden, 1833—36: 1 Thlr. 8 Gr., 1837: 3 Thlr. 16 Gr.

Abrégé, Court, de Phrases, pour faciliter aux jeunes demoiselles la conversation française. Seconde édition, revue et augmentée de petits morceaux de lecture. 8. 8 Gr.

Dietrich, Dr. Alb., Terminologie der phanerogamischen Pflanzen; zum Unterricht in der Botanik für Lehranstalten; nebst einer Anleitung zum Selbstudium und für den Lehrer, wie er in der Botanik mit Nutzen zu unterrichten hat. Zwelte durchaus umgearbeitete Auflage. Mit 24 lithographirten Tafeln, worauf mehr als 1200 Figuren befindlich sind. Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Ohm, Martin (Prof. in Berlin), Lehrbuch der Mechanik, zugleich mit den dazu nöthigen Lehren der höhern Analysis und der höhern Geometrie. Elementar vorgetragen und mit sehr vielen Beispielen der Anwendung versehen. 3ter Band. Dynamik fester Körper. Mit einer Figurentafel. Gr. 8. 3 Thlr.

Das ganze aus drei Bänden bestehende Werk 8 Thlr. 6 Gr.

Vogel, P., u. Dr. Brenneck (Lehrer in Berlin), Praktisches Rechenbuch für die untern, mittlern und obern Classen der Gymnasien, Gewerbe- und Bürgerschulen. 2ter Theil. 8. 18 Gr.

Der 1ste Theil (1837) kostet 12 Gr.

Soeben ist erschienen:

Erste und letzte Liebe.

Roman

von

L. Mühlbach.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Mit entschiedenem Talente ausgestattet, tritt in dem vorstehenden Romane — dem übrigens wohlbekannte Thatsachen zu Grunde liegen — eine neue Schriftstellerin auf. Das Interesse, welches hier elegant gedruckte Buch bereits an einigen Orten erregt, wird sich gewiß immer noch steigern, und der Name Mühlbach bald den Lieblingsschriftstellern Deutschlands beigezählt werden.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. haben Exemplare vorräthig.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

NOUVEAU SYSTÈME
DE
CHIMIE ORGANIQUE
fondé
sur des nouvelles méthodes d'observation,
et précédé
d'un traité complet de l'art d'observer et de manipuler,
en grand et en petit
dans le laboratoire et sur le porte-objet du microscope;
par
F.-V. Raspail.

Deuxième édition entièrement refondue.

Accompagnée d'un atlas in-4. de vingt planches de figures dessinées d'après nature, et gravées avec le plus grand soin.

3 forts vol. in-8. et atlas in-4. — 10 Thlr. 16 Gr.

„L'ouvrage que publie M. Raspail est entièrement neuf; fondé sur un ensemble d'expériences microscopiques rigoureuses; il a cherché dans toutes les questions à éclairer la chimie par l'anatomie et la physiologie."

Leipzig, im August 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Müller, Dr. Joh., Handbuch der Physiologie. 2ten Bandes 2te Abtheilung. 1 Thlr. 12 Gr.

Die 2te Abtheilung des 1sten Bandes (3te Auflage) ist bereits vor zwei Monaten erschienen und als Rest versandt worden. Die 3te Abtheilung des 2ten Bandes, womit das Werk geschlossen ist, wird im Frühjahr 1839 ausgegeben, und somit das Ganze zur Ostermesse vollständig zu haben sein.

Koblenz, den 1sten August 1838.

J. Hölscher.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Handbuch der Hauptanzeigen
für die
richtige Wahl
der
homöopathischen Heilmittel
oder
sämmtliche zur Zeit geprüfte homöopathische Arzneien in ihren Haupt- und Eigenwirkungen, nach den bisherigen Erfahrungen am Krankenbette bearbeitet und mit einem systematisch-alphabetischen Repertorium des Inhalts
versehen
von **G. H. G. Jahr.**

Zweite durchaus umgearbeitete, verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage.

727 Seiten in gr. 8. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

Über den Werth des vorstehenden Werkes viel zu sagen, dürfte fast überflüssig sein, da die Herren Doctoren Rummel und Groß in den homöopathischen Journalen es bereits als das beste in diesem Fache und als eins der unentbehrlichsten Werke für den homöopathischen Arzt bezeichnet haben, und der rasche Absatz der ersten Auflage die praktische Brauchbarkeit desselben hinlänglich verbürgt. Hier daher nur so viel, daß der Herr Verfasser alle seine Kräfte aufgeboten, dieser neuen Auflage bei einer ansehnlichen Menge von Zusätzen auch eine noch brauchbarere Einrichtung zu geben, wie er denn das Ganze überhaupt so durchaus umgearbeitet hat, daß die gegenwärtige Auflage sich von der vorigen ebenso wesentlich unterscheidet, als diese von den frühern Werken ähnlicher Art unterschieden war. Dabei ist das Werk mit ganz neuen Lettern auf gutes weißes Papier vorzüglich scharf und schön gedruckt, und der Preis für die über sechzehn Bogen betragende Vergrößerung des Buches nur um das billigste erhöht worden.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lehrbuch
der
Landwirthschaft.
Von
Johann Burger,

Doctor der Heilkunde, k. k. Gubernialrath, Mitglied mehrer Gesellschaften zur Beförderung der Landwirthschaft.

Zwei Bände.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Gr. 8. Wien 1838. Preis 4 Thlr. Sächs.

Es wird dem großen, landwirthschaftlichen Publicum angenehm sein, zu vernehmen, daß sich die Verlagshandlung in die Lage gesetzt sah, eine neue Auflage dieses berühmten und durch ganz Deutschland verbreiteten Werkes zu veranstalten, über dessen ausgezeichneten Werth sich gleich anfangs alle Zeitschriften vereinigt hatten, und der in der Folge durch die schnell aufeinander folgenden vier rechtmäßigen Auflagen, den Nachdruck in Würtemberg, und die in den Jahren 1834 und 1836 in die schwedische und französische Sprache veranstalteten Übersetzungen außer Zweifel gesetzt worden.

Wenngleich in der vorliegenden Auflage die wesentlichsten Grundsätze des Lehrbuchs dieselben geblieben sind, wie sie früher aufgestellt worden, so sind doch die Änderungen und Zusätze, die das Fortschreiten der auf Erfahrung beruhenden Wissenschaften an dem Werke nöthig machten, von großer Bedeutung, und die Leser werden mit Vergnügen ersehen, daß der Verfasser von den Lehren der neuen Chemie, sowie von allen Beobachtungen und Erfahrungen Kenntniß nahm, die zur Erklärung der Erscheinungen dienen, und aus denen Regeln für die Praxis abgeleitet werden können.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat August, oder Nr. 213—243, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXV—XXVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Velinpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1838. Siebzehnten Bandes zweites und drittes Heft. (Nr. XIV, XV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Bei **J. A. Mayer** in Aachen ist nun **vollständig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moliere's sämmtliche Werke.

Übersetzt von
L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, W. v. Küdemann, M. Runkel, H. Viehoff, E. Weyden, O. L. B. Wolff, L. Lax u. A.

Herausgegeben von
Louis Lax.

Ausgabe in Einem Bande.

Lexikonformat, auf feinstem Velinpapier (gleich Schiller's und Goethe's Werken), mit einem schönen Portrait Moliere's in Stahlstich.

Subscriptionspreis 5 Thlr., oder 9 Gulden.

Taschenausgabe in funfzehn Lieferungen, oder fünf Bänden.

Subscriptionspreis 5 Thlr., oder 9 Gulden.

Goethe sagt: „Moliere ist so groß, daß man immer von Neuem erstaunt, wenn man ihn wieder liest. Ich lese jedes Jahr einige Stücke von ihm, dann wir kleine Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit solchen Eindruck in uns auffrischen." Trotzdem ist in Deutschland noch keine Übersetzung dieses größten aller Lustspieldichter erschienen, die ihn ganz unverstümmelt, und die poetischen Stücke poetisch wiedergegeben hätte. Sie erscheint jetzt zum ersten Male vollständig, von rühmlichst bekannten Literaten bearbeitet, auf das würdigste ausgestattet, bei ihrem theilweisen Erscheinen schon von allen Kritikern eifrigst empfohlen, ein unentbehrliches Buch für jede Bibliothek, für jeden Freund des Schönen und Guten in der Literatur. Der Subscriptionspreis wird auf vieles Verlangen noch bis Ende des Jahres fortbestehen.

In unserm Verlage sind im Laufe dieses Jahres erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Biblioteca Scriptor. Latinor., curie virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. G. Bernhardy instituta. Pars I. M. T. Ciceronis libri. Tom. I. Brutum contin. 8maj. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Ciceronis, M. T., Brutus. Emendavit et commentariis instruxit Henr. Meyer.

Hiermit eröffnen wir eine Folge lateinischer Autoren, welche theils in den Kreis der Gymnasien gehören, theils auch ausserhalb des praktischen Gesichtspunktes einen mehr als mittelbaren Werth besitzen, und nach den Bedürfnissen unserer Zeit mit Commentaren ausgestattet werden. Einen Pränumerations- oder Subscriptionspreis stellen wir nicht, dagegen werden wir Schulanstalten besondere Vortheile bewilligen.

Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 83stes und 84stes, oder 7ten Bandes 11tes und 12tes Stück. 4. 1 Thlr. 10 Gr. (1 Thlr. 12½ Sgr.)

Günther, J., Lehrgang des Unterrichts im deutschen Styl für Lehrer an mittlern und höhern Bildungsanstalten der weiblichen Jugend. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Hanow, R., Ist Horatius ein kleiner Dichter? Ein Beitrag zur Charakteristik des Horatius. 4. 8 Gr. (10 Sgr.)

Junker's Exempeltafeln, das ist: 144 Tafeln mit beinahe 2000 abgesondert ausgerechneten zweckmäßigen Exempeln. Ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Rechenunterricht in Volksschulen. 6te verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

— — Dieselben Tafeln für die preußischen Staaten. 2te verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

Juvenalis, D. Junius, Satiren. Übersetzt und erläutert von Dr. W. E. Weber (Professor und Director der Gelehrtenschule zu Bremen). Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. (2 Thlr. 10 Sgr.)

Kohlrausch, Fr., Anleitung für Volksschullehrer zum richtigen Gebrauch der „Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments". 4te verbesserte Auflage. Gr. 8. 18 Gr. (22½ Sgr.)

Müller, J. H. T., Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Übungsaufgaben und Excursen. Erster Theil, die gesammte Arithmetik enthaltend. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Ist gleich bei seinem Erscheinen in vier Gymnasien eingeführt. Der Recensent in der A. L. Zeitung, 1838, Nr. 103—105, nennt dieses Lehrbuch am Schlusse der kritischen Beurtheilung als das beste von allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Niemeyer, A. H., Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten. 12te (von Dr. H. A. Daniel) umgearbeitete Auflage. 8. 10 Gr. (12½ Sgr.)

Bei dieser seit längerer Zeit vorbereiteten neuen Ausgabe ist der jetzige Herr Herausgeber eifrig bemüht gewesen, alle billigen Ansprüche möglichst zu befriedigen. Die Zahl der Gesänge ist auf 474 gestiegen, besonders ist das Fach der eigentlichen Schullieder bereichert, und fünf Register erhöhen die praktische Brauchbarkeit.

Buchhandlung des Waisenhauses
in Halle.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band. Gr. 8. Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr. Velinpapier 6 Thlr. 12 Gr.

Alle sechs Bände kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Viertes Heft, Bogen 31—40.
Bestelmeyer bis **Buchdruckerkunst.**

Preis eines Heftes:

Auf feinem Druckpapier	**8**	Groschen.
Auf gutem Schreibpapier	**12**	Groschen.
Auf extrafeinem Velinpapier	**18**	Groschen.

Inhalt des vierten Heftes:

Bestelmeyer (Georg) — **Bestuscheff** (Alexander) — **Beudant** (F. S.) — **Beuth** (Peter Kaspar Wilhelm) — **Bevölkerung** — **Bibliographie** — **Bierbrauerei** — **Biernacki** (Alois Prosper) — **Bildhauerkunst**, s. **Sculptur** — **Billroth** (Johann Gustav Friedrich) — **Bischöfe** (evangelische) — **Björnstjerna** (Magnus Friederich Ferdinand, Graf) — **Blacas d'Aulps** (Herzog von) — **Blanc** (Ludwig Gottfried) — **Bleek** (Friedrich) — **Blittersdorf** (Friedrich Landolin Karl, Freiherr von) — **Bluhme** (Friedrich) — **Blum** (Karl) — **Bobbinetmanufactur** — **Böckel** (Ernst Gottfried Adolf) — **Böckh** (Friedrich von) — **Bode** (Wilhelm Julius Ludwig) — **Boguslawski** (Valon Heinrich Ludwig von) — **Bohlen** (Peter von) — **Böhme** (Jakob) und seine Philosophie — **Böhmen** — **Böhmer** (Johann Friedrich) — **Bommel** (Cornelius Richard Anton van) — **Bona** — **Bonaparte** — **Borghesi** (Bartolomeo, Graf) — **Bornhauser** (Thomas) — **Bosnien** — **Böttiger** (Karl Wilhelm), in Erlangen — **Böttiger** (Karl Wilhelm), in Upsala — **Bourbons** — **Bowles** (William Lisle) — **Bowring** (John) — **Brahe** (Magnus, Graf) — **Brandes** (Rudolf) — **Brandis** (Christian August — Joachim Dietrich) — **Braniß** (Christlieb Julius) — **Branntweinbrennerei** — **Brasilien** — **Braunschweig** — **Breithaupt** (Johann August Friedrich) — **Bremen** — **Bremer** (Frederike) — **Bresson** (Charles, Graf) — **Breton de los Herreros** (Don Manuel) — **Bridgewater** (Francis Henry Egerton, Graf von) — **Brock** (Ludwig Frederik) — **Brodzinski** (Kazimierz) — **Brodziszewski** (Adalbert) — **Brönsted** (Peter Oluf) — **Brongniart** (Alexandre — Adolphe) — **Bronikowski** (Alexander August Ferdinand von Opeln-) — **Bronikowski** (Xavier) — **Brouckère** (Charles de) — **Broussais** (François Joseph Victor) — **Brown** (Thomas S.) — **Brüggemann** (Johann Heinrich Theodor) — **Brulliot** (Franz) — **Brunnen- und Badeorte** — **Bruns** (Johann Georg Theodor) — **Buchdruckerkunst.**

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Gerstenberg'schen Buchhandlung in Hildesheim sind in den Jahren 1837 und 1838 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elwert, Dr. W., Das Blutlassen, kritisch untersucht. Gr. 8. 12 Gr.

Klinkhardt, F. A., Das Recht der hildesheimischen katholischen Geistlichkeit, ohne Feierlichkeiten gültiger Weise letztwillig verfügen zu können, nebst Bemerkungen über die Testamentifaction der Geistlichen in andern deutschen Diöcesen. Mit 5 Anlagen. Gr. 8. 12 Gr.

Lüntzel, H. A., Die ältere Diöcese Hildesheim. Mit 2 Karten. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Rauterberg, F. G., Predigten. Gr. 8. 20 Gr.

Digitized by Google

Sander, A., Beiträge zur Kritik und Erklärung der griechischen Dramatiker. 1stes Heft. Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles und Euripides. Gr. 8. 12 Gr.

Seffer, J. H. Ch., Hanoverscher Kinderfreund, als dritter Theil der ersten Leseübungen für Kinder. 5te Auflage. 8. 5 Gr.

Traumann, F., Über die Befugniß zur unentgeldlichen Verabreichung homöopathischer Heilmittel nach den Gesetzen des Königreichs Hanover, erörtert in einer Vorstellung an das königliche Ministerium des Innern zu Hanover. Gr. 8. 8 Gr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die
Mauerwerks-Kunst
in
allen ihren Theilen.
Bearbeitet
von
J. Andreas Romberg,
Architekt.
Mit 64 Kupfertafeln.
Wien 1838.

4. In Umschlag broschirt. Preis 3 Thlr. Sächs.

Dem Vorworte des Herrn Verfassers zufolge ist dieses Werk nach Grundsätzen bearbeitet, welche diejenigen Anweisungen und Erläuterungen zu geben bezwecken, die dem angehenden Maurer nöthig sind, um eine höhere praktische Ausbildung zu erlangen. Hierbei wurde aber auch auf die reinen Formen der griechischen Architektur die nöthige Rücksicht genommen, zu welchem Zwecke dem Werke Darstellungen beigefügt sind, die sich ganz dazu eignen, den Kunstsinn auf zweckmäßige Weise zu erwecken und zu erhöhen. Übrigens ist durchaus die gehörige Stufenfolge beobachtet, sodaß von den einfachsten Mauern zu den complicirtesten Werken der Mauerkunst fortgeschritten wird.

Die höchst sauber und sorgfältig gearbeiteten Kupfertafeln bieten hierbei die instructivsten Anhaltspunkte dar, und bilden mit ihren deutlich und faßlich dargestellten Erläuterungen einen sehr bequemen Leitfaden für das Ganze der Mauerwerkskunst.

Für die äußere Ausstattung ist von der Verlagshandlung auf das Beste gesorgt worden.

Bei **DuMont-Schauberg** in Köln sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ahn, Dr. F., Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache. 1ster Cursus. 5te verbesserte Auflage. Brosch. 6 Gr.

Annalen der Irren-Heilanstalt zu Siegburg. Herausgegeben von Dr. M. Jacobi. 1ster Band. Broschirt. 1 Thlr. 16 Gr.

Camphausen, L., Versuch eines Beitrages zur Eisenbahn-Gesetzgebung. Broschirt. 12 Gr.

In einer Kritik von gewichtiger Feder heißt es u. A.: „Möchte diese Schrift in die Hände aller Behörden, aller Actienvereine, und der Actionnaire, sowie aller der Vaterlandsfreunde gelangen, die sich für die vaterländischen Eisenbahn-Bauunternehmungen interessiren! Der Inhalt dieser Schrift ist so lehrreich und anziehend, daß ein jeder Leser derselben über die gründliche Behandlung dieses so wichtigen Gesetzgebungs-Gegenstandes gewiß ganz befriedigt werden wird."

Heis, E., Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der allgemeinen Arithmetik und Algebra. Für Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Gewerbschulen in systematischer Folge bearbeitet. 1 Thlr.

Diese „Sammlung", die sich durch Neuheit und Reichhaltigkeit des Stoffes, durch systematische Anordnung und Stufenfolge, überhaupt durch gediegenen Inhalt und die umsichtigste Behandlung einen unbestreitbaren Vorzug vor der bekannten Sammlung von Meier Hirsch sichert, darf mit Recht Allen empfohlen werden, denen die Förderung des mathematischen Studiums am Herzen liegt.

Lesebuch für obere Classen in katholischen Elementarschulen. Bearbeitet von praktischen Schulmännern. (364 Seiten auf Druckvelinpapier.) 8 Gr.

Löhr, M. J., Flora von Koblenz, nach dem natürlichen Systeme geordnet. Brosch. 1 Thlr. 4 Gr.

Matzerath, C., Meditationen eines rheinischen Katholiken über die sociale und nationale Seite der kölner Frage. Eine Flugschrift. Broschirt. 8 Gr.

Piette, L., Die Fabrikation des Papieres aus Stroh ꝛc. ꝛc. im Großen, nach zahlreichen Versuchen beschrieben und mit 160 Mustern bewiesen. Cartonnirt. 4 Thlr.

Reinick, R., Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Mit 30 Original-Radirungen düsseldorfer Künstler. (Commissionsartikel.) Cartonnirt. Subscriptionspreis 5 Thlr.

Botanik,
für Freunde und Kenner derselben!!

Vollständig in drei Bänden, als **classisch** von allen Botanikern **anerkannt**, sowol für den Botaniker von Fach als auch für den Freund der Botanik **unentbehrlich**, kann die **dritte Auflage** von

J. C. Moessler's
Handbuch der Gewächskunde.
Dritte Auflage
herausgegeben, vermehrt und verbessert
von
Dr. J. C. L. Reichenbach.

Gr. 8. 3 Bände. Altona, Hammerich. 6 Thlr. 18 Gr.

nicht **dringend genug** empfohlen werden.

Dieses sichere, **zuverlässige** Handbuch hat bereits beim Studium der Gewächskunde sich als **höchst praktisch** bewährt, was wol nichts besser beweist, als die allgemeine Verbreitung desselben, wodurch es auch möglich wird, einen so **billigen** Preis zu stellen.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz ꝛc. haben dieses gediegene Werk stets vorräthig.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vom Ärger.
Ein Büchlein für Jedermann.
Mit einer Vorrede
von Hofrath Dr. J. C. A. Heinroth.
Leipzig. Friedrich Fleischer. Preis 8 Gr.

Digitized by Google

Vom Literatur-Comptoir in Stuttgart ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, **jedoch nur auf feste Bestellung**, zu beziehen:

Dr. D. F. Strauß,

Verfasser des „Leben Jesu".

Nach dem Leben gezeichnet von **Schmidt**, in Stahl gestochen von **Karl Mayer**.

Goethe,

im neunundzwanzigsten Jahre.

Nach May's Ölgemälde, 1779, in Stahl gestochen von **Karl Mayer**.

Beide Portraits in drei verschiedenen Ausgaben zu folgenden Preisen:

In Quart, chinesisches Papier, 1 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 22 Gr.
" " weißes Papier, 1 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 18 Gr.
In Großoctav — Fl. 48 Kr. Rhein., oder 12 Gr.

J. Ch. Freih. v. Zedlitz.

Lithographie in Quart,
in nur vierzig Exemplaren abgedruckt.
Preis 1 Fl. 21 Kr. Rhein., oder 20 Gr.

Karten-Netze.

Von den durch W. Walter entworfenen und von dem Königl. Provinzial-Schulcollegium den Gymnasien und Seminarien empfohlenen geographischen Netzen, zum Einzeichnen von Landkarten für den geographischen Unterricht, sind nun sechs: Europa, Spanien, Frankreich, Deutschland, Rheinpreußen, Preußen nebst Sachsen, in meinem Verlage erschienen. Daß sich diese Netze als höchst zweckmäßig für das Landkartenzeichnen bewährt haben, bemessen die gleich nach deren Erscheinen von vielen Gymnasien eingegangenen Bestellungen. Jedes Blatt sowie die Gebrauchsanweisung kostet nur 1 Sgr.

J. Hölscher.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen, resp. Subscribenten versendet:

Des zweiten Bandes Erste Abtheilung
von
Encyklopädisches Handbuch
des
Maschinen- und Fabrikenwesens
für
Kameralisten, Architekten, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art;
nach den
besten deutschen, englischen und französischen Hülfsmitteln
bearbeitet von
Karl Hartmann,
der Philosophie Doctor, herzogl. braunschweig. Bergcommissair, mehrer Gelehrten- und Gewerbsvereine Mitglied ꝛc.

Enthaltend: die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle.

Gr. 4. 43 Bogen Text mit 41 lithographirten Tafeln.
Subscriptionspreis 5 Thlr. 8 Gr., oder 9 Fl. 36 Kr.

Zur Empfehlung dieses in jeder Beziehung ausgezeichneten Werkes noch etwas hinzuzufügen, hatten wir für überflüssig, da die 1ste und 2te Abtheilung des 1sten Bandes schon längere Zeit dem Publicum übergeben sind und sich in zahlreichen Händen befinden.

Die gegenwärtig angekündigte Abtheilung wird noch mehr wie die frühern allen Anforderungen sowol an innern Gehalt, als an äußere schöne und correcte Ausstattung vollkommen genügen.

Des ersten Bandes dritte Abtheilung, über Eisenbahnen, befindet sich unter der Presse und wird in wenigen Wochen vollendet sein.

Musterblätter
von
Maschinenzeichnungen
zum
Gebrauche für Mechaniker, Gewerbschulen und Gewerbvereine
von
Hector Rössler,
Secretair des Gewerbvereins und Lehrer an der höhern Gewerbschule zu Darmstadt.

Zweites Heft.

Inhalt: Balancier — Mittel zur Erzielung einer alternativ geradlinigten Bewegung — Greenteische Scheiben — Regulator.

10 lithographirte Blätter mit $1^1/_2$ Bogen erläuterndem Texte. Großfolio. Preis in Umschlag 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Diese nicht nur jedem Mechaniker, sondern auch vorzüglich in Gewerbschulen als Vorleg- und Musterblätter dienlichen Zeichnungen haben sich durch äußerste Correctheit in hohem Grade den Beifall ausgezeichneter Sachkenner erworben.

Verhandlungen des Gewerbvereins für das Großherzogthum Hessen. Zweiter Jahrgang. 1stes Quartalheft mit 3 lithographirten Tafeln in Folio. 1838. Gr. 4. Preis 10 Gr., oder 45 Kr.

Bei mir erscheint:

Plattdeutsches oder niederdeutsches **Wörterbuch,**

welches sowol das ältere wie das gegenwärtige Niederdeutsche Norddeutschlands enthält, aus den ältern niederdeutschen Schriften und Urkunden, und aus dem gegenwärtigen Sprachgebrauche, sowie aus den bisher erschienenen niederdeutschen Glossarien zusammengestellt von Dr. **J. G. L. Kosegarten,** Professor zu Greifswald. 4.

C. A. Koch
in Greifswald.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*. Jahrgang 1838. Monat März, oder Nr. 13—26. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat August, oder Nr. 31—35, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 31—35. Gr. 8. Preis des Jahrgange 3 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Ueber Gefängnisswesen.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Der zweite und dritte Band von

De la Réforme des Prisons,

ou de la théorie de l'emprisonnement, de ses principes, de ses moyens, et de ses conditions d'application;

par

Mr. Charles Lucas.

Paris. In-8. Preis aller 3 Bände 8 Thlr.

De la Réforme des Prisons, par *Léon Faucher*. Ein Band in 8. Paris. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Müller, J. H. T. (Director des Realgymnasiums zu Gotha), Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Übungsaufgaben und Excursen. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Vorstehendes Lehrbuch enthält in klugen Stufenweiser Fortschreitung vom Leichtern zum Schwerern in 15 Abschnitten die Hauptlehren der gesammten allgemeinen und bekleideten Arithmetik. Dabei ist fortwährend auf den innern Zusammenhang der einzelnen Sätze, wie sie auf den drei Rechnungsstufen wiederkehren, Rücksicht genommen.

Der Recensent in der A. Lit.-Zeitung, 1838, Nr. 103—105, schließt die kritische Beurtheilung dieses Lehrbuchs mit folgenden Worten:

„Alle Vorzüge jedoch des vorliegenden Buches einzeln anzuführen gestattet der Raum nicht; daher begnügt sich Rec. dasselbe besonders jedem Lehrer aufs dringendste zu empfehlen. Er findet in höchst zweckmäßiger Anordnung eine sehr große Menge Materials, das er zum Theil noch für sich selbst wird benutzen können, zum Theil auch nach dem jedesmaligen Standpunkte seiner Schüler das für sie Passende herauszuwählen. Aber auch für den von der Schule abgegangenen Schüler, der sich ganz dem Studium der Mathemik widmen will, ist es ein zweckmäßiges Handbuch, um das ganze Gebiet der Mathematik, so weit diese in den Kreis der Schule gehört, nochmals als ein orbentliches System zu übersehen und sich zu den Vorträgen auf der Universität tüchtig vorzubereiten.

Rec. scheidet von dem Werk. mit dem Wunsche, daß er dem Tadel, den Rec. mitunter ausgesprochen, nichts Anderes zum Grunde lege als die freundschaftliche Absicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, was wol bei einer neuen Auflage, die das Buch seiner Gediegenheit und Brauchbarkeit wegen recht bald verdient, geändert werden könnte. Zunächst aber möge der Verf. eilen, den versprochenen zweiten Band, welcher die geometrische Abtheilung der Elementar-Mathematik enthalten soll, ehestens nachzuliefern. Denn wenn dieser ebenso trefflich wie der vorliegende arithmetische Theil bearbeitet wird, so verdient das Ganze unbedingt den Vorzug vor allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Papier und Druck sind zu loben."

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die orientalische Cholera

in München und an andern Orten.

Von

Dr. Rampold.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Die Tendenz dieser Schrift ist die, einestheils eine Beschreibung der münchner, durch die prophylaktische Behandlungsweise ausgezeichneten Epidemie, anderntheils ein Bild der Cholera im Großen, wie sie sich bisher in den näher bekannt gewordenen Epidemien gezeigt hat, zu geben. Sie enthält daher das Ergebniß eigner Beobachtung jener Epidemie, und eine Zusammenstellung der von jener abweichenden Erscheinungen, welche andere Epidemien dargeboten haben. Ebenso soll sie eine kurze kritische Zusammenstellung der wichtigern unter den mannichfachen bisher bekannt gewordenen Betrachtungs- und Behandlungsweisen der Cholera geben, und grade durch diese Zusammenstellung und Vergleichung in Verbindung mit der Selbstbeobachtung der Krankheit so leichter auf ein möglichst richtiges Urtheil über dieselben zu gelangen.

Obgleich sich somit die gegenwärtige Schrift von den bisher über die Cholera erschienenen bedeutend unterscheidet, und insofern wol nicht außer der Zeit sein möchte, als die Beobachtung der Choleraepidemien an so vielen verschiedenen Orten in so sehr großes, aber bis jetzt wenig verarbeitetes Material aufgehäuft hat, musse doch die bedeutende Zahl der schon vorhandenen Choleraschriften zu möglichster Kürze in Abfassung der gegenwärtigen bestimmen, und es wurde deshalb mit möglichster Umgehung des vielen Theorrtisirens, wozu die Brechruhr Anlaß gab, hauptsächlich nur das Factische festgehalten.

Wenn auch schon eine andere umfassendere und besonders mehr das locale umfassende Beschreibung der münchner Epidemie erschienen ist, so wird dadurch die gegenwärtige Schrift gewiß nicht überflüssig, wol aber kennt der Verf. noch Benutzung des über jene Epidemie schon Erschienenen sich um so mehr vergewissern, daß ihm keine bedeutendere Erscheinung, welche sie bot, entgangen sei.

Stuttgart und Tübingen, im August 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Erzbischöfe von Köln und Posen.

Darstellung der welthistorischen Bedeutung der katholischen Frage in Preußen. Von Anton Graf von *, Domcapitular im Hohen Metropolitancapitel zu *. Leipzig, J. Müller.

Unter diesem Titel ist eine höchst merkwürdige Beurtheilung der katholischen Frage erschienen, welche den frömmsten Katholiken befriedigt, da der Verfasser für einen hochgestellten Geistlichen gehalten wird, der nicht fürchtet für seine Kirche zum Märtyrer zu werden. Andere halten diese geistreiche Schrift für eine boshafte Satire gegen die Hierarchie, und die Beamten wollen die Ankündigung in manchen Ländern nicht erlauben, weil nicht alle Maßregeln der Regierung blindlings gelobt werden. Man ist sehr gespannt zu erfahren, welchen Zweck der Verfasser bei dieser merkwürdigen Erscheinung gehabt hat.

N. 17.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der 1ste Band, aus 4 Heften bestehend, kostet 2 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

W. Heinsius' Bücher-Lexikon. Achter Band.

In meinem Verlage ist jetzt vollständig erschienen:

Allgemeines deutsches

Bücher-Lexikon,

oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Formate, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrzahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller ꝛc.

Bearbeitet und herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erster Band,

die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Schriften enthaltend. Zwei Abtheilungen.

Gr. 4. (125 Bogen.) 10 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. begnügte sich nicht allein, vom Jahre 1828 ausgehend, die Erzeugnisse der Literatur mit größter Genauigkeit nachzutragen und sich den frühern Bänden von Heinsius' Bücher-Lexikon genau anzuschließen, sondern er machte durch stete Nachweisungen über die frühern Theile band- oder lieferungsweise erschienener Schriften, durch literarische Notizen und Berichtigungen den Anfang zu einem neuen Werk. An Sorgfalt und Genauigkeit übertrifft dieser Band gewiß seine Vorgänger und wird nicht allein dem praktischen Gebrauche des Buchhändlers vollkommene Genüge leisten, sondern auch Bibliothekaren, Bibliographen, Lesern und Bücherfreunden ein bequemes und sicheres Hülfsmittel bieten.

Die frühern Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons" von Heinsius, 1812—29, habe ich im Preise von 87 Thlr. auf Zwanzig Thaler ermäßigt; auch einzelne Bände sind zu billigen Preisen zu erhalten.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Von der

Central-Bibliothek der Literatur, Statistik und Geschichte der Pädagogik und des Schulunterrichts im In- und Auslande. Herausgegeben von

Dr. *H. G. Brzoska*, Professor in Jena.

ist das Juni- und Julihest an die respectiven Abonnenten versandt, und geben wir hierunter die Inhaltsanzeigen beider Hefte:

Inhalt des Juniheftes.

***A.* Literatur:** Familienbriefe über Erziehung, von Madame *Guizot*.

***B.* Statistik:** 1) Über die Grundverhältnisse und die Schranken der pädagogischen Kunst. Von *F. E. Beneke*. 2) Das Schulwesen des Grossherzogthums Hessen, dargestellt von Dr. *K. Schemmann*. (Dritter Stück: Gymnasien.)

***C.* Geschichte:** Kurzer Überblick der historischen Entwickelung des Volksunterrichts in den Niederlanden. (*Klein.*)

Inhalt des Juliheftes.

***A.* Literatur:** 1) Ein praktischer Blick auf christliche Erziehung der Kinder im frühesten Alter. Von *Thomas Babington*. 2) Ansichten über Erziehung und Unterricht in gelehrten Schulen. Von Dr. *J. G. E. Föhlisch*. 3) Ein Wort zur Empfehlung gymnastischer Übungen. 4) *Dahlmann*: Vom Universitätswesen.

***B.* Statistik:** 1) Schulen in den transkaukasischen Provinzen Russlands. Die Schulen Sibiriens. (Nach *Alex. von Krusenstern*.) 2) Die neueste königl. bairische Verordnung über die Universitätsstudien und insbesondere über das Studium der allgemeinen Wissenschaften. 3) Correspondenznachrichten: a) *Fr. Thiersch* und die grossherzoglich hessischen Gelehrtenschulen. b) Preussen: Verordnung die Verleihung des Prädicats Oberlehrer betreffend. c) Niederlande.

***C.* Geschichte:** Die Akademien der Araber und ihre Lehrer. Nach Auszügen aus *Ibn Schobhat's* Classen der Schafiiten bearbeitet von *Ferdinand Wüstenfeld*, Dr. der Philosophie und Assessor der philosophischen Facultät. Zur hundertjährigen Stiftungsfeier der *Academia Georgia Augusta*. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1837. (*G. Flügel.*)

***D.* Journalistik:** I. Deutsche Journale. 1) Pädagogische. 2) Nichtpädagogische. II. Ausländische Journale. 1) Französische. 2) Holländische. 3) Italienische. 4) Nordamerikanische.

A. Pädagogisch-Wissenschaftliches.

Häusliche Erziehung. 1. 2. 3. 4. — — Schul- und Unterrichtswesen im Allgemeinen: Über den guten Geist einer Schule 5. — Über die Anzweckmässigkeit der öffentlichen Belohnungen und Preisvertheilungen 6. — Über den Einfluss der Sprachlehre auf den Religionsunterricht 7. — Über den deutschen Gesangunterricht in Schulen 8. — — Gymnasien: Classisches Heidenthum und die Bibel 9. — Anfoderungen an ein Lesebuch fremder Sprache für Schulen 10. — Über den propädeutischen Unterricht in der Philosophie 11. — — Volksschulwesen und Elementarunterricht: Sittliche Wirksamkeit der Volksschule 12. — Über die wechselseitige Schuleinrichtung 13. — Leseunterricht 14. — Über die hohe Wichtigkeit, die rechte Kenntniss der schönen Kunst unter die Anfoderungen an den Lehrer einer niedern Schule aufzunehmen 15. — Was ist für einen Schullehrer nothwendiger, dass er gut schreiben (aufsetzen) oder dass er gut sprechen könne? 16. — — Seminare: Ist es zweckmässiger, dass die Seminaristen zusammen in Einem Seminargebäude oder einzeln in Privathäusern wohnen? 17. — — Hauslehrerleben: Über das Hauslehrerleben der Candidaten der evangelischen Theologie 18. — — Taubstummen- und Blindeninstitute: Einfluss der Religion auf Taubstumme 19. — Dürfen Blinde auch in den gewöhnlichen Volksschulen unterrichtet werden? 20. — — Volksbildung im All-

Digitized by Google

gemeinen: Mitwirkung edler Frauen zur Belehrung des Volks 21.

B. Statistisches.

I. *Deutsche Länder:* Landschulwesen im Herzogthum Sachsen-Gotha 22. — Baden 23. — Westfalen: Schulen in Minden 24. — Hanover: Schullehrerverein 25. — II. *Ausland:* Bericht des Ministers des Innern über den Zustand der hohen, mittlern und niedern Schulen im Königreiche der Niederlande fürs J. 1835. 26. — Dergleichen für das J. 1836. 27. — Dänemark: Über das Universitätswesen nach *X. Marmier* 23. — Turnübungen in dem dänischen Herzogthume 29. — Norwegen: Kleinkinderschule zu Drontheim u. s. w. 30. — Frankreich: Überblick des öffentlichen Unterrichts in Frankreich seit dem J. 1791 bis jetzt 31. — Belege für den Mangel an Erkenntniss von der Wichtigkeit der Verbesserung des Schulwesens in den Kammern 32. — Über die sogenannten kleinern Seminarien 33. — In den Kammern werden unentgeitliche Musikschulen in dem Hauptmittelpunkte der Bevölkerung verlangt. — Das Theater soll zur Volksbildung beitragen 34. — Elementarlehrer sollen künftighin auch für den Gesangunterricht examinirt werden 35. — Gesangunterricht in den pariser Volksschulen 36. — Über die Kinder in den Fabriken 37. — Findlingshäuser 38. — Toulon: Neue Katheder für das Verwaltungswohl 39. — Prüfungen der Candidaten für das Elementarlehrerdiplom in der Sorbonne 40. — Italien: Über die Volkserziehung daselbst 41. — Statistische Übersicht der Zunahme des Elementarschulwesens in der Lombardei von 1822—32. 42. — Elementarschulen in der Lombardei 1832—33. 34. 35; 43. — Statistische Übersicht der Elementarschulen im venetianischen Gebiete im J. 1834—35; 44. — Israelitische Kleinkinderschule zu Livorno 45. — Zunahme der Schulen des gegenseitigen Unterrichts in der Welt 46. — Taubstummenanstalten in Europa und Nordamerika 47. — Nordamerika: Neuengland: Districtsschullehrer ohne eigne Wohnung 48. — Hass gegen öffentliche Schulen in Massachusets 49. — Lehrerseminar in Plymouth 50. — Seminare für Lehrerinnen 51. — Newburgh am Hudsonflusse: ein Arzt als Vorsteher einer Knabenerziehungsanstalt 52. — Providence in St.-Rhode-Island: Vorschlag in Betreff der Obliegenheiten des Vorstehers einer öffentlichen Schule 53. — Georgien: Neuer Plan zur Anlegung öffentlicher Schulen 54. — Marietta: Gesangunterricht soll in den Schulen eingeführt werden 55. — Dedham 56. — Keene 57. — Boston 58. 59. — Sandwichsinseln: Missionsanstalten 60.

C. Historisches.

Biographien: *S. Girolamo Mioni* 61. — *Girolamo Tagliazucchi* 62. — *Ottavio Assarotti* 63. — *Walter Scott* 64. — *Owen* 65. — *F. W. Klumpp* 66.

D. Vermischtes.

Von 67—78.

Intelligenzblatt Nr. 1.

Halle, im August 1838.

C. A. Schwetschke und Sohn.

In der Unterzeichneten sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ansichten von Rügen, Zeichnung von Brüggemann, Stahlstich von Frommet und Winkles. 2te Lieferung. Bobbin, Harthafee und Stubbenkammer. 12 Gr. Illuminirt 1 Thlr. 6 Gr.

(Die erste, 1837 erschienene Lieferung enthält: Arcona, Königsstuhl und Ulm.)

Blume, Dr. H., Anleitung zum Übersetzen aus dem Lateinischen in das Griechische für obere Gymnasialclassen. 2te sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 18 Gr.

Hasselberg, Ch. v., Zwei Tage in Dänemark. Geh. 4 Gr.

Kreuthoff-Kamitzow, v., Beitrag zur Kunde der Pferdezucht Neu-Vor-Pommerns. Geh. 8 Gr.

Schneider, Dr. O., De Veterum in Aristophanem scholiorum fontibus. 16 Gr.

Übersicht der unregelmäßigen griechischen Verba. 6 Gr.

C. Löfflersche Buchhandlung in Stralsund.

Soeben ist folgende Schrift erschienen:

Die untrüglichen

Heilkräfte der Natur.

Dargestellt in

Auszügen aus den medicinischen Geheimschriften

der

königlichen Leibärzte, Oberstaatsräthe

Drs. Le Roi und St. Pierre Le Clerc.

Extrahirt durch

Heinrich Karl Rudolf Huch

in Braunschweig.

Erster Band. Gr. 8. Altona, Hammerich, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Dies interessante Werk enthält nicht nur die Krankheits- und fast wunderbare Heilungsgeschichte des Herausgebers, welche durch seltsame Fügungen des Schicksals in dem Besitze der handschriftlichen Überlieferungen der beiden auf dem Titel angegebenen berühmten Männer gelangte, und diese nun — der leidenden Menschheit zum Nutzen und Trosie — den Ärzten aber zur reiflichen und unparteiischen Prüfung — dem Drucke übergeben hat; sondern auch höchst interessante Stizen aus dem Leben der beiden genannten Veteranen der Arzneiwissenschaft, woraus wol hinlänglich erhellt, auf welchen dunkeln und unrichtigen Wegen die meisten praktizirenden Ärzte bisher zu ihrem Ziele strebten. Der geneigte Leser wolle das kurze Vorwort nicht überschlagen!

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. haben Exemplare vorräthig.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der fahrende Poet.

Dichtungen

von

Karl Beck.

8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr.

Der junge Dichter ist dem Publicum durch seine frühern Possien „Rächte; gepangerte Lieder" schon bekannt. Diese neue und vollendetere Dichtung, die in vier Gesänge abgetheilt ist, hat die überschriften: Ungarn, Wien, Weimar, Goethe's Haus (im Goethe'schen Haus gedichtet), Die Wartburg.

Bei L. C. Kehr in Kreuznach sind erschienen:

J. E. A. Stiegler, 192 Epigramme und Madrigale, 10 Gesellschaftslieder und 80 Denksprüche. 8. 12 Gr.

L. C. Kehr, Hundert Confirmationsscheine. Neues Testament. Dritte Auflage. 4. 20 Gr.

Digitized by Google

Nachstehende **auf Kosten der französischen Regierung** gedruckte Werke, welche nicht im Buchhandel sind, können zu den beigesetzten Preisen von uns bezogen werden:

Demetz, Lettre sur le système pénitentiaire, à MM. les membres du conseil général du département de la Seine. In-8. (2⅞ Bog.) Paris, 1838. 8 Gr.

Moreau-Christophe, L. M., De l'état actuel de la réforme des prisons de la Grande-Bretagne. In-8. (22 Bog.) Paris, 1838. 2 Thlr. 16 Gr.

Etats de population, de culture et de commerce des colonies françaises, pour 1836, avec le complément des états de 1835. In-8. (5⅛ Bog.) Paris, 1838. 16 Gr.

Notices statistiques sur les colonies françaises imprimées par ordre de Mr. le vice-amiral de Rosamel, ministre secrétaire d'état etc. 2 vols. Gr. in-8. (33 Bog.) Paris, 1837—38. 4 Thlr. 12 Gr.

Tupinier, B., Rapport sur le matériel de la marine présenté à Mr. le vice-amiral de Rosamel, ministre secrétaire d'état etc. Gr. in-8. (29 Bog.) Paris, 1838. 4 Thlr. 12 Gr.

Compte-rendu des travaux des ingénieurs des mines pendant l'année 1837. In-4. (17 Bog.) Paris, 1838. 4 Thlr.

Rapports à Mr. le comte de Montalivet, pair de France, ministre secrétaire d'état etc. sur les pénitenciers des Etats-Unis, par MM. *Demetz & A. Blouet.* Petit in-folio. (65 Bog, 45 lithogr. Tafeln.) Paris, 1837. 8 Thlr.

Tableau de la situation des établissemens français dans l'Algérie, précédé de l'exposé des motifs et du projet de loi portant demande de crédits extraordinaires etc. 2 vols. Gr. in-4. (55 Bog., 3 Karten.) Paris, 1838. 17 Thlr. 12 Gr.

Tableau décennal du commerce de la France avec ses colonies et les puissances étrangères, publié par l'administration des douanes. 1827 à 1836. 1e part. Gr. in-4. (48 Bog.) Paris, 1838. 3 Thlr. 8 Gr.

Statistique de la France, publiée par le ministre des travaux publics, de l'agriculture et du commerce. (Commerce extérieur.) Gr. in-4. (69 Bog.) Paris, 1838. 8 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Von Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist zu beziehen:

Description d'une collection de minéraux, formée par Mr. **Henri Heuland** et appartenant a Mr. Ch. Hampden Turner de Rooksnest; par **A. Levy.** 3 Vol. gr. in-8. avec un Atlas de 83 planches gr. in-4. 18 Thlr.

Vollendete Herausgabe.

Das

Hauslexikon,

vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

Unter Mitwirkung vieler Gelehrten und Praktiker herausgegeben von

G. Th. Fechner,

ordentlichem Professor der Physik zu Leipzig.

8 Bände in Lexikon-Octav, 441 Bogen enthaltend. Mit erläuternden Holzschnitten und Steindrucktafeln.

Subscriptionspreis 12 Thlr. Sächs., oder 21 Fl. 36 Kr. Rhein.

Dieses Werk, dessen Inhalt durch Prospecte und Anzeigen hinlänglich bekannt ist, liegt jetzt in seiner Vollständigkeit als ein

Universalwerk für das Haus

zur Benutzung vor. Es macht als solches eine unzählige Menge kostspieliger einzelner praktischer Werke entbehrlich, und ist selbst die

vollständigste und wohlfeilste Bibliothek für jeden Haushalt.

Zur Erleichterung der Anschaffung lassen wir den Subscriptionspreis von 12 Thalern für das Ganze noch einige Zeit bestehen, und haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß das Hauslexikon auch **bandweise,** in monatlichen Lieferungszeiten, der Band zu 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein., durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Leipzig, im Juli 1838.

Brockhaus und Härtel.

In der **Jos. Lindauer'schen** Buchhandlung in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Lied der Nibelungen

aus

dem altdeutschen Original übersetzt

von

Joseph von Hinsberg.

Vierte verbesserte Auflage mit 6 Kupfern.

Gr. 8. Elegant cartonnirt. Preis 2 Fl. 9 Kr., oder 1 Thlr. 5 Gr. Sächs.

Das Erscheinen einer 4ten Auflage bürgt hinlänglich für den Werth dieser Uebersetzung, welche sich in dieser Auflage noch besonders durch ihre elegante Ausstattung empfiehlt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. Wilhelm Harnisch.

Die wichtigsten neuern

Land- und Seereisen,

für die Jugend und andere Leser. 16 Theile. Mit Kupfern und Karten. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleischer. Preis geh. 12 Thlr. 6 Gr. Sächs. Auch sind alle Theile einzeln zu haben.

Dieses Werk, welches allgemeinen Beifall und Aufnahme gefunden, enthält das Wichtigste und Interessanteste aus mehr als 50 der vorzüglichsten Reisen der neuern Zeit, und gewährt durch Auswahl und Darstellung nicht nur eine sehr belehrende, sondern auch höchst anziehende Lectüre.

Digitized by Google

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen
Deutschlands zu haben:

Gnomonik,

oder

Anleitung zur Verfertigung

aller Arten

von

Sonnenuhren.

Von

J. J. von Littrow,

Director der Sternwarte und Professor der Astronomie an der k. k. Universität in Wien, Ritter des k. russ. St.-Anna-Ordens zweiter Classe, Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften.

Zweite, gänzlich umgearbeite Auflage.

Mit zwei Kupfertafeln.

Wien 1838.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 12 Gr. Sächs.

Diese zweite Auflage unterscheidet sich wesentlich von der ersten in Beziehung auf Inhalt und Vortrag. Die eine Abtheilung der gegenwärtigen Schrift ist für Leser aller Stände bestimmt, und zeigt, wie man auch ohne mathematische Vorkenntnisse und ohne alle Rechnung eine Sonnenuhr auf jeder gegebenen Fläche verzeichnen kann, während die andere Abtheilung, für mit der Analysis mehr bekannte Leser, die Theorie dieses interessanten Gegenstandes enthält.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Repertorium bibliographicum,

in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD.

typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur.

Opera

Ludovici Hain.

Voluminis II. pars II.

P—Z.

Gr. 8. Preis auf Schreibpapier 5 Thlr. 16 Gr., oder 10 Fl. Druckpapier 5 Thlr., oder 8 Fl. 48 Kr.

Wir freuen uns, die Beendigung eines Werkes anzeigen zu können, das seiner Natur nach, bei der unbeschreiblich mühsamen Ausarbeitung, nur langsam vorrücken konnte, und zuletzt durch den während des Drucks der vierten Abtheilung eingetretenen Tod seines Verfassers für längere Zeit unterbrochen worden war. Die Erscheinung beschleunigen wird besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, der so reich an Forschungen über den Ursprung und Fortgang der Buchdruckerkunst ist, ebenso willkommen sein, als sie einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß auf eine durchaus befriedigende Weise abhilft. So herrlich und einzig in seiner Art Panzer's unsterbliches Werk über die Drucke des 15ten Jahrhunderts bleibt, so sind doch seitdem so viele ihm unbekannt gebliebene Druckschriften an das Licht gezogen, andere genauer und gründlicher beschrieben worden, daß eine möglichst vollständige Aufzählung derselben, mit besonnener Benutzung der in reichem Maß vorliegenden Hülfsmittel, ein schon oft ausgesprochner Wunsch der zahlreichen Freunde der Literatur und Bücherkunde war. Dieser Wunsch ist in dem Hain'schen Repertorium auf eine vollkommene Art erfüllt worden, wie sie nur deutschem, von den günstigsten äußern Umständen unterstütztem Fleiße möglich werden konnte. Der Zugang zu der an alten Druckwerken so ungemein reichen münchner Bibliothek, die Benutzung der wichtigsten, in neuerer Zeit im In- und Auslande erschienenen Kataloge, wie z. B. des Spencer'schen, und anderer literarischen Schriften, die Mittheilungen vieler gelehrten Freunde setzten den Verfasser in den Stand, an unzähligen Stellen die Panzer'schen Angaben zu berichtigen und zu vervollständigen und so ein Werk zu liefern, welches in seiner Gattung Epoche machen und die Bücherkunde in weit höherm Grad als alle früher erschienenen fördern wird. Wir dürfen daher dieses Repertorium mit vollem Recht als ein jedem Bücherfreund und Bibliothekar unentbehrliches Hülfsmittel empfehlen, das man selbst bei dem Besitze der Panzer'schen Annalen nothwendig haben muß, indem es nicht nur eine mit der größten Umsicht und Sorgfalt bearbeitete Ergänzung zu den von Panzer aufgestellten Artikeln darbietet, sondern außer ungemein vielen bei diesen fehlenden Drucken alle in deutscher Sprache erschienenen umfaßt, welche von dem Plane der Panzer'schen Annalen gänzlich ausgeschlossen waren.

Stuttgart und Tübingen, im August 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Allen Freunden und Verehrern des um die Pferdezucht und Thierarzneikunde hochverdienten Herrn Majors von Tennecker wird es eine angenehme Nachricht sein, wenn sie erfahren, daß dieser würdige Veteran sich entschlossen hat, unter dem Titel:

Erinnerungen

aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder

für

Cavalerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde

von

S. von Tennecker.

8. Altona, Hammerich. Erster Band. Geh. 1 Thlr.

ein Werk herauszugeben, welches die Erfahrungen seines vielbewegten Lebens enthalten soll. **Der erste Band ist bereits erschienen**, und in sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben.

Um Concurrenz zu vermeiden, zeige ich an, daß ich mit einer deutschen Uebertragung der **Recherches géographiques sur les Ruines de la Morée par *M. E. Puillon Boblaye*** (Paris 1835) beschäftigt bin.

Königsberg in Preußen, im August 1838.

Dr. Hermann Bobrik.

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Die fromme Verf. bietet einen gewiß sehr merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus, indem sie sich gedrungen fühlte, die Offenbarungen ihres magnetischen Schlafes selbst schriftlich aufzuzeichnen. **Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.**

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität **Halle-Wittenberg** im Winter-Halbjahre vom 22ten October 1838 bis 23sten März 1839 zu haltenden Vorlesungen und der öffentlichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

I. Theologie.

Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck vor. — *Die Literärgeschichte der Kirchenschriftsteller* lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo. — *Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T., verbunden mit einer Anleitung zu der Kritik und Hermeneutik*, trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor. — Von Büchern des A. T. werden erklärt: *das Buch Hiob* vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; *die Psalmen* vom Hrn. Prof. Rödiger; die *Weissagungen des Jesaias und die historischen Bücher* vom Hrn. Dr. Tuch. — *Das Leben des Apostel Paulus* erzählt Hr. Cons.-Rath Tholuck. — Von Büchern des N. T. werden erklärt: *das Evangelium, die Briefe des Johannis* (in lateinischer Sprache) *und die Apostelgeschichte* vom Hrn. Prof. Wegscheider; *den Brief an die Römer* erklärt Hr. Cons.-Rath Tholuck; *die Briefe an die Korinther und den Brief an die Hebräer* Hr. Prof. Niemeyer. — *Exegetisch-homiletisch-apologetische Vorträge über die Parabeln Jesu Christi* hält Hr. Prof. Marks. — *Der christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil* lehrt Hr. Prof. Dähne; derselben zweiten Theil (von Gregor VII. bis auf unsere Zeiten) Hr. Cons.-Rath Thilo. — *Die Geschichte der scholastischen Theologie* trägt Hr. Prof. Dähne vor. — *Dogmatische* und *symbolische Theologie* lehrt Hr. Prof. Wegscheider nach der VII. Ausg. seiner *Institt. theol. dog.* — *Biblieche Theologie*, verbunden *mit Interpretation* der *dicta classica V. et N. T.*, Hr. Prof. Fritzsche (in lat. Sprache). — *Christl. Moral* lehrt Hr. Cons.-Rath Tholuck. — *Pastoraltheologie* trägt Hr. Prof. Marks vor. — *Homiletik und Geschichte derselben* lehrt Hr. Prof. Franke. — *Theoretisch-praktische homiletische Übungen* veranstaltet Hr. Prof. Marks. — *Katechetik* trägt Hr. Prof. Fritzsche vor. — *Liturgik in Verbindung mit liturgischen Übungen und Geschichte des Rituals der evangelischen Kirche* trägt Hr. Prof. Marks vor.

Im königl. theologischen Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius *die Übungen der Exegese des A. T.* und Hr. Prof. Wegscheider *in der des N. T.*; Hr. Cons.-Rath Tholuck *die Übungen der dogmatischen*, Hr. Cons.-Rath Thilo *die der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks *die homiletischen und liturgischen*, und Hr. Prof. Fritzsche *die katechetischen Übungen der Seminaristen.*

Übungen im Interpretiren des N. T. leitet Hr. Prof. Fritzsche. — *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Ebenderselbe; *über Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne. — *Ein Repetitorium über Jesaia und Hiob* hält Hr. Prof. Rödiger in lateinischer Sprache, verbunden *mit praktischen Übungen.*

II. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Hofrath Henke vor. — *Institutionen und Geschichte des römischen Rechts* lehrt Hr. Prof. Pernice. — *Die Geschichte des römischen Rechts* lehrt auch Hr. Dr. Pfotenhauer. — *Die Pandekten* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer vor; *Pandekten in Verbindung mit dem Erbrechte* Hr. Prof. Witte; *das Erbrecht* Hr. Dr. Pfotenhauer. — *Exegetische Vorträge über das 28. Buch der Pandekten* hält Hr. Prof. Witte. — *Deutsches Privatrecht* lehren die Herren Prof. Laspeyres und Wilda. — *Handelsrecht* trägt Hr. Prof. Dieck vor; *Landwirthschaftsrecht* Hr. Prof. Wilda. — *Preussisches Landrecht* lehrt Hr. Prof. Witte. — *Lehnrecht* trägt Hr. Prof. Dieck vor. — *Katholisches und protestantisches Kirchenrecht* lehrt Ebenderselbe. — *Europäisches Völkerrecht* trägt Hr. Prof. Pernice vor. — *Das öffentliche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten* lehrt Hr. Prof. Wilda. — *Preussisches Staatsrecht* trägt Hr. Prof. Pernice vor; auch liest Derselbe *über ausgewählte Lehren des Privat-Fürstenrechts.* — *Gemeines und preussisches Criminalrecht* trägt Hr. Hofrath Henke vor. — *Gemeinen und preussischen Civilprocess* lehrt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer. — *Den summarischen und den Concursprocess* trägt Hr. Prof. Laspeyres vor. — *Gerichtliche Arzneikunde* lehrt Hr. Prof. Hohl.

Übungen in der juristischen Praxis leitet Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer; *Examinatorium über Criminalrecht* hält Hr. Hofrath Henke.

Hr. Geh. Juetizrath Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltung der Vorlesungen entbunden.

III. Medicin.

Medicinische Encyklopädie und Methodologie, verbunden *mit dem ersten Theile der vergleichenden Anatomie*, trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Die Geschichte der Medicin* lehrt Hr. Prof. Friedländer. — *Exegetische Vorträge über Celsus*, verbunden *mit einer Geschichte der alten Chirurgie*, hält Hr. Dr. Rosenbaum. — *Medicinische Anthropologie* trägt Hr. Prof. Hohl vor. — *Semiotik* lehrt Hr. Dr. Rosenbaum, auch liest Derselbe *über syphilitische Krankheiten*, nach seinem Lehrbuche. — *Osteologie, Syndesmologie, Myologie, Angiologie, Neurologie, sowie die Lehre von den Organen der Sinne*, trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Allgemeine Pathologie und Therapie* lehrt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg. — *Pathologie und Therapie der Verdauungsorgane* trägt Ebenderselbe vor. — *Die Krankheitsgeschichte der Urinwerkzeuge, Geschlechtstheile, des Rückenmarks, Gehirns, innern und äussern Sinnes* trägt Ebenderselbe vor. — *Allgemeine und specielle Chirurgie* lehrt Hr. Prof. Blasius. — *Die Lehre vom chirurgischen Verband* trägt Ebenderselbe vor; auch liest Derselbe über Knochenbrüche und Verrenkungen. — *Theorie und Praxis der Geburtshülfe* lehren die

Digitized by Google

Herren Prof. Niemeyer und Hohl; auch liest Letzterer *über die Krankheiten der Kinder*. — *Pharmakologie* trägt Hr. Prof. Friedländer und Hr. Dr. Krahmer vor; auch liest Letzterer *über den Gebrauch der Bäder*. — *Die Receptirkunst* lehrt Hr. Prof. Friedländer. — *Die officinellen Pflanzen in der preussischen Pharmakopöe* erläutert Hr. Prof. von Schlechtendal und Hr. Dr. Sprengel.

Praktische Übungen in der Zergliederungskunst veranstaltet Hr. Prof. d'Alton. — *Die medicinisch-klinischen Übungen* leitet Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg. — *Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrische Übungen* leitet Hr. Prof. Blasius. — *Praktische Übungen in der Entbindungskunst* leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akademischen Entbindungsanstalt, und Hr. Prof. Hohl. — *Die Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts* leitet Hr. Prof. Schweigger.

Examinatorien und Repetitorien halten Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg und die Herren Prof. Niemeyer und Hohl, sowie die Herren Dr. Rosenbaum und Dr. Krahmer.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Allgemeine Geschichte der Philosophie lehrt Hr. Prof. Hinrichs. — *Die Geschichte der Philosophie seit Kant* lehrt Hr. Dr. Schaller. — *Einleitung in die Philosophie, Logik und Metaphysik* trägt Hr. Dr. Schaller vor. — *Die Lehre vom menschlichen Geist (Anthropologie und Psychologie)* trägt Hr. Prof. Erdmann vor. — *Anthropologie und Psychologie* lehrt Hr. Dr. Ruge. — *Psychologie* trägt Hr. Prof. Hinrichs vor. — *Naturphilosophie* lehrt Ebenderselbe. — *Fundamentalphilosophie* trägt Hr. Prof. Gerlach vor. — *Über die Logik des Aristoteles, als Einleitung in das logische Studium*, liest Hr. Prof. Erdmann. — *Logik* trägt Hr. Prof. Gerlach vor. — *Ästhetik* lehrt Hr. Dr. Ruge. — *Rhetorik* trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber vor. — *Ethik und Religionsphilosophie* lehrt Hr. Prof. Gerlach. — *Religionsphilosophie und comparative Religionslehre* trägt Hr. Prof. Erdmann vor; *Religionsphilosophie* Hr. Prof. Ulrici; auch liest Derselbe *über den Begriff und Ursprung der Sünde*.

Die Übungen der Mitglieder im königl. pädagogischen Seminarium leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Algebra lehrt Hr. Prof. Rosenberger. — *Die Lehre von den algebraischen Gleichungen* trägt Hr. Prof. Gartz vor. — *Analytische Geometrie* lehrt Hr. Prof. Sohncke. — *Ebene und sphärische Trigometrie* trägt Hr. Prof Rosenberger vor. — *Die Integralrechnung* lehrt Hr. Prof. Sohncke; auch liest Derselbe *über die Kreistheilung*. — *Die Differentialrechnung mit vorangeschickter Einleitung in die Analysis des Unendlichen* lehrt Hr. Prof. Hartz; auch trägt Derselbe *die Lehre von den Kegelschnitten* vor. — *Analytische Mechanik* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor.

VI. Naturwissenschaften.

Die Urgeschichte der Physik erzählt Hr. Prof. Schweigger. — *Experimentalphysik* trägt Hr. Prof. Kämtz vor; auch liest Derselbe *über Meteorologie*. — *Chemie* trägt Hr. Prof. Schweigger nach Döbereiner's und Mitscherlich's Lehrbüchern vor. — *Allgemeine Naturgeschichte* lehrt Hr. Prof. Burmeister. — *Mineralogie* trägt Hr. Prof. Germar nach seinem Lehrbuche vor; auch liest Derselbe *über einzelne Gegenstände aus dem Gebiete der gesammten Mineralogie*, verbunden mit *Demonstrationen und Aufgaben zu besondern Untersuchungen*. — *Den zweiten Theil der Botanik mit Erläuterung der natürlichen Familien und der officinellen Pflanzen der preussischen Pharmakopöe* trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor; auch liest Derselbe *über die Ordnungen der Kryptogamen, sowie über die Doldengewächse*. — *Die Pflanzen der preussischen Pharmakopöe* erläutert Hr. Dr. Sprengel. — *Naturgeschichte des Menschen* trägt Hr. Prof. Burmeister vor. — *Die allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akademischen Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger mit besonderer Rücksicht auf die Mitglieder seines physikalisch-chemischen Seminars, welche Derselbe auch zu Übungen in physikalischen Vorträgen veranlassen wird. — *Examinatorien und Repetitorien über das Gesammtgebiet der Philologie* hält Hr. Dr. Sprengel.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Nationalwirthschaftslehre trägt Hr. Prof. Eiselen vor. — *Von der Pflege des öffentlichen Wohlstandes* handelt Ebenderselbe. — *Forsttechnologie* trägt Hr. Dr. Buhle vor; auch liest Derselbe *über den ökonomischen Nutzen der Hausthiere*.

VIII. Historische Wissenschaften.

Über die Samothrakischen Mysterien liest Hr. Prof. Schweigger nach seiner „Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft". — *Den ersten Theil der Universalgeschichte* trägt Hr. Prof. Leo nach seinem Lehrbuche vor. — *Über das Kriegswesen der Römer und Griechen* liest Hr. Generalmajor Dr. von Hoyer. — *Die Geschichte der römischen Päpste* trägt Hr. Geh. Hofrath Voigtel vor. — *Über das Leben Mohammed's und dessen Lehre* liest Hr. Prof. Rödiger. — *Neuere Geschichte seit dem westfälischen Frieden* trägt Hr. Dr. Röpell vor. — *Preussische Geschichte seit dem Tode des grossen Kurfürsten* erzählt Ebenderselbe. — *Statistik der europäischen Staaten* lehrt Hr. Prof. Eiselen.

Die Übungen der historischen Gesellschaft leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

a) Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

Allgemeine philosophische und historische Einleitung in die Sprachwissenschaft trägt Hr. Prof. Pott vor. — *Über die griechischen und lateinischen Historiker* liest Hr. Prof. Raabe. — *Die Geschichte der griechischen Literatur* trägt Hr. Prof. Bernhardy vor. — *Römische Alterthumskunde* lehrt Hr. Prof. Meier. — Von Werken *griechischer Schriftsteller* werden erklärt: *die Bacchen des Euripides* vom Hrn. Prof. Bernhardy; *Platon's Apologie des Sokrates* vom Hrn. Prof. Raabe; *Sophokles Oidipus auf Kolonos* vom Hrn. Dr. Stäger. — Von Werken *lateinischer Schriftsteller* werden erklärt: *die Satiren des Horaz* vom Hrn. Prof. Meier; *Catull's Gedichte* vom Hrn. Prof. Pott.

Im königl. philologischen Seminarium werden die Mitglieder *im Interpretiren, Disputiren und Lateinschreiben* von den Herren Prof. Meier und Bernhardy unterrichtet und geübt, und zwar hat Ersterer *die Sittenschilderungen des Theophrast*, Letzterer *das zweite Buch der Oden des Horaz* zur Erklärung bestimmt.

b) Morgenländische Sprachen.

Die syrische Sprache lehrt Hr. Prof. Rödiger nach seiner Chrestomathie. — *Die Metrik der arabischen Sprache* trägt Hr. Dr. Tuch vor; auch setzt Derselbe *die Übungen seiner hebräischen Gesellschaft* fort. — *Sanskritsprache* nach Bopp's Grammatik lehrt Hr. Prof. Pott.

c) Neue abendländische Sprachen.

Die italienische Grammatik trägt Hr. Prof. Blanc vor. — *Sprechübungen im Italienischen und Portugiesischen* leitet Hr. Hofrath Hollmann. — *Die italienische, spanische und holländische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch erläutert Derselbe *Calderon's „Das Leben*

Digitized by Google

ein Traum". — *Die Geschichte der dramatischen Literatur in Frankreich* trägt Hr. Prof. Blanc vor." — *Die englische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch erbietet sich Derselbe *zum Privatunterricht im Griechischen, Lateinischen und Hebräischen.* — *Grammatik der ältern deutschen Sprache* lehrt Hr. Prof. Leo; auch erläutert Derselbe *Wackernagel's altdeutsches Lesebuch.*

X. Schöne und gymnastische Künste.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch liest Derselbe *über die Anwendung der Perspective in der Landschaftsmalerei.* — *Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen* ertheilen die akademischen Zeichnenlehrer Hr. Schumann und Hr. Herschel. — *Die Geschichte der Kirchenmusik* trägt Hr. Musikdirector Dr. Naue vor; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange.* — *Den Generalbass* lehrt Ebenderselbe, und erbietet sich zugleich zu *Privatunterricht in der Musik.*

Die Reitkunst lehrt Hr. Stallmeister André. — *Unterricht in der Fechtkunst* ertheilt Hr. Fechtmeister Urban. — *Die Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B. Öffentliche akademische Anstalten.

I. *Seminarien:* 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Prof. Meier und Bernhardy. — 4) *Historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofrath Voigtel. — 5) *Pharmaceutisches Institut*, unter interimistischer Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — II. *Klinische Anstalten:* 1) *medicinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Geh. Medicinalrath Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer. — III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekar Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekar Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet. — IV. Die akad. *Kupferstichsammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung* des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliothekssecretair Dr. Förstemann auf Verlangen. — VI. *Anatomisches Theater* und *anatomisch-zootomisches Museum*, sowie *die Meckel'schen Sammlungen*, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton. — VII. *Physikalisches Museum* und *chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. *Botanischer Garten* und *Herbarium*, unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Burmeister und Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

In der Büchter'schen Verlagsbuchhandlung in Elberfeld ist erschienen:

Lorentz, R., Dr., Die allgemeine Geschichte der Völker und ihrer Cultur. Ein Handbuch. Der erste Theil: Allgemeine Geschichte der Völker des Alterthums und ihrer Cultur. Gr. 8. 1 Thlr. Der zweite Theil: Die allgemeine Geschichte der Völker des Mittelalters und ihrer Cultur bis auf Karl V. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 8 Gr.

Der dritte Theil, die neue Geschichte enthaltend, erscheint im November. Nähere Anzeigen über den Werth der erschienenen Bände, enthält die Literarische Zeitung, Berlin 1838, Nr. 4; Allgemeine Schulzeitung, Darmstadt 1837, Nr. 192, 1838, Nr. 64; Helios, 1838, Nr. 17.

Lorentz, R., Dr., De rebus sacris et artibus veterum Tarentinorum. 4maj. 1837. 8 Gr.

Lorentz, R., Dr., Veterum Tarentinorum res gestae. 4. 1838. 8 Gr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands, zu haben:

Darstellung
des
Knochenbaues
und der
Muskeln
des
menschlichen Körpers,
mit
Angabe der Verhältnisse desselben, auf zehn Kupfertafeln.
Von
Joh. Mart. Fischer,
Rath und Prof. der Anatomie und Bildhauerkunst an der k. k. Akademie der verein. bildenden Künste zu Wien.
Folio. Wien 1838. In Umschlag broschirt.

Hiermit ist verbunden:
Ebendesselben Verfassers:
Erklärung
der
anatomischen Statue
für
Künstler.
Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.
8. Wien 1838. In Umschlag broschirt, zusammen 2 Thlr. Sächs.

Dieses Werk, obgleich seit einer Reihe von Jahren an der wiener Akademie der bildenden Künste dem Unterrichte in der Anatomie zur Grundlage dienend, kommt gleichwol jetzt erst in den Buchhandel, und die Verlagshandlung glaubt sich durch die neue Auflage desselben den Dank des sich für den Gegenstand interessirenden Publicums um so mehr zu erwerben, da das Werk nach dem Urtheile der competentesten Männer des Faches das beste in seiner Art ist.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Collection
des principaux monumens
d'architecture Bisantine, Gothique etc. de la France.
Publié par
J. A. DETHAN.
1re livraison. Gr. in-Fol. 6 Fr.
Leipzig, im September 1838.
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

Interessante Erscheinungen für Freunde der italienischen Literatur:

Manoscritti inediti di Torquato Tasso ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati dal Conte ***Mariano Alberti*** e pubblicati con incisioni e fac-simili per cura di Romualdo Gentilucci e C. Fasc. 1—3. Fol. Lucca 1837. 7 Thlr. 8 Gr. (Die Hefte 4—6 sind unterwegs.)

Enciclopedia storica ovvero storia universale comparata e documentata. Opera originale italiana di ***Cesare Cantù.*** Dispense 1—30. 8vo gr. Torino 1838. 4 Thlr. 9 Gr.

Dieses, aus der Feder eines der berühmtesten italienischen Schriftsteller unserer Zeit geflossene Originalwerk erscheint in 3 Abtheilungen:

Racconto, den erzählenden Theil der Geschichte enthaltend, wovon der 1ste Band complet vorliegt.

Documenti in 2 Unterabtheilungen:

Schiarimenti e note, wovon bis jetzt 7, und

Cronologia, wovon 3 Hefte, jedes zu 2 Bogen, erschienen sind.

Da im erzählenden Theile oft auf die Schiarimenti e note, sowie auf die Cronologia hingewiesen wird, so werden diese 3 Abtheilungen gleichzeitig ausgegeben. Die Fortsetzung folgt regelmäßig, und Prospecte stehen auf Verlangen gratis zu Diensten.

Ich empfehle zugleich mein reiches und gewähltes Lager italienischer Literatur und erbiete mich zu möglichst schneller Besorgung aller auf demselben nicht vorräthigen Werke.

Friedrich Volke's Buchhandlung in Wien.

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1839. 28ster Jahrgang.

Herausgegeben von **Th. Hell.**

Mit Beiträgen von **W. Alexis, Bernd v. Guseck, H. Mathäi, Kilzer, W. v. Lüdemann, J. Mosen, M. Vogl, Fr. Voigts** u. m.; nebst Portraits der **Victoria** mit Facsimile, nach Vogel von Vogelstein; Erbherzogin **Sophie**, nach Kriehuber; **Am. Neumann-Haitzinger** von Kreuzbauer und andern Scenen in Stahlstich. 16. Leipzig, **Hinrichs.** Prachtausgabe $2^{2}/_{3}$ Thlr. In gepreßten Decken $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Dieser so elegante als gehaltvolle Almanach ist eben an alle Buchhandlungen versandt.

Für Romanleser und Leihbibliotheken.

Soeben ist erschienen:

Die Memoiren des Teufels.

Frei nach dem Französischen des

Frédéric Soulié

von

Julius Schoppe.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Thlr.

Die Memoiren des Teufels haben, wie bekannt, in Frankreich ein ganz außerordentliches Aufsehen erregt. Eine neue Auflage nach der andern erscheint, und stets wächst das Interesse an diesen so sehr unterhaltende Werk, welches wir in einer fließenden Übersetzung hiermit der deutschen Lesewelt übergeben.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dies ausgezeichnete Werk vorräthig.

Dr. Friedrich Wilhelm Kettberg,

Die christlichen Heilslehren,

nach den Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche, apologetisch dargestellt und entwickelt.

Gr. 8. $18^{1}/_{4}$ Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Indem ich meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben. Das theologische Publicum wird diesen Resultaten der Forschungen eines unserer geschätztesten Theologen über Urzustand der Menschheit, Sünde, Erbsünde, Prädestination, Erlösung, Heilordnung, Gnadenmittel u. s. w. seine volle Anerkennung nicht versagen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. Juli. Nr. 27—30.

Nr. 27. *Die Kinderzeit. Wer andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein; ein morgenländische Geschichtchen. *Hiez, Miez und Mutz. Aufgepaßt. Der Schütze und die Spatzen. *Die Knäkente. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — **Nr. 28.** *Man kommt nicht immer mit der Angst davon. *Der Comet. Von dem Heringsfange. Der weiße Hirsch, von Uhland. *Noch etwas von den Termiten. Räthsel. — **Nr. 29.** *Die Kirgisen. *Die Himmelsfahrt Christi und die Apostel. Türkische Gastfreundschaft. *Der gemeine Feigenbaum. — **Nr. 30.** *Der Narr. Ein türkisches Mittagsmahl. *Die große amerikanische Harppe. Eine Löwenjagd. *Die Mauerkrone. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

Vier Theile.

8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

Ideal und Wirklichkeit.

Von

Adolfine.

8. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von *Joh. Ambr. Barth* in *Leipzig* ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

ANEKΔOTA.

Tomus I.

Athanasii Scholastici Emiseni de Novellis Constitutionibus imperatorum Justiniani Justinique commentarium, anonymique scriptoris *περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων*: item fragmenta commentariorum a Theodoro Hermopolitano, Philoxeno, Symbatio, anonymo scriptore de Novellis Constitutionibus imperatoris Justiniani conscriptorum. Ex codicibus manuscriptis qui Bononiae, Florentiae, Lutetiae Parisiorum, Mediolani, Oxonii, Romae, Vindobonae reperiuntur edidit, in latinum sermonem transtulit, prolegomenis, adnotatione critica, indicibus instruxit

G. E. Heimbach.

4maj. 50¼ Bogen. 5 Thlr. 12 Gr.

Dies Werk, die Frucht einer mehrjährigen literarischen Reise des Verfassers durch Frankreich und Italien, hofft um so mehr eine wohlwollende Aufnahme beim juristischen Publicum in Anspruch nehmen zu dürfen, da es dazu bestimmt ist, für die ebenso schwierige als bisher vernachlässigte Kritik und Interpretation der Justinianischen Novellen neue, bisher ungedruckte Quellen zu eröffnen. Indem ich auf die vielen neuen Resultate der Forschungen in der Urgeschichte der Justinianischen Rechtsbücher, welche der Verfasser in den Prolegomenen niedergelegt hat, aufmerksam mache, bemerke ich zugleich, dass dies Werk auch für das griechische und russische Kirchenrecht von Bedeutung ist, da die ersten Titel des Athanasischen Novellencommentars in das *σύμμικτον* des Photianischen Nomocanons und von da in die Kormczaia Kniga übertragen worden sind.

Der Delphin für 1839

ist soeben erschienen und in ganz Deutschland zu haben.

Die rege Theilnahme, mit welcher das gebildete Publicum den 15ten Jahrgang des Delphins aufgenommen, die allgemeine Zufriedenheit mit dem höchst interessanten Inhalte, lassen nicht daran zweifeln, daß die eben erschienene Fortsetzung des Almanachs in der deutschen Lesewelt freudig willkommen geheißen werden wird.

Der Delphin,

ein Almanach auf das Jahr 1839.

Herausgegeben

von

Theodor Mundt.

Mit Stahlstichen. 8. Altona, Hammerich. Elegant gebunden. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Die Komödie der Neigungen, von Th. Mundt. Idele, Novelle von der F. v. W. Stolzin, von Dr. Mises. Protestantische Bilder aus Böhmen, von Th. Mundt. Der Gefangene am Kaukasus, von Puschkin. Das Bildniß der George Sand.

Sämmtliche solide Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oestreich, der Schweiz u. s. w. haben den Delphin für 1839 vorräthig.

Einladung zur Subscription!

Galerie

der denkwürdigsten Staatsmänner

des 18. und 19. Jahrhunderts,

welche ihre irdische Laufbahn vollendet haben.

Von *****.

Dieses Werk, das über 125 einzelne Biographien umfaßt, kann sogleich zum Druck befördert werden, sobald sich eine hinreichende Anzahl Subscribenten, deren Namen demselben vorgedruckt werden, gefunden hat. Der Subscriptionspreis ist auf 1 Thlr. 12 Gr. angesetzt, und es nehmen alle Buchhandlungen, von denen auch ein ausführlicher Prospectus gratis zu beziehen ist, darauf Bestellungen an.

Ludwig Schreck in Leipzig.

Digitized by Google

Interessante Neuigkeit für Theologen.

Soeben ist erschienen:

Predigten
über
den ersten Brief des Johannes
in seinem
innern Zusammenhange.

Von

J. C. G. Johannsen,

Doctor der Theologie und Philosophie,
Hauptprediger an der deutschen St. Petri-Kirche zu Kopenhagen,
Ritter des Dannebrog-Ordens.

2 Bände. Gr. 8. Altona, Hammerich, 1838. 3 Thlr.

Die geistreichen Schriften des gelehrten und als Kanzelredner hochberühmten Herrn Verfassers haben auch in Deutschland die ehrenvollste Anerkennung gefunden. Die vorstehende Predigtsammlung wird um so mehr dazu beitragen, den hohen Ruf des mit seltenem Geiste ausgestatteten Herrn Dr. Johannsen noch mehr in Deutschland zu verbreiten und zu befestigen, als dieses Werk den glänzendsten Beweis von den außerordentlichen Talenten desselben liefert, welches wir daher nicht beingend genug allen Theologen zur gefälligen Beachtung empfehlen können.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz und Dänemarks haben Exemplare vorräthig.

E. L. Bulwer

Complete Works

Leipzig, Frederik Fleischer

Vol. XIV. Ernest Maltravers.
Vol. XV. Alice or the Mysteries a sequel to Maltravers.
Vol. XVI. Leila or the Siege of Granada — Calderon the Courtier — The lady of Lyons — The duchess of la Valière.

sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Subscriptionspreis eines jeden Bandes 1 Thaler.

In der Schulz'schen Buchhandlung zu Hamm erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meigen, J. W., Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten. Siebenter Theil, oder Supplementband. Mit 8 Steintafeln. Gr. 8. Subscriptionspreis mit schwarzen Tafeln 3 Thlr. 12 Gr. Mit illuminirten Tafeln 5 Thlr. 21 Gr.

Seit dem im Jahre 1830 erschienenen sechsten Bande dieses Werkes hat der unermüdete Verfasser eine Menge neuer Arten theils selbst gesammelt, theils von andern Liebhabern dieses Fachs zugesandt erhalten, sodaß dadurch Stoff zu beträchtlichen Nachträgen vorhanden war. Manche der früher von ihm aufgestellten Gattungen bedurfte einer genauern Revision und einiger Berichtigung. Besonders aber erforderte die zahlreiche Abtheilung der Tachinarien eine genauere Darstellung und Zerlegung in mehre Gattungen. Zwar haben einige französische Entomologen diese Zerlegung zum Theil schon vorgenommen, aber in Rücksicht auf die Darlegung der Gattungsmerkmale noch unendlich Vieles zu wünschen übrig gelassen. Der Verfasser des gegenwärtigen Werkes ist daher bemüht gewesen, diese Schwierigkeiten durch genaue Untersuchung an natürlichen Exemplaren möglichst zu beseitigen und feste Kennzeichen anzugeben, wodurch das Studium dieser interessanten Geschöpfe ungemein erleichtert wird. Die Verlagshandlung empfiehlt daher diesen siebenten und letzten Band dieses in seiner Art einzigen Werkes allen Liebhabern der Naturgeschichte, besonders ist solches den Besitzern der frühern Bände ganz unentbehrlich, weil solche dadurch erst die gewünschte Vollständigkeit erhalten, insofern dieselbe dermalen gefobert werden kann.

Der Subscriptionspreis erlischt mit Ablauf des Jahrs 1838, und tritt alsdann der Ladenpreis von 4 Thlr. und resp. 7 Thlr. ein.

Bei uns sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Aristophanis Comoediae
et
perditarum fragmenta, ex nova recensione *Guilelmi Dindorf.*

Accedunt *Menandri* et *Philemonis fragmenta* auctiora et emendatiora.

Graece et latine cum indicibus.

Pars I. Lexikon-Octav. Broschirt. 2 Thlr.

Die zweite Abtheilung erscheint bis Ende September d. J.

Der Inhalt dieser trefflich ausgestatteten Ausgabe ist noch weit vollständiger und correcter als der, welcher in Oxford erschienen. Die Sammlung der Bruchstücke ist umfassender und zum ersten Male ins Lateinische übersetzt.

Dasselbe gilt von Menander, denn mehr als 100 Verse dieses Dichters sind in dieser Ausgabe enthalten, welche, bis jetzt ungekannt, die schöne Arbeit berichtern, deren sich Hr. Meineke unterzogen.

Aristophanes bildet den zweiten Band der Bibliotheca scriptorum Graecorum, deren erster Homeri Carmina enthält und 3 Thlr. 8 Gr. kostet.

Unter der Presse befindet sich:

Xenophontis Opera,

welche ebenfalls einen Band bilden, mit gelegener lateinischer übersetzung des Textes und reichhaltigem Index.

Paris, den 1sten September 1838.

Firmin Didot frères et Comp.

Kerner's Seherin.

3te Auflage.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

Seherin von Prevorst,

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Dritte Auflage. Mit 8 Steintafeln.

Preis 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl.

„Wenn (schreibt ein tüchtiger Mann) diesem merkwürdigen Buche eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegen-

Digitized by Google

stehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen oder wol gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Eine Erscheinung

aus dem

Nachtgebiete der Natur

durch

eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt

von

Dr. Justinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Diese Schrift enthält die authentischen Actenstücke und Zeugnisse über ein Phänomen, das dem Naturforscher und jedem denkenden Menschen von hohem Interesse sein muß. Dieselben zeigen aufs klarste, daß dieses Phänomen nicht auf Betrug beruhte, und daß nur Diejenigen, in deren System ein solches nicht paßt, auch dieser irrigen Meinung beharren können. Es sind in dieser Schrift aber einzig nur Actenstücke und Zeugnisse, durchaus keine Theorie, gegeben und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit diesem aufgeführt. Name und Auslegung dieses Phänomens ist jedem Forscher freigestellt, und der Herausgeber dieser Zeugnisse für dasselbe will Keinem den Glauben aufdringen, als seien solche Phänomene durchaus nichts Anderes als ein Sichwirken Verstorbener auf noch Lebende, obgleich derselbe dabei auch fest bekannt, daß wenigstens er der Zeit noch keine andere genügendere Auslegung dieser Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetischen Erscheinungen (die dem Herausgeber, wie sich von selbst versteht, auch schon längst sattsam bekannt sind) auf diese Phänomene keine Anwendung finden.

Nachricht

von dem

Vorkommen des Besessenseins,

eines dämonisch-magnetischen Leidens,

und

einer schon im Alterthum bekannten Heilungsweise durch magisch-magnetisches Einwirken,

in einem

Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart.

Von

Dr. Justinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 9 Gr., oder 36 Kr.

In diesem Sendschreiben gibt der Verfasser eine blos praktische Darstellung des ihm schon öfters vorgekommenen Leidens des Besessenseins. Er zeigt, daß dieses Leiden ein dämonisch-magnetisches ist und in sich dadurch von Manie und Epilepsie unterscheidet, und grade dieses seines magnetischen Charakters wegen am füglichsten nur auf magisch-magnetischem Wege, wie es schon das frühe Alterthum und auch Exorcisten des vorigen Jahrhunderts heilten, geheilt werden kann. Er gibt eine Reihe specieller Fälle aus seinen Erfahrungen an, in denen auf solchem Wege Hülfe geleistet wurde, nachdem die gewöhnlichen ärztlichen Mittel als fruchtlos geblieben waren.

Die Dichtungen

von

Justinus Kerner.

Neue vollständige Sammlung in Einem Bande.

8. Velinpapier. Broschirt. 2 Thlr., oder 3 Fl.

Kerner's Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschlossend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in den Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Märchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In diesem Einen Bande finden sich mit den Poesien auch die prosaischen Dichtungen (überhaupt die sämmtlichen Dichtungen) Kerner's abgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, im August 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten, ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.

Von Dr. **Sam. Hahnemann.**

Vierter Theil. **Antipsorische Arzneien.**

Zweite, vielvermehrte und verbesserte Auflage.

34 Bogen in Grossoctav auf Velinpapier.

Subscriptionspreis 2 Thlr. 20 Gr.

Daß die Hahnemann'schen Arzneiprüfungen unerreicht dastehen, wird, trotz den vielfachen neuern Bemühungen in diesem Fache, allgemein und willig anerkannt. Dieser 4te Band der chronischen Krankheiten, welche Kali, Lycopodium, Magnesia carb., Magnesia mur., Manganum, Mezereum, Muriticum acidum, Natrum carb., Natrum mur., Nitri acidum, Nitrum, Petroleum, alle reichlich vermehrt und mit Vorwort versehen, enthält, mag als neuer Beweis für die große Superiorität dieser Arbeiten dienen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat September, oder Nr. 244—273, 1 Beilage, Nr. 5, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXIX—XXXIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Velinpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1838. Siebzehnten Bandes viertes Heft. (Nr. XVI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Soeben sind in unserm Verlage erschienen:

Prolegomena zur Historiosophie

von

August v. Cieszkowsky.

10 Bogen Velinpapier. Sauber broschirt. Gr. 8. 16 Gr.

Materialien für tiefere Einblicke

in das Alte Testament und die rabbinischen Schriften.

Von Salomon Plessner.

Dritter Jahrgang. Enthält:

Das Gebet.

Eine Abhandlung in 13 Vorträgen. (Gehalten 1836.)

Band I. 200 S. gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Praktisches Elementarbuch

zur Erlernung der hebräischen Sprache.

Von H. M. Ehrenberg.

7 Bogen. 8. 10 Gr.

Dieses höchst wohlfeile Elementarbuch zeichnet sich durch vorzügliche Zweckmäßigkeit aus. Es ist ganz nach dem der währten Muster der Seidenstücker'schen Lehrbücher in andern Sprachen, unter besonderer Berücksichtigung der von den Eigenthümlichkeiten des Hebräischen bedingten Modificationen, gearbeitet. Gleichzeitig von demselben Verfasser und in ähnlicher Druckeinrichtung ist ein

„Anhang für Lehrer"

erschienen, 6 Seiten stark, der besonders verkauft wird.

Berlin, im September 1838.

Veit & Comp.

Bei Ed. Anton in Halle ist soeben erschienen:

Eisenhart, Dr. Hugo, Runen. Versuch einer Erscheinungslehre des Reichs, veranlaßt durch die Staatsbegriffe der Herren Stahl und Leo. Mit einem Vorworte an David Strauß über den Grund seiner Verwechselung des Heilands mit dem Gemeinwesen. Gr. 8. 2½ Bogen. Geh. 6 Gr.

Leo, Dr. Heinr., Die Hegelingen. Actenstücke und Belege zu der sogenannten Denunciation der ewigen Wahrheit. Gr. 8. 2¾ Bogen. Geh. 4 Gr.

Noch ein Wort über gemischte Ehen in Bezug auf die kölner Frage. Von einem Protestanten. Gr. 8. 2 Bogen. Geh. 4 Gr.

Bei Fleischmann in München erschien soeben:

Bergesgrüsse

aus dem

salzburger, tiroler und bairischen Gebirge

von

Heinrich Stieglitz.

Gr. 8. 1838. In Umschlag. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Die Vielen sowol, welche die bilder- und sagenreichen südbeutschen Alpen durchkreisen, wie die Heimgekehrten, wird dieser duftende Kranz von Gedichten mächtig ansprechen. Die herrlichen Leistungen des Verfassers sind bereits in ganz Deutschland hinlänglich bekannt.

In der **Nauck**'schen Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der englischen Sprache und Literatur,

oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen englischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler und H. Nolte.

Dritter Theil,

die neueste Literatur umfassend, bearbeitet von Dr. J. Ideler. 37 Bogen. Gr. 8. Maschinen-Velinpapier. Preis 2 Thlr.

Venturini's Chronik

des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge 15ter bis 10ter Band, oder die Jahre **1826** bis **1835**, circa 470 Bogen in gr. 8., 29 Thlr., setzen wir von heute an **vollständig** auf **10 Thaler** herab. Einzelne Bände zu 2 Thaler.

Leipzig, den 15ten September 1838.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Voyages, Relations et Mémoires

originaux, pour servir à l'histoire de la découverte

de l'Amérique,

publiés pour la première fois en français par

H. Ternaux-Compans.

In-8. Paris.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Bände:

Narration du premier voyage de Nic Federmann, d'Ulm (1557). 6 Fr. 50 C. — Histoire de la province de Santa-Cruz, par Péro de Magalhanès de Gandavo (1576). 4 Fr. 50 C. — Histoire d'un pays situé dans le nouveau monde, nommé Amérique, par Hans Staden de Homberg, en Hesse (1557). 8 Fr. 50 C. — Relation véridique de la conquête du Pérou et de la province de Cuzco, nommée Nouvelle-Castille, par Franç. Xerès (1547). 6 Fr. — Histoire véritable d'un voyage curieux fait par Ulrich Schmidel de Straubing (1559). 7 Fr. — Commentaires d'Aivar Nuñez Cabeça de Vaca, Adelantade et Gouverneur du Rio de la Plata (1555). 14 Fr. — Relation et naufrages d'Aivar Nuñez Cabeça de Vaca (1555). 9 Fr. — Recueil de pièces relatives à la conquête du Mexique (*inédit*). 14 Fr. — Cruautés horribles des conquérants du Mexique. Mémoire de Don Fernando d'Alva Ixtlilxochitl (18:9). 10 Fr. — Relation du voyage de Cibola, entreprise en 1540 (*inédit*). 12 Fr.

Bibliothèque Américaine, ou Catalogue des ouvrages relatifs à l'Amérique qui ont paru depuis sa découverte jusqu'à l'an 1700. Par *H. Ternaux*. In-8. Paris. 1837. 10 Fr.

Leipzig, im September 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Ifis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1839.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Auf feinem Velinpap. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Des Lebens Ueberfluß.** Novelle von **Ludwig Tieck.** — II. **Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.** — III. **Die Entführung.** Novelle von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** — IV. **Der Gerettete.** Novelle von **Leopold Schefer.** — V. **Irrwisch-Fritze.** Idyll-Novelle von **Franz Berthold.**

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, **zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,** einzelne Jahrgänge aber für **16 Gr.** ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, W. Hugo, W. Martell, E. Mörike, A. Ohlenschläger, Pogarn, H. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Sealsfield, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber auch Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck,** die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Ohlenschläger, Dannecker, Zeltter, Tegnér, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Gedichte von Eduard Mörike.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Eduard Mörike.

8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl.

Die Freunde echter Poesie, die das Gesunde, Frische, Ungekünstelte, frei aus der überwallenden Phantasie und dem reichen Gemüth Entsprungene von dem Gemachten und Erzwungenen mit seinem sichern Glanze zu unterscheiden wissen, und nur von Dem sich wahrhaft erquickt und erhoben fühlen, was jenem unergründlichen, geheimnißvollen Born entquillt, werden diese Sammlung von Poesien aufs herzlichste willkommen heißen, sich an der schönen und seltenen Verbindung des Innigempfundenen mit dem Lebendiggeschauten und dem Blühendphantastischen, an der Vermählung des tiefsten Natursinns mit dem offensten und weichsten Gemüth, sowie an der Fülle und Zierlichkeit der Form labsal erfreuen und dem Verfasser die Stelle unter den Lyrikern deutscher Zunge anzuweisen sich beeilen, um welche, in eingeschränkter Zurückgezogenheit von dem lustigen Leben und Treiben der Welt, den innern Anschauungen, Bildern und Spielen seiner Seele sich hingebend, der sorglose Dichter bisher sich zu bewerben versäumte.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neuestes Werk über Paris.

Soeben ist erschienen:

Der

Deutsche in Paris.

Herausgegeben

vom

Verfasser des deutschen Studenten.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Thlr.

Endlich erhalten wir hier eine Schilderung der französischen Hauptstadt, die ebenso treffend als wahr ist. Der Verfasser verlebte mehre Jahre in Paris, und lernte die Sitten und den Charakter der Pariser vollkommen kennen. Der Leser erhält ein klares Bild von dem Leben und Treiben dieser merkwürdigen Stadt, und besonders sind von hohem Interesse die Mittheilungen über den Zustand unserer deutschen Landsleute in Paris.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dieses interessante Werk vorräthig.

Bei **Hinrichs** in **Leipzig** ist neu erschienen:

Schiller's Dichtungen,

nach ihrem historischen Verhältnissen und nach ihrem innern Zusammenhange von Dr. **H. F. W. Hinrichs** (ord. Prof. der Philos. zu Halle). 1ster, lyrischer Theil. 2ter, dramatischer Theil, 1ste Abtheilung. Gr. 8. Velinp. Geh. 3 Thlr. 10 Gr.

Inhalt. I. Einleitung; Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zueinander. Liebe. Zweifel und Resignation. Wehmuth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe und Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung; Schiller als dramatischer Dichter und sein Verhältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale und Liebe. Fiesco. Don Carlos. — Die 2te Abtheilung. Schiller's übrige dramatische Originaldichtungen umfassend, erscheint bis Ostern künftigen Jahres.

Das Ganze, sich in der äußern Erscheinung der schönen Octavausgabe von Schiller's Werken vollkommen anschließend, bildet einen vortrefflichen Commentar zum Verständnisse dieses Nationaldichters.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu haben:

Grundriss
der
MINERALOGIE
für Vorträge in
höhern Lehr-Anstalten
von
FRIEDRICH KÖHLER,
Dr. d. Philos., Professor und ord. Lehrer d. Chemie und Mineralogie an der städt. Gewerbeschule zu Berlin.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Kassel, 1839. J. C. Krieger's Verlagshandlung. (16½ Bogen.) Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. netto.

Dr. Wilh. Münscher's
LEHRBUCH
der christlichen
Dogmengeschichte.

Mit Belegen aus den Quellenschriften, Ergänzungen der Literatur, historischen Noten und Fortsetzungen versehen von
Dr. Daniel von Coelln.
Nach dessen Tode fortgesetzt von
Dr. Ch. Gotthold Neudecker,
ordentlichem Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig.

Zweiter Hälfte zweite Abtheilung. Mit dem besondern Titel: **Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte** von der **Reformationszeit bis auf unsere Tage** etc. Kassel, 1838. J. C. Krieger's Verlagshandlung. (44¼ Bogen.) Preis 3 Thlr. 18 Gr., oder 6 Fl. 45 Kr.

Akademische Vorlesungen
über den Gebrauch
des
kalten Wassers
im
gesunden und kranken Zustande.
Gehalten auf der Universität B.
vom
Professor Dr. H.,
wirklichem geheimen Ober-Medicinalrathe ꝛc.

Für das gebildete Publicum bearbeitet und herausgegeben von
Dr. F. Helmenstreit.

Erstes Heft. 1ste bis 8te Vorlesung. Kassel, 1838. J. C. Krieger's Verlagshandlung. (4½ Bogen.) Broschirt. Preis 10 Gr., oder 45 Kr.

Den einseitigen, übertriebenen Anpreisungen des kalten Wassers beginnt allmälig die Erfahrung einen Damm entgegen zu setzen. Wie aber die Extreme sich häufig berühren, so droht bei einem Theile des Publicums dem ausgedehntern Gebrauche desselben, durch einzelne gemachte üble Erfahrungen ein völliges Fallissement. Der Zeitpunkt scheint mithin da zu sein, wo eine berichtigende sachverständige Stimme von beiden Parteien angehört werden wird; das gebildete vorurtheilsfreie Publicum wird sie in der vorliegenden Schrift des verstorbenen Ober-Medicinalrathes H. finden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin
für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
1838. September. Nr. 283—287.

Nr. 283. *Das Schloß Johannisberg. *Masaniello. Das Flintglas. Theepflanzungen in Brasilien. Harmuir. — Nr. 284. *Der tarpejische Felsen. Masaniello. (Beschluß.) *Der Vogel Apteryx. Erster vollendeter Themsetunnel. Ursprung der größern europäischen Monarchien und Regentenhäuser. *Die französischen Haiden. — Nr. 285. *Toussaint L'Ouverture. *Der Lateran in Rom. Der Asbest. Die Albinos und Kakerlaken. *Der Leierschwanz. — Nr. 286. *Die Birmanen. *Die Manufactur der Krempelwolle. Toussaint L'Ouverture. (Fortsetzung.) *Das naturhistorische Museum zu Paris. — Nr. 287. *Das berner Oberland. *Alhambra. Toussaint L'Ouverture. (Beschluß.) Das Licht einer Kerze.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Dieser Tage hat die Presse verlassen und ist an die Subscribenten versandt:

THESAURUS
graecae linguae
ab
HENRICO STEPHANO
constructus.

Post editionem anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum, tertio ediderunt
Carol. Ben. Hase, Guil. Dindorfius
et Ludov. Dindorfius.

Volumen IV. Fasc. 2.
oder des ganzen Werkes 17te Lieferung.
Θεραπευώ — Θωψ. I — Ἱππόδρος.
Folio. Geheftet. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Die 1ste bis 16te Lieferung sind durch alle Buchhandlungen zu demselben Preise zu beziehen.

Paris, den 15ten August 1838.

Firmin Didot frères et Comp.

Bei F. Rubach in Berlin erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Annalen für die gesammte Staatsarzneikunde, oder auserlesene Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin und der medicinischen Policei; herausgegeben durch einen Verein von Ärzten und Juristen. 1ster Band. 15tes Heft. Preis 18 Gr.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann,

Redacteur des Auslandes,

und

Dr. H. Hauff,

Redacteur des Morgenblattes.

Sechszehnte Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Skizzen aus Irland,

oder

Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart

von

einem Wanderer.

Erstes Heft.

Gr. 8. Preis 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Inhalt:

I. **Reiseskizzen aus dem Süden und Westen von Irland** (aus dem Jahre 1832).
II. **Die Parlamentswahl in Cavan und die Schlacht von Muff.** Scenen aus dem vorigen Decennium.
III. **Der Todtbeter.** Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. R. C. Kist,

Die christliche Kirche auf Erden

nach der Lehre der heiligen Schrift und Geschichte.

Eine gekrönte Preisschrift.

Nach der zweiten, vermehrten, holländischen Originalausgabe ins Deutsche übertragen

von Dr. Ludwig Tross.

Gr. 8. 23¾ Bogen. 2 Thlr.

Dieses Werk, das die gründlichsten Forschungen, namentlich auch in Bezug auf das Verhältniß der Kirche zum Staate enthält, und von dem unermüdlichen Eifer des gelehrten Verfassers, die heilige Sache des Christenthums mittels Schrift und Geschichte zu fördern, das rühmliche Zeugniß ablegt, gehört unbestritten zu den wichtigsten, welche im Fache der theologischen Literatur seit einer Reihe von Jahren erschienen sind, und es wird ihm daher sicher die allgemeine Beachtung wie der verdiente Beifall zu Theil werden, den es in der Originalausgabe in so reichem Maße fand, daß in kurzer Zeit zwei Auflagen nöthig wurden.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist soeben erschienen:

Zeitschrift für die Entomologie.

Unter Mitwirkung einer Anzahl Entomologen herausgegeben

von Professor E. F. Germar.

1ster Band 1stes Heft. 13 Bogen mit 2 illuminirten Kupfern. Preis des ersten Bandes von 2 Heften 2½ Thaler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1838. Siebzehnten Bandes fünftes Heft. (Nr. XVII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat September, oder Nr. 36—39, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 36—39. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Neuere Geschichte.

Mémoires,
Correspondance manuscrits
du
Général Lafayette
publiés
par sa famille.

6 volumes. In-8. Paris, 1837—38. 15 Thlr.

Von diesem interessanten Werke empfingen wir soeben den 4ten bis 6ten Band, womit dasselbe schließt; wir beeilen uns alle Freunde der neuern Geschichte darauf aufmerksam zu machen.

Leipzig, im October 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.
Siebentes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Die Kriegsereignisse bei Gibraltar in den Jahren 1704 und 1705. II. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Der 28ste März. 34. Das Gefecht bei Sommepuis. 55. Gefechte bei Mitry. III. Literatur. IV. Neueste Militairveränderungen. V. Karten-Ankündigung. VI. Uebersicht des Inhaltes der ältern Jahrgänge der Oestreichischen militairischen Zeitschrift. (Schluß.)

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannte Preise zu beziehen.

Wien, den 5ten September 1838.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Die dritte vermehrte Auflage
von
Prof. Oertel's
grammatischem Wörterbuche
der
deutschen Sprache,
2 Bände in 4 Abtheilungen
(Gr. 8. München, C. A. Fleischmann),

ist nun wieder complet durch alle Buchhandlungen zu erhalten, und zwar um den so äußerst geringen Subscriptionspreis von 3 Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr. Hiernach glaubt Referent jeden Gebildeten, dem der Besitz eines allgemein als vortrefflich anerkannten Wörterbuches nur höchst erwünscht sein kann, aufmerksam machen zu müssen.

Stieler's Schul-Atlas
der neuern Erdbeschreibung

hat für alle Schulen Deutschlands einen Vorzug erhalten, den kein anderer Schul-Atlas gewähren kann. Es wird nämlich von jetzt an jedem Exemplar desselben aus dem nun vollständig erschienenen Atlas der Deutschen Bundes-Staaten eine der 29 Karten nach der Wahl des Käufers gratis beigegeben, sodaß für alle Landestheile Deutschlands die specielle Darstellung der heimatlichen Gegend, welche Lehrer und Schüler zunächst angeht, nicht fehlen kann.

Schul-Atlas der neuern Erdbeschreibung. 27 ill. K. nebst 1 Specialkarte einer Deutschen Provinz. Preis 1½ Thlr.

Kleiner Atlas der Deutschen Bundes-Staaten. 29 ill. K. Preis 2½ Thlr.

Schul-Atlas der Alten Welt. 14 ill. K. nebst Abriß der alten Geographie. Preis 1 Thlr.

bei Justus Perthes in Gotha erschienen, sind stets in den neuesten Auflagen durch alle Buchhandlungen zu haben.

Conversations-Lexikon
der
Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Fünftes Heft, Bogen 41—50.
Buchhandel bis Civilliſten.

Preis eines Heftes:

Auf weißem Druckpapier	8 Gr.
Auf gutem Schreibpapier	12 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier	18 Gr.

Inhalt des fünften Heftes:

Buchhandel — **Büchner** (Georg) — **Bürgerrecht** (Themas Robert) — **Bugia** — **Bührien** (Friedrich Ludwig) — **Bulan** (Friedrich) — **Bulgarin** (Thaddäus) — **Bull** (Ole Bornemann) — **Buller** (Karl) — **Bulwer** (Edward Lytton — Henry Lytton — William Lytton) — **Bunsen** (Christian Karl Josias) — **Bunsen** (Georg — Karl — Gustav) — **Buonarotti** (Philippe) — **Burdach** (Karl Friedrich) — **Burdett** (Sir Francis) — **Buren** (Martin van) — **Burger** (Johann) — **Burgos** (Don Francisco Javier de) — **Burnouf** (Eugène — Jean louis) — **Burſche** (Ludwig Friedrich August von dem) — **Byström** (Johann Niclas) — **Caballero** (Don Fermin) — **Cabrera** (Don Ramon) — **Calatrava** (Don José Maria) — **Calomarde** (Don Francisco Tadeo) — **Campbell** (Sir John) — **Canada** — **Canig** (Freiherr von) — **Cap**, ſ. **Kaffern** — **Capellan** (Baptiſte Honoré Raymond) — **Carlisten**, ſ. **Carlos** (Don) und **Spanien** — **Carlos** (Don) **Maria Isidro de Borbon** — **Carlowitz** (Hans Georg von — Albert von) — **Carlyle** (Thomas) — **Carnicer** (Don Ramon) — **Carové** (Friedrich Wilhelm) — **Carrel** (Armand) — **Carvalho** — **Casper** (Johann Ludwig) — **Castelli** (Ignaz Vincenz Franz) — **Castiglione** (Carlo Vittorio, Graf) — **Castillo** (Antonio Judiciano — Augusto Federico — Joſeph Feliciano — Alexandre de) — **Catoir** (Clemens Ludwig) — **Caubaigner** (Clemens Louis) — **Caulfur** — **Chaix d'Est-Ange** — **Chalmers** (Thomas) — **Chamiſſo** (Adelbert von) — **Chandos** (Marquis von) — **Chateaubriand** (François Auguſte, Vicomte de) — **Chelini** (Maximilian Joſeph) — **Chevalier** (Michel) — **Chios** — **Chopin** (Friedrich Franz) — **Chotek** (Karl, Graf — Ferdinand Maria, Graf) — **Chouant** (Ludwig) — **Chopito** (Leonhard) — **Christian Karl Friedrich August** (Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg) — **Chriſtiani** (Rudolf) — **Chriſtine**, ſ. **Marie Chriſtine** — **Chwoſtow** (Dmitrij Iwanowitſch, Graf) — **Circaſſien** — **Civilliſten.**

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss der Vorlesungen, welche an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen im Winter-Semester 1838 — 39 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 16te October.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, biblische Einleitung, oder biblische Archäologie, die Bücher Ruth und Esther mit Rücksicht auf den spätern Hebraismus, die christl. Moral. — Dr. Engelhardt: Übungen der kirchenhistorischen Abtheilung des theologischen Seminars, Kirchengeschichte, Geschichte der mystischen Theologie. — Dr. Olshausen: Dogmatik, die Briefe an die Galater, Epheser, Philipper, Kolosser und Thessalonicher. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminariums, Homiletik und Katechetik, die kirchlichen Perikopen, oder den Gegensatz des Protestantismus und des Katholicismus im Betreff der Lehren von der Kirche und von den Sacramenten. — Dr. Harless: den zweiten Theil der evangel. Synopsis, theol. Encyklopädie und Methodologie, Symbolik und Polemik. — Dr. Krafft: Chronologie und Harmonie der vier Evangelien. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralinstitute, pfarramtliche Geschäftspraxis. — Dr. Hofmann: Psalmen.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des k. Exhorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie Studierenden in vier Jahreskursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: das römische Erbrecht, Institutionen des römischen Privatrechts, äußere und innere Geschichte des römischen Rechts. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Criminalrecht mit steter Rücksicht auf das bairische Strafgesetzbuch vom J. 1813, Lehre von der Zurechnung. — Dr. Feuerbach: deutsches Privatrecht, unter fortwährender Berücksichtigung des bairischen Civilrechts und allgemeinen preußischen Landrechts, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. — Dr. Stahl: Civilproceß, Rechtsphilosophie. — Dr. von Linck: deutsches Bundes-Staatsrecht in Verbindung mit einer Übersicht der vormaligen deutschen Reichsverfassung und der Geschichte ihrer Auflösung. — Dr. Schelling: allgemeine Einleitung in den Civilproceß, ausgewählte Materien des Civilrechts, Theorie des gemeinen deutschen ordentlichen und summarischen Civilprocesses, Civilproceß-Praktikum mit Beziehung auf die bairische Gerichtsordnung und ihre Novellen. — Dr. von Scheurl: Pandekten, römisches Erbrecht, ausgewählte Stellen des Corpus juris civilis.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, specielle Pathologie und Therapie der acuten Krankheiten, die praktischen Übungen in der medicinischen Klinik des Krankenhauses und der Poliklinik. — Dr. Fleischmann sen.: menschliche pathologische Anatomie, menschliche specielle Anatomie, das medicinisch-forensische Praktikum, Sectionsübungen. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: allgemeine Biologie, Anthropologie (mit Einschluß der Psychologie) und Diätetik, Geschichte der Medizin von 9—10 Uhr, den jatrosophischen Verein. — Dr. Rohirt: geburtshülfliche Klinik in Verbindung mit den Touchirübungen und den Manual- und Instrumentaloperationen am Fantom, über Krankheiten des weibl. Geschlechts, Geschichte der Geburtskunde. — Dr. Wagner: Geschichte der Physiologie, Encyklopädie und Methodologie der Medizin. — Dr. Stromeyer: theoretische Chirurgie, die chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik. — Dr. Trott: Waffenheilkunde, Toxikologie, Semiotik. — Dr. Fleischmann jun.: Osteologie und Syndesmologie, Homöopathie, chirurgische Anatomie, Conversatorium über die wichtigsten Lehren der Medizin in Bezug auf Homöopathie.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel: Logik mit einer Einleitung in das Studium der Philosophie und der Psychologie. — Dr. Harl: Staatswirthschaft oder Nationalökonomie, Polizeiwissenschaft in Verbindung mit dem Polizeirecht, Finanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde. — Dr. Köppl: Examinatorium, Logik und Metaphysik, Ästhetik. — Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, Stöchiometrie, Gewerbschemie, Theorie der Pharmacochemie. Leitung des Vereins für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: den allgemeinen Theil der Statistik, allgemeine Geschichte, deutsche Geschichte. — Dr. Rückert: Sanskritgrammatik, über einen semitischen Dialekt. — Dr. Döderlein: Übungen des k. philologischen Seminars, auserwählte Stücke aus den römischen Elegikern und Satirikern, griechische Literaturgeschichte. — Dr. von Raumer: Krystallkunde, allgemeine Naturgeschichte, Pädagogik. — Dr. Kopp: Hodegetik des akademischen Studiums, ausgewählte Stellen aus Plinii Historia naturalis, Aristotelis Metaphysica. — Dr. von Staudt: analytische Geometrie, Astronomie. — Dr. Martius: Pharmakognosie des Pflanzenreiches, Heilmittel des Thierreiches, Anleitung, die pharmaceutisch-chemischen Heilmittel auf ihre Reinheit und Güte zu prüfen. — Dr. Fabri: politische Rechenkunst, Encyklopädie der Cameralwissenschaften. — Dr. Drechsler: Hebräische Sprache, Alterthümer des außerbiblisch semitischen Orients. — Dr. Winterling: Ästhetik, Geschichte der Kunst. — Dr. Irmischer: Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts. — Dr. Hofmann: Geschichte der vorchristlichen Welt. — Lector Dr. Dietz: französische und spanische Sprache, englische und italienische Sprache.

Die Zeichnenkunst lehrt Küster; die Tanzkunst Hübsch; die Reitkunst Flinzner; die Fechtkunst Raab.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Esprit de la conversation française

ou recueil

de plus de deux mille gallicismes à l'usage des étrangers qui veulent se perfectionner dans l'étude du français,

avec la traduction anglaise et allemande en regard

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingen, membre de l'institut historique de France etc.

Seconde livraison.

Gr. 8. Broschirt. Preis 16 Gr., oder 1 Fl.

Kaum wäre es nöthig, das Publicum auf das oben angekündigte Werk aufmerksam zu machen, denn die erste Lieferung hat gleich grossen Beifall bei allen Denjenigen gefunden, welche sich mit der französischen Sprache ernsthaft beschäftigen und die feinen Wendungen sowol, als den Geist derselben gründlich zu kennen wünschen. Einem Jeden ist es offenbar, wie schätzbar ein Buch ist, dessen wenige Seiten, so zu sagen, ein Panorama von allen den Eigenthümlichkeiten eines Idioms darbieten, welches zur allgemeinen Sprache geworden und welches zu ignoriren heutzutage Niemandem mehr erlaubt ist. Bis jetzt war kein anderes Mittel, mit den Feinheiten und Eigenheiten der französischen Sprache vertraut zu werden, als durch die langweilige und mühsame Untersuchung der Grammatik oder des Wörterbuches, worin die sogenannten Gallicismen sich in einer Menge von gemeinen, alltäglichen und abgedroschenen Redensarten verlieren, welche die Grammatiker einander unveränderlich übertragen, seitdem man Grammatik schreibt.

Die Erscheinung des obengenannten Werkes ist desto erfreulicher, als sich ein Franzose zum ersten Mal die Mühe gibt, um eine elegante Auswahl der Idiotismen seiner Muttersprache zu liefern, und besonders, weil es mit Geschmack und Geist geschieht, wie hier.

Da der Verfasser schon hinlänglich durch seine Vorlesungen in Genf, Berlin und Frankfurt und durch seine Geschichte der deutschen Literatur als Schriftsteller bekannt ist, so müssen wir ihm also doppelt Dank schuldig sein, dass er es nicht den Sprachlehrern und Grammatikern von Profession allein überlassen hat, uns in den Geist der französischen Sprache einzuführen.

Die deutsche Übersetzung empfiehlt sich besonders dadurch, dass der Verfasser die Gallicismen mit Eigenthümlichkeiten unserer Sprache so oft wie möglich wiedergegeben hat. Was die englische betrifft, so werden wir uns auf das günstigste Urtheil der vielen Kenner dieser Sprache, welche sich in Deutschland befinden, verlassen. Auch wollen wir nicht versäumen, unsere Leser auf das interessante Vorwort dieser Sammlung aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Staat, die Kirche und die kölner Angelegenheit, oder: zu welchem Ausgange wird die kölner Angelegenheit führen? Nebst einer Beilage aus dem 12. Jahrhundert. Von Philadelphus. Gr. 8. Geh. in Umschlag. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser dieser Schrift, ein preußischer akademischer Lehrer, von der wissenschaftlichen Welt als Schriftsteller gekannt und geachtet, wünscht einstweilen im Interesse der Sache, nicht aus dem Dunkel der Anonymität hervorzutreten. So wird diese Schrift, die aus einer ebenso geistreichen als für die Wahrung und Schirmung der guten Sache begeisterten Feder geflossen, für sich selbst reden und eine gerechte und allgemeine Anerkennung finden.

Braunschweig, den 19ten September 1838.

George Westermann.

Orientalische Literatur.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Kitab Wafayat Al-Aiyan.

Vies

des hommes illustres de l'Islamisme

en Arabe, par

Ibn Khallikan,

publiés par le Baron *Mac Guckin de Slane.*

Tome I. Partie I. Paris. In-4. 10 Fr.

Le Diwan d'Amro 'lkaïs, précédé de la vie de ce poëte par l'auteur du Kitab El-Aghani, accompagné d'une traduction et de notes par le Bon *Mac Guckin de Slane.* In-4. Paris. 20 Fr.

Théâtre chinois, ou Choix de pièces de théâtre composées sous les empereurs mongols, traduites pour la première fois sur le texte original, précédées d'une introduction et accompagnées de notes par M. *Bazin aîné.* In-8. Paris. 7 Fr. 50 C.

De l'affinité de langues celtiques avec le Sanscrit. Par *Ad. Pictet.* (Mémoire couronné par l'Institut.) In-8. Paris. 5 Fr.

Leipzig, im October 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Eben ist erschienen:

Kaltschmidt, Prof. Dr. **Jac. Heinr.,**

Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache;

worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen u. vielen andern europäischen u. asiatischen Sprachen, besonders in der Sanskrit-Sprache nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet u. nach ihrer Urbedeutung erklärt, auch die abgeleiteten u. die wichtigern zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. Für Freunde u. Lehrer der deutschen Sprache. 1ste Liefer.: Einleitung; Verzeichniß der indischen u. deutschen Wurzelwörter; Wörterbuch: **A bis Bee.** (8 B.) Lexikonformat. Geh. ⅔ Thlr.

Ein ausführlicher Prospect liegt in allen Buchhandlungen vor.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Digitized by Google

Rafael
als
Mensch und Künstler
von
G. K. Nagler.
Mit Rafael's Bildniss.
Gr. 8. München, bei Fleischmann. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Albrecht Dürer
und
seine Kunst
von
G. K. Nagler.
Mit A. Dürer's Bildniss.
Gr. 8. München, bei Fleischmann. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Zwei hoch hervorragende Männer, über deren Leben und Wirken beide Werke einen Schatz von zum Theil noch ganz unbekannten Nachrichten enthalten.

Bei **Ludwig Kohnen**, Buchhändler in Köln und Aachen, ist soeben erschienen:

Das Rennpferd,
seine Erziehung und Vorbereitung für die Rennbahn.
Die neueste Methode der Engländer.
Von
C. J. Apperley.

Nach der Originalausgabe übersetzt.

Mit einer Abhandlung über die zum Trainiren erforderliche Condition des Pferdes,
von
C. Th. Sticker, Departements-Thierarzt zu Köln.
Mit einer lithographirten Abbildung.
Gr. 8. Velinpapier. Geh. 1 Thaler.

Nicht allein für Freunde der Pferderennen, sondern für jeden Pferdezüchter und Pferdeliebhaber enthält dieses Werk lehrreiche Winke, welche überall das Gepräge gediegener Erfahrung an sich tragen, und macht mit Verfahrungsarten bekannt, die Vielen von uns unbekannt und selbst in England geheim gehalten werden.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Karl Reinhold Jachmann,
Commentar über die kathol. Briefe,
mit genauer Berücksichtigung der neuesten Auslegungen.
Gr. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

Dem größern theologischen Publicum, nicht blos dem Gregorien vom Fache, wird hier ein Commentar über die katholischen Briefe übergeben, der, seitdem Augusti vor länger als dreißig Jahren seine exegetische Bearbeitung dieser neutestamentlichen Schriften herausgegeben, und die Literatur grade dieser Briefe in der neuern Zeit sich ungemein vermehrt hat, ein Bedürfniß geworden war. Der Verfasser hat sich zum Gesetz gemacht, in möglichst gedrungener Kürze eine fortlaufende Kritik der frühern, besonders aber der neuesten Auslegungen zu geben, selbst aber überall eine einfache und wortgetreue Erklärung versucht und indem er, fern von allem Dogmatismus, rein vom historisch kritischen Standpunkte aus diesen Commentar verfaßte, ist zu hoffen, daß er bei allen theologischen Parteien unserer Zeit verdiente Anerkennung finden werde.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Des journaux chez les Romains,
recherches précédées d'un mémoire sur les annales des Pontifes, et suivies de fragmens des journaux de l'ancienne Rome; par
J. VICT. LE-CLERC,
membre de l'Institut de France.
Gr. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Diese Sammlung, worin alle Urkunden niedergelegt sind, welche uns das Alterthum über die Tagebücher der Römer hinterlassen hat, beweist augenscheinlich, dass außer der lahmen Veröffentlichung der Annalen der Oberpriester eine dem gewöhnlichen Leben mehr anpassende Art der Publicirung bestand, ähnlich den Tag- und Anzeigeblättern, deren man sich in den ältern wie neuern Zeiten in Europa bediente.

Paris, im October 1838.

Firmin Didot frères et Comp.

Bei **H. L. Brönner** in **Frankfurt a. M.** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mammon,
oder der Geiz, die Sünde der christlichen Kirche, von J. Harris, Prediger zu Epsom. Aus dem Englischen übersetzt von C. Becker, Prediger und Missionar. Gekrönte Preisschrift. 14 Bogen. 8. Geh. Preis 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Unter 143 Schriften über diesen so wichtigen Gegenstand erhielt die obige den Preis. Sie machte in England ungemeines Aufsehen und es wurden daselbst in einem Jahre 25,000 Exemplare gedruckt und abgesetzt. Es ist daher wol zu erwarten, daß auch dem deutschen Publicum eine so gelungene Uebersetzung, wie die hier angezeigte, willkommen sein werde.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin
für Kinder.
1838. August. Nr. 31—34.

Nr. 31. *Osiris. *Von der ersten Ausbreitung der Lehre Christi. Der Dunkelkreis oder die Atmosphäre. Fremde Thorheit muß man nicht nachahmen. *Die Wasserralle. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — **Nr. 32.** *Ein ostindischer Fakir. *Die Pinakothek in München. *Der kluge Gabot. Das Abendl. *Der Stöcker oder die Bastardmakrele. — **Nr. 33.** *Ein Pilger. *Die Stiergefechte. Die langweilige Henriette. Eine Versorgungsanstalt für Katzen. *Die Holztaube oder Blautaube. Räthsel. — **Nr. 34.** *Ein chinesischer Kuchenhändler. Die zwei Katzen, eine persische Fabel. *Der gemeine Leguan. Kaiser Karl V. letzte Regierungsjahre und Tod. *Die Riesennelken.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Holzschnitte zu Schiller's Werken

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden.

Der außerordentliche Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden kl. 8.

zu erfreuen hat, veranlaßt uns, dem seit mehren Jahren vorbereiteten und demnächst zur Publication reifen Unternehmen

einer Ausgabe sämmtlicher Werke Schiller's

illustrirt mit Holzschnitten

nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands

eine kleinere Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format der neuesten Taschen-Ausgabe, und besonders für diese gefertigt, vorausgehen zu lassen.

Sämmtliche Zeichnungen und ein Theil der Stöcke liegen bereits fertig vor; die Ausgabe wird in vier Lieferungen vor Schluß dieses Jahres noch vollständig erfolgen.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration der Ausgabe selbst vollkommen an. Die Lieferung von sechs ausgezeichnet schönen Holzschnitten, durch die ersten französischen Holzschneider gefertigt, **kostet nur 4 Gr., oder 15 Kr.**

Stuttgart, den 15ten September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Rackhorst'schen Buchhandlung in Osnabrück ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bottex, Al., Dr., Über das Wesen und die Behandlung der syphilitischen Krankheiten. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Nachschrift begleitet von Dr. **Aug. Droste.** Gr. 8. Geh. 18 Gr.

Über Hermes ꝛc. von **F. M. Seling.** Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Über die Einheit Gottes und mehres Andere, mit Rücksicht auf das Hermesische System und dessen Gegner ꝛc. Herausgegeben von **F. M. Seling.** Gr. 8. Geh. 9 Gr.

Dr. Georg Friedrich Puchta,

Lehrbuch der Pandekten.

Gr. 8. 46 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Der gelehrte Verfasser läßt dieses Werk an die Stelle des von ihm bereits im Jahre 1832 bearbeiteten, in München unter dem Titel „System des gemeinen Civilrechts bei Pandektenvorlesungen" erschienenen Grundrisses treten, indem er zwar das in demselben aufgestellte neue System beibehält, indessen nicht mehr blos die Überschriften der Abschnitte und Paragraphen gibt, sondern auch den Inhalt derselben darstellt. Je vortheilhafter sich schon jener „Grundriß" auszeichnete, desto sicherer darf das nunmehrige „Lehrbuch" die günstigste Aufnahme erwarten, da es als ein möglichst concentrirendes neben den vielen andern ausgedehntern Werken seinen Platz rühmlichst dadurch behaupten wird, daß es mit Schärfe und Präcision die einzelnen Lehrsätze hinstellt, sie streng logisch aneinander reiht und überall aus den Quellen begründet. Der Verleger hat die Einführung durch sehr billigen Preis zu fördern nicht angestanden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Alphabetische Zusammenstellung der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen,

sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen und Verordnungen enthaltenen Bestimmungen.

Herausgegeben von

Dr. Karl Heinrich Haase,

Mitglied des Appellationsgerichts zu Leipzig.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Die mit großer Sorgfalt bearbeitete Zusammenstellung der neuesten strafrechtlichen Bestimmungen wird den Gebrauch des Criminalgesetzbuchs wesentlich erleichtern.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Iris, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ III.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1838. Juli, August und September.

(Nr. 1 dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XXV desselben.)

57. Anleitung zum Selbststudium der Geologie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 16 Abbildungen. 16. Geh. 21 Gr.

58. Anleitung zum Selbststudium der Versteinerungskunde. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 30 Abbildungen. 16. Geh. 12 Gr.

59. Anleitung zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 9 Abbildungen. 16. Geh. 18 Gr.

Diese drei Werkchen bilden die dritte bis fünfte Abtheilung des zweiten Bandes vom „Bücher in das Reich der Wissenschaften und Künste". Die erste Abtheilung: Mineralogie, kostet 18 Gr., die zweite: Krystallographie, 6 Gr. Der erste Band, mit 221 Abbildungen (1836) kostet 2 Thlr.

60. Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft Amilius Ludwig Richter und Karl August Espe. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte von 1835, 1836 und 1837 haben gleichen Preis.

61. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Zweiter Band: F—L. 11te und 12te Lieferung. — Dritter Band: M—R. 5te Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

62. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Viertes und fünftes Heft. (Westermeyer—Civilisten.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder früheren, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben. Der Umfang ist nicht genau zu bestimmen, doch dürfte das Ganze 20—24 Hefte nicht übersteigen.

63. Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von A. E. Schweitzer. In zwei Bänden. Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

64. Ginner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Zeit-Novelle. 8. Geh. 2 Thlr.

65. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Dreißigster Theil. (Eberhard — Ecklonia.) Dritte Section, O—Z, herausgegeben von W. H. G. Meier und F. F. Kämtz. Zehnter Theil. (Pales—Panus.) Gr. 4. Cart. Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformate mit breitem Stege (Prachtexemplar) 15 Thlr.

66. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. In Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Ärzten, Physikern und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von *Georg Friedrich Most*. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Polizeibeamte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes fünftes Heft. (Hautkrankheiten — Irrenanstalt.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

67. Gaea norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von *B. M. Keilhau*. Erstes Heft. Mit vier Tafeln. Fol. 6 Thlr.

68. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) 17ter Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14täglichen Heften 5 Thlr.

69. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Dritter Jahrgang. Mit drei Kupfern. 8. Cart. 2 Thlr. 12 Gr.

Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr.

70. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Arendt, Barthold, Böttiger und Schubert. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. 10ter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der 1te bis 8te Jahrgang kostet zusammen 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen 5 Thlr., einzeln à 1 Thlr. 8 Gr.; der 9te und 10te Jahrgang à 2 Thlr.

71. Uranio. Taschenbuch auf das Jahr 1839. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Lamartine's. 8. Cart. 1 Thlr. 12 Gr.

Lamartine's Bildniß daraus einzeln in gr. 4. kostet 8 Gr. Jahrgang 1830—38 zusammengenommen kosten 4 Thlr. 12 Gr., einzeln jeder 16 Gr.

72. *Winkler* (*Eduard*), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreihe, welche bis auf die neuetsen Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Erstes Heft. (Aal — Beringeria.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen. Jahrgänge 1824—39.

Bei Unterzeichnetem sind noch einige Exemplare der Jahrgänge 1824—38 des Taschenbuchs **Cornelia** von

Digitized by Google

A. Schreiber complet zu haben, und werden diese 15 Jahrgänge, zusammengenommen, zum sehr herabgesetzten Preis von 12 Thlrn. erlassen. Der neue Jahrgang (auf 1839) ist in allen Buchhandlungen zu haben.

J. Engelmann in Heidelberg.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Wesen und Form des **Pentateuchs.**

Von

M. H. Landauer.

Mit einer Lithographie.

Gr. 8. Preis 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Inhalt: Begriff von Jehovah und Elohim. — **Geschichte der Bücher Mosis.** Urgeschichte. Geschichte der Flutsett. Geschichte der Patriarchen. Geschichte des Volkes. — **Symbolik der Bücher Mosis.** Einleitung. Die Symbole der Stiftshütte. Die hohenpriesterliche Kleidung. Die Opfersymbolik. Die Festsymbolik. Die Lagersymbolik. Die Zahlensymbolik. — **Gesetzgebung der Bücher Mosis.** Einleitung. Verunreinigende Kraft: gewisser Thiergattungen; der todten Körper; der Kindbetterinnen; der Weiber während ihres Blutflusses; der Männer, denen Same entfuhr; der Ausschläge. — Die rothe Kuh. Der Schatel in der Schlange im Paradiese. — Das Kleid Schaatnes. — **Geist und Anordnung der Gesetze im Einzelnen.** Die vier Capitel des Deuteronomiums. Das 26ste Capitel. Die drei zum Andenken an den Auszug aus Ägypten gestifteten Satzungen. Die zehn Worte. Die Schemalehre. Der Priesterlegen. — **Geist und Anordnung der Gesetze im Allgemeinen.** Die Cathemithre des Schar. Alter der Scharschen Lehren. Der Talmud. Parkmandel. — **Rückblick auf die Belege meines frühern Versuchs.**

Von demselben Verfasser ist früher bei uns erschienen:

Jehovah und Elohim,

oder

die althebräische Gotteslehre

als

Grundlage der Geschichte, der Symbolik und der Gesetzgebung der Bücher Mosis.

Gr. 8. Preis 16 Gr., oder 1 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Friedrich Regensberg in Münster ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der **Münsters.**

Nach den Quellen bearbeitet

von

Dr. Heinrich August Erhard.

Gr. 8. Auf feinem Velin-Druckp. Geh. Ladenpr. $2^1/_2$ Thlr.

Der glänzliche Mangel einer vollständigen, kritisch bearbeiteten und dabei gefällig geschriebenen Geschichte Münsters, eines zwar nicht großen, aber in mancher Hinsicht merkwürdigen und in die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands öfters bedeutend eingreifenden Staates, bestimmte den Verfasser, dem, als Archivar des königlichen Provinzialarchivs zu Münster, ein großer Reichthum der zuverlässigsten und früher großentheils unbenutzten Quellen dieser Geschichte unmittelbar zugänglich ist, jene Lücke in der geschichtlichen Literatur durch das vorliegende Werk auszufüllen, welches die Resultate sorgfältiger Forschung in einer ansprechenden Darstellung vorträgt, und nicht nur so viel als möglich alle Richtungen des gesammten Staats- und Volkslebens beachtet, sondern auch die spezielle Landesgeschichte durchgängig an die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse Deutschlands anknüpft und den organischen Zusammenhang zwischen beiden nachweist, Eigenschaften, durch welche dasselbe ohne Zweifel alle billigen Ansprüche, die man an eine solche Specialgeschichte machen kann, vollständig befriedigt, und ebenso sehr dem eigentlichen Geschichtsforscher, als dem gebildeten Geschichtsfreunde, auch außerhalb der Provinz, mit deren Geschichte es sich zunächst beschäftigt, sich empfiehlt.

Pölitz, Geh. Rath, Prof. K. H. L., Die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende dargestellt. Neue Ausg. der sechsten verb. u. verm. Aufl., fortgeführt bis zum Jahre 1838, in 15 Lieferungen. Gr. 8. 8te bis 13te Liefer. Geh. à $^1/_6$ Thlr.

☞ 1ste bis 7te Lieferung wurde im vorigen Jahre ausgegeben; 14te u. 15te Lieferung, die neueste Geschichte, einschließlich der Julirevolution, bearbeitet vom Prof. Fr. Bülau, auch als selbstständiges Werk zu betrachten, erschient nächstens.

Zeittafeln zur Geschichte von Spanien u. Portugal, Frankreich, England, Deutschland, Italien; nebst statistisch-politischen Tabellen der genannten Reiche, nach den neuesten Angaben von 1837. Grossfolio. à 4 Gr. — 20 Gr.

Langenn, Geh. Rath, Dr. F. A. v., Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächs. Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des XV. Jahrhunderts, größtentheils aus authentischen Quellen. (Nebst Urkunden.) Gr. 8. (40 Bogen.) Auf schönes Velinp. $3^1/_4$ Thlr.

Obige Artikel sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen von **Hinrichs** in Leipzig.

Von dem berühmten Romane:

Leben und Abenteuer des

Chevalier Faublas

von

Louvet de Couvray.

Zum ersten Mal

vollständig aus dem Französischen übersetzt und mit Nachrichten über das Leben des berühmten Verfassers versehen von

Dr. Heinrich Clöner.

4 Bände. Velinpapier. Eleg. brosch. Preis 5 Thlr. 8 Gr., oder 8 Fl. Rhein.

sind nunmehr vollständige Exemplare durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Neuwied, im October 1838.

Herder'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Neue wohlfeile und elegante Ausgabe
von
G. P. R. James' Historischen Romanen.
Erschienen ist bereits
Philipp August oder die Waffenbrüder.
Übersetzt von Dr. **E. Susemihl.**

4 Lieferungen mit 2 Stahlstichen 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr. Rhein.), denen in kurzer Zeit, alle noch vor Ende dieses Jahres, folgen: De l'Orme, Darnley und Masterton, jedes in 3 Bändchen und mit 2 trefflichen Stahlstichen nach englischen Originalen, à 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr. Rhein.)

Die Romane des Sir G. P. R. James sind sämmtlich gleich nach ihrem ersten Erscheinen in England in einer größer gedruckten Octavausgabe, fast alle zu dem Preise von 4 Thlrn., in meinem Verlage erschienen. Der Beifall, den sie sowol in England als in Deutschland gefunden, hat mich veranlaßt, nach der neuesten englischen Ausgabe diese neue Übersetzung, geschmückt mit 2 Stahlstichen und zu ein Drittel des frühern Preises, um sie auch außer den Leihbibliotheken ins Publicum einzuführen, zu veranstalten.

Leipzig, den 31sten August 1838.

Th. E. Kollmann.

Der neueste Roman dieses Verfassers:

Der Räuber.

Aus dem Englischen
von
Dr. **E. Susemihl.**

Erster Band. 1 Thlr. 8 Gr.

ist soeben versandt worden, sowie endlich auch noch der 3te und letzte Band von Attila.

Wir versandten an alle Buchhandlungen die erste Abtheilung des

Repertorium
für
Anatomie und Physiologie.

Kritische Darstellung fremder und Ergebnisse eigner Forschung.
Von
G. Valentin.
Dr. der Medicin und Chirurgie und ordentlicher öffentlicher Professor der Physiologie an der Universität zu Bern.

Dritter Jahrgang. 1838. In 2 Abtheilungen. Mit Kupfer. Broschirt.

Preis für den ganzen Jahrgang 2 Thlr. Sächs., oder 3 Fl. 36 Kr. Die 2te Abtheilung wird im October den respectiven Käufern nachgeliefert.

Bern, den 1sten August 1838.

Huber u. Comp.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.
Achtes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Operationen des östreichischen in der Lausitz mit dem schlesischen Heere vereinigten Corps des Feldmarschall-Lieutenants Graf Bubna im September 1813. II. Der Feldzug in Sicilien 1734—35. III. Die Eroberung von Kassel am 26sten September 1813. IV. Die Feldzüge Rußlands gegen die Tscherkessen in den Jahren 1834 und 1835. V. Literatur. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1815—37 jeder 4 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1813—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ⅓ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 3ten October 1838.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Soeben erschien und ist zu haben in allen Buchhandlungen:

Das Leben und Wirken des schottischen Baronet Sir John Sinclair

dargestellt von seinem Sohne. Deutsch von Dr. Baumann. 2 Theile. 8. Velinpapier. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Wichtig für Professoren der Staatsökonomie und des Staatsrechts, für Statistiker, Landeigenthümer, größere Gutsbesitzer und Landwirthe, sowie von vielfältigem Interesse für jeden Gebildeten.

Boz (Dickens, Verfasser des Nic. Nickleby und der Pickwicker etc.),
Oliver Twist,

oder **die Laufbahn eines Waisenknaben.** Deutsch von Dr. Diezmann. **Ister Band.** Mit **drei** Federzeichnungen nach Cruikshank. 194 Seiten. Gr. 12. Velinpapier. In Umschlag. Geh. 1 Thlr.

Der 2te Band folgt unverzüglich.

Den mit so großem Interesse aufgenommenen deutschen Bearbeitungen der in demselben Verlage vom demselben Verfasser erschienenen Werke:

Genrebilder aus dem londoner Alltagsleben, und
Leben und Abenteuer des Nic. Nickleby,

schließt sich das obige vorzügliche Werk an, das ohne Zweifel dieselbe Anerkennung finden wird. Die neuere deutsche belletristische Literatur hat nichts Ähnliches in gleicher Vortrefflichkeit aufzuweisen. Äußere Eleganz und billiger Preis dürften das vorliegende Werk nicht minder empfehlen.

Braunschweig, im September 1838.

George Westermann.

Ein berühmtes Werk.
Für Geologen und Freunde der Geologie.

Bei Paul Neff in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Urwelt und ihre Wunder.
Von
W. Buckland.
Aus dem Englischen
von
W. P. Schimper.
Mit vielen Abbildungen.

2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl.

Unsere Ausgabe kostet nur den sechsten Theil des Preises der englischen und französischen Ausgabe, und ist von dem rühmlich bekannten Herausgeber mit Zusätzen im Text und in der Kupfersammlung vermehrt.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BESCHREIBUNG DER STADT ROM

VON

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RÖSTELL, UND L. URLICHS.

Dritter Band:

die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere.

Zweite Abtheilung:

die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen, oder der Beschreibung achtes und neuntes Buch, nebst Ergänzung des dritten und fünften.

Mit 3 Lithographien.

Gr. 8. Preis 4 Thlr. 12 Gr., oder 7 Fl. 30 Kr.

Der erste Abschnitt enthält die vollständige Herstellung des römischen Forums in dessen verschiedenen bisher wenig oder gar nicht beachteten Epochen. Es ist erstrebt worden, das Bild des wiedergefundenen Forums als einen Theil der Geschichte des römischen Volks und Staates, dessen Mittelpunkt und Spiegel es war, möglichst anschaulich und abgerundet darzustellen. In der zweiten Abtheilung ist das Forum des römischen Volkes mit den gleichnamigen Prachtbauten Julius Cäsar's, August's, Domitian's, Nerva's und Trajan's als Eine große, in Hinsicht ihres Umfanges wie ihrer Herrlichkeit weder vorher noch nachher erreichte Anlage zur Anschauung gebracht. Den Rest dieser Abtheilung nimmt das achte und neunte Buch der Beschreibung ein. In beiden befinden sich einige kostbare Reliquien Niebuhr's.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Naturgeschichte des gestirnten Himmels

von

F. P. Gruithuisen.

Gr. 8. München, bei Fleischmann.

2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Nichts beurkundet so sehr die Größe und Weisheit des Schöpfers, als die Sternkunde. In diese Wunderwelt den Leser einzuführen, beabsichtigt der als Astronom rühmlich bekannte Hr. Verfasser durch dieses schöne Werk, das die allgemeinste Verbreitung verdient.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von *J. E. Poggendorff.* Band 44. Stück 4. 1838. Nr. 8. Gr. 8. Geh. (Preis des Jahrgangs von 3 Bänden oder 12 Heften 9 Thlr. 8 Gr.)

Inhalt: Beiträge zur Kenntniss der jodsauren und überjodsauren Salze; von *C. Rammelsberg.* — Beschreibung einer Thermosäule für constante Ströme; von *H. W. Dove.* — Über das Sulphosinapisin, das Erucin, den schwarzen Stoff und die Säure des weissen Senfs; von *E. Simon.* — Über die Schwingungen der Luft in cylindrischen Röhren; von *W. Hopkins.* (Schluss.) — Bemerkung über das Propagationsvermögen der gebundenen Elektricität; von *P. Riess.* — Über das Gesetz zwischen der Temperatur und dem entsprechenden Maximum der Spannkraft des Wasserdampfs; von *Biot.* — Versuche über die thermo-elektrischen Ströme; von *Matteucci.* — Über den galvanischen Funken; von *Jacobi.* — Über die Öltropfen, die in den Fortpflanzungskörpern der Pilze enthalten sind; von *F. M. Ascherson.* — Über die Bedeutung des Gesetzes der festen elektrolytischen Action für die Theorien vom Voltaismus.

Leipzig, den 8ten October 1838.

Joh. Ambr. Barth.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Donna Diana. Comédie en trois actes et en prose, imitée de l'espagnol. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

La dernière ressource. Comédie en quatre actes et en prose, imitée de l'allemand de Madame de ***Weissenthurn.*** Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Nach dem Original: „Das letzte Mittel."

Une fiancée de la Capitale. Comédie en prose et en deux actes, imitée de l'allemand. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Nach dem Original der Prinzessin Amalie von Sachsen: „Die Braut aus der Residenz."

Leipzig, im October 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.
Herausgegeben
von
Dr. Franck.
Dritter Jahrgang.
Mit drei Kupfern.

8. Elegant cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Die Rosen.** Ein dramatisches Gemälde in drei Abtheilungen und fünf Acten von **Albini.** — II. **Das Tagebuch.** Lustspiel in zwei Acten von **Bauernfeld.** — III. **Die Opfer des Schweigens.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Immermann.** — IV. **Der Gastwirth in Paris.** Lustspiel in einem Act von **Franck.**

Der erste und zweite Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Franck, F. Holm, Immermann, Liebenau, Maltitz und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann und Grabbe, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Vollendung der Bridgewater-Bücher.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Die
Natur, ihre Wunder und Geheimnisse,
oder die
Bridgewater-Bücher.

Aus dem Englischen vom Redacteur des Morgenblattes, **Dr. H. Hauff** und Andern. Sieben Abhandlungen in 8 Bänden, oder 32 Lieferungen, mit zahlreichen Abbildungen. (Die Lieferung à 80 Kr. = 7½ Gr.) Gr. 8. Velinpapier. 16 Fl. = 10 Thlr.

Durch die Bridgewater-Bücher zieht sich als leitende Idee ein goldner Faden, der sie zu einem großartigen Ganzen verknüpft, nämlich die Tendenz: die Macht, Weisheit und Güte Gottes in seinen Werken darzustellen. Dadurch werden sie, indem sie die Herrlichkeit der Schöpfung vor dem Leser entrollen, zu einem religiös-sittlichen Bildungswerke im edelsten Sinne des Worts, und geeignet wie für die Bibliothek des Privatmanns, zu Preisbüchern für Schulen, zu Weihnachtsgeschenken, so für öffentliche Bibliotheken, Museen und Lesevereine jeder Art. So lange wir noch Exemplare haben, ist die ganze Sammlung um den obigen Preis zu erhalten. Für die einzelnen Abhandlungen, wovon jede ein Ganzes für sich bildet und deren Titel hier folgen, bestehen die dabei bemerkten besondern Preise:

Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften. Von Sir Charles Bell. Mit Abbild. 1 Fl. 36 Kr. = 1 Thlr.

Die Kräfte der Natur, Chemie, Meteorologie ꝛc. Von W. Prout. Mit Abbild. 3 Fl. 12 Kr. = 2 Thlr.

Das Leben, seine Erscheinungen und Gesetze. Von P. M. Roget. Mit Abbild. 5 Fl. 24 Kr. = 3 Thlr.

Die Sternenwelt. Von W. Whewell. 2 Fl. 24 Kr. = 1 Thlr. 12 Gr.

Die Urwelt und ihre Wunder. Von W. Buckland. Mit Abbild. 4 Fl. = 2 Thlr. 12 Gr.

Der menschliche Körper und die Natur. Von Th. Kidd. 1 Fl. 36 Kr. = 1 Thlr.

Die innere Welt. Von Th. Chalmers. 1 Fl. 36 Kr. = 1 Thlr.

Die Thierwelt. Von W. Kirby. 2 Fl. 24 Kr. = 1 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart, im Herbst 1838.

Buchhandlung von **Paul Neff.**

Erste Taschenausgabe eines in allen Ländern deutscher Zunge berühmten Geschichtswerks.

Von der im Laufe dieses Jahres vollständig erscheinenden vierten Auflage der als classisch anerkannten

Allgemeinen
Weltgeschichte
für alle Stände,
von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 1831,
mit Zugrundlegung seines größern Werkes,
bearbeitet und herausgegeben
von
Dr. Karl von Rotteck,
Hofrath und Professor in Freiburg.

Sechs Bände.
Taschenformat auf feinstem Velinpapier.
Subscriptionspreis 2 Thlr. 15 Gr.

ist soeben der zweite Band erschienen.

Der 3te und 4te Band werden noch in diesem Monat, der 5te und 6te Band im November ausgegeben. Jede solide Buchhandlung nimmt mit Vergnügen Bestellung auf dieses ebenso gediegene als äußerlich prachtvoll ausgestattete Unternehmen an.

Bei H. B. König in Bonn ist in diesem Monate erschienen:

Anthologia Sanscritica. Edidit **Chr. Lassen.** 8maj. Geh. Preis 4 Thlr.

Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien durch die Entzifferung der altbaktrischen Legenden auf ihren Münzen, von **Chr. Lassen.** 8. Geh. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Digitized by Google

An das Publicum, und insbesondere an die Abonnenten und Leser der Zeitschrift: Europa.

Nachdem seit Kurzem von drei hiesigen Verlagsbuchhandlungen Bilder zu Schiller's Werken in Stahlstich und Holzschnitt angekündigt werden, halten wir es für Pflicht gegen uns selbst, um dem Verdachte der Nachahmung und Ausführung fremder Ideen nicht zu unterliegen, sodann aber auch gegen unsere verehrlichen Abonnenten, schon jetzt von dem längst gefaßten und vorbereiteten Plane Mittheilung zu machen, als außerordentliche

Gratis-Beigabe

zur Europa (aus dem Album der Boudoirs, im vorigen Jahre mit Illustrationen zu Hebel's allemannischen Gedichten, im laufenden zu Uhland's Gedichten bestehend) vom nächsten Jahre 1839 beginnend,

Illustrationen
zu
Schiller's Werken
von
Julius Nisle

erscheinen zu lassen. Wir sind mit der Ausführung dieses Planes schon seit geraumer Zeit beschäftigt und unsere Vorbereitungen so weit gediehen, daß wir die uns eröffnete Concurrenz nicht ausschlagen vermögen, wozu wir aber auch um so weniger uns geneigt finden würden, als wir in Betreff des Kunstwerthes unserer Unternehmung, nach den vorliegenden Proben der angekündigten zu urtheilen, dieselbe nicht zu scheuen haben —, hinsichtlich des Preises aber für die Nicht-Abonnenten der Europa wir denselben jedenfalls nur auf gleicher Höhe mit dem Werthe der Unternehmung halten werden.

Wir brauchen bei der Ankündigung unserer Unternehmung den Namen unseres Künstler nicht zu verschweigen. Herr Julius Nisle hat sich bereits durch seine Umrisse zu Hebels und Uhland's Gedichten, welche sein schönes Talent so glänzend beurkunden, einen Namen erworben, und es wird genügen, denselben an der Spitze unserer Unternehmung zu nennen, um zu bezeichnen, was das Publicum von demselben zu erwarten berechtigt ist. Wir werden auch deshalb in Allem, nur nicht in der Eile der Ausführung, es unsern Concurrenten hervor zu thun suchen, um dem Kunstwerthe nicht zu schaden, aber dennoch im Stande sein, binnen Kurzem in der Europa einige Probeblätter erscheinen zu lassen, da Herr Nisle schon seit längerer Zeit eifrigst mit künstlerischen Vorstudien zu diesem Unternehmen beschäftigt ist, welches zunächst mit Umrissen zu Schiller's Wallenstein beginnen soll.

Es wird genügen, Freunde der Schiller'schen Muse und gediegener Kunstwerke auf unser Unternehmen aufmerksam zu machen, um sie zu bestimmen, ihre Wahl mit Bedacht und genauer Prüfung zu treffen.

Stuttgart, Mitte September 1838.

Literatur-Comptoir.

Wichtige Kartenwerke

im Verlag von **Justus Perthes** in Gotha.

H. BERGHAUS' ASIA. 18 Bl. in gross Adlerformat nebst ausführl. Text. Davon sind in 5 Lieferungen vierzehn Blätter erschienen. Subscriptionspreis 30 Thlr. (54 Fl.)

H. BERGHAUS' PHYSIKALISCHER ATLAS in 60 Bl. nebst Text. Zwei Lieferungen erschienen, jede im Subscriptionspreise zu 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

(Inhalt der eben ausgegebenen 2ten Lieferung mit 11 Foliobogen Text. Zur Meteorologie: Humboldt's System der Isothermkurven. — Zur Hydrographie: Zwei Karten zur Übersicht der Flutwellen. — Zur Geologie: Vulkankarte des grossen Oceans. — Zur Pflanzengeographie: Ein reichhaltiges Blatt mit verschiedenen Darstellungen.)

K. v. SPRUNER'S HISTORISCHER ATLAS, 53 illuminirte Karten. Erste und zweite Lieferung, 1ste Abtheilung sind erschienen, jede im Subscriptionspreise zu 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

(Die 2te Lieferung enthält sämmtliche Karten zur Geschichte Deutschlands.)

Beendigt:

K. v. SPRUNER'S ATLAS zur Geschichte von BAIERN. 10 illuminirte Karten auf 7 Bl. Preis 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

AD. STIELER'S HANDATLAS über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. Vollständige Ausgabe in 77 Bl. nebst Erläuterungen. Cart. 16 Thlr. (28 Fl. 48 Kr.)
Desselben Ausgabe in 63 Bl. Cart. 13 Thlr. (23 Fl. 24 Kr.)
Desselben Ausgabe in 31 Bl. Cart. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.)

AD. STIELER'S KARTE von DEUTSCHLAND, den NIEDERLANDEN und der SCHWEIZ in 15 Blättern. Masstab $^1/_{2000000}$ (circa 5 Meilen auf 2 Zoll). Subscriptionspreis 9 Thlr. 8 Gr. (16 Fl. 48 Kr.)

Titus Livius
römische Geschichte,

übersetzt und erläutert

von

Dr. C. F. Ch. Oertel.

10 Bände. München, bei Fleischmann. 9 Thlr. 16 Gr., oder 16 Fl. 30 Kr.

Welcher Gebildete wünscht nicht gern diesen größten der Geschichtschreiber Roms in seiner Bibliothek zu besitzen? Diese Oertel'sche, an Anmerkungen so schätzenswerthe Übertragung müssen wir unbedingt als die vorzüglichste empfehlen.

Digitized by Google

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung zu **Leipzig** sind 1838 neu erschienen:

Die neuen Criminalgesetze für das Königreich Sachsen, erläutert aus den Landtagsverhandlungen von den Jahren 1836 und 1837 vom Dr. **K. F. Günther,** Ordinarius der Juristenfacultät, Ersterm juristischen Professor zu Leipzig, Domherrn, Comthur ꝛc. Mitgliede der hohen ersten Kammer der Ständeversammlung. Mit Sachregister. Gr. 8. 1¾ Thlr.

☞ Enthält das Criminalgesetzbuch und die begleitenden Verordnungen, die Gesetze: über Abänderungen im Verfahren in Untersuchungssachen und über Forstverbrechen; sowie in bündigster Kürze die Motiven, welche zum richtigen Verständnisse und zur Anwendung der Gesetze jedem Juristen zu kennen nothwendig sind.

Dr. Alex. Miruss, Das See-Recht und die Fluss-Schifffahrt, nach den preussischen Gesetzen, mit Rücksicht auf die wichtigsten fremden Seegesetzgebungen systematisch bearbeitet. In 2 Bänden. Erster Band. Gr. 8. (36 Bogen.) 2⅔ Thlr.

Der 2te Band dieses für Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Großhändler, Consuln ꝛc. wichtigen Werkes erscheint noch vor Ablauf des Jahres.

Story's Commentarien
über die Verfassungs-Urkunde der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Historischer Theil. Nach dem Englischen. Gr. 8. Geh. ⅞ Thlr.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Friedrich Burchard Köster,

Die Propheten des Alten und Neuen Testaments,
nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt.

Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Der würdige Verfasser schildert in diesem Seitenstücke zu seinem früher bearbeiteten

Immanuel
oder
Charakteristik der neutestamentlichen Wundererzählungen.

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

die biblischen Weissagungen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, treu, genau, lebensvoll, und beleuchtet die Prophetie nach Inhalt und Form in ihrer historischen und religiösen Bedeutung. Die Resultate seiner Forschung werden gewiß um so größeres Interesse erregen, als grade in unserer Zeit die Untersuchung in die geheimnißvollsten Regionen des menschlichen Geistes doch nur mit scheinbarem Erfolge sich wagte.

Bei Immanuel Müller in Leipzig ist erschienen:

Die Erzbischöfe von Köln und Posen.
Darstellung
der welthistorischen Bedeutung der katholischen Frage in Preußen.

Von
Anton Graf von *, Domcapitular ꝛc.

7 Bogen. 12. Geh. Preis 16 Gr.

Da über den Erzbischof von Posen noch wenig erschienen, so dürfte vorstehendes Werkchen von dem größten Interesse sein.

In der Büschler'schen Verlagsbuchhandlung in Elberfeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Evangelisches Gesangbuch für Schulen.
Herausgegeben von
E. Langenberg und J. Hulschmidt (Lehrer).

15 Bogen. Preis 8 Gr. 25 Exemplare 5⅓ Thlr.

Der Inhalt der 270 Lieder, mit 100 verschiedenen Choralmelodien, ist in folgende 4 Abtheilungen gebracht: I. Schullieder, II. Festlieder, III. Der christliche Glaube, IV. Das christliche Leben.

Lesebuch für Elementarschulen
in zweckgemäßer Anordnung für den Unterricht im Lesen und Rechtschreiben, von J. Hulschmidt.

Preis 4 Gr. Partiepreis: 50 Exemplare 5⅓ Thlr.

Anleitung zum Gebrauche des „Lesebuchs für Elementarschulen" ꝛc. ꝛc.
von J. Hulschmidt (Lehrer). Preis 6 Gr.

Die obigen Schriften behandeln einen Theil des logischen Lesens in Verbindung mit der Lautbezeichnung. Daß diese Verbindung eine naturgemäße ist, daß mithin jeder der beiden Gegenstände bei dieser Verbindung gewinnt, davon wird eine aufmerksame Durchsicht der Schriftchen überzeugen.

Spanische Literatur.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Diccionario
de la
Lengua castellana,
por la Academia española,
reimpreso de la octava edicion publicada en Madrid en 1837, *con algunas mejoras, por*
Don Vicente Salva.

Ein Band von xx und 994 Seiten. Gr. 4. Paris. Preis 18 Fr.

Allen Freunden der spanischen Sprache und Literatur wird diese schöne Ausgabe eines ihnen unentbehrlichen Wörterbuchs höchst willkommen sein.

Tesoro del Teatro español, desde su origen (año de 1356) hasta nuestros dias; arreglado y dividido en cuatro partes, por Don *Eugenio de Ochoa.* T. I. Origines del teatro español, por D. L. F. de Moratin. Piezas dramáticas anteriores á Lope de Vega. — T. II. Teatro escogido de Lope de Vega. 2 Bände. Gr. 8. Mit Portraits. Jeder Band 10 Fr.

Ascargorta, Compendio de la historia de España. Ein Band. Gr. 8. 7 Fr. 50 C.

Wir benutzen diese Veranlassung, um darauf aufmerksam zu machen, daß die Verbindungen, welche wir mit Madrid unterhalten, jetzt uns erlauben, in möglichst kurzer Zeit Aufträge auf spanische Literatur auszuführen.

Leipzig, im October 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann,

Redacteur des Auslandes,

und

Dr. H. Hauff,

Redacteur des Morgenblattes.

Funfzehnte Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Reise in Abyssinien im Jahr 1836,

von

A. v. Katte.

Mit einer Karte.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Dieser unter mannichfaltigen Abenteuern und Beschwerden angestellte Versuch eines Deutschen, in das Innere Afrikas zu dringen, liefert werthvolle Beiträge zu der Kenntniß eines bis jetzt so mangelhaft erforschten, an Naturschönheiten und Naturschätzen überreichen Landes. Ihren Hauptwerth dürfte die Schrift dadurch erhalten, daß der Reisende, als Deutscher, den vor unerquickliche Mißbegierde trieb, die natürlichen und socialen Verhältnisse des Landes häufig unbefangener beurtheilen kann als andere Nationalen, die meistens ein commercielles Interesse mit Expeditionen verbinden. Der deutsche Charakter verräth sich auch darin, daß dem Zustande der christlichen Kirche in jenen Ländern besondere Aufmerksamkeit geschenkt und darüber vieles Neue beigebracht wird.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage erschienen soeben und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen des A. Puschkin, A. Bestuschew, T. Bulgarin und Anderer. Deutsch herausgegeben von Fr. Lisch. 8. Broschirt. Preis 1 Thlr.

Der Herausgeber dieser russischen Erzählungen ist bereits durch seine trefflichen Reiseskizzen so bekannt, als daß er den Leser nicht auch durch diese Übertragung der ausgezeichnetsten russischen Romanendichter, Puschkin, Bestuschew und Anderer, vollkommen befriedigen sollte. Jetzt, wo die russische Literatur so bedeutend ins Leben tritt, dürfte dieses Werk zeitgemäß erscheinen.

Voss'sche Buchhandlung.

Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

Gothaischer genealogischer Hofkalender auf das Jahr 1839. 76ster Jahrgang. Mit 8 Bildnissen in Stahlstich. Preis 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr 1839. 12ter Jahrgang. Preis 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Bei L. C. Kehr in Kreuznach ist erschienen:

L. C. Kehr, Hundert Confirmationsscheine, oder Auswahl biblischer Denksprüche für evangelische Christen. Altes Testament. Zweite Auflage. 4. 20 Gr.

Bei Unterzeichnetem ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gaea Norvegica.

Von mehreren Verfassern.

Herausgegeben von **B. M. Keilhau.**

ERSTES HEFT. Mit vier Tafeln.

Folio. Preis 6 Thlr.

Der Herausgeber dieses Werkes, Professor an der Universität zu Christiania, ist schon als Verfasser mehrer anderer geologischen Werke rühmlichst bekannt, und für die Gediegenheit seiner Arbeit bürgt wol am besten der Umstand, dass die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim die Erscheinung derselben durch eine bedeutende Unterstützung möglich gemacht hat.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Preisermäßigung des Pfennig-Magazins.

Um das **Pfennig-Magazin**, dessen frühere Jahrgänge bereits in mehr als 100,000 Exemplaren verkauft wurden, dem großen Publicum, für das es bestimmt ist, noch zugänglicher zu machen, habe ich mich entschlossen, die ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, enthaltend Nr. 1—248 mit mehr als 1000 der schönsten Meisterwerke englischer, französischer und deutscher Holzschneidekunst, wenn solche zusammengenommen werden, vom bisherigen schon äußerst billigen Preise von 9 Thlr. 12 Gr.

auf 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber auf 1 Thlr. 8 Gr.

herabzusetzen. Dagegen bleibt der Preis des laufenden sechsten, sowie des mit **1839** beginnenden siebenten Jahrgangs 2 Thlr.

Von dem früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes sind in den Stand gesetzt, diese Werke zu den bemerkten Preisen zu liefern.

Leipzig, 1. November 1838.

F. A. Brockhaus.

Es ist erschienen und an die respectiven Abonnenten versandt:

Central-Bibliothek der Literatur, Statistik und Geschichte der Pädagogik und des Schulunterrichts im In- und Auslande. Herausgegeben von **Dr. *H. G. Brzoska***, Professor in Jena. 1838. September-Heft.

Inhalt.

***A.* Literatur:** 1) Jacotot's Lehrmethode. Von Dr. *Ernst Schaumann.* 2) Die Wichtigkeit der Elementarschule, deren Beaufsichtigung und das Eine, was derselben Noth thut u. s. w. Von *H. J. Weygand*, Elementar-Oberlehrer. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Kunst- und Buchhandlung. 1838. (Dr. *H. Gräfe.*) 3) Worte der Liebe an Volksschullehrer gerichtet, das Amt und Leben betreffend. Von *Wohlmuth.* Breslau, Grass, Barth und Comp. 1838. (Dr. *H. Gräfe.*) 4) Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Von Dr. *L. G. Blanc*, Domprediger und Professor zu Halle. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, mit einem Atlas von 24 Karten in Querfolio. Halle, C. A. Schwetschke und Sohn. 1837.

***B.* Statistik:** 1) *a*) Des aveugles et de leur éducation, ouvrage couronné par la Société de la morale chrétienne etc. par Mme. *Eugénie Niboyet.* Paris. 1837. *b*) Essai sur l'état physique, moral et intellectuel des aveugles nés, avec un nouveau plan pour l'amélioration de leur condition sociale, par *P. A. Dufau.* Ouvrage couronné par la Société de la morale chrétienne. Paris, imprimé par autorisation de Roi à l'Imprimerie Royale. 1837. (*Th. Fritz.*) 2) I. Grundzüge für den Lehrplan des grossherzoglichen Gymnasiums in Weimar. 1838. — II. Verordnungen für die Schüler des grossherzoglichen Gymnasiums in Weimar. 1838. (*Ellendt.*) 3) Die höhere Bürgerschule zu Hanover. 4) Amerikanischer Verein für Unterrichtswissenchaft.

***C.* Miscellaneen:** Paränesen.

***D.* Journalistik:** I. Deutsche Journale. Nichtpädagogische. II. Ausländische Journale: 1) Französische. 2) Italienische.

A. Pädagogisch-Wissenschaftliches.

Die Erziehung des Kindes 1.

B. Statistisches.

Italien: Über die Reinheit der italienischen Sprache beim Unterricht 2. — Beschreibung der Kleinkinderschule *Santa Maria della Pieta* zu Venedig 8. — Armenschule der Brüder Grafen von Cavanis zu Venedig 4. — — Frankreich: Widersetzlichkeit der Schullehrer gegen Beihülfe beim Kirchendienst im Strassburgischen 5. — Über Ackerbauanstalten 6. — Bemühungen in Frankreich zur Besserung junger und erwachsener Sträflinge 7. 8. 9. 10. — — Spanien: Bericht über den Zustand des Elementarunterrichts 11. — — England: Das grosse Schülerfest zu Eton 12. — — China: Über den Primärunterricht daselbst 13.

C. Historisches.

Biographie. Fr. Cuvier 14.

D. Vermischtes.

Über die gegenwärtige Schriftstellerei in Frankreich 15.

Intelligenzblatt Nr. 1.

Halle, den 1sten October 1838.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Hauptanzeigen
für die
richtige Wahl
der
homöopathischen Heilmittel,
oder
sämmtliche zur Zeit geprüfte homöopathische Arzneien in ihren Haupt- und Einwirkungen nach den bisherigen Erfahrungen am Krankenbette, bearbeitet und mit einem systematisch-alphabetischen Repertorium des Inhalts versehen
von
G. H. G. JAHR.
Zweite umgearbeitete, verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage.

727 Seiten in gr. 8. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Über den Werth des vorstehenden Werkes viel zu sagen, dürfte fast überflüssig sein, da die Herren Doctoren Rummel und Gross in den homöopathischen Journalen es bereits als das Beste in diesem Fache und als eines der unentbehrlichsten Werke für den homöopathischen Arzt bezeichnet haben und der rasche Absatz der ersten Auflage die praktische Brauchbarkeit desselben hinlänglich verbürgt. Hier daher nur soviel, dass der Verfasser alle seine Kräfte aufgeboten, dieser neuen Auflage bei einer ansehnlichen Menge von Zusätzen auch eine noch brauchbarere Einrichtung zu geben, wie er denn das Ganze überhaupt so durchaus umgearbeitet hat, dass die gegenwärtige Auflage sich von der vorigen ebenso wesentlich unterscheidet, als diese von den frühern Werken ähnlicher Art unterschieden war. Dabei ist das Werk mit ganz neuen Lettern auf gutem weissem Papier vorzüglich scharf und schön gedruckt und der Preis für die über sechszehn Bogen betragende Vergrösserung des Buches nur um das billigste erhöht worden.

In ***Karl Gerold's*** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neueste
Dampfschiffahrt
von
Wien nach Trapezunt
oder die
grosse *Donaustrasse* zu einem der *reichen Ursitze* des asiatischen *Welthandels.*
Von
Anton von Steinbüchel,
Director des k. k. Münz- und Antikencabinets, ord. öffentl. Professor der Münz- und Alterthumskunde an der k. k. wiener Universität, Mitglied der Akademien zu Wien, Rom, Neapel, Cambridge, der Gesellschaft für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, der Academia Florimontana di Monteleone.

Gr. 8. Wien 1838.

In Umschlag broschirt. Preis 16 Gr. Sächs.

In dem Augenblicke, wo, mittels der Dampfschiffahrt, Wien in solche Nähe zu dem *schwarzen Meere* und den daranstossenden Küsten *Asiens*, des reichsten und grössten unter den Welttheilen, tritt, wo die Hauptstadt des östreichischen Kaiserthums, und durch so lange Zeit die Deutschlands, nahe daran ist, ebschon mitten im Inlande gelegen, den Bewohnern der Monarchie und denen der Donauländer überhaupt alle Vortheile eines belebten *Seeplatzes* zu gewähren, sodass die *Donau* für Östreich und Deutschland Das würde, was die *Themse* für London ist, und seit so langer Zeit der *Rhein* für die Uferstaaten an beiden Seiten desselben — in einem solchen Augenblicke verlohnte es sich wol, den Blick auf den ehemaligen Zustand des *Handels im schwarzen Meere und in den daranstossenden Küstenländern Asiens* zu richten, insofern als in dem Wechsel der Tage, wenn auch in veränderter Gestalt, ähnliche Ereignisse so häufig wiederkehren, Thatsachen aber immer ein ruhiges gesichertes Urtheil begründen.

Für umsichtige, kräftige, wohl berechnete Thätigkeit ist in der angegebenen Richtung für den Fabrikanten, für den Kaufmann im Grossen und Kleinen, eine viel versprechende, erfolgreiche Bahn eröffnet. Niemand wird es bereuen, der Sache einige Aufmerksamkeit gewidmet, sich mit der Lage dieser Handels- und Verkehrsverhältnisse und mit den betreffenden Gegenden vertraut gemacht zu haben.

Der Name des Verfassers bürgt für den Gehalt der Sache, die Verlagshandlung hat ihrerseits für Ausstattung das ihrige gethan.

Von der Unterzeichneten wurde an alle solche Buchhandlungen versandt:

Lehrbuch
der
Rhetorik und Poetik
nach
Hugo Blair.

Für Deutsche
bearbeitet
von
Professor **J. Eiselein.**

2 Bände. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.

Vorstehende Bearbeitung von Blair's berühmten Werk: Lectures on rhetoric and belles letters ist keine blose wörtliche Übersetzung, sondern dem gegenwärtigen Stande der deutschen Sprache und Literatur vollkommen angepaßt, sodaß sie sich zum Gebrauche in den höhern Lehranstalten Deutschlands besonders eignen dürfte.

Rotweil, im October 1838.

Herder'sche Buchhandlung.

In der Buchhandlung von A. D. Geisler in Bremen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Daveth, A., Gedichte. Gr. 8. Broschirt. 2 Thlr.

Nur durch den allgemeinen Wunsch hat sich der Herr Verfasser bewogen gefunden, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln und herauszugeben. Möge man sie auch auswärts freundlich willkommen heißen,

dann wäre Dem der schönste Lohn bereitet,
der diesen Kranz bescheiden dargebracht.

Digitized by Google

Holzschnitte
zu
Schiller's Werken

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden.

Der außerordentliche Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden kl. 8.

zu erfreuen hat, veranlaßt uns, dem seit mehren Jahren vorbereiteten und demnächst zur Publication reifen Unternehmen

einer Ausgabe sämmtlicher Werke Schiller's

illustrirt mit Holzschnitten

nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands

eine kleinere Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format der neuesten Taschen-Ausgabe, und besonders für diese gefertigt, vorausgehen zu lassen.

Sämmtliche Zeichnungen und ein Theil der Stöcke liegen bereits fertig vor; die Ausgabe wird in vier Lieferungen vor Schluß dieses Jahres noch vollständig erfolgen.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration der Ausgabe selbst vollkommen an. Die Lieferung von sechs ausgezeichnet schönen Holzschnitten, durch die ersten französischen Holzschneider gefertigt, **kostet nur 4 Gr., oder 15 Kr.**

Stuttgart, den 15ten September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wichtige Schrift für jeden Gebildeten!

Im Verlage von L. Pabst in Darmstadt ist erschienen:

Der

religiöse Stabilismus.

In Briefen

an Herrn Dr. **Ernst Sartorius,**

königl. preuß. Oberhofprediger und Generalsuperintendenten,

von

Pfarrer **F. L. W. Wagner.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Diese gehaltvolle Schrift ist sowol für die Gegner als Freunde eines vernunftgemäßen Bibel-Christenthums vom höchsten Interesse. Der Herr Verfasser ist bereits durch seinen „evangelischen Papismus" rühmlichst bekannt, man enthält sich deshalb jeder weitern Lobpreisung.

Bei **Eduard Meißner** in **Leipzig** sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Elba und Waterloo,

Ein historischer Roman

von

Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung von „**1813**" von demselben Verfasser.)

3 Theile. 8. Velinpapier. Geh. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Vorstehendes Gemälde, die Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 in höchst ansprechender Form darstellend, schließt sich an den im vorigen Jahre von demselben Verfasser bei mir erschienenen und mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommenen historischen Roman „**1813**" (3 Thle., 4 Thlr. 12 Gr.) an und wird sich ebenfalls einer gleich günstigen Aufnahme zu erfreuen haben.

Camelien.

Novellen, Erzählungen und Genrebilder von **Ferd. Stolle.** 2 Theile. 8. Velinpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Novellen von **St. Relly.** 3ter Band. 8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

welche als höchst ansprechende Lecture gleichfalls bestens empfohlen werden können.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Essai sur l'Analyse physique des langues, ou de la formation et de l'usage d'un Alphabet méthodique par *Paul Ackermann*, l'un des auteurs du Vocabulaire de l'Académie française.

In-8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im November 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

Interessante Monatschrift für das gebildete Deutschland.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und an diejenigen Handlungen, welche Nova annehmen, versendet worden:

ATHENAEUM

für

Wissenschaft, Kunst und Leben.

Erstes Heft.

Alle Monate erscheint ein Heft in der Stärke von 6—7 Druckbogen in gr. 8.

Preis eines halben Jahrgangs
3 Thlr. 16 Gr. Sächs., oder 6 Fl. Rhein.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nichts gescheut, um in der Form von Monatheften eine Zeitschrift zu begründen, welche in Folge ihrer Anlage und Intention mit der Zeit als ein erwünschter Vereinigungspunkt der anerkanntesten Gelehrten und tüchtigsten Literaten Deutschlands erschienen dürfte, und welche sowol in keinem Lesezirkel fehlen darf, als auch für jede Privatbibliothek ein Werk voll Werth und Inhalt sein wird.

Unter der großen Anzahl der schon gewonnenen oder noch zu hoffenden Mitarbeiter zählen wir die Namen:

Bacherer. Beck. Benary. Beurmann. Carové. Daumer. Dingelstedt. Duller. L. Feuerbach. Gambihler. Gans. Ghillany. Gutzkow. Heine. Hotho. Kühne. Laube. Lund. Lützelberger. Marggraff. Fr. Mayer. Müggе. Münch. Ottokar. Riedel. Rosenkranz. Schlemmer. Schlesier. Sältl. Stich. Strauss. Vischer. Werner. Wirnbarg. Willkomm.

Inhalt des ersten Heftes:

Form und Tendenz der Zeitschrift.
Mittheilungen über Kaspar Hauser. Von Prof. G. Fr. Daumer.
Mein häusliches Leben als Erklärungsgrund meiner gewordenen Überzeugung und meines gethanen Schrittes. Eine Entgegnung von C. G. J. Lützelberger.
Die Frauencharaktere in Goethe's Werken. Von Dr. W. Stich.
Über Justinus Kerner, den Dichter und den Gläubigen. Von Dr. Amadeus Ottokar.
Aus einem Divan orientalischer Gedichte. Von Prof. G. Fr. Daumer.
Übersicht der neuesten und interessantesten literarischen Erscheinungen.
Feuilleton.

Das zweite Heft wird in wenigen Tagen folgen und unter Anderm enthalten:

Deutsche Kulturzustände. Von Dr. Karl Riedel.
Die Repräsentativ-Verfassungen in Deutschland und der Fürst Ludwig von Solms-Lich mit seiner politischen Schule. Von Dr. G. Bacherer.
Über den Zusammenhang der amerikanischen Indianer und der alten Hebräer. Von Dr. A. Ottokar.

Bauer & Raspe.

Im Verlage der **Voss**'schen Buchhandlung in Berlin erschienen in diesem Jahre:

Erzählungen, historische und romantische, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen des A. Puschkin, A. Bestuschew, T. Bulgarin und Anderer, deutsch herausgegeben von Fr. Lieg. 8. Broschirt. 1 Thlr.

Esquirol, E., Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneikunde vollständig dargestellt. Ins Deutsche übertragen von Dr. W. Bernhard. 2 Bände. Gr. 8. 4 Thlr.

Fichte, Johann Gottlieb, Die Bestimmung des Menschen. Neue Auflage. 8. Geh. 16 Gr., oder 20 Sgr.

Heinse, W., Hildegard von Hohenthal. Neue Ausgabe in 6 Heften. à 6 Gr., oder 7½ Sgr.

Hippel, T. G. v., Über die Ehe. 6te Auflage. 8. 1 Thlr.

Lessing's, G. E., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. 12 Bände auf Velinpapier. Mit Portrait in Stahlstich. Gr. 8. Subscriptionspreis 12 Thlr.

—, —, Nathan der Weise. 8te Auflage. Gr. 8. Geh. 20 Gr., oder 25 Sgr.

—, —, Emilia Galotti. 6te Auflage. Gr. 8. Geh. 10 Gr., oder 12½ Sgr.

—, —, Minna von Barnhelm. 6te Auflage. Gr. 8. Geh. 10 Gr., oder 12½ Sgr.

Spenden der Zeit. Enthaltend: Neue Dichtungen von A. v. Chamisso, Gohnfeld, Ferrand, Förster, v. Gaudy, Gentzel, Grumbach, Möllendeck, Oulen, Rellstab, v. Reitzenstein, Rösel, v. Sallet, Seidelmann, Schmidt und mehren Andern. 8. Geh. 16 Gr., oder 20 Sgr.

Über den Ritter Gluck und seine Werke. Briefe von ihm und andern berühmten Männern seiner Zeit. Eine historisch-kritische Beurtheilung seiner Opernmusik. Aus dem Französischen von J. G. Siegmeier. 2te Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr., oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Wolff, Prof. Fr., Vorlesungen über die Chemie für gebildete Leser aus allen Ständen. Nach Lassaigne's cours de chimie générale. Neue mit der ersten Auflage gleichlautende Ausgabe in 4 Heften. à 12 Gr., oder 15 Sgr.

Berlin, im October 1838.

A. Blumauer's
sämmtliche Werke,

herausgegeben
von
A. Kistenfeger.

3 Bände. Zweite verbesserte Auflage.

8. München, bei Fleischmann. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Blumauer, bisher von keinem deutschen Classiker an Geschmack, Witz, beißender Satyre und unerschöpflicher Laune erreicht, und dieser Vorzüge wegen allbeliebt, wird durch diese wohlfeile Auflage neue Freunde gewinnen.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Darstellung
der Landwirthschaft Großbritanniens
in ihrem gegenwärtigen Zustande.
Nach dem Englischen bearbeitet von
Dr. A. G. Schweitzer,
Prof. der Landwirthschaft zu Tharandt.
Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Das ganze aus zwei Bänden bestehende Werk wird im Laufe des nächsten Jahrs vollständig erscheinen, und sicher Jedem, der sich für Landwirthschaft interessirt, um so willkommener sein, als grade Großbritannien in dieser Beziehung fast unter allen Ländern Europas den ersten Rang einnimmt. Für die gelungene und zweckmäßige Bearbeitung trägt Schweitzer's Name.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Neue schönwissenschaftliche Schriften
im Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.
Eitner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Zeitnovelle. 8. Geh. 2 Thlr.
Skizzen aus dem Alltagsleben. Erstes Bändchen: **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.
Sternberg (A. von), Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1835.“ Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.
Das frühere Werk des Verf. erschien 1836 bei Frohberger in Leipzig und kostet 2 Thlr.
Heeringen (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.
Tieck (R.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.

Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.
Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.
Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftraum. Gr. 8. Geh. 20 Gr.
Wetzel's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von **J. Franck.** 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Franck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band: Aus dem Leben zweier Schauspieler: **August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's.** 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.
Der 1te Band: C. A. W. Hoffmann und F. G. Wetzel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.
Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von **K. W. Böttiger.** Erstes und zweites Bändchen. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.
Böttiger's Leben, von demselben Verf., kostet 16 Gr.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Becker's, K. F., Weltgeschichte. Siebente, verbesserte u. vermehrte Ausgabe. 1ter Abdruck. Herausg. von *J. W. Loebell.* Mit den Fortsetzungen von *J. G. Woltmann* und *K. A. Menzel.* 14 Theile od. 28 Lief. Gr. 8. Lief. 25 u. 26, u. Theil 13. Jede Lief. ⅓ Thlr. Jeder Theil ⅔ Thlr.

Daub's, Dr. *C.*, Philosophische u. theologische Vorlesungen, herausg. von Dr. *Ph. Marheineke* und *Th. W. Dittenberger.* 2ter Band. Gr. 8. 33 Bogen. Subscriptionspreis 2½ Thlr.
Auch unter dem besondern Titel einzeln zu haben:
— —, Vorlesungen über die Prolegomena zur Dogmatik und über die Kritik der Beweise für das Dasein Gottes herausgegeben von *Marheineke* und *Dittenberger.* Gr. 8. 33 Bogen. Preis 2½ Thlr.
Göschel, Karl Friedrich, Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gottmenschen. Mit Rücksicht auf Dr. D. F. Strauss' Christologie. Gr. 8. Preis 1½ Thlr.
Kunth, C. Sig., Flora Berolinensis sive enumeratio plantarum circa Berolinum sponte crescentium secundum familias naturales disposita. Tom. I et II. 8. Engl. cart. Preis 3¾ Thlr.
Ranke, Leop., Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. Erster Band. 2te Auflage. Gr. 8. Preis 2½ Thlr.
Dies Werk ist nun wieder vollständig in drei Bänden zu dem Preise von 8½ Thlr. zu haben.
Tompfer, Dr. *C.*, Lustspiele, 3ter Band. Enthaltend: Die Einfalt vom Lande. — Lasst mich lesen. — Karl der Zwölfte auf der Heimkehr. — Der pariser Taugenichts. 8. Geh. Preis 2½ Thlr.
Die frühern Bände dieser Lustspiele (Thl. 1, Preis 1½ Thlr. und Thl. 2, Preis 2 Thlr.) enthalten (Thl. 1): Der beste Ton. — Nehmt ein Exempel d'ran. — Schein und Sein. (Thl. 2): Bube und Dame. — Der Krieg mit dem Onkel. — Freien nach Vorschrift.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist soeben erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

Mayo, Herbert (Wundarzt am Middlesex-Hospital und Professor am königl. Collegium der Ärzte in London), Grundriss der speciellen Pathologie mit besonderer Berücksichtigung auf die pathologische Anatomie. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. *F. Amelung*, grossherzogl. hess. Medicinalrathe etc. Erste Abtheilung. Gr. 8. Velindruckpapier. 25½ Bogen. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Das Original der hier angezeigten Übersetzung hat sich bereits die Anerkennung ausgezeichneter deutscher Gelehrten erworben, und Heusinger nennt es in Schmidt's Jahrbüchern der gesammten Medicin, Jahrgang 1836, Band XI, Heft 3, eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen der neuern Literatur, empfiehlt es der sorgfältigen Beachtung der deutschen Ärzte und spricht die Überzeugung aus, dass kaum ein anderes Werk mehr zur allgemeinen Einführung der pachologischen Anatomie in die praktische Medicin beitragen wird, als das vorliegende. Die zweite Abtheilung erscheint bald nach Neujahr.

Darmstadt, im October 1838.

Digitized by Google

Weltliteratur.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

WELTLITERATUR.

Bibliothek

von

Beauties.

Erster und zweiter Band.

Velinpapier. Elegant broschirt. Preis des Bandes 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Es gibt allenthalben der gebildeten, aber vielbeschäftigten Menschen nicht wenige, die weder Zeit noch Neigung haben, Werke größern Umfangs zu lesen, während sie lebhaft das Bedürfniß fühlen, die Augenblicke ihrer Muße mit der gewähltesten, mit der geschmackvollsten Lectüre auszufüllen. Für sie und für Lehrer und Erzieher, welche die Kräfte und die Zeit ihrer Zöglinge nicht an Mittelmäßigem — auch Homer schlief bisweilen — verschwenden lassen wollen, verpflanzen wir die, vom praktischen Sinn der Engländer geschaffenen, längst als Bedürfniß erkannten Sammlungen von **Beauties** und **Elegant Extracts** auf deutschen Boden. Wir nennen die Bibliothek, welche sich auf diese Weise bilden wird, eingedenk des berühmten Ausspruches von Goethe, daß die Zeit herannahe, wo die Scheidewand fallen wird, welche die Literaturen der Völker trennt: Weltliteratur, und vereinigen ihn ihr, was die größten Dichter und Denker jedes Stammes Classisches geschaffen, stets mit Rücksicht auf deutsche Geistesrichtung und Gesetze. Sie erscheint in Serien, wovon die erste, 7 Bände umfassend, Perlen der Poesie enthält. Erschienen sind davon: Beauties of Shakespeare und Beauties of Byron in elegant gedruckten Octavbänden. Zur Publication werden vorbereitet: La France romantique — das Buch von Gott, — das Buch vom Vaterland, — das Buch von der Natur, — Perlen des deutschen Drama. Jeder Band besteht für sich, bildet ein Ganzes und kostet 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Wer auf die ganze erste Serie unterzeichnet, oder Schulanstalten, welche auf 7 Exemplare eines einzelnen Bandes subscribiren, erhalten 7 Bände um den Preis von 6.

Stuttgart, im Herbst 1838.

Buchhandlung von **Paul Neff.**

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gesammeltes

aus der

Geschichte der Hamburgischen Armen-Anstalt

vom

Freiherrn von Voght,

während ihrer funfzigjährigen Dauer.

Royal 8. 10¼ Bogen. **1 Thlr. 6 Gr.**

Die Einrichtung der hamburgischen Armenanstalt hat sich als vortrefflich und segensreich bewährt und mancher andern als Vorbild gedient. Eine geschichtliche Zusammenstellung des Ganges und Wirkens derselben während einer solchen Reihe von Jahren muß daher jedem Freunde des Armenwesens von höchstem Interesse sein und zwar um so mehr, als sie von einem Manne verfaßt ist, der dieselbe mit begründet und ununterbrochen auf das thätigste und umsichtigste gefördert hat, und hier nun seine reiche Sammlung von Beobachtungen und Erfahrungen mit vielen gewichtigen Winken und Andeutungen dem Publicum darbringt.

Hamburg, im October 1838.

Johann August Meißner.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1838. Fünftes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat October, oder Nr. 274—304, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXXIV—XXXVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Velinpapier 12 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst.* Jahrgang 1838. Monat April, oder Nr. 27—34. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1838. Siebzehnten Bandes sechstes Heft. (Nr. XVIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat October, oder Nr. 40—43, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 40—43. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ritter Val. Lud. Brera,

Doctor der Heilkunde, k. k. Gubernialrath, emeritirter und pensionirter Professor der speciellen Therapie und medicinischen Klinik zu Padua und Bologna ꝛc. ꝛc.

Ischl und Venedig

in ihrer

heilkräftigen Wirksamkeit

dargestellt und verglichen

nebst einem Anhange über die Heilkräfte des Wassers zu Recoaro für Steinkranke, und einer Selbstbiographie des Verfassers.

Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt

von

Med. Dr. H. H. Beer,

Secundararzte im k. k. allgemeinen Krankenhause, zweitem Arzte im Fürst-Erzbischöflichem Alumnate, Mitglied der medicinischen Facultät und der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien.

12. Wien 1838.

In Umschlag geheftet. Preis 20 Gr. Sächs.

Diese erst Ende Mai d. J. in Venedig erschienene Schrift des in der gelehrten Welt und als praktischer Arzt berühmten Verfassers enthält so viel Wissenschaftliches, Gediegenes und

Digitized by Google

Neues, sowol in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse Venedigs, als auch und besonders über die Heilsamkeit dieser Stadt für solche Kranke, welche die in dem berühmten Badeorte Ischl begonnene Cur fortsetzen und vollenden wollen, daß wir mit Recht voraussetzen können, daß eine gründliche Übersetzung derselben deutschen Lesern höchst willkommen sein dürfte. Der Übersetzer war auch darauf bedacht, mehre aus authentischen Quellen geschöpfte Zusätze, vorzüglich in Bezug auf die Heilkräfte Ischls, als Beilage hinzuzufügen. Vorzüglich werden Brustkranke, scrophulöse und rhachitische Individuen und Personen, die an Steinbeschwerden leiden, viel Neues und Belehrendes aus dieser sowol für Ärzte als Nichtärzte interessanten Schrift schöpfen, deren Interesse durch eine Selbstbiographie des gelehrten Verfassers noch erhöht wird.

Deutsche Vierteljahrs-Schrift, IV. Heft.

Wir versenden soeben an die verehrlichen Sortimentshandlungen:

Das vierte Heft
der
Deutschen
Vierteljahrs-Schrift.
1838.

Inhalt: Über die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme von **A. v. Humboldt.** — Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf von **G. P.** — Die Stellung Kant's zur Philosophie vor und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Über die preußische Municipalverfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser von **R. Mohl.** — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Foderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst von **Prokesch v. Osten.** — Kurze Notizen.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr 20 Gr., oder 3 Fl.

Der Preis des ganzen Jahrgangs von 4 Heften ist 7 Thlr. 8 Gr., oder 12 Fl.

Inhalt des ersten Heftes: Was wir bezwecken. — Über alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas. — Die Steinkohlengebilde in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die literarischen Zustände Belgiens. — Heine's Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Über den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Über Diplomatie.

Inhalt des zweiten Heftes: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wohnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Über die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereins. — Übersicht der Leistungen der constantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

Inhalt des dritten Heftes: Die Leistungen einiger pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Über die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbswissenschaftliche Literatur getragen? — Über die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußsteigen, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehrmethoden Hamilton's und Jacotot's. — Über die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Versorge- und Versorgungsanstalten der Mittelstände. — Über den Misbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

Diese Vierteljahrs-Schrift, welche allgemeinen Beifall gefunden und von den ersten Namen Deutschlands mit Beiträgen für die künftigen Hefte beehrt wurde, wird auch im kommenden Jahre fortgesetzt.

Das erste Heft des Jahres 1839, oder Nr. V, wird eben in die Presse gegeben und erscheint noch im Laufe der letzten Monate dieses Jahres.

Stuttgart, den 1sten October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Im **Literatur-Comptoir** in **Stuttgart** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Prachtausgabe
von
Hebel's allemannischen Gedichten
mit
siebenundzwanzig Umrissen
von
Julius Nisle.

Zweite, mit den illustrirten Gedichten vermehrte Ausgabe der Umrisse.

Elegant gebunden mit Goldschnitt,
in Octav 3 Thlr. Preuß., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.
in Quart 4 Thlr. 12 Gr., oder 7 Fl. 12 Kr. Rhein.

Album der Boudoirs.

Illustrationen
zu
Uhland's Gedichten
in sechsunddreißig Umrissen
von
Julius Nisle.

Mit poetischen Spenden
von Alexander Graf von Württemberg, Heine, C. Reinhold, Dingelstedt, J. N. Vogl, J. G. Seidl und Andern.

Herausgegeben von **Aug. Lewald.**

Elegant gebunden mit Goldschnitt.
Preis 4 Thlr. 18 Gr. Preuß., oder 8 Fl. 6 Kr. Rhein.

In der **Augsburger Allgemeinen Zeitung** hat sich über diese Erscheinungen bereits eine Stimme vernehmen lassen wie folgt:

Es sind hier soeben zwei Prachtwerke erschienen, welche den Beifall aller Freunde der Poesie und Kunst in hohem Grade auf sich ziehen werden. Das Eine ist eine zweite Ausgabe der **Siebenunddwanzig Umrisse zu Hebel's allemannischen Gedichten von Julius Nisle**, welche Umrisse bereits im vorigen Jahre einen glänzenden Succeß erhielten; die gegenwärtige Ausgabe, in Octav und in Quart erscheinend, ist zugleich eine wahre **Prachtausgabe von Hebel's allemannischen Gedichten**, da sie mit dem auf feinstem Kupferdruckpapier prachtvoll gedruckten Text der illustrirten Gedichte vermehrt ist, was um so mehr anerkannt werden muß, als dieselben in einer würdigen Gestalt bis jetzt nicht existirten und nur auf grauem Löschpapier gedruckt vorhanden waren. Das andere der Prachtwerke erscheint zum ersten Male; es sind von demselben Künstler **Illustrationen zu Uhland's Gedichten in 36 Umrissen**, welche mit dem weitern Titel: **Album der Boudoirs**, herausgegeben von **Aug. Lewald**, in der Form eines Musenalmanachs von einer anziehenden Sammlung von Gedichten begleitet werden, zu welcher ausgezeichnete Dichter, wie Alexander Graf von Würtemberg, Heine, C. Reinhold, Dingelstedt, J. N. Vogl, J. G. Seidl und Andere beigesteuert haben. Die Ausstattung beider Werke von Seiten der Verlagshandlung ist dem innern Werthe derselben entsprechend; mit Goldschnitt und in äußerst geschmackvollem Kleide, scheinen sie sich in den Rang der jährlichen Taschenbücher und Almanache stellen zu wollen, vor welchen sie jedoch voraus haben, daß ihr Kern einen höhern und dauernden Werth hat, als er diesen Eintagsfliegen der Literatur eigen ist. Es läßt sich daher vermuthen, daß die schöne und elegante Welt, welche bisher mit dem Literaturzweige der Almanache einen jährlichen Tribut zu zahlen pflegte, jetzt begierig nach den eben besprochenen Erscheinungen greifen wird, welche sich überdies noch durch einen verhältnißmäßig billigern Preis auszeichnen. Es sollen, wie wir hören, von demselben Künstler auch **Illustrationen zu Schiller's Werken** zunächst als **Gratis-Beigabe** zur Zeitschrift **Europa für 1839** erscheinen, auf welche, nach gelieferten Proben eines so schönen Talentes, wol mit allem Recht im Voraus aufmerksam gemacht werden darf.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Genera et Species

Gentianearum,

adjectis observationibus quibusdam phytogeographicis, auctore

A. H. R. Griesebach,

Med. Doct. Societatis regiae botan. Ratisbon. sodali, in universitate Gottingensi privatim Docente.

Gr. 8. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Q. Horatius Flaccus
sämmtliche Werke,

übersetzt und erläutert
von
Dr. J. H. M. Ernesti.

2 Bände. München, bei Fleischmann. 3 Thlr. 4 Gr., oder 5 Fl. 30 Kr.

Es gehörte einer unserer Koryphäen, wie Herr Ernesti, dazu, den herrlichen Horaz in deutscher Sprache so wiederzugeben, daß man die Urschrift vor sich zu haben glaubt; aber auch des großen Schatzes der Anmerkungen wegen, womit dieses Werk ausgestattet ist, darf der berühmte Übersetzer auf den Dank aller Freunde des classischen Alterthums gerechten Anspruch machen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. October. Nr. 288—291.

Nr. 288. *Elisabeth, Königin von England. Die Chocolade. Die Halbwilden der Provence. *Der Leuchtthurm von Pharos. — **Nr. 289.** *Elisabeth, Königin von England. (Beschluß.) *Die Ureinwohner von Südafrika. Geburtsort des Columbus. *Der runde Thurm in Clopne. — **Nr. 290.** *Die Gemmi und das leuker Bad. Die Bastfabrikate. *Correggio. Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt um Amerika. Die heißen Quellen von Hammam-i-Mesthutin im Atlas. — **Nr. 291.** *Die türkischen Kaffeehäuser. Der Eispalast. *Die englischen Krönungseinigkeiten. Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt um Amerika. (Beschluß.) Blumenhandel in Paris.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. auf nur 5 Thlr. ermäßigt. Jeder dieser Jahrgänge einzeln kostet 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Zehnter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Von F. W. Barthold. — II. Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europas bei dem Übergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon. Von F. L. Schubert. — III. Ehrsteloh Martin Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Äußerungen. Zusammengestellt und mitgetheilt von K. W. Böttiger. — IV. Bericht des Cornelius Ettenius, kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv, über die Reise des Legaten Borsius, Bischofs von Alr, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzusagen. 1536—37. Aus der Handschrift herausgegeben von W. A. Arendt.

Im Preise herabgesetzt

sind der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) und kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen jetzt nur 5 Thlr., einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste, siebente, achte und neunte Jahrgang (1835—38) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: W. A. Arendt, F. W. Barkhold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, L. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorenz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Soltmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken und J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Italienisch-Deutsche Zeitschrift:

Rivista Viennese.

Collezione mensile di articoli originali, traduzioni, estratti e critiche di opere di letteratura, italiane e tedesche, tendente a metter in luce lo stato e i bisogni della letteratura, di queste due nazioni.

Redattore: Dottore G. B. Bolza.

Die Leistungen dieser Zeitschrift, welche in deutschen wie in italienischen öffentlichen Blättern bereits rühmlichst besprochen wurde, haben ihren literarischen Ruf begründet, und mag die nachstehende Aufzählung einiger Artikel des nun beendigten ersten Semesters, in 2 Bänden oder 6 Heften, den Beweis ihres gewählten, interessanten und werthvollen Inhaltes liefern. Es ist das eifrigste Bestreben der Redaction, durch immer weiter ausgebreitete Verbindungen der Tendenz dieses Journals die entsprechendsten Garantien zu verleihen, welche ihm jetzt schon eine so erfreuliche Aufnahme verschafften.

Unter der Rubrik: Articoli originali, zeichnen sich Bruchstücke eines noch unter der Presse befindlichen historischen Romanes: „Margherita Pusteria di Ces. Cantù", aus, eines der ersten Schriftsteller Italiens; ein Abschnitt der Storia di Vienna, schizzo di G. B. Bolza, welchem noch weitere folgen; ein interessanter Artikel des berühmten Statistikers Adriano Balbi: Sui progressi dell' industria nell' impero d'Austria. Unter den Traduzioni col testo a fronte o senza sind Camoens, dramma di Fed. Halm; la storia di Pietro Schlemihl del Chamisso; la veste fatale (das Nothhemd) di Uhland; la pentecoste di Manzoni; Canti storici sui paesi di Montenegro, nebst vielen andern classischen Stücken aus Schiller, Ariosto, Ugo Foscolo, Grillparzer, Wachsmann, Bitterolf, Tieck, Zedlitz, Körner, Engel, Caroline Pichler, von ausgezeichneten Übersetzern, wie Negrelli, Bolza, Gar, Sonnleithner, Knoll u. A. zu finden.

Der philologische Theil bietet dem Leser, außer den vergleichenden Mittheilungen der mailänder, venetianer, neapolitaner, berner und öfteicher Dialekte, verschiedene interessante Aufsätze, welche den Geist der Sprache und Poesie Deutschlands und Italiens wechselseitig entwickeln.

In der kritischen Abtheilung sind die neuesten Erscheinungen der beiden Länder besprochen, als: Fausto, trag. di Goethe trad. di Scalvini, Vita di S. Elisabetta, di Montalembert, Duftörner von Hammer-Purgstall, Bojardo's verliebter Roland, übersetzt von Gries, Streana italiana, il Presagio, Almanachi pel 1838, iscrizioni di Lambertenghi, Enciclopedia moderna, o dizionario di conversazione, Dante's göttliche Komödie, übersetzt von Kopisch, Storia de' municipii italiani del Cav. Morbio, Orazioni di Torricelli, die Verlobten von Manzoni, deutsch von Bülow, Ecermann's Gespräche mit Goethe, Fricke's Wanderungen in Tirol, Saggio di collezione per la critica della letteratura europea degli ultimi cinquant' anni und viele Andere. Am Schlusse sind unter der Aufschrift: Varietà, gelehrte und unterhaltende Aufsätze über Sitten, Gebräuche, Zustände, Erfindungen und endlich bibliographische Übersichten.

Mit jedem Monatshefte werden Conceurse zu Beiträgen ausgeschrieben, welche den Freunden beider Sprachen angenehme Gelegenheit zu Versuchen ihres Talents und ihrer Kenntnisse und nebstdem anständige Prämien darbieten. — Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Wien, im October 1838.

Tendler und Schaefer,
Buchhändler.

In der Creutz'schen Buchhandlung zu Magdeburg erschien:

Der Thurm am See. Nach dem Französischen von **F. Wesenfeld.** 2 Theile. 2 Thlr.

Der überraschende Gang der Begebenheiten, blühende Sprache und die moralische Tendenz machen dieses Werkchen zu einem der interessantesten für die deutsche gebildete Lesewelt.

Digitized by Google

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist in Commission erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Für Kalobiotik,

Kunst, das Leben zu verschönern, als neu ausgestrecktes Feld menschlichen Strebens,

von

W. Brunn.

Zweite Lieferung, von der ersten unabhängig und zugleich Fortsetzung.

Gr. 12. Wien 1838.

In Umschlag broschirt. 12 Gr. Sächs.

Die Neuheit und handgreifliche praktische Wichtigkeit des Angestrebten, die Ausdehnung, welche das Gebiet der Ästhetik dadurch erhält, lassen auch für gegenwärtiges Bändchen dieselbe günstige Aufnahme hoffen, welche dem frühern gleichen Titels im Publicum und in den angesehnsten Zeitschriften Deutschlands geworden. Beide Theile bilden jeder für sich, wie auch zusammen ein Ganzes, dessen Tendenz ein stets wachsendes Interesse finden möge, um ihre Wohlthätigkeit zu voller Anerkennung zu bringen.

Der erste Theil erschien 1835 und kostet in Umschlag broschirt 16 Gr. Sächs.

Ferner:

Andeutungen

über die

Anwendung und heilsame Wirkung der medicinischen Dampfbäder,

von

Dr. G. H. Mosing.

8. Lemberg, 1838. Broschirt. 5 Gr. Sächs.

Für praktische Ärzte und Wundärzte.

Bei F. A. Herbig in Berlin sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Specielle Pathologie und Therapie

von Dr. C. G. Neumann. 4ter Band. In 2 Abtheilungen. Zweite verbesserte Auflage. 1838. 4⅓ Thlr, alle 4 Bände in 7 Theilen 15⅔ Thlr.

Hiermit ist dieses aus einer 30jährigen Praxis hervorgegangene Werk in der zweiten Auflage wieder vollständig durch alle Buchhandlungen zu haben. Es umfasst, wie noch kein anderes vor ihm, die gesammte ärztliche Praxis, mit Einschluss der Chirurgie und Augenheilkunde, insofern diese nicht operative Fertigkeit erfodern, und fand eine so allgemein günstige Beurtheilung und Aufnahme, dass gleich nach seiner Vollendung eine zweite Auflage erfoderlich wurde. Wo wenige Werke von diesem Umfange können sich dessen rühmen! Nach einer kürzlich erfolgten Recension hat sich der Verfasser einen Denkstein der Unsterblichkeit durch dasselbe gesetzt.

Grundlehren der Chirurgie

von Charles Bell. Aus dem Englischen von Dr. C. A. Mörer, bevorwortet von C. v. Gräfe, königl. preuss. Geh. Rathe, Generalstabsarzt der Armee etc.

2 Theile. Gr. 8. 1838. 3⅓ Thlr.

Nach einer kürzlich erfolgten Beurtheilung hat der berühmte Verfasser dieses Buch in demselben Sinne geschrieben, in welchem Hufeland sein Enchiridion schrieb; er wollte ein Werk hinterlassen, das in gedrängter Kürze das Resultat seiner langen Erfahrung enthält. Überall sind belebende Winke, klare Ansichten, echt praktischer Geist sichtbar, und so kurz die mitgetheilten Lehren und Vorschriften ausgedrückt sind, wird man sie doch überall anwendbar und verständlich finden. Nicht um das Theoretische, sondern allein um kurze praktische Vorschriften war es dem Verfasser zu thun.

Der Schrägschnitt,

eine neue Amputations-Methode, nebst Erörterungen anderer die Amputationen betreffender Gegenstände, von Prof. Dr. E. Blasius. Mit 6 Kupfertafeln.

1838. Gr. 4. Geheftet. 1¼ Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Forschungen

auf dem

Gebiete der neuern Geschichte.

Herausgegeben

von

K. A. Müller.

Erste Lieferung: Kurfürst Johann Georg der Erste, seine Familie und sein Hof. Nach handschriftlichen Quellen des königl. sächs. Haupt-Staatsarchivs. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 17ten Jahrhunderts. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Zweite Lieferung: Das Söldnerwesen in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Aus handschriftlichen Quellen des königl. sächs. Haupt-Staatsarchivs. Ein Beitrag zur Kriegs- und Sittengeschichte des 17ten Jahrhunderts Gr. 8. 9 Gr.

Dr. **Fedor Platner.**

Bemerkungen

über das

Quadratbein

und die Paukenhöhle der Vögel. Mit 2 Steindrucktafeln. Gr. 4. 20 Gr.

Der

Troubadour.

Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertheil des 12ten Jahrhunderts

von

Ernst von Brunnow.

2 Bände. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dresden, im October 1838.

Gerhard Fleischer.

Wiederholung einer Übersetzungs-Anzeige.

In der Unterzeichneten erscheint, gleichzeitig mit dem englischen Original, eine Übersetzung von

The Spirit of the East

illustrated in a Journal of travels during an eventful period

by **D. Urquhart**, Esq.

London, Colburn.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

In sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz ist vorräthig und zur Ansicht zu erhalten:

Atlas.

Zur Kunde fremder Welttheile.

Herausgegeben von **August Lewald.**

1838. Erster Band (halber Jahrgang).

36 Bogen in großem Octav, prachtvoll gedruckt und mit Lithographien, Stahlstichen und Karten geschmückt. Sauber broschirt. 3 Thlr. 12 Gr. Preuß., oder 6 Fl. Rhein.

Den Abnehmern der Fortsetzung dieses Werkes kann dieser Band, um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern, um einen enorm billigen, der Herstellungskosten kaum erreichenden Preis erlassen werden; ebenso können dieselben die Jahrgänge 1836 und 1837 in fünf Bänden (deren jeder einzeln 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. kostet) zusammengenommen für nur 5 Thlr., oder 8 Fl. 6 Kr. beziehen.

Wegen der belehrend-unterhaltenden Tendenz dieses Unternehmens, welches die Verlagshandlung durch prachtvolle Ausstattung und herrliche bildliche Beigaben noch besonders anziehend gemacht hat, kann dasselbe als eine vorzügliche Winterlectüre sowol als auch zu Weihnachtsgeschenken für die erwachsene Jugend mit Recht empfohlen werden. Es läßt sich vermuthen, daß die so sehr ermäßigten Preise zu häufiger Benuzung zu den erwähnten Zwecken veranlassen werden, weshalb um baldigste Bestellungen gebeten wird, um solche bei Zeiten ausführen zu können.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. September. Nr. 35—39.

Nr. 35. *Der Mais. *Der Apostel Paulus. Der stählerne Ladislaus, ein ungarisches Märchen. *Der Thurmfalke. Auflösung des Räthsels im vorigen Monat. — **Nr. 36.** *Anubis. Der stählerne Ladislaus, ein ungarisches Märchen. (Fortsetzung.) *Innsbruck. Die zärtlichen Strauße. *Der Parforce-Jagdhund. — **Nr. 37.** *Der Herzog von Wellington. *Die feuerspeienden Berge oder Vulkane. Der stählerne Ladislaus, ein ungarisches Märchen. (Beschluß.) *Der Serpentinstein. — **Nr. 38.** *Die Birmanen. *Der Paradiesvogel. Die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. *Die Jerichorose. Räthsel. — **Nr. 39.** *Die Schiffbrüchigen. Die Johanniterherren, von Agnes Franz. Eine Bettstelle von Krystall. *Das Schneumen. Der beschundene Hannes. *Das seuthische Lamm.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrganges von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei **Eduard Weber** in **Bonn** ist soeben erschienen:

Das

Nibelungenlied.

Übersetzt von

Dr. Karl Simrock.

Zweite Auflage.

In einem Octavbande von 384 Seiten. Auf Velinpapier. Geheftet 1 Thlr. 4 Gr. Cartonnirt 1 Thlr. 6 Gr.

Über die erste Auflage dieser anerkannt besten Übersetzung unsers Nationalepos, welche Goethe (Nachgel. Werke, V, S. 309), indem er „alle Deutsche zur Lesung dieses unsterblichen Gedichts" auffodert, als eine „höchst willkommene" begrüßt, äußert Derselbe zugleich: „Der neue Bearbeiter ist so nahe als möglich Zeile vor Zeile beim Original geblieben. Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt, eben als wenn man einen verdunkelten Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen. Wir wünschen diesem Werke viele Leser; der Bearbeiter, indem er einer zweiten Auflage entgegensieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß sie, ohne dem Ganzen zu schaden, noch etwas mehr ins Klare kommen." Dies ist nunmehr in dieser neuen Ausgabe so sehr geschehen, daß fast keine Strophe ohne wesentliche Verbesserung geblieben ist.

Möge das herrliche Gedicht, das schönste und großartigste deutsche Volksbuch, in dieser erneuten Gestalt sich immer mehr der Gunst der Deutschen aller Länder erfreuen!

Die äußere Ausstattung ist sehr anständig, der Preis, zum Zweck der allgemeinsten Verbreitung, sodaß dieses Buch in keinem Hause fehle, höchst billig.

Bei dem Verleger dieses Werkes ist ferner erschienen:

Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter für Schule, Haus und Wanderschaft. Von Dr. K. Simrock. Zweite vermehrte Auflage. 8. Mit einem Titelkupfer. Cartonniet. 1 Thlr. 12 Gr.

Wieland der Schmied. Deutsche Heldensage von K. Simrock. Nebst Romanzen und Balladen. 8. Geh. 1 Thlr.

In der **Creutz**'schen Buchhandlung zu **Magdeburg** erschien:

Naturhistorisches, botanisch-pharmaceutisches Lehrbuch für Ärzte, Apotheker, Droguisten und zum Gebrauch in Gewerbsschulen von **C. G. Meerfels.** Preis 2 Thlr. 18 Gr.

In alphabetischer Ordnung hat hier ein langjähriger Praktiker, dessen Name schon durch mehre Schriften aus dem Gebiete der Pharmacie rühmlich bekannt ist, seine Erfahrungen mit Benuzung der neuesten Entdeckungen in der pharmaceutischen Waarenkunde niedergelegt, und ein Werk geliefert, dessen Gebrauch von entscheidendem Nuzen sein wird, und das ganz besonders Apothekern und Drogueriehändlern mit Übergehung empfohlen werden kann, um es ihren Gehülfen und Zöglingen als treuen Rathgeber in die Hand zu geben.

Digitized by Google

Goethe's
poetische und prosaische Werke

in

Zwei Bänden.

Unter den schützenden Privilegien sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes.

Mit acht Stahlstichen

und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Subscriptionspreis 14 Thlr., oder 24 Fl.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen frühern:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.
2) Durch vieles bisher Niedergedruckte, das, wie eben gesagt, neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswursts Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter und der Pandora; ein Lustspiel: die Wette; endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, sowie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.
3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhaltsverzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Der niedrige Subscriptionspreis bleibt nur bis Weihnachten d. J. noch offen; nach diesem Termin tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Trollope, Mrs. Frc., **Vater, Mutter und Sohn, ein Roman aus Wien.** Deutsch von Dr. G. N. Bärmann. 3 Bände. 12. Velinpapier. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Herzlose. Nach dem Englischen des H. Rankin, von Dr. G. N. Bärmann. 2 Bände. 8. Velinpapier. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Boz, **Oliver Twist,** oder die Laufbahn eines Waisenknaben. 1ster und 2ter Band. Mit 6 Federzeichnungen. 12. Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

Boz, **Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby.** 1ster und 2ter Band. Mit 12 Federzeichnungen. 12. Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

Braunschweig, den 20sten October 1838.

G. Westermann.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Anekdoten

von

Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen.

2tes, 3tes und 4tes Bändchen, à 6 Gr., oder 24 Kr.

Den zahlreichen Abnehmern dieser mit so großem Beifall aufgenommenen Sammlung historischer Anekdoten wird die Nachricht vom Erscheinen dieser lange erwarteten Fortsetzung gewiß willkommen sein. (Das erste Bändchen erschien 1836.)

Heinrich Heine's neuestes Werk.

Binnen Kurzem erscheint und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

SHAKSPEARE'S

Mädchen und Frauen,

mit Erläuterungen

von

H. HEINE.

Prachtausgabe in Einem Bande, in gr. 8.

45 von den besten Künstlern in London gestochene Portraits, mit Text, enthaltend.

Preis 8 Thlr.

Die geistvollen Erläuterungen H. Heine's, reich an den anziehendsten Bemerkungen über die uns von Shakspeare vorgeführten weiblichen Charaktere, namentlich der Tragödie, sichern an sich schon diesem prachtvollen Werke die günstigste Aufnahme in allen gebildeten Kreisen Deutschlands.

Von hohem Interesse wird Vielen die Einleitung des Buchs sein, wo der Verf. mit großer Freimüthigkeit seine Ansichten über die Leistungen Derer ausspricht, welche bisher die Erklärung Shakspeare's zum Gegenstande ihrer literarischen Arbeiten gemacht haben.

Leipzig, im November 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vollständiges

Real-Lexikon

der

medicinisch - pharmaceutischen Naturgeschichte

und

Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von

Dr. EDUARD WINKLER.

Ersten Bandes erstes Heft. *Aal — Beringeria.*

Gr. 8. Auf gutem Druckpap. Subscriptionspreis 20 Gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, dürfte einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfniss entsprechen; dasselbe ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem Fache und nach eigner Erfahrungen dem Stande der Wissenschaften gemäss bearbeitet worden.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Das soeben erschienene 4te Quartalheft von dem

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern.

Mit Beiträgen von

den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

enthält: 1. Zum Gedächtniß Adelbert's von Chamisso. Von **K. A. Varnhagen von Ense.** — 2. Der neue Hyacinth, Novelle von **Friedrich von Heyden.** — Shakspeare als verlorner Sohn. Von **H. Kurz.** — 4. Über Goethe's Verhältniß zur Tonkunst. Von Dr. **Aug. Kahlert.** — 5. Die neuesten Schicksale der Hegel'schen Schule. — 6. **Ungedruckte Beiträge** zu der neuen Ausgabe von Lessing's Werken. — 7. Vorgänge und Zustände der Schweiz. (Auf diese aus der Feder eines der ausgezeichnetsten Publicisten der Schweiz fließenden Artikel, die in den folgenden Heften unserer Vierteljahrsschrift ihre regelmäßige Fortsetzung erhalten werden, erlauben wir uns hier den gegenwärtigen Verhältnissen dieses Landes noch besonders hinzuweisen.) — 8. Verschiedene kleinere Artikel in den Literatur- und Correspondenzblättern.

Die allgemeinste Anerkennung und die lebhafteste Theilnahme, welche diese, durch ihren Inhalt ausgezeichnete Zeitschrift gefunden, ermuthigt die Redaction auf die begonnene Weise fortzufahren. Das erste Heft des **Freihafens** für **1839** befindet sich bereits unter der Presse.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands u. s. w. haben stets den Freihafen vorräthig.

Ramayana.

Soeben ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen von dem Unterzeichneten zu beziehen:

RAMAYANA

id est

carmen epicum de Ramae rebus gestis poetae antiquissimi Valmicis opus. Textum codd. mss. collatis recensuit, interpretationem latinam et annotationes criticas adiecit

Augustus Guilelmus a Schlegel.

Vol. I. Pars 2^a^

Vol. II. Pars 1^a^

8maj. **Bonnae, 1838.**

Die geehrten Subscribenten wollen diese Bände gegen Zahlung des Subscriptionspreises von 14 Thalern für Vol. II, P. 1, 2 (2 wird bald nachgeliefert), in derselben Prachtausgabe auf feinem starken Velinpapier wie Vol. I, P. 1, bei ihren resp. Buchhandlungen in Empfang nehmen.

Der bisherige Subscriptionspreis von 14 Thalern für jeden aus zwei Theilen bestehenden Band dauert noch fort.

Bonn, im October 1838.

Eduard Weber.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen:

Leo, Dr. Heinr., **Lehrbuch der Universalgeschichte** zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. Erster Band. Die Einleitung und die alte Geschichte enthaltend. Zweite Auflage. Gr. 8. 38 Bogen. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

— —, **Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte.** Dritter Theil. Gr. 8. 18½ Bogen. Preis 16 Gr.

Digitized by Google

(Vorläufige Ankündigung.)

Allgemeine

Geschichte der neuesten Zeit,

vom

Abschluß des ersten pariser Friedens

bis

auf unsere Tage.

Nach dem frühern Werke umgearbeitet, vermehrt und fortgesetzt, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der außereuropäischen Welttheile, und die Religions- und Kirchen-, Literatur- und Kunst-, Handels- und Industriegeschichte dieses Zeitraums

von

Ernst Münch.

Gr. 8.

Der nähere Prospectus über dieses Werk, welches mit der unlängst vom Literatur-Comptoir in Stuttgart angekündigten zweiten wohlfeilen Ausgabe der frühern Arbeit und den (mit dieser letztern in Zusammenhang gebrachten, von dem Verfasser unveranlaßten) **Rottenkamp**'schen Supplementen nicht zu verwechseln ist, wird demnächst folgen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes versendet werden.

Für Theologen und gebildete Freunde christlicher Wissenschaft und Erbauung.

Soeben ist **vollständig** erschienen:

Die

Dritte Auflage

des Handbuchs der

Kirchengeschichte.

Von

H. E. F. Guerike, Th. Dr.

Ausgabe in 12 Heften.

Preis jedes Heftes 8 Gr. (10 Sgr.)

Nach einem Zeitraume von noch nicht einem Jahre ist die zweite Auflage von Guerike's Handbuch der Kirchengeschichte vergriffen, und eine **dritte**, welche wir hiermit dem Publicum **vollständig** übergeben, nothwendig geworden.

Über den Charakter und die Vorzüge dieses Werkes erlauben wir uns nachstehend einige Andeutungen.

Guerike's Kirchengeschichte ist nicht allein für den gelehrten Theologen, für Theologie Studirende, sowie für solche, welche es wieder einmal sein wollen, sondern auch hauptsächlich für jeden gebildeten Freund der Theologie bestimmt. Eine klare und übersichtliche, bündige und doch vollständige Darstellung der Thatsachen und deren Entwickelung führt die Leser in ein lebendiges Verständniß der allgemeinen Kirchengeschichte ein, und es möchte in den verschiedenen Zweigen der theologischen Wissenschaften nicht leicht ein Werk gefunden werden, welches in gleich hohem Maße den Anfoderungen des gelehrten Lesers wie des gebildeten Freundes christlicher Wissenschaft und Erbauung entspräche.

Den Blick der Letztern auf das Unternehmen hinzulenken und ihrer Theilnahme dasselbe noch besonders zu empfehlen, dessen wird es bei der weiten Verbreitung des Buches an den meisten Orten nicht mehr bedürfen; wo dasselbe aber bisher noch nicht näher bekannt, da wird es, so hoffen wir, bald theilnehmende und zahlreiche Leser um sich her sammeln.

Der höchst billige Preis jedes Heftes in Umschlag ist 8 Gr. (10 Sgr.) Der Druck ist scharf und deutlich und auf weißem Papier ausgeführt.

Halle, im October 1838.

Noch empfehlen wir der Beachtung des theologischen Publicums folgendes im vorigen Jahre in unserm Verlage erschienene wichtige Werk:

Philipp Jakob Spener's

deutsche und lateinische

theologische Bedenken.

In einer zeitgemäßen Auswahl

herausgegeben von

F. A. G. Hennicke.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die theologische Literatur besitzt von Spener nichts, was so bedeutend wäre als diese Gutachten, in welchen die wichtigsten Angelegenheiten des innern und äußern Christenlebens, der Kirche und des Predigtamts zur Sprache kommen, und welche als ein Anhang oder als eine Sammlung von Belegen zu Hoßbach's Schrift über P. J. Spener und seine Zeit angesehen werden können.

Damit die obige Auswahl auch für ungelehrte Leser zugänglich sein möchte, so ist aus den lateinischen Bedenken, deren Inhalt übrigens fast ganz in den deutschen vorkommt, verhältnißmäßig nur Weniges ausgehoben worden.

Halle, im October 1838.

Gebauer'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen:

Geschichte und System der Platonischen Philosophie von Dr. Karl Fr. Hermann, ordentl. Professor der Philologie an der Universität zu Marburg. Erster Theil, die historisch-kritische Grundlegung enthaltend. (In 3 Lieferungen.) Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Um das Buch schneller in die Hände der zahlreichen Besteller zu bringen, hat uns der Herr Verfasser gestattet, diesen ersten Theil in 5 Lieferungen auszugeben, wovon 2 bereits an alle gute Buchhandlungen versandt sind. Die unter der Presse befindliche 3te Lieferung wird jedenfalls vor Schluss dieses Jahrs noch fertig und verschickt.

Inhalt: Buch I. Plato's Lebensentwickelung und Verhältniss zur Aussenwelt. Buch II. Plato's Verhältniss zu dem philosophischen Standpunkte seiner Zeit und Einfluss dieses auf seine Lehre. Buch III. Plato's schriftstellerischer Nachlass als Quelle seines Systemes gesichtet und geordnet.

Heidelberg, im October 1838.

Akademische Verlagsbuchhandlung von

C. F. Winter.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Genrebilder.

Nach dem Leben gezeichnet

von

Junia Romana.

2 Bände. Brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

N. G. Elwert in Marburg.

Digitized by Google

Der Cid mit Holzschnitten.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen

besungen durch

Johann Gottfried von Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von Eugen Neureuther

geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:

Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.

Erste Lieferung. Bogen 1—8.

Diese Prachtausgabe des unsterblichen Gedichtes erscheint auf dem feinsten Velinpapier in vier Lieferungen je zu 7—8 Bogen. Der Preis jeder Lieferung ist 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein. Das Ganze wird im Laufe dieses Jahres beendigt werden.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das in der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschienene Werkchen:

Die Vor- und Nachsylben der deutschen Sprache, bearbeitet von J. F. Meyer (Lehrer am Domgymnasium zu Magdeburg). Preis 18 Gr.

verdient die Berücksichtigung eines jeden Lehrers der deutschen Sprache, der mehr als das rein Mechanische brachtet, und es haben sich nicht nur Dieterweg in seinem Lehrgang der deutschen Sprache, und Heyse im ausführlichen Lehrbuch der deutschen Sprache, sondern auch ein Recensent in der Halischen Literaturzeitung, 1837, Nr. 36, darüber auf das entschiedenste günstigste ausgesprochen.

Einen neuen Beweis seiner Thätigkeit und als Frucht langjähriger Erfahrungen hat der Verfasser dargelegt in der gegenwärtigen Herausgabe eines Werkchens, unter dem Titel:

Deutsche Grammatiken für Gymnasien von J. F. Meyer. Preis 18 Gr., und in Partien über 12 Stück 15 Gr.

von welcher zu erwarten ist, daß es vielen gelehrten Schulen eine ebenso willkommene Erscheinung sein wird, als es dem hiesigen Domgymnasium war, wo es sogleich für die 6te bis 3te Classe eingeführt wurde.

In unserm Verlage ist erschienen:

Adelbert von Chamisso's Werke.

4 Bände in gr. 12.

Velinpapier. In Umschlag geheftet. Mit Chamisso's Portrait, vier radirten Blättern von Adolf Schroedter u. s. w. Preis 4 Thlr. 15 Gr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei Tendler und Schaefer, Buchhändler in Wien, sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Thaliens Spenden von Herzenskron. Auch unter dem Titel: Dramatische Kleinigkeiten. 5ter Band, enthaltend: Das Geschenk des Fürsten — Seraphine — Der Hufschmid. 8. In Umschlag broschirt. 21 Gr.

Langer, J., Neue Erzählungen und Humoresken. 2 Bändchen. Mit Titelkupfer. 8. In Umschlag broschirt. 2 Thlr.

Schilling, K., Reisperlen, Novellen: Der Alchymist — Das Zimmer eines Improvisators — Natur und Sitte — Antonio Negrino — Emmy. Mit Titelkupfer. 8. In Umschlag broschirt. 20 Gr.

Früher erschienen:

Told, Fr. X., Abendstunden, Erzählungen und Novellen. 6 Bändchen. 8. 1836. In Umschlag broschirt. 3 Thlr.

Stegmayer, C., Klänge aus der Taufe, bergmännische Gedichte und Aphorismen. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Die verbesserte Ausgabe. 8. 1836. Broschirt. 12 Gr.

Braun v. Braunthal, Phantasie- und Thierstücke. 8. 1836. Broschirt. 16 Gr.

Thielen, F. M., Neueste Erzählungen und Novellen. Nach dem Französischen des Victor Hugo, Alexander Dumas, George Sand u. A. 2 Bände. 8. 1835. Broschirt. 1 Thlr. 8 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1838. Achtzehnten Bandes erstes Heft. (Nr. XIX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Illustrirte Ausgaben.

Laurent, Histoire de Napoléon, depuis sa naissance jusqu'à sa mort. Un vol. Gr. in-8.
Mit 500 dem Text eingedruckten Zeichnungen in Holzschnitt von **Horace Vernet.** (Unter der Presse.)

Le Sage, Histoire de Gil Blas de Santillane, ornée de 600 desins par *Gigoux*. 2me édition. Un vol. Gr. in-8. 15 Fr.

Molière, Œuvres complètes, précédés d'une notice sur sa vie et ses œuvres par ***Sainte Beure;*** avec 800 dessins de *Johannot*. 2 vols. Gr. in-8. 30 Fr.

Cervantes, Don Quichotte. Traduction nouvelle par ***Louis Viardot;*** ornée de 800 dessins de *Johannot*. 2 vols. Gr. in-8. 30 Fr.

Les Evangiles. Traduction de **Le Maistre de Sacy.** Edition illustrée par *Th. Fragouard*. Un vol. In-8. 18 Fr.

Wir machen auf ein Heft ausführlicher Anzeigen dieser Prachtwerke aufmerksam, welches Proben des eleganten Drucks sowol als der meisterhaften Ausführung der Abbildungen enthält und gratis von uns zu beziehen ist.

Leipzig, im November 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leitfaden
zum
Unterrichte
chirurgischer Lehrlinge
und zur
Bildung
chirurgischer Gehülfen.

Von
F. W. Arming,
Magister der Chirurgie und der Geburtshülfe, k. k. Kreiswundarzte und Operateur, wie auch Obervorsteher des chirurgischen Greminms des Traunkreises in Oestreich ob der Enns, correspondirendem Mitgliede der Hufeland'schen medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Berlin.

Wien 1839.

Gr. 8. In Umschlag geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Bei einem Reichthume an Werken aller Art fehlte in der medicinisch-chirurgischen Literatur bisher immer noch ein zweckmäßiges Handbuch für die chirurgischen Lehrlinge und Gehülfen, in welchem alles diesen zu wissen Nöthige dergestalt faßlich zusammengestellt ist, daß es dem Lehrherrn zu einem gnügenden Anhaltspunkte bei dem Unterrichte seines Lehrlings diene, und diesem zu einem leicht verständlichen Lehrbuche während seiner Lehrzeit, zu einer Vorbereitung für die zu seiner Freisprechung vorgeschriebene Prüfung, und zu einem nützlichen und treuen Gefährten in seinem fernern Wirken als Gehülfe eines Wundarztes werde.

Diesem fühlbaren Bedürfnisse hat der Verfasser durch die Bearbeitung dieses Leitfadens vollkommen abgeholfen. Für das Gelungensein dieser umfassenden Arbeit spricht der Name des durch seine literarischen Arbeiten rühmlichst bekannten Verfassers, wie auch, und ganz besonders der Umstand, daß Se. Hochwohlgeboren, Herr J. N. Edl. v. Raimann, erster Leibarzt Sr. k. k. Majestät, k. k. wirkl. Hofrath, Director des med.-chirurg. Studiums ꝛc. ꝛc., die Widmung dieses Werkes genehmigte.

Bei **Joh. Fr. Hartknoch** in Leipzig ist eben neu erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Schweizer-Skizzen
vom
Verfasser des deutschen Studenten, der Deutsche in Paris ꝛc.

8. Geh. 15 Bogen auf feinem Velinpapier. 1 Thlr. 8 Gr. — 1 Thlr. 10 Sgr. — 2 Fl. 24 Kr. Rhein. — 2 Fl. Conv.-M.

Ist die Klage
über
Verarmung und Nahrungslosigkeit
in Deutschland gegründet,
welche
Ursachen hat das Übel und welche Mittel bieten sich zur Abhülfe dar?
Von
Fr. Aug. Benedict,
königl. preuß. Landgerichtsrathe in Wittenberg.

Gr. 8. Geh. 10 Bogen auf weißem Druckpapier. 18 Gr. — 22½ Sgr. — 1 Fl. 21 Kr. Rhein. — 1 Fl. 8 Kr. Conv.-M.

Über
die neuesten Darstellungen und Beurtheilungen
der
Herbart'schen Philosophie
von
G. Hartenstein,
ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Gr. 8. Geh. 9½ Bogen auf weißem Druckpapier. 18 Gr. — 22½ Sgr. — 1 Fl. 21 Kr. Rhein. — 1 Fl. 8 Kr. Conv.-M.

Snell's Anfangsgründe der Physik. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage, von Dr. Koch in Giessen. 2te und letzte Lieferung.
Wird in kürzester Zeit die Presse verlassen.

La Russie pittoresque.

Soeben wurde von Weise und Stoppani in Stuttgart versandt und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

La Russie pittoresque,
sous la direction de
M. *Jean Czynski.*
24 vignettes de M. J. B. Gatti.
TOME PREMIER.
Paris, imprimerie de Wittersheim.
Royal-8. Preis 2 Thlr. 6 Gr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Ists, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eitner (Karl),

Der moderne Lazarus.

Eine Zeit-Novelle.

8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorlesungen

über die Geschichte der Poesie,

gehalten zu Dresden und Berlin im Jahr 1837

von

C. Fortlage.

Gr. 8. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 12 Kr.

Der Verfasser gibt hier den Versuch einer vergleichenden Charakteristik der poetischen Ideale aller Zeiten und Völker, und einer darin enthaltenen Gradmessung der poetischen Entzückungen selbst durch eine vollständige, gedrungte und möglichst starke Reproduction der Gefühlsweise jeder poetischen Epoche, und durch eine Vergegenwärtigung des poetischen Lebens in allen seinen Höhenpunkten, wo es wie ein mächtiger Frühling auf den unbefangenen Geist eindringt. Dadurch, daß so die poetischen Ideale in ihren eigenthümlichen Contrasten gegen einander treten, wiegen sie sich gegen einander nach der Schwere ihres innern Gewichts, mit dem sie als leidenschaftliche bewegende Kräfte ebenso viele Volkscharaktere entflammten und beseelten, und sich so auch thatsächlich in der Weltgeschichte einander aufwogen, die Stange hielten und bekämpften.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.

Neuntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Bestürmung von Warschau am 6ten und 7ten September 1831. Mit dem Plane des Schlachtfeldes. II. Der Insurrectionskrieg in Spanien 1822 und 1823 mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse in Catalanien. III. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Die Südarmee vom 25sten März bis zum Ende des Krieges. IV. Die Feldzüge Rußlands gegen die Tscherkessen in den Jahren 1834 und 1835. (Schluß.) V. Literatur. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Sächs. Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ⅓ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 9ten November 1838.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Soeben ist der 2te Band von den

Erinnerungen

aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder

für

Cavalerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde

von

F. von Tennecker,

königl. sächs. Major der Reiterei, Stallmeister und Oberpferdearzt, des königl. sächs. Civilverdienstordens Ritter ꝛc.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

erschienen.

Mit dem freudigsten Erstaunen sehen wir aus der Feder des Herrn Majors von Tennecker, welcher bisher für die Thierheilkunde mit so vieler Auszeichnung thätig gewesen, die **anziehendsten, belehrendsten und selbst romantischsten Erzählungen**, die alle Bezug auf den Verfasser vielbewegtes Leben haben, hervorgehen.

Dieser 2te Band enthält unter Anderm die Geschichte des alten Stallmeisters von Lämmergeier, welche selbst dem verwöhnten Geschmack eines Romanlesers genügen wird.

Sämmtliche Buchhandlungen haben dies interessante Werk vorräthig.

Weihnachtsgeschenk für fleissige Schüler.

In der J. Palm'schen Verlagshandlung in Landshut ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Histoire de Gil Blas de Santillane

par Le Sage. Arrangée pour la jeunesse par L. de Taillez, Dr. et Prof. etc. Druckpapier 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. Velinpapier 1 Thlr. 3 Gr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Bei dem Mangel an guten französischen Jugendschriften ist es gewiß ein sehr dankenswerthes Verdienst des würdigen Bearbeiters, diesem trefflichen Werke eine dem jugendlichen Alter angemessene Gestaltung gegeben zu haben. Wie sehr es ihm gelungen ist, beweist die bereits geschehene Einführung unsers Gil Blas de la jeunesse in mehren Lehranstalten. Derselbe kann Altern und Erziehern als passendes Weihnachtsgeschenk für die Jugend, und Schulvorständen als Prämienbuch für fleißige Schüler mit vollem Rechte empfohlen werden.

Digitized by Google

Ankündigung.

Die Bibel,

oder die ganze

Heilige Schrift

alten und neuen Testaments.

Dr. Martin Luther's Übersetzung,

nach dem Grundtext berichtigt.

Luther's Bibelübersetzung, der von Gott dem deutschen Volke gegebene heilige Schatz, soll ihm auch bewahret bleiben, und keine deutsche Bibel, die eine ganz andere Übersetzung wäre, darf, kann und wird je an die Stelle treten. Aber unter Denen, die das mit vollstem Rechte behaupten, sind doch in neuester Zeit Viele, um nicht zu sagen Alle, darüber einig geworden, was einst schon A. H. Francke deutlichst nachwies: daß an dem herrlichen Ganzen sich einzelne Mängel finden, wo nach jetziger Wissenschaft noch nicht richtig übersetzt worden, nach jetziger Sprache nicht mehr deutlich, gewandt oder anständig genug geredet wird. Ob dieser Mängel im Verhältniß wenige oder viele seien, ob ihre Besserung dringend noth thue oder nicht, endlich durch wen und auf welchem Wege solche Berichtigung der deutschen Volks- und Kirchenbibel geschehen und gültig werden könne: darüber ist die Meinung getheilt und die Verhandlung in lebhaftem Fortschritt.

Dr. J. F. von Meyer ist der Erste und bis jetzt Einzige, welcher den allein ausführbaren Gedanken, Luther's Bibel im Ganzen zu bewahren durch nöthige Fortbildung im Einzelnen, wirklich feinerseits ausgeführt und uns eine berichtigte deutsche Bibel dargeboten hat. Dieser seit 1818 zuerst als Bibelwerk mit Anmerkungen, sodann auch ohne dieselben als eigentliche Volksbibel in mehren Auflagen erschienene Bibeltext hat sich natürlich eine große Bedeutsamkeit erworben. Er wird von den Einen eifrig empfohlen, wie von Vielen schon mit Segen gebraucht, von den Andern in mancherlei Weise, meist ohne genauere Eingehen aus vorgefaßten Meinungen getadelt und bekämpft; doch bleibt er jedenfalls die einmal gegebene Grundlage alles Weiteren, das in der hochwichtigen Angelegenheit geschehen könnte.

Es handelt sich dabei nicht um die Anmerkungen des für sich bestehenden, einem engern Kreise bestimmten Bibelwerks, sondern einzig um den berichtigten deutschen Text, dessen bisherige zwei Auflagen gänzlich vergriffen sind. In unserm Verlage soll nun eine neue Ausgabe desselben erscheinen, nicht, wie früher, in großem, sondern in dem mittlern Format gewöhnlicher Volks- und Schulbibeln. Eine abermalige genaue Revision des Ganzen von Seiten des Berichtigers wird diese Ausgabe zu einer wahrhaft neuen, verbesserten erheben, und so das Beste darstellen, was derselbe mit gewissenhafter Beachtung alles seither wieder Gewonnenen und Verhandelten jetzt zu liefern vermag.

Es ist und bleibt **Luther's Bibelübersetzung**, aber eine in ihrem eignen Ton und Geist **nach dem Grundtext berichtigte**, ein neben weit aussehenden und unreinigen Vorschlägen einstweilen fertiges Werk, das wir hiermit allen unbefangenen Freunden des reinen Wortes Gottes ankündigen und darbieten. Wie Denen, die gründlich prüfen und über etwaige Weiterführung des vorliegenden Anfangs mitreden wollen, zum gewiß unentbehrlichen Behelf, so noch mehr Allen, welche nicht länger aufs Ungewisse warten, sondern die vorhandene gereinigte Bibel jetzt schon mit dankbarem Zutrauen sich aneignen wollen, zum fernern gesegneten Gebrauch. Damit für die letztern diese Bibelausgabe, die einen Vorzug behauptet, nicht sonst irgendwie gegen die gewöhnlichen lutherischen im Nachtheil bleibe, so sind nun auch, statt einer andern Hand als der des Berichtigers, doch mit dessen völligem Einverständniß, dem Texte die gebräuchlichen **Parallelen** beigefügt. Nicht etwa ein Abdruck der mitunter sehr mangelhaften und im Argen liegenden Parallelen-Ausstattung, welche die andern Bibeln seit Langem ohne gründliche Revision fortpflanzen, sondern eine ganz neu und selbständig geordnete Ausstattung, wie sie dem verbesserten Texte entspreche und an vielen Orten, namentlich auch was die von Meyer fast ertwörtlich herzustellenden Apokryphen angeht, durch den jetzigen Text erst möglich wird. Wobei endlich noch zu bemerken ist, daß nur diejenigen apokryphischen Bücher und Stücke, welche die alte lutherische Bibel enthält, sich hier wiederfinden.

Die so ausgestattete berichtigte Volksbibel wird binnen Jahresfrist erscheinen, und wir empfehlen das Unternehmen im Voraus mit der Zusicherung, daß wir nicht allein für die größte Correctheit und für ein anständiges Äußere gewissenhaft Sorge tragen, sondern auch Bedacht nehmen werden, den Preis so niedrig als nur irgend möglich zu stellen.

Das Nähere hierüber behalten wir uns vor, zur Zeit der Erscheinung öffentlich bekannt zu machen.

Halle, im September 1838.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei Gerhard in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Psychische Heilmittellehre

für Ärzte und Psychologen

bearbeitet von

Dr. Bränntich.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Jedem Psychologen und vor allem jedem denkenden Arzte dürfte unbestreitbar dieses neueste Werk des bereits rühmlichst bekannten Verfassers reichen Stoff zu fruchtbringendem Nachdenken geben. Klar ist in ihm nachgewiesen, wie jedwede geistige Thätigkeit des Menschen untre bestimmten Verhältnissen des Körperlichen wie psychischen Krankheiten als Heilmittel erkannt und benutzt werden kann, und was einzelne Schriftsteller vergangener und gegenwärtiger Zeit einzeln kaum andeuteten, findet sich hier zu einem systematischen Ganzen vereinigt, sodaß durch das Werk selbst eine bedeutende Lücke in der medicinischen Literatur ausgefüllt erscheint.

Von der schon früher angekündigten und durch Subscription bereits vielfach verbreiteten:

Weltgeschichte in vier Tableaus von F. Wesenfeld. Imperialfolio. Colorirt nach den Epochen.

ist soeben das erste Tableau erschienen und in allen Buchhandlungen für 10 Gr. zu bekommen. Die 3 folgenden sind bereits im Druck und werden zusammen baldigst nachgeliefert.

Diese bequeme tabellarische Übersicht, besonders auf den trefflichen Grundriß der Weltgeschichte von Dr. C. A. Schmidt basirt, welcher fast in allen preußischen Lehranstalten eingeführt ist, wird in ihrer ansprechenden, eleganten Ausstattung des verdienten Beifalls nicht verfehlen, und, eine schnelle und klare Übersicht der Weltbegebenheiten gewährend, beim Studiren und zum Wiederholen eine willkommene Erscheinung sein.

Crentz'sche Buchhandlung zu Magdeburg.

Digitized by Google

(Schilling's Harmonielehre.)

Im Verlage der Unterzeichneten erschien soeben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

POLYPHONOMOS

oder die Kunst

in 36 Lectionen sich eine vollständige Kenntniss der musikalischen Harmonie zu erwerben.

Ein Lehrbuch,

zugleich zur Weckung und Förderung einer echten musikalischen Bildung,

von

Dr. Gustav Schilling,

mehrer gelehrten und musikalischen Gesellschaften Mitgliede.

Etwa 30 Bogen. Gr. 8. Subscriptionspreis für das Ganze 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Erste Lieferung. 12 Bogen. Subscriptionspreis 18 Gr.

Dies schöne Werk hat schon vor seinem Erscheinen durch zahlreiche ehrenvolle Subscribenten so außerordentlichen Beifall gefunden, daß die Verleger weiterer Anpreisungen desselben verschmähen müssen.

Wir bitten daher nur diejenigen Freunde der Musik, welche sich das Ganze der Harmonielehre auf die leichteste, angenehmste und wohlfeilste Weise zu eigen machen wollen, sich die erste Lieferung des obigen Werkes (welcher ein ausführlicher Prospectus beigedruckt ist) von der nächstgelegenen Buchhandlung zur Einsicht kommen zu lassen und selbst den Werth des Werkes zu prüfen.

Stuttgart, im October 1838.

Brise & Stoppani.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erfahrungen aus dem Gebiete der

Thier-Heilkunde,

oder Anweisung zum Gebrauche echt specifischer, durch mehrjährige Prüfung bewährter

homöopathischer Heilmittel

gegen die am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Haus- und Nutzthiere. Von einem praktischen Landwirthe.

88 Seiten in 8. Preis 9 Gr.

Diese kleine Schrift enthält in bündigster Kürze die praktischen Verordnungen zum Gebrauche von funfzig der bewährtesten Mittel gegen die am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Nutz- und Hausthiere, und empfiehlt sich besonders Landwirthen zur leichten und schnellen Heilung ihrer erkrankten Thiere.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Arago, Populaire Vorlesungen über die Astronomie, gehalten auf der königl. Sternwarte zu Paris. Deutsch bearbeitet von **Dr. C. H. Schnuse.** Mit 2 Foliotafeln. 8. 20 Gr.

Arago's Verdienste im Gebiete der Astronomie sind bekannt. Nur Das mag hier bemerkt werden, daß dieser große Mann zugleich die seltene Gabe besitzt, auch die abstractesten Gegenstände mit der größten Deutlichkeit und Eleganz zur Darstellung zu bringen. Die wichtigsten Lehren der Astronomie hat er ohne die eigentliche mathematische Form in einen so klaren, aber wissenschaftlichen Vortrag zu fassen gewußt, daß das genannte Werk jedem Gebildeten (auch Damen) die zweckmäßigste Belehrung in dieser sublimen Wissenschaft in möglichster Kürze darbietet.

Empfehlungswerthe Festgeschenke!

Bei Scheid & Comp. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weihgeschenk

für deutsche Jungfrauen

in Briefen an Selma über höhere Bildung

von **Chr. Oeser.**

Gr. 8. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Von demselben Verfasser:

Die guten Mädchen

oder der Pfarrer von Lindenheim

und seine Kinder.

Ein Lesebuch für Mädchen von 12—15 Jahren, mit eingestreuten Novellen, Schauspielen und Gedichten. Mit 1 Kupfer. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Calvini. J., Commentarius in Genesin ed. ***Hengstenberg.*** 2 Tomi. 2 Thlr.

Kimchi, Rabbi Dr., Radicum liber sive Hebraeum Bibliorum Lexicon. Textum ex duorum manuscriptorum atque editorum omnium librorum auctoritate denuo recognitum, interpunctione distinctum, Bibliorum locis ad capitum versuumque numerum et Rabbinorum ad tractatuum et paginarum titulum accurate citatis, triplice denique appendice instructum edd. ***J. H. R. Biesenthal*** et ***F. S. Lebrecht.*** Fasc. I. Subscriptionspreis 1 Thlr. 18 Gr.

Reuterdahl, Dr. **H.,** Geschichte der schwedischen Kirche. Aus dem Schwedischen von Dr. Mayerhoff. 1ster Theil: Ansgarius oder der Anfangspunkt des Christenthums in Schweden. 20 Gr.

Wolfe, Prof., Die biblische Theologie, wissenschaftlich dargestellt. 1ster Band: Die Religion des alten Testaments nach den kanonischen Büchern entwickelt. 1ster Theil. 3 Thlr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Verzeichniß der Conchilien, welche sich in der Sammlung von **H. E. Anton** befinden, herausgegeben von dem Besitzer. Halle, E. Anton. Gr. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bei der Anordnung dieses Verzeichnisses wurde im Allgemeinen das Lamarck'sche System zu Grunde gelegt, zugleich aber versucht, durch Berücksichtigung der Übergänge von Gattungen und Arten, durch Gruppirungen der Arten, sowie durch Citate von Abbildungen und Aufnahme der Synonymen diesen Katalog für Sammler u. s. w. möglichst brauchbar zu machen. Er umfaßt 3410 Arten, von denen 548 neu und darum hier beschrieben sind.

Digitized by Google

Subscription

auf

Johannes v. Müller's Weltgeschichte

in Einem Band.

Mit dem Bildniss des Verfassers in Stahlstich.

Das anerkannt ausgezeichnetste Geschichtswerk deutscher Zunge, **Johannes v. Müller's vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten** besonders der europäischen Menschheit, soll neu gedruckt werden. Im Begriffe, dasselbe in die Presse zu geben, glauben wir darauf aufmerksam machen zu müssen, daß diese Ausgabe, welche die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande erhalten soll, bedeutend wohlfeiler sein wird als die bisherigen. Wir hoffen dadurch diesem vortrefflichen Werke noch größere Verbreitung zu gewinnen, wie es diese in so hohem Grade verdient.

Aus diesem Grunde eröffnen wir auch den Weg der Subscription, der bis Ostern 1839 offen bleibt, bis zu welchem Zeitpunkt das Werk fertig sein wird, nach welcher Zeit aber ein erhöhter Ladenpreis eintreten soll.

Der Subscriptionspreis ist **2 Thlr. 16 Gr.**, oder **4 Fl. 24 Kr.**, nicht 5 Fl. 24 Kr., wie er irrthümlich in mehren Anzeigen bekannt gemacht worden ist.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **E. Weber** in **Bonn** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift
für
Philosophie und speculative Theologie

herausgegeben von
Professor Dr. **J. H. Fichte.**

Zweiter Band. In zwei Heften. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Vom Leben der Menschheit, von Carus. — Über das Verhältniß des Form- und Realprincips in den gegenwärtigen philosophischen Systemen, von J. H. Fichte. — Zur Geschichte des Unsterblichkeitsglaubens unter den Völkern des Alterthums, von Ch. H. Weiße. — Über Erdmann's Vorlesungen über Glauben und Wissen, von H. M. Chalybäus. — Über Billroth's Vorlesungen über Religionsphilosophie, von Sengler. — Über den wissenschaftlichen Anfang der Philosophie, von Ch. H. Weiße. — Über das Problem der Erkenntniß, von Demselben. — Neue Systeme und alte Schule, von J. H. Fichte. — Über die Philosophie der Offenbarung, von A. Günther.

Des 8ten Bandes 1stes Heft oder 14ten Jahrganges 1stes Heft erscheint im November d. J.

In der **Universitäts-Buchhandlung** von **R. G. Elwert** zu **Marburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elemente der analytischen Chemie.

Von
Dr. *C. Winkelblech,*
Professor der Chemie zu Marburg.

Erste Lieferung.

Velinpapier. Gr. 8. Brosch. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Binnen Kurzem werden wir die zweite Lieferung versenden; inzwischen sind wir so frei, den Herren Chemikern, Ärzten und Apothekern dieses ausgezeichnete Werk bestens zu empfehlen.

In gleichem Verlage ist früher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über die chemischen und physiologischen Wirkungen des Lichtes. Von Dr. *Landgrebe* zu Kassel. Gr. 8. Geh. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

In unserm Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Credner, Dr. **K. A.,** Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. 2ter Band. (Das alttestamentliche Urevangelium.) Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Der 1ste Band (Die Evangelien der Petriner oder Judenchristen) erschien 1832, und kostet 2 Thlr. 6 Gr. (2 Thlr. 7½ Sgr.

Von demselben Verfasser erschien ebenfalls *in unserm Verlage:*

Der Prophet Joel, übersetzt und erklärt. Gr. 8. 1831. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Einleitung in das Neue Testament. Erster Band. In zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1836. 3 Thlr. 6 Gr. (3 Thlr. 7½ Sgr.)

Tuch, Dr. **Fr.,** Commentar über die Genesis. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr. (3 Thlr. 7½ Sgr.

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Physiologie de l'espèce,
histoire
de la génération de l'homme,

précédée de l'étude comparative de cette fonction dans les divisions principales du règne animal,
par
Grimaud de Caux
et
G. J. Martin-Saint-Ange.

Avec un Atlas de 20 planches.

Gr. in-4. Paris. 12 Thlr.

Eine Ausgabe dieses in der gelehrten Welt bekannten Werks auf größerem Velinpapier mit colorirten Abbildungen kostet 60 Francs.

Leipzig, im November 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, **zugleich ein Supplement** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Sechstes Heft, Bogen 51—60.
Clam-Martinitz bis Deutsche Literatur und Sprache.

Preis eines Heftes:

Auf weißem Druckpapier	8 Gr.
Auf gutem Schreibpapier	12 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier	18 Gr.

Inhalt des sechsten Heftes:

Clam-Martinitz (Karl, Graf von) — **Clarus** (Johann Christian August) — **Clauzel** (Bertrand, Graf von) — **Clefius** (Karl, Freiherr von) — **Clefius** (Walther Friedrich) — **Cockerill** (John) — **Colborne** (Sir John) — **Collas-Manier — Collett** (Jonas) — **Colletta** (Pietro) — **Colombo** (Michele) — **Combes — Congreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika — Constitutionelles Leben — Constitutionen — Cordova** (Don Luis Fernandez del) — **Cormenin** (Louis Marie de la Haye, Vicomte de) — **Crawfurd** (William Henry) — **Credner** (Karl August) — **Crockett** (David) — **Cruikshank** (George) — **Crukell** (Hermann Bernhard) — **Cruvenstolpe** (Magnus Jakob) — **Csoma** (Alexander) s. **Körös-Csoma — Cultur — Cunningham** (Allan) — **Cylinderdruckpresse — Czetwertynski** (Joseph Zeltert Sniatopolk, Fürst) — **Dahlgren** (Karl Johann) — **Dahlmann** (Friedrich Christoph) — **Damiron** (Jean Philibert) — **Dampf, Dampfmaschinen und Dampfschiffahrt — Damremont** (Charles Marie, Graf Denys de) — **Dänemark — Dänische Literatur — Dang** (Johann Traugott Leberecht) — **David** (Christian Georg Nathan) — **David** (Pierre Jean) — **Decker** (Karl von) — **Deinhardstein** (Ludwig Franz) — **Delavigne** (Jean Francois Casimir) — **Delbrück** (Gottlieb — Johann Friedrich Ferdinand) — **Delessert** (Benjamin, Baron) — **Delfico** (Melchiorre) — **Demeter** (Josef) — **Demokratie — Denkmale seit 1830 — Denbeden-Balmore** (Marcelina) — **Deutschland — Deutscher Bund — Deutsches Bundes Schiedsgericht — Deutsche Zollvereine — Deutsche Literatur und Sprache.**

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

James, G. P. R., Leben und Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Theile. Velindruckpapier. Geh. 3 Thlr.

Heinse, Wilh., **Ardinghello** und die glückseligen Inseln. Ausgabe in einem Bande. Vierte, einzig rechtmäßige Ausgabe. 8. Velindruckpapier. 1 Thlr.

Diese Ausgabe ist nicht mit dem bei Fr. Volckmar in Leipzig erschienenen Nachdruck, der überdem noch 2 Thlr. kostet, zu verwechseln.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. niederöstr. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien ꝛc.

Neunter Band.

Kupfer — Metallgießerei.

Mit den Kupfertafeln 178 — 202.

Preis 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl.

Die in diesem Bande enthaltenen Artikel bilden ebenso viele Originalabhandlungen, in denen der Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, sodaß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er oft selbst mit Benutzung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Von den ersten acht Bänden, mit 177 Kupfertafeln, kostet jeder 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Hermann, Dr. C. F. (Prof.), Disputatio de loco Horatii Serm. I, 6, 74—76. 5 Bogen. 4. Broschirt. 8 Gr., oder 36 Kr.

Hasselbach, Dr. H., De insula Thaso. Dissertatio geographica et historica. 3 Bogen. Gr. 8. Broschirt. 8 Gr., oder 36 Kr.

N. G. Elwert zu Marburg.

Digitized by Google

Corpus
scriptorum historiae Byzantinae.

Mit dem soeben erschienenen 3ten Bande ist nunmehr vollendet:

Procopius
ex recensione
Guil. Dindorfii.
III Volumina.

Subscriptionspreis für alle drei Bände auf feinem Druckpapier 9 Thlr. 8 Gr., welcher bei Abnahme dieses Autors einzeln jedoch nur noch kurze Zeit besteht.

Von der byzantinischen Sammlung sind ferner soeben erschienen:

***Georgius Cedrenus*, Joannis Scylitzae** ope ab **Immanuele Bekkero** suppletus et emendatus. 2 Vol. Subscriptionspreis: Druckpapier 8 Thlr. 12 Gr., Schreibpapier 11 Thlr., Velinpapier 13 Thlr. 16 Gr.

(Der zweite Band wird in wenigen Monaten nachgeliefert.)

***Georgius Phrantzes*, Joannes Cananus, Joannes Anagnostes** ex recensione **Imm. Bekkeri.** 1 Vol. Subscriptionspreis: Druckpapier 2 Thlr. 20 Gr., Schreibpapier 3 Thlr. 16 Gr., Velinpapier 4 Thlr. 12 Gr.

***Theophanes continuatus*, Joannes Cameniata, Symeon Magister, Georgius Monachus** ex rec. **Imm. Bekkeri.** 1 Vol. Subscriptionspreis: Druckpapier 4 Thlr. 16 Gr., Schreibpapier 6 Thlr, Velinpapier 7 Thlr. 12 Gr.

Bonn, im October 1838.

Eduard Weber.

Bei A. Hirschwald in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Phöbus, Dr. **P.**, Deutschlands kryptogamische Giftgewächse in Abbildungen und Beschreibungen. Auch unter dem Titel: Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wildwachsenden und in Gärten im Freien ausdauernden Giftgewächse, nach natürlichen Familien erläutert von Prof. Dr. *J. F. Brandt*, Dr. *P. Phöbus* und Prof. Dr. *J. T. C. Ratzeburg*. Zweite Abtheilung: Kryptogamen. Gr. 4. Mit 9 sauber colorirten Kupfertafeln. Geheftet. 3 Thlr.

Interessante Neuigkeit.

In der Joh. Palm'schen Verlagsbuchhandlung zu Landshut ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Franz von Paula Gruithuisen's

Kritik der neuesten Theorien der Erde,

und Sieg der Natur über dieselben. Für Geologen und überhaupt für Naturhistoriker, Physiker und Astronomen. 3te Auflage. Gr. 8. Broschirt. Preis 8 Gr., oder 30 Kr. Rhein.

Dieses interessante Schriftchen eines geistreichen Verfassers hat allenthalben so günstige Aufnahme gefunden, daß schon nach wenigen Monaten eine 2te, und nun, ein halbes Jahr nach seinem ersten Erscheinen, auch diese 3te Auflage nothwendig ward. Früher erschien von demselben Verf. in gleichem Verlage:

Analekten für Erd- und Himmelskunde.

1stes — 7tes Heft. 8. Broschirt. Preis jedes Heftes 12 Gr., oder 48 Kr. Rhein.

Soeben ist erschienen:

Christliche Predigten
für
denkende Verehrer Jesu.
Von
Alexander Schweizer.
Zweite Sammlung:

Predigten gehalten zu Zürich in den Jahren

1834—38.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste Sammlung, welche 1834 erschienen ist, enthält die in demselben Jahre in der reformirten Kirche zu Leipzig gehaltenen Predigten. Der Preis derselben ist ebenfalls 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im October 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Daniel, Dr. H. A. (Lehrer am königl. Pädagogium zu Halle), Hülfsbuch für den Gottesdienst der Gymnasien, nebst einer einleitenden Abhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Inhalt:

I. Poetischer Theil. Geistliche Lieder und Dichtungen. Seite 1—138. II. Prosaischer Theil. Erster Abschnitt. Schulgebete. Seite 141—282. Zweiter Abschnitt. Längere und kürzere religiöse Vorträge für höhere Schulen. Seite 285—528. 1) Ohne nähere und specielle Beziehung auf Verhältnisse des Natur-, Kirchen- oder Schuljahrs. 2) Vorträge für besondere Zeiten des Naturjahrs. 3) Vorträge für besondere Zeiten des Kirchenjahrs. 4) Vorträge für besondere Verhältnisse des Schullebens.

Lucian's Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. F. G. Schoene (Oberlehrer am Domgymnasium zu Halberstadt). Mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 1 Thlr.

Schmid, Dr. B. (Missionar), Über Sprachen- und Völkerverwandtschaft. Gr. 4. Geh. 10 Gr. (12½ Sgr.)

Gebete für christliche Volksschulen, nebst einem Anhange von C. Heinrich (Schullehrer in Helbra bei Eisleben). Mit einem Vorworte vom Consistorialrath Prof. Dr. Tholuck. 8. 9 Gr. (11¼ Sgr.)

Inhalt: 1) Gebete bei dem Anfange der Schule. 2) Gebete zum Beschluß der Schule. 3) Gebete bei öffentlichen Schulprüfungen. 4) Festgebete. Anhang. 1) Morgengebete. 2) Tischgebete. 3) Abendgebete. 4) Einige Lieder bei dem Tode und Begräbnisse.

Bei J. J. Bohné in Kassel ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

von Ditfurth, Max., Die Hessen in den Feldzügen von 1793, 1794 und 1795 in Flandern, Brabant, Holland und Westfalen. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte. 1ster Band. Feldzug von 1793. Mit einer Übersichtskarte und einem Plan. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Meisterlin, Fr., Die Verhältnisse der Staatsdiener nach rechtlichen Grundsätzen entwickelt. 8. Geh. 12 Gr.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen ist vorräthig, und allen Besitzern der Geschichtswerke von Becker, Pölitz und denjenigen der neuen Taschenausgabe von Rotteck's Weltgeschichte, sowie der größern freiburger Ausgabe zu empfehlen:

Ernst Münch's allgemeine Geschichte der neuesten

Zeit von dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage.

Neue, wohlfeile Ausgabe
mit Gratis-Supplementbänden.

Dieselbe erscheint (noch im Laufe dieses Jahres) in 14 Halbbänden à 12 Gr. Preuß., oder 48 Kr. Rhein., oder in 7 Bänden, à 1 Thlr. Preuß., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein., und es haben diejenigen Abnehmer, welche diese neue Ausgabe **vollständig bezogen und bezahlt haben, folgende zwei Supplementbände zu diesem Werke ganz gratis anzusprechen:**

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von dem Ende des Jahres 1830. Von Dr. Franz Kottenkamp.

Preis 1 Thlr. 6 Gr. Preuß., oder 2 Fl. Rhein.

Der Unabhängigkeitskampf der spanisch-amerikanischen Colonien. Von Dr. Franz Kottenkamp. (Erscheint sodann.)

Preis 1 Thlr. 21 Gr. Preuß., oder 3 Fl. Rhein.

und sind alle Buchhandlungen zur Erfüllung dieser Bedingung in den Stand gesetzt, sobald denselben der Entschluß zum Ankauf noch in diesem Jahre erklärt wird; spätern Abnehmern können die Supplementbände nur zu den beigesetzten Ladenpreisen geliefert werden.

Stuttgart, im October 1838.

Literatur-Comptoir.

Allen, welche eine unterhaltende Lectüre, die von Anfang bis zu Ende die Spannung und lebhafte Aufmerksamkeit des Lesers erregt, lieben und suchen, empfehlen wir die eben erschienenen:

Memoiren des Teufels

von

Fr. Soulié.

Aus dem Französischen

von

J. Schoppe.

8. Altona, Hammerich. 2 Bände. Geh. 3 Thlr.

Die seltsamsten Ereignisse wechseln miteinander ab, der Leser fällt aus einer Überraschung in die andere. Frankreich hat diese Memoiren verschlungen, in Deutschland werden sie bald als die unterhaltendste Lectüre allgemein verbreitet sein. In jeder guten Leihbibliothek und jedem Lesevereine sind diese Memoiren vorräthig, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. Karl Hartmann's

Taschenbuch für reisende Mineralogen,

Geologen, Berg- und Hüttenleute durch die Hauptgebirge Deutschlands und der Schweiz. Nebst einem Atlas von 14 illuminirten Gebirgsdurchschnitten und Karten. 8. Elegant in Wachstaffet gebunden mit Goldschnitt und Futteral. 3 Thlr. 18 Gr.

Bei den häufigen Reisen, welche von Naturforschern in mineralogischer, berg- und hüttenmännischer Beziehung gemacht werden, war ihnen eine mineralogische Topographie des deutschen Vaterlandes ein wahres Bedürfniß. Nach einer Einleitung über einige allgemeine geologische Punkte und über die geologische Geographie geht der Verf. zu den einzelnen Gebirgen über. Er beginnt mit dem Harz, geht über den Kyffhäuser nach dem Thüringerwalde, von diesem durch den Frankenwald nach dem Fichtelgebirge, von dort nach dem sächsischen Erzgebirge, dann nach dem niederschlesischen, glatzischen und böhmischen Gebirge, darauf nach den Alpen, nach dem Schwarzwalde und endlich nach dem niederrheinisch-westfälischen Gebirge. Von jedem dieser Gebirge ist zuvörderst eine orographisch-petrographische Übersicht gegeben, dann wird von seiner geologischen Beschaffenheit, darauf von den darin vorkommenden Mineralien und endlich von dem in dem Gebirge umgehenden Bergbaus- und Hüttenbetriebe gerede[t].

Bei unterzeichneter Buchhandlung ist erschienen:

Handbuch

der Statistik und Geographie des Großfürstenthumes Siebenbürgen,

von

F. A. Benigni Edler v. Mildenberg,

k. k. Landtags-Secretair.

I. Heft: Statistik. 1ster Abschnitt: Grundmacht.
II. Heft: Statistik. 2ter Abschnitt: Staatsverfassung. 3ter Abschnitt: Staatsverwaltung.
III. Heft: Geographie.

Alle 3 Hefte kosten 3 Thlr.

Dieses Werk füllt eine bisher in der Specialstatistik der Provinzen des österreichischen Kaiserstaats bestandene fühlbare Lücke aus. Die Eigenthümlichkeiten der Verfassung und der Verwaltungsnormen Siebenbürgens, welche bisher nicht nur im Auslande, sondern auch selbst im Publicum des Kaiserstaats wenig gekannt waren, sind von dem Herrn Verfasser nach den Resultaten 30jähriger Dienstleisterfahrung und auffassender Studien über die Geschichte und Staatsverfassung des Landes, nach den echten Quellen mit Vollständigkeit geschildert, und machen dieses Werk, das erste vollständige über die in demselben geschilderten Gegenstände, sowol für den Statistiker und Geographen ex professo, als für die Dilettanten in dieser Wissenschaft unentbehrlich.

Hermannstadt, den 20sten October 1838.

W. A. Thierry'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

24 Holzschnitte

zu

Schiller's Werken.

Preis 16 Gr., oder 1 Fl., in 4 Lieferungen je zu 4 Gr., oder 15 Kr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden in kl. 8.

zu erfreuen hat, veranlaßt uns, dem seit mehren Jahren vorbereiteten und demnächst zur Publication reifen Unternehmen

einer Ausgabe sämmtlicher Werke Schiller's

illustrirt mit Holzschnitten

nach den Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands

eine kleinere Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format der neuesten Ausgabe, und besonders für diese gefertigt, vorausgehen zu lassen.

Sämmtliche Zeichnungen und ein Theil der Stöcke liegen bereits fertig vor; die Ausgabe wird in vier Lieferungen vor Schluß dieses Jahres noch vollständig erfolgen.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration der Ausgabe selbst vollkommen an.

Die Lieferung von sechs Holzschnitten kostet nur 4 Gr., oder 15 Kr., die vier Hefte zusammen also nur 16 Gr., oder 1 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Pittoreske Donaufahrt

von

Ulm bis Konstantinopel.

Eine romantisch-malerische Schilderung der merkwürdigsten Ortschaften, Schlösser, Burgen, der schönsten Gegenden und Fernsichten an der Donau, wie auch der gefährlichsten Stellen dieses Flusses,

nebst einer

Uebersicht der Dampfschiffahrt auf demselben.

Ein Handbuch für Donaureisende.

Mit einer Stromkarte.

Gr. 12. Wien, 1838. In Umschlag broschirt. 20 Gr. Sächs.

Wir glauben einem allgemein gefühlten Bedürfnisse durch dieses Werk abzuhelfen, welches das ganze schiffbare Stromgebiet der Donau von Ulm bis zu den Donaumündungen in pittoresker, geschichtlicher, commercieller und nautischer Hinsicht behandelt, und den Reisenden nicht nur als ein unentbehrlicher Wegweiser auf dem Strome und in den vorzüglichsten Städten begleitet, sondern ihn selbst in die türkische Kaiserstadt einführt. Die beigegebene Stromkarte, die das ganze schiffbare Gebiet der Donau umfaßt, sowie die äußere gefällige Ausstattung, werden dieses Werk zu einem ebenso nützlichen als angenehmen Begleiter auf dieser interessanten Fahrt machen, während die pittoresken Schilderungen und der gefällige Styl auch dem Nichtreisenden eine unterhaltende Lecture gewähren dürfte.

Zur Begegnung vielfältiger Bestellungen auf

Blasius' Handbuch der Akiurgie, 3 Bände,

zeige ich hiermit an, daß von diesem Buche gegenwärtig eine neue Auflage erscheint und der erste Band derselben spätestens zu Anfange des nächsten Jahres versandt werden wird.

Halle, im November 1838.

Ed. Anton.

Neuerlich erschienen in Athen und sind durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Μακκελδεῦ (Φερδινάνδος), Ἐγχειρίδιος τοῦ ῥωμαϊκοῦ δικαίου ὑπὸ κτλ. Μεταφρασθὲν ἐκ τοῦ γερμανίκου ὑπὸ Γ. Α. Ράλλη καὶ Μ. Ρεντέρη. **2 vol. 8maj.** *Ἐν Ἀθήναις.*

Diese durch Citate aus den Basiliken noch vermehrte Bearbeitung von Mackeldey's „Lehrbuch des heutigen römischen Rechts" erscheint in zwei Bänden oder 8 Lieferungen zu 16 Gr.

Θεοφίλου Ἀντικήνσωρος τὰ ἰνστιτοῦτα μετὰ τῶν οὐσιωδεστέρων ποικίλων γραφῶν τῶν διαφόρων χειρογράφων, καὶ τινῶν ἄλλων σημειώσεων, ἐκ τῆς ἐκδόσεως τοῦ Ρειτζίου, οἷς προσετέθη καὶ πίναξ ἀναλυτικὸς τῶν ἐμπεριεχομένων, ἐπιμελείᾳ τοῦ Γ. Α. Ρ. **8maj.** *Ἐν Ἀθήναις.* **2 Thlr. 8 Gr.**

Leipzig, im November 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXXIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Ifis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung von Romanen, Schauspielen, Briefen, Biographien, Reisen etc., historischen und andern werthvollen Schriften

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken wird dieses Verzeichniss zur Durchsicht empfohlen.

Die aussergewöhnlichen Vortheile gelten nur noch bis Ende März 1839.

Für Juristen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Leitfaden

für

Pandekten-Vorlesungen

von Dr. K. A. von Vangerow,

ordentl. Professor zu Marburg.

Erster Band.

(Allgemeine Lehren. S. g. Familienrecht. Dingliche Rechte.)

Gr. 8. Gebunden. 825 Seiten. 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr.

Der zweite Band, welcher die noch übrigen Lehren, das Erbrecht und das Obligationen-Recht, umfassen wird, soll möglichst bald nachfolgen; demselben soll auch ein alphabetisches Register über das ganze Werk beigefügt werden. — Bei Anzeige dieses für jeden Juristen höchst brauchbaren Werkes entnehmen wir aus des Herrn Verfassers Vorrede nachstehende wenige Zeilen: — In diesem Sinne nun ist der vorliegende Grundriß ausgearbeitet, der sich von den bisherigen Hülfsmitteln für Pandekten-Vorlesungen namentlich durch die sehr beträchtliche Anzahl mehr oder weniger ausführlicher Anmerkungen unterscheidet. Grade diese wesentliche Verschiedenheit in der ganzen Anlage gab mir auch den Muth zur Veröffentlichung desselben; denn ich durfte mich der Hoffnung hingeben, daß ein Buch, nach diesem Plan ausgearbeitet, nicht blos meinen individuellen Bedürfnissen für meine Vorlesungen entsprechen, sondern auch in einem größern Kreise nützlich sein würde. Namentlich glaubte ich mit den Dank tüchtigerer Praktiker zu verdienen, wenn ich ihnen in gedrängter Kürze eine kritische Darstellung neuerer Untersuchungen über eine bedeutende Zahl civilistischer Rechtsfragen darböte.

Marburg, im November 1838.

Akademische Buchhandlung. **K. G. Elwert.**

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorhalle zur

Griechischen Geschichte und Mythologie,

von

Johann Aschold,

Professor am königl. bairischen Gymnasium zu Straubing.

Zweiter Theil.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Inhalt: 1) Die Thiersymbolik. 2) Einfluß der Thiersymbolik auf den Cultus. 3) Über die symbolische Bedeutung einiger Bäume. 4) Die symbolische Bedeutung des Tanzes. 5) Die symbolische Bedeutung der Kampfspiele. 6) Über den doppelten Wiefungskreis des Sonnengottes. 7) Über das Verhältniß des Apollon zum Dionysos. 8) Über das feindliche Verhältniß einiger Brüder. 9) Über den Streit des Lykurgos mit Dionysos. 10) Über den Kampf des Herakles mit Eurytos. 11) Über den Kampf der Hera mit Herakles. 12) Über den Kampf der Pallas und Hera mit Poseidon. 13) Über die symbolische Bedeutung vieler Kriege. 14) Über die Erfindung der Buchstabenschrift durch Hermes. 15) Über Atlas als Himmelsträger. 16) Andeutungen über die Musen, Horen und Charitinen. 17) Andeutungen über die Nymphen. 18) Über die Freier der Penelopeia. 19) Das Gefolge des Dionysos. 20) Die Homerischen Äthiopen. 21) Die Phäaken. 22) Die Hyperboreer. 23) Die Amazonen. 24) Die Kyklopen. 25) Die Telchinen und Heliaden. 26) Die Kureten und Korybanten. 27) Die Idäischen Daktylen.

Der Verfasser dieser Schrift hat durch seine Geschichte des trojanischen Krieges bereits bewiesen, wie sehr er mit dem griechischen Alterthume vertraut ist. Während er sich aber in jener Schrift auf den gefeierten Krieg und die zunächst mit demselben in Verbindung stehenden Stoffe beschränkte, verbreitet er sich in dieser Vorhalle über alle jene dunkeln Sagen, welche bisher wenig beachtet wurden, mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben dadurch nicht blos ihre volle Bedeutung bekommen, sondern überhaupt die ganze ältgriechische und Mythologie der Griechen neues Licht und eine sichere Grundlage gewinnt. Daher zweifeln wir nicht, daß dieses Werk zur Lösung vieler bisher streitigen Punkte wesentlich beitragen und bei der einfachen Darstellung des Verfassers und dem hohen Interesse des Gegenstandes allen Freunden der Literatur, besonders jener des classischen Alterthums, ebenso viel Vergnügen gewähren dürfte, als den Gelehrten vom Fache.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Kürzlich ist erschienen:

Plantarum

vascularium genera

eorumque

characteres et affinitates tabulis diagnosticis exposita et secundum ordines naturales digesta

auctore

C. F. Meisner, M. D.,

in universitate Basileensi P. P. O., soc. lit. plur. membro.

Accedit

Commentarius

exhibens

praeter adnotationes atque explicationes varias generum synonyma et indicationem librorum, in quibus descriptiones fusiores iconesque nec non specierum novarum diagnoses etc. inveniuntur.

Fasciculus V.

Preis jeden Heftes in grösstem Folio 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk, dessen übrige Hefte rasch folgen sollen, hat überall die günstigsten Recensionen und besonders im Auslande die grösste Anerkennung erfahren. Namentlich rühmt es Decandolle, und erwähnt es unter Anderm im 7ten Bande seines Prodromus als ein „liber aureus", dessen Erscheinen seinen früher versprochenen Index generum überflüssig mache.

Leipzig, im November 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

National-Kalender

für

die deutschen Bundesstaaten

auf

das Jahr 1839.

Oder:

Haus- und Volksfreund

zur

Belehrung und Unterhaltung

für

den deutschen Bürger und Landmann.

Mit einem Kalender für Katholiken, Protestanten und Israeliten, für die Länder, wo derselbe zulässig ist.

Funfzehnter Jahrgang.

Preis 12 Gr., oder 48 Kr.

Mit zwei Lithographien, einem auf Schreibpapier gedruckten, für alle Monate des Jahrs eingerichteten ökonomischen Tagebuch, einem Correspondenz-Journal und einer Gedächtnißhülfe, sämmtlich zum Einschreiben dienend für Geschäfte des Berufs, der häuslichen und Familienangelegenheiten, durch welche Beigabe dieser Kalender für alle Haushaltungen von besonderer Nützlichkeit ist.

Inhalt: Das Gedenkbuch. Die Mannichfaltigkeiten. Die Stimme der Natur. Kalenderbestimmungen. Zehnjährige Übersicht der beweglichen Feste. Bienenkalender. Von der Witterung. Die Beschaffenheit der Erde. Das Waldconcert. Die Standeswahl. Der Einfluß geistiger Beschäftigungen auf den menschlichen Charakter. Volkssagen. Über das häusliche Leben. Die Nachbarn. Neue deutsche Sprichwörter. Luther über den Ehestand. Milde Stiftungen. Zur Nachahmung. Gottlob Nathusius. Arm Elend. Vom Reichwerden. Das seltene Gastmahl. An den Schlaf. Gemeinnützige Anstalten. Über Warteschulen oder Kinder-Bewahrungsanstalten. Ulysses und seine Gefährten. Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften. Der Antichrist. König's neuer Kochparadar. Unterhaltungen aus dem Reiche der Gifte. Mittel gegen das Aufblähen des Rindviehs und der Schafe. Die geschwätzige Magd. Ein gutes Wort findet eine gute Herberge. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen. Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. A. Die Edlern, Bessern, Veredelnden. I. Lebenretter. a) Der muthige Schiffer. b) Ein anderer Fall. c) Die beherzigte Frau. B. Die Schrecklichern, weniger Vernünftigern. I. Mörder. a) Ein unnatürlicher Gatte. b) Der rachedurstige Verwandte. II. Selbstmörder. a) Selbstmord in Folge übertreibener Putzsucht. b) Zwei andere Selbstmörder. c) Noch ein merkwürdiger Selbstmord. III. Brandstifter. IV. Betrüger. Der verschmitzte Dieb. Zögere nicht mit der Ausführung guter Vorsätze. Der menschenfreundliche Sänger. Einige Hauptmängel der Kindererziehung. Der Herbstnebel. Seltsamer Lohn für Lebensretter. Statuten des von Wilhelmine Halberstadt gegründeten Fräuleinstifts für Deutschlands vaterlose unvermögende Töchter jedes Standes und jeder Confession. Kern des Rüsteins Nr. XX vom vorigen Jahr. Gewittergefahren. 1) In Schlesien. 2) In Köln. 3) In Heinsberg. 4) Schädlichkeit des Glockenläutens bei Gewittern. Seltsame Lebensberechnung. Die Branntweinpest. 7) Eine Entdeckung. 8) Das schrecklichste Schicksal. Feuergefahren. 1) Feuersbrunst, durch unvorsichtiges Heizen des Ofens veranlaßt. 2) Ein ähnlicher Fall. 3) Feuer und Licht in den Händen Unmündiger thut nicht gut. 4) Eine Wasserflasche als Brandstifter. Anweisung zum Bau der Derra'schen Lehmbäcker. Der Schmuggler. Vortheile in der Landwirthschaft. Tod des berühmten Viceadmirals Tordenskiold. Alte Leute. Beispiele aus neuerer Zeit. Mit Dschert. Die erste Wasserpflanzstadt zu Grösenberg in Schlesien und ihr Stifter Priesnitz. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. A. Durch Stürme und Ungewitter. 1) In der Walachei. 2) In Öftreich. 3) In Tirol. B. Durch Einsturz. C. Durch Dämpfe, Gase und deren Entzündung. 1) Schädlichkeit des Kohlendampfs. 2) Ein anderer Fall. 3) Noch ein trauriger Fall. 4) Unglücksfall durch Gasexplosion. 5) Noch eine Gasexplosion. 6) Vorsicht beim Ausbringen tiefer Brunnen. 7) Ein ähnlicher Fall. D. Durch Schießpulver und Gewehre. 1) Pulverexplosion. 2) Unvorsichtigkeit mit Schießgewehren. 3) Verletzung von Schießgewehr. 4) Ein anderer Fall. 5) Noch ein trauriger Fall. E. Durch Thiere und thierisches Muthgift. F. Bei Kindern aus Mangel an Aufsicht. Vorsichtsmaßregeln beim Räumen von Brunnen. Noch einige Vorschläge über lebendig Begrabenwerden.

Stuttgart und Tübingen, im November 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei H. B. König in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scriptorum Arabum De Rebus Indicis loci

et opuscula inedita. Ad codicum Parisinorum Leidanorum Gothanorum fidem recensuit et illustravit ***Joannes Gildemeister.***

Fasc. I. 8. Geh. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Weber's, M. J. (Dr.), Vollständiges **Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers** (Zergliederungs-Kunde und -Kunst). Zunächst für die Besitzer des anatomischen Atlasses. Erster Band. Viertes Heft. Preis 20 Gr.

Digitized by Google

Im Verlage von **Alexander Duncker** in **Berlin** sind soeben folgende Neuigkeiten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. L. Böhm,
praktischer Arzt zu Berlin.

Die kranke Darmschleimhaut in der asiatischen Cholera,
mikroskopisch untersucht.
Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Theodor Mügge,

Novellen und Skizzen.
3 Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Inhalt: Die Spanier in London. Der Unversöhnliche. Absicht und Zufall. Der Candidat. Die Brüder. Rosinchen. Streifzüge durch Belgien. Der Retter.

Diese ausgewählte Sammlung interessanter Novellen und Skizzen des beliebten Autors wird den zahlreichen Lesern seines „Chevalier", seiner „Vendeerin" ꝛc. eine sehr willkommene Gabe sein.

Denkschriften und Briefe
zur Charakteristik der Welt und Literatur.
Zweiter Band.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Inhalt: a) Briefe von J. J. Engel, H. Genelli, Fr. v. Gentz, Samuel Hahnemann, Ph. Hackert, Joseph Fürst von Hohenzollern, Fr. L. Jahn, Joh. H. Jung-Stilling, Karl XIV. König von Schweden, Abr. G. Kaestner, K. W. Kolbe, Papst Leo XII., Moses Mendelssohn, Adam v. Müller, Frz. V. Reinhard, Ludw. Robert, Gustav Graf von Schlabrendorf, Fr. E. Dan. Schleiermacher, Chr. M. Wieland, Fr. Aug. Wolf, Pius Alex. Wolff, J. H. D. Zschokke.

b) Denkschriften, Briefe, Depeschen und diplomatische Noten aus der französischen Revolution von 1792 bis 1799. Ange Elis. Louis Ant. Bonnier d'Arco, Boulland, E. Niclas Calon, André Dumont, Florenal Guiot, Labadie, J. P. Lacombe St.-Michel, Napoleon Bonaparte, Rivaud, Philippe Rühl, Sotin.

Der erste Band erschien vor einigen Monaten und hatte sich einer ungewöhnlich großen Theilnahme zu erfreuen, dem vorliegenden wird diese vielleicht in noch höherm Grade zu Theil werden.

In demselben Verlage sind unlängst erschienen:

Italia. Mit Beiträgen von A. Hagen, A. Kopisch, H. Leo, C. Fr. v. Rumohr, K. Witte u. A. Herausgeg. v. **Alf. Reumont.** Mit einem Titelkupfer nach E. Magnus. 8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Cooper's, J. Fenim., Streifereien durch die Schweiz. Nach dem Engl. v. Dr. G. N. Bärmann, 2 Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Galerie dramatischer Künstler der königl. Hofbühne zu Berlin.
Heft I. Charlotte von Hagn. Schwarz 1 Thlr. 20 Gr. Color. 2 Thlr. 6 Gr.
Heft II. Karl Seydelmann. Schwarz 1 Thlr. 16 Gr. Color. 2 Thlr.

Henriette Temple, eine Liebesgeschichte vom Verf. des Vivian Grey. Nach dem Engl. von Dr. G. N. Bärmann. 3 Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Kopisch, Aug., Gedichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Mügge, Th., Die Vendeerin, ein Roman. 3 Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 16 Gr.

Revolution, Die französische, von 1789—1836. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. **E. Miquel,**

Das Kreosot in physischer, chemischer,
pharmaceutischer, medicinischer, technischer und ökonomischer Beziehung, oder: Darstellung der Geschichte des Kreosots, seiner physischen und chemischen Eigenschaften und Verbindungen, seiner pharmaceutischen Verhältnisse und verschiedenen Bereitungsweisen, seiner schädlichen und therapeutischen Wirkung, belegt durch die vorzüglichsten Beobachtungen deutscher und französischer Aerzte, und seiner Anwendung theils auf Medicin, theils auf die Technik (Optik, Färberei ꝛc.) und auf die Haushaltung. Übersetzt, nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet und mit einem Anhange über kreosothaltige Mittel und Surrogate des Kreosots versehen von A. Martiny. Gr. 8. 12 Gr.

Gleich andern neu erschienenen Arzneimitteln fand auch das Kreosot eifriges Lob und heftigen Tadel; Viele hielten es für die Panacee aller Übel, Andere dagegen sprachen ihm jede Wirkung ab, und unter diesen extremen Ansichten litt die Sache der Menschheit, bis jahrelange Erfahrung auch hier der Wahrheit ihr Recht verlieh; denn es ist ja längst bekannt, daß sie besonders durch den Scharfsinn, die Gelehrsamkeit, den Eifer und die Sonderungskunst Miquel's gefunden wurde, welche Gaben auf jeder Seite seiner vorstehenden Schrift erkennbar hervortreten.

Euripidis
TRAGOEDIAE.
Recensuit
Godofredus Hermannus.

Von dieser schönen Ausgabe sind bisher erschienen:

Voluminis	I pars I. Hecuba.	1 Thlr. 6 Gr.
—	— II. Iphigenia in Aulide.	1 Thlr. 6 Gr.
—	— III. Iphigenia Taurica.	1 Thlr. 12 Gr.
Voluminis	II pars I. Helena.	1 Thlr. 6 Gr.
—	— II. Andromache.	18 Gr.
—	— III. Cyclops.	12 Gr.

Letzteres haben wir soeben versandt.

Leipzig, den 10ten November 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Berichte vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft **Amilius Ludwig Richter** und **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte der Jahre 1835, 1836 und 1837 sind zu gleichen Preisen zu beziehen.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Eben ist in der **Hinrichs**'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Kaltschmidt, Prof. **D. J. C. G.**, **Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache**, worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen u. v. a. europ. u. asiat. Sprachen, besonders in der Sanskrit nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihrem Wurzeln abgeleitet und nach ihrer Urbedeutung erklärt, auch die abgeleiteten und die wichtigern zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. **Zweite Lieferung, Bee** bis **Du**. Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Das Ganze wird aus 6 Lief. in 1 Bande bestehen, Mitte 1839 vollständig sein und die bisher dem Unternehmen bewiesene Theilnahme vollkommen verdienen.

Pölitz Weltgeschichte

für gebildete Leser; 6te Aufl. fortgeführt bis mit **1838** vom Prof. **Fr. Bülau**, in 15 Lieferungen (175 Bogen. Gr. 8. 5 Thlr. Schreibp. 6⅔ Thlr.) ist nun vollständig, und als ein höchst werthvolles Geschenk zu empfehlen.

Der Ergänzungsband ist auch unter folgendem Titel:

Allgemeine Geschichte der Jahre 1830 bis 1838 vom Prof. **Friedr. Bülau** zu Leipzig. 23 Bogen. Gr. 8. 1 Thlr.

besonders zu haben und wird durch die geistvolle, klare und anziehende Darstellung das Interesse an der neuesten Zeitgeschichte sehr erhöhen. Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu finden.

Neuer Atlas der ganzen Erde

nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Geschäftsleute, Schulen etc. mit Rücksicht auf **Stein's** geograph. Werke. **Siebenzehnte** Aufl. in 26 K. und 7 Zeit- und geogr. statist. Tafeln. **Colorirt.** Grossfolio. 1838. 4⅓ Thlr. netto.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Karl Friedrich Burdach,

königl. preuß. Geh. Medicinalrathe, Diregenten des Medicinalcollegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Inhalt: Über die Advocatur der Ärzte. Über den Beweis der Vergiftung. I. Arsenikvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenikvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Überrestes der genossenen Speise. III. Arsenikvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerbrechung des Kehlkopfs. Über die nähere Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. I. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Desgleichen mit Depression und Erweichung des Gehirns. 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung innerer Hirngefäße. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung des Krankenheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung des Duralblattes. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirn. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zufällige Tödtlichkeit. a) Meningitis. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Krachheit. 5. Anderweitige Ursache des Todes. Brustwunde und Erstickung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erstickung durch Betten. c) Zusammenbrückung des Kehlkopfes. d) Desgleichen. e) Entzündung. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Ergießung nach einem Stiche. II. Desgleichen nach Verwundung mit einem glühenden Eisen. III. Berstung der Milz nach einem Stoße. Vielfache Mißhandlungen. I. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. II. Desgleichen. III. Anderweitige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, im November 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lerfon (Abbé), Das Ende der alten und das Aufleben einer neuen Welt.

Streifzüge durch rationalistische Gebiete.

Gr. 8. Geheftet. 1 Thlr. 8 Gr.

In einem Augenblick, wo der in alle Höhen und Tiefen der socialen und individuellen Zustände so mächtig eingreifende Rationalismus alle verdammenden Urtheile bereits siegreich überlebt hat und wissenschaftlich gesichtet und geläutert zum eigentlichen Geist der Zeit sich erhob, kann ein Buch, welches dieselbe Richtung bei einer bedeutenden Zahl französischer und zwar katholischer Gelehrten unumwunden darlegt, jedem Gebildeten nur willkommen und höchst interessant erscheinen.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Prolegomena zur Historiosophie

von

August von Cieszkowski.

10 Bogen. Velinpapier. Sauber broschirt. Gr. 8. 16 Gr.

Berlin, im November 1838.

Veit & Comp.

Durch alle Buchhandlungen ist von und zu beziehen:

Guide pratique

pour l'étude et le traitement

DES MALADIES DES YEUX,

par

Ch. J. F. Charron du Villards.

2 vols. Avec planches. In-8. Paris. 6 Thlr

Dieses neue Werk des berühmten Arztes wird als ein Gewinn für die Wissenschaft auch seinen deutschen Kunstgenossen willkommen sein.

Leipzig, im November 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

An den Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung".

Pinsk (Rußland), 14. Nov. 1838.

Sie werden sich wundern, daß ein Bewohner aus Pinsk, dessen Geist in der Einsamkeit sich mit Ihren Blättern erquickt, Sie mit dem Ersuche beunruhigt, auch seiner Stimme in Ihrer Zeitschrift den Platz einzuräumen. Den Anlaß dazu gab der witzige Aufsatz über die Sprache der Thiere, den ich in Nr. 301 d. Bl. nicht ohne heitsame Ueberraschtterung gelesen habe. Aber dem Frohsinne folgt der Ernst sehr oft schnell nach. Als Mitglied der medicinischen Gesellschaft zu Wilna bekannt mit den Umständen der erschienenen Inaugural-Dissertation des Hrn. Wiszniewski, erstaunte ich über die sydtische Umstaltung einer einfachen, reinen Thatsache; und, eingedenk des bekannten Spruchs: Amicus Plato, amicus Cato, sed magis amica veritas, konnte ich meinen heftigen Drang zur Schriftstellerei diesmal nicht bezwingen. Die Dissertation hat Hrn. Wiszniewski, ehemaligen Zuhörern in der medicinischen Facultät der gewesenen wilnaer Universität, welcher die Stelle eines außerordentlichen Professors in der charkower Universität bekleidet und der im verflossenen Jahre nach Wilna kam, um die Doctorwürde zu erlangen, führt den Titel: „Descriptio Raphaniae epidemice grassantis etc." (von der Kriebelkrankheit), und ist auf der andern Seite des Titelblatts mit der Unterschrift des gelehrten Secretairs der Akademie, des Hrn. Doctors der Medicin und Philosophie, Staatsraths Eichwald's, bekräftigt, dem nach den akademischen Gesetzen die Pflicht obliegt, alle von der Conferenz approbirten und zum Druck bestimmten Inaugural-Dissertationen unter seiner Aufsicht und Sorge zu haben. Sollte schon das Titelblatt und der bekannte Name eines gelehrten Mannes dem Spötter nicht hinreichend gewesen sein, um eine folgerechte Muthmaßung zu hegen, daß die medicinisch-chirurgische Akademie zu Wilna einen ganz andern Bewegungsgrund gehabt habe, um dem Candidaten die in dieser Anstalt so schwer zu erreichende Doctorwürde zu ertheilen, als die am Ende der Dissertation angeknüpfte Meinung besselben über die Sprache der Thiere? Der Candidat Wiszniewski wurde, nach einer strengen theoretischen Prüfung aus allen Gegenständen der Medicin, zu der Vertheidigung seiner Dissertation über die Kriebelkrankheit in einer öffentlichen Versammlung zugelassen, und hat den Forderungen der Gesetze Genüge geleistet. Es war damals keine Erwähnung von der Sprache der Thiere. Der Druck dieser Episode war ihm allein aus besonders gestattet, weil er, von der vorgefaßten Meinung darüber eingenommen, selbst dringend darauf bestand und dieselbe als sein intellectuelles Eigenthum behauptete: ein Beweis, daß man in Rußland gegen die Meinungen der Gelehrten nachsichtig ist. Dies war auch ohne allen Zweifel die Ursache, daß die kaiserliche charkower Universität nicht nur dem Hrn. Wiszniewski gestattete, in einer öffentlichen Sitzung in der von ihm gehaltenen lateinischen Rede (Artis veterinariae conditio praesens, — impedimenta quae eidem perficiendae hodiedum obstant, — atque momenta, quae ad illam excolendam magis valent. Charcoviae, 30mo Augusti. A. 1838. Typis Universitatis) unter Anderm auch diese Idee zu entfalten, sondern ließ auch seine Rede auf seine eignen Kosten drucken. Es ist kein Wunder, daß in akademischr Inaugural-Dissertationen, deren ungeheure Menge fast alle wissenschaftliche Gegenstände erschöpft zu haben scheint, manche Ungereimtheiten sich einschleichen, wenn auch größere Werke nicht ganz frei davon sind. Haben Sie je gehört, daß ein Aal auf den Feldern weidet? Und doch liest man in dem Werke eines unserer rühmlichst bekannten Zoologen (Zoologia Specialis. Vilnae 1829. Pars posterior — tertia — S. 109): „Anguilla agros pisorum frequentare diligit." Warum verläßt der Aal sein Element? Warum stoppelt er auf dem fremden Gebiete nach? Ein Witzling würde antworten: Fremde Erbsen schmecken gut. — Hat Jemand bis dahin vermuthen können, daß der persische König Darius mit seinem ganzen Heere, die Scythen und Melanchlänen vor sich treibend, bis in die Gegenden von Pinsk gekommen sei? Und doch finden wir diese Behauptung in einem sehr gelehrten Aufsatze. (In einer Zeitschrift: Russische Lesebibliothek, Bd. 27, Heft 2, März 1838, S. 81.) Wir Einwohner von Pinsk glauben daran gar nicht; denn wäre es der Fall gewesen, so würden wir in den großen pinskischen Sümpfen und Morästen von ungeheurer auf eine Masse Menschen- und Thierknochen stoßen! Dieser Umstand, wie manche andere aus dem Dunkel des grauen Alterthums aus gegebenen Angelegn würden manchen Zoologen verleitet haben zu behaupten, daß diese Sümpfe den Rückstand von der sündflutigen Überschwemmung ausmachen, daß die ganze pinskische Gegend von Läusefressern, blauen und rothen Menschenracen (Bubinen, Wudinen) bewohnt war, und daß die vorkommenden Thierknochen zu dem antediluvianischen Geschlechtern der Elefanten (E. primigenius), Mammonten, Mastodonten und der den amerikanischen ähnlichen Megatherien und Megalonyxen gehören! Welch ein Feld zu neuen Entdeckungen! Welche vortheilhafte Aussichten für die rastlose Bemühung, ein neues Buch zu schreiben!

Ich zweifle nicht an Ihrer Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, und bin überzeugt, daß diese Zeilen das Licht der Presse auf dem classischen deutschen Boden erblicken werden.

X.

Rüge eines literarischen Versehens.

In Hrn. Michelet's „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland" liest man Bd. 2, S. 635, folgende Worte:

„Als ich den ersten Band der Hegel'schen Werke 1832 herausgab, wollte Weise die Hegel'sche Abhandlung „über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt" in öffentlichen Blättern Schellingen, doch gewiß unaufgefordert, vindiciren, und es bedurfte einer förmlichen Erwiderung von meiner Seite, sowie des beharrlichen „Schweigens Schelling's, um diesen Mangel des kritischen „Takts in seine Schranken zu verweisen."

Erst durch diese Ausforderung sand unterzeichneter sich veranlaßt, über den eigentlichen Verfasser jener bekanntlich zuerst in Schelling's und Hegel's „Kritischen Journal der Philosophie", gleich allen Aufsätzen dieser Zeitschrift ohne Namensunterschrift erschienenen Abhandlung bei Hrn. Geheimerath v. Schelling schriftlich anzufragen, dessen „beharrliches Schweigen", bei seiner bekannten Geringschätzung aller von gewisser Seite her so reichlich ihm zugefügter Unbillen, keineswegs befremden oder in der einmal gefaßten, wohlbegründeten Überzeugung irre machen konnte. Verbunden ward damit eine ähnliche Anfrage hinsichtlich des im 16ten Bande von Hegel's Werken wieder ab-

Digitized by Google

gedruckten Aufsatze: „Über das Wesen der philosophischen Kritik überhaupt und ihr Verhältniß zum gegenwärtigen Zustand der Philosophie insbesondere.“ Die Antwort Schelling's in einem Briefe vom 31sten Oct. J. lautet wie folgt:

„Was den unter Hegel's Schriften aufgenommenen Aufsatz: „Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt“, betrifft, so ist Ihre Vermuthung vollkommen gegründet. Es ist darin kein Buchstabe von Hegel, ja er hat ihn vor dem Abdruck nicht gesehen. Was die Einleitung zu dem kritischen Journal betrifft (Wesen der philosophischen Kritik u. s. w.), so ist sie zum Theil von Hegel geschrieben; viele Stellen, die ich jedoch im Augenblick nicht näher zu bezeichnen wüßte, sowie die Hauptgedanken, sind indeß von mir; es mag wol keine Stelle sein, die ich „nicht wenigstens revidirt.“

Dies zugleich als Beitrag zur Beantwortung der Frage: welche von beiden besser mit Hegel vertraut sind, die „Treugebliebenen“, oder die „Pseudo-Hegelianer“, die „von der Schule Ausgestoßenen“ (etwa als „der Stein, den die Bauleute verworfen haben“, Matth. 21, 42—44, da ja Hr. Michelet auf derselben Seite, a. a. O. S. 630, wo er diesen Act des Ausstoßens berichtet, den Spruch Matth. 22, 14 anführt?), die von Jenen unanfhörlich, Hegel nicht verstanden zu haben, bezüchtigt werden.

Leipzig, den 26sten November 1838.

Weiß.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. November. Nr. 292—295.

Nr. 292. *Oberlin. Behemoth und Leviathan. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Bücherlichkeit eines Hindu. *Der Saugefisch. — **Nr. 293.** *Die Ruinen von Babylon. Der Alabaster. Die schlagenden Wetter. *Nelson. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Fortsetzung.) Gewinnung des Seesalzes. Eine ungeheure Rattenfalle. — **Nr. 294.** *Wiesbaden. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Beschluß.) *Corneille. Die Stecknadelfabrikation. *Die südafrikanischen Ochsen. — **Nr. 295.** *Die spanische Armada. *Panama. *Robin Hood. Das Filtriren des Wassers. Das menschliche Gehirn. *Cisfarca.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieser Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. auf nur 5 Thlr. ermäßigt. Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei Th. Fischer in Kassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abbildung und Beschreibung **blühender Cacteen** von Dr. ***L. Pfeiffer*** und ***Fr. Otto***, königl. Gartendirector in Berlin. 1ste Lieferung. Gr. 4. Subscriptionspreis à Lieferung 1 Thlr.

Das Werk erscheint in einzelnen Heften in gr. 4., deren jedes 5 lithographirte Tafeln und ebenso viele Blätter Text enthalten wird.

Die Tafeln werden nicht in systematischer Ordnung folgen, sondern aus den bereits vorhandenen, seit einer Reihe von Jahren sowol im berliner botanischen Garten als an andern Orten entworfenen Abbildungen blühender Cacteen, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Neuesten und Interessantesten, allmälig ausgewählt, und in jedem Hefte aus verschiedenen Gattungen Arten mitgetheilt werden. Die Blumen, Früchte und andere instructive Theile der Pflanzen werden colorirt, wie auch jedesmal ein charakteristischer Theil des Stammes; das Übrige bleibt uncolorirt und wird in Lithographie von geübten Künstlern ausgeführt.

Der Text zu jeder Tafel wird die botanische Diagnose der Art, mit Hinweisung auf die vorhandenen Hülfsquellen, und eine kurze Beschreibung in deutscher und französischer Sprache enthalten, und so eingerichtet werden, dass das Ganze später nach systematischer Folge geordnet und zusammengebunden werden kann.

Exemplare mit vollständig coloritem Stamm werden auf besondere Bestellungen für 3 Thlr. die Lieferung abgegeben.

Bei J. B. Wallishausser in Wien ist zu haben und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

ACLAJA.

Taschenbuch. Neue wohlfeilere Ausgabe. XVI. Band. 1 Thlr. 4 Gr. Feiner Einband 1 Thlr. 8 Gr. Preis für complet I—XVI 18 Thlr. 16 Gr. und feine Ausgabe 21 Thlr. 8 Gr.

Diese wohlfeilere Ausgabe besteht nur aus 16 Jahrgängen, weil der Vorrath nicht erlaubte, sie gleich der ersten Ausgabe bis 18 zu vermehren. Nur sehr wenige Exemplare der ersten Ausgabe mit feinsten Kupfern und Satinetteneband sind noch vorräthig. Auch von der wohlfeilen Ausgabe werden die completen Exemplare bald vergriffen sein.

Die 16 Jahrgänge enthalten 93 Johnsche Kunstblätter und Erzählungen und Gedichte von den ausgezeichnetsten Schriftstellern, sodaß diese Sammlung gewiß jedem Käufer Vergnügen machen wird. Sie ist das Wohlfeilste, welches bei so viel ausgezeichnetem Werth an literarischem Product geliefert werden kann.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist soeben erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

Mayo, Herbert (Wundarzt am Middlesex-Hospital und Professor am königl. Collegium der Ärzte in London), Grundriss der speciellen Pathologie mit besonderer Berücksichtigung auf die pathologische Anatomie. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. *F. Amelung*, grossherzogl. hess. Medicinalrathe etc. Erste Abtheilung. Gr. 8. Velindruckpapier. 25½ Bogen. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Das Original der hier angezeigten Übersetzung hat sich bereits die Anerkennung ausgezeichneter deutscher Gelehrten erworben, und Hennings nennt es in Schmidt's Jahrbüchern der gesammten Medicin, Jahrgang 1836, Band XI, Heft 3, eine der ausgezeichnetesten Erscheinungen der neuern Literatur, empfiehlt es der sorgfältigen Beachtung der deutschen Ärzte und spricht die Überzeugung aus, dass kaum ein anderes Werk mehr zur allgemeinen Einführung der pathologischen Anatomie in die praktische Medicin beitragen wird, als das vorliegende. Die zweite Abtheilung erscheint bald nach Neujahr.

Darmstadt, im October 1838.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bozzaris, H., Die Schande der deutschen Journalistik. 6 Gr.

Leipzig, im November 1838.

Wilhelm Nauck.

Digitized by Google

Im Literatur-Comptoir in Stuttgart erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Unabhängigkeits-Kampf

der

spanisch-amerikanischen Colonien.

Dargestellt

von

Dr. Franz Kottenkamp.

Zugleich Supplementband zu **Ernst Münch's allgemeiner Geschichte der neuesten Zeit,** in 7 Bänden.

Geh. Preis 1 Thlr. 21 Gr. Preuß., oder 3 Fl. Rhein.

GRATIS für die Käufer der soeben ausgegebenen, neuen, wohlfeilen Ausgabe von Münch's Geschichte der neuesten Zeit in 7 Bänden, à 1 Thlr. Preuß., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein.; dieselben erhalten ferner gratis den bereits im vorigen Jahre erschienenen Supplementband von Dr. Kottenkamp (Preis 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl.), zusammen also eine Prämie im Werth von 3 Thlr. 3 Gr. Preuß., oder 5 Fl. Rhein.

Die Verhältnisse der spanisch-amerikanischen Colonien, noch in Deutschland fast gar nicht bekannt und doch so wichtig, daß sie selbst auf die Entwickelung europäischer Zustände oft den unmittelbarsten Einfluß übten, sind darin in einer Weise geschildert, wie sie nur aus einem gründlichen und mühsamen Quellenstudium, aus einer genauen Kenntniß der europäischen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, und aus jener ruhigen, vorurtheilsfreien Anschauung der Thatsachen hervorgehen konnte, welche die erste und schönste Eigenschaft jedes Historikers sein muß.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. October. Nr. 40—43.

Nr. 40. *Die wilden Eingeborenen von Neuholland. *Der Alligator oder Kaiman. Die Sage von der Friedenspfeife. Der Bär und der Panther. Die zwei Bäume. *Das Cabriolet. Auflösung des Räthsels im vorigen Monat. — **Nr. 41.** *Die Fliegenfalle. Übung macht den Meister. Die Wirkungen eines Orkans in Ostindien. *Die St.-Lorenzkirche. Die Elefanten in Indien. *Die Brandente. — **Nr. 42.** *Fränzchen und Marie. *Die Rosengallwespe und die Schlafäpfel. Die Affen in Ostindien. Das Wiesel und die Schwalben. *Die Windrose. Räthsel. — **Nr. 43.** *Großer Prahler, schlechter Fechter. *Das Fest des Nils. Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. *Der aschgraue Wassertreter.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. H. Köhler** in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anekdoten von Gelehrten

und

Curiositäten der Literatur.

2tes, 3tes, 4tes Bändchen.

Elegant broschirt. à 6 Gr., oder 24 Kr.

Den zahlreichen Abnehmern dieser mit großem Beifall aufgenommenen interessanten Sammlung wird die Nachricht von dem Erscheinen dieser Fortsetzung gewiß sehr willkommen sein. Man findet unter vielen andern auch Scenen aus dem Leben von Hoffmann, Schiller, Wieland, Voltaire, Malesherbes, d'Argens, Zinkgräf, Rousseau, Boerhave u. s. w. u. s. w.

Das erste Bändchen erschien 1836.

Bei **N. G. Elwert** in Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über die falsche Idealität.

Von

Geheime Hofrath **Ed. Platner** zu Marburg.

Gr. 8. Brosch. 2 Gr., oder 9 Kr.

Suabedissen (Hofrath und Professor), Die Grundzüge der philosophischen Tugend- und Rechtslehre. Gr. 8. 13 Bogen. Brosch. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Früher ist bei uns erschienen und ebenfalls in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Grundzüge der Metaphysik von Hofrath **Suabedissen.** Gr. 8. Brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat November, oder Nr. 305—334, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXXVIII—XXXXII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Velinpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1838. Achtzehnten Bandes zweites Heft. (Nr. XX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat November, oder Nr. 44—48, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 44—48. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ludwig Uhland.

Zwölfte, einzig vollständige Original-Ausgabe.

Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl gestochen.

8. Velinpapier. In Umschlag broschirt. Preis 2 Thlr. 12 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Da verschiedene süddeutsche Nachdrücke nur die vor dem Jahr 1818 erschienenen, mithin 19 Gedichte weniger enthalten, so können sie auf die Vollständigkeit gegenwärtiger zwölften Original-Auflage keinen Anspruch machen, der sie in Beziehung auf Ausstattung überdies weit nachstehen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Geschichte Napoleon's.

LAURENT,
Histoire
de l'empereur
NAPOLEON,
illustrée
par **Horace Vernet.**
In-8. Paris. 20 Fr.

DE NORVINS.
Histoire de Napoléon.
Avec Vignettes
par **RAFFET.**
In-8. Paris. 20 Fr.

Wir machen mit Vergnügen auf zwei Prachtwerke aufmerksam, welche sich den Ruhm streitig machen, das Leben Napoleon's durch Wort und Zeichnung zu verherrlichen. Norvins' anerkannte geschichtliche Darstellung mit Raffet's Zeichnung auf der einen Seite, Laurent's neue Auffassungsweise verbunden mit Horace Vernet's künstlerischen Leistungen auf der andern, verfolgen beide Werke die großartige Erscheinung von ihrer Geburt bis an ihr Ende.

Beide Werke erscheinen in höchst eleganter Ausstattung in 80 Lieferungen zu 2½ Gr. Die ersten Lieferungen sind durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen.

Leipzig, den 1sten December 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben ist bei Unterzeichnetem erschienen:

Die Vorzüge der doppelten Spurbahnstraße vor den gewöhnlichen Kunststraßen, zur theoretischen und praktischen Prüfung empfohlen von Dr. **F. G. Germar.** 111 Seiten. Gr. 8. Mit Steindruck. 16 Gr.

Der Zweck der Schrift ist, nach des Verf. Angabe, Einl. S. 1: den Kunststraßen bei geringern Kosten eine größere Bequemlichkeit, Sicherheit und Ausdauer zu geben, ja, so weit es thunlich ist, den Vorzügen der Eisenbahnen nahe zu bringen, dadurch aber eine Möglichkeit zu eröffnen, daß sie, die bisher eine große Last aller Staaten waren, bei einem angemessenen Abgabentarif ein Gegenstand der Bewilligungen für Privatvereine werden können.

Altona, im November 1838.

Karl Aue.

Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Medicinisch-Chirurgisch-

THERAPEUTISCHES WÖRTERBUCH

oder

Repertorium der vorzüglichsten Curarten,

die in dem Zeitraume von 1750—1838,

mit Rückblicken auf die ältere und älteste Zeit,

von den berühmtesten Ärzten Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens angewendet und empfohlen worden sind.

Herausgegeben

durch einen Verein von Aerzten.

Mit einem Vorworte des Geheimen Medicinalraths Professors

Dr. Barez.

1ster Band. 2te Lieferung.

Die medicinische Welt hat bereits bei der Publication der 1sten Lieferung dieses Werks eine so lebhafte Theilnahme für dasselbe an den Tag gelegt und sich so beifällig über Plan und Ausführung desselben ausgesprochen, dass es überflüssig erscheint, hier noch Empfehlendes und Lobendes hinzuzufügen. Mögen nunmehr auch diejenigen Mediciner, denen das Werk noch nicht zu Gesicht kam, sich die Einsicht der beiden erschienenen Lieferungen verschaffen, da ich es gern einem Jeden überlasse, sich durch eigne Anschauung von dem Werth und der praktischen Brauchbarkeit des Buches zu überzeugen. Nicht der Zahl inhaltloser Speculationsunternehmungen ist dies **therapeutische Wörterbuch** zuzugesellen, es gehört der Wissenschaft und deren Förderung, und die Medicin wird es den Herausgebern Dank wissen, darin eine übersichtliche Zusammenstellung eines so reichen, aber bisher ungeordneten und darum unbrauchbaren Stoffes geliefert zu haben.

Die Hefte folgen nun alle Monate regelmässig aufeinander. Nach Beendigung des 1sten Bandes tritt ein verhältnissmässig höherer Ladenpreis ein.

Berlin, den 15ten November 1838.

Alexander Duncker.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXXVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

Die Stimmen, welche über die **Leipziger Allgemeine Zeitung** im ersten Jahre ihres Bestehens laut geworden sind, freundliche und unfreundliche, haben uns die Zuversicht einflößen dürfen, daß wir das Ziel, welches bei diesem Unternehmen uns vorschwebte, nicht ganz verfehlt haben; den Wohlwollenden danken wir für die Anerkennung unsers Strebens, die Übelwollenden haben uns auf unserm Wege nicht irre gemacht, und auch ihnen sind wir verbunden, da sie uns auf manche Klippe aufmerksam gemacht haben, die zu vermeiden war. Wir haben uns bei dem Beginne des Unternehmens die Schwierigkeiten keineswegs verhehlt, die theils aus der Natur und dem Umfange desselben hervorgehen, theils in den eigenthümlichen Verhältnissen liegen, welche in Deutschland der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten nur zu ungünstig sind; aber bei dem Versuche, sie zu überwinden, ist der Redaction sowol ihr Ziel immer klarer vor Augen getreten, als sie auch mit den Mitteln es zu erreichen vertrauter geworden ist, und sie glaubt erfüllt zu haben, was sie bei dem Eintritt in ihre Laufbahn aussprach, daß ihre Anstrengungen mit den Schwierigkeiten der Aufgabe wachsen sollten.

Unparteiliche Darstellung der Zeitgeschichte ist unverbrüchlich ihr Gesetz gewesen, und sie ist demselben wissentlich nie untreu geworden, so schwierig es immer für den Zeitgenossen der Ereignisse ist, mitten unter den Eindrücken der Gegenwart, unter streitenden Ansichten und Meinungen, oft unter geflissentlich hervorgerufenen Täuschungen und Wirren so unbefangen zu bleiben, als es dem Geschichtschreiber möglich ist, der einen Zeitraum der Vergangenheit nach kritischer Prüfung der Zeugnisse darzustellen unternimmt. Ihren Wahlspruch: **„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!"** hat unsere Zeitung, wie wir hoffen, nie verleugnet; sie hat stets gertrachtet, in ihren Berichten der Wahrheit treu zu bleiben, und wo sie durch ungenaue und allerdings in einigen Fällen durch falsche Mittheilungen irre geführt war, wie verfehlt Berichtigungen aufzunehmen; sie hat jeder Meinung Raum zu offener Erörterung gegeben, die mit Gründen und ohne gehässige Leidenschaftlichkeit auftrat; sie hat endlich, indem sie dem Grundsatze des unhemmbaren Fortschrittes in allen menschlichen Dingen huldigte, das heilige Gesetz geachtet, das der starke Anker der gesellschaftlichen Ordnung und dabei auch die sichere Bürgschaft jenes Fortschrittes ist. Diesen Grundsätzen wird die Leipziger Allgemeine Zeitung unwandelbar anhangen; aber, ermuntert durch die Anerkennung ihrer Bemühungen, wird von uns **Alles aufgeboten werden, diesem Organ der Öffentlichkeit immer mehr das Vertrauen der Unbefangenen zu gewinnen, und durch Auswahl des Stoffes, durch Mannichfaltigkeit der Mittheilungen, die eine immer weiter sich ausbreitende Correspondenz erleichtert, durch Genauigkeit und Vollständigkeit ihrer Berichte, durch sorgfältige Beachtung der großen politischen Fragen, welche die Zeit bewegen, durch vorzügliche Berücksichtigung deutscher Angelegenheiten und durch Auffassung der wichtigsten culturgeschichtlichen Momente der Gegenwart, allen höhern Anfoderungen immer mehr zu genügen.**

Dem Vorstehenden erlaubt sich die unterzeichnete Verlagshandlung der **Leipziger Allgemeinen Zeitung** noch hinzuzufügen, daß die bedeutende Theilnahme, die das Blatt in der kurzen Zeit seines Bestehens in allen Theilen Deutschlands und des Auslandes gefunden, es ihr gestattet, schon vom nächsten Jahre eine

bedeutende Preisermäßigung

eintreten zu lassen. Der Preis, der für **Sachsen** auf jährlich 10 Thlr. berechnet war, wird vom Jahre 1839 an auf

Acht Thaler

für den **ganzen, 4** Thlr. für den **halben Jahrgang** und **2** Thlr. für das **Vierteljahr** gestellt und demgemäß überall in diesem Verhältniß ermäßigt werden. Im Königreich **Preußen** wird das Blatt anstatt 15 Thlr. 12 Sgr. künftig nur höchstens 11 Thlr. jährlich, 5 Thlr. 15 Sgr. halb- und 2 Thlr. 22½ Sgr.

Digitized by Google

vierteljährlich kosten. Die **Leipziger Allgemeine Zeitung** erscheint wie bisher täglich Abends in 1 oder 1½ Bogen in Hochquart auf schönem Velinpapier und ein vollständiges Register wird jährlich geliefert.

In dem Maße, als die **Leipziger Allgemeine Zeitung** den Kreis ihrer Leser vergrößerte, hat sich auch bei dem Publicum die Überzeugung befestigt, daß grade in diesem Blatt

Ankündigungen aller Art

die allgemeinste Verbreitung finden, sodaß die Anzahl der Ankündigungen in dem laufenden Jahre mit der der ältesten und gelesensten Blätter Deutschlands sich messen darf. Auf die typographische Anordnung der Ankündigungen wird große Sorgfalt gewendet und sie finden ihren Platz sämmtlich in dem Hauptblatte, was nicht wenig zur Beachtung der Anzeigen beiträgt. Für den Raum einer Zeile werden 1½ Gr. berechnet.

Alle Postämter und Zeitungsexpeditionen nehmen Bestellungen auf die Leipziger Allgemeine Zeitung an, die man bald zu machen bittet, um die Auflage bestimmen zu können.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschienen in **Ernst Klein's** literarischem Comptoir in Leipzig:

Das kalte Wasser.

Wo ist es anzuwenden, wo nicht?

Geschichte der Wasserheilkunde, diätetische Benutzung des kalten Wassers. Darstellung der wichtigsten Krankheitsformen nach ihren charakteristischen Erscheinungen nebst ihrer zweckdienlichen Behandlung. Als zweckmäßiges Haus- und Hülfsbuch für alle Stände nach den besten und neuesten Quellen und nach eigener mehrjähriger Erfahrung bearbeitet von Dr. F. A. Koch. Nebst systematischem Inhaltsverzeichniß und alphabetischem Register. Broschirt. 1 Thlr. 8 Gr.

Classische Denksteine.

Sammlung ausgewählter Gedanken und Sentenzen über Welt und Menschenleben, aus den Werken der Griechen und Römer. In den Originalsprachen mit deutschen Übersetzungen herausgegeben von Dr. Heinrich. Broschirt. 9 Gr.

Musterung oder Grundelemente äußerer weiblicher Schönheitstheile.

Mit Anhang: Phoboskopie. Frauenspiegel. Herrenspiegel. Deutung der Schönheitsmäler. 2te Auflage. Broschirt. (In Commission.) 8 Gr.

Panorama und Schilderung des Reiches der Liebe.

Herausgegeben von Ritter Ed. v. Schaul. Mit einem lithographirten Kärtchen. 2te Auflage. (In Commission.) Broschirt. 4 Gr.

Nächte.

Romantische Skizzen aus dem Leben und der Zeit, von Hermann Goedsche. 1ster Theil. Velindruckpapier. Broschirt. 1 Thlr.

Achmed Bey,

oder: Der Harem und die Erstürmung von Konstantine im Jahre 1837. Historisches Charakter- und Sittengemälde aus Nordafrika. Vom Herausgeber des Schabri. 1 Thlr.

Die drei Hauptbrände des Winters 1837—38.

I. Der Brand des Winterpalastes in St.-Petersburg, oder Wohlthun und Vergeltung. II. Der Brand der Börse in London. III. Der Brand des italienischen Opernhauses in Paris. 21 Gr.

Der Glückspilz,

oder: Hans kommt durch seine Dummheit fort. Komischer Roman von Dr. L. Glocktreter, Verf. v. Casanova's II. Liebschaften und Abenteuern ꝛc. 1 Thlr.

Neugriechischer Dolmetscher,

nebst türkischem- und albanesischem. Enthaltend: Kleine neugriechische Sprachlehre, systematisch geordnete Wörter und kurze Redensarten. Mit überall beigefügter Aussprache. Von M. J. A. E. Schmidt. Zweite Ausgabe, vermehrt mit allen auf die neue Gestaltung Griechenlands bezüglichen Ausdrücken, auch einer Valvations- und vergleichenden Tabelle. Geh. 10 Gr.

Zweites Heft (zur 1sten Ausgabe), vorzüglich Ausdrücke in Bezug auf die neue Gestaltung Griechenlands enthaltend. 4 Gr.

Mémoires de J. Casanova de Seingalt

écrits par lui-même.

Édition originale. Tomes 9, 10, 11, 12.

Preis 6 Thlr. 20 Gr.

Obige seit langer Zeit erwarteten letzten 4 Bände dieses bekannten Werkes, welche besonderer Verhältnisse wegen nicht früher ausgegeben werden konnten, sind soeben erschienen.

Brüssel, im November 1838.

Karl Muquardt,

Buchhandlung für in- und ausländische Litteratur.

Digitized by Google

Beachtenswerthe Anzeige für Bibliotheken, Lesevereine, Gutsbesitzer, Landbeamte, Gewerbtreibende ꝛc.

Neue Journale und neueste Sammlung von Länder- und Reisebeschreibungen.

Vom **1sten Januar 1839** an erscheinen bei **Fr. Schwend** in Schwäbisch Hall:

1) Flora.

Original-Chronik für die gewählteste schönwissenschaftliche Literatur des In- und Auslandes.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben
von
Karl Winkler.

Jährlich **156** Bogen groß Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißen Papier mit scharfen Lettern in **52** Wochenheften von je **3½** Bogen Haupttext und ½ Bogen Miscellen mit Quartalstiteln und Inhaltsverzeichnissen. Pränumerationspreis **3** Thlr. **12** Gr. oder **6** Fl. **18** Kr. Rhein. jährlich; **1** Thlr. oder **1** Fl. **36** Kr. halbjährlich, und **1** Thlr. **6** Gr. oder **2** Fl. **15** Kr. vierteljährlich.

Die Tendenz dieser Zeitschrift geht aus dem Titel hervor, und beabsichtigt hauptsächlich novellistische Darstellungen in deutschen Originalaufsätzen neben dem Interessantesten der gesammten ausländischen Journalistik und Literatur in freier, eleganter Bearbeitung allen Ständen in einer Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit und zu einem Preise darzubieten, wie dies von keiner Zeitschrift des In- und Auslandes erreicht wird.

Daneben enthält die „Flora" als Beilage des Hauptblattes tagesgeschichtliche Neuigkeiten, statistische und andere Notizen in größter Abwechselung unter dem Titel Miscellen.

Literarische Intelligenznachrichten werden zu ½ Gr. oder 2¼ Kr. Rhein. die gespaltene Zeile oder deren Raum aufgenommen.

2) Merkur.

Zeitschrift für die Kenntniß aller Länder und Völker, ihrer Sitten und Zustände.

Zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben
von
Karl Winkler.

Jährlich **104** Bogen groß Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißen Papier mit scharfen Lettern in **52** Wochenheften von je **1¼** Bogen Haupttext und ¼ Bogen Miscellen mit Quartalstiteln und Inhaltsverzeichnissen. Pränumerationspreis **3** Thlr. oder **5** Fl. **24** Kr. Rhein. jährlich; **1** Thlr. **18** Gr. oder **3** Fl. **9** Kr. halbjährlich, und **1** Thlr. oder **1** Fl. **48** Kr. vierteljährlich.

Auch dieser Zeitschrift Tendenz ist es: allen Ständen zu einem von keinem ähnlichen Blatte erreichten Preise das Neueste aus der Länder- und Völkerkunde in reichster Mannichfaltigkeit vorzuführen. Sie enthält: Originalaufsätze zur Kunde fremder Länder und Völker, Auszüge aus See- und Landreisen aller Sprachen, Reiseskizzen, Schilderungen, Bilder- und Charakterzüge und Originalcorrespondenzen über den wissenschaftlichen, sittlichen und gewerblichen Verkehr des Auslandes.

Der „Merkur" wird gleichfalls neben dem Hauptblatte unter dem Titel Miscellen eine Beilage erhalten, worin gedrängte Neuigkeiten aus der Tagesgeschichte, statistische, geographische und commercielle Notizen, Anekdoten und Ähnliches in großer Abwechselung mitgetheilt werden.

Literarische Intelligenznachrichten werden auch in dieses Blatt zu ½ Gr. oder 2¼ Kr. Rhein. die gespaltene Zeile oder deren Raum aufgenommen.

3) Neueste fortlaufende Sammlung

der interessantesten Länder- und Reisebeschreibungen der ältern und neuesten Zeit.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben
von
Karl Winkler.

Jährlich gleichfalls **104** Bogen groß Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißen Papier mit scharfen Lettern in **52** Wochenheften, mit Haupt- und Specialtiteln. Pränumerationspreise wie bei unserer Zeitschrift „Merkur", aber nur in Verbindung

Digitized by Google

mit dem Merkur genommen, ohne diesen um die Hälfte höher, und die Einzelnwerke um das Doppelte des ursprünglichen Preises.

In enger Verbindung mit unserer Zeitschrift „Merkur" werden wir dem Publicum, auch hier von derselben Tendenz geleitet wie bei den beiden vorgenannten Zeitschriften, eine fortlaufende Sammlung der interessantesten, vorzugsweise der neuesten Länder- und Reisebeschreibungen in gedrängten, klaren und eleganten Bearbeitungen aus allen Sprachen zu einem in der That unerhört billigen Preise liefern.

Die an alle Buchhandlungen und Postämter versendeten ausführlichen Prospecte besagen das Nähere.

Die erste Wochenlieferung einer jeden der drei Unternehmungen liegt vom 1sten Decembre 1838 an bei allen Buchhandlungen und Postämtern vor.

Man abonnirt bei allen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes.

Victor Hugo.

In unserm Verlage ist soeben die **Originalausgabe für Deutschland** erschienen von:

RUY BLAS,

Drame en cinq actes

par

Victor Hugo.

In-18. Leipzig. 12 Gr.

Unter dieser wohlfeilen Originalausgabe von Victor Hugo's neuestem Drama, welches das Théâtre de la Renaissance glänzend eröffnete, ist auch die größere Ausgabe (Oeuvres complétes, T. VII, in-8.) zu 2 Thlr. 6 Gr durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen.

Leipzig, im December 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* mémo maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen:

Handbuch
über

die Krankheiten der Haut.

Mit Zugrundelegung von Gibert's und Benutzung der übrigen vorzüglichern Werke über die Hautkrankheiten
herausgegeben
von

Dr. C. W. Riecke,

Mitglied des Vereins für Heilkunde in Preußen, des Vereins großherzoglich hessischer Medicinalbeamter zur Beförderung der Staatsarzneikunde, des würtemb. ärztl. Vereins, der medic. Gesellschaft zu Leipzig, Dijon, Lyon, Marseille und Zürich.

2 Bände in 8. Broschirt. Preis 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wien wie es ist.

Eine Sammlung von Original-Volksscenen, Anekdoten, Bonmots, Räthseln ꝛc.

Von Mikroskop.

Ein Seitenstück von: „Berlin wie es ist und trinkt".

1stes Heft. Mit 1 illum. Kupfer 8 Gr.
2tes Heft. Mit 1 illum. Kupfer 8 Gr.
3tes Heft. Mit 1 illum. Kupfer 6 Gr.

Leipzig. C. Scheld & Comp.

Im Laufe des Monats December erscheint in unserm Verlage:

Die Krönung in Mailand,

im Jahre 1838.

Von

August Lewald.

Prachtwerk in gr. 4.

Mit 5 Stahlstichen und Titelvignette, gezeichnet von Foltz, gestochen von Ed. Schuler, Gray, Hessfoel.

Elegant gebunden. 6 Thlr. 16 Gr., oder 12 Fl. Rhein.

Karlsruhe, den 30sten November 1838.

Creuzbauer'sche Buch- und Kunsthandlung.

Bei Windolff und Striese in Königsberg i. d. N. ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abriß der neuesten Geographie aller fünf Welttheile; in katechetischer Form. Deutsch und Französisch. Zum Gebrauch für Schulen, besonders aber für Erziehungsanstalten und häuslichen Unterricht. Von Dr. August Ifs. 380 Seiten. Kl. 8. Broschirt. Preis 18 Gr. (22½ Sgr.)

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.

Herausgegeben
von

Dr. Franck.

Dritter Jahrgang.

Mit drei Kupfern.

8. Elegant cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: 1. **Die Rosen.** Ein dramatisches Gemälde in drei Abtheilungen und fünf Acten von **Albini.** — II. **Das Tagebuch.** Lustspiel in zwei Acten von **Bauernfeld.** — III. **Die Opfer des Schweigens.** Acmerspiel in fünf Aufzügen von **Immermann.** — IV. **Der Sachwalter in Paris.** Lustspiel in einem Act von **Franck.**

Der erste und zweite Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Franck, F. Halm, Immermann, Liebenau, Maltitz und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann und Grabbe, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Ifis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

Dieses Blatt, das sich in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits einen sehr bedeutenden Leserkreis erworben, wird auch im nächsten Jahre ganz in der bisherigen Weise täglich Abends erscheinen. Redaction und Verlagshandlung finden in der großen Theilnahme, die man ihrem schwierigen Unternehmen geschenkt, die Aufforderung, nichts zu versäumen, was dem Blatt einen erhöhten Werth geben kann, und sie werden vom nächsten Jahre an noch mehr wie bisher den Wünschen des Publicums, die sie sorgfältig beachtet, zu entsprechen wissen.

Der bedeutende Absatz, den das Blatt gefunden, macht es möglich, schon vom nächsten Jahre an den **Preis zu ermäßigen;** es wird von 1839 an in **Sachsen** jährlich nur 8 Thlr. (4 Thlr. halbj., 2 Thlr. vierteljährlich) und in **Preußen** nur höchstens 11 Thlr. (5 Thlr. 15 Sgr. halbj., 2 Thlr. 22½ Sgr. vierteljährlich) kosten und hiernach im Verhältniß überall der Preis billiger wie bisher gestellt werden.

Für **Ankündigungen aller Art,** die stets im Hauptblatt ihre Stelle finden, bietet Leipzigs Lage im Mittelpunkte von Deutschland besondere Vortheile, und sie finden durch die Leipziger Allgemeine Zeitung schnell die allgemeinste Verbreitung. Der Raum einer Zeile wird mit 1½ Gr. berechnet.

Bestellungen auf die Leipziger Allgemeine Zeitung werden bei allen Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen und man bittet sie zeitig zu machen, um die Auflage bestimmen zu können.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichtungen

von

Hermann Neumann.

I. Dichterjahr. 8. 19 Bogen. Geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

II. Dichterjahr, 1ste Abtheilung. 8. 16 Bogen. Geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

II. Dichterjahr, 2te Abtheilung. 8. 9 Bogen. Geh. Preis 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Diese Dichtungen den Freunden der Poesie noch besonders zu empfehlen, dürfte überflüssig erscheinen; sie empfehlen sich selbst.

In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen:

Dr. E. Schmaltz, Über die Taubstummen und ihre Bildung, in ärztlicher, statistischer, pädagogischer und geschichtlicher Hinsicht; nebst einer Anleitung zur zweckmäßigen Erziehung der taubstummen Kinder im älterlichen Hause. Mit vielen Tabellen. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Herr Verfasser hat, als Ergebniß seiner Reisen, seiner vieljährigen Erfahrung bei Behandlung von Gehör- und Sprachkrankheiten und seiner Stellung als Arzt an der hiesigen Taubstummenanstalt, Alles, was über die Taubstummen wichtig ist, zusammengefaßt. Die Ältern taubstummer Kinder werden durch die ausführliche Anleitung zu der bisher meist vernachlässigten Erziehung derselben belehrt werden und jeder Lehrende wird darin eine Entwickelung der Mittel, sowie eine Anweisung zu dem ersten Unterrichte der Taubstummen finden.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klinisches Taschenbuch

für

praktische Ärzte,

von Dr. **C. H. Ebermaier,**

Kreisphysikus in Düsseldorf.

1ster Theil. Enthaltend: Einleitung. Fieber. Entzündungen. Exantheme.

634 Seiten. 8. Preis 2 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser hat in der vorliegenden Schrift versucht, die gegenwärtige Richtung der Heilkunde durch das Gebiet der einzelnen Krankheiten, von dem Standpunkte eines praktischen Arztes aus, zu verfolgen und die höchste Achtung vor der Naturheilkraft mit consequenter Benutzung der allgemeinen Heilmethoden, der Diät und der äußern Verhältnisse zu verbinden.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. November. Nr. 44—47.

Nr. 44. *Der wilde Franz. Die Indianer und die Bären. *Die Kaschmir- oder tibetanischen Ziegen. Die Räscher. *Ein Maiskolben. Auflösung des Räthsels im vorigen Monat. — Nr. 45. *Pan. *Der Kaiser Ferdinand II. Die Räscher. (Fortsetzung.) *Die Löffelente. — Nr. 46. *Die Vogelspinne und der Kolibri. Die Räscher. (Beschluß.) Ein Beispiel von Gegenwart des Geistes. *Die Zerstörung von Jerusalem. Zuversicht, von L. Tieck. Räthsel. — Nr. 47. *Ein schottischer Sackpfeifer. Die Leopardenjagd am Vorgebirge der guten Hoffnung. *Der Truthahn oder Puter. Der gute Paul. *Das Pferd. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Höchstwichtige Schrift!

Soeben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Freiherr von Sandau

oder

die gemischte Ehe.

Eine Geschichte unserer Tage

von

Dr. K. G. Bretschneider,

Geh. Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent zu Gotha, Ritter des sächs. Ernestinischen Hausordens.

Gr. 8. Elegant geh. Preis 21 Gr (26¼ Sgr.)

Inhalt.

Cap. I. Das Jubelfest der heiligen Ursula.
— II. Der Pater Cyriar.
— III. Der Erzbischof.
— IV. Die kranke Mutter.
— V. Der glückliche Tag.
— VI. Die Zofe.
— VII. Roma loquuta est; res judicata est. (Rom hat gesprochen, dann gilt kein Widerspruch.)
Cap. VIII. Das Fernrohr.
— IX. Der Doppelbesuch.
— X. Mainz.
— XI. Das Gastmahl.
— XII. Die gemischte Ehe.
— XIII. Die Brautwerber.
— XIV. Das Braut-Examen.

Diese Schrift hat den Zweck, ein unbefangenes Urtheil über die jetzigen Maßregeln des römischen Stuhls gegen die evangelischen Regierungen Deutschlands und gegen die gemischten Ehen zu vermitteln, der dadurch angeregten Erbitterung zwischen Katholischen und Evangelischen zu steuern, beide Theile zu christlicher Verträglichkeit und Einigkeit zu stimmen, dem liebelosen Ketzerhasse zu begegnen, und endlich Diejenigen, welche in gemischter Ehe leben oder eine solche schließen wollen, auf die Schwierigkeiten dieses Verhältnisses und auf die Gesinnungen und Überzeugungen hinzuweisen, bei denen allein in solchen Ehen auf Frieden und häusliches Glück gerechnet werden kann. Sie ist nicht geschrieben für Gelehrte und Staatsmänner, für welche diese Gegenstände schon vielfach in gelehrten Schriften besprochen worden sind, sondern für das große Publicum, für alle Gebildete der katholischen und evangelischen Kirche, zu deren Verständigung und Beruhigung in diesen Angelegenheiten noch wenig oder nichts geschrieben worden ist.

Halle, im December 1838.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei J. B. Wallishausser in Wien ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Handbuch der Geburtshülfe.

Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen zum Gebrauche für angehende Geburtshelfer. 2 Bände. Gr. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Lehrbuch der Geburtshülfe.

Als Leitfaden bei seinen akademischen Vorlesungen und bei dem Studium des Faches für angehende Geburtshelfer. Mit 1 Kupfertafel. 3te verbesserte Auflage. Zweiter Theil, mit dem besondern Titel: Gesammelte Aufsätze über einige der wichtigsten und am häufigsten vorkommenden geburtshülflichen Operationen, nebst Bemerkungen und Erfahrungen über einige Gegenstände der praktischen Geburtshülfe. 2te Auflage. Mit 1 Kupfertafel. Beide Theile 4 Thlr. Der 2te Theil apart 1 Thlr. 12 Gr.

Kunst die italienische Sprache

in einigen Monaten zum nothwendigen Bedarf Sprechen, Lesen und Verstehen zu lernen; oder erster Unterricht in der italienischen Sprache für Jung und Alt, um in einigen Monaten, ohne Hülfe eines Lehrers, das Sprechen, Lesen, Verstehen und Schreiben auf eine sehr leichte Art sich eigen zu machen; enthält das ABC, Leseregeln, Leseübungen, Einleitung zu den Redetheilen, Aufgaben, Sammlung der nöthigsten Wörter zum Sprechen, leichte Gespräche, italienische Anekdoten, Novellen und Erzählungen mit dem deutschen Texte zur Seite, von J. B. Hoffsteller, Professor an der k. k. Theresien-Ritterakademie. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

L'Anecdotier moderne.

Der neueste französische Anekdotenkrämer, oder 100 biographische Skizzen, Erzählungen, Anekdoten, witzige Einfälle, Schwänke, Calembours, Räthsel ꝛc. aus der neuesten Zeit geschöpft, zur Veredlung des Verstandes und des Herzens, für solche Leser, die sich im Französischen auf eine angenehme und nützliche Art üben wollen, von Hoffsteller, Professor ꝛc. 1ste Lieferung. Gr. 16. Geh. 6 Gr.

Visa reperta

und

gerichtlich-medicinische Gutachten. Verfaßt und als erläuternder Anhang zu seinem systematischen Handbuche der gerichtlichen Arzneikunde herausgegeben von J. Bernt, Professor ꝛc. 2ter Band. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Kempis sämmtliche Werke.

Übersetzt von J. P. Silbert.

Neue wohlfeilere Ausgabe. Gr. 8. Lieferung 1—13. Jede 5 Gr.

Diese 13 Lieferungen bilden den 1sten und 2ten Band. Die 14te Lieferung ist bereits unter der Presse.

Digitized by Google

Der fromme katholische Christ.

Gebet- und Andachtsbuch für katholische Christen, von K. Schlecht, Piaristen-Ordenspriester und Professor ꝛc. Gr. 12. Ordinaire Ausgabe mit 1 John'schen Kupfer 9 Gr. Auf Velindruckpapier mit 1 Kupfer 12 Gr.

Auf Velinpapier mit 3 John'schen Kupfern 18 Gr.

K. k. östreichischer Zolltarif.

Unter dem Titel:

Auseinandersetzung der k. k. Ein-, Aus- und Durchfuhrzolle, in durchaus alphabetischer Ordnung. Zur Bequemlichkeit des Handels durch L. C. F. Steinheil. 1835.

Mit Anhang. Gr. 8. Gebunden. 1 Thlr. 9 Gr.

Die bedeutende Ausdehnung der östreichischen Grenze und die großen Handelsinteressen machen es dem kaufmännischen Publicum sehr wünschenswerth ein Werk zu besitzen, welches augenblicklich über jeden Waarenartikel Aufschluß gibt. Den beiderseitigen Grenzbewohnern wird dieser Tarif willkommen sein; mit dem Anhang ist derselbe bis jetzt vollständig.

Reise im Innern von Brasilien.

Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Östreich Franz I. in den Jahren 1817—21 unternommen und herausgegeben von J. L. Pohl. 2ter Band. Mit 3 großen Ansichten gestochen von J. Armann und J. Passini. Gr. 4. Cartonnirt 28 Thlr. Feine Ausgabe auf basler Velinpapier 36 Thlr.

Hiermit ist dieses werthvolle Werk geschlossen. Der ganze Schatz von Erfahrungen der planmäßig angelegten und ausgeführten Reise ist darin niedergelegt. Die Auflage ist sehr beschränkt gemacht, sodaß Bibliotheken, Liebhaber und die Besitzer des 1sten Bandes wohl thun werden, ihre Bestellungen zeitig zu machen.

Für Staatsbeamte und Lesecirkel.

Eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik.

Begründet von **Pölitz**. In Verbindung mit mehreren **(65)** gelehrten Männern herausgegeben von Prof. **Fr. Bülau. 1839.** Januar. Gr. 8. Der Jahrgang **6** Thlr.

„Ein Vorwort" von **Fr. Bülau** eröffnet sehr lesenswerth den 12. Jahrgang dieser gehaltvollen Zeitschrift, dem interessante Aufsätze: über Gemarkungsrecht vom Geh. Rath **Nettig**; Erinnerungen an G. B. Niebuhr von **F. Münch**; die Repräsentativverfassungen nach Ansichten des Fürsten Golmsich vom Präsid. v. **Weber**; Recension über die Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes herausgegeben von **Dahlmann**; **Prensker's** Jugendbildung; **Jüngen's** Zeitschrift, folgen.

Die Fortsetzung erscheint so regelmäßig wie bisher.

Bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Heinrich Bone.

8. 17 Bogen. Geh. In Umschlag. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Die Strenge in der Auswahl und der daraus hervorgegangene, jetzt so seltene Vorzug, daß das Werk in religiöser und moralischer Hinsicht, trotz der großen Mannichfaltigkeit der einzelnen Gedichte, jedem Alter und jedem Geschlechte unbedingt in die Hand gegeben werden darf, läßt uns erwarten, daß es bald allgemein die Anerkennung und Verbreitung finden wird, welche ihm in der nächsten Umgebung zu Theil geworden ist. Besonders glauben wir auch noch auf den reinlyrischen Charakter der Lieder aufmerksam machen zu dürfen, wodurch sie sich zur Composition in vorzüglichem Grade eignen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

J. Funck,

Drei Novellen nach dem Leben.

I. Liebe und Aristokratismus.
II. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg 1808 und 1837.
III. Corsicanische Blutrache.

Velinpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Es eignet sich dieses Buch für jede Leihbibliothek und für jedes Gebildeten Privatbibliothek. Die beiden letztern Novellen sind aus dem Leben des Helden der

Fahrten eines Musikanten

von **Ludw. Bechstein.**

3 Bände. 1837.

auf welches Werk ich nochmals aufmerksam mache, das in keiner Leihbibliothek und in keinem Lesecirkel fehlen sollte; denn wo es einmal bekannt ist, wird es so viel gelesen, daß ein Exemplar nicht ausreicht.

Schleusingen, den 1sten December 1838.

Kour. Glaser.

Soeben ist erschienen:

Handbuch

der

speciellen Therapie

von

Friedrich Nasse,

Geh. Medicinalrath und Director der medicinischen Klinik in Bonn.

2ter Band. 2te Abtheilung.

Mit dieser Abtheilung ist der 2te Band dieses Handbuchs geschlossen, und sind jetzt beide Bände ganz vollständig durch alle Buchhandlungen für den Ladenpreis von 4 Thlr. zu beziehen.

Leipzig, im December 1838.

Karl Cnobloch.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1838. Sechstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*. Jahrgang 1838. Monat Mai, oder Nr. 35—43. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1838. Achtzehnten Bandes drittes Heft. (Nr. XXI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1839.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Auf feinem Velinpap. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: 1 **Des Lebens Ueberfluß.** Novelle von **Ludwig Tieck.** — H. Goethe's Briefe an die Gräfin **Auguste zu Stolberg.** Mit. Die Entführung. Novelle von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** — IV. **Der Gekreuzigte.** Novelle von **Leopold Schefer.** — V. Irrwisch-Fritze. Idyll-Novelle von **Franz Berthold.**

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten,

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge aber für 16 Gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Marteli, E. Mörike, A. Ohlenschläger, Pocgaru, P. J. von Rehfues, E. Reinhold, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, E. Scävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Ohlenschläger, Dannecker, Zelter, Tegnér, Tieck, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Beendigung eines Werks für Alterthumsforscher.

Der 3te (letzte) Band von

K. A. Böttiger, Kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von L. Sillig.

Mit 5 Kupfertafeln.

ist nun erschienen und für 2 Thlr. 20 Gr. in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen.

Der 1ste Band kostet 3 Thlr. 4 Gr., der 2te Band 2 Thlr. 16 Gr., mithin alle 3 Bände 8 Thlr. 16 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Nützliche Weihnachtsgeschenke für Damen.

In Ernst Klein's literarischem Comptoir in Leipzig erschienen:

Die Unpäßlichkeiten der Damen, ihre bequemste und leichteste Heilung, von Dr. C. Lenz. 8 Bogen. Gr. 12. Gebunden. 16 Gr.

In gefälliger Sprache tröstet und berathet der Verfasser hierin das zarte Geschlecht über die Leiden des Körpers und erheitert ihr Gemüth dabei; nöthigt sie auch keineswegs zur Entsagung aller Freuden oder zu bitterbösen Arzneien, indem er die Hülfe in einfachen, ja angenehmen Mitteln (oft sogar vom Conditer) nachweist. Durch geschmackvolle Ausstattung empfiehlt sich dieses und folgendes Büchlein auch als nützliches Geschenk.

Die Kunst der Frauen

sich die Liebe und Treue ihrer Gatten zu sichern. Festgabe für bräutliche Jungfrauen und junge Frauen. Von Dr. A. Heinrich. 6½ Bogen. Cartonniert. 15 Gr.

In herzlicher und eindringender Sprache ist hier das Leben und Gemüth der Männer und der Frauen geschildert, diesen die besten Rathschläge für ihr Wohl gegeben.

Unterricht

für junge Frauen, um frohe Mütter gesunder Kinder zu werden und selbst dabei gesund und schön zu bleiben. Mit einem Anhange, enthaltend Gebete für Schwangere und Gebärende. Zweite Auflage. 8 Bogen. Gr. 8. (In Comission.) 9 Gr.

Was ist wol wichtiger für die Menschheit, als der Gegenstand dieses Buchs? Belehrend und allgemein verständlich ist zweckmäßig Alles abgehandelt, was auf Gemüth und Körper in diesem Zustand Einfluß hat.

Soeben wurde ausgegeben und ist durch alle Buchhandlungen von uns **gratis** zu erhalten:

Verzeichniss

der vorzüglichsten in

Frankreich und England

für **1839**

erscheinenden Journale u. s. w.,

welche durch

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur,

in

Leipzig und Paris,

zu beziehen sind.

Die in diesem Verzeichniß notirten Preise der Journale bei Beziehung durch unsere **leipziger** Handlung — welche dieselben wöchentlich mit Post erhält und **franco Leipzig** liefert — sind möglichst billig berechnet; Bestellungen auf vollständige Jahrgänge, sowie bei den meisten Journalen, welche täglich und wöchentlich erscheinen, auch auf ein Halb- oder Vierteljahr, letztere jedoch zu verhältnißmäßig etwas höhern Preisen, werden in jeder soliden Buchhandlung angenommen.

Directe Aufträge auf französische Journale bei unserer **pariser** Handlung (Rue de Richelieu, No. 60) effectuiren wir zu pariser Originalpreisen, welche natürlich weit billiger sind; doch werden sie nur angenommen, wenn der ungefähre Abonnementsbetrag in einer Anweisung der Bestellung beigefügt ist, und alle Portospesen fallen dann dem Empfänger zur Last.

Leipzig, den 15ten December 1838.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

Für Freunde

der englischen Literatur

liegt der heutigen Nummer der „Blätter für literarische Unterhaltung" die Liste der für das Jahr 1839 erscheinenden englischen Journale bei, welche, sowie alle Producte der englischen Presse, durch Unterzeichneten und, mit Berechnung einer billigen Prövision, durch alle Buchhandlungen Deutschlands um die beigesetzten Preise zu beziehen sind.

Leipzig, den 14ten December 1838.

J. A. G. Weigel,
Buchhändler.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

ANNEX A

Digitized by Google